Digitized by Google

721.

Per. 3977 d 163/1808(3-4)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition,
1808.

Digitized by Google

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Theologiſche Briefe.* Von C. F. *Sintenis*, Conſiſtorialrath. Erſter Theil. 1803. VI und 262 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Nach der Verſicherung des Vfs. ſind dieſe Briefe die Früchte des vertrauten Umgangs mit einem ſehr gebildeten und wiſsbegierigen jungen Mann von höherem Stande, mit dem er auch nach der Trennung von ihm über die wichtigſten Gegenſtände der chriſtlichen Religion ſchriftlich ſich unterhielt. Obgleich man ſchon weiſs, wie ſehr der Vf. gegen kirchliche Lehrmeinungen kämpft, und dem Dogmatismus überhaupt ſchon längſt den Krieg erklärt hat, man auch die Waffen kennt, mit denen er gegen ältere und neuere Syſteme zu Felde zieht: ſo verdienen doch dieſe 18 Briefe auch jetzo noch nach ihrem beſonderen Inhalt näher gekannt zu ſeyn. Sie gewähren uns eine ſehr genaue und richtige Überſicht der beſonderen Ideen, Geſichtspuncte und Meinungen des Vfs. Wir wollen dieſe getreu ſo darſtellen, wie er ſie gab, und groſsentheils ſo auf einander folgen laſſen, wie ſie in der Reihe dieſer Briefe anzutreffen ſind.

Er geht ſogleich davon aus, Jeſus habe, nach ſeiner Beſtimmung, nichts weiter, als *Weltlehrer* ſeyn, nur *Hirt*, nicht *Lamm* heiſsen wollen. Sehr weitläuftig erklärt er ſich über die Schaf-*Diebe* und Schaf-*Knechte* oder Miethlinge, über die Wahrheitsfeinde und Volkstäuſcher zu den Zeiten Jeſu und die noch jetzt umherirrenden gefährlichen Wölfe. Auch *Moſes* und Muhamed gingen nicht, wie Jeſus, zur rechten Thüre in den Schafſtall; nur *ſein* Wort war Gottes Wort, weil es „*das Wort der Vernunft war, durch die Gott, als die oberſte Vernunft, einzig und allein zu den Menſchen ſpricht, denn ſie iſt die einzige Offenbarung Gottes für ſie.*" Vieles von Prieſterthum, Ceremoniendienſt u. ſ. w., was aus *Bahrdt's* Schriften längſt bekannt iſt, erſcheint hier wieder faſt in derſelben Geſtalt, und in derſelben Kraftſprache. Über die Lehre von *Vater, Sohn* und *Geiſt* erklärt der Vf. ſich auf folgende Art. Gott, der Vater — iſt richtig geſprochen, Gott, der Sohn, aber — falſch, *Gottes*ſohn (Meſſias oder der Chriſt) darf man nur ſprechen; nach dem Willen der Vorſehung ſollte er *Weltverbeſſerer* ſeyn, und inſofern, und als ſolchen, hat Gott ihn zu ſeinem Sohne gemacht, oder wie es bildlich heiſst, ihn *gezeugt*. Es iſt vernunft- und ſchriftwidrig, ihn für Gott gleich zu halten. Hierbey eine Menge von Stellen aus dem N. T., deren Erklärung hier nicht unterſucht werden kann. Von den ſogenannten *beiden Naturen in Chriſto* behauptet der Vf., Jeſus unterſchied an ſich ſelbſt nicht eine göttliche und menſchliche, ſondern, wie bey uns, eine *höhere* und *niedere*, eine *ſittliche* und *ſinnliche*, kurz, eine *bloſse Menſchennatur* überhaupt. Wenn es heiſst: Jeſus ſey *ausgegangen* oder *geſandt* vom Vater: ſo beziehe ſich dieſs, meint Hr. *S.*, bloſs darauf, daſs er die heiligſten Angelegenheiten der Providenz betrieb, und an Ausbreitung der Wahrheit arbeitete. Wenn beſonders Johannes Jeſu ſolche Ausſprüche in den Mund legt, wie z. B. ich und der Vater ſind Eins; der Vater iſt in mir und ich bin in ihm: ſo mag dieſer Biograph eine ſolche myſtiſche und hyperboliſche Sprache verantworten. Der Vf. beſeitigt ſie durch andere Stellen. Jeſus betrieb Gottes Werk; mehr kann von ihm nicht geſagt werden; Gottes Plan und Wille war der ſeinige; Jeſus hielt ſehr darauf, daſs ein Jeder dieſs *glaubte*. Vom Evangelium des Johannes meint er, es fange erſt mit V. 19 an. Den Logos überſetzt er durch: Wortgeber, Sprecher, Weisheit: ſo wie mehrere Ausdrücke, wo vom *Sehen* und *Kennen* den Vater die Rede iſt, durch: die Gottheit repräſentiren, umgetauſcht werden. Bemerkenswerth iſt die Erklärung des Ausſpruches Jeſu: Abraham ward froh, daſs — freute ſich; ehe als Abraham ward, bin ich. Nach der Nationaldeutung der dem Abraham zu Theil gewordenen Verheiſsung, wovon Jeſus die Anwendung auf ſich machte, ward Abraham an dem Tage, an welchem Iſaak ihm *verkündigt* ward, froh darüber, daſs er den Tag Jeſu ſehen ſollte, und als Iſaak ihm *geboren* ward, ſah er wirklich den Tag Jeſu, und freute ſich; und, ehe Abraham lebte, war Jeſus in dem unendlichen Verſtande Gottes als Meſſias ſchon längſt da geweſen! Unter heil. *Geiſt* verſteht er Gott ſelbſt, ſeine Weisheit und Erkenntniſs, reine und hohe Moralität, Gotteskraft u. ſ. f., und unter dem, den Jeſus den Apoſteln verhieſs, die richtige Denkart derſelben über das Meſſiat Jeſu, dem Phariſäismus entgegengeſetzt, und ihre Amtstüchtigkeit. Vortrefflich ſind übrigens (S. 67—77) die Bemerkungen über *hiſtoriſches* und *geiſtiges Chriſtenthum*, über die Ungläubigen und Zweifler an Jenem, die, wie *Teller* es nennt, ein *unumwundenes* Chriſtenthum wünſchen. Sie verdienen indeſſen ſelbſt nachgeleſen und von beiden Parteyen wohl beherziget zu werden, denen der Vf. zuletzt zuruft: laſſet den ewigen Streitapfel liegen; höret auf, über das hiſtoriſche Chriſtenthum zu diſputiren, und vereiniget euch im Feuereifer für

Digitized by Google

das geiſtige! Als kaltblütiger Forſcher der Wahrheit verſichert er: „ich bin überzeugt, *jene Erzählungen, die dorthin gehören, ſind nicht ganz grundlos; aber ganz ſo wahr, wie ſie auf uns gekommen ſind, können ſie auch nicht ſeyn.*" Wie viel nun daran ſey, wird nie ausgemacht werden. — Auch über die Lehre vom Verſöhnungstode *Jeſu* erklärt ſich Hr. *S.* ſehr freymüthig. Sehr einfach legt er den Sinn der pauliniſchen Stelle 2 Cor. 5, 21. ſo dar: Gott lieſs zu, daſs Jeſus, der Unſträfliche, wie ein Verbrecher behandelt wurde, damit durch ihn Unſträfliche würden. „*Soll*, ſagt er unter anderen, *der Gebrauch der pauliniſchen Briefe, was dieſe Lehre betrifft, jetzt nicht mehr Schaden, als Nutzen ſtiften: ſo müſſen wir die jüdiſche Einkleidung, deren ſich die Apoſtel bedienen, um Juden zu gewinnen, von der chriſtlichen Lehre ſelbſt ſorgfältig unterſcheiden.*" Rec. beruft ſich indeſſen hier auf *Löfflers* Abhandlungen über die kirchliche Genugthuungslehre, denen Hr. *S.* gröſstentheils folgt. — Über das, was er zur Beantwortung der Frage den Leſern mittheilt: *giebt es eine allein ſeligmachende Kirche?* oder kann man, ohne den *Indifferentismus* zu befördern, wohl behaupten, *daſs man in jeder Kirche ſelig werden könne?* verdient er gehört zu werden. Den Glauben an Jenes nennt er mit Recht den Würgengel unter der Menſchheit, der in der jüdiſchen und chriſtlichen Kirche Tauſende mordete. „Alles Wahre", ſagt er, „iſt nur einfach; Falſches aber kann es millionenfältig geben. Es giebt nur Eine wahre Religion, ſo wie nur Ein wahres Einmaleins. Macht nun die Wahrheit allein ſelig: ſo giebts auch nur, wie eine allein *wahre*, eine allein *ſeligmachende* Religion. Wenn eine ganze Geſellſchaft ihr zugethan iſt: ſo iſt *dieſe*, wie die allein wahre, ſo auch die allein ſeligmachende *Kirche*. Aber *welche* Religion iſt nun dieſs? Keine andere, als die *des freudigen Rechtthuns*; die, worin nur Gott, aber nicht die Prieſter ſprechen. Und hier iſt das Ideal des Menſchengeſchlechts, welches Jeſus ſo gern realiſirt hätte u. ſ. f." Hier folgen nun die kräftigſten Ausſprüche Jeſu und der Apoſtel. Über das, daſs früh genug an die Stelle des freudigen *Rechtthuns* eine blinde *Rechtgläubigkeit* trat, wodurch aus der allein ſeligmachenden chriſtlichen Religion eine allein verdammtmachende R. trat, erklärt er ſich ebenfalls ſehr kraftvoll: „Freudige Erfüllung des Sittengeſetzes läſst uns in jeder Kirche ſelig werden." Viel Wahres ſagt er hier von der *unſichtbaren* Kirche. Vom *Dekalogus* aber ſcheint er zu wegwerfend zu ſprechen; ſo wie er auch *Luthern* ſehr oft zu nahe tritt. Die Art und Weiſe, mit der er ſich über *Paulus* Lehre von *Geſetzeswerken* und vom *Werke des Geſetzes*, welches er durchaus unterſchieden wiſſen will, hier (S. 115—126) erklärt, verdient ohnſtreitig die Zuſtimmung aller Unbefangenen und aller redlichen Wahrheitsfreunde. Anſtatt des Ausdrucks: *vollgültiges Verdienſt Chriſti*, wählt er den: *ſittliche Vollkommenheit*, und leitet alles dasjenige daraus her, was er über dieſen wichtigen Gegenſtand ſehr ausführlich ſagt. So eigenthümlich und hie und da neu manche Anſichten des Vfs. ſind: ſo verdienen ſie doch näher geprüft zu werden. Seinen Ideen über Myſticismus muſs Rec., im Ganzen genommen, beyſtimmen; denn bisweilen wirft er ihn zu hart zu Boden, und behauptet doch, jeder müſſe ein ächt religiöſes männliches Gefühl haben, wobey er ſich durch den Gedanken an Gott zu allem Guten aufgelegt und geſtimmt fühlt. „Der Myſticismus (auch die reinere Myſtik?) iſt, behauptet er, der *wahren* Religion eben ſo ſchädlich, als die Speculation. Wer ſich immer über aller Himmel Himmel erhebt, der kann auf der Erde nicht wirkſam ſeyn. Wer ſich immer nur an dem Überſinnlichen entzückt, der findet alles ſinnliche Thun ſogar zu klein und zu unheilig für ſich. Ein ſolcher vermeintlicher Himmelsmenſch, der in ſeiner idealiſchen Welt bloſs lebt, läſst dann die Erdmenſchen in der wirklichen Welt für ſich arbeiten u. ſ. f. Der Menſch ſoll ſich weder in Genüſſen des Grobſinnlichen, noch des Überſinnlichen ſo übernehmen, daſs er zum Taugenichts wird." Wie viel Wahres liegt in Beidem! Denn nicht äuſsere Gebräuche, nicht ſpitzfindige Dogmen, nicht überſpannte Gefühle, ſondern gut geſinnt ſeyn und handeln iſt freilich Hauptſache; läſst ſich aber deſshalb den religiöſen Gefühlen und der wahren und edlen Begeiſterung, ohne welche man kein Chriſt ſeyn kann, aller Werth abſprechen? Sehr wahr und ſchön iſt die Auseinanderſetzung deſſen (S. 156—170): daſs nicht ſowohl die Lehre von Gottes Vater*liebe*, als vielmehr die von Gottes Vater*zucht* die Hauptlehre des Chriſtenthums ſey. „Allen Menſchen thut er zwar wohl, aber nur an den Rechtſchaffenen oder Gerechten hat er Wohlgefallen. Auf ſeine Heiligkeit folgt erſt ſeine Liebe; das Chriſtenthum iſt die Religion des freudigen Rechtthuns; es lehrt uns ſein Gebot, ſeinen Willen über alles ſchätzen und befolgen, dann erſt können wir auf ſeine Liebe rechnen u. ſ. w." Eine für die Moral grundverderbliche Lehre nennt er die von der göttlichen *Gnade* oder *Begnadigung*. „Gott iſt, ſagt er geradehin, auf dieſer Seite eingeſchränkter, als ein Fürſt, d. h. ſeine höchſte Heiligkeit verſtattet durchaus keine dergleichen Begnadigungen." Doch alles, was er darüber ſagt, verdient nachgeleſen zu werden. Was die *Bibel* betrifft, die er nur da Gottes Wort genannt wiſſen will, wo „wir in ihr Vernünftiges und Tugendbeförderndes finden, welches in der *Judenbibel* ſehr häufig nicht der Fall iſt:" ſo iſt ſein Begriff von Inſpiration freylich nicht der kirchliche, ſondern ſehr beſchränkt, aber deſshalb doch ſehr richtig. Er erklärt ſich allerdings für das Bibelleſen, aber durchaus nicht des A. T., ſondern nur des N. Man leſe ſelbſt, was er (S. 176—181) gröſstentheils doch nur halb wahr davon ſagt. Ein allzuhartes Urtheil fällt er über David, Moſes u. a. Auch einen Auszug aus der Judenbibel, wie er ſie immer nennt, billigt er nicht; kurz, er glaubt das A. T. in die auſserſte Finſterniſs hinauswerfen zu *müſſen*; hört aber entweder gar nicht auf das, was ſich zur Ehrenrettung deſſelben ſagen läſst, oder kämpft für ſeine Meinung mit

Digitized by Google

ſehr ſeichten Gründen. Er will aber auch eben ſo wenig, daſs das N. T. vom Volke ſo geleſen werde, wie es da iſt. „Paulus mit ſeinem Allegorieweſen würde jetzt, nachdem das Chriſtenthum nationell geworden iſt, ganz anders lehren, als ehemals.“ Aus dem Evangelienbuche und einigen im Geiſte des Evangeliums gemachten Auszügen aus den apoſtoliſchen Briefen ſoll, nach des Vfs. Meinung, die Volksbibel beſtehen; doch auch aus jenem wünſcht er einen Auszug. Der Raum dieſer Blätter verſtattet dem Rec. nicht, ſeine Gründe entgegenzuſetzen; er verweiſet indeſſen den Vf. ſelbſt auf dieſe Briefe, in denen er ſo oft für die Unentbehrlichkeit des A. T. gezeugt hat. — Viel weitläuftiger, als es nöthig geweſen wäre, erklärt er ſich in den letzten Briefen über die Geſchichte oder den Mythos von dem Sündenfalle Adams. Aus *Eichhorn*, *Gabler* u. a. kann man ſich noch gründlicher davon belehren. Auch der Vf. benutzt, wie mehrere vor ihm thaten, Jak. 1, 13. Röm. 7, 22. Gal. 5, 17 zur Bekräftigung ſeiner Aufſchlüſſe. Wir übergehen alles, was er ſehr ausführlich darüber ſagt, und zum Theil oft genug wiederholt; können uns aber nicht enthalten, folgende Stelle (S. 216) auszuheben: „*Wie wenn der alte Weiſe auch den weiblichen Charakter hätte zeichnen, und aus der Zeichnung deſſelben die wahre Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts und die eigentliche Lage, welche für daſſelbe in der Geſellſchaft gehört, hätte ableiten und angeben wollen?*“ Auſser Sir. 25, 32. 1 Tim. 2, 14 führt er einige pauliniſche Stellen zur Erläuterung an, und erklärt ſich zuletzt eben nicht zu Gunſten des weiblichen Geſchlechts in Beziehung auf den gegenwärtigen Zeitgeiſt. Die Idee iſt wenigſtens dem Rec. ganz neu, und er kann ihr unmöglich ſeinen Beyfall verſagen. In den beiden letzten Briefen erklärt ſich der Vf. über den *Teufelsglauben* überhaupt, und: *ob ihn nicht Jeſus doch begünſtigt habe?* Er ſetzt die Geſchichte dieſes Glaubens zwar kurz, aber doch gründlich, aus einander, und fällt dann das ſehr unpartheyiſche Urtheil, er ſey reiner heidniſcher Aberglaube, der dem Glauben an Gottes Weltregierung durchaus widerſpricht, und das Grab alles menſchlichen Seelenadels iſt. „Das Chriſtenthum iſt die *Religion ohne Teufel*, ſo wie *ohne Geſetzeswerke;* Jeſus war der erſte und gröſste Exorciſt, der Alle *teufelfrey* machen wollte.“ Sehr richtig bemerkt übrigens der Vf., daſs Jeſus dem Aberglauben vom Teufel u. ſ. w. nicht geradezu widerſprochen, ihm aber, ſo viel als möglich, entgegengearbeitet und ihn auszurotten verſucht habe; daſs indeſſen derſelbe ſo oft in der Geſchichte neben Jeſu ſteht, davon kommt die Schuld gröſstentheils auf die Evangeliſten; man müſſe daher ihre Erzählungen, Ausſprüche und Urtheile von Jeſu eigenen Ausſprüchen wohl unterſcheiden; ſie ſeyen daher nicht von dem Verdachte frey, die Volksmeinung ſey auch die ihrige geweſen; doch nimmt der Vf. den Lukas, beſonders den Johannes davon aus. Die Apoſtel aber, meint er, wären dem Teufelsglauben noch zugethan geweſen. Von beſonderer Wichtigkeit iſt alles das, was der Vf. zur Ehrenrettung Jeſu in dieſer Sache anführt, und die Erklärung der hieher gehörigen Bibelſtellen iſt ſehr ungekünſtelt und zweckmäſsig. Gern würde Rec. über einzelne Puncte noch manches hinzuſetzen; aber die Grenzen einer etwas ausführlicheren Anzeige ſind ſchon weit überſchritten.

S. S. B.

Altona, b. Hammerich: *Einige Winke zu einer zweckmäſsigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri*, vornehmlich für Schullehrer niederer Schulen von *Chriſtian Friedrich Calliſen*, D. der Philoſ., Probſt der Probſtey Hütten und Paſtor der Friedrichsberger Gemeinde in Schleswig. 1807. 136 S. kl. 8. (6 Gr.)

Die Menge von Hülfsſchriften zur Erläuterung des Katechismus Lutheri, welche, ſeit einigen Jahren, von mehreren Predigern und Schullehrern zu Tage gefördert worden ſind, beweiſen zur Genüge, daſs weder *Luthers* eigene Erklärung, der Katechismus ſey von ihm nur „für die einfaltigen Pfarrherrn *ſeines* Zeitalters gefertiget, noch die von *Salzmann* und von dem verſt. *Rochow* ſo kräftig aufgeſtellten Gründe gegen den Gebrauch des Katechismus in den Volksſchulen, etwas gefruchtet,“ und denſelben, wie es billig lange ſchon hätte geſchehen ſollen, aus den Schulen völlig verdrängt haben. Wir wollen alſo mit dem Vf. dieſer *Winke* über die Anfertigung derſelben auf keine Weiſe rechten, und das um ſo weniger, da er, gegen unſere Anſicht, die Beybehaltung des Katechismus gar ſehr in Schutz nimmt; aber wir können nicht leugnen, daſs wir wenigſtens von dem Vf. und von ſeinen Kenntniſſen fruchtbarere Winke über den Gebrauch des Katechismus erwartet hätten. Wenn die Elementar-Schullehrer das kleine Lehrbuch nicht beſſer zu erläutern verſtehen, als ſie hier dazu angeleitet werden: ſo wird die beglückende Erleuchtung der ihrem Unterrichte anvertrauten Jugend nicht ſonderlich gedeihen. Um unſer Urtheil zu begründen, wollen wir nur aus dem erſten Bogen eines und das andere ausheben. Die Erläuterung des Begriffes: „*Gebote*“ beginnt S. 23 mit den Worten: „Gebot iſt der Befehl eines Oberherrn an ſeine Unterthanen!!“ „*Gewiſſen* iſt, nach S. 23, das Gefühl von Recht und Unrecht, woraus denn die Vernunft Gottes Willen erkennen kann.“ Alſo erkennt die Vernunft Recht und Unrecht bloſs aus dem *Gefühle?* Wenn das iſt, ſo hat der Vf. freylich Recht, gleich nachher zu behaupten, „daſs wir in der Bibel eine feſte Richtſchnur des Verhaltens haben, wonach wir unſer vielleicht irre geleitetes Gewiſſen berichtigen können.“ Die Vernunftgebote ſind alſo nicht ſo haltbar, nicht ſo feſt, wie die Gebote der Bibel? Die Stimme, welche in der Vernunft und in dem, was in der Bibel wirklich Gottes Ausſpruch iſt, zu uns redet, iſt alſo nicht eine und dieſelbe Stimme? Die Gebote der Bibel können alſo nicht, wie die Gebote der Vernunft, durch verkehrte Neigungen, durch unrichtige Auslegungen und falſche Vorſtellungen — wie dieſs der Vf. von den Vernunftgeboten behauptet —

Digitized by Google

miſsgedeutet werden? „*Feyertage* haben, nach dem Vf. S. 29, ihren Namen daher, weil wir an ſelbigen (denſelben) feyern, ruhen von unſerer gewöhnlichen Arbeit, und weil ſie uns feyerliche, *herrliche* Tage ſind!!“ Dieſe Tage *heiligen* heiſst ebendaſelbſt: „ſie von den gewöhnlichen Tagen ausſondern, und nach ihrer Abſicht zu unſerer Heiligung anwenden!!“ — Noch müſſen wir bemerken, daſs die Sprache des Vfs. ſehr nachläſſig iſt, wie ſie es in einem, zum Gebrauche der Elementar-Schullehrer verfertigten Buche auf keine Weiſe ſeyn ſollte. Man lieſet S. 26, 28, 30: „*für* grobe Abgötterey hüten, *für* das Fluchen warnen, *unſern* (m) *Geiſt* (e) die nöthige Ruhe verſchaffen“ u. ſ. w.

Αιγκ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Halle*, b. Renger: *De interpretationis epiſtolarum Paulinarum difficultate.* Scripſit *Davides Schulz*, Philoſ. Doctor et AA. LL. Magiſter. 1807. 65 S. 8. (6 Gr.) Die Vorrede bemerkt richtig, daſs über die Schwierigkeiten der Erklärung der pauliniſchen Briefe von jeher Klage geführt worden. Die Schrift ſelbſt iſt eine weitere Ausführung der Preisſchrift des Vfs. über dieſes Thema, und auf ſie ſoll ein gröſseres Werk darüber folgen. Sie hat drey Abſchnitte: 1) von den äuſseren, 2) von den inneren Urſachen der Schwierigkeiten, welche die Auslegung der Briefe des Apoſtels hat, 3) von der Art und Weiſe, wie ſie zwar nicht beſiegt, aber doch bekämpft werden können. Dieſe Eintheilung iſt ganz gut, und auch die Abhandlung verdient Lob. Der Vf. hat ſorgfältig die Bemerkungen anderer Interpreten geſammelt, und legt ſie mit den ſeinigen gedrängt dar. Wie es bey einer ſolchen Anklage zu geſchehen pflegt, daſs, um ſie in ihrer vollen Rechtskraft vorzuſtellen, mehr und minder wichtige Puncte gehäuft, und auch ſolche angeführt werden, welchen gar kein Gewicht zugeſchrieben werden kann, ſo iſt es allerdings auch hier der Fall. In dem erſten Abſchnitt iſt *Wetſteins* Bemerkung, daſs es der Natur der Sache nach viel ſchwerer ſey, die Briefe zu erklären, als die Evangelien, unſtreitig die wichtigſte: denn wer eine Geſchichte ſchreibe, ſagt er, ſchreibe ſie für ſolche, denen ſie unbekannt iſt, und erzähle daher alles deutlich und verſtändlich; ein Brief aber ſey gleichſam eine Unterredung mit einem abweſenden Freund, auf deſſen Anfragen wir antworten, oder auf deſſen Gedanken wir uns beziehen, manches werde alſo nur kurz angedeutet, was zwar derjenige, an welchen der Brief gerichtet iſt, wohl verſtehe, was aber anderen nicht ſelten dunkel und unerklärbar ſey. Und ſo iſts denn auch wirklich bey den pauliniſchen Briefen. Paulus dachte wohl, da er ſeine Briefe ſchrieb, ſo wenig daran, daſs ſie in andere Hände kommen würden, als in die Hände derjenigen, welchen ſie beſtimmt waren, als wir es bey unſeren Briefen denken; er dachte gewiſs nicht daran, daſs ſie nach Jahrhunderten noch vorhanden ſeyn würden, und daſs es die Leſer ſo viele Arbeit und Zeit koſten würde, ſie zu erklären und zu verſtehen; ſonſt hätte er zuverläſſig ſie ganz anders abgefaſst. Dieſs iſt in der That bey ſo vielen hiſtoriſchen Angaben der pauliniſchen Briefe der gordiſche Knoten, welchen aufzulöſen gewöhnlich ein vergebliches Beſtreben iſt. Minder bedeutend iſt die Klage über unſere Unbekanntſchaft mit den Lebensumſtänden des Apoſtels und dem Zuſtande der Gemeinden, an welche er geſchrieben. Paulus war geboren zu Tarſus in Cilicien, ſeine Eltern waren Juden, hatten aber das römiſche Bürgerrecht, er war von der phariſäiſchen Secte, er erhielt unter Gamaliel zu Jeruſalem eine jüdiſch gelehrte Bildung, als ein gelehrter Jude war er mit der alexandriniſchen Überſetzung des A. T. aber als ein geborner Grieche auch mit anderen griechiſchen Schriften bekannt; ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum und die Schickſale, welche ihn hernach betroffen haben, erzählt er theils ſelbſt, theils Lukas in der Geſchichte der Apoſtel; von wie vielen Schriftſtellern des Alterthums haben wir mehr hiſtoriſche Notizen, als von Paulus? Was den Zuſtand der Gemeinden betrifft, ſo beſtanden ſie aus ehemaligen Juden und Heiden, und die Kirche war damals noch in der Periode des Drucks (*eccleſia preſſa*): darauf bezieht ſich ein beträchtlicher Theil des Inhalts der Briefe. Unbedeutend ſind die Klagen, daſs die Ordnung der Briefe in unſeren Ausgaben nicht chronologiſch iſt, daſs die Unterſchriften nicht ächt ſind, daſs Paulus nicht ſelbſt geſchrieben, ſondern dictirt hat, und daſs nicht alle ſeine Briefe auf uns gekommen. Denn wenn ſie auch als gegründet angenommen werden: ſo erſchwert dieſs die Interpretation gerade nicht. Über den zweyten Abſchnitt von den inneren Urſachen der Schwierigkeiten, oder denjenigen, welche in dem Inhalt und dem Vortrag liegen, bemerken wir, daſs, wenn der Ausleger die Hauptideen des Apoſtels, den reinen Chriſtianismus ohne Beymiſchung von Judäismus, welche er zuerſt aufgefaſst zu haben ſcheint, die Beſtreitung des jüdiſchen Particularismus und die Behauptung des chriſtlichen Univerſalismus, ſeine, den phariſäiſchen Grundſätzen gemäſse Prädeſtinationslehre immer vor Augen hat, und wenn er mit der dem Apoſtel, wie jedem Schriftſteller, eigenthümlichen Schreibart ſich einmal bekannt gemacht hat, die Auslegung ſelbſt ihm werde ſehr erleichtert werden. Für die Hauptſchwierigkeit dieſer Art halten wir, daſs der Apoſtel einerley Worte in verſchiedenen Bedeutungen gebraucht, z. B. νομος, πνευμα, δικαιοσυνη, πιστις; doch ergiebt ſich diejenige Bedeutung, welche gerade Statt hat, gewöhnlich aus dem Zuſammenhang Daſs der Apoſtel einige Dinge beſſer verſtanden habe, als ſie von ihm vorgetragen worden ſind, daſs er vieles hätte beſſer ausdrücken können und ſollen, daſs keine Ordnung in ſeinen Briefen ſey, und daſs er öfters keinen beſtimmten Plan gehabt habe, ſind unreife Gedanken des Vfs. in dieſem Abſchnitt. Dem dritten ſchreiben wir den Vorzug vor den beiden anderen zu. Der Vf. bemerkt richtig, daſs nicht alle Schwierigkeiten beſeitiget werden können; er führt mehrere hermeneutiſche Regeln und andere Bemerkungen an, welche allen Beyfall verdienen, und von welchen wir einige ausheben. Man ſammle die zur Erklärung der pauliniſchen Briefe dienlichen hiſtoriſchen Notizen in den Briefen ſelbſt, beſonders im Eingang und dem Beſchluſs, und aus anderen Schriften, hauptſächlich der Apoſtelgeſchichte; man unterſcheide, ob eine Gemeinde von Paulus ſelbſt oder von anderen gegründet worden, ob ein Brief eine Antwort, oder das erſte Schreiben ſey; im Brief an die Römer zeige der Apoſtel ſein Thema in drey Theilen ſelbſt an, er handle aber den dritten zuerſt, und den erſten zuletzt ab; die meiſten Briefe haben einen theoretiſchen und praktiſchen Theil; die Hauptſätze des Apoſtels kennen zu lernen, dazu diene eine öfters wiederholte curſoriſche Lectüre, und zu einer genauen Kenntniſs ſeiner Schreibart ſey eine ſorgfältigere, abgemeſſenere nöthig; der hebräiſche Text des A. T., die alexandriniſche Überſetzung und die Apokryphen ſeyen vorzügliche Subſidien der Erklärung; die Vorſchrift der Hermeneutik, einen Schriftſteller aus ſich ſelbſt zu erklären, ſey beſonders bey Paulus anwendbar, da die Briefe ſo viele Ähnlichkeit haben.

Ev. u. Av.

Neue Auflagen.

Grätz, b. Ferſtl: *Lugino's umgearbeitete Meidingerſche franzöſiſche Grammatik gänzlich umgebildet dargeſtellt, als durchaus praktiſche Elementar-Sprachlehre.* Mit zwey ganz eignen Wörterſammlungen, einer von *Homonymen* und einer *etymologiſchen*; nebſt mehr *äſthetiſch* ausgewählten deutſchen und franzöſiſchen Übungen zum Überſetzen von *G. M. Greiner*, Lehrer der franz. u. der ital. Sprache. 2 Thle. 4te ganz umgearbeitete Aufl. 1808. 1ter Th. 208 S. 2ter Th. 192 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) Göttingen, b. Dieterich: *Grundſätze des gemeinen deutſchen Privatrechts*, von D. *Juſtus Fr. Runde*, Hofrath und Prof. der Rechte, wie auch Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Göttingen. Vierte rechtmäſsige Auflage. 1806. XXVIII u. 660 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Jus germanicum privatum.* In uſum lectionum academicarum adumbravit *Chriſtianus Auguſtus Gottlieb Goede*, Juris et philoſophiae in academia Jenenſi Profeſſor. 1806. XVI u. 506 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) Halle, b. Hendel: *Grundriſs 1) einer vollſtändigen Einleitung in die Rechtswiſſenſchaft der Deutſchen; 2) einer pragmatiſchen Geſchichte und Statiſtik der Geſetze der Deutſchen.* Zum Gebrauch bey ſeinen Vorleſungen entworfen vom Prof. *König.* 1806. 48 S. gr. 8. (4 Gr.)

Als eine erſt ſpät gezogene Pflanze auf dem Felde der Jurisprudenz hat die Wiſſenſchaft des deutſchen Privatrechts noch immer nicht den Grad von Vollkommenheit erreichen können, der anderen Zweigen der Rechtswiſſenſchaft durch einen längeren Anbau zu Theil geworden iſt. Sogar der Werth derſelben iſt bis auf die neueſten Zeiten ein Problem geblieben; während ihn einige als hoch anprieſen, brachten ihn andere ſo gering in Anſchlag, daſs ſie ſelbſt das Daſeyn einer Wiſſenſchaft noch beſtritten; und über den eigentlichen Charakter und die Quelle derſelben haben die Meinungen mehrmals gewechſelt. Es hat indeſs das deutſche Privatrecht, unter der pflegenden Hand der Geſchichte und der Philoſophie, die Zeichen eines ſo guten Gedeihens verrathen, daſs ſie für die Zukunft die Hoffnung einer immer gröſseren Ausbildung erweckte, welche Ausſicht jedoch in den Ereigniſſen der gegenwärtigen Zeit, die den Ruin ſo vieler alten Inſtitute und Formen nach ſich ziehen, ſehr gefährdet zu ſeyn ſcheint. Wir hoffen indeſs von dem Genie der deutſchen Rechtsgelehrten, daſs ſie in der neuen Verfaſſung der Dinge die Seite zu finden wiſſen werden, wo ſich das deutſche Privatrecht durch praktiſchen Werth noch immer empfehlen kann, um auf eine öffentliche Pflege ferner Anſpruch zu behalten; wenigſtens wird es allemal in der Geſchichte der deutſchen Legislation, die ihr Intereſſe nie verliert, und vielleicht in der Folge ſelbſt eine gröſsere Schätzung, als bisher, finden kann, eine Stelle behaupten. Wir wollen daher die hier angezeigten Schriften, nicht als die letzten Früchte der bisherigen guten Erndten in der Literatur des deutſchen Rechts, ſondern vielmehr als die Übergänge zu einer neuen, zwar noch unenthüllten, aber nicht ganz hoffnungsloſen Periode für dieſe Wiſſenſchaft betrachten.

No. 1 iſt, wie der Vf. in der neueſten Vorrede ſelbſt es ausdrückt, ſeit 15 Jahren in den Händen der Lehrenden und Lernenden geweſen, und iſt auch von praktiſchen Geſchäftsmännern geſchätzt worden. Es bedarf daher nicht erſt einer genauen Anzeige dieſer eben ſo geachteten als bekannten Arbeit. Welcher Fleiſs den früheren Ausgaben in Verbeſſerung des Vortrags, in ſchärferer Beſtimmung der Begriffe und Sätze und in Ergänzung der Literatur zu Theil wurde, der offenbart ſich auch bey dieſer neueſten Ausgabe. In dem §. 263 ſind die Begriffe von Geſammteigenthum, Miteigenthum, Sondergut und Sammtgut vollſtändiger angegeben; die deutſchen Servituten vom §. 273—284 haben eine andere Bearbeitung erfahren; die Bannrechte ſcheidet der Vf. nun von den eigentlichen Servituten der Grundſtücke, welche in den früheren Ausgaben mit jenen zuſammengeſtellt vorkommen. Daſs man die Bannrechte, die perſönliche Leiſtungen vorausſetzen, von den eigentlichen Nutzungen der Grundſtücke unterſcheidet, davon liegt allerdings der Grund in der Beſchaffenheit der Sache; überhaupt aber müſſen ſie doch als Vortheile, die von einem Grundſtücke kommen, alle in Eine Claſſe geſetzt werden. In §. 444 iſt der Unterſchied der Perſonal- und Realgewerbszweige; §. 4806 das Recht von Apotheken, und §. 5806 das Recht der Auslobung neu beſtimmt. In dem Hauptplane des Buchs hat der Vf. ſo wenig in dieſer als in den vorigen Ausgaben etwas geändert; und da es das Glück gehabt, unter den Praktikern wie unter den Rechtsgelehrten ein Anſehen zu erlangen, ſo hat die Unveränderlichkeit des Plans unſtreitig den Gebrauch deſſelben bequemer gemacht; auch iſt die Beybehaltung der bisherigen Ordnung in Hinſicht auf den darüber vorhandenen Commentar nützlich geblieben. Es bedurfte daher der Kritik nicht, die der Vf. gegen das Streben nach neuen Formen und gegen die beſtändigen Streitigkeiten über das ſogenannte Gebiet einer Wiſſenſchaft und ihrer Theile, womit ſich auch in der Jurisprudenz ſeit einiger Zeit ein Reformator nach dem anderen aufdringe, richtet. Seine Bemerkung hat freilich Grund, daſs Schriften, worin wiſſen-

ſchaftliche Gegenſtände unterſucht und angewendet werden, mehr Nutzen ſtiften, als ſolche, worin man ſie ordnet, und Rec. ſtimmt in den Wunſch deſſelben ganz mit ein, daſs insonderheit junge Schriftſteller, welche ihr Talent der Bearbeitung des deutſchen Rechts widmen wollen, keinen ſo hohen Werth mehr auf die kleine gelehrte Krämerey ſetzen möchten. Wenn aber gleich dieſer Wunſch unter den erforderlichen Beſtimmungen, im deutſchen Rechte, das noch in den einzelnen Theilen eine weitere hiſtoriſche Bearbeitung bedarf, und für angehende Schriftſteller, die ſich durch das bequemere Syſtematiſiren leicht verleiten laſſen können, das Verdienſt an der unrechten Stelle zu ſuchen, oder ſolches nach einem unrichtigen Maſsſtabe zu ſchätzen, ein ſehr zweckmäſsiger und nützlicher Wink iſt: ſo muſs doch auch, um Miſsverſtändniſſe zu verhüten, bemerkt werden, daſs das Geſchäft des Ordnens ohne ein Eindringen in die erſten Grundſätze der Wiſſenſchaft, welches der Vf. hier zu meinen ſcheint, mit der Zurückführung der Materialien auf ihre erſten Gründe, woraus die Ordnung als Folge hervorgeht, welches Geſchäft aber, wenn gleich früh vorbereitet werden muſs, doch nur erſt nach einer langen vertrauten Bekanntſchaft mit der Wiſſenſchaft mit Erfolg vorgenommen werden kann, nicht zu verwechſeln iſt. Daſs in neueren Zeiten das Syſtematiſirungsweſen zu Exceſſen gekommen iſt, läſst ſich nicht verkennen; aber der dadurch geleitete Geiſt muſs doch auf Reſultate führen, die für die Begründung einer eigentlichen Wiſſenſchaft unentbehrlich ſind.

No. 2 kann gleich zu der Frage Anlaſs geben, warum der Vf. für den Vortrag des vaterländiſchen Rechts die Sprache des Auslandes und Alterthums gewählt hat, und das in einer Periode, in welcher man den Gebrauch der lateiniſchen Sprache ſelbſt bey dem Vortrage des römiſchen Rechts zu verlaſſen anfängt? Wenn der Vf. glaubt, daſs ſeine Wahl ſchon durch das Beyſpiel von deutſchen Schriften über das römiſche Recht gerechtfertigt werde: ſo würde doch der Unterſchied eintreten, daſs der Vortrag für Deutſche den Gebrauch der deutſchen Sprache auch bey fremden Rechten erlauben könne, ohne daſs ſich im umgekehrten Falle eine gleiche Zweckmäſsigkeit denken laſſe. Da auch jedes poſitive Recht eines Landes in ſeinen Eigenthümlichkeiten nur durch die Landesſprache gehörig beſtimmt wird: ſo kann auch nur in der letzteren das Recht am beſten vorgetragen werden; und es fehlt im deutſchen Rechte nicht an Beyſpielen von Rechtsbegriffen und Ausdrücken, welche die ſonſt am vollkommenſten ausgebildete römiſche Rechtsſprache nicht treffend genug darſtellen kann. Ohnedieſs bedarf noch die ſo lange, unter dem Einfluſſe des römiſchen Rechts vernachläſſigte Rechtsſprache Deutſchlands zu ſehr einer beſſeren Ausbildung, als daſs man den Vortrag wenigſtens des deutſchen Rechts in der Landesſprache zu wünſchen nicht Urſache hätte. Es läſst ſich indeſs nicht verkennen, daſs andere Rückſichten, die Vollkommenheit der römiſchen Rechtsſprache, und das Bedürfniſs, die Bekanntſchaft mit derſelben unter den Rechtsgelehrten möglichſt zu erhalten, eine andere Wahl wohl rechtfertigen können; und die Diction des angezeigten Werks giebt keinen Anlaſs, dieſe Wahl zu miſsbilligen, wenn es auf die Verbreitung einer guten lateiniſchen Sprache bey dem Lehrvortrage mit abgeſehen iſt. Neben deutſchgeſchriebenen Lehrbüchern über das deutſche Privatrecht wird das vorliegende lateiniſche, auch in Hinſicht auf Einkleidung dieſes Rechts in das fremde Gewand, empfehlungswerth bleiben.

In der Anlage des Ganzen folgt der Vf., wie er ſelbſt anzeigt, hauptſächlich dem *Runde*'ſchen Werke, ohne jedoch auf das Verdienſt einer Bearbeitung des Gegenſtandes nach eigenen Einſichten Verzicht zu thun. Ein vorzügliches Verdienſt ſucht der Vf. in der Anwendung der Philoſophie des Rechts, um für das deutſche Privatrecht feſte Grundſätze und beſtimmte Grenzen zu finden. Er ſtellt einen doppelten Begriff vom deutſchen Rechte auf: das in Deutſchland gültige, ſo wohl das fremde germaniſirte, als das urſprünglich deutſche Recht, wie es *Reitemeier* in der Redaction eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuchs aus den gültigen Materialien des gemeinen Rechts gefaſst habe, und das aus deutſchen Gewohnheiten und Geſetzen erwachſene vaterländiſche Recht, das nach der gemeinen Vorſtellung das deutſche Privatrecht ausmacht. Nur auf dieſes letztere, aus deutſcher Quelle gefloſſene Recht, ſchränkt ſich der Vf. in ſeiner Arbeit ein; und er hat es daher mit bloſsen Bruchſtücken zu thun, wie ſie auch in anderen Lehrbüchern vorgetragen werden; nur mit dem Unterſchiede, daſs er Einiges weggelaſſen, und dagegen andere Stücke beſſer, als bisher, auszuführen verſucht hat. Für ein gelehrtes Studium haben die vorgetragenen Materialien, wenn auch nur als Bruchſtücke betrachtet, ohne Zweifel Intereſſe genug; es läſst ſich aber nicht leugnen, daſs zu einem wiſſenſchaftlichen, von Grundſätzen ausgehenden Studium, alle aus denſelben abzuleitenden Lehren in einem vollſtändigen Syſtem erforderlich zu ſeyn ſcheinen. Wenn man dem deutſchen Privatrechte dieſe nöthige Vollſtandigkeit bisher nicht verſchafft hat: ſo ſcheint man dazu durch die Vorſtellung von einer Unmöglichkeit veranlaſst zu ſeyn, da man nach Abzug aller Fälle, die durch die fremden Rechte entſchieden werden, nur die bisher gewöhnlich im deutſchen Privatrechte aufgeführten Materialien als deutſche aus Gewohnheiten und Geſetzen des Reichs gefloſſene Rechtsſätze übrig behalten hat. Sollte aber das Verfahren das richtige ſeyn, nur gleichſam den Überreſt der Fälle, der nach dem Abzuge deſſen, was die fremden Rechte in dem ganzen Syſtem beſtimmen, übrig bleibt, als den Stoff des deutſchen Privatrechts anzuſehen? Sollte nicht das urſprünglich deutſche Recht mit dem fremden Rechte viele Sätze gemein haben? oder iſt es nicht vielmehr nothwendig, daſs in dem allgemeinen poſitiven Rechte beide Syſteme harmonirten? Es kann nicht ſchwer fallen, ein in den Hauptſätzen vollſtändiges Rechtsſyſtem aufzuſtellen, das in Deutſchland

Digitized by Google

galt, ehe man darin von dem römiſchen Rechte Gebrauch machte, und das, wenn auch dabey keine deutſche Rechtsbücher, ſondern nur der römiſche Codex citirt wird, in den Materialien noch immer gilt. Wollte man dieſe Sätze, die das deutſche Recht mit dem römiſchen unleugbar gemein hat, aufſuchen, und zu einem Ganzen verbinden: ſo würde man, ohne Eingriffe in ein fremdes Gebiet zu thun, ein vollſtändiges deutſches Privatrecht, wenn gleich nicht ſo entwickelt, als das römiſche Recht, doch in den Hauptſätzen befriedigend aufſtellen, und auf dieſem Wege den Vortheil einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der übrigen Materialien, als des gegenwärtigen Inhalts des deutſchen Privatrechts, erreichen können. Wenn man dabey noch erwägt, daſs der Nutzen bey dem Studium des deutſchen Privatrechts ſich vorzüglich nur aus einer hiſtoriſchen Darſtellung von dem Entſtehen und der allmählichen Ausbildung der deutſchen Rechtsbegriffe und Rechtsſätze ziehen laſſe, und daſs man ſich nicht gerade darauf einzuſchränken habe, ein reines Reſultat von jetzt gültigen urſprünglich deutſchen, praktiſchen Rechtsſätzen vorzutragen: ſo kann es ſelbſt keinen Anſtand finden, bey der Benutzung der bisher vernachläſſigten allgemeinen Sätze des deutſchen Privatrechts, mit auf die Form, in der ſie in den Rechtsbüchern des Mittelalters ausgedrückt liegen, Rückſicht zu nehmen. Bey dieſer Methode, das deutſche Privatrecht vollſtändig vorzuſtellen, würde denn auch die Streitfrage über die Exiſtenz eines gemeinen deutſchen Privatrechts, wenn ſie auch nicht ſchon, nach dem Untergange des deutſchen Reichs, zur Antiquität geworden, oder ganz verändert wäre, leichter beantwortet werden können. Die Allgemeingültigkeit eines deutſchen Privatrechts leugnet der Vf. (§. 4.) Es würde aber doch dabey, mit Rückſicht auf die eben bezeichnete Claſſe von allgemeinen Sätzen des poſitiven Rechts, dieſe von der Claſſe der übrigen, durch die Umſtände, nach ihrer Veränderlichkeit modificirten Sätze zu unterſcheiden ſeyn. — Es ſoll das deutſche Privatrecht auf feſte Grundſätze gebauet werden (§. 5—9), die Analogie, ſowohl die juriſtiſche als die hiſtoriſche, wird dazu nicht für hinreichend erklärt. Die Grundſätze des deutſchen Privatrechts werden nach dem Vf., in der gemeinſchaftlichen und nothwendigen Quelle der jetzt gültigen Geſetze und Gewohnheiten, nämlich in der Gleichheit theils des Gegenſtandes, theils der Gründe gefunden. Eine Harmonie aller deutſchen Landesgeſetze, die gar nicht zu erreichen ſey, auf dieſem Wege zu bewirken, könne nicht die Abſicht ſeyn. Mit dieſer Theorie des Vfs. iſt Rec. zwar einverſtanden; denn ſo lange man zum Erweiſe eines allgemein gültigen Privatrechts nicht ein ähnliches Geſetz, als die peinliche Gerichtsordnung für das allgemeine Criminalrecht iſt, aufweiſen kann, bleibt die Nothwendigkeit, wenn etwas Allgemeines von dem Privatrechte gelehrt werden ſoll, dieſes in der Natur der Gegenſtände zu ſuchen, und daraus die Geſetze und Gewohnheiten der einzelnen Lande, bey vorkommenden Unbeſtimmtheiten zu erklären und zu ergänzen. Es entſteht aber hiebey die noch immer nicht befriedigend beantwortete Frage; auf welchem Wege dieſes allgemeine Recht mit hinlänglicher Sicherheit gefunden werden könne; und aus welchen Gründen die Abweichungen der Landesgeſetze gehörig erklärt werden ſollen. Um den Foderungen, die hier eintreten ein Genüge zu leiſten, bedarf es noch einer Verbeſſerung der Theorie der poſitiven Rechtswiſſenſchaft, deren erſte Gründe noch nicht genug aufgeſucht oder allgemein anerkannt und benutzt ſind. Uberhaupt aber kann man noch fragen, ob es denn gerade nöthig ſey, in dem deutſchen Privatrechte lauter allgemein gültige Rechtsſätze aufzuſtellen; und ob es nicht der Sache angemeſſener ſey, die in Deutſchland gültigen Rechtsſätze deutſchen Urſprungs, ſie mögen als allgemeine oder als particulare einzelner Lande zu betrachten ſeyn, aus der Natur der Sache und aus der Geſchichte des Rechts zu erklären, und aus der gelehrten Bearbeitung ein wo möglich reines praktiſches Reſultat zu liefern? Der Vf. ſcheint zwar nach §. 24 auf den Unterſchied des Umfangs der Gültigkeit der Rechtsſätze nicht gerade zu achten, aber doch auch auf die hiſtoriſche Entwickelung der deutſchen Rechtsbegriffe nicht Werth genug zu legen. Bey Beſtimmung des praktiſchen und theoretiſchen Gebrauchs, den das deutſche Privatrecht habe, ſetzt er den erſteren in die Erklärung und Ergänzung der Landesgeſetze, und nimmt als zu ergänzende Lücken drey Claſſen an (§. 33), wenn von einem unbeſtimmten Geſetze ein ganzes Stück fehle, oder einzelne Theile, die entweder auf ſicheren oder auf ſchwankenden Grundſätzen beruhen. Wichtiger ſcheint dem Rec. der Unterſchied der Haupt- und der Folge-Sätze, und bey den letzteren der Umſtand, ob die Natur der Sache, oder eine bald feſte, bald ſchwankende Gewohnheit ſolche regulire. Unter den Quellen werden, auſser den Reichsgeſetzen, mit Recht auch die Geſetze und Rechtsbücher der einzelnen Lande aufgeführt, welches ohnedieſs nach aufgehobener Einheit der Reichslande in ihrer vormaligen Verbindung nothwendig wird, wenn es nicht auch ſchon an ſich zweckmäſsig wäre. Daſs die Eintheilung nach Reichskreiſen, die auch *Selchow* befolgte, gewählt ſey, erklärt ſich aus dem Erſcheinen des Buchs vor der Auflöſung der Reichsverfaſſung. Rec. würde mehr, in Hinſicht auf den Zweck einer hiſtoriſchen Entwickelung der deutſchen Rechte, auf den Unterſchied des alten Sachſen- und Franken-Landes, ingleichen der deutſchen Kolonieen in den ſlaviſchen Ländern achten. Die Hülfsmittel und Literatur des deutſchen Privatsrechts ſind nach den gewöhnlichen Ideen angezeigt (§. 48—51). In dem Vortrage der einzelnen Theile geht das Sachenrecht voraus. Die Lehre von Verträgen giebt den Unterſchied deſſen an, was aus dem deutſchen Rechte zur Modification der römiſchen Verträge hinzugekommen iſt, und was eigentlich deutſche Verträge ſind, wohin die Wechſel-See-Aſſecuranz-Geſchäfte, die privilegirten Gewerbe, Holländereypacht und einige Cautionsverträge gerechnet ſind. Das Perſonenrecht ſtellt die gewöhnlichen Unterſchiede der Menſchen, nach ihrer Natur, und nach bürgerlichen Verhältniſſen vor, im

der letzteren Hinſicht ſind die Rechte des Adels, des Bürgerſtandes, der Bauern und der Juden vorgetragen. Dieſem folgt das Ehe-, Familien-, Vormundſchafts- und Erb-Recht. Überall ſieht man in der Ausführung die auf die beſſere Darſtellung der Sache nach Grundſätzen, und auf das Hervorheben des Wichtigeren gerichtete Sorgfalt; und die Kürze, womit das Ganze vorgetragen iſt, empfiehlt die Arbeit mehr als das *Runde*'ſche Werk, das ſeiner Ausführlichkeit wegen ſich mehr zu einem Handbuche eignet, zu einem Lehrbuche, dergleichen die Rechtswiſſenſchaft auch in einem neuen Zuſtande der Dinge noch immer nöthig haben wird.

Num. 3 beſteht aus einem Grundriſſe oder Tabellen, die als Leitfaden bey Vorleſungen, zur Einleitung in die Rechtswiſſenſchaft der Deutſchen, wie auch einer pragmatiſchen Geſchichte und Statiſtik der Rechtsgeſchichte der Deutſchen, dienen ſollen. Der Vf. verſichert, dabey diejenigen, welche über dieſen Gegenſtand geſchrieben, benutzt zu haben und glaubt, daſs ſein Plan etwas eigenes habe. Als Vorkenntniſſe gehen die Rubriken von Gelehrſamkeit und einer encyklopädiſchen Rechtswiſſenſchaft voraus. Der erſte Abſchnitt der letzteren iſt von dem Begriffe und den Theilen der Rechtswiſſenſchaft der Deutſchen. Die Theile dieſer Wiſſenſchaft werden nach ihren Gegenſtänden in Staats-Völker- und Privat-Recht im weiteren Sinne geſchieden; insbeſondere aber und in Rückſicht auf die Cultur der Rechtswiſſenſchaft, vornehmlich in Rückſicht der akademiſchen Einrichtung des juriſtiſchen Studiums: die theoretiſche Wiſſenſchaft, Staats- Völker- und Privat-Recht im engeren Sinne, hiernächſt Lehn- Criminal- und Kirchen-Recht im weiteren Sinne; ferner die praktiſche Rechtswiſſenſchaft; wozu noch reine und gemiſchte Theile, als juriſtiſche Arzneykunde ſ. kommen. Nach der Staatsverfaſſung Deutſchlands giebt es ein gemeines oder Reichsrecht und ein beſonderes oder Landrecht. Der zweyte Abſchnitt handelt von den Quellen und Hülfsmitteln der Rechtswiſſenſchaft; der dritte von der Methode und dem Nutzen derſelben. Der Grundriſs der Geſchichte der Geſetze der Deutſchen giebt im erſten Capitel den Begriff und die Eintheilung, in dem zweyten die Quellen und Hülfsmittel, im dritten die Methode und den Nutzen an. Von der Geſchichte der Geſetze ſelbſt ſind folgende Perioden gemacht: I) Bis zur Entſtehung des deutſchen Reichs, 843; und zwar wieder in die Zeit vor und nach der groſsen Völkerwanderung geſchieden; II) vom Anfange des deutſchen Reichs bis auf die jetzigen Zeiten, 1806; in welchem langen Zeitraume wieder abgetheilt iſt a) die Zeit vor der Aufnahme der fremden Rechte im 12ten Jahrhundert; b) die Zeit nach dieſer Aufnahme. Hier wird nicht bloſs die Aufnahme des römiſchen, canoniſchen und longobardiſchen Rechts angeführt, ſondern auch die Geſchichte dieſer Rechte ſelbſt nach ihren verſchiedenen Perioden eingeſchaltet; auch dieſem die Geſchichte des deutſchen Rechts beygefügt. Überhaupt ſind die Zeiten vor dem 16 Jahrhundert, und von da bis zum weſtphäliſchen Frieden, endlich bis auf die jetzigen Zeiten unterſchieden. In dem Grundriſſe der Statiſtik der Geſetze der Deutſchen kommt, auſser der Einleitung von Begriff, Eintheilung, Quellen, Hülfsmitteln, Methode und Nutzen, die Kenntniſs des gegenwärtigen Zuſtandes der Geſetze der Deutſchen vor, wo die verſchiedenen Geſetzſammlungen angeführt ſind. In einem Anhange folgen die Zeichen, deren ſich die Rechtsgelehrten im Anführen der Texte der Geſetze bedienen, und die Abkürzungen, welche ſie im Anführen der Texte des *corporis juris* und *canonici* in Anſehung der Rubriken der Titel gebrauchen, ingleichen die Art und Weiſe, die Texte der Geſetze anzuführen und aufzuſchlagen. In der Vorrede macht der Vf. Hoffnung, daſs er vielleicht nach dieſem Plan künftig ein Handbuch der Geſchichte und Statiſtik der Geſetze der Deutſchen ausarbeiten werde. Ff.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, *Über die Taubheit und ihre Heilung mittelſt der Durchſtechung des Trommelfelles*, von *Joh. Eman. Troſtener*, aus Curland. 1806. 32 S. 8. (6 Gr.) Eine Abhandlung, welche der Vf. zu Erlangung der Doctorwürde in Erfurt 1806 herausgegeben hat. Der Vf. beklagt darin unſere mangelhafte phyſiologiſche und pathologiſche Kenntniſs von den Gehörwerkzeugen, welche freylich jeden empiriſchen Verſuch einer neuen Kurart rechtfertigt. Die Vollkommenheit des Gehörs ſetzt voraus, daſs ſich die das Gehörorgan bildenden Theile, beſonders die Flüſſigkeiten in den innerſten Kanälen, im unverletzten Zuſtande ihrer Miſchung und Structur befinden, und die Gehörnerven ſelbſt ihre gehörige Empfindlichkeit beſitzen. Das ſchwache, ſchwere, unvollkommene Gehör gründet ſich 1) auf Hinderniſſe, die den Schall nicht frey ins Innere des Ohres gehen laſſen, Verſtopfung und Verſchlieſsung des äuſseren Gehörganges, Verdickung und andere organiſche Fehler des Trommelfelles, fremdartige Stoffe in den inneren Hölen des Ohres, Verſtopfung der *Tuba Euſtachii* u. ſ. w. 2) auf Fehler der Miſchung und Structur der das Gehörorgan bildenden Theile, die mannichfacher Art ſeyn können, aber ſchwer zu erkennen ſind, 3) auf verminderte Empfindlichkeit der Nerven, welche auch ſchwer zu erkennen iſt. Beſonders herrſcht über die Fehler der *Membrana tympani* viele Ungewiſsheit. Wir wiſſen ja nicht einmal, wozu dieſe Membrana eigentlich da iſt, noch in welcher Beziehung ſie auf das ſchwere Gehör ſteht. Sie muſs keine Öffnung haben, damit der Menſch höre; aber ſie kann eine Öffnung haben, ohne daſs deſswegen das Gehör fehlerhaft wird, oder wegfällt. Bey der Heilung haben wir folgende Anzeigen: 1) wir müſſen die entfernten Urſachen heben, wenn wir ſie erkennen, 2) die Hinderniſſe heben, die ſich dem Eindrange des Schalles entgegenſetzen, 3) die Fehler der Miſchung und Organiſation der zum Gehör nothwendigen Theile verbeſſern, 4) die verlorne Empfindlichkeit der Nerven herſtellen. Faſt unſere ganze (bisherige) Kunſt, das Gehör herzuſtellen, dreht ſich um Anwendung reizender Einflüſſe (ganz empiriſch angewendet). Wie die Durchſtechung der *Membrana tympani* Taube hörend mache, läſst ſich nur unvollkommen, ſowohl aus der Theorie als Praxis beantworten. Es kann in einer erſchlafften, verdickten, verhärteten und desorganiſirten *Membran* der Fehler liegen, welcher beſeitigt würde, oder die Operation kann als ein Reizmittel wirken (?). Man kann aber beides nicht vorher erkennen, nicht beſtimmen. Sie iſt und bleibt ein bloſser, empiriſcher Verſuch, zu dem man ſich bey keinem Kranken entſchlieſsen darf, wo Hoffnung iſt, auf anderen Wegen das Gehör herzuſtellen. (Sicher iſt ſie das; ja faſt alle neueren Verſuche haben das Unzulängliche derſelben, ſo wie der Galvaniſation, dargethan. Rec. weiſs ſogar miſslungene Operationen von *Hunold* ſelbſt verrichtet. So hätten aber auch die Hn. *Fauſt* und *Hunold* nicht die Poſaune zu früh und ſtark ſollen ertönen laſſen, wie im *Reichsanzeiger* und anderwärts. *Trampels* Abh. über das ſchwere Gehör ſcheint der Vf. nicht gekannt zu haben.) Fi.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1808.

MEDICIN.

Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan und Götz: *Die Natur einwirkender Potenzen.* Als Vorarbeit zur Hygiäne und Pharmakologie. Von Dr. *Sigismund Wolf.* 1806. 8. (1 Thlr.)

Die Vorrede zu dieſer Schrift legt eine lobenswürdige Geſinnung dar, nämlich alle Kräfte aufzubieten zur Sichtung und Reinigung der mediciniſchen Lehren. Indeſſen zeigt ſich, daſs der Vf., auſser der Humoralpathologie und dem Brownianismus, worin er ſelbſt mehrere Jahre befangen war, die groſsen unter uns meiſtens unbekannt gewordenen Lehren älterer Ärzte nicht kennt. Dieſs iſt ein Grundgebrechen der meiſten jungen Männer, welche von der eigenen Bildung fortgetrieben, dasjenige, was ſie eben nun als das Beſte erkennen, der Welt ſogleich mittheilen, ja oft aufdringen wollen. Es iſt dieſs ein ähnlicher Fanatismus wie jener der eifrigen Bekehrer: ſie wollen die Menſchen mit Gewalt ſelig machen. Es ſoll und darf ſich keiner wagen, an eine Verbeſſerung der Medicin zu denken, der nicht alles hiefür ſchon Geſchehenen mächtig, auch die Tiefen der menſchlichen Kunſt erkennt, und die ganze Gewalt der Erkenntniſs um das alleinige Ziel der heilenden Kunſt verſammeln kann. Dieſs iſt kein Machtſpruch des Rec., ſondern die Natur der Sache, welche uns auch dieſs noch gebietet, miſslungene Verſuche eher zurückzuhalten, als durch Lob zu befördern. Am übelſten iſt es, wenn Männer, die lange in Routine herumgetrieben und zuletzt, einige Lichtlein erblickend, um dieſe nun unaufhörlich herumſchwärmen, ſich bey ſolchem Treiben noch dünken originell zu ſeyn, und etwa die Naturphiloſophie durch ihre Theilnahme ſogleich zu verbeſſern und zu vermehren. Doch das Buch iſt einmal da, wir müſſen es alſo näher betrachten.

Die erſte Abhandlung heiſst: *Naturphiloſophiſche Abhandlung*, und beginnt mit Worten und Sätzen, welche die Welt in den naturphiloſophiſch genannten Schriften ſchon genugſam vernommen hat. Wie der Sinn aufgefaſst iſt, möge unter anderen folgende Stelle erläutern: „Das Abſolute der Natur iſt beſtändiges Evolviren; denn nur durch Evolution erreicht ſie ihre Ewigkeit.“ In ſolcher Art wird über Poſitives und Negatives, über Sauer- und Waſſer-Stoff, Stick- und Kohlen-Stoff, über Elemente, Sonnen- und Himmels-Sphären geredet, und zwar weder im beſten Styl (da Provincialismen ſehr häufig ſind), noch mit der gehörigen Beſcheidenheit. Der Vf. conſtruirt und reconſtruirt alles, was da iſt und nicht da iſt, auf die bekannte hoffärtige Art. Blicke wie S. 23—29 über das Verhältniſs der Farben zu den Elementen, wie vorzüglich mit dem Weiſs das durch Stickſtoff ausgezeichnete, mit dem Schwarz das durch Kohlenſtoff übereintrifft, die eigentlichen Farben aber mit der Gradation der Oxydation und Hydrogeniſation; ferner über die Kryſtalliſation — ſind etwas ſeltnes, und dieſe ganze Abhandlung zieht ſich fort als ein Gemiſch aus Schellings erſtem Entwurf der Naturphiloſophie und Syſtem des transc. Idealismus, Steffens Beyträgen, Kielmeyers Rede über das Verhältniſs der Kräfte, Eſchenmeyers Schriften, Wagner über die Natur der Dinge u. ſ. w. in andächtigem Nachſprechen auch des, der zeitlichen Herausbildung wegen, annoch Mangelhaften in dieſen Werken, z. B. der ganzen einſeitigen Lehre von der Repräſentation des Magnetismus im Nervenſyſtem u. dgl. m.

Die zweyte *phyſiologiſch-pathologiſche* Abhandlung hebt mit dieſen übermüthigen Worten an: „Nachdem wir glauben, in vorhergehender Abhandlung die höheren Functionen des Gehirns (der Senſibilität) gehörig durchgeführt zu haben, ſo ſchicken wir uns jetzt an, ſowohl deſſen animaliſch-vegetativen Einfluſs als auch den thieriſchen Körper insgeſammt zu reconſtruiren.“ Freylich wer das erſte von ſich ſagen könnte, dürfte auch das zweyte nicht mehr wagen; es würde ihm nicht mehr entgehen. Wer aber nur auf ein von anderen aufgeſchlagenes Gerüſte zu ſteigen trachtet, mag ſich hüten, daſs ihm nicht ſchwindele, wie es Hn. *W.* wirklich ſchon geſchehen iſt in einer philoſophiſch-pharmakologiſchen Schrift, von der er ja in dieſem Buch auch reden, ſomit auch wir reden dürfen. Er iſt darin von der Zinne naturphiloſophelnden Unſinns auf den platten und breiten Boden der ganz gemeinen *Materia medica* gefallen, und es wundert uns, daſs er noch einmal hinaufſteigen mochte. — Ganz nach der vorigen Art wird nun weiter geredet von den Hauptſyſtemen des Organismus, wobey dann die Gegenſätze viel entſcheiden müſſen, und eben ſo die Worte: Receptivität, Productivität, Oxydation, Desoxydation; Säure und Alkalität im Muskel- und Nerven-Syſtem u. ſ. w. Überall herrſcht ein unüberwindlicher Dualismus, den das Innerliche noch nicht ahndet; daher denn auch z. B. das Anatomiſche bey Betrachtung des Nervenſyſtems noch ganz craſs neben dem Speculativen ſteht, und die Elemente ſich

in der Darſtellung noch gar nicht durchdrungen haben. Und dennoch ſind einige derſelben unverkennbar wohl aufgefaſst, wie z. B. die vergleichende Betrachtung des Pulſes der Arterien mit der periſtaltiſchen Bewegung des Darmkanals; könnte ſich nur der Vf. entſchlieſsen, die Metamorphoſe des lebendigen Leibes rein ſinnlich und einer fortſchreitenten Erfahrung gemäſs zu betrachten, und hätte ihm nur die Sucht zu ſpeculiren nicht den Kopf eingenommen! So iſt ihm Krankheit *disharmoniſche Wechſelwirkung des Gegenſatzes eines oder mehrerer Organe im Individuum.* Dieſs iſt wohl eine (wenn gleich ſehr hinkende) Beſchreibung; aber wie ſollen wir hieraus zum Begriff des Urſprungs der Krankheit und ihres eigenthümlichen Weſens gelangen? Geſundheit iſt Harmonie, Krankheit Disharmonie, d. h. Geſundheit iſt Geſundheit, Krankheit K. — wo iſt hier das Anſchauliche, das Beſondere, an dem wir beides unverlierbar faſſen und untrüglich unterſcheiden können? Kurz — es wird täglich dringender, den ſchreibſeligen Trieb, der ſich in unendlichen Reflexen ſo wohl gefällt, weil er ſich darin ſo vielfach beſpiegeln kann, durch Ernſt und Schärfe zu zügeln, und es wenigſtens den Leuten zu ſagen, daſs hier eitles Spiel getrieben werde. Wer gerne ſpielt, mag's thun; nur muſs er bey dieſem Hazardſpiel nicht auf realen Gewinn zählen. K. L. W.

Hannover, b. Hahn: *Verſuch einer ausführlichen praktiſchen Anleitung zur Gründung einer vollkommnen Medicinal-Verfaſſung und Policey.* Von Dr. *Joſeph Ludwig Schmidtmann*, praktiſchem Arzte zu Melle im Fürſtenthum Osnabrück. Mit einer Vorrede von Dr. *L. F. B. Lentin*, königl. groſsbritanniſch. und kurfürſtl. braunſchweig-lüneburgiſchem Leibarzte in Hannover. *Erſter Theil.* 1804. 1 Alph. 2 Bog. *Zweyter Theil.* 1804. 21½ Bog. gr. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Die Urſachen, warum das Medicinalweſen bisher in den meiſten Ländern ſo ſehr überſehen iſt, ſcheinen dem Vf. ihren Grund vorzüglich darin zu haben, daſs die geſetzgebenden und vollziehenden Gewalten von der einen Seite gröſstentheils den bedeutenden Schaden nicht hinreichend kennen, welcher bey einer ſchlechten Medicinalverfaſſung und Policey der Menſchheit direct und indirect zugefügt wird, und von der anderen Seite aus Abgang dieſer Kenntniſſe nicht erwägen, wie die zweckmäſsig geordneten Medicinalangelegenheiten das Glück der Menſchen und der Staaten fördern und vermehren können. (Mit anderen Worten, weil ſie aus Laien beſtehen, die dieſs nicht wiſſen, und die nicht beurtheilen *können*, wie die Räderwerke der Maſchine in einander greifen müſſen, oder, wenn ſie es auch einſehen, doch den Ärzten keinen Antheil an der Geſetzgebung einräumen *wollen* u. dgl. m.) Der Vf. glaubt daher, daſs ein Werk nicht ohne Nutzen für das menſchliche Geſchlecht ſeyn werde, welches, aus der Erfahrung geſchöpft, die vielfältigen Gebrechen des Medicinalweſens mit Freymüthigkeit, Klarheit, und unumwundener Wahrheit zur Sprache bringt, das daraus erwachſende Unheil zergliedert und zweckmäſsige Vorſchläge an die Hand giebt, wie jenem und dieſem abgeholfen werden könne. Als einen Verſuch dieſer Art legt er das gegenwärtige Werk dem Publicum vor, welches, wie er ſagt, das Reſultat von vieljährigen eigenen Beobachtungen, Sammeln, Prüfen und Nachdenken iſt, jedoch das Ideal, welches er davon ſich entworfen, nicht erreicht. —

Th. I. Cap. 1. *Über die mediciniſche Quackſalberey und Pfuſcherey, ihre Quellen und Urſachen, ihre verderblichen und entvölkernden Wirkungen und Folgen, und über die dringende Nothwendigkeit, ihnen Schranken zu ſetzen, und die Mittel, ſie zu hemmen und zu vertilgen.* Letztere ſind Aufklärung des gemeinen Mannes, ſowohl überhaupt, als insbeſondere in Rückſicht ſeiner körperlichen Maſchine, in Volksſchulen, durch Schullehrer und Prediger, in Verbindung mit angemeſſenen ſtrengen Geſetzen und guten Medicinalanſtalten. Sehr zu beherzigen iſt das, was der Vf. von graduirten und privilegirten Pfuſchern und Stümpern ſagt, die ohne Talente, ohne äſthetiſche und humaniſtiſche Bildung, (die mit der Würde eines Gelehrten in ſeinem Fache immer unzertrennlich verbunden ſeyn ſollte,) und ohne (wenigſtens lange genug) genoſſenen vernünftigen Unterricht mit dem erlangten Titel die Erlaubniſs zur freyen Praxis erhalten. (Abgeſehen von dem nicht zu berechnenden Nachtheile, der daraus für das Publicum entſteht, obgleich manche Facultäten deſshalb mit dem irrigen Grundſatze: wer Nichts verſtehe, werde auch keine Kranken zu curiren bekommen, ſich bey ſich ſelbſt zu entſchuldigen ſcheinen, muſs, glauben wir, die Sache noch von einer anderen Seite betrachtet werden. In manchen Ländern und Städten Deutſchlands ſind von alten Zeiten her mit dem Doctortitel mehr oder weniger weſentliche Vortheile im Staate verbunden, und überdieſs involvirt derſelbe ſchon an und für ſich den Begriff von gelehrter Bildung und Gelehrſamkeit. Iſt es in dieſer Hinſicht gut und lobenswerth, daſs man den Titel von Allem zu trennen anfängt, was unſere Vorfahren abſichtlich, als Beweiſe von Gelehrſamkeit oder gelehrter und humaniſtiſcher und philologiſcher etc. Studien, damit verbunden hatten, Examen in *lateiniſcher* Sprache, *lateiniſch* verfaſste und vertheidigte Inaugural-Diſſertation u. d. gl.? Wer hörte vordem etwas von Disputiren über bloſse Theſes, von Promotionen ohne alle Disputation, oder mit einer deutſchen, von Privatpromotionen u. ſ. w.? Und iſt es billig und gerecht, daſs man den eigentlich gelehrten Ärzten ehemalige Bader- oder Apotheker-Geſellen u. dgl. ohne allen Anſtrich von Gelehrſamkeit, wenn ſie nur etwa ein Jahr die nothdürftigſten Collegia gehört haben, völlig gleich ſetzt? Vielleicht kömmt, wenn es ſo fort geht, die Zeit bald, wo man auch die Doctordiplome in deutſcher Sprache ausfertigen muſs, damit der Graduirte das Seinige verſtehe. Es iſt wahr, daſs groſse Gelehrſamkeit

Digitized by Google

nicht den praktiſchen Arzt ausmacht, und daſs nicht jene Nebenerfoderniſſe, ſondern (wiewohl auch dieſes allein wohl nicht immer) das vorherige Examen, die Entſcheidung über die Geſchicklichkeit deſſelben begründen. Allein dann laſſe man jenen Titel ganz ſchwinden, und begnüge ſich mit Atteſtaten der Facultäten, oder man führe gewiſſe untere Grade wieder ein, z. B. Candidat, Baccalaureus, Licentiat, u. ſ. w.). Eben ſo wahr, und der gröſsten Beherzigung werth, iſt die Klage des Vfs., daſs kein nützlicher, gelehrter Stand vom Staate weniger Aufmunterung und Belohnung (man wird gleich ſehen, daſs hier nicht etwa die Rede von den Taxen iſt.) erhalte, als der der Ärzte. Für Gottes- und Rechts-Gelehrte, die ſich auszeichnen, giebt es vom Staate errichtete Bedienungen, die gewöhnlich hinlänglichen ſtandesmaſsigen Unterhalt gewähren, den ihnen kein Nebenbuhler bis zum letzten Athemzuge rauben kann; allein für Ärzte giebt es dergleichen nicht, ſo, daſs ſie für ihre, der Menſchheit und dem Staate geleiſteten Dienſte bey eintretendem Alter und ſich immer mehr vermindernder körperlicher Stärke, bey eigenen Krankheiten u. ſ. w. in Gefahr kommen, darben zu müſſen, oder die Ihrigen in Armuth zu hinterlaſſen, falls ſie nicht zufällig eigenes Vermögen haben. 2 Capitel. *Von dem hohen Werthe der empiriſch-rationalen Heilkunde und ihren groſsen Verdienſten um das Lebensglück der Menſchen. Beſtreitung der ihr gemachten Vorwürfe.* Man kann dieſem Gegenſtand allerdings ſeinen Platz hier nicht wohl ganz verſagen: Allein beſſer hätte er wohl zur Einleitung überhaupt gepaſst. Auch iſt er oft zu weitläuftig gerathen. Namentlich hätte bey den von S. 179—235 umſtändlich erzählten Krankengeſchichten manche Abkürzung *hier* Statt finden können. Es iſt doch (S. 258 f.) nicht bloſs ein Werk der Medicin, daſs die Luſtſeuche ſo viel von ihrer zerſtörenden Wuth verloren hat. Vieles kömmt auf Rechnung des veränderten Charakters des Übels ſelbſt. Empörend wäre es, wenn es gegründet ſeyn ſollte, was man S. 261 lieſet, daſs man in dem letzten Kriege zwiſchen Öſterreich und Frankreich die öſterreichiſchen Feldärzte und Chirurgen mit Arreſtſtrafen und dem Profos bedrohet habe, wenn ſie die kranken Soldaten nicht nach dem browniſchen Syſteme behandelten. Hätten denn jene alle ſo klein gedacht, nicht auf der Stelle ihren Abſchied zu nehmen? — Cap. 3. *Über die groſse Wichtigkeit des Apothekerweſens, ſeine vielfältigen Mängel, die Urſachen davon, und über die Nothwendigkeit der Verbeſſerungen; nebſt Vorſchlägen hiezu.* Über die Taxe ſchlüpft der Vf. S. 281 zu geſchwind weg. Es iſt zwar wahr, daſs dieſe Materie in neueren Zeiten ſo ſehr (?) beleuchtet iſt: aber uns dünkt immer noch, daſs die Gläſer in den Leuchten nicht rein genug geweſen ſind, und man ſich mitunter gefärbter Gläſer dazu bedient hat. — Ein auffallendes Beyſpiel S. 297 beſtätigt die ſchon oft gerügte Schädlichkeit des ſogenannten Handkaufes. Ehe dieſer nicht gänzlich gehemmt werden kann, läſst ſich von den Receptbüchern (S. 298. 308), über die bereits ſo Manches dafür und dagegen geſchrieben worden, ſchwerlich der erwartete Erfolg nur einigermaſsen hoffen. Gern hätten wir hier etwas über die neuerlich in Anregung gebrachte Frage geleſen: „*wem die bezahlten Recepte gehören?*“ Was S. 309 ff. gegen die allgemeine Einführung der neuen Terminologie und von *Lentin* in der Vorrede geſagt wird, iſt unſerer Überzeugung nach ſehr zu beherzigen. Einen anderen Gegenſtand, der oft genug, doch faſt immer nur einſeitig, abgehandelt worden iſt, nämlich die ſogenannten Neujahrsgeſchenke, übergeht der Vf. mit Stillſchweigen. Cap. 4. *Über die Wundarzneykunſt, die Trennung derſelben von der Medicin; die Unvollkommenheit und Ungeſchicklichkeit der meiſten Wundärzte, die Urſachen davon, und über die Mittel zur Verbeſſerung und Vervollkommnung derſelben.* Bey Gelegenheit der hier beſchriebenen *Pepinière* zu Berlin ſagt Hr. *L.* in der Vorrede mit Recht, daſs eine ſolche Anſtalt in ihrem ganzen Umfange nur allein für groſse militäriſche Staaten anwendbar ſey. Cap. 5. *Über das Hebammenweſen, ſeine Wichtigkeit und Nützlichkeit für den Staat, und über die groſsen Mängel deſſelben in manchen Ländern. Vorſchläge zu Verbeſſerungen.* Nachahmungswerth iſt das, ſeit 1787 im Fürſtenthume Osnabrück zum Fonds für den Unterricht der Hebammen und ihre Unterhaltung während der Lehrzeit beſtehende Geſetz, daſs jedes Brautpaar vor ſeiner Trauung, nach Maſsgabe ſeines Vermögens, eine beſtimmte Summe, Honoratioren nach Belieben, (?) der Kaufmann, Voll- und Halberbe unter den Bauern 1 Thlr., der Erb- und Markkötter 16 Gr., und der Heuermann 12 Gr., an die Hebammencaſſe bezahlen muſs.

Th. II. Cap. 6. *Über die übermäſsige Vervielfältigung der Ärzte in manchen Ländern, deren Urſachen, und über deren groſsen Nachtheil für die leidende Menſchheit und die mediciniſche Kunſt.* Ganz der Erfahrung gemäſs, rechnet der Vf. unter die Urſachen hievon auch die „neue, ſo conſequent ſcheinende“ browniſche Lehre, welche Manchen in das Fach der Ärzte zu locken ſcheint, der ſonſt wohl nie deſſen Grenzen berührt haben würde. Aber die, unſerm Bedünken nach hier ebenfalls ſehr in Anſchlag mit zu bringende, groſse Nachſicht mancher Facultäten, finden wir hier vergeſſen. Eben ſo hätte die, wenn wir nicht irren, 1788 erlaſſene k. k. Verordnung, daſs jährlich in Wien, wegen Überfluſſes an jungen Doctoren, nicht mehr als ſechs inländiſche Candidaten, die noch dazu *primam claſſem* haben müſſen, promovirt werden ſollen, und das zu Pavia übliche Geſetz; daſs kein Eingeborner die Arzneywiſſenſchaft ſtudiren darf, der nicht zuvor dargethan hat, daſs ſein Vermögen hinreichend iſt, ihn einige Jahre nach der Promotion anſtändig zu verſorgen, angeführt und beurtheilt zu werden verdient. Zweckmäſsig iſt die im Münſterſchen eingeführte Ordnung, daſs das *Collegium medicum* den jungen Ärzten den Ort beſtimmt, wo ſie ſich niederlaſſen ſollen; vorausgeſetzt, daſs ſie bey entſtandenen Vacanzen an etwa

beſſere Orte verſetzt werden. Der Vorſchlag, junge von der Akademie abgehende Ärzte bis zu ihrer Anſtellung (etwa wie nach der Verordnung vom J. 1783 im Brandenb. - Onolzbachiſchen) erfahrenen praktiſchen Ärzten als Gehülfen zuzugeſellen, ſcheint nicht leicht geſetzmäſsig ausführbar zu ſeyn, und würde unter anderen vielleicht auch die vorherige Herſtellung akademiſcher unterer Grade erfodern. Ausführbarer und beſſer wäre der andere Weg, ſie bis dahin in öffentlichen Krankenhauſern die Stelle eines Aſſiſtenten bekleiden zu laſſen, wenn nur jedes Land ſo viele oder groſse Hoſpitäler hätte, als dazu nöthig ſeyn möchten. Cap. 7. *Über die Bildung junger Ärzte, die Bildungsanſtalten für dieſelben, und über deren und der Lehrer Fehler und Mängel. Entwürfe und Vorſchläge, dieſe zu verbeſſern.* Ein vortrefflicher Abſchnitt, deſſen Inhalt nie genug beherzigt werden kann. Nur halten wir den Vorſchlag, die lateiniſche Sprache wieder für die *Vorleſungen* einzuführen, nicht in dem Grade für zweckmaſsig, als der Vf. ihn dafür hält. Es iſt wahr, daſs dadurch mancher zum Studium der Alterthumswiſſenſchaft genöthigt, mancher Unfähige etc. ganz von dieſem Fache abgehalten werden würde. Aber eben ſo wahr iſt es auch, daſs es den angehenden Lehrling in der Arzneykunde ſtört und irrt, wenn er zu gleicher Zeit auf drey verſchiedene Dinge, wiſſenſchaftliche Sätze, Kunſtwörter und Sprache, achten muſs; zumal, wenn der Lehrer ſich beſtrebt oder gewohnt iſt, nicht gut, ſondern ſchön zu ſprechen, wie einſt *Brendel*, *Plaz*, *Boſe* u. ſ. w., und vielleicht deſswegen den Schüler oft durch feinen Periodenbau u. ſ. w. zerſtreuet. Der Rath, die akademiſchen Prüfungen und Promotionen unentgeltlich verrichten zu laſſen, um manche Facultäten von möglichen Verſuchungen zu befreyen, verdient ernſtliche Prüfung. Sollte aber dann nicht allenfalls gar zu leicht Indolenz u. ſ. w. an die Stelle der letzteren treten? Cap. 8. *Über die Nothwendigkeit der Eintheilung eines Landes in mediciniſche Phyſikat - Diſtricte, und den groſsen Vortheil davon für die Sicherheit des Lebens und das Glück der Menſchen und des Staats. Grundſätze zur Organiſation derſelben. Eigenſchaften, Pflichten und Geſchäfte der Phyſiker.* Der Vorſchlag, Jedem, der in Krankheiten einen anderen, als einen privilegirten und tüchtig befundenen Arzt oder Wundarzt gebraucht habe, nach ſeinem Tode bey ſeiner Beerdigung die gewöhnlichen Solennitäten zu verweigern, iſt unausführbar, eben weil er, bey aller Strenge, zu viele Mittel, das Geſetz zu illudiren, übrig läſst. Cap. 9. *Über Collegia medica, als nöthige Ober - Inſpections - Inſtitute über die Medicinal - Sachen und Perſonen in einem Staate; und über die Grundſätze, nach welchen ſie eingerichtet werden müſsten. Eigenſchaften der Mitglieder, Pflichten und Geſchäfte des Ganzen.* Cap. 10. *Über den groſsen Werth der Geſundheit und des Lebens, die Heiligkeit und Wichtigkeit des Berufs der Ärzte, Wundärzte, und Apotheker, und über die Nothwendigkeit der Policey - Aufſicht auf den ſittlichen Wandel und die Pflichthandlungen aller Medicinal - Perſonen.* Es kömmt hier mancher Gegenſtand wieder vor, der ſchon oben hie und da berührt worden. Vieles würde hinter dem zweyten Capitel des erſten Theils, als Tranſitus, zweckmäſsiger geſtanden haben. Cap. 11. *Von der Vortrefflichkeit öffentlicher Hoſpitäler, als Zufluchtsörter und Heilungsanſtalten kranker Menſchen, als praktiſche Schulen für junge Ärzte, Geburtshelfer und Wundärzte, und als vorzügliche Quellen und Mittel zur Vervollkommnung der Heilkunde.* Unter anderen wird hier der Vorzug der Hoſpitäler vor Krankenbeſuchanſtalten, unſerer Meinung nach ſehr richtig, dargeſtellt. Zwar nicht neu, aber gewiſs einer noch öfterern Wiederholung werth, iſt die Auffoderung, die vielen in einzelnen, ſelbſt kleinen, Städten Deutſchlands noch aus den Zeiten des Ausſatzes und der Peſt übrigen, nachher mit den Armenfonds verbundenen oder zu Beguinenhäuſern u. ſ. w. eingerichteten Siechenhäuſer zu Krankenhäuſern umzuwandeln. Zu dem, was S. 294 unter anderen Miſsbräuchen in Hoſpitälern auch im Vorbeygehn von der Verpachtung geſagt iſt, wird der Vf. ſeit einiger Zeit ohne Zweifel Gelegenheit genug gehabt haben, neue und viele Beyträge zu ſammeln.

Aus der bisherigen Anzeige der Capitel erhellt daſs das Ganze einen *commentarius perpetuus* über eben ſo viele Gegenſtände aus der mediciniſchen Policey ausmacht, daſs aber auf dem Titel die Worte „und Policey," mit Unrecht ihren Platz behaupten da dieſelbe noch ſo unendlich Vieles in ſich begreift was auſser dem Plane des Vfs. lag. Von ganzem Herzen ſtimmen wir inzwiſchen dem Wunſche bey den *Lentin* in der Vorrede ſo herzlich äuſsert, „daſs Fürſten und ihre Räthe dieſs Buch *ſelbſt leſen* und (nach genauer Erwägung und Prüfung aller Umſtände auch ihres Locale,) „die erwünſchteſten Entſchlüſſe daraus auffaſſen und in Thätigkeit ſetzen mögen! Iſt dieſs nur erſt in Anſehung der abgehandelten Capitel geſchehen: ſo iſt die zweckmäſsigſte Anordnung der übrigen Gegenſtände der mediciniſchen Policey eine Kleinigkeit. Möchte doch dieſer glückliche Stern bald überall über ihr aufgehen, die bisher leider meiſtens nur für Äſculaps Baſtard gilt! —

Zu einer etwanigen zweyten Auflage möchten wir dem Vf. das Studium, ſo viel möglich, aller einzelnen, ſelbſt in den kleinſten Ländern zum Theil publicirten Medicinalverordnungen empfehlen. Auch die geringſte enthält oft ein Goldkorn, das in weitläuftigeren vielleicht überſehen worden, aber nach etwaniger Läuterung ſich vollkommen bewährt. Und wie viele Reſultate laſſen ſich nicht oft aus der Vergleichung derſelben mit der Wirklichkeit in dem Lande, in welchem ſie emanirten, ziehen! Selbſt in demjenigen, das der Regel nach und, wie es ſcheint, auch bey dem Vf., dafür gilt, die vollkommenſte Medicinalverfaſſung zu haben. — Die Schreibart des Vfs. iſt gut und lebhaft, aber nicht immer edel und gewählt genug, manchmal an's Unanſtändige grenzend, und oft affectirt.

L. z. o.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 JULIUS, 1808.

NATURLEHRE.

Landshut, b. Krüll: *Über das Leben und ſeine Erſcheinung*, von Dr. *Karl Eberhard Schelling*. 1806. 8. (18 Gr.)

Hr. *S*. faſst die Darſtellung des Lebens von einem Geſichtspunct, welcher, weiter verfolgt, der Wiſſenſchaft ſehr fruchtbringend werden muſs. Er zeigt nämlich in der Einleitung, wie das abſolute Weſen des Lebens erſt dann recht klar werden kann, wenn die Seelen oder Monaden der einzelnen Lebensweiſen ſelbſt in ihrer Urſprünglichkeit und ewigem Verhältniſs unter einander, und ſomit auch zum ſchlechthin Abſoluten erkannt ſind, da nur in dieſem Fall das Entſprechende der urbildlichen und gegenbildlichen Welt beſtimmt aufgefaſst werden mag, kraft der heiteren und anſchaulichen Vermittlung jener einzelnen Seelen, die ſich, je ſchärfer man die Merkmale der Unterſcheidung faſst, um ſo klarer vernehmen laſſen, und ohne Hemmung in der Seele alles Lebens auflöſen. Wie ſich nun unter ſolcher Leitung der Proceſs des Lebens verhalte; wie ſich das Leben geſtalte und wandele, und in einem groſsen fortgehenden Zeugungs- und Zerſtörungsact beſtändig neue Formen und Geſtalten aufſteigen, und der ganze Lebensproceſs darauf hinſtrebe, den urbildlichen Organismus in ſeiner Reinheit darzuſtellen: dieſs iſt nach jener die nächſte Betrachtung in dieſer Schrift. Der Blick muſs hiebey auf die Coëxiſtenz des allgemeinen groſsen Bildungsproceſſes mit dem ſpecifiſchen Entwicklungsgeſetz, das jedem beſonderen lebenden Weſen vorgeſetzt iſt, feſt gerichtet ſeyn, ſo daſs hierin Harmonie erkannt werde, nicht bloſs vermuthet oder angedeutet. Dieſe Aufgabe hat der Vf. ſich vorgeſetzt; und wenn wir die Art betrachten, wie er hievon als von innigſt befreundeten Dingen, wie er ferner von der Unverletzbarkeit der Seele und ihrem Hingewandtſeyn zu höheren Dingen, von der Beziehung der realen Dinge mittelſt der Leidenſchaft, dann von dem Leben der Pflanzen, der Thiere, des Menſchen, im Allgemeinen ſie bezeichnend, in der Einleitung geredet hat: ſo dürfen wir im Voraus darauf zählen, den Theilnehmenden auch vom Fortgang der Schrift daſſelbige ſagen zu können. Denn es iſt die Art und Weiſe eines ſolchen Gemüthes, daſs es einmal aufgeſchloſſen für die Natur, alsbald in ihre tiefſten Tiefen blickt, und eine nur in der Zeit mögliche Weiſe geborne und ausgedrückte Schrift, wie ein zwar für den Augenblick wohl paſſendes, aber vergängliches Kleid, von ſich abwerfend, lieber in der freyen Welle des Ewigen ſich badet: daher wir denn, überzeugt, daſs, wenn auch hie und da etwas erinnert werden könnte, jede Erinnerung am beſten aus eigener Beſonnenheit und immer tieferer Selbſtbildung ſtammt, nur darſtellend von dieſer Schrift reden können, um aus den abgeſtreiften Hüllen ſchon zu erkennen, was von der weiteren Entwickelung des Vfs. noch zu erwarten ſteht.

Das Leben iſt nur durch intellectuelle Anſchauung zu faſſen: die Idee des Lebens fällt mit der des Abſoluten vollkommen in Eins zuſammen. — Alle andere Art, das Leben aufzufaſſen, iſt einſeitig. Es giebt alſo kein Princip des Lebens, das höher als es ſelbſt wäre, vielmehr iſt daſſelbe ganz durch ſich ſelbſt geſetzt. Aus dieſer Einheit hervorwachſend, und in ewiger Gegenwart derſelben, mag ſich das Leben als Thätigkeit oder Seyn entwickeln, und verſchiedene (doch im Weſentlichen immer dreyeinige) Anſichten darbieten. Kraft der Einheit wandelt ſich alle Möglichkeit in Wirklichkeit, und dieſs iſt der ſchöpferiſche, alles belebende Zeugungsact der Welt. In dieſem iſt auf zeitloſe Weiſe die Natur, der Reflex des Realen, welches dem Abſoluten gleich iſt. Es muſs alſo das ganze Reale in ihr ausgedrückt ſeyn: ſo iſt es auch mit der Geiſterwelt, welche der Reflex der Form des Abſoluten in der wirklichen Welt iſt. Wie daher die Natur durch ihr äuſseres Leben, ſo muſs jene auch durch ihr inneres den ganzen Weltorganismus in ſich repräſentiren. Beide ſind nicht verſchieden, ſondern nach *einem* Geſetz, dem der Einheit von Thätigkeit und Seyn, entſtanden. Alle die mannichfaltigen Formen, in welchen wir die abſolute Form des Lebens abgeſpiegelt ſehen, ſind die Folgen jener beiden Urreflexe des Lebens, die ſich in der gegenbildlichen Welt fixirt haben, nämlich der des inneren u. des äuſseren, des geiſtigen und natürlichen Lebens. So werden demnach nicht nur jene beiden Urreflexe, ſondern auch die Reflexe dieſer ſich dem wirklichen Daſeyn einverleiben u. ſ. f., bis daſs in der gegenbildlichen Welt *actu* dasjenige nachgebildet iſt, was in der ſchlechthin urbildlichen vorgebildet iſt, und ſo die Abſolutheit der einen in der anderen ſich durchdringt. In der gegenbildlichen Welt kann man erſt dann die Realiſirung der Abſolutheit der urbildlichen darthun, wenn ein Punct aufgezeigt werden kann, wo die beiden Relativitäten des äuſseren und des inneren Lebens, die ſich in derſelben fixirt haben, durchaus aufgehoben und in Eins geſchmolzen ſind, wie im Abſoluten ſelbſt. Um dieſen zu treffen, werden wir die Stufen verfolgen, auf denen ſich das äuſsere Leben in innerliches, das natürliche ins geiſtige verwandelt. Im Natürlichen aber iſt urſprünglich auch das

Digitized by Google

Geiſtige, und es muſs ſich demnach der Reflex des Natürlichen und Geiſtigen in der Natur als der Gegenſatz des Unorganiſchen und Organiſchen darbieten. Das äuſserliche Leben in der Natur hat zum Schema den Raum, das innerliche die Zeit: das Leben der Natur ſelbſt alſo wird ſich durch Bewegung zu erkennen geben müſſen. Bewegendes und Bewegtes vereinen ſich an Einem Subject, ſo wie das Licht und die Materie ſich in den Geſtirnen durchdringen, und in dieſen die erſten Lebendigen der gegenbildlichen Welt dargeſtellt ſind. Das vollkommenſte Gegenbild des Abſoluten iſt das Sonnenſyſtem, als die vollſtändige Ausgleichung der Tag- und Nacht-Seite aller Dinge, und ſo wie die ſubſtantielle Form, ſich durch das entſprechende Reale fortbildend und in ihm fixirt, in Potenzen als nothwendigen Haltepuncten des Ganzen erſcheint: ſo ſind dieſe Potenzen als eben ſo viele unveränderliche Begriffe lebender Weſen anzuſehen; die beſtimmten Syntheſen aber derſelben mit dem Realen als die zeitlichen und vergänglichen Begriffe oder als die *Keime*, woraus unter der Gewalt der Potenz die ganze zeitliche Entwicklung vor ſich geht. Jede Potenz entfaltet ſich zunächſt in drey Dimenſionen, welche ſich zu ihrer ſie jedesmal dominirenden Potenz gerade ſo verhalten, wie die drey Potenzen zu ihrer ſubſtantiellen Form. Sie müſſen alſo derjenigen Potenz, unter welcher ſie begriffen ſind, jedesmal adäquat ſeyn, d. h. innerhalb des ihnen von der Potenz vorgeſchriebenen Kreiſes von Möglichkeit beharren, ohne denſelben in der Wirklichkeit zu überſchreiten. Jede Potenz geht in drey Dimenſionen aus einander, und es muſs der Keim kraft der in ihm waltenden Potenz die Spur des urbildlichen Lebens an ſich haben: ſo wie aus ihm mit der Entwickelung der Dimenſionen das gegenbildliche Daſeyn ſich fortbildet. Hiedurch ſind dieſer Entwickelung Perioden geſetzt, als eben ſo viele Lebensalter der lebenden Weſen. (Wie ſich Magnetiſmus, Elektricität und chemiſcher Proceſs zu den Dimenſionen, und mittelſt deren zu den Potenzen verhalten, iſt bekannt; wir gehen alſo weiter.) Das erſte Lebensalter eines Sterns iſt ſeine magnetiſche Periode, das zweyte ſeine elektriſche, das dritte ſeine chemiſche, oder der Stern ward durch die Kraft des Magnetiſmus aus dem neptuniſchen Element oder der Formloſigkeit zu einer beſtimmten Form gebracht, lebt ſodann im Irdiſchen oder Elektriſchen, und endet im Vulcaniſchen. Daſs in jedem Lebensalter die beiden anderen nicht ausgeſchloſſen ſeyen, verſteht ſich von ſelbſt. Das erſte und letzte dieſer Lebensalter ſind die kürzeren, das mittlere das längere, wie auch die Axendrehung als magnetiſch nur einen Tag bey der Erde dauert, der Umlauf um die Sonne als elektriſch ein Jahr. So iſt es überall in der lebendigen Natur. Die einzelnen Sonnenſyſteme ſind weder aus den Potenzen noch aus den Dimenſionen zu erklären; ſie verhalten ſich vielmehr als Abdrücke einer und derſelben Grundform des Sonnenſyſtems, ſo wie die einzelnen Species in der organiſchen Natur zu *einem* Prototyp oder wie überhaupt die gegenbildliche Welt zum Abſolutrealen. Jede der drey Dimenſionen entfaltet ſich gerade ſo wieder in je drey Functionen, wie ſich jede der drey Potenzen in drey Dimenſionen ausprägte. Die Functionen müſſen der Dimenſion, wie dieſe der Potenz, adäquat ſeyn. Durch die Functionen zerfällt die in Anſehung der Dimenſionen noch immer als in der Totalität begriffene materielle Einheit eines Weltkörpers in die verſchiedenen, gröſseren, auf ihm befindlichen Körperreihen, welche wieder demjenigen parallel laufen, was im Organismus Syſtem heiſst. Zur Darſtellung der Functionen gehört, wie bey der Darſtellung der Dimenſionen, eine Miſchung der Körperreihen unter ſich ſelbſt, wodurch dann die Organe der Functionen erzeugt und entwickelt werden. Die partiellen, auf einem Weltkörper Statt findenden, magnetiſchen, elektriſchen und chemiſchen Proceſſe ſind unvollkommene Verſuche des Einzelnen, an und durch ſich ſelbſt das Bild der hier herrſchenden Lebensform, nämlich das der ſelbſtſtändigen Bewegung auszudrücken. Dieſs gelingt noch am meiſten im Chemismus, worin Licht und Materie in Eins gebildet als Licht ganz in Materie, und Materie ganz in Licht aufgelöſt, d. h. als Feuer erſcheint. Aber auch dieſer bedarf einer Grundlage. — In der unorganiſchen Natur iſt nur dann Mechanismus, wenn die Glieder aus ihrer Stelle geriſſen werden; ſie iſt nicht das Reich des Todes, ſondern die *eine* nothwendige Seite des Lebens, und kann der organiſchen nicht vor- oder nachgeboren ſeyn, ſondern ſie ſind zumal und aus gleicher Subſtanz entſprungen, im Weltkörper ſelbſt iſt *vorerſt* der reale Einheitsgrund derſelben, in Bezug auf welchen die organiſche wie die unorganiſche Natur in dem merkwürdigen Oſcillationsverhältniſs der Gravitation und Centrifugenz, d. h. der Cohäſion und Selbſtheit ſteht. — So viel vom äuſseren Reflex des Lebens in der Natur. Dieſem ſteht der innere, wie geſagt, entgegen — die organiſche Welt. Ihr Charakter iſt, Äuſseres innerlich zu ſetzen. Eben ſo wie die ſubſtantielle Form des unorganiſchen Lebens, drückt ſich auch jene des organiſchen bey ihrer Einbildung in die entgegenſtehende accidentelle Form in drey Grundformen aus, welche als die Mächte des organiſchen Daſeyns in der Pflanze, im Thier und im Menſchen ſich offenbaren. Da auch hier alles, was in der äuſseren Welt, nur untergeordnet dem Inneren erſcheint: ſo muſs ſich die Innerlichkeit des Lebens auf der erſten Stufe wieder nur an der äuſseren Geſtalt, auf der zweyten Stufe an der Unterordnung der äuſseren Form unter die innere, auf der dritten an dem ungetrennten Inbegriff des Äuſseren und Inneren zeigen. Die Potenzen als die ewigen Begriffe aller lebenden Weſen ſind ihre Seelen, d. h. die Vermittlerinnen der urbildlichen und gegenbildlichen Welt. Darum ſind die Seelen auch die ewigen Ideen der Dinge. — Der Vortrag wendet ſich nun zur Betrachtung der einzelnen Potenzen der organiſchen Welt, wo dann der Vf. zuerſt einſchärft, wie unendlich wichtig die beſtimmte Erkenntniſs der einem jeden Weſen eignen Potenz ſey, wie bey Verſäumniſs dieſes feſten Punctes alles ins Endloſe ſchwanke, und zur bloſsen Gröſsenverwandlung und quantitativem Unterſchied werde, wie eben hiedurch auch die Erkenntniſs

Digitized by Google

des Weſens der Krankheit annoch aufgehalten worden. Indeſſen können wir hier die Erinnerung nicht unterdrücken, daſs, welcherley Bezeichnung man auch für den Unterſchied der Potenzen wähle, die Armuth doch immer vor den Thüren bleiben werde; wer aber die Kraft des Verſtändniſſes von Gott hat, wird auch in der bisherigen Bezeichnungsweiſe den inneren Sinn nicht verkennen: denn er wird nicht eher befriediget ſeyn, bis ihm eine jede Potenz ganz zur Klarheit ihrer Seele anſchaulich geworden iſt, was dann auch allein die Abſicht des Vfs. bey der Wiedererweckung der Begriffe der Alten von formativer, ſenſitiver und intellectueller Seele ſeyn kann. — Jede Potenz geht in drey Dimenſionen aus einander; aber nicht *als Potenz*, ſondern in der ſchon bezeichneten Natur des Keimes: denn es ſind die Dimenſionen die erſten Wurzeln, welche die Potenz in der wirklichen Welt ſchlägt. Die Durchbildung der Potenz durch die Dimenſionen beſtimmt jedem organiſchen Weſen ſeine Lebensalter: denn dieſes iſt eben nur die Feſtſetzung einer der Dimenſionen im Realen. In demjenigen Lebensalter nun, welches die der herrſchenden Potenz correlative iſt, drückt ſich der Geiſt des beſonderen Lebens am lauteſten aus, wie bey den Pflanzen im Keimen, bey den Thieren in Trieb und Handlung. Die Idee oder die Seele eines einzelnen Dinges bleibt von dieſen verſchiedenen Lebensaltern (deren gründliche und ſcharf bezeichnete Darlegung an den Pflanzen S. 64—69 wir, ſo wie vieles andere Specielle, hier nicht wiederholen können) durchaus unangetaſtet, und iſt in jedem in voller Integrität vorhanden: denn ſie iſt der ewige Begriff eines einzelnen Dinges, welcher den Zeit- und Raum-Verhältniſſen nicht unterworfen, eben darum auch keiner Veränderung ausgeſetzt iſt. Daher iſt der Schauplatz aller Verwandlung bloſs das reale Gegenbild derſelben, welches durch die Dimenſion u. ſ. f. den Zeit- und Raum-Verhältniſſen unterworfen, deſswegen auch der Veränderlichkeit preis gegeben iſt. Aber einen Punct des höchſten und vollſtändigen Daſeyns hat auch dieſes: auf ihm ſind die Dimenſionen und Functionen an dem Product ganz ausgedrückt und der Potenz adäquat (dieſs iſt doch wohl alles, was man ans Vergängliche fodern kann: mag es von dieſem Punct aus immer den Weg ſeines Wandels gehen; einmal war es doch ein vollſtändiger Ausdruck der Seele). — Die Durchbildung der Potenz durch die concreſcirten Functionen oder die Organe iſt der letzte Schritt zur Realiſirung derſelben: mit dieſer hat die Potenz erſt vollends den nahrhaften Boden des Endlichen erreicht, und gerade auf dieſem Punct muſs ſie demnach mit der ganzen, den Seelen eignen Gewalt hervorleuchten: denn jedes Organ iſt ja durch die Concreſcenz der Functionen für die Potenz durchgänglich und durchſichtig geworden, wie nach der Betrachtung der thieriſchen Lebensalter nun weiter S. 81—85 deutlich gezeigt wird. — Organiſches und Unorganiſches und ihre nie endende Transſubſtantiation iſt durch eine beiden Formen gemeinſchaftliche Subſtanz vermittelt; welche, wie der ganze Naturproceſs ſelbſt, nichts anderes denn ein groſser äquivoker Zeugungsproceſs iſt. Hiebey äuſsert der Vf. Gedanken über Aneignung und Verweſung und über die tiefe Bedeutung der Fäulniſs und alles gährenden Schwankens zwiſchen organiſchem und unorganiſchem Leben, welche für ſich allein ausgeführt ſchon zu den tiefſten Geheimniſſen der Natur leiten müſsten. Bemerkenswerthe Folgen hieraus über den Kampf des Äuſseren und Inneren u. dgl. m. im Lebensproceſs werden S. 93 ff. gezogen, und die Betrachtung des individualiſirenden Bildungs- und Erregungs-Proceſſes immer näher geführt. Der Erregungsproceſs iſt der im Abſtracten angeſchauete (bezeichnete) Bildungsproceſs; dieſer aber der im Concreten angeſchauete Erregungsproceſs. Einer iſt im anderen; keiner die Urſache oder der Effect des anderen. Der Schauplatz beider fällt durchaus bloſs auf den Boden des Qualitativen im gegenbildlichen Leben. Die inneren Verhältniſſe des Hergangs bey dem Erregungs- und Bildungs-Proceſs können nur dann gehörig erkannt werden, wenn man die Art, wie ſich die drey inneren Factoren des Organismus, aus welchen je eine concrete Function conſtituirt wird (§. 141—151), zu den von auſsen auf ſie einwirkenden Einflüſſen verhalten, gehörig durchblickt. Dieſs verſucht nun der Vf. von S. 106 an mit glücklichem Erfolg. Was Perception, Empfindung, Bild u. ſ. w. ſeyen, und wie das letzte ſich wieder im Organismus realiſire, wie ferner der vollſtändige Begriff der Empfindlichkeit zu faſſen ſey, und ſich gerade im Bezug hierauf die Äuſserlichkeit der unorganiſchen Natur am ſchärfſten zeige u. dgl. m., wird hier gelehrt. Es iſt kein bloſses Gleichgewicht des groſsen äquivoken Zeugungsproceſſes gegen die ſämmtlichen einzelnen, vielmehr ein integrantes und ſtets bewegliches Verhältniſs, ſo daſs auch die Concurrenz des einzelnen Organismus zum allgemeinen Bildungsproceſs u. ſein eigner ſpecifiker Entwickelungsgang ſich nicht bloſs vertragen, ſondern vorausſetzen und bedingen: denn mit dem ſubſtantiellen Verhältniſs zum allgemeinen Transſubſtantiationsproceſs iſt zumal auch das der Erregung geſetzt. So beſtimmt alſo diejenige Weiſe jedesmal iſt, in welcher ein Organismus lebt: ſo integrant greift er damit in das Ganze des Lebensproceſſes ein. Seiner beſtimmten Daſeynsweiſe entſprechen beſtimmte Nahrungsmittel, und eben ſo beſtimmt iſt das für ihn Widerſpenſtige und Feindſelige. Was ſich durch alle Functionen beſtätiget, kann wohl in deren Verhältniſs zur Auſsenwelt ſich nicht verleugnen — es muſs nämlich die Receptivität für dieſelbe eine ganz entſchiedene Offenheit und Geſchloſſenheit jedesmal ſeyn, kein unbeſtimmtes Offenſtehen. Und ſo allein kann eine Erregung, die aus einer Wahl der dem Keim adäquat geſetzten Receptivität hervorgeht, dasjenige feſtſetzen, was man *Lebensgenuſs* nennen mag. Die vollkommenſte Entwickelung iſt der vollkommenſte Lebensgenuſs. Die Art des beſonderen Lebensgenuſſes aber iſt jedem einzelnen Weſen durch die beſtimmte Potenz, welcher daſſelbe untergeordnet iſt, und dann durch die beſtimmte Syntheſis, welche ſeine Potenz mit dem Realen geſchloſſen hat, voraus beſtimmt. Jeder beſondere

Digitized by Google

Lebensgenuſs iſt ein beſtimmter Moment der Realiſirung der Idee eines beſtimmten Organismus, und ein Beweis, daſs der Erregungs- und Bildungs-Proceſs auf eine dem Keim adäquate Weiſe, von Statten gehen. Nur jene von auſsen erzeugten Bilder, welche zwiſchen die Wahl und die Erregung kein Miſsverhältniſs in Bezug auf den Keim bringen, vermögen zu einer fruchtbaren Zeugung zu gelangen; was anders wirkt, mindert den Lebensgenuſs, und ſomit auch die Entwickelung, zieht den Organismus als Wahnbild von ſeinem Vorbild ab, und er müſste ſich ein neues Vorbild ſchaffen, und einen neuen Keim erzeugen können, wenn er die von den falſchen Bildern gefoderte Entwicklung vollbringen wollte. — Das Medium der Mittheilung zwiſchen der organiſchen und unorganiſchen Natur iſt die Atmosphäre, welche als urſprünglich rein betrachtet, weder zur einen noch zur anderen gehört, ſondern bald hier bald dorthin neigt. Alle Extreme des Organ. und Unorgan. ſtrebt ſie zu äquivoken Zeugungsproceſſen umzuſchaffen, denn das Einſeitige iſt ihr zuwider. Auch die Wirkung der äuſseren Dinge und alle Wechſelverhältniſſe ſind atmosphäriſch bis ins Kleinſte, d. h. ſie ſind alle in dem groſsen Medium reflectirt, und ſchweben darin zu neuer Individualiſirung. Eine ſo reine Atmosphäre, wie hier gefodert wird, iſt die *Aura coeleſtis* — in der unorganiſchen Natur das äuſsere Licht (als das ihr eingeborne lebendige Geſetz) — in der organiſchen das innere Licht (die Phantaſie). — Was nun weiter vom concreten Organismus geſagt wird, iſt vortrefflich, da insbeſondere das Eigenthümliche der Concreſcenz der Reflex des Succeſſiven der Entwicklung im Raum — der Antagonismus vor Augen geführt wird, welcher durch den geſammten Erregungs- und Entwicklungs-Proceſs durchgreift, und die Lebensalter immer rhythmiſch wiederholt: ſo daſs hieraus das groſse Phänomen des Schlafens und Wachens (wir möchten hinzuſetzen auch des Träumens,) allein begreiflich wird. Es folgen nun ſcharfſinnige Erklärungen vom höheren und niederen Sinn, von dem entſprechender willkührlicher und unwillkührlicher Bewegung, von dem Medium der Reſpiration zwiſchen beiden, von der Selbſtſtändigkeit des durch die Nerven-Function geſchaffenen Bildes, von der Verwandlung der Empfindung in Bewegung, von der Feindſeligkeit zwiſchen realem und idealem Bildungsproceſs, und der zwiſchen beiden ſchwankenden organiſchen Bildung u. ſ. w. Es zeigt ſich überall, wie die lebendige Natur des Organismus die feſteſte Wahrheit und den ſchönſten Zauber uns ſehen läſst, und die Mährchen der Feenwelt ſich hier oder nirgends dem realiſiren, der nur die Entſchloſſenheit hat, ſich den Wundern hinzugeben und das eigene Innere daran zur Wunderkraft zu entzünden. — Von demſelben Punct der Eigenthümlichkeit, worum ſich dieſe ganze Darſtellung des Organismus dreht, betrachtet der Vf., wie zu erwarten war, auch den Urſprung und die Natur der Krankheit. Die Potenz iſt ihr nie unterworfen, nur im Keim iſt Veränderung möglich, von da kann die Abweichung beginnen nach der Seite des Veränderlichen hin (in ſtets zunehmender Concreſcenz oder Verkörperung des Krankhaften), ſo daſs im Verhältniſs des zunehmenden Antagonismus der Lebensalter und der Widerſpenſtigkeit des Concreten die Entwickelung der Krankheit rückwärts bis zum Keime zunimmt, und in demſelbigen Maſse die Entwickelung des Eigenthümlichen vorwärts in den beſonderen Lebenslauf gehemmt werden muſs. Die Krankheit iſt alſo nicht abſolute Negation aller Entwicklung, ſondern Verſuch zur Poſition einer beſondern neuen (dem Individuum als ſolchem nicht geziemenden) Entwicklungsart und Gegenſtreben gegen dieſen Verſuch von der anderen Seite, d. h. von Seiten des auf die Potenz gerichteten, und in ihrer Anſchauung haftenden Keims. Die unmittelbaren Folgen jeder Krankheit ſind, nach innen betrachtet, Abfall vom Keim (ob dieſs Folge ſey, möchten wir bezweifeln) und Abolirung des ſubſtantiellen Verhältniſſes zur Auſsenwelt. Das Ende jeder Krankheit iſt entweder Wiedereinſetzung des Organismus in ſeinen vorherigen wahren Entwicklungsgang, oder vollkommene Aufhebung des letzteren, oder Fixation des widernatürlichen Entwicklungsproceſſes in dieſem oder jenem Glied und unvollſtändige Rückkehr zum natürlichen Gang in den anderen (vollſtändig kann ſie niemals ſeyn). Die Möglichkeit des Abfalls des Organ. von ſeinem Keim liegt in der Veränderlichkeit des Verhältniſſes ſeiner Factoren zu einander: Receptivität und innere Function gerathen in Miſsverhältniſs; dieſs iſt die Bedingung der Krankheit (welche oft lange im bloſsen Erregungsverhältniſs ſchwankt, ehe ſie Bild und Geſtalt gewinnt, was eben *Brown* verleitete, ein ſolches Schwanken für das *Weſen* der Krankheit ſelbſt zu halten). Phyſiologie zeigt den Vorgang, Pathologie den Rückgang der Entwickelung und der Geſundheit, woraus erhellt, daſs die Krankheiten um ſo gefährlicher werden, je mehr ſie rückwärts ſchreiten, d. h. je näher ſie dem Keim des Lebens kommen (je mehr Bedeutung alſo die Abweichung von der Potenz, die Hinſicht bloſs aufs Veränderliche gewinnt, und ſelbſt der Keim zum Abfall von dieſer ſeiner Idee, d. h. zum Tod verführt wird). Die Potenz beharrt ewig im urbildlichen Leben; das Sterbliche ſteht in anderen Geſtalten wieder auf.

Wen ſolche Anſichten nicht erwecken, immer tiefer einzudringen in die Natur, der beſitzt nichts, das zu erwecken wäre. Wie vieles wird ſich, wenn noch mehrere ſolcher Verſuche beſtanden ſind, für die heilende Kunſt aufſchlieſsen, wovon man vor unbeträchtlicher Zeit noch keine Ahndung hatte, wohl aber in früheren Betrachtungen manches vorbereitet war!

K. J. W.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Hertel: *Katechetiſches Handbuch* über das vom Hn. Dr. *Roſenmüller* herausgegebene *chriſtliche Lehrbuch*. 1808. 2ter Th. 3tes, 4tes St. in fortlauf. Seitenzahl 350 S. 8. (10 Gr.) S. Recenſ. der beiden erſten St. 1806. No. 108.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft.* Herausgegeben von *Friedrich Auguſt Wolf* und *Philipp Buttmann.* Erſten Bandes erſtes Stück. 1807. IX u. 145 S. Zweytes Stück. 1808. 149—312 S. nebſt 3 Kpft. (1 Thlr. 18 Gr.)

Eine Anrede an *Goethe*, „den Kenner und Darſteller des griechiſchen Geiſtes," im edelſten Styl ausgeſprochen, eröffnet einfach und würdig das Unternehmen, zu welchem ſich der erkohrene Prieſter im Tempel des Alterthums mit einem gleichgeſinnten Genoſſen vereinigte. Keine neuen und ausgeſuchten Gedanken prangen in den kraftvollen Worten; aber was jeder Deutſche bey dem Gedanken an den „würdigſten unſerer Edlen" fühlt, iſt klar und rein in Worte gefaſst, und athmet den Genius, dem es geweiht iſt, in deſſen alte Propyläa es das neue Geſchlecht vorbedeutend einführt. Und eben ſo müſſen wir die gröſsere Abhandlung, die eigentlich der Gegenſtand unſerer gegenwärtigen Betrachtungen ſeyn wird, charakteriſiren, wenn ſie auch weniger fleiſsig im Einzelnen und, ihrer Beſtimmung gemaſs, in gröſseren Verhältniſſen gearbeitet iſt.

Wer das Geiſtvolle, Originale, Tiefgedachte nur nach dem Verhältniſs relativer Neuheit zu erkennen weiſs; wem alſo ein Paradoxon, das irgend eine Trivialität wunderlich und fremd beleuchtet, mehr gilt, als das Sonnenbild der Wahrheit, aus dem klaren Spiegel einfacher Darſtellung rein zurückgeſtralt: der wird das Werk, von dem wir reden, vielleicht mit der hochfahrenden Überzeugung aus der Hand legen, alles das hier Geſagte längſt ſelbſt gewuſst und gedacht zu haben; er wird höchſtens die ſo leichtfaſsliche und doch ihrer wiſſenſchaftlichen Würde keinen Augenblick durch ſogenannte Popularität entſagende Sprache preiswürdig und heutiges Tags beſonders nachahmungswerth finden.

Wenn in einem jeden Werk ſchöner Kunſt das Groſse und Eigene des Gedankens, die Kraft ſelbſtſtändiger Erfindung im Künſtler zuerſt ergreift, und dem Werk ſeinen unveränderlichen Werth in ſeiner reinen Exiſtenz ſichert: ſo ſoll man ſich wohl hüten, dieſelben Foderungen auf eine wiſſenſchaftliche Darſtellung, überhaupt in das Gebiet abſtracten Erkennens und abſoluter Wahrheit hinüberzutragen. Was dort billig als erſtes und höchſtes Verdienſt anerkannt iſt, würde hier tadelnswerth und zweckwidrig ſeyn. Die Wiſſenſchaft ſtrebt dem Auffinden des ewig Wahren, des alſo jedem menſchlichen Geiſt Eingebornen, nicht, erſt durch irdiſche Kraft zu Bauendem und zu Schaffendem, mit ſchöner Aufopferung des Individuellen, zu. In der Kunſt hingegen verklärt ſich die frey producirende Kraft des Menſchen, und wenn auch hier *das wirkende Individuum* ebenfalls verſchwinden ſoll, ſo bleibt doch *das Individuelle des Geſchaffenen*, das keine andere Exiſtenz hat, als ſeine Individualität. Die Darſtellung dagegen (als ſolche betrachtet, und ohne Rückſicht auf das mit ihr vereinbare künſtleriſche Verdienſt, deſſen Erwägung für ſich bleibt, und hier die Standpuncte verwirren würde) hat ihr Ziel nicht in ſich ſelbſt, denn es iſt unerſchaffen und ohne Aufhören. Demnach muſs dem bis in den Sinn der Entwicklung gedrungenen Geiſt die Entwicklung ſelbſt verſchwinden. Die Form iſt nicht *Zweck*, nur *nothwendiges Mittel*, und der innenwohnende Gedanke ſtrebt, je eher je lieber an die Stelle des einſtweilen zugelaſſenen Repräſentanten zu treten. Je vollkommner dieſe Auflöſung, dieſe Vernichtung der Darſtellung durch das Dargeſtellte möglich iſt: deſto vollendeter war das Mittel, zu letzterem zu gelangen. Es folgt alſo, daſs — bey übrigens geſunden Denkorganen — in dem wiſſenſchaftlichen Buche, das einen individuellen Eindruck hinterläſst, der Gährungsproceſs noch nicht vorüber iſt, weil es ſelbſt etwas dem ähnliches hervorbringen konnte: was indeſs keineswegs als unbedingter Tadel verſtanden werden ſoll. Denn nur auf übereilte Publicirung würde ein Werk, das dieſer Tadel träfe, ohne Ausnahme deuten; ein Miſsgeſchick, das vor andern die Alterthumswiſſenſchaft bisher getroffen hat, ſ. *Wolf* S. 7. 8. Kaum kann daher eine Schrift, die allgemeine Anſichten von einem wiſſenſchaftlichen Gegenſtande enthält, durch etwas mehr empfohlen, und höher geprieſen werden, als durch die Anmaſsung ſolcher, die nach Leſung deſſelben überzeugt ſind, in ſich ſelbſt eine dergleichen vollſtändige Anſchauung getragen zu haben. Gewiſſermaſsen haben ſie es auch wirklich, dem zufolge, was wir als Bedingung wiſſenſchaftlicher Unterſuchung angegeben haben: aber ihre naive Überzeugung von der Gleichheit ihrer auffaſſenden Thätigkeit mit der entwickelnden des philoſophiſchen Führers erinnert an den Sklaven im platoniſchen Menon, von dem Sokrates ſich — freylich mit handgreiflicher Ironie — geometriſche Probleme deuten läſst.

Nur ein auſserordentlicher Geiſt iſt fähig, die

Digitized by Google

mannichfachen Diſciplinen, die erſt in ihrer Vereinigung ihren Werth ausſprechen, ſo innig zu verweben zu dem bezweckten Ganzen, daſs dieſes in ſeiner Vollendung auch von dem untergeordneten Geiſte erkannt wird, dem die Kraft gemangelt hatte, ſelbſt durch alles Einzelne und Zerſtreute ununterbrochene Wege zu ebnen; und ſich zu geſtatten, was er nun leicht auseinandernehmen und wieder nachconſtruiren kann. Nur der edelſte, des höchſten Zieles gewiſſe Sinn vermag es, freywillig ehrender Bewunderung entſagend, ſein Jahrhundert und die folgenden, über die Tiefen ſeiner Erudition und Genialität hinweg, unverrückt dem Wahren und Rechten entgegenzulenken, unbekümmert, ob auch ein jeder ſich im Hafen dankbar des ruhigen Leitſterns erinnern wird, deſſen eigenthümliches Licht es verſchmäht, durch Weltenbrand erleuchtend ſein Daſeyn kund zu machen. Es iſt der Gipfel der Weisheit, anſtatt Lehre und Rath über den Bedürftigen auszuſchütten, ihn innerlich anzuregen, daſs er leicht und ſicher an wenige, anſpruchloſe Grundzüge, die ihm gegeben wurden, das Einzelne ſelbſtthätig anknüpfe, und nach einmal gezeigter Richtung frey in derſelben vorwärts ſchreite. Denn nur das genetiſch vor unſeren Augen ſich Zuſammenfügende wird in allen ſeinen Beziehungen begriffen, und kann wieder fruchtbringend werden. — Dieſer ächt antike Sinn, dem der Genuſs am Darſtellen genügt, ſogar der Ironie entkleidet, die ſonſt ſo gern die Parole bleibt, an der ſich groſse Geiſter kenntlich machen, iſt die Seele der *Wolfiſchen* Abhandlung, und würde allein für ihren Werth bürgen.

Da die ganze Schrift nur Andeutungen enthalten ſollte, ſ. S. 109: ſo muſste die Betrachtung am Allgemeinſten verweilen: es läſst ſich alſo nur vom äuſserſten Gipfel das Untergeordnete überſchauen, nichts Einzelnes hingegen herausheben, bezweifeln oder hinanpaſſen, ohne die Symmetrie des ſchönen Ganzen entweder zu verkennen, oder aufzuheben. Da uns alſo nur das Excerpiren, das wir gar gern anderen gelehrten Blättern überlaſſen wollen, übrig bleiben würde, wenn wir Proben und ſpecielle Mittheilungen aus der gegenwärtigen Schrift geben wollten: ſo genügt es uns, *das letzte Ziel* aller in Eins verbundenen antiquariſchen Bemühungen, das, was die eleuſiniſchen Myſtagogen *Epoptie*, Anſchauung des Heiligſten, benannten, mit *Wolfs* eigenen Worten S. 124, 125 zu bezeichnen als *die Erkenntniſs der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt, welche Kenntniſs aus der durch das Studium der alten Überreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten, bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht.* Nicht als ob damit etwas Neues und Unerhörtes geſagt wäre; ſondern um den Punct zu bezeichnen, bis zu dem der Vf. ſeine Unterſuchungen geführt hat. — Die Frage, wozu nun aber dieſe Kenntniſs wieder führe, iſt nicht beantwortet, und weislich dem Sinn und Gefühl jedes Leſers anheimgeſtellt. Daſs eine ſolche Frage geſchehen könne, darf wohl kaum gradehin geleugnet werden: aber es giebt auch Fragen, die zu beantworten unter der Würde ihres Gegenſtandes iſt; Fragen, die nicht beantwortet werden können, weil der Fragende ſich ſelbſt als unfähig bekennet, das Object mit eigener Geiſteskraft zu erfaſſen. Hier würde überdieſs ein weiteres Vordringen ſogleich über die vollkommen erreichten Grenzen der Wiſſenſchaft hinaus führen, in ein Gebiet, das ſeine eigene Behandlung fodert und verdient.

Ein jedes vortreffliche, über ſeine Zeit erhabene Werk iſt im gewiſſen Sinne, auch ohne es zu wollen, polemiſch. *Friedr. Schlegel* hat die Bemerkung ſchon von *Goethe's* Dichtungen gemacht, und darunter gewiſs den *Triumph der Empfindſamkeit* oder den *Meiſter* nicht mehr als andere frühere, namentlich die Monologe im *Egmont*, verſtanden. Die *Wolf*ſche Darſtellung, die zum erſten Mal alle Stralen der Alterthumswiſſenſchaft in Einem Mittelpunct geſammelt zeigt, kann aber noch in zwey anderen Hinſichten, die eben ſoviel weſentliche Verdienſte ſind, polemiſch genannt werden, ohne doch eine wirklich polemiſche Tendenz zu haben, die dem klaren und organiſchen Zuſammenhange, der durch keine Auswüchſe gehindert werden durfte, keinesweges angemeſſen geweſen wäre. Denn erſtlich dürfte der in neuen und neueſten Zeiten unternommenen Himmelsſtürmerey der Herren *Henſel*, *von Maſſow*, *Salzmann*, *Seidenſtücker*, *Trapp u. a.*, die das Alterthum entweder *par renommée* oder aprioriſch kannten, und mit edler Furchtloſigkeit beurtheilten, (ausdrückliche Erwähnung derſelben S. 81 Anm.) durch *Wolf* ein entſchiedneres Ende gemacht ſeyn, als es einigen früheren Wohlgeſinnten, *Rehberg*, *Gedike'n*, *Reſewitz* u. a. hat gelingen wollen. Die genannten Gegner claſſiſcher Studien wurden gewiſs von guter Abſicht geleitet, und nur durch Mangel hinlänglicher Kenntniſſe, durch beſchränkte Anſicht, und durch verſchrobene Begriffe vom Menſchenberuf zu ihren zum Theil lächerlichen Ausfällen veranlaſst. Wer aber nach Leſung der *Wolfiſchen* Darſtellung, welchem anziehenden Geſchäft ſich Niemand entziehen darf, der von nun an Gedanken über das Alterthum haben will, bey den alten Irrthümern halsſtarrig verweilen, und, taub gegen die Stimme der Wahrheit, in Mönchsfanatismus gegen die heiligſten Blüten der Gottheit zu wüthen fortfahren ſollte: dem würde keine fernere Entſchuldigung zu Statten kommen. Er würde für das, was er *iſt*, auch *gelten* müſſen, für einen Feind der Menſchheit aus kalter Selbſtſucht, für einen tückiſchen Verfolger der Freyheit, die nicht an rothen Mützen ihrer Kraftäuſserungen Ziel findet, ſondern, frey von läſtiger Form, unter jeder Staatsverfaſſung grünt und gedeiht, wo Selbſtſtändigkeit, uneigennützige Liebe und Gemeinſinn das Scepter führen. Denn für *dieſe* Freyheit würde jeder, der Milch des Alterthums ſog, mit Freuden Blut und Leben aufs Spiel ſetzen. — Daſs *Wolf* ſolche Gefühle in Anſpruch zu nehmen vermochte, ſey uns Bürge dafür, daſs das Jahrhundert ihn zu faſſen fähig, und das Gefaſste lebendig im Herzen zu bewahren, bereit iſt.

Aber nicht allein gegen die Verächter des Alter-

Digitized by Google

thums, auch — was dem erſten Blick ſonderbar ſcheinen kann, — gegen einen guten Theil ſeiner erklärteſten Verehrer und werkthätigſten Anbauer ſind ſichertreffende Geſchoſſe gerichtet. Freylich nicht gegen des Verfaſſers würdige Genoſſen, deren unſere Nation und Zeit nicht wenige zu nennen im Stande ſeyn würde, ſondern gegen die Schaaren von Verkappten, die ſich mit einem edeln Namen ſchmücken, und unter ſeinem Deckmantel ihrem Eigennutz, ihrer Eitelkeit oder auch, was das Gewohnlichſte ſeyn mag, einem altgewohnten Tagewerk, das zu lieben ſie wirklich meinen (Vorr. VII), in dumpfer Unbeſinnlichkeit vegetirend leben. Wie manchem philologiſchen Schriftſteller von Namen, dem es nicht an Muth, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit gebräche, den Aufſatz mit ſteter Beziehung auf ſich ſelbſt zu leſen, würde ſchon bey dem Theile, der das Gebiet des Alterthumsforſchers abſteckt, S. 30—82, bange werden wegen ſeiner philologiſchen Seligkeit! Und wie würde noch mehreren, bey den mit hoher Energie ausgeſprochenen Anſichten vom Zweck dieſer Wiſſenſchaft ums Herz werden? — Kaum weniger zaghaft als denen, die ein langes Leben durch Wüſtheit und leere Unbedeutendheit mit erdwärts geſenkten Sinnen hinſchleppten, bis ein groſses Ereigniſs ſie plötzlich aufſchreckte, daſs ſie empor blickten, zitternd nach einer uraltheiligen Beſtimmung forſchten, und endlich ſchaudernd ihren trägen Leichtſinn und ihr gräſsliches Nichtſeyn erkannten.

Aber freylich nicht Jedem dürfen wir dieſe Redlichkeit der Geſinnungen zutrauen, weil es ſonſt unbegreiflich ſeyn würde, wie er das Inſichgehn bis zur Poſaune des Richters verſchieben konnte. Wir wollen uns alſo nicht wundern, wenn mancher berühmte und gemachte Mann das vor uns liegende Werk ohne Intereſſe an ſich vorübergehn läſst, oder es vornehm mit verſtändig bedingtem Lobe empfangt. Neues hat *Wolf* nicht erfunden: vielmehr Wahrheiten, die Jahrhunderte alt und doch noch wenig beherzigt ſind, ausgeſprochen. Aber mit einer Kraft und Klarheit hat er ſie ausgeſprochen, in einem organiſchen Zuſammenhang, den nur er ſo zu überſehen vermochte, und der die Wiſſenſchaft gewiſſermaſsen zu ſeinem Eigenthum macht.

Das Vortreffliche beſchränkt den unendlichen Kreis ſeines ruhigen Wirkens nicht auf die enge Gegenwart. Das Ideale im Geiſterreiche ſcheint in der gränzen- und endloſen Ausdehnung der Zeit ein Analogon zu finden, und ſich ihm gern zu vermählen. So ſey auch *die Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft* denen der Zeitgenoſſen beſonders willkommen, deren reger Geiſt noch in der Zukunft lebt: jedem ſtrebenden Jüngling, aber auch dem ruhigen Mann, der noch mit Jugendeifer in das groſse Werk der Zeiten thatkraftig einzugreifen liebt; vor allen aber den glücklichern und würdigern Bürgern einer ſchönern, kaum noch herandämmernden Aera. P.

Das zweyte Stück enthält Abhandlungen v. Hn. Hofr. *Hirt* und Hn. Prof. *Buttmann*. I. Schon im Jahr 1791 gab Hr. *Hirt*, damals noch in Rom, eine in italiäniſcher Sprache geſchriebene Schrift unter dem Titel: *Oſſervazioni iſtorico-architettoniche ſopra il Panteon*, heraus, worin er ſich vorgenommen, erſtlich die allgemein herrſchende Meinung zu widerlegen, daſs das Pantheon nicht ſo, wie wir es ſehen, auf einmal ganz, ſondern verſchiedene Theile desſelben zu verſchiedenen Zeiten erbauet worden, und zweytens zu zeigen, wie, die vielen Veränderungen weggedacht, welche beſonders das Innere dieſes Tempels erlitten, derſelbe in ſeinem urſprünglichen Zuſtande wahrſcheinlich mag ausgeſehen haben. Dieſe Schrift nun bearbeitete der Vf. jetzt wieder neu und in deutſcher Sprache; der Text ſelbſt erhielt, wie im Vorbericht gemeldet wird, manche kleine Berichtigungen und Zuſätze; beſonders aber wurden, vermittelſt der beygefügten Anmerkungen, einige wichtige Puncte in beſſeres Licht geſetzt, und folglich der Werth des Ganzen erhöht.

Um die dargelegten Angaben und Vermuthungen über das Pantheon gehörig zu prüfen, müſste man, mit Hn. *Hirt's* Schrift in der Hand, am Gebäude ſelbſt alle von ihm berührten Theile nachſehen: mit einem Wort, man müſste Schritt für Schritt ſeinen Beobachtungen folgen können. Da nun dieſes jetzt von uns nicht geſchehen kann, ſo bleibt nur übrig zu ſehen, in wie fern nach allgemeinen Erfahrungen in Sachen der alten Kunſt und geſammelten Begriffen von dem Geiſte derſelben die Meinungen des Vfs. mehr oder weniger wahrſcheinlich ſind.

Sonſt wurde als unzweifelhaft angenommen, das Rundgebäude ſamt der Vorlage ſeyen früher erbauet, als die Vorhalle mit Säulen, welche erſt ſpäterhin zugefügt worden: ja einige behaupteten ſogar, das Pantheon ſey urſprünglich kein Tempel geweſen. Dagegen iſt nun Hr. *Hirt* bemüht zu zeigen, daſs der ganze Bau des Pantheons zur Zeit des M. Agrippa aufgeführt worden, auch gleich anfänglich die Beſtimmung eines Tempels gehabt habe.

Die von Hn. *Hirt* angeführten Gründe ſind allerdings gut und von der Art, daſs ſie jeden Zweifel beſeitigen, daſs das Pantheon von Agrippa wirklich ganz aufgeführt worden, und auch urſprünglich ſchon von ihm zu einem Tempel beſtimmt geweſen. Unterdeſſen ſcheint damit doch noch immer nicht bewieſen, daſs auch die Vorhalle mit zum anfänglichen Plane des Gebäudes gehört habe, wiewohl ſie keinesweges für unſchicklich angebracht, oder unpaſſend zum Übrigen, ſondern in ihrer Art ebenfalls für ein Meiſterſtück der Architektur zu halten iſt. Aber ein Kunſtwerk kann in ſich ſelbſt abgeſchloſſen ſeyn, ja ein vorzügliches iſt es ſeiner Natur nach nothwendig, und der Künſtler kann durch äuſsere Umſtände genöthiget, noch etwas hinzufügen müſſen; allein ſo groſser Meiſter er auch ſeyn mag, das Hinzugefügte wird immer bemerklich bleiben, das Frühere mit dem Späteren nie recht innig ſich vereinen, oder wie man zu ſagen pflegt, nur Ein Guſs werden. Dieſes ſcheint uns der Fall mit dem Pantheon zu ſeyn. Wir erfahren S. 174, der Bau deſſelben ſey wahrſcheinlich in einem Zeitraum von 11 bis 12 Jahren,

das iſt n. E. R. 717—729, vollbracht, Zeit genug, daſs irgend ein Zufall, die Laune, ein vermeintes Bedürfniſs, oder auch bloſs die während der gedachten Zeit höher geſtiegene Prachtliebe, den Bauherrn veranlaſſen konnte, nachdem das Rundgebäude ſchon angefangen, vielleicht auch gar bereits unter Dach gebracht war, demſelben, gegen den urſprünglichen Plan des Architekten, noch die Säulenhalle vorlegen zu laſſen. Wer je einen groſsen Bau entſtehen ſah, und ſich mit der Geſchichte der vornehmſten Gebäude bekannt gemacht hat, weiſs es, wie leicht dergleichen ſich begiebt und immer begeben hat; was Wunder alſo, wenn auch dem Agrippa etwas Menſchliches von ſolcher Art begegnet iſt, und ſein Baumeiſter ſich genöthiget geſehen, ſo gut es gehen wollte, des Herrn Willen zu erfüllen? Dieſes iſt der einzige Weg, auf welchem es uns möglich ſcheint, den Giebel an der Vorlage des Rundgebäudes zu erklären und allenfalls zu entſchuldigen. Wenn im Gegentheil ſoll angenommen werden, die Säulenhalle habe ſchon mit zum urſprünglichen Plan des Gebäudes gehört: ſo wäre der erwähnte Giebel zum wenigſten ein ſehr überflüſſiger Zierrath. Denn der Zweck, das Regenwaſſer über der Dachung der Vorhalle von der Mauer abzuleiten, wie unſer Vf. S. 179 meint, hätte von einem ſo tüchtigen Künſtler, als der Baumeiſter des Pantheons ohne Zweifel war, doch wohl ſchicklicher erreicht werden mögen; und ferner hätte er ſich eines noch weit ſchwereren Fehlers dadurch ſchuldig gemacht, daſs die Linie des Gebälks der Vorhalle nicht auf die Gürtung des Rundgebäudes trifft, oder vielmehr dieſes Letztere nicht ſo abgetheilt iſt, daſs jenes Gebälk auf den Gurt treffen kann. Die S. 178 aufgeſtellte Frage: Wie ſollte man die Anſicht unter dem Giebel der Vorlage verzieren? nämlich wenn das ganze Gebäude ohne Vorhalle gedacht wird, braucht, da ſie auf alles oben Geſagte keinen Einfluſs hat, nicht beantwortet zu werden. Denn ob Verzierungen angebracht werden ſollten, und welche, das hing von dem Willen des erfindenden Künſtlers, vornehmlich aber von ſeinem Geſchmack ab; auch darf man glauben, derſelbe ſey über einen Punct, der ſo weſentlich in die Compoſition des Ganzen eingriff, bereits zum Beſten entſchloſſen geweſen. Ein Kunſtwerk, zumal ein gutes, kann nur durch den Meiſter ſelbſt vollendet werden, und kein anderer wird herſtellen oder hinzuthun, was etwa fehlen möchte, in vollkommenem Einklang mit dem ſchon Vorhandenen. Diejenigen, welche behaupten wollen, das Pantheon habe urſprünglich nicht zu einem Tempel gedient, ſondern ſey ein öffentliches Bad oder eigentlich ein Schwimmteich geweſen, widerlegt unſer Vf. auf die bündigſte Weiſe; und eben ſo willig unterſchreiben wir auch alles, was er mit rühmlicher Sorgfalt über die urſprüngliche Verzierung des Inneren und die zu verſchiedenen Zeiten vorgenommenen Veränderungen bemerkt hat. Auch iſt ſeine Vermuthung, ein Basrelief von Erz mit dem, die Giganten niederſtürzenden, Jupiter habe ehemals den Giebel der Vorhalle geſchmückt, wo noch Löcher zur Befeſtigung deſſelben ſichtbar ſind, von annehmlichen Gründen begleitet. Die beygefügten Anmerkungen ſind beſtimmt, nähere Erläuterung über folgende Gegenſtände zu geben. A. *Über die Zeit, worin Vitruv ſchrieb.* B. *M. Agrippa als Kunſtfreund.* C. *Brief des Carlo Fea über das Pantheon; und Nachricht über das neueſte Aufgraben um daſſelbe.* Der Brief erſchien ſchon 1791, und *Fea* behauptete in demſelben noch die Meinung von der urſprünglichen Beſtimmung des Gebäudes zum Schwimmteiche, der aber vom Agrippa zum Tempel umgewandelt worden u. ſ. w., welcher Meinung indeſſen die mitgetheilten Berichte über die vor Kurzem angeſtellten Forſchungen durch Nachgraben eben ſo ungünſtig ſind, als ſie hingegen die Vermuthungen des Hn. *Hirt* zu beſtätigen ſcheinen. D. *Über die Signa Panthea.* E. *Über den Triumphbogen des Conſtantin.* Dieſe leſenswerthe Anmerkung enthält ſehr gute, vom Vf. über das erwähnte Monument angeſtellte Beobachtungen. F. *Über die Karyatiden.* G. *Von dem Begraben und den Denkmälern im Pantheon.* H. *Über die Gewölbe der alten.* I. *Von dem aus der Halle des Pantheon weggenommenen Erze.* Ficoroni rechnet es auf 460,000 Pfund, Venuti aber gar auf 45,000,262 Pfund; des Letzteren Meinung iſt auch Hr. *Hirt* günſtig, und glaubt ferner noch, dieſe ungeheure Menge Erz habe nicht zur Zierde, ſondern ganz allein zur Dauer und Verſtärkung der Dachrüſtung gehört, von welcher auch, ſo lange die Gewölbe der Halle erhalten waren, dem Auge nichts ſichtbar geweſen ſey. Man ſieht hieraus, daſs die Angaben von der Menge des unter Urb. VIII von der Halle des Pantheons abgenommenen Erzes gar ſehr von einander abweichen; eben ſo ungewiſs iſt es, ob gedachtes Erz vormals zur Zierde oder zum Nutzen angebracht geweſen. Darum wollen wir nicht ſtreiten, können aber doch in der That auch nicht begreifen, wie nach Hn. *Hirt's* Meinung Agrippa und ſein wackerer Baumeiſter auf den Einfall kommen konnten, ganz ohne Noth die hübſche Summe von 45 Millionen Pfund Erz bloſs an der Dachrüſtung ihrer Halle zu vergeuden. K. *Über den architektoniſchen Geiſt des Pantheons.* Enthält mehrere gute Bemerkungen, die Anlage und Verhältniſſe des ganzen Gebäudes betreffend. Drey beygefügte Kupfertafeln ſtellen die, zum Behuf der Deutlichkeit nöthigen Grund- und Auf-Riſſe nebſt Durchſchnitten vom Pantheon dar. II. *Moſychlos, der feuerſpeyende Berg auf Lemnos.* In dieſer Abhandlung S. 293—312 macht Hr. *Buttmann* aus verſchiedenen Stellen der alten Dichter wahrſcheinlich, daſs gedachter feuerſpeyende Berg um die Zeiten Alexanders erloſchen ſey. Im 2ten Jahrh. unſerer Zeitrechnung ſah ihn *Galen*, dem er wie verbrannt erſchien, durchaus rothgelb, ohne Baum, Fels, noch irgend eine Pflanze; aber *Stephanus Albacarius*, welcher im 16ten Jahrh. Lemnos beſuchte, fand ihn bereits ſchön begrünt und bebaut. Nach mündlichen, dem Vf. mitgetheilten Berichten des *Abate Seſtini* erhebt ſich dieſer Berg bey Heſäſtia auf der Inſel Lemnos ſanft u. anmuthig, iſt koniſch geſtaltet, und alles auf der Inſel, beſonders die Geſtalt der Ufer und des Seegrundes an der Küſte, zeugt von Vulkanität.

W. K. F.

Digitized by Google

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Riga u. Leipzig, bey Hartmann: *Vom Urſprunge des ruſſiſchen Staats.* Ein Verſuch, die Geſchichte deſſelben aus den Quellen zu erforſchen, durch *Johann Philipp Guſtav Ewers* (Hauslehrer in Liefland). 1808. XVI u. 271 S. 8. (7 Guld. Alb.)

Von Morgen nach Abend iſt in der Vorzeit gröſstentheils der Zug der Völker gegangen, die an den glücklichen Küſten des mittleren Aſiens, im nördlichen Afrika, im gröſsten Theile von Europa die erſten Umriſſe geſellſchaftlicher Ordnung, cultivirendes Gewerbes, zeichneten, oder beſtehende bürgerliche Syſteme, Früchte groſser Wirkungen unterjochter Nationen, zerſtörten, oder, wie Gewitterſtürme die ermattete Vegetation, erſchlaffte, in Üppigkeit verdorrende, Völker erfriſchten. Seltner ſind die beglückenden oder verheerenden Züge von anderen Richtungen geweſen; einigemal ſind ſie vom Norden ausgegangen. So ſchrecklich als einſt dem ſüdlichen Europa die Türken, waren dem weſtlichen, mittlern und ſüd-baltiſchen, ſeit dem Anfange des achten Jahrhunderts, die normänniſchen Abenteurer, verwegene Welträuber, denen im nordweſtlichen Frankreich, wie in Britannien, in Unteritalien, wie in Ruſsland, die Gründung einer Herrſchaft gelang. Daſs die Stifter der ruſſiſchen Monarchie, Rurik und ſeine Begleiter und Nachfolger, normänniſcher Abkunft geweſen ſind, darüber ſchienen bisher die Acten geſchloſſen, beſonders ſeit der Schlözerſchen Bearbeitung Neſtors. Hier meldet ſich ein Hiſtoriker, der die Verhandlungen wieder eröffnet, und jener Meinung widerſpricht. Wer den Verdienſten unermüdeter, tiefeindringender Geſchichtforſcher dankbar huldigt, geräth freylich in einige Beſtürzung, wenn Reſultate vierzigjähriger Forſchungen plötzlich auf wenigen Bogen vernichtet werden ſollen, wie in der angekündigten Schrift jene, von Schlözer begründete, normänniſche Abkunft der erſten ruſſiſchen Dynaſtie. Aber die Hochachtung für groſse Verdienſte darf den Sinn für Wahrheit nicht unterdrücken; ſelbſt gegen die ausgezeichnetſten Männer müſſen Appellationen gehört werden. Deſto gröſser ihr Ruhm, wenn ſie in der Hauptſache gerechtfertigt aus dem Streite hervorgehn.

Der gröſste Theil der gegenwärtigen Schrift beſteht in einer umſtändlichen polemiſchen Reviſion d. Schlözerſchen Gründe für die bewuſste Meinung. Aus Neſtors Texte, aus Schlözers Bemerkungen, aus den, von dieſem angeführten, Schriftſtellern, z. B. den Byzantinern nach Stritter, aus Thunmann, Gatterer, und anderen, werden im Texte und in Noten längere und kürzere Stellen *in extenſo* angeführt. Was dem Vf. eigen iſt, und gegen das Ende folgt, lieſse ſich vollſtändig auf einigen Bogen ausführen. Aber in dieſem Wenigen, und ſelbſt hie und da in den polemiſchen Bemühungen, erkennt man einen zur Kritik aufgelegten Kopf. Wir fühlen uns zu dem Geſtändniſſe gedrungen, daſs der ſcharfſinnige und beleſene Vf. einige, von Schlözer als Beſtätigung angeführte, Umſtände, wirklich entkräftet, daſs er ihn einigemal auf Irrungen, Nachläſſigkeiten, ertappt. Dahin gehört beſonders die Unterſuchung über die jaroslaviſche Pravda, das älteſte ruſſiſche Geſetzbuch. Aus der überraſchenden Ähnlichkeit des Inhalts derſelben mit dem, der älteſten däniſchen und ſchwediſchen Geſetze, folgert S., (nach Strube), daſs Jaroslavs Pravda aus den ſkandiſchen Rechtsbüchern genommen ſey, und glaubt darin einen Beweis für die normänniſche Abkunft Ruriks und ſeiner Nachfolger zu finden. Dagegen erinnert E. im vorliegenden Werke, daſs jene Folgerung nicht zuläſſig ſey, daſs beide Rechtsbücher, das ſkandiſche und das ruſſiſche, nach gemeinſchaftlichem Muſter, nach einem fränkiſch-deutſchen Codex, entworfen ſeyn können. Er hat ſeitdem, bey fortgeſetzter Unterſuchung, dieſe Muthmaſsung zur Gewiſsheit erhoben. In N. 8 des laufenden Jahrganges der leſenswerthen mitauſchen Wochenſchrift, redigirt von dem Hofrath v. Recke, weiſet er das ſaliſche, und das damit übereinſtimmende ripuariſche, Recht, als Quelle eines gewiſſen Geſetzes nach, das, beynahe wörtlich übereinſtimmend, im jütiſchen Lowbok, und in der jaroſlavſchen Pravda, vorkommt. — S. deducirt (II. 247 ff.), jene Barbaren, von den Byzantinern *Roos* genannt, die i. J. 866 mit 200 Schiffen im ſchwarzen Meere erſchienen, und Conſtant-pel bedrohten, können nicht eigentliche Ruſſen (Vorfahren der heutigen) geweſen ſeyn. Von dieſer Begebenheit bis zum J. 941, alſo in dem Zeitraume von 75 Jahren, ſollen, nach *S.*, in den byzantiſchen Schriften keine Ruſſen erwähnt werden; denn jene pontiſchen Barbaren kommen nicht mehr vor, und die eigentlichen oder kievſchen Ruſſen ſollen den Griechen erſt 941 bekannt geworden ſeyn (II, 190.251). Gleichwohl führt *S.* anderwärts (III, 357) das Factum an (aus *Conſtant. porph. de cerim.* II, 44), daſs ſich i.

Digitized by Google

J. 902 unter den griechiſchen Mieth-Truppen 700 Ruſſen befunden haben. Dieſe Nachläſſigkeit bemerkt unſer Vf.

Wir kommen zu dem Eigenen deſſelben, zuſammengefaſst in folgenden zwey Sätzen.

1) Die, von den nowgoroder Slaven eingeladenen (wenigſtens als eingeladen vorgeſtellten) ruſſiſch-varjagiſchen drey Prinzen, die ſich mit ihrem Gefolge am Ilmenſee niederlieſsen, waren nicht Norrmannen, ſondern *Chazaren*, von der Mündung des Dnjepr (S. 103). Die nördlichen oder nowgoroder Slaven, gedrückt von den rohen Norrmannen, wuſsten, daſs die ſüdlichen oder kiever einem gebildeteren Volke, den Chazaren, tributpflichtig waren: ſie wandten ſich an dieſe, und luden ſie zur Herrſchaft ein.

2) Oskold und Dir, die im Gefolge der drey Brüder ankamen, und ſich in Kiev niederlieſsen, waren weder Norrmannen noch Chazaren, ſondern Ungern, von denen bekannt iſt, daſs ſie, den Chazaren unterthan, in deren Armee gedient haben (S 199).

Beide auffallenden hiſtoriſchen Sätze bauet der Vf. auf Veränderungen des neſtorſchen Textes, die aber deſshalb willkührlich, unzuläſſig ſind, weil ſich die von ihm verworfenen Lesarten unverändert in allen Codd. finden. S. 236, Note 4, deutet er ſelbſt an, daſs Änderungen des Textes nur zuläſſig ſind, wenn Abweichungen der Codd. dazu berechtigen. Den erſten Satz betreffend, ſtimmen alle Codd. darin überein, daſs die nowgoroder Slaven und ihre Verbündeten, um Varjager einzuladen, *über das Meer* gegangen ſind, *Za more* (*Sehl. Neſtor* II, 175, 176). Eben ſo ſteht vorher (S. 166, 167, in allen Codd. *za more*), — ſie jagten ſie *über das Meer*. Der Vf. will in der erſteren Stelle *na more, an das Meer*, geſchrieben wiſſen (S. 105). Abgeſehn von der angedeuteten Willkühr, iſt dieſer Conjectur das Hiſtoriſch-topographiſche entgegen. Kleine Völkerſchaften, nicht weit vom finniſchen Meerbuſen, ſollen in der bewuſsten Angelegenheit Deputirte an die Mündung des Dnjepr und das ſchwarze Meer geſchickt haben, einen ſo weiten Landweg! Ja die Maſſe der Chazaren hatte damals ihre Heimath gar nicht in der genannten Gegend; bis zum J. 888 wohnten Ungern (Kutriguren) zu beiden Seiten des Nieder-Dnjepr, die, den Chazaren bloſs zu Tribut und Kriegscontingenten verpflichtet, ihr Territorium behielten, gleich ihren, derſelben Oberherrſchaft unterworfenen, nördlichen Nachbarn, den kiever Slaven. Die Chazaren ſelbſt trieben ſich weiter öſtlich umher; der Aufenthalt des Chakan war an der Mündung der Wolga.

Auf dem Zuge nach Süden kam der eroberungsſüchtige Oleg an die kievſchen Berge. Verrätheriſch lockte er die Beherrſcher dieſer Gegend, Oskold und Dir, zu ſich, und erſchlug ſie. Um die Unglücklichen zu bewegen, herab zu kommen an das Ufer, an die Kähne, hatte er ihnen ſagen laſſen, es reiſeten einige Kaufleute vorbey, Landsleute von ihnen, die ſie zu ſprechen wünſchten (*Neſtor* III, 45, 46). Bey dem Worte *Kaufmann* (*goſt'*) ſteht das räthſelhafte Beywort *pod-u-gorskoju*. Obgleich alle Codd., die das Wort haben, in dieſer Form deſſelben übereinſtimmen, verändert es der Vf. doch in *rodu Ugorskago*, Kaufmann *ungriſcher Nation* (S. 206). Demnach hätten Oleg und ſeine Begleiter den Beherrſchern von Kiev ſagen laſſen: „wir ſind ungriſche Kaufleute, eure Landsleute"; woraus allerdings folgen würde, daſs Oskold und Dir ungriſcher Abkunft geweſen wären. Vergleichen wir aber eine andere Stelle: II, 211, lit. b: „*pod gory Kijevskija*, unten *an die kievſchen Berge*:" ſo ſcheint uns, das obige *pod-u-gorskoju* müſſe beybehalten, und die Stelle ſo verſtanden werden: wir ſind vorbeyreiſende, *unten an den Bergen ſtillhaltende*, Kaufleute, und eure Landsleute (alſo Varjager).

Da der Vf. die Abkunft der Stifter des ruſſiſchen Staats von Neuem zur Sprache gebracht hat: ſo wollen wir ihm, und dem ſachkundigen Publicum, unſere Anſicht zur Prüfung vorlegen.

1) Die Byzantiner nannten anfänglich allgemein, dann geraume Zeit noch im gemeinen Leben, alle nördlich über den Pontus wohnenden Völker, mit Ausnahme der Slaven, die von Süden dahin gezogen waren, ohne Unterſchied Ruſen, d. i. *Rothe*. (Wie weiſse Hunnen, *Deguignes*, — weiſse und ſchwarze Ungern, *Neſtor* II, 112, 113). Dieſs bemerkt ein Geſchichtſchreiber, der in jeder Hinſicht zuverläſſiger iſt, als Neſtor, der Biſchof Luitprand, ein für ſein Zeitalter gelehrter Mann, der Griechiſch verſtand, in Conſtantinopel als Geſandter gelebt hatte, und deſſen Schriften, bey weitem mit mehr Kritik, *und über hundert Jahre vor der Neſtor'ſchen*, abgefaſst, in Stellen, die der letztern widerſprechen, den Vorzug verdienen. Wenn alſo Neſtor (II, 192) meint, Ruſsland habe von den Varjagern, und auf deren Veranlaſſung, ſeinen Namen erhalten: ſo ziehn wir Luitprands Angabe vor, Hiſt. V, 6: „*gens ſub aquilonis parte, quam a qualitate corporis graeci vocant Ruſſos, nos vero a poſitione loci vocamus Nordmannos.*" — Daher hieſs das ſchwarze Meer im gemeinen Leben auch das ruſſiſche (rothe): Neſtor II, 87, *lit. c*. Varjager können allerdings die unter dem allgemeinen Namen *Roos* unbeſtimmt angegebenen Barbaren von 866 nicht geweſen ſeyn. Ausmitteln zu wollen, welches von den, damals in den Umgebungen des Pontus und der Mäotis wohnenden, türkiſchen und hunniſch- (nicht finniſch-) ungriſchen Völkern darunter zu verſtehn, und wie es gekommen ſey, daſs Oskold und Dir an der Spitze von Hülfstruppen Theil nahmen, — dürfte vergebliches Unternehmen ſeyn. Der unterrichtete, kritiſche Conſtantin Porphyrog. ward Reformator der Völkerkunde. Mit Vermeidung der weitſchichtigen Völkerbenennungen im gröſseren Publicum, bezeichnet er die Nationen genauer. Er unterſcheidet ausdrücklich Chazaren und Ruſen: *de cerim. II, 48 ed. Reiske*, p. 398. 399. „εἰς τὸν Χαγάνον Χαζαρίας, εἰς τὸν ἄρχοντα Ῥωσίας; — *de adminiſtr. imp. c. 6*: Ῥωσίαν, Χαζαρίαν, Ζιχίαν." Auch die Deutſchen begreift

Digitized by Google

er nicht mehr unter dem Namen Ruſen; er nennt ſie (die Bayern, Sachſen) zuſammen Nemitzen (Njemzen): *de cerim. II*, 48, *p.* 398. Seitdem der unterrichtete Theil der byzantiſchen Griechen die nördlichen Völker genauer nach ihren Namen und Wohngegenden kannte, ward der Name Ruſen zwar auf die nördlichſten, die ſkandiſch-baltiſchen, beſchränkt, doch mit Inbegriff derer, die ſich unter den nowgoroder und kiever Slaven niedergelaſſen hatten; ja auf dieſer Miſchung von Normannen und Slaven iſt er ausſchlieſslich haften geblieben. Die Nation, die zunächſt neben den (normänniſch-ſlaviſchen) Ruſen wohnte, nannte man davon : ruſen: Neſtor II, 24. 2) Der Beyname Varjager, den die Ruſen, Stifter des Staats, führen, iſt germaniſch; es müſſen ihn zuerſt germaniſche Fremde in Conſtantinopel von ſich gebraucht haben. Die urſprüngliche Geſtalt des Worts iſt Farjands, d. i. *Fahrende*, Reiſende, (Ulfilaniſch-gothiſch); ſo nannten ſich die Urheber der Gewohnheit, nach C. zu reiſen, und Kriegsdienſte zu nehmen. Conſtantin Porph., der zuerſt dieſe Gardiſten erwähnt, ſchreibt daher Φαργάνοι (*de cerim. II*, 44, 49, 50, *p.* 381, 400, 403). Als die Sitte, in der bewuſsten Abſicht nach C. zu ziehen, bis in den ſkandiſchen Norden ſich verbreitete, und die meiſten Fahrenden ſeitdem von daher ſtammten, verlor ſich die möſo-gothiſche Form des Worts; eine mehr nördlich germaniſche kam in Gang: die Gardiſten hieſsen nun Varinger (von der Endung ing, wie in Haſtinger, Lithinger). Daraus machten die ſpäteren byzantiner Βαράγγοι, welcher Ausdruck nun in ihren Schriften an die Stelle von Φαργάνοι tritt. Aus Βαράγγοι machte Neſtor ſlavoniſch Varjagy, auszuſprechen Varjangy. Die Slavonier nämlich lieſsen in mehreren Wörtern das N nur vermittelſt eines undeutlichen Naſentons hören, drückten es aber in Schriften nicht aus (wie dieſs noch in der polniſchen Sprache der Fall iſt). Beyſpiele ſind: a) aus Φραγγία (*Conſt. Porph. l. c. p.* 399) und Φράγγοι (*Cedren. ed. Paris, p.* 29.) macht Neſtor (*II*, 24, *lit. d.*) *Frjagovie.* b) Aus Σφενδοθλάβος (*Cedren. p.* 660. *Zonaras II, p.* 206) macht er Swjatoslav. c) Aus Inger (*Luitprand l. c.*) *Igor.* Alſo eigentlich auszuſprechen Frjangovie, Swjangtoslav, Ingor. Demnach fiele die Meinung des Vfs. weg (S. 9), Väringiar ſey die gothiſche Überſetzung von *Foederati*. Dieſe Form des Worts iſt auch nicht möſo-gothiſch, ſondern ſkandiſch. 3) Die Stifter des ruſſiſchen Staats ſeyen chazariſcher Abkunft geweſen: dieſe Vorſtellung kann Neſtor nicht gehabt haben. Denn er nennt ſie ausdrücklich theils Varjanger (II, 175), theils Njemzen (II, 188, 189): beides unleugbar bloſs Benennungen *nord europäiſcher* Völker. Sehr unwiſſend erſcheint freylich der ruſſiſche Chroniſt in der Völkerkunde; er unterſcheidet Völker, die ſich notoriſch zu einander wie *ſpecies* und *genus* verhalten, z. B. Polen und Slaven (IV, 41, *lit. a.*). So umfaſſend er aber die Ausdrücke Varjanger und varjangiſches Meer gebraucht, ſo iſt doch unverkennbar, daſs er dieſes auf die *nord-europäiſchen* Gewäſſer beſchränkt (II, 24, *lit. c*), und jene, die Ruſo-Varjanger, an die Spitze *nord-europäiſcher* Völker ſtellt (II, *p.* 24; *lit. d*) und p. 175). Auch Conſtantin Porph. (l. c. p. 381, 400, 434) unterſcheidet die Farjands von den Chazaren.

N. N.

Paris, b. Obré: *Tablettes chronologiques à l'uſage du Prytanée, avec des développemens hiſtoriques jusqu'à l'an 1805 incluſivement;* Ouvrage adopté pour a troiſième claſſe des Lycées et Ecoles ſecondaires. Troiſième Edition, révue et dédiée à Mr. *Fourcroy* etc. par *A. Sérieys*, Cenſeur au Lycée de Gahors, Ex-Bibliothécaire et Profeſſeur d'hiſtoire au Prytanée. 1806. XII. u. 624 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Dieſes Schulbuch iſt nach des Vfs. Verſicherung in dieſer dritten Auflage ſorgfältig durchgeſehen und verbeſſert und auf Einen Band zuſammengedrängt worden, da es vorher aus zwey Bänden beſtand. Die Hauptbegebenheiten der Weltgeſchichte werden *ethnographiſch-chronologiſch* dargeſtellt, oft nur angedeutet; am Schluſſe der meiſten ethnographiſchen Abſchnitte ſind Betrachtungen über Charakter, Sitten und Verfaſſung des Volkes angehängt. Dieſe ethnographiſch-chronologiſchen Aphorismen können vielleicht dem fleiſsigen Schüler einigen Nutzen gewähren, wenn er nach vorausgegangenem zweckmäſsigem mündlichem Vortrage ſeinem *Gedächtniſſe* zu Hülfe kommen will; aber wehe dem hiſtoriſchen Studium, wenn ein ſolches Buch Leitfaden des Unterrichts ſeyn ſollte! Denn es gebräche an dem, was dem Vortrage der Geſchichte allein Intereſſe und wirkſamen Einfluſs auf Geiſt und Geſchmack verſchaffen kann, an zuſammenhängender Entwickelung der Thatſachen aus Urſachen und Gründen, an Hinweiſung auf ſkeptiſch-kritiſche Unterſuchung, an Reiz und Ermunterung zum Selbſtforſchen. Die Sagen der dunklen Vorzeit ſind hier, wie es von einer gewöhnlichen Chronik des Mittelalters erwartet werden kann, eben ſo breit und beſtimmt, wie die Thatſachen der gewiſſeren Geſchichte, eingetragen. Es befremdet, daſs die *neuere* Geſchichte (*hiſtoire moderne*) S. 177 mit K. *Auguſtus* anhebt; man lächelt, daſs *Pſammenit* S. 23 *Pſammeticus* heiſst; man ſchüttelt den Kopf, daſs nach S. 457 die Gründung der ſchweizeriſchen Föderativ-Republik ins Jahr 1613 geſetzt iſt, ohne des 1 Jan. 1308 auch nur mit Einem Worte zu gedenken; und man denkt überall beym Durchblättern, daſs die Schüler, welche das Buch gebrauchen und die bemerkten Fehler dem Vf. mittheilen wollen, alle Hände voll zu thun haben werden, ob es gleich zu bedauern iſt, daſs ſie ihre Zeit nicht nützlicher verwenden. — Um von der Treue, von der Vollſtändigkeit und von dem Tone des Buches eine anſchauliche Vorſtellung zu erwecken, hebt Rec. zwey Stellen zur Probe aus. S. 151: „488. *Les Mamertins s'étoient emparés de Meſſine; Hiéron, roi de Syracuſe, met le ſiége devant cette ville: Meſſine implore le ſecours des Romains ſes alliés; elle ſe plaint en même tems des*

Digitized by Google

la tyrannie des Carthaginois, alliés de Hiéron. Carthago, ainſi que Rome, aſpiroit à la poſſeſſion de la Sicile, et les deux républiques, également ambitieuſes et puiſſantes, rouloient à l'envie le projet de la monarchie univerſelle. Rome prit les armes, ſous prétexte de ſecourir ſes alliés, mais en effet, pour s'emparer d'une proie, qui tentoit ſon ambition." — S. 523: „1611. *Guſtaphe Adolphe reprend ſur les Danois tout ce qu'ils avoient conquis dans ſes états, enlève plusieurs places aux Ruſſes et aux Polonais; il remporte auſſi de grands avantages en Allemagne, ravage le Palatinat, la Souabe, la Bavière, et gagne la célèbre bataille de Leipzick; il eſt tué à la Bataille de Lutzen, après avoir défait les Impériaux.*" — Wie erwacht das literäriſche Selbſtgefühl des Deutſchen, wenn er ſolch' ein Buch mit einem jetzt *gewöhnlichen* deutſchen Compendium der Univerſalgeſchichte vergleicht! wie ehrt er dankbar *Schlözer's* Genialität und pädagogiſches Hinwirken auf höhere Anſichten und freyeres Selbſtdenken, *Gatterer's* gewiſſenhaften, ſtreng-ſyſtematiſchen Linnäismus, *Beck's* Materialien-Reichthum und Sammlerfleiſs; wie freut er ſich, daſs die Zeiten, in welchen *Zopf* und *Eſſich* allein galten, glücklich überſtanden ſind! R.

Berlin, b. Frölich: *Die Weltgeſchichte für die Jugend*, (und auf einem zweyten Titelblatte) *für Kinder und Kinderlehrer*, von *Karl Friedrich Becker*. I—IX Theil. Zweyte Ausgabe; zuſammen 354 B. (17 Rthlr.)

Als wir die erſte Ausgabe dieſes Werkes anzeigten (1805. No. 206), bemerkten wir, daſs der Erzählungston deſſelben inden folgenden Theil. ſich immer ernſthafter ſtimme, und daſs es der Abſicht, zu einem Leſebuch für Kinder zu dienen, groſsen Theils wenig entſpreche. Dieſs fühlte der indeſſen verſtorbene Vf. ſelbſt. Ein Hauptfehler des Werks (ſagt er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe des erſten Theils) war unſtreitig der Mangel an Einheit des Plans und des Tons. Zuerſt geneigt, mich an die kleine Schlözeriſche „Vorbereitung zur Weltgeſchichte" anzuſchlieſsen, wählte ich Sachen und Sprache nach dem Muſter dieſes Führers. Seitdem änderte ich faſt mit jedem neuen Bande den Geſichtspunct, und erſt bey dem ſechſten Theile wurde ich ganz mit mir darüber einig, was ich wollte, und was ich vom Anfange hätte wollen ſollen. Mein Beſtreben bey der gegenwärtigen Umarbeitung muſste alſo vorzüglich darauf gerichtet ſeyn, die erſten Theile den letzten harmoniſch zu machen, und einerley Geſichtspunct für alle feſtzuſtellen. Dieſer war nun die Beſtimmung: nicht für Kinder, ſondern für heranwachſende Jünglinge, und ſodann Materialien für Kinderlehrer. Dieſer Beſtimmung gemäſs ſoll das Werk „eine moraliſche Bildergallerie, die uns die Menſchen in allen ihren Zuſtänden und Geſtalten vorhält, vor allen aber die Charaktere, die Umgebungen, die Beſtimmungsgründe jener Heroen der Menſchheit, die Tauſende von andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unſeren Augen entwickelt" abgeben. Alſo vorzüglich eine Sammlung von biographiſchen Nachrichten, von einzelnen Geſchichten, wie ſie allerdings für Anfänger in der Geſchichtkunde, und vornehmlich für Kinder, paſst; eine reiche Materialienſammlung für Lehrer, die das, was ſie ihren Zöglingen erzählen wollen, ſogleich beyſammen zu finden wünſchen; aber keinesweges eine Weltgeſchichte für heranwachſende Jünglinge, die, beſonders wenn ſie die Wiſſenſchaften zum Gegenſtande ihrer Beſchäftigung machen, die Geſchichte nach einer anderen Methode ſtudiren müſſen, die ein ſolches Werk kaum zum Nachleſen brauchen können. Auch weiſs Rec. aus Erfahrung, daſs Knaben von 10 bis 12 Jahren dieſe Weltgeſchichte ſehr anziehend gefunden, daſs ſie recht viel aus derſelben gelernt haben. Um den Ton der erſten Theile den folgenden beſſer anzupaſſen, hat der Vf. manches umgearbeitet. Er entwickelt in der Einleitung, im 1ten Theile, den Begriff der Geſchichte, indem er den Unterſchied zwiſchen ihr und der Naturgeſchichte feſtſetzt, und beſonders das, was den Menſchen vom Thiere, was den einen Menſchen von dem andern unterſcheidet, angiebt. Die darauf folgenden Rückblicke ſind jetzt mehr zuſammengedrängt. Nach dem hebräiſchen Sagen folgen gleich die griechiſchen, und nach dieſen erſt die ägyptiſchen, und doch kam manche Sage, manche Gottheit, aus Ägypten erſt nach Griechenland. Die darauf folgenden, neueren Vermuthungen ſind gut umgearbeitet; doch erklären ſie die Bildungsgeſchichte des erſten Menſchengeſchlechtes, die ſie zur Abſicht haben, noch nicht vollſtändig und anſchaulich genug. Die Beſchreibung der Länder und Örter, die den Schauplatz der Begebenheiten abgeben, hätten weniger vernachläſſiget werden ſollen. In der Chronologie geht der Vf. zuweilen von der gewöhnlichen ab. So ſagt er von Moſes geb. 1356, geſt. 1276. Unſtreitig bildete ſich die hiſtoriſche Kunde des Vfs. erſt während der Ausarbeitung dieſes Werkes immer mehr aus. Daher würde auch eine auf das Einzelne ſich einlaſſende Kritik bey demſelben ſehr unzweckmäſsig ſeyn, und die Verſicherung, daſs Fehler und Auslaſſungen von Bedeutung nicht oft vorkommen, iſt für diejenigen, die ſich dieſes Buches bedienen, ſchon hinlänglich. Es ſchlieſst ſich (im 9 Theile) mit dem Tode Friedrichs II. Noch iſt alſo die Weltgeſchichte der letzten 20 Jahre übrig. Jedem Theile iſt ein brauchbares Regiſter angehängt. Auch unterſcheidet ſich dieſe Auflage von der vorigen durch die Tonbezeichnung der Namen, die in der alten Geſchichte vorkommen. In der neuen Geſchichte, z. B. in der polniſchen und ruſſiſchen, würde auch die Angabe der Ausſprache manchmal von Nutzen ſeyn. Ig.

Fortsetzungen.

Duisburg u. *Eſſen*, b. Bädeker u. Comp.: *Quartalſchrift für Religionslehrer*. Bearbeitet von einer Geſellſchaft weſtphäl. Gelehrten und herausgegeben von *B. C. L. Natorp*, Prediger zu Eſſen. 4ter Jahrg. 1808. 1ſtes Quartal 202 S. 2tes Quartal 134 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. Recenſ. der erſten Jahrgänge. 1807. No. 125.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JULIUS, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Le Conſervateur*, Journal de Littérature, des Sciences et des Beaux arts. 1807. Vol. I, No. 1—6, 458 S. Vol. II, No. 1—6, 448 S. Vol. III, No. 1—6, 422 S. Vol. IV, No. 1—6, 264 S. Vol. V, No. 1—4. 292 S. 8. (Der Jahrgang koſtet 7 Rthlr. 12 gr.)

Monatlich kommen *zwey* Numern, die *ein* Heft ausmachen, in blauem Umſchlage von dieſem Journal heraus. Es iſt zum Magazin oder Fündelhauſe für kleine Schriften und Aufſätze beſtimmt, die ſonſt nicht weit über den Ort ihrer Erſcheinung hinausgegangen wären, und doch ein allgemeineres Intereſſe haben. Ungeachtet des Mottos aus Boileau: *Du grave au doux, du plaiſant au ſévère*, iſt es wohl mehr auf die Ergötzung des Leſers, als auf ſeine Belehrung abgeſehen. Die behandelten Gegenſtände ſind aus dem Gebiete der Kunſt, Moral, Geſchichte, Natur- und Völker-Kunde entlehnt. Der Artikel Poëſie iſt ſtehend. Auch werden in jedem Heft Kritiken über die auf den verſchiedenen Bühnen zu *Paris* und *Amſterdam* aufgeführten Stücke und ihre Darſteller geliefert. Von der letzteren Stadt lernen wir *drey* Theater, das königliche, franzöſiſche und italiäniſche, kennen. Unter dem Artikel: *Littérature*, wird über neue, mehrentheils franzöſiſche Schriften, nicht ohne Strenge, geurtheilt. Der Artikel *Variétés* enthält kurze Aufſätze, Briefe, literariſche Nachrichten, Anekdoten u. drgl. Die gröſseren Aufſätze, die den Hauptinhalt dieſer Monatſchrift ausmachen, obgleich die Bücher- und Theater-Kritiken manchmal viel Platz wegnehmen, ſind, wie es bey ſolchen Sammlungen nicht anders ſeyn kann, von ungleichem Gehalt; ganz werthloſe, nichts ſagende, meint Rec. nicht angetroffen zu haben. Doch wir wollen ihnen näher treten und Auszeichnungen machen. Ganz kleine Artikel müſſen wir übergehen.

Der *erſte* Band fängt mit *Neujahrswünſchen* des Conſervateurs an, die von einer nicht ungezwungnen Laune zeugen, wie man aus dem Schluſſe ſehen kann: „*L'année n'a rien de commun avec l'exiſtence de l'homme; nous ne l'en ſouhaitons pas moins bonne à tous nos amis.*" *Über das Leben und den Charakter des Hn. Jefferſon*, Präſidenten der vereinigten Staaten in Nordamerika. Aus dem Engliſchen. *Einleitung zu Vorleſungen über die franzöſiſche Literatur*, von *Chenier*. Die Geſchichte der Aufklärung, beſonders aber der franzöſiſchen Sprache, wird curſoriſch durchgegangen, und am Schluſſe das Prognoſtikon geſtellt, daſs das beginnende Jahrhundert der vergangenen würdig ſeyn werde. *Über die weſentlich verſchiedene Art, womit die franzöſiſchen und deutſchen Dichter die Liebe behandeln.* Der verdienſtvolle *Villers* in Lübeck hat eine ungemein ſchöne und intereſſante Seite der deutſchen Dichtkunſt aufgefaſst, die er ſeinen Landsleuten, nicht ohne nachtheiliges Urtheil über ihre Poeſie, entgegen hält. Dieſe kleine Schrift iſt ſchon im Deutſchen bekannt. Wir finden nichts daran zu tadeln, als ihre Kürze. Aus einem nächſtens erſcheinenden Werke von *Mercier über Paris* ſteht hier ein Fragment, *les petits Auguſtins* betitelt, ganz in ſeiner ſtaunenden, ſich in Gegenſätze verlierenden Manier. *Les nouveaux Gamas*, iſt der Titel einer aus dem Portugieſiſchen des *Franciſco Manoel* überſetzten Ode über Charles Aufſteigen mit dem Luftball, von M. Aug. Routiez, der ſich einen *Exſousprincipal au college de la Marche* unterſchreibt. *Erhards* bekannter *Brief über die Audienz der leipziger Deputirten beym Kaiſer Napoleon.* Aus dem Deutſchen. *Über die Freyheit und Behutſamkeit, womit Schriftſteller ihre Werke würdigen ſollen*, von *Lacretelle* d. ält. „Nichts würde dem Fortgange der Wiſſenſchaften und der Literatur nützlicher ſeyn, als wenn man die innerſten Gedanken der Schriftſteller über ihre Werke wüſste. Dieſs würde eine Quelle von Entdeckungen über die Geheimniſſe des Talents, über deſſen Verfahren, Mittel und Hülfswege; es würde Offenbarungen abgeben, wodurch man es beurtheilen und nachahmen lernen könnte." Wenig Schriftſteller dürften zur Mittheilung ſolcher Gedanken im Stande oder aufgelegt ſeyn. — *Über den Einfluſs der ſchönen Künſte auf die öffentliche Glückſeligkeit.* Von Sr. Durchl. dem Fürſten Primas von Deutſchland. Sieben intereſſante Dialogen zwiſchen Anaxagoras, Euripides, Perikles, Phidias, Mneſias, Alkamenes, Alcibiades und Aſpaſia. *Le ſoupé* enthält Klagen über die Ungeſelligkeit der heutigen Franzoſen; der Vf. wünſcht die vorigen Zeiten zurück.

„Ah! revenez, délicieux momens,
Doux entretiens, aimables cauſeries;
La politique et ſes triſtes romans,
Ses froids diſcours, ſes ſombres rêveries
Vous ont tenus exilés trop long-temps."

Erinnerungen aus dem Leben des verſtorb. K. J. Fox. Schon überſetzt in einem unſerer Tagblätter zu leſen. Darauf folgt eine *Ode* von *Despréz*: *ſur la bataille d'Jena.* (Man ſollte doch *de Jena* ſchreiben. Einige ſchreiben gar *d'Tena*). Sie ſoll dem ſiegreichen Kaiſer ſelbſt gefallen haben. Wir geben eine Strophe zur Probe:

Digitized by Google

„Reſpirons! de Rosbeck la plaine injurieuſe
N' offrira plus, gravés ſur la pierre orgueilleuſe,
Les douloureux affronts que nos Lys ont reçus;
Capitole, reprends par les mains d'un grand homme
Tes étendards captifs, longtemps le deuil de Rome,
Long-temps l'opprobre de Craſſus!"

Aus dem projectirten Werke *Merciers über Paris* noch ein Aufſatz, *Bijouterie* betitelt, eine maleriſche Satire auf die Diamantenwuth der Pariſer. Wir müſſen ein paar Stellen herſetzen: „*Regardez la main d'une dame de la halle, au moment qu'elle retire de la piſcine une carpe qui fouette l'air de ſa queue; votre oeil apperçoit, avant le poiſſon, les firmaments qui ſurchargent ſes cinq doigts de leurs étoiles, et la cuiſinière interdite ſ'imagine d'être en préſence d'une impératrice . . . . . Les comédiennes portent des diadèmes concurremment avec les ambaſſadrices. L'aigrette du paon pâlit devant ce ſuperbe panache de la vanité. Il n'éblouit que le ſot, qui le paye ou le loue pour une nuit de bal; mais le ſage voit diſtinctement à travers ces criſtaux colorés, les naufrages, les banqueroutes frauduleuſes, les procès, les fauſſes ſpéculations, les dépoſitaires infidèles, les importunités de la miſère, l'avidité des maîtreſſes, les emprunts des jeunes libertins, et les eſſaims d' hommes affamés qui ſe répandent ſur les grands chemins, pour redemander à de plus habiles voleurs qu'eux, la bourſe ou la vie.*" — Ein Hr. *L. J. Moreau* hat *phyſiologiſche Bemerkungen über die Phyſionomie der Stimme* beygetragen. „Der Blinde ſieht mit den Ohren." Aus einer ungedruckten Reiſe iſt eine *Beſchreibung der düſſeldorfer Gallerie* eingerückt; meiſtens in Verſen. Vorzüglich über den Effect, den die Menge trefflicher Gemälde auf die plötzlich davon getroffenen Augen macht. *De la gloire de Frédéric* iſt die, von *Joh. v. Müller* den 29 Jan. 1807 in der öffentlichen Sitzung der berliner Akademie gehaltene, hier wieder abgedruckte Rede. — Unter den angezeigten Büchern dieſes Bandes ſcheint beſonders ein *Eſſai politique ſur le revenu public des Peuples de l'antiquité, du moyen âge, des ſiècles modernes, et ſpécialement de la France et de l'Angleterre, depuis le milieu du quinzième ſiècle jusqu'au dixneuvième, par M. Ganilh, avocat*, in zwey Bänden, und ein *Précis hiſtorique de la Révolution françaiſe: Directoire exécutif, par Lacretelle jeune*, auch in zwey Bänden: und unter den Verſen *le Cimetière du village*, nach *Gray*, von *Hyacinthe Gaſton*, die meiſte Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Den Anfang des *zweyten* Bandes macht der in Deutſchland hinlänglich bekannte *Brief* des Herrn *v. Villers über die am 6 Nov. 1806 zu Lübeck geſchehenen Vorfälle.* Hierauf folgt: *Die unvorſichtige Mutter*, eine moraliſche Erzählung. Die gewöhnlichen Charaktere und viele Sterbefälle. *Kritiſche Analyſe zweyer*, im National-Inſtitut vom Hn. *von Talleyrand* vorgeleſenen Werke: 1) *Verſuch über die in den gegenwärtigen Umſtänden aus neuen Colonien zu ziehenden Vortheile;* und 2) *Über die Handelsverhältniſſe der vereinigten Staaten mit England.* Aus dem *Edimburgh review* überſetzt. „Die erſte dieſer Schriften flöſst uns den Wunſch ein, daſs alle Staatsmänner, vornehmlich die, welche Frankreich regieren, ſich durch ſo liberale Geſichtspuncte, als hier von dem Vf. entwickelt ſind, mögen leiten laſſen. Bey Leſung der zweyten bedauern wir, daſs ſich nie ein ſo fähiger Reiſender, wie Hr. v. Talleyrand, gefunden hat, um ſein Vaterland durch ſcientifiſche Beobachtungen über fremde Nationen zu unterrichten, und daſs er nicht ſelbſt ſein ganzes Leben auf einen Gegenſtand verwendet hat, für welchen ſein Kopf und ſeine Kenntniſſe ihn beſtimmt zu haben ſcheinen." Er verwirft das Negerſyſtem ganz, als barbariſch und unhaltbar, und weiſet den Franzoſen eine Colonie in einem Lande an, wo die Anbauer nicht erſt hingeſchleppt zu werden brauchen, ſondern darin geboren und aufgewachſen ſind. Dieſs Land iſt Ägypten. Wenige Monate nach Vorleſung dieſes Memoire wurde die Expedition nach Ägypten wirklich unternommen, zu einer Zeit, wo der Vf. einen activen Antheil an der Verwaltung des franz. Staats hatte. Bey dieſem Plane war die Eroberung Indiens von Ägypten aus nicht weſentlich nothwendig, ſondern bloſs acceſſoriſch und blos auf die Zukunft berechnet. Er iſt gewiſs noch nicht aufgegeben, kann nicht aufgegeben ſeyn; dazu hat das Project einen zu ſchönen Zuſammenhang. — Die Gründe, welche für die Beybehaltung der Handelsverhältniſſe zwiſchen England und den amerikaniſchen Freyſtaaten ſprechen, ſind in folgenden Worten enthalten: „Dieſe Colonieen waren durchaus engliſch, und an ihr Mutterland gebunden, nicht ſowohl durch ihre Geſetze und Regierung, als durch gleichen Urſprung und Sprache, die Analogie des Charakters, der Gewohnheiten und politiſchen Einrichtungen. Die engliſchen Kaufleute verkauften wohlfeiler und auf längeren Credit, als andere; ſie lieferten nicht nur beſſere Waaren fürs Geld, ſondern man konnte ſie ſich auch anders woher nicht einmal von gleich guter Qualität verſchreiben. Baar Geld beym Empfange ward nicht gefodert, der engliſche Kaufmann lieſs den Amerikanern den Gebrauch ſeines Kapitals, bis er ſeinen Profit gröſstentheils daraus gezogen hatte, und lieſs ſich auch bey der Bezahlung mit mäſsiger Proviſion abſpeiſen." Gerügt werden einige Irrthümer, die der Vf. beſonders in der Vergleichung der neueren mit älteren Staaten begangen hatte, mit anſtändiger Freymüthigkeit. — *Verſuch über Geſchmack und Delicateſſe.* Flach und leicht. Leſenswerth ſind die *neuen Bemerkungen über die Juden, beſonders zu Amſterdam und Frankfurt*, vom Sen. *Grégoire.* Der Druck, unter welchem die Iſraeliten zu Amſterdam, wo ſonſt ſo viele bürgerliche Freyheit herrſcht, vorzüglich durch die Machinationen ihrer *Parnaſſim*, ſchmachten muſsten, iſt lebhaft geſchildert. „*Les juifs étoient les Parias de l'Europe. Une grande injuſtice réparée à leur égard, promet que d'autres le ſeront un jour.*" Der bey den vereinigten Staaten von Amerika eingegebene *Vorſchlag zu einem National-Inſtitut* iſt aus dem *Critical review* überſetzt. *Über den Reichthum*, von Hn. *Vigée.* „Im Unglücke hat der Menſch ſeinen ganzen Muth, im Glücke ſeinen ganzen Kopf nöthig." Von demſ. *über die Hofleute;* eine weitere Ausmalung von la Fontaine's Linien: „*Peuple caméléon, peuple ſinge du maître.*" Eine *nächtliche Scene, aus dem Gedächtniſs gemalt* von *Friedrichſen.* Wahrſcheinlich aus dem Deutſchen. *Die Leute von Charakter*, von *Kotzebue.* Aus dem *Freymüthigen.* In den *Gedanken über die Regierung Heinrichs IV*

werden einige groſse Männer aufgezählt, die der franz. Literatur die erſte Blüthe gaben. Die folgenden glänzenden Zeiten würden nicht entſtanden ſeyn, wenn die Aufmunterung der Wiſſenſchaften unter Heinrich nicht vorangegangen wäre. Er regierte aber nur zwölf Jahr, und Ludwig XIV zwey und ſiebzig! Hier werden Männer genannt, wie Montaigne, Charron, de Thou, l'Hopital, Bodin, Amyot, d'Aubigné, Despotres, Paſſerat, Regnier und Malherbe. — Von dem ſchon gedachten L. J. *Moreau* finden wir eine Abhandlung *über die Charaktere des Menſchengeſchlechts, aus der Geſtalt des Geſichts gezogen.* Von *Bruun Neergaard* erhalten wir etwas *über Bodoni und die ihm zu Ehren geſchlagene Medaille.* Ein Hr. *Rouzet* zu Limoges hat *Beobachtungen über die kriegsgefangenen Ruſſen* angeſtellt. „Sie ſind faſt alle von mittlerem Wuchſe, offener Phyſiognomie, dunkler Farbe, ſtark, aber ſchwerfällig; die ſchlanken Leute unter ihnen haben keine Gewandtheit. Ihre Augen ſind matt, die Zähne ſchön, die Hände kurz, die Füſse groſs, der Hals lang, die Sprache rauh. Schmutzig ſind alle, haben keinen Trieb zu anhaltender Arbeit, achten und fürchten nur den, welcher ſie hart, und mit gerechter Strenge behandelt. Sie ſtehlen und rauben ohne Scrupel, verwahren aber aufs treuſte, was ihnen anvertrauet iſt. Von Schamhaftigkeit wiſſen ſie nichts, und gehen lieber nackt als bekleidet. Als Soldaten weichen ſie nicht von der Stelle, thun aber auch nichts, als was ihnen ausdrücklich befohlen iſt. Ruhm und Ehre ſind ihnen fremd." *Die gierigen Weiber (les trois exigeantes)*, Erzählungen ihrer Liebesabenteuer von drey Damen aus verſchiedenen Nationen, worin die Engländerin die albernſte und ekelhafteſte Rolle ſpielt. Überaus charakteriſtiſch, nicht ohne Carricatur. — *Die Jeſuiten und die Republik Venedig;* eine kurze Darſtellung der gerechten Urſachen, die den venetianiſchen Senat bewogen, die Jeſuiten den 14 Jul. 1606 auf immer aus dem Gebiete der Republik zu verbannen. Einem Aufſatze *über die Politik und Fortſchritte der ruſſiſchen Macht* ſieht man keinen ſonderlich guten Willen gegen den ruſſiſchen Hof an. Peter der Groſse und Catharina II werden von der herrſchſüchtigen und argliſtigen Seite geſchildert. Eine beygelegte Tabelle giebt die Eroberungen der ruſſiſchen Macht vom Jahr 1721 bis 1806 auf 16,756 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 8,938,210 Köpfen an. Eine *Reiſe in Schleſien* von *St. Pierre* haben wir ſchon ins Deutſche überſetzt geleſen. — Wenn wir in die *Poeſie* dieſes Bandes blicken: ſo kommen beſonders *zehn* Stücke vor, in welchen allen derſelbe Gegenſtand, nämlich *die Blumen*, bearbeitet ſind. Das erſte iſt von dem Engländer *Thomſon*, das zweyte iſt eine franzöſ. Überſetzung der engliſchen Verſe von *Frémin de Beaumont*, die folgenden acht ſind Originale von *Saint Lambert, Lemierre, Roucher, Delille, de Parny, de Fontanes, Boisjolin* und *Michaud*. Der *Litterature* würden wir nicht erwähnen, wenn es nicht zur Charakteriſtik gehörte, daſs in der Recenſion der etwas ſtrenge beurtheilten *Corinne* der Fr. v. *Stael* für den darin als Gegenſtück figurirenden Grafen d'Erfeuil Partey genommen wird. Warum ſchreibt eine Franzoſin auch ein Buch, worin einem Franzoſen Unrecht gegeben wird?

Dritter Band. Vom politiſchen Gleichgewicht in Europa; vom Hn. *de Bonald*. Ein kleiner Feldzug mit vielen Windhieben gegen die Aufklärer und Prediger der Billigkeit, Voltaire, die Encyklopädiſten etc. „Die älteſte Tochter (Frankreich) der groſsen Familie (die europäiſchen Chriſten) muſs ihre Brüder lenken und die Chriſtenheit beherrſchen; die Franzoſen müſſen die neuen Römer ſeyn. ... Die Natur, mächtiger als die Parteyen und Regierungen, will, daſs in Frankreich eine Macht, und daſs Frankreich die Macht von Europa ſey, wie Europa die Macht der Welt iſt. ... Die neue Verfaſſung von Deutſchland beruht nicht auf einem trügeriſchen Syſtem von Gleichgewicht, der ewigen Urſache von Veränderungen und Unruhen, ſondern auf einem feſten Schutzſyſteme, deſſen dieſer, in eine groſse Zahl ungleicher Staaten getheilte, ſchöne Theil von Europa nicht entbehren kann. Dieſer mächtige Schutz iſt um ſo uneigennütziger, da Frankreich, welches die natürlichen Grenzen erreicht hat, über welche hinaus kein Staat ſich einrichtet, bloſs danach ſtreben kann, ſeinen Einfluſs zu verbreiten, und um ſich her alle Völker in einem friedlichen Zuſtande zu erhalten, welchen zu trüben gegen ſein Intereſſe ſeyn wird." Gegen dieſen Aufſatz ſind *Bemerkungen* eingerückt, worin die Einſeitigkeit der darin enthaltenen Begriffe mit kräftigem Spotte gerügt wird. *Zwey* kleine *Abhandlungen* von *Chateaubriand* enthalten Beobachtungen und Ideen über einige Theile der von ihm durchreiſeten Länder in Griechenland, Paläſtina, Ägypten und weiter; beſonders kommt er immer auf das unglückliche Loos derer zurück, die unter dem unerträglichen Joche der Mahomedaner ſchmachten. *Gedanken über die Vorurtheile*, von *Bergaſſe*. „Die Meinung leiht den geglaubten Wahrheiten, die wir nicht ſelbſt geſchaffen haben, eine Kraft, die die von uns erfundenen nicht erſchwingen. Der Menſch muſs glauben." Unter dem Titel: *Neue Betrachtungen über die amerikaniſchen Wilden, beſonders über die Völkerſchaften in Florida*, werden wir aufmerkſam gemacht auf die unvertilgbaren körperlichen und geiſtigen Unterſchiede zwiſchen dieſen Wilden und den Europäern. Den Wilden wird die Fähigkeit des Vergleichens und Wollens rundweg abgeſprochen. Ungeheuer iſt die jezt herrſchende Sterblichkeit unter ihnen. Ihre Kriegsgeſänge haben Gruftgeſängen Platz gemacht. In hundert Jahren wird kein Eingeborner des nördlichen Amerika's mehr leben, und die Geſchichte wird erſtaunt fragen, was aus ihnen geworden ſey, ohne Antwort zu erhalten. *Anaxagoras*, vom verſt. Abbé *Barthelemy*. Seine Liebe zu Aphelia, Perikles Schweſter. *Gedanken über die Geologie*, von *Deluc*. Immer noch nachgeholte Beweiſe von der Richtigkeit der Zeitmeſſung des Erden- und Menſchen-Alters nach der moſaiſchen Geneſis. *Über die Sprache der Politik*, von *de Bonald*: eine Abhandlung, die der Überſchrift nicht entſpricht. *Kann ein vollkommenes Glück exiſtiren?* Wird verneinend beantwortet, wie zu vermuthen war. Ein Hauptfehler des Zuſammenlebens der Menſchen iſt, daſs dadurch die einfachen Begierden in verzehrende Leidenſchaften verwandelt werden. *Über die literariſche Kritik*, von *Lacretelle d. J.* „Urtheilen kann man nur über ein al-

tes Werk; über ein neues laſſen ſich bloſs Bemerkungen machen.“ *Über Ludwig XIV und ſeine Nachfolger.* Unbedeutend. *Über die Malerey.* Meiſtens hiſtoriſch betrachtet; die franzöſiſche Schule wird die einzige jetzt blühende genannt. *Über den Prometheus von Äſchylus*, von *Legouvé*. Äſchylus wird, wie wir zu erwarten gewohnt ſind, ganz mit franzöſiſchen Augen betrachtet, und ſein Trauerſpiel ein ſehr fehlerhaftes Stück genannt, worin es aber, zur gröſsten Verwunderung, Stellen gebe, die eines Corneille und Racine würdig wären. *Lobrede auf Hn. Target*, von *Muraire*. Wie die Lobreden der Mitglieder der franz. Akademie zu ſeyn pflegen. „*J'ai cherché, Meſſieurs, à vous faire illuſion, à me tromper moi-même, en éloignant la penſée de ſa mort; inutile ſoin! L'homme ne ſauroit ſe ſouſtraire à l'ordre de la nature. M. Target mourut le 9 ſeptembre*, 1806; *et il eſt trop vrai qu'il ne reſte de lui que ſa mémoire!*“ — *Die Mode*, von *Boufflers*. Ein kleiner Roman, leicht, flüchtig, unterhaltend. Die unſchuldige Hortenſia nach dem Leben geſchildert, das Bild ihrer Verführerin wegen ſeiner Widrigkeit nicht ausgemalt. Ganz ungefällig aber der ſchlaffe Gemahl, deſſen endliches Glück ihm nicht zukommt, und der ſeiner Bekehrung unwürdig iſt. *Über Florians Überſetzung zweyer Novellen von Cervantes*, von *Petitot*. Hr. P. iſt mit der Art nicht zufrieden, womit Florian den Cervantes verkürzt oder vielmehr umgewandelt hat. Vermuthlich um dafür zu entſchädigen, bringt er eine, auch nicht lange, Epiſode aus Cervantes nicht ſehr bekanntem, ausſchweifendem Roman, *Perſiles und Sigismonda*, bey. Wir leſen doch Florian lieber. Unter den verſificirten Aufſätzen dieſes Bandes ſticht eine *Satyre auf die Wünſche*, und ein Fragment aus *de Parny's* Gedichte, *die Roſenkreuzer*, hervor, welches ſchon ganz heraus iſt, und in dem Geſchmacke der *Pucelle* von Voltaire geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Launig und ſalzvoll ſind die Anmerkungen über das Buch eines Holländers, *van der Willigen*, betitelt: *Parys by den Aanvang van de 19e Eeuw*, deſſen ſcharfſichtiger Vf. beobachtet hatte, daſs es in Paris keine Kirſchen gäbe. Dafür macht nun der Rec. die holländiſchen Kirſchen ſo herunter, und ſagt den Holländern ſelbſt ſo ſtarke Bitterkeiten, daſs es einem beſonnenen Leſer weit getrieben ſcheint. Auch die Deutſchen werden als leichtgläubig geſchildert, zumal gegen Kotzebue, von dem es hier heiſst: „*Il vit, dans un pais, des ſottiſes qu'il débite ſur un autre.*“

Vierter Band. Sokrates Tod, von *Bernardin de Saint-Pierre*. Dialogen, ſchauſpielartig in Scenen verhandelt. Nach Plato, Xenophon und Plutarch. Der Vf. hat wenig von dem Seinen hinzugethan. Auch giebt das Ganze kein hohes Intereſſe. *Vom Egoismus*, von *Vigée*. Bey der dermaligen Lage des geſellſchaftlichen Vereins iſt wenig zu ſeiner Abſtellung anzufangen. *Über die Fortſchritte und den gegenwärtigen Zuſtand der Manufacturen und Fabriken in den vereinigten Staaten*, von *St. Aubin*. Fürs erſte bloſs allgemeine Anſichten. Dieſer Theil von Amerika ward nicht, wie andere Colonieen, durch den Auswurf der Menſchheit angebaut und bevölkert. Die erſten Bebauer waren verſtändige, tugendhafte und fleiſsige Leute. Dieſe Idee muſs man im Auge behalten, wenn man über die raſchen Fortſchritte der Nation geſund urtheilen will. Der Landbauer iſt zugleich Fabricant und Kaufmann. In mehreren Handelsartikeln können die Amerikaner mit den Engländern nicht Schritt halten, weil der Handwerker und Handarbeiter nicht, wie in Europa, gedrückt und gezwungen iſt, aus der Hand in den Mund zu leben, ſondern einen angemeſſenen Lohn ſeiner Thätigkeit fodert, Lebensgenuſs verlangt, und für ſein Alter ſammelt. Der Amerikaner fabricirt nicht, was er aus irgend einem Theile der Welt wohlfeiler beziehen kann. Zu groſsen Unternehmungen fehlt es oft an hinreichender Baarſchaft; der Staat ertheilt keine Prämien, keine Vorſchüſſe. Dieſem Hinderniſſe wird einigermaſsen abgeholfen durch die faſt in allen Städten der vereinigten Staaten errichteten Banken, deren man im J. 1806 ſchon 72 zählte. Die Regierung läſst nichts fabriciren als Waffen. Wahrſcheinlich wird mehr Eiſen eingebracht, als ausgeſchifft wird. *Von der italiäniſchen Tragödie im ſechzehnten Jahrhundert*, von *Guinguené* im Athenäum vorgeleſen. Es wird gezeigt, daſs die Italiäner verſchiedene, den Griechen nachgeahmte, regelmäſsige Stücke dieſer Gattung hatten, an denen auch die Kunſt zu loben iſt. Sie überlebten ihre Periode nicht, weil das Volk keinen Geſchmack an ihnen finden konnte. Hiedurch werden die Nachbeter eines d'Aubignac, St. Evremond und Voltaire widerlegt, welcher letztere den Irrthum verbreitet hat, daſs durch Triſſins Sophonisbe das erſte Signal zur Wiedererweckung der tragiſchen Kunſt in Europa gegeben ſey. *Bettina*, eine Novelle, nach dem Deutſchen. — Unter der *Littérature* wird dieſsmal viel Rühmens gemacht von einem neuen Roman: *Hiſtoire de quatre Eſpagnols*, deren Vf. Hr. *Montjoie* iſt. Er wird zwiſchen le Sage und Fielding geſetzt, und eine Probe mitgetheilt, die uns noch eben auf kein Meiſterſtück ſchlieſsen läſst. Ob nicht ſchon eine Überſetzung unter einer deutſchen Preſſe girrt? Weiterhin ſtoſsen wir auf eine unſanfte Diatribe gegen *A. W. Schlegel*, der die Kühnheit gehabt hat, in Paris ſelbſt eine Vergleichung zwiſchen der Phädra des Racine und des Euripides (*Comparaiſon entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide, par A. W. S. Paris*, 1807) anzuſtellen. Indem Hr. *Auger* gegen *Sch.* auftritt, glaubt er es im Namen ſeiner Nation zu thun. „*Des pédans qui apparemment ne ſ'embarraſſent pas de plaire, et qui au reſte ſont ſagement de n'y pas prétendre, lui* (Racinen) *avaient bien reproché avec dureté quelques légères infractions* (gegen die griechiſchen Sitten); *mais notre plaiſir l'en avoit abſous, et nous aimions mieux être charmés à notre manière, qu'ennuyés ou révoltés à la manière des Grecs. Bref, Racine était notre poëte, nous en faiſions nos délices, et nous ne croyions pas être des ſots, ridiculement infatués d'un méchant auteur. Voilà pourtant ce qu'un Allemand, M. Schlegel, entreprend de nous prouver aujourd'hui.*“ Was hauptſächlich, auſser dem hin und her verſtreuten Spotte auf den arroganten Ausländer, an *Sch.* gerügt wird, iſt die Kleinigkeit, daſs er Racinen gar nicht verſtanden haben ſoll. „Er weiſs Griechiſch, heiſst es von ihm, und nicht viel (*aſſez peu*) Franzöſiſch; vielleicht kennt er das Alterthum und die Bücher recht gut, mit nichten aber den Geiſt der neuen Zeiten und das menſchliche Herz.“ Nur zwey Menſchen ſollen in Frankreich ſeyn, die ihm in ſeiner Art, Racinen anzuſehen, beypflichten mögen. Dieſe ſind Mercier und Palmézeaux de Cubières, der die Phädra umgearbeitet hat. „*Je ne ſais pas*, ſchreibt Hr. *A.*, *ſi les compatriotes de M. Schlegel adopteront ſa manière de voir ſur Racine.*“ Leider, ja; und was ſchlimmer iſt, ſie haben es nicht erſt von ihm gelernt. Wir hegen überhaupt ſtarke Zweifel dagegen, ob ſich beide Nationen jemals über die Koryphäen ihrer beiderſeitigen Literatur, beſonders des Theaters, werden verſtändigen können. *Schiller* zieht nicht in Frankreich, *Racine* nicht in Deutſchland.

Jedem Stücke des *Conſervateurs* iſt ein kleiner Anzeiger (*feuille d'annonce*) angeheftet, worin Buchhändler-Nachrichten von zu erſcheinenden und ſchon erſchienenen franzöſiſchen, meiſtens aber deutſchen, zuweilen auch engliſchen, Schriften aufgenommen werden.

Dvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Himburg: *Annalen des Krieges.* Miſcellen und Epiſoden. I Band. *Annalen des Krieges und der Staatskunſt.* Miſcellen u. ſ. w. II. III. IV B. 1806. 256. 244. 254 u. 275 S. 8. broſchirt. (4 Thlr.)

Dieſs Aggregat von Aufſätzen, die an Werth und Inhalt ſehr verſchieden ſind, ſcheint einem nicht zu Stande gekommenen Unternehmen des Vfs. des Geiſtes des neueren Kriegsſyſtems ſein Daſeyn zu verdanken. Wahrſcheinlich wollte der Hr. *v. Bülow* wirklich Annalen des Krieges herausgeben, wurde aber an der Ausführung gehindert, und die Verlagshandlung lieſs nun die Bruchſtücke nebſt einer Anzahl vorräthiger Aufſätze von anderen Vffn. unter dem einmal gewählten, obgleich nun gar nicht mehr paſſenden, Titel abdrucken. So wenigſtens laſſen ſich der Mangel an irgend einer Nachricht für die Leſer, der Zuſatz auf dem Titelblatt des zweyten Bandes, die einer Zeitſchrift ähnliche Form und das Miſsverhältniſs der Aufſätze unter einander noch am leichteſten erklären.

Der erſte dieſer Aufſätze, *Annalen des Kriegs* (B. I), ſollte vielleicht dem Werke zur Einleitung dienen; er ſcheint aber nicht fertig geworden, und gegen das Ende aus anderen Bülowſchen Papieren ergänzt worden zu ſeyn. Der Vf. ſpricht darin zuerſt von den Römern. Sie muſsten untergehn, ſagt er, weil ſie nicht Intelligenz genug beſaſsen, das zu erhalten, was ſie durch Charakterſtärke gewonnen hatten. Nach ihnen ſieht er nichts als Ausartung und Verbrechen mehr in Europa; er überſpringt das Mittelalter, und verzweifelt an der gegenwärtigen Generation. Darum ſoll denn auch das Gemüth bey ihm erlöſchen, und nur das Urtheil lebendig bleiben. Er will gegen den Geſchickten gerecht ſeyn, weil der Gerechte nirgends zu finden iſt.

Nach dieſem Eingang lieſs ſich etwas Ganzes erwarten, wir erhalten aber nur einen Torſo, eine mit Scharfſinn, aber auch mit vieler Paradoxie entworfene Charakteriſtik der Franzoſen und der Engländer, als der beiden Völker, bey welchen das meiſte Licht über die Angelegenheiten des Lebens und den Mechanismus der Geſellſchaft verbreitet ſey, — und Bemerkungen über die Möglichkeit einer Landung in England und über den Feldzug in Schwaben im November 1805. — *Über die Beſchäftigung ſtehender Heere im Frieden.* Wenn dieſs eine Perſiflage Bülows ſeyn ſoll: ſo iſt der Ton nicht übel getroffen. Die beiden folgenden Aufſätze: *Einige gewagte Ideen über Truppenverpflegung*, und: *Einfaches, aber freylich etwas ſonderbares Mittel, den Soldaten gegen das Feldleben zu ſtählen*, ſcheinen nur um des Contraſtes willen da zu ſtehen. Der eine will pulveriſirten Zwieback, Bouillontafeln, rumfordſche Suppentafeln, geſtampftes Heu (!! welches kein Pferd friſst. In einem raſchen Feldzuge fällt das Heu ohne allen Nachtheil ganz weg) einführen, und der andere die Soldaten mit kaltem Waſſer begieſsen. War es den Vffn. mit dieſen Vorſchlägen wirklich Ernſt, oder wollten ſie nur die Pedanterey irgend einer modiſchen Militärſchule dadurch lächerlich machen?

Über die letzte Schlacht Nelſons mit den Franzoſen, nebſt Bemerkungen über den engliſchen und franzöſiſchen Seekrieg überhaupt; begleitet von einem Memoire, contenant le plan d'après lequel agit l'eſcadre de Toulon. Vom Hn. v. Bülow. Die Bemerkungen ſind intereſſant, das Ganze jedoch gröſstentheils ſchon in anderen Werken des Vfs. enthalten. Was aber dieſen Annalen einen entſchiedenen Werth giebt, iſt die Sammlung von Actenſtücken über verſchiedene Begebenheiten des ſiebenjährigen und der beiden ſchleſiſchen Kriege, die, wenn ſie hier auch nicht alle zum erſten Mal erſcheinen, doch durch die Zuſammenſtellung mit anderen bekannten Berichten eine eben ſo angenehme als lehrreiche Unterhaltung gewähren. Rec. wird ſie hier gleich aus dem ganzen Werke zuſammenfaſſen. B. I. *Montazet und Maria Thereſia im J. 1758. — Friedrich im Febr. 1760. Auszug aus einem Briefe des Grafen Montazet an den Herz. v. Choiſeul.* — Graf M. begleitete als franz. Bevollmächtigter die Armee des Feldmarſchalls Daun. — *Öſterreichiſcher Kriegsrath, und Schlacht von Torgau. Aus Montazets Memoiren.* — B. III u. IV. *Beyträge zur Geſchichte der beiden erſten ſchleſiſchen Feldzüge:* a) *Dispoſition, wie es am 8 und 9 März 1741 bey der Attaque von Glogau gehalten werden ſolle.* b) *Schreiben eines preuſſiſchen Subaltern-Officiers damaliger Zeit.* c) *Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an ſeinen Herrn Vater, Fürſten Leopold von Anhalt Deſſau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen.* — d) *Dispoſition, wonach ſämmtliche Generalität etc. bey der Schlacht* (von Mollwitz) *zu achten haben.* — e) *Bericht des Prinzen Leop. Max. v. A. Deſſau an ſeinen Vater von der Schlacht von Mollwitz.* — f) *Schreiben des Königs an F. Leopold von A. D.* — g) *Relation de la bataille de Mollwitz par un aide de Camp du Gen. Neuperg.* — h) *Schreiben eines anderen öſter-*

Digitized by Google

reichiſchen Officiers darüber. — i) *Bericht des Erbprinzen Leop. Max. v. A. Deſſ. an ſeinen Vater, über die Schlacht von Chotuſitz.* — k) *Abweichende Umſtände und Tadel des Betragens des Pr. L. M. v. A. D. aus dem VI Capitel der Geſchichte meiner Zeit von Friedrich dem Groſsen.* — l) *Öſterreichiſcher Bericht von der Schlacht zu Chotuſitz.* — m) *Ein Zeitungsartikel wegen der Schlacht von Chotuſitz.* — n) *Der unbekannte Krieger giebt ſich zu erkennen.* Dieſe beiden letzten erzählen eine Anekdote von dem Feldprediger Seegebarth, der nicht nur das Infanterie-Regiment Erbpr. v. Deſſau, bey welchem er ſtand, ſondern auch einige Escadrons Cavallerie, die zurückgeſchlagen waren, wieder ſammlete und in die Schlacht führte. — o) *Brief des Erbprinzen L. M. v. A. D. an ſeinen Hn. Vater über die Schlacht von Hohenfriedberg, vom 4 Junius 1745.* — p) *Bataille de Friedberg par Mr. le Marquis de Valory.* [Augenzeugen, damals Geſandten bey Friedrich II] — q) *Brief des Erbp. L. M. v. Deſſau an ſeinen Hn. Vater vom 11 Jun. 1745.* — s) *Auszug eines Theils des XIV Capitels der Geſch. m. Z., nebſt* [ſehr intereſſanten] *Scenen aus dem Leben des Fürſten Leopold v. Deſſau.* Der Einſender dieſer Actenſtücke, Hr. von Bärenhorſt, hat ſie mit ſchätzbaren Anmerkungen und Erläuterungen begleitet. Sein Zweck war, dadurch Beyträge zu einer Geſchichte der Methode der Kriegsführung zu liefern, ein Zweig des militäriſchen Wiſſens, der noch wenig bearbeitet worden iſt, und doch vorzüglich zur praktiſchen Bildung des Kriegers gehört. — B. III: *Kaiſer Joſeph II an den Feldzeugmeiſter von Wiedt 1774.* — *Friedrich der II an den General von Tauentzien 1748.* Beide Monarchen bezeigen ihr Miſsvergnügen über die zur Revue verſammelt geweſenen Regimenter; der Erſte, wegen des nicht muſtermäſsigen Anzugs; der Andere, wegen der bey den Übungen vorgegangenen Fehler. — B. IV. *Affaire bey Maxen, aus den bisher ungedruckten Memoires de Motazet überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Bülow.*

Der I. B. enthält noch: *Mein letztes Wort über die Schlacht von Kollin.* Hr. von Retzow erweiſet die Richtigkeit ſeiner Angaben gegen einen Aufſatz in der *Neuen Bellona* mit überzeugenden Gründen, aber in einer ſehr fehlerhaften Sprache. — *Über das Werk: Lebensgeſchichte des Gen. Lieut. Graf. von Schmettau;* eine weitläuftige Kritik, die durch die vielen, aus dem Buche ſelbſt abgedruckten Stellen mehr, als durch die in einem koſtbaren Styl vorgetragenen Bemerkungen des Recenſenten, die Leſer unterhalten wird. — *Beytrag zur Charakteriſtik der franzöſiſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heere, aus dem Storchiſchen Journal;* Anſichten eines Gelehrten, der, ohne praktiſche Kenntniſs des Gegenſtandes, aus einſeitigen, oft bis zum Lächerlichen ruhmredigen Angaben ſchöpfen muſste. — *Über Bewegbarkeit, nebſt einem Memoire über eine Erfindung portativer Zelter,* um eine Erfindung, wie es viele giebt, anzupreiſen, kramt der Vf. groſse Gelehrſamkeit aus. — Man laſſe doch alle die compendiöſen Weitläuftigkeiten weg, und gebe den Truppen warme Kleider und ſatt zu eſſen! — *Miſcellen,* gröſstentheils unbedeutend bis auf den Aufſatz über die körperlichen Beſtrafungen der Soldaten, der ſehr richtig mit der Bemerkung endigt: „So lange ihr prügelt, werdet ihr auch prügeln *müſſen.*"

B. II. *Friedrich und Napoleon,* von *Bülow,* eine Parallele, „didaktiſch-militäriſch-politiſchen Inhalts," reich an Abſchweifungen, aber auch an treffenden Bemerkungen und ſinnreichen Applicationen. — *Etwas über die Anlage* (Anlegung) *der Veſtungen.* Gute Maximen nach dem Bülowſchen Syſtem der Baſis, aber nichts Neues. — *Verſuch einer Berichtigung des von G. Venturini aufgeſtellten Syſtems der Kriegswiſſenſchaften.* Der Vf. will die von V. bezeichnete Grenze zwiſchen Strategie und Taktik anders, und, wie es ſcheint, zweckmäſsiger beſtimmt haben. Da jedoch beide Wiſſenſchaften durchaus unzertrennlich ſind: ſo kann unmöglich viel darauf ankommen, unter welcher Kategorie ein oder der andere Nebenzweig, z. B. (S. 171) die Lehre von der Verſorgung eines Heeres mit Arzney, vorgetragen werde. Die Replik des Hn. Auguſt Venturini, B. III, trägt bey aller Umſtändlichkeit zur Erörterung des ſtreitigen Punctes wenig bey. *Inwiefern konnte Wien vertheidigt werden?* Die Beantwortung der Frage erwartet man vergebens. Der Vf., der mit glühenden *Ballen* (Ballen Tuchs? oder etwa Bälle?) anſtatt der Kugeln ſchieſst, zeigt bloſs, daſs Wien hätte vertheidigt werden *ſollen.* — *Geiſt des Vegez, in Anwendung auf die neuern kriegeriſchen Erſcheinungen betrachtet.* Sätze aus dem Vegez mit ſehr unbedeutenden Anmerkungen. — *Über den Einfluſs des Kriegs auf die Staatswirthſchaft. Nach dem Franzöſiſchen des Herrenſchwand.* Geſchrieben im Nov. 1804, und vorzüglich mit Hinſicht auf Preuſſen. Nicht erſchöpfend, aber doch ſehr leſenswerth.

B. III. *Charlemagne und Napoleon,* der Beſchluſs B. IV. Eine Skizze der Feldzüge Karls, aus welcher die dem Leſer überlaſſene Vergleichung von ſelbſt hervorgehen ſoll. — *Die Schlacht bey Leipzig im Jahre 1631.* Dieſes *Fragment einer noch ungedruckten Geſchichte der Feldzüge Guſtav Adolphs in Deutſchland* vom Hn. v. Bülow, gehört zu den intereſſanten hiſtoriſchen Aufſätzen, deren Werth Rec. ſchon oben anerkannt hat. — *Verſuch eines Grundriſſes zu einem Kriegsplane für Preuſſen gegen Öſterreich und Ruſsland.* Der Vf. will in Südpreuſſen 3, und in Oſtpreuſsen 5 Reihen Veſtungen anlegen, die, nebſt den ſchleſiſchen, 183,500 Mann Beſatzung erfodern, nachher noch einen Offenſiv-Krieg führen, ganz Polen erobern u. ſ. w. —

B. IV. *Rede Guſtav Adolphs an ſeine Generale, vor ſeiner Unternehmung nach Deutſchland.* Von Bülow. — *Dürfen Kanonen verloren gehn?* Über das Vorurtheil, nach welchem man das Geſchütz eben ſo heilig hielt, als die Fahnen, und aus Furcht, es zu verlieren, die Batterien zurückzog, ehe ſie Wirkung thun konnten. — *Über die Verbeſſerung des Recognoſcirens.* Eigene, zu dieſem Zweck beſonders

Digitized by Google

geübte Corps zu errichten, wäre kein übler Vorſchlag; aber die beweglichen Telegraphen an den Piken der Reiter mit allen dem Apparat von Uhren, Fernröhren, Laternen u. ſ. w. gehören zu den complicirten und weitläuftigen Einrichtungen, welche die Praxis mit Recht verwirft. Es geht damit in der Ausübung, wie mit den Feldkäſtchen, die der Speculationsgeiſt erfinderiſcher Arbeiter Officieren und Reiſenden anpreiſet. Man findet darin allerdings eine unglaubliche Menge von Inſtrumenten der Bequemlichkeit in einem äuſserſt kleinen Raume zuſammengeſchichtet; aber es wird auch ſo viel Zeit und Genauigkeit erfodert, ſie gehörig aus- und einzupacken, daſs man ſelten in den Fall kömmt, ſie gebrauchen zu können, und am Ende nur eine unnütze Laſt mit ſich geſchleppt hat. — *Vorſchlag, den Nutzen des Tiraillirens mit jenem der feſten Ordnung zu verbinden.* Oder vielmehr: einen durch den anderen aufzuheben. — Seit einer Reihe von Jahren hat bey unſeren theoretiſchen Taktikern die nicht genug zu rügende, ſchädliche Schwachheit geherrſcht, daſs ſie, nie mit dem einfachen Nutzen irgend einer Einrichtung zufrieden, immer ſo lange grübelten und ſannen, bis ſie eine doppelte und dreyfache Anwendung herausgebracht hatten, wobey denn aber das Ganze zu keinem Zwecke mehr recht tauglich blieb. Eben ſo ſeltſam war die Tendenz, den Soldaten unbehülflich zu machen, wovon hier ein Vf., durch *Einige Vorſchläge für Reiterey und Fuſsvolk*, Beweiſe giebt. Um ſeine Truppen gegen Kugel und Klinge zu verwahren, bepackt er ſie dergeſtalt mit Mänteln, Torniſtern und Patrontaſchen vor Bruſt und Magen, daſs man nicht begreift, wie ſie die Arme rühren oder im Sommer die Hitze ertragen ſollen. — *Über einen Vorſchlag des General Ewald.* Dieſer erfahrene Krieger ſah in Amerika Boote von geteertem Seegeltuch, und ſchlägt vor, die Deckel der Brodwagen dazu einzurichten; unſer Vf., dem das Brod nur eine Nebenſache iſt, will gleich den ganzen Korb des Brodwagens zum Ponton machen, und ſchlägt im Geiſt ſchon Schiffbrücken, über welche er Cavallerie und Geſchütz gehen läſst. — *Revolution der Kriegskunſt. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.* Das Bruchſtück, obgleich von Paradoxieen nicht frey, berechtiget zu vortheilhaften Schlüſſen auf das Ganze; nicht ſo aber das folgende *Fragment aus einem ungedruckten Werke: Was iſt Philoſophie der Kriegskunſt?* Der wegwerfende Ton des Eingangs (S. 133): „Ich geſtehe, daſs mich die Ambition, in Kritiken gelobt zu werden, wenig ſpornen kann. So wenig, daſs ich die Ordnung meines Buches und die Feile meines Styls verſäume. Wer kann helfen!" zeigt gleich Anfangs, was man zu erwarten hat. Der Vf. hat jedoch nichts Geringes im Sinn, er will „nicht nur neue Geſichtspuncte andeuten, ſondern auch den praktiſchen Nutzen ſtiften, daſs man einige Reſultate des *Denkers* wirklich im Vaterlande anwende." (ebend.) Wer ſo keck ſich einen Denker nennt, ſollte wenigſtens die angekündigte Unordnung des Vortrags durch Neuheit der Ideen zu vergüten wiſſen; aber der Vf. hat nur geſcherzt; denn ſein Vortrag iſt bis zur Pedanterey ſyſtematiſch, und wir lernen von ihm (S. 135), daſs „diejenigen Heere die beſten ſind, welche, der Vernunft einleuchtend, den Sieg verheiſsen, — daſs eine ſolche Verheiſsung nur aus der Darſtellung überwiegender Vortheile gegen Andere hervorgehen könne; dieſe Darſtellung aber in allen Theilen vollkommen rationell aufgefaſst werden müſſe, und daſs es Sache der Philoſophie ſey, ſie im Gebiet der Möglichkeit zu conſtruiren, nachdem ſie ſich zu dem Geſchäft vorher mit den nöthigen Ideen geſchwängert habe." Nach dieſem Eingang theilt er ſein „Organon in drey Kategorieen": das kriegeriſche Gemüth, die ſtrategiſche Leitung und die Gefechtsform, wogegen Niemand etwas einwenden wird; was er aber darüber ſagt, iſt aus Bülow und anderen Schriftſtellern ausgeſchrieben, und auſser der *Globularform* Frankreichs (S. 145), welche Rec. hier zuerſt kennen lernte, fand er in dem ganzen Aufſatze nichts Neues, als die Schulſprache. — *Notizen über die kaiſerlich-königliche Armee an der Donau bis zur Capitulation von Ulm.* Ein Auszug aus Bülows Feldzug von 1805, vielleicht aus dem Manuſcript, weil das Buch ſpäter als die Annalen herausgekommen zu ſeyn ſcheint. Kf.

Berlin, b. Himburg: *Prinz Heinrich von Preuſſen.* Kritiſche Geſchichte ſeiner Feldzüge. Von dem Verfaſſer des Geiſtes des neueren Kriegsſyſtems. I und II Theil. Mit Kupfern. 1805. 436 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. ſoll dieſes Werk für die gelungenſte ſeiner Arbeiten gehalten haben; Rec. kann ihm vor den übrigen Bülowſchen Schriften nur negative Vorzüge zugeſtehen. Es ſtöſst nicht, wie die ſpäteren, durch Leidenſchaftlichkeit des Vortrags, durch bittere Ausfälle, durch muthwillige Paradoxieen oder durch widerliches Selbſtlob zurück; aber es ermüdet durch die ironiſche, oft witzelnde Manier des Vortrags, und hat nicht Vollſtändigkeit genug, um den Gegenſtand zu erſchöpfen. Der Vf. ſcheint dieſes gefühlt zu haben, und beſchränkte daher die Erwartungen des Publicums durch den Zuſatz auf dem Titel. Im Eingange erklärt er ſich noch deutlicher, indem er ſagt: „er werde ſich mehr mit den Thaten als mit dem Lebenslaufe ſeines Helden beſchäftigen, weil dieſer weder für die Zeitgenoſſen neu, noch wichtig für die Nachkommen ſeyn könne (?); die zu erzählenden Begebenheiten würden aber mehrentheils kriegeriſche Auftritte ſeyn, weil die öffentlichen Handlungen des Prinzen faſt ausſchlieſsend in militariſchen Verrichtungen beſtanden hätten; — das Buch werde demnach mehr den Charakter der Geſchichte, als der Biographie an ſich tragen u. ſ. w." — und er glaubt nun, die Leſer, welche die ganz mit Stillſchweigen übergangenen, wichtigen politiſchen Handlungen des Pr. H. auch als einen Gegenſtand der Geſchichte betrachten möchten, mit der Bemerkung (S. [illegible]) abfertigen zu können, daſs er ſich bloſs zu einer kritiſchen Geſchichte der Feld-

Digitized by Google

züge deſſelben" anheiſchig gemacht habe. — Aber auch als ſolche erfüllt die Ausführung den vorgeſetzten Zweck nicht ganz. Eine Geſchichte ſoll die Begebenheiten darſtellen. Das geſchieht aber hier nur fragmentariſch; ſie werden als bekannt vorausgeſetzt, und das Buch iſt eigentlich bloſs ein kritiſcher Commentar über verſchiedene, mehr oder weniger die Feldzüge des P. H. betreffende Angaben der vorzüglichſten Geſchichtſchreiber des ſiebenjährigen Krieges. Um den Unterſuchungen des Vfs. folgen zu können, muſs man die Werke jener Schriftſteller beſtändig zur Hand haben; eine Mühe, die kein denkender Militair ſich verdrieſsen laſſen darf, und wofür er ſich durch einen Schatz von ſchönen Bemerkungen und aus einem tiefen Studium der Geſchichte abgezogenen Maximen und Regeln belohnt finden wird. Für den Hiſtoriker dürften vorzüglich die Anſichten des Vf. intereſſant ſeyn; nur hat er ſich, beſonders da, wo Hr. v. B. aus dem Charakter der Perſonen oft zu kühn die Bürgſchaft für die ihnen zugeſchriebenen Handlungen hernimmt, mit den Schutzwaffen einer ſtreng prüfenden Kritik gegen die raſche Dialektik dieſer kritiſchen Geſchichte zu verwahren.

Daſs ein Werk dieſer Art keines Auszugs fähig iſt, leuchtet von ſelbſt in die Augen; bey dem Gegenwärtigen muſs ſchon die Form von einem ſolchen Verſuch abſchrecken. Statt aller Abſchnitte iſt es in numerirte Paragraphen von ſehr ungleichem Gewicht des Inhalts getheilt, in welchen das Raiſonnement ununterbrochen, wenn gleich oft abſpringend, fortläuft. Rec. begnügt ſich daher, nur die Charakteriſtik der Feldzüge des Pr. H., mit welcher der Vf. ſeine Abhandlung beſchlieſst, hieher zu ſetzen: „Sie ſind", heiſst es S. 316, „zu correct, um die Excentricität des Genies zuzulaſſen. Ein fehlerfreyes Werk wird ſelten durch erhabene und kühne Conceptionen verherrlicht. So in der Literatur, ſo auch im Kriege. Strenge ſich auf Vertheidigung einſchränkend, faſste er nie den *Gedanken* (?), den Behauptungskrieg in einen Angriffskrieg zu verwandeln. Seine Angriffe waren taktiſch, nie wurden ſie bey ihm ſtrategiſche Operationen. Nach denſelben, wenn ſie auch glückten, ſenkte er ſich ſtets wieder in ſeine Vertheidigungspoſitionen zurück. Nie hat ein Feldherr mehr die Grundſätze der Befeſtigungskunde auf Taktik und Strategie übertragen. Seine Stellungen waren Baſtione, ſeine Märſche gleichſam Schuſslinien." — So treffend dieſer Umriſs die Operationen des Pr. Heinr. charakteriſirt, ſo wirft er doch ein zu einſeitiges Licht auf das Genie des Helden. Die Sphäre, in welcher ſich Heinrich bewegte, war nicht die Sphäre ſeines Genius, ſondern ein ihm vorgeſchriebener Wirkungskreis. Daſs er dieſen nicht überſchritt, zeugt von einem bewundernswürdigen Gleichgewicht aller Kräfte dieſes ſeltenen Geiſtes. Wo er mehr freye Hand hatte, z. B. bey der Schlacht von Freyberg, die der Vf. ſelbſt „eine der beſt-entworfenen und beſt-ausgeführten in den Annalen des Krieges" nennt, zeigte er, welcher Conceptionen er fähig war, und ſeine Vertheidigungs-Maſsregeln waren beynahe immer mehr auf ſtrategiſche als bloſs taktiſche Berechnungen gegründet.

Der Anhang enthält auf 6 Bogen die Beſchreibungen von Rheinsberg und von dem Monumente, welches der Pr. Heinrich auf dieſem ſeinem Landſitze einer Auswahl preuſſiſcher Feldherren errichten lieſs; die Rede, die er bey der Einweihung deſſelben hielt, und die 32 Inſchriften des Denkmals; jene bloſs deutſch, dieſe zum Glück auch im franzöſiſchen Original, da die flüchtige Überſetzung des Hn. v. Bülow oft das Charakteriſtiſche des Inhalts verwiſcht. Das wohlgetroffene Bruſtbild des Prinzen, von Bolt nach einem Graffſchen Gemälde geſtochen, dient dem erſten, ſo wie die Abbildung jenes Monuments dem zweyten Bande zum Titelkupfer, und die Schlacht bey Freyberg iſt durch einen kleinen, aber deutlichen Plan dargeſtellt. Der Druck mit lateiniſchen Lettern und das Papier ſind ſehr ſchön.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Berlin*, b. Littfas: *Öffentliche Dankadreſſe an den Hn. Vf. der Schrift: Der Adel, was er urſprünglich war, was er jetzt iſt, und was er künftig ſeyn ſoll.* Ein Angebinde zum Geburtstage aller ächtadlichen Herren und Damen, insbeſondere auch für die Herren von Jena und Auerſtadt. 1808. 80 S. 8. (8 Gr.) Eine Dankadreſſe in ironiſchem Verſtande. Der Adel ſoll hier gegen die Beſchuldigungen des Bürgerſtandes, beſonders gegen den Vf. der oben erwähnten Schrift, vertheidigt werden. Zu einer ſolchen Vertheidigung gehören eindringende, tief aus der Natur der Staaten geſchöpfte Gründe. Davon iſt aber bey unſerem Dankſteller keine Spur anzutreffen. Er verliert ſich in die alltäglichſten Betrachtungen, und beweiſet nicht das mindeſte für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Adels. Alles concentrirt ſich bey ihm in die ohnmächtige Behauptung, daſs es in beiden Ständen rechtſchaffene Leute gebe. Wenn nichts Stärkeres für den Adel zu ſagen wäre, ſo hätte er gerade dadurch ſeine Sache verloren. Denn die Rede iſt von ſeiner höheren, nicht von ſeiner gleichen Verdienſtlichkeit. Ganz unerträglich macht ſich unſer Vertheidiger, wenn er ſeines Gegners ſpottet. Sein Witz iſt gar zu plump, ſeine Retorſionen ekelhaft und matt. Wenn jener z. B. den bekannten alten Reim in folgenden Worten:

Als Adam grub und Eva ſpann,
Wo war denn da der Edelmann?

anführt: ſo verbeſſert ihn dieſer ſo:

Als Adam hackt' und Eva ſpann,
Wo war ein beſſrer Edelmann?

und beruft ſich zu dem Ende auf ein Buch vom J. 1667, unter dem Titel: *Geſlickte Ficken oder Studentenconfect.* Die angehängten Verſe ſind der übrigen Schrift vollkommen würdig, und haben eben ſo wenig Inhalt.

Cht.

Chemie. *Erfurt*, b. Hennings: *Chemiſches Probiercabinet oder Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenſchaften der Reagentien.* Von D. *J. B. Trommsdorff*, Profeſſor der Chemie und Apotheker zu Erfurt. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 1806. 76 S. 8. (6 Gr.) Die Verbeſſerung beſteht in einigen hinzugekommenen gegenwirkenden Mitteln und einigen der Schrift angefügten Büchern, die auf die Abſicht, welche durch ein ſolches chemiſches Probiercabinet erreicht werden ſoll, Bezug haben.

X + Y.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1808.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Geſchichte der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchafts-Verfaſſung* von D. G. *J. Planck*, Conſiſtor. Rath und Prof. der Theologie zu Göttingen. Vierten Bandes zweyter Abſchnitt. — Auch unter dem Titel: *Geſchichte des Pabſtthums in der abendländiſchen Kirche von der Mitte des neunten Jahrhunderts an.* Zweyten Bandes zweyter Abſchnitt. 1807. 760 S. kl. 8.

Dieſer Band begreift die Veränderungen in dem Zuſtande der *kirchlichen Geſellſchaft*; von der Mitte des 11 bis zu dem Ende des 13 Jahrhunderts, und zwar 1) in den gegenſeitigen Verhältniſſen des Staats und der Kirche; 2) in mehreren Einrichtungen und Verhältniſſen der kirchlichen Geſellſchaft ſelbſt; 3) in dem Zuſtande des gröſseren, aus mehreren vereinigten Geſellſchaften entſtandenen Kirchenkörpers und in den verſchiedenen Formen ſeiner Verbindung. Wir haben ſchon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände dieſes Werk überhaupt von verſchiedenen Seiten betrachtet und beurtheilt. Da es ſich in dieſer Fortſetzung gleich geblieben iſt: ſo brauchen wir über die Beſchaffenheit u. Einrichtung deſſelben im Allgemeinen hier nichts hinzuzuſetzen, behalten uns übrigens noch ein Urtheil über das Ganze bey dem nächſten Bande, welcher das Werk beſchlieſsen wird, vor. Hier wird es hinreichend ſeyn, bey einzelnen Parthieen des vorliegenden Bandes zu verweilen, und die Leſer mit dem Inhalte deſſelben genauer bekannt zu machen.

In dem Abſchnitte von den Veränderungen in den gegenſeitigen Verhältniſſen des Staats und der Kirche handelt der Vf. vom Inveſtiturſtreite, vom Regalien- und Spolien-Rechte, von dem Einfluſſe der ſteigenden Macht der Könige und des Aufkommens des Bürgerſtandes auf die Kirche und ihre Vorſteher, von dem Streite der Kirche mit dem Staate über die Immunität ihrer Güter, von den Bemühungen der Kirche, ihre Gerichtsbarkeit zu erweitern, und von der Verminderung der Kraft des kirchlichen Banns und Interdicts. Mit beſonderer Genauigkeit und Sorgfalt iſt der Streit über das Recht der Regalie und das daraus entſtandene Spolienrecht erzählt. In der Erzählung des Streits über die Immunität der Kirchengüter wird S. 162 f. geſagt: „Man wird in Erſtaunen geſetzt, wenn man ſich recht eigentlich zu dem Auffaſſen der Vermuthung gezwungen fühlt, daſs es ſchon zu dem groſsen Plane Gregors VII. bey dem von ihm angefangenen Inveſtiturſtreit gehören mochte, nicht nur alle zu dem Klerus gehörigen Perſonen, ſondern auch alle Güter der Kirche von jeder Lehensverpflichtung frey zu machen. Das ungeheuer Groſse des Plans erſcheint von dieſer Seite her ſo ſchreckend, daſs man kaum begreifen kann, wie er nur an eine künftige Möglichkeit ſeiner Realiſirung glauben konnte. Das Letzte iſt um ſo richtiger, da Gregor in dem Inveſtiturſtreite nie etwas anderes verlangte, als daſs die Biſchöfe und Äbte nicht mit Ring und Stab von den weltlichen Regenten inveſtirt werden ſollten, aber nie etwas dawider hatte, daſs ſie ihnen wegen ihrer Güter den Vaſalleneyd ſchwören, und ſich von ihnen inveſtiren laſſen ſollten. Man findet auch in der ganzen Geſchichte und den Schriften Gregors zu dieſer Vermuthung keinen Grund. Einen ſolchen Grund weiſs auch der Vf. nicht nachzuweiſen, ſondern er beruft ſich nur darauf, daſs einer der nächſten Nachfolger dieſes Pabſts, Urban II, welcher noch dazu ehemals einer ſeiner vertrauteſten Rathgeber und Gehülfen geweſen ſey, zur Ausführung dieſes Plans ganz offen Anſtalten gemacht habe. Dieſs kann auch nicht geleugnet werden, aber dadurch wird man noch nicht zu der Vermuthung genöthiget, daſs daſſelbige ſchon im Plane Gregors lag; Urban ſelbſt wurde vielleicht erſt nach dem Tode Gregors auf dieſe Idee geleitet.

In dem Abſchnitte über die Veränderungen, welche in gewiſſen Einrichtungen und Verhältniſſen der kirchl. Geſellſchaft ſelbſt vorgingen, kommen vorzüglich folgende Materien vor: Verfall aller Zucht und Ordnung unter dem Klerus nebſt den Urſachen deſſelben — Zuſtand des kirchlichen Güterweſens — Kirchliches Buſsweſen und Matrimonialrecht. — Neue Ketzergeſetze und Inquiſitionsgerichte. — Mönchsweſen und geiſtliche Ritterorden. — Viel zu kurz und dunkel iſt das, was S. 424 f. von den Urſachen vorkommt, warum ohngefähr ſeit der Mitte des 11 Jahrhunderts die Kirche den Heirathshinderniſſen, die aus der Verwandtſchaft entſprangen, eine ſo groſse Ausdehnung gegeben habe. „Die ſeltſame Urſache dieſer Erſcheinung, heiſst es, findet ſich in der wiſſenſchaftlichen Rechtsgeſchichte des Zeitalters, denn ſie entſprang höchſt wahrſcheinlich bloſs aus einem Miſsverſtande der alten Rechtsſprache oder aus einer neuen Sprache, die man in die kirchliche Rechtswiſſenſchaft eingeführt hatte. In der Sprache des älteren kirchlichen und bürgerlichen Eherechts wurden die verbotenen

Digitized by Google

Verwandtſchafts-Grade in der Seitenlinie immer nach der Anzahl der Perſonen berechnet, die zwiſchen dem gemeinſchaftlichen Stammvater und denjenigen, deren Verwandtſchafts-Grad ausgedrückt werden ſollte, in der Mitte lagen; nach der Mitte des elften Jahrhunderts gewöhnte man ſich hingegen daran, ſie nach der Anzahl der Generationen zu berechnen, wobey dann nach der neuen Berechnungsart, die man in der Folge die kanoniſche nannte, immer nur halb ſo viel Grade, als nach der älteren bürgerlichen, herauskommen konnten. Nun war bekanntlich zwiſchen dem Ende des 6ten und dem 8ten Jahrhundert das Impediment der Verwandtſchaft ſchon bis zum ſiebenten Grad ausgedehnt worden; allein bey der Annahme der neuen Berechnungsart vergaſs man zuerſt den Umſtand, daſs dieſer Grad nach einer anderen Art zu zählen beſtimmt war, und brachte dadurch eine eben ſo groſse als beſchwerliche Abſurdität in das kirchliche Recht hinein. Als im 11ten Jahrhundert die neue kanoniſche Computation in Gebrauch gekommen war: ſo zählten die Leute auch jenen ſiebenten Grad, den ſie in älteren Geſetzen verboten fanden, nach ihrer neuen Rechnungsart, und brachten damit heraus, daſs Heirathen bis zum vierzehnten Grad der bürgerlichen Computation verboten ſeyen, weil der ſiebente Grad ihrer neuen kanoniſchen wirklich mit dem vierzehnten jener älteren zuſammentraf." Aber wie dann dieſs? Wie viele werden dieſs ohne Commentar verſtehen? Und ſollten dann wirklich die Männer; welche die Eheverbote durch ihre Autorität und Macht ſo weit ausdehnten, und im bürgerlichen wie im kanoniſchen Rechte unſtreitig ſehr wohl bewandert waren, bloſs durch einen ſolchen Miſsverſtand oder einen neueingeführten Sprachgebrauch auf dieſen handgreiflichen Irrthum geleitet worden ſeyn? Wir können dieſs nicht glaublich finden, und nehmen lieber an, daſs die Vorſteher und Machthaber der Kirche auch durch weitere Ausdehnung der Eheverbote ihre Macht weiter ausdehnen, ihre, das bürgerliche Recht übertreffende Strenge beweiſen, und dadurch die Ehen in den näheren Graden der Verwandtſchaft, welche wahrſcheinlich damals häufiger, als ſonſt, vorgekommen waren, deſto mehr brandmarken und deſto eher verhindern wollten. Bey der Beurtheilung der Inquiſitionsgerichte ſucht der Vf. das *Rechtliche* derſelben folgendermaſsen zu retten: „Alle jene Vorkehrungen wurden doch der Kirche zunächſt nur durch die Sorge für ihre Selbſterhaltung abgedrungen, und hatten, ſo gewaltſam ſie auch ausſahen, eine mehr defenſive, als offenſive Tendenz. Die Sectirer, für welche und gegen welche das ganze neue Ketzer-Recht aufgeſtellt wurde, waren nicht bloſs Andersdenkende, welche in einigen einzelnen ſpeculativen Lehren von dem Kirchenglauben abwichen, ſondern es waren Empörer, die der Kirche ganz den Gehorſam aufkündigten, oder wenn man will, Neuerer, die ihren ganzen Zuſtand umkehren wollten. Wenn dieſs auch nicht die erklärte und mit klarem Selbſtbewuſstſeyn gedachte Abſicht aller der verſchiedenen Menſchen war, die in dieſem Zeitalter an dem Zuſtand der Religion und der Kirche etwas verbeſſern wollten: ſo muſsten doch ihre Unternehmungen und die Art, wie ſie dabey zu Werk gingen, unvermeidlich am Ende dazu führen. Wenn es aber auch einige von ihnen noch ſo redlich meinten, und von einem noch ſo guten Geiſte getrieben wurden: ſo konnte man doch ihren Proceduren eben ſo wenig unthätig zuſehen, ſobald ſie für das Ganze der bisher beſtandenen Verfaſſung bedenklich und gefährlich wurden. — Dieſe neuen Ketzer waren von den älteren gänzlich verſchieden; ſie taſteten nicht nur den ſeit Jahrhunderten befeſtigten Kirchenglauben in einzelnen bloſs ſpeculativen Meinungen, ſondern in Lehren an, auf denen mehrere der wichtigſten kirchlichen Inſtitute beruhten, ſie taſteten dieſe Inſtitute ſelbſt, ja mit höchſt kühner Hand die ganze Grundverfaſſung der Kirche an, die ſie als eine völlig verdorbene Anſtalt ausgaben, welche von ihrer urſprünglichen, dem Zweck ihres Stifters entſprechenden Geſtalt gar nichts mehr erhalten habe. — Es waren nicht gelehrte Gegner, die man in ihnen zu beſtreiten hatte, ſondern die gröſste Anzahl beſtand aus völlig ungebildeten und unwiſſenden Menſchen aus den unterſten Volksclaſſen, die von einigen, vielleicht zum Theil frommen und redlichen, jedoch eben ſo wenig gebildeten, zum Theil aber höchſt wilden und fanatiſchen Schwärmern etwas Neues aufgefaſst und ſich mit der ganzen Kraft ihres rohen Geiſtes an dieſs Neue gehängt hatten, weil ſie das ſchon ſeit einiger Zeit empfundene Bedürfniſs von etwas Beſſerem durch das nächſte beſte Neue, das ſich ihnen anbot, befriedigt fühlten. Dieſe Schwärmer legten es inſtinct- oder planmäſsig darauf an, das Volk in Bewegung zu bringen. Sie miſchten ſich abſichtlich unter das Volk, um es in Flammen zu bringen. Sie machten dabey von den gefährlichſten Mitteln den unvorſichtigſten Gebrauch, und ſelbſt zuweilen von den verwerflichſten Mitteln den ſchändlichſten Gebrauch, indem ſie die Leidenſchaften, die Phantaſie und ſelbſt die rohe Sinnlichkeit des Volks gefliſſentlich reizten. Sie brachten es auch wirklich dadurch mehr als einmal und an mehreren Orten in eine Bewegung, die dem Staat und der bürgerlichen Geſellſchaft eben ſo viel Gefahr als der Kirche drohte. Dabey aber läſst es ſich jetzt gewiſs glauben und begreifen, daſs und wie man ſich zu den Anſtalten und Vorkehrungen, welche man durch das neue Ketzerrecht gegen ſolche Menſchen und zur Verwahrung des Volks vor dem Einfluſs ſolcher Menſchen traf, nicht nur gezwungen, ſondern auch berechtiget halten konnte" S. 483 ff. Die Differenz der verſchiedenen Mönchsorden, das Eigenthümliche ihrer inneren Verfaſſungen und ihrer wechſelſeitigen Verhältniſſe iſt zwar kurz, aber ſehr treffend ins Licht geſetzt. Übrigens werden auch hier, wie gewöhnlich, faſt nur Schwärmerey, Eigennutz und Habſucht als die Urſachen und Triebfedern der Entſtehung, Vergröſserung und Vervielfältigung der Mönchsgeſellſchaften genannt, ohne ſie von ande-

Digitized by Google

ren Seiten ins Auge zu faſſen, und ohne ſich darüber zu erklären, was man denn eigentlich mit der Schwärmerey meint. Über die Entſtehung der geiſtlichen Ritterorden wird S. 501 f. ſo geurtheilt: „So gewiſs die nämliche Schwärmerey, welche die Kreuzzüge überhaupt veranlaſst hatte, den gröſsten Antheil an der Entſtehung dieſer Geſellſchaften hatte, ſo kann man ſich doch bey der Geſchichte ihrer Stiftung unmöglich der Betrachtung erwehren, wie gut einerſeits die Schwärmerey auch die Vortheile kannte, zu denen ſich eine religiöſe Verbindung benutzen lieſse, und wie gern ſie andrerſeits dieſe Vortheile mitnahm. Dieſer Bemerkung aber kann man ſich deſto weniger erwehren, je mehr man in dieſen neuen Mönchsrittern oder ritterlichen Mönchen die Schwärmer ſieht. Es darf unſtreitig angenommen werden, daſs die meiſten von ihnen bey ihrer Stiftung mit der ehrlichſten Einfalt glaubten, es ſey das frömmſte und gottgefälligſte Werk, Ungläubige todt zu ſchlagen: allein dieſs glaubten damals auſser ihnen noch Tauſende, ohne daſs es ihnen eingefallen wäre, ſich durch ein eigenes Ordensgelübde dazu zu verbinden. Schwärmerey allein konnte auch nicht ſo ganz natürlich darauf kommen. Jeder Kreuzfahrer hatte ja jene Verpflichtung ſchon durch die bloſse Annahme des Kreuzes übernommen. Jeder konnte und muſste ſich einbilden, daſs er ſchon dabey dem lieben Gott gelobt habe, ſo viele Türken todt zu ſchlagen, als er nur könnte. Jeder ſah es ſchon vorher als religiöſe Sache an; alſo muſsten wohl die frommen Ritter bey ihrer Verbindung noch einen kleinen Nebenzweck haben. Denn wiewohl ſie dabey Gott für ihr ganzes Leben gelobten, was jeder andere Kreuzfahrer nur für einen einzelnen Zug that: ſo hätten ſie immer auch dieſs ſehr füglich thun können, ohne gerade eine eigene Verbrüderung darauf zu ſtiften. Doch ſie gaben ſich ja ſelbſt keine Mühe, dieſen Nebenzweck zu verbergen. Es gab Männer unter den Stiftern dieſer Orden, welche ſich an dem Beyſpiel der Cluniacenſer und Ciſtertienſer die Beobachtung abſtrahirt hatten, daſs eine religiöſe Geſellſchaft um dieſe Zeit auch am leichteſten eine mächtige und reiche Geſellſchaft werden könne. Dieſs kann man ſchon aus den Privilegien, und zwar aus den ſelbſt erbetenen und zum Theil mühſam ausgewirkten Privilegien ſchlieſsen, welche ſie ſich von den Päbſten ertheilen lieſsen: denn dieſe waren alle darauf berechnet, die neuen Geſellſchaften ſo zu ſtellen, daſs ſie auch das letzte früher und gewiſſer werden konnten. Doch es läſst ſich noch gewiſſer aus der Schnelligkeit ſchlieſsen, womit ſie es wurden. Vor dem Verfluſs eines halben Jahrhunderts nach ſeiner Stiftung war jeder der drey Orden in Aſien und Europa zu Beſitzungen gekommen, welche zuſammen ein Königreich ausmachen konnten, und zu einer Macht gelangt, mit der nicht jeder Monarch in Europa die ſeinige meſſen konnte. Dieſs aber kündigt doch bey der Anlage dieſer Geſellſchaften zum wenigſten eine Schwärmerey an, die ihren Vortheil ſehr gut verſtand.“ Wir können uns nach allem dieſem nicht überzeugen, daſs die geiſtlichen Ritterorden bloſs aus einer Schwärmerey, welche es verdienſtlich fand, Türken todt zu ſchlagen, und welche zugleich zu Macht und Reichthümern führen ſollte, entſprungen ſeyen. Es war bey ihnen Anfangs gar nicht darauf angeſehen, Türken todt zu ſchlagen, ſondern Pilgrimme zu beſchützen und Gaſtfreundſchaft gegen ſie auszuüben, ſie, wenn ſie krank waren, zu verpflegen, auch kranke und verwundete Soldaten zu verpflegen, Almoſen für Arme zu ſammeln, die Sicherheit auf den Straſsen von Paläſtina gegen die ſich häufenden Räuber zu ſchützen, welche wohl ſelbſt zum Theil aus Chriſten beſtanden, und dieſe Zwecke dauerten bey dieſen Orden auch noch fort, nachdem ihr Hauptzweck der geworden war, einen Defenſiv- und darauf auch einen Offenſiv-Krieg wider die Türken zu führen. Man begreift alſo immer, warum beſondere Orden geſtiftet wurden, wenn ſie auch ſonſt einen gewiſſen Zweck mit allen Kreuzfahrern gemein hatten, ohne daſs man die Triebfedern der Herrſch- und Habſucht als Erklärungsgründe ihres Urſprungs bedarf. Daſs dieſe Triebfedern aber bald unter ihnen rege, ja herrſchend wurden, kann freylich nicht geleugnet werden. Was das verdienſtliche Todtſchlagen der Türken betrifft, ſo hätten wir doch gewünſcht, daſs die ſchöne, heroiſche, aufopfernde Tapferkeit, welche ſie in einem Kampfe, den ſie für heilig hielten, bewieſen, nicht bloſs *ſo* wäre beſchrieben worden. Wie die übrigen Mönchsorden zu ihren groſsen Reichthümern gekommen ſeyen, dieſs iſt S. 526 ff. mit ſehr viel Scharfſinn gezeigt.

In dem Abſchnitte von den Veränderungen in dem Zuſtande des gröſseren Kirchenkörpers iſt die Hauptſache die Darſtellung des Syſtems eines neuen kirchlichen, den Päbſten zuſtehenden Supremats, welches in dieſer Periode ausgebildet wurde. Zuerſt wird die Verſchiedenheit des neuen Syſtems von dem iſidoriſchen ins Licht geſetzt. Es wird nämlich geleugnet, daſs, wie man oft behauptet hat, Gregor VII das iſidoriſche Pabſt-Recht zuerſt in die Praxis eingeführt habe; es wird vielmehr behauptet, daſs er und ſeine Nachfolger es auf die Einführung einer *neuen* Verfaſſung der Kirche anlegten, in welcher die Päbſte etwas ganz anderes werden ſollten, als der falſche Iſidor aus ihnen gemacht hatte. Nach dem iſidoriſchen Syſteme ſollte der Pabſt die *höchſte* Gewalt in der Kirche haben, oder ſeine Gewalt ſollte die *oberſte* in derſelben ſeyn; nach dem neuen Plane aber ſollte die Fülle der *ganzen* kirchlichen Gewalt *allein* in die Hände des Pabſtes kommen, und dieſer nicht nur der *oberſte*, ſondern eigentlich der *einzige* Regent der Kirche ſeyn. Nach dieſem höheren Pabſtideal ſollte er nichts Geringeres als der *Epiſcopus eccleſiae univerſalis* ſeyn, d. h. *ihm allein* ſollten von Gott alle Kirchen übergeben, hingegen alle anderen Biſchöfe und Erzbiſchöfe ſollten *nur von ihm* als ſeine Stellvertreter und Vicarien, jeder in einem beſonde-

ren ihm angewieſenen Diſtricte, angeſtellt ſeyn. Der Vf. unterſcheidet neun Hauptſchritte, wodurch die Päbſte ſich dieſem Ziele immer mehr näherten, und zwar folgende: Gregor VII erfindet eine neue Eidformel für die Biſchöfe — die Päbſte maſsen ſich das Confirmationsrecht aller Biſchofswahlen und das Recht an, Legaten von einer neuen Art, *ad viſitandas eccleſias* abzuſenden — das Recht der Dispenſation als ausſchlieſsendes Recht — eine mit der Jurisdiction der Biſchöfe in allen Rechtsſachen concurrirende Gerichtsbarkeit — ſie beſchränken die Rechte der Metropoliten — ſie eignen ſich das Recht zu, allgemeine und Provincial-Synoden auszuſchreiben und alle ihre Beſchlüſſe zu beſtätigen — zu kanoniſiren — und über alle Kirchenämter uneingeſchränkt zu disponiren. Wir geſtehen zu, daſs dieſe Schritte jetzt geſchahen, und daſs man mit Beharrlichkeit jetzt daran arbeitete, jenes Pabſtideal auszuführen; übrigens wird wohl der Vf. ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daſs ſchon vorher hie und da dieſe Schritte geſchahen und die Idee ſelbſt oft vorkam. Man könnte dieſs aus ſeiner eigenen Geſchichte beweiſen, und S. 617 ſagt er ſelbſt, daſs die entſcheidendſten Ausdrücke, worin ſich Gregor und ſeine Nachfolger über dieſes Pabſtideal äuſserten, auch ſchon von früheren Päbſten gebraucht wurden. Das Wahre iſt alſo wohl das, daſs ſeit Gregor nur das Ideal deutlicher und beſtimmter gedacht, und der Realiſirung deſſelben fortgeſetzt, beharrlich und conſequent nachgeſtrebt wurde. Von der Obergewalt der Päbſte über die weltlichen Staaten und Regenten wird unſeres Erachtens S. 730 f. ſehr richtig geurtheilt, daſs, ohngeachtet ſie oft behauptet und von den Fürſten ſelbſt oft anerkannt wurde, doch die Päbſte niemals in den vollen Beſitz derſelben gekommen ſeyen. „Wenn auch, wird unter anderen geſagt, einige Fürſten dieſes Zeitalters den Glauben daran ſo weit zu treiben ſchienen, daſs ſie ohne weitere Veranlaſſungen ſich ſelbſt und ihre Reiche dem römiſchen Stuhl zinsbar machten, und ſich mit der Entrichtung eines förmlichen Tributs zu einer jährlichen Recognition ſeiner Oberherrſchaft verpflichteten: ſo war es ihnen doch ſelbſt niemals dabey klar, daſs ſie eine weltliche Obergewalt damit anerkennen muſsten oder wollten. Meiſtens ſollte es nur ein Beweis von Demuth oder Höflichkeit ſeyn, die ſie Gott ſelbſt oder dem h. Petrus dadurch geben wollten, wobey ſie zuweilen auch im Ernſt glauben mochten, daſs ſie dafür deſto gewiſſer auf den beſonderen Schutz des Einen und des Anderen rechnen könnten, aber es ſollte immer dabey freywilliger Beweis ihrer Demuth ſeyn; daher konnte es ihnen deſto weniger einfallen, ein Recht damit zu agnoſciren, das Gott ſelbſt dem Pabſte über ſie eingeräumt habe. Eben ſo verhielt es ſich mit den anderen Formen, worin ſie es zuweilen zu agnoſciren ſchienen. In den meiſten Fällen glaubten ſie gar nicht, dem Pabſte damit eine wirkliche Obergewalt in weltlichen Dingen einzuräumen, ſondern nur eine Einmiſchung des Oberhaupts der Kirche in Sachen, welche auch dieſe und die Religion betrafen, zuzulaſſen; in keinem Falle aber hielten ſie ſich durch die weiteren Folgen gebunden, die man aus ihrer Zulaſſung ziehen könnte, denn ſie hatten ja an keine dieſer Folgen dabey gedacht. Dieſs legte ſich am ſichtbarſten daraus zu Tag, weil nicht nur immer auch noch von den Fürſten von Zeit zu Zeit ſehr ſtarke Proteſtationen gegen das Princip der päbſtlichen Theokratie eingelegt, und von den nämlichen Fürſten eingelegt wurden, die es ſchon zu einer anderen Zeit anerkannt zu haben ſchienen, ſondern weil ſich die Päbſte ſelbſt ſo oft gezwungen ſahen, die Anſprüche, welche ſie darauf gründeten, ſchon nach dem erſten Verſuch, den ſie zu ihrer Behauptung gemacht hatten, wieder aufzugeben. — Eben deſswegen machten es ſich auch die weiſeſten unter den Päbſten dieſer Periode zum Grundſatze, jeden Streit über das Princip ſorgfältig zu vermeiden; daher nahmen ſie es auch mehr als einmal ſelbſt wieder zurück, wenn ſich wider ihre Erwartung gegen eine Anmaſsung, welche ſie darauf gebaut hatten, ein Widerſpruch erhob, der zu einer weiteren Unterſuchung führen konnte. — Mit der weltlichen allgemeinen Monarchie der Päbſte kam es alſo freylich nicht weit über die Theorie hinaus; allein *in dieſer* wurde doch das Luftſchloſs wirklich aufgeführt und ausgebaut; und ſchon der Effect, den es hier machte, wurde unermeſslich vortheilhaft für den römiſchen Stuhl. Es war der Glaube an ihre allgemeine weltliche Monarchie, wodurch ihr wirkliches Aufſteigen zu der allgemeinen kirchlichen am meiſten befördert wurde —". Ein allgemeines Urtheil über das Rechtsfundament, den Werth und die Haltbarkeit des Papalſyſtems, macht den Beſchluſs dieſes Bandes, und iſt ſehr gemäſsiget und unbefangen. Über den Werth dieſes Syſtems aber hätten wir ein beſtimmteres und ausgeführteres Urtheil erwartet und gewünſcht. Man findet nichts, als S. 756: „So leicht man es ſich denken kann, daſs und wie ein beſſerer Zuſtand für die ganze europäiſche Menſchheit auf einige Zeit hätte herbeygeführt werden können, wenn ſich das Syſtem der päbſtlichen Theokratie nur ein Jahrhundert hindurch hätte behaupten laſſen: ſo deutlich wird man es mit einem durch kein Vorurtheil verfälſchten Auge in der Geſchichte ſelbſt gewahr, wie viel in dem Zuſtande der Kirche durch das Syſtem des univerſellen römiſchen Episcopats verbeſſert, und wie viel wahrhaftig Gutes durch jene unbeſchränktere Allgewalt, welche ſich die Päbſte herausgenommen hatten, geſtiftet wurde." Aber was wurde dann dadurch im Zuſtande der Kirche verbeſſert, worin beſtand dann das viele wahrhaftige Gute, welches dadurch geſtiftet wurde, warum wurde es durch das Pabſtthum geſtiftet, was war in dieſem für eine Idee wirkſam?

N. Z. Q.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1808.

BIOGRAPHIEEN.

Berlin, b. Maurer: *Neuer brittiſcher Plutarch.* Oder Leben und Charaktere berühmter Britten, welche ſich während des franzöſiſchen Revolutionskrieges ausgezeichnet haben. Nebſt einem Anhange von Anekdoten. Von *Friedrich Wilhelm Gillet*, erſtem Prediger bey der werderſchen und dorotheenſtädtſchen Kirche. Mit einem Titelkupfer und 24 Bildniſſen. 1804. XII und 420 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Keine Nation hat gröſsere Vorliebe für die Biographie, keine in dieſem Fache der Literatur ſich mehr hervorgethan, und in Hinſicht auf Darſtellung, Treue und Wahrheit gröſsere Muſter geliefert, als die Engländer. In keinem anderen Lande herrſcht ein ſolcher Sinn, eine ſo allgemeine Empfänglichkeit für dieſe groſse Schule der Bildung und des Beyſpiels. Rec. hat ſich oft gewundert, wenn er ſogenannte *Lives*, die Überſetzung des Plutarch, vorzüglich in der früheren kleinen Handausgabe, oder den *British Plutarch* als das einzige Bibliothekſtück in den Häuſern der geringſten Claſſen fand, und erinnert ſich Beyſpiele von Landleuten, Pächtern und Handwerkern, die letzteren faſt auswendig wuſsten, und eine Beleſenheit verriethen, die Erſtaunen erregte; ja er weiſs, daſs Genie und Kraft in vielen allein dadurch zuerſt geweckt und aus der Dunkelheit hervorgezogen wurden. Nirgends erhielt ſich dieſer vorherrſchende Nationalgeſchmack unwandelbarer und reiner, nirgends wird er von herrſchenden Syſtemen und Moden, oder unglücklicher Vielwiſſerey weniger verdrängt, nirgends wirkt er ſo mächtig auf das Leben und die praktiſche Bildung, nirgends endlich erhält der Biograph ſolchen Stoff von Originalität und Mannichfaltigkeit, als unter den Britten. Selbſt auf Deutſchland hat dieſe National-Individualität bedeutenden Einfluſs gehabt, und eine ähnliche Neigung, wo nicht hervorgerufen, doch ſehr ausgebildet.

Die Lebensbeſchreibungen groſser Britten, Gelehrten, Staatsmänner, Künſtler, Geſchäftsmänner u. ſ. w. auf deutſchen Boden zu verpflanzen, könnte, wenn gehörig motivirt, für die ganze Literatur, beſonders für die Geſchichte, für die Kenntniſs der engliſchen Staatsverfaſſung, der Sitten, des ganz eigenthümlichen Ideenganges dieſer ſo ausgezeichneten Nation, ſo wie für das praktiſche Leben, von mannichfaltigem Nutzen ſeyn. Soll eine ſolche Darſtellung in unſerer Sprache und in unſerem Geiſte dieſen Gewinn wirklich bezwecken und ohne Täuſchung erzielen: ſo würde Rec. an den Verfaſſer folgende unerlaſsliche Foderungen machen. 1) Er ſey mit der Geſchichte, der geſetzlichen und bürgerlichen Verfaſſung der Engländer, nicht bloſs dem todten Buchſtaben, ſondern dem Geiſte nach, innigſt vertraut: ſo wie mit allen den mannichfaltigen Beziehungen zwiſchen dem Könige und der Nation, der Nation und den Groſsen, mit den Geſichtspuncten und dem Gange der Parteyen, mit den politiſchen Anſichten und öffentlichen Maſsregeln. Nur auf dieſem Wege allein laſſen ſich iſolirte Handlungen und Handlungsweiſen von dem individuellen Charakter ſelbſt trennen, und in ihrem wahren und urſprünglichen Lichte erſpähen; nur an dieſem Faden findet man ſich aus dem Labyrinthe der *Oppoſition* und der *Miniſterialen* glücklich heraus; unverwickelt in einem mehr denn hundertjährigen Gewebe der Conſtitution, das tief in ſeinen geheimſten Knoten und Windungen zu durchſchauen, den ſchärfſten Blick und die behendeſte Gewandtheit erfodert. Zahllos iſt das Heer unſerer politiſchen und ſtatiſtiſchen Schriftſteller, unſerer Journaliſten und unberufenen Reiſebeſchreiber, welche an dieſer gefährlichen Klippe geſcheitert ſind, und noch ſtündlich ſcheitern! — 2) Der wahre Geiſt der originellen Inſulaner, das Leben der Groſsen, wie der mittleren Claſſe, und die Geſichtspuncte, aus welchen man jenſeits des Canals das Weben und Leben der Menſchen beurtheilt, ſchweben ihm in ihrer urſprünglichen Reinheit beſtändig vor Augen. 3) Die Sitten und Gewohnheiten, die Philoſophie des Lebens, die bürgerlichen Verhältniſſe und Einrichtungen, die religiöſe Verfaſſung ſo wie der religiöſe Charakter, der Mechanismus ſo wie der Geiſt der Schulen und literariſchen Inſtitute ſey ihm nicht fremd. 4) In dem Gebrauche aller literariſchen Hülfsmittel, vorzüglich der in England erſchienenen, fühle er ſich nicht beſchränkt, und bey dem Studium der Quellen ſelbſt erwäge er mit hoher Sorgfalt den Standpunct und Parteygeiſt ihrer Verfaſſer; durchſchaue tief das weite Spiel der Leidenſchaften, und laſſe ſich in dieſen trügeriſchen Umgebungen nicht durch Schein und Maske blenden. Jeder Lebensbeſchreib. gehe die Literatur der Quellen, nebſt ihrer Würdigung, ſo reichhaltig als möglich voran, und bey entſcheidenden Urtheilen u. Ausſprüchen werde der Gewährsmann gewiſſenhaft citirt. 5) Der moraliſche und politiſche Charakter des Staatsmanns, des Gelehrten, des Helden, muſs nicht nach dieſen oder jenen iſolirten Handlungen, nach ſeiner Stimmung für dieſe oder jene Maſsregel des Miniſters, der Whigs oder der Tories, ſondern mit ſteter Vorſicht nach den umfaſſenden u. vielſeitigen Geſichtspuncten und Reſultaten abgewogen und gerichtet werden, welche aus dem Totalverhältniſs obiger Anſchauung hervorgehen. 6) Der deutſche Biograph des Britten muſs

Digitized by Google

die engl. Sprache nicht bloſs aus der Grammatik und dem Wörterbuche kennen; er muſs mit dem Geiſte, mit den originellen Eigenthümlichkeiten, mit den vielfachen Deutungen derſelben innigſt vertraut ſeyn; oder er wird ſich in tauſend Fällen in der gröſsten Verlegenheit fühlen uud ſehr verdreht, ſehr ſeicht und unerſchöpft das wiedergeben, was in England mit ſo hoher Originalität gedacht, mit ſo ächtem *Sterling-Witze* geſprochen wurde. Unter ſolchen Vorbereitungen muſs er endlich 7) wenigſtens Ein Jahr in *Alt-England* im täglichen Umgang mit allen Claſſen der Nation zugebracht, oft den Debatten der beiden Häuſer beygewohnt, und durch praktiſche Anſchauung und feſtgehaltenes Studium *das* ergänzet und vollendet haben, *was* ſelbſt dem beſten Kopfe an der Hand der bloſsen Theorie ewig unerreichbar bleibt.

Nur *der* Mann, der alle dieſe Pflichten kennt, und voll Kraft und Weihe ſich in dem Beſitz aller dieſer hohen Foderungen der Kritik lebendig fühlt; auf dem der Geiſt des Chäroneers im höheren Sinne ruht, der bey Verarbeitung ſeines Stoffs von eignem feſtem Urtheile, von tiefem Scharfblick geleitet wird; — nur *dieſer Mann* darf ſich als ein deutſcher Plutarch der Britten conſtituiren. Mit Bewunderung wird das dankbare Volk der Deutſchen ihn hören, warme Theilnahme, gründliche Belehrung alle ergreifen: ſein Werk wird das Gebiet unſerer Kunde von Albion erweitern, uns auf den einzig wahren Standpunct gründlicher Anſicht ſtellen, ein claſſiſches Werk der Nation werden; ja vielleicht für den ſtolzen Britten ſelbſt eine Fundgrube, wo er manches gediegene Goldkorn finden und in Zukunft benutzen dürfte.

Hr. *Gillet* bleibt weit, ſehr weit, hinter dieſem Vorbilde! Das vor uns liegende Werk beurkundet dieſs Urtheil durchaus. Der Vf., der von ſeinen Quellen nur vorzüglich die ſo viel geleſenen, aber auch ſo höchſt parteyiſchen, nur mit der äuſserſten Vorſicht zu empfehlenden *Public Charakters* anführt, war offenbar nicht in dem Beſitze aller der Materialien, die dazu nöthig waren, und noch unendlich weniger in dem der oben aufgeſtellten individuellen Erfoderniſſe. Nur zu oft ſieht man die Verlegenheit, in welcher er ſich fühlte, zwiſchen den ſchwankenden Meinungen und Urtheilen der engliſchen Lebensbeſchreiber zu wählen; und noch öfterer, wie er in der endlichen Wahl und ſich ſo häufig widerſprechenden Geſichtspuncten faſt immer entſchieden unglücklich iſt. Warum? Weil es ihm an der weſentlichen Maſſe von Vorkenntniſſen und Studien fehlt, die zu der Baſis gehören, wovon die Kritik ausgeht; weil er faſt immer überſetzt, und ſich von der Feder ſeiner Vordermänner leiten läſst; weil es ihm an Kenntniſs der engliſchen Verfaſſung, Sitten und Sprache gebricht u. ſ. w.

In ſeiner eigenen Sprache herrſcht zu wenig Einheit und Adel, zu wenig nervige Kürzen und kraftvolles Leben des Ausdrucks, und ſehr ſelten jene einfache Würde, jener ruhige Ton, worin der Biograph ſich allein nur mit Beyfall ausſprechen kann. Die Ein- und Übergänge, womit er den fremden Faden der Erzählung einleitet, abreiſset und wieder anknüpft, bilden einen unangenehmen Contraſt, einen ewigen Wechſel von Licht und Schatten, der in der ruhigen Betrachtung ſeiner Gemälde ſtört, und dem unerzwungenen Eindruck ohne Noth vorgreift. Rec. müſste mit groſser Weitläuftigkeit in eine eigene Abhandlung eingehen, wenn er dieſes Urtheil mit Thatſachen belegen wollte; er kann ſich hier nur auf dieſe und jene Bemerkung einſchränken.

Die hier aufgeſtellten Gemälde ſind folgende 24: Nelſon; Horne Tooke; der Marquis von Cornwallis; Lord Duncan; Lord Grenville; Vicomte Bridport (Hood); Sheridan; Graf Moira; Dundas (Vicomte Melville); Graf St. Vincent; Burke; Addington; Erskine; Lord Hobart; Graf Stanhope; Graf Howe; Graf von Rumford; Lord Loughborough; Herzog von Portland; Sir John Sinclair; Sir Sidney Smith; Fox und Pitt.

Das Leben von *Nelſon* iſt äuſserſt dürftig. Vor allen Dingen hätte gezeigt werden ſollen: *wie* wurde der groſse Mann das, was er war, und *wie* wirkte ſein moraliſcher Charakter und ſeine frühere Erziehung auf ſeine militäriſche und politiſche Laufbahn? Rec., der die vorzüglichſten Werke über den gröſsten Seehelden der neueren Zeit bis zu dem Jahre 1806 beſitzt, geſteht zwar, daſs die beſten Schriften und Biographieen erſt nach ſeinem Tode erſchienen ſind; aber vor dem Jahre 1803 war es ſchon möglich, etwas ganz anderes zu liefern, als man hier findet. So hätte z. B. für die frühere Periode *Moſeley's Treatiſe on Tropical Diſeaſes, on Military operations and on the Climate of the Weſt Indies* mit groſsem Gewinn benutzt werden können. S. 5 wird Nelſons Vater „ein *Rector* und Prediger" genannt. Denkt der Deutſche nicht dabey an ſeinen Schulrector? — Schon aus Wendeborn hätte der Vf. wiſſen ſollen, daſs die *Rectors* und *Vicars* die eigentlichen Pfarrherrn oder Prediger bey den ihnen angewieſenen Gemeinden ſind; bloſs mit dem Unterſchiede, daſs ein *Rector* (*Rector Eccleſiae parochialis* S. *Jacob's New Law-Dictionary. Lond.* 1729 fol. Art. *Rector* und *Rectory*) die von Alters her gehörigen Zehnten ganz ohne Ausnahme beſitzt und einſammelt; dagegen der Vicar nur die kleinen Zehnten zieht; weil die, welche die Pfarren ehemals als ein Eigenthum an ſich riſſen, wohin beſonders die Klöſter gehören, ihre Vicarien auf denſelben hielten, denen ſie nur wenig und nur die geringen Zehnten einräumten, welche den Äbten und Conventualen einzuſammeln zu beſchwerlich waren. Auch von väterlicher Seite gehöret die Familie Nelſon zu einer der älteſten in England. Nicht *nach einem alten Claſſiker*" (!), ſondern nach dem erſten Lord Walpole, Bruder des berühmten Sir Roberts, nachherigem erſtem *Earl of Oxford*, gab ihm der Vater den Namen Horatio. Von der in England lange bekannten und ſo oft erzählten Anekdote aus den Jahren ſeiner früheren Kindheit auch kein Wort! Der Knabe mochte etwa 5 oder 6 Jahre alt ſeyn, als er mit einem ſchon älteren Geſpielen ins Feld läuft, um Vogelneſter zu ſuchen. Er wird vermiſst, er kömmt nicht zu Tiſche; man wird unruhig und ſchickt zu Pferde und zu Fuſse nach allen Orten Boten aus. Endlich findet man ihn ganz allein und unbekümmert an der anderen Seite eines Baches ſitzen (ſein Kamerad hatte wahrſcheinlich hinüber zu kommen gewuſst und ihn verlaſſen) tief hinein und umher ſchauend, als ſinne er auf Mittel, wie auch er über das Waſſer kommen wolle. Man bringt ihn nach Hauſe, und die liebevolle Groſsmutter ſagt mitten in ihren ſanften Verweiſen: „Aber Kind, mich wundert, daſs dich die Furcht nicht nach Hauſe trieb!" — „*Fear, Grandmama,* antwortete der Knabe

Digitized by Google

mit heiterer Miene und voll kindlicher Unſchuld, *I never ſaw Fear; what is it?* (Furcht, Groſsmutter, ich habe in meinem Leben noch keine Furcht geſehen; was iſt das?)" Wem fällt hier nicht Admiral Howe ein? — Konnte dieſs, an ſich ſo unbedeutende, Ereigniſs auf die ſpätere, ſo merkwürdige Organiſation des groſsen Mannes nicht eine ſehr leitende Einwirkung haben? — *Colquhoun's Police of the Metropolis* (denn dieſes Buch wird doch wohl unter den *unſterblichen* Werken deſſelben gemeint) iſt ein ſehr verdienſtvolles und ſehr geſchätztes Werk; aber darum gehört es noch nicht zu den *unſterblichen;* vielweniger lernt man daraus „*die Verfaſſung Englands kennen.*" Bey dieſer Gelegenheit kann Rec. die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs ſehr achtungswerthe Männer in London, und vorzüglich Doctor B—, ſein vieljähriger Freund, Colquhoun (ſpr. Kohuhn) oft den Vorwurf gemacht haben, er habe in ſeinem Gemälde von London die Farben doch etwas zu ſtark und grell aufgetragen. Die Gerechtigkeitspflege in England hat ihre Mängel; aber welcher gründliche Kenner der Conſtitution und des engliſchen Rechts ſchüttet das Kind mit dem Bade aus, und nennt es „*eine elende Juſtizverfaſſung, unter welcher das Land ſeufzet?*" Woher weiſs Hr. G., daſs Nelſon „*eine ſo glückliche Ehe*" führte? — Gerade das Gegentheil. Lady Nelſon verbitterte ihm das Leben; es war eine Verbindung, die zu den unglücklichſten gerechnet werden muſste, ihn mehr als einmal in eine Stimmung ſetzte, die an Verzweiflung grenzte, und endlich eine Trennung nöthig machte. Seiner engern edlen Verhältniſſe (dieſe waren es, welche dem groſsen Manne das Leben erhielten,) mit Sir William und Lady Hamilton wird kaum gedacht; und gerade hier lieſs ſich ſo Vieles entwickeln und von anziehenden Seiten darſtellen, was ſchon im Jahre 1803, wo der Verfaſſer ſchrieb, nicht mehr unbekannt war, wenn gleich gegenwärtig tiefer unterſucht und beleuchtet. — Die groſse Schlacht bey Abukir, wo, wie Frankreich meinte, das Schickſal England's und Oſtindien's auf dem Würfel ſtand, und wo Nelſon in ſeiner höchſten Eigenſchaft erſcheint, in der Kühnheit zu entwerfen und dem unerſchütterlichen Willen auszuführen, Hinſichten, in welchen er leicht der erſte Seemann ſeyn dürfte, den Groſsbritannien je hervorgebracht, wird ſo mager und dürre erzählt, wie ein flacher Zeitungsartikel, und ſo wenig verſinnlichend, daſs der minder kundige Leſer zu keiner *anſchaulichen* Anſicht gelangt. — S. 31 wird *Eton* "ein *akademiſches* (!!) *Gymnaſium, auf dem ſich die jungen Leute von dem Schulſtaube reinigen müſſen!*" genannt! Wie wenig muſs der Vf. dieſs Inſtitut kennen. S. 33 „*beſteigt Georg der III den Thron, und ändert, gleich einer neuen Sonne, den Lauf der Planeten!!*" *Horne Tooke* legte ſicher den erſten Grund zu ſeinen ſpäteren politiſchen Verirrungen und daraus entſtehenden Verfolgungen durch die frühern und ſehr übereilten Verbindungen mit Wilkes; und dieſer Geſichtspunct hätte von Hn. G. ſcharfer aufgefaſst, und die folgende Laufbahn des ſtürmenden Dämagogen daraus müſſen entwickelt werden. Trotz der glänzenden Talente des Mannes, war er doch wenig zu einem Volksredner geeignet, und würde ſelbſt in den günſtigſten Verhältniſſen nie eine groſse Rolle geſpielt haben. — Das Leben des edlen, ſo hochverdienten *Grafen Cornwallis* gehört zu den gelungenſten des Verfaſſers: ſo wie das von *Grenville* wiederum gar keine Haltung und ſo viel Unzweckmäſsiges und Fremdes hat. Seit dem J. 1803 ſind wir indeſs in dem Beſitze von mancherley Materialien, die dem künftigen Biographen des brittiſchen Ariſtides ſehr bedeutend vorgearbeitet haben.

Sehr begierig war Rec. auf die Lebensbeſchreibungen von *Sheridan, Burke, Pitt* und *Fox;* geſteht aber, daſs ſie ihn gar nicht befriedigt haben. Hier war es, wo der *eigene* Geiſt des Vfs. ſich hätte zeigen, ſeine Kenntniſs der brittiſchen Verfaſſung beurkunden und das tiefe Gewebe der beiden Hauptparteyen im Staate, unter welchem die Wahrheit verſchleiert liegt, aufdecken, und das Korn von der Spreu ſcheiden müſſen. Statt deſſen ſieht man auf jeder Seite, wie Hr. G. faſt immer vom fremden *Partey-Urtheile* geleitet und in Widerſprüche und Labyrinthe geführet wird, die ihm keinen Ausgang zeigen, wie das z. B. bey dem Streit zwiſchen Fox und Pitt über die indiſchen Angelegenheiten recht handgreiflich wird. Pitt beſaſs eine äuſserſt ausgebreitete und gründliche Kenntniſs des engliſchen Handels, die mehr als einmal von den Deputirten der City bewundert worden. Wer ſollte das glauben, wenn man ihn nicht anders kennte, als er hier aus Hn. G's. Händen hervorgeht? —

Dem Werke ſind auf 4 Tafeln die 24 Porträts der dargeſtellten Männer beygefügt, wovon aber nur ſehr wenige getroffen ſeyn dürften. Nelſon, Smith, Hood und Burke ſind beſtimmt ſehr unähnlich. Fox und Pitt, die man an ihren ausgezeichneten Phyſiognomieen auf den erſten Blick erkennt, müſsten dennoch mit ſtärkeren Zügen anſprechen. Howe iſt äuſserſt ähnlich. Das Titelkupfer liefert eine Abbildung von einer Spieluhr *Tippo Saib's*, die aus ſeinem Nachlaſſe in den Beſitz des Königs von England kam; mit folgender Erklärung, in den hinten angehängten Anekdoten: „Ein ſchön geſteckter Königstieger ſitzt auf einem lang zur Erde geſtreckten Europäer — beide in Lebensgröſse — *glozt* (!) ihn mit furchtbar grellen Augen an, und hauet eben, mit ſeinen ſcharfen Vorderzähnen, in die Bruſt des Hülfloſen ein. Der Leib dieſes Ungeheuers enthält ein Uhrwerk, welches, ſo oft es angezogen wird, den gräſslichen Accord eines freudig *grunzenden* (?) gier brüllenden Tiegers und des jämmerlichen Angſtgeſchreyes des zerfleiſchten Europäers ſpielt. So lange dieſe abſcheuliche Muſik dauert, (und Tippo ſoll ſie oft haben ſpielen laſſen und mit ſichtbarem Wohlgefallen gehört haben) ſtreckt unſer unglücklicher Landsmann ſeine Hände vergebens nach Hülfe aus, um noch lebhafter an ſeinen bejammernswürdigen Zuſtand zu erinnern. Eben dieſen Königstieger führte der Deſpot in ſeinem Wappen. Mitten in demſelben ſtand als Motto, was Moſes — nach Mahomed im Koran — zu den Juden in Ägypten ſagt: „Ich bin der Bote des wahren Glaubens, ich bringe euch die Geſetze der Wahrheit." Um den Rand des Siegels las man: „dem Siege und der königlichen Hyder verdanke ich den Titel Sultan; die Welt, ſo weit die Sonne und der Mond ſcheinen, erkennt dieſs Inſiegel an." — s.

Leipzig, b. Hartknoch: *Charakteriſtik Joh. Gottfried von Herders* von Danz und *Gruber.* Herausgegeben von *J. G. Gruber.* 1805. XII u. 550 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Groſs ſind die Foderungen, die Rec. an die Charakteriſtik überhaupt und vorzüglich an eine Charakteriſtik *Joh. Gottfried von Herders* macht. Zu einem ſo vielſeitigen Manne, wie die Einleitung S. 14 von Herder nennt, gehört offenbar eben ſo vielſeitige Kraft der Charakteriſtik. Dieſs mochte die Vereinigung der Hnn. *Danz* und *Gruber* veranlaſst haben. In keinem Kunſtwerke aber iſt eine Vereinigung miſslicher als in der Charakteriſtik. Der Charakteriſtiker, ſagt S. 15 der Einleitung, gleicht dem Porträtmaler; ſo unmöglich es indeſs Rec. vorkommt, zwey Künſtler an einem Porträt etwas Vorzügliches leiſten zu ſehen, noch unmöglicher ſcheint ihm dieſs bey der geiſtigen Porträtmalerey. Der anthologiſche Spaziergang von Dr. *Danz* durch *Herders* Schriften, der von S. 19—164 der Charakteriſtik von *Gruber* vorangeht, iſt eine dem Charakteriſtiker unerläſsliche Arbeit, die kein anderer für ihn, ohne Störung der Einheit, übernehmen kann, ſobald beide nicht erweiſen können, daſs ſie in jeder Hinſicht dieſelbigen Menſchen ſind. Es iſt übrigens ganz gegen die Geſetze der Charakteriſtik, dieſe Vorarbeit zur Charakteriſtik, das Gerüſte, auf dem der Künſtler ſteht, mit dem Kunſtwerke auszuſtellen. Das Genialiſche, das aus allen *herderiſchen* Schriften ſpricht, wird, viel zu leicht, auf einem Spaziergange abgethan; man erhält von den vielen Blumen ſeines Lebens eine Hand voll, von der einen Sorte zu viel, von der anderen zu wenig, wie es Spaziergänger machen. Die Charakteriſtik ſelbſt muſs, wie es ſich nun auch zeigt, den Spaziergang durch *Herders* Schriften noch einmal machen. Sie iſt in Aphorismen geſchrieben von 1—34 und ſchon dieſs beweiſet, daſs ſie das vorgenommene Porträt nicht malen kann, ſondern höchſtens Farben dazu liefert. Der Aphorism in der Charakteriſtik kann, ſeiner Natur nach, das Ganze des Lebens nicht geben, er iſt Theil des Lebens. Hat ſich ferner der Biograph ſehr zu hüten, mit Lebensphiloſophie nicht das Leben zu überſchwemmen: ſo fällt der Tadel der Kritik noch weit mehr auf die mit dieſem unnöthigen Prunke beladene Charakteriſtik. Überladungen dieſer Art finden ſich S. 168, 188, 194, 202, 203, 227, 235, 242 u. ſ. w. wo *Goethe, Richter, Platner, Klinger* mit ihren Meinungen und Lebensanſichten paradiren, die S. 244. mit einem: Genug daſs wir jetzt (?) ſehen, *Herder* habe, begünſtigt von ſeinem Schickſal (??) auch von der Philoſophie der Alten zu rechter Zeit den rechten Gebrauch gemacht, wieder entlaſſen werden und 1—9 ausfüllen. 9 ſtellt am Ende *Immanuel Kants* Bild vor ſich und giebt fromme Wünſche, 10 giebt geiſtige Pickenicks mit *Herders* Jugendfreunden bis S. 266, 12 entwirft Züge zu *Herders* urſprünglicher Phyſiognomie S. 267—271. Welch ein Weg und welche Vorbereitungen für dieſe wenigen Seiten! Welche Folgerungen! möchte man von 13 an ausrufen. S. 14 iſt aus *Herder* abgeſchrieben und, wie es 15 heiſst, die reinſte Abſchrift von *Herders Weſen!!* 16 liefert den Beweis, daſs alles, was *Herder* im Laufe ſeines Lebens ward und that, Folge ſeiner *früheſten* (?) Neigungen geweſen ſey. Dazu liefert er Belege aus ſeinen Schriften in chronologiſcher Folge, und hebt das Merkwürdigſte (?) dürftig und kraftlos aus. Der Bildungsgang *Herders* giebt ihm den Beweis: daſs alles ſeinen Ort und ſeine Zeit habe, daſs man *deſshalb* nichts erkünſteln, nichts erzwingen, ſondern jedem Ort und jeder Zeit das Ihrige frey entwickeln laſſen ſolle. Wie viel Raum, um einen lang abgenutzten Gemeinplatz zu erweiſen! — Man kommt, um anthologiſch zu reden, vom Sommer in den Winter, und hört über Naturſchönheiten eben keinen Botaniker ſprechen. Bis S. 303 geht die erſte Periode als Jüngling, und Rec. findet keine Foderung der Charakteriſtik von *Herders* Jugend erfüllt. Biographiſche Notizen, Vorarbeiten zur Charakteriſtik, ſind bunt unter einander gemengt, und der gerühmte Bildungsgang, daſs alles ſeinen Ort und ſeine Zeit habe, in der Arbeit des Vfs. am wenigſten ſichtbar. 19 charakteriſirt *Herders* zweyte Periode, die der Vf. in ſeine gröſsere Annäherung an Leſſing ſetzt. Dieſs wird erwieſen von 312, aber ſchon 314 wieder verlaſſen. Mit dem Übergang auf *Herders* Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, entſteht eine Lücke, die mit dem Centralpunct ſeiner geſammten Bemühungen gefüllt wird, und die Charakteriſtik der Mühe überheben ſoll, alles, was er geſchrieben hat, einzeln aufzuſtellen und durchzugehen. Man wird offenbar viel zu frühe von der Jugend in das Centrum eines groſsen Lebens geſetzt, ob man es gleich bey einer ſolchen Behandlung dem Vf. danken muſs, daſs er zum Ziel ſtrebt. 20 und zwar S. 317, im Centrum ſeines Lebens alſo erſt, erhält *Herder* Ahndungen von ſeiner eigentlichen Beſtimmung in ſeiner Seele. Dieſs ſoll ein Brief *Herders* an Kant erweiſen; aber da, wo der Charakteriſtiker beweiſend ſprechen ſollte, begnügt er ſich mit dem Ausſpruche: welche tiefe Blicke in den Geiſt und Charakter *Herders* eröffnet uns dieſer Brief! — 22 polemiſirt gegen einen deutſchen Schriftſteller, der von *Herdern* ſagte: er habe nur einen Gedanken, den des Weltalls. 23 behandelt *Herders* Philoſophie, Gottheit, Natur und Welt, Organismus, Leben und Geiſt, Menſch, Menſchenleben und Menſchheit, Unſterblichkeit, Religion, von S. 358—394. für die Charakteriſtik viel zu weitläuftig und zu anthologiſch. Kants Charakteriſtik von *Herder* S. 400. gehört, wie ſie gegeben iſt, nicht hieher, ſie hätte geprüft und verarbeitet werden ſollen. *Jean Pauls* Anfoderungen an Philoſophen, die *Herder* alle erfüllt haben ſoll, ſind Pleonasmen in der Charakteriſtik. 26 *Herder* als Geſchichtſchreiber. Wir befinden uns alſo wieder im Centralpunct aller Bemühungen *Herders*, wo wir ſchon S. 315 ſtanden, und erhalten eine waſſerreiche Charakteriſtik dieſes Meiſterwerks. 27 *Herder* als Theolog. Da fehlt es, um der Worte des Vfs. uns zu bedienen, ihm an Zeit und Luſt, in die Zeiten zurückzugehen, wo *Herder* auftrat, und er will die Verdienſte, die er ſich hier erworben hat, nur kurz anzeigen. Ohne ſich Zeit und Luſt zu nehmen, ſchreibt er doch, von S. 429—442, er wird aber Rec. und Leſern ebenfalls vergönnen, nicht Zeit und Luſt mit ihm zu verſchwenden. 28 *Herder* als Sprachforſcher und Metakritiker. 29 *Herder* als Äſthetiker und Archäolog. 30 als Dichter. 31 *Herders* Schreibart und Darſtellungskunſt, ſchlieſsen das Werk, von S. 443—534. Auch hier mag die frühere Weitſchweifigkeit des Buchs dem Vf. Zeit und Luſt genommen haben, *Herders* Porträt, als ein wohlgetroffenes, würdiges Denkmal, in den Tempel der Zeit zu ſtellen, oder auch nur einem *Johannes v. Müller*, der die Biographie des Vollendeten verſprochen hat, brauchbares Material zu liefern.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 13 JULIUS, 1808.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Johann Georg Büſch's*, ehemaligen Profeſſors in Hamburg, *theoretiſch-praktiſche Darſtellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geſchäften.* Dritte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe, mit Einſchaltungen und Nachtragen von *G. P. H. Norrmann*, Hofrathe und Profeſſor zu Roſtock. Erſter Band. 1808. 816 S. auſser 26 S. Vorrede und XXVIII Inhalt. Zweyter Band. XVI u. 704 S. 8.

Von allen den mannichfaltigen Schriften, womit der vortreffliche Vf. über Staatswirthſchaft und Handlung ſeine Landsleute, während ſeines thätigen und ruhmvollen Lebens, beſchenkte, hat Rec. ſtets dieſe ſeine Darſtellung der Handlung am meiſten geſchätzt, am belehrendſten gefunden. *Büſch* war hier auch ganz in ſeinem Elemente; ſein Wohnort, ſein Umgang mit erfahrenen Handelsleuten, ſeine guten mathematiſchen Kenntniſſe, ſein Talent, ſchwierige Materien auf eine bewunderungswerth faſsliche Art vorzutragen, muſsten dieſem Werke beſonders zur Empfehlung dienen. Es iſt leicht, ſyſtematiſcher, bündiger zu ſchreiben; aber uns iſt kein Werk bekannt, das ſo tauglich wäre, dem Anfänger, wie dem, der bereits gröſsere Fortſchritte gemacht hat, von dieſen Gegenſtänden eine beſſere Belehrung, einen faſslichern Unterricht zu geben. Er hatte viel geleſen, aber das Geleſene bekam man nicht als Compilation, etwa mit etwas Syſtem-Künſteley und neuen Worten wieder; ſondern er hatte alles, was er las, verarbeitet, es war ſein Eigenthum geworden, und ſo gab er es wieder mit neuen, herrlichen Erfahrungen und Ideen vermehrt und bereichert. Auch eine gewiſſe Breite, die allen ſeinen Schriften eigen iſt, war in dem eigentlichen Hauptwerke dieſer Darſtellung der Handlung glücklich vermieden; und wenn er ſich in den drey Theilen der Zuſätze etwas gehen lieſs: ſo nahm man auch dieſs gern, denn es war die Redſeligkeit eines alten, braven, wohlmeinenden und höchſt erfahrenen Mannes, die immer gar viel Belehrendes enthielt. Doch es iſt unnütz, ſeine groſsen Vorzüge, ſeine kleinen Mängel zu erwähnen, ſie ſind wohlbekannt. Es iſt hier überhaupt auch nicht der Ort, das Werk, das über den Anfang unſerer Blätter weit hinaus liegt, zu beurtheilen, und es iſt um ſo weniger nöthig, da es in ſo vielen Händen ſich findet, und jeder mit unſerem Urtheile einverſtanden ſeyn wird, wenn ihn nicht Partey- oder Eifer-Sucht verblenden. Die vorliegende neue Ausgabe iſt es allein, welche den Gegenſtand unſerer Anzeige ausmacht.

Die Zuſätze, die in der älteren Ausgabe drey Bände ausmachten, und auf welche im Hauptwerke nicht verwieſen war, ſind hier an Ort und Stelle entweder eingeſchoben, oder, da ſie gewöhnlich zu weitläuftig waren, zuſammen im zweyten Bande abgedruckt, und im erſten, als dem Hauptwerke, an jedem Orte, wohin ſie gehören, darauf verwieſen worden. Dieſs iſt ein Vorzug, der dieſer Ausgabe eigen iſt, welcher nebſt dem beygefügten vollſtändigeren Regiſter den Gebrauch ſehr erleichtert. Was die Zuſatze des Herausgebers betrifft, ſo haben ſie uns weniger befriediget, nicht weil ſie etwa an ſich verwerflich wären, ſondern weil, wenn einmal Zuſätze gemacht werden ſollten, ſo viele unerörterte Puncte eine Erläuterung foderten, die ſeit des Vfs. Tode gegeben werden konnten, und nach unſerem Urtheile gegeben werden muſsten. Manches Geſchichtliche hätte billig fortgeſetzt werden müſſen, z. B. iſt dieſs der Fall bey dem ſieben und dreyſsigſten Zuſatz im 2ten Theile, wo von dem Geldweſen der verſchiedenen Staaten, wie *Büſch* ſich ausdrückt, gehandelt wird. Wie vieles war hier nicht wegen England, Ruſsland, Schweden u. a. hinzuzufügen und ſelbſt zu berichtigen, da man durch Thornton, Würſt, Storch u. a. zum Theil ſo ſehr viel beſſer jetzt unterrichtet iſt! Was aber fruchtet z. B. eine ſo kümmerliche Einſchaltung, als S. 222 über das öſterreichiſche Papier und Finanz-Weſen vorkommt, da man ja jetzt ſo ſehr viel mehreres und beſſeres darüber hat? Die Suspenſion der Realiſation der Noten der Bank von England, verbunden mit der Erhaltung ihres Werths und einem vortheilhaften Wechſel-Cours, machten dem ſeligen Manne ſo viele Schwierigkeiten, und er wuſste nichts als die vortheilhafte Handels-Bilanz zur Erklärung dieſer Erſcheinung anzuführen: gleichwohl iſt die Sache aus Thornton ſo ſehr klar geworden. So wird von dem Herausg. an einem anderen Orte etwas über die künſtlichen Waſſerverbindungen in Ruſsland hinzugefügt; aber nach der bey Storch befindlichen hydrographiſchen Karte, ja nach den gemeinſten neuen Handbüchern der Geographie oder Statiſtik des ruſſiſchen Reichs hätten mit wenigen Worten, in kurzer Überſicht, die mannichfaltigen, durch die Kunſt bewerkſtelligten Waſſerverbindungen zwiſchen den verſchiedenen Meeren ſich ſo leicht angeben laſſen, wenn dieſs anders einmal berührt werden ſoll-

Digitized by Google

te. Mit einem Worte, durch die Zuſätze des Herausgebers hat das Buch nicht das gewonnen, was man etwa erwarten konnte, und wenn einmal Zuſätze gemacht werden ſollten: ſo hätte man mit Recht viele andere hoffen können. Indeſs ſagt der H. in der Vorrede, er werde in einer beſonderen Sammlung manches über die neueren Vorfälle, Schiffs- und See-Rechte, Aſſecuranzen u. ſ. nachtragen; vielleicht wäre es beſſer geweſen, darauf alles zu verſparen. Die bedeutenderen Zuſätze im erſten Bande ſind über das Geld nach Smith, welches *Büſch* ſich immer als Zeichen des Werthes vorſtellte, einiges bey den Aſſecuranzen, von der Beweiskraft der Handelsbücher; im zweyten Bande über Credit und Bodmerey, Zoll und Stapel auf deutſchen Flüſſen, Rheinfarth-Octroi, hamburgiſches Aſſecuranz-Weſen, freyen Getreidehandel, Kornhandel in Holland und England. In bekannten, jedem leicht zugänglichen Büchern ſteht über manche dieſer Objecte viel Beſſeres und Gründlicheres. Über das Aſſecuranz-Weſen zu Hamburg z. B. im leipziger Journal für Handlung. Für die *unbedingte* Freyheit des Getreidehandels, welcher der Rec. nicht ergeben iſt, haben andere ſchon genug geſchrieben und die Sache höher genommen; es ſchien uns kaum hieher zu gehören. Das Ganze iſt etwas zu ſchnell gearbeitet; auch ſind Druckfehler aus der früheren Ausgabe wohl in dieſe übergegangen. Ein neuer Druckfehler findet ſich B. I, S. 89, der den Sinn ganz entſtellt. Man ſagt: der Wechſel ſtehe im Pari, wenn das Wechſelgeld eines Landes in dem anderen mit mehrerem Gelde bezahlt wird u. ſ. w., ſoll heiſsen: mit nicht mehrerem Gelde. Bey unſerem Exemplar haben wir beym zweyten Theile für dieſen, nicht aber für den erſten Theil ein Verzeichniſs der Druckfehler gefunden.

S.

1) Lemgo, b. Meyer: *Taſchenwörterbuch der Producten- und Waaren-Kunde*, oder alphabetiſche Beſchreibung der Natur- und Kunſt-Producte, die im Handel vorkommen, mit kurzen naturhiſtoriſchen, ökonomiſchen, phyſikaliſchen, technologiſchen, geographiſch-ſtatiſtiſchen und merkantiliſchen Erläuterungen für Kaufleute, Manufacturiſten, Fabricanten, Makler und Geſchäftsleute aller Art, von *J. G. Cleminius. Erſter Theil.* 1806. IX u. 336 S. 4. (2 Thlr.

2) Würzburg, b. Stahel: *Deutſche Handlungsbriefe* mit franzöſiſchen und engliſchen Anmerkungen von *Johann Georg Cleminius.* 11½ Bog., ½ Bog. Dedicat. u. Vorrede. 8. (16 Gr.)

Die zahlloſen Schriften des Vfs. documentiren (einige der früheren ausgenommen) ſämmtlich, daſs es ihm nur daran liegt, recht viel zu ſchreiben und ſich immer Vorrath zu neuen Producten zu verſchaffen. Schon der mit vieler Geſchwätzigkeit ausgedehnte Titel von No. 1 zeigt, daſs auch gegenwärtige Schrift zu dieſen Producten gehöre, und wenige Seiten werden es dem Leſer noch mehr beweiſen. Daſs die theoretiſche Waarenkenntniſs (Waarenkunde) eins der weſentlichſten Stücke des gebildeten Kaufmannes ausmache, wird wohl niemand leugnen, daher iſt es nöthig, gute Lehrbücher derſelben zu haben, woran auch gar kein Mangel iſt. *Bohn*, (*Brodhagen*), *Schedel* u. a. m. haben ein vollſtändiges Waaren-Lexicon geliefert; vor allen aber zeichnet ſich das neue Werk von *Norrmann* durch Vollſtändigkeit und richtige Darſtellung aus, ſo daſs es keines neueren bedarf. Dem ungeachtet würde ein Buch willkommen ſeyn, welches in gedrängter Kürze einen richtigen Auszug jener groſsen und theuren Werke enthielte, und beſonders Anfängern eine nöthige Überſicht der gangbarſten Artikel mit Auslaſſung alles Unnöthigen gewährte. Zwar giebt es auch hier wieder genug Bücher, die dem Titel nach ſo etwas leiſten (z. B. *Schumann* u. a. m.); aber ſie ſind ſämmtlich nichts als Abſchriften der gröſseren Werke, meiſtens ohne alle Wahl. Hr. *Cl.* glaubt, wie immer, dieſe Lücke zu ergänzen, und beſonders für Handlungsſchulen ein nützliches Lehrbuch zu liefern: aber er hat ſeinen Vorſatz nur in ſo weit erfüllt, daſs er die accordirte Bogenzahl lieferte; der Inhalt hingegen iſt höchſt mittelmäſsig, und wird beſonders für Handlungsſchulen von geringem Nutzen ſeyn. Man findet nichts, was nicht bereits in den angeführten gröſseren Werken und ſelbſt in den kleineren Auszügen weit beſſer, gründlicher und ausführlicher geſagt wäre. Obgleich keine der zahlreichen Schriften dieſes Vfs. ihm viel Arbeit kann verurſacht haben: ſo iſt doch unſtreitig gegenwärtige diejenige, zu deren Verfertigung er am wenigſten Mühe brauchte; ſie iſt nichts als eine beynahe wörtliche Abſchrift von *Norrmann*, hie und da mit einer höchſt leichten Umſchreibung. Z. B. S. 12:

Norrmann.	*Cleminius.*
Waarenlager S. 3 u. f.	
Abelicea, wilder Santal, eine Baumart auf der Inſel Candia, die ein hartes, röthliches, zum Schiffbau brauchbares Holz liefert.	*Abelicea, wilder Santal, eine Baumart auf der Inſel Candia, die ein hartes, röthlichtes, zum Schiffbau brauchbares Holz liefert.*
Abelmoſch, ſ. Biſamkörner.	*Abelmoſch*, ſ. Biſamkörner.
Aberdeen, eine Sorte von Stockfiſch, die den Namen von dieſer Stadt in Schottland hat, wo ſie in Menge an den Küſten gefangen und zum Handel zubereitet wird.	*Aberdeen*, ſpr. Aeberdihn, *eine Sorte von Stockfiſch, die an der öſtlichen Küſte Schottlands in Menge gefangen wird, und von der Stadt Aberdeen den Namen hat.*
Ablaque nennt man in Frankreich die perlfarbene oder ardaſſiner Seide, die zu Smirna im levantiſchen Handel vorkommt, zwar vorzüglich zur Nähſeide ſehr ſchön iſt, aber wenig gebraucht wird, weil ſie beym Abwinden kein warmes Waſſer verträgt.	*Ablaque, die perlfarbene ardaſſiner Seide, die über Smirna in den levantiſchen Handel kommt, von wenigem Gebrauche.*

So wie dieſe Probe, ſo das ganze Buch. Wer jenes Werk beſitzt, würde ſehr Unrecht thun, ſich dieſes Buch anzuſchaffen. Wie wenig Hr. *Cl.* mit den Erfoderniſſen eines ſolchen zweckmäſsig abgefaſsten Waarenlexikons, welches nicht die Angabe und Erklärung *aller* im Handel vorkommenden Na-

Digitized by Google

men, ſondern nur einen Auszug mit gehöriger Erläuterung der Hauptartikel nebſt den Nebenarten derſelben enthalten ſoll, ſich bekannt gemacht habe, erhellet unter anderen aus der Rubrik *Wein*, wo die beynahe ⅓ des ganzen Buches betragenden vielerley Benennungen der fremden Weine mit einem Mal dargeſtellt werden konnten. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit *Holz*, *engliſchen Waaren*, *Gummy* u. ſ. w. Durch eine verſtändige Zuſammenziehung hätte es dem Leſer in wenigen Bogen eine nöthige Überſicht jedes Artikels verſchaffen können. Anſtatt der hier beſonders und zu weitläuftig abgefaſsten Erklärung von der Entſtehung, Benennung und Claſſification der Waaren, wäre es ferner weit beſſer geweſen, die Kennzeichen von ihrer Güte oder Untauglichkeit genau anzugeben. Denn dieſe Kenntniſs iſt dem praktiſchen Kaufmann nützlicher als alles Andere: wiewohl ſelbſt in *Norrmann* dieſe Anzeigen nicht ſo vollſtändig als in *Schedel* erläutert worden ſind.

Was No. 2 anlangt, ſo fehlt es zwar gar nicht an Handlungsbriefſtellern aller Art, worunter beſonders die Schriften von *Büſch*, *May*, *Sinapius*, der *berliniſche Briefſteller* mit Recht als zweckmäſsig empfohlen werden. Indeſſen würde ein Buch, welches Briefe im neueſten kaufmänniſch. Styl, wie auch Aufſätze und Rechnungen aller Art enthält, nicht überflüſſig ſcheinen; nur müſsten ſie mit weiſer Auswahl gewählt ſeyn, und ſich nicht nur durch Reinheit der Sprache, ſondern auch durch ſtrenge Befolgung des Üblichen auszeichnen. Gegenwärtige Schrift aber erhebt ſich nicht über das Mittelmäſsige; ihr Vf. klebt noch zu ſehr an der alten Mode, die Briefe mit Complimenten (Sehr Werthes, Ergebenſt u. ſ. w.) zu überladen, wie denn überhaupt ſeine Sammlung aus vorigen Zeiten zu ſeyn ſcheint. Auch macht er Abkürzungen, die nichts taugen, und zu Irrungen Anlaſs geben können. Er ſchreibt z. B. zu Anfang des Briefes linker Hand nicht, wie gewöhnlich, die Firma des Empfängers, ſondern bloſs den Aufenthaltsort deſſelben. Aber die Beyſetzung jener Firma des Empfängers dient hauptſächlich dazu, den Brief richtig zu überſchreiben, welches gewöhnlich nicht von dem Verfaſſer, ſondern von dem Copiſten geſchieht. Die bequeme Erfindung des verſt. Sieveking in Hamburg, die erhaltenen Briefe zu numeriren, iſt ebenfalls ausgelaſſen. Der Inhalt der Briefe ſelbſt iſt alltäglich, und daſſelbe iſt der Fall bey den kaufmänniſchen Aufſätzen; z. B. S. 153, welcher Kaufmann wird „2 Fäſsgen *Rauchtabak*" ohne Angabe der Sorte notiren? Öfters ſind auch ein oder mehrere Courſe beyzuſetzen vergeſſen; z. B. S. 75: „—„daſur ſie mir Rthlr. 12. 12 Gr. à 11 Mark pr. Louisd. betragend Bco-Mark 26 — 85 oder L. 2 — 14ſ — d *geſetzmäſsiges Geld* gutzuſchreiben belieben wollen." Hier fehlt der Cours von Hamburg auf London (26½), wie auch der der Louisd'or à 5 Rthlr. (3½ p. C). Der Vf. ſucht die in den Briefen beſchriebenen Geſchäfte zum Theil zu zergliedern und theils ihre Berechnung, theils ihre Eintragung in die Bücher zu zeigen. Ein gutes Vorhaben, aber auch nicht ganz zweckmäſsig ausgeführt. Die Berechnungen, beſonders die der Arbitragen, ſind viel zu weitläuftig gemacht, beziehen ſich auch zum Theil auf frühere Schriften des Vfs., wodurch ſie unverſtändlich werden, und das Buchhalten iſt ganz nach der alten Methode. Wenn Hr. *Cl.*, ſeiner Verſicherung zufolge, eine Fortſetzung dieſer Schrift herausgeben will: ſo wird er ſehr wohl thun, eine beſſere Auswahl zu treffen, und genauere Aufſicht auf ſeine Arbeit zu haben: dann glauben wir, daſs er ein nützliches Werk liefern wird.

Wh.

Berlin, b. Gädicke: *Der Meſs-Kaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Meſſen zu beziehen.* Gröſstentheils aus eigenen Erfahrungen bearbeitet von *Ehregott Meyer*, herzogl. ſachſ. cob.-ſaalfeld. Commercienrathe. 1805. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. *I Theil.* 394 S. *II Theil.* 184 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ein Buch, welches nicht nur die allgemeinen Eigenſchaften eines guten Meſskaufmannes, ſondern auch die Beſchreibung der Einrichtungen der vorzüglichſten Meſſen ſelbſt erläutert, kann für den angehenden Kaufmann zumal von groſsem Nutzen ſeyn. Der Vf. des gegenwärtigen iſt ſelbſt Kaufmann, und verbindet Theorie mit Erfahrung. Wenn auch ſeine Schreibart etwas ſchleppend iſt: ſo hat er doch im Ganzen ſeinen Zweck erreicht, und ein nützliches und empfehlungswerthes Buch geliefert. Die vorgetragenen Sachen ſind zwar nichts weniger als neu; allein ſie ſind wohlgeordnet und bilden ſo ein brauchbares Ganzes. Der erſte Theil enthält eine ziemlich vollſtändige Darſtellung aller zu einem guten Kaufmann nöthigen Eigenſchaften und ſeines Verhaltens in jeder Lage, die Meſſe ſey gut oder ſchlecht, zugleich eine Unterſuchung, warum unſere deutſchen Meſſen nicht ſo gut wie ehedem ſind. Hierüber wird aber manches geſagt, das Rec. nicht unterſchreiben möchte. Z. E. die Haupturſache der jetzt geſunkenen Meſſen liegt wohl mehr in der auſserordentlichen Einſchränkung der freyen Einfuhr, in der politiſchen Lage mancher Staaten u. ſ. w., als in der ſchlechteren Bildung des Kaufmanns und der Auswahl ſolcher Perſonen, welche von der Obrigkeit Erlaubniſs erhalten, eine Meſſe zu beſuchen. An den Regeln zur Bildung eines guten Meſskaufmanns iſt nichts auszuſetzen; ſie ſind ganz vollſtändig. Im zweyten Theile erklärt der Vf. die Einrichtung der Meſſen in Bamberg, Botzen, Braunſchweig, Breslau, Caſſel, Frankfurt am Main und an der Oder, Leipzig, Magdeburg und Zurzach mit vieler topographiſcher Genauigkeit, wobey aber bey Leipzig manches irrig angegeben iſt, und fehlerhafte oder ſehr alte Quellen verräth. Z. B. Es wird geſagt S. 89, daſs Sachſen von 1753—1764 Ducaten à 2 Thlr. 20 Gr. ausgeprägt habe. Dieſs iſt falſch: im ſiebenjährigen Kriege geſchahe dieſes unter ſächſiſchem

Digitized by Google

Stempel mit ſo geringem Gehalte, daſs ein Stück von 1763 nur 23 Gr. 4 Pf. Conv. Geld werth iſt, und erſt 1783 fing der Kurfürſt an, Ducaten nach gutem Schrot und Korne zu prägen. In Leipzig ſollen auf der Rathswage die vorzüglichſten fremden Gewichte und Ellenmaſse ſeyn: auſser einem nürnberger Einſetzer von 100 Pfund und einer brabanter Elle findet man jetzo nichts mehr. Bey Klausbergs Zeiten war jenes allerdings, aber im ſiebenjährigen Kriege kam alles Vorhandene abhanden. Auch ſind in Leipzig nicht 12, ſondern 8 wirkliche geſchworene Wechſelſenſale, der ſogenannten Benhaſen (im Waarenhandel) aber unzählige. Als Anhang folgt eine gut gerathene Abhandlung über die Märkte und die Regeln, ſie vortheilhaft zu beſuchen. Hiebey beklagt ſich der Vf. mit Recht über die wenige Humanität vieler Ortsobrigkeiten, die auf ſeine dringende Bitte, ihn mit der Verfaſſung ihrer Märkte bekannt zu machen, gar nicht antworteten; nur vier zeigten ſich gefällig. — Der Corrector dieſer Schrift hat grobe Fehler begangen; auch iſt Druck und Papier ſehr mittelmäſsig.

W + A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Halle*, b. Hendel: *Verſuch einer Geſchichte der Juden in Sina.* Nebſt *P. Ignaz Köglers* Beſchreibung ihrer heiligen Bücher in der Synagoge zu Kai-fong-fu, und einem Anhang über die Entſtehung des Pentateuchs. Herausgegeben von *C. G. von Murr.* 1806. 115 S. 8. (12 Gr.) In der jüdiſchen Geſchichte iſt es ein merkwürdiges Datum, daſs ſchon ſehr frühe Juden nach China gekommen ſind. Im J. 73 der chriſtlichen Zeitrechnung, mithin kurz nach der Zerſtörung Jeruſalems, haben ſich, glaubwürdigen Schriftſtellern zufolge, 70 jüdiſche Familien, welche von Perſien her über Choraſan und Samarkand die Reiſe machten, in China niedergelaſſen. Der ſcharfſinnige *Paulus* hat, nun vor 20 Jahren, in einem Brief an *Eichhorn*, (*allg. Bibl. der bibl. Literatur* 1 B. 5 St.) dieſes Datum von den Juden in China mit einem anderen, daſs nämlich nach einer hebraiſchen Chronik der Juden zu Cochin ſchon im J. 187 vor Chr. Geb. eine jüdiſche Parthie im mogoliſchen Gebiete geweſen ſey, verglichen, und durch das eine dem anderen Glaubwürdigkeit verſchafft. In neueren Zeiten ſind die Verdienſte der Jeſuiten um die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in dieſem groſsen Reiche bekannt. Der thätige, auf alles aufmerkſame Orden machte ſich auch um die Iſraeliten verdient: unter den Vätern deſſelben intereſſirte ſich hauptſächlich der in der Aufſchrift Genannte für ihre heilige Schriften in der Synagoge zu Kaifongfu, der Hauptſtadt der Provinz Honan. Die Notizen hierüber ſind von Hn. von *Murr* zuerſt im 7 Theil des *Journals zur Kunſt und Literatur* mitgetheilt worden, wo ein Aufſatz ſich befindet: *Notitiae quaedam P. Ignatii Koegleri de bibliis Judaeorum in imperio Sinenſi*; dieſes Original wurde im J. 1805 vermehrt von ihm herausgegeben. In der vorliegenden Schrift erſcheint eine Überſetzung deſſelben, mit einigen Anmerkungen von dem Herausgeber, nebſt Erläuterungen der Hnn. *de Sacy* und *O. G. Tychſen*, auch einem Brief des *P. Gozani*. Der *Kögleriſche* Aufſatz liegt, laut der Vorrede, auch dem *Murriſchen* Verſuch zu Grunde. Dem Verſuch geht ein Verzeichniſs der Schriften voran, welche von den Juden in Sina handeln, unter welchen Deguignes, Renaudot und Brotier die vorzüglichſten ſind. Der Verſuch ſelbſt iſt ein Auszug aus dieſen Schriften, und enthält nichts Neues. Die deutſche Überſetzung des Kögleriſchen lateiniſchen Originals hat an und für ſich nichts anziehendes; ſie giebt auch keine neuen Recherchen, keine neue Ausbeute. Die Wenigen, für welche die Sache ein Intereſſe haben wird, können ſich an das Original oder auch an die Auszüge bey *Michaelis* or. Bibl. Th. 15 und bey *Eichhorn* Einleitung ins A. T. II Th. halten, und die Überſetzung gar wohl entbehren. Hr. *v. M.* hofft zwar, dieſe Schrift werde inſonderheit auch deutſchen Iſraeliten angenehm ſeyn, für welche alſo, nach dieſer Äuſserung, nicht ſowohl für Gelehrte, die Überſetzung unternommen worden; allein ſie ſind gegenwärtig mit ihren eigenen Angelegenheiten zu ſehr beſchäftigt, als daſs ſie an fremden lebhaften Antheil nehmen ſollten. Die Hauptmomente über die heiligen Schriften der Juden in China ſind, um ſie gedrängt unſeren Leſern vorzulegen, ungefähr folgende: Sie verwahren ihre ſämmtlichen hebräiſchen Schriften in ihrer öffentlichen Synagoge zu Kaifongfu, welche 1163 errichtet worden. An dem vornehmſten Ort ſtehen 13 Pergamentrollen der Thorah auf Tiſchen, wie Tabernakel. Jede iſt mit einem Überzug verſehen. 12 derſelben ſind zu Ehren der 12 Stämme aufgeſtellt, und eine zu Moſes Ehren. Dieſe iſt die einzige, welche von den alten Exemplarien noch übrig iſt, und in dem Brande, welcher die Stadt vor ungefähr 200 Jahren, und auch die Synagoge mit ihren Büchern betraf, ſehr beſchädigt gerettet wurde. Die anderen 12 ſind aus dieſer nachher abgeſchrieben worden. Die übrigen bibliſchen Bücher werden in den Seitenzimmern der Synagoge verſchloſſen aufbewahrt. Es ſind mehrere, aber meiſt beſchädigte Bücher, wovon wenige ganz und lesbar ſind. Die Thorah hat nur 53 Paraſchen, weil die 52 und 53 nur für eine gerechnet wird. Die bibliſchen Bücher werden in 4 Claſſen eingetheilt: 1) der Pentateuch, 2) das Supplement, nämlich Joſua, Richter, Samuel, Könige und die Pſalmen, 3) das Buch der Cerimonien oder Ritualbücher, die Propheten und die Bücher der Chronik, 4) die hiſtoriſchen Bücher, Eſther, Eſra, Nehemia, 2 Makkabäer, auch hebräiſch. Von den Proverbien, Hiob, hohen Lied und Prediger haben ſie nichts. Vielleicht, meint *Kögler*, haben ſie doch noch mehr, als ſie ſagen, oder zu haben glauben, wegen ihrer groben Unwiſſenheit; denn ſie tragen nicht die geringſte Neigung zu Schriften und Wiſſenſchaften, auch erlauben ſie nicht, Bücher mit nach Hauſe zu nehmen, und doch hält es ſchwer, ſie in der Synagoge einzeln durchzuſehen, weil ſie daſelbſt in gröſster Unordnung unter einander liegen. Ihre Ausſprache iſt verſchieden von der Ausſprache der europäiſchen Juden; z. B. חורה ſprechen ſie aus *Thaulaha* oder *Thaulaze*, בראשיח *Pieleſhcitze*, שמוח *Schemotze*, ויקרא *Vajekelo*, במדבר *Pimizepaul*, הדברים *Teveliim*. (*Haec credat Judaeus Apella.*) Es ergiebt ſich aus dieſer Darlegung der Hauptmomente der Kögleriſchen Nachrichten von den Schriften der chineſiſchen Juden, daſs ſie zu keiner Bereicherung unſerer hebräiſch-bibliſchen Literatur dienen können. Die Hauptſache wäre das Alter ihrer Manuſcripte. Hierüber iſt aber nichts mit Sicherheit herauszubringen. Die Nachrichten widerſprechen ſich auch ſelbſt. Den Handſchriften der chineſiſchen Juden iſt in der That auch zu viel Ehre von *Eichhorn* erwieſen worden, daſs er in der Einleitung ihnen einen Paragraph gewidmet hat, da wir durchaus keine genaue Kenntniſs von denſelben haben. Die Bemerkung iſt richtig, daſs die Schriftſteller, welche von denſelben Bericht erſtatten, ſie bloſs durch ein dunkles Gerücht gekannt haben. Von *P. K.* wiſſen wir durchaus nicht, daſs er je in Kaifongfu ſelbſt geweſen; auch er ſelbſt giebt es in ſeinen Notizen mit keinem Winke zu erkennen, was er ohne Zweifel nicht unterlaſſen haben würde, wenn er die hebräiſchen Manuſcripte in China ſelbſt vor Augen gehabt hätte: ſein Aufenthalt war, wie die chineſiſche Miſſionsgeſchichte uns belehrt, in Peking. Seine Notizen ſind ohne Zweifel aus den Berichten anderer Väter entſtanden. Es iſt aber auſser Zweifel, daſs die hebraiſche Literatur nicht gerade derjenige Theil der Gelehrſamkeit war, in welchem die Söhne Lojolas ſich auszeichneten, oder auch nur ſich auszeichnen wollten. — Der Anhang dieſer Schrift über die Entſtehung des Pentateuchs enthält einen Auszug aus Hn. *Vaters* Commentar und den Beyträgen des Hn. *de Wette*, nebſt Spinoza's achtem Capitel ſeiner theologiſch-politiſchen Abhandlungen, nach der Überſ. des Hn. Conze, gleichfalls den Iſraeliten, zu deren Aufklärung Hr. *v. M.* dieſen Anhang für dienlich erachtet hat, menſchenfreundlich gewidmet. S. 87 ſagt er in einer Note: „ich erhalte eben, da ich dieſes ſchreibe, Grieſingers Schrift über den Pentateuch, allwo S. 31 geſagt wird, daſs Moſes Vf. der Geneſis ſeyn könne. Aber dieſes ſollte man doch im J. 1806 nicht mehr behaupten.“ Unſere A. L. Z. hat es ſogar im Januar und May des J. 1807 bey der Anzeige der beiden Schriften behauptet, aus welchen hier Auszüge gegeben werden. Es iſt hier der Ort nicht zu einer Diſcuſſion der Sache; es wundert uns bloſs, daſs Hr. *v. M.* dieſe Aufklärung den Iſraeliten für dienlich hält.

Ew. u. Ar.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 JULIUS, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göſchen: *Äſthetiſche Anſichten.* 1808. 170 S. 8. (18 Gr.)

Die hier aufgeſtellten Anſichten ſind weder neu noch vielumfaſſend; gleichwohl gewähren ſie eine ganz angenehme Unterhaltung, und derjenige, welcher mit dem, wovon der Vf. handelt, noch nicht bekannt genug iſt, kann aus der kleinen Schrift manche Belehrung ſchöpfen. Sehr zu loben iſt die groſse, aber nicht überſpannte Hochſchätzung der Poeſie und Kunſt, für deren Selbſtändigkeit und Freyheit manches treffende Wort geſagt wird, und gleich ſehr zu rühmen der unparteyliche ruhige Ton der Unterſuchung, die ohne alle perſönliche Rückſicht ihren Gegenſtand deutlich zu entwickeln ſtrebt. Im analytiſchen Aufklären zeigt der Vf. kein geringes Talent, und ſein Vortrag iſt ſo klar und lichtvoll, daſs man von ihm auch das Bekannte gern noch einmal vernimmt, und es ſich gefallen läſst, ihm auch da zu folgen, wo man gleich zu Anfang vorausſieht, wie er das Ziel, das er ſich ſetzt, nicht wird erreichen können. So überſieht man es auch wohl, wenn zuweilen die Übergänge etwas befremdend ſind, und der Gang der Unterſuchung nicht ſtetig und zuſammenhangend genug fortläuft. Nur den Wunſch kann man nicht immer unterdrücken, daſs der Styl eindringlicher, anſprechender ſeyn möchte, und weniger dogmatiſirend, welches ſich, zumal bey äſthetiſchen Gegenſtänden, mit der Gründlichkeit gar wohl verträgt. Wenn man aber erwägt, daſs nicht ſowohl eigenthümliche Anſichten, ſondern zumeiſt Reſultate der Lectüre und gelegentlicher Bemerkungen mitgetheilt werden: ſo verſöhnt man ſich wiederum groſstentheils mit der innerlich wenig belebten Sprache, indem ſie ſich als eine faſt nothwendige Folge dieſer Manier betrachten läſst.

Der verſchiedenen Aufſätze, welche die kleine Schrift enthält, ſind nicht weniger als ſechs an der Zahl. Der erſte: *über Geiſt und Eſprit*, verdient vor allen übrigen den Vorzug. Sehr befriedigend wird darin der Unterſchied entwickelt, welcher zwiſchen dem deutſchen Geiſt und dem franzöſiſchen *Eſprit* Statt findet, und ſehr richtig bemerkt der Vf., wie wichtig dieſer Unterſchied ſey, und wie vornehmlich der Deutſche an denſelben öfters erinnert zu werden bedürfe. „Der Deutſche iſt nur zu ſehr geneigt, den Eſprit der Franzoſen im Umgange, des Engländers im Gewerbe, des Italiäners in der Kunſtfertigkeit und in der Befriedigung conventioneller Foderungen des Geſchmacks zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, einen höheren Werth zu verkennen, und dadurch ſelbſt auf einer niedrigern Stufe ſtehen zu bleiben, als zu der er beſtimmt war." Nach einigen allgemeinen Bemerkungen wird mit vieler Anſchaulichkeit gezeigt, wie die Verſchiedenheit des wahren Geiſtes, welcher ſtets in Ideen lebt, und nur in dem Beſtreben, dieſe möglichſt zu verwirklichen, ſeine Befriedigung findet — und des gemein praktiſchen Verſtandes, deſſen ganze Thätigkeit auf kluge Benutzung aller Umſtände und Verhältniſſe zu einem äuſseren Zwecke gerichtet iſt, im Umgange, in der Gelehrtenwelt, in Geſchäften, in der Liebe und in der Kunſt ſich offenbart. — Die zweyte Abhandlung führt die Überſchrift: *Über die Freyheit des Dichters bey der Wahl ſeines Stoffes*; beſtimmter würde dieſe ſo lauten: Wie weit iſt es dem Dichter erlaubt, die Grenzen der Wahrheit und Sittlichkeit zu überſchreiten?. Denn dieſs iſt der Hauptgedanke, der aber nicht feſt genug gehalten und nicht ſo gründlich entwickelt wird, wie man es wünſchen möchte. Das Problem wird ganz kurz ſo gelöſt: „Was an ſich ſelbſt ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur inſofern ein Gegenſtand der Kunſt werden, als es einer begeiſternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darſtellung nothwendig iſt." Dieſem nicht neuen Satze wird gewiſs Jedermann beyſtimmen, und es lieſt gewiſs Jeder mit Vergnügen, was von einem heroiſchen Geſchmacke geſagt wird, der an einer kühnen Behandlung ſeine Freude findet, und keinen äſthetiſchen Genuſs durch die Scheu vor Verletzung bloſs conventioneller Formen, oder durch die Ängſtlichkeit eines verzärtelten Gefühls ſich verkümmern läſst. Allein die nähere Beſtimmung, wie weit der Dichter in Schilderung des Unſittlichen gehen dürfe, und wie er dieſes durch die Form der Darſtellung ſo umzubilden habe, daſs wir dabey mit äſthetiſchem Wohlgefallen verweilen — dieſen Hauptpunct findet man kaum berührt. — Die hierauf folgenden *Ideen über Declamation* ſind bloſs als eine ziemlich vollſtändige Skizze von dem zu betrachten, was zum Weſen der Declamation gehört. Was hier geſagt wird, iſt zwar ganz gut und im Allgemeinen richtig, aber doch zu kurz angedeutet, und zu wenig ins Einzelne und in die Verſchiedenheiten der Declamation eines Vorleſers, eines Redekünſtlers und eines Darſtellers eingehend, als daſs es eigentlich fruchtbar und fördernd ſeyn könnte. In unſeren Tagen, wo das öffentliche

Digitized by Google

Declamiren ſo häufig, aber leider in der Regel höchſt geſchmackwidrig getrieben wird, wäre eine gründliche Behandlung dieſes Thema's um ſo wünſchenswerther und verdienſtlicher geweſen. — Der vierte Aufſatz: *Über Charakterdarſtellung in der Muſik*, ſollte richtiger überſchrieben ſeyn: Über charakteriſtiſche Darſtellung in der Muſik; denn eigentliche Charakterdarſtellung liegt auſserhalb den Grenzen der Tonkunſt. Der Vf. möchte gern das Gegentheil beweiſen, es gelingt ihm aber nicht; man kann ihm ohne Bedenken einräumen, daſs die Muſik im Stande iſt, im Allgemeinen den Charakter des Männlichen und des Weiblichen auszudrücken, und zwar in unendlichen Schattirungen. Aber folgt hieraus die Möglichkeit, irgend eine Individualität, ſey ſie auch noch ſo ſehr idealiſirt, durch Töne anſchaulich zu machen? Den Gegenſtand, auf den die innere Thätigkeit gerichtet iſt, kann, wie in der ſehr intereſſanten Entwickelung von dem, was den Charakter ausmacht, bemerkt wird, die Muſik nicht darſtellen; ſie vermag nur einen Zuſtand zu ſchildern, und zwar ſowohl das Beharrliche als das Wechſelnde deſſelben. Dieſes Beharrliche aber bleibt jedoch bey aller Beſtimmtheit immer nur ein Allgemeines, welches bloſs in Rückſicht des Mannichfaltigen, das ſich um daſſelbe bewegt, ein Beſonderes genannt werden kann, und daher einer eigentlichen Beſtimmtheit unfähig iſt. — Die Tonkunſt hat das Vermögen, den Schmerz und die Trauer nach allen ihren Gradationen auszudrücken; ſie iſt aber nicht im Stande, den beſonderen Schmerz eines Geizigen über irgend einen erlittenen Verluſt darzuſtellen. — Was im fünften Aufſatze: *über Wilhelm Meiſters Lehrjahre*, geſagt wird, lieſt ſich recht angenehm, nur iſt dem Leſer, weil über dieſen berühmten Roman ſo viel geſchrieben worden, als habe er das Meiſte ſchon einmal irgendwo gehört. Wir wollen nur die Anſicht von dem ganzen Werke ausheben: Die Einheit des Ganzen, heiſst es, denke ich mir als die Darſtellung einer ſchönen menſchlichen Natur, die ſich durch die Zuſammenwirkung ihrer inneren Anlagen und äuſseren Verhältniſſe allmählich ausbildet. Das Ziel dieſer Ausbildung iſt ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freyheit. — Den Beſchluſs machen einige Bemerkungen *über das Luſtſpiel;* es werden unter anderen die beiden Extreme berührt, in die es auszuarten pflegt: das bloſse Copiren der Wirklichkeit, und das regelloſe Spiel mit phantaſtiſchen Karrikaturen. Bey dieſer Gelegenheit wird im Allgemeinen die heut zu Tage immer mehr überhand nehmende Willkühr gerügt, womit die verwilderte Phantaſie in den luftigen Regionen des Abenteuerlichen und Mährchenhaften ſich ohne alle vernünftige Beſonnenheit umhertreibt. Die Stelle, welche dieſe Rüge enthält, ſchildert dieſe Art von Wahnſinn, in dem ſich unſere talentvolleſten jungen Dichter ſo überaus wohl gefallen, in der Kürze ſo treffend, daſs wir uns nicht enthalten können, zu ihrem Nutz und Frommen Einiges davon herzuſetzen. Selbſt die Bedingungen d. Darſtellung, ſagt der Vf., werden für drückend angeſehn. Das Darſtellen überhaupt ſcheint ein zu kleinliches Geſchäft. Der Dichter, meint man, müſſe in einer höheren Region über ſeinem Stoffe emporſchweben, und zeige ſich nie gröſser, als wenn er ſein eigenes Werk im nächſten Moment wieder zerſtöre. Aber durch unzuſammenhängende Beſtrebungen auch der gröſsten Kraft entſteht kein Werk für das Reich der Schönheit. Daſs wir aus bloſsen Andeutungen und Skizzen ahnden, was der Künſtler vermocht haben würde, wenn er gewollt hätte, iſt eine ärmliche Befriedigung ſeiner Eitelkeit. Nur wenn der Geiſt, der ihn beſeelte, vollſtändig erſcheint, und man über ein Werk voll inneren ſelbſtändigen Lebens den Meiſter vergiſst, bereichert er die äſthetiſche Welt. Und was erfodert wird, um ein ſolches Leben mit Liebe zu pflegen, darf der Dichter eben ſo wenig, als irgend ein anderer Künſtler, vernachläſſigen. — Das Äuſsere dieſer Schrift iſt ſehr gefällig.

Hn. Hn.

Salzburg, b. Duyle: *Anthologia epigrammatica latina* e poetis poſt renatas ſcientias ad noſtra usque tempora claris, edita a *Ladisl. Leop. Pfeſt*, conſiliar. elector. Saliſb. et praefecto in Neuhaus. Tom. I. 1805. VIII u. 303 S. gr. 8. (20 Gr.)

Es war ein glücklicher Gedanke des Hn. *Pfeſt*, eine Auswahl der vorzüglichſten Epigramme von lateiniſchen Dichtern der neueren Zeiten, von der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Italien an, zu unternehmen. Wenn wir auch eben nicht dafürhalten, daſs die lateiniſchen Dichtungen dieſer Periode der lernenden Jugend anzuempfehlen ſind, — als welche im ausſchlieſslich ſogenannten Alterthum eine nicht leicht zu erſchöpfende Quelle noch würdigerer Meiſterwerke findet: — ſo muſs es doch Jedem, der auf den Zuſammenhang der Zeiten und das Vorſchreiten aller Bildung ein gernweilendes Auge richtet, intereſſant ſeyn, die erſten Erzeugniſſe des erneueten wiſſenſchaftlichen Lebens in ihrem Weſen und Wirken wahrzunehmen. Da dieſes durch die aus langer Vergeſſenheit friſcherſtandene lateiniſche Literatur geweckt war, äuſserte es ſich auch zuerſt in dieſer Sprache, die man ſchon vollendet vorfand, an die jeder gereinigte Sinn ſich gewöhnt hatte. — Im Epos und im Drama waren die Römer ſelbſt zu keiner glänzenden Stufe originaler Höhe gelangt; und ſowie in der animaliſchen Welt Blendlinge unfruchtbar zu ſeyn pflegen, ſo wurden die innerlichtodten Prachtwerke eines *Virgilius* oder *Ovidius* keiner neuen Funken zündende Anregung. Anders die mit ächtrömiſcher Nationalität durchdrungenen Poeſieen eines *Propertius*, *Horatius* und vieler derer, die *die lateiniſche Anthologie* bildeten: ſie ſtreuten bey der Nachwelt noch fruchtbare Keime, und fanden manchen würdigen Nachahmer, unter denen *Johannes Secundus* und *Pet. Lotichius*, *Balde* und *Sarbiev* unvergeſſene Namen ſind.

Früherer Vergänglichkeit ausgeſetzt waren die kleinen, anſpruchloſen, aber nicht minder lieblichen Blüthen der epigrammatiſchen Muſe, die alſo um ſo mehr zum Kranz gewunden zu werden bedurften;

Digitized by Google

zumal da ſie nur da bemerkt zu werden pflegen, wo ſie ſich in Menge zeigen, und da ſich unter den Epigrammen neulateiniſcher Dichter einzelne von der höchſten Schönheit finden.

In einer wirklichen Epigrammenleſe kann indeſs, auſser dem poetiſchen, auch noch ein hiſtoriſcher Zweck erreicht werden, deren letzterer den erſten ſogar unterſtützt. Hr. *Pfeſt* ſcheint auch nicht auf ihn verzichtet zu haben, da er nicht nur die einzelnen Gedichte nach ihren Verfaſſern ſondert, ſondern auch von allen Dichtern das Nothwendigſte von ihren Lebensumſtänden, und — zum Theil intereſſante literariſche Notizen beybringt. Freylich würden wir dazu vor allem zur chronologiſchen Folge gerathen haben, und wir begreifen nicht, warum dieſe Anordnung bey Hn. *Pfeſt major labor, quam ut perfici queat,* heiſst. Am Ende des Werkes ſoll indeſs dieſem Mangel durch eine Tabelle abgeholfen werden. — Weil Hr. *Pfeſt* auf dieſe Art nach keinem beſtimmten Faden geht: ſo können wir nicht vor Abſchluſs des ganzen Werks über den Grad ſeiner Vollſtändigkeit urtheilen. Wir begnügen uns alſo, die in dieſem erſten Band befindlichen 39 Dichter, aber der Zeitfolge nach, aufzuzählen:

Titus Veſpaſ. und *Herc. Strozza.* 26 Epigr. *Jo. Ant. Campanus.* 9 Ep. *Phil. Beroaldus.* 3 Ep. *Jac. Sannazar.* 24 Ep. *Pet. Bembo.* 6 Ep. *Th. Morus.* 26 Ep. *Caſp. Sarbiev.* 12 Ep. *Jo. Ulr. Erhard.* 35 Ep. *Geo. Sabinus.* 9 Ep. *Ad. Siberius.* 3 Ep. *Theod. Beza.* 24 Ep. *Pet. Lotichius Sec.* 2 Ep. *Jo. Maior.* 3 Ep. *Nath. Chytraeus.* 32 Ep. *Cornel. Hieron.* und *Jo. Bapt. Amaltheus.* 26 Ep. *Jul. Ael. Crottus.* 9 Epigr. *Hieron. Arconatus.* 17 Ep. *Franc. Remond.* 8 Ep. *Max. Urientius.* 25 Epigr. *Bald. Cabillavus.* 59 Ep. *Pabſt Urban VIII (Barberini)* 16 Ep. *Bernh. Bauhus.* 46 Ep. *Dan. Heinſius.* 7 Ep. *Caſp. Barlaeus.* 14 Ep. *Vinc. Guiniſius.* 10 Ep. *Ant. Aemilius.* 4 Ep. *Jac. Zevecotius.* 19 Ep. *Pabſt Alexander VII.* 10 Ep. *Conr. Cellarius.* 4 Ep. *Arthur Jonſton.* 14 Ep. *Ge. Andr.* und *Vinc. Fabricius* 4 und 6 Epigr. *Guil. Laurus.* 5 Ep. *M. Zuer. Boxhorn.* 3 Ep. *Albert Ines.* 18 Ep. *Sebaſt. Labe.* 35 Ep. *Deſid. Royer.* 92 Ep.

Befremdend war es uns, hier einige Namen zu vermiſſen, die wir in mehreren Rückſichten an der Spitze einer ſolchen Sammlung erwartet hätten. Wir wollen nur *Petrarca, Poliziano, Marullus, Johannes Secundus, Buchananus* und *Hugo Grotius* nennen. Und ſo ſchienen uns wieder unter den recipirten Dichtern einige, wie *Royer* und *Cabillavus* unverhältniſsmäſsig zu anderen, wie zu *Beroaldus* und *Lotichius*, an Beyträgen beſteuert. So drängt ſich auch hier das unangenehme Gefühl einer gewiſſen Planloſigkeit auf, die doch ſo leicht zu vermeiden geweſen wäre. Denn es iſt unverkennbar, daſs Hr. *Pfeſt* vorbereitet und wohl verſehen an ſeine Arbeit gegangen iſt. — Wenn wir mit der Auswahl der einzelnen Epigramme nicht durchaus einſtimmig ſind, wenn wir zuweilen das Anziehendere dem minder intereſſanten und zu ſpeciellen nachgeſetzt finden: ſo ſind wir im Ganzen bereit, unſer Miſsbehagen auf die Individualität unſeres Gefühles zu ſchieben; jedoch nicht überall: denn z. B. des *Barlaeus* Epigramm *in vetulam libidinoſam* p. 255. No. 11, das dazu eine nicht eben gelungene Nachahmung iſt, wird ein Jeder mit uns aus dieſem Blüthekranz hinweg wünſchen.

Wir würden den Vf. zur Fortſetzung der, wie es ſcheint, abgebrochenen Arbeit auffodern, wenn wir in der Folge auf einen conſequentern Plan rechnen dürften. Beſonders würden wir noch eine gröſsere Correctheit des Drucks anempfehlen: denn dieſer erſte Band wimmelt von den entſtellendſten Druckfehlern, deren Berichtigung nirgends angegeben iſt. — w.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Sinngedichte* von *Rechſit.* 1806. VIII u. 256 S. 8. (1 Thlr.)

Gedichte, die ſich durch ihren Titel ſelbſt als *ſinn*reich oder *ſinn*voll ankündigen, verſprechen dadurch etwas mehr, als was man gewöhnlich unter *Sinn* verſteht, und als erſte Bedingung aller Poeſie und Proſa anzuſehen pflegt. Die vor uns liegenden 350 Gedichte des Hn. *Rechſit* ſcheinen aber nur titulare Sinngedichte zu ſeyn; denn, der billigen höheren Anfoderungen gar nicht zu gedenken, vermiſſen wir auch vielfältig jenen ganz gewöhnlichen Sinn, der nicht mehr als einen ordinären hausbacknen Verſtand zur Baſis heiſcht. Von vielen der gegenwärtigen Epigramme ſind wir verſichert, daſs ſie an Sinn nicht verlieren würden, wenn es ihrem Vf. gefiele, ſie mit ſich auf den Kopf zu ſtellen. So läſst er ſich S. 92 vernehmen:

III. *Die Lippen.*

Wie ſetzen ſich die Lippen ſchnell in Motion,
Hat ſie zu klatſchen angefangen!
Klatſcht freylich ſonſt der Poſtilion,
Sind jedesmal die Pferde raſch gegangen.

Hat es Hr. *Rechſit* mit der erſten Hälfte ſeiner *Sinngedichte* leicht genommen, ſo dürfte von der anderen, den *Gedichten*, wenig Beſſeres zu rühmen ſeyn. Denn von *Poeſie* regt ſich auch nicht der leiſeſte Anklang im ganzen Buch. Dafür hat ſich aber unſer Sinndichter unter den Schutz der aller Recenſentenkritik trotzbietenden *Tugend* begeben, und dieſer Patronin ſein Buch in beſter Form dedicirt: „*Für ſie glüht*, laut Vorr. VII, *ſein Herz, wenn es auch mit dem Thun noch nicht bis zum Glühn gekommen iſt.*“ Doch hat uns dieſer vorgehaltene Meduſenkopf nicht zurückgeſcheucht; weil wir durch das unſterbliche Verdienſt der Herren *von Kotzebue, Huber* u. a. mit ganzen Fabriken nachgemachter Patenttugenden ſo reichlich verſehen ſind, daſs es nicht mehr ſündlich iſt, dieſen Artikel allemal ein wenig zu viſitiren, und die etwanige Contrebande zu ſtempeln, die dann als Ausſchuſs ein immer noch brauchbarer Hausrath für die dürftigere Hälfte der lieben Menſchheit bleibt. Für dieſe hat ſichs auch Hr. *Rechſit* redlich ſauer werden laſſen, und er iſt in ſeinem menſchenfreundlichen Beſtreben ſo aufopfernd uneigennützig geweſen, daſs er ſich der Bedürfniſſe

der tiefſten und erbarmenswürdigſten Bettelhaftigkeit ausſchlieſslich angenommen hat. Deſshalb genügt es ihm auch, die zehn Gebote in ſeinen tugendhaften Herzensergieſsungen in Ehren zu halten. Aber kleine, zierlich verſchleyerte Unzüchtigkeiten, als S. 178:

235. *Bey dem Krankenbette eines Wollüſtlings.*

Wie könnt ihr euch doch ſo betrügen,
Zu glauben, daſs er Schmerz erträgt? —
Er hat ja doch nur — *aus Vergnügen*
Sich auf das Bette hingelegt.

oft ſehr ekelhaft naturaliſche (um kein edles Wort zu miſsbrauchen) gemeine und plumpe Einfälle, z. B. S. 189:

251. *Antwort einer Dame auf die Bitte eines Unreinlichen.*

Er. O gönnen ſie mir doch in ihrem Herzen einen Platz!
Ich muſs wahrhaftig ſonſt verderben.
Du. Da deprecir' ich ſehr, mein Schatz,
Sie würden ziemlich ſchwarz mirs färben!

oder S. 223.

303. *Vorſatz bey der Heirath.*

So jung er iſt, zum Mann will ich ihn machen,
Spricht ſie voll Muth; zwar ſind das ſchwere Sachen!
Doch ihre Kochkunſt trägt den Sieg davon.
Sie weiſs, das Kalbfleiſch müſſe man erſt *machen*,
Gut Rindfleiſch *macht* ſich von ſelber ſchon.

und beſonders alles, was langweilig, abgedroſchen und nichtsſagend iſt: ſind die rechten Elemente, in denen ſich unſeres Autors ſeltene, beynahe gewandte Tölpelhaftigkeit anmuthig und behaglich regt und bewegt. — Es ſcheint alſo, als wenn Hn. *Rechſit's* Sinngedichte, da wir ihnen den Sinn ſo wie das Gedicht haben abſprechen müſſen, in ein leeres Nichts oder etwas Schlimmeres zerpuffen werden. —

Von der *Form* wollen wir nicht viel reden. Hn. *Rechſits* zeitige Vorbilder, deren er ſelbſt mit zaghafter Ehrerbietung gedenkt, haben den Weg der Formloſigkeit ſchon ſo glatt gemacht, daſs ſichs ihnen bequem nachrollt, und verletzte Scanſionen findet unſer Mann Vorr. VII ſo natürlich, daſs er uns vermuthlich auslachen würde, wenn wir darüber Klagen erhöben. Wir fügen bloſs bey, daſs er vergeſſen hat, auch die Reim- und Sprach-Verletzungen unter dieſe Natürlichkeiten zu zählen.

Da der Hr. *Rechſit* den Ausſpruch eines geiſtvollen Spaniers, kein Menſch ſey ſo dumm, daſs er nicht Ein gutes Epigramm produciren könne, durch die That nachdrücklich widerlegt hat: ſo wollen wir unſerem tugendbefliſſenen Freund ſchlieſslich Eine ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach unbekannte Tugend zu Gemüthe führen:

Strenge gebeut die Vernunft und raunet ins heimliche Ohr dir:
Nimmer beginne, was, begonnen, ihr nur entheiligen könntet.
Denn ſo lehrt das Gebot der Natur und die menſchliche Satzung:
Schwächlicher Mangel belebender Kraft ſteh ab von der Dichtung.

Perſius 5, 96. — w.

Berlin, b. Frölich: *A. G. Meiſsners Fabeln in VIII Büchern.* Neue, vom Vf. ſelbſt beſorgte Ausgabe. Theil I. 1ſtes bis 4tes Buch. Mit 100 Holzſchnitten von Gubitz. 1807. 206 S. (illuminirt 1 Thlr. 12 Gr. ſchwarz 1 Thlr.)

Die Charakterwelt, die durch die Verſchiedenheit und durch die Wechſelwirkung der Dinge das thätige und handelnde Leben begründet, tritt lange nicht ſo deutlich in den Menſchen, wo ſie ſich durch Klugheit und Sitte verſchleyert, als in den bewuſstlos handelnden Thieren hervor; daher die Kinder, deren ſchauende Theilnahme von dem Leben und Weben der Dinge noch ganz friſch angezogen wird, am liebſten bey dem Schauſpiele der regſamen Thierwelt, und beym poëtiſchen Abdrucke derſelben, bey den Fabeln verweilen. Erſt ſpäter wenden ſie ſich zum Menſchenſchauſpiele, das ihnen anfangs noch unverſtändlich war. Löblich iſt es deſshalb von beobachtenden und im Sinne der Kinder denkenden und dichtenden Männern, die frühere Jugend mit Sammlungen von Fabeln, wie die obige iſt, zu verſorgen. Man findet hier in aller Kürze hundert Fabeln bey einander, die gröſstentheils nach Äſop, Desbillons, Leſſing und Kretſchmann erzählt ſind. Über jeder ſteht ein ziemlich netter Holzſchnitt, der die Handlung der Fabel mit deutlichen Zügen und in ſo auffallenden Momenten darſtellt, daſs ſich Kinder wohl daran ergötzen mögen. Sehr liſtig nimmt ſich beſonders die Ziege aus, die auf einem ſteilen Felſen die Einladung des Bären verſchmäht; doch haben nicht alle in Zeichnung und Stellung dieſe Verſinnlichung, woran mitunter der Gegenſtand Schuld iſt. Der Vortrag würde ſich in leichten Verſen weit beſſer ausnehmen, und ſowohl der Aufmerkſamkeit der Kinder, als beſonders dem halb wunderbaren Gegenſtande angemeſſener ſeyn; doch vermuthen wir, daſs die Proſa darum gewählt iſt, damit ſich Kinder darnach im Erzählen üben können. Allein dann ſollte auch der Styl hie und da einfacher und ſinnlicher ſeyn. Ein Satz wie dieſer: Auch *Schwäche* beſiegt durch Geſchicklichkeit oder Liſt zuweilen den Starken — würde deutlicher alſo lauten: Auch *der Schwache* beſiegt zuweilen u. ſ. w. den Starken. So iſt auch in folgenden Worten keine rechte Klarheit: Hartherzigkeit beſtraft ſich gemeiniglich am Ende ſelbſt. Auch geben wir *durch dieſelbe anderen den Maſsſtab*, wie ſie uns ſelbſt meſſen ſollen. Oft würde der Vortrag mehr an Lebendigkeit gewinnen, wenn die Thiere redend eingeführt wären. Da heiſst es z. B.: Endlich geſtand die Stadtmaus ihrer Freundin, daſs ihr vor allem dieſem (!) eckle (ekle), prieſs ihr das weit beſſere Leben in der Stadt u. ſ. w. Deutlicher: Ey, was führſt du für ein Leben, ſagte die Stadtmaus, beſuche *mich* einmal, ſo ſollſt du ſehen, wie herrlich es bey *mir* hergeht. Auch die Richtigkeit im Ausdruck iſt nicht immer beobachtet. So heiſst es vom lügenhaften Hirten, der oft aus Muthwillen: der Wolf, der Wolf! gerufen: Als niemand ihm mehr glaubte, ſiehe! *dann* brach wirklich ein Wolf in ſeine Heerden ein; wo *dann* der Stellung nach bedeutet: *in ſolchen Fällen und Zeiten*, und ſtatt deſſen *da — gerade zu dieſer Zeit* — ſtehen ſollte. Auch leſen wir S. 73: er verſank bis über die Knöchel in einem tiefen Sumpfe. Einige ſolcher Fehler und Nachläſſigkeiten abgerechnet, iſt das Buch, ſowohl beym moraliſchen Unterricht der Kinder, als zur Lectüre ſelbſt, brauchbar und angenehm.

T. Z.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 JULIUS, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Verf. und in Commiſſion b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1809, nebſt einer Sammlung der neueſten, in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten, von *J. E. Bode*, Aſtronom und Mitglied der Akademie. 1806. 282 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Ephemeride iſt von der im vorigen Jahrgange befindlichen nicht verſchieden. Es ereignen ſich 2 Sonnen und 2 Mondfinſterniſſe, wovon hier aber nur die Mondfinſterniſs vom 29 April ſichtbar ſeyn wird. Dagegen finden aber andere, für die mathematiſche Geographie nicht minder intereſſante Erſcheinungen Statt, welche die letzten Jahre nicht lieferten. Einmal bedeckt der Mond einen Stern erſter Gröſse (*Spica Virginis*); ein andermal, den 28 April, geht er ſehr nahe bey dieſem Sterne vorbey, und es kann ſich dabey für einige Sternwarten die ſeltene Erſcheinung zutragen, die Hr. Dr. *Koch* einmal bey einer Bedeckung des Aldebaran bemerkte, indem er den Stern mehrere Mal hinter den Ungleichheiten des Mondrandes verſchwinden und wieder erſcheinen ſah. Saturn und Venus werden einmal bedeckt; beide Bedeckungen fallen bey Tage vor, und die des ♄ wird bey der Lichtſchwäche dieſes Planeten nur durch ſehr gute Fernröhre zu bemerken ſeyn. Von anderen Occultationen ſind hier 11 angezeigt.

Die Sammlung von aſtronomiſchen Nachrichten und Beobachtungen in dieſem Bande, eröffnet ein *Auszug aus einigen Briefen* des Generalmajors und Brigadiers *von Lindner* in Schweidnitz. Sie haben die, durch auf der Schneekoppe gegebene Pulverſignale zu Stande gebrachte Verbindung von Breslau und Prag zum Gegenſtande. Zu Erreichung dieſes Zwecks verbanden ſich mit Hn. *von Lindner* die Hn. Prof. *Jungnitz* in Breslau, Aſtronom *David* in Prag, und Bergrath *Seyffert* in Dresden; ein Mittel aus dreytägigen Beobachtungen gab den Meridianunterſchied = 10′ 27″,78, oder Breslau öſtlich von Paris 88′ 47″,8. Der Mittagsunterſchied von Breslau und Fort Karlsberg wurde mit noch mehr Übereinſtimmung = 2′ 44″,46 gefunden. Wir finden hier noch eine Beſtimmung der geographiſchen Lage von Warſchau, die der Lieut. *von Forell* mit Hn. *von Lindners* Sextanten und Chronometer machte: Länge 1° 14′ 47″,57, Breite 52° 14′ 16″. Die Höhe der Schneekoppe überm Meere wurde = 4941,07 pariſer Fuſs gefunden; Hr. *von Gersdorff* giebt ſie zu 4949, und Hr. *David* nur zu 4854 Fuſs an; allein die Lindnerſche Beſtimmung gründet ſich auf viertägige Beobachtungen mit genau harmonirenden Barometern, Für den ehemaligen Jeſuiter-Thurm in Schweidnitz beſtimmte Hr. *v. L.* aus eigenen Beobachtungen, Länge 34° 7′ 51″7, Breite 50° 50′ 32″,3, Pendellänge 440,635 Linien, oder den Fall ſchwerer Körper in der erſten Secunde 15,10166 pariſer Fuſs. Rec. hätte gern etwas von der Methode geleſen, nach welcher die Pendellänge beſtimmt wurde; oder iſt ſie nur *berechnet*, nicht beobachtet? Auch die ſchöne Feuerkugel, den 21 Oct. 1805, die in Lilienthal, Bremen, Düſſeldorf und an anderen Orten geſehen wurde, iſt auch in Schweidnitz, aber minder vollſtändig, beobachtet worden; der helle nachbleibende Schein ſtand dort im Wallfiſche. Eine umſtändlichere Nachricht von den oben erwähnten Pulverſignalen giebt S. 92 ff. Hr. *Bode*, den eine zufällige Reiſe auf den Schauplatz dieſer Operation führte. Die dem Geographen gewiſs intereſſanten Reſultate, ſind von Hn. *Bode* zum Theil etwas anders angegeben, als oben. — *Über den zweyten Kometen von* 1748, von Hn. *Frd. Wilh. Beſſel* in Lilienthal. Nur dreymal wurde dieſer Komet von *Klinkenberg* in Haarlem beobachtet, und man war zweifelhaft, ob die von *Struyk* auf dieſe Obſervationen gegründete Bahn, zur Wiedererkennung dieſes Himmelskörpers hinlänglich genau ſey, oder nicht. In der That waren die Fehler der Elemente ſo groſs, daſs man das Urtheil, das *Pingré* in ſeiner Cométographie darüber fällt, nicht für unbillig halten kann; die mittlere Beobachtung wich in der Breite 2′ 42″ ab, und es war vorauszuſehen, daſs dieſer Fehler bey der kurzen Zwiſchenzeit (von 3 Tagen) einen ſehr nachtheiligen Einfluſs auf die Elemente äuſsern muſste; überdem war die letzte Beobachtung ſehr mangelhaft reducirt, indem *Struyk* die Poſition des Sterns, auf den ſie ſich gründet, aus einer Karte nehmen muſste, indem er ſich in keinem Verzeichniſſe der damaligen Zeit fand. Hr. *Beſſel* hat die Beobachtungen ſämmtlich neu reducirt, und daraus folgende Elemente der Bahn hergeleitet. Durchgangszeit durch die Sonnennähe Juny 18,89401 für den pariſer Meridian; Länge des ☊ = 1ˢ 3° 8′ 28″,6; Neigung der Bahn 67° 3′ 28″,3; Länge der Sonnennähe = 9ˢ 8° 47′ 10″,0; kleinſter Abſtand von der Sonne = 0,625357; Richtung des Laufs nach der Ordnung der Zeichen. Dieſe ſtimmen mit den Beobachtungen faſt vollkommen, und der Fehler beträgt bey der mittleren Länge nur 7″, bey den anderen

Digitized by Google

Längen und den drey Breiten verſchwindet er faſt ganz. Die ſo genaue Übereinſtimmung von drey *vollſtändigen* Beobachtungen ſcheint dem Vf. ein Beweis von der Richtigkeit ſeiner Elemente zu ſeyn, und er glaubt, daſs ſie allerdings zur Wiedererkennung dieſes Kometen zureichen werden. S. 100—110. *Über die geographiſche Lage von Mexico*, nach den, vom Hn. *von Humboldt* im Königreiche Neuſpanien angeſtellten aſtronomiſchen Beobachtungen, vom Hn. *Jabbo Oltmanns*. Die Unzuverläſſigkeit in den Ortsbeſtimmungen dieſer Hauptſtadt war noch ſehr beträchtlich; ſie ſtieg in der Breite auf ½°, und für die Länge fanden ſich Beobachtungen, die *fünf Grade* von einander abwichen; deſto intereſſanter iſt alſo dieſe Abhandlung, die den Meridianunterſchied von Paris auf 6° 45′ 34″, und die nördliche Breite 19° 25′ 45″ beſtimmt. Der Meridianunterſchied wurde nicht allein aus Abſtänden des Mondes von der Sonne und Jupiters-Trabanten-Finſterniſſen geſchloſſen, die *Humboldt* in Mexico beobachtete; ſondern er wurde auch noch durch chronometriſche Vergleichungen mit Acapulco und Goanoxoata beſtätiget, welche Örter gleichfalls von *Humboldt* aſtronomiſch beſtimmt wurden. Unter den älteren Angaben der Lage von Mexico kommt die von *Velasquez de Gama* (1778) und die aus den *Alzate*'ſchen, von *Caſſini* berechneten Beobachtungen folgende der Wahrheit am nächſten. — S. 110—112. *Über die geographiſche Länge von Cumana*, von *demſelben*. Schon *Triesnecker* und *Ciccolini* hatten die Sonnenfinſternifs vom 28 October 1799 berechnet, die von *Humboldt* in Cumana beobachtet wurde; erſterer hatte den Meridianunterſchied von Paris 4° 24′ 55″. 3, letzterer 4° 24′ 59″ gefunden; allein beiden Reſultaten lagen noch die älteren Sonnen- und Mond-Tafeln zum Grunde, an deren Statt Hr. *Oltmanns* jetzt die *Bürg*'ſchen Mondsgleichungen, die *Triesnecker*'ſchen Tafeln in den wiener Ephemeriden für 1803 und die neuen *Zach*'ſchen Sonnentafeln benutzen konnte. Nach *Bürg* ergab ſich daraus die Länge 4° 25′ 46″, 76, nach *Triesnecker* 4° 45′ 34″, 61; eine Trabantenverfinſterung, zu welcher ſich correſpondirende auffanden, gab im Mittel 4° 25′ 45″, 3, der Chronometer 4° 26′ 4″. — S. 113-123. *Bemerkungen über die Lage und Austheilung aller bisher bekannten Planeten und Kometenbahnen*, vom *Herausgeber des Jahrbuchs*. Es iſt bekannt, daſs *Lambert* in ſeinen kosmologiſchen Briefen über dieſe Materie ſehr ſinnreiche Gedanken äuſserte, die Hr. *Bode* im Jahr 1787 mit den neu hinzugekommenen Kometen und den Planetenbahnen verglich, und die er hier auch auf die ſeit jener Zeit erſchienenen Kometen und die drey neuen Planeten ausdehnt. Im Ganzen finden ſich Lamberts Ideen beſtätigt; indeſs kommen auch oft Abweichungen von der allgemeinen Wahrſcheinlichkeit vor, wovon man die Urſache noch immer eben ſo gut in der Unvollſtändigkeit unſerer Kometenregiſter, als in der Natur ſuchen kann. S. 123—127. *Aſtronomiſche Beobachtungen in Wien, im Jahre* 1805 von *Triesnecker* und *Bürg*. Jupiterstrabantenverfinſterungen, Sternbedeckungen und die Oppoſitionen von vier Planeten — dieſe nur ihren Reſultaten nach angegeben. S. 127—134. *Entdeckung der beiden im October und November* 1805 erſchienenen Kometen von Hn. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Auſser dem zur Entdeckungsgeſchichte dieſer Kometen gehörigen, theilt Hr. *Huth* in den Briefen, woraus Hr. B. hier einen Auszug geliefert hat, ſeine Beobachtungen mit; allein es ſcheint, daſs Hr. *Huth* ſich bey den letzten Beobachtungen des erſten Kometen ganz in der Gegend des Himmels geirrt hat, durch die er ſeinen Weg nahm, denn die Beobachtungen paſſen überall nicht mit den von anderen Aſtronomen angeſtellten. Am 13, 14, 16 Nov. weichen z. B. die Huthſchen Angaben gegen 6 volle Grade von der Wahrheit ab, wie man aus einer Vergleichung mit der Tafel, die *Beſſel* (Monatl. Correſp. July 1806, S. 69) bekannt machte, ſehen kann. Die Beobachtungen des anderen Kometen ſind etwas minder grob, obgleich nicht brauchbarer als die des erſten, denn auch hier kommen Fehler von ganzen Graden vor. Gewiſs würde Hr. *Huth* den Aſtronomen keinen unangenehmen Dienſt erweiſen, wenn er ſich in der Folge bemühte, ſtatt ſolcher Ocularſchätzungen, genaue Ortsbeſtimmungen himmliſcher Erſcheinungen zu liefern. Das Kreismikrometer bietet ein ſo leichtes Mittel dazu dar, und es kann Hn. *Huth* nicht ſchwer fallen, damit eben ſo brauchbare Obſervationen anzuſtellen als andere Aſtronomen. S. 134—136. *Beobachtungen derſelben Kometen* von Hn. D. *Olbers*, *und Berechnung ihrer Bahnen* von Hn. *Beſſel*. In Bremen ſtörte der faſt immer bewölkte Himmel die Obſervationen dieſer Kometen ſehr, ſo daſs der erſte nur 4 mal, der andere nur 3 mal beobachtet werden konnte. Am 8 Dec. zeigte der letzte einen zwar ſehr kleinen, aber doch ſehr beſtimmten planetenartigen Kern. Die Elemente der Bahn dieſes Kometen ſtimmen auf eine ſo auffallende Weiſe mit denen des Kometen von 1772 überein, daſs beide Anfangs ein und derſelbe Himmelskörper zu ſeyn ſchienen. Indeſs haben weitere, von Hn. *Gauſs* und *Beſſel* (Mon. Corr. July 1806) angeſtellte Unterſuchungen gezeigt, daſs dieſe Vorausſetzung nicht wahrſcheinlich iſt, indem ſich die Beobachtungen des einen Kometen eben ſo wenig durch die Elemente des anderen darſtellen laſſen, als ſich der Unterſchied durch die Störungen erklären läſst, die der Komet in der Zwiſchenzeit erlitten haben könnte. S. 137—140. *Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno und des zweyten Kometen von* 1805, *nebſt Elementen ſeiner Bahn*, von Dr. *Gauſs* in Braunſchweig. Auch hier das Urtheil, daſs der zweyte Komet von 1805 nicht mit dem von 1772 identiſch ſey. Hr. Dr. *Gauſs* macht uns Hoffnung zur baldigen Erſcheinung ſeines Werks über die Beſtimmung der Planetenbahnen; an ſeiner Methode hat er, ſeit 1801, wo er ſie zuerſt auf die Ceres anwandte, ſo mannichfaltige Vervollkommnungen angebracht, daſs ſie ihre erſte Geſtalt ganz verloren hat. S. 140—146. *Beobachtungen und Meſſungen des zweyten Kometen von* 1805, vom Hn. *J. R. Schröter* in Lilienthal. Nur einmal gelang es we-

Digitized by Google

gen des ſchlechten Wetters, den Kometen in Lilienthal zu beobachten. Der würdige *Schröter* beſchäftigte ſich dabey ausſchlieſslich mit der phyſiſchen Beſchaffenheit des Kometen und ſeines Kerns. Er fand den Durchmeſſer des im 15 f. Reflector ſichtbaren Nebels = 5′30″, und den des Kerns, je nachdem er nur den hellſten Theil, oder das ganze durchblinkende Scheibchen annahm = 4″,052 oder 6″,416; woraus die wahre Gröſse des Durchmeſſers des Nebels = 1595 und des Kerns 80,1 geogr. Meilen folgt. Der Komet von 1799 hatte 373 Meilen im Durchmeſſer, war alſo ſeinem kubiſchen Inhalte nach 1922 mal ſo groſs als der gegenwärtige. S. 146—151. *Aſtron. Beobachtungen in Prag im Jahr* 1805, von Hn. Aſtronom *David* und Adjunct *Bittner*. Unter anderen Beobachtungen auch eine, wonach Hr. *D.* die Schiefe der Ekliptik 16″ kleiner findet, als nach *Zachs* neueſten Tafeln. Auf correſpond. Sonnenhöhen, am 21 Juny mit einem 7 zolligen Spiegel-Sextanten beobachtet, wurde nämlich eine Berechnung der Declination der Sonne gegründet, die mit der durch den Quadranten, aus Vergleichung mit dem 388 Sterne des *Bootes* gefundenen faſt völlig harmonirte. Hr. *D.* zieht aus dieſer Übereinſtimmung den Schluſs, daſs der Unterſchied von 16″ nicht den Beobachtungen, ſondern den zur Reduction derſelben gebrauchten Elementen zuzuſchreiben ſey, — einen Schluſs, deſſen Grund Rec. nicht einſieht. Die Declination des verglichenen Sterns iſt innerhalb weit engerer Grenzen mit Sicherheit beſtimmt; und dieſes war doch das einzige Element, das auf die Beobachtung merklichen Einfluſs äuſsern konnte; überhaupt leuchtet es ein, daſs ſolche Beobachtungen über einen Gegenſtand nichts entſcheiden können, der von mit weit vorzüglicheren Inſtrumenten verſehenen Aſtronomen aufs Reine gebracht iſt. Sternbedeckungen, Trabantenverfinſterungen und die Oppoſitionen der Planeten wurden auch dieſes Jahr in Prag nicht verſäumt. S. 152—157. *Längenbeſtimmungen, aus Sonnenfinſterniſſen und Sternbedeckungen berechnet*, von Hn. *Oltmanns* in Berlin. Dieſe Rechnungen ſcheinen die Erfindung der Länge von Amſterdam zum Hauptzwecke zu haben; aus 4 Beobachtungen folgt ſie = 10′ 9″,35, faſt genau mit der Triesneckerſchen auf noch mehrere Beobachtungen gegründeten Angabe (10′9″,6) übereinſtimmend. Die Bedeckung π *Scorpii* den 17 July 1804 gab die Länge von Ochſenhauſen = 30′28″,5; der Meridian-Unterſchied zwiſchen Hoheneiche und Paris wurde aus der Bedeckung der Alcyone den 20 Oct. 1804 = 36′13″,7 gefunden. S. 157. 158. *Beobachtungen in Breslau* vom Hn. Prof. *Jungnitz*. Sternbedeckungen und Verfinſterungen. S. 158—160. *Beobachtungen zu Kremsmünſter* vom Hn. Canonicus *Derſlinger*. Wir finden hier die Oppoſitionen des Mars, des Saturn und des Uranus. Eine löbliche Veränderung, die Hr. *D.* in der Angabe ſeiner Beobachtungen erwählt hat, beſteht in der Art der Vergleichung mit den Tafeln, die dieſesmal unmittelbar mit den beobachteten Örtern, und nicht mit den aus dieſen berechneten Längen und Breiten geſchah: die Vortheile dieſes Verfahrens ſind einleuchtend, da man dadurch den Einfluſs einer fehlerhaften Declination auf eine beſſere Rectaſcenſion, oder umgekehrt, vermeiden. S. 160 bis 163. *Lage verſchiedener Örter in Ruſsland u. ſ. w.* vom Hn. Etatsrath und Ritter *Schubert* in Petersburg. Dieſe Beſtimmungen wurden auf der bekannten Reiſe angeſtellt, die Hr. *S.* mit der nach China beſtimmten Geſandtſchaft machte. Auf der Hinreiſe bis Irkutsk konnte für Aſtronomie und Geographie wenig geſchehen, da der Weg in kurzer Zeit zurückgelegt werden muſste, und Hr. *S.* in den vornehmſten Städten, durch die er kam, weder gutes Wetter noch merkwürdige Himmelserſcheinungen abwarten durfte. Die ganze Hoffnung wurde daher auf die Rückreiſe geſetzt, die Hr. *Schubert* im Sommer 1806 mit mehr Muſse anzutreten hoffte. Allein ganz gegen ſeine Erwartung muſste er ſchon im Winter 1805 zurückkehren, wo die fürchterliche Kälte, die Stürme und der immer bedeckte Himmel alle Bemühungen vereitelten. Trotz dieſer Schwierigkeiten erhalten wir die Beſtimmungen von 10 Örtern, deren Längen ſich auf einen Arnoldſchen Chronometer und auf viele beobachtete Mondsdiſtanzen gründen; auch Declination und Inclination der Magnetnadel iſt angegeben. S. 164—167. *Beobachtung der Nachtſeite der Venus* vom Hn. Juſtizr. *Schröter* in Lilienthal. Am 14 Febr. 1806 ſtieſs dieſem aufmerkſamen Beobachter die hier beſchriebene ſeltene Erſcheinung auf: er ſah die ganze dunkle Kugel der Venus mit dem 15 F. Reflector, ſo wie ſich die dunkle Seite des Mondes bald nach dem Neumonde dem unbewaffneten Auge zeigt, d. h. von etwas kleinerem Durchmeſſer als der erleuchtete Theil. Am 21 Febr., ſo wie am 22, 23 und 24, konnte von dieſer Erſcheinung nichts wieder bemerkt werden, weſshalb Hr. *Schröter* glaubt, daſs dieſe Erſcheinung ſich nur auf einen gewiſſen in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſenen Elongationswinkel beſchränkt; ihre Seltenheit beweiſet auch noch der Umſtand, daſs ſie bey den zahlreichen, in den aphroditographiſchen Fragmenten geſammelten Beobachtungen, nie bemerkt wurde. Deſto angenehmer iſt es daher gewiſs den Phyſikern und Aſtronomen, daſs auch Hr. Prof. *Harding* in Göttingen dieſes Phänomen am 24 Jan., ſo wie am 28 Febr. und 1 März beobachtete. Zur Erklärung ſeiner Beobachtungen bemerkt Hr. *Schröter*, daſs Venus damals, obgleich ſie nur $\frac{1}{4}$ erleuchtet war, ein ſehr helles Licht gehabt, und von den Fenſterrahmen auf der gegenüberſtehenden Wand einen ſichtbaren Schatten geworfen habe. Die Erde, die auf der Venus $\frac{7}{8}$ erleuchtet erſchien und überdieſs einen gröſseren ſcheinbaren Durchmeſſer hatte, konnte daher wohl ein ſehr helles Licht auf die Nachtſeite des Planeten reflectiren. Indeſs iſt Hr. *S.* geneigt anzunehmen, daſs auſser dieſer Urſache, ein *eigenthümliches* Licht mitwirkte, deſſen Exiſtenz er auch bey anderen Weltkörpern, namentlich bey den Kometen, vermuthet. S. 167—171. *Beobachtung derſelben Erſcheinung* vom Hn. Prof. *Harding* in Göttin-

Digitized by Google

gen. An den oben angeführten Tagen war dieſe Erſcheinung ſichtbar, am 3, 16, 21 Febr. konnte keine Spur davon wahrgenommen werden. Auch Hr. *H.* bemüht ſich, eine Erklärung davon zu geben, und begründet die Vermuthung, daſs ſie von einer Phosphorescenz des Planeten herrühre, vorzüglich durch die Erfahrung, daſs man ſie, bey völlig ähnlicher Lage des Planeten, nie bemerkt habe; er führt als Beyſpiel an, daſs unſere Erde zuweilen ein völlig ähnliches Licht zu entwickeln ſcheine, welches ſich in mondloſen Nächten, oft durch eine dämmernde Helligkeit verrathe. Dem Rec. ſcheint dieſe Erklärung ſehr wahrſcheinlich, und er glaubt, daſs ſie allgemeinen Beyfall erhalten wird. Die Angabe der Gröſse des Kerns des letzten Kometen von 1805, von 4½ Minuten, iſt ohne Zweifel ein Druckfehler, da ſie etwa ſo viele Secunden betragen mochte. S. 172—181. *Aberrations- und Nutations-Tafeln* von Hn. *J. Oltmanns* — in ihrer Form nicht von den gewöhnlichen Tafeln verſchieden; allein die ihnen zum Grunde liegenden Conſtanten erhielten die neuerlich feſtgeſetzten Werthe; die Aberration 20″,255, und die Axen der Nutations-Ellipſe 19″,1 und 14″,2. S. 182—189. *Bemerkungen zum erleichterten Gebrauche der Tempelhoff'ſchen Methode, aus ungleichen Höhen die Zeit zu beſtimmen*, vom Hn. Prof. *Wurm* in Blaubeuern. In den verſchiedenen Geſtalten, in welcher *Tempelhoff* ſelbſt, und ſpäter *Bohnenberger*, *Klügel* und *Rohde* dieſe Methode darſtellten, erfoderte ſie doch immer noch weitläuftige Rechnungen. Die gegebene Formel beſtand nämlich aus drey Gliedern, deren beide letzten, wie Hr. *Wurm* bemerkt, nicht berechnet zu werden brauchen, indem man ſie mit hinlänglicher Genauigkeit und faſt ohne Mühe aus den Tafeln entlehnen kann, die man für die Verbeſſerung der aus correſpondirenden Höhen gefolgerten Mittage beſitzt. Dadurch wird alſo die ganze Rechnung auf das erſte Glied reducirt und viel leichter gemacht, als ſie bisher war. Rec. hätte gewünſcht, bey dieſer Gelegenheit die von einigen Aſtronomen geäuſserte Meinung widerlegt zu finden, als könne man aus einer Anzahl *correſpondirender* Höhen die Zeit genauer herleiten, wenn man ſie nach *Tempelhoff*'ſcher Art mit einander auf verſchiedern Weiſe combinire. Aus n Höhen der Sonne, die man correſpondirend macht, ziehe man nach gewöhnlicher Art n Reſultaten, aus welchen man das arithmetiſche Mittel nimmt; wollte man ſie nach *Tempelhoff's* Vorſchriften auf alle mögliche Weiſe combiniren: ſo würde man noch $\frac{n \,.\, n-1}{1 \,.\, 2}$ Reſultate erhalten, und es läſst ſich leicht zeigen, daſs das Mittel daraus dem obigen genau gleich ſeyn muſs. Giebt man ſich indeſs nicht die Mühe, alle möglichen Combinationen zu berechnen, oder die Rechnung ſo zu ordnen, daſs jede Beobachtung einmal und nicht mehr darin vorkommt: ſo wird man freylich ein anderes Mittel erhalten, welches aber, weit entfernt vorzüglicher zu ſeyn, als das vorige, nur deſshalb abweichen wird, weil es minder vollſtändig iſt, und weil man dabey einer Obſervation mehreren Werth zugeſteht, als der anderen. S. 189—191. *Verbeſſerungen des Piazzi'ſchen Sternverzeichniſſes*, Theils von *Piazzi* ſelbſt, theils Druckfehler in *Bode's* Ausgabe des Katalogs, zu welcher ein reichhaltiger Nachtrag in einem vierten Supplementbande zu den Jahrbüchern erſcheinen wird. S. 191—193. *Beobachtung der Mondfinſterniſs vom 4 Januar* 1806, vom Hn. Bergrath *Seyffert* in Dresden. S. 193—195. *Bemerkungen über die Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen*, vom Hn. Dr. *Olbers*. Wenn ein, durch zwey äuſsere beobachtete Örter eines Kometen gezogener gröſster Kreis die Ekliptik an dem Orte ſchneidet, wo bey einer mittleren Beobachtung die Sonne ſtand, oder nahe dabey: ſo kann die bekannte und mit Recht berühmte Methode des Dr. *Olbers* nicht mit Sicherheit zur Beſtimmung der Bahn des Kometen aus dieſen drey Obſervationen angewandt werden. Hr. *Olbers* ſetzt hier den Grund dieſer Schwierigkeit aus einander, und macht die Rechner auf die Vermeidung derſelben aufmerkſam. S. 196. *Aſtronomiſche Beobachtungen* von *F. W. Beſſel* in Lilienthal. Von der Sonnenfinſterniſs den 16 Juny 1806 konnte nur der Anfang beobachtet werden. Es zeigten ſich hervorragende Berge am Mondrande, von denen der gröſste 3″,972 oder 0,942 geogr. Meilen hoch war; aus dem geſchätzten Eintritte dieſes Berges ergab ſich ſeine weſtliche Länge = 92° 30′; ſeine nördliche Breite = 66° 45′.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

K U R Z E   A N Z E I G E N.

Schöne Künste. *Eiſenberg*, b. Schöne und Comp: *Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen.* Ein Gemalde menſchlicher Gröſsen und Schwächen. Mit 1 (herzlich ſchlechten) Kupfer. 1804. 198 S. 8. (18 Gr.) Der Titel, der dem Buche ſo gern den Anſchein von Wichtigkeit geben möchte, der faſt mehr als alltägliche Anfang, die gemeinen Schilderungen der gemeinſten Gegenſtände, die kleinliche, ſtark ins Mattherzige überſpielende Empfindeley, die den leider! beliebtellen Räuberromanen nachgebildete Sprache, und endlich die höchſtproſaiſche Verſemacherey — alles zeiget zur Genüge, daſs wir hier nichts weiter zu ſuchen haben, als ein Gemälde der Autorſchwächen des Vfs. Direct oder indirect liefert den Beweis für dieſen Ausſpruch — jede Seite. Xp.

Vermischte Schriften. Unter dem angeblichen Druckort *Amſterdam u. Cölln*, b. Hammer: *Vertheidigung des großen Colln wider ſeine Todfeinde.* Bey Gelegenheit des Meiſterwerks: Wien und Berlin. 1808. 128 S. gr. 8. (broſchirt 12 Gr.) Die Kupferſtiche auf dem Umſchlage können als Warnungszeichen dienen, um geſittete Leſer von einem Buche abzuſchrecken, in welchem ſchmutzige Anekdoten mit widerlichen Perſönlichkeiten abwechſeln. Es iſt ſchade, daſs der Vf., der die Geiſsel der Satyre oft glücklich ſchwingt, und die Blöſsen und Widerſprüche ſeines Gegenſtandes treffend genug enthüllt, durch dieſen Miſsgriff ſich den Zutritt in gute Geſellſchaft verſperrt hat. Doch wozu auch überhaupt ſolche Widerlegungen? Das Gute und Wahre, welches die früheren Schriften des Vfs. der Parallele: Wien und Berlin, enthalten, wird immer beſtehen; wenn er aber durch mercantiliſche Vielſchreiberey den vortheilhaften Eindruck, den ſie bey ihrer Erſcheinung machten, ſelbſt verwiſcht: ſo thun ja ſeine Gegner am beſten, wenn ſie dieſen Proceſs einer am Ende unausbleiblichen Selbſtvernichtung ruhig abwarten. Kſ.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS, 1808.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Verf., und in Commiſſ. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1809, nebſt einer Sammlung der neueſten, in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen etc. von *J. E. Bode*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*).

S. 197—200. *Entdeckung der ſonderbaren Geſtalt der Saturns-Kugel*, vom Hn. Dr. *Herſchel*. Schon 1776 fand Hr. *H.* die ♄ Scheibe nicht völlig rund, und mehr abgeplattet, als Jupiter; allein erſt neuerlich bemerkte er auch eine Abweichung von der *elliptiſchen* Geſtalt. Zuerſt ſah er den 12 April 1805 mit einem 7fuſsigen Spiegel von auſserordentlicher Deutlichkeit, eine Verſchiedenheit in der Abplattung des Saturns, wenn er ſie mit der des Jupiters verglich; ſie ſchien nämlich in hohen Breiten ſchneller zuzunehmen, als in einer Ellipſe. Am 18 April fand ſich dieſe Wahrnehmung durch den 10 f. Reflector beſtätigt, und Hr. *H.* beſtimmte die Breite des Puncts der gröſsten Krümmung, vermöge ſeines Winkelmikrometers = 46°38'; am 19 April ergab ſich dieſe Breite 45°44½'; am 5 May wurden das 20 und 40 f. Teleſkop auf den Saturn gerichtet, und auch hier wurde dieſelbe Erſcheinung bemerkt. Den Monat May hindurch und am Anfange des Juny beobachtete Hr. *H.* den Saturn noch mehrmals, und fand ſtets daſſelbe. Nach dieſen Beobachtungen hält Hr. *H.* den ♄ für kein Ellipſoid, ſondern für einen Körper, deſſen gröſster Durchmeſſer unter die Breite 43°20' fällt, und ſich zu den Äquatoreal- und Polar-Durchmeſſern verhält, wie 36 zu 35 und 32. Herr *Bode* hat eine getreue Nachbildung der Herſchelſchen Figur gegeben, die die Sache recht anſchaulich macht. Dieſe Wahrnehmung hat wegen ihrer Sonderbarkeit groſses Aufſehen erregt, und eine analytiſche Unterſuchung von Hn. *Beſſel* (*Monatl. Corr. März* 1807) veranlaſst, die ſich mit einer theoretiſchen Erklärung derſelben beſchäftigt. Indeſs fand ſich, daſs, trotz der Attraction der Ringe, in der Hypotheſe der anfänglichen Flüſſigkeit des Planeten, ſeine Figur ſo ſehr nahe *elliptiſch* werden muſste, daſs der kleine Unterſchied *unmöglich* von uns bemerkt werden kann: theoretiſch läſst ſich die Sache alſo nicht erklären, und wenn man ſie behaupten will, ſo leugnet man dadurch die anfängliche Flüſſigkeit. Ein Umſtand, der zur Würdigung der Beobachtung ſelbſt führen kann, und auf den Hr. *Beſſel* aufmerkſam macht, iſt der, daſs jede Abweichung von der Kugelgeſtalt ſich am deutlichſten zeigen muſs, wenn wir uns in der Ebene des ♄ Äquators befinden, und daſs ſie in allen anderen Lagen von anderen Theilen des Sphäroids etwas verdeckt wird. Hierauf gründet er eine Berechnung der Figur, die ♄ in dieſer vortheilhafteſten Lage haben muſs, wenn er zur Zeit der Herſchelſchen Beobachtung wirklich die angegebene hatte; er findet die Abweichung von der elliptiſchen Geſtalt dann ſo groſs, daſs es ſich nicht gut erklären laſſen würde, weſshalb weder *Herſchel* ſelbſt, noch *Schröter*, früher dieſe Erſcheinung wahrnahmen; auch konnte man, nach erhaltener Nachricht von *Herſchels* Beobachtung, in Lilienthal den Saturn nicht anders ſehen, als — elliptiſch. S. 201—215. *Vergleichung der Lichtſtärke der Sterne*, vom Hn. Dr. *Herſchel*. Hier theilt Hr. *Bode* die beiden erſten Kataloge mit, und verſpricht, auch die übrigen nachfolgen zu laſſen. Es iſt gewiſs nicht das kleinſte Verdienſt des Hn. *Herſchel*, daſs er uns genaue und vollſtändige Verzeichniſſe über die Helligkeiten der Sterne, nach dieſem Plane, lieferte; ſie werden in der Folge zu wichtigen phyſiſchen Aufſchlüſſen führen, und ohne Zweifel recht viel über die Theorie des Lichts lehren. Rec. hätte lieber alle dieſe Verzeichniſſe in Einem Bande geſehen. S. 215—219. *Neue Elemente der Pallas- und Juno-Bahnen*, vom Hn. Dr. *Gauſs* in Braunſchweig. S. 220—222. *Über die Länge der Berliner Sternwarte*, von Hn. *Jabbo Oltmanns*. Es iſt bekannt, daſs man ſich in neuern Zeiten über dieſe Länge nicht ganz vereinigen konnte, und daſs einige Aſtronomen ſie mehrere Zeitſecunden herabſetzen zu müſſen glaubten; der Vorſatz des Hn. *Oltmanns*, dieſen Punct vollſtändig zu unterſuchen, und deſshalb alle Sternbedeckungen zu berechnen, die ſeit der Aufſtellung der neuen vorzüglichern Inſtrumente beobachtet wurden, iſt daher ſehr lobenswerth. Vorläufig theilt er hier die Reſultate von 5 Occultationen mit, die im Mittel 44'40",24. für den Meridianunterſchied von Paris geben, alſo die alte Annahme ſehr gut beſtätigen. S. 223—232. *Über die Genauigkeit der Winkelmeſſungen mit Spiegelſextanten*, vom Hn. Dr. *Benzenberg*. Da die Winkel in den Dreyecken der Bergſchen Landesvermeſſung, ſämmtlich mit den Sextanten gemeſſen werden: ſo intereſſirte es den Verf., die Grenze der Genauigkeit, die dieſes Inſtrument bey dergleichen Beobachtungen gewähren kann, zu kennen. Er ſetzt es aus einander, daſs wegen der oft ſehr engen Thurmſpitzen, wegen des Mangels an Feſtigkeit u. ſ. w., kein feſtſtehendes Inſtrument gewählt werden konnte; auch hält er den Reflexionskreis für minder bequem, weſshalb er den Sextan-

Digitized by Google

ten, trotz der dabey möglichen Theilungsfehler und Excentricität, vorzog. Nach den gewöhnlichen Berichtigungen ſuchte daher Hr. *Benzenberg* dieſe Fehler dadurch zu beſtimmen, daſs er die Winkel, zwiſchen am Horizonte befindlichen, gleich weit von einander entfernten Gegenſtänden maſs, und aus dem Unterſchiede ihrer Summe von 360°, die Correction ſchloſs, die bey der Meſſung dieſer Winkel angebracht werden muſs. Eine, auf dieſe Weiſe verfertigte Tafel, die z. B. für 120° die Correction = + 38″, für 90° + 35″ u. ſ. w. angiebt, theilt Hr. *Benzenberg* mit. Rec. findet dieſes Verfahren allerdings zweckmäſsig, wenn die Fehler ſich ſehr langſam ändern, — bey dieſem Sextanten für Winkel über 45°; in dem entgegengeſetzten Falle kann es, wegen der aufgehobenen Correſpondenz des Nonius mit dem Gradbogen, merklich fehlen. Die Urſache, weſshalb die Beobachtungen mit Bordaſchen Vervielfältigungskreiſen gewöhnlich weniger genau unter einander ſtimmen, als man erwarten ſollte, ſucht Hr. *B.* in der Vorausſetzung, daſs das feſtgeſtellte Fernrohr während der Bewegung des Kreiſes völlig unbeweglich bleibe, welche Vorausſetzung er nicht für wahr hält. Rec. ſtimmt dieſer Meinung bey, indeſs ſcheinen ihm auch noch mehrere Theile dieſes Inſtruments einer Vervollkommnung fähig; vielleicht rührt ein Theil der Fehler von den gewöhnlich ſehr ſchwachen Vergröſserungen der Fernröhre her. S. 233 — 234. *Beobachtungen der Ceres, und über die Lage von Quedlinburg*, vom Hn. Oberprediger *Fritſch*. Die Beobachtungen der Ceres, ohne genaue Zeitangabe, und deſshalb unbrauchbar. Auch Hn. *F's.* Inſtrument reichte zur Anſtellung guter Kreismikrometerbeobachtungen hin, und Rec. ſollte denken, daſs ſolche Hn. *F.* weit mehr Vergnügen und Genugthuung gewähren würden. Die Vergleichung der von anderen Aſtronomen berechneten Sonnenfinſterniſs vom 11 Febr. 1804 gab Hn. *F.* Lange von Quedlinburg = 35′ 14″1; die vom 17 Aug. 1803 = 35′ 15″0. Aus einer Vergleichung mit der Heinrichshöhe, nach *von Zach's* Beſtimmung ergab ſich faſt genau daſſelbe. S. 235 — 240. *Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten* vom Hn. *de la Lande* in Paris. Ein Auszug aus der *Hiſtoire de l'Aſtronomie pour* 1805, von dem wir nur das ausheben, was unſeren Leſern minder bekannt ſeyn möchte. Hr. *de la Lande* hat im März einen ſchönen Sonnenfleck beobachtet, faſt genau unter derſelben nördlichen Breite, unter welcher er die in den *Mémoires* 1776 beſchriebenen Flecken fand; er glaubt dieſes als eine Beſtätigung ſeiner damals geäuſserten Meinung anſehen zu können, nach welcher er einige Theile der Sonnenoberfläche zur Production der Flecken beſonders geneigt hält. Die Beobachtungen dieſes Flecks von *Fleaugergues* geben die Rotation der Sonne 25 Tage 1 [illegible] 6′; *de la Lande* hatte früher (*Aſtronomie* §. 3276) 25 T. 10 St. 0′, nur 6′ weniger, gefunden. Auch einige Nachrichten von *Piazzi's* neueren Bemühungen zu Erfindung der jährlichen Parallaxe der Fixſterne: für *Aldebaran* fand er 1″.5, für *Procyon* 3″, für *Sirius* 4″; Reſultate, die allerdings einer Beſtätigung bedürfen, und gegen die ſich Vieles einwenden lieſse. Eine gewiſs allen Aſtronomen willkommene Anzeige iſt die, daſs *Bouvard* ſeine neuen ♄ und ♃ Tafeln zum Drucke fertig hat; die Planeten ☿, ♀ und ♂ bearbeitet *Michel de la Lande* und ſeine Tafeln werden den *Bouvard*'ſchen bald folgen. *Lenoir* in Paris hat ein Fuſsgeſtell zum *Borda*'ſchen Kreiſe erfunden, welches den zweyten Beobachter bey Höhenmeſſungen ganz entbehrlich macht; Rec. hätte gewünſcht, eine nähere Beſchreibung davon zu ſehen, die gewiſs von allen Aſtronomen mit Dank aufgenommen worden wäre. Eine recht artige Idee des Hn. *Pictet* in Genf, die hier angeführt iſt, hebt Rec. noch aus. Es iſt ein Vorſchlag, mit einem Reflexionsinſtrumente die Culminationen der Himmelskörper dadurch zu beobachten, daſs man das Moment abwartet, wenn ihr Abſtand von einem, im wahren Oſt- oder Weſt-Puncte errichteten Zeichen gerade 90° beträgt. — Merkwürdig iſt es in der That, daſs noch immer von Zeit zu Zeit Schriften erſcheinen, die neue aſtronomiſche Theorieen auf Koſten der wahren Philoſophie aufſtellen wollen; auch hier hat der nun verewigte *Lalande* Gelegenheit, ſich über zwey Werke dieſer Art zu entrüſten. Das eine iſt von *Lancelin*, das andere von dem bekannten *Mercier*; dieſes beſchäftiget ſich, nach *Lalande's* Urtheil, mit der Vertheidigung der Einwürfe der Unwiſſenden und der Zweifel der in der Aſtronomie Unerfahrenen; es würde, wie *Lalande* ſehr treffend bemerkt, dem Vf. weniger Zeit gekoſtet haben, die Wiſſenſchaft verſtehen zu lernen. S. 240 — 248. *Bemerkungen über die Aufſuchung der Kometen* vom Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Wenn man ſich einen körperlichen Raum um die Erde und Sonne beſchrieben gedenkt, deſſen Oberfläche durch die Bedingung beſtimmt wird, daſs das Product aus den Abſtänden eines jeden Punctes deſſelben von Erde und Sonne, einer conſtanten Gröſse gleich iſt: ſo wird ein Himmelskörper in allen Puncten dieſer Oberfläche, von der Erde in gleicher Helligkeit geſehen werden; denn bekanntlich ſteht die Lichtſtärke im reciproken Verhältniſs des Products aus den Quadraten der Entfernung von Erde und Sonne. Hr. *O.* zeigt hier die Eigenſchaften der Curve, durch deren Rotation um die Axe der erwähnte Raum entſteht; ſie iſt eine Linie der 4ten Ordnung, und von der ſogenannten Caſſinoide nicht verſchieden. Jeder Punct des Weltraums kann mit *gleicher* Wahrſcheinlichkeit einen Kometen enthalten; allein ſehen werden wir ihn nur dann, wenn er ſich innerhalb des erwähnten Raums befindet, deſſen Conſtante durch die Bedingung der Sichtbarkeit beſtimmt wird. Die Erfahrung giebt den Satz, daſs die meiſten Kometen entdeckt werden, wenn das Product aus den Abſtänden von Erde und Sonne = 1 iſt; auf dieſe gründet Hr. *O.* eine Berechnung der Wahrſcheinlichkeit, mit welcher man hoffen darf, einen Kometen in einem beſtimmten Angularabſtande von der Sonne zu ſehen, woraus er denn wieder Reſultate, die für das praktiſche Kometenſuchen nicht unwichtig ſind, ableitet. Es folgt z. B. aus dieſer [illegible]

man die meiſte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs auf das Suchen in den Morgen- oder Abend-Stunden ſetzen muſs, indem es um Mitternacht weit weniger wahrſcheinlich iſt, einen Kometen über dem Horizonte zu ſehen; daſs nahe bey der Sonne wahrſcheinlicher ein Komet gefunden wird, als weiter von ihr; daſs man etwa das 20ſte oder 25ſte Mal, wenn man Kometen ſucht, einen zu entdecken hoffen darf u. ſ. w. S. 249—250. *Beobachtungen der Ceres* u. ſ. w. vom Hn. Dr. *Koch* in Danzig. Hr. K. klagt ſehr über das ſchlechte Wetter, welches dieſes Jahr, gegen die übrigen 13 ſeines Aufenthalts in Danzig, ſehr auszeichnete; nur ſehr wenige aſtronom. Beobachtungen konnte er zu Stande bringen, wovon wir hier einige erhalten. S. 250—253. *Aſtronomiſche Nachrichten* vom Hn. Prof. *Leski* in Warſchau. Einige Sternbedeckungen, der Anfang der Sonnenfinſterniſs vom 11 Febr. 1804 u. ſ. w. S. 253—263. *Aſtronomiſche Beobachtungen* von Hn. *Bode* in Berlin. Wie gewöhnlich beſtehen dieſe Beobachtungen aus einer Reihe mit den fixen Inſtrumenten der Sternwarte angeſtellten, und in Sternbedeckungen, Finſterniſſen u. ſ. w. — Trotz des, auch in dieſem Jahre ſo ſchlechten berliner Himmels (Hr. *B.* zählte 237 völlig trübe Nächte, eine Menge ſehr veränderlicher nicht gerechnet) ſind dieſe Beobachtungen zahlreich, und liefern manche dem Aſtronomen intereſſante Erſcheinung. Die Magnetnadel wich im Herbſte dieſes Jahres in Berlin im Mittel 18° 1¼′ ab. Der veränderliche Stern im Wallfiſche war in dieſem ganzen Jahre faſt unſichtbar, hielt alſo ſeine ehemalige Periode nicht mehr. S. 264—266. *Aſtronomiſche Beobachtungen* vom Hn. Adjunct *v. Wisniewsky* in Petersburg. Eine Reiſe, die der Vf. in geographiſcher Hinſicht unternahm, gab ihm Gelegenheit, mehrere Sternbedeckungen und die Sonnenfinſterniſs vom 16 Juny 1806 in verſchiedenen Städten des ruſſiſchen Reichs zu beobachten. In einer Note giebt Hr. *Oltmanns* den Meridian-Unterſchied zwiſchen Reval und Paris = 1″29′46″6. S. 266—268. *Aſtronomiſche Beobachtungen und Berechnung der Störungen der Ceres durch Saturn* vom Hn. Prof. *Pfaff* in Dorpat. S. 269, 270. *Nachtrag zur Beſtimmung der geographiſchen Länge von Mexico* vom Hn. *Jabbo Oltmanns* — gründet ſich auf einige vom Hn. *v. Humboldt* beobachtete Höhenwinkel, Azimuthe und abſolute Höhen einiger Berge. Die Methode kann zwar weder groſse Sicherheit noch ſehr genaue Reſultate gewähren; allein oft als Beſtätigung eines gefundenen Längenunterſchiedes ſehr nützlich ſeyn.

Wie gewöhnlich beſchlieſsen einige kürzere aſtronomiſche Nachrichten auch dieſen Band. Unter anderen, eine Nachricht von der Abreiſe der Hnn. *Biot* und *Arrago* nach Spanien, zur Verlängerung des pariſer Meridians bis nach den baleariſchen Inſeln. Eine andere über die Austheilung des in Berlin ausgeſetzten aſtronomiſchen Preiſes: fünf Abhandlungen, auſser acht kürzeren Aufſätzen, waren bis zu Ende des Septembers 1806 eingelaufen; überdieſs hatte Hr. *Huth* in Frankfurt an der Oder zwey Kometen entdeckt, und da der Preis, ſowohl für die Entdeckung einer neuen Erſcheinung am Himmel, als für eine intereſſante aſtronomiſche Abhandlung ausgeſetzt war: ſo wurde er zwiſchen Hn. *Beſſel* in Lilienthal, dem Vf. der gekrönten Abhandlung über die wahre elliptiſche Bewegung des Kometen von 1769, und Hn. *Huth* getheilt. LL. AL.

Fürth, im Büreau für Literatur: *Die erſten Anfangsgründe der Geometrie*, als Stoff zu Denk- und Sprach-Übungen benutzt. Von *D. J. P. Pöhlman.* Zweyten Bandes erſte Hälfte, 1805. 284 S. Zweyte Hälfte. 1806. 181 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. hat ſeine Arbeit für ungeübte Lehrer in Bürgerſchulen und den unteren Claſſen der Gymnaſien beſtimmt, und ſeine Belehrungen gehen bis zur Stereometrie. Der Vortrag läuft, wie bekannt, in Fragen und Antworten eines Lehrers und Schülers fort. Die Sätze von *Parallel-Linien*, und von äuſseren und inneren Winkeln nehmen gegen 100 Seiten ein; die von Parallelogrammen und Dreyecken beynahe eben ſo viel. Von S. 197—216 wird vom Quadrat der Hypothenuſe gehandelt, und das bekannte Theorem faſslich bewieſen. In dem folgenden Abſchnitt kommt aber in einem Nachtrag noch eine andere Beweisart vor, welche gleichfalls zu einer nützlichen Übung des Verſtandes Anlaſs giebt. — Die Lehre von den *Sehnen* führt hierauf zu der von regulären Vielecken, in Kreiſen beſchrieben. In der zweyten Hälfte dieſes Bändchens beſchäftiget ſich der Vf. in einem Abſchnitt mit Ausmeſſung der *Flächen* des Rechtecks, des Parallelogramms, der Dreyecke, der Kreiſe und der Kreis-Ringe; und in dem folgenden mit *ähnlichen* Figuren, mit Abſchnitten von Figuren, welche ſich durch eingezeichnete gleichlaufende Linien ergeben; von mittleren Proportionallinien und Vergleichung neben einander geſtellter Figuren, ſowohl ſolcher, welche von geraden Linien begrenzt werden, als derer, welche Kreiſe verſchiedener Gröſse ſind.

Der Vf. hat meiſtens die Beweiſe deſſen, was er lehrt, genau beygeſetzt; manchmal hat er aber dieſelben auch übergangen. Dieſes iſt, wie aus ſeiner Vorrede erhellet, nicht aus Unkunde oder Übereilung, ſondern mit Vorbedacht geſchehen. Den Meinungen etlicher Gelehrten, welche dafür halten, in Bürgerſchulen ſeyen nur die Reſultate der Geometrie, *ohne Beweiſe*, beyzubringen, tritt der Vf. ſelbſt gewiſs nicht unbedingt bey, wie aus ſeiner ganzen Methode, und dem Zweck ſeiner Bemühungen überhaupt deutlich genug erhellet. Auch iſt ſehr zu wünſchen, daſs ſolche gewagte Vorſchläge, welche nur den eiligen Weg der Praxis begünſtigen, und was mit der Eile verſäumt wird, überſehen, niemals in der Cultur des Schulfachs Eingang finden mögen! Daſs durch ſchwerfällige, ungeſchickt beygebrachte Beweiſe junge Leute von Mathematik manchmal abgeſchreckt werden, ſollte den vernünftigen Erzieher niemals auf den erwähnten Abweg der ſchädlichſten Bequemlichkeit verleiten!

Was wir in den beiden Abſchnitten dieſes Buchs

Digitized by Google

vermiſſen, iſt die nöthige Hinweiſung auf beſtimmte, vorhergegangene Sätze. Ohne rückwärts laufende Beziehungen, ſind junge Leute kaum jemals zu einer ſtrengen Ordnung im bündigen Beweisführen zu bringen; und in jeder geometriſchen Schrift ſollten genaue Citationen hierüber mit Fleiſs aufgeführt werden.

Bey der Kreisrechnung iſt die Verhältniszahl 100 : 314 angewendet, welches zu billigen iſt. Es hätte aber doch der Zahlen 113 : 355 ebenfalls Erwähnung gethan werden ſollen, da ſie viel genauer ſind, und angehende Geometer, wenn ſie in der Anwendung in anderen Büchern auf ſie ſtoſsen, oder auf Reſultate gerathen, welche daraus abgeleitet ſind, (ohne daſs dieſe Zahlen ſelbſt angeführt worden wären) ſich ſonſt nicht darein zu finden wiſſen. Wenn man ſich ein Einmal Eins für dieſe Zahlen (113 : 355) hält: ſo iſt ihr Gebrauch auch nicht beſchwerlich. Bey der Zahl 314 findet ſich (S. 62) nur der Beyſatz: und ein noch ganz unmerkliches Stückchen darüber. — Dabey wäre aber dienlich geweſen, etwas über den Anhang, welcher zwiſchen 314,15 und 314,16 fällt, beyzufügen, weil ſo viele Leute über dieſen Anhang Zweifel haben.

Der Vf. bietet in der Vorrede einen Apparat geometriſcher Figuren, (bunt gemalt, auf Holz) dem Publicum an. Es ſind 18 Stücke, welche für 3 Gulden erlaſſen werden. Dem Vernehmen nach verdient dieſer Apparat alle Empfehlung.

Ar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. 1) *Wilna*, in d. Univerſitätsbuchdruckerey: *Eſſai ſur l'Epoque de l'Antiquité du Zodiaque de Denderah (Tinthyris)*. Par *l'Abbé Poczobut*, Aſtronome Obſervateur à l'Univerſité Imperiale de Vilna. 1803. 16 S. 4. Mit 1 Kpf.

2) *Coburg*, b. Ahl: *Erklärung des Thierkreiſes in dem Porticus des Iſistempels zu Tentyra in Oberägypten.* Einladungsſchrift von D. *Joh. Chriſt. Matth. Reinecke*, Prof. 1804. 35 S. 4.

Zwey neue Verſuche zu Erklärung des bekannten Thierkreiſes zu Tentyra. Die erſte Schrift des *Abbé Poczubut*, welcher eine Copie deſſelben vom Grafen Littawor Chreptowitz erhalten hatte, und davon einen zu gegenwärtiger Unterſuchung gehörigen Theil auf der beygefügten Kupfertafel wieder abdrucken lieſs, iſt ganz aſtronomiſch. Unter den vier Ringen nämlich, welche auf dem Plafond abgebildet ſind, enthält der vierte den ſogenannten Thierkreis mit den 12 Sternbildern u. noch anderen Figuren, auſser dem Krebſe, deſſen Stelle hier leer geblieben iſt. Unter dieſer Stelle aber ſteht im zweyten bloſs mit Hieroglyphen angefüllten Ringe eine Hand mit einem Puncte in der Mitte. Dieſe hält Hr. *P.* für das Zeichen des Solſtitiums aus folgenden Gründen. Er nimmt an, daſs die Figur im Thierkreiſe mit der aufrechtſtehenden Kornähre in der Hand die Jungfrau, und der Ort, wo die Ähre aufſteht, den Ort des Sterns Spica, der aber nicht beygefügt iſt, bedeute. Von hier bis an den Stern α der Wage, der ebenfalls fehlt, und den Hr. *P.* an den öſtlichen Theil der weſtlichen Wagſchale ſetzt, bildet er einen Maſsſtab, der ſich aus den bekannten Ortern beider Sterne leicht entwerfen läſst. Der Unterſchied beider in der Länge beträgt nämlich 21°,14′,39″. Dieſe Weite iſt in der Entfernung der Spica von δ Cancr. oder in 75° ohngefähr $3\frac{1}{2}$ mal enthalten. Auf dem Thierkreiſe trifft nun dieſe Entfernung, mit dem Maſsſtabe genommen, an den Fuſs einer Figur, nicht weit von der genannten Hand. Die Schrift des Hn. *P.* enthält alſo eine nicht unintereſſante Hypotheſe, die der Bekanntmachung werth iſt, wenn auch gleich das Ganze nicht zur Evidenz gebracht werden kann, und vieles, wie die Stellen der angenommenen Sterne, nur Vermuthung bleiben muſs. Nach derſelben wäre der Thierkreis 583 Jahre vor dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung verfertigt, wo aber die Wage noch nicht vorkommen dürfte.

No. 2 beſchäftigt ſich mehr mit dem Mythologiſchen und Hiſtoriſchen, und iſt beſonders als ein Verſuch anzuſehen, die Vermiſchung der Zodiakalbilder mit den anderen dazwiſchen liegenden Figuren und den unter dem Thierkreiſe ſelbſt liegenden 42 Kähnen zu erklären. Nachdem Hr. *R.* eine Beſchreibung des Thierkreiſes ſelbſt vorausgeſchickt hat, findet er, durch des Pater Jaques Martins Abhandlung *ſur l'Aſtrologie judiciaire* veranlaſst, daſs die 42 Kähne mit den darauf ſtehenden Figuren, die 42 himmliſchen Intelligenzen u. die denſelben zugehörigen Sternbilder in und auſser dem Zodiakus bedeuten, wodurch die Welt regiert werde, und daſs der ganze äuſsere Kreis daher nichts weiter als eine hieroglyphiſche, aſtrologiſche Darſtellung des ganzen geſtirnten Himmels ſey. Den Grund davon, daſs der Krebs in der Reihe der Sternbilder fehle, findet Hr. *R.* darin, daſs die danebenſtehende Pyramide das Solſtitium anzeige, bey welcher der Krebs oben, wie verloren, angebracht ſey. Hier muſs aber Rec. auf die Abhandlung und die Abbildung ſelbſt verweiſen. Die eingeſchobenen Figuren ſind nach Hn. *R.* von dreyerley Art. Die eine Gattung nämlich kann Perſonificationen einzelner Fixſterne ſeyn, die zweyte, die Kugeln mit eingezeichneten Figuren die Planeten, und zwar gewiſſe Conſtellationen derſelben bedeuten. Hr. *R.* glaubt, daſs man durch Vergleichung mit anderen Denkmälern auszumitteln ſuchen müſste, welche Kugeln den einzelnen Planeten gehörten, um daraus ein beſtimmtes Datum, vielleicht für die Erbauung des Tempels zu finden. Es dürfte aber wohl nach Rec. Meinung auch bey deutlicheren Merkmalen der einzelnen Planeten eine ſehr unzuverläſſige Angabe bleiben, wenn man aus allen möglichen Combinationen die wahre finden wollte. Die übrigen Zeichen hält der Vf. für Feſttagszeichen, und die beiden Randfiguren nimmt er mit Denon für Iſisbilder. Dieſe deuten ihm auf die zwey Hälften des Jahres, und den Gedanken, daſs beide Hälften einen Cyklus ausmachen, findet er in den gegen einander ausgeſtreckten Armen beider Geſtalten. Aus dem Umſtande endlich, daſs die Wage auf dem Thierkreiſe vorkömmt, folgert Hr. *R.* mit Recht, daſs demſelben kein hohes Alter zugeſtanden werden könne, glaubt aber doch, daſs er ſchon vor Auguſt exiſtirt habe, weil Strabo von einem Tempel zu Tentyra ſpreche, und ſchon zu dieſer Zeit die aſtronomiſchen Studien unter den ägyptiſchen Prieſtern in Abnahme gekommen wären. Auf den letzten Grund möchte Rec. kein Gewicht legen; er hält es vielmehr für eben ſo möglich, daſs die Abbildung einige Jahrhunderte nach Auguſt erſt verfertigt ſeyn könnte, wo ein verdorbener Geſchmack und aſtrologiſcher Aberglaube noch allgemein herrſchend war. Eine Abbildung, worin ſo wenig Genauigkeit in Beſtimmung einzelner Puncte und Linien ſichtbar iſt, und wobey man das Meiſte nur errathen muſs, iſt für den Aſtronomen und Geſchichtforſcher ſo gut wie unbrauchbar. Überhaupt ſcheinen dem Rec. bey Unterſuchungen über die alte Aſtronomie, ſo viele Achtung er für den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit eines *Court de Gebelin* und anderer Männer hegt, allegoriſche und etymologiſche Deutungen alter Mythen ein zu unſicheres Hülfsmittel; und er wird ſo lange an den groſsen aſtronomiſchen Kenntniſſen der alten Völker zweifeln, ſo lange man nicht mit mehr hiſtoriſcher Gewiſsheit ihre Beobachtungsmethoden, beſonders aber die Art ihrer Zeitbeſtimmung und die Reſultate daraus wird erweiſen können. Mit der ſo oft geprieſenen Gelehrſamkeit der Ägypter mag es übrigens für eine Bewandniſs haben, welche es wolle. Cicero, Strabo und Diodor ſind für die ganz alte Aſtronomie nicht ganz gültige Zeugen. Ihre und anderer Schriftſteller Ausſagen müſſen mit dem, was die Griechen von jenen Völkern wirklich angenommen haben konnten, genau verglichen werden, wenn ſie als richtige Beweiſe gelten ſollen, und wenn man nicht ſehr widerſprechende Reſultate herausbringen will. So würde z. B. ſelbſt mancher griechiſche und römiſche Schriftſteller des Vfs. Bemerkung, daſs die Ägypter ihre erſten aſtronomiſchen Kenntniſſe von den Chaldäern erhalten hätten, gewiſs nicht gelten laſſen. Durch dieſe wenigen Bemerkungen aber will Rec. Hn. *Rs.* Erklärung, die mit ſo vieler Wahrſcheinlichkeit vorgetragen iſt und ihren Werth behält, wenn auch der Thierkreis erſt in ſpäterer Zeit verfertigt ſeyn ſollte, nicht widerlegen. Sie hat vielmehr ſeinen ganzen Beyfall, und wird gewiſs das ihrige dazu beytragen, auch dem groſsen Publicum, unter das man die Meinung von dem zu hohen Alter der Thierkreiſe und der ägyptiſchen Weisheit überhaupt, ſo voreilig verbreitet hatte, eine beſſere Anſicht dieſer alten Denkmäler zu verſchaffen.

A. M.

Digitized by Google

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Hoffmann: *Barrow's Reiſen in China. — Non cuivis homini contingit adire Corinthum.* Nur wenigen iſt es vergönnt, Peking zu ſehen. Aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter Theil. Mit einem Kupfer. 1805. 274 S. Zweyter Theil. Mit einem Kupf. 1805. 412 S. 8.

Obgleich alle Morgenländer ohne Unterſchied *hoſpitibus feri* ſind: ſo gilt dieſes doch in einem vorzüglichen Grade von den am meiſten oſtwärts lebenden Chineſen. Unter den Türken, Perſern, Arabern, Tataren wird es wohl einzelnen Europäern vergönnt, im Lande herumzureiſen. Die Chineſen aber laſſen keinen Fremden, wenn er auch mit Päſſen und Empfehlungsſchreiben verſehen iſt, in ihr Land kommen, noch vielweniger frey und ungehindert darin herumreiſen. Wenn die Miſſionarien ſich nicht durch ihre mathematiſchen Kenntniſſe dem aſtronomiſchen Tribunal unentbehrlich gemacht hätten: ſo würden auch ſie an der Grenze längſt abgewieſen ſeyn, und den heiligen Boden des chineſiſchen Reichs nicht betreten dürfen. Nur Geſandtſchaften, wovon S. 27 u. 28 ein Verzeichniſs gegeben wird, werden ſeit dem 17ten Jahrhunderte zugelaſſen, und ehe ſie ſich dem Reiche nähern dürfen, muſs die Erlaubniſs dazu durch Correſpondenz erhalten werden. Da die Geſandten, ſo lange ſie in China ſind, auf Koſten des Hofes auch in den geringſten Kleinigkeiten unterhalten werden, und dieſe Koſten nicht unbedeutend ſind, weil zum Fortſchicken der Geſandten, ihres Gefolges und Gepäckes eine Menge Menſchen aus vornehmen und geringen Ständen in Bewegung geſetzt werden: ſo iſt der Hof, unabgeſehen von der Eiferſucht gegen alles Fremde und Auswärtige, nicht ſehr willfährig mit Ertheilung dieſer Erlaubniſs. Die europäiſchen Potentaten und Handlungsgeſellſchaften haben auch nicht oft um die Erlaubniſs nachgeſucht, wegen der groſsen Entfernung des auch von ihrer Seite erfoderlichen nicht geringen Koſtenaufwandes, des ſchlechten Erfolges, den vorige Geſandtſchaften gehabt haben, der Demüthigung und Einſchränkung, die ſelbſt Geſandte mächtiger Könige von einem unwiſſenden und ſtolzen Volke erfahren. Geſchenke, die dem Kaiſer von fremden Mächten gebracht werden, ſind in ſeinen und ſeines Volkes Augen ein Tribut, der ihnen von Unterthanen entrichtet wird. Die Geſchichte weiſs kein Beyſpiel, daſs der chineſiſche Kaiſer einen Geſandten an irgend einen Hof in Europa geſchickt hätte. Die Sultane in Conſtantinopel, die Schahs in Iſpahan und Terehan haben ſich hierin höflicher und nachgiebiger gegen die europäiſchen Sitten gezeigt, und nicht durch Stolz und Grobheit die Ausländer weggeſchreckt. Die 1793 nach China geſchickte brittiſche Geſandtſchaft war die erſte dieſes Reiches. Vielleicht wird ſie auch die letzte ſeyn. Wenigſtens haben die Chineſen, obgleich ſie ausnehmend gefällig und höflich waren, den Britten keine Urſache gegeben, ſich mit einer prunkvollen Miſſion an ſie bald wieder zu wenden. Die Hauptabſicht der Geſandtſchaft, über welche uns die Reiſebeſchreiber im Dunkeln laſſen, iſt nicht erreicht worden. Wir ſchlieſsen dieſes aus dem ſeit dieſer Geſandtſchaft unverändert gebliebenen Verhältniſſe des brittiſchen Handels zu dem chineſiſchen. Der Stolz, womit die Chineſen die Niederfallung der Britten vor dem Bilde, Namenzug und Perſon des Kaiſers verlangten, war den Britten, in deren Hof-Etiquette das Knieen vor dem Könige keine entehrende, ſondern vielmehr eine durch das Herkommen bey gewiſſen Anläſſen nothwendig gewordene Handlung iſt, doch ſo anſtöſsig, daſs ſie jene Ehrfurchtsbezeugung beſtändig verweigerten. Eine moskowitiſche Geſandtſchaft, welche vor der holländiſchen vom J. 1656 von *Neuhof* beſchriebenen, abgeſchickt war, muſste, weil ſie ſich hiezu nicht verſtehen wollte, unverrichteter Sachen wieder heimkehren. Der Lord *Macartney* brachte es endlich dahin, daſs man von ihm, dem Bilde oder der Perſon des Kaiſers gegenüberſtehend, keine andere Herablaſſung und Verehrung verlangte, als das Ceremoniel des Hofes von St. James zulieſs. Die Debatten darüber waren ſo langweilig und dem Charakter einer wirklich groſsen Nation ſo wenig angemeſſen, daſs die Britten ihnen gern ausweichen, und vors Erſte keine Geſandtſchaft nach China wieder expediren werden. Der brittiſchen folgte ein paar Jahre nachher 1795 eine holländiſche nach. Sie wurde aber, wenn wir den Nachrichten des Hn. *Barrow* S. 13, 14 trauen dürfen, von den Chineſen ſo erniedrigend behandelt, daſs auch ihnen wohl die Luſt vergehen möchte, einen neuen Beſuch in Peking abzuſtatten. Auſserdem macht die allgemeine Zerrüttung des Handels, und die ausgeleerten Geldcaſſen der Corporationen und der Individuen, es nicht wahrſcheinlich, daſs Geſandtſchaften nach China ſo bald werden veranſtaltet werden. Die trefflichen Schriften, die durch die brittiſche Geſandtſchaft das Licht der Welt erblickt ha-

Digitized by Google

ben, nebſt denen der holländiſchen Geſandtſchaft, werden noch lange als die letzten ſolcher Reiſenden, die den kaiſerlichen Hof in der Nähe zu ſehen Gelegenheit hatten, gelten müſſen, und durch keine ſpäteren Geſandtſchafts-Berichte verdrängt werden. Zu ihnen, und vorzüglich zu dem vorliegenden Werke des Hn. *Barrow*, welches die reichhaltigen Bemerkungen eines hellſehenden und wohl unterrichteten Beobachters enthält, greife derjenige, der von dem Zuſtande, dem Betriebe, dem Charakter und übrigen Merkwürdigkeiten des chineſiſchen Volkes Auskunft haben will. Dem über die Weltbegebenheiten nachdenkenden Manne wird das Studium der chineſiſchen Statiſtik, die Hr. B. mit philoſophiſchem Geiſte behandelt hat, intereſſant und wichtig ſeyn. Im Weſten der alten Welt wird eine Monarchie gegründet, die in kurzer Zeit entweder ganz Europa oder den gröſsten und ſchönſten Theil davon umfaſſen wird. Im Oſten exiſtirt ſchon ſeit Jahrhunderten eine unermeſslich groſse Monarchie, wo 333 Millionen von Menſchen (dieſe ſtarke Bevölkerung hält Hr. B. nicht für unwahrſcheinlich, und eine noch ſtärkere im chineſiſchen Reiche für möglich) ohne Murren dem Willen eines Einzigen gehorchen. Hier entſteht Stoff zu Fragen und Vergleichungen, welchen wir nur andeuten können, da er nicht zum Inhalt des Buches gehöret, und wir nur Referenten von dem Inhalte ſind. Zu den vielen Mitteln, wodurch das chineſiſche Reich von anderen Ländern iſolirt bleibt, und ohne Aufruhr und innerliche Kriege von einem einzigen im Norden des Reichs reſidirenden Monarchen abhängig iſt, gehört die Einheit der Schriftſprache, und die Hof-Zeitung in Peking, durch welche in allen Winkeln des Reichs die Tugenden und die väterliche Güte des jedesmaligen Kaiſers bekannt gemacht, worin aber zuweilen, trotz der geprieſenen Wahrhaftigkeit der Zeitung, Schlachten beſchrieben werden, die nie geliefert, und Siege angekündiget werden, die nie erfochten ſind. Th. 2. S. 154. Die Preſsfreyheit wird von der Regierung nicht gefürchtet, die es in ihrer Gewalt hat, jede Verletzung der Moralität mit der Peitſche oder dem Bambusrohre zu beſtrafen. S. 155. Der Vf. folgt in der Ordnung der Bemerkungen dem Laufe ſeiner Reiſe, und es werden auch viele Ereigniſſe auf derſelben in jene eingeflochten, wenn gleich nicht die Abſicht geweſen iſt, ein vollſtändiges Tagebuch zu liefern. Auf vorläufige Bemerkungen (Cap. 1) folgen Ereigniſſe und Beobachtungen bey der Schiffahrt auf dem gelben Meere und dem Pai-ho oder weiſsen Fluſs hinauf (C. 2). Die vortheilhafte Beſchreibung, welche die erſten Miſſionarien von China machten, wird aus der ſchlechten Beſchaffenheit des geſellſchaftlichen Zuſtandes in dem damaligen Europa erklärt. Der Vf. ſchildert ihn ſchlechter (S. 35), als ihn der Hiſtoriker zugeben wird. Auf dem gelben Meere hatten die Engländer Gelegenheit, viele Proben von der Ungeſchicklichkeit der Chineſen im Bauen und Regieren der Schiffe wahrzunehmen. Sie gebrauchen zwar einen Compaſs, und haben ihn wahrſcheinlich viel früher gebraucht, als die Europäer; allein ſie pflegen nicht gern bey ihren Seereiſen das Land aus dem Geſicht zu verlieren, und es iſt zu verwundern, daſs ſie, zumal mit ſo elenden Schiffen, von China nach Batavia ſegeln können. Sie ſegelten und ſegeln nach Madagaſcar und der öſtlichen Küſte von Oſt-Afrika, wo eine gewiſſe Raçe von Hottentotten durch ihre Geſichtsbildung den chineſiſchen Urſprung verräth. Der Vf. findet ihn auch an den Tingeleſen in Aſien. Daſs die Magnetnadel eine chineſiſche Erfindung ſey, wird durch die dabey angebrachte Darſtellung der einheimiſchen Mythologie wahrſcheinlich. Wegen des niedrigen Fluſſes Paiho wurden die Geſchenke und das Gepäck der Geſandtſchaft auf 30 bis 40 kleinen chineſiſchen Schiffen ans Land gebracht, und die engliſchen Schiffe kehrten, ohne Hülfe der chineſ. Steuerleute, von denen die brittiſchen Matroſen am Borde mit Verachtung ſprachen, nach Chuſan zurück. Die Jachten, auf welchen die Geſandtſchaft weiter gebracht wurde, waren bequem eingerichtet, und die zu ihr gehörenden Perſonen nebſt den anderen am Borde wurden reichlich mit Lebensmitteln verſorgt. Sonſt bemerkte man weder eine groſse Fruchtbarkeit des Bodens noch Wohlhabenheit der Einwohner. Die groſse Menge des Volks, die ſich täglich an den Ufern des Fluſſes verſammelte, um die dem Kaiſer Tribut bringenden Fremden zu ſehen, erregte in den Reiſenden die gröſste Verwunderung. Der durch gewaltſames Binden der Zehen unter die Fuſsſohlen verkleinerte Fuſs der Frauenzimmer giebt Stoff zu Bemerkungen über den Urſprung dieſer Sitte und anderer Verſtümmelungen, welche barbariſche Völker an ihren Körpern vornehmen. Unter ſolche können wir die Chineſen auch wegen des Schmutzes u. Mangels an Reinlichkeit zählen. *Tienſing* auf der Fahrt nach Peking gab einen wundernswürdigen Anblick von dem Handlungsgeiſt der Nation und den vielen Manufacturen und Waaren im Lande. Unter den vielen Waaren, die nach der Hauptſtadt gebracht wurden, ſetzten die Kuchen, aus Koth und Excrementen zuſammengeſetzt, unſere Beobachter in Verlegenheit, ehe ſie die Beſtandtheile und die Abſicht, zum Dünger in Gärten gebraucht zu werden, erriethen. Endlich verlieſs die Geſandtſchaft den Fluſs, trat die Reiſe zu Lande an, kam in einem langen feyerlichen Zuge in der Hauptſtadt an, wo ſich der Geſandte nach der Tatarey, der Vf. aber nach dem Pallaſte Yuenmin-yuen begab, um die für den Kaiſer beſtimmten Geſchenke aufzuſtellen, welche von ihm auf ſeiner Rückkehr von Gehol in der Tatarey in Augenſchein genommen wurden (Cap. 3). Der Vf. hat länger in dem eigentlichen China zugebracht, als der Geſandte und deſſen Secretär, hatte oft Gelegenheit, mit Chineſen und den ſich unter ihnen aufhaltenden Miſſionarien zu ſprechen, war der chineſiſchen Sprache ziemlich kundig, und die Reſultate ſeiner angeſtellten Beobachtungen und Unterredungen geben die nachfolgenden Capitel. Das geſellſchaftliche Leben, die Sitten, Gewohnheiten, Denkart in den

Digitized by Google

moraliſchen Charakter des Volks beſchreibt das 4te Capitel. Zuerſt von den Weibern, denen harte Arbeiten und viel Zwang auferlegt wird. Hier iſt eine Abſchweifung in die alte Geſchichte über die Art, wie die Griechen die Weiber behandelt haben. Dergleichen Epiſoden kommen oft vor. Sie zeugen von der Beleſenheit des Vfs. und ſeinem geſunden Urtheil. Wir wünſchen aber, daſs die Autoren, aus denen er etwas anführt, genauer citirt wären, oder der Überſetzer dieſen Mangel ergänzt hätte. Was er z. B. von *Nieuwhoff* ſagt, S. 166, der in einem ſeiner Kupfer, die nach chineſiſchen Zeichnungen gearbeitet ſeyn ſollen, eine Frau mit einem Eſel an denſelben Pflug ſpannt, verdiente genauer geprüft zu werden. Der Vf. ſetzt hinzu: *wenn ich nicht irre*. Er war alſo ſeiner Sache nicht gewiſs. Der Überſetzer hätte ſeinen Schriftſteller an Fleiſs übertreffen, und das Kupfer, wenn ein ſolches vorhanden iſt, nachweiſen ſollen. Worauf mag die Behauptung beruhen, daſs die Kupfer in *Neuhoff's* Geſandtſchafts-Reiſe nach chineſiſchen Zeichnungen gearbeitet ſind? Wird dieſes bloſs vermuthet, oder in China behauptet, oder von *Neuhoff* verſichert? Letzteres erinnern wir uns nicht bey *Neuhoff* geleſen zu haben. Der Gehorſam der Kinder gegen die Ältern, wovon ſo viel Rühmens gemacht iſt, erſcheint hier in einem ganz anderen Lichte und nicht ſo ſehr zum Lobe der Chineſen, als in den Schriften der Jeſuiten. Der Gehorſam iſt durch Geſetze befohlen, wird nicht durch Zuneigung eingeflöſst. Töchter werden an die Heirathsluſtigen verkauft. Die Vielweiberey findet nach den Geſetzen Statt, aber in dem Temperamente, und der äuſseren Lage der Männer mancherley Hinderniſſe. Knabenliebe iſt ein Laſter, das von den erſten Staatsbeamten auf eine ſchamloſe Art begangen und eingeſtanden wird. Kein Ruhetag zu gottesdienſtlichen Handlungen oder unſchuldigen Vergnügungen, wobey der Vf. der Feyer des Sonntags eine Lobrede hält; nur der erſte Tag des neuen Jahrs, und einige wenige darauf folgende werden feyerlich begangen. Karten und Würfelſpiele ſind ihr liebſter Zeitvertreib, und wo dieſe fehlen, ſpielen ſie mit den Fingern nach der Weiſe der alten Römer und der jetzigen Italiäner. Mit dem Bambusrohr gegeiſselt zu werden, iſt eine Strafe, der alle vom erſten Miniſter bis zum Bauer unterworfen ſind, und die oft im Zorn oder nach Laune verhängt wird. Die Grauſamkeit, womit ſolche Peitſchenhiebe ausgetheilt, und die Geduld, womit ſie empfangen wurden, muſsten in dem Gemüthe der alle Tyranney verabſcheuenden Britten nothwendig einen groſsen Widerwillen gegen den chineſiſchen Charakter erregen. Dieſer ſpricht ſich in ſeiner ganzen Fühlloſigkeit und Unbarmherzigkeit noch deutlicher aus durch die Ausſetzung der neugebornen Kinder, welche allein in der Hauptſtadt jährlich 9000 Menſchen das Leben raubt, und in jeder der übrigen Städte des Reichs nicht weniger verheerend ſeyn ſoll. Von Natur ſind die Chineſen ſanft und milde, aber die Gewohnheit von der erſten Erziehung an, und die tyranniſche Regierung hat ſie entartet. Überhaupt iſt ihr Charakter ein ſeltnes (ſeltſames) Gemiſch von Stolz und Niederträchtigkeit, von erkünſteltem Ernſt und wirklicher Nichtswürdigkeit, von verfeinerter Höflichkeit und grober Ungezogenheit. In ſolcher Geſtalt zeigt er ſich auch am Hofe, der im 5ten Cap. geſchildert wird. Die Aufnahme und Bewirthung des brittiſchen Geſandten am Hofe zu Gehol wird in einem von dem Lord *Macartney* dem Vf. mitgetheilten Berichte beſchrieben. Ein Gegenſtück dazu iſt ein Fragment aus dem Tagebuche eines Mitgliedes von der holländiſchen Geſandtſchaft, die 1795 in Peking dem Kaiſer aufwartete. Sie verweilte 36 Tage daſelbſt, wurde oft vorgelaſſen, muſste ſich viele Demüthigung gefallen laſſen, und verlieſs die Hauptſtadt, ohne daſs man ihr erlaubt hatte, über irgend eine Art von Geſchäften zu ſprechen. Die Theaterſtücke ſind elende Farcen, und die übrigen Luſtbarkeiten kindiſch, unanſtändig und pöbelhaft. In der Mannichfaltigkeit der Feuerwerke haben die Chineſen vielleicht den Vorzug vor den übrigen der Welt. Die Verſchnittenen am Hofe ſind auch hier dieſelben elenden Geſchöpfe, die ſie anderswo ſind.

Das erſte Capitel des zweyten Theils (es hätte das *ſechſte*, nämlich des ganzen Werkes, heiſsen ſollen, weil darauf das *ſiebente* folgt, S. 119,) handelt von der Sprache, Literatur und ſchönen Künſten, Wiſſenſchaften, Mechanik und Medicin. In dem groſsen Reiche gebraucht man einerley Schrift, die überall verſtanden wird, obgleich die mündliche Sprache ſehr verſchieden iſt, und die Staatsbeamten und andere, welche mit den Britten aus Peking gereiſet waren, mit den Botsmannern der ſüdlichen Provinzen nur mit Hülfe eines Dollmetſchers reden konnten. Von der Hieroglyphen-Schrift iſt die chineſiſche ſehr verſchieden. In den 212 Charakteren, die ſtatt der Wurzelzeichen dienen, iſt keine Ähnlichkeit zwiſchen dem Zeichen und dem Gegenſtande. Nach jenen Charakteren ſind die Wörterbücher geordnet und die Charaktere zu deuten oder ihre Zuſammenſetzung zu zergliedern, iſt ſo ſchwer nicht, als *Hager* und andere glauben; erfodert jedoch eine groſse Bekanntſchaft mit den Sitten und Meinungen des Volks. Das Exempel des jungen *Staunton* in der Geſandtſchaft, der in 12 Monaten ſich den Chineſen verſtändlich machen, und Chineſiſch ſchreiben lernte, kann denen, die ſich auf dieſe Sprache legen wollen, zur Aufmunterung dienen. In der Umgangsſprache kann ein Europäer 342 einſylbige Töne bilden, die der Chineſe bis zu 1331 vermehren kann. Da die Schriftſprache 80000 Charaktere hat, wovon jeder ſeinen eigenen Namen hat: ſo werden im Durchſchnitt 60 Charaktere, mit demſelben einſylbigen Namen bezeichnet, eben ſo viele verſchiedene Bedeutungen haben. Die Sprache iſt für das Auge, nicht für das Ohr. Denn der Aufſatz, der geſehen verſtändlich iſt, wird geleſen nicht verſtanden werden. In den ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften ſind die von *Confucius* geſammelten Bücher noch immer claſſiſch. Die Sprache eignet ſich auch mehr für moraliſche Sentenzen, als elegante Gedichte. Die aſtronomi-

Digitized by Google

ſchen Kenntniſſe beſtehen in verworrenen aſtrologiſchen Begriffen, und portugieſiſche Miſſionarien verfertigen jetzt den Kalender. Kein Chineſe noch Tatar, die der Vf. in dem Pallaſt zu Yuenmin-yuen ſprach, konnte die Phänomene der himmliſchen Körper erklären. Von der Geometrie und Algebra weiſs man im Lande nichts, obgleich ſich die Sprache zu dieſen Wiſſenſchaften gut ſchickt. Ohne die Chemie als Wiſſenſchaft zu kennen, zeigen ſie in verſchiedenen Künſten, daſs ſie Einſichten darin beſitzen. Sie ſind mit den Wirkungen des Dampfes, der Kunſt, Eiſen aus Erz zu ſchmelzen, Eiſen in Stahl zu verwandeln u. dgl. m. bekannt. Ihre Stahlarbeiten ſind übrigens ſchlecht, die von Silberdrath ſauber. Lange vor der chriſtlichen Zeitrechnung iſt ihnen der Gebrauch des Schieſspulvers bekannt geweſen; das, welches ſie verfertigen, iſt auſserordentlich ſchlecht. In der Fabrik der irdenen Gefäſse oder des Porcellains haben ſie, ſo weit die Bereitung der Materialien geht, einen groſsen Grad der Vollkommenheit erreicht. Sie aber wiſſen ſo wenig als die Japaneſen dem Teige eine elegante Form zu geben. Im Schnitzen in Elfenbein übertreffen ſie alle anderen Künſtler, ſogar die in Birmingham Stroh, insbeſondere Reisſtroh, Maulbeerbaumsrinde, Baumwollenſtauden, Hanf, Neſſeln und andere Pflanzen werden zu Papier verarbeitet. Maſchinen ſind nicht viel bekannt, weil ſo viele Menſchen zu Handarbeiten gebraucht werden. Von dem Apparat zur Luftpumpe, zu elektriſchen Experimenten u. dgl. m., die unter den mitgebrachten Geſchenken waren, urtheilte der Kaiſer, daſs ſie vielleicht zum Spielzeuge für einige ſeiner Enkel beſtimmt wären. Die Muſik wird von Perſonen weiblichen Geſchlechts, die zum Verkauf erzogen werden, cultivirt. In der Malerey ſind die Chineſen elende Schmierer, die keine perſpectiviſchen Regeln beobachten, Licht und Schatten nicht zu vertheilen wiſſen, und dgl. m. Ihre Baukunſt hat nichts Gefälliges für das Auge, keine Feſtigkeit, Zweckmäſsigkeit, Plane und Proportion. Die Pagoden, eine Nachahmung der in Indien befindlichen, ſtehen jenen in Zeichnung und Arbeit nach. Das bewundernswürdigſte Werk, das die Chineſen aufgeführt haben, iſt die groſse Mauer, welche China von der nördlichen Tatarey trennt, 1500 engl. Meilen lang, und über Berge 2 bis 300 Fuſs hoch und durch tiefe Thäler und Flüſſe geht. Ein ähnliches Unternehmen iſt der kaiſerliche oder groſse Kanal, der an Umfang und Gröſse ſeines Gleichen nicht hat. In der Feuerwerkerkunſt haben ſie es weiter gebracht, als irgend eine Nation in Europa. Die Heilkunde wird wenig geſchätzt, und die, welche ſich derſelben widmen, gehören zu der niederen Claſſe. Ginſeng, Rhabarber und die Chinawurzel werden am gewöhnlichſten gebraucht; Präparate aus dem Thier- und Mineral-Reiche findet man wenige in den Apotheken. Die Zahl der Quackſalber und der Verkäufer geheimer Arzneyen iſt in jeder Stadt unermeſslich groſs, und die Leichtgläubigkeit der Einwohner verſchafft ihnen Unterhalt.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. 1) *Frankfurt am Mayn*, b. Jäger: *Freymüthige Briefe über Schwalbach, deſſen Quellen und Umgebungen.* Zur Unterhaltung für Ärzte und Laien herausgegeben von Dr. *Juſtus Fenner.* 1807. 84 S. 8. (9 Gr.)

2) *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn oder Hinnewieder bey Freudenthal im öſterr. Antheile von Schleſien.* Von Dr. *F. J. Preiſs*, ausübend. Ärzte zu Neuſtadt in Oberſchleſien. 1807. 58 S. 12. (8 Gr).

Ärzte dürfen — dieſs hätte der Herausgeber ſelbſt in einer freymüthigen Vorrede ſagen ſollen — von No. 1 keinen groſsen Gewinn für die Wiſſenſchaft erwarten. Sie liefert ihnen keine pathologiſchen und therapeutiſchen Anſichten, die ſie in den Stand ſetzen könnten, die ſchwalbacher Quellen in vorkommenden Fällen zweckmäſsig anzuwenden. Die Schilderung, die hier von Schwalbachs Lage und Vergnügungen während der Curzeit gemacht wird, verräth die glühende Phantaſie eines jungen Mannes. Das Wichtigſte in der Schrift iſt des Vfs. Idee über die Bildung eiſenhaltiger Mineralwaſſer. Er nimmt an, daſs dieſelben nur da entſtehen können, wo beträchtliche Torflager ſind, und daſs dieſe Waſſer ihren Mineralgehalt ſchlechterdings dem Torfe zu danken haben. Die Policeyverwaltung in Schwalbach, ſagt der Vf. S. 83, läſst nichts zu wünſchen übrig. Alle ihre Vorkehrungen ſind zweckmäſsig und weiſe. Nur das einzige möchte zu erinnern ſeyn, daſs Gaukler, Seiltänzer u. ſ. f. mit ihren gefährlichen, Schauder erregenden Künſten während der Curzeit von hier abgewieſen würden. Herrſcht aber nicht auch in Schwalbach, wie ſelbſt der Vf. S. 48 ſagt, das Peſtübel der Spielſucht, welchem die Policey durch kräftige Mittel Schranken ſetzen ſollte? Beherzigungswerth iſt der Vorſchlag des Vfs: Für die Erlaubniſs, Bank halten zu dürfen, ſollen die Spieler die Hälfte ihres Gewinnes abgeben; dieſes aber ſoll man theils auf Verſchönerung der Brunnen und Bäder und ihrer Umgebungen, theils zum Bau und Dotirung eines Gebäudes anwenden, wo arme kranke Curgäſte umſonſt gepflegt und geheilt werden. Es ſollte daher nicht anders, als in Gegenwart zweyer beeydigter herrſchaftl. Commiſſäre, geſpielt werden, die auſserdem auf Ordnung und Ehrlichkeit zu ſehen haben, und nach Endigung des Spieles den Gewinn theilen.

No. 2. Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn verdienen gewiſs eine weitläuftigere Monographie, als manche andere Brunnen- und Bade-Anſtalt in Deutſchland. Die kleine Abhandlung des Dr. *Preiſs* las indeſſen Rec. mit Vergnügen und mit dem Wunſche, daſs mehrere Sauerbrunnen, durch glühende Eiſenſchlacken erwärmt, als Bäder gebraucht werden möchten. Schade nur, daſs die Maximilians- und die Karls-Quelle unbedeckt und der freyen Einwirkung der Witterung und Sonnenwärme ausgeſetzt ſind, daſs daſelbſt der Winter gewöhnlich zu früh ſeinen Anfang nimmt, daſs der Witterungswechſel daſelbſt immer ſchnell, der Morgen kalt, der Mittag oft heiſs und der Abend kühl iſt! Dieſer Sauerbrunn ſtellt vorzüglich die geſchwächten Muſcularkräfte des Darmkanals wieder her, und lindert die Leiden mehrerer Organe des Unterleibes, vorzüglich der Urinwege. In der Art Waſſerſucht, welche man oft als Nachkrankheit des Scharlachfiebers beobachtet, will der Vf. damit Kinder vom Tode gerettet haben. Skrophulöſen Subjecten iſt die Quelle beſonders heilſam. Der Vf. rühmt den Gebrauch derſelben auch nach häufigen und ſtarken Blutflüſſen und nach öfters vorgefallenen unzeitigen Geburten: möchte er nur dabey Weibsperſonen auch Behutſamkeit empfohlen haben! —

— ea —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JULIUS, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Hoffmann: *Barrow's Reiſen in China.* etc. Aus dem Engliſchen überſetzt u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

In dem 7 Cap. erſcheint die Regierung in ihrer fürchterlichen und verabſcheuungswürdigen Geſtalt, die unter dem Namen und dem Anſtrich einer väterlichen Gewalt, Tyranney, Druck und Ungerechtigkeit verbirgt, und von den Unterthanen Ehrerbietung und Gehorſam, mehr dem Schein, als der That nach, erzwingt. Der Kaiſer zeigt ſich dem Volke nur ſelten und bey beſonderen Gelegenheiten in Pomp und Pracht, an der Spitze ſeines ganzen Hofes, begleitet von vielen 1000 Staatsbeamten. Seine Macht iſt uneingeſchränkt. Dem Miſsbrauche derſelben kommt man dadurch zuvor, daſs 2 Cenſoren oder Hiſtoriographen alle ſeine Reden und Handlungen nebſt den Ereigniſſen unter ſeiner Regierung aufſchreiben, und in eine verſchloſſene Lade niederlegen, aus welcher ſie erſt nach ſeinem Tode herausgenommen und der Welt bekannt gemacht werden. Die Furcht vor dem Urtheile der Nachwelt hält den Kaiſer von ſchändlichen Handlungen zurück. (Exiſtirte wirklich ein ſolches in der alten Verfaſſung und Gewohnheit gegründetes Amt eines Geſchichtſchreibers: ſo wäre zu wünſchen, daſs nach jedem Regierungswechſel die niedergeſchriebenen Bemerkungen auch zu uns gelangten. Was haben z. B. die Cenſoren von dem auch in Europa ſehr bekannten Kien oder Tchienlong, an deſſen Stelle 1799 Kiaking Kaiſer wurde, geſagt? Sollte es nicht den Kaufleuten oder den an den aſiatiſchen Höfen angeſtellten Abgeſandten europäiſcher Mächte möglich ſeyn, darüber einige Auskunft zu geben?) Die Regierungsangelegenheiten ſind unter ſechs Departements vertheilt: 1) dasjenige, welches die erledigten Staatsämter beſetzt, und wozu die Miniſter und Gelehrten, welche die Candidaten prüfen können, gehören; 2) der Finanzen; 3) der Ceremonieen, welches auch mit den fremden Geſandten unterhandelt, 4) des Krieges, 5) der Juſtiz; 6) der Arbeiten. Aus dem Criminalgeſetzbuch wird S. 133, 134 ein Fragment mitgetheilt, wobey 5. Z. 3 nach *bekommenen* einzurücken iſt *Schläge*, ohne welches Wort der Sinn unvollkommen iſt. Unbedingter Gehorſam herrſcht durch alle Zweige der Staatsdienſte. Alle Beamten haben das Recht der Familienväter, und ſtrafen, ſo oft ſie es für gut finden, mit dem Bambusrohre nicht allein ihre Untergebenen, ſondern auch die Beamten, welche um einen Grad niedriger claſſificirt ſind. Der Kaiſer läſst ſeine Miniſter und die Beamten vom 1—4 Grad auf die nämliche Art züchtigen. Die Britten hatten das Schauſpiel einer ſolchen Züchtigung faſt jeden Tag auf ihrer Reiſe. Alle Chineſen ſind an blinden Gehorſam gewöhnt, und ſie fügen ſich willig darein, weil ſie ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln können, daſs ſie auch dereinſt befehlen werden. Denn da kein Erbadel Statt findet, ſo ſtehen die erſten Ehrenſtellen und Staatsämter auch dem Niedrigſten im Volke offen. Geburt, Vermögen und Rang gelten nichts. Der Gelehrte behauptet den Vorzug vor dem Begüterten oder dem, der viel Eigenthum hat. Nur Schade, daſs die Gelehrten hier nicht immer Philoſophen ſind, von denen das Wohl des Staates am beſten berathen wird. Die Beamten unterdrücken das Volk, trotz der Maſsregeln, die man von Seiten der Regierung dagegen genommen hat. Von Empörungen oder Unruhen im Reiche höret man ſelten etwas. Sie entſtehen zur Zeit der Theurung, wenn das Volk die Lebensmittel nicht anders als mit Gewalt anſchaffen kann. Die Auflagen ſind nicht groſs noch drückend, und beſtehen in dem 10 Theile des Ertrages der Ländereyen, in einer Abgabe von Salze, von ausländiſchen Waaren und einigen kleineren Taxen. Deſſenungeachtet ſterben in Jahren der Theurung viele Tauſende wegen Mangel an Nahrung. Von auſserordentlichen Abgaben weiſs man nichts. Nach einem dem Lord Macartney aus der Rentkammer mitgetheilten Verzeichniſſe belaufen ſich die Einkünfte des ganzen Reichs auf 66 Mill. Pf. Sterl. Davon werden beynahe 50 für den Militär-, beynahe 2 für den Civil-Etat ausgegeben, ſo daſs dem Kaiſer noch über 14 Millionen übrig bleiben. Unter der jetzt regierenden Dynaſtie der Mantchoo Tataren, wovon der fünfte Regent auf dem Throne ſitzt, und die ſich mit vieler Klugheit gegen die überwundenen Chineſen benommen hat, ſind die Beſitzungen ſehr vergröſsert worden.

In dem 8 Cap. werden Vermuthungen über den Urſprung der Chineſen vorgetragen, die mit den Tataren einen gemeinſchaftlichen Stamm zu haben ſcheinen, und unter die älteſten Nationen zu zählen ſind. Der Vf. verſetzt das Gebirge Ararat, auf welchem die Arche Noah ſtehen blieb, in den von den Olöten bewohnten Theil der Tatarey, als die erbabenſte Gegend der alten Welt, welche Meinung wir auf ſich beruhen laſſen. Die Seres der Alten ſcheinen nicht die jetzigen Chineſen, ſondern die Tata-

ren in Kitai zu ſeyn. (Wo aber liegt Kitai, das, ſo viel wir wiſſen, die jetzige Geographie nicht kennet?) Das erſte Volk, welches eine Reiſe nach China machte, waren die Juden, die den Seidenwurm und die Kunſt, ihn zu warten, aus Perſien oder einem benachbarten Lande hieher brachten. Der Vf. geſteht ſelbſt, daſs es ihm an Beweiſen für die letztere Behauptung fehle, und beruft ſich auf den Umſtand, daſs die Juden ſich vorzüglich in den Seidenprovinzen angebaut haben. Aber auch die Nachricht, daſs die Juden das erſte fremde Volk geweſen ſind, das ſich hieher begeben hat, wird mit nichts bewieſen. Es iſt aber leider die Art des Vfs., daſs er die Gewährsmänner für die vielen hiſtoriſchen Angaben, die in ſeinem Buche zerſtreut ſind, entweder gar nicht oder unvollkommen anführt. Hr. *v. Murr* fängt ſeinen Verſuch einer Geſchichte der Juden in Sina auch mit dem Satze an, daſs ſie um das J. 224 vor der chriſtlichen Zeitrechnung nach Sina gekommen ſeyn ſollen. Wir vermiſſen aber den Beleg dazu, der ſchwer aufzufinden ſeyn möchte, weil gleich nachher Hr. *v. Murr* erzählt, daſs ſie nach den chineſiſchen Geſchichtſchreibern zwiſchen den Jahren Chriſti 319—322 eingewandert ſind. Über die chriſtlichen Miſſionarien, ihre Streitigkeiten unter einander, Verfolgungen, denen ſie ausgeſetzt waren, und ihren jetzigen Zuſtand, ſind leſenswürdige Nachrichten geſammelt. Bey keinem Theile der Unterſuchungen des Vfs. waren wir weniger mit ſeiner Manier, die Quellen, woraus er ſchöpfet, mit Stillſchweigen zu übergehen, zufrieden, als bey der Darſtellung der Religion des Confucius. Nichts ſcheint ihm ungereimter zu ſeyn, als ihn unter die Atheiſten zu ſtellen. Die unter dem Namen Taotze bekannte Secte, die mit der epikuräiſchen, ſo wie die des Confucius mit der ſtoiſchen Ähnlichkeit hat, iſt aus *Tibet* entlehnt. Die Prieſter derſelben leben ehelos und in Klöſtern. Endlich haben die Prieſter des To oder Budha, die aus Indien eingeladen wurden, die Hindu-Mythologie mitgebracht. Zu dieſer Religion iſt der Hof, wenigſtens der tatariſche Theil des Hofes, übergetreten. Die Gottheiten oder Symbole der dem Unendlichen beywohnenden Kräfte in der hinduſchen und chineſiſchen Religion werden verglichen, und ihre Übereinſtimmung gezeigt. Die Anhänger der verſchiedenen Religionen in China haben ſich einander verfolgt, hauptſächlich wenn die eine oder die andere Partey vom Hofe begünſtigt war. Die Lehre von der Prädeſtination iſt ſo tief eingewurzelt, und durch die Prieſter ſo ſehr in Schutz genommen, daſs in jedem Tempel Anſtalt getroffen iſt, das künftige Schickſal zu erfahren, auch ohne den Prieſter zu befragen. Die Tempel werden gelegentlich den Staatsbedienten oder anderen vornehmen Männern auf ihren Reiſen zu Wohnungen eingeräumt. Der Mangel an Wirthshäuſern wird dadurch erſetzt, und da keine gemeinſchaftlichen Handlungen des Cultus darin vorgenommen werden, ſondern ſie denen, welche darin beten oder durch das Werfen der Stäbchen aus einem daſelbſt befindlichen und zu dem Zwecke dahin geſtellten Becher zukünftige Dinge vorher wiſſen wollen, offen ſtehen: ſo kann das Einkehren und Übernachten in ſolchen Gebäuden mit ihrer nächſten Beſtimmung gar wohl beſtehen. Den Prieſtern pflegt man beym Weggehen Geſchenke zu machen. Das 9 Cap. enthält das Tagebuch des Vfs. auf der Rückreiſe von Peking, oder Vorfallenheiten und Bemerkungen auf dem Fl. Peiho in der Provinz Petchela, auf dem Theil des groſsen Kanals, der jenen Fl. mit dem gelben verbindet, und auf ſeiner weiteren Fortſetzung bis an den Yang the kiang, deſſen Ufer, ſo weit das Auge reichen konnte, mit Städten und Dörfern bedeckt waren, und auf dem eine Menge von Schiffen den Fluſs hinab und hinauf glitten. Nicht weniger lebhaft war 2 Tage lang das Gewühl auf dem Kanal an der anderen Seite des gedachten Fluſses. In Sou-tchoo-foo hatten die Einwohner ein munteres und zufriedenes Anſehen, dergleichen man bisher noch in keiner Stadt bemerkt hatte. Dieſe Stadt und Yangtchoo ſind wegen des groſsen Handels mit Mädchen, die in weiblichen Künſten unterrichtet an Mandarinen u. a. verkauft werden, berüchtiget. Zwiſchen Sout-tchoo und Hang-tchoo, der Hauptſtadt in der Provinz Tchekiang, paſſirte man über eine Brücke von 91 Bogen über den Arm eines Sees angelegt. Mit Entzücken ſpricht der Vf. von den Naturſchönheiten des Sees Seeho an der weſtlichen Mauer der Stadt Hang-tchoo, wohin die Britten auf beſondere Gunſt ihres Führers einen Abſtecher machen durften, der aber auch auf der ganzen Reiſe der einzige war, der zugelaſſen wurde. Sieben Tage lang wurden die Fahrzeuge den Fluſs aufwärts gezogen bis an die Stadt Tchang-ſan-ſchien. Auf dieſer Fahrt ſah man zuerſt den Theeſtrauch als ein gewöhnliches Geſträuch für Hecken. Als man von hier auf einen anderen weſtwärts laufenden Fluſs gekommen war, bekam man zum erſten Mal einen anſchaulichen Begriff von dem bey Abhängen terraſſenartig getriebenen Ackerbau, der indeſs den Fleiſs ſeiner Anbauer nicht reichlich zu lohnen ſcheint. Ein Gebirge ſcheidet die Provinzen Kiangſe und Quangtong, und die Geſandtſchaft wurde in Sänften und zu Pferde herüber gebracht. Sie hatte auch vorher mehrmalen eine Strecke Weges, einmal von 24 engliſchen Meilen, zu Lande zurückgelegt. Die ganze Reiſe war durch 5 Provinzen gegangen, welche für die volkreichſten und ergiebigſten im Reiche gehalten werden. Die Bauern in der Provinz, worin die Hauptſtadt liegt, ſind am ſchlimmſten daran. Ihre Hütten ſind erbärmlich, ihre Nahrung kraftlos, und beſtehet in Reis, Hirſen oder anderen Körnern mit einem Zuſatz von Zwiebeln oder Knoblauch oder anderen Gemüſen, die in ranzigem Öle gebraten werden; ihre Geſtalt iſt mager. Fiſche ſind daſelbſt ſehr ſelten. Woher dieſe auffallende Armuth der Landleute in der Nähe der Hauptſtadt komme, läſst ſich nicht beſtimmen. In Europa ſind die Bauern wohlhabender, je näher ſie der Hauptſtadt wohnen. In dem ſüdlichen Theile von Shantung ſind viele Seen, und es leben faſt ſo viele Menſchen auf den Kähnen,

Digitized by Google

die ſich bloſs mit der Fiſcherey beſchäftigen, als auf dem Lande. Für die Erlaubniſs, Fiſche zu fangen, wird kein Pacht noch Zoll noch andere Abgabe gefodert, und jeder See, Fluſs oder Kanal kann dazu gebraucht werden. Kiangnan, in allen Richtungen von Kanälen und Flüſſen durchſchnitten, iſt eine der köſtlichſten und fruchtbarſten Provinzen im ganzen Reiche. Die Nanking-Baumwolle wird hier gebaut und nach Canton geſandt, von welchem Orte ſie gegen weiſse Baumwolle aus Bengalen und Bombay exportirt wird. Das Urtheil, das der Vf. über den chineſiſchen Ackerbau fällt, iſt nicht ſo günſtig, als das von den Miſſionarien ertheilte. Er lobt die Betriebſamkeit, bemerkt aber Mangel an Einſichten. Auch der Gartenbau, worin ſie ſich vorzüglich auszeichnen, beſchränkt ſich nur darauf, auf einem gegebenen Stück Landes die möglich gröſste Menge von Gemüſe bauen zu können. Von der Veredlung des Obſtes ſcheinen ſie keine Begriffe zu haben. In der Provinz Tchekiang iſt Seide das vornehmſte Product. Jeder Theil iſt auf das ſchönſte angebaut und die Bevölkerung unermeſslich. In Kiangſee ſind die vorzüglichſten Porzellanfabriken. Die ungeheure Volkszahl von 333 Millionen, nach der dem Geſandten mitgetheilten Tabelle, ſetzt in Erſtaunen und erregt Zweifel, weil alle Summen der Volksmenge in runden Zahlen angegeben ſind. (Zudem hat gerade die Provinz, welche nach dem Bericht der Reiſenden, die Hauptſtadt ausgenommen, der man 3 Millionen Einwohner giebt, das Anſehen einer geringen Bevölkerung hat, verhältniſsmäſsig die gröſste Volksmenge.) Nach jener Angabe iſt das Verhältniſs der Bevölkerung in China zu der in Groſsbritannien gröſser als 2 zu 1. Groſsbritannien unter denſelben Umſtänden, wie China, würde im Stande ſeyn, 2 mal ſo viele Menſchen zu ernähren, durch welche Berechnung jene groſse Zahl an Glaubwürdigkeit gewinnt. Die ſchreckliche Hungersnoth, die oft Verwüſtungen im Lande anrichtet, hat nicht in der übergroſsen Volksmenge, ſondern in anderen Urſachen ihren Grund, die der Vf. entwickelt. Endlich wird im 10ten Capitel die Reiſe durch die Provinz Canton, und die Lage der Ausländer, die in Canton Handel treiben, beſchrieben. Die Einwohner waren gröber und unverſchämter, als in der angrenzenden Provinz Kiangſee. Die Fahrt ging auf Flüſſen durch wilde und romantiſche Berge, wo den Reiſenden Steinkohlengruben und Steinbrüche von groſsem Umfange zu Geſichte kamen. Den Regierungs-Beamten, die die Geſandtſchaft begleiteten, wird das Lob gegeben, daſs ſie bey jeder Gelegenheit Groſsmuth, Aufmerkſamkeit und Verlangen, gefällig zu ſeyn, zeigten. Sie wurden auch in Peking für ihr Betragen zu höheren Ämtern befördert. Die Koſten der chineſiſchen Regierung für den Unterhalt der Beamten belieſen ſich auf 173000 Pf. Sterling; die, welche Groſsbritannien darauf verwandte, überſtiegen nicht, mit Einſchluſs der Geſchenke, die Summe von 80000 Pf. Der auswärtige Handel in Canton iſt von der Regierung einer Anzahl von Kaufleuten, ſelten mehr als acht, überlaſſen, die alle drey Jahre wechſeln und mit unermeſslichen Reichthümern zurückkehren. Der Ein- und Ausfuhr-Zoll wird willkührlich, nach der Laune der Einnehmer, feſtgeſetzt, und wie der Vf. aus einem Beyſpiele beweiſet, flieſst davon nicht viel über ein Drittheil in die kaiſerliche Schatzkammer. Am Schluſſe wird die Erlernung der chineſiſchen Sprache den in Canton handelnden brittiſchen Kaufleuten empfohlen, und von der Geſandtſchaft gerühmt, daſs ſie zu künftigen groſsen Vortheilen den Grund gelegt hat, was den Einſichten des Lord *Melville*, der den Plan dazu entworfen, viele Ehre bringt.

Der uns unbekannte Überſetzer hat ſich ſeine Arbeit dadurch erleichtert, daſs er ſich an die *Hüttner*'ſche Dolmetſchung mehrmals ſehr genau gehalten hat. Man vergleiche z. B. S. 257—263 2te Abtheilung der vorliegenden Überſetzung mit dem 2 Th. S. 147—154; ferner S. 318 mit S. 214, auch S. 339 mit S. 239, 240, 241 der Hüttnerſchen Überſetzung. Noch deutlicher erhellet die zu weit getriebene Benutzung der Hüttnerſchen Überſ. bey der Fertigung der gegenwärtigen aus den Druckfehlern jener, die in dieſe übergegangen ſind; z. B. *Hüttner* S. 139. Z. 4: *jüdiſchen* ſtatt *indiſchen*; ſo auch hier S. 248. Z. 2: die falſchen Namen der Gelehrten *Geddos*, ſtatt *Geddes* bey *Hüttner* S. 99 Z. 6 Note *) und *Bos* ſtatt *Voſs* S. 121 Z. 21 ſtehen auch hier S. 208 Z. 6 Note *) und S. 231 Z. 8. Das engliſche Geld wird auch in kleinen Summen ſo gleichförmig auf Thaler und Groſchen in beiden Überſetzungen reducirt, daſs der letztere Überſetzer den Hn. *Hüttner*, der bekanntlich allen anderen vorgeeilt iſt, zu ſeinem Führer gebraucht zu haben ſcheint. Wir berufen uns auf Hn. *Hüttner* S. 173 und S. 230, vergl. mit der hier recenſirten Überſ. S. 283 u. 330. Übrigens ſind wir gewiſs, daſs dieſer Überſetzer das engliſche Original vor Augen hatte, und es nicht dabey bewenden lieſs, die *Hüttner*'ſche Überſetzung abzuſchreiben. Die Eigennamen der Örter und Perſonen hat *Hüttner* nach der deutſchen Ausſprache umgeändert. Sein Nachfolger hat die engliſche Rechtſchreibung auf das genaueſte beybehalten. Das müſſen wir noch erinnern, daſs er verſchiedenes abgekürzt oder weggelaſſen hat. Zwey Kupfer zieren ſeine Arbeit, nämlich das Bild von Vantagin, Kriegs-Mandarin, und eine Anſicht des kaiſerlichen Parks zu Gehol von der öſtlichen Seite. x. y. z.

PHYSIK.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetſchke: *Grundzüge der Elementarphyſik oder methodiſcher Leitfaden für den erſten phyſikaliſchen Unterricht auf Schulen*, von *Chriſtoph Bernoulli*, Doct. d. Philoſ. u. Vorſteher einer Lehranſtalt in Baſel. 1807. XXII u. 126 S. 8. und 1 Kupfer. (12 Gr.)

Der Vf. dieſer Schrift ſucht mit verſtändigem Eifer zur gemeinnützigen Verbreitung der phyſikaliſchen Kenntniſſe mitzuwirken, und bemüht ſich mit

rühmlicher Sorgfalt, den Unterricht in der Phyſik möglichſt zweckmaſsig einzurichten. Die ſtatt der Vorrede vorangeſchickte kleine Abhandlung, welche den Geſichtspunct angiebt, aus welchem der Vf. die Phyſik bey Ausarbeitung dieſes Lehrbuchs betrachtete, verdient, daſs wir ein wenig bey ihr verweilen. Der Vf. tadelt mit Recht die an ſo vielen Orten übliche Methode, nur dieſs und jenes aus der Phyſik fragmentariſch, bloſs erzählend vorzutragen, ohne den Zuſammenhang der Lehren unter einander und den eigentlichen feſten Grund, worauf ſie beruhen, anzuzeigen; er macht aber zugleich bemerklich, daſs ein das ganze weitläuftige Gebiet der Naturwiſſenſchaften umfaſſender Unterricht, der überall mit völliger Gründlichkeit ins Specielle eingeht, für die beſchränkte Zeit des Schul-Unterrichts nicht paſſend iſt. Der Schul-Unterricht ſoll nur zur Grundlage dienen; er muſs ſich daher darauf einſchränken, die Haupterſcheinungen auffaſſen und die Grundgeſetze einſehen zu laſſen, muſs aber auch dieſe Elemente recht tief dem Verſtande und dem Gedächtniſſe einprägen: ſo daſs ſie dem Schüler, wenn er die Schule verläſst, völlig geläufig, gleichſam zu Axiomen geworden ſind, damit er dann entweder durch Bücher oder durch den akadem. Unterricht ſich weiter fortzuhelfen im Stande ſey. Dieſen Zweck erreicht man, wenn man nur die Hauptlehren vorträgt, dieſe aber gründlich erklärt und oft wiederholt. Den geſammten Unterricht der Naturwiſſenſchaften theilt der Vf. in vier Abtheilungen, nämlich in Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie und Phyſiologie. Gegenwärtiges Buch iſt der Leitfaden für den Unterricht in der Phyſik; jeder dieſer Abtheilungen widmet Hr. B. ein halbes Jahr, und beſtimmt dann täglich eine Stunde für dieſen Unterricht.

Das Buch ſelbſt iſt nun dieſen Anſichten gemäſs abgefaſst. Es enthält nur die Hauptlehren, und dieſe zwar gründlich, aber ſehr kurz vorgetragen, wie es einem Leitfaden zum Unterrichte ganz angemeſſen iſt; häufig iſt abſichtlich der Vortrag nicht ganz ausführlich, ſondern dem mündlichen Unterrichte die vollſtändige Ausführung vorbehalten; überall deutet der Vf. auf Übungsfragen hin, die man den Schülern zu eigner Beantwortung und als Gegenſtand ſchriftlicher Ausarbeitungen vorlegen kann. Im Ganzen finden wir auch die Auswahl der Materien recht paſſend. Nur an einigen Stellen ſcheint es uns, daſs verſchiedene Gegenſtände wohl hätten erwähnt werden mögen, die nicht vorkommen. Doch findet zum Theil die Erinnerung Statt, daſs ſie mehr in die angewandte Mathematik gehören, und es alſo ſeyn kann, daſs Hr. B. dieſer Wiſſenſchaft eine eigene Lehrſtunde beſtimmt hat, und ſie deſshalb übergeht. Zu dem Einzelnen finden wir nur wenige Bemerkungen zu machen. 1 Abſchn. Von den allgemeinen Eigenſchaften der Körper. 2 Abſchn. Von der Bewegung. Wir vermiſſen hier die Lehren vom Gleichgewichte feſter Körper, die gewiſs auch zu den ſo allgemein anwendbaren Grundlehren gehören; man könnte zwar dieſe, als zur angewandten Mathematik gehörig, weglaſſen, aber dann könnten andere Lehren, z. B. vom freyen Falle der Körper, auch dorthin gezogen werden.

Die Sätze §. 60, 61 möchten dem Anfänger wohl etwas dunkel ſeyn. — Ob nicht von dem Stoſse elaſtiſcher Körper etwas hätte geſagt werden ſollen, iſt ſchwer zu entſcheiden, da der Vf. mit Recht ſich nur auf das Nothwendigſte einſchränkte. — Die Lehre von der krummlinigen Bewegung würde beſſer nach der Lehre von den beſchleunigenden Kräften folgen. 3 Abſchn. Von den Bewegungen der tönenden Körper. 4 u. 5 Abſchn. Von den tropfbaren und expanſibeln Fluidis. Es iſt nicht ganz richtig, wenn §. 149 geſagt wird, die *Baſis* (einer Dampfart oder Luftart) bilde durch Ausdehnung einen Dampf oder Luft; es wäre hier auch eigentlich nicht der Ort, der Baſis zu erwähnen, da es dem Anfänger der Aëroſtatik genug iſt, bloſs zu wiſſen, es gebe eben ſo verſchiedene Luftarten, wie es verſchiedene tropfbare Flüſſigkeiten giebt. Übrigens ſollten die Dämpfe nicht ſo unbedingt hier mit genannt werden, da die aëroſtatiſchen Eigenſchaften derſelben nicht mit denen der Luft einerley ſind. 6 Abſchn. Von der Wärme. §. 184 wird der Änderung erwähnt, welche die Bewegung des Pendels durch Wärme leidet; wir finden aber die Lehre vom Pendel nicht abgehandelt. — — §. 185. „Geht die Ausdehnung bis auf einen gewiſſen Grad, ſo werden oft die feſten Körper flüſſig.“ Hiernach ſollte man den Übergang in den flüſſigen Zuſtand für eine Wirkung der fortgehenden Ausdehnung halten, was doch ſchwerlich eine ganz richtige Vorſtellung wäre. — — — Dieſe ganze, ſo höchſt wichtige Lehre von der Wärme ſcheint uns etwas zu kurz abgehandelt zu ſeyn. Gehörte gleich die ganze Lehre vom Verbrennen der Körper nach der richtigen Anſicht des Vfs. nicht hieher: ſo hätte doch, beſonders von den Dämpfen, vom Kochen u. drgl. hier mehr ſollen vorgetragen werden, weil dieſe Lehren doch ſchwerlich in der Chemie ihren Platz finden können. — 7 Abſchnitt. Vom Lichte. — 8 Abſchn. Von der Elektricität. — — §. 244 wird dem Anfänger undeutlich ſeyn, da hier der Unterſchied, der vorher zwiſchen elektriſchen und unelektriſchen Körpern feſtgeſetzt war, aufgehoben wird. — Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daſs man von dieſer Lehre hier nur die erſten Elemente findet, indeſs iſt auch vom Galvanismus etwas Weniges beygefügt. — 9 Abſchnitt. Von den magnetiſchen Erſcheinungen. — — —

Zum Schluſſe bemerken wir noch einige wenige Stellen, wo der Ausdruck uns unrichtig, vielleicht auch durch Druckfehler entſtellt ſcheint, z. B. wenn der Vf. die Bewegung eine der wichtigſten *Erfindungen* nennt (§. 16), oder §. 111 *Verheimlichung* der Fortpflanzung des Schalles anführt. — Auch würden wir nicht *ausdehnſam*, ſondern *ausdehnbar* ſagen.

B.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 20 JULIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Annalen der Geſetzgebung und der Rechtswiſſenſchaft in den Ländern des Kurfürſten von Sachſen.* Herausgegeben von D. *Karl Salomo Zachariae.* I Band. 1806. 464 S. II Band mit der Abänderung auf dem Titel: *in den Ländern des Königs von Sachſen.* Mit 1 Kpf. u. Tabellen. 1807. 398 S. 8. (jeder Bd. 2 Thlr.)

Eine ganz vorzügliche Sammlung, welche ungemein viel Intereſſantes und Praktiſches nicht bloſs für das ſächſiſche, ſondern ſelbſt für das gemeine Recht und die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung überhaupt enthält; die ſich zwar durch den Titel: *Annalen*, als eine periodiſche Schrift ankündigt, doch aber nicht ſo in vorgeſchriebenen Perioden beſtimmt erſcheint, daſs — wie es ſonſt gewöhnlich der Fall bey dergleichen Arbeiten iſt — die Zeit, wenn das Werk in die Druckerey abgegeben werden muſs, die Oberflächlichkeit der Aufſätze entſchuldigt. Wir wollen den Inhalt der beiden angezeigten Bände in einer mehr ſyſtematiſchen Ordnung mit Berückſichtigung des Zwecks, den ſich der Herausgeber, ſeiner Ankündigung zufolge, ſelbſt geſetzt hat, anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten.

I) *Auszüge aus den Geſetzen, die das Jahr über publicirt worden ſind.* Hierunter ſind nicht bloſs die in das Privatrecht, im weiteſten Sinne genommen, gehörigen Verordnungen zu verſtehen, ſondern auch die Staatsverträge und öffentlichen Geſetze, welche ſowohl die inneren öffentlichen Verhältniſſe Sachſens, als auch die Beziehungen dieſes Landes mit auswärtigen Staaten betreffen. Wir finden daher in dieſen Bänden: a) *eine kurze Anzeige der Verhandlungen des im J. 1805 zu Dresden gehaltenen Landtags, und des in demſelben Jahre am 29 Dec. eröffneten und den 2 März 1806 beendigten Ausſchuſstags.* Dieſe Auszüge ſind hin und wieder etwas zu kurz und mager ausgefallen. Es leuchtet auch zu ſehr die Beſorgniſs hervor, über dasjenige, was erſt im Entſtehen begriffen iſt, ſich auszulaſſen. Intereſſant würde es ſeyn, wenn gedrängte Auszüge aus den Gutachten der Stände über allgemeinnützige Dinge mitgetheilt würden. Die Stände ... haben in ihrer Mitte mehrere der vorzüglichſten Männer aufzuweiſen; es flieſsen oft aus ihrer ... eder bey Landtagen äuſserſt belehrende Projecte und Erinnerungen. Es kann auch kein Bedenken gegen ihre öffentliche Bekanntmachung obwalten, da hoh... ren Orts die vielen Abſchriften geduldet werden, die man ſich in Dresden ohne groſse Mühe von dergleichen Landtagsſchriften verſchaffen kann. — Unter den merkwürdigen *Reſultaten dieſer ſtändiſchen Verſammlungen* zeichnen wir folgende aus: aa) Um einer zu groſsen Verminderung der auf den Landtagen erſcheinenden ritterſchaftlichen Stände vorzubeugen, ward verordnet: „daſs fürohin die Beſitzer aller derjenigen neuſchriftſäſſigen Güter, welche bis mit dem J. 1804 dieſe Eigenſchaft erlangt haben, und übrigens entweder mit Ritterpferden wirklich verdient werden, oder doch zu den ritterſchaftlichen Praeſtandis einen Beytrag leiſten, gleich den Beſitzern der altſchriftſäſſigen Rittergüter zu den allgemeinen Landesverſammlungen, mit Zuſicherung des Genuſſes der Landtagsauslöſung für diejenigen Beſitzer, welche für ihre Perſon zum Erſcheinen auf Landtagen ſich qualificiren, convocirt werden ſollen. bb) Dankes werth iſt es, wenn auch gleich dabey noch manches zu wünſchen übrig bleibt, daſs die Stände ein Capital von 30000 Thlr. für die beiden Univerſitäten Wittenberg und Leipzig ausgeſetzt haben zur Verbeſſerung der Beſoldung für die Lehrer, um ſelbige deſto eher im Lande zu erhalten. Gewiſs verdient beſonders unter den jetzigen Umſtänden, weil dort nicht bloſs Landeskinder ſtudiren werden, ſondern auch ſo viele Polen erwartet werden können, die Verbeſſerung dieſer Lehranſtalten die vorzügliche Aufmerkſamkeit des gütigen und weiſen Königs. Zwar iſt unter ſeinen groſsmüthigen Auſpicien ſchon manche ſchöne Anſtalt zum Flore der Wiſſenſchaften gediehen, ſchon manche auſserordentliche Beſoldung verdienten Lehrern zu Theil geworden; allein es bleibt doch noch ſehr viel zu thun übrig, beſonders für die medicinische Facultät. Möchten doch verdiente Lehrer durch zulängliche Gehalte weniger abhängig von den Studirenden gemacht werden! Ausländer, welche ſo gern auf eine Zeit lang ihre Studien in dem in ſo manchem Betracht ſchönen Leipzig fortzuſetzen wünſchen, klagen nicht ſelten, daſs dieſs oder jenes wichtige Collegium aus Mangel an einer hinlänglichen Anzahl von Zuhörern nicht geleſen wird, und es werden dadurch manche von der Beſuchung dieſer Univerſität abgehalten, die ſonſt daſelbſt mit dem gröſsten Nutzen ſtudirt haben würden. Denn Leipzig bietet dem angehenden Praktiker ungemein viel Gelegenheit dar, ſich gründliche Erfahrungen in der Ausübung der Arzneykunſt zu erwerben, da dort die ſo ſehr heilſame Gewohnheit mehr als auf vielen anderen Univerſitäten beſteht, daſs die berühmten Ärzte

Digitized by Google

junge Candidaten der Medicin als Gehülfen mehrere Jahre hindurch gebrauchen, ehe dieſe ſelbſt auf ihren Namen als Doctoren prakticiren. cc) Zur Verbeſſerung der öffentlichen Sicherheits-Anſtalten trug eine Commiſſion darauf an, die aus den Zuchthäuſern nach ausgeſtandener Strafe entlaſſenen Züchtlinge in die Landarbeitshäuſer zu bringen, wenn ſie Inhalts des Urtheils noch ferner aſſervirt werden ſollen, ingleichen ſolche Perſonen, die man nicht eigentlich zur Zucht angehalten, aber doch aus dem Publico entfernt wiſſen will, dahin ebenfalls zu bringen. Rec. findet den erſteren Vorſchlag ſehr zweckmäſsig, wenn er eingeſchränkt wird auf ſolche entlaſſene Züchtlinge, welche nicht nachweiſen können, wovon ſie nach abgefloſſener Strafzeit ſich erhalten werden. Die Aſſervirten in die Landarbeitshäuſer zu verſetzen, däucht uns dagegen weniger zweckmäſsig: theils muſs man den Platz in den Arbeitshäuſern nicht ohne Noth anfüllen, theils ſind die Aſſervirten gewöhnlich ſchwerer Verbrechen ſehr verdächtige und gefährliche Menſchen, für welche das Landarbeitshaus auf der einen Seite zu gut, auf der anderen nicht ſicher genug iſt. dd) Der Auszug aus den Verhandlungen des Ausſchuſstags wird durch die mitgetheilten Tabellen über den Betrag der in den Ländern des Kurfürſtenthums Sachſen von 1790 bis mit 1804 ausgeſäeten und geernteten Feldfrüchte ſehr intereſſant. Nach dieſen verhielt ſich nach einem 15jahrigen Durchſchnitte die Ausſaat zur Ernte beym Roggen wie 1 zu $4\frac{1}{8}$, beym Weizen wie 1 zu $5\frac{7}{12}$, bey der Gerſte wie 1 zu $5\frac{1}{8}$, beym Hafer wie 1 zu $4\frac{9}{13}$, bey Erbſen wie 1 zu $3\frac{3}{8}$, bey Linſen wie 1 zu $3\frac{3}{4}$, bey Hirſe wie 1 zu $16\frac{9}{12}$, beym Heidekorn wie 1 zu $2\frac{3}{4}$, bey Wicken wie 1 zu $3\frac{1}{8}$, beym Gemenge wie 1 zu $3\frac{3}{12}$. Die Ernte an Roggen betrug nach einem 15jährigen Durchſchnitte jährlich 4,408932 Scheffel, an Weizen 718,582 Schfl., an Gerſte 2,166,803 Sch., an Hafer 3,642,076 Sch., an Erbſen 163,678 Sch., an Linſen 7324 Sch., an Hirſe 46,312 Sch., an Heidekorn 118,028 Sch., an Wicken 111,052 Sch., an Gemenge 138,018 Sch., an Kartoffeln 3,063,411 Sch.. Es überſteigt alſo der Roggenbau den Kartoffelbau nur um 1,345,521 Scheffel. b) *Über die Staatsverhältniſſe Sachſens mit auswärtigen Staaten* findet ſich im zweyten Bande der Friedenstractat d. d. Poſen 11 Dec. 1806 und die Conföderations-Acte des rheiniſchen Bundes.

In Beziehung auf die *innere* und *Privat-Geſetzgebung* verdient eine beſondere Auszeichnung die Abhandlung des Herausgebers: *In wie fern können die im erſten und anderen Theile des Codicis Auguſtei enthaltenen Vorſchriften theils überhaupt, theils noch jetzt als Geſetze betrachtet, theils in allen Erbländern des Kurfürſten von Sachſen angewendet werden.* (1 Bd. S. 102—125) Es werden ferner Überſichten gegeben von den im J. 1805 und 1806 erſchienenen kurſächſiſchen Geſetzen.

II. *Ausführliche Abhandlungen über praktiſche intereſſante Gegenſtände des kurſächſiſchen Rechts.* Dahin gehören im erſten Bande folgende: a) *Von der Wirkung eines von einem Angeſchuldigten während ſeiner Aufbewahrung im Zuchthauſe gethanen Geſtändniſſes, daſs er der Urheber des von ihm vorher abgelegten Capitalverbrechens ſey*, vom D. *Pfotenhauer* in Wittenberg. Eine des Kindermords angeſchuldigte Perſon hatte im Zuchthauſe, wohin ſie bis zur Ausführung ihrer Unſchuld gebracht worden war, nach 5 bis 6 Jahren Detention bekannt: daſs ſie von dem Leben ihres neugebornen Kindes durch deſſen Geſchrey und andere Kennzeichen völlig überzeugt geweſen ſey, und ſie die Nabelſchnur in der Abſicht, damit ſich das Kind verbluten ſolle, ununterbunden gelaſſen habe. Der Vf. will die Inquiſitin gänzlich abſolviren, weil deren längere Enthaftung im Zuchthauſe zur Sicherſtellung des Staats gegen die von derſelben etwa zu befürchtenden gefährlichen Handlungen nicht weiter nöthig ſchien. Rec. kann ſich von der Richtigkeit eines ſolchen Urtheilsſpruchs durchaus nicht überzeugen. Das Gutachten der Obducenten war Anfangs dahin ausgefallen: daſs das Kind lebendig und lebensfähig zur Welt gekommen und an der Verblutung durch den Nabelſtrang geſtorben ſey. Wäre im Anfange der Unterſuchung das ſpätere Bekenntniſs der Inquiſitin hinzugekommen: ſo hätte *ceteris paribus* die ordentliche Strafe Statt finden können. Die Detention im Zuchthauſe kann für nichts anders betrachtet werden, als für eine andere Art des Gefängniſſes, ſo wie das Gefängniſs ſelbſt eine Detention iſt. Hätte ſich die Unterſuchung, ſo lange die Inquiſitin noch im Gefängniſſe war, in die Länge gezogen, ſo daſs die Inquiſitin erſt nach Jahren das Geſtändniſs abgelegt hätte; würde ſie um deſswillen, weil ſie ſo lange Zeit geleugnet und nur zuletzt geſtanden hätte, ſtraflos haben erklärt werden müſſen? Gewiſs nicht. Eben ſo wenig in dem Fall, da ſie nach einer mehrjährigen Detention im Zuchthauſe das Geſtändniſs abgelegt hat. Was würde von einer Geſetzgebung zu urtheilen ſeyn, die Folgendes verordnete: Derjenige Inquiſit, welcher in der Unterſuchung leugnet, und erſt nach mehrjähriger Beraubung ſeiner Freyheit geſteht, ſoll alsdann ſtraflos entlaſſen werden. Die Unterſuchungen werden ja geführt, nicht in der Abſicht und aus Neugierde, um zu wiſſen, wer der Urheber des Verbrechens ſey, ſondern um die Verbrecher zu beſtrafen; und die Strafe hat den Zweck, den Staat ſicher zu ſtellen. Jene Maxime bey Anwendung des Strafgeſetzes würde aber den Staat durchaus nicht ſicher ſtellen; denn ein jeder Böſewicht würde ohne Scheu die gröbſten Verbrechen begehen, ſich aufs Leugnen legen, einige Jahre in Verwahrung bleiben, und zuletzt geſtehen, worauf er wüſste in Freyheit geſetzt zu werden. Die Rückſicht, daſs von dieſem Verbrecher wegen ſeiner individuellen Beſchaffenheiten künftig ein ſolches Verbrechen nicht mehr zu beſorgen ſey, kann *den Richter* nimmermehr berechtigen ein losſprechendes Urtheil zu fällen. Nach dieſer Maxime müſste eine Kindermörderin, welche bey der Entbindung verletzt worden, ſo daſs man mit Gewiſsheit ſagen könnte, ſie ſey nicht mehr

Digitized by Google

fähig Mutter zu werden, ganz ſtraflos bleiben. Dieſs iſt vielleicht der einzige Fall in der ganzen Natur, wo man mit Gewiſsheit von einem Menſchen ſagen kann, er werde ein gewiſſes Verbrechen nie wieder begehen. Wie trüglich ſind dagegen die auf moraliſche Gründe gebaueten Hoffnungen. Am allerwenigſten können ſie zu Entſcheidungsgründen eines richterlichen Ausſpruchs dienen: ob ſie gleich den Imperans zur Ausübung des Begnadigungsrechts bewegen können. — Rec. hat übrigens bey alle dem, was er hier behauptet hat, vorausgeſetzt, daſs das Geſtändniſs an ſich alle die Eigenſchaften eines wahren und unumwundenen und mit den Umſtänden vollkommen übereinſtimmenden Geſtändniſſes habe. — Was nun den angeführten Fall insbeſondere anlangt, ſo würde Rec. freylich nicht auf die Todesſtrafe erkannt haben, weil eine ſo langwierige Detention allerdings berückſichtiget zu werden verdient, indem die Länge der Zeit den Eindruck auf die Gemüther geſchwächt hat, und wider die Vollſtreckung der Todesſtrafe in einem ſolchen Falle die nämlichen Gründe gelten, welche wider allzu grauſame Strafen aufgeſtellt werden können. — b) *Ob und in wie fern die Verjährung der Strafe auf die Anwendung der in Kurſachſen üblichen Detention gegen den Angeſchuldigten, und auf die Beſtimmung der Dauer derſelben einen Einfluſs habe?* vom Hn. Aſſ. *Pfotenhauer.* c) *Syſtematiſche Darſtellung der Lehre von der geſetzlichen Lehnsfolge in der Oberlauſitz* — vom *Herausgeber.* — d) *Ob und in wie fern in poſſeſſorio ſummario auf ältere Beſitzhandlungen Rückſicht zu nehmen ſey?* von Hn. *Pfotenhauer:* eine Überſetzung des in lateiniſcher Sprache geſchriebenen bekannten Programms deſſelben Vfs. Die hier vorgetragenen Sätze dürften mehr Gültigkeit haben, wenn *de lege ferenda,* als wenn *de lege lata* die Rede iſt. Die E. P. O. verordnet: „daſs derjenige, ſo einen oder mehrere *actus poſſeſſorios* und *in poſſeſſione jurium et ſervitutum,* und zwar bey *ſervitutibus continuis* wenigſtens eine jährige Poſſeſs, *in discontinuis* aber, nebſt ſolcher jährigen Poſſeſs, wenigſtens drey richtige *actus* vor ſich hat, *in poſſeſſorio ſummario* geſchützt werden ſoll." Da die Dispoſition ganz allgemein abgefaſst iſt, ſo muſs ſie nicht nur auf ſolche *Servitutes discontinuas,* welche alljährlich ausgeübt werden können, eingeſchränkt, ſondern auch auf diejenigen, deren Ausübung nur zu Zeiten, z. B. alle 2, 3, 5, 10 und in mehreren Jahren vorkommt, ausgedehnt und angewendet werden. Dieſs iſt der Fall, wenn zum Kennzeichen des *poſſeſſorii ſummarii* angenommen wird, daſs von der Klage zurückgerechnet Ein Jahr keine Handlung vorgefallen ſeyn dürfe, welche eine Widerſetzlichkeit gegen den behaupteten Beſitz involvire. Überdieſs muſs der Kläger das fragliche Befugniſs dreymal ausgeübt haben, ohne Unterſchied in welcher Zeit dieſe drey Actus vorgefallen ſind; wenn nur nicht 1) zwiſchen den einzelnen Handlungen eine Widerſetzlichkeit des Gegentheils, bey welcher ſich der Beklagte beruhiget hat, eingetreten, und beſonders 2) dieſs nicht in dem letzten Jahre vor der Klage der Fall geweſen iſt. Auf die Verſchiedenheit in der Beſchaffenheit der *ſervitutum discontinuarum* nimmt das Geſetz keine Rückſicht, und das ſächſiſche Recht unterſcheidet ſich von dem gemeinen eben dadurch, daſs nicht bloſs eine einzelne Handlung hinlänglich iſt, ſondern deren drey erfodert werden, um im Beſitz eines Befugniſſes geſchützt zu werden. e) *Über die Feſtſtellung des Corporis delicti,* vom *Herausgeber.* f) *Kann der unterſuchende Richter, wenn die entwendeten Sachen zur Zeit der angeſtellten Diebſtahlsunterſuchung annoch in Natur und unverminderten Werthe vorhanden ſind, letzteren nach Willkühr durch das Gutachten Sachverſtändiger oder die eidliche Angabe des Beſtohlenen ausmitteln?* vom Prof. *Klien* in Wittenberg. Die wittenberger Facultät hat ſeit einiger Zeit das erſtere für nothwendig erkannt; das letztere findet nur *in ſubſidium* Statt. g) *Über das Recht der Gerichtsherren in Kurſachſen, die Gerichtsverwalter willkührlich zu entlaſſen,* vom *Herausgeber.* Sehr zweckmaſsig und unparteyiſch mit Vorſchlägen zu einer finalen Deciſion, die ſo gerecht ſind, daſs ſie von einer ſo gerechten, in der Achtung für das Recht ihre Gröſse ſuchenden und findenden Regierung, wie die königl. ſächſiſche iſt, gewiſs zum allgemeinen Geſetz werden erhoben werden. h) *Abriſs des Eherechts als Probe eines Lehrbuchs des königl. ſächſ. Privatrechts,* Vom O. H. G. Aſſeſſ. D. *Haubold* zu Leipzig. Dieſes Lehrbuch aus der Feder eines ſo gründlichen Gelehrten wird allen vaterländiſchen Rechtsgelehrten ein erwünſchtes Geſchenk ſeyn. Nach dieſer Probe wird darin das gemeine Recht, wovon ein groſser Theil in Sachſen noch Gültigkeit hat, nicht mit vorgetragen werden. Ohne Zweifel wird der Vf. in dem Lehrbuche die Sätze ausführen, nicht bloſs rhapſodiſch, wie dieſs in dem gegebenen Abriſs hin und wieder der Fall iſt, berühren: wodurch er ſein Verdienſt erhöhen würde. Bey dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, ihn zur Vollendung der ſchönen Ausgabe von *Bergers Oeconomia forenſi* öffentlich aufzufodern, die das Publicum ſo lange vergebens erwartet. i) Eine äuſserſt gründliche und von dem beſonderen Fleiſs des Vfs. zeugende *Darſtellung der Abgabenverfaſſung in dem Fürſtenthum Querfurth,* vom D. *Glaſewald* in Dahme. — Die beiden letztgedachten Abhandlungen ſtehen im zweyten Bande.

III. *Kürzere praktiſche Bemerkungen.* a) *Einige allgemeine Regeln, die von dem Richter zur Beſtimmung des gegen einen Angeſchuldigten obwaltenden Verdachts bey der Unterſuchung anzuwenden ſind,* vom Herausg. Von der nothwendigen Nachforſchung des moraliſchen Betragens und Lebenswandels des Inculpaten vor und in dem Gefängniſs. b) *Ob der Beſitzer eines Laſsguts in der O. u. N. Lauſitz gegen den Gutsherrn eine Negatorienklage anſtellen könne, wenn letzterer behauptet, daſs das Laſsgut mit einer Dienſtbarkeit beſchwert ſey?* vom *Herausgeber:* Der Grund, daſs ja der Grundherr dem Beſitzer das Laſsgut gänzlich entziehen, mithin um ſo mehr es mit einer

Dienſtbarkeit beſchweren könne, wird gut widerlegt. c) *Geht das Klagerecht, das zur Verlaſſenſchaft einer Frau gehört und deſſen Gegenſtand ein Geradeſtück iſt, auf die Geradeerbin, oder auf den Erben der übrigen Verlaſſenſchaft über?* von *demſelben*. Die wittenb. Facultät ſpricht gegen die Geradeerbin. d) *Kann man Geld von einem dritten Beſitzer vindiciren?* von *ebend.* Bejahet. e) *Über den Anfang und das Ende der geſchloſſenen Zeit bey Huthungsgerechtigkeiten*, vom *Herausg.* Die Frage betrifft diejenigen Fälle, wo in einem Vertrage oder Erbregiſter vor 1700 die Zeit auf Michaelis und Walpurgis beſtimmt worden. Es iſt dann derſelbe Tag nach dem neuen Kalender mit einem Zuſatz von zehn Tagen zu verſtehen (alſo z. B. nicht der 13te May), wie Altwalpurgis im Kalender ſteht, ſondern der 11te May. f) *Über das ſtillſchweigende Unterpfandsrecht, das der Fiſcus an dem Vermögen desjenigen hat, dem eine Geldſtrafe zuerkannt worden*, vom *Herausg.* Der Fiſcus hat dieſes Recht nicht nach gemeinem, wohl aber nach ſächſiſchem Recht. Es iſt aber durchaus nicht weiter auszudehnen und auf den Fiſcus allein einzuſchränken. g) *Können die Sachwalter der Parteyen, wenn ſie bey denjenigen Verfahren, welche ehedem vom Mund aus in die Feder eingebracht werden muſsten, die Sätze in der Reinſchrift übergeben, die Abſchreibegebühren verlangen?* von Hn. *Pfotenhauer*. Verneint. Der Rec. kennt viele Gerichte in Sachſen, wo die Abſicht des Geſetzes wirklich ausgeführt wird, daſs nämlich das Concept der Sätze von den Advocaten an den Richter überſendet werden muſs, welcher ſie dann zu den Acten ſchreiben läſst. h) *Zur Erläuterung der Lehre vom Abſchoſſe*, vom D. *Glaſewald* in Dahme. i) *Einige Begriffe und Grundſätze für Juriſten, welche Mühlenproceſſe zu beurtheilen und zu entſcheiden haben*, von Hn. *Pfotenhauer*. k) *Einige kurze praktiſche Bemerkungen* von *demſelben:* womit zu verbinden ſind: l) *Anzeige der, wegen verſchiedener zweifelhafter Rechtsfragen von der Juriſtenfacultät zu Wittenberg gegenwärtig angenommener Meinungen nebſt einigen Bemerkungen*, vom *Herausgeb.* Dergleichen Abhandlungen können betrachtet werden als Beyträge zu einem neueren *Juri Aeliano* und *Flaviano*. Der unter anderen dort angenommenen Meinung: das Kaffeeverſchenken für Geld gehöre nicht ausſchlieſslich zur Gaſtwirthsnahrung, ſondern ſtehe in der Regel einem jeden frey, dürften viele wichtige Gründe entgegen ſtehen. m) *Bey Unterſuchung geringer unter 3 Thaler am Werthe betragender Diebſtähle iſt die Beſetzung der Gerichtsbank mit vier Perſonen nicht nöthig.* Von *Pfotenhauer*. n) *Über das Handgelöbniſs, gegen welches Inculpaten während der Unterſuchung der Haft entlaſſen werden können.* Eine gute Unterſcheidung der vorkommenden Fälle. o) *Rechtliches Gutachten über das Lehnfolgerecht der coinveſtitorum compoſſeſſorum feud.* p) *Über die Mittel, diejenigen, die aus dem Zuchthauſe entlaſſen werden, von neuen Vergehungen abzuhalten, in beſonderer Beziehung auf Sachſen.* Rec. hält die Arbeitshäuſer für das einzige Mittel. In dieſelben müſsten alle entlaſſenen Züchtlinge, die nicht nachweiſen könnten, wovon ſie leben wollten, einige Zeit gebracht, und zur Arbeit angehalten werden. Für dieſe Anſtalten iſt der von dem Vf. bereits in Beziehung auf die Zuchthäuſer gethane Vorſchlag, die detinirten Perſonen nämlich für ihre Arbeit zu bezahlen, lediglich anwendbar, damit das Zuchthaus eine Strafanſtalt bleibe: denn die bloſse Beraubung der Freyheit iſt für viele Verbrecher eine zu geringe Beſtrafung. Der Aufenthalt in dem Arbeitshauſe müſste dem ehemaligen Züchtlinge gleichſam ſeinen guten Namen wieder geben, und die Vorſteher dieſer Anſtalt könnten durch die Intelligenzblätter diejenigen unter ihnen, die ſich daſelbſt fleiſsig und ordentlich eine geraume Zeit betragen hätten, öffentlich namhaft machen und als gute Arbeiter empfehlen. Sorgten nur die Staaten genug für Gelegenheit zur Arbeit und für Abſatz der Fabricate, ſo würde es weniger Verbrechen geben! q) *Von dem Maſsſtabe, nach welchem Militärpräſtationen in der N. Lauſitz auf dem Lande auszubringen ſind.* r) *Über die Lehnsauflaſſung bey Erbgütern.* s) *Über nothwendige Dienſtbarkeiten.* t) *Von den Einreden, die einer auf die Bezahlung einer Waarenſchuld gerichteten Klage entgegengeſetzt werden können.* u) *Kann der Vormund einer Frau einen Vertrag, den er ſelbſt mit ihr abſchlieſst, durch ſeine Einwilligung als Vormund bekräftigen?* Verneint. — Die letztgedachten 8 Erörterungen ſind von dem *Herausgeber*.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Deutsche Sprachkunde. *Prag*, b. Polliſch: *Die Philoſophie der deutſchen Sprache für junge Leute beiderley Geſchlechts beym öffentlichen und Privatunterrichte*, enthaltend das Nothwendige aus der Ortographie (*Orthogr.*), der Syntaxe, der Logik und der Interpunction, nebſt einem Anhange, welcher einige Hülfsmittel zum richtigen und zweckmäſsigen (ſs) Gebrauch (e) der deutſchen Sprache enthält. 1805. Erſter Theil 192 S. Zweyter Theil, enth. den Dolmetſcher, oder Verzeichniſs der fremden, veralteten, ſinnverwandten Wörter. 106 S. 8. (20 Gr.) Dieſes Buch verdient zwar ſeinen ſtolzen Titel: „*Philoſophie der deutſchen Sprache*“, nicht, denn der Vf. hält ſich überall zu ſehr an die Oberflache; allein es kann doch gewiſſen Leſern als recht nützlich empfohlen werden. Es liefert wirklich von den angegebenen Gegenſtänden das Nothwendigſte auf eine deutliche und ſo ausführliche Art, daſs zum Verſtändniſs deſſelben kein Lehrer nöthig iſt. Das ganze Buch muſs als der Abdruck eines Vortrags, den ein verſtändiger und umſichtiger Lehrer ſeinen Schülern über die erwähnten Gegenſtände gehalten hat, angeſehen werden. Daſs der Vf. die Interpunction erſt auf die Logik folgen läſst, beweiſet, daſs er ein denkender Mann iſt, und nicht blindlings dem Herkommen folgt: er ſcheint Hn. *Politzens* Schriften am meiſten benutzt zu haben.

ſt.

Vermischte Schriften. *Leipzig* u. *Breslau*, b. Buchheiſter: *Colorirte Stammbuchblätter.* 12 Stücke. Queroctav. (1 Thlr.) Die Erfindungen ſind von gewöhnlicher Art; Altäre, Urnen, Leichenſteine, Roſenkränze, Vergiſsmeinnicht und dergleichen; die Farben grell aufgetragen, nur ein paar Blätter ſind beſſer als die übrigen, und verdienen zwar nicht Lob, aber doch wenigſtens Nachſicht.

—y—H.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1808.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Annalen der Geſetzgebung und der Rechtswiſſenſchaft in den Ländern des Kurfürſten von Sachſen.* Herausgegeben von Dr. *Carl Salomo Zachariae* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

IV. *Merkwürdige Rechtsfälle.* Es liegen zwar den vorhergehenden gröſseren ſowohl als kleineren Abhandlungen meiſtens vorgekommene Rechtsfälle zum Grunde; jedoch werden noch drey beſondere Criminalfälle ausführlicher erzählt. a) *J. G. Burghold legt in dem Gefängniſſe, in welchem er enthalten wird, Feuer an, um aus der Haft zu entkommen* (1 Bd. S. 305), vom *Herausgeb.*, womit die ſcharfſinnigen Bemerkungen des Hn. D. *Müllner* in Weiſsenfels im 2 Bde. S. 217 ff. zu verbinden ſind. Die Hauptſache beruht auf der richtigen Beſtimmung des Begriffs der Brandſtiftung nach ſächſiſchem Rechte. Hr. *Zachariae* nennt denjenigen einen *Brandſtifter, der wiſſentlich ein für das Eigenthum oder für die Geſundheit anderer unmittelbar gefährliches Feuer anzündet.* Hr. D. *Müllner* bemerkt ſehr richtig, daſs die Abſicht vorhanden ſeyn müſſe, *nicht ein Feuer, ſondern eine Feuersbrunſt zu verurſachen und anzulegen:* und nennt dieſe letztere ein *ſolches Feuer, welches auf der einen Seite der Herrſchaft menſchlicher Willkühr nicht unbedingt unterworfen, auf der anderen Seite doch den Menſchen nicht ſchlechthin unbezwinglich iſt.* Der Feuerwerker A hat ſeine Raketen aufgehangen. Der ſchadenfrohe B zündet vor der Zeit das Lauffeuer an, welches die Raketen verbindet, und ſie fliegen am hellen Tage in die Luft. Er zündet hier wirklich ein dem Eigenthum des anderen unmittelbar gefährliches Feuer an, und wird doch nicht als Brandſtifter behandelt. Man kann indeſſen wiederum einwenden, daſs wir durch jene Bemerkung nicht um vieles weiter gebracht würden, weil das geringſte Feuer oft die traurigſten Folgen haben kann, weil der Verbrecher zuweilen nur die Abſicht haben kann, ein Feuer anzulegen, z. B. ein Loch durch die Thür zu brennen, um aus dem Gefängniſſe zu entſpringen; allein das Feuer nimmt durch Zufall vielleicht zu, und es entſteht eine wirkliche Feuersbrunſt. Wie? wenn nun dieſe entſteht, und der Verbrecher ſich während der dadurch verurſachten Verwirrung mit der Flucht gerettet hat, ſoll die Entſchuldigung gelten, er habe nur ein Loch durch die Gefängniſsthüre brennen wollen? kann es wohl als culpoſes Verbrechen der Brandſtiftung betrachtet werden, da doch das ſächſiſche Geſetz über die Brandſtiftung ſo ſcharf iſt, daſs der Begriff eines culpoſen Verbrechens ganz wegfällt, ſobald nur der Thäter *den Vorſatz gehabt hat, daſs ein Gegenſtand brennen ſolle?* (Natürlich mit Ausſchluſs des Falls, wo Jemand an einem Orte *aus Unvorſichtigkeit* ein brennendes Licht hat ſtehen laſſen, oder ſonſt eine Vorſicht nicht gebraucht hat, die nöthig geweſen wäre, um eine Feuersbrunſt zu verhindern.) Das Geſetz lautet folgendermaſsen: „Setzen und ordnen demnach, daſs 1) diejenigen, ſo vorſätzlich Feuer anlegen, ohne Unterſchied, es mag das Feuer in der Stadt oder auf dem Lande, an Orten wo mehrere Häuſer und Gebäude beyſammen ſtehen, oder in einzelnen abgeſonderten Häuſern, Ställen, Scheunen, Mühlen oder anderen Gebäuden, oder auch in Getreide oder Hölzern, oder Getreide-, Heu- und Holz-Haufen angelegt, und der Schade groſs oder klein, oder aber gar keiner daher erwachſen, oder von dem Delinquenten wieder erſetzt oder auch das Eigenthum an dem Gebäude, Holz, Heu, Getreide oder Strohe, worein das Feuer angelegt, dem Miſſethäter ſelbſt zuſtändig ſeyn, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet und geſtraft werden ſollen." Der Rec. iſt in der Anſicht von dem Geſetze der Hauptſache nach mit der des Hn. D. *Müllner*, vollkommen einverſtanden. Bey dem Brandſtifter wird der *Vorſatz* erfodert, *eine Feuersbrunſt anzulegen.* Dieſer Vorſatz wird aber geſchloſſen aus den Umſtänden: dergeſtalt, daſs, wenn das von dem Inquiſiten angezündete Material, verbunden mit der Beſchaffenheit des angezündeten Gegenſtandes, geeignet war, um nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, und unter Annahme der gewöhnlichen Umſtände, eine Feuersbrunſt bewirken zu können, der Vorſatz der Brandſtiftung angenommen werden muſs, geſetzt auch, die Glut wäre nicht ausgebrochen, und das angelegte Feuer wäre von ſelbſt wieder verloſchen. (Vrgl. §. 2 des angef. Geſetzes.) Man ſetze den Fall: ein Arreſtant legt Feuer an die Gefängniſsthüre zur Nachtzeit, das Gefängniſs iſt nicht feuerfeſt, es iſt überdieſes eine ſtürmiſche, heftig windige Nacht, und es iſt ſchon ſo viel Feuer entſtanden, daſs der Arreſtant nicht der Entſchuldigung ſich bedienen kann, er habe wollen, ſobald nur eine Öffnung durch die Thüre vermittelſt der Verkohlung entſtanden, und er ſich gerettet hätte, die glimmende Thüre z. B. durch ſein Nachtgeſchirr und das im Waſſerkrug enthaltene Waſſer wieder ausgieſsen. In einem, von ſolchen Umſtänden begleiteten Falle hält Rec. dafür, daſs, das Geſetz von

Digitized by Google

Brandſtiftungen nicht anwenden wollen, ein dem Richter nicht zukommendes Klügeln und Verdrehen deſſelben ſeyn würde. *Der Zweck des Geſetzes iſt allerdings kein anderer als der: die Anlegung einer Feuersbrunſt zu verhindern. Zugleich aber ſoll auf die Fälle Rückſicht genommen werden, daſs das Feuer ein äuſſerſt gefährliches Element iſt, welches leicht die Herrſchaft der Menſchen ſo ſehr überſteigt, daſs aus der geringſten Urſache die ſchrecklichſten Folgen entſtehen können.* Darum werden im 1 §. die vielen einzelnen Fälle erwähnt; darum ſoll nach dem 2 §. nicht darauf geſehen werden, ob auch die Glut wirklich ausgebrochen ſey, oder nicht. Mit dieſen Beſtimmungen wird das ſächſiſche Feuer-Mandat nicht ſo fürchterlich und hart erſcheinen, als es wohl manchen dünken möchte, der es weniger gründlich ſtudirt hat. Der Herausgeber, welcher ſonſt gewiſs ſcharf ſieht, hat ſich hierin, nach des Rec. Meinung, etwas getäuſcht. Selbſt folgenden Fall würden wir anders beurtheilen: „Eine Bande Räuber kehrt in einer kalten Nacht von einem Einbruch zurück, und ſetzt einen im Freyen ſtehenden Holzſtoſs in Brand, um ſich daran zu erwärmen. Dem kurſächſiſchen Rechte nach ſcheinen mir die Thäter, wenn anders nicht beſondere Milderungsgründe eintreten, der Strafe des Feuers nicht entgehen zu können." Rec. bezweifelt dieſs. Die Räuber thun nichts weiter, als ſie zünden ein Feuer mit fremdem Holze an: das Feuer, wobey ſie ſich wärmen, iſt keine Feuersbrunſt. b) *Der Tiſchlermeiſter Schröter zu Sonnenwalde wird durch einen Schuſs am 18 Juny 1802 in ſeiner Werkſtatt getödtet.* Der Verdacht fiel auf ſeinen Geſellen, weil dieſer nur allein mit dem Getödteten zur Zeit der Entleibung (es war am Tage) in der Werkſtatt geweſen war, auch mit der Frau deſſelben in einem verbotenen Umgange ſtand. Indeſſen wurde doch deſſen Verſicherung, daſs der Entleibte ſeine in der Stube aufgehangene Kugelbüchſe, deren er ſich zu einem nahe bevorſtehenden Scheibenſchieſsen bedienen wollte, um ſie zu putzen, von ihrer Stelle herabgenommen, und daſs dieſe durch einen Zufall losgegangen, mithin Schröter ſich ſelbſt das Leben genommen habe, wegen der Beſchaffenheit der Wunde, der Richtung, die die Kugel genommen hatte, und wegen der aus dem moraliſchen Betragen des Inculpaten vor und bey der Unterſuchung hergenommenen Gründe für deſſen Unſchuld, geglaubt, und derſelbe abſolvirt. c) *Die Unterſuchung wider den in Lübben damals wohnhaften franzöſiſchen Emigranten Girault, welcher des Verbrechens, in rixa den dortigen Uhrmacher Schneider tödtlich verwundet zu haben, beſonders dadurch verdächtig ward, daſs der Verwundete vor dem Verſcheiden die Worte ausſtieſs: Girault hat mich geſtochen; Girault hat mich dreymal geſtochen.* Die mit vieler Sorgfalt aufgeſuchten, und ins Klare geſetzten Umſtände machten, daſs die Erzählung des Inculpaten, Schneider habe ihn ermorden wollen, (er war auch wirklich am Hinterkopfe verwundet,) nachdem er aber Hülfe gerufen, ſich ſelbſt die Stiche beygebracht, und nur den Verdacht von ſich auf Girault wälzen wollen, für wahr angenommen und Girault abſolvirt wurde. Ein Beweis, wie behutſam der Richter die Anſchuldigung, welche durch einen Sterbenden geſchieht, zu beurtheilen habe. Dieſer Criminalfall machte zu ſeiner Zeit viel Senſation, da der Emigrant Girault, ein Mann von guter Familie, durch ſeinen Handel nicht nur viele Bekannte, ſondern auch durch ſeine Sitten viele Freunde und den Zugang in die Familien ausgezeichneter Perſonen ſich verſchafft hatte.

V. *Erläuterungen dunkler Geſetze.* Auſser den Geſetzen, welche auf Veranlaſſung der übrigen bisher beurtheilten Abhandlungen und Aufſätze eine Erklärung erhalten haben, gehören hieher noch andere, z. B.: a) *Vom Diſpenſiren der Arzneyen.* Generale 20 July 1750. §. 2 und 3, und Mandat vom 18 Sept. 1768. §. 13, vom D. *Glaſewald.* b) Alte *Proceſsordnung.* Tit. 29. §. 5. c) *Der gemeine Beſcheid des Appellations-Gerichts vom 24 Oct. 1803,* wodurch vorgeſchrieben ward, daſs, ſo oft die Deutlichkeit einer Klage von der Deutlichkeit der Vorſtellung abhängt, welche der Leſer von der Figur der darin beſchriebenen Grundſtücke ſich machen ſoll, ein Riſs oder eine Handzeichnung der Klage beyzufügen ſey. Dieſe zweckmäſsige Verordnung iſt von dem ſcharfſinnigen Dr. *Müllner* ſehr zweckmäſsig erläutert worden. d) *Über die Spielverbote* vom Dr. *Klien.* Mit Recht ſetzt der Vf. die Beſtimmung, was jetzt noch hohes Spiel zu nennen ſey, zur richterlichen Willkühr aus, ohne der alten Policeyordnung gegenwärtig noch kraft beyzulegen, in ſo weit ſie die Gröſse des Verluſtes im Spiele nach den verſchiedenen Ständen annimmt. e) *Über einige Stellen des Mandats vom 18 Jan. 1791, wider Tumult und Aufruhr,* von Hn. *Pfotenhauer.* Ohne Zweifel wird eine baldige Reviſion dieſes Mandats den vielen Unbeſtimmtheiten deſſelben am beſten abhelfen. f) *Inſtruction vom 2 December 1770. §. 3, und von 1783 §. 10, von Demſelben.* Wenn ein Inculpat eines culpoſen Todtſchlags geſtändig, des abſichtlich verübten Verbrechens aber ſehr verdächtig iſt, ſoll derſelbe wegen jenes zuerſt *beſtraft,* und wegen dieſes detinirt werden, bis zur Ausführung ſeiner Unſchuld, oder umgekehrt? Die Spruch-Collegia zu Wittenberg ſind der Meinung, daſs ein Inculpat wegen der eingeräumten Verſchuldung nicht verurtheilt werden könne, wenn er nicht von den ihm beygemeſſenen Vorſatze freygeſprochen wird. Rec. hält auch dieſe Meinung für die richtige. Die Strafe des vorſätzlichen Todtſchlags hebt die des culpoſen auf. Führt in der Folge der Inculpat ſeine Unſchuld aus; ſo kann ihm die langwierige Detention zur Milderung der Strafe wegen des culpoſen Todtſchlags dienen und eingerechnet werden. Es kommt freylich auf den Grad des Verdachts an; daher die Spruch-Collegia am ſicherſten gehen, und den Criminalproceſsgang beſchleunigen würden, wenn ſie in einem ſolchen Falle immer mehr als halben Beweis erfodern, und wenn dieſer nicht vorhanden iſt, wegen des erwieſenen und eingeſtandenen culpoſen Ver-

Digitized by Google

brechens auf eine auſserordentliche Strafe erkennen: wobey jedoch ſtets auf die Moralität des Inculpaten, und auf deſſen Gefährlichkeit Rückſicht zu nehmen, und dieſe bey Abwägung der Kraft der Beweiſe mit in Anſchlag zu bringen iſt.

VI. *Wünſche und Vorſchläge, die ſich auf die Geſetzgebung des Vaterlandes beziehen.* Auſser den hin und wieder zerſtreuten einzelnen Vorſchlägen iſt im 1 Bde. S. 144 ein *Vorſchlag* befindlich *zu einem neuen Geſetze, wodurch die Dauer der Detention, das Verhältniſs der Leibesſtrafen zur Lebensſtrafe, und die Wirkung eines von dem Angeſchuldigten während der Detention im Zuchthauſe gethanen Geſtändniſſes näher beſtimmt werden kann;* von Hn. *Pfotenhauer.* Bedenklich ſcheint dem Rec. folgender Vorſchlag: „Wird bey einer erkannten Detention auf 20 Jahre das dem Angeſchuldigten beygemeſſene Verbrechen in den erſten 5 Jahren in rechtliche Gewiſsheit geſetzt: ſo ſoll die Lebensſtrafe noch Statt finden. Fehlte es, um einen vollen Beweis gegen den Angeſchuldigten zu begründen, bloſs an dem Geſtändniſs deſſelben: ſo ſoll dieſes Geſtandniſs, wenn es innerhalb der erſten fünf Jahre erfolgt, und ſonſt die erfoderlichen Eigenſchaften hat, als ein vollgültiges angeſehen, und die Zuerkennung einer Lebensſtrafe darauf gegründet werden. Erfolgt das Geſtändniſs oder die völlige Überführung des Angeſchuldigten erſt nach fünf Jahren: ſo ſoll deſſen ungeachtet, auf die ordentliche Strafe nicht weiter erkannt, ſondern die vorhin erkannte 20jährige Detention als ein Surrogat derſelben angeſehen, und in dem anderweit abzufaſſenden Urthel der Vorbehalt der Unſchuldsausführung weggelaſſen werden." Der Rec. hat bereits oben geäuſsert, daſs er die Detention nicht anders als für ein Gefängniſs, ſo wie das Gefangniſs für eine Detention anſehen könne, und zwiſchen beiden keine weſentliche Verſchiedenheit, ſondern nur ein Unterſchied in der Form und einigen Modificationen beſtehe. Wenn ein Criminalproceſs mit beſonderer Schnelligkeit geführt, der Inculpat, nachdem die Unterſuchung einige Monate gedauert hätte, in das Zuchthaus bis zur Ausführung ſeiner Unſchuld gebracht würde, und wenn daſelbſt nach Verfluſs von fünf Jahren das Verbrechen, und daſs er der Thäter deſſelben ſey, erwieſen würde, oder er es ſelbſt geſtände: ſo ſollte die ordentliche Strafe nicht Statt finden; wenn aber dagegen die Unterſuchung ungewöhnlich lange dauerte, und erſt nach Ablauf von etwas mehr denn fünf Jahren, entweder im Gefängniſſe ſelbſt, oder auch nach der Ablieferung ins Zuchthaus zur Detention, und zwar nach Ablauf von fünf Jahren vom Anfange der Unterſuchung gerechnet, der Inquiſit des Verbrechens überführt oder geſtändig würde: ſo ſollte die *poena ordinaria* Platz greifen! Warum ein ſolcher Unterſchied bloſs durch Zufälligkeiten motivirt; warum Recht und Unrecht, Leben und Tod von bloſsen zufälligen Umſtänden abhängig machen! Nach des Rec. Überzeugung darf ein ſolches Geſetz nicht angerathen werden, weil ein Geſetz allgemeine Normen enthalten muſs, und der gedachte Vorſchlag dem Zwecke der Strafen mehr hinderlich als förderlich ſeyn würde. Es bleibt nichts dem Richter zu thun übrig, als einem ſolchen Verbrecher der Gnade des Landesherrn zu empfehlen. Das Begnadigungsrecht iſt ein Auskunftsmittel für die unvermeidlichen Fälle, die ein allgemeines Geſetz nicht vorausſehen kann, wo *ſummum jus ſumma injuria* werden würde, und wo der Imperans zu Gunſten einzelner Individuen, und aus beſonderen individuellen Rückſichten von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen mag. Aber die Ausnahme ſelbſt zur allgemeinen Regel zu erheben, dieſs iſt ein Widerſpruch.

VII. *Vermiſchte Nachrichten.* Rec. zeichnet hierunter folgende aus: a) *Das Kirchgängeln;* ein thüringſches Gewohnheits-Recht, von *M.* An ſich wenig intereſſant, und nur etwa durch die Form eines mitgetheilten alten Notariats-Inſtruments für den Augenblick unterhaltend. Das Kirchgängeln iſt eine Abgabe an den Erb-Lehn-Schultheiſs zu Martinsrieth von gewiſſen Grundſtücken zahlbar. Nicht einmal eine Erklärung des Worts hat der Einſender zu geben verſucht. b) *Ein Fall, wo das Conſiſtorium zu Wittenberg ein paar Perſonen trauen lieſs, des Widerſpruchs ungeachtet von Seiten des Mannes, welcher ſelbſt während der Trauhandlung auf die Frage: Ob er die Schwagerin* (die Braut) *zur Ehe haben wollte?* mit Nein antwortete. Ein Fall, merkwürdig als eine *rara avis* in unſeren Tagen (1802), (faſt möchte man es ein an dem Manne begangenes *ſtuprum violentum* nennen!) zugleich aber ein Fall, der hoffentlich nicht mehr eintreten wird, wie man aus dem Geiſte des Reſcripts der Landes-Regierung vom 23 Jul. 1806 vermuthen kann.

VIII. *Recenſionen der in das kurſächſiſche Recht einſchlagenden Schriften.* Der Herausgeber hat ſich hierin der Kürze ſehr befliſſen. Nun ſcheint dieſs zwar die ſchwächſte Partie des ganzen Werks zu ſeyn, allein wir möchten es faſt für ein gutes Zeichen halten, nämlich für einen Beweis, daſs die Herausgeber und Verfaſſer noch einen Reichthum eigenthümlicher Gedanken und eigener Arbeiten beſitzen. Wir wünſchen daher eben keine Abänderung des Plans in dieſem Puncte; das Publicum wird mit einer möglichſt vollſtandigen Anzeige aller gröſseren oder kleineren in das vaterländiſche Recht einſchlagenden Schriften, Programmen, Diſputationen u. ſ. w. und mit einem kurzen beurtheilenden Bericht über den Inhalt zufrieden ſeyn, wenn nur der Platz dadurch für eigenthümliche, gehaltvolle Abhandlungen und Erörterungen gewonnen und ausgefüllt wird. Mit Vergnügen melden wir, daſs die Verſetzung des Herausgebers nach Heidelberg den Fortgang dieſer Annalen nicht verhindern, ſondern daſs ſie unter der Leitung des verdienten Hn. Aſſ. D. *Pfotenhauer* fortgeſetzt werden ſollen.

E. i.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Kopenhagen* u. *Leipzig*, b. Schubothe: *Vorſchläge zur Apotheken-Verpachtung für Rechtsgelehrte, Apotheker und Vormünder*, von *D. P. H. Schmidt*, Apotheker in Sonderburg, auf der Inſel Alſen u. ſ. w. 1803. VIII u. 80 S. 8. (6 Gr.) Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer gründlichen Schrift gab *Drechslers* bekannte Abhandlung: *über die Verpachtung der Apotheken*. Da dieſe bloſs die Gemeinde-Apotheken betrifft: ſo handelt Hr. *S.* hier denſelben Gegenſtand in Rückſicht auf ſolche Apotheken ab, die Privateigenthümern gehören. Denn auch bey dieſen kann eine Verpachtung nothwendig werden, wenn entweder der Beſitzer wegen unordentliches Lebens, oder wegen ſchwerer, unheilbarer Krankheiten des Körpers und Verſtandes nicht fähig iſt, ſeine Apotheke gehörig ſelbſt zu verwalten, oder wenn der Eigenthümer und ſeine Gattin kurz nach einander ſterben, und unmündige Kinder hinterlaſſen. In ſolchem Falle räth der Vf. zur *Verpachtung*, wenn der abgegangene Apotheker bemittelt oder auch nur ſchuldenfrey war, und mehrere Kinder hinterlieſs, welche die Apotheke nach Jahren antreten können; ſelbſt auch, mit gehöriger Rückſicht darauf in dem Pachtcontracte, wenn nur ein einziger, vielleicht noch dazu ſchwacher und kränklicher Erbe vorhanden iſt; wenn das Privilegium ein ausſchlieſsendes iſt, und auf den Apotheker und ſeine Leibeserben lautet; wenn die Apotheke in gutem Zuſtande und Rufe und an einem volkreichen und nahrhaften Orte befindlich, vielleicht gar noch die einzige daſelbſt iſt; oder auch, wenn der Beſitzer an unheilbaren Gemüths- oder *Laſter-Krankheiten* (!) leidet und dabey noch wohlhabend iſt. Lebt er hingegen in dürftigen Umſtänden, und haften viele Schulden auf der Apotheke, oder iſt die letztere in Verfall und der Ort und Diſtrict klein und beſchränkt, und ſind mehrere Apotheken daſelbſt, die vielleicht gröſsere Nahrung haben, oder ſind keine Kinder oder nahe Erben oder ſonſt kein Unmündiger, dem ſie vermacht iſt, vorhanden: ſo iſt der *Verkauf* vorzuziehen, wenn nicht anders ein erwachſener Sohn da iſt, der ſie annehmen könnte, oder ein Apotheker die Wittwe oder eine der hinterlaſſenen Töchter heirathet. Die *Adminiſtration* aber wird nur dann rathſamer ſeyn, wenn bey dem Abſterben des Apothekers der „älteſte" Sohn (warum gerade dieſer, der vielleicht ein anderes Fach erwählt haben kann? warum nicht lieber überhaupt: der künftige Beſitzer der Apotheke unter den nachgebliebenen Kindern?) ſchon ein Alter von 16 bis 18 Jahren erreicht hat. Der Vf. beantwortet hierauf einige, gegen eine Apothekenverpachtung für Unmündige gemeiniglich gemachte Einwürfe, wobey Rec. hier nicht verweilen darf, und geht alsdann zu den eigentlichen Pachtbedingungen über. Sehr zu beherzigen iſt dasjenige, was er S. 36 ff. gegen die öffentliche Verpachtung an den Meiſtbietenden ſagt, wenn man dabey bloſs darauf ſieht, ob Letzterer Caution leiſten und ſich zu den vorgelegten Bedingungen entſchlieſsen kann. „Man vertraue dagegen die Apotheke mit allen vorräthigen Materialien und Utenſilien, nach einem aufgenommenen Inventarium, einem Manne, von deſſen Geſchicklichkeit und moraliſchem und geſetztem Charakter man einigermaſsen (*nur* einigermaſsen? Rec. würde vorſchlagen: *möglichſt*) verſichert iſt, für einen *billigen* Pacht an und verſpreche ihm allenfalls, bey guter Ablieferung und treuer Verwaltung der Apotheke, noch eine angemeſſene Gratification. (S. 41 iſt wohl durch einen Druckfehler das Wort: *nicht* ausgelaſſen, wenn es daſelbſt heiſst: man muſs die Verpachtung einer Apotheke mit „der eines Landgutes vergleichen, wo man nur dem Höchſtbietenden den Zuſchlag giebt und es dieſem überläſst, ſo vielen Nutzen aus dem gepachteten Lande zu ziehen, als er nur immer erlangen kann"). Um das Pachtgeld zu beſtimmen, ſollte man nach einer gewiſſen Reihe von Jahren die Einnahme und Ausgabe der Apotheke gegen einander vergleichen, den Überſchuſs der Einnahme von verſchiedenen Jahren zuſammenhalten, und die Mittelzahl davon, ein Jahr ins andere gerechnet, als den richtigen Ertrag der Apotheke annehmen und feſtſetzen. Oder man ſchlage den Werth des Privilegiums und der rohen und bereiteten Arzneyen, deren Belauf einige Jahre hindurch gegen einander verglichen werden muſs, zu drey (?) Procent, den der Wein- und Gewürz-Waaren zu einem (?) Procent jährlicher Intereſſen an, und betrachte alsdann dieſe als das eigentliche Pachtquantum. Soll dennoch aber die Verpachtung öffentlich an den Meiſtbietenden geſchehen: ſo müſſen dabey mehrere Hauptbedingungen zum Grunde gelegt werden, die der Vf. gut aus einander ſetzt, und von denen vorzüglich folgende hier eine Auszeichnung verdienen. 1) Der Pachter nimmt die Apotheke nach einem Inventarium an, welches in der Zeit, da er die Apotheke antritt, — nicht zum Voraus — nach dem laufenden Einkaufspreiſe und einer billigen Taxe unter beſtimmten Cautelen aufgenommen wird. 2) Wenn bey der Wiederablieferung der Apotheke einige Sachen fehlen: ſo iſt der Pachter verbunden, ſolche dem Eigenthümer nach dem dann „courſirenden Preiscourant" zu vergüten, ſo wie Letzterer zu gleicher Billigkeit verpflichtet iſt, wenn etwa der Pachter von einigen Sachen etwas weniges mehr abliefert, als er nach dem Inventarium angenommen hat. 3) Der Pachter verpflichtet ſich, alle übernommenen Droguen und Präparate in eben der Form wieder abzuliefern, in welcher er ſelbige empfangen hat, und z. B. nicht alles in Pulver abzugeben, was er in Subſtanz erhalten. Vorſichten wegen der Qualität der Waaren. 4) Der Pachter iſt verpflichtet, alle, im Inventarium der Zahl und Güte nach aufgeführten, zur Apotheke gehörigen Inſtrumente und Utenſilien gehörig und in brauchbarem Stande wieder abzuliefern. Doch kann man nicht von ihm verlangen, daſs er alle dieſe Theile unabgenutzt wieder abgebe. Auf der anderen Seite aber iſt auch der Eigenthümer bey der Annahme der Apotheke verpflichtet, die, während der Pachtjahre neu angeſchafften, nothwendigen Inſtrumente dem Pachter zu vergüten. 5) Für alle dieſe übernommenen Waaren und Geräthſchaften muſs der Pachter eine dem Inventarium angemeſſene Bürgſchaft leiſten, wie auch für die jährlich zu bezahlende Pachtſumme. 9) Die Verpächter behalten ſich das Recht vor, im Nothfalle die Pachtung zu jeder Zeit mit obrigkeitlichem Beyſtande aufzuheben, wenn nämlich der Pächter entweder wider Vermuthen die Apotheke gänzlich vernachläſſigen, und ſolche durch ſchlechten Lebenswandel in Verfall und böſen Ruf bringen ſollte, oder auch die im Contracte beſtimmten Puncte auf irgend eine Art nicht erfüllte. Dem Pächter hingegen iſt es auf keinen Fall vergünſtiget, aus dem Pachte zu treten, wenn es ihm beliebt: er hat vorher die Bedingungen überlegen können. Gründe, warum eine Verpachtung nur etwa auf ſechs Jahre nicht rathſam iſt, und es immer vortheilhafter bleibt, eine Apotheke auf die ganze Dauer der Minderjährigkeit des künftigen Beſitzers an Einen Mann zu verpachten. 11) Iſt bey der Apotheke Gewürz- und Wein-Handlung: ſo muſs, des künftigen Beſitzers wegen, dem Pächter die Fortſetzung davon zur Pflicht gemacht werden. — Auf Afterpächterey, daſs etwa die Wittwe des während der Pachtjahre verſtorbenen Pächters die Apotheke an einen Anderen auf ihr Riſico verpachte, müſſen die Verpächter ſich gar nicht einlaſſen.

Der Vf. will übrigens durch ſeine Schrift nur Anleitung und Fingerzeige zur näheren Unterſuchung dieſes Gegenſtandes geben, und räumt freywillig ein, daſs Localumſtände und Familienverhältniſſe, weniger jedoch Zeitumſtände, dabey nicht ohne Einfluſs ſind. Zum Schluſſe fügt er über einige von *Drechsler* geäuſserte Meinungen ſeine Zweifel hinzu; nämlich darüber, daſs der Adminiſtrator einer Apotheke von der Gemeinde gewiſſe Freyſtunden und Tage zu ſeiner Erholung *bedingt* erhalte; daſs die Apotheker jetzt weniger Nahrung haben, als in alten Zeiten (in welchen beiden Stücken Rec. der gegenſeitigen Meinung des Hn. *S.* vollkommen beyſtimmt), und endlich über den Vorſchlag, Gemeindeapotheken in Erbpacht zu geben.

I. x. o.

ÜBERSETZUNGEN.

Oldenburg, b. Schulze: *Tables hiſtoriques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après Jeſus Chriſt.* Pour ſervir à l'inſtruction de la jeuneſſe et à l'intelligence de tous les écrits anciens et modernes relatifs à l'hiſtoire de cette partie du monde compoſées d'après les meilleures ſources, par *C. Kruſe*, conſeiller du Conſiſtoire à Oldenbourg. Traduites de l'allemand par *Fr. d'Applet*, Profeſſeur honoraire et Membre correſpondant de l'Académie de Lauſanne. I Livr. 1807. XII Tabl. Fol. (2 Thlr. 12 Gr.) Die Überſetzung iſt, ſo weit wir verglichen haben, wohlgerathen. S. Recenſ. des Originals, 1806. No. 87.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS, 1808.

GESCHICHTE.

Strasburg, b. Levrault: *Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleverſement de l'Empire Romain en occident jusqu' à nos jours;* précédé d'une introduct. ſur l'hiſt. et orné de 81 tables généalog. de tablettes chronolog. et de cinq cartes géograph. repréſent. l'état de l'Europe peu avant l'invaſion des barbares, le même peu après cette époque, l'Empire de Charlemagne et ſes partages, enfin l'Europe vers l'an 1074. par *Mr. Koch.* 3 Volumes. 8.

Berlin, b. Sander: *Gemälde der Revolutionen in Europa, ſeit dem Umſturze des römiſchen Kaiſerthums im Occident, bis auf unſere Zeiten.* Mit einer Einleitung in die Geſchichte, chronologiſchen und genealogiſchen Tabellen, Landcharten und einem vollſtändigen Regiſter. Von *Chriſtoph Wilhelm Koch,* Mitglied des Tribunats und der Ehrenlegion, Correſpondenten des National-Inſtituts. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *J. D. Sander.* 1807. Erſter Band. XIV S. Vorr., 120 S. Einl., kurzer Entwurf der alten Geſchichte, Überſicht der Perioden in der neueren, und chronologiſche Tafeln über beide; 258 S. Ausführung. — Zweyter Band. 341 S. mit 92 genealogiſchen Tabellen (die mit dem dritten Bande nachgeliefert werden). (Alle 3 Theile 5 Thlr.)

Es giebt zwey entgegengeſetzte Beſtimmungen ſolcher hiſtoriſcher Werke, in denen weder eigentliche Geſchichtſchreibung, d. i. Entwickelung der Details von Begebenheiten, beabſichtet, noch gewiſſe allgemeine Gegenſtände, als Cultus, bürgerliche Verfaſſung, Handel u. ſ. w. kritiſch bearbeitet, ſondern die Thatſachen univerſal-hiſtoriſch zuſammengeſtellt werden. Die erſte Beſtimmung, ſo ſchwierig in der Ausführung, als groſs in der Idee, iſt auf Leſer gerichtet, die, bekannt mit dem Gange der Begebenheiten, und mit den vorzüglichſten einzelnen Umſtänden, edel durch Sinn für die köſtlichen Früchte, die auf dem Boden der Geſchichte reifen, hohe Standpuncte für die Anſicht der Bewegungen des Menſchengeſchlechts einzunehmen wünſchen, um Nahrung für den Geiſt zu finden, und Stärkung für das Gemüth in Perioden des Conflicts von Erinnerungen ſchöner Vergangenheit, und Empfindungen demüthigender Gegenwart. Zu den wohlthätigſten, verehrungswürdigſten gehören die Männer, deren Genie uns auf jene Standpuncte hebt, die uns mit Tiefe der Beobachtung, mit Gewandtheit der Combination, das Schauſpiel der Weltgeſchichte erklären. — Die zweyte Beſtimmung univerſalhiſtoriſcher Werke iſt auf Jünglinge, überhaupt auf Anfänger, beſchränkt, denen ein fruchtbarer Auszug aus dem groſsen Buche der Geſchichte geliefert werden ſoll. Wenn hierzu nicht die Schärfe und Umfaſſung des Blicks, nicht der Reichthum des Geiſtes, wie zur Abfaſſung der Schriften von der erſten Beſtimmung, nothwendig iſt: ſo ſind es wenigſtens Verfaſſer, die, lange im Gebiete der Geſchichte einheimiſch, viel mit eigenen Augen geſehen haben, in das Innere des ewigen Haushalts eingedrungen ſind. Wer die Schwierigkeit des Unternehmens von Univerſalgeſchichten begreift, erſtaunt über den Vorwitz junger Herrn, eben der Schule entwachſen, die mit Univerſalhiſtorien, wohl gar mit räſonnirenden, auftreten, mit bedrucktem Papier, das gleichen Werth hat mit Reiſebeſchreibungen, in der Dachſtube aus Büchern zuſammengetragen.

Die angezeigte Schrift gehört zu denen der zweyten Beſtimmung; auſser dem Inhalte ſelbſt, beweiſet dieſs die Äuſserung des Verfaſſers in der Vorrede. Wäre der achtungswürdige Mann nicht als hiſtoriſch-publiciſtiſcher Veteran ſchon bekannt, dieſe Arbeit allein würde ihn als ſolchen charakteriſiren. Lange iſt uns kein univerſalhiſtoriſches Werk der zweyten Gattung vorgekommen, das ſeinem Zwecke ſo entſpricht, wie das gegenwärtige. „Aus fünf bis ſechs Compendien das ſiebente:" dieſer Ausſpruch iſt hier nicht anzuwenden. Beurtheilung, Sachkenntniſs in Auswahl der Begebenheiten, Bekanntſchaft mit den Quellen der Geſchichte, Richtigkeit der Darſtellung, mit geringen Ausnahmen, Bündigkeit, Geſchmack, Ungezwungenheit in der Sprache, vereinigen ſich zur Empfehlung des Buchs. Nur wäre eine andere Faſſung des Titels zu wünſchen, damit das Publicum nicht zu viel erwarte. Daſs die Benennung *Gemälde* eine vielleicht zu hohe Vorſtellung erregt, daran iſt der Verf. unſchuldig. Im Original ſteht *Tableau.* Wir glauben, dieſer Ausdruck wäre, zufolge des Inhalts und der Beſtimmung des Werks, genauer überſetzt durch *Überſicht:* laut der Vorrede will der Vf. bloſs ein *Elementarbuch* für diejenigen liefern, „welche die Revolutionen, wodurch die Form der Staaten verändert, und der gegenwärtige geſellſchaftliche und politiſche Zuſtand herbeygeführt worden iſt, in einem *allgemeinen Tableau von geringem Umfange* überſehn wollen." Die Ankündigung:

Revolutionen iſt der Ausführung ebenfalls nicht ganz angemeſſen. Um die ſucceſſiven Revolutionen Europens im politiſchen Gebiete ſeit anderthalb Jahrtauſenden darzuſtellen, um zu entwickeln, wie gewiſſe Völkerbewegungen, Staatsveränderungen, Weltſtürmer, einige Zeit mit ſolcher Allgewalt wirkten, daſs ſie den Lauf der meiſten Begebenheiten beſtimmten, müſste der ganze Bau des Werkes anders ſeyn, eine andere Anlage der Perioden Statt haben. Der Vf. erklärt ſelbſt in der Vorrede, daſs nicht jede Periode mit einer Revolution, ſondern einige bloſs mit der Schilderung derjenigen Macht anfangen, die während derſelben vorherrſchend war. — Unſer lebhafter Wunſch iſt, zur Verbreitung des brauchbaren hiſtoriſchen Werks unter ſtudirenden Jünglingen beyzutragen; wir glauben daher eine Überſicht des Inhalts geben zu müſſen.

Erſter Band. — So befriedigend und zweckdienlich der gröſsere Theil der Einleitung iſt, der die nöthigſten Vorkenntniſſe aus der Chronologie enthält: ſo wenig iſt beides der, darauf folgende, kurze Entwurf der alten Geſchichte: an ſich ſelbſt zu dürftig (nur 13 Seiten), um einigen Nutzen zu gewähren; als Vorbereitung zu den Verwirrungen der Völkerwanderung und des Untergangs der römiſchen Herrſchaft in Weſten theils zu weit ausholend, theils nicht eingreifend in die Darſtellung der eben angedeuteten Univerſal-Anarchie, der groſsen Scheidung der alten und neuern Geſchichte, da unmittelbar darauf eine Überſicht der Perioden des Werkes, und, S. 54—120, chronologiſche Tafeln über die vorzüglichſten Thatſachen vom Jahr 406 bis zum 27ſten September 1807, folgen. Reichhaltig und ſehr bequem ſind dieſe Tafeln; durch Erleichterung des Gebrauchs erhöhen ſie den Werth des Buchs. (In Anſehung der letzten 60 Jahre gebührt freylich der neueſten *Wedekind*'ſchen Arbeit bey weitem der Vorzug, einem chronologiſchen Werke, vortrefflich, unentbehrlich zum ſchnellen Orientiren in der, mit Begebenheiten überladenen, neueſten Geſchichte; aber die Vollſtändigkeit und Genauigkeit deſſelben iſt von unſerem Vf., der für ein anderes Publicum gearbeitet hat, nicht zu fodern.) — In der *erſten Periode* werden die allgemeinen, äuſseren Begebenheiten, die Entſtehung der Staaten, vom Ausbruche der Völkerwanderung bis zum Ende des achten Jahrhunderts, zuſammengeſtellt: ein unruhiger Zeitraum, der dem Auge faſt nirgends einen Ruhepunct vergönnt, aber wo unter dem Vielen, was untergeht, drey Elemente entſtehen, die mit ſouveräner Gewalt über das Mittelalter gebieten: arabiſche Weltherrſchaft, fränkiſches Lehnweſen, römiſche Hierarchie. — Den gröſsten Theil der *zweyten Periode* (800—962) nimmt die Schilderung des Frankenſtaats ein: Erweiterung und Verfaſſung unter Karln; Verfall nach dem Tode dieſes berühmten, bloſs für ſein eigenes Selbſt, nicht für die Menſchheit, groſsen Mannes. Theilungen, einzelne Reiche. Darauf das Allgemeine von den Normannen, Ruſſen, Ungarn. — Die *dritte Periode* (962—1074) umfaſst ziemlich unfruchtbare Zeiten. Trümmer von Anſehen und Macht, aus dem Untergange des Frankenſtaats gerettet, erregen für Deutſchland die Meinung der Vorherrſchaft unter den gleichzeitigen Staaten; die chimäriſche Kaiſerwürde wird mit dem Königthum verbunden, wird Urſache, daſs in der folgenden Periode die römiſche Herrſchſucht am meiſten gegen die Deutſchen gerichtet iſt, und dieſes Volk, ſeit Jahrhunderten ſo gebeugt von auſsen, als groſs im Inneren, politiſche Energie aufopfern muſs. Die Haupt-Ereigniſſe in Frankreich, England, Unter-Italien, im ſkandiſchen und ſlaviſchen Norden, im heutigen Ungarn, im griechiſchen Reiche, unter den ſeldſchukiſchen Türken, ſind bündig zuſammengeſtellt. — Anfang und Haupttheil der *vierten Periode* (1074—1300) iſt die Darſtellung jenes einzigen Schauſpiels einer Weltherrſchaft, gegründet nicht auf phyſiſche Zwangsmittel, auf militäriſche Überlegenheit, ſondern auf die Macht der Opinion. Das Syſtem der katholiſchen Hierarchie wird, den Hauptbeſtandtheilen nach, zergliedert, mit gelegentlicher Bemerkung der nachtheiligen Wirkung deſſelben auf den politiſchen Zuſtand von Deutſchland; die Kreuzzüge, mit der Stiftung des Königreichs Jeruſalem, und dem Urſprunge der kanoniſch-militäriſchen Orden, beſchlieſsen den erſten Abſchnitt der Periode. Andeutung des Einfluſſes vorzüglicher Begebenheiten und Umſtände auf Sitten und geſellſchaftliches Leben iſt von dem Plane des Buches nicht völlig ausgeſchloſſen; namentlich ſind hier (S. 161) einige Bemerkungen über die wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge eingewebt. Auffallend iſt daher, daſs der höchſt wichtigen, tief eingreifenden Wirkungen des Kloſterlebens nicht Erwähnung geſchieht, und der Chevalerie, dieſes vortreflichen, fruchtbaren Inſtituts, nur im Vorbeygehen in einigen Zeilen gedacht wird; ein Mangel des übrigens ſo umfaſſenden Werks. Reſultat der Überlegung, des Eindringens in den Zuſammenhang der Begebenheiten, iſt die Anordnung, auf die Darſtellung der Hierarchie die Anfänge des Bürgerſtandes und Stadtweſens in Italien, Deutſchland und Frankreich, folgen zu laſſen, eines Elements, das mit vereinzelter, geräuſchloſer, aber Alles durchdringender Kraft, groſse Revolutionen im neueren Europa eingeleitet hat. Ein dritter Hauptgegenſtand, ausgeführt in dieſer Periode, ſind das emporkommende Studium des Kirchen- und Civil-Rechts, und der damit zuſammenhängende Urſprung der Univerſitäten. Übrigens eine kernhafte Aufzählung der äuſseren Vorfälle, Staatsveränderungen, Völkererſchütterungen in Europa, im weſtlichen Aſien, in Ägypten.

Zweyter Band. — Aus dem Eingange der beiden erſten Abſchnitte dieſes Bandes, oder der fünften und ſechsten Periode, ſcheint zu erhellen, daſs bey der Grundanlage des Werks nicht ausſchlieſslich äuſsere, politiſche Veränderungen der Geſichtspunct geweſen ſind, ſondern auch gewiſſe, tief aus dem Inneren des Völkergetriebes hervorgehende, groſse Momente; doch iſt von letzteren kein pragmatiſcher Gebrauch gemacht, die culturhiſtoriſchen Angaben ſtehen iſolirt da, politiſche Veränderungen werden

nicht daraus entwickelt; auch iſt in beiden Perioden der *Terminus a quo* nach äuſseren Umſtanden und Vorfällen beſtimmt: in der *fünften* nach dem Gipfel der päbſtlichen Macht, in der *ſechsten* nach der Eroberung Conſtantinopels durch die osmaniſchen Türken. Nachdem in der *fünften Periode* (1300—1453) von dem höchſten Puncte der römiſch-katholiſchen Herrſchaft, und dem unmittelbar darauf eintretenten Verfalle, gehandelt worden, ſtellt der Vf. die wichtigſten, fruchtbarſten Erfindungen des Mittelalters in bündiger Kürze zuſammen, mit Beleſenheit und Quellenkenntniſs, doch ohne Benutzung der lehrreichen *Beckmann*'ſchen Unterſuchungen ſowohl in den Beyträgen, als in der Technologie: Linnenpapier, Ölmalerey, Buchdruckerkunſt, Schieſspulver, Compaſs. Darauf das Allgemeine von dem Handel der italiſchen, hanſiſchen und belgiſchen Städte. Endlich publiciſtiſch-politiſche Gegenſtände: Kur-Verein und goldene Bulle Karls IV, ſchweizer Eydgenoſſenſchaft, Burgund, Böhmen, Sachſen, Brandenburg, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, England, Schottland, der ſkandiſche Norden, Ruſsland unter mongoliſcher Herrſchaft, der baltiſche Norden, Polen, Ungarn, Untergang des griechiſchen Reichs. — Der Eingang der *ſechsten Periode* (1453—1648) enthält Bemerkungen über die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte, woran ſich eine ſo gründliche als kurze Erzählung der Entdeckung von Amerika, und des neuen Weges nach Indien, ſchlieſst. Was dieſe Erweiterung der Erdkunde in der mercantiliſchen Welt, das ward die Reformation Luthers und Calvins in der kirchlich-politiſchen. Eine ſynchroniſtiſche Überſicht des politiſchen Zuſtandes der Staaten und Nationen in beiden Jahrhunderten macht den gröſsten Theil der Periode aus. — Eben ſo geht in der *ſiebenten Periode* (1648—1713) der Vf. durch ganz Europa, von Frankreich und deſſen Gröſse unter Ludwig XIV bis zum osmaniſchen Reiche: die vorzüglichſten politiſchen und kriegeriſchen Ereigniſſe des Zeitraums ſind ſummariſch verzeichnet.

Der dritte Band, mit der *achten Periode* (1713—1800) wird die ſtaats- und völkerrechtlichen Verhältniſſe, Veränderungen, Kriege, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, enthalten. In den chronologiſchen Tafeln erſtreckt ſich die Angabe der vorzüglichſten Begebenheiten bis zum 27 Sept. 1807; die der übrigen bis zum Schluſſe dieſes Jahrs will das Verlags-Inſtitut dem dritten Bande beyfügen laſſen. Die Ausführung aber wird mit der Geſchichte der letzten Theilung von Polen enden, zufolge der ſummariſchen Überſicht der Perioden, und einer Erklärung des Vfs. in der Vorrede. „Die zahlreichen Reſultate der franzöſiſchen Revolution ſind noch zu ungewiſs, um ſchon hiſtoriſch dargeſtellt zu werden." In dieſem Urtheil erkennen wir den Mann von weiſer Mäſsigung, der Bedingungen der Hiſtoriographie beſſer begriffen hat, als die ſtets fertigen Geſchichtſchreiber, die in Werken über die laufenden Begebenheiten mehr, als chronologiſchen Abriſs, mehr, als Zeitungsnachrichten, liefern zu können wähnen. Vor mehreren Jahren äuſserte ein ſachkundiger Mann in Frankreich öffentlich: „die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und ihrer Folgen könne nicht ſpät genug geſchrieben werden."

Daſs in hiſtoriſchen Werken von gröſserem Umfange, bey vieler hiſtoriſcher Gelehrſamkeit des Vfs., bey der genaueſten Sorgfalt in Verzeichnung der Begebenheiten, kleine Irrungen nicht ganz zu vermeiden ſind, bedarf für *den* keiner Erwähnung, der, in Betracht des unermeſslichen Gebiets der Geſchichte, von keinem Hiſtoriker gleich vertraute Bekanntſchaft mit allen Theilen beſonders der Sachen-Geſchichte erwartet. Auf Berichtigung mancher Angaben in den äuſseren Geſchichten wollen wir uns bey der angezeigten Arbeit nicht einlaſſen; höchſtens bemerken wir: a) Sitz der ſlaviſchen Stämme, um die Zeit, da ſie unter dieſem Namen auftreten, waren nicht „die ungeheuern Länder zwiſchen *der Oſtſee* und dem ſchwarzen Meere," welche Wohnplätze ſie zu Anfange des ſechsten Jahrhunderts verlaſſen haben, und nach dem Weſten und Süden von Europa fortgewandert ſeyn ſollen (I, 26). Bis in die Nähe des baltiſchen Meeres werden die Slaven von Jordanes nicht geſetzt, und als dieſe Stämme zu wandern anfingen, kamen ſie *nicht vom baltiſchen Norden her*, ſondern zogen *dahin* (bis nach Nowgorod). b) Man kann nicht ſagen, der däniſche Knut d. Gr. habe England und Norwegen *erobert* (I, 105): über jenes erlangte er die Herrſchaft gröſstentheils durch Verheirathung mit Emma, Edelreds Wittwe, über dieſes durch Beſtechung und Verführung der norwegiſchen Groſsen zur Verrätherey. Eigentlich reicht auch die däniſche Dynaſtie, zu welcher der genannte König gehörte, und die der Vf. willkührlich mit Harald Blaatand anfangen läſst, nicht bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts (ebendaſ.), ſondern bloſs bis 1041; denn Svend Eſtridſon, als Sohn des ſchwediſchen Jarls Ulf Sprageleg, muſs als Stifter einer neuen Dynaſtie angeſehen werden. Daher kann der Name Eſtriden nicht auch den Regenten von Harald bis Svend zukommen. — Es iſt uns bloſs um einige realhiſtoriſche Bemerkungen zu thun, über ſtaatsrechtliche Verhältniſſe, bürgerliche Einrichtungen u. ſ. w.; die Vorzüglichkeit des Buchs, und die darauf gegründete Hoffnung der groſsen Verbreitung ermuntern uns dazu. — Faſt immer ſind *Lehnherrn* mit *Lehnleuten* (mit Reichsvaſallen in Italien, Deutſchland, Frankreich, England) verwechſelt, ſo daſs jenes geſetzt iſt, wo, dem Zuſammenhange nach, dieſes ſtehen muſs, z. B. I. 52. 61. 79. 80. 82. 87. 88. 91. 128. 170. 217. Wir ſind geneigt, dieſs für ein Verſehen des Überſetzers zu halten. Das Original, deſſen Titel oben aus einem franz. Blatt angeführt iſt, haben wir nicht geſehn. Steht in demſelben *Seigneurs*, ſo fällt es freylich dem Vf. zur Laſt; wahrſcheinlich aber ſteht *Vaſſaux* oder *Feudataires*. Am auffallendſten iſt der Mangel an Genauigkeit hierin B. I. S. 87. 88, wo die arelatiſch-burgundiſchen Reichslehnmannen bald Vaſallen, bald Lehnherrn genannt werden,

als wäre beides identiſch. Auch iſt B. I. S. 65 auf die einmal geltende Terminologie nicht Rückſicht genommen, wenn es heiſst: bey Erweiterung des Lehnweſens wurden nicht bloſs Stücke von Domainen, ſondern auch Statthalterſchaften, Herzogthümer, Grafſchaften, als Lehne *übertragen* (ſtatt verliehn). Anfänger können dadurch irre geleitet werden. — Geſchichtſchreiber, die es mit Begriffen und Ausdrücken genau nehmen, haben in neueſter Zeit, beſonders ſeit Majers Unterſuchung (1798), die Würde des deutſchen Königs, und die des römiſchen Kaiſers, ſorgfältig unterſchieden, und des Ausdrucks: *deutſcher Kaiſer*, von dem die Geſchichte nichts weiſs, ſich enthalten. Nur im Staatsrechte war der Titel, der Obſervanz wegen, zuläſſig. Da ſeit dem 6ten Auguſt 1806 weder ein deutſcher König, noch ein (idealer) römiſcher Kaiſer, mehr beſteht: ſo wäre zu wünſchen, daſs nun hiſtoriſche Schriftſteller noch aufmerkſamer jene Prädicate unterſchieden, um Dilettanten der Geſchichte die Einſicht in die merkwürdigen hierarchiſch-völkerrechtlichen Verhältniſſe des Mittelalters zu erleichtern. In der angezeigten Schrift iſt die Unterſcheidung der deutſchen Königs- und römiſchen Kaiſer-Würde überſehn; in ſolchem Zuſammenhange, wo *König* und *Königthum* ſtehen ſollten, z. B. I. 88. 92. 93. 94. 121. 123, iſt faſt immer *Kaiſer* und *Kaiſerthum* geſetzt. Einmal, B. II, S. 146, haben wir den Unterſchied berückſichtigt gefunden. — Daſs ſich die römiſch-päbſtliche Macht zuerſt (ſeit 1074) und vorzüglich auf den Trümmern des deutſchen Königthums erhoben habe, B. I. S. 119. 138, iſt nicht richtig; die politiſche Macht allein kann damit nicht gemeint ſeyn, ſie war eigentlich (als hierarchiſche) mit der kirchlichen identiſch. Schon ſeit dem neunten Jahrhunderte ſtieg die eigenthümliche Gewalt der römiſchen Biſchöfe über Europa, als Product einer Summe von Umſtänden, während die äuſsere Macht der deutſchen Könige noch beſtand. Damit, daſs ſeit Heinrich IV dieſe Könige ihr Patronatrecht in Beſetzung der oberſten geiſtlichen Stelle verloren, ward nicht erſt die römiſch-päbſtliche Macht über das katholiſche Europa gegründet. — Es kann falſche Begriffe von dem Weſen der vormaligen Staatsverfaſſung Deutſchlands veranlaſſen, wenn dieſelbe in der Überſicht der Perioden S. 45. 46, und B. I. S. 138, ein *Föderativ-Syſtem*, ein *Staatenbund*, genannt wird. Aus manchen weſentlichen Zügen des Charakters der Reichsconſtitution erhellt, daſs dieſe nicht föderativ war: aus dem Ratificationsrechte und der Reichslehnherrlichkeit des Königs, der bloſsen Landeshoheit der Fürſten, dem Reichshofrathscollegio, dem Poſten des Kammerrichters. — Heinrich V ſoll *alle Einwohner der Städte* für freye Leute erklärt, und dadurch die *Handwerkszünfte* veranlaſst haben (I. 166. 167): jenes iſt in der angegebenen Allgemeinheit, dieſes durchaus, unrichtig. — S. 174 iſt der Zweykampf zu den Gottesurtheilen gerechnet; der kundige Leſer wird dieſs abändern; die Gottesgerichte wurden ja von der Geiſtlichkeit eingeführt, um die barbariſche, alt-germaniſche Rechts-Entſcheidung durch das Schwerdt zu verdrängen. — S. 178: „Die Univerſität zu Paris war die erſte, welche alle vier Facultäten in ſich vereinigte; ſie ward um das Jahr 1200 vollſtändig;" ſoll das letztere heiſsen: um 1200 bildeten ſich die vier Facultäten: ſo iſt dieſs bekanntlich wider die Angaben von du Boullai, denen zufolge die Bildung des Facultätsweſens neben den vier Nationen zu Paris erſt in die zweyte Hälfte des 13 Jahrh. fällt. — Wenn die Quittung eines Artilleriſten v. J. 1345, an die Sénéchauſſée zu Toulouſe über gelieferte Munition ausgeſtellt, für den erſten Beweis vom Gebrauche des Schieſspulvers und der Kanonen in Frankreich erklärt wird, II. 31: ſo wiſſen wir nicht, ob der Vf. das frühere Beyſpiel bey *du Cange, voc. Bombarda*, überſehen hat, oder nicht anerkennt, den Ausgabepoſten in der Rechnung des Kriegszahlmeiſters vom J. 1338: „*à Henri de Fauchemon, pour avoir poudres et autres choſes neceſſaires aux canons, qui eſtoient devant Puy Guillaume.*" — Unbeſtimmt iſt die Bemerkung b. II, S. 37, daſs man ſchon um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts Spuren von Wechſeln finde. Sind *gezogene* gemeint, ſo iſt der Termin *zu früh* angeſetzt; das bekannte, in der Note angeführte Datum, daſs Innocentius IV im J. 1246 an den Gegenkönig Heinrich Raspe 25000 Mark Silbers übermacht hat, iſt kein Beyſpiel von Tratten, ſondern bloſs von der längſt herkömmlichen Gewohnheit, Gelder an Campſoren zu zahlen, die dieſelben auf auswärtigen Plätzen durch ihre Aſſociés an die aufgegebenen Perſonen auszahlen lieſsen. „Innocentius legte das Geld *in der Bank von Venedig* nieder" — könnte zwey Irrungen veranlaſſen: die venetiſche Bank habe ſchon 1246 beſtanden, und: ſie ſey eine Wechſelbank (das Inſtitut, eine Girobank, hat erſt 1582 ſeine Einrichtung erhalten). Das *Chronicon Thuringicum* (bey *Mencken* II, 1735) ſagt bloſs: „*das ſante her zou Venedige in dy Wechſil.*" Sollen aber *eigene* Wechſel zu verſtehen ſeyn, ſo iſt der Termin *zu ſpät* angeſetzt; in einer Urkunde vom J. 1234, bey *Schannat hiſt. Worm. cod. probat. p.* 117, N. 126, kommen ſchon die Worte vor: „*creditores — qui ſuper inſtrumenta conſueverunt mutare.*"

Die Überſetzung läſst ſich gut leſen, iſt wirklich deutſch. — „Der Kaiſer gab Lehne nur in Hände, *die er rathſam fand* (I, 93)", — „die *Refugirten* aus Frankreich und den Niederlanden (II, 186)" ſind unbedeutende Flecken. Einige Stellen kommen uns ſchleppend vor; I, 66: „ein ſtehendes Heer, Feſtungen und Beſatzungen darin, wie man dergleichen heut zu Tage ſieht"; — II, 195: „man ordnete ein Regierungscollegium, eine Caſſe, und Gerichtshöfe, alles Dreyes gemeinſchaftlich, an."

N. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 JULIUS, 1808.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Debure: *Chreſtomathie Arabe, ou Extraits de diverſes écrivains Arabes, tant en proſe, qu'en vers*, à l'uſage des élèves de l'école ſpéciale des langues Orientales vivantes; par *A. J. Silveſtre de Sacy.* 1806. Tome I. contenant le texte arabe, XVI u. 587 S. Tome II. Première partie de la traduction. XII u. 646 S. Tome III. Seconde partie de la traduction. IV u. 565 S. 8. (10 Thlr.)

Aus den Schätzen der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris erhalten wir in dieſem Werk eine höchſt ſchätzbare Sammlung von Auszügen aus arabiſchen Schriftſtellern des mannichfaltigſten Inhalts, ſämmtlich bisher noch nicht durch den Druck bekannt geworden, und von dem um das Sprachſtudium und die morgenländiſche Geſchichte ſo verdienten Herausgeber mit einem bewundernswürdigen Reichthum neuer und intereſſanter Belehrungen über eine Menge von Gegenſtänden der geſammten morgenländiſchen Literatur ausgeſtattet. Wie viel Lehrreiches für den Philologen, den Geſchichtforſcher, den Literator, in dieſem Werk befindlich ſey, wird ſchon aus der Überſicht des Inhalts hervorgehen.

Die Sammlung eröffnen mehrere hiſtoriſche Stücke. I) Auszüge aus der *Chronik* des *Fakhr-eddin Rhazi*, eines bisher unbekannten Schriftſtellers, von welchem auch Hr. *de S.* weiter keine Nachricht geben konnte, als die er in der Vorrede des Vfs. und in der Unterſchrift des auf der kaiſerlichen Bibliothek befindlichen Manuſcripts (einer Copie der Handſchrift des Vfs.) fand. Fakhreddin verfaſste ſein Werk zu Moſul im J. 701. der Hedſchra (1301 der chriſtlichen Zeitrechnung). Es beſteht aus zwey Theilen, von welchen der erſte von den gegenſeitigen Pflichten der Regenten und Unterthanen, und von den einem Fürſten nöthigen Eigenſchaften handelt, der andere aber einen Abriſs der Geſchichte der arabiſchen Dynaſtieen von den erſten Khalifen an, mit Inbegriff der Buiden, Seldſchuken und Fatemiten, bis zum Untergang derſelben enthält. Hier ſind zuerſt ein paar Abſchnitte aus dem zweyten Theil dieſes Werks mitgetheilt: 1) *das Khalifat des Harun Raſchid.* Mehrere intereſſante, bisher noch unbekannt geweſene Anekdoten von dieſem trefflichen und mächtigen Regenten; und von ſeinen Veziren, den Barmekiden, in deren Lob der Annaliſt unerſchöpflich iſt. Er vergleicht ſie „glänzenden Geſtirnen, überſtrömenden Meeren, ungeſtümen Gieſsbächen, wohlthätigen Regengüſſen." Über die Urſachen, die den plötzlichen Sturz dieſer Lieblinge des Khalifen, und die Ausrottung ihres ganzen Hauſes herbeyführten, kann auch Fakhr-eddin nichts als ungewiſſe Sagen und ſchwankende Vermuthungen anführen. 2) *Das Khalifat des Moſtaſem-billah*, des letzten Regenten aus der Dynaſtie der Abbaſiden, nebſt einer ziemlich ausführlichen Erzählung von der Eroberung der Stadt Bagdad durch die Mogolen. 3) *Von den Rechten der Regenten über ihre Unterthanen*; aus dem erſten Theil des oben genannten Werks. „Die Regenten," ſagt der Vf., „haben über ihre Unterthanen Rechte auszuüben; aber gegenſeitig haben auch die Unterthanen Anſprüche auf gewiſſe Rechte, die ihnen von ihren Regenten zu geſtatten ſind. Eine von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Regenten iſt *Gehorſam*; dieſe iſt die Hauptſtütze, auf welcher das Wohl der Geſellſchaft beruhet, wodurch allein der Regent in den Stand geſetzt wird, dem Schwächeren gegen die Anmaſsungen des Mächtigen Schutz zu verſchaffen, und ſtrenge Gerechtigkeit zu handhaben. Die Araber ſagen im Sprichwort: *wo kein Gehorſam iſt, da iſt auch kein Regiment.* Unter allen Dynaſtieen, deren Schickſale in den Geſchichtbüchern verzeichnet ſind, iſt keine, die von dem Höchſten begnadigt worden wäre, ihre Heere und ihre Unterthanen ſich ſo vollkommen unterwürfig zu ſehen, wie die jetzt regierende ſiegreiche mogoliſche Dynaſtie." Um die Richtigkeit dieſer Behauptung zu erweiſen, geht der Vf. von der letzten perſiſchen Dynaſtie an die verſchiedenen arabiſchen Dynaſtieen durch, und zeigt, daſs eine jede derſelben mit Rebellen zu kämpfen gehabt habe. II) *Aus Makrizi's Geſchichte und Topographie von Ägypten.* Taki-eddin Makrizi, der in der zweyten Hälfte des vierzehnten und in den beiden erſten Decennien des 15 Jahrh. chriſtl. Zeitrechnung lebte, behauptet unter den hiſtoriſchen Schriftſtellern der Araber wegen ſeiner Genauigkeit und Wahrheitsliebe eine der erſten Stellen. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind zwey kleinere, *über die Maſse und Gewichte*, und *über die arabiſchen Münzen*, durch den Hn. Canzleyrath *Tychſen* zu Roſtock und Hn. *de Sacy* herausgegeben und überſetzt worden. Das Werk, aus welchem hier Auszüge mitgetheilt werden, beſteht aus mehreren Bänden, und iſt für die Geſchichte und Geographie Ägyptens von groſsem Werth. Die von Hn. *d. S.* ausgewählten Stücke ſind: 1) *Geſchichte des Khalifen Hakem Beamrillah.* Ausführlicher, als die bisher bekannt gewordenen Nachrichten anderer arabiſcher Annaliſten von dieſem Fürſten, den wohl hauptſächlich übertriebener Eifer für die Reinheit der Sitten und

Digitized by Google

für die Religion zu Bedrückungen ſeiner Unterthanen, und ſelbſt zu Grauſamkeiten verleitete. Der von mehreren morgenländiſchen Schriftſtellern verbreiteten Sage, daſs die Schweſter des Khalifen mit ſeinen Mördern im Einverſtändniſſe geweſen ſey, widerſpricht *Makrizi* beſtimmt. Der Mörder, welcher erſt 4 Jahre nach der Ermordung Hakems entdeckt und eingezogen wurde, bekannte, bloſs aus Eifer für Gottes Ehre gehandelt zu haben. 2) Beſchreibung einer angenehmen Gegend bey Kahira, die der Khalif Moſtaſer-billah einer ſeiner Baukenſchlägerinnen zum Geſchenk gemacht hatte. 3) Von einer Pflanze, *Haſchiſcha*, oder *Fakirskraut* genannt (einer Art Hanf), deren Blätter gekaut, oder gleich dem Tabak geraucht, eine berauſchende Kraft haben. 4) *Von der Zeitrechnung der Juden und ihren Feſten.* 5) *Überſicht der Geſchichte der jüdiſchen Religion, und Nachrichten von ihren Secten.* 6) *Von den Samaritanern.* Für die neuere Geſchichte der Juden ſind dieſe drey Abſchnitte nicht unwichtig. III) *Aus Abdalkader's Abhandlung über den Kaffe.* Der Vf. ſchrieb gegen das Ende des 16 Jahrh. chriſtl. Zeitrechnung. Einen Auszug aus dieſer Schrift gab ſchon *Galland* in der *Lettre de l'origine et du progrès du Café*, woraus *La Roque* in einem Anhang zu ſeiner *Voyage de l'Arabie heureuſe* das Weſentliche mitgetheilt hat. Hier lieſt man die beiden erſten Capitel des arabiſchen Originals. Das erſte enthält Nachrichten von der Einführung dieſes Getränks in Arabien und von den Schickſalen deſſelben in dieſem Lande. Mehrere Male brachten es rigoriſtiſche Geſetzgelehrte, die den Genuſs des Kaffe's für eben ſo unerlaubt erklärten, als den Wein und andere berauſchende Getränke, dahin, daſs der Gebrauch deſſelben verboten wurde. Doch behielten die Verbote immer nur auf eine kurze Zeit ihre Kraft, da weniger ängſtliche Geſetzverſtändige den Kaffe in Schutz nahmen. Im zweyten Cap. iſt ein Bericht des Statthalters von Mekka an den ägyptiſchen Sultan *Canſu*, worin der Kaffe als ein ſchädliches und zu mancherley Unordnungen Veranlaſſung gebendes Getränk vorgeſtellt wird, mit den Abſtimmungen mehrerer Kadhis und Doctoren vollſtändig eingerückt. In dem auf dieſen Bericht erfolgten Reſcript des Sultans wird indeſs bloſs verboten, berauſchende Ingredienzien unter den Kaffe zu miſchen, und ihn in den Straſsen zum Verkauf herumzutragen. IV) Timurlenk's Brief an den Sultan von Ägypten, *Barkok*, worin er dieſen auffodert, ſich ihm zu unterwerfen, nebſt des Letzteren Antwort. Aus einem bisher unbekannten Werk des *Makrizi, Einleitung in die Kenntniſs der Dynaſtieen* betitelt, welches eine Geſchichte von Ägypten ſeit der Eroberung durch Saladin enthält. Dieſe beiden hier mitgetheilten Briefe befinden ſich auch in Achmed-Ben-Arabſchah's Lebensbeſchreibung Timurs, im erſten Bande der *Manger*'ſchen Ausg. S. 44 u. fgg., jedoch mit mehreren Verſchiedenheiten im Ausdruck. Der dem Tamerlan zugeſchriebene Brief iſt nicht viel mehr, als die Copie einer ſchon von Hulagu an einen Fürſten von Haleb geſandten Auffoderung, die man in Abulfaradſch's *Hiſtoria Dynaſtiarum* S. 520 des arab. Textes lieſet. V) Ein Abſchnitt aus des *Khalil Ben-Schahin Taheri* (eines Schriftſtellers aus der erſten Hälfte des 15 Jahrh.) geographiſch-hiſtoriſchem Werk, *Caſchf almemalek* (Beſchreibung der Reiche) genannt, oder vielmehr nur aus dem von dem Vf. ſelbſt verfertigten Auszug aus jenem gröſseren Werk, *Zobdat caſchf almemalek, Kern der Beſchreibung der Reiche.* Das hier abgedruckte erſte Cap. giebt eine allgemeine geographiſche Überſicht von Ägypten und den Merkwürdigkeiten einer jeden Provinz dieſes Landes. VI) Ein Schreiben des ägyptiſchen Sultans *Barſebai* an *Mirza Schahrok*, Timurs Sohn, der von dem Sultan verlangt hatte, ſich ihm als Vaſall zu unterwerfen. Der Geſandte Schahroks, der mit dieſer ſehr unſanften Antwort zurückgeſandt wurde, erhielt vor ſeiner Abreiſe die Baſtonnade, und wurde in einen Teich geworfen. VII) *Auszüge aus Schriften der Druſen.* Dankenswerthe Beyträge zur genaueren Kenntniſs dieſer merkwürdigen Secte und ihrer Meinungen. Aufmerkſamkeit verdient beſonders das zweyte der hier mitgetheilten Stücke, von den Druſen *die ehrwürdige Urkunde* genannt, ein von Hakem ſelbſt verfaſster Aufſatz, den er unmittelbar vor ſeinem Verſchwinden in den Moſcheen aufgehangen haben ſoll. Hr. *d. S.* macht Hoffnung zu einem eignen Werk über die Druſen, wozu er ſchon ſeit mehreren Jahren die Materialien aus einer groſsen Menge von Handſchriften geſammelt hat.

Die *poetiſchen* Stücke dieſer Chreſtomathie ſind: 1) Ein Gedicht von *Schanfari*, das ſogenannte *Lamiat al-arabi*, d. i. das arabiſche, deſſen Reime ſich auf *l* endigen. Den Namen des *arabiſchen* hat es, um es von einem anderen, eben ſo gereimten Gedicht, deſſen Vf., *Thograi*, in Perſien lebte, zu unterſcheiden. Dieſes letztere, *Lamiat al-adſchem* genannt, iſt, da es in Europa mehreremale gedruckt, und auch in mehrere europäiſche Sprachen überſetzt worden iſt, bekannt genug. Aber das hier abgedruckte, ältere (Schanfari lebte kurz vor Mohammed), kannte man bisher unter uns bloſs dem Namen nach. Der arabiſche Text iſt nach zwey auf der kaiſerlichen Bibliothek befindlichen Handſchriften (von welcher die eine, ehemals der vaticaniſchen Bibliothek zugehörig, von *Pietro della Valle* aus dem Orient mitgebracht worden war), und einer von dem nun verſtorbenen *Rau* dem Herausg. mitgetheilten Abſchrift des Leydner Codex abgedruckt. In den Noten ſind die bedeutenderen Abweichungen der gebrauchten Handſchriften angezeigt, und aus den arabiſchen Scholien die brauchbarſten Erläuterungen ausgehoben. 2) Ein Gedicht des *Nabega* aus dem Stamme *Dhobian*, durch welches der Dichter, ein Zeitgenoſſe Mohammeds, die verſcherzte Gunſt ſeines Beſchützers, des Königs von Hira, Nooman, wieder erhielt. Dieſes Gedicht wird im Orient den berühmten mit Preiſen gekrönten Gedichten, *Moallakat* genannt, gleich geachtet, u. nimmt ſogar in manchen Handſchriften unter denſelben eine Stelle ein. 3) Einige Gedichte des *Motenabbi*. Den Deutſchen iſt dieſer Dichter von *Reiske* durch mehrere arabiſch und deutſch herausgegebene Bruchſtücke aus ſeinen poetiſchen Werken bekannt gemacht worden. Die hier befindlichen Gedichte verherrlichen einige Siege des *Seif-eddaula*, der im zehnten Jahrhundert über einen groſsen Theil Vorder-Aſiens herrſchte, eines Fürſten, der ein eben

Digitized by Google

ſo groſser Freund und Beſchützer der Gelehrten, als tapferer Krieger war. 4) Ein Lobgedicht auf einen Unbekannten, von *Tantarani*, der gegen das Ende des eilften Jahrhunderts Lehrer in einem Collegio zu Bagdad war. Es iſt voll von Wortſpielen, und deſshalb, wie Hr. *de S.* bemerkt, im Orient berühmt. 5) Auszüge aus den poetiſchen Werken des *Ebn Faredh.* Er lebte zu Ende des zwölften, und in der erſten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts zu Cairo. Ein paar Bruchſtücke aus ſeinen, gröſstentheils myſtiſchen, Dichtungen haben *Fabricius* und *Jones* herausgegeben. Unter den hier aufgenommenen Stücken ſind auch einige arabiſche Logogryphen. 6) Die ſiebente und neunte der geſellſchaftlichen Unterhaltungen (*Mekamat*) des *Hariri.* Als Hr. *de S.* das erſte dieſer beiden Stücke abdrucken lieſs, war ihm noch nicht bekannt, daſs Hr. D. *Jahn* daſſelbe in ſeine arabiſche Chreſtomathie aufgenommen hatte. Der hier befindliche Abdruck hat indeſs den groſsen Vorzug, daſs er nach drey Handſchriften gemacht iſt, wobey auch noch ein ausführlicher Commentar und ein Gloſſarium über das Werk des Hariri benutzt worden ſind.

Es folgt nun eine Reihe von Urkunden, Briefen und anderen Aufſätzen, die ſich auf die Verhältniſſe Frankreichs mit dem Orient beziehen, und zugleich dazu dienen können, aus ihnen den arabiſchen Geſchäfts- und Canzley-Styl kennen zu lernen: 1) Ein Brief des abyſſiniſchen Kaiſers *Tecla-Haimanut* an den franzöſiſchen Vice-Conſul zu Damiette, *du Roule.* Überſetzt findet man dieſes Schreiben ſchon in *Lobo's* und *Bruce's* Reiſebeſchreibungen, aber hier wird mit dem arabiſchen Original zugleich auch eine genauere und richtigere Überſetzung geliefert. 2) Einige Schreiben der Kaiſer von Marokko an die Könige von Frankreich, Ludwig den XIV, XV und XVI, nebſt dem mit Ludwig dem XV im J. 1767 abgeſchloſſenen Friedenstractat. Aus dem Archiv des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. 3) Briefe des *Imam von Maskat* an den franzöſiſchen Conſul zu Bagdad, *Rouſſet*, in den Jahren 1783 bis 1789 geſchrieben. Sie betreffen hauptſächlich die Reſtitution eines dem Imam gehörigen Schiffs, welches von einigen franzöſiſchen Fahrzeugen weggenommen worden war. 4) Einige, zur Geſchichte der franzöſiſchen Expedition nach Ägypten gehörige Acten-Stücke: Proclamationen des Divans und der Sheikhs von Cairo, der in dieſer Stadt öffentlich bekannt gemachte officielle Bericht von der Eroberung der Stadt Jafa durch die Franzoſen, und drey Briefe des Sherif von Mekka an den General Bonaparte. Alle dieſe Stücke ſind zwar in Ägypten durch den Druck bekannt gemacht worden; aber in Europa ſind die Exemplare davon ſo ſelten, daſs ſie für uns als ungedruckt gelten können. Der hier befindliche Abdruck hat vor den Originalen überdieſs den Vorzug, daſs er correcter iſt. — Den Beſchluſs machen Auszüge aus dem groſsen naturhiſtoriſchen Werke des *Kazwini*, *Wunder der Schöpfung* betitelt, von Hn. *Chézy* (dem geſchmackvollen Überſetzer des perſiſchen Romans *Medſchnun und Leila*) ausgewählt, überſetzt und erläutert. Proben aus dieſem Plinius des Orients haben zwar ſchon *Bochart* (im *Hierozoico*) *Wahl* (in der arabiſchen Anthologie) und *Ouſely* (in den *oriental Collections*) gegeben; allein dieſe einzelnen, aus dem Zuſammenhang gehobenen Stücke waren nicht hinreichend, eine richtige Vorſtellung von dem Ganzen zu verſchaffen. Hr. *Chézy* theilt daher gröſsere zuſammenhängende Abſchnitte mit. Es ſind die Überſichten der drey Reiche der Natur. Jedem derſelben ſchickt *Kazwini* allgemeine Betrachtungen voraus, dann folgen Bemerkungen über die Geſchlechter, Gattungen und Arten, und endlich werden beſondere Merkwürdigkeiten einzelner Individuen beſchrieben. Bereicherung unſerer Kenntniſſe in der Naturkunde würde man zwar in dieſem Werk vergebens ſuchen; aber für die Geſchichte der Wiſſenſchaft hat es unſtreitig einen nicht unbedeutenden Werth. Es iſt lehrreich, die unter den gebildetſten Nationen des Orients vormals, und zum Theil auch wohl noch jetzt, herrſchenden Anſichten der Natur, die unter dieſen Völkern gemachten Beobachtungen, und die Forſchungen ihrer Gelehrten über die erſten Beſtandtheile der Dinge und ihrer Eigenſchaften kennen zu lernen, und mit unſeren Anſichten, Beobachtungen und Nachforſchungen zu vergleichen. Durch die zahlreichen, von groſser Beleſenheit in älteren und neueren naturhiſtoriſchen Schriften zeugenden, Anmerkungen, mit welchen Hr. *Chézy* die von ihm ausgehobenen Stücke begleitet hat, wird eine ſolche Vergleichung Jedem, der ſie anzuſtellen Luſt hat, ſehr erleichtert werden.

Das Verdienſt der Sammlung und Herausgabe der arabiſchen Texte, deren Inhalt wir angezeigt haben, hat Hr. *de S.* noch ſehr durch die *Überſetzung* derſelben erhöht, welche der zweyte und dritte Band dieſes Werks enthält. Sie gewährt denen, welche dieſe Chreſtomathie um der Sprache willen ſtudiren, ein vortreffliches Hülfsmittel zum Verſtändniſſe der Originale, und die des Arabiſchen Unkundigen, die aber den Inhalt der hier mitgetheilten Stücke für andere, als für philologiſche, Zwecke kennen zu lernen wünſchen, werden durch die eben ſo treue als flieſsende Dollmetſchung in den Stand geſetzt, ſicheren Gebrauch von dieſen Auszügen zu machen. Wie glücklich der Überſetzer die groſsen Schwierigkeiten zu beſiegen gewuſst habe, die ſich in vielen Fällen dem Beſtreben entgegen ſtellen, die Worte eines arabiſchen Schriftſtellers treu und vollſtändig, und doch zugleich ſo wiederzugeben, daſs der Geſchmack des, der morgenländiſchen Denk- und Sprech-Weiſe unkundigen und ungewohnten, europäiſchen Leſers keinen Anſtoſs nehme, vermag nur der gehörig zu beurtheilen, der die Überſetzung mit dem Original zu vergleichen im Stande iſt. Noch weit mehr Feſſeln, als dem deutſchen Überſetzer, legt dem franzöſiſchen ſeine eigene Sprache an; weit mehr noch als jener, hat ſich dieſer zu hüten, das Conventionelle in ſeiner Sprache zu überſchreiten. Durch eine wörtliche Übertragung mancher dem Araber geläufigen tropiſchen Redensart würde er den Geſchmack ſeiner Leſer höchlich beleidigen, oder gar, was für ihn noch ſchlimmer wäre, ſich ſammt ſeinem Original dem Gelächter ausſetzen. Man mag es daher Hn. *de S.* wohl

glauben, wenn er ſagt, daſs ihm ſeine Überſetzung Mühe gekoſtet, daſs er beſonders in den Stücken der gereimten Proſa, ſo wie in den Gedichten, häufig mit der Kühnheit, mit der Bizarrerie und dem ſchlechten Geſchmack der Gedanken und Figuren des Originals zu kämpfen gehabt habe. Sogenannte freye Überſetzung, da, anſtatt den Sinn des arabiſchen Ausdrucks genau überzutragen, bloſs der Gedanke, wie ihn der Franzoſe auszudrücken gewohnt iſt, wiedergegeben wird, erlaubte er ſich nur ſelten, und nur da, wo er es nicht vermeiden konnte, immer aber mit groſser Behutſamkeit, und nie, ohne in den Anmerkungen davon Rechenſchaft zu geben.

Dieſe *Anmerkungen*, welche nach der Überſetzung jedes Abſchnittes folgen, machen in Anſehung ihres Umfangs und Gehalts einen eben ſo bedeutenden, wir möchten faſt ſagen, einen bedeutenderen, Theil des Werkes aus, als die Texte ſelbſt. Ein Theil derſelben hat den Zweck, den Text aufzuklären, den Sinn gewiſſer Worte und Redensarten zu beſtimmen, und die Schwierigkeiten zu heben, welche ſich in der grammatikaliſchen Conſtruction finden. In den Anmerkungen zu den poetiſchen Stücken ſind häufig Bemerkungen der arabiſchen Scholiaſten eingerückt, und zwar gröſstentheils ohne Überſetzung, weil, wie Hr. *de S.* ausdrücklich erklärt, dieſe Scholien, für jeden anderen Leſer von keinem Nutzen, dazu beſtimmt ſind, daſs ſich die Studirenden an ihnen üben ſollen. Ein anderer Theil der Anmerkungen beſchäftiget ſich mit den von den arabiſchen Verfaſſern abgehandelten, oder auch nur berührten Gegenſtänden ſelbſt. Wo ſich nur immer die Gelegenheit darbot, da benutzte ſie der gelehrte Commentator, die lehrreichſten Erörterungen über Gegenſtände der Geſchichte, Alterthümer, Geographie und Literatur des Orients anzuknüpfen, wobey ihm die reichſte und ausgewählteſte Sammlung morgenländiſcher Handſchriften, welche Europa gegenwärtig beſitzt, zu Gebot ſtand. „Vielleicht", ſagt Hr. *de S.*, „wird man mich tadeln, daſs ich mich zuweilen in unnöthige Details eingelaſſen, oder bey Gegenſtänden aufgehalten habe, welche nicht unmittelbar Bezug auf den Text haben, der Veranlaſſung dazu gab. Wenn ich hierin einen Fehler begangen haben ſollte: ſo geſtehe ich, daſs ich ihn wiſſentlich und mit gutem Vorbedacht begangen habe. Die arabiſche Literatur, und beſonders der literar-hiſtoriſche Theil, bietet ein ſo weites, und bis jetzt noch ſo wenig bebauetes Feld dar; die Gelegenheiten, Theile dieſes unangebaueten Bodens zu bearbeiten, zeigen ſich ſo ſelten, daſs ich glaubte, mich nicht in die Grenzen einſchränken zu müſſen, die mir der gute Geſchmack vorgeſchrieben haben würde, wenn ich einen griechiſchen oder römiſchen Schriftſteller zu commentiren gehabt hätte." Einen in dem Gebiete der Wiſſenſchaften ſo bewanderten Gelehrten, der mit der ſeltenſten Beleſenheit einen ſo richtigen Blick und ein ſo treffendes Urtheil verbindet, folgt man gern auf ſeinen Abſchweifungen, ſollten ſie auch etwas weiter vom Wege abführen, weil man verſichert ſeyn kann, nie unbelohnt zurückzukehren. Damit man ſich von der Reichhaltigkeit dieſes Commentars einen Begriff machen könne: ſo nennen wir von den darin gelegentlich angeſtellten, in verſchiedene Fächer der Wiſſenſchaften einſchlagenden Unterſuchungen nur einige. Zur *Literar-Geſchichte* gehören: die ausführlichen Nachrichten von Makrizi's Leben und Schriften, und einigen arabiſchen literar-hiſtoriſchen Werken, T. II, S. 410 ff.; ingleichen die Notizen über die Mexamat des Hamadani, von welchen auch zwey vollſtändig arabiſch und franzöſiſch mitgetheilt ſind, T. III, S. 191 ff. und 211 ff.; und über die Schriften des *Kazwini*, T. III, S. 500 ff. Zur *Religions-Geſchichte:* die Auszüge aus *Abul-Fatahh's ſamaritaniſcher Chronik*, die Zuſammenkunft Alexanders des Groſsen mit Sanballat (T. II, S. 210 ff.) und die Doſitheer betreffend, T. II, S. 482 ff.; die Nachrichten von verſchiededenen jüdiſchen Secten aus Maſudi und Schariſtani, ebdſ. S. 486 ff.; über die Zahl *Sieben* in dem Religions-Syſtem der Ismaeliten oder Bateniten (Myſtiker), und über die ſieben Himmel und ſieben Meere in der mohammedaniſchen Mythologie, T. II, S. 384 ff. Zur *Bibel-Erklärung:* über das Wahrſagen aus Bechern, zur Rechtfertigung der Überſetzung der Vulgata von Geneſ. XLIV, 13, T. II, S. 313. Zur *Geographie:* über den See Menzaleh' aus Maſudi, T. II, S. 314; über die Bedeutung der Worte *kibli* und *bahhri*, d. i. mittäglich und mitternächtlich, zur Widerlegung des Recenſenten der *Encyklopädiſchen Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients*, in der halliſchen Lit. Zeit., T. II, S. 529 ff. Zur *Geſchichte des Handels* im Mittel-Alter: Nachrichten von dem Pelzhandel, der im 10ten Jahrhundert in den Ländern an der Wolga und auf dieſem Fluſſe ſelbſt getrieben wurde, aus Maſudi, II, 526; und über die Handelsverhältniſſe einiger ſüd-europäiſchen Staaten mit Ägypten im 13ten und 14ten Jahrh. aus arabiſchen gleichzeitigen Schriftſtellern, und aus Urkunden des Archivs zu Genua, II, 539—558. Zur *Naturkunde:* über die Entſtehung und Bildung der Metalle, beſonders der *Tutia*, aus dem *Ayin-Akberi*, III, 430 fgg.; und Nachrichten arabiſcher Schriftſteller von Meteor-Steinen, III, 526 fgg. — Durch die, jedem der beiden letzten Bände angehängten vollſtändigen Wort- und Sach-Regiſter wird das Auffinden und die Benutzung der in dieſem Werke niedergelegten Schätze ſehr erleichtert. — Das Äuſsere des Werkes iſt dem inneren Werthe deſſelben angemeſſen. Wir brauchen nur zu erwähnen, daſs es aus der kaiſerl. Druckerey unter der Aufſicht des einſichtsvollen, auch des Geſchmacks und der Sprachen kundigen, *Marcel* hervorgegangen iſt. Die arabiſche Schrift, ſowohl die gröſsere, mit welcher die Texte im erſten Theil gedruckt ſind, als auch die kleinere, der man ſich zu den Noten bedient hat, und zwar die letztere vorzüglich, iſt die ſchönſte, genaueſte und vollſtändigſte, die man bis jetzt geſehen hat. Nur das Papier iſt nicht durchaus von gleicher Güte und Weiſse.

Bq.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1808.

TECHNOLOGIE.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Chemiſche technologiſche Grundſätze der geſammten Ledergerberey; oder theoretiſche und praktiſche Anleitung zur rationellen Kenntniſs und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffian-Gerberey, der Juftengerberey, der Weiſs- und Sämiſch-Gerberey, und der Pergament-Fabrication; zur allgemeinen Verbeſſerung und Vervollkommung dieſer Kunſtgewerbe.* Auf eigene Erfahrung, ſo wie nach den neueſten Entdeckungen der Chemie und der Technologie bearbeitet, von *Sigiſmund Friedrich Hermbſtädt*, königl. preuſſ. geheimem Rathe u. ſ. w. Erſter Theil, welcher die allgemeine Vorbereitung in den chemiſchen Grundſätzen der Ledergerberey, ſo wie die Lohgerberey überhaupt, und die Schnellgerberey insbeſondere abhandelt. Mit 3 Kupfertafeln. 1805. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Daſs die Ledergerberey der Chemie eine Menge Verbeſſerungen verdankt, und ſolche von ihr noch täglich zu erwarten hat, ja daſs ſie ſelbſt im Weſentlichen auf chemiſchen Grundſätzen beruhet, iſt hinlänglich entſchieden. Von dieſer Seite betrachtet, verdient jede Bemühung, das Geſchäft des Gerbers zu vervollkommnen und den wirkenden Gerber mit den neuen Verbeſſerungen bekannt zu machen, allen Dank, und dieſer muſs daher auch unſerm Vf. werden. Da aber der Chemiker von Profeſſion ſelbſt die neuern chemiſchen Grundſätze auf die Gerbekunſt leicht anwenden kann, der gewöhnliche Gerber auf das Chemiſche wenig achtet, es auch nicht verſteht, und wir leider noch keine Gerberſchulen haben, wo ein ſolches Buch als Lehrbuch gebraucht werden könnte: ſo hätten wir gewünſcht, daſs es dem Vf. gefällig geweſen wäre, die eigentliche Beſtimmung dieſes Buchs in der Vorrede etwas bemerkbar zu machen. Iſt es dem Gerber zum Selbſtunterricht beſtimmt, wie ſchwer wird es ihm da werden, ſich nach dem erſten Abſchnitt einen richtigen Begriff von Miſchungstheil, chemiſcher Anziehung, Educt und Product, einfachen Stoffen, freyem und gebundenem Wärmeſtoff, Lichtſtoff, Sauerſtoff, Sauerſtoffgas, Waſſerſtoff, Waſſerſtoffgas, Salpeterſtoff, Salpeterſtoffgas, Natrum, Ammonium, metalliſchen Elementen, Metalloxyden u. ſ. w. zu machen! Bey den Abtheilungen des zweyten Abſchnitts, der *die Gerber-Material-Kunde* enthält, würde Rec. die Überſchriften Gerber-Mineralogie, Botanik und Zoologie nicht gewählt haben, wenigſtens paſst hieher nicht der Begriff, den man eigentlich mit der Benennung Mineralogie, Botanik und Zoologie verbindet; beſtimmter waren die Überſchriften: *Gerber-Materialien aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reich.* Das Praktiſche iſt übrigens ſehr faſslich vorgetragen, und dem ausübenden Gerber aufs nachdrücklichſte zu empfehlen; es begreift den 3ten, 4ten und 5ten Abſchnitt. Der dritte Abſchnitt handelt *von der ausübenden Lohgerberey überhaupt, und von der Lohgerberey insbeſondere*, namentlich in fünf Abtheilungen vom Einweichen der Häute, vom Einſalzen und Schwitzen der Häute, vom Enthaaren der eingeſalzenen Häute, von der Vorbereitung der Häute im Kalk und vom Schwellen der Häute; man findet hier die franzöſiſche, engliſche, wallachiſche und ſiebenbürgiſche Schwellungsart. Was die gewöhnliche Vorbereitung der Häute mit Kalk betrifft, ſo müſſen wir darin dem Vf. völlig Recht geben, daſs man den Häuten dadurch mehr Schaden als Nutzen zufügt, wenn man den Kalk als Kalkmilch (gelöſchten Kalk mit Waſſer angerührt), welcher die Miſchungstheile der Haut zerſtört, und nicht bloſs das Kalkwaſſer dazu anwendet. Im 4ten Abſchnitt wird *die Lohgarmachung der Ochſen-, Kuh-, Pferde- und Kalbs-Häute gelehrt: ſo wie auch die Art und Weiſe angegeben, wie ſolche in verſchiedenen Ländern ausgeübt wird.* Wir wundern uns, daſs der Vf. hier des Meidingerſchen Buchs (*vollſtändige Abhandlung über die Lohgerberey* u. ſ. w.) mit keinem Worte erwähnt, da doch Meidinger hier trefflich vorgearbeitet hat. Denn ob man gleich mit deſſen chemiſchen Grundſätzen und witzelndem Tadel nicht in allen Stücken zufrieden ſeyn kann, ſo hat es doch für den ausübenden Gerber groſsen Werth. Der 5 Abſchnitt verdient nun vor allen die gröſste Aufmerkſamkeit des praktiſchen Gerbers. Er enthält *die Beſchreibung der beſten Art, wie nach des Vfs. Erfahrung eine Werkſtatt zur Schnellgerberey eingerichtet, und für alle Arten von Thierhäuten betrieben werden muſs.* Es giebt dieſer Abſchnitt in drey Abtheilungen die innere Einrichtung der Werkſtatt, die Grundſätze, nach welchen die Gruben conſtruirt und placirt (warum nicht lieber eingerichtet und geſtellt?), und endlich die Handgriffe und Grundſätze an, nach welchen die einzelnen Operationen ausgeübt werden müſſen. Um bey dieſer Schnellgerberey die Enthaarung zu bewirken, wird die auf einen Rahmen ausgeſpannte Haut nach und nach ſtellenweiſe mit kochendem

Digitized by Google

Kalkwaſſer übergoſſen, und darauf die Haare gleich mit einem Schabeiſen abgeſtoſsen. Bey Kalbfellen und bey anderen Häuten kleinerer Thiere könne man die Anwendung der Kalkmilch beybehalten, aber es müſſen dann die zu enthaarenden Häute ebenfalls auf Rahmen geſpannt in die Gruben geſenkt werden. Alle Stunden aber werden ſie heraus genommen, und die Kalkmilch in der Grube aufs neue umgerührt. Was auf dieſe Art in acht Tagen geſchehe, dazu ſeyen nach der älteren 8 Monate Zeit nöthig. Zum Aufſchwellen ſey eine eſſigartige Säure allen anderen, dazu empfohlenen Mitteln vorzuziehen, und auch in dieſe Schwellflüſſigkeit ſollen die Häute auf Rahmen geſpannt gebracht, und darin ſo lange liegen bleiben, bis ſie, ans Licht gehalten, eine hornartige Durchſichtigkeit erhalten haben. Die Lohe wird mit Waſſer ausgezogen, und vermittelſt eines Aräometers (Lohe-Aräometers) in Anſehung der Stärke geprüft. Die Häute werden in drey verſchiedenen Lohbrühen behandelt, welche in Anſehung der Stärke abweichen. Beſtätigt ſich dieſs Verfahren der Schnellgerberey: ſo iſt es, in Anſehung der Zeiterſparung und ſchnelleren Verintereſſirung des Capitals, von der gröſsten Wichtigkeit. Bey dieſem Verfahren erfodern, nach des Vfs. Erfahrung, die ſtärkſten Ochſenhäute von dem Tage der Einlegung in die Farbenbrühe an, 30 Tage, und jedes Pfund trockene Haut verſchluckt den Gerbeſtoff von 7 Pfund Eichenlohe, die Kuh- und Roſs-Häute erfodern 20 Tage, und jedes Pfund braucht ebenfalls 7 Pfund Eichenlohe. Die ſtärkſten Kalbfelle brauchen 7 Tage, und jedes Pfund macht 12 Pfund Eichenlohe nöthig. Die ſtärkſten Ochſenhäute haben zu ihrer völligen Gerbung 45 Tage, die Roſs- und Kuh-Häute 23 Tage, und die Kalb-, Schaf- und andere kleine Häute nur 17 Tage nöthig. Weil eine etwas höhere Temperatur die Lohgerberey nach dieſer Methode beſchleunigt: ſo müſſen die Gruben ſo eingerichtet ſeyn, daſs ſie im Winter geheitzt werden können; doch iſt dieſs bey Kalb- und anderen kleinen Häuten nicht nöthig.

M.

Leipzig, b. Benj. Fleiſcher: *Über Cultur, künſtliche Bildung und Fällung des Schiffsbauholzes.* Eine von dem hohen Admiralitäts-Collegio zu Kopenhagen durch die Landhaushaltungs-Geſellſchaft daſelbſt gekrönte Preisſchrift. Entworfen von *Herman Friedr. Becker*, Forſt-Inſpector der Stadt Roſtock u. ſ. w. 1804. VIII u. 184 S. 8. ½ Bog. Kupfertaf. (18 Gr.)

Die von dem Admiralitäts-Collegio zu Kopenhagen aufgegebenen Preisfragen, unter deren Beantwortungen der vorliegenden, nicht genug bekannt gewordenen Schrift, der Preis zuerkannt worden, ſind folgende: 1) *Welches Erdreich iſt das beſte zur Ziehung ſolcher Holzarten, die die Schiffswerften erfodern, und wie müſſen dieſe Bäume gewartet werden?* 2) *Kann man durch irgend eine Kunſt dahin gelangen, dieſen Bäumen die erfoderliche Form zu geben, ohne ihnen dadurch zu ſchaden?* 3) *Wann müſſen die Bäume gefällt werden?* 4) *Iſt es vortheilhaft, die Rinde abzuſchälen, ehe man ſie fällt? und wenn und wie muſs ſie denn abgeſchält werden?* Die von dem Vf. über dieſe Preisfragen urſprünglich eingeſandte Abhandlung hat in dem vorliegenden Abdrucke noch Zuſätze erhalten, welche vorzüglich in Benutzung mancher, erſt nach dem September 1799 (der zur Einſendung der Beantwortung der Preisfr. angeſetzten Zeit) bekannt gewordener Dinge, und in Anführungen früherer Schriften des Vfs. beſtehen, weil er dieſe für eine anonyme Abhandlung nicht geeignet hielt. In der erſten Abhandlung werden erſt einige allgemeine Bemerkungen vorausgeſchickt: über den Einfluſs des Klima auf die Beſchaffenheit und Eigenſchaften der aus einem in das andere verpflanzten Holzarten und ihres Saamens, aus deſſen Gelangung zur Vollkommenheit ſich beurtheilen läſst, ob ein Baum einem Klima anpaſſend ſey, wobey der in jedem Lande ſelbſt erzeugte Saamen, zur Fortpflanzung fremder Holzarten in eben dieſem Lande, für geſchickter erklärt wird, als der von auſsen erhaltene; ferner über die allgemeine Beſchaffenheit des zu Holzcultur geeigneten Bodens, deſſen Auswahl, Vermiſchung zu ſeiner Verbeſſerung, und von gänzlicher Untauglichkeit deſſelben zu Baumanpflanzungen; hierauf wird die Frage entſchieden: ob es vortheilhafter ſey, groſse Forſten dem Staate zu erhalten, und unter einer, von ihm ſelbſt angeordneten Aufſicht, oder bloſs von Privatleuten als ihr Eigenthum bewirthſchaften zu laſſen; zuletzt erklärt der Vf. den Anbau folgender Holzarten: der Eiche, der Buche, der Ulme, der Eſche, der Hagebuche, der Pappel, des Platanus und des Tulpenbaums, der Mahogani-Swietenie, des wohlriechenden Zuckerbaums, des Affenbaums, des gemeinen Canarienbaums, der oſtindiſchen Vaterie, des Zibeth-Durio, des Kajaputbaums und der Akacien-Robinie, des Lerchenbaums, der Kiefer, der Weymuth-, Zürbelnuſs-, ſchottiſchen und virginiſchen Kiefer, der Fichte, Schierlingstanne und weiſsen Fichte, der Weiſs- und Balſam-Tanne, der Ceder vom Libanon, der immergrünenden Lebensbaum-Cypreſſe, des Lebensbaums und virginiſchen Wachholders. Der Vf. glaubte ſich auch über ausländiſche, wahrſcheinlich niemals an unſer deutſches Klima zu gewöhnende Holzarten verbreiten zu müſſen, weil die Europäer durch ihren Handel und ihre Kolonieen überall einheimiſch geworden ſind, und die Schifffahrt die Benutzung der Producte der entfernteſten Gegenden nicht bloſs verſtattet, ſondern nach Umſtänden ſogar nothwendig machen kann. (Dieſer Grund würde aber auch für die Aufführung einer beträchtlich gröſsern Menge von Bäumen hingereicht haben.) Da es nicht möglich iſt, dem Vf. in ſeinem Detail zu folgen: ſo muſs Rec. ſich begnügen, bloſs im Allgemeinen anzuzeigen, daſs die häufigen und gemeinen, bey dem deutſchen und nordiſchen Schiffsbau vorkommenden Holzarten umſtändlicher behandelt ſind, als andere, und unter jenen mit Recht am umſtändlichſten die ſo nützliche, unentbehrliche, und gewiſs durch keinen anderen euro-

Digitized by Google

päiſchen Baum uns zu erſetzende Eiche. Übrigens iſt faſt nur das Weſentliche von Ausſaat, Anpflanzung, Erziehung und Aufbewahrung des Saamens, Zeit des Wachsthums zur Vollkommenheit des Baums, und ſeine ohngefähre Gröſse in dieſem Zuſtande u. d. gl. angeführt, und auf andere Schriften verwieſen, in denen man umſtändlichere Belehrungen und Nachrichten findet.

Bey Beantwortung der zweyten Frage, erklärt der Vf. zuerſt die natürlichen Veranlaſſungen zu Entſtehung des Krummholzes, vorzüglich durch Beſchädigungen der Bäume. Ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daſs eine Menge des brauchbarſten und nöthigſten Krummholzes durch die natürliche Verbindung der Äſte mit dem Stamme, z. B. der Kniehölzer etc. gewöhnlich entſteht, und daſs zu manchen Bedürfniſſen des Schiffbaues auch diejenigen Krummhölzer immer anwendbar bleiben, ja zu manchen nothwendig ſind, in denen die Krümmung nicht bloſs innerhalb der Richtung einer Ebene bleibt, ſondern die ſich, wenn man ſo ſagen darf, aus der Richtung dieſer Ebene noch Einmal heraus krümmen, oder wie der Zimmermann es nennt, eine *doppelte Bugt* haben, ſcheint der Vf. die Schwierigkeiten bey Auffindung und Auswahl des für die gewöhnlichen Fälle paſſenden Krummholzes etwas ſehr hoch anzuſchlagen, um der ohnehin ſehr wichtigen Anleitung zu Bildung mancher Bugten und Geſtalten an jungen Stämmen nach Willkühr, einen deſto höheren Werth zu geben. Deſshalb hat er auch die Gründe erörtert, warum es nicht rathſam ſey, Krummhölzer aus einzelnen Stücken, durch Verbindung mehrerer dünnerer und kleinerer Stücke zuſammen zu ſetzen, ſondern warum den Schifffahrt treibenden Staaten dringend empfohlen werden müſſe, Vorkehrungen zum Anbau der Schiffshölzer zu treffen, und über ihre Fortſchritte und Wirkſamkeit jährliche Reviſionen zu halten. Bey Bildung des geraden Schiffsholzes iſt die Hauptregel, die Bäume bloſs ihrer Natur und Beſchaffenheit gemäſs zu behandeln, und ſie nur gegen die ihren geraden Wachsthum hindernden Einwirkungen zu ſchützen. Dieſe Hauptregel wird durch die Vorſchriften der beſonderen Wartung jeder einzelnen Holzart, die man in dieſer Eigenſchaft zu erziehen wünſcht, modificirt. Alles dabey zu beobachtende iſt beſonders angegeben, für beide Fälle, wenn man entweder hohen, langen und ſchlanken, oder dicken, ſtämmigen, unterſätzigen *geraden Wuchs* befördern will. Bey Erziehung junger Stämme nach beſtimmten Krümmungen und Bugten verwirft der Vf. das Anbinden derſelben ganz, weil es die Rinde zu leicht beſchädigt. Jede beliebige Krümmung giebt er jedem jungen Stamme, oder bey Kniehölzern der Richtung des aus dem Zweige zu bildenden Zackens des Kniees gegen den Stamm, durch Befeſtigung auf ein nach der Richtung der Krümmung gebildetes hölzernes Modell, welches bey ſchwächeren jungen Stämmen mittelſt einfacher hölzerner Schraubzwingen von erfoderlicher Stärke befeſtigt wird, die in dem Zwingenholze, gegen welches die einfache Schraube der Zwinge drückt, einen der Ründung des Stammes gemäſsen runden Ausſchnitt hat. Bey ſtärkeren jungen Stämmen räth er zu ihrer Befeſtigung von ihm ſogenannte *doppelte Schraubenklammern* an, (die eben erwähnten Schraubzwingen nennt er *einfache Schraubenklammern*,) oder völlig wie gewöhnliche Buchbinderpreſſen geſtaltete, Einrichtungen, bey denen der untere an den Schrauben feſte Preſſenriegel nach einem zu der Rundung des Stammes ohngefähr paſſenden Segmente ausgeſchnitten iſt. Dieſer einfachen oder doppelten Schraubenklammern werden ſo viel angelegt, als in jedem Falle zu genauer Beugung des Stammes, oder der Richtung des Zweiges gegen den Stamm etc. nöthig ſind, und jedes Holz, das gegen die Rinde des Baumes drückt, wird zu Schonung dieſer mit Moos belegt. Nach des Vfs. Erfahrung nimmt ein junger Baum die ihm beſtimmte Form in einem einjährigen Wuchſe, oder in der Zeit vom Frühjahr bis gegen den October an. Die vortheilhafte Anlegung dieſer Modelle und ihre Befeſtigung, um z. B. durch zwey nicht beträchtlich lange erhaben runde Modelle, ſogenannte S-Bugten hervorzubringen, (die der Vf. doppelte Bugten nennt,) durch ein kurzes Modell von eben dieſer Beſchaffenheit einem ganzen Stamme die genaue Richtung einer Balkenbugt nach ſeiner ganzen Länge zu geben u. ſ. w. und ähnliche Aufgaben werden nebſt der Geſtalt und Beſchaffenheit der Schraubenklammern, einzelner Modelle u. ſ. w. durch das Kupfer erläutert.

Über die dritte Frage führt der Vf. zuvörderſt mehrere ältere und neuere Stimmen an, unter denen die von Hn. Prof. *Walther* in ſeinem *Lehrbuche der Forſtwiſſenſchaft* S. 144 wohl die richtigſte ſeyn möchte, ſobald nur die Bedingung derſelben, die zu jedem Zwecke der Anwendung des Holzes nützlichſte Beſchaffenheit deſſelben bey ſeinem Fällen, als durch Erfahrung oder einleuchtende Gründe beſtimmt entſchieden angenommen werden könnte. Der Vf. erklärt ſich dahin: daſs man bey dem Holzfällen und der deſsfalls zu wählenden Zeit, vorzüglich auf die Dauer des zu fällenden Holzes, und das Wiederausſchlagen der abgetriebenen Stämme zu ſehen, und beides möglichſt zu verbinden habe. Die dazu günſtigſte Zeit ſcheint ihm, wenn keine anderen Hinderniſſe, z. B. Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem es wächſt u. ſ. w. eintreten, dann einzutreten, wann die Knoſpen anfangen wollen, Blätter zu entwickeln. Indeſſen geſteht er auch ein, daſs der Wiederausſchlag nur bey jungem Holze Statt haben könne, bey groſsem Stammholze aber entweder gar nicht eintrete, oder doch von keinem Werthe ſey. Ohne ſich übrigens auf die von dem Vf. S. 149 u. f. in der Note angegebene Erklärung ſeiner Hypotheſe vom vegetabiliſchen Leben einzulaſſen, ſtimmt Rec. demſelben allerdings darin bey: daſs das gegen das Ende des Winters gefällte Holz aus Vernunftgründen uns

dauerhafteſte ſey; er hat noch keine dieſer Behauptung widerſprechende Erfahrung gemacht, ſondern ſie vielmehr durch Erfahrungen an vielem zu anderen Zeiten, beſonders im vollen Safte gefälltem, und gleich ohne gehörige Vorbereitungen verwendetem Nutzholze beſtätigt gefunden. Auch erklärt der Vf. das Verwahren eben gefällten Nutzholzes unter Waſſer, als für ſehr vortheilhaft für die Dauer, ſo wie überhaupt das Fällen alles zum Schiffbau anzuwendenden Holzes während des Winters für nothwendig.

Bey der vierten Frage über das Abſchälen der zu fällenden Bäume in der Saftzeit, und deren Vertrocknung auf dem Stamme vor dem Fällen, erklärt ſich der Vf. über die von *Büffon* in den *Mem. de l'Acad. d. Scienc. de Paris* von 1738 bekannt gemachten Erfahrungen und Verſuche. Er erinnert daſs die zu den entſcheidenden Verſuchen gewählten Stücke der auf verſchiedene Weiſe gefällten Eichen, offenbar nicht gleich trocken haben ſeyn können, daſs dieſe Verſuche daher nichts entſcheiden und daſs wegen des eben ſo offenbaren Schadens dem die abgeſchälten Stämme durch Aufreiſsen vo den Einwirkungen der Luft und von ſtarkem Winterfroſte beſonders in unſeren nördlichen Gegende ausgeſetzt ſind, im Winter bey ruhender Vegetatio gefällte, auf Unterlagen im Schatten ausgetrocknet Stämme das dauerhafteſte Schiffsholz liefern.

...l.r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Nürnberg*, b. Stein: *Bemerkungen über die Vervollkommnung und Erhebung der Kunſtgewerbe in Deutſchland, nebſt einem Plane zur Einrichtung einer Bildungsſchule für Handwerker, Künſtler und Fabricanten.* 1803. 63 S. 8. (8 Gr.) Eine reichhaltige und nützliche Schrift, die gewiſs jetzt beſonders neue Empfehlung verdient. Der Vf. wünſcht, daſs unſere deutſchen Künſtler immer mehr an Bildung und Geſchicklichkeit zunehmen, daſs Fabriken und Manufacturen aller Art in unſerem Vaterlande zu einer recht vollkommenen Blüthe gelangen möchten, um immer mehr die ungeheueren Geldſummen zu verringern, welche ſeither jährlich für fremde Waaren nach anderen Ländern, beſonders nach England, übergingen. Er thut zu dem Ende zwar nicht neue, aber ſehr zweckmäſsige und gut entwickelte Vorſchläge. Die Schrift zerfällt nämlich in vier Abſchnitte. Im *erſten* und *zweyten* werden die *Urſachen* beleuchtet, *welche das Kunſtgewerbe in Deutſchland hindern.* Der Vf. findet dieſe Urſachen 1) in einer vernachläſſigten oder nicht auf das Glück des Landes hingerichteten Staatsverwaltung, wo man ſich nicht um die Unterſtützung ausgezeichneter talentvoller Künſtler bekümmert, nicht Vorurtheile unter der arbeitenden Claſſe von Menſchen auszurotten, nicht den Nationalſtolz derſelben zu heben und zu nähren ſucht; 2) in den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler ſelbſt, und zwar in der ſchlechten Bildung der Lehrlinge, in der Behandlung derſelben von den eben ſo ungebildeten Lehrherren, und in dem Mangel guter Inſtrumente, welche zur Erleichterung und Vervollkommnung der Arbeit ſehr viel beytragen. Der Staat ſollte vorzüglich mit dahin ſehen, daſs Fabriken und einzelne Handwerker nicht bloſs *viele* Waare liefern, ſondern vielmehr *vollkommen gute.* Der Fabricant oder Künſtler, ſey er auch noch ſo geſchickt, wird gewiſs immer ſchlecht arbeiten, wenn es nur darauf ankommt, daſs er viele und wohlfeile Waare hervorbringe. Treffliche Genies, deren oft viele in Werkſtätten verſteckt ſind, wo ſie keine Gelegenheit haben, ihre Talente zu zeigen, ſollte man daraus hervorziehen, und in einen Wirkungskreis ſetzen, wo ſie in voller Thatigkeit ihre Ideen in Ausübung bringen können. (Rec. fügt aber hinzu, daſs man ſich ja vor leeren Projectmachern hüten müſſe, die ſchon ſo oft den Fall einer Fabrik beſchleuniget haben.) Für Lehrlinge ſind Gewerbsſchulen von auſserordentlichem Nutzen, wie man ſie in Berlin, Wien, Hamburg u. ſ. w. antrifft. Im 3 Abſchnitte werden die Mittel angegeben, *gute Fabricanten, Künſtler und Handwerker zu bilden, um dadurch den Flor eines Staats zu begünſtigen.* Nämlich durch Anlegung von Handwerks- oder Gewerbs-Schulen, worin Jeder ſein Metier recht gründlich lernen und theoretiſche Einſichten bekommen kann; ferner durch Entwerfung von Geſetzen, welche angeben, wie Lehrherr und Lehrling ſich gegenſeitig betragen ſollen, was für Pflichten ſie gegen einander zu beobachten haben; darauf muſs ſich denn ein Contract gründen, der von der Obrigkeit revidirt und autoriſirt wird. Das Wandern der Geſellen will der Vf. alsdann nicht mehr zugeſtehen. Die Nachtheile, die er davon angiebt, ſind ſicher etwas übertrieben, die Vortheile hingegen zu wenig beleuchtet. Der 4 Abſchnitt enthält den *Plan zur allgemeinen Organiſation einer Bildungsſchule für Handwerker und Künſtler.* Es ſoll da in allen Operationen, welche bey den Künſten und Handwerken vorfallen, Unterricht ertheilt werden; es ſoll darin die zweckmäſsige Behandlung mineralogiſcher, vegetabiliſcher und thieriſcher Stoffe gelehrt werden; ſowohl zu den chemiſchen als mechaniſchen Arbeiten ſoll man gründliche Anleitung finden. Es ſollen ferner in allen dieſen Fächern der Technologie geſchickte theoretiſche und praktiſche Lehrer angeſtellt werden; die ganze Schule aber ſoll in einer groſsen Stadt (wo möglich in einer Handelsſtadt) in einem weitläuftigen Gebäude angelegt ſeyn, Jeder an dem Inſtitute Theil nehmen dürfen, und eine damit verbundene wahre Fabrik den Fonds zur Beſtreitung der Koſten hergeben. — Ausführbar ſind alle dieſe Vorſchläge gewiſs, obgleich mit Schwierigkeiten verbunden, die wohl nicht ſo leicht beſeitiget werden dürften, als es ſich der Vf. denkt.

Ce. Mr.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Abbildung und Beſchreibung einer ſehr nutzbaren und höchſt einfachen Maſchine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergleichen Arten von Producten, die zu dem Viehfutter verbraucht werden,* von *H. Ernſt.* 1805. 12 S. 4. Mit 1 Kpf. (12 Gr.) So vortheilhaft es iſt, wenn eine Arbeit, zu Erſparung der Menſchen und der Zeit, durch eine zweckmäſsige Maſchine eben ſo bequem verrichtet werden kann: ſo wahr iſt es auch, daſs die meiſten, in neueren Zeiten erſchienenen Maſchinen eben ſo geſchwind wieder in die Vergeſſenheit geriethen, als ſie die Erfinder auspoſaunten. Man verlangt von einer ſolchen Maſchine, daſs ſie nicht nur Zeit und Arbeit erſpare, ſondern auch dauerhaft und wohlfeil ſey. Dieſs können ſich die wenigſten rühmen, am wenigſten die, die beym Schreibepulte erfunden wurden. Hr. *Ernſt* in Merſeburg macht hievon Ausnahme; er hat ſich als ein guter Mechaniker ſchon durch mehrere gute Erfindungen bekannt gemacht, und es läſst keinen Zweifel übrig, daſs die von ihm erfundene Schneidemühle, nach Anſicht der Zeichnung und der Beſchreibung, alles das leiſtet, was er davon verſpricht. Ohne Kupfer läſst ſich dieſe Maſchine nicht deutlich beſchreiben. Aber ſie iſt ſehr einfach und dauerhaft. Ein Kind von 8 bis 10 Jahren kann ſie regieren, und das zerſchnittene Futter fliegt nicht, wie bey dem groſsen Scheibenkrautſchneider, umher, ſondern läuft, wie bey einer Mühle, auf einen Haufen. Eine groſse Maſchine dieſer Art verfertiget Hr. *Ernſt* für 5 Louisd'or; eine kleinere, die man auf den Tiſch ſetzen kann, um in groſser Geſchwindigkeit Sauerkraut oder Krautſalat auf das feinſte darauf zu ſchneiden, koſtet 3 Louisd'or. Hr. *Gerh. Fleiſcher* d. J. in Leipzig nimmt Beſtellungen in portofreyen Briefen auf Modelle, als auch auf groſse Mühlen an.

Alz.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 26 JULIUS, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Verſuch einer Lithurgik oder ökonomiſchen Mineralogie* von *Karl Schmieder*, Dr. der Philoſ. Zweyter Theil, nebſt einer Beleuchtung der Einwürfe des Hn. *J. A. de Luc* gegen die Geognoſie des Verfaſſers. 1804. XL u. 639 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift, deren erſter Theil bereits im Jahr 1803, vor Eröffnung unſeres Inſtituts erſchien, hat das Verdienſt, der Erſte zu ſeyn, von dem das Ganze der ökonomiſch-techniſchen Mineralogie wiſſenſchaftlich bearbeitet worden iſt. Schon darum würde er Anſprüche auf den Dank des mineralogiſchen, ökonomiſchen und technologiſchen Publicums haben; und man würde ſeiner Arbeit gern Unvollkommenheiten nachſehen, die erſt bey einer weiteren Bearbeitung des eben urbar gemachten Feldes verbeſſert werden können. Um ſo günſtiger iſt daher das Licht, welches auf die Kenntniſſe und den Fleiſs des Vfs. fällt, wenn vorliegendes Werk nur eine geringe Zahl ſolcher Unvollkommenheiten bemerken läſst. Da daſſelbe zu Auszügen nicht geeignet iſt, indem der Vf. nicht ſowohl ein ausführliches Lehrbuch als ein Compendium der Lithurgik hat liefern wollen: ſo müſſen wir es den Freunden der Wiſſenſchaft überlaſſen, ſich durch Leſung des intereſſanten Werkes ſelbſt von ſeiner groſsen Vollſtändigkeit zu überzeugen. Dagegen glauben wir es dem beſcheidenen Vf. ſchuldig zu ſeyn, dasjenige hier zu erwähnen, was wir an der Form und dem Inhalte des Werkes zu erinnern hätten.

Der Vf. nennt ſein Werk *Lithurgik* oder *ökonomiſche Mineralogie*. Vorrede und Inhalt zeigen, daſs er darunter die Lehre von ſammtlichen Benutzungen der Foſſilien verſteht. Mag der Vf. immerhin dem Worte *Lithurgik* dieſen allgemeinen Begriff unterlegen, ſo ſcheint doch der Ausdruck: *ökonomiſche Mineralogie* ihn nach dem allgemeinen Sprachgebrauche nicht ganz umfaſſen, ſondern leicht zu einem Miſsverſtande Veranlaſſung geben zu können. Wir würden daher dieſem weniger umfaſſenden Ausdrucke den allgemeineren: *techniſch-ökonomiſche Mineralogie*, vorziehen.

Das Werk beſtehet aus zwey Haupttheilen: einer *Einleitung* in die *allgemeine* Lithurgik (Th. I. S. 1—202) und dem *ſpeciellen* Theile der Lithurgik (Th. I. S. 203—632 und Th. II). In dem erſten Haupttheile werden in drey Abſchnitten in einem ſehr zweckmäſsigen, gedrängten Vortrage und zugleich mit ungemeiner Vollſtändigkeit, 1) Vorbegriffe der Bergbaukunde; 2) Vorbegriffe der Hüttenkunde; und 3) Überſicht der mechaniſchen Lithurgik ertheilt. Der zweyte Haupttheil handelt alsdann die Benutzung der einzelnen Foſſilien ab, und zwar 1) die Benutzung der Gebirgsarten; und 2) die Benutzung der Paraſiten; welche zweyte Abtheilung den Inhalt des ganzen zweyten Bandes ausmacht, und daher Gegenſtand unſerer näheren Beleuchtung iſt. Der Vf. hat für die Bearbeitung dieſer Abtheilung ſeines Werkes eine *geognoſtiſche* Ordnung gewählt, und handelt daher 1) von der Benutzung der *Lagerparaſiten;* 2) von Benutzung der *Gangparaſiten;* und 3) von Benutzung der beweglichen Paraſiten oder *Quellen*. Wenn ſich gleich für dieſe Anordung Manches ſagen läſst, ſo ſcheint doch dem Rec. ein *chemiſches* Syſtem eine ungleich paſſendere Grundlage für eine Lithurgik zu ſeyn. Der Vf. bemerkt in der Vorrede, daſs er darum den ſpeciellen Vortrag nach einem geognoſtiſchen Syſteme geordnet habe, theils, weil das chemiſche Syſtem noch nicht ohne mancherley Inconſequenzen ausgeführt werden könne, theils weil er glaube, daſs die geognoſtiſche Ordnung den Überblick der nutzbaren Foſſilien einer jeden Gegend erleichtere. Was den erſteren Punct betrifft, ſo ſieht Rec. nicht ein, aus welchem Grunde es unmöglich ſeyn ſollte, ein in Hinſicht des jetzigen Zuſtandes der Chemie conſequentes Mineralſyſtem aufzuſtellen; und was den zweyten anlangt: ſo würde der Zweck, welcher doch immer nur ein Nebenzweck bey einem Handbuche der Lithurgik ſeyn kann, durch ein angehängtes, nach einem geognoſtiſchen Syſteme geordnetes Verzeichniſs der nutzbaren Foſſilien, zugleich mit erreicht werden können. Ein chemiſches Syſtem ſcheint aber dem Rec. darum eine zweckmäſsigere Grundlage der Lithurgik zu ſeyn: 1) weil die Benutzung der Foſſilien hauptſächlich doch nach ihren Beſtandtheilen ſich richtet, wenn auch nicht immer unmittelbar, doch wenigſtens mittelbar, da äuſsere Geſtalt, Structur, Farbe und andere Eigenſchaften von dem Miſchungsverhältniſſe abhängig ſind; 2) weil eine geognoſtiſche Anordnung zu Wiederholungen, oder, wenn auch dieſe vermieden werden, zu Verweiſungen Veranlaſſung giebt, weil manches Foſſil als Gebirgsart, Lagerparaſit und Gangparaſit vorkömmt; 3) weil durch eine chemiſche Anordnung die Lithurgik ſelbſt inſtructiver wird, indem Foſſilien von ähnlichen Beſtandtheilen auch auf ähnliche Weiſe benutzt zu werden pflegen, und da-

Digitized by Google

her beſtändig gezeigt werden könnte, welchen Einfluſs Abweichungen im Miſchungsverhältniſſe auf die Benutzung der Foſſilien haben, wodurch mithin der von dem Vf. ſelbſt in der Vorrede angegebene zweyte Hauptzweck der Lithurgik — die Belehrung nämlich über das Verhältniſs, in welchem die Nutzbarkeit der Foſſilien zu mannichfaltigen Zwecken mit ihren phyſiſchen Eigenſchaften und Beſtandtheilen correſpondirt, am leichteſten und beſten würde erreicht werden. Nach Rec. Dafürhalten würde daher in der Lithurgik am zweckmäſsigſten zuerſt die Benutzung der ſichtbar ungemengten Foſſilien, nach einem auf chemiſche Grundſätze gebaueten Syſteme geordnet; und darauf die Benutzung der gemengten Gebirgsarten, auch nicht in geognoſtiſcher, ſondern in petrographiſcher Ordnung abgehandelt werden, weil es z. B. in der Lithurgik ſehr gleichgültig ſeyn kann, ob ein Granit oder ein Porphyr von einem beſtimmten Korne und einer beſtimmten Feſtigkeit und Frequenz der Gemengtheile, ein älterer oder ein jüngerer iſt. Gehen wir nun zum Inhalte des ſpeciellen Theils der Lithurgik unſeres Vfs. über, wobey wir hauptſächlich auf den von demſelben in der Vorrede geäuſserten Wunſch Rückſicht nehmen, und ihm diejenigen Supplemente zu ſeiner Arbeit mittheilen wollen, die wir, ohne Hinſicht auf die neueſten, nach Erſcheinung ſeines Werkes gemachten Entdeckungen und Erfindungen, ihm anzubieten im Stande ſind. Im Allgemeinen kann Rec. den Wunſch nicht unterdrücken, daſs es dem gelehrten Vf. hätte gefallen mögen, bey weniger bekannten Angaben, ſeine Quellen, ſo wie bey den hin und wieder angeführten Beyſpielen, die Orte, wo das angegebene Verfahren im Gebrauch iſt, anzuführen. Was die Unterlaſſung der beſtimmten Angabe der Quellen betrifft: ſo wird dieſe beſonders fühlbar bey den übrigens ſehr ſchätzbaren Nachrichten über die Lithurgik der Alten, welche der Vf. überall mit beygebracht hat; bey denen man wohl den Plinius, den Theophraſt genannt, aber nur höchſt ſelten eine Stelle angegeben findet, auf welche ſich die Angabe des Vfs. beziehet. Auch vermiſst man hin und wieder Beſtimmtheit in den Angaben: ſo z. B. gleich S. 10, wo von dem Brennen des Quarzes in Porcellan-Fabriken die Rede iſt, und wo angegeben wird: man rechne beym Brennen des Quarzes auf 700 Centner Stein, 11 Klafter Holz, womit er 36 Stunden lang geglühet werde, bis er zerbröckele; wobey billiger Weiſe die Gröſse der Klafter, und die Art der Vorrichtung zum Glühen hätte angeführt werden müſſen. An derſelben Stelle wird erwähnt: daſs nur der Quarz zum Porcellan genommen werde, der im Feuer vollkommen ungefärbt bleibt. Dabey hätte noch bemerkt werden können, daſs in manchen Porcellanfabriken zu dem Ende der gebrannte Quarz durch Bürſten und Waſchen von dem ihm beygemengten Eiſenocher gereinigt werde. Der Quarzzuſatz beym Porcellan ſoll nach dem Vf. gewöhnlich $\frac{1}{16}$ des Ganzen betragen; worüber doch aber nicht wohl etwas Allgemeines angegeben werden kann, da die Quantität des Quarzzuſatzes nicht allein nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Porcellanthons, ſondern auch für verſchiedene Sorten des Guts, verſchieden ſeyn muſs. So nimmt man z. B. auf manchen Fabriken zum *Biscuit* beynahe noch einmal ſo viel Quarz, als zum gewöhnlichen Porcellan. Nach S. 18 und 19 ſoll der ächte *Avanturin* aus einem Gemenge von Quarz und Glimmer beſtehen; der unächte hingegen ein ſprüngiger Quarz ſeyn. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, bey einem der gröſsten Kenner der ſogenannten Edelſteine, Suiten von ächten wie vom unächten Avanturin zu ſehen, kann bezeugen, daſs ſich die Sache gerade umgekehrt verhält, indem der ächte Avanturin ein ſprüngiger Quarz, der unächte hingegen ein feiner Glimmerſchiefer iſt. S. 23 giebt der Vf. an: das künſtliche Avanturin werde aus zwey Theilen Glasfritte und einem Theile Kupferſchlacke verfertiget; und die darin befindlichen Flimmern ſeyen anfänglich durch fein zerriebenes Blattgold oder Blattſilber dem Glaſe ertheilt worden, welches aber eben ſo gut durch pulveriſirten Talk oder Glimmer bewirkt werden könne. Dieſe Angabe ſcheint jedoch dem Rec. nicht völlig richtig zu ſeyn, da die Flimmern im künſtlichen Avanturin, unter dem Mikroſkope betrachtet, ſie mögen noch ſo klein ſeyn, als völlig reguläre, ſechsſeitig-tafelförmige Kryſtalle erſcheinen. So viel Rec. weiſs, ſo iſt die Verfertigungsart des Avanturin-Glaſes noch ein Geheimniſs. Kupfer ſcheint aber dabey allerdings mit im Spiele zu ſeyn, welches nicht allein die Farbe des Glaſes, ſondern auch die Ähnlichkeit der Flimmern mit den Kryſtallen des ſogenannten glimmrigen Kupfers andeutet. Nach S. 35 hält der Vf. das Katzenauge mit *Widenmann* für eine Abart des Feldſpaths. Rec. möchte dieſs Foſſil dagegen, nach den ungeſchliffenen Exemplaren, die er zu unterſuchen Gelegenheit gehabt hat, für ein inniges Gemenge von muſchlichem Quarz und Amianth halten, welchem letzteren er die Eigenſchaft des Schielens verdankt, wenn er nach einer gewiſſen Richtung convex geſchliffen wird. Der Labradorſtein iſt nicht immer, wie der Vf. S. 38 angiebt, ein *grauer* Feldſpath, ſondern, wie namentlich der norwegiſche, gar oft an ſich ein weiſser, rother, oder grüner Feldſpath. Der norrwegiſche, ſo wie der von Angermanland in Schweden, und wahrſcheinlich auch der, bisher nur in Geſchieben gefundene, von der Küſte Labrador, kömmt nicht im Granite vor, wie der Vf. ſagt, ſondern in einem jüngeren Syanite. Der Demantſpath ſcheint dem Vf., nach S. 39, zum Feldſpathe zu gehören, da doch bekanntlich durch die trefflichen Unterſuchungen von *Bournon* und *Chenevix* die richtige Stelle demſelben bey dem Saphire angewieſen worden iſt. Auch verdient bey dieſem Capitel bemerkt zu werden, daſs eine Art des *Smirgels* mit dem *Korund* zu Einer Gattung gehört. S. 47, bey der Benutzung des groſsblättrigen Glimmers, oder ſogenannten ruſſiſchen Frauenglaſes, könnte auch noch die Anwendung deſſelben zum Auflegen von kryptogamiſchen

Gewächſen, beſonders von Waſſeralgen, wozu es ſich ganz vorzüglich ſchickt, erwähnt werden. Nach S. 89 iſt der Vf. geneigt, den *Beryll* nicht zum *Smaragd* zu zählen, worin ihm aber wohl nicht leicht ein neuerer Mineraloge beypflichten wird. — Zur Anwendung des *Gypsſpaths* (S. 116) gehört auch, daſs man ihn auf manchen Porcellan-Fabriken, wie z. B. zu *Fürſtenberg*, als Zuſatz zur Porcellanmaſſe gebraucht. Nach S. 172 ſoll der *Feuerſtein* nie auf Flözgebirgslagern vorkommen. Wenn man aber auch mit dem Vf. die Kreideflöze zu dem Schuttgebirge zählen wollte: ſo findet ſich der Feuerſtein doch auſserdem auch hin und wieder im Muſchelkalkſteine, und ſogar, wiewohl ſelten, im älteſten Flözgypſe. In neueren Zeiten hat man den Feuerſtein auf ähnliche Weiſe wie den *Onyx*, zu *Cameen* benutzt. S. 184 giebt der Vf. für den Diamant nur einen *einfachen* Blätterdurchgang an, da dieſer Körper doch bekanntlich einen ſehr deutlichen, *vierfachen*, mit den Flächen des Oktänders parallelen Durchgang der Blätter beſitzt, der die Grundlage der Kunſt des Diamantklovens iſt. Nach S. 212 ſoll der Lydit oder jaſpisartige Kieſelſchiefer nie in Lagern, ſondern nur paraſitiſch im gemeinen Kieſelſchiefer vorkommen. Dennoch bildet der jaſpisartige Kieſelſchiefer in mehreren Gegenden, z. B. am Harz, im Baireuthiſchen, nicht allein mächtige Lager, ſondern zuweilen ganze Stückgebirge. Des *Holzſteins* (S. 204), namentlich deſſen vom *Kiffhäuſer* in Thüringen, bedient man ſich auch hin und wieder als *Smirgel*. S. 327 ſagt der Vf., daſs der Cacholong zuerſt als Geſchiebe an den Ufern des Fluſſes Cach in der Bucharey gefunden worden ſey, und daſs, da in der Landesſprache Cholong Stein heiſse, das Ganze Cachſtein bedeute. Nach anderen gelehrten Mineralogen, namentlich nach *Blumenbach*, hat jenes Foſſil den mongoliſchen Namen *Kaſcholong*, der ſo viel bedeutet als *ſchöner Stein*. S. 337 äuſsert ſich der Vf. über den *Laſurſtein*: „daſs *Wallerius* ihn vielleicht nicht mit Unrecht für einen hochblauen Jaſpis halte; wobey er aber gewiſs nicht an ſein Verhalten vor dem Löthrohre und manche andere Eigenſchaften dachte, die ihn ſo himmelweit von dem Jaſpis entfernen, und den *Zeolithen* am nächſten bringen. S. 368 wird die von *Achard* behauptete, künſtliche Erzeugung des Bergkryſtalls erwähnt. Mit mehrerem Rechte hätte hier aber wohl die *Trommsdorffſche* Erfahrung über die Kryſtalliſirung der aus der Kieſelfeuchtigkeit abgeſchiedenen Kieſelerde gedacht werden können. In dem Abſchnitte von der Benutzung des *Doppelſpaths* (S. 375) wird der neuere Vorſchlag zu ſeiner Benutzung in der praktiſchen Aſtronomie vermiſst. — Des *Fluſsſpathes* (S. 385) bedient man ſich auf manchen Porcellanfabriken als eines Zuſatzes zur Glaſur. Nach S. 406 ſoll die vom Dr. *Faxe* verfertigte Steinpappe *Amianth* zum Grunde gehabt haben. Dem Rec. ſcheint es aber keinen Zweifel zu haben, das *Pozzolana* Hauptingredienz derſelben iſt. Nebenbeſtandtheile ſind Kuhhaare und Heringslake. Zu S. 466 verdient noch die Benutzung des laufenden Queckſilbers bey dem, von dem berühmten ſchwediſchen Naturforſcher *Gahn* zu Fahlun angegebenen *Gebläſeluftmeſſer*, von welchem *Blumhof* im braunſchweigſchen Magazine vom Jahre 1803 Nachricht gegeben hat, angemerkt zu werden. S. 475 erwähnt der Vf. nur die in Sachſen übliche Bleyerzprobe auf dem trocknen Wege mit *ſchwarzem Fluſs*, ohne der am Harze gebräuchlichen *Pottaſchenprobe* zu gedenken. S. 477 wird behauptet, daſs von den Alten die Bleyerze vermittelſt eines Saigerproceſſes, auf ähnliche Art wie noch jetzt zu Villach, zu Gute gemacht worden ſeyen; daſs Plinius unter *ſtannum* das zuerſt abflieſsende *reine* Bley, und unter *argentum* das darauf folgende, ſilberhaltige Bley verſtehe. Billig hätte der Vf. hier aber auf die ſcharfſinnige Florencourtſche Erklärung der eben ſo merkwürdigen als ſchweren, hierauf Bezug habenden Stelle im Plinius (ſ. deſſen Preisſchr. üb. d. Bergw. d. Alten S. 37) Rückſicht nehmen ſollen, nach welcher *ſtannum* durch *Werke* überſetzt wird. Bey der Beſchreibung des Gieſsens des Tafelbleyes (S. 481) hätte erwähnt werden können, daſs an manchen Orten das Tabacksbley unter eiſernen Walzen geſtreckt wird; daſs aber zur Bleyweis-Fabrication das gegoſſene Bley tauglicher ſey als das gewalzte, und darum dichterer. — Der Vf. irret ſich, wenn er S. 520 behauptet, daſs die reinſten Parthieen des gemeinen, magnetiſchen Eiſenſteins gediegenes Eiſen ſeyen, und S. 521, daſs der Eiſenglanz den Übergang bilde vom Magneteiſenſtein zu den oxydirten Eiſenerzen. Die erſtere Behauptung bedarf keiner weiteren Widerlegung; was aber die zweyte betrifft, ſo bedachte der Vf. wahrſcheinlich nicht, daſs in dem Eiſenglanz das Eiſen auf der nämlichen Stufe der Oxydation ſtehet, wie im Roth-Eiſenſteine, welches ſchon die Farbe ſeines Pulvers beweiſt. Bey Erwähnung des Eiſenblechſchlagens (S. 538) hätte auch des Eiſenblechwalzens gedacht werden können, welches in England ganz allgemein üblich iſt. Daſſelbe gilt vom Kupferblech (S. 504), welches nicht allein in England, ſondern auch zu Aveſtad in Schweden auf Walzwerken fabricirt wird. Auch hätte bey den Eiſenmanipulationen der in Schweden ganz allgemein gebräuchlichen und auch in England, Frankreich und zu Holzminden an der Weſer eingeführten Walz- und Schneide-Werke für Band- und Nagel-Eiſen mit gedacht werden können. (Zu S. 583.) Auch die *Blende* benutzt man hin und wieder, namentlich im Öſterreichiſchen und in England auf *Zink*. Auch ſind die am Harz zuerſt von dem Hüttenreiter Brüel zu Zellerfeld und neuerlich von dem Oberhütteninſpector Schönian zu Lautenthal angeſtellten Verſuche bekannt, den Zink vermittelſt Deſtillation aus der Blende zu gewinnen. Der Oberfactor von Uſslar zur Oker am Harz hat mit nicht ganz üblem Erfolge verſucht, rein ausgehaltene, nicht arſenikaliſche Blende ſtatt des Galmeies dem Kupfer bey der Meſſingsfabrication zuzuſetzen. S. 586 gedenkt der Vf. nur des Gieſsens des Meſſinges zwiſchen Granitſteinen. In England bedient man

Digitized by Google

ſich aber dazu eiſerner Platten, ſo wie man hin und wieder in Schleſien in Sand gieſst. S. 587 hätten auch die Meſſingswalzwerke, welche man u. a. in England, Schleſien, Schweden, zur Oker am Harz antrifft, erwähnt werden können. —

Der 2 Theil der *Lithurgik* enthält ſtatt einer Vorrede, eine Beleuchtung der Einwürfe des Hn. *de Luc* gegen die Geognoſie des Vfs. Eine Kritik dieſer Antikritik würde uns hier zu weit führen; jedoch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs ſich der Vf. mit einer würdigen Ruhe den beynahe fanatiſchen Angriffen ſeines Gegners widerſetzt hat, und gerade dadurch am allerkräftigſten dem ihm gemachten, wahrlich höchſt lächerlichen Vorwurf der Jugend begegnet iſt. —

Die Brauchbarkeit des überaus nützlichen und intereſſanten Werkes wird durch ein vollſtändiges, dem zweyten Theile angehängtes Regiſter erhöhet; ſo wie auch der Verleger für ſehr correcten Druck und gutes Papier rühmlich geſorgt hat. E. α.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Über die Production des Roheiſens in Rufsland und über eine neue Schmelzmethode in ſogenannten Sturzöfen*, von *J. C. Norberg*, kön. ſchwed. Bergrathe u. ſ. w. Aus dem Schwediſchen von *J. G. L. Blumhof*, d. W. Dr. u. ſ. w. 1805. XVI u. 64 S. 8. Mit 1 Kupfertafel. (12 Gr.) Dieſe Schrift enthält die Überſetzung von zwey für ſich beſtehenden ſchwediſchen Abhandlungen des bekannten Bergraths *Norberg*. Das Original der erſteren iſt zu Stockholm unter dem Titel: *Någottill Underrättelſe, angående Ryſslands Tackjärns - Tillvärkning*, 1802. in 8. erſchienen. Sie handelt von der Roheiſenerzeugung in Rufsland im Allgemeinen, und ertheilt auſserdem von einigen dortigen Eiſenhohöfen nähere Nachrichten, welche aber keinen weiteren Auszug geſtatten. Vergleicht man ſie mit den in den bekannten *Herrmann*'ſchen Schriften enthaltenen, ſo erſcheinen ſie äuſserſt unvollſtändig und mangelhaft; ſo wie man auch dabey durchgehends eine zweckmaſsige Ordnung des Vortrags vermiſst. Die zweyte Abhandlung, deren Original in *Kongl. Svenska Vetenſkaps Academiens nya Handlingar*, Quart. 1. 1803. ſtehet, liefert die, durch eine Abbildung verdeutlichte Beſchreibung einer Guſseinrichtung für zwey ſogenannte *Sturzöfen (Stjulpugnar)*, welche mit der von *Reaumur* in ſeinem Werke: *L'art d'adoucir le fer fondu*, zum Umſchmelzen kleiner Roheiſenbrocken angegebenen, Ähnlichkeit hat. *Norberg* ſah jene Vorrichtung bey dem ruſſiſchen Hüttenherrn *Botaſchef*, der aber nicht nur den *Reaumur*'ſchen Ofen vergröſsert, und das Stürzen oder Umſtülpen deſſelben durch das höhere Hinaufbringen der Axen möglich gemacht, ſondern auch an beiden Seiten Formen vorgerichtet hat. Durch *Norberg* wurde dieſe Einrichtung, mit einigen Abänderungen am Gebläſe, nach Schweden verpflanzt, wo man auf einer Kanonengieſserey des Majors *Silfwerſparre* zu Newequarn in Södermannland Verſuche damit angeſtellt hat, über deren Ausfall ein, dem königl. Bergcollegio zu Stockholm von dem berühmten Directeur *Garney* abgeſtatteter Bericht im Auszuge mitgetheilt worden iſt, welcher ein günſtiges Zeugniſs über die Brauchbarkeit des Ofens ablegt. Wiewohl nun Rec. nicht einſieht, welchen Vorzug bey Eiſengieſsereyen die in jener Abhandlung mit Genauigkeit beſchriebenen *Sturzöfen* vor den ſehr bewährten *Cupoloöfen* haben können; und wiewohl ihm auch bekannt iſt, daſs jene Vorrichtung keinen beſonderen Beyfall und keine weitere Nachahmung in Schweden gefunden hat: ſo wird dennoch dem deutſchen eiſenhüttenmänniſchen Publicum vorliegende Überſetzung, bey der man nur leider oft Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks vermiſst, nicht ganz unwillkommen ſeyn. E. α.

Physik. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Die Lehre von der gleichförmig beſchleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beſchleunigend wirkenden Kraft* abgeleitet von *Joh. Joſ. Ign. Hoffmann*, Prof. d. Phyſik zu Aſchaffenburg, Mitgl. der Departementalgeſellſch. der Wiſſenſch. u. Künſte zu Mainz. Mit einer Kupfertafel. 1807. 70 S. 8. (8 Gr.) Von Hn. *H's.* Talent, mathematiſche Unterſuchungen mit Gründlichkeit und Klarheit zu erläutern, enthält auch die vorliegende Schrift Beweiſe. Der Vf. fand die Darſtellung der Theorie von der gleichförmig beſchleunigten Bewegung bey allen anderen Schriftſtellern nicht recht gründlich. Die meiſten Schriftſteller nämlich nehmen die gleichförmig beſchleunigende Kraft als *ununterbrochen* wirkend an, und betrachten gleichwohl die Bewegung ſo, als ob ſie während ſehr kleiner Zeittheilchen gleichförmig bliebe. Dieſes kann aber, bemerkt der Vf., nicht in völliger Strenge mit einander beſtehen. Denn wenn die Kraft unaufhörlich wirkt: ſo iſt die Bewegung, ſelbſt während des kleinſten Zeittheilchens, ſchon beſchleuniget. Hr. *H.* betrachtet daher die Kraft als *unterbrochen* wirkend; die Kraft treibt am Anfange des erſten Zeittheilchens den Körper zur Bewegung an, am Anfange des zweyten Zeittheilchens wird dieſer Antrieb mit gleicher Stärke erneuert u. ſ. w.; daher durchläuft der Körper im erſten Zeittheilchen einen gewiſſen der Gröſse der Kraft angemeſſenen Raum, im zweyten Zeittheilchen einen doppelt ſo groſsen Raum u. ſ. w. und die Bewegung bleibt während eines und deſſelben Zeittheilchens gleichförmig. Es iſt bekannt, daſs bey einer ſolchen Kraft der vom Anfange der Bewegung an durchlaufene Raum nicht genau dem Quadrate der verfloſſenen Zeit proportional iſt, wie man gewöhnlich annimmt: ſondern daſs dieſes Verhältniſs nur deſto näher Statt findet, je kleiner die Zwiſchenzeiten zwiſchen den einzelnen Wirkungen der Kraft ſind. Aus dieſem Grunde, glaubt Hr. *H.*, ſollte man auch nicht ſo beſtimmt behaupten, die Räume ſeyen dem Quadrate der Zeiten proportional.

Niemand wird leugnen, daſs es für den Anfänger ſehr gut iſt, wenn dieſe Lehre ſo eingeleitet wird, da allerdings die Betrachtung der Differentiale ihn verwirren kann; neu aber iſt dieſe Darſtellung wohl nicht, und wenn wir nicht ſehr irren, ſo pflegte unter anderen *Lichtenberg* die Lehre von den beſchleunigenden Kräften ſo vorzutragen. Übrigens iſt es ſo ganz unerlaubt nicht, daſs man, auch bey einer ſtetig wirkenden Kraft, die Bewegung während unendlich kleiner Zeitmomente als gleichförmig betrachtet, gerade ſo, wie man bey der Rectification der Curven dieſe als aus geraden Stücken zuſammengeſetzt anſieht. Dieſes iſt eine Näherungs-Methode und eigentlich (bloſs etwas undeutlicher ausgedrückt) gerade das, was Hr. *H.* haben will; nur mit dem Unterſchiede, daſs man wegen Kleinheit der Zeitmomente das zweyte Glied in §. 38 wegläſst.

Auſser der eigenen Darſtellung des Hn. *H.* findet man hier noch eine Prüfung deſſen, was *Haüy*, *Fiſcher*, *Gren* und *de la Caille* über dieſe Lehre geſagt haben. Der Abſchnitt, welcher hievon handelt, hätte leicht kürzer gefaſst werden können, da die wichtigſten Bemerkungen, die der Vf. hiebey macht, faſt einerley bey allen dieſen verſchiedenen Darſtellungen ſind. Auffallend iſt es, daſs Hr. *H.* gerade dieſe Schriftſteller auswählte, da man mit eben dem Rechte und hauptſächlich Schriftſteller von ſo bekannter Gründlichkeit, wie *Euler*, *Karſten*, *Käſtner*, hier erwähnt zu finden erwarten könnte. B.

NEUE AUFLAGEN.

Grätz, b. Tanzer: *Grundbuchslehren oder Abhandlung von der Verfaſſung der Grundbücher*, und von der Ausführung der bey Grundbuchsämtern vorkommenden Geſchäfte. Für angehende Beamte in herrſchaftlichen Canzleyen. Von *Cajetan Wanggo*, Landgerichts-Verwalter, Ortsrichter und Werbbezirks-Commiſſär der gräflich Gundacker von Herberſteiniſchen Herrſchaft Eggenberg. 2te verm. Aufl. 1808. 128 S. 8. u. 2 Bogen Tabellen. Fol. (1 Thlr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Nauck: *Platonis dialogi quatuor, Lyſis, Charmides, Hippias major, Phaedrus.* Annotatione perpetua illuſtravit *Lud. Frid. Heindorf*, A. M. Gymnaſii Berolino - Colonienſis Profeſſor. 1802. 371 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Platonis dialogi duo, Gorgias et Theaetetus*, emendavit et annotatione inſtruxit *Lud. Frid. Heindorfius.* Accedit Auctarium animadverſionum *Philippi Buttmanni.* 1805. 569 S. gr. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

3) Ebendaſelbſt: *Platonis dialogi tres, Cratylus, Parmenides, Euthydemus*, em. et ann. inſtr. *Lud. Fr. Heindorfius.* 1806. 431 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

4) Ebendaſelbſt: *Platonis libri quatuor, Gorgias, Apologia Socratis, Charmides, Hippias major*, ſcholarum in uſum edidit *L. F. Heindorf.* Praefixa eſt annotatio critica in Apologiam Socratis. 1805. 263 S. 8. (16 Gr.)

Nachdem Hr. *Heindorf* vor nunmehr 10 Jahren, als die Liebe zur Bearbeitung der platoniſchen Schriften kaum noch erweckt war, und derſelbe in Deutſchland weit iſolirter als jetzo ſtand, durch ſein *Specimen coniecturarum in Platonem* (Berlin 1798) ſeine künftigen Bemühungen angekündigt hatte, ſind wir von ihm mit dieſen Ausgaben von zehn Dialogen, welche zum Theil unter ſehr widrigen Umſtänden vollendet wurden, nach und nach erfreut worden; und gewiſs hat er ſich dadurch ein bleibenderes Verdienſt erworben, als wenn er, nach Art mancher rüſtiger Herausgeber oder vielmehr Abdrucker der Alten, ſogleich eine Edition des geſammten Platon beabſichtigt hätte, wozu es damals noch ſo ſehr an Vorarbeiten mangelte, und auch jetzo noch in vielen Stücken bedeutend mangeln dürfte. Nach der während einer Krankheit des Herausg. von *Ge. Ludw. Spalding* verfaſsten Vorrede zum erſten Bande (S. VI) war es deſſelben erſter Zweck, „den Text (welchen er in bequeme Paragraphen abgetheilt) ſo ächt als möglich herzuſtellen," der andere aber „die Stellen zu entziffern und zu erläutern, welche einen des Griechiſchen nicht unkundigen, aber im Platon weniger bewanderten Leſer aufhalten könnten." Keine von ihm bemerkte Dunkelheit, keine Unzulänglichkeit ſeiner Kunſt oder ſeiner Hülfsmittel ſollte verſchwiegen werden, wenn nur ſeine Redlichkeit und gute Meinung offenbar würde. Und wahrlich, daſs in dieſer Hinſicht durch die humanen Studien die wahre Humanität in des Herausg. Geſinnung übergegangen ſey, leuchtet überall hervor zugleich mit einer ſeltenen Beſcheidenheit, aus welcher eine groſse Nachgiebigkeit gegen Andere, wie gegen ſeine Freunde *Buttmann, Schleiermacher* und *Spalding* entſpringt, ja die ihn bisweilen bis an die Grenzen der Selbſtverkennung und der Geringſchätzung ſeiner eigenen Verdienſte führt; eine Krankheit, wozu die Philologen eben ſo ſehr, als zu der entgegengeſetzten der Anmaſsung und Eitelkeit geneigt ſind, und wovor doch einen jeden ein treuer Freund bewahren möge. Daſs alſo eine lobenswürdige Beſonnenheit und Enthaltſamkeit von kühnen oder ſeltſamen Hypotheſen, eine wahrhaft philologiſche Genauigkeit und prunklose Einfachheit in ſeinem Commentare ſeyn müſſe, läſst ſich ſchon daraus abnehmen; nur möchte man ihm als eine Folge des Anſpruchloſen hie und da vielleicht zu viel Nüchternheit und Mangel an Fleiſch und Fülle vorwerfen können. Übrigens hat natürlich im Allgemeinen jeder folgende Band eine gröſsere Vollkommenheit als der frühere, wiewohl die Form und die allen gemeine gute, aber ſehr kurze, lateiniſche Diction ziemlich dieſelbe bleibt.

Eine vollkommene Ausgabe des Platon muſs nicht nur für die Kritik, niedere ſowohl als höhere, für die Spracherklärung und für die Erläuterung aus den gewöhnlich hiſtoriſch - antiquariſchen Notizen das Erforderliche leiſten, ſondern auch die Form, nämlich die äuſsere, aber auch die tiefer liegende innere, wir meinen den groſsen Zuſammenhang des Ganzen, und endlich die Doctrin berückſichtigen; dieſen anderen Theil würden wir die *philoſophiſche Erklärung* nennen, wäre nicht zu beſorgen, man möchte darunter nicht eine unverfälſchte, ſelbſtſtändige Darlegung der Lehre, ſondern jenen ekelhaften Wuſt ſeichter Bekrittelung und Vergleichung mit allerley Syſtemen verſtehen, welcher in philologiſche Commentare neuerlich nur von urtheilsloſen und verſchrobenen Köpfen gebracht worden iſt, die im Bewuſstſeyn ihrer philologiſchen Armſeligkeit, eben durch ihn ſich und andere entſchädigen wollten. Soll aber die Philologie, auf welche der Spruch, *unſer Wiſſen iſt Stückwerk*, im eigentlichſten Sinne angewandt werden kann, von den höchſten Foderungen ſo wenig nachlaſſen, daſs ſie die Löſung der ganzen Aufgabe, wozu die vielſeitigſte und umfaſſendſte Kenntniſs des Alterthums gehört, von einem Einzigen verlangte? Wie viele der Alterthumsforſcher ſind dann in der kritiſch - grammatiſchen und anti-

quariſchen Gelehrſamkeit, und zugleich in dem Verſtehen philoſophiſcher Kunſtwerke und in der Geſchichte der Philoſophie gleich ausgezeichnet? Muſs die Philologie nicht vielmehr jeden Beytrag zur Vollendung des Ganzen mit Dank annehmen, und froh ſeyn, wenn dieſes, ob es gleich nicht in Einem vorhanden iſt, durch mehrere allmählich hervorgebracht wird? Die Kritik weiſe alſo jeder einſeitigen Beſtrebung dieſer Art ihren wahren Standpunct an, zeige auf, was durch dieſelbe für das Ganze gewonnen, und was um des Einſeitigen willen verloren gegangen iſt; aber ſie ehre jene um ſo mehr, je weniger die Beſtrebung die entgegengeſetzte, in ihrer Art gleichfalls vortreffliche, zu beeinträchtigen ſucht. Dieſes iſt der Fall bey Hn. *H.*, deſſen Talent auf jenem erſten Felde des Kritiſchen und Antiquariſchen, im Beſonderen und Einzelnen hervorſticht, wobey er jedoch ſo weit entfernt iſt, *Schleiermachers* Verdienſte anderer Art nicht anzuerkennen, daſs er ſich vielmehr ſo über ihn ausläſst (zum Parmenides S. 236): „*Vir praeſtantiſſimus, cui plus aliquando Plato debebit, quam omnibus, quotquot et ſunt et erunt, philologis. Nam dum ille ipſa philoſophiae Platonicae penetralia aperit, nos in ſyllabis apicibusque haeremus.*"

Eine andere Bemerkung über die philologiſchen Commentare ſey uns noch vergönnt. Einige Alterthumskundige laſſen ihre Bemerkungen über einen Schriftſteller, zu deſſen Verſtändniſs ſie urſprünglich das Mittel ſeyn ſollten, zuletzt zum Zwecke werden, indem ſie dieſelben mit vieler Liebe, aber über die Grenzen einer gewöhnlichen Erklärung ausbilden, und ohne Rückſicht auf ihren Autor alles, was ſie eben jetzo intereſſirt, unterſtecken, ſo daſs nicht ſelten an ſich unbedeutende Schriftſteller durch ſie bedeutend geworden ſind. Dahin gehören mehr oder weniger die Commentare eines *Caſaubonus*, *Salmaſius*, *Ezech. Spanheim*, *Valckenaer*, *Dorville* u. a., deren Schriften eben dadurch Repertorien der claſſiſchen Gelehrſamkeit geworden ſind, gleich vorzüglich an Fülle und groſsentheils meiſterhafter Ergründung der Gegenſtände. Andere hingegen, welche zum Theil ſehr bedeutſam *commentatores perpetui* heiſsen könnten, weil ſie nie mit Herausgeben fertig werden, halten ſich genau dabey, ihren Anmerkungen wenig ſelbſtſtändigen Werth zu geben, ſondern ſie nur zum Verſtändniſs der herrlichſten Claſſiker auszuſpenden, und fallen ſo häufig in den Vorwurf der Seichtigkeit und Mattigkeit. Zwiſchen beiden Gattungen giebt es aber eine ſchöne Mitte, in der die Vorzüge beider ohne ihre Fehler ſo viel möglich verbunden worden ſind: wovon *F. A. Wolfs* Commentar über Demoſthenes *Leptinea* ein treffendes Beyſpiel iſt; die *Heindorfſchen* Erläuterungen dürften nur mit weniger Beſcheidenheit und nicht ſo fragmentariſch geſchrieben ſeyn, um dieſer Mitte naher zu kommen, als ſie ſchon wirklich ſind. Vieles hat Hr. *H.* gewiſs der Kürze wegen liegen gelaſſen, und wir ſind nicht geſonnen, ihm dieſes nachzutragen; ſo wenig als hier das, was ſeit der Herausgabe dieſer Dialoge Neues über dieſelben geſagt worden iſt, aufgeſammelt werden ſoll: vielmehr wollen wir nur den Charakter ſeiner Commentare darſtellen, und an einigem nicht Bekannten beyſpielsweiſe zeigen, was hie und da zu thun übrig ſeyn möchte. Vieles, was in dem erſten Bande nicht richtig iſt, weiſs er ohne Zweifel bey weitem beſſer, als irgend Jemand, zu verbeſſern; unbillig wäre es, ihm alte Verſehen vorzuwerfen; vieles zu dem ganzen Werke findet ſich auch von ihm und *Schleiermacher* in des Letzteren Anmerkungen zu ſeiner Überſetzung berichtigt, ſo daſs ſie zum Theil die Stelle einer Kritik vertreten.

Neue Quellen des Textes hat Hr. *H.* beym *Phädros* nicht benutzt, auſser eine pariſer Handſchrift des *Stobäos*, welche ihm von *J. G. Schneider* mitgetheilt worden war. Nebſt dieſem und *Henr. Stephanus* Noten gewährte ihm der ſchon bekannt geweſene *Cod. Vindobonenſis* einige Hülfe. Im *Gorgias* aber hatte er aus *Routh's* und *Findeiſen's* Vorarbeiten die vier Mss. *Regius*, *Bodleianus*, *Auguſtanus* und *Meermannianus*, durch deren verſtändige Benutzung der Text viel gewonnen hat. Im *Kratylos* gebrauchte er die ebenfalls von dem uneigennützigen *Schneider* ihm mitgetheilte Collation einer vortrefflichen *gudianiſchen* Handſchrift aus der wolfenbüttelſchen Bibliothek No. 44, woraus eine unzählige Menge Stellen hergeſtellt worden ſind; denn von ſehr geringem Belange ſind die *Eclogae ex Procli Scholl. Mss. in Plat. Cratyl.*, welche er von *F. A. Wolf* erhalten hatte. Im *Parmenides* iſt der von den Zweybrückern verglichene *Cod. Tubingenſis*, im *Euthydemos* die von *Routh* verglichene pariſer Handſchrift gebraucht. Beym Parmenides konnte noch *Jo. Guil. Thompſon's* Ausgabe (Lond. 1728. 8.) benutzt werden, worin Hr. *H.* wenigſtens einige, wenn auch meiſt unbedeutende Lesarten aus einem Commentar des *Proklos* und aus *Damaskios* περὶ ἀρχῶν gefunden haben würde. Die *alten Ausgab.* ſind wohl ſchwerlich vollſtändig neu verglichen, und wie wenig dieſe Arbeit belohnend iſt, wiſſen wir aus Erfahrung, ſondern meiſtens ſcheint nur die Collation der *Zweybrücker* Herausgeber berückſichtiget zu ſeyn. *Cornar's* Überſetzung iſt beſonders beym erſten Bande ſorgfältig benutzt; *Ficin's* Überſetzung wird oft citirt, aber nicht die ächte, vor der erſten griechiſchen Ausgabe aus Handſchriften gemachte; von dieſer giebt es vorzüglich drey Ausgaben: Florenz. 4. um das Jahr 1482 (nach einer von *Wolf* uns mitgetheilten Notiz); dann Venet. 1491. fol. und Paris 1518. fol., welche beiden vor uns liegen: ſondern nur die von den Zweybrückern abgedruckte, durch *Simon Grynäus* der gewöhnlichen Lesart angepaſste. Hr. *H.* wird dieſs gewiſs in Zukunft verbeſſern, da nur jener ächte Ficinus die Stelle einer Handſchrift vertreten kann. Wiewohl nun kein Billiger und Verſtändiger verkennen kann, wie groſsen Nutzen bey ſo kleinen Hülfsmitteln die *Heindorf*'ſche Kritik dem platoniſchen Texte gebracht hat: ſo haben wir doch häufig gehört, daſs man dem Herausgeber den Vorwurf mache, zu wenig Handſchriftliches benutzt zu haben, ungeach-

Digitized by Google

tet dieſes gewiſs nicht der Fall ſeyn würde, hätte ihm Mehreres zu Gebote geſtanden. Allein diejenigen, welche ſich Wunder was einbilden, wenn ſie aus den Manuſcripten einige Abbreviaturen erlernt haben, woraus ſie etwa eine Stelle beſſer als ein *H.* verbeſſern können, mögen doch wiederum bedenken, ob ſie denn mit allen ihren ſchätzbaren Schätzen ſo viel, als er, leiſten würden bey einem Platon, wo durch genaue und ſpecielle Kenntniſs des ſo oft wiederkehrenden Sprachgebrauches, durch ausgebreitete Kenntniſs ſeiner Lehre, durch tiefes Eindringen in den Ideengang und Zuſammenhang des Ganzen ſowohl, als der einzelnen Theile, und durch eine tüchtige Divinations- und Combinations-Gabe auf eine für den Geiſt weit fruchtbarere und in ihrer Art genialere Weiſe gar vieles gewonnen werden kann, was aus keiner Handſchrift gewonnen wird. Ob wir alſo gleich die Manuſcripte und die dadurch allein zu erlangende diplomatiſche Sicherheit und Reinigkeit des Textes, ſelbſt da, wo ſie weder für Grammatik noch Sachen von Nutzen iſt, als ein der Philologie würdiges Beſtreben hochachten: ſo können wir doch nicht umhin, ſolche Tadler an die Worte des Fauſt zu verweiſen:

Das (pariſer) Pergament iſt das der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?

Freylich aber, je weniger dem Herausgeber Ungedrucktes zu benutzen vergönnt war, deſto mehr muſste er alles Bekanntgemachte aufſuchen, was ohnehin in ſo mancher anderer Hinſicht belohnend werden kann; auch wird man im *Phädros* beſonders, auſser den platoniſche Stellen ſo oft ausſchreibenden Kirchenſchriftſtellern, *Clemens von Alexandrien* und *Euſebios*, und dem *Stobäos*, öfters den *Dionyſios von Halikarnaſs, Galenus, Plutarchus, Makrobius, Proklos* u. a. angeführt finden; allein dieſe, beſonders der Letzte, ſind nicht vollſtändig benutzt, und viele andere, *Porphyrios, Plotinos, Simplicius, Jo. Philoponos*, werden ſowohl für Erklärung als Kritik vernachläſſiget, ungeachtet ſie zu Beidem ſo viel enthalten für den, welcher ſie verſtändig zu benutzen weiſs, und ihre Stellen, ſelbſt wo ſie wenig nützen, doch einmal vollſtändig zuſammengebracht werden müſſen. Wir haben daher zu dem Herausgeber das gegründete Vertrauen, er werde bey künftigen Bearbeitungen auch darauf ſeinen Fleiſs verwenden.

Was die *grammatiſche Kritik* betrifft: ſo muſsten vor allen Dingen alle Solöcismen aus der Rede gebracht werden, z B. wenn ὅπως noch irgendwo mit dem Conjunctiv des erſten Aoriſtus *Activi* oder *Medii* ſteht, wenn εὐθὺς ſtatt εὐθὺ vom Raume gebraucht iſt (ſ. zum Lyſis Z. 1), wobey natürlich die beſten Zeugniſſe der Alten, oder die Anmerkungen der Neueren zu Rathe gezogen werden. Hieher gehören auch gewiſſe orthographiſche Kleinigkeiten, beſonders die dialectiſchen Eigenheiten, wie ob man σὺν oder ξὺν ſchreiben müſſe, in welchen Dingen, die mit der gröſsten Vorſicht zu behandeln ſind, Hr. *H.* ein lobenswürdiges ἐπέχειν beobachtet; nur artet dieſes bisweilen in offenbare Inconſequenz aus, weil er faſt ſuperſtitiös ſich an Zeugniſſe der Bücher halten will, die doch, ſobald höhere Gründe obwalten, in ſolchen Dingen gar nicht gehört werden dürfen. So ſchreibt er bald γίγνομαι, bald γίνομαι und dgl., da das erſtere nun als das in den alten Zeiten ächte allgemein anerkannt iſt. Auf die Ausſage der Bücher hin ſetzt er Theätet. §. 100 die attiſche Form προκαλεῖ ſtatt προκαλῇ, läſst dieſe §. 128, auch §. 142 ſetzt er ſie in der contrahirten Form ἀποκρινεῖ, vertheidiget ſich aber zum Theätet S. 326, daſs er dieſen Atticismus nicht überall hergeſtellt; denn, ſagt er: „*non auſim ego multis millibus locorum ſcripturam ſine librorum auctoritate novare, neque in talibus hodie nobis licitum arbitror, quod licuit olim Alexandrinis illis ſcriptorum veterum* διασκευασταῖς“, ohne zu bedenken, daſs in dergleichen gar keine Duplicitat des Gebrauches möglich iſt, daſs, je mehr Codd. verglichen werden, an deſto mehr Stellen die Endung ει ſtatt ῃ in der 2 *perſ. ind. paſſ.* und *med.* hergeſtellt werden müſſen (wir erinnern nur an den von dem Englander *Clarke* in Patmos aufgefundenen von Johann dem Kalligraphen), daſs die älteren Mss. beſonders dieſe Form haben, daſs ſie alſo ſicher ehemals allgemein war in den Büchern des Platon und Xenophon, ſo gut als der Tragiker. Hierin war alſo nicht von *Fiſcher* abzugehen, dem ohnehin von dem wenigen Guten nichts entzogen werden darf, wenn er noch etwas behalten ſoll. Eben ſo würden wir in der 3 *perſ. plusquamperf. act.* und *med.* ſtatt der Endung ει überall η ſetzen, wie dieſes nach *Heraclides Ponticus* und dem Stoiker *Panätius* bey Euſtath. z. Od. Ψ. p. 1496, überall war in den älteſten Mss. des Platon; dieſes Zeugniſs iſt beſſer, als aller Handſchriften Ausſage, indem es ſogar über die alexandriniſche Zeit hinausgeht. Ähnlich iſt der Fall mit dem Worte θάλασσα. *Aelius Dionyſius* bey Euſtath. z. Iliad. K. p. 813 behauptet, θάλαττα käme nie vor in den Tragikern, im Thukydides und Platon, und von jenen und dem Thukydides, welche zur alten Atthis gehören, iſt dieſes auch ſo auffallend nicht, als von Platon; indeſs ſcheint doch dem Herausgeber (zum Euthydem S. 326) Hemſterhuis auf dieſes Zeugniſs zu viel zu geben; aber doch wagt er es wiederum nicht, für das Entgegengeſetzte ſich zu entſcheiden. Wir zweifeln nicht, daſs Dionyſios ſeine wohlbedachten Gründe zu jener Behauptung hatte, und daſs die Form θάλαττα nur von vorwitzigen Neuerern herrühre, welche von der Idee ausgingen, daſs Platon, wie bekannt, zu der neuen Atthis gehöre: haben ſie doch dieſe Form ſelbſt in den antiken Thukydides hinübergeſchleppt (ſ. die Varianten I, 13 und I, 26), wohin ſie ſicher nicht gebracht werden darf; und finden ſich doch von der Form θάλασσα in den platoniſchen Werken ſelbſt noch mehrere Spuren, wie Euthyd. §. 22 in der gewöhnlichen Lesart, welche Hr. *H.* mit Recht nicht vertauſcht hat mit dem θαλάττης der *Baſ.* 2; ferner im Phädon S. 109 B. im *Origines* und *cod. Zittav.* bey *Rudolph. Comm. ſoc. philol.* Lipſ. Vol. IV.

Digitized by Google

P. I, S. 97. und auch Phädon S. 109. C. im Stobäos und *cod. Aug.*, ſo wie Tim. S. 22. E. bey *Clem. Alex. Stromm.* I, S. 649. Auch in Rückſicht der *Accentuation* iſt der Herausgeber nicht ganz conſequent geweſen, wovon wir, um von *Encliticis* und anderen bekannten Dingen nicht zu reden, nur ein jetzt wenig mehr bekanntes Beyſpiel anführen wollen. Im Phaedr. §. 145 ſteht: *καὶ οὐδέν γε ἄπο τρόπου*, welches nur ein aus den früheren Ausgaben fortgepflanztes Verſehen zu ſeyn ſcheint, wenn man im zweyten Bande ſieht, daſs Hr. *H.* überall *ἀπὸ τρόπου* und *ἀπὸ σκοποῦ* ſchreibt, gegen alle Autorität ſowohl der Grammatiker als der Handſchriften und Ausgaben (ſ. *Schäfers Melett.* S. 51). In allen Stellen, welche Hr. *H.* zum Theätet. S. 412 und 286 aus Platon anführt, und mit dieſem neumodiſchen Accente bezeichnet, ſtand vor ihm im alten Text jenes ächte *ἄπο σκόπου*, *ἄπο τρόπου*, nämlich Rep. V, S. 470. B. Theätet. S. 143. C. S. 179. C., und wir ſind ſehr begierig zu wiſſen, welche ſicherlich ſtarken Gründe den auf die Accente viel gebenden homeriſchen Kritiker bewogen haben, in den beiden letzten Ausgaben das alte *οὐδ' ἄπο δόξης* Odyſſ. A, 343 und Iliad. K, 324, zu verbannen. Von dem ioniſchen Sänger wollen wir nicht reden; aber was die gewöhnliche attiſche Ausſprache betrifft, ſo verwerfe man dieſe Bemerkung ja nicht; auf dieſe Art verloren ſich aus unſerer Sprachkenntniſs nach und nach eine ganze Anzahl der feinſten Obſervationen; möchte dieſe vielmehr ein *Buttmann* mit fleiſsiger und ſcharfer grammatiſcher Kritik ſammeln und der Vergeſſenheit entreiſsen!

Übrigens haben, ſowohl in Rückſicht der Emendationen, als des anderen, die Bearbeitungen der einzelnen Dialoge jede ihre beſonderen Vorzüge; im *Gorgias* iſt der Conjecturalkritik weniger Raum gelaſſen, wegen der anſehnlichen Collationen; im *Theätet* hat Hr. *H.* beſonders viel gethan, ſo wie im *Kratylos*; im *Parmenides* zeigt ſich, daſs der Herausgeber in den dialektiſchen Gang des Geſpräches tief eingedrungen iſt, und wir wünſchen, daſs er gleiches Glück und gleiche Beharrlichkeit bey den übrigen dialektiſchen Geſprächen behalten möge, und daſs ſein Freund *Schleiermacher* ihn auch bey dieſen, wie im Parmenides, thätigſt unterſtütze. Selten ſetzt er aus bloſser Vermuthung, ohne äuſseres Zeugniſs, Leſearten in den Text, und hier übertreibt er faſt die Beſcheidenheit wieder; dieſs gilt ſogar von Leſearten, welche in Mss. gefunden werden; jedoch wird auch hier der rechte Kenner oft ſehen, daſs Hn. *H's.* feiner Tact und Anſicht es gerade waren, welche ihm dieſe Zurückhaltung eingaben. So iſt im Gorg. §. 64 *Schleiermachers* Conjectur, *ὅμως δὲ ὑπόμνησόν με σμικρὸν, εἰ, ἐὰν ἀδίκως ἐπιβουλεύει τυραννίδι, εἶπες*, zwar gelobt, aber doch nicht in den Text aufgenommen worden; Mancher würde ſie wohl gleich hineinſetzen; der Geübtere weiſs, daſs jenes *εἰ* oft ausgelaſſen wird, und hilft durch das einzige Komma nach *τυραννίδι* und ein Fragzeichen nach *εἶπες*: „*Aber doch erinnere mich*, *meinteſt du*, *wenn er unrechtmäſsig nach der Tyrannis trachtend* (dieſs erleidet)?" Wo nicht nöthig iſt zu ſagen: „*ob du meinteſt;*" welches Hr. *H.* auch ſelbſt anderswo erläutert hat. Bisweilen geſteht er auch gar offenherzig, wo ihm ſeine Kritik nicht hinreichend dünke, wie Phaedr. §. 75 bey *αἰσθήσει*, welcher Stelle wir einen tüchtigen Verbeſſerer wünſchen, aber keinen Conjecturmacher. Die Verbeſſerungen ſelbſt ſind nicht auf Gerathewohl verſuchte; ſondern im Allgemeinen wird man nur da welche finden, wo ſie durch bedeutende Schwierigkeiten in Sinn und Sprache nothwendig gemacht werden. Hier weiſs des Herausgebers Scharfſinn nicht nur aus dem Zuſammenhange das Schickliche zu errathen; ſondern ihm kommt auch eine feine, aus reichlicher Kenntniſs geſchöpfte Combination ähnlicher platoniſcher Stellen zu Hülfe; und man erkennt überall, wie hier nichts mit leichtfertiger Sorgloſigkeit hingeworfen, ſondern durch Fleiſs und Meditation gefunden, und fortgebildet iſt: ſo konnte er denn alles auch mit einer hinreichenden Zahl beweiſender Stellen belegen; wie es keinem tumultuariſchen Arbeiter vergönnt iſt. Im Vortrage iſt er kurz; Einfachheit und Klarheit, und Unumwundenheit der Gründe iſt in ſeinen kritiſchen Anmerkungen; die allſeitige Dialektik eines *Bentley* iſt weder eines Jeden Sache, noch paſst ſie aller Orten hin. Daſſelbige gilt auch von der Beurtheilung der Varianten; nur einige ſind ausgelaſſen; die wir nicht geglaubt hätten zu vermiſſen. (S. unten.) Sollten wir aber aus der groſsen Fülle des Trefflichen Einzelnes herausheben, um auf das Übrige dadurch nur einen Schatten zu werfen? Ein geiſtreicher Mann hat, im Scherze freylich, zweyerley Arten zu recenſiren vorgeſchlagen, die eine, nur das Schlechte herauszunehmen, unter der Vorausſetzung, daſs alles andere gut ſey; die andere, das Gute allein anzuzeigen: wir wollen dieſs hier im Ernſt anwenden, und ſo gehen wir den kürzern Weg, wenn wir Einiges, was nicht vollendet iſt, anzeigen; denn nur Beyſpiele, keine erſchöpfende Behandlung, kann man von einer ſolchen Kritik fodern.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Lateiniſche Sprachkunde. *Breslau*, b. Groſs u. Barth und b. Barth jun.: *Grammatik der lateiniſchen Sprache.* Herausgegeben von *Karl Fr. Etzler*, Prof. und erſtem Coll. am Eliſab. Gymnaſ. zu Breslau. 1804. 181 S. 8. (14 Gr.) Der Vf. hat ſich über die Herausgabe dieſer Grammatik nicht erklärt, ſondern verweiſt den Leſer auf den zweyten Theil ſeiner Methodik des wiſſenſchaftlichen Unterrichts. Rec., der dieſes Buch nicht bey der Hand hat, findet im Weſentlichen nichts, wodurch ſich die *Etzlerſche* Grammatik vor der *Schellerſchen* und *Bröderſchen*, die für Schulen immer noch die brauchbarſten ſind, auszeichnet. Jedoch ſind die einzelnen Abſchnitte in einer lichtvollen Ordnung abgehandelt, und mehrere ſchwierige grammatiſche Begriffe mit Klarheit entwickelt worden. Warum der Vf. mit den älteren Sprachlehrern den Infinitivus als Modus betrachtet, iſt Rec. nicht einleuchtend. Es giebt für das Verhältniſs einer dargeſtellten Subſtanz zum darſtellenden Subject nur *drey* Formen: die Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit, alſo ſind auch nur drey Modi: Indicativ, Conjunctiv, Imperativ. Die höheren Claſſen gelehrter Schulen, welche bereits einen grammatiſchen Curſus durchgemacht haben, werden von dieſem Lehrbuche einen vortheilhaften Gebrauch machen können.

nz.

Digitized by Google

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JULIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortſetzung der Recenſion
von
Heindorfs Bearbeitung des Platon.

Die groſse *Kenntniſs des platoniſchen Sprachgebrauches* kommt dem Herausg. in allen Verbeſſerungen ganz beſonders zu Hülfe; ob ihn aber nicht eben darum vielleicht ſeine Kunſt in der Rede des *Lyſias* im *Phädros*, die ein wahres Kreuz für Kritik und Erklarung iſt, etwas verlaſſen hat? In dieſer leſen wir §. 13: Εἰκός ἐστι τοὺς μὲν ἐρῶντας, οὕτως ἂν οἰομένους καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων ζηλοῦσθαι, ὥσπερ αὐτοὺς ὑφ' αὑτῶν ἐπαρθῆναι τῷ λέγειν, καὶ φιλοτιμουμένους ἐπιδείκνυσθαι πρὸς ἅπαντας, ὅτι οὐκ ἄλλως αὐτοῖς πεπόνηται. Hier ſehe doch der Herausg., ob ſtatt ſeiner Verbeſſerung nicht dieſe vorzuziehen, ἐπαρθῆναι τοῦτο λέγειν, auf welches τοῦτο ſich das folgende ὅτι bezieht, wie §. 22: καὶ τοῦτο ἤδη ἔπαθον διὰ σὲ, ὦ Φαῖδρε, πρὸς σὲ ἀποβλέπων, ὅτι ἐμοὶ ἐδόκεις γάνυσθαι; die Infinitive λέγειν aber und ἐπιδείκνυσθαι hangen unmittelbar von ἐπαρθῆναι ab, welches redneriſche Sprache iſt (ſ. *Sluiter Lectt. Andocid.* S. 191), aber auch ſpeciell Sprache des Lyſias. *Apol. p. caed. Eratosth.* S. 41, T. v. *Orr. Reisk.*: τοὺς κλέπτας ἐπαρεῖτε φάσκειν μοιχοὺς εἶναι. *De Mantith. p.* 585: τίς οὐκ ἂν ἐπαρθείη πράττειν καὶ λέγειν ὑπὲρ τῆς πόλεως; Bald hernach, §. 20, meint Lyſias, nicht dem Liebenden, ſondern dem Nichtliebenden müſſe ein ſchöner Knabe ſeine Gunſtbezeugungen gönnen, auch nicht allein dem Liebenden, ſondern dem Würdigen, οὐδὲ ὅσοι τῆς σῆς ὥρας ἀπολαύσονται, ἀλλὰ οἵτινες πρεσβυτέρῳ γενομένῳ τῶν σφετέρων ἀγαθῶν μεταδώσουσιν, und weiter unten, οὐδὲ οἵτινες παυόμενοι τῆς ἐπιθυμίας ἔχθρας πρόφασιν ζητήσουσιν, ἀλλ' οἳ παυσάμενοι τῆς ὥρας τότε τὴν αὑτῶν ἀρετὴν ἐπιδείξονται. Statt des unſtatthaften παυσάμενοι ſchlägt Hr. *H.* mancherley vor, zuletzt aber meint er: *Itaque nunc vix dubito, quin Plato ſcripſerit* ἀπολαυσάμενοι τῆς ὥρας, *quod optime reſpondet prioribus illis,* οὐδὲ ὅσοι τῆς σῆς ὥρας ἀπολαύσονται." Den Sinn hat er gewiſs getroffen, daſs aber jener Aoriſt vom Medium gar nicht gebraucht wird, weiſs er jetzo wohl ſelber. Man muſs leſen, ἐπαυράμενοι τῆς ὥρας, d. i. καρπωσάμενοι; das Wort iſt nicht bloſs homeriſch; auch Herodot VII, 158 hat ἐπαυρέσιες, Thucyd. II, 53 τὰς ἐπαυρέσεις, wo der Scholiaſt hinzuſetzt, τὰς ἀπολαύσεις καὶ ἡδυπαθείας; auch die Redner haben es, wie *Andocides de reditu p.* 75. *T. IV. Orr. Reisk.*: εἴτι ὑμᾶς χρὴ ἀγαθὸν ἐμοῦ ἐπαύρεσθαι. So führt Suidas an: ἐπαύρασθαι τῆς χλιδῆς, und, φεῦγε φιλοσοφίαν, οὐ γάρ σοὶ θέμις ἐπαύρασθαι αὐτῆς, (aus einer Schrift gegen Klearchos von Soli,) und er erklärt es ἀπολαῦσαι. Auch aus der *philoſophiſchen Terminologie* dürfte bisweilen noch etwas zu emendiren ſeyn, wie Phaedr. §. 63, ſtatt ἐκ τῶνδε vielmehr zu ſchreiben ἐκ τῶν τῇδε, wie §. 64, ἐν τοῖς τῇδε ὁμοιώμασιν, welchen τἀκεῖ entgegen geſetzt werden. Τὰ τῇδε ſind die αἰσθητά, wie beym Scholiaſt. Plat. Ruhnk. S. 63: ἡ περίοδος ἡ ἀπὸ τοῦ νοητοῦ ἐπὶ τὰ τῇδε, vrgl. *Olympiodor. Comm. Ms. in Phaedon. Fragm. XVII. Prokl. Comm. Ms. in Parmen.* b. *Thompſon* S. 13 und überall. Sehr oft hat Hr. *H.* durch *unbedeutende Änderungen* der platoniſchen Rede ihre *eigenthümliche Schönheit* wiedergegeben; gewünſcht hätten wir, daſs dieſs auch Phädr. §. 147 geſchehen wäre: οὐκοῦν εὐξαμένῳ πρέπει τοῖσδε πορεύεσθαι; wo man durch den Dual und Veränderung eines einzigen Accentes ſo viel gewinnt: οὔκουν εὐξαμένω πρέπει — denn auch mit dem Accuſativ und Infinitiv kommt πρέπει vor, wie Iſokr. Euag. S. 191. C.: δοκεῖ μοι πρέπειν καὶ ἐμὲ τῶν ἄλλων ἕνεκα διελθεῖν, περὶ αὐτῶν. Bisweilen hat er *grammatiſche Kleinigkeiten* übrig gelaſſen, wie Phaedr. §. 111: Βασιλικοὶ μὲν ἄνδρες, οὐ μὲν δὴ ἐπιστήμονές γε ὧν ἐρωτᾷς. L. οὐ μέντοι. S. Viger. S. 536 und andere. Auch hat er ſich umgekehrt wieder durch einſeitige Obſervation zu falſchen Änderungen verleiten laſſen, wie Kratyl. §. 24, wo nach einem langen Satze, der mit ὥσπερ beginnt, endlich in der Apodoſis οὕτω δὲ folgt, Hr. *H.* aber aus §. 88 οὕτω δὴ ſchreibt; desgleichen zu §. 89, wo wieder οὕτω δὲ iſt, behauptet er, man müſſe hier überall δὴ ſchreiben: eine ſo unrichtige Behauptung, daſs wir ſie vielmehr umdrehen, und fodern, überall δὲ zu ſchreiben, wie *Legg. I*, S. 628. D., ὡσαύτως δὲ, *Protag.* S. 326. D. S. 328. A. *Min.* S. 313. A. B. *Sophiſt.* S. 258. C. *Xenophon. Sympoſ. II*, 25 (wo falſch δὴ im Athenaeos), auch *Sophokl. Trachin.* 112, und danach corrigire man im Kratylos und in zwey Stellen des Protagoras S. 313. D., und S. 318. C., δὲ für δή; der Fall richtet ſich nach der Analogie des δὲ im Nachſatze, insbeſondere bey einem Pronomen, z. B. *Legg. II*, S. 655. E. οἷς δ' ἂν — ξυμβαίνῃ, — οὗτοι δὲ, wo Hr. *Stephanus* ebenfalls fälſchlich δὴ ſetzt. Manchmal möchte wohl nur anders conſtruirt werden dürfen, um Änderungen zu umgehen, wie Phaedr. §. 34: τοσούτων κακῶν — ἐραστὴν ἐρωμένῳ ἀνάγκη γιγνομένων τε καὶ φύσει ἐνόντων τῶν μὲν ἥδεσθαι, τὰ δὲ παρασκευάζειν, wo der Herausgeber gewiſs unrichtig emendirt

Digitized by Google

τοῖς μέν. Man interpungire vor *γιγνομένων*, und nach *τῶν μὲν*, und ſchlieſse die Worte ſo zuſammen: *τῶν μὲν γιγνομένων καὶ φύσει ἐνόντων, ἥδεσθαι, τὰ δὲ παρασκευάζειν*, „wenn er *einige* von Natur hat, oder ſie in ihm entſtehen, ſich freuen, *andere* aber ihm noch anbilden;" *τοῖς μὲν* gäbe einen ganz verkehrten Sinn, indem man nun glauben müſste, die erſt anzubildenden Übel gehörten auch unter diejenigen, welche der Liebling von Natur ſchon an ſich hätte: daſs aber *τῶν μὲν* ſo weit nachgeſetzt wird, iſt gar nicht auffallend, da die Griechen Correlata ſo nahe als möglich zuſammen zu ſetzen pflegen.

Was eine andere Art der niedern Kritik betrifft, wodurch ſie ſich an die höhere anſchlieſst, wir meinen die Aufſpürung von *Gloſſemen:* ſo muſs dieſelbe in den platoniſchen Schriften mit gröſster Vorſicht angewendet werden, indem dieſe von Zuſätzen ziemlich rein erhalten ſind, und gar vieles vorkommt, was nur demjenigen als Gloſſem erſcheint, der keine hinreichend ausgebreitete Kenntniſs des platoniſchen Styles hat, bey tieferem Eindringen aber als ächt erkannt wird; manches nachläſſig Hingeworfene, manches überflüſſig Erläuternde, manche Wiederholung ſogar findet ſich, die man vergebens für eingeſchoben halten würde: von der Möglichkeit alſo, es möchte etwas ein Gloſſem ſeyn, bis zu der Wirklichkeit und Überzeugung, iſt hier ein weiter Weg. Auch Hr. *H.* iſt wohl nicht immer damit glücklich geweſen; wie wir Phaedr. §. 107, nach Austilgung des *εἰωθότων*, die Rede für gar nüchtern halten; die Fülle der platoniſchen Sprache ſetzt oft etwas Entbehrliches, wohin jenes *οὐλὰς* gehört, Gorg. § 169, welches *Schäfer* Melett. S. 101 weitläuftig genug vertheidigt. Auch Gorg. §. 173 halten wir die angefochtenen Worte für vollkommen acht, wenn ſie auch im Räſonnement und Zuſammenhange nicht nothwendig gegründet ſind; ſie werden hinlänglich geſchützt durch die alte Nachahmung, Min. S. 319. D, und Proklos zur Rep. S. 396. Aber gewiſs mit Recht ſtimmt zum Phädr. §. 95 Hr. *H.* der *Schleiermacher*ſchen Vermuthung bey, nach welcher der ganze Spruch des Lacedämoners durch eine vortreffliche Kritik für eingeſchoben erklärt wird.

Da übrigens das Urtheil über Stellen und Leſearten, beſonders aber über gröſsere Parthieen, welche verdächtig ſcheinen könnten, genau damit zuſammenhängt, daſs man den wahren Verfaſſer eines jeden Buches kenne: ſo drängt ſich uns, als höchſt wichtig für die Beurtheilung der *Heindorf*'ſchen Schriften, unwillkührlich die Frage auf, ob der Herausgeber auch eine klare und deutliche Einſicht hatte in die *Kritik des Ächten und Unächten*, ob er im Platon darnach geforſcht, was als untergeſchoben zu verwerfen ſey, ob er alſo immer aus ächt platoniſchen Quellen geſchöpft, oder hierin bedeutende Miſsgriffe gethan, endlich ob er vielleicht gar offenbar unächte Dialoge bearbeitet und wie platoniſche behandelt habe; welches in der That ſeinem Verdienſte einen nicht geringen Abbruch thun würde. Wir freuen uns, ſagen zu können, daſs wir bemerkt haben; Hr. *H.* verwerfe in dieſen Ausgaben mit uns dieſelben Geſpräche ganz, und mit völliger Beſtimmtheit (denn von Zweifeln und bedingten Verwerfungsurtheilen iſt nicht die Rede hier): nämlich auſser den anerkannt falſchen noch den *Alcibiades II.* (zum Lyſis S. 22) und den *Theages* (zum Lyſis S. 5, zum Phädr. S. 220), und von dieſem hat er es unſeres Wiſſens zuerſt behauptet; wenigſtens iſt er der erſte, der es öffentlich geäuſsert hat. Von den übrigen ſpricht er nicht; aber daſs er auch den *Minos*, den *Hipparchos*, die *Eraſten* für untergeſchoben hält, beweiſt die Vermeidung derſelben im Citiren; nur die *Epinomis* führt er öfters an, wiewohl wir daraus nicht ſchlieſsen dürfen, daſs er dieſe, ihrem Geiſte nach ſonſt vortreffliche Schrift, deſshalb auch für eine Arbeit des Platon mit Sicherheit gehalten habe: wir wenigſtens würden es für groſse Pedanterey achten, wenn man ſie eines ſolchen Zweifels wegen, in Rückſicht des Sprachgebrauches, ganz vernachläſſigen wollte. Die in unſeren Zeiten mit vielem Eifer und Scharfſinn, beſonders in Deutſchland, geübte höhere Kritik iſt der Alterthumskunde ſehr erſprieſslich geweſen, und wird es gewiſs immer bleiben, wenn ſie mit gründlicher Erforſchung des Einzelnen, wie mit einem allgemeinen Überblicke, von tief eindringenden und beſtimmt ſondernden Geiſtern, mit ächter philologiſcher Erfindungsgabe, mit Mäſsigung und Beſonnenheit gehandhabt wird. Solche werden, ehe ſie ein gefährliches Verdammungsurtheil ſprechen, von allen Seiten die Momente bedachtſam abwägen; ſie werden im Platon insbeſondere nicht allein auf die Lehre, ſondern auf die Form, auf Fortſchritt und Verbindung der Ideen, auf das äuſsere Beywerk des Dialogs ſehen, die Sprache jedes Buches prüfen, und beſonders durch unverkennbare Nachahmungen des Platon, zu deren Unterſcheidung aber von zufälligen Ähnlichkeiten ein ſehr feiner Tact gehört, zu überzeugen ſuchen. Fällt hingegen das Urtheil in die Hände der Leichtfertigen und Unbeſonnenen, die ohne ſpecielle Ergründung in jedem Theile der Literatur nur die höchſten Blüthen pflücken wollen, ihre Freude daran finden, mit allgemeinen philoſophiſch - äſthetiſchen Formeln und Floskeln zu ſpielen, und mit der Trägheit die Anmaſsung verbinden, oder in die Hände ſonſt vortrefflicher, aber in dieſem Felde ungeübter Männer: ſo kommt jene, mit dem Scheine der Gründlichkeit äuſserlich angethane, innerlich hohle Kritik heraus, von deren Anwendung im Platon neuerlich Hr. *Fr. Aſt* in den beiden erſten Heften ſeiner *Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Kunſt* glänzende Beyſpiele geliefert hat; eine Erſcheinung, die wir füglich übergehen könnten, befanden ſich nicht unter den unglücklichen Verbannten auch zwey *Heindorf*'ſche Schöne, der jugendliche *Lyſis*, und der lieblich blühende *Charmides*. Mit ſo leichtſinnigen Argumenten lieſse ſich alles Ächte unächt, und alles Unächte ächt machen. Will man ein ſolches Urtheil ausſprechen, ſo muſs man andere überzeugende Beweiſe vorbringen; dadurch, „daſs ein Jeder ſeine Überzeugung offen an den Tag legt," ohne daſs der die gewöhnliche Mei-

Digitized by Google

nung angreifende Theil tüchtige Gründe aufzeigt, wird nicht das Mindeſte gewonnen, als Verwirrung in der Wiſſenſchaft. Sollen aber das etwa tüchtige Beweiſe ſeyn, was der genannte Gelehrte gegen die herrliche *Apologie* in den *Comm. Soc. philol. Lipſ. Vol. IV. P. I* ſagt, wo er dazu noch recht ſicher zu gehen glaubt, „da er auch aus dem Einzelnen der Schrift hergenommene Gründe hat" (*Zeitſchr.* I, 2. S. 93)? Zuerſt verkennt er die Vielſeitigkeit des platoniſchen Charakters, treibt Platons Geiſt in enge Grenzen zurück, erlaubt ihm nicht über Eine oder zwey Formen hinauszuſchreiten, und behauptet denn, daſs Alles, was damit nicht harmonirt, unächt ſey; daſs aber ſelbſt in den ganz ſicher ächten Schriften die gröſste Diverſität ſey, kann Jeder erkennen, der das *Gaſtmahl* und den *Staatsmann*, den *Staat*, die Bücher von den *Geſetzen* und den *Timäos* vergleichen will; dieſes aber wird verſchwiegen, oder man wird uns nächſtens noch demonſtriren, daſs auch das Gaſtmahl, die Geſetze und der Timäos ſehr unplatoniſch ſeyen; denn was vermag das deutlichſte Zeugniſs eines empiriſch dummen *Ariſtoteles* gegen die überzeugende Gewalt innerer Anſchauung? Doch was läſst ſich weiter gegen eine Kritik ſagen, die ohne irgend Etwas im Einzelnen nachzuweiſen, ſich in ſolchen Redensarten herumtreibt: „der Lyſis habe in der Form die allgemeinſten Tugenden eines ſokratiſchen Geſpräches, aber ſein Geiſt und Inhalt ſey des Platon unwürdig; er habe keine Ahndung von der wahren Liebe im Phädros," oder, „es drehe ſich alles um Spitzfindigkeiten, es ſey keine Ironie darin, wohl aber gemeine ſokratiſche Beziehungen auf Gemeinſprüche," oder, „das Ganze ſey ein eriſtiſches, d. h. megariſch-ſokratiſches Geſpräch über die Liebe, mit den ſichtbarſten Spuren der Nachbildung des Platon im Sympoſion und Phädros, die von den Bearbeitern des Lyſis noch nicht gehörig bemerkbar gemacht worden ſeyen." Nun Glück zu, wir freuen uns, wenn ſie bemerkbar gemacht werden. Von anderen Geſprächen hören wir: „ſie ſeyen langweilig, die Sprache ſey verworren, ſie hätten kein poetiſches Leben oder keine philoſophiſche Klarheit;" „*man gebe ſich nur dem Eindruck des Ganzen hin, und prüfe dann ſich ſelbſt, ob man eine platoniſche Anregung in ſich findet.*" (l. 1. S. 133). Iſt dieſes wirklich Kritik, iſt dieſes die Art der *Scaligers'*, der *Bentley's*, der *Valckenaere* geweſen? Aber wen werden dieſe *Βεκκεσέληνοι* kümmern, dem ſelbſt eines *Schleiermachers* gewiſs ſcharfe und ſtrenge Kritik noch viel zu milde und gutmüthig dünkt? und wodurch wollte man doch denjenigen widerlegen, der aus dem Studium der *Schleiermacher*'ſchen Einleitungen ſich nicht ſelbſt widerlegen mag?

Nächſt der Kritik zeichnet ſich die *Heindorf*'ſche Bearbeitung beſonders durch die *grammatiſche Erklärung* aus, indem er theils aus den vorzüglichſten Forſchern eine Menge nicht gemeiner Bemerkungen, jede an ihrem Orte beygebracht, theils dieſelben mit einer Fülle neuer Beyſpiele belegt, theils endlich ſelbſt neue aufgefunden hat; er hat ſie nicht allein zur Unterſtützung ſeiner Verbeſſerungen angewendet, ſondern häufig auch unabhängig um ihrer ſelbſt willen angeführt, oder zur Abwehrung unnöthiger Conjecturen, die etwa gemacht werden könnten oder ihm ſelbſt einmal eingefallen waren. Die Beyſpiele ſind meiſt aus den platoniſchen Schriften, doch auch aus anderen, mehr bald aus dieſem, bald aus jenem, ſichtbar nach der jedesmaligen Lectüre des Herausgebers gewählt. Ein ſtarkes Abnehmen der Menge von Obſervationen in den ſpäteren Theilen haben wir nicht eben bemerkt; bey weiterer Fortſetzung dieſer Ausgaben indeſs möchte es vielleicht weniger nöthig ſeyn, ſo viel Grammatiſches beyzubringen, nachdem in den bisherigen ein ſo guter Grund gelegt worden iſt: nothwendig müſste ſonſt auch Wiederholung eintreten, welche wir auch in dieſen Bänden etlichemal gefunden haben; doch iſt dieſe zuweilen auch Berichtigung und Ergänzung. Uber die meiſten Theile der Grammatik wird man treffliche Bemerkungen finden. Wir führen nur von der einzigen Partikel δὲ zwey ſehr ausgezeichnete Beyſpiele an, daſs τὸ δὲ heiſse *quum tamen* (zum Theätet §. 37), womit das andere zu vergleichen zum Gorg. §. 43, wo δὲ ebenfalls *quum tamen* heiſst, in ſolchen Sätzen: *τὸ τοιοῦτον λέγω καὶ ἐν σώματι εἶναι καὶ ἐν ψυχῇ, ὅ, τι ποιεῖ μὲν δοκεῖν εὖ ἔχειν τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχήν, ἔχει δὲ οὐδὲν μᾶλλον.* Man ſieht, daſs beides auf eine gewiſſe Anakoluthie zurückgebracht werden kann. Ubrigens beſtehen die grammatiſchen Anmerkungen meiſt aus Beyſpielen mit einer kurzen Erklärung; nur der Sprachgebrauch wird als hiſtoriſches Factum erwieſen; die Gründe deſſelben raiſonnirend zu erwägen, war offenbar ſein Zweck nicht, und man könnte überhaupt darüber rechten, ob dieſes nicht mehr in ſyſtematiſche Schriften, als in Commentare gehöre. Wo keine Erklärung nöthig iſt, ſondern die Beyſpiele ſich ſelbſt erklären, läſst er jene weg; und mit Recht: aber offenbar zu weit treibt er die Kürze, wenn er manchem Sprachgebrauche nur die Anführung eines neueren Schriftſtellers, ſelbſt ohne Erklärung, vergönnt, wodurch der Gebrauch ohne Noth erſchwert, ja Manchem unmöglich gemacht wird. Was hilft z. B. folgende Note einem Leſer, der nicht mit Büchern wohl verſehen iſt, wir meinen einen Anfänger (Gorg. §. 23): „*Illud loquendi genus*, τινὰς καὶ συχνούς, *illuſtravit, hoc quoque loco adhibito, Wyttenbach. ad Plut. de S. N. V.* p. 125"; oder dieſe (§. 27): „*De loquendi hoc genere*, ἀμονομένους, μὴ ὑπάρχοντας, *vid. Valcken. ad Eurip. Phoeniſſ.* p. 533" u. dgl. m.? Auch möchte Manches übergangen ſeyn, was wichtiger war, als viel Beygebrachtes; doch wollen wir davon nicht reden, da es ohnehin dafür keinen allgemein gültigen Maſsſtab giebt; man müſste denn fodern, daſs bey ſolchen Commentaren eine beſtimmte Grammatik als bekannt vorausgeſetzt würde, wogegen ſich allerley einwenden läſst. Dem ſey wie ihm wolle! Wer ſich eine recht ſpecielle Kenntniſs der platoniſchen, und überhaupt der griechiſchen Sprache erwerben will, für den ſind dieſe Commentare eine wahre Schule, zumal wenn ein

tüchtiger Lehrer noch manche Schwierigkeiten wegnehmen kann; nicht allein die Eigenthümlichkeit der platoniſchen Phraſeologie lernt man kennen, ſondern, obgleich andere Schriftſteller in den Noten ſelten erklärt oder verbeſſert werden, ſo wird man doch mit einer Menge trefflicher Obſervationen auch für andere Lectüre, z. B. der Tragiker, ausgerüſtet, welche den Bearbeitern dieſer Schriftſteller groſsentheils ganz fremd ſind. Kein Wunder alſo, wenn auch die *Sprachlehre* durch dieſe Ausgaben gewonnen hat; wie oft ſind ſie von *Buttmann* und *Matthiä* gebraucht! Selbſt die *Lexikographie* iſt dadurch gefördert worden; *Schneider* hat ihn öfters benutzt, z. B. vergl. zum Phädr. §. 75 und das Lex. unter ὄμμα, wo man Eurip. Iphig. A. 233 und Markl. zu Vs. 354 beyfügen kann; oder zum Phädr. §. 108 und das Lex. unter προσπαίζειν (ähnliches hat Pindar Ol. I, 24). Doch vermiſſen wir in dieſen lexikographiſchen Beyträgen jene *Ruhnken*'ſche Fülle, welche z. B. Charmid. §. 9 in Rückſicht des Wortes ἀπαθανατίζειν leicht möglich geweſen wäre, nach den vielen Stellen des *Diodor* (ſ. den Index), *Ariſtoteles* (*de gener. et corr.* I, 3), *Proklos* (in Tim. V, S. 330, 331), *Philo* (*de vit. Moſ.* III, p. 696, *de carit.* S. 701), *Juſtinus M.* (S. 67 B.) und Anderer, welches wir weiter ausführen würden, wenn es Raum und Plan verſtattete.

Manche der *Heindorfſchen* Anmerkungen könnten *kleinlich* und überflüſſig ſcheinen, wie zum Gorg. §. 26, daſs man auch ſage τοσαύτη καὶ τοιαύτη, nicht allein τοιαύτη καὶ τοσαύτη, nach unſerem Sprachgebrauche; und eben ſo ὅσα καὶ οἷα. Allein gerade durch ſolche Bemerkungen wird der kritiſche Sinn geſchärft, indem er daran auf das Kleinſte achten lernt, und bis ins Kleinſte herab vor Irrthümern bewahrt wird. Aus der Unkenntniſs ſolcher kleinen Freyheiten der griechiſchen Sprache entſtehen noch täglich Conjecturen, die wir ganz entbehren können. Ein ſehr gelehrter Kritiker corrigirt z. B. eine platoniſche Stelle, weil bey der doppelten abhängigen Frage in dem einen Satze das Relativum, in dem anderen die abſolute Fragepartikel ſteht; es iſt nur eine Anmerkung aus den platoniſchen Stellen nöthig, um dieſs zu widerlegen. Auſser Gorg. §. 6. ſ. Legg. I. S. 632. C. ἴδῃ τῶν τελευτησάντων τίνα δεῖ (l. δὴ aus dem *cod. Leid.*) τρόπον γίγνεσθαι τὰς ταφὰς, καὶ τιμὰς ἅστινας αὐτοῖς ἀπονέμειν δεῖ, wo man nicht auch corrigire. II, S. 668. C. τί ποτε βούλεται καὶ ὅτου ποτέ ἐστιν εἰκὼν ὄντως: und ſo iſt πόσα und ὁπόσα Phileb. S. 17. B. Andere der *Heindorfſchen* Bemerkungen ſind theils *unzureichend*, theils halb oder ganz *unrichtig*. So iſt Hr. *H.* mit den Partikeln δὴ νῦν und νῦν δὴ offenbar nicht ganz im Reinen nach dem, was er zu Charmid. §. 9 und berichtigend zu Gorg. §. 3, endlich §. 39 ſagt, wo ihm der Gebrauch des νῦν δὴ mit dem Imperativ gar nicht aufgefallen ſeyn würde, wenn er die volle Bedeutung und Structur deſſelben umfaſſender erkannt, und nicht die Dinge ſo ſehr iſolirt hätte. Die Sache iſt dieſe. Wo νῦν die Bedeutung hat *igitur*, kann man durchaus nicht νῦν δὴ ſagen, ſondern nur δὴ νῦν, wofür *Valckenaer* Phoeniſſ. 918 und 1436 gewiſs richtig δή νυν ſchreibt; denn darin, daſs dieſes νυν enklitiſch iſt, liegt gerade der Grund, weſshalb es nie νῦν δὴ heiſsen kann. Wir glauben daher nicht, daſs *Hermann* zu Ariſtoph. Nub. 142 Recht hat, wenn er behauptet, das enklitiſche und das betonte νῦν werde ſowohl von der Zeit als dem Cauſalverhältniſs gebraucht; die angeführte Erſcheinung widerſpricht dieſem ganz. Wenn er aber behauptet, das enklitiſche ſey kurz, das andere lang; das ſey der ganze Unterſchied: ſo ſehen wir keinen bindenden Grund hiezu: denn es giebt ja auch lange Enklitica, wie οἱ, μοι, σοι u. ſ. w., daher wir auch Ariſtoph. Thesmoph. 795 ſchreiben, φέρε δή νυν εἰ κακόν ἐσμεν, ob es gleich dort lang iſt: nicht die Quantität, ſondern der Begriff unterſcheidet ja das Enklitiſche von dem Betonten, und eine Veränderung der Quantität könnte nur zufällig eintreten. Auch das homeriſche νὺ kann hier nicht entſcheiden. Daſs man nun immer δὴ νῦν oder δή νυν in dem angeführten Falle ſchreibt, beweiſen unzählige Stellen, wie κέκλυτε δή νυν oft im Homer, ἄκουε δή νυν Eurip. Iphig. Aul. 1147. Iphig. T. 753. Oreſt. 237. 1181. Suppl. 857. Cycl. 440. Hel. 1041. Ion. 1539. Herc. fur. 1255. Sophokl. Elektr. 947 u. ſ. w., wonach wir auch Ion. 936 und 986 das ἄκουε τοίνυν verbeſſern, obgleich ἴθι τοίνυν auch Plat. Euthyphr. S. 9. A. und ἄκουε τοίνυν Phädon S. 96. A., endlich ἴθι δὴ τοίνυν Rep. VII, S. 517. C. vorkommt; ſpätere übergehen wir. Eben ſo häufig findet man ἴθι δή νυν, εἰπὲ δή νυν, φέρε δή νυν; nur in einer Stelle Plat. Legg. I. S. 629. B. ſteht ἴθι νῦν δὴ, was dem nicht auffallen kann, welcher weiſs, wie oft die Abſchreiber durch Umſtellung dieſer Wörtchen gefehlt haben. Man glaube aber ja nicht, daſs der Imperativ den Grund enthalte, daſs hier νῦν δὴ ſtehen könne; in der angeführten Stelle des *Gorgias* ſteht (§. 39 zu Ende): καὶ νῦν δὴ τούτων ὁπότερον βούλει, ποίει, aber in ganz anderer Bedeutung; denn hier heiſst es: Auch *jetzo* alſo thue was von beidem du willſt;" hierauf hätte Hr. *H.* aufmerkſam machen müſſen. Sobald nämlich νῦν beſtimmt auf die Zeit geht, kann man νῦν δὴ und δὴ νῦν ſagen, und zwar ohne Unterſchied des *Tempus* oder *Modus*, wohl aber mit einer ſtarken Modification des Sinnes. Mit dem Präſens findet es ſich öfters; ſ. *Heindorf* zum *Gorg.* §. 9, wo wir nur den Grund nicht ſehen, warum er ἐλέγομεν ſchreiben will ſtatt des Präſens; mit dem Imperfectum ſteht es ganz gewöhnlich; über den Gebrauch mit dem Futurum ſehe man Beyſpiele bey *Ruhnken.* zum Tim. S. 186. Vgl. auch Apolog. S. 39. B. καὶ νῦν δὴ ἐγὼ μὲν ἄπειμι ὑφ' ὑμῶν θανάτου δίκην ὄφλων, wo ἄπειμι wenigſtens in die Zukunft hinüberſpielt. Allein daſs νῦν δὴ bey dem Futurum eine andere Bedeutung hat und auch in der Apologie, als bey dem Imperfectum, iſt leicht einzuſehen, und doch ſelbſt von *Ruhnkenius* vernachläſſigt: dort heiſst es *nun alſo*, beym Impf. *eben jetzo*; beym Präſ. kann der Natur der Sache nach jede dieſer 2 Bedeutungen vorkommen. Steht endlich δὴ νῦν von der Zeit: ſo iſt, wie Hr. *H.* richtig eingeſehen hat, δὴ die Cauſalpartikel und νῦν heiſst *jetzt*, bisweilen auch mit Verſtärkung *ſo eben jetzt.*

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JULIUS, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Beſchluſs der Recenſion

von

Heindorf's Bearbeitung des Platon.

Wählen wir, da ſich dergleichen doch nicht erſchöpfen läſst, zu unſerer obigen Behauptung noch einige belehrende Beyſpiele. *Gorg.* §. 18 leſen wir: Ἐγὼ γὰρ εὖ ἴσθι ὅτι, ὡς ἐμαυτὸν πείθω, εἴπερ τις ἄλλος ἄλλῳ διαλέγεται βουλόμενος εἰδέναι αὐτὸ τοῦτο, περὶ ὅτου ὁ λόγος ἐστὶ, καὶ ἐμὲ εἶναι τούτων ἕνα ἀξιῶ δὲ καὶ σέ. *Cornar* überſetzt hier, als wenn ὡς fehlte; Hr. *H.* aber nimmt eine auch ſonſt vorkommende Anakoluthie an, wonach auf ὅτι der Accuſativ und Infinitiv folgt. S. zum Phädr. §. 26. Matthiä Gramm. §. 538. Uns dünkt aber hier bemerkenswerth, daſs εὖ ἴσθ' ὅτι gewöhnlich nur zwiſchen die Sätze geſchoben wird, wie ein Adverbium und meiſt ohne allen Einfluſs auf die Conſtruction (*Wolf* zu Demoſth. Leptin. S. 388). Dieſs bewegt uns anzunehmen, daſs hier noch ein anderer Grund der Anakoluthie ſey; daſs nämlich ſtatt ἐμὲ εἶναι eigentlich ſtehen müſste ἐγώ εἰμι, geben wir zu; aber ἐμὲ εἶναι rührt daher, weil ὡς ἐμαυτὸν πείθω dazwiſchen geſetzt iſt; nun wird auf ἐμαυτὸν πείθω fortconſtruirt, auf welches εἶναι und ἐμὲ εἶναι folgen kann, wie auf οἶμοι, gegen die gemeinhin angenommene Regel (ſ. A. L. Z. 1803. No. 131. S. 311), der viele Platoniſche und andere Stellen widerſprechen, z. B. Äſchyl. Prometh. 268; jenes ὡς aber wird ſodann als nicht vorhanden betrachtet. Dieſes geſchieht oft, es mag nun jener erſte Fall mit ihn noch dazu kommen oder nicht. Phileb. S. 20. D. τόδε γε μὴν, ὡς οἶμοι, περὶ αὐτοῦ ἀναγκαιότατον εἶναι λέγειν. Sophiſt. S. 263. D. παντάπασιν, ὡς ἔοικεν, ἡ τοιαύτη σύνθεσις — ἀληθῶς γίγνεσθαι λόγος ψευδής. Sophokl. Trachin. 1238. ἀνὴρ ὅδ' ὡς ἔοικεν οὐ νέμειν ἐμοὶ φθίνοντι μοῖραν. Ganz ſo auch die Römer, wenigſtens Cicero Offic. I, 7. — Ein anderer Fall iſt *Gorg.* §. 64, wo Platon ſagt: ὑπὸ τῶν πολιτῶν καὶ τῶν ἄλλων ξένων; zur Erklärung dieſes überflüſſigen ἄλλων citirt Hr. *H.* zwey Stellen, Gorg. §. 79 (nicht 89) und Sophokl. Oed. T. 7, welche letztere jedoch nicht ganz paſst. Hier hätte er weitläufiger ſeyn müſſen, um den ganzen Sprachgebrauch richtig zu erläutern, welcher dieſer iſt. Wenn die Griechen einen Begriff dem anderen entgegenſetzen, wie hier πολιτῶν und ξένων: ſo pflegen ſie durch einen der Nation habituell gewordenen Fehlgriff den zweyten dieſer Begriffe ſo zu behandeln, als wenn der erſte ein Theil deſſelben wäre, wie hier τῶν ἄλλων ξένων ſteht, als wenn auch die πολῖται ein Theil der ξένων wären. Hieraus iſt auch Gorg. §. 2 jenes τὴν δὲ ἄλλην ἐπίδειξιν zu erklären; auch τῇ ἄλλῃ ἀγωνίᾳ Gorg. §. 26 läſst ſich hieher ziehen, wiewohl wir hier Widerſpruch finden könnten; und hieher gehören noch Rep. V, S. 456. E. Legg. II, S. 666. B. Politic. S. 305. B. Sophiſt. S. 260. C. Xenoph. Hellen. II, 2, 11 und 4, 6. Ariſtot. Probl. XXX, 6. Eurip. Med. 941. Heſiod. Ἔργ. 100. Selbſt Cicero gebraucht *ceteri* ähnlich Verr. II, 4. 32 und ſagen nicht die Franzoſen auch *les autres femmes*, und die Italiäner *voi altre donne* gerade in dieſer Bedeutung? — Schlieſslich wollen wir noch von einer unſeres Bedünkens ganz unrichtigen Erklärung reden, welche zum Euthyd. §. 30 von der Formel ὅ, τι μαθὼν angenommen wird. Hr. *H.* meint, aus dieſer und anderen Stellen ginge leicht hervor, daſs ὅ, τι μαθὼν einen anderen Sinn habe als τί μαθὼν; aus den Beyſpielen ſehe man, daſs jenes ſey *quia, propterea quod*, dieſes *cur*, jedoch mit dem Nebenbegriff *quod tam temere et ſtulte.* Allein ὅ, τι μαθὼν iſt nothwendig daſſelbe wie τί μαθὼν, nur relativ; wenn τί μαθὼν heiſst: *Was hat er doch gedacht*, ſo muſs ὅ, τι μαθὼν ſeyn: *Was er doch gedacht hat*; und ſo iſt es auch in allen Beyſpielen; die Stelle des Euthydemos überſetze man: „Ich ſagte dir auf deinen Kopf, was du denn gedacht, daſs du mir und den anderen ſo was anlügeſt." Eben ſo iſt es in der Stelle des Eupolis; das ὅ, τι bezieht ſich faſt immer auf ein vorhergegangenes Verbum, welches ein Urtheilen oder Sagen anzeigt, z. B. auch bey *Plutarch. de Oracc. def.* S. 425. D., wo fälſchlich ὅ, τι παθὼν ſteht: vorausgegangen war διαπορεῖν. Wo aber kein ſolches Verbum ſteht, wie Euthyd. §. 64. iſt die Redensart auf eine ungenaue, ächt griechiſche Art elliptiſch. Sollte aber jenes *quia* darin liegen, ſo müſste man wenigſtens mit *Buttmann* in allen dieſen Stellen ὅτι ſchreiben; wie ſoll aber μαθὼν dann die Bedeutung erhalten, welche ihm gegeben wird, „*ſo unüberlegter Weiſe?*" Wohl durch Ironie? Dieſes wäre moglich; nur müſste dann zuerſt erwieſen werden, daſs μαθὼν auch auſser der Frage mit oder ohne Ironie heiſse *ſo überlegter Weiſe;* und dieſs behauptet auch der treffliche *Buttmann* noch in der vierten Ausgabe ſeiner Grammatik, womit er uns kürzlich beſchenkt hat, S. 536, glaubend, daſs ὅτι

μαθὼν nur ein affectvolleres ὅτι ſey. Allein was hat er für Beweiſe? Nur die einzige Stelle, Plat. Apolog. S. 36. B., deren Sprachgebrauch gänzlich abweicht von allen anderen Stellen; wir ſind aber in dieſer Stelle noch völlig unſerer alten Meinung wie vor *Heindorf*, daſs μαθὼν in derſelben zu ἡσυχίαν ἦγον gehöre, und heiſse, *daſs ich nie aufhörte zu lernen, vor Lernen nie Ruhe hatte;* wovon wir uns auch durch dasjenige noch nicht können zurückbringen laſſen, was neuerlich *Aſt* a. a. O. 2. S. 107 dagegen bemerkt hat. Doch wir wollen dieſe Meinung Niemand aufdringen; möge ein Jeder ſelbſt prüfen.

Nach der grammatiſchen Erklärung iſt die Darlegung der *äuſseren Form und der Einrichtung* eines Werkes eigentlich unerlaſsliche Foderung an einen Herausgeber.; aber weit entfernt, hierüber mit Hn. H rechten zu wollen, weil er etwa keine Argumente verfertigt hat, ſehen wir darin eine ſtillſchweigende, vielleicht unbewuſste Übereinkunft mit *Schleiermacher*, welcher hierin ſo viel gethan hat, daſs wohl Jeder ſich beſinnen muſs, ehe er etwas Ähnliches unternimmt; und was nutzen denn die ſogenannten Argumente, wenn ſie nicht in jenem Geiſte abgefaſst ſind? Indeſſen hat doch jedes Werk *gewiſſe äuſsere Verhältniſſe* gegen ſeine Zeit und gegen gewiſſe Perſonen, aus welchen Manches erſt recht verſtanden werden kann, die aber wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Unterſuchungen ins Alterthum gehöriger Gegenſtände recht eigentlich einem philologiſchen Commentar anheimfallen. In Auffpürung dieſer iſt *Schleiermacher* beſonders glücklich geweſen; wie wenig man aber ohne Kenntniſs derſelben wahrhaft verſtehen könne, kann der platoniſche *Kratylos* und das *Gaſtmahl* zeigen, und überhaupt jede in vielfacher äuſserlicher Beziehung ſtehende Schrift: wie z. B. der *Menexenos* nicht einmal für ächt platoniſch gehalten werden kann, wenn man nicht gehörig bemerkt hat, wie Platon hier gar nicht frey producire, ſondern ſowohl im Ganzen als im Einzelnen, ſelbſt in Phraſen und Formeln, gegen Redner und Rhetoren polemiſire. Zu einer richtigen Einſicht dieſer Verhältniſſe kann man aber nicht kommen, wenn man nicht die in einem Geſpräche vorkommenden *Perſonen* gehörig ſich bekannt gemacht und ſowohl die *Zeit, da ein Dialog geſchrieben*, als auch, *in welche er verſetzt* iſt, ja ſelbſt den *Ort*, wo er gehalten gedacht wird, aufgefunden hat. Hr. *Heindorf* hat das Erſte und das Letzte nicht ganz vernachläſſigt; aber ein Hinlängliches hat er doch nicht gethan, und es konnte nicht ausbleiben, daſs ſich dieſes nicht in der Erklärung ſelbſt rächte. So wäre z. B. die Behandlung des jungen *Theätetos* im gleichnamigen Werke verſtändlicher geworden durch die Bemerkung, daſs nach Proklos, Suidas und dem Chronikon des Euſebius dieſer ein ausgezeichneter Mathematiker war, welchem die im Euklid geſchehene Vollendung der Elementargeometrie vieles verdankt. Aber ſelbſt für die Erläuterung einzelner Worte iſt durch die Vernachläſſigung dieſer Unterſuchungen der Geſichtspunct verrückt worden, wovon folgendes überzeugen mag. Gorg. §. 126 heiſst es: Θεμιστοκλέα οὐκ ἀκούεις ἄνδρα ἀγαθὸν γεγονότα καὶ Κίμωνα καὶ Μιλτιάδην τουτονὶ τὸν νεωστὶ τετελευτηκότα, οὗ καὶ σὺ ἀκήκοας; Athenaeos V, 58 klagt hier den Platon eines Verſtoſses gegen die Zeitrechnung an, weil die Zeit der Unterredung des Sokrates mit Gorgias in die Regierung des Archelaos falle (§. 58), Perikles aber wenigſtens 23 Jahre vorher geſtorben ſey, und doch hier erſt *neulich* verſtorben genannt werde. Caſaubonus will dem Platon durchhelfen, indem er ſagt: „*Non hoc velle Platonem, heri aut nudius tertius deſiiſſe illum vivere vel recentem* ἁπλῶς *eſſe illius exceſſum, ſed reſpectu ſuperiorum recentem eſſe, quando poſt omnes illos intervallo ſatis longo mori ei contigerit. Voces illas,* nuper, νεωστὶ, *modo brevius, modo longius tempus deſignare.*" — Die letzte Bemerkung iſt im Allgemeinen richtig, auf unſeren Fall angewandt, falſch. Im Vergleich gegen etwas vor zweytauſend Jahren Geſchehenes, iſt auch das Hundertjährige noch *neulich*; wenn aber Kimon Ol. 82, 4, Perikles Ol. 87, 4 ſtirbt, alſo nur 20 Jahre ſpäter: ſo kann man doch 23 Jahre nach Perikles Tode dieſen nicht im Gegenſatze gegen Kimon *neulich* verſtorben nennen. Ja wenn noch von dem Tode auch des Kimon und Miltiades die Rede wäre, möchte es eher hingehen; ſo aber heiſst es: „Kimon, Miltiades und der neulich *verſtorbene* Perikles," womit offenbar auf ſeinen Tod als eine noch in aller Angedenken friſche Neuigkeit gedeutet wird; wie wir etwa ſagen würden, Dante, Petrarka und der neulich verſtorbene Alfieri." Daher miſsbilligen wir, daſs Hr. *H.* dem Caſaubonus ſo unbedingt beygetreten iſt. Und was wäre denn durch die Wegräumung des Anachronismus gewonnen? Ein viel ärgerer, nämlich der, daſs Alkibiades, der ſchon zu Perikles Lebzeiten in der Blüthe der Jugend, und im peloponneſiſchen Kriege auf dem Gipfel ſeines politiſchen Ruhmes war, 23 Jahre nach Perikles Tode der Amaſius des Sokrates wäre! (§. 82.) Wie drollig nähme ſich aus, daſs §. 157 Sokrates dem Alkibiades muthmaſslich ſein Unglück in der Staatsverwaltung vorausſagte, welches ihm ja ſchon Ol. 91, 2 widerfahren war; da wäre der weiſe Mann in Wahrheit ein rückwärts gekehrter Prophet geweſen! Hieraus iſt klar, daſs Athenaeos vielmehr darin Unrecht hat, wenn er behauptet, die Handlung des Gorgias falle in die Regierung des Archelaos; ſie fällt, wie dieſe Umſtände zeigen, kurz nach Perikles Tod, als Alkibiades noch jung war; die Erwähnung des Archelaos aber iſt ein Anachronismus, und dieſer iſt auch leichter zu ertragen, da er gar nicht in die Anlage des Ganzen und die Verhältniſſe der redenden Perſonen eingreift, wie dieſs mit Alkibiades der Fall ſeyn würde, der zur Zeit des Archelaos nicht einmal mehr in Athen war. Derſelbe Anachronismus findet ſich bekanntlich auch im zweyten Alkibiades, aus dem Gorgias übergetragen, unter denſelben Umſtänden. Ferner wird §. 61 Nikias, Nikeratos Sohn, als noch lebend erwähnt, der ſchon Ol. 91, 4 in der ſikeliſchen Niederlage blieb; auch dieſes weiſet auf eine frühere

Digitized by Google

Zeit: wogegen uns Sokrates, als Vorſitzer im Senate (§. 65). wenig Sorge macht; denn es iſt unerwieſen, daſs jener wichtige Fall Ol. 93, 3 gemeint ſey; ja wir möchten einwenden, es ſey ſogar erweislich jener nicht gemeint; denn es iſt bekannt aus Platon und Xenophon, daſs Sokrates das Volk damals gar nicht zum Stimmen lieſs: wie konnte er ſich alſo durch Ungeſchicklichkeit im Stimmenlaſſen lächerlich machen? Jenes πέρυσι mag alſo auf eine viel frühere Zeit gehen, indem es uns nicht unwahrſcheinlich dünkt, daſs Sokrates auch ſonſt ſchon im Senate geweſen war. Anders *Schleiermacher* Th. II, Bd. 1. S. 476. Ob aber Athenäos glücklich war, wenn er die Nachricht aus Platon, daſs Sokrates ſich als Senator lächerlich machte, mit jenem Hindern des Stimmenſammelns vereinigen will, mag ſonſt Jemand unterſuchen. Um welche Zeit fällt denn aber, nach Platons Fiction, die Handlung des Dialoges? Die meiſten Anachronismen, des Archelaos Geſchichte ausgenommen, verſchwinden, wenn man ſie vor die ſikeliſche Expedition ſetzt. Aber wann? Offenbar als Gorgias in Athen war, d. h. Ol. 88, 2, da er als Geſandter von Leontium geſchickt wurde, wohl nicht mehr jung. Diod. XII, 53. Pauſan. VI, 17. Plat. Hipp. maj. S. 282 B. Dieſes iſt alſo kurz nach Perikles Tode, und ſo ſehen wir nun aus genauerer Unterſuchung der Zeiten, was jenes νεωστί heiſst. Späterhin lebte Gorgias in Theſſalien, beliebt bey Jaſon (Diod. XV, 57, 60. Perizon. z. Aelian. XI, 10. Pauſan. a. a. O.), dort hörte ihn der junge Iſokrates (Cicero Orat. c. 52), und Menon, der nachher zu dem jüngeren Kyros nach Sardis gegangen iſt. (Plat. Menon. Anfg.) Vrgl. Ariſtot. Polit. III, 1. Dieſs zuſammen genommen könnte er um Ol. 93 in Pherä, und von da wohl auch einmal in Athen geweſen ſeyn: wäre dieſs wahr, ſo würden wir annehmen, Platon habe zwar die erſte Reiſe nach Athen zum Grunde gelegt für die Zeit dieſes Geſprächs, aber auch aus ſeinem Aufenthalte Ol. 93 Einiges in die Rede hineingeſpielt, wo ſich denn der Anachronismus mit Archelaos noch leichter erklären und ſogar jenes πέρυσι βουλεύειν λαχὼν u. ſ. w. von Sokrates berühmter ἐπιστασία. Ol. 93. 3 verſtehen lieſse. Doch hievon genug; gehen wir auf einen andern Punct über.

Sollen wir nun unſere Leſer noch verſichern, daſs Hr. H auch in der *Sacherklärung* theils aus dem Zuſammenhang der Rede ſelbſt, theils aus antiquariſchen, hiſtoriſchen, literariſchen Notizen das Nöthige geleiſtet habe? Weder der Scharfſinn noch die bis auf die Perſonengeſchichte gehende Gelehrſamkeit fehlt ihm dazu; doch iſt alles mit groſser Beſcheidenheit gehalten: ſeine Anmerkungen ſind hier gröſstentheils nur Mittel zum Verſtändniſs des Schriftſtellers, während die grammatiſchen einen weiter über den Platon hinausgehenden Nutzen haben. In Manchem jedoch hätten wir ihn weniger einſylbig gewünſcht. So ſagt er zum Theätet §. 25: „*Tragoediae principem cur Homerum Plato appellet h. l., declarabit ejus locus de Rep.* X, p. 595. B.“, welchen er nun wörtlich anführt, wie auch „ibid. p. 598. D.“ Allein wie in dieſen Worten ein *cur* liegt, ſehen wir wahrlich nicht, ſie müſsten denn nur zum Gegenſatz gegen *Heyne's* ſonderbare Meinung ſo geſtellt worden ſeyn. Die Idee iſt aber nicht platoniſch allein, ſondern geht durch viele Alten: das Warum zeigt beſonders Ariſtot. Poet. c. 4. Ὥσπερ δὲ καὶ τὰ σπουδαῖα μάλιστα ποιητὴς Ὅμηρος ἦν· (μόνος γὰρ οὐχ ὅτι εὖ, ἀλλ' ὅτι καὶ μιμήσεις δραματικὰς ἐποίησεν) κ. τ. λ. Ilias und Odyſſee ſeyen nämlich Tragödieen, der Margites eine Komödie; ähnlich, aber anders *Euanthius* (*Theſ. Gronov. T. VIII.* S. 1685): „*Homerus tamen, qui fere omnis poeticae largiſſimus fons eſt, etiam his carminibus exempla praebuit, et velut quadam ſuorum operum lege praeſcripſit: qui Iliadem inſtar tragoediae, Odyſſeam ad imaginem comoediae feciſſe monſtratur.*“ Man ſuchte den Urſprung aller Kunſt und Wiſſenſchaft im Homer; Platon dachte wie Ariſtoteles, nicht wie Euanthius; aber er macht den Homer nur zum Urheber der Tragödie, weil er den Margites ignorirt. Die ſchwächſte Seite endlich iſt die *Erläuterung der Dogmen*, ſowohl der eigenen platoniſchen, als anderer von dem Philoſophen angeführter: Hr. *H.* hat den Platon hier zu ſehr für ſich genommen, und auf die Geſchichte der Philoſophie im Ganzen wenig geachtet. Daher hat er bey ſolchen Gegenſtänden gewöhnlich nur einige nackte Citate, welchen nachgehend man ſich ſelbſt Etwas finden ſoll; neue hiſtoriſch-philoſophiſche Combinationen und daraus gezogene Aufſchlüſſe wird man nicht finden. Dadurch geht natürlich die tiefere Einſicht in viele Stellen verloren, und wir ſchmeicheln uns, ſchon anderwärts gezeigt zu haben, was hier noch gethan werden könne, wollen aber jetzo nichts weiter darüber ſagen, indem Hr. *H* ſich ſelbſt wohl in dieſem Puncte nicht genügen, ſondern zum Voraus auf Vollendung verzichtet haben möchte. Vielmehr ſey es uns erlaubt, einige vermiſchte kleine Bemerkungen hinzuzuthun, durch deren Einſchaltung wir den allgemeinen Überblick nicht ſtören wollten.

Viele treffliche Bemerkungen über den *Gorgias* und *Theätet* enthält *Buttmanns Auctarium:* doch lieſse ſich wohl, der Natur ſolcher Unterſuchungen nach, leicht noch eben ſo viel zuthun. §. 2 ziehen wir in αἰτὸ ἓν τοῦτ' ἦν die Leſeart αὐτῷ der Wortſtellung wegen vor. Daſs §. 4 zu ſchreiben τί ἄν, wie *Buttmann* will, wird Jeder zugeben; ſ. *Matthiä Gramm.* S. 509. §. 7 ſagt Hr. *H.* zu den Worten: Ἔνιαι τῶν ἀποκρίσεων ἀναγκαῖαι διὰ μακρῶν τοὺς λόγους ποιεῖσθαι, er habe kein Beyſpiel dieſer Redensart bey der Hand: „*An in hoc quoque dictionem Gorgiae Siculi imitatum Platonem putemus?*“ Wo das Sikeliſche die Stelle derjenigen Sprache vertreten muſs, aus welcher im platoniſchen Kratylos πῦρ abgeleitet wird. Aber Beyſpiele ſind Legg. I. S. 643. C. Sophiſt. S. 242. B. Eben ſo ſagt Thucyd. I, 20: χαλεπὰ ὄντα πιστεῦσαι. §. 8 durfte die kleine Variante des *Cod. Aug.* οὐκ ἄρα γε περὶ πάντας γ' nicht übergangen werden. Ebendaſelbſt würden wir eine Anmerkung über den Unterſchied des Arztes und Gymnaſten gemacht haben, was wir hier der Weitläufigkeit wegen übergehen. §. 11 ſolchen wir mit dem Maſ-

Digitized by Google

die vier Artikel bey ἀριθμητικὴ καὶ λογιστικὴ καὶ γεωμετρικὴ καὶ πεττευτική γε καὶ ἄλλαι πολλαὶ τέχναι: wie kurz vorher ſtand, οἷον γραφικὴ καὶ ἀνδριαντοποιία καὶ ἄλλαι πολλαί. Was die Bemerkung betrifft: „*Illud* γε *poſt* πεττευτικὴ *illatum attigi ad Hipp. maj.* §. 47:“ ſo haben wir gefunden, daſs dieſs nicht ſchlechthin“ *ſolet ita in plurium rerum enumeratione inferri,*“ ſondern beſtimmt nur dann, wann ein von den vorhergehenden der Gattung nach ganz verſchiedener Begriff folgt, oder auch eine Reihe neuer Begriffe. Auſser dieſen beiden Stellen und Theätet. S. 156. B, findet es ſich ſo *Hipp. maj.* §. 35: Καὶ αὖ τὰ ζῶα πάντα καὶ τὰ ὀχήματα τά τε πεζὰ καὶ τὰ ἐν τῇ θαλάττῃ πλοῖα τε καὶ τριήρεις, καὶ τά γε ὄργανα κ. τ. λ. Desgl. Gorg. §. 42: Ταύτης μόριον καὶ τὴν ῥητορικὴν ἐγὼ καλῶ καὶ τήν γε κομμωτικὴν καὶ τὴν σοφιστικήν. §. 14 iſt die nicht ganz unbedeutende Leſeart der Baſ. 2: καὶ πῶς πρὸς ἄλληλα τάχους ἔχουσιν, übergangen. In dem zu §. 14 citirten Skolion des Simonides iſt aus Stob. zu leſen, τέταρτον δὲ ἡβᾷν μετὰ τῶν φίλων. Auch hätten wir mit verändertem Accente σκόλιον und σκολίου geſchrieben. §. 15 zweifeln wir nicht, daſs zu ſchreiben ſey: ὁ παιδοτρίβης εἴποι, ὅτι θαυμάζοιμι δ' (ſtatt τ') ἄν, ὦ κ. τ. λ. Nach ὅτι wird oft eine Partikel geſetzt, wie γὰρ Kriton S. 50. C.: ἢ ἐροῦμεν πρὸς αὐτοὺς, ὅτι ἠδίκει γὰρ ἡμᾶς ἡ πόλις. Menon S. 75. A.: εἴπες, ὅτι ἀλλ' οὐδὲ μανθάνω ἔγωγε κ. τ. λ. So iſt hier δὲ, welches bey θαυμάζοιμ' ἂν gebräuchlicher iſt. §. 16 ſteht im Texte: καὶ αἴτιον ἅμα μὲν ἐλευθερίας αὐτοῖς τοῖς ἀνθρώποις, ἅμα δὲ τοῦ ἄλλων ἄρχειν ἐν τῇ αὐτοῦ πόλει ἑκάστῳ. Cod. Bodl. hat: τῶν ἄλλων ἄρχειν. Hr. *H.* ſetzt hinzu: „*Velut Cratyl.* §. 71,“ bey welcher Stelle dazu geſchrieben iſt. „*Niſi Plato ſcripſerat:* τοῦ τῶν ἄλλων ἄρχειν. *Nam articulus* τῶν *in hac ſententia abeſſe non debet.* Wenn er da ſtünde, würden wir ihn ausſtreichen; denn dem αὐτοῖς wird gerade „*in hac ſententia*“ nur ἄλλοι entgegengeſetzt; nach ἄρχειν aber denke man ſich ein kleines Komma. Lyſis §. 26. ἀλλ' αὐτοί τε ἐλεύθεροι ἐσόμεθα ἐν αὐτοῖς καὶ ἄλλων ἄρχοντες. Legg. III, S. 687. A. ὥστε αὐτούς τε ἐλευθέρους εἶναι καὶ ἄλλων ἄρχοντας. XII, S. 962. E. ἐλεύθεροί τε ὅπως ἄλλων τε πόλεων ἔσονται ἄρχοντες. §. 19 begreift Hr. *H.* nicht die Worte: ὁ τὰ ποῖα τῶν ζώων γράφων καὶ ποῦ; Ficins τῷ dünkt ihm nicht hieher gehörig; uns auch nicht, aber nur aus dem Grunde, weil es ſchon in τὰ ποῖα liegt, denn dieſes zeigt ſchon auf die Qualität der Gemälde. Endlich vermuthet Hr. *H.* πόσου. „*velut de Eueno ſophiſta quaeritur in Apolog. Socr.* p. 20. B. τίς καὶ ποδαπὸς καὶ πόσου διδάσκει. Ja und dort recht paſſend; denn es iſt davon die Rede, Einen in die Lehre zu geben: aber hier im Gorgias iſt bloſs davon die Rede, wie man Einem erklären müſſe, wer Zeuxis ſey: iſt aber der Preis ſeiner Werke ein Kennzeichen des Mannes? Als wenn nicht mehrere um denſelben Preis malen könnten. Es giebt nur zwey äuſserliche anſchauliche Kennzeichen eines Malers, als ſolches, nämlich ſeine Bilder und ſeine Werkſtätte. Daher wird man billig fragen: „aber was für Bilder malt er denn, und wo hat er ſeine Werkſtätte, wo kann man die Gemälde ſehen, wo wohnt er?“ Ποῦ iſt alſo ganz richtig. §. 20 zu Ende l. ἐπειδή γε καί: auch §. 21. 22 hätten wir mehrere kleine Abweichungen der Mss. und Ausgaben aufgenommen gewünſcht, wie aus Baſ. 2 τοιοῦτόν τι σε ἕτερον ἀνέρωμαι, wo ἕτερον offenbar wegen des folgenden ausgefallen iſt. §. 22 zweifeln wir, ob der von *Buttmann* aufgeſtellte Satz, πιστευτικὸς könnte nicht ſeyn *wer glauben macht*, ſondern *wer ſelbſt gläubig iſt*, haltbar ſey. Denn oben vorher iſt ja die Rhetorik genannt πειθοῦς δημιουργὸς πιστευτικῆς, ἀλλ' οὐ διδασκαλικῆς, „Meiſterin in einer *glaubenmachenden*, nicht in einer belehrenden Überredung;“ wo es ja demnach auch πιστικῆς oder πειστικῆς hätte heiſsen müſſen. §. 27 verdiente doch die Leſart des Cod. Cornar. αἰτιατὰ eine Erwähnung. Zu §. 38 finden wir bey Hr. *H.* eine, wie uns dünkt, ſelbſtgemachte, in der Sache nicht liegende Schwierigkeit. Erſtlich liegt in dem ἀναθέσθαι gar das nicht, daſs Sokrates verſpricht: „*Je ipſum de iis, quae conceſſa ſint, ſi quid illi non bene conceſſum videatur, retractaturum, quidquid ille velit*“, ſondern es heiſst bloſs *den Stein zurückgeben*, wie es *Cicero* beym Nonius II, 781 in ſeiner Nachahmung richtig gefaſst hat. Aber es iſt auch einerley, ob Polos es zurücknimmt, oder ob Sokrates verſpricht, die Sache von neuem zu behandeln; denn dieſs wird die Folge von jenem ſeyn, und thut nicht nur der Würde und Conſequenz des Sokrates keinen Eintrag, ſondern iſt dem wahrhaft dialektiſchen, nicht eriſtiſchen Manne eben recht angemeſſen. Oder verſtehen wir uns etwa in dieſer Stelle nicht? §. 43 müſsten wir ſehr irren, wenn in den Worten Πῶλος δὲ ὅδε νέος ἐστὶ καὶ ὀξὺς nicht eine muthwillige Zweydeutigkeit beabſichtiget wäre, nämlich eine Anſpielung auf *ein junges und hitziges Füllen*; und ſollte wohl der ſpaſshafte Sinn des Ausdruckes ὦ γενναῖε Πῶλε §. 64 „*o edles Höſslein*“ dem Platon unbewuſst geweſen ſeyn? Unwürdig iſt dieſer Scherz des Platon nicht, der auch mit dem Namen Δῆμος zweymal ſo geſpielt hat. §. 54 wundern wir uns über die Bemerkung, welche zu den Worten ἐν τῇ πόλει ταύτῃ gemacht wird: „*Athenarum h. l. mentio prorſus eſt abſurda. Vitii igitur haec aliquid traxiſſe apparet.*“ Wir ſchweigen von ſeiner Vermuthung und fragen nur den trefflichen Sprachkenner, wie er unter dem Ausdruck ἐν τῇ πόλει ταύτῃ Athen verſtehen konnte, wofür es heiſsen müſste ἐν τῇδε τῇ πόλει. Doch er ſah nicht, daſs §. 53 vorherging ἦν τις ἀποκτείνῃ τινὰ ἢ ἐκβάλλῃ ἐκ πόλεως, und daſs dieſs ταύτῃ darauf ſich bezieht: „*in dem erwähnten Staat*, in welchem er dieſs gethan, ſollte er darum viel vermögen?“ Wenn aber *Schleiermacher* meint, das bloſse ἐν τῇ πόλει würde auf Athen gehen, das zugeſetzte ταύτῃ aber verallgemeinere, ſo iſt dieſe Behauptung dem Sprachgebrauche eben ſo wenig angemeſſen, als die *H*'ſche. §. 57 iſt der wahre Sinn des ἀγαθόν τι εἶναι κ. τ. λ. gewiſs einzig von *Buttmann* getroffen, der aus Verſehen von Kallikles ſtatt von Polos ſpricht. §. 124 dünkt uns ſehr klar, daſs zu verbeſſern ſey: οὐκοῦν ἡ ποιητικὴ ῥητορικὴ δημηγορία ἂν εἴη: der Artikel iſt noch davon übrig geblieben; das Wort ποιητικὴ iſt durch ein von gleicher Endung herrührendes Abirren des Auges ausgefallen. Mit Auslöſchung des Artikels ποιητικὴ zu ſuppliren, wäre zweydeutig und gegen das folgende ῥητορεύειν — οἱ ποιηταὶ *inconcinn.* Daſs die Weiber, ungeachtet Hn. *Böttigers* Einſprache, doch die Tragödieen mit angeſchaut haben, wird man künftig aus dieſer Stelle und der von Hn. *H.* citirten Legg. VII, S. 817. C. glauben: man füge hinzu Legg. II, S. 658. D. Dem zu §. 166 Geſagten über die Formel Ἄκουε δή können die oben angeführten Beyſpiele der Tragiker von ἄκουε δή νυν beygefügt werden.

Doch wozu ſollen wir Alles aufgreifen, was ſich noch hinzuthun lieſse? Statt daſs wir den *Theätet*, *Kratylos* u. ſ. w. eben ſo begleiten, wollen wir lieber noch den Wunſch äuſsern, daſs der Herausgeber bald Gelegenheit finden möge, ſeine eigenen Nachträge bekannt zu machen. Und wer wollte nicht mit uns denſelben bitten, uns die weitere Fortſetzung dieſer höchſt nützlichen Ausgaben ſo bald als möglich zukommen zu laſſen? Dann wird er aber wohlthun, wenn er ſeinen *Index* weniger beſcheiden einrichtet: denn wie dieſer jetzo bey jedem Bande iſt, lernt der Leſer in dem Buche eine Menge Dinge, die er ohne groſse Mühe oft nicht wiederfinden kann, ungeachtet er beſtimmt weiſs, ſie gerade hier geleſen zu haben. Auch No. 4 müſſen wir, obgleich hier der bloſse Text ohne Commentar gegeben iſt, als einen für Schulen und Vorleſungen höchſt nutzbaren Abdruck der angezeigten Geſpräche ſehr empfehlen: der Text iſt im *Gorgias* derſelbe wie in der gröſseren Ausgabe; im *Charmides* und *Hippias* iſt nur Weniges im dem erſten Bande Vernachläſſigte gebeſſert: über die neue Recenſion der *Apologie* hat er eine *Annotatio critica* vorausgeſchickt, welche beſonders zu beurtheilen nach dem bisherigen nicht nöthig iſt. Was auch in Zukunft über den Platon noch geſchrieben, welche Schätze auch aus den Bibliotheken noch an das Licht gebracht werden mögen, *dem Herausgeber muſs jederzeit der Ruhm bleiben, zur ächt philologiſchen Behandlung des göttlichen Philoſophen den erſten feſteren Grund gelegt zu haben.* Bk.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

Julius 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Annalen des Kriegs. Miſcellen und Epiſoden. 1—4 B. 161, 57.
Anſichten, äſthetiſche 165, 89.

B.

Barrow's Reiſen in China. Aus d. Engl. überſetzt. 1. 2 Th. 168, 115.
Becker die Weltgeſchichte für die Jugend, oder für Kinder und Kinderlehrer. 1—9 Th. 2te Ausgabe 159, 47.
— — über Cultur, künſtliche Bildung und Fällung des Schiffbauholzes 174, 163.
Bemerkungen über die Vervollkommnung und Erhebung der Kunſtgewerbe in Deutſchland 174, 167.
Bernoulli Grundzüge der Elementarphyſik oder methodiſcher Leitfaden für den erſten phyſikaliſchen Unterricht auf Schulen 169, 126.
Bode aſtronomiſches Jahrbuch für das J. 1809 166, 97.
Buſch theoretiſch-praktiſche Darſtellung der Handlung in ihren mannichfaltigen Geſchäften. 3te Ausg. von *Norrmann*. 1. 2 B. 164, 81.

C.

Calliſen einige Winke zu einer zweckmäſsigen Benutzung des kleinen Katechismus Lutheri 154, 6.
Charakteriſtik *Joh. Gottfried v. Herders* von *Danz* und *Gruber* 163, 78.
Cleminius deutſche Handlungsbriefe mit franz. und engl. Anmerkungen 164, 85.
— — — Taſchenwörterbuch der Producten- und Waarenkunde. 1 Th. 164, 85.
Conſervateur, le, Journal de Littérature, des ſciences et des beaux-arts. 1807. 1—6 Vol. 160, 49.

D.

Dankadreſſe, öffentliche, an den Hn. Vf. der Schrift: der Adel, was er urſprüglich war, was er jetzt iſt und was er künftig ſeyn ſoll 161, 65.

E.

Ernſt Abbildung und Beſchreibung einer ſehr nutzbaren und höchſt einfachen Maſchine zum Schneiden der Kartoffeln, Rüben, Kraut und mehrerer dergl. Arten von Producten, die zu dem Viehfutter gebraucht werden 174, 168.
Etzler Grammatik der lateiniſchen Sprache 176, 179.
Ewers vom Urſprunge des ruſſiſchen Staates 159, 41.

F.

Fenner freymüthige Briefe über Schwalbach, deſſen Quellen und Umgebungen 168, 119.

G.

Gillet neuer brittiſcher Plutarch, oder Leben und Charakter berühmter Britten, welche ſich während des franz. Revolutionskriegs ausgezeichnet haben 163, 73.
Göde Jus germanicum privatum 155, 9.

H.

Handbuch, katechetiſches, über *Roſenmüllers* chriſtliches Lehrbuch. 2 Th. 3. 4 St. 157, 31.
Heinrich, Prinz, von Preuſſen. Kritiſche Geſchichte ſeiner Feldzüge. Vom *Vf.* des Geiſtes des neuen Kriegsſyſtems. 1. 2 Th. 161, 62.
Hermbſtädt chemiſche technologiſche Grundſätze der geſammten Ledergerberey. 1 Th. 174, 161.
Hoffmann die Lehre von der gleichförmig beſchleunigten Bewegung aus dem wahren Begriffe der gleichförmig beſchleunigend wirkenden Kraft abgeleitet 175, 175.

K.

Koch Gemälde der Revolutionen in Europa ſeit dem Umſturze des römiſchen Kaiſerthums im Occident bis auf unſere Zeiten. Aus d. Franz. überſetzt von *Sander*. 1. 2 Band 172, 145.
— — Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleverſement de l'Empire Romain en occident jusqu'à nos jours. 1—3 Vol. 172, 145.
König Grundriſs 1) einer vollſtändigen Einleitung in die Rechtswiſſenſchaft der Deutſchen; 2) einer pragmatiſchen Geſchichte und Statiſtik der Geſetze der Deutſchen 155, 9.
Koronelli der Mayländer, oder Treue ohne Gleichen 166, 103.
Kruſe Tables hiſtoriques de tous les Etats de l'Europe depuis leur origine jusqu'à l'an 1800 après J. C. Trad. de l'allemand par *d'Apples*. 1 Livraiſ. 171, 143.

L.

Lugino's umgearbeitete *Meidingerſche* franzöſiſche Grammatik, nebſt Uebungen zum Ueberſetzen von *Greiner*. 2 Theile. 4te Aufl. 154, 7.

M.

Meiſsners Fabeln in 8 Büchern. Neue Ausgabe. 1 Th. 1—4 Buch 165, 95.
Meyer der Meſskaufmann, oder Anleitung für Kaufleute, die Meſſen zu beziehen. 2te Ausg. 1. 2 Th. 164, 86.
v. *Murr* Verſuch einer Geſchichte der Juden in Sina. Nebſt *Köglers* Beſchreibung ihrer heiligen Bücher in Kaifongfu 164, 87.
Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. Herausgeg. von *Wolf* und *Buttmann*. 1 B. 1. 2 St. 153, 33.

N.

Natorp Quartalſchrift für Religionslehrer. 4 Jahrg. 1808. 1. 2 Quartal 159, 47.
Norberg über die Production des Roheiſens in Rufsland und über eine neue Schmelzmethode in Sturzöfen. Aus dem Schwediſchen von *Blumhof* 175, 178.

P.

Pfeſt Anthologia epigrammatica latina e poetis poſt renatas ſcientias ad noſtra usque tempora claris. 1 T. 165, 92.
Philoſophie, die, der deutſchen Sprache für junge Leute beiderley Geſchlechts beym öffentlichen und Privat-Unterricht. 1. 2 Th. 170, 138.
Plank Geſchichte der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung. 4 B. 2 Abſchnitt 162, 65.
— — Geſchichte des Pabſtthums in der abend-

Digitized by Google

ländiſchen Kirche von der Mitte des 9 Jahrh. an. 2 B. 2 Abſchnitt 162, 65.
Platonis dialogi duo, Gorgias et Theaetetus, emendavit et annot. inſtr. *Heindorf* 176, 177.
— — dialogi quatuor, Lyſis, Charmides, Hippias major, Phaedrus. Annotatione perpetua illuſtravit *Heindorf* 176, 177.
— — dialogi tres, Cratylus, Parmenides, Euthydemus em. et annot. inſtr. *Heindorf* 176, 177.
— — libri quatuor, Gorgias, Apologia Socratis, Charmides, Hippias major, ſcholarum in uſum ed. *Heindorf* 176, 177.
Poczobut Eſſai ſur l'époque de l'Antiquité du Zodiaque de Denderah 167, 111.
Pöhlmann die erſten Anfangsgründe der Geometrie, als Stoff zu Denk- und Sprach-Uebungen benutzt. 2 Bandes 1. 2 Hälfte 167, 110.
Preiſs der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn oder Hinnewieder bey Freudenthal im öſterr. Antheil von Schleſien 168, 119.

R.

Rechſit Sinngedichte 165, 94.
Reinecke Erklärung des Thierkreiſes in dem Porticus des Iſistempels zu Tentyra in Oberägypten 167, 111.
Runde Grundſätze des gemeinen deutſchen Privatrechts. 4te Aufl. 155, 9.

S.

de Sacy Chreſtomathie Arabe, ou Extraits de divers Ecrivains Arabes, tant en proſe, qu'en vers. 1. 2. 3 T. 173, 153.
Schelling über das Leben und ſeine Erſcheinung 167, 25.
Schmidt Vorſchläge zur Apothekenverpachtung 171, 145.
Schmidtmann Verſuch einer ausführlichen praktiſchen Anleitung zur Gründung einer vollkommenen Medicinalverfaſſung und Policey. 1. 2 Th. 156, 19.
Schmieder Verſuch einer Lithurgik oder ökonomiſchen Mineralogie. 2r Th. 175, 169.
Schulz de interpretationis epiſtolarum Paulinarum difficultate 154, 7.
Sérieys Tablettes chronologiques à l'uſage du Prytanée, avec des développemens hiſtoriques jusqu'à l'an 1805. Ed. 5. 159, 46.
Sintenis theologiſche Briefe. 1 Th. 154, 1.
Stammbuchblätter, colorirte. 12 Stücke 170, 156.

T.

Trommsdorf chemiſches Probiercabinet oder Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenſchaften der Reagentien. 2te Ausgabe 161, 64.
Treſiener über die Taubheit und ihre Heilung mittelſt Durchſtechung des Trommelfells 155, 15.

V.

Vertheidigung des groſsen Cölln wider ſeine Todfeinde 166, 103.

W.

Wenggo Grundbuchslehren oder Abhandlung von der Verfaſſung der Grundbücher. 2te Aufl. 175, 175.
Wolf die Natur einwirkender Potenzen 156, 17.

Z.

Zachariä Annalen der Geſetzgebung und der Rechtswiſſenſchaft in den Ländern des Kurfürſten von Sachſen. 1. 2 B. 170, 129.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Ahl in Coburg 167.
Anonymer Verleger 155.
Bädecker u. Comp. in Duisburg u. Eſſen 160.
Buchheiſter in Leipzig u. Breslau 170.
Bureau für Literatur in Fürth 167.
Craz u. Gerlach in Freyberg 175.
Cruſius in Leipzig 175.
Debure in Paris 173.
Dieterich in Göttingen 155 (2).
Duyle in Salzburg 165.
Ferſtl in Grätz 154.
Fleiſcher, Benjam., in Leipzig 154. 174.
Fleiſcher d. j. in Leipzig 165. 170. 174.
Frölich in Berlin 159. 165.
Gadicke in Berlin 164.
Göſchen in Leipzig 165.
Groſs u. Barth in Breslau 176.
Hahn, Gebr., in Hannover 156. 160.
Hammer in Cölln 166.
Hammerich in Altona 154.
Hartknoch in Leipzig 163.
Hartmann in Riga u. Leipzig 159.
Hemmerde u. Schwetſchke in Halle 160.
Hendel in Halle 155. 164.
Hennings in Erfurt 161.
Hertel in Leipzig 157.
Himburg in Berlin 161 (2).
Hoffmann in Hamburg 164. 168.
Jäger in Frankfurt am Mayn 168.
Korn d. ä. in Breslau 168.
Krüll in Landshut 157.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam 160.
Lange in Berlin 166.
Levrault in Straſsburg 172.
Littfas in Berlin 161.
Maurer in Berlin 165.
Meyer in Lemgo 164.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 175.
Nauck in Berlin 176 (4).
Obré in Paris 159.
Poltiſch in Prag 170.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 158. 174.
Renger in Halle 154.
Sander in Berlin 172.
Schöne u. Comp. in Eiſenberg 166.
Schulze in Oldenburg 171.
Schubothe in Leipzig u. Kopenhagen 171.
Schwan u. Götz in Mannheim u. Heidelberg 156.
Stahel in Würzburg 164.
Stein in Nürnberg 174.
Tanzer in Grätz 175.
Univerſitätsbuchdruckerey in Wilna 167.

III. Intelligenzblatt des Julius.

Literariſche Nachrichten.

Beyträge zur ungariſchen Literatur in den Jahren 1807 und 1808 45. 369.
Ueberſicht der Literatur in Oeſterreich in dem Jahre 1807 47. 385.

Ankündigungen.

Beſtimmung, die, des Menſchen. Ein Blick in die Zukunft 49. 407.
Comptoir, literariſches, in Altenburg Verl. 43. 357.
Darnmann in Züllichau Verl. 44. 367.

England in ſeiner tiefſten Erniedrigung 51. 425.
Erdorf in Jena Verl. 45. 360.
Feuerbrände, neue. 14 Heft 45. 378.
Göpferdt in Jena Verl. 45. 375.
Graff in Leipzig Verl. 48. 398.
Günterſche, neue, Buchh. in Glogau Verl. 44. 367.
Hammerich in Altona Verl. 43. 358.
Hauptſtädte, die europäiſchen. Ein Unterhaltungsblatt 46. 381.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 49. 406.
Herzog in Leipzig Verl. 48. 399.
Heyer in Gieſsen Verl. 51. 425.
Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden. 2 B. 48. 397.
Juſti's Blumen althebräiſcher Dichtkunſt 45. 374.
Kühn in Leipzig und Poſen Verl. 51. 424.
Kümmel in Halle Verl. 51. 425.
Märker in Leipzig Verl. 44. 366.
Niemann u. C. in Lübeck Ueberſetzungsanzeige 44. 368.
Palm in Erlangen Verl. 51. 421.
Philotimus, ein Beytrag zu der Lehre von der Menſchenerziehung 45. 376.
Schimmelpfennig und Comp. in Halle Verl. 48. 399.
Schumann in Ronneburg und Leipzig Verl. 45. 357.
Schwager Lother von Lothersburg 45. 376.
Steinacker in Leipzig Verl. 49. 405.
Treuttel und Würz in Paris und Straſsburg Verl. 46. 388.
Troſchel in Danzig Verl. 44. 365.
Töpfers metaphyſiſche, encyklopädiſche und anthropologiſche Charte 49. 407.
Wills nürnbergiſches Gelehrten-Lexicon 46. 382.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Aneae in Holland 44. 362.
v. Aretin in München 51. 417.
Arz in Hermannſtadt 46. 380.
Baader in München 51. 417.
Baader in Ulm 51. 417.
v. Barnefeld in Holland 44. 362.
van Beck in Holland 44. 362.
v. d. Becke in Wetzlar 48. 396.
Bergleiter in Hermannſtadt 46. 380.
Bernhardi in Berlin 51. 419.
Bilderdyk in Holland 44. 362.
Blanken Jansz in Holland 44. 362.
Bögh in Präſtöe 51. 418.
Boas in Amſterdam 44. 362.
de Boſch in Amſterdam 44. 362.
Brenner in Doborka in Ungarn 46. 380.
Breyer in München 51. 417.
Brorſon in Kopenhagen 51. 418.
Brugmans in Holland 44. 362.
Brunings in Holland 44. 362.
Buſſe in Freyberg 43. 353.
Calkoen in Holland 44. 362.
Camper in Holland 44. 362.
Clauſen in Kopenhagen 51. 418.
Cobelt in Amſterdam 44. 362.
Cras in Amſterdam 44. 362.
v. Delen aus Narwa 48. 396.
Dendler in Hermannſtadt 46. 380.
Dieck in Halle 43. 353.
Dietrich in Lüdenſcheid 46. 380.
Dohlhoff in Halle 43. 354.
Eberhard in Halle 43. 354.
Einſiedel in Erlangen 49. 404. 50. 416.
Elſper in Erlangen 50. 416.
Fallon in Ungarn 46. 380.
Feudor in Amſterdam 44. 362.
Feiler in Altdorf 50. 416.
Feith in Holland 44. 362.
Feuerbach in München 51. 417.
Fittſch in Hermannſtadt 46. 380.
Fiſcher in München 51. 417.
Fladung in Klagenfurt 46. 380.
Fleiſchmann d. J. in Erlangen 50. 416.
Floryn in Holland 44. 362.
Flurl in München 51. 417.
Fokker in Holland 44. 362.
Friſchmann in Erlangen 50. 416.
van Geuns in Holland 44. 362.
Gittermann in Neuſt.-Gödens 44. 361.
Goldfuſs in Hemhofen bey Erlangen 50. 416.
Gönner in Landshut 51. 417.
Goudriaan in Holland 44. 362.
Gutfeld in Friedrichsburg 51. 418.
Häberl in München 51. 417.
Hamm in Ludwigsburg im Wirtembergiſchen 48. 396.
Hammond in Schmörum 51. 418.
Harles in Erlangen 44. 363.
van der Hart in Amſterdam 44. 362.
Hartenkeil in Salzburg 46. 380.
Hedegaard in Kopenhagen 51. 418.
Heinlein in Erlangen 50. 416.
van Hemert in Amſterdam 44. 362.
Henke in Erlangen 50. 416.
Hennert in Holland 44. 362.
Herz in Roeskilde 51. 418.
Hildebrandt in Erlangen 50. 416.
Hohnbaum in Erlangen 44. 363.
Holm in Sandagen 51. 418.
Horn in Bremen 51. 419.
Jakobi in München 51. 417.
Jakobs in München 51. 417.
Imhof in München 51. 417.
v. Kingsbergen in Holland 44. 362.
Klanitzai zu Käsmark in Ungarn 46. 380.
Koſegarten in Altenkirchen 48. 396.
Krayenhoff in Holland 44. 362.
Krenner in München 51. 417.
Krüll in Landshut 51. 417.
Kupferſchmidt zu Bielitz in Schleſien 46. 380.
Kuttlinger in Erlangen 50. 416.
Kuyper in Amſterdam 44. 362.
Lang in Anſpach 51. 417.
Lang in München 51. 417.
Loots in Amſterdam 44. 362.
Loſchge in Erlangen 50. 416.
Lytken zu Lumbye in Fyen 51. 418.
Marſchhauſen in Halle 43. 354.
Martius in Erlangen 50. 416.
van Marum in Holland 44. 362.
Meermann in Holland 44. 362.
v. Menoth in Stuttgardt 46. 382.
Meyer in Amſterdam 44. 362.
Münſter in Soröe 51. 418.
Müller in Aſtrachan 48. 396.
v. Müller in Caſſel 43. 363.
Münch in Möhringen bey Stuttgardt 46. 380.
Nachtigall in Halberſtadt 43. 354.
Niräſe in Berlin 51. 419.
Olſen in Kopenhagen 51. 418.
Oſiander in Stuttgardt 46. 382.
Oſterhauſen in Nürnberg 50. 416.
Pahl in Neubronn 48. 396.
v. Pallhauſen in München 51. 417.
van der Palm in Holland 44. 362.
Paludan in Kopenhagen 51. 418.
Pfund in Berlin 51. 419.
Plantade in Amſterdam 44. 362.
Rauppe in Holland 44. 362.
Reil in Halle 43. 355.
Renner in Göttingen 48. 396.
Renner in Moskau 48. 396.
v. Riedeſel in Wetzlar 48. 396.
Roos in Amſterdam 44. 362.
Rösling in Erlangen 50. 416.
Scharp in Holland 44. 362.
Schelling in München 51. 417.
Schleiermacher in Berlin 51. 418.
Schlichtegroll in München 51. 417.
Schmitz zu Bielitz in Schleſien 46. 380.
v. Schrank in Landshut 51. 417.
v. Schreber in Erlangen 50. 416.
Schreger in Erlangen 44. 363. 50. 416.
Schübler in Stuttgardt 46. 382.
Schuſter in Hermannſtadt 46. 380.
Schweigger in Paris 50. 416.
Seidelin in Kopenhagen 51. 418.
Senf in Halle 43. 354.
Siegenbeek in Holland 44. 362.
Simon in Erlangen 50. 416.
Sömmerring in München 51. 417.
Spilleke in Berlin 51. 419.
Sprengel in Halle 43. 355.
v. Stein in Wetzlar 48. 396.
Steuber in Stollberg 44. 361.
Stoud in Kopenhagen 51. 418.
Strieder in Caſſel 44. 361.
Stuart in Amſterdam 44. 362.
Stutzmann in Erlangen 50. 416.
v. Süſskind in Stuttgardt 46. 382.
van Swinden in Holland 44. 362.
Thiebout in Amſterdam 44. 362.
de Tracy in Paris 51. 417.
Türk in Halle 43. 354.
Utzſchneider in München 51. 417.
Valckenaer in Holland 44. 362.
Vogel in Altdorf 46. 380.
Voigt aus Narwa 48. 396.
Volkel in Caſſel 44. 361.
Walther in Landshut 51. 417.
te Water in Holland 44. 362.
Wedel in Skerup 51. 418.
Weiland in Holland 44. 362.
Wendt in Erlangen 50. 416.
Werkmeiſter in Stuttgardt 46. 382.
Weſtenrieder in München 51. 417.
Weſtphal in Halle 43. 354.
Wiarda in Aurich 44. 361. 362.
Wiebeking in München 51. 417.
Wittich in Willna 48. 396.
Woltär in Halle 43. 355.
van Wyn in Holland 44. 362.
Wyttenbach in Leyden 44. 362.
v. Zentner in München 51. 417.
Zimmermann in Berlin 51. 419.
v. Zwackh in München 51. 417.

Nekrolog.

Bardili in Stuttgardt 46. 381.
v. Bodo Bar in Peſth 46. 381.
Cabanis zu Meulan in Frankreich 43. 355.
Caro in Wien 46. 381.
Doppler in Wien 46. 381.
Güſſefeld in Weimar 46. 382.
Picrret in Dijon 43. 355.
Pillement in Lyon 43. 355.
v. Rahmel in Schmiedeberg 43. 355.
Schreyer in Prag 46. 381.
Thiele in Berlin 43. 356.
Wagner in Wien 46. 381.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Amſterdam, Errichtung eines königlichen Inſtituts für die Wiſſenſchaften 44. 361.
— — — Preisfrage und Preisvertheilung der Geſellſchaft zur Beförderung der Heilkunde 44. 364.
— — — Preisvertheilung und Preisfragen des Monnikhoffſchen Legats 44. 365.
Erlangen, Stiftung einer phyſikaliſch-medicinischen Geſellſchaft 44. 365.
— — — Nachtrag dazu 50. 416.
Göttingen, die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften erhält Nachricht von der Entdeckung foſſiler Knochen 50. 415.
Haag, Verſammlung der Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion am 10 Sept. und Preisfragen 50. 409.
Kopenhagen, Preisvertheilungen und Preisaufgaben der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 51. 419.
Leyden, Verſammlung der Geſellſchaft: tot Nut van 't Algemeen am 11 und 12 Aug. v. J. nebſt Preisfragen 50. 410.
Macon, Preisaufgabe der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte 44. 366.
Marſeille, Preisaufgaben der Akademie 50. 415.
Mayland, Preisaufgaben der königl. Akademie der ſchönen Künſte 50. 413.
Niort, Preisfragen des Athenäums 44. 363.
Rotterdam, Verſammlung der holl. Geſellſchaft der Proefondervindelyke Wysbegeerte am 21 Aug. v. J. nebſt Preisfragen 50. 412.
Toulouſe, Jahresfeſt der Academie des jeux floraux 44. 362.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

St. Cyr, die Militärſchule wird nach La Flèche verlegt 43. 354.
Erlangen, Promotionen und Prorectoratswechſel 49. 404.
Grätz, Lehrerperſonale am Gymnaſium 46. 377.
Halle, akademiſche Feyerlichkeit am 17 May bey Wiedereröffnung der Vorleſungen und Promotionen dabey 43. 353.
Jena, Promotionen, Pfingſtprogramm und *v. Lynkeriſche* Stiftungsreden 49. 401.
Inſpruck, Nachricht von der Fortdauer der Univerſität 43. 354.
Kaſan, gegenwärtiger Zuſtand der Univerſität 48. 393.
Keſzthely in Ungarn, Nachrichten vom Gymnaſium, Georgikon und Mädcheninſtitut 46. 379.
Leipzig, Promotionen, Disputationen, Rectorats- und Decanats-Wechſel 49. 402.
Lemberg, Lehrerperſonale am Lyceum 46. 378.
Peſth, die Univerſität ſchickt zwey Doctoren der Medicin nach Paris 46. 379.
Prag, Promotionen 46. 377.
Salzburg, Lehrerperſonale an der Univerſität 46. 378.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Armbruſter in Wien giebt vaterländiſche Blätter für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat heraus 49. 404.
v. Batorkéſz ſchenkt dem peſther Muſeum Gold- und Silber-Stoffe 50. 416.
Bibliothek, die allgemeine deutſche, wird nach verändertem Plane und Titel fortgeſetzt 49. 406.
Bowles, die Engländerin, will ihrem Gemahl ein Denkmal errichten 43. 356.
Buchanan iſt nach Cochin und Travancore gereiſt 47. 389.
Bücherauction in Frankfurt am Mayn 44. 368. 46. 384.
— — — in Gieſsen 51. 424.
Canova in Rom hat ſeinem Freunde *Volpato* ein Denkmal errichtet 43. 355.
China, neue Arten derſelben aus Peru 47. 389.
Devaux in London neue Maſchine die Länge und Breite des Meeres zu beſtimmen 47. 390.
Druckfehleranzeigen im Intell. Bl. 48. 360.
Dublin, zu, wird für Nelſon ein Monument errichtet 45. 373.
Feth Ali Chan iſt Freund der Wiſſenſchaften 44. 366.
Frank in Nürnberg hat die Glasmalerkunſt wieder erfunden 43. 356.
Gehlen in München, noch einige Worte für Hn. *Gilbert* 47. 389.
Koſegarten Druckfehleranzeigen 49. 407.
Lipſzky's Charte von Ungarn etc. ſoll in Ungarn zum amtlichen Gebrauche angeſchafft werden 50. 416.
Mauberts Geſchichte von Polen ſoll von der dritten Claſſe des Inſtituts mit *Rhulières* Geſchichte verglichen werden 47. 390.
Ofen, das Obſervatorium erhält neue Inſtrumente aus München 47. 390.
Oſopo im Friaul, zu, werden alte Münzen entdeckt 50. 416.
Pasquali in Verona hat eine Büſte von *Palladio* vollendet 43. 355.
Pignotti giebt Imitazione di Satire di Giovenale e d'Orazio heraus 47. 390.
Prag, hydrotechniſche Privatgeſellſchaft daſelbſt 45. 374.
Rom, zu, hat man einen unterirdiſchen Gang entdeckt 43. 357.
Steinregen zu Washington in Nordamerika 45. 375.
Mdme *Streek* in Holland überſetzt die Aeneide ins Holländiſche 43. 358.
Thorwalſen in Rom hat eine coloſſale Statue des Mars vollendet 43. 356.
Tremont, im Dorfe, ſind römiſche Medaillen gefunden worden 43. 357.
Ungarn, neue Luiſenſtraſse daſelbſt 47. 390.
da Vinci's Wandgemälde ſoll copirt und in Moſaik ausgeführt werden 43. 356.
de Wette über die wichtige Bemerkung für Juden und Chriſten in No. 40 des Intell. Bl. 48. 400.
Wiarda's oſtfrieſiſche Geſchichte wird ins Holländiſche überſetzt 44. 366.
Wirtemberg, neues Cenſurcollegium daſelbſt 46. 382.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1808.

THEOLOGIE.

HILDBURGHAUSEN, b. Haniſch: *D. Jo. Georg. Roſenmülleri Hiſtoria interpretationis librorum ſacrorum in eccleſia chriſtiana, inde ab Apoſtolorum aetate usque ad Origenem.* Pars I. 1795. 251 S. Pars II. 1798. XIV u. 258 S. Pars III. contin. Periodum II ab Origene ad Jo. Chryſoſtomum et Cypriano ad Auguſtinum (Leipzig, b. Fleiſcher d. j.) 1807. VIII u. 613 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Dieſe Schrift iſt ein neuer Beweis, wie löblich die Sitte akademiſcher Gelegenheits-Schriften ſey. Ihr verdanken wir ſchon ſo manche gute Idee und die Ausführung ſpecieller Materien, von welchen in gröſseren Büchern vielleicht nie die Rede geweſen ſeyn würde. Auch ausführlichere Werke haben dadurch ihr Daſeyn erhalten, wovon ſogleich das vor uns liegende ein Beyſpiel iſt. Hr. Dr. R., ein in jedem Betracht würdiger Veteran der theologiſchen Literatur, gab ſeit mehreren Decennien bey verſchiedenen akademiſchen Gelegenheiten Programme: *De fatis interpretationis ſacrarum literarum in Eccleſia chriſtiana* heraus, und es war ein glücklicher Gedanke, daſs er ſich entſchloſs, in der gegenwärtigen Sammlung die Früchte ſeiner akademiſchen Arbeiten, in verbeſſerter Geſtalt, auch dem gröſseren Publicum mitzutheilen.

Daſs eine Arbeit, wie die gegenwärtige, wodurch die Auslegung der heiligen Schrift hiſtoriſch entwickelt werden ſoll, nicht nur für den Freund der theologiſchen Literatur überhaupt, ſondern auch für den angehenden Exegeten insbeſondere von vielfachem Nutzen ſeyn müſſe, bedarf keiner Erinnerung. Auch liegt es in der Natur der Sache, daſs eine ſolche Geſchichte zugleich wichtige Beyträge zur Geſchichte der Glaubenslehren und moraliſchen Ideen des Chriſtenthums enthalte. Hr. R. hat bey Ausarbeitung der ſeinigen nicht nur die Idee derſelben richtig aufgefaſst, und einen richtigen Plan zum Grunde gelegt, ſondern denſelben, im Ganzen genommen, auch ſehr gut ausgeführt. Überall zeigt ſich gelehrter Fleiſs in Benutzung der Quellen und beſten Hülfsmittel; überall Umſicht und zweckmäſsiger Gebrauch der vielen zum Theil in ihrer Art trefflichen Vorarbeiten. Bey dem groſsen Umfange des Stoffs kann der Bearbeiter einer ſolchen Geſchichte nicht um Materialien verlegen ſeyn; aber die meiſten Gelehrten verſehen es darin, daſs ſie das rechte Maſs nicht zu treffen wiſſen, und daſs ſie, um gründlich zu ſeyn, in die ausführlichere Discuſſion von Nebendingen eingehen, die mit der Hauptſache in keiner unmittelbaren Berührung ſtehen, und die Auffaſſung des richtigen Geſichtspunctes im Ganzen mehr verhindern als befördern. Dieſen gewöhnlichen Fehler hat Hr. R. glücklich vermieden. Sein Buch iſt Muſter einer weiſen Ökonomie, wo die glückliche Mittelſtraſse zwiſchen zu weit getriebener Sparſamkeit und unbeſonnener Verſchwendung gehalten wird.

Es iſt unleugbar, daſs es dem Vf. ſehr leicht geweſen wäre, ein paar Alphabete mehr zu ſchreiben. Er durfte ja nur die Auszüge aus den Schriftſtellern, deren exegetiſche Grundſätze und Manier dargeſtellt werden ſoll, vervielfältigen. Er konnte die gröſste Prolixität hiebey immer damit entſchuldigen, daſs es nützlich ſey, die Kirchenväter mit ihren eigenen Worten zu charakteriſiren. Aber eben ſo gewiſs iſt hinwiederum, daſs ein bloſs allgemeines Räſonnement nicht hinreichend geweſen wäre, uns einen anſchaulichen Begriff von dem hermeneutiſchen und exegetiſchen Verfahren der alten Schriftſteller zu geben. Hier, wo die Theorie ſo einfach, die Praxis aber ſo vielfältig, oft ſogar von aller Theorie verlaſſen iſt, müſſen nothwendig Fälle *in concreto* angeführt werden. Hr. R. hat ſein in den meiſten Fällen treffendes Räſonnement auf eine ſolche Art mit den ausgehobenen Beyſpielen zu verweben gewuſst, daſs aus dieſer Verbindung eine recht gute Geſchichte hervorgegangen iſt.

Wie weit die Geſchichte der Interpretation herabgeführt ſey, lehrt der Titel. Nach der Vorrede zum 3 Theil ſcheint es faſt, als ob ſie der Vf. zu ſchlieſſen geſonnen ſey. Er bemerkt, daſs in den folgenden Perioden für die Schrifterklärung nichts Wichtiges mehr geſchehen ſey. S. V: *Scriptores eccleſiaſtici medii, quod vocant, aevi, paene omnes, ſi Theodoretum, Iſidorum Peluſiotam et alios nonnullos excipias, colligendis, compilandisque illorum explicationibus et commentariis operam dederunt. Prae omnibus autem aliis Graeci ſecuti ſunt Chryſoſtomum, Latini Auguſtinum ſuum, usque ad tempora Reformationi Sacrorum proxima et literarum inſtaurationem, quibus Laurentius Valla et Erasmus Roter. melioribus quam Scholaſtici praeſidiis inſtructi, Novi Teſt. libris novam lucem affundere aggreſſi ſunt.*" Hr. R. verweiſet hierauf auf *Buddeus*, *Richard Simon*, *Schröckh* und *Meyer* (Geſchichte der Schrifterklärung ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 4 Th. Göttingen 1802—1805). Dieſs ſcheint darauf hinzudeuten, daſs Hr. R. ſeine Arbeit nicht weiter fortſetzen wolle.

Digitized by Google

Wir wünſchen zum Beſten der Wiſſenſchaft, daſs dieſs nicht geſchehen möge. Nach dem Plan und der Ökonomie des Ganzen würde ſich die Geſchichte der folgenden Perioden bis auf unſere Zeiten in Einen Band bringen laſſen, und wir beſäſsen dann an dieſer ſchätzbaren Arbeit etwas Vollſtändiges. Die *Meyerſche* Geſchichte iſt, bey ihren unverkennbaren Vorzügen, doch für Viele, beſonders für den angehenden Theologen, zu weitläuftig. Dagegen wüſsten wir dieſer Claſſe von Leſern kein beſſeres Buch zu empfehlen, als das gegenwärtige, worin dem Anfänger ein hinlänglicher Unterricht, dem Kenner aber eine anſchauliche Überſicht ſeines Faches ertheilt wird. Daſs es in *lateiniſcher* Sprache abgefaſst iſt, verdient um ſo mehr als ein beſonderer Vorzug gerühmt zu werden, da ſich der Styl des Vfs. durch Correctheit und Leichtigkeit auszeichnet.

Nach dieſer aufrichtigen Bezeugung unſeres Beyfalls halten wir uns aber auch für verbunden, mit gleicher Unbefangenheit einige Puncte anzuzeigen, worin wir mit dem Vf. nicht übereinſtimmen können. Wir rechnen vor allen dahin die Urtheile über den Werth und die Brauchbarkeit der exegetiſchen Arbeiten einiger der vorzüglichſten Kirchenväter. Hr. *R.* gehört keinesweges zu der zahlreichen Claſſe von Theologen, die, erklärte Feinde alles Alten, nur die dürftigen Reſultate ihrer engherzigen Theorie um deſswillen für wahr halten, weil ſie *ihrem* Verſtande einleuchten. Aber dennoch iſt er nicht ganz frey geblieben von den Fehlern der ſogenannten *hiſtoriſchen Kritik*, worein wir die Theologen unſerer Tage ſo häufig verfallen ſehen. Daſs der Vf. für ſeine Perſon und als Exeget der *grammatiſch-hiſtoriſchen* Interpretation zugethan ſey, wird gewiſs niemand miſsbilligen; aber muſste er darum als Hiſtoriker die *dogmatiſche* Auslegung geradezu verdammen, und die alten Schriftſteller, welche ihr folgten, bloſs von der Schattenſeite einſeitig darſtellen? Daſs er nicht frey von dieſer Ungerechtigkeit ſey, mag das Th. II über *Tertullianus* gefällte Urtheil beweiſen.

Hier wird gleich Eingangs die Sentenz gefällt: „*Hic vir ut primarius Latinitatis eccleſiaſticae autor fuit, ita etiam in ejus libris prima ſunt ſemina Theologiae Africanae et Latinae, quae tot mala eccleſiae et religioni attulit*" (S. 2). Dieſelbe Anklage Tertullian's und der lateiniſchen Theologie wird S. 13 wiederholt: „*Univerſa haereſium et controverſiarum in eccleſia agitatarum hiſtoria docet, pleroſque Patres latinos in diſputationibus de religione e duabus propoſitionibus contrariis ſemper fere defendendam ſuſcepiſſe abſurdiorem, ſanae rationi repugnantem. Videtur hoc factum eſſe inprimis auctore et ſuaſore Tertulliano; is enim, ut loca e libris ejus allata docent, ſi non omnium primus, inter primos tamen fuit, qui fidem rationi opponerent, ſtatuerentque inprimis gratam eſſe Deo eam fidem quae renitente ſana ratione credat incredibilia, in ſe impoſſibilia et ab omnium aliorum hominum ſenſu communi abhorrentia.*" Sollte man nicht, nach ſolchen und mehreren ähnlichen Auſserungen, die lateiniſche Theologie, mit ihrem Urheber, für die Ausgeburt des höchſten Unſinns, für ein Gewebe von Ungereimtheiten und Abſcheulichkeiten halten müſſen? Und doch erſcheint uns gerade dieſe Theologie in einer ſo ehrwürdigen Geſtalt! Und doch iſt ſie, wie ſonſt keine, der Depoſitär eines ächt religiöſen Sinnes! Und doch ragt eben dieſer Tertullianus an Gelehrſamkeit, Talent und Energie über ſo viele Väter der griechiſchen Kirche weit hervor! Wenn ein ſolcher Mann den Satz aufſtellt: „*Quo quid abſurdius ſit, quo magis ſanae rationi repugnet, eo magis eſſe credendum ac Deo dignum*" (S. 11): — ſo muſs dabey ein Princip zum Grunde liegen, nach welchem dieſer Satz aufhört, Unſinn zu ſeyn. Und ſo iſt es in der That nicht nur bey Tertullianus, ſondern auch bey den berühmteſten Lehrern der lateiniſchen Kirche bis auf unſeren *Luther* herab. Hier wird die Einſeitigkeit des Urtheils zur Ungerechtigkeit.

Eben ſo hat ſich auch dem Urtheil über *Tertullian's* kritiſches Verfahren manche Unbilligkeit beygemiſcht. Daſs Tertullianus einen *griechiſchen Text* vor ſich gehabt habe, behauptet der Vf. gegen *Semler*, welcher leugnete, daſs T. einen griechiſchen Codex des N. T. gekannt, noch viel weniger verglichen habe; es iſt ihm indeſs wahrſcheinlich, daſs er nicht mehrere, ſondern nur *eine* Handſchrift kannte und verglich; aber T. ging bey ſeiner Kritik ganz *unredlich* zu Werke. S. 18: „*Quotiescunque in graeco ſuo codice (vel codicibus, ſi plures habuit) reperiret lectionem ſuis placitis et praeconceptis opinionibus adverſantem, confinxit novam, atque, ut fraudis ſuſpicionem a ſe amoliretur, auſus eſt adeo perſuadere lectoribus incautis, graecos libros dedita opera ab Haereticis fuiſſe corruptos et adulteratos, ſicque crimen, quod ipſe commiſerat, aliis objecit.*" Vgl. S. 19 20. 21 u. a. In der Note S. 19 wird behauptet: „*Epiſtolas Pauli non a Marcione, ſed ab ipſo potius Tertulliano eſſe corruptas.*" Wir geſtehen, daſs wir beſſere Gründe für dieſe Beſchuldigung beygebracht wünſchten, als die hier mitgetheilten. Das Hauptargument iſt aus der Abhandlung *de Monogamia* c. 11 hergenommen, wo Tertullianus über die Stelle 1 Kor. VII, 39 commentirt, die Lesart: *ſi dormierit* (ἐαν κοιμηθῃ) verwirft und dagegen: *ſi dormiat* (ἐαν κοιμα δε) vertheidiget. Er ſagt: *Sciamus, plane non ſic eſſe in Graeco authentico, quomodo in uſum exiit per duarum ſyllabarum aut callidam aut ſimplicem everſionem: Si autem dormierit vir ejus, quaſi de futuro ſonet; ac per hoc videatur ad eam pertinere, quae jam in fide virum amiſerit.*" Hr. *R.* hat den Sinn und Zuſammenhang dieſer Stelle nicht gehörig erörtert. Tertullianus redet nicht von der anderen Lesart einer oder einiger griechiſchen Handſchriften, ſondern er behauptet, der Apoſtel habe in ſeinem Original (dieſs iſt *in graeco authentico*) ſo nicht ſchreiben können, weil er ſonſt mit ſich ſelbſt im offenbaren Widerſpruche ſtehen würde.. Das *plane non ſic eſſe* iſt offenbar ſo viel als *non eſſe poſſe*. Die *Pſychici* haben auch hier, wie ſo oft, den Text (*de inſtituto ſuo*) verfälſcht. Tertullianus behauptet keinesweges, daſs er in ſeiner Handſchrift die Lesart

ἐαν κοιμα δε vor ſich habe, ſondern er behauptet nur aus inneren Gründen, daſs der Apoſtel ſo nicht habe ſchreiben können, und daſs man eher eine Textes-Corruption als einen ſolchen Widerſpruch annehmen müſſe. Man vergl. *de Monogam.* c. 11. *Ed. Rigalt.* p. 683: „*Haec ſi diverſa ſunt ei capitulo, de quo agitur, conſtabit, ut diximus, non hoc illum ſenſu ſcripſiſſe, quo Pſychici utuntur. Quia facilius eſt, ut aliquam rationem habeat unum illud capitulum, quae caeteris ſapiat, quam ut Apoſtolus diverſa inter ſe docuiſſe videatur* u. ſ. w.“ Dieſe Äuſserungen ſind vom Vf. nicht angeführt und benutzt worden. Man kann alſo nicht behaupten: „*Tertullianum, rejectis veris lectionibus codicum graecorum, confinxiſſe novas, easque pro veris venditaſſe.*“ Er hat nur conjecturirt, aber nicht verfälſcht.

Daſs dieſer Kirchenvater zuweilen *Gloſſen* machte und dieſe, wie Text, anführte, wird S. 24 geſagt, und aus Joh. 3, 6 bewieſen. Dieſe Stelle wird ſo citirt: *Quod in carne natum eſt, caro eſt, quia ex carne natum eſt. Et quod de ſpiritu natum eſt, ſpiritus eſt, quia Deus ſpiritus eſt, et de Deo natus eſt.* Es iſt offenbar, daſs die Worte: *quia ex carne natum eſt* und *quia Deus ſpiritus eſt*, welche ſich in keiner einzigen griechiſchen Handſchrift finden, von T. hinzugeſetzt worden ſind. Aber worin ſollte hier die Verfalſchung liegen? Es iſt ja nichts weiter, als eine Epexegeſis; die johanneiſche Stelle wird nicht kritiſch, ſondern exegetiſch-dogmatiſch angeführt. Daſs dieſer Zuſatz ſpäterhin in viele lateiniſche Handſchriften des N. T. aufgenommen wurde, und daſs viele Kirchenlehrer ſogar behaupteten, die Arianer hatten dieſe Worte, welche ſie für ächt hielten, abſichtlich ausgelaſſen, iſt nur ein Beweis von dem groſsen Anſehen, worin Tertullianus bey der Nachwelt ſtand. Ihm ſelbſt kann die Unkunde ſeiner Verehrer nicht zum Verbrechen angerechnet werden.

Das gegen dieſen Schriftſteller einmal gefaſste Vorurtheil zeigt ſich auch bey der Darlegung ſeiner hermeneutiſchen Grundſätze (S. 29 ff.) Den erſten hermeneutiſchen Kanon: „*Omnem ſacrae ſcripturae interpretationem gubernari debere ratione; non verba tantum eſſe defendenda, ſed rationem verborum conſtituendam*“ — miſsbilliget Hr. *R.* zwar nicht; aber er tadelt die bey Matth. VII, 7 davon gemachte Anwendung. Und doch erſcheint hier Tertullianus wie ein Interpret des XVIII Jahrhunderts, welcher die localen und temporellen Vorſtellungen ſorgfältig von den allgemein verbindlichen unterſcheidet. Aber genau genommen iſt es der *Montanismus* (oder die *Paracleti agnitio*), welcher ihn ſo ſprechen läſst. Bey der zweyten Regel: „*Omnis ſcripturae interpretatio conformis eſſe debet regulae fidei in eccleſia catholica receptae*“ bemerkt Hr. *R.* ſelbſt die Übereinſtimmung derſelben mit der Theorie der griechiſchen Kirchenväter; aber das Lob, welches Tertullianus wegen ſeiner grammatiſchen Auslegung, im Gegenſatz der Allegorieſucht der Griechen, ganz unleugbar verdient, iſt hier mit zu ſparſamer Hand ertheilt. Die folgende Abhandlung S. 36—184 iſt der Darſtellung des dogmatiſchen Lehrbegriffs dieſes Schriftſtellers, mit beſonderer Rückſicht auf den von der h. Schrift dabey gemachten Gebrauch, gewidmet. Das Ganze iſt unter gewiſſe Rubriken gebracht, und liefert in der Kürze eine recht brauchbare *Theologia Tertullianea.* Doch iſt auch hier Manches, worin wir dem Vf. nicht Recht geben können. Wir erinnern nur das Einzige, daſs die Behauptung S. 56: „*doctrinam Tertulliani de trinitate fuiſſe Montaniſticam*“ mit zu groſser Zuverſicht niedergeſchrieben ſey. Theils iſt es erweislich, daſs er die Trinitäts-Lehre ſchon vor ſeinem Übertritt zum Montanismus kannte und vortrug, wie unter anderen aus der Stelle aus dem *Apologet.* c. 21. *Ed. Rigalt. Pariſ.* 1641 fol. p. 21 deutlich erhellet; theils geht auch die Verſicherung Tertullian's, daſs er durch die Erkenntniſs und den Beyſtand des Paraklet's die Wahrheit beſſer erkenne, als ſeine Gegner, nicht bloſs auf die Erkenntniſs *dieſer* Lehre, ſondern auf den ganzen Umfang der Religionskenntniſs. Wenn dieſs in der Schrift *adv. Praxeam* noch zweifelhaft ſeyn könnte: ſo wird es doch durch andere Stellen (z. B. *de monogam.* c. 2), wo die Belehrungen des Paraklets der verkehrten Anſicht der Pſychiker entgegengeſetzt werden, auſser Zweifel geſetzt. Auch können wir Hn. *R.* nicht beyſtimmen, wenn er S. 55 die Meinung Tertullian's ſo vorſtellt, als ob er den *Montanus* für den Paraklet gehalten habe. Dieſe auch von Anderen vorgetragene Vermuthung iſt wahrſcheinlich aus der Stelle *adv. Praxeam* c. 1. *Ed. Rigalt.* p. 634 entlehnt: *Nam idem tum Epiſcopum Romanum, agnoſcentem jam prophetias Montani, Priſcae, Maximillae et ex ea agnitione pacem eccleſiis Aſiae et Phrygiae inferentem — — — Ita duo negotia Diaboli Praxeas Romae procuravit. Prophetiam expulit et Haereſin intulit, Paracletum fugavit, et Patrem crucifixit* u. ſ. w. Aber wer ſieht nicht aus dem Zuſammenhange und dem anderweitigen Sprachgebrauche dieſes Schriftſtellers, daſs der Paraklet nichts anderes ſey, als der auſserdentliche Beyſtand des h. Geiſtes zur Vollendung des Chriſtenthums? Montanus war nur das erſte Werkzeug des Paraklets, ſo wie es ſeitdem alle ſind, welche ſich vom pſychiſchen Chriſtenthum bis zum pneumatiſchen oder parakletiſchen erheben.

Es läſst ſich leicht denken, daſs das Urtheil über *Auguſtinus* nicht günſtiger ausfallen werde. Hier iſt etwas, was ſich mit Grund tadeln läſst, die allgemein anerkannte und von ihm ſelbſt nicht verhehlte Nicht-Kenntniſs der Grundſprachen. Das Reſultat der Unterſuchungen über den Werth dieſes Kirchenvaters giebt Hr. R. Th. III, S. 500 ff. mit folgenden Worten: „*Auguſtinum nomine interpretis vix eſſe dignum. Proinde mirum videri poſſet, hunc virum tantam in eccleſia occidentali nactum eſſe autoritatem, ut decreta ejus oraculorum inſtar eſſent, tandemque ipſi praeferrentur ſcripturae. Sed deſinet mirari, quisquis meminerit, tantum jam tum in Occidente invaluiſſe literarum barbariem, ut admodum pauci reperirentur harum rerum competentes judices et juſti aeſtimatores. Lau-*

Digitized by Google

ſtari ſolet in Auguſtino vis ingenii et acumen philoſophicum, ob eam inprimis cauſam, quod ex certis principiis innumeras eliciat conſequentias, adeo ut omnia illius doctrinae capita arctiſſimam inter ſe habeant connexionem. Sed pleraque ejus principia ſunt falſiſſima, nec ſacrae ſcripturae, nec ſanae rationi conſentanea. Traditionem et antiquiorum Patrum, inprimis Cypriani et Ambroſii, praeceptoris ſui, decreta et interpretandi rationem omnibus ratiociniis et ſobriae philoſophiae decretis argumentisque ſolidioribus opponit, quod alio tempore oſtendemus. Talis quum fuerit, nobis quidem ſine omni merito conſecutus eſſe videtur eam nominis celebritatem et auctoritatem, qua per omnia deinceps ſecula floruit; nec impetrare a nobis poſſumus, ut in eo laudando cum Eraſmo aliisque hominibus doctis conſentiamus."

Wie viel Unbilligkeit iſt nicht in dieſem Urtheil! Warum ſoll einem Manne alles exegetiſche Verdienſt abgeſprochen werden, der doch die *erſte* bibliſche Hermeneutik ſchrieb? Hr. R. ſelbſt muſs S. 407 bekennen: *Auguſtinus primus fuiſſe videtur, qui veram rationem interpretandi in libris de doctrina chriſtiana tradere conatus eſt* — und S. 406: *Regularum recte interpretandi ſacram ſcripturam non prorſus ignarum fuiſſe, apparet ex iis* u. ſ. w. Sollte wohl ein Menſch, der ſeinen Kopf bloſs mit griechiſchen und hebräiſchen Wörtern angefüllt hat, allein exegetiſches Verdienſt haben? Das *barbariſche* Zeitalter würde ja nur eine Entſchuldigung des Mannes ſeyn; aber wir wundern uns, daſs, neben Cyprianus und Ambroſius, nicht auch des ſchriftgelehrten *Hieronymus* gedacht iſt, der doch in derſelben Zeit lebte, und von Auguſtinus ſo fleiſsig benutzt wurde. Der Behauptung: daſs ſeine Principien *grundfalſch, und weder der heil. Schrift, noch der geſunden Vernunft angemeſſen wären*, ſcheint ſelbſt eine *petitio principii* zum Grunde zu liegen. Es giebt eine „*philoſophia ſobria*," welcher gar Vieles nicht zu Munde will, was doch das ganze Alterthum für ſehr genieſsbar und nahrhaft erklärt hat. Die *ſobrietas* ſollte über ſolche Dinge nicht abſolut abſprechen. Der verſprochene Beweis, daſs A. mehr Traditioniſt als Rationaliſt geweſen, ſcheint uns in der That nicht leicht zu ſeyn, und wir möchten Hn. R. zur Führung deſſelben auffodern.

Daſs *Pelagius* (Th. III. S. 503—37) in einem weit günſtigeren Lichte erſcheinen werde, war uns, nach dieſem Vorgange, ſchon im voraus wahrſcheinlich. Es heiſst von ihm S. 505: „*Quamvis Pelagius ab erroribus non omnino* (?) *fuerit immunis, tamen quod ad eruditionem ejus attinet, Auguſtinum ingenii acumine* (??) *et ſacras literas interpretandi peritia longe ſuperavit, quod, ut alia omittamus, vel Commentarii ejus in Pauli Epiſtolas, Hieronymo olim tributi, propterea que hujus operibus inſerti, ſatis ſuperque teſtantur.*" Rec. will den kritiſchen Verdacht gegen die Ächtheit dieſes Products, welche uns durch *Voſſius* noch keinesweges gehörig gerettet zu ſeyn ſcheint, nicht auf's Neue in Anregung bringen. Aber Hr. R. ſelbſt muſs (S. 508, 509) eingeſtehen, daſs dieſer Commentar nur über die *lateiniſche* Verſion gefertigt ſey; er ſucht aber zu beweiſen, was Mehrere bezweifelten, daſs Pelagius allerdings Griechiſch verſtanden habe. Sehen wir indeſs auch hiervon ab, ſo können wir doch der Erklärungs-Manier des Pelagius nicht nachrühmen, daſs dieſer Commentar unter die beſten Erklärungen, die wir über's N. T. haben, gehöre, wie S. 510 geſchieht. Selbſt die daraus mitgetheilten Proben zeigen eine groſse Beſchränktheit, welche den ächtreligiöſen Geſichtspunct des Apoſtels Paulus nicht zu faſſen wuſste. Wie dürftig und ſchief ſind nicht ſeine Anmerkungen über Röm. 7, 7 ff., woraus S. 513 ff. Auszüge mitgetheilt werden! Nicht viel beſſer iſt es auch bey den übrigen Stellen.

Wir hätten noch Manches dieſer Art zu tadeln, wenn wir nicht überzeugt ſeyn könnten, daſs ſich der unbefangene Leſer bey dieſen zur Beſtätigung des vorhin gefällten Urtheils angeführten Proben begnügen werde. Auſserdem ſind uns verſchiedene Stellen aufgeſtoſsen, welche einer Berichtigung bedürfen. Th. III. S. 233 heiſst es von *Gregorius Nazianzenus*: „*Propter ſuum catholicam fidem defendendi ſtudium dictus eſt* κατ' ἐξοχην *Theologus.*" Nach *Gregor. Presbyt. Vita S. Gregor. p.* 149 hatte er dieſen ehrenvollen Beynamen nicht ſowohl wegen ſeiner Vertheidigung des katholiſchen Lehrbegriffs überhaupt, als vielmehr wegen ſeiner glücklichen Beſtreitung der Arianer, welche die Gottheit des Sohnes Gottes herabſetzten, erhalten. Kein Schriftſteller hatte, nach dem Berichte ſeines Biographen, ſeit dem Apoſtel Johannes, der deſshalb der *Theolog* genannt wurde, weil er lehrte: Θεος ἠν ὁ λογος, die Gottheit des Logos ſo energiſch und erhaben (δογματων ὑψει) bewieſen, als dieſer Gregorius. S. 410 wird aus *Auguſtin. de doctr. chr. Lib. II, c.* 15 die bekannte Stelle ſo angeführt: „*Proinde verſio Itala caeteris eſt praeferenda, quia verborum eſt tenacior, cum perſpicuitate ſententiae.*" Hiebey ſollte der verſchiedenen Conjecturen der Gelehrten, ſtatt *Itala* entweder *illa latina*, oder *illa* (*ſ. Mittenzwey Disput. Anti-Blanchin.* Leipzig 1760. S. 6 ff.), oder *uſitata* (was ſchon *Potter* und *Marsh* vorſchlugen, und *Kreyſsig* in ſ. *Obſervat. philol. crit. in Job.* 39, 19—25. Leipzig 1802. S. 10 vertheidigte), zu leſen, gedacht ſeyn, weil dieſe für claſſiſch gehaltene Stelle in der bibliſchen Kritik von gröſster Wichtigkeit iſt. — In den letzten Theil haben ſich mehr Druckfehler eingeſchlichen, als in die beiden erſten; ſie ſind jedoch von der Art, daſs ſie den Sinn nicht ſtören, und von Jedem leicht verbeſſert werden können.

N.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Schöne: *Portefeuille zur Nachſicht bey Fouragegeſchäften*; enthaltend die Verhältniſſe der Körnerſorten gegen einander und deren Reductionen, die Berechnungen der Verhältniſſe des ſchleſiſchen, ſächſiſchen, polniſchen und ruſſiſchen Maſses gegen den berliner Scheffel, nebſt verſchiedenen Arten des Aufmaſses, vorzüglich aber die Berechnung aller bey der königl. preuſſ. Armee angenommenen und approbirten Rationsſätze ſowohl in ſchweren Körnerſorten als Hafer allein, mit gleich beygefügten Reductionen der erſteren. Herausgegeben von *Jacob Danziger*, Calculator beym königl. preuſſ. Feld-Fourage-Depot zu Schwedt. 2te unveränderte Aufl. 1808. XII u. 116 S. 8. (16 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

1) Paris, b. Rondonneau: *Code des droits réunis ou Manuel pratique des Administrateurs, Directeurs, Inspecteurs, Contrôleurs et Employés de la Régie.* 1 Livraison. Fructidor an XII. 463 S. (6 Francs.) 2 Livraison de la même date. 400 S. 8. (6 Francs.)

2) Ebendaſelbſt: *Code des droits de taxe d'entretien des routes et des octrois municipaux.* Nouvelle édition. An XII. 164 S. 8. (1 Fr. 50 C.)

3) Paris, de l'Imprimerie du Depot des Lois: *Code des Finances, ou Recueil des Lois et arrêtes rélatifs aux Mandats, Assignats, Contributions, Fermages, Loyers et Obligations entre les Citoyens.* Avec un tableau du Cours des Mandats jusqu' à ce jour. An 5. 170 S. 8.

Die Veranlaſſung zu dem *Code des droits réunis* gab die Aufſtellung einer eigenen Verwaltung in Frankreich unter dem Namen: *régie des droits réunis,* welcher die Beziehung der Abgaben auf Tabak, Getränke, Gold- und Silber-Arbeiten, Karten, öffentliche Wagen, auf die Unterhaltung der Chauſſéen, Kanäle und zur Schiffahrt nothwendiger Arbeiten anvertraut wurden. Der *Code* enthält alle hierauf bezüglichen Geſetze und die den Verwaltern gegebenen Inſtructionen, ſo wie auch die vor dem geſetzgebenden Körper und dem Tribunat in Hinſicht mehrerer indirecter Abgaben und gedachter Regie gehaltenen Reden. Letztere beſonders lieſt man mit wahrem Vergnügen, da ſie nicht nur auf die Theorie einer weiſen Finanz-Einrichtung ſich beſchränken, ſondern vielmehr dieſelbe der Erfahrung anpaſſen. Man entwickelte die Vortheile der indirecten Abgaben, ihre wohlthätige Vereinigung mit den directen, und widerlegte das phyſiokratiſche Syſtem, das nur eine Abgabe auf das Grundvermögen zuläſst. Weit entfernt, alle Steuern auf Güter legen zu können, ſah man ſich in Frankreich genöthigt, die Grundabgaben zu vermindern. Sie waren, ſagt *Cretet*, unerträglich geworden. Hiezu trug die Ungleichheit der Steuerpflichtigkeit vieles bey, und inſofern könnten die Ökonomiſten behaupten, daſs, ſo wie einmal der Umfang und der Werth des franzöſiſchen Grundeigenthums durch die Regierung erhoben und hiernach die Gleichheit unter den Contribuenten hergeſtellt ſeyn werde, auch das Drückende der Grundabgabe wegfalle; allein die franzöſiſche Regierung iſt nicht gemeint, die Gleichheit dadurch zu begründen, daſs ſie den leichtbeſteuerten Gründen die drückende Laſt der am meiſten beſteuerten auflegt, ſondern ihre Abſicht geht dahin, letztere den erſteren gleichzuſtellen. *Fabre de l'Aude* äuſserte in ſeiner Rede über die Grundſteuer: „ſie ſey ſchon ſo drückend, daſs ſie ſelbſt dem Ackerbau ſchade, und dem Landmann die Mittel zur Bebauung, Düngung und Verbeſſerung entziehe." Dieſs beweiſt, daſs die Ökonomiſten irrig vorausſetzen: der Grundeigenthümer ſey im Stande, die Abgaben für alle Bürger vorzuſchieſsen, die Preiſe der Feldproducte zu beſtimmen, und bey dem Verkaufe ſich die gemachten Vorſchüſſe reſtituiren zu laſſen.

Die Einführung indirecter Abgaben wurde demnach in Frankreich nothwendig. Man ſuchte jedoch hiebey den nachtheiligen Wirkungen derſelben zu begegnen. Dem zufolge wurden die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens von dieſer Beſteuerungsart ausgenommen. Die franzöſiſche Regierung wollte ſich beſonders im J. 1804 nicht dazu verſtehen, das Salz zu beſteuern, welches im J. 1789 der Staatscaſſe eine reine Einnahme von 30 Millionen verſchaffte, das aber ein ſo nothwendiges Lebensbedürfniſs für Reiche und Arme iſt. In Piemont wurde zwar damals eine eigene Salzregie aufgeſtellt; allein erſtens ſollte deren Ertrag die Stelle des Chauſſéegelds erſetzen, zweytens hatte die Erfahrung gelehrt, daſs dieſes Land häufig dem Mangel und einer Theurung des Salzes ausgeſetzt war. So koſtete in einem der letzteren Kriege das Pfund Salz daſelbſt 30 Sols. Die Approviſionnirung, welche in einem Vorrath von 120,000 Ctr. beſteht, ſollte dieſem Übelſtand abhelfen, und einen leidentlichen Preis des Salzes bewirken, der ſich nicht über 35 Centimes für das Kilogramme oder 3 Sols 6 Deniers für das Pfund erheben dürfte. Dadurch, daſs man die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe von der Beſteuerung ausnahm, wurde die reichere Claſſe mehr belegt als die ärmere, indem letztere ſich gewöhnlich auf das Unentbehrliche beſchränkt, welches bey jener der Fall nicht iſt. Man wählte zu indirecten Abgaben Objecte, deren beynahe allgemeiner Gebrauch eine leichte Abgabe zulieſs, ohne einen reichlichen Ertrag auszuſchlieſsen. Dem Einwurf der zu groſsen Erhebungskoſten indirecter Abgaben wich man durch die Aufſtellung einer Regie für mehrere Steuern dieſer Art aus. Man zog dieſe Beziehungsart der Verpachtung vor, von welcher *Cretet* ſehr richtig ſagt: *ce mode de percevoir les contributions, contracte un caractère de rigueur*

Digitized by Google

ſous l'empire de l'interèt privé; les citoyens éprouvent des actes et des formes oppreſſives trop cherement achetées par quelques avantages ſur les produits." Auf dieſe Weiſe wurden die Nachtheile der indirecten Auflagen beſeitigt und ihre Vortheile um ſo fühlbarer. Sie ſtehen immer im Verhältniſs mit dem Verbrauch, während daſs die directen weder nach der Production noch nach dem Verbrauch berechnet werden. Bey erſteren ſteht es in der Willkühr eines jeden, durch gröſseren oder geringeren Verbrauch mehr oder weniger Abgabe zu bezahlen, den Verbrauch und alſo auch die Steuer mit dem Einkommen ins Gleichgewicht zu ſetzen; bey den directen hingegen muſs ohne Berückſichtigung des Ertrags, der Nachfrage, des Preiſes, des Verbrauchs eine beſtimmte Abgabe entrichtet werden.

Unter den oben genannten Steuern ſind die auf den Tabak gelegten ſehr ſtark. Gleich bey der Einführung ausländiſcher Tabaksblätter müſſen vom Centner, wenn dieſelbe auf franzöſiſchen Schiffen erfolgt, 40, auf fremden 50 Francs bezahlt werden. Die Verarbeitung hat ſodann eine Abgabe von 20 Francs vom Centner zu erleiden. Der Fabrikant muſs ſich auſserdem mit einer jährl. Licenz verſehen, ſo wie der Tabakshändler, bey dem die Abgabe nach dem Abſatz berechnet wird, und 1 Sol vom Pfund nicht überſteigen darf. Es kann daher geſchehen, daſs die ſämmtlichen Abgaben vom Centner 80 Franken und vom Pfund 16 Sols betragen. *Fabre de l'Aude* hielt auch dafür, daſs ſie für die franzöſiſchen Fabriken die nachtheiligſten Folgen haben könnten, indem die Ausländer ungleich wohlfeileren Tabak zu liefern im Stande ſeyen, und demnach nicht nur die Einſchwärzung begünſtigt, ſondern auch die Nachfrage im Ausland vermindert würde. Die Regierung mochte dieſs gefühlt haben, und half bey der Ausfuhr einigermaſsen dadurch, daſs die Abgabe der Verarbeitung für den ins Ausland verſchickten Tabak zurückgegeben werden ſoll. Bey den humanen und liberalen Grundſätzen der franzöſiſchen Regierung erſtaunt man, in der Rede des Staatsraths *Cretet* die Stelle zu finden: „*La queſtion du tabac ne ſe préſente jamais en legislation, ſans rappeller des regrèts ſur l'inutile deſtruction de cette branche importante du revenu public, mais cet: on ne doit pas ſonger au retabliſſement d'une fabrication nationale, excluſive.*" Wie kann die Abſchaffung eines Monopols bedauert werden, das in die Hände Weniger unermeſsliche Schätze lieferte, eben hiedurch aber vielen Familien den Wohlſtand raubte, und die wohlthätige Concurrenz, die Bürgin der Wohlfeilheit und der Güte der Waaren, ausſchloſs? Darf nur ein Staat, der Pflichten für das Wohl der Bürger hat, dieſen ihre Nahrungszweige, die Quelle ihres Glücks, und ſogar der zu bezahlenden Abgaben entziehen? Die übrigen Redner zeigten auch das Unzuläſſige und Unbillige eines Taback-Monopols.

Die Abgaben auf die Getränke ſind ſehr gering. Von einem Hectolitre (107 Bouteillen) Wein werden nur 40 Centimes, von einem Hectolitre Moſt 10 Centimes gezahlt. Von dieſer Abgabe nahm man noch überdieſs für den Verbrauch einer Familie 9 Hectolitres Wein und 18 Hectolitres Moſt, und für Abgang 10 Procente aus. Der Bezug geſchieht bey der Einfuhr in den Städten und auf dem Lande mittelſt einer Inventariſation in den Kellern der Privaten nach der Weinleſe. — Von dem Bier zahlt man gleichfalls 40 Centimes vom Hectolitre, mit der Abänderung jedoch, daſs 15 Procente für Abgang in Abzug kommen, und daſs von dem, zu eigenem Gebrauch gebraueten Bier nichts bezahlt wird. Die Art, dieſe Abgabe zu beziehen, iſt ſehr einfach, und verdiente daher auch in anderen Ländern eingeführt zu werden. Man rechnet nach der Menge und dem Umfang der Keſſel. So oft gebraut, und das Bier in den Fäſſern aufbewahrt wird, muſs der Einnehmer hievon in Kenntniſs geſetzt werden. — Bey den gebrannten Waſſern zahlt man nur jährlich für die Licenz 10 Francs, ausgenommen wenn hiezu Kirſchen und Korn verwandt werden. In letzterem Fall müſſen vom Hectolitre der zum Brennen beſtimmten Subſtanz 40 Centimes nach der Menge und dem Umfang der Keſſel und unter Anrechnung von 50 Deſtillationen im Monat entrichtet werden. Man wandte gegen die ermeldete Beſteurung der Getränke mit Recht ein, daſs das gehörige Verhältniſs zwiſchen Wein, Bier, Moſt und Brantwein nicht beobachtet ſey. Beſonders auffallend iſt dieſs bey letzterem. Der Wein-Brantwein, welcher noch einmal ſo viel koſtet als der Korn-Brantwein, zahlt von 6 Hectolitres Wein oder Subſtanz zu 1 Hectolitre Brantwein nur 48 Sols, während daſs der Kornbrantwein bey dem Ertrag des ſiebenten Theils aus der Subſtanz 56 Sols bezahlt.

Das Geſetz vom 19ten Brumaire im Jahr VI, handelt mit der gröſsten Beſtimmtheit über Gold- und Silber-Arbeiten. Jene müſſen einen Gehalt von 920, oder 840, oder 750 Millièmes, dieſe von 950, oder 800 haben, jedoch werden bey erſteren drey, bey letzteren 5 Millièmes nachgeſehen. Für den wirklichen Gehalt ſichern die Stempel. Deren werden drey angewandt, der des Fabrikanten, welcher in dem Anfangsbuchſtaben ſeines Namens nebſt einem Zeichen beſteht, der des Gehalts, welcher einen Hahn vorſtellt, und durch eine der Numern 1, 2, 3, die Verſchiedenheit des Gehalts bezeichnet, und der des Sicherheits-Amts. Bey kleinen Arbeiten, die dieſe drey Stempel nicht zulaſſen, wird bey Gold nur ein Hahnenkopf, bey Silber ein Büſchel (*faiſceau*) eingeprägt. Beſondere Stempel ſind 1) eine Axt bey alten Gold- und Silber-Arbeiten; 2) die Buchſtaben: E. T. bey fremden; 3) die Zahl des Gehalts mit dem Wort *doublé* und einem eigenen Zeichen bey plattirten; 4) der ſogenannte Stempel *de recenſe*, deſſen man ſich bedient, um Betrügereyen vorzubeugen; 5) der Stempel für Gold- und Silber-Stangen. Ohne die Probier-Koſten müſſen vom Hectogramme neufabricirten Goldes 20 Francs, bey Silber 1 Franc, und vom Mark geläu-

Digitized by Google

terter Stangen von Gold 2 Francs, von Silber 10 Sols bezahlt werden. Zwey Drittheile dieſer Abgaben erhält man bey der Ausfuhr zurück. Geſandte und fremde Reiſende ſind hievon frey, jedoch darf bey letzteren das bey ihnen ſich befindende Gold u. Silber nicht über 5 Hectogrammes wiegen. — Bey der Uhren-Fabrik zu Beſançon, deren Arbeiten man an den Buchſtaben: F. N. B. erkennt, wird zu den Uhren der obige niedrigſte Gehalt von Gold und Silber verwandt. Die übrigen Uhren hingegen müſſen, wenn ſie von Gold ſind, 760 Millièmes, ſilberne 834 enthalten, jedoch werden bey jenen 10, bey dieſen 21 Millièms nachgeſehen. Ihr Stempel beſteht in den Buchſtaben: F. S. (*Fidélité, Sureté*).

Es wäre zu wünſchen, daſs in Deutſchland, wo man gewöhnlich, beſonders bey kleinen Arbeiten, vergoldetes Kupfer anſtatt des Goldes erhält, die nämliche Aufſicht und ſtrenge Beobachtung des geſetzmäſsigen Gehalts eingeführt würde. Die kurerzkanzlerſche Verordnung vom 4ten Januar 1805 macht zwar auf den unverhältniſsmäſsigen Gehalt der Goldarbeiten aufmerkſam, iſt aber zu allgemein gefaſst. Der Staat hätte hiebey den Vortheil, von einer Luxuswaare ſich eine Abgabe bezahlen laſſen zu können, welche der Käufer mit Vergnügen entrichtete, weil er hiedurch gegen Betrügereyen ſichergeſtellt wäre. Das Gewerb ſelbſt müſste hiedurch gewinnen, da es ein gröſseres Zutrauen erhielte. Geſetzt aber auch, die Abgabe und der beſſere Gehalt vertheuerte die Waaren, und verminderte den Abſatz: ſo erwächſt daraus ein Vortheil für den Staat, indem um ſo weniger Gold und Silber der Circulation entzogen wird. Aus letzterem Grunde iſt überhaupt die Verarbeitung der edlen Metalle nicht zu begünſtigen.

Wenn ein Artikel indirect beſteuert zu werden verdient: ſo ſind es die Spielkarten. Die Abgabe von jedem Kartenblatt beträgt in Frankreich ½ Centime. Von den öffentlichen Wagen muſs der zehnte Theil des Fuhrlohns und der Waarentransportkoſten erlegt werden. — Eine der drückendſten, und beſonders dem Verkehr nachtheiligen Abgaben in Frankreich iſt das Weggeld, das bey einem Wagen, woran über 6 Pferde geſpannt ſind, für ein jedes Pferd auf eine Entfernung von 5 Kilometres 12 Sols beträgt.

Das Geſetz vom 7ten Germinal im Jahr VIII, machte einige mildernde Abänderungen, und hob die progreſſive Zunahme der Abgabe auf. — Von den Schiffahrts-Zöllen im inneren Frankreich läſst ſich erwarten, daſs ſie nicht zu drückend, und der Lage angemeſſen ſind, da bey ihrer Einführung die Kauf- und See-Leute zu Rathe gezogen wurden, und da ſie nur wieder für die Schiffahrt verwandt werden. Die Abänderungen, welche obige Abgaben inzwiſchen erlitten haben, werden nächſtens bey der Recenſion eines neueren franzöſiſchen Werks über die Finanzen angezeigt werden.

No. 2 enthält die ſeit dem 24ſten Fructidor im Jahr V, bis zum 7ten Ventoſe im Jahr XII gegebenen Geſetze, in Betreff des Wegegeldes, der Geleiſe und des Gewichts der Poſt- und Fracht-Wagen, und der zur Beſtreitung der Municipal-Auslagen und Unterſtützung der Armuth in den Städten errichteten Zölle. Unerachtet man im Jahr VII den Ertrag der pariſer Zölle zu 8,600,000 Francs ſchätzte, wurden ſie nichts deſto weniger, als unzureichend, noch erhöht.

No. 3, eine Sammlung der in Frankreich vom 28ſten Ventoſe im Jahr IV bis zum 17ten Brumaire im Jahr V gegebenen Finanzgeſetze, findet gröſstentheils keine Anwendung mehr, und kann daher nur noch als ein Beytrag zu der Geſchichte des Papiergeldes, und beſonders der franzöſiſchen ſogenannten *Mandats territoriaux* angeſehen werden. Die zu groſse Menge der Aſſignaten, das Miſsverhältniſs zwiſchen ihnen und dem Werth des Unterpfands, das Aufwechſeln und der Parteygeiſt hatte die gedachte Papiermünze auſser allen Credit gebracht. Es war hieraus eine Verwirrung in der Bezahlung der Steuern, Mieth-, Pacht-Zinſe und anderer Schuldigkeiten entſtanden. Der Handel und die Gewerbe ſtockten. Man glaubte Mittel hiegegen darin zu finden, daſs man den 28ſten Ventoſe im Jahre IV den Verkauf der Gold- und Silber-Münzen ſtreng verbot, die Aſſignaten auſser Umlauf ſetzte, und die ungeheure Summe von 2400,000,000 Francs in Mandaten ſubſtituirte. Man gab ſich alle Mühe, um dieſen den Credit zu verſchaffen, welchen jene verloren hatten. Sie ſollten in allen Caſſen als baare Münze angenommen werden. Alle Nationalgüter wurden als Hypothek mit der Ausdehnung unterſtellt, daſs der Eigenthümer der Mandate das ihm anſtändige Nationalgut nach dem Schätzungswerth mit Mandaten kaufen konnte. Allein das Zutrauen der Nation für Papiermünzen war ſo ſehr dahin, daſs in fünf Monaten nach ihrer Entſtehung 100 Livres in Mandaten gegen baares Geld nur noch den Werth von 1 Livre und 17 Sols hatten, ein Beweis, wie wenig Staaten auf ihren Credit rechnen können, und wie alles von der öffentlichen Meinung abhängt, die zu oft nur durch Schein und Zufall geleitet wird. Es iſt bedenklich, hierauf ein Finanzgebäude zu gründen. Wie unſicher iſt es und wie gefährlich für den Staat und die Bürger! Allein der Privatcredit der erſten Häuſer Englands rettete im Jahr 1745 den öffentlichen Credit dieſes Reichs. Kann daſſelbe aber immer hierauf mit Gewiſsheit rechnen? Wird nicht vielmehr die Zernichtung des ſchon ſo ſehr erſchöpften Credits aus der progreſſiven Vermehrung der Staatsſchulden, noch mehr aber aus der Sperrung der europäiſchen Häfen erfolgen, wenn die Quelle des brittiſchen Wohlſtands, der Abſatz ſeiner Colonial- und Manufactur-Waaren verſtopft iſt, wenn daher der Engländer den Krieg nicht mehr als Mittel anſehen kann, durch den Alleinhandel

und die willkührliche Beſtimmung der Preiſe ganz Europa zu beſteuern, und ungeheure Summen zu gewinnen? eine Kriſe, die mit Wahrſcheinlichkeit entweder einen baldigen Seefrieden, oder aber Englands Untergang vorausſehen läſst. Htr.

NATURLEHRE.

Hamburg, b. Perthes: *Die Metaphyſik des Menſchen*, oder *reiner Theil der Naturlehre des Menſchen.* Enthaltend: 1) Grundlinien einer Metaphyſik der Natur im Allgemeinen, beſonders des organiſirten Theils; — als Einleitung zur Grundlage eines wiſſenſchaftlichen Syſtems der Medicin. 2) Die Organographie des Menſchen, oder Beſchreibung ſeiner organiſchen Modificationen im Raume. 3) Die eigentliche Metaphyſik des Menſchen, oder Ausführung des Ideals einer *möglichen* athletiſchen Geſundheit; das iſt, Beſchreibung des Menſchen der Zeitfolge nach, von dem Moment der Entſtehung bis zum Moment des Aufhörens. Mit 15 Tabellen und einer Kupfertafel. Von *Joh. Chriſt. Goldbek*, ausübendem Arzt in Altona. 1806. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Was zur näheren Bezeichnung von dem Charakter dieſes Schriftſtellers nothwendig iſt, haben wir ſchon 1804 No. 280 den Leſern dieſer Zeitung mitgetheilt. Der Vf. iſt nicht im Mindeſten von dem Standpunct der Kantiſchen Metaphyſik der Naturwiſſenſchaft abgewichen. Was er in der a. a. O. beurtheilten Schrift (dem erſten Theil der Metaphyſik des Menſchen) von Materie, Bewegung, Feſtem und Flüſſigem, Mineraliſchem, Vegetabiliſchem und Animaliſchem u. ſ. w. geſagt hat, kommt alles hier wieder faſt mit denſelben Worten. Es liegt uns demnach nur das neu hinzugekommene, die eigentliche Metaphyſik des Menſchen, zu beurtheilen ob. Nach einer Stelle aus *Schmidt's philoſ. Phyſiologie über die Theorie der organiſirenden Kraft thieriſcher Körper* und einigen *vorläufigen Begriffen von Leben, Geſundheit, Krankheit und Tod*, geht der Vf. zur Betrachtung des Menſchen in ſeiner ganzen Entwickelung über vom erſten Moment des irdiſchen Daſeyns bis zum letzten. Die Entſtehung des Menſchen ſey das Werk eines Momentes, von Einpflanzung der Faſer in den Tropfen. Dieſs könne man zugleich den erſten Zeitraum oder natürlichen Zeitpunct des Daſeyns heiſsen. Der zweyte ſey vom Streben nach Mannichfaltigkeit erfüllt, und theile ſich wieder ab in den Zeitraum *vor* und den *nach* der Geburt. Jener habe wieder drey Zeitpuncte: 1) den des *Keims* (*Rudimentum*); 2) den der *Puppe* (*Embryo*); 3) den der *Frucht* (*Foetus*). Ein Lymphgefäſs ſey das Eigenthümliche des Keims, woraus ſich dann das Blutaderſyſtem bis zur Faſſung im ſpringenden Punct und das Nervenſyſtem von da an immer deutlicher und entſprechend dem ſchon feſter gewordenen Blutſyſtem entwickle. (So wenigſtens müſſen wir den Sinn faſſen, wenn es einer ſeyn ſoll.) Die Geſchichte der Puppe und der Frucht wird ziemlich dürftig nach Gemeinbegriffen behandelt; eben ſo die Geſchichte des Menſchen von der Geburt an, mit Ausnahme des Gedankens von der fortgeſetzten Ausbildung des Saugader-, Blutader- und Nerven-Syſtems und ihres Verhältniſſes zu einander, welcher ziemlich feſt gehalten wird, aber, wie alles zu materiell genommene, zuletzt eine ſehr craſſe Ausbildung erhält. So ſoll die Phantaſie mehr mit der Prädominenz des Saugaderſyſtems im Gehirn, die Urtheilskraft mit der Prädominenz der Blutadern und das eigentliche Denken mit der Prädominenz der Nervenſubſtanz übereinſtimmen. Der Vf. giebt dieſs allerdings für Vermuthung; wir wollten aber nur die Abwege zeigen, auf welche die Conſequenz aus einſeitigen Prämiſſen führt. — Den Begriff der Geſundheit, wie er auf dieſem Standpunct gefaſst werden kann, knüpft der Vf. ganz verſtändig an das in jeder Periode des Lebens jedesmal herrſchende Syſtem und das darin beſtehende Verhältniſs von Zeit und Raum. Wenn dieſe Unterſchiede in ihrer wahren Ordnung aufgefaſst, und dabey vorzüglich die kurze Dauer der lymphatiſchen Periode, die längere des Blutſyſtems und die alle anderen an Länge und Dauer übertreffende des Nervenſyſtems, ſo wie die Entwickelung eines jeden dieſer Syſteme in ſeine Mannichfaltigkeit gehörig betrachtet werden, dann mag die Geſundheit, welche jetzt ſo ſehr relativ iſt, ſich der athletiſchen nähern. Der letzte §. 43 (Zeitpunct des Aufhörens: „Die anſchauende Erkenntniſs der Einheit und Gottheit wird das Höchſte des denkenden Athleten und ſomit das Letzte des lebenden Menſchen ſeyn,") ſticht ſonderbar gegen Styl und Sinn des Übrigen ab, und iſt entweder ganz unverſtändlich und ſinnlos, oder man *muſs* in dem Vf. noch etwas Tieferes vermuthen, und iſt berechtiget, ihn auf einer weit höheren Stufe der Bildung annoch zu erwarten. — Die angehängten Tabellen ſollen den ausgeſprochenen Gedanken zu näherer Überſicht dienen. Die Kupfertafel verſinnlicht des Vfs. Vorſtellung vom Blutſyſtem, von deſſen Einheit ſowohl als Vertheilung und dem Übergewicht des Arterioſen oder Venoſen in Herz und Lungen, Leber und Milz, männlichen und weiblichen Genitalien, ſo wie im männlichen und weiblichen Körper überhaupt.

K. I. W.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Schöne: *Beſchreibung meiner Reiſe in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein und von der Moſel im 6ten Jahre der franzöſiſchen Republik.* In Briefen an einen Freund in Paris. Vom Bürger *J. N. Becker.* 2te Aufl. 1808. XXV u. 424 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Index botanicus ſiſtens omnes fungorum ſpecies* in *D. C. H. Perſoonii* ſynopſi methodica fungorum enumeratas una cum varietatibus et ſynonymis, confectus a *D. G. H. L.* 1805. $2\frac{1}{4}$ Bogen. 8. (4 Gr.) S. Recenſ. der Perſoonſchen Synopſis der beiden erſten Hefte. 1807. No. 269.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 3 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Neueſte Syſteme der Phyſiologie.

1. a) Paris, b. Deterville: *Principes de Phyſiologie*, ou Introduction à la science expérimentale, philosophique et médicale de l'homme vivant; par *Charles Louis Dumas*, de l'Institut national de France; Profess. d'Anatomie et de Phyſiologie, chargé des Cours de Clinique interne etc. à l'Ecole de Médecine de Montpellier etc. Tome I. XXX u. 480 S. mit drey Tabellen, T. II. 501 S. T. III. 607 S. mit einem Kupfer. An VIII. 1800. T. IV. 627 S. An XI. 1803. gr. 8.

1. b) Göttingen, b. Dieterich: *Anfangsgründe der Phyſiologie* oder Einleitung in eine auf Erfahrung gegründete, philoſophiſche und mediciniſche Kenntniſs des lebenden Menſchen von *Karl Ludwig Dumas* u. ſ. w. Aus d. Franz. überſetzt und berichtigt von *L. A. Kraus* und Dr. *L. J. Pickhard*. 1807. 1 Bd. X u. 518 S. 2 Bd. VI u. 510 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

2) Koblenz, b. Laſſaulx: *Expoſition der Phyſiologie*, von *J. Görres*, Prof. an der Secondär-Schule in Koblenz. 1805. XXXII u. 344 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

3) Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Grundzüge zu einem Syſtem der Phyſiologie des Organismus*, von Dr. *Auguſt Eduard Keſsler*. 1807. 317 S. kl. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

4) Landshut, b. Krüll: *Phyſiologie des Menſchen mit durchgängiger Rückſicht auf die comparative Phyſiologie der Thiere*. Zu akademiſchen Vorleſungen bearbeitet von *Ph. Hr. Walther*, D. der Philoſ., Med. und Chirurgie, kön. bayer. Medicinalrath, öffentl. ord. Lehrer der Phyſiologie, Chirurgie und der chir. Klinik u. ſ. w. zu Landshut. I Band. 1807. XVIII u. 453 S. II Band. 1808. IV u. 432 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Allerdings bedarf es jetzt keines Lehrens mehr, daſs ohne Phyſiologie die Medicin ein Geſchäft der Quackſalber ſey. Kein Arzt, ſelbſt kein Chirurg wird irgend etwas gethan haben, von dem er nicht im Stande wäre, ein Langes und Breites aus einer Phyſiologie darüber zu erklären, das ſowohl ihm, als einer groſsen Menge, höchſt verſtändlich und natürlich iſt, wie man denn immer am leichteſten begreift, was man nicht verſteht. Dieſe Phyſiologie iſt aber, auſser dem Anatomiſchen und Phyſikaliſchen an ihr, nicht mehr werth, als jede Erklärungsart irgend eines geſcheiden Mannes, der, obgleich ein Laie, doch über Alles manches Intereſſante und Verſtändige zu ſagen weiſs. Die gewöhnliche Phyſiologie, ſo wie ſie, vergeſſend die alte Zeit, in der neueren ſich feſtgeſetzt hat, erhebt ſich nicht über den in die Augen fallenden Vorgang der organiſchen Geſchäfte. Sie ſieht nicht mehr, als daſs die Speiſen im Munde zermalmt, mit dem Speichel vermiſcht, im Magen zu Chymus, in den Därmen zu Chylus verwandelt, durch die Milchgefäſse eingeſogen, in die *Subclavia* ausgeleert, und endlich dem Blute ähnlich gemacht werden. Zu einem Worte über das Weſen der Organe, über deren urſprüngliche Abſtammung, und demnach über deren Verhältniſs zu einander, auſser dem, wie ſie mechaniſch ſich die Säfte überliefern oder ſonſt zuſammenhängen, iſt ſie durchaus nicht zu bringen. Sie meint, die Leber ſey gar da, um Galle abzuſondern, damit dieſe zur Verdauung helfe; die Harnblaſe, damit man nicht beſtändig harnen müſſe, was viele Unbequemlichkeit mit ſich führe; die Grimmdarmklappe, damit der Darminhalt länger zögere, und mehr von ihm eingeſogen werden könne u. ſ. w.

Alle Phyſiologie läuft bloſs darauf hinaus, aufzuzeigen, welche Functionen oder Materien der Natur denen im Thiere gleich ſind, und wie ſie ſich wieder unter einander verhalten. Dieſes iſt das einzige Beſtreben der jetzigen naturphiloſophiſchen Medicin, zu der *Schelling* den Grund gelegt; verſchiedene Verſuche ſind gemacht, aber alles, was bisher darüber im Druck erſchienen, ſchwebt gröſstentheils noch bloſs in den Hauptorganen, und kennt noch nicht die Zerfallungen und Entſprechungen der einzelnen Organe. Dieſer Parallelismus der Natur mit dem Thiere, und folglich mit dem Menſchen offenbart ſich ſchon in den erſten Regungen der Heilkunde, und mit dem erſten Bewuſstſeyn dieſer Gleichheit war auch die wahre Idee der Medicin als Wiſſenſchaft gegeben. In dieſer Anerkennung der beiden Welten als nur einer auf verſchiedenen Stufen, liegt alle Quantität und Qualität der thieriſchen Organe und der Mittel, ſie zu beherrſchen, verſchloſſen, wofern man nur einmal eingeſehen, daſs die groſse Natur nicht wie ein zweyarmiger Hebel auf und nieder gehe, ſondern aus einem Zuſammenwirken mehrerer, ganz in ihrem Weſen verſchiedener Actionen lebendig beſtehe. Nur iſt leider auch dieſe von Gott

Digitized by Google

den Menſchen eingeborene Idee in dem Haufen, der ſie nur geerbt hat, indem ſie in ihm ſelbſt noch nicht erwacht iſt, zu einer mechaniſchen Zählerey verſtümmelt worden. Lehrte ein groſser von Gott begeiſterter Mann, der Menſch ſey in ſeinen Organen nur Ebenbild der Natur, alle Functionen dieſer müſſeſt du in jenem wiederfinden: ſo verſtand der nur hörende aber nicht denkende Haufen, er müſſe Sonne, Mond, die ſieben Planeten, den ganzen Thierkreis, Wind, Regen, Hagel, Schnee, feſtes Land, Meer und Flüſſe u. ſ. w. im Menſchen ſuchen; jedes Organ erhielt nun ſeinen Schutzgeiſt in den Weltkörpern; die Sonne, der Jupiter, die Venus u. ſ. w. ſtanden bald dieſem, bald jenem Organe vor, das Glück, die Geſundheit und Krankheit der Menſchen hing von den willkührlich gedeuteten Himmelszeichen ab, die Nativitätſtellerey wurde ein Gewerb, die Aſtrologie zu einem Wuſte ſinnloſer Streiche der Betrüger. Man ging endlich ganz conſequent von den Weltkörpern herunter zu den Subſtanzen der Erde; man ahnete auch den Parallelismus der Mineralien und Pflanzen mit den Organen der Thiere: aber ſtatt den tiefen, heiligen Zuſammenhang zu erforſchen, betrachtete man bloſs die äuſseren Attribute, was allein dem Haufen vergönnt iſt; Figur, Farbe, Lage, Standort, Subſtanz wurden verglichen, und, ſo viel Bedeutendes auch *hierin* liegt, doch ſinnlos auf die ähnlichen Organe im Menſchen übergetragen; ſo entſtanden Blutſtein, Leberſtein, Lungen-Leberkraut, Knabwurz, der Adler im Farrnkraut u. dgl. Man ging noch weiter, und ſuchte dieſe äuſseren Signaturen ſelbſt im Thiere auf, die Chiromantie mit dem übrigen Heere von ... mantieen erhob ſich, und ſo wurde die Phyſiologie ſammt der Heilkunde durch Signaturen unter Siegel gelegt.

Doch wir dürfen keine Studien unſerer Väter verachten, jetzt ſtolz auf ſie zurück ſehen, Gott dankend, daſs wir nicht ſind, wie dieſe Leute. Eine ſchöne, tiefe Vorbedeutung iſt dieſe Periode der Welt; nicht umſonſt hat ſie ſich ſo lange damit herumgetrieben; ſchon darum müſſen wir uns hüten, unbedingt dieſe Künſte zu verwerfen, da ſie ſo lange die allgemeine Beſchäftigung waren. Die Welt kann ſich nur mit der Wahrheit vertragen, alles andere muſs ſie auswerfen — aber zur Wahrheit ſind Stufen; auf der unteren muſs die Menſchheit ankommen, ehe ſie zur zweyten geht; nothwendig hat das auf der zweyten keine Wahrheit mehr, was ſie auf der erſten hatte, auſser nur in ſo fern in dieſer ſchon die Tendenz zur zweyten Stufe gelegen — alſo nur die Idee alles dieſes Treibens iſt wahr, und keine Periode der Welt wird ſie zu verſcheuchen vermögen; nur Einzelne können ſie verlieren, aber das Ganze muſs ſie, ſey es auch bewuſstlos, als einzig anerkennen. Allem dieſem belachten Treiben, an dem ſich die Vorwelt labte, liegt nur Eine Idee zu Grunde, die allem gemein iſt, nämlich die von dem *Parallelismus der Natur mit dem Thiere;* die Ausführung iſt miſslungen, weil man nur auf die *äuſsere* Signatur geſehen. Aber muſste dieſe nicht zuerſt beſehen ſeyn, ehe man zur inneren gehen konnte? Muſste man nicht durch viele Jahrhunderte prüfen, ob die Gleichheit beider Naturen nicht in dem Äuſseren liege? und zum Theil liegt ſie auch nothwendig darin; wir erſt wiſſen jetzt, daſs das Äuſsere nicht hinreiche, dieſe Gleichheit zu finden, aber wir wiſſen es nur, weil es unſere Ältern vergeblich geſucht haben. Wären dieſe Jahrhunderte nicht vorüber, was blieb uns, als dieſe Schule jetzt zu machen? Wir wären alſo der Anfang der Periode, an deren verhalltem Ende wir ſtehen mit dem klaren Reſultate. Das Weſen des Parallelismus der Natur mit dem Thiere beſteht in den inneren, verbunden mit den äuſseren Signaturen.

Doch nicht bloſs jene Jahrhunderte, welche wir vergeſſen zu haben einbilderiſch wünſchen, haben die Gleichheit der Natur mit dem Menſchen als das höchſte Princip der Phyſiologie erkannt; auch jetzt übet noch täglich jeder Arzt *in Praxi* dieſes Princip aus, ſo ſehr er auch, durch das Geſchrey der Zeit übertäubt, ſich theoretiſch davor bewahren mag. Was ſuchen wir anders mit unſeren *ſpecifiſchen* Mitteln, als *den* Naturkörper, der mit dem kranken Organe gleichen Werth, gleiche Natur hat, kurz, der in der groſsen Welt an derſelben Stelle ſteht, welche dem Organ in dem Thiere angewieſen iſt? Freylich wiſſen wir bis jetzt nichts von dieſem unſerem Thun, das wir theils geerbt haben, theils auch dem Arzte und jedem, der Heilmittel ſucht, weſentlich iſt. Die Wirkung der Specifica iſt uns jetzt freylich ein Arcanum, und um ſo mehr, da man ſogar allen Schein ablegt, als wollte man dieſe Wirkung in der Gleichheit, in der Sympathie beider Naturen ſuchen, eine Politik, die ſtillſchweigend unter den Ärzten Ton geworden, weil es einmal einem Menſchen, der das Einzelne nur als Iſolirtes, und nie in dem endloſen Zuſammenhange mit dem All aufzufaſſen fähig geweſen, gefallen, dieſe ihm zu groſse Idee zu belachen, und weil er wegen der zahlreichen Geiſtesverwandtſchaft eine Menge Mitlacher gefunden. Aber wird dieſe geheimniſsvolle Wirkung nicht klar werden, wenn wir ausgeforſcht haben, daſs eben dieſes ſo wunderbar wirkende Mittel in dieſer Krankheit gerade das Entſprechende, das Sympathetiſche des afficirten Organes ſey? Wird nicht die Wirkung aller Heilmittel klar und alles Arcanum verſchwunden ſeyn, ſobald die ſympathetiſche Wiederholung beider Naturen bis ins Einzelne herab durchgeführt iſt, wozu freylich noch wenig Ausſichten, aber wozu doch die Grundzeichnungen und die Richtung des Weges vollendet ſind? So lange aber die Phyſiologie nicht ſo weit gekommen, ſo lange iſt zu rathen, bey dem Heilverfahren ja keinen anderen Gründen zu folgen, als denen, die aus ihm ſelbſt genommen ſind. Nur hippokratiſche Medicin iſt das nicht bodenloſe Princip, das allein in der Praxis beybehalten werden muſs, bis die Phyſiologie rein, ſo geboren iſt, wie hier die Anfoderungen an ſie gemacht ſind.

In den hier zu beurtheilenden deutſchen phy-

Digitized by Google

ſiologiſchen Lehrbüchern regt ſich durchgängig der Geiſt, welcher bis jetzt geſchildert worden; aber in keinem einzigen iſt, ungeachtet der Vortrefflichkeit, der ganz richtige Weg eingeſchlagen, obſchon alle die Idee klar und vollſtändig gefaſst und ſelbſt dargeſtellt haben. Der allgemeine Grund liegt darin, daſs ein phyſiologiſches Syſtem dieſer Art jetzt noch etwas Neues iſt, und es daher das nicht vorgearbeitet findet, was anderen ſogenannten phyſiologiſchen Handbüchern zu Gebote ſteht: der beſondere aber liegt theils in dem Unvermögen, das Einzelne ſelbſt der philoſophiſchen Conſtruction innig einzuverleiben, theils aber in dem Mangel der Unterſcheidung deſſen, was von dem Univerſum ſich im Thiere wiederholt, und endlich in einer gewiſſen Ausartung zu äuſseren Signaturen, die zwar durchaus von den alchemiſtiſchen verſchieden ſind, aber deſſen ungeachtet ewig äuſsere Signaturen bleiben, denen das innerſte Weſen der thieriſchen Organe nicht gleichgebildet ſeyn kann. Hieher gehören vorzüglich die bloſs geometriſchen Verhältniſſe des Weltſyſtems, die Umläufe der Planeten und Kometen nebſt allen Betrachtungen, die reine Objecte der mathematiſchen Aſtronomie ſind. Freylich fallen dieſe Bewegungen der Maſſen und aſtronomiſchen Kräfte zunächſt in die Augen, und werden daher auch von den neuen Phyſiologen ergriffen; aber eben dieſe Leichtigkeit möge ſie doch an die Verirrungen der Aſtrologen erinnern, und die Kritik der neueren Zeit eines Kampfes überheben lehren, der nur zum Ausraufen des Unkrauts, und nicht zum Einſaen der ächten Früchte geführt werden könnte! Was aber die Nachbildung des Univerſums im Thierreiche betrifft: ſo bedenke man doch, daſs dieſes nur in der Idee ſeyn könne, und realiter nur das Sonnenſyſtem ſich auf dem Planeten wiederhole; denn das Sonnenſyſtem iſt für ſich das ganze Ebenbild des Univerſums, und alle Sonnenſyſteme ſind ſich in dieſer Hinſicht gleich; was daher in dieſen ſich fortbildet, iſt nur Wiederholung ſeines eigenen Weſens. Es iſt daher ein Abweg, wenn man Milchſtraſse, Nebelſterne u. ſ. w. im Organismus wiedergebildet finden will; es macht die Wiſſenſchaft von neuem lächerlich, und entzieht ihr die vortrefflichſten Köpfe. Sucht vor allem eure Grenzen zu beſtimmen, und dann werdet ihr euch mit keinem Nachbar befeinden, wenn nicht etwa dieſer ſeine eigenen Grenzen nicht kennt. Rec. hat dieſe beiden Puncte ſchon hier ausführlicher berührt, weil ſie auf dem vortrefflichen Wege liegen; die anderen Mängel ſtehen noch zu tief, als daſs im Allgemeinen Winke darüber gegeben werden ſollten.

Es werden hier abſichtlich die Hauptwerke der Franzoſen und Deutſchen in der neueren Zeit zuſammengeſtellt, um die durchgängige Verſchiedenheit der Richtungen, welche die Phyſiologie bey beiden, und im Grunde bey allen Nationen genommen hat, und wie dennoch jede in ihrer Art vortrefflich iſt, zu zeigen. Die Franzoſen und alle anderen Nationen haben zu wenig phyſiologiſche Lehrbücher, die Deutſchen dagegen zu viel, und dennoch ſind dermalen, trauriges Geſtändniſs! die Naturwiſſenſchaften in keinem Lande nachläſſiger cultivirt, als in Deutſchland. In anderen Ländern ſind dieſe das Modeſtudium geworden; aber bey uns iſt der Sinn dafür noch nicht einmal allgemein. Woher kömmts? Von der Verſchiedenheit, die Naturwiſſenſchaften zu treiben und zu lehren, und von der anderen Leſerey, die bey uns Mode iſt. Es iſt nicht zu leugnen, daſs die Deutſchen mehr philoſophiſchen Geiſt haben; aber dieſes Bewuſstſeyn greift ſo freſſend um ſich, daſs Jeder, der nur deutſche Buchſtaben machen kann; ſich einbildet, er ſey, gemäſs ſeinem vaterländiſchen Boden, ein Philoſoph, und jetzt gar Naturphiloſoph, obſchon er weder die Natur noch ſeinen eigenen Leib kennt. Dieſer naturphiloſophiſche, und leider Bücher ſchreibende Haufen gleicht den ſpäteren alchemiſtiſchen Adepten, welche ſich ſelbſt und andere betrogen, und dadurch die Wiſſenſchaft verächtlich machten. Dazu kömmt noch in unſerer Zeit die Kaſtenkritik, welche aus einer übelverſtandenen guten Abſicht alles lobt, was nur naturphiloſophiſche Formeln von ſich giebt, wähnend, die Zahl gebe die Kraft, da doch offenbar der Geiſt zu Grunde gehen muſs, wenn des Leibes zu viel wird. Wie könnt ihr denn glauben, daſs viele Köpfe exiſtiren, welche der wahren Idee fähig ſind, oder welche ſie gar weiter bilden können? Beſonders jetzt bey unſerem Iſoliren der Studien, bey dem Verluſte aller Univerſalität, bey dem Parforce-Studiren, und bey den gemeinen Familiengeſichtern, die aus der Studentenſperre hervorgucken! Sucht demnach eher Mittel, die Bücherſchreiberey zu vertilgen, als ihr da aufzuhelfen, wo nur ein Kaſtenbruder von euch ein hohles, formales Geſchwätz vorſetzt! — Wer jetzt phyſiologiſcher Schriftſteller werden will, muſs ſich aufs Klarſte bewuſst ſeyn, daſs er entweder lauter neue Ideen dem Publicum vorzulegen, oder die alten, wahren, aber vergeſſenen und nicht bewieſenen, herauszufinden und zu beweiſen im Stande ſey. Er muſs alle erſonnenen Hypotheſen oder Theorieen, wie ihr es nennen möget, wiſſen, um nicht ſeine kleinen Entdeckungen für wichtige Neuigkeiten auszugeben, da wir uns ohnehin kaum durcharbeiten können durch die halbentwickelten Meinungen, welche abſichtlich das Bekannte und Beſſere ignoriren, um als Neuigkeit zu glänzen.

Bey anderen Nationen wird über *ein* Lehrbuch beynahe im ganzen Reiche gelehrt: bey uns aber glaubt jeder, nichts als den Namen Profeſſor nöthig zu haben, um fähig zu ſeyn, ein Lehrbuch zu ſchreiben; ja er glaubt ſogar eine Verpflichtung zu haben, ſeinen Zuhörern etwas eigenes vorzutragen, wenn es auch viel ſchlechter, was doch das Gewöhnliche ohne Zweifel iſt, als das ſeiner Collegen iſt. Dieſer Unfug wird vorzüglich mit den anatomiſchen Lehrbüchern getrieben, die, wie ihre Zahl ſeit der vortrefflichen Arbeit von *Schaarſchmidt* ſich mehrt, auch von Jahr zu Jahr ſchlechter werden. Jeder deutſche Proſector will nun einmal ſeine Händ-

arbeit auf Weiſs geſchwärzt ſehen, und hat einmal ein Deutſcher den Einfall, ſo iſt auch das Buch gedruckt. *Hallers Lehrbuch der Phyſiologie* war lange das einzige in Deutſchland nicht nur, ſondern in allen Ländern, und es war für jene Zeit nicht nur vortrefflich, ſondern ein Wunderwerk. Die genievolleſten Männer lehrten lange nach *Hallers* Buche; als ſie aber durch das Fortrücken der Wiſſenſchaften und durch ihre eigenen Entdeckungen ſich genöthigt ſahen, neue Lehrbücher zu entwerfen: ſo glaubte jeder auch befähiget zu ſeyn, nicht nur von *Hallern* abzufallen, und etwa nach dem neuen Lehrbuche zu lehren, ſondern ein eigenes ſchreiben, ſelbſt Original ſeyn zu dürfen.

So entſtand ein Haufen ſchlechtes Zeuges von Phyſiologieen, die nur erbärmliche, geiſtloſe, verſtümmelte Extracte aus *Haller* waren, denen man die Entdeckungen der Zeit loſe angeklebt hat. Mit welcher Vollſtändigkeit, mit welcher Ordnung, mit welchem Scharfſinne iſt nicht das *Haller*'ſche Lehrbuch geſchrieben! Warum bleibt ihr nicht dabey, die ihr einmal die anatomiſche Phyſiologie vertheidiget? Dieſe iſt vortrefflich, ſie iſt gut und recht; aber pflegt ſie nur auch gerecht, und verſtümpert wenigſtens den Mann nicht, der ſie euch gegeben hat. Uns reicht *Hallers* Phyſiologie nicht mehr hin, wir können ſie nur als Belege benutzen zu unſerer Phyſiologie, darin iſt ſie uns ſo nöthig, als euch. In der neuen Phyſiologie müſſen wieder viele Verſuche gemacht, und daher auch geduldet werden, wenn ſie nur etwas für ſich ſind; aber in der alten verlangen wir billig, daſs die Multiplication aufhöre. Ein Wunderwerk, wie das *Haller*'ſche, ſteht freylich in der neueren Phyſiologie nicht ſo leicht da; aber zu erwarten iſt es, wenn nur halb ſo lange daran vorgearbeitet worden, als an dem *Haller*'ſchen.

In Frankreich hat man noch keine Idee von einer anderen Phyſiologie, als von einer *Haller*'ſchen; obſchon die Neueren meinen, ſie weichen ſehr von *Haller* ab, und ihn ſogar widerlegen. Beides iſt freylich wahr, aber die Abweichungen ſind eben bleibende in *Hallers* Feld, und die Widerlegungen ſind *Haller*'ſche Waffen. Es iſt eine feine Anatomie, deren phyſikaliſche und chemikaliſche Phänomene mit vieler Ordnung und Geſcheidheit erzählt werden. Ungeachtet wir anderen Nationen vorwerfen, daſs ſie unſere Fortſchritte nicht kennen, worin wir freylich Recht haben, da wir mehr das Ihrige uns zu verſchaffen ſuchen: ſo dürfen wir dieſes eben nicht von der Phyſiologie rühmen. Die Franzoſen gehen ihren ganz eigenen Gang, und die Deutſchen gingen bisher den ihrigen, ſo unbekümmert um einander, als wenn eine Nation in China wohnte; und doch haben die Franzoſen manche höchſt intereſſante Capitel in ihren Phyſiologieen, die uns fehlen, und die wir wohl aufnehmen dürften; daſs wir hingegen auch vieles haben, und beſonders jetzt in der neueſten Zeit, was ihnen abgeht, geht uns, bloſs auf unſere Beſſerung bedacht, nichts an.

Abweichend von *Hallers* Art, die Phyſiologie zu behandeln, und den Weg zu einer anderen Anſicht öffnend, war zuerſt in Deutſchland die Phyſiologie von *Autenrieth*, wozu jedoch ſchon die von *Prochaska* kräftig vorgearbeitet hat. Nach *Autenrieth* erſchien *Dömlings* Lehrbuch, welcher *Schellings* Ideen mit *Prochaska* bloſs amalgamirte, daher dieſe Schrift in der Welt geweſen, und *Autenrieth* noch darin iſt. Am meiſten wiſſenſchaftlich hat darauf die Phyſiologie aufgefaſst *Döllinger*, nur iſt manches zu leicht behandelt, was dagegen bey *Autenrieth* zu ſchwerfällig iſt; beide Lehrbücher aber werden bleiben, und einander ergänzen. Die anderen anzuführen, welche nach *Autenrieth* noch erſchienen ſind, hieſse leeres Stroh dreſchen. In der neueſten Periode beginnt *Görres* in ſeiner Expoſition, und *Oken* in ſeiner Biologie mit einer ganz abweichenden Behandlung; *Keſsler* läſst ſich von ferne an *Görres* anreihen; *Walther* aber iſt wieder ein eigenes für ſich, hat alle benutzt, das Gute in ſeine Schrift aufgenommen, umfaſst *Autenrieths* Materialien mit *Döllingers* allgemeinſter Anordnung, und mit *Schellings* letzten Darſtellungen in den Jahrbüchern der Medicin nebſt einer gut gewählten Berückſichtigung der Franzoſen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Stuttgart*, im Magazin für Literatur: *Das Dintenfaſs, oder die untruglichſte Anleitung, alle Arten von Dinten, Farben und Tuſchen zu bereiten.* Eine Schrift für alle Stände, 1804. 38 S. 8. (4 Gr.) Die Recepte zu ſchwarzen, grünen, rothen, blauen und anderen Dinten, welche der ungenannte Vf. in dieſem Schriftchen ſeinen Leſern mittheilt, ſind nichts weniger, als neue Erfindungen; ſie ſind aus anderen bekannten Büchern abgeſchrieben, in eine gewiſſe Ordnung gebracht, und hie und da mit einigen Anmerkungen verſehen, die zur Erlauterung der Vorſchriften dienen ſollen, die aber gröſstentheils ſo ſchlecht gerathen ſind, daſs ſie ſo wenig, als die Recepte ſelbſt, (nach welchen zu einigen Arten der ſchwarzen Dinte, auſser den Galläpfeln und anderen nothwendigen Ingredienzen, auch Indigo, Grünſpan, Granatenſchaalen, Alaun, Urin u. ſ. w. genommen werden ſollen,) auf eine beyfällige Anzeige Anſpruch machen können. Auch der Unterricht, den der Vf. denen giebt, die über die Bereitung der Tuſche belehrt ſeyn, oder vom Carmin, Zinnober, Berlinerblau, Ultramarin und anderen Farben ſich Kenntniſſe verſchaffen wollen, iſt höchſt dürftig und mangelhaft ausgefallen, und die Leſer, die ſich über dieſe Gegenſtande bey ihm Raths erholen wollen, werden nicht viel Troſt bey ihm finden.

X.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. von Kleefeld: *Kabalen des Schickſals.* Sechſtes Bändchen. 1804. 168 S. 8. (16 Gr.) Indem wir anzeigen, daſs mit dieſem Bande die ganze Sammlung der unter dieſem Titel vereinigten Erzählungen beſchloſſen ſey, und daſs das Schickſal eben ſo wie der Erzähler ihrer übertragenen oder angenommenen Rolle treu geblieben ſind: ſo glauben wir dem Buche die ihm gebührende Ehre erwieſen zu haben. Unter den hier gegebenen ſechs Erzählungen hat Rec. die dritte: *Folge wucheriſcher Bedruckung*, überſchrieben, nicht ohne Theilnahme geleſen, ſo wie ihn hingegen die fünfte: *Rudolf mit dem Beynamen der Gefurchtete, eine Geſchichte aus der Ritterzeit*, weniger in die Ritterzeit, als in die Zeiten der Ritterromane, furchtbar-klaglichen Andenkens, verſetzt hat.

La.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortſetzung der Recenſion

der neueſten Syſteme der Phyſiologie

von

Dumas, Görres, Keſsler und Walther.

Dumas Lehrbuch kann mit unſeren naturphiloſophiſchen Phyſiologieen nicht verglichen werden; aber unter denen, welche aus der Halleriſchen Schule hervorgegangen ſind; ſteht es ohne Widerrede oben an, und es iſt daher äuſserſt verdienſtlich, daſs dieſe Schrift, von welcher Taſché und Müller zu Gieſsen die Fortſ. der Überſ. von D. *Gruber* haben liegen laſſen, nun dennoch und zwar ſo gut überſetzt wird, wie es von den beiden erſten Bänden geſchehen iſt. Die Überſetzer haben mit Verſtand, nicht ſklaviſch und doch genau überſetzt, manche franzöſiſche Nachläſſigkeiten, beſonders in den Citaten und in der Rechtſchreibung der Eigennamen, verbeſſert. Aber dennoch ſind die Citate noch nicht vollendet, wie man denn äuſserſt wenige Schriftſteller in dieſem Fache findet, die wiſſen, was Citiren heiſst. Es iſt nicht Ausgabe, Verlag, Format, ſogar der Band und die Seitenzahl iſt meiſtens nicht angegeben. An den Franzoſen ſind wir dieſes gewohnt und überſehen es gerne.

Das Werk iſt auf 5 Bände angelegt, wovon der erſte das Allgemeine abhandelt über die Phyſiologie als Doctrin, über das Organiſche überhaupt und über die allgemeinen Beziehungen des Menſchen insbeſondere. Der zweyte macht den Anfang mit den Beſtandtheilen des menſchlichen Körpers, theilt ihn in ſeine Functionen ab, und beſchäftiget ſich zuerſt mit dem Nervenſyſteme und den Sinnen. Der dritte handelt die Bewegung, das Blutſyſtem, Athmungsſyſtem und den Wärmeproceſs ab. Im vierten folgt das Verdauungsſyſtem und die Secretionen. Der fünfte, welcher das Zeugungsgeſchäft enthalten ſoll, wird nachgeliefert. Dieſe fünf Bände ſind aber nur eine Buchhändler-Eintheilung; die wiſſenſchaftliche iſt in ſechs Theile, wovon mancher wieder in einige Sectionen, und alle in mehrere Capitel abgeſondert ſind.

Nach Art der Franzoſen iſt dem Buche eine lange Vorrede, und ein noch längerer *Discours préliminaire* vorausgeſchickt, worin manches Intereſſante geſagt wird, was wir in den deutſchen Lehrbüchern vermiſſen. Die Vorrede enthält eine kleine Kritik von *Hallers* groſser Phyſiologie; der Vf. klagt, daſs die Franzoſen, obſchon das erſtaunenswürdigſte Volk, doch noch kein phyſiologiſches Werk dieſer Art haben, und daher habe er ſich dieſem Unternehmen unterzogen. Ungeachtet ſich nach ſeiner Meinung viel von *Hallers* Werk als Überflüſſiges abſchneiden laſſe; ungeachtet er die Citationen gänzlich weggelaſſen, welche doch, was er auch dagegen vorbringen mag, das Weſentlichſte eines ſolchen umfaſſenden Werkes, „das über alle Zweige der menſchlichen Phyſiologie könne um Rath gefragt werden,“ mit ausmachen; ungeachtet er manche Abtheilungen ſtrenger, befriedigender abgehandelt hat, als *Haller*: ſo iſt es doch kein Werk, welches dem des letzteren nur von Weitem nahe kömmt, oder gar, welches den Anfoderungen, die er ſelbſt daran macht, entſprechen könnte, theils weil mehrere Functionen, beſonders wenn es ganz einzelne betrifft, z. B. die Sinne, durchaus unbedeutend dargeſtellt ſind, theils weil die Art des Vortrags einem ſolchen Lehrbuche nicht angemeſſen iſt. Ein fortgeſponnenes Gerede, wie eine Predigt, iſt ohne Zweifel das Unpaſſendſte, in das man eine Schrift, die zum Conſultiren nachgeſchlagen werden ſoll, ziehen kann. Wenn aber das Werk gar zum Handbuch bey Vorleſungen beſtimmt iſt, ſo weiſs man gar nicht, was man von dem Plane der Schriftſteller halten ſoll, die in einem Athemzuge ihre Vorleſungen hinſchreiben, ohne beſtimmte Abgrenzung, ohne Ruhepunct, ohne eine ſolche Anordnung, daſs die zuſammenhängenden Sätze beym erſten Leſen in die Augen fallen. Beynah ſo Predigtähnlich ſind auch die obgenannten deutſchen Schriften verfertiget, wovon doch die von *Görres* nicht zu Vorleſungen beſtimmt iſt, und wovon *Walther* am wenigſten hat. Der erzählende Vortrag iſt nicht nur in jedem ſtreng wiſſenſchaftlichen Collegium, wo die Erfahrungen nicht als Hauptſätze, ſondern nur als Belege, folglich ganz iſolirt vorkommen, ermüdend, unverſtändlich, unpaſſend und langweilend; ſondern er ſchadet auch, wenn er gar gedruckt wird, dem Intereſſe des Lehrers und des Zuhörers, weil Sätze und Beweiſe ſo durch einander geſchmolzen ſind, daſs ſie unzertrennlich gegeben werden müſſen, und nur durch ein mühſames Ausklauben, das nicht des Zuhörers Sache ſeyn darf, herausgeziffert werden können. Der Vortrag verliert dadurch an Beweiskraft, folglich an Überzeugung, macht den Zuhörer träg, da er es ja im Buche bis auf den letzten Beweis leſen kann; es macht ſelbſt den Lehrer träg und zu einem mechaniſchen Vorſprecher, dem der Verluſt des Vertrauens bald folgt. Ein Lehrbuch der Phyſiologie muſs Satz vor Satz, aber ſyſtematiſch entworfen ſeyn, muſs nur Sätze, keine Beweiſe, hie und da nur Erläuterungen enthalten; ſonſt verfehlt es ſeinen Zweck, es iſt kein Lehrbuch mehr,

Digitized by Google

ſondern ein *Opus poſthumum*, in dem alle Zettelchen kleingeiſterig geſammelt ſind, und das den Lehrer um ſeinen Credit und die Zuhörer um Zutrauen, Fleiſs, folglich um Kenntniſſe bringt. Doch das ſind bekannte Sachen.

Dumas giebt dann eine ſchnelle Überſicht des Werks, führt mehrere deutſche Schriftſteller an, die er vielleicht aus Journalen kennt, und beſchlieſst mit der Aufzählung der neuen Anſichten oder Erklärungen, die ihm eigenthümlich ſind, und etwa ein Dutzend betragen, worauf wir in der Folge kommen werden.

Ungeachtet *Rabener* ſich ſchon luſtig gemacht hat über die langen Vorreden der Franzoſen: ſo iſt doch der *Discours préliminaire*, der nicht weniger als 76 Seiten beträgt, von nicht geringem Intereſſe, indem er mit vielem Scharfſinne die beſte Methode, die Anatomie und Phyſiologie zu behandeln, aufſucht, Grundſätze für die wahre Methode, im Studiren der Wiſſenſchaften zu philoſophiren, aufſtellt, und dieſelben auf die Anatomie und Phyſiologie anwendet. Vor allem glaubt er, daſs die Anatomie und die Phyſiologie gar nicht getrennt werden ſollten, worin er auch durchaus Recht hat, ſobald er, wie es wirklich der Fall iſt und nur ſeyn kann, von einer *Halleriſchen* Phyſiologie redet, welche weſentlich nur eine höher getriebene Anatomie iſt. Uns aber iſt die Anatomie keine Wiſſenſchaft, nämlich die, welche nur die Form und die Lage der Theile beſchreibt, ſondern ſie iſt uns, wie jede gute Erfahrung, ein guter Beleg für die Wiſſenſchaft, oder eine mathematiſche Figur, an der wir die Theorie beweiſen. Eine Anatomie, welche die *Bedeutung* der Theile kennen lehrt, iſt unſere phyſiologiſche Anatomie, daher ohne Zweifel ganz verſchieden von der gewöhnlichen. Es iſt nichts troſtloſeres, als in einem phyſiologiſchen Lehrbuche die anatomiſchen Theile herzählt zu leſen, aus keiner anderen Abſicht, als um ſie aufzuzählen. Dieſes haben ja die anatomiſchen Handbücher ſehr vollſtändig gethan, wozu alſo dieſe Wiederholung? In dieſen Fehler iſt nicht nur *Dumas* gefallen, ſondern auch *Walther* und ſelbſt einigermaſsen *Görres*. Es darf nicht *ein* anatomiſcher Theil exiſtiren, der in einer Phyſiologie nicht vorkomme, aber er muſs nicht als Hauptſache, ſondern nur als Bedeutung erſcheinen. Ein Buch, das die Anatomie nicht enthält, verdient ſo wenig den Namen Phyſiologie, als eines, welches ſie enthält.

Das was die Franzoſen Philoſophiren und wohl gar *Philoſophie naturelle* nennen, iſt uns bekannt; es iſt etwa das, was bey uns angewandte Logik heiſst. Die beſte Methode zu philoſophiren reducire ſich auf die *Erfahrung*, die *Analyſe*, welche jetzt bey den Franzoſen den Sieg davon getragen, ſo daſs nichts mehr als Analyſen erſcheinen, und auf die *Induction*. Dieſe drey nicht zu verachtenden Titel, angewendet auf die Anatomie und Phyſiologie, theilen ſie in drey Abſchnitte, in den experimentalen oder hiſtoriſchen, den philoſophiſchen oder raſonnirenden, und in den praktiſchen oder mediciniſchen. So wenig Philoſophie wir auch hierin finden können, ſo iſt es doch für eine empiriſche Scienz ſehr gut geordnet, und der Vf. hat es allerdings ſehr conſequent und ſehr klar durchgeführt. Daſs einige vermeintliche Naturphiloſophen in Deutſchland von der Erfahrung verächtlich ſprachen, und wähnten, die Medicin ſpiritualiſch zu produciren, iſt leider wahr geweſen; aber es muſs in allem auf das Extravaganteſte kommen, wenn man zur Beſinnung gebracht werden ſoll, wie denn auch die bloſsen Empiriker aufs Äuſserſte gekommen waren, als ſie behaupteten, die Wiſſenſchaft müſſe aus der Erfahrung aufgebaut werden, und eben dadurch die Veranlaſſung zu der entgegengeſetzten noch ſchädlicheren Meinung gaben. Die Gelehrten, welche durch die Erfahrung die Theorie begründen wollen, ſind am deutlichſten denen zu vergleichen, welche, um einen geometriſchen Beweis, z. B. daſs zwey Seiten eines Dreyecks gleich ſind, wenn die daranliegenden Winkel es ſind, einzuſehen, den Cirkel auf die Tafel ſetzen und ſie abmeſſen. Daſs dieſes Meſſen, wenn es noch ſo richtig eintrifft, nicht der Beweis ſey, und nie die Geometrie begründen könne, ſieht jeder Schüler ein; aber iſt es nicht eben ſo mit der Erfahrung? Man kann durch dieſe allerdings die Theorie *finden*, wie man durch den Cirkel die Gleichheit der Linien einigermaſsen finden, und ſo auf die Theorie geleitet werden kann; aber es iſt nur ertappt, nicht erwieſen, auſser allem Zuſammenhang — kurz nicht begründet. Durch dieſes einzige Beyſpiel hoffen wir jeden, der über die Untüchtigkeit der Erfahrung, eine Theorie zu erzeugen, noch nicht ganz im Reinen ſeyn ſollte, vollkommen und auch noch davon überzeugt zu haben, daſs die Erfahrung überhaupt mehr werth iſt, als er ſelbſt meint.

Die philoſophiſche Behandlung, welche *Dumas* in die Phyſiologie überträgt, iſt, wie ſchon bemerkt, das franzöſiſche Feldgeſchrey, Analyſe; die Kunſt, die Objecte bis auf die letzten Atomen zu ſpalten, und die Unterſchiede eben ſo aufzufaſſen wie die Ähnlichkeiten, was wir als eine vortreffliche Regel zu Beobachtungen anerkennen. Die Wiſſenſchaft betreffend im Gegenſatze zur Erfahrung möchte daſſelbe, wie von dieſer, nur umgekehrt, gelten. Eine Theorie ohne Erfahrung iſt ein Geſpenſt, das vor jedem heiligen Worte zerſtiebt. Die Phyſiologie auf Erfahrung bauen, iſt freylich ein eben ſo widerſinniges Beginnen, als wenn man die Geometrie auf den Maſsſtab gründen will; allein Erfahrungen müſſen die Materialien zur Theorie liefern, ſonſt iſt jede Theorie ein bedenkliches Wageſtück. Es liegt eine Nichtbefriedigung auch in der durchgeführteſten, begründetſten Theorie, die ſich am beſten vergleichen läſst mit den algebraiſchen Reſultaten, welche ſich auf geometriſche Figuren, beſonders auf die Kegelſchnitte, beziehen. Man wird von der Wahrheit überzeugt oder vielmehr überwieſen, aber doch ſieht man nicht ſo ganz ein, wie das alles ſo geheimniſsvoll hervorſpringe, man greift (verſteht ſich als Anfänger) zum Griffel, und erfreut ſich in der geometriſchen Verzeichnung, die gleichſam die Erfahrung zur Algebra iſt. Dann muſs man doch auch bedenken, daſs die Theorie eine Darſtellung von Einzelnheiten durch ein individuales Talent iſt, welches nur durch ein unerhörtes Glück alle dieſe Einzelnheiten

entwickeln könnte. Durch die Erfahrung wird es aber auf dieſen und jenen Zweig aufmerkſam gemacht, der für ſich nicht zum Vorſchein kömmt — kurz die Erfahrung iſt die Tafel, an der man die Ideen der Theorie für das Gedächtniſs befeſtigen kann, um ſie beym weiteren Bau immer vergleichen zu können. Will man endlich der Erfahrung ein Wort *ad hominem* reden, ſo laſſe man doch *die* Erfahrung etwas gelten, die uns gelehrt hat, daſs Theorieen, von übrigens genievollen Männern, über Gegenſtände, von denen ſie keine empiriſchen Kenntniſſe hatten, ſelbſt auch in den neueſten Zeiten, hagere, krüppelichte Gerippe geworden, von denen man nicht ſagen kann, ob ſie aus Leib oder Schatten zuſammengeſetzt wurden. *Exempla ſunt odioſa,* aber ihr habt ſie vor den Augen. Die Induction iſt von *Dumas* ſehr kurz berührt.

Der *erſte Theil* giebt allgemeine Anſichten über die Anatomie und Phyſiologie und über alle Zweige der natürlichen Philoſophie, inſofern ſie ſich mit den organiſirten und lebendigen Weſen beſchäftiget, einen kurzen Abriſs der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaften, Andeutungen ihres Verhältniſſes zu anderen Wiſſenſchaften, Unterſuchungen über den Unterſchied und die Charaktere des Unorganiſchen und Organiſchen, über das Leben und über die Kräfte der todten Natur ſowohl, als der Lebendigen, und geht von S. 77 bis 348.

Die Geſchichte iſt ein Auszug aus ſeiner Schrift über die *neue Nomenclatur und Claſſification der Muskeln*, wovon man in Deutſchland ſo wenig Notiz nehmen will, als von den beſſeren Arbeiten der Franzoſen in der Botanik. Das Regiſterweſen der deutſchen Gelehrten, und vorzüglich der Lehrer, hat beſonders in den Naturwiſſenſchaften ſo fürchterlich um ſich gegriffen, und iſt ſo hartnäckig eingewurzelt, daſs nicht zu hoffen iſt, daſs die Menſchen, welche einmal in dieſer Periode erzogen und groſs geworden ſind, ſich je einer freyen, umfaſſenden, zuſammenhängenden, continuirlich ſich entwickelnden Naturbehandlung öffnen werden. Worin beſteht die Freude und das Glorificiren des gröſsten Theils unſerer Botaniker anders, als in dem Jagen nach neuen Gattungen, im Spalten derſelben in Arten, und jeder hält ſich um ſo vielmal klüger und berühmter, als er mehr Arten aufgetrieben hat! Daſſelbe Weſen hauſet in der Zoologie und ſelbſt in der vergleichenden Anatomie. Wer ein Gelenkchen mehr in einer Antenne entdeckt, oder gar bis in das Herz eines fremden Thieres eingedrungen, und deſſen Länge und Dicke ausgemeſſen, der iſt gelobt und geprieſen. Man bemüht ſich ſogar, bey dieſer ſklaviſchen Mikrologie nichts zu denken, und glaubt dadurch die Naturforſchung zu verunreinigen. So weit muſs es kommen, wenn die Gedankenloſigkeit am Ruder ſteht, und die ameiſige Geſchäftigkeit alles thut! Für die geiſtige Entwicklung der Pflanzenwelt hat ein groſser deutſcher Mann ſchon vor beynahe zwanzig Jahren die genialſten Ausſichten geöffnet, aber alle Botaniker blieben ſtockblind, und ſcharrten ſchwitzend am *Linnéiſchen* Termitenhaufen fort; kaum jetzt fängt es in einzelnen Stimmen an, in Anregung gebracht zu werden — aber was iſt anregbar? In Deutſchland kann mit Geduld durchaus nichts in den Wiſſenſchaften ausgerichtet werden, weil der Dünkel des Selbſt-ſchreiben-könnens zu derb eingebrannt iſt. Mit Ernſt, mit lautem Ernſt muſs das Wecken beginnen. Die Franzoſen haben ſchon ſeit Jahren eine eigene Muskelterminologie, die manchmal barbariſch, manchmal ſpielend ausſieht, aber ſie iſt bezeichnend, ſie giebt mit dem Worte die Sache, und dennoch kann man ſagen, daſs in Deutſchland die wenigſten Anatomen vom Fach, die Ärzte nicht einmal zu berühren, nur auch die Namen kennen.

Dumas hat die Geſchichte nach dem Geſchehen vorgetragen. In der Anatomie, die ſelbſt in ſich nur eine hiſtoriſche Scienz iſt, mag dieſes gut ſeyn, aber nicht ſo in der Phyſiologie, wo alles in einem geiſtigen Zuſammenhang ſteht. Doch über dieſe Methode können wir uns nicht verbreiten, da in einer Recenſion nicht alles geſagt ſeyn muſs, was zu ſagen wäre. Daſs *D.* in das Schmähen der Zeit über die Verrücktheit der Alten in der Phyſiologie einſtimmt, iſt ihm nicht zu verdenken. Er meint daher auch, die Phyſiologie ſey im gedankenreichen Alterthum nichtig und nichtsheiſsend geweſen, und habe ſich bloſs nach einigen wenigen chimäriſchen Abſtractionen gerichtet, als nach dem Conflicte und dem Gleichgewichte der *vier* Elemente (worin wir uns freylich zu bereichern gewuſst haben), nach dem Einfluſſe der himmliſchen Körper auf einzelne Theile des Leibes, und nach der Macht der Götter auf gewiſſe Functionen und Krankheiten, wobey wir immer nicht vergeſſen ſollten, daſs wir nur auf unſere eigenen Anſichten dieſer Lehren, da einmal die Ideen uns verloren ſind, ſchmähen. So will er auch, wie die meiſten neueren philoſophiſchen Geſchichtſchreiber, den *Pythagoras* klug machen, indem nur ſeine Schüler ihm ſagen laſſen, daſs die ewige *Macht* der Zahlen das Weltgebäude geordnet habe, und er doch *nur* meine, daſs in der Natur nur alles nach den *Proportionen* der Zahlen gehe! So klebt allenfalls ein Feldmeſſer dem Acker die Zahlen auf, wie es hier *Pythagoras* dem Univerſum gethan haben ſoll. Doch was iſt hievon zu reden! Es fehlt der Darſtellung dieſer Geſchichte an Abſätzen, an Ruhepuncten. Hätte er ihre Epochen herausgehoben, ſo ſtände ein klares Bild vor dem Auge. Was kümmert ſich die Geſchichte um das Individuum, und wie mancher hat etwas gemeint, was gar nicht auf die Geſchichte der Wiſſenſchaft gewirkt hat? Solche Meteore können nebenher mit fortgeführt werden. Indeſſen theilt *D.* in der Folge die Phyſiologie doch ein in drey Syſteme, in das *Galen*'ſche, *Stahl*'ſche und *Boerhaave*'ſche, von dem er behauptet, daſs es noch heut zu Tage auf einigen Univerſitäten Deutſchlands herrſche. Die Deutſchen ſind zwar langſam, aber doch nicht ſo langſam, als die Franzoſen über dieſe Langſamkeit unwiſſend ſind. Er giebt ſodann *Hallers* Wirken das verdiente Lob; in der neueſten Zeit ſey über alle phyſiologiſche Weisheit von *Montpellier* ausgegangen, was wir ſehr lobenswerth an dieſem Manne finden, der [illegible]

Digitized by Google

et facis ſtreitet, und ſelbſt zu den Berghäutern gehört. Von den deutſchen Phyſiologen ſeit *Haller* kennt er nur einige dem Namen nach, behandelt ſie aber human, indem er doch auf das Jenſeits des Rheins nicht ſchimpft, zufrieden, daſs er keine Notiz davon nimmt. Es wäre zu wünſchen, daſs einmal jemand den Franzoſen ihr Treiben ſo klar vor die Augen rückte, wie wir Deutſchen unſer eignes eingeſtehen. Eine ſolche Entblöſstheit von aller Spur einer philoſophiſchen Idee in der Phyſiologie iſt uns noch bey keinem Volke vorgekommen, wie bey dem franzöſiſchen, und auch noch keines, welches beynahe auf jeder Seite ausruft: *voilà la bonne méthode de philoſopher*, *voilà la bonne philoſophie*, als wäre das Wort „wahr" aus ihrer Sprache verſchwunden. Daher kamen ſie auch zu der Verblendung, die *Analyſe* (wir könnten es Logik nennen) für die Philoſophie ſelbſt zu halten. *L'esprit d'analyse domine victorieusement aujourd'hui. Il attache son empreinte à tous les genres des productions scientifiques et littéraires (françaiſes). Les phyſiologiſtes conduits par son flambeau, marchent d'un pas plus rapide et plus sûr. Ils n'ont désormais à craindre que les applications fauſſes ou abuſives d'une méthode rigoureuse etc.* Dieſes iſt der Wolfsgraben, in dem ſich die Franzoſen ſelbſt gefangen.

In der Anwendung der Mathematik auf die Anatomie verlangt *Dumas*, daſs die Form und Lage der Organe geometriſch genau beſtimmt werde, wozu er mehrere Kunſtſtücke, beſonders in den Schädelknochen, geliefert hat. In dieſen mathematiſchen Ausdrücken haben die Überſetzer mehreremal verſtoſsen, namentlich S. 166 *rentrans*, und tiefer unten beym Thorax, und noch an mehreren Stellen, was aber zu rügen nicht der Mühe lohnt. Die Anwendung der Naturgeſchichte auf die Anatomie iſt im ſtrengſten Sinne vergleichende Anatomie; die Chemie iſt nöthig zu manchen Präparationen, beſonders der Nerven. Die Beziehung der Phyſiologie auf die Mathematik beſteht ihm in dem, was man vorzüglich Mechanik, Statik, Hydroſtatik nennen kann, z. B. das Abwägen der Ausdünſtung, das Meſſen des Ein- und Ausgeathmeten, die Mechanik der Muſkelbewegung überhaupt, und insbeſondere des Thorax u. ſ. w. Von der tieferen Gleichheit der Mathematik hat er, wie natürlich, keinen Begriff. Nichts iſt auffallender und erfreulicher, als die Meinung, welche *Dumas*, doch ein Franzos, über das Verhältniſs der Phyſik und Chemie in dieſem Werke äuſsert. Er zeigt mit einem ſeltenen Scharfſinne, wie alle phyſiſchen und chemiſchen Geſetze, die Anziehung und Abſtoſsung, und die Wahlanziehungen im lebenden Körper zu Schanden werden, und wie das Leben ein ganz eigenthümlicher, von dieſen unorganiſchen Geſetzen ganz freyer Proceſs ſey. Man wird überraſcht, in franzöſiſchen Worten ſo ganz deutſche Ideen zu leſen, und beſonders gegen die Chemie, den franzöſiſchen Abgott, mit ſo vieler Freymüthigkeit und doch Anerkennung reden zu hören. Man muſs ſich daher billig wundern, daſs *Dumas* Phyſiologie nicht einmal in dem Berichte an *Napoleon* angeführt iſt, da ſie gewiſs auf den Zuſtand der Wiſſenſchaft in Frankreich den entſchiedenſten und vortheilhafteſten Einfluſs hat. Ungeachtet er aber der Phyſik und der Chemie ihre Grenzen im Organiſchen anweiſet: ſo läſst er ſie doch etwas gelten, erkennt ihren Werth an, u. wirft nicht alles über den Haufen, wie es in Deutſchland, beſonders mit der Chemie, geſchehen iſt, von der man ſich nicht zu ſagen ſchämte, ihre Zerlegungen der organiſchen Leiber hätten gar keinen Vortheil, weil ſie das Todte analyſire, welches alſo an ſich andere Producte geben müſſe, als beym Leben da wären, weil beide Proceſſe, unter denen die Producte entſtanden, ſich ganz entgegengeſetzt ſind. Dieſes iſt nun alles wahr; aber ungeachtet alles deſſen wird doch niemand leugnen, daſs die Chemiker in den thieriſchen Körpern andere Stoffe als in den Nichtthieriſchen gefunden haben. Analyſiren ſie gleich das Todte, ſo iſt es doch ein todtes Organiſches, welches als ſolches andere Producte geben muſs, als das todte Unorganiſche, das ſie auch zuerſt tödten, indem ſie es in Tiegel bringen. Genug! wir lernen durch die Chemie das Differente des Getödteten kennen; mehr! wir lernen dadurch das Differente des Lebendigen kennen, weil gleiche Reagentien aus verſchiedenem Todten Verſchiedenes produciren; denn was anders lebt, ſtirbt auch anders. Hat denn nicht jede Wirkung eine eigenthümliche Urſache? Wenn wir daher mit demſelben Reagens unter denſelben Umſtänden aus einem Todten ein Kali, aus dem anderen eine Säure erhalten: ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daſs in jenem der Lebensproceſs von dieſem ſehr verſchieden ſey. Wie wichtig iſt es nicht für die Pflanzenphyſiologie, daſs man ſchon im Pflanzenſafte Eſſig und Kali gefunden hat? Das Weſen der ganzen Vegetation liegt darin verſchloſſen. Dieſes ſieht aber freylich der nicht ein, der noch keine Idee von der Pflanzenphyſiologie hat. Lehren uns nicht die Analyſen des Harns, daſs er im Grunde aus denſelben Beſtandtheilen beſtehe, wie das Blut, nur nach der Stufe verändert? — und dieſes giebt allein die ganze, groſse Bedeutung des Harnſyſtems, ſein Verhältniſs zum ganzen Leibe, und die Kriſen. Aber alle dieſe Anſichten ſind der ſchreyenden Menge noch ſpaniſche Dörfer; daher zündet ſie alles an, worin ſie nicht zu wohnen verſteht. Phyſiologen, welche die Chemie vernachläſſigen, können daher nicht die Wiſſenſchaft befördern, eben ſo wenig als die, welche wähnen, die menſchliche Phyſiologie vollenden zu können ohne die vergleichende. Doch was ſagen wir vollenden? nicht einen Strich an ihr können ſie machen ohne die letzte, und ohne die vergleichende Phyſiologie, womit Hr. *Dumas* dieſes Capitel ſchlieſst, unter der Betrachtung, wie ſich die Naturgeſchichte zur Phyſiologie verhalte, wobey die vortrefflichſten Lehren gegeben ſind, wie man es anfangen ſollte, aber leider der Anfang ſelbſt nirgends im Werke gemacht iſt — Gut indeſs, daſs es auf das Nothwendige aufmerkſam macht, und man erkennt, was noch zu thun iſt, und wie es zu thun iſt. Den Plan gemacht, und die Arbeit iſt halb vollendet! Dafür danken wir Hn. *Dumas*, und wünſchen, daſs die Gelehrten allmählich mit der Ausführung ſich beſchäftigen mögen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortſetzung der Recenſion
der neueſten Syſteme der Phyſiologie
von
Dumas, Görres, Keſsler und Walther.

Das vierte Capitel in *Dumas* Werk verbreitet ſich über den Unterſchied der organiſirten und unorganiſirten Körper, über das Leben, ſeine Wirkungen, Mittel und Dauer. Da erſt mit dieſen Unterſuchungen die deutſchen Phyſiologieen anzufangen pflegen, und demnach ſie ſich jetzt erſt an den Gang von Hn. *Dumas* anſchlieſsen: ſo wird es nunmehr nöthig ſeyn, dieſe im Allgemeinen zu betrachten.

Die drey deutſchen Phyſiologieen, welche hier der Beurtheilung unterworfen worden, gehören alle zu einem Stocke, ſo heterogen ſie übrigens auch wieder in der Anſicht ſowohl als in der Darſtellung ſind. Alle ſtreben ſie nach einer Verbindung des menſchlichen Organismus mit dem Organismus der Natur; aber da, wo die Idee richtig gefaſst und dargeſtellt iſt, fehlt es an Durchführung, da, wo dieſe iſt, artet es noch etwas in einen Formalismus aus, wie er, wir können ſagen, ehemals in der Naturphiloſophie geweſen, und in dem letzten, wo am meiſten Realität geblieben iſt, hängen beide Organismen ſo locker an einander, daſs man unwillkührlich glaubt, die zwey praſtabilirten Uhren in verſchiedenen Zimmern ſchlagen zu hören; von allen aber iſt nur das *Waltheriſche* Buch vollendet, und geſchickt zu einem Lehrbuche zu dienen.

No. 2. Rec. erſchrack, als er die Schrift von *Görres*, um ſie zu beurtheilen, mit Aufmerkſamkeit durchlas. Er ſchämte ſich faſt, daſs dieſelbe von ihm ſo lange unbeachtet geblieben war. Sie hat zwar von der jetzigen Anſicht der Wiſſenſchaft, und auch von der damaligen, als ſie erſchien, nichts voraus, und es ſind ſchon vor ihr die einzelnen Organe des Thiers, ſowohl die Syſteme des Rumpfs als die der Sinne, in ihrer Gleichheit mit den Weltfunctionen und der Mathematik nachgewieſen worden; aber noch keine iſt erſchienen, welche ſelbſt in das Speciellſte dieſer Organe, beſonders des Nervenſyſtems, wie es hier geſchehen iſt, eingegangen wäre, welche überhaupt dieſe einzelnſten Theile in ihrem Zuſammenhange mit den Entſprechenden im ganzen Organismus berührt hätte. Rec. weicht zwar in der Angabe der Bedeutung dieſer einzelnen Theile gröſstentheils von denen dieſer Schrift ab; aber der Werth liegt jetzt, wo dieſe Wiſſenſchaft in der Gährung iſt, nicht darin, ſondern nur in dem Gange, den wir zu nehmen haben, und dieſer iſt es, der dieſe Schrift vor allen hier zu beurtheilenden auszeichnet. Was man daher auch gegen die *Görres*iſchen Darſtellungen ſagen mag, dieſe Schrift gehört doch zu den kräftigſten, welche in der neueren Phyſiologie ſind geliefert worden. Es iſt zwar keinem Zweifel unterworfen, daſs, wie es auch *Görres* in der Vorrede vertheidigen mag, dennoch zu wünſchen wäre, das Gediegene ſeiner Schrift möchte unverlarvt von dem poetiſch-tauben Geſtein hervorblicken. Dieſes wäre um ſo mehr zu wünſchen, da nicht nur die poetiſchen Bilder, Rec. kann ſagen, nicht Ebenbilder oder Stufenbilder, ſondern nicht einmal getroffene Gleichniſſe ſind, und auch der gröſste Theil von dem, was vom Aſtronomiſchen vorausgeſchickt iſt, obgleich an und für ſich vortrefflich, wenn es nur nicht ſo ausführlich *da* ſtände, nirgends im Organismus nachgewieſen ſich findet, und auch nicht ſo nachgewieſen werden kann, da die äuſserlichen kosmiſchen Signaturen *beynahe* nichts bedeuten, und uns wieder in die verwirrten Zeiten der Afteralchemiſten zurückführen würden, wenn wir uns ſolchen, bloſs der Mechanik eigenthümlichen Linien anvertrauen, und der Phyſiologie durch ſie die Nativität ſtellen ſollten. Nicht die Art der Wortſtellung iſt Poeſie, auch nicht die auſser Athem ſich laufende Allegorie; die wahre Naturphiloſophie iſt in ſich Poeſie, wenn ſie auch in den ſimpelſten Ausdrücken dargeſtellt wird. Ihr iſt vielmehr die äuſsere Allegorie zuwider, da ſie ganz innere iſt. Das Kosmiſche, alſo die Hälfte des Buches, ſollte auf höchſtens zwey Bogen als Einleitung vorausgeſchickt ſeyn, und ſo würden Tauſende das Buch leſen, da jetzt ſelbſt Phyſiologen nicht vermuthen, daſs ſo viel Reales gegen das Ende komme. Auch iſt es ein groſser Fehler dieſes Buches, daſs es aus Bequemlichkeit, welche die Schriftſteller jetzt ſo ſehr lieben, daſs ſie nicht einmal zu Compilationen Regiſter verfertigen laſſen, in keine Abſchnitte getheilt iſt: denn der Leſer findet die Abtheilungen nicht ſo leicht, welche der Autor im Kopfe oder am Rande ſeines Manuſcripts ſich leiſe bemerkt hat. Vorzüglich iſt gelungen, und als ein Meiſterſtück ausgeführt, die Entwickelung des Nervenſyſtems, und dieſes iſt es auch, welches den Werth des Buches beſtimmt. Die Einrichtung des Buches iſt übrigens folgende. Es beginnt mit dem Univerſalſten der Welt, ſagt, wie

Digitized by Google

dieſe ſich in Weltkörper trenne, wie dieſe Umlauf, Rotation, Achſen etc. bekommen, wie Licht, Schwere, Wärme, Cohäſion, Magnetismus etc. ſich zu einander verhalten, aber alles bloſs auf poſtulatoriſche, nicht genetiſche Weiſe; dann ſteigt es zu den Kometen und Planeten herunter, zur Geologie, zu den Erden, Metallen, zu den Elementen überhaupt, wo ſehr viel Gutes mit einem Überſtrömen von Phantaſie geſagt wird. Es kömmt endlich nach vielgeſtalteten labyrinthiſchen Durchwickelungen zum Organiſchen, ſagt wenig Ernſtes über Pflanzen und Thiere, und beginnt nun bey dieſem mit dem Hirne, von wo an eine vortreffliche und wahre Idee die andere jagt. Bey den Sinnen hätte Hr. G. wohl ſeiner Vorgänger erwähnen dürfen, obſchon er genievoll in der Bedeutung des Einzelnen derſelben eingedrungen. Schnell ſeinen Weg verfolgend, kommt man mit ihm zum Herzen, durch das Gefäſsſyſtem hindurch, eben ſo durch das Verdauungsſyſtem, die Eingeweide und die Geſchlechtstheile.

No. 3. *Keſslers* Grundzüge verrathen offenbar eine Verwandtſchaft mit dem vorigen Buche, aber ſie ſind umfaſſender angelegt, ſie greifen näher in das wirkliche Leben der Phyſiologie ein; haben eine mattere, äuſsere Poeſie, die unangenehm würde, wenn ſie häufiger wäre; ſie ſind nicht ſo genievoll erzeugt, als die Ideen in *Görres* Schrift, wo ſie in Begeiſterung ausgeſprochen, hier aber mit einer conſequenten fleiſsigen Reflexion allmählich hervorgebrochen ſind. Deſſen ungeachtet iſt die Schrift im Einzelnen unordentlich, voll von Wiederholungen, wie allenfalls ein Heft ausſehen müſste, worin man einem Lehrer jedes Wort vom Munde mit allen breiten Erklärungen und Deutlichmachungen nachgeſchrieben hätte. Im Ganzen iſt aber die Schrift wohl geordnet, nämlich in Maſſen, und alles iſt ein Faden, der ſich ununterbrochen fortſpinnt, was überhaupt ſehr leicht iſt dem, der glaubt, die Natur ſey ein ärmlicher Dualismus, und laſſe ſich in ein zweyſchenkliges V bis ins Unendliche ſpalten. Wenn einmal die Naturphiloſophie von dieſem Abwege, auf dem ſie der *Winterlianismus* wieder auf einige Zeit keck, obgleich ohne Grund, gemacht hat, ganz wird zurückgekommen ſeyn: ſo läſst ſich das Werk erſt von Neuem für die Phyſiologie beginnen; jetzt hat man alles gethan, den Rennenden wenigſtens die Laterne ſo in der Finſterniſs zu hängen, daſs ſie die Bedächtigen nicht umwerfen. Hat man den Erregungshebel zum Stillſtande gebracht: ſo hat man mit dem Chemiſchen zu kämpfen. Am gelungenſten iſt die Lehre vom Weſen des Organismus, obſchon ſie nur im Allgemeinen geblieben, von der Haut und ihrer Beziehung aufs Geſchlechtsſyſtem, und einiges vom Nervenſyſtem. Überhaupt aber greift das Buch zu wenig in das Mediciniſche ein, ohne daſs jedoch dem Arzt das Buch überflüſſig wäre. Es iſt Schade, daſs die Schrift durch den Tod des Vfs. unvollendet geblieben iſt. Indeſſen iſt das Meiſte vorhanden, und dieſes in fünf Abtheilungen gebracht, wovon die erſte in ſich begreift das Weſen des Organiſchen überhaupt, ſein Heraustreten in Vegetabilität und Animalität, und von der zeitlichen Entſtehung des Menſchen, wobey einige hübſche Träume über Rieſen und dergleichen Vorältern vorkommen; der zweyte Abſchnitt enthält die Geſchlechtsfunctionen, den Grund der Männlichkeit und Weiblichkeit, die Zeugung; der dritte den Ernährungsproceſs, das Blutſyſtem, die Wärme; der vierte läſst das Blutſyſtem zerfallen einerſeits in das venöſe bis zum Digeſtionsſyſtem, andererſeits in das arteriöſe, reſpirirende, bis zu dem Secretionsſyſtem; der fünfte das Nervenſyſtem, die Function des Gangliensyſtems, Willkühr und Unwillkühr. Es fehlt daher eigentlich nur das Syſtem der Sinne zur Vollendung dieſes Werkes.

No. 4. Endlich iſt von dem erſten Theile von *Walthers* Handbuch zu reden. Uns ſcheint es gegenwärtig dasjenige in Deutſchland zu ſeyn, welches man, ungeachtet ſeiner groſsen Mängel und Fehler, die ſelbſt gröſser als die bey *Görres* und *Keſsler* ſind, als Vorleſebuch vorziehen ſollte, weil es, wie ſchon bemerkt, alle neueren Phyſiologen combinirt, und daher in Anordnung und im Reichthum der Materien allein einem wirklichen mediciniſchen Phyſiologen groſsentheils aushelfen, obgleich dem, der höhere, wahrhaft philoſophiſche Foderungen an die Phyſiologie macht, noch nicht genügen kann. Die Schrift iſt beſſer *abgetheilt* als die anderen, ſowohl in den groſsen Maſſen, als in den Paragraphen; ſie giebt daher eine ſchnelle Durchſicht der Materien, und zeugt davon, daſs der Vf. klar gearbeitet hat. Dieſes gilt vorzüglich vom beſonderen Theile, der beynahe ganz empiriſch iſt, ſo wie der allgemeine ganz oben in den höchſten Regionen des Abſoluten ſchwebt, und daher ein unangenehmes Gefühl erregt wird, ſich ohne die Fortbildung der vorher ausgeſprochenen philoſophiſchen Ideen in den beſonderen Theil übergeſetzt zu ſehen. Es iſt wirklich Schade, daſs es dem Vf. unmöglich geweſen, den Parallelismus der organiſchen Proceſſe mit denen der Natur, und unter einander ſelbſt durchzuführen. Wären die wenigen Seiten des Allgemeinen in mehr phyſiologiſchen als philoſophiſchen Sätzen dargeſtellt: ſo könnte man mit der gröſsten Ruhe, mit der gröſsten Zufriedenheit, und gewiſs jeder mit vieler Belehrung, mit mancher intereſſanten Wendung die einzelnen Functionen des beſondern Theils nicht bloſs durchleſen, ſondern durchſtudiren. Wer ſich daher dieſes Buches bedient, und gewiſs wird es jeder denkende Arzt zu dem von Hn. *Autenrieth*, Hn. *Döllinger*, und Hn. *Dumas* in ſeiner Bibliothek ſtellen, der denke ſich die 146 Seiten des Allgemeinen nur als Einleitung für dieſes Werk geſchrieben; und ſo wird er ein gutes Buch haben, ſo weit als eine Phyſiologie jetzt zu bringen iſt, wenn man ſie mit vieler Kenntniſs und mit vielem Scharfſinne ausarbeitet. Der allgemeine Theil, der zunächſt nur den Naturphiloſophen intereſſirt, iſt nicht beſtimmt, nicht begrenzt genug; die Unterſchiede und Gleichheiten ſind nur in den allerhöchſten Ausdrücken gegeben; die Anſichten ſind nicht vollgliederig behandelt, ſo daſs ganze

Glieder fehlen: daher es auch dem Vf. ſelbſt unmöglich geweſen, das Empiriſche ſo wie das Philoſophiſche abzutheilen, was doch abſolut nöthig iſt, wenn die Empirie ſelbſt Philoſophie ſeyn ſoll; er muſste dem Empiriſchen ſeinen eigenen Willen laſſen, und dieſes für ſich fortführen. Wir können aber von dieſem verſichern, daſs alle Abſchnitte darin gut gerathen ſind. Die Abtheilungen des Werkes nehmen ſich gleich ganz anders, als die der vorigen aus, und man findet ſich ſogleich in einer Phyſiologie. Die Einleitung handelt kürzlich über die Phyſiologie als Doctrin, über ihr Verhältniſs zu anderen Wiſſenſchaften, über ihre Hülfswiſſenſchaften, Methode u. ſ. w. Der allgemeine Theil iſt in acht Capitel getheilt, die ſich regelrecht folgten, wenn alles vollſtändig wäre, nämlich von dem Leben, dem Organismus, der organiſchen Form, den Grundfunctionen des Lebens, Reproduction, Irritabilität und Senſibilität, den Formen des Lebens, nämlich Pflanze und Thier, wo die wahren Unterſchiede nicht gefaſst ſind, wie denn noch kein einziger Phyſiolog ſich deſſen rühmen kann, von der organiſchen Gebildung in Zell-, Gefäſs- und Nerven-Bildung, worin er alſo Hn. *Döllinger* gefolgt iſt, von den einzelnen Organen und ihren Functionen, worin er nicht zu vollkommener Klarheit gekommen iſt, und endlich von den Verhältniſſen der drey Syſteme zu einander, wo einiges von den Temperamenten und den Menſchenraſſen vorkömmt. Der beſondere Theil fängt mit dem Reproductionsproceſſe, der Verdauung an, führt ſie durch ſechs Capitel bis zur Reſorbtion und Sanguification, von der er zur Ernährung, zur Abſonderung im Allgemeinen, dann des Fettes, des Schleimes, des feröſen Hauches, des Hautdunſtes und des Harns übergeht, und in dem dreyzehnten Capitel mit einer Überſicht des Vorhergehenden ſchlieſst.

No. 1. Wir gehen ins Einzelne, und mit *Dumas* zunächſt zur Betrachtung des Organiſchen und Unorganiſchen überhaupt. Was das Leben ſey, wiſſen eigentlich nur die deutſchen Phyſiologen; aber ſie ſprechen es ſo verſchieden aus, daſs man glauben ſollte, ſie treiben es, wie die, welche von dem Steine der Weiſen geſchrieben, wo jeder etwas anderes genannt, aber doch alle daſſelbe gemeint haben. Ausgemacht iſt, daſs nur das Univerſum lebt, und daſs alles Leben nur in ſofern lebt, als es das Univerſum in ſich aufgenommen hat, eine Wahrheit, welche in der neueren Zeit zuerſt *Schelling* wieder aufgeweckt hat. In keinem der vorliegenden Bücher findet ihr das, was wir hier mit ſo kurzen Worten ausgeſprochen haben, klar und beſtimmt ausgeſprochen, ſo daſs jeder, der mit der ariſtoteliſchen Tafel hinzutritt, im Stande wäre, ſich aufzunotiren, was dieſe Schriftſteller wollen. Ganz rein ſpeculativ hat dieſe Idee *Walther* dargeſtellt, was wir in einer Phyſiologie nicht billigen, ſondern glauben, daſs es nur in die tiefſte philoſophiſche Unterſuchung gehöre, nämlich dahin, wohin ſie *Schelling* geſetzt hat. Der Phyſiolog muſs das, was oben ſteht, herunter in ſeine Sphäre zu verſetzen, und mit ſeinen Worten klar zu machen wiſſen. Was hilft es in der Phyſiologie, ſich in jeder Zeile mit der Idee des Lebens herumzubalgen; was hat man von der bloſsen Definition, „das Princip der Manifeſtation der Idee des Lebens an und durch die lebenden Dinge iſt der Organismus," wenn alles ſo verlaſſen ſtehen bleibt, ohne dieſe Sprüche wirklich *handgreiflich* in der Natur aufzuzeigen, auch davon abgeſehen, daſs obige Definition ein Cirkel iſt! *Görres* ſcheidet die Welt ſchon ganz urſprünglich in eine geiſtige und materiale, aber nicht in dem Sinne, wie das Volk allenfalls von einem Geiſte denkt, wie man ſich wohl einbilden kann, und führt dieſen Gegenſatz von den tiefſten Abgründen der Weltſchöpfung durch die Sonnenſyſteme herunter bis in die einzelnen Geſtalten, wo ihm eine *dritte* Welt, die Organiſche, als das Vermittelnde beider erſten entſteht. Daſs dieſe ganze Anſicht unrichtig iſt, wird der Vf. jetzt ſelbſt anerkennen. Eine ſucceſſive Darſtellung aller Anſtalten, die der Vf. macht, bis er auf dieſen Satz kömmt, wird weder er noch das Publicum dem Rec. zumuthen, da ein ſolches Herausklauben dem Rec. mehr Zeit und Anſtrengung koſten würde, als dem Vf. das Entwerfen des Buches. Aber geleſen muſs dieſer Theil der Schrift werden von jedem Phyſiologen, weil auch darin die tiefſten Griffe vorkommen, und weil man dadurch in die Methode des Vfs. eingeführt wird. Ohne uns hier an das zu halten, wie der Vf. ſeine beiden Welten darſtellt, und ohne Richtung auf ſeine Idee, glauben wir, den neueſten Phyſiologen ihre geiſtige und materiale Welt etwas beleuchten zu müſſen. Unter denſelben ſind nämlich noch manche, welche meinen, es gebe allerdings zwey ſolche Dinge, oder Maſchinen, oder wie ſie es nennen mögen, die ſich bisweilen Freunde werden, und mit einander auf einige Zeit als Organismus umherſpuken. Sie können nicht begreifen, wie aus der bloſsen Miſchung der Materie eine lebendige Regung hervorgehen könne, obſchon es *Reil* ſchon lange begreiflich gemacht hat, und knüpfen daher immer zweyerley an einander, ein Rad und ein geiſtiges Gewicht daran, als wollten ſie, weil ſie das Leben immer vor ſich haben, dieſes hinaustreiben, und ihm mit mechaniſchen Kräften anhelfen, während wir bey denen, welche ihr Leben unter den todten Kräften zubringen, den Trieb finden, ihre Maſchinen zu beleben und denſelben zu Gefallen Ehre und Vermögen aufopfern, um einmal ein mechaniſches *Perpetuum mobile*, d. h. eine lebendige Maſchine zu erzimmern. Woher dieſe entgegengeſetzte Richtung, wenn es nicht daher iſt, daſs das Fach ſelbſt, ſeines Bearbeiters kundig, ſeiner überdrüſſig wird, und ihm die entgegengeſetzte Laufbahn anweiſet? Sollen wir von ſolchen Phyſiologen nicht ſo denken, und daher von ihnen halten, was der ächte Mechanicus vom Sucher des *Perpetuum mobile* hält? Wie oft ſoll noch erinnert werden, daſs das Leben von der Materie nicht verſchieden ſey? Wie? kann man etwa den galvani-

ſchen Proceſs aus der Miſchung zweyer Metalle mit Waſſer begreifen? Doch wohl eben ſo wenig als das Leben. Iſt alſo auch eine geiſtige Welt in dieſe Miſchung gekommen, die vorher nicht darin geweſen? Individual, organiſch lebendig iſt, was in ſeiner Miſchung gleich iſt der geſammten Natur. Deutlich hat dieſes, obgleich nicht zuerſt, aber doch deutlich, *Keſsler* ausgeſprochen, und jeder, der ſein Buch lieſt, wird dasjenige verſtehen, was er bey den anderen nur ſcrupulös herausſuchen muſs. Hat man aber vieles geſprochen über die Gleichheit des Alls mit dem Einen, ſo geziemet ſich auch von der Ungleichheit des Organiſchen mit dem Univerſum zu reden, denn *hierin* liegt doch das Weſen des phyſiologiſchen Organismus; aber nach dieſem ſieht man ſich vergebens um, ein Beweis, wie die Deutſchen einen Fuſs hinſtellen und den anderen aus Eile entgegenzuſtellen vergeſſen, daher ſie auch ſo leicht umgeworfen werden, mag der eine Fuſs auch noch ſo ſenkrecht ſtehen. Dieſe Einfuſsigkeit iſt aber nicht etwa nur ein Attribut der vorliegenden Schriften; ſie theilen nur die allgemeine Schreibeilfertigkeit, und nur wenigen iſt es erlaubt, an anderen dieſen Fehler zu rügen, denn nur wenige kennen die Handgriffe ſyſtematiſch zu ſchreiben, das heiſst, dem Geiſte techniſch zu Hülfe zu kommen durch Überdenkung des Ganzen im Rohen, durch Zeichnung eines Netzes, in das die Figuren der Wiſſenſchaft zu legen ſind, durch Verſchiebung der Ausarbeitung, bis man nicht mehr in Stunden oder Tagen unterbrochen wird, ſondern bis man in einem Laufe das Ganze durchziehen kann. Für denjenigen, der die Phyſiologie vorzutragen hat, wollen wir noch bemerken, daſs es ihm obliege, die philoſophiſche Bedeutung des Organismus durchaus nicht lange in der höheren Sphäre ſchweben zu laſſen, ſondern ſogleich realiter, chemiſch, mechaniſch, phyſiſch, alſo in der Miſchung, Bewegung, Form u. ſ. w. zu zeigen, wie ſich die philoſophiſche Gleichheit auch phyſiologiſch ausdrücke, eben ſo wie durch dieſelben Charaktere, und noch durch andere, z. B. Wechſelwirkung, Abhängigkeit des individualen Organismus vom univerſalen, beide von einander abweichen. Wer dieſes nicht kann, hat noch nicht die Phyſiologie philoſophiſch behandelt, ſondern etwa höchſtens die Philoſophie phyſiologiſch, wofern je beide wahrhaft zuſammengefloſſen ſind, und nicht etwa, wie es meiſtens beobachtet wird, die Phyſiologie nur durch einen ſtehenden philoſophiſchen Sumpf geleitet wird, wo beide Waſſer ſich ſo weit und nicht weiter trüben, als der Sumpf reicht.

Dumas geht ganz anders zu Werk. Er hat zwar keine naturphiloſophiſchen Blicke in den Organismus gethan, aber dafür liefert er ſo treffliche Thatſachen, und ſtellt ſie mit ſo viel Verſtand zuſammen, daſs ſie der wahre empiriſche Abdruck deſſen ſind, was die Philoſophie in ihrer Sphäre organiſirt. Er giebt die Unterſchiede des Organiſchen vom Unorganiſchen ſcharfſinnig und wohl getroffen an, ſagt ſogar, daſs das Organiſche bis in das Kleinſte wieder aus organiſchen Theilchen beſtehe, deren jedes ſein eigenes Leben habe, alle aber bey ihrer Verbindung zu einem groſsen Organismus ihr eigenthümliches Leben aufopfern, und nun ein gemeinſchaftliches führen. Stimmt dieſes nicht völlig mit den neuen Anſichten der Zeugungstheorie in Deutſchland überein? Die erſte Function des Lebens ſey, ſich der Corruptibilität entgegen zu ſetzen; heiſst das nicht klar, daſs der Lebensproceſs ein doppelter, ein progreſſiver, organiſirender, und ein regreſſiver, desorganiſirender Faulungsproceſs ſey, worauf endlich die wahre Phyſiologie wird kommen müſſen? Wir heben die anderen Momente nicht aus, weil es der Raum nicht geſtattet, und wir nur auf die tiefen, obgleich ihm bewuſstloſen, aber wegen ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe wichtigen Griffe aufmerkſam machen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Graff: *Die Tauchermaſchine des Hn. P. Kreeft in Barth.* Von einem Augenzeugen und einem Freunde des Nützlichen. 1805. 8 S. gr. 4. Mit 2 Kpf. (8 Gr.) Dieſe neue Tauchermaſchine beſteht aus folgenden Theilen. Eine überall genau anſchlieſsende lederne Kleidung geht um den ganzen Körper des Menſchen herum. Sie läſst nur vor dem Geſichte des Menſchen, welches ſie ebenfalls umgiebt, für die Luft einen hinreichenden Spielraum. Vor den Augen befindet ſich ein Fenſter von Spiegelglaſe, das durch ein eiſernes Gitter geſchützt iſt. Zwey lederne Schläuche, die ein ſtarker ſchlangenförmiger Drath offen erhält, gehen von der Geſichtsbekleidung an in die Höhe nach dem Fahrzeuge hin, auf welchem die Gehülfen des Tauchers ſitzen. An dem Ende des einen Schlauchs befindet ſich ein Blaſebalg zum Zublaſen friſcher Luft. Dieſer Blaſebalg muſs ſtets in Bewegung ſeyn. Durch den anderen Schlauch, welcher zugleich als Sprachrohr dient, geht die Luft wieder heraus. Bleyerne Sohlen halten den Taucher auf dem Grunde des Meeres, auf welchem er 36 Stunden lang ohne Gefahr ſoll herumgehen und alles recht gut ſehen können, wobey das Boot mit den Gehülfen ihm freylich ſtets folgen muſs. Ein paar Seile zum Emporziehen des Tauchers umfaſſen den Leib deſſelben. Das Mittel, wodurch die lederne Kleidung ganz waſſerdicht geworden iſt, lernt man hier nicht kennen. Der Erfinder ſoll übrigens mit ſeiner Maſchine vor dem Könige von Schweden Verſuche gemacht haben, die glücklich ausfielen. Rec. ſcheint jedoch der Gebrauch dieſer Tauchervorrichtung noch mit zu vielen Beſchwerlichkeiten verknüpft zu ſeyn, als daſs er nicht befürchten dürfte, ſie werde, wie manche ähnliche, nie die gehoffte Anwendung finden.

Gn.

Jugendschriften. *Braunſchweig*, in der Schulbuchh.: *Robinſon der Jüngere.* Ein Leſebuch für Kinder, zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig, von *Joach. Heinr. Campe.* Achte rechtm. Auflage. Mit Churſächſ. Freyheit. 1804. XIV. 368 S. 8. (18 Gr.) *Campe's* Robinſon iſt ein zu allgemein bekanntes Buch, als daſs es nöthig ſeyn ſollte, hier über den Inhalt und die pädagogiſche Brauchbarkeit deſſelben etwas zu ſagen. Es iſt von Kadix bis Moskow und Conſtantinopel in alle europäiſchen Sprachen, ſelbſt in die ruſſiſche und neugriechiſche, überſetzt worden. In Rückſicht der Sachen ſind bey dieſer achten Auflage keine Veränderungen vorgenommen worden; allein in Betreff der Sprache, deren gründliches Studium bekanntlich jetzt das Lieblingsfach des Hn. *C.* iſt, bemühte ſich der Vf., dieſer neuen Ausgabe den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu geben.

Z — d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortſetzung der Recenſion
der neueſten Syſteme der Phyſiologie
von
Dumas, Görres, Keſsler und Walther.

Das fünfte Capitel betrachtet das Leben in den verſchiedenen Weſen der Natur, in den Steinen, den Pflanzen und Thieren. Vom Leben der Steine hat *Dumas* eine Vorſtellung, wie ſie eben ein Franzos haben kann, und die ſich genug dadurch charakteriſirt, daſs er die Belege dafür, welche manche aus den dendritiſchen etc. Formen der Foſſilien anführten, und den helmontiſchen Steinſamen damit verwirft, daſs keines dieſer Stücke evident beweiſend, und daſs es klüger ſey, ſich der gemeinen Meinung anzuſchmiegen, und zu glauben, die lebende Natur fange erſt mit dem Pflanzenreiche an, indem ſie einen Sprung von den Mineralien bis zu dieſem wage. Wer ein ſolches Leben in den Steinen ſucht, wird freylich keines darin finden, denn *ſo* ſind ſie allerdings todt. Aber beſſer iſt es doch, ſie geradezu abſolut todt zu nennen, als ſie mit allem für gleich lebendig auszugeben, ohne nachher wieder im Stande zu ſeyn, im Einzelnen zu ſagen, wie denn der einzelne Stein nicht ſo lebendig ſey wie die Pflanze. Dieſes iſt ein deutſcher Fehler, jenes ein franzöſiſcher, engliſcher, kurz ein undeutſcher. Eine Ableitung des Pflanzen- und Thier-Organismus müſst ihr freylich von *Dumas* nicht verlangen, dafür meint ihr ſorgen zu können; aber *Dumas* ſorgt durch ſeine allſeitigen empiriſchen Vergleichungen dafür, daſs eure Ableitungen falſch werden. Was er über die Ernährung der Pflanzen ſagt, iſt bekannt, doch iſt er immer der beſſeren Meinung zugethan, z. B. daſs bloſs Waſſer, Luft und Licht die Nahrungsſtoffe der Pflanzen ſeyen, wie es auch aus den neueſten Verſuchen von *Crell* hervorgeht, und ſich allenfalls naturphiloſophiſch beweiſen lieſse. Auſser der Aſſimilation und den Geſchlechtsfunctionen ſchreibt er den Pflanzen auch Irritabilität zu, aber nach den bisherigen Begriffen, auch der deutſchen Phyſiologen, von dieſer Function, daſs ſie ein Charakter der Muskelfaſer ſey, mit offenbarem Unrecht. Wie, wenn ſich beweiſen lieſse, daſs alle Bewegungsphänomene der Pflanzen bloſse Aſſimilationsphänomene ſind, und daſs es auch mit den Geſchlechtsfunctionen der Pflanzen eben nicht *die* Richtigkeit habe, *welche* niemand mehr zu bezweifeln ſcheint! Meint ihr, weil zwey zu einem beytragen, ſo ſey es ſchon Mann und Weib? Iſt doch das Weib ſelbſt ein Doppeltes. Übrigens handelt *Dumas* hier die Phyſiologie (man verzeihe uns dieſen Ausdruck) der Pflanzen ab, ohne im Thierreiche auch nur den geringſten Vortheil davon zu ziehen, wie es gewöhnlich geht, wenn man nicht eine Wiſſenſchaft, ſondern nur Stücke von ihr hat; die Deutſchen dagegen ſehen bald im Thiere nichts mehr als Vegetatismus, ohne recht zu wiſſen, was er in ſich, noch was er im Thiere iſt. Die Ahnung iſt gut. Über die Polypen und Thiere wird beynahe nichts geſagt, und wir können nicht verhehlen, daſs dieſes Capitel nachläſsig bearbeitet iſt. Wie ſich Thiere von der Pflanze unterſcheiden, ſcheint *Dumas* nicht nur nicht zu wiſſen, ſondern gar nicht daran zu denken.

Görres ſchweigt auch hierüber; *Keſsler* hat auch da am klärſten geſprochen, indem er die Vegetabilität als das Reich der Schwere (beynahe, aber doch nicht ganz, getroffen), die Animalität als das des Lichtes charakteriſirt, — wovon jedoch auch Spuren bey *Görres* vorkommen, was aber in der Naturphiloſophie etwas Bekanntes iſt, — und daraus einige wichtige Folgen zieht. *Walther* reducirt auch dieſe beiden Reiche auf die drey Grundfunctionen des Lebens, oder — wir wollen es individualer geben — auf das Leben der Organiſationen, auf Reproduction, Irritabilität und Senſibilität, und glaubt, Pflanze ſey nur das *Überwiegen* der erſten über die beiden letzten, das Thierreich ſey das Überwiegen der zweyten, und der Menſch bilde ein eigenes Reich, in dem die Senſibilität überwiegt. Der letzte Fehler iſt zu groſs, als daſs er nicht jedem in die Augen ſpringen ſollte. Wie, wenn die ganze Anſicht von dem *Weſen* des individualen (nicht des thieriſchen) Organismus falſch wäre, und wenn dieſer durchaus nicht aus drey, ſondern nur aus *einer* Function beſtände, wie es denn auch wirklich iſt, nämlich aus der Aſſimilation, und wenn die Pflanze eben die reinſte, einfachſte Darſtellung der Uridee des Organismus wäre, wie ſie es denn auch iſt! Auf ſolche Art wäre es wohl um die Irritabilität und vollends um die Senſibilität der Pflanzen geſchehen, was auch *Walther* und *Dumas* und ſo viele andere, welche ſogar das Leben in die Senſibilität (!) ſetzen, für ihre Meinung vorbringen mögen. Alles, durchaus alles in der Pflanze läſst ſich aus dem bloſsen Aſſimilationsſyſtem erklären. Wenn man nun ſagte, daſs das Reich der Zoophyten die irritable Organiſation ſey, *ohne* Senſibilität, ſo wie die Pflanze ohne dieſe beiden, und daſs die letzte erſt in dem Thierreiche her-

Digitized by Google

vortrete, und der Menſch keinen anderen Rang darin habe, als den, welcher dem Centrum gebührt: würde nicht die ganze Phyſiologie umgeworfen werden müſſen, welche ſo vielerley Senſibilitäten in den Menſchen durch Aufnahme der Pflanzen- und Zoophyten-Welt in ihn bringt, daſs ſie ſich in eigener Rede verwirrt, und von innen heraus, wegen der vielen Willen der vielen Seelen, zur Verſtummung gebracht wird? Der Gegenſatz zwiſchen Pflanze und Thier durch die Bildung einer inneren Oberfläche gegen die äuſsere in dem letzteren iſt voll Bedeutung, und nebſt dieſem iſt noch manches Bedenkenswerthe hier geſagt; aber in der Charakteriſirung der Thierclaſſen hätte der Vf. genauer ſeyn ſollen. Es iſt nämlich bey den wenigſten Würmern ein Rückengefäſs, ſondern ihr Gefäſsſyſtem liegt bey den allermeiſten auf dem Darme, und zwar iſt nicht etwa bloſs bey wenigen, wie bey dem *Blutegel*, das Blutſyſtem in ein vollkommen arterioſes und venoſes ausgebildet, ſondern bey allen, die nicht Eingeweidewürmer ſind; ja ſie haben ſogar alle rothes Blut, wie es Rec. aufs genaueſte in den meiſten Gattungen von Meerwürmern, die er lebendig unterſucht hat, beobachtete. Auch haben die Mollusken nicht ein vollkommeneres Herz, als manche Würmer, namentlich *Arenicola piſcatorum Lam.*, und was die Höhe des Kreislaufes betrifft, ſo ſtehen ſie eben ſo tief unter den genannten Würmern, als alle Waſſerthiere unter den Luftthieren; denn auch die Meerwürmer ſind amphibiſch. Man muſs eben nicht alles für ausgemacht, oder gar als ein Orakel annehmen, was die Franzoſen in der Naturgeſchichte, beſonders in der vergleichenden Phyſiologie, vorbringen. Eben ſo ſtehen die Krebſe (das franzöſiſche Wort *Cruſtacé* iſt offenbar unrichtig mit *Schaalthier* gegeben, da wir damit die *Teſtacea Lin.* bezeichnen) ausgemacht höher als die Mollusken, da ſie nicht nur eine Leber wie dieſe, ſondern auch Geſchlechtsorgane, Bewegungsorgane, Sinne haben, die dieſen beynahe ganz fehlen; ſogar ſollte es Rec. nicht ſchwer werden, zu beweiſen, daſs *alle* Inſecten eine Leber haben, und dadurch den geprieſenen Unterſchied, den die Franzoſen zwiſchen Inſect und Schnecke aufſtellen, umzuſtürzen. Was die Franzoſen bauen, iſt hübſch, aber leicht. Fiſch, Amphibion, Vogel gehören ſicher nicht in *eine* Reihe, welche die irritable ſeyn ſoll; die beiden erſten ſind mit der Aſſimilation zufrieden, und auf jeden Fall ſind die Inſecten irritabler, als die ſtupiden Fiſche und Amphibien. Doch der müſste eine Zoophiloſophie ſchreiben, der Ordnung in dieſen Theil der Phyſiologie bringen wollte.

Wir verlaſſen daher dieſen Abſchnitt, und gehen zu dem in *Dumas* über, der von den Kräften überhaupt, den todten und lebendigen, handelt. Dieſes Capitel iſt nur zuſammen gewürfelt; weder ſind die Kräfte geordnet, noch alle aufgeführt. Todte Kräfte nennt er fünf: den Stoſs, die Anziehung, die Verwandtſchaft, die Kryſtalliſation und die Trägheitskraft; welch' ein Galimathias! Als organiſche nennt er vier, aber ohne die Idee, als wenn ſie jenen etwa entſprechen ſollten; es ſind die *Bildungskraft*, *Irritabilität*, *Senſibilität* und der *Lebenswiderſtand* (*réſiſtance vitale*), den er mit der Trägheitskraft paralleliſirt, und als Beyſpiele anführt: Stöſse, die der lebende Organismus leichter erträgt als der todte, Hitze und die Corruption. Dieſe Kraft iſt ſeine Erfindung, und er weiſs ſich recht viel damit, daſs andere Phyſiologen nichts davon wiſſen, die aber wohl glauben mögen, daſs dieſe Kraft von ſeiner Bildungskraft nicht verſchieden ſey. Wir kommen nun zum Menſchen ſelbſt, zu ſeiner Geſtaltung, Structur und ſeinen Varietäten. Wo der Menſch ſtehe in Beziehung auf die Stelle der anderen Organiſationen, erfahren wir nicht; auch iſt dieſes Capitel durchaus nicht phyſiologiſch, ſondern bloſs erzählend bearbeitet. Es wird geſagt, daſs der Foetus ſtoſsweiſe wachſe, und die Theile abwechſelnd in ihm, ohne nach dem Grunde zu fragen, und hier mit einem franzöſiſchen Leichtſinne, den die Überſetzer wohl hätten bemerken ſollen. Denn die erſten Entſtehungsmomente des Embryo paſſen offenbar bloſs auf das Küchelchen im Ey, und doch redet der Vf., als wenn alles vom Menſchen gelte, ſogleich vom vierten Monat, eben ſo ſey der Entwickelungsproceſs vom ſiebenten (!) bis zum dreyſsigſten Tage am ſtärkſten. Glaubt man nicht, Kerkring zu hören! Der Leib wird abgetheilt in vier Höhlen, in zwey ſymmetriſche Hälften, die Proportion der Theile wird angegeben, auch werden die oberen und unteren Extremitäten mit einander verglichen, wie es ſchon Ariſtoteles gethan; warum denn nicht auch mit allen Theilen des Leibes, warum nicht mit den Rippen, dem Kopfe, beſonders den Kinnladen, die doch eben ſo wohl Arme ſind als die Füſse? was ſelbſt durch die Gefäſse, Nerven und Muskeln zu beweiſen nicht ſchwer wäre! Er kömmt endlich zum aufrechten Gange des Menſchen, und zu ſeinen Raçen, wobey es ſcheint, daſs er auch meine, ſie ſeyen alle aus einem wirklichen, fleiſchlichen Urvater entſprungen! Wie werden ſich die Afrikaner bedanken, wenn ſie einſt gebleicht ſind! Die Menſchenraçen ſind ſo ins Blinde hinein abgetheilt, daſs man auch nicht *eine* Spur von einem leitenden Princip wahrnehmen kann. Dieſen Abſchnitt hat man in deutſchen Phyſiologieen ſelten zu beurtheilen, vielleicht nicht ohne Grund, denn er iſt auch hier der am wenigſten gelungene.

Was Hr. *Dumas* über die Modificationen, welche durch das Alter, das Geſchlecht, das Temperament und die Gewohnheit in die Natur des Menſchen geſetzt werden, vorbringt, iſt mit Intereſſe zuſammengetragen, ohne daſs eben etwas Neues dabey vorkäme, obgleich er auch Erfindungen darin gemacht haben will. Wir können es daher übergehen; nur eine charakteriſirende Aufserung, die eben nicht den Franzoſen allein, ſondern unſerer zerfallenen Zeit, die allen Centralpunct verloren hat, gilt, müſſen wir anführen, nämlich, *que la prétention de trouver une parfaite conformité entre les organes — ſexuelles de l'homme et de la femme* (*prétention d'Ariſtote, de Galien, de Paul d'Aegine, d'Albucaſis et de Daubenton*) — *n'eſt peut être point auſſi philoſophique, auſſi raiſonnable qu'on pourrait d'abord l'imaginer.* So weit iſt man in unſeren Tagen wieder von der Bahn der tiefen, phyſiologiſchen Vergleichung abgekommen! Wenn die

Gleichheit Phyſiologen nicht ſehen, darf man ſich wundern, wenn der Laie lacht über ſolche, wie er glaubt, nutzloſe Spielereyen? darf man ſich wundern, daſs man die Idee von dem wahren Grunde der Sympathieen und Apathieen, worauf doch alles unſer Thun und Leiden beruht, ſo ganz verloren hat, als hätten jene groſsen Alten eben ſo gedacht wie wir? Dieſes weitläuftige Capitel von *Dumas* konnte nicht in die Sphäre von *Görres* Bearbeitung fallen; in *Keſsler* iſt es nicht mehr vorhanden, bey *Walther* iſt es unter dem Titel: „von den Verhältniſſen der drey Syſteme zu einander," aber äuſserſt kurz, und an Werth gar nicht mit *Dumas* zu vergleichen, indeſſen ſind die vier Temperamente nach den drey Grundſyſtemen geordnet, wo das Irritable allein zwey Temperamente, welche wohl jeder ſelbſt finden wird, erhalten hat. Es iſt ſchwer, über den wahren Eintheilungsgrund der Temperamente bey der jetzigen Eintheilungsart der Phyſiologie oder der organiſchen Grundfunctionen etwas zu ſagen, da nothwendig das eine zuerſt wahr ſeyn muſs, ehe es das andere wird. Wir fragen daher nur die Phyſiologen, ob es wohl Temperamente gäbe, wenn wir keinen Rumpf hätten?

Im dritten Capitel der zweyten Abtheilung, und letzten des erſten Bandes, handelt *Dumas* von den äuſseren Einflüſſen auf den Menſchen, und von der Wechſelwirkung der organiſchen Syſteme auf einander, eigentlich von dem, was man die nicht natürlichen Dinge nennt, Schlafen und Wachen ausgenommen. — Es hat hiſtoriſchen, aber keinen phyſiologiſchen Werth. *La vigeur et la force sont l'apanage des peuples du nord .... Russes, Lapons etc. Cette énergie diminue, sans aucun avantage pour le sentiment, chez ceux, qui vivent dans des contrées froides et humides, comme les anciens Germains, les Allemands, les Suisses etc. La faiblesse et l'inertie se mêlent avec une sensibilité exquise chez les peuples du midi, qu'une chaleur excessive accable, comme les Espagnols, les Portugais, les Indiens etc. L'énervation est portée à son comble ... chez ceux qui habitent un pays humide et chaud, comme en quelques endroits de l'Europe et de l'Afrique*, ſagt *Dumas*, von dem Einfluſſe des Klima redend. Wohin doch, ſeiner Meinung nach, die Franzoſen gehören! Gewiſs hat ihn noch Beſcheidenheit verhindert, es auszuſprechen. Die vorliegenden deutſchen Werke laſſen ſich nicht auf dieſe Gegenſtände ein. Den Beſchluſs dieſes Bandes machen drey Tabellen, welche ſehr gut angelegt ſind; daher wir auch das Einzelne, das darin unrichtig iſt, gern überſehen wollen, wohl wiſſend, wie verdienſtlich es ſey, auch nur über eine einzelne Theorie eine ſyſtematiſche Tabelle entworfen zu haben, geſchweige über die ganze Phyſiologie. Die erſte giebt einen Überblick über den Unterſchied aller organiſchen und unorganiſchen Phänomene und Eigenſchaften, die zweyte über alle Verhältniſſe der von *Dumas* aufgeſtellten ſieben organiſchen Syſteme, die dritte über dieſe Syſteme in allen Thierclaſſen, alles vortreſſlich und vollſtändig geordnet. Die Unrichtigkeiten ſind nur einzeln.

Der zweyte Band ſetzt die zweyte Abtheilung noch durch vier Capitel fort, immer im Allgemeinen verweilend, und zwar betrachtend die Structur und die Compoſition aller organiſchen Theile, und endlich die Claſſification der Functionen des menſchlichen Körpers. Wir haben geſehen, daſs die neueren Phyſiologen da eingriffen, wo *Dumas* mit dem Organiſchen überhaupt anfing; die älteren aber, oder die *Haller*'ſchen fingen gewöhnlich erſt mit dem jetzigen Capitel an, nämlich mit der Structur des Leibes, mit dem Zellgewebe, der Fiber u. ſ. w. Alſo hat *Dumas* einen ganzen Band von beynahe 500 Seiten voraus, welche, wenn man auch alles Geſchwätz, wie er es da und dort anfangen wolle, um auf dieſe oder jene Theorie zu kommen, wegdenkt, doch ſehr vieles wirklich Reales enthalten. Der Vf. nimmt vier Grundformen der organiſchen Structur an, die *zellige*, *faſerige*, *gemiſchte* aus dieſen beiden oder *parenchymatoſe*, und die *laminoſe* oder die der Knochen. Von der Entſtehung des Zellgewebes aus Gelatine, von der kleinſten Theilung deſſelben und der Faſer iſt alles geſagt, was hieher gehört. Nach den feinſten anatomiſchen Zerlegungen kann man annehmen, was einem beliebt, Zellen oder unendlich kleine Cylinder, worauf denn am Ende *Dumas* auch wirklich kömmt; man muſs daher hier einzig ſich von den Principien der Phyſiologie leiten laſſen, und wer dieſes nicht kann, der iſt auch ſelbſt in der höheren Anatomie verloren. *Keſsler* hält das Zellgewebe für ein Convolut der feinſten Gefäſse; von den Grundformen des Organismus redet er übrigens nur zufällig. *Walther* rechnet die Gefäſs- und Nerven-Form hieher; allein jene ſind als ſolche keine primäre Form, welche unabhängig von allen Syſtemen betrachtet werden müſste, und auf jeden Fall iſt das Gefäſs ſecundär. Hier kann nur die Phyſiologie helfen, die Anatomie iſt verlaſſen. Nach jener muſs der ganze untere, unthieriſche Organismus aus Bläschen oder Zellen beſtehen, der obere oder thieriſche kann aber nichts anders als Metamorphoſe dieſer Zellen ſeyn; es gehört aber zum thieriſchen Organismus beſtimmt auſser dem Nerven auch der Muskel und der Knochen, daher müſſen drey thieriſche Grundformen in der Structur exiſtiren, und nur eine unthieriſche. Es iſt indeſſen gut, daſs man die Phyſiologen noch ſuchen laſſe. Die Zuſammenſetzung der flüſſigen und feſten Theile wird im fünften und ſechſten Capitel mit der gewöhnlichen Geſchicklichkeit abgehandelt, doch nicht erſchöpfend, und auch nicht vergleichend, da der Gegenſatz der Beſtandtheile in gewiſſen Syſtemen oder Säften hätte herausgehoben werden können; doch geſchieht dieſes an ſeinem Orte. Im Grunde wird hier nur das Blut zerlegt und ſeine Vitalität vertheidiget; von den feſten Theilen aber werden die Beſtandtheile etwas zu ſehr *en gros* angegeben, und zu wenig Gewicht auf die chemiſche Analyſe gelegt. Was *Walther* am Ende des Verdauungsproceſſes vom Blute, von ſeinen Beſtandtheilen, ihrem Gegenſatze und ihrem Verhalten zu den einzelnen feſten Syſtemen ſagt, iſt meiſterhaft. Er hat mit Luſt entwickelt, was das heiſst, das Blut ſey in ſich der ganze Organismus, daher lebendig, daher enthaltend Feſtes, Flüſſiges und Luftiges, und endlich Gallerte, Faſerſtoff und Eyweiſs, als entſprechend den drey Formen des Lebens, der Reproduction, Irritabilität und

Senſibilität. Es ſcheint aber *Walthern* die Bedeutung der anderen Stoffe des Blutes noch nicht ſo klar zu ſeyn, wie das eben angeführte, und wie die allmähliche Sanguification, z. B. das Waſſer, das Eiſen, die phosphorſaure Kalkerde, welche doch alle eben ſo eigenthümlichen Functionen entſprechen, als die vorigen drey genannten Stoffe. Aber Einer kann nicht Alles thun; und der Grund liegt in der fehlerhaften Grundeintheilung des thieriſchen Organismus. So gehört z. B. der Knochen weder unter die Faſer- noch Zell-Formation. — Nach dieſen zahlreichen, ſehr ausführlichen allgemeinen Unterſuchungen folgt bey *Dumas* im ſiebenten Capitel die methodiſche Eintheilung der Functionen mit einer Kritik der ihr vorhergehenden. Der Vf. eifert gegen die alte Eintheilung der Functionen in *naturales, vitales* und *animales,* und ſtellt eine neue auf. Der Zweck aller Functionen ſey die Erhaltung des thieriſchen Leibes, was vor der Hand nur halb wahr iſt. Die Mittel, deren ſich die Natur bedient, laſſen ſich auf vier zurückbringen, 1) auf die Gründung der Verhältniſſe des Thieres zu ſeinen Umgebungen, wohin er die Nervenfunctionen und die Bewegungen bringt, 2) auf die Erhaltung der feſten und flüſſigen Organe in ihrer natürlichen Cohäſion und Temperatur, 3) auf die Erhaltung der Subſtanz des Leibes, ſowohl ihrer Qualität als Zuſammenſetzung nach, wohin er die Verdauung und die Secretionen bringt, und 4) auf die Unterhaltung aller phyſiſchen und moraliſchen Beziehungen der Individuen unter einander, wohin die Geſchlechts- und Geiſtes-Verrichtungen kommen. Wer ſieht nicht, daſs es dieſer Eintheilung durchaus an einem Eintheilungsprincip fehlt, und daſs ſie aus einem bloſsen Tappen hervorgegangen iſt? Und wie langweilig und unbeſtimmt ſind die Begriffe oder Definitionen, welche er von jeder Abtheilung giebt! Wird man wohl gleich errathen, was man unter No. 2 bringen könnte? Es iſt der Kreislauf und die Reſpiration. So tief auch die Ähnlichkeit der Geſchlechtsverrichtungen mit dem Denken gegründet iſt, woran aber *Dumas* nicht dachte: ſo können ſie in einer Phyſiologie nie unter Eine Abtheilung kommen, ja ſelbſt in der Naturphiloſophie darf nur auf ihre Beziehung aufmerkſam gemacht werden. Denn ſo wie dieſe Verrichtungen gleich ſind, ſo iſt ſich vielmehr alles Einzelne in der Welt gleich. Doch ſehen wir es genauer an, ſo reducirt ſich in der That dieſe Eintheilung wieder auf die alte *galeniſche,* gegen welche *Dumas* allerley einwendet, was aber im Grunde mehr Kritiſirungen der Benennungen als der Bedeutungen ſind. So ſey jede Function *naturalis, vitalis* u. *animalis* zugleich; aber gilt denn nicht daſſelbe auch von ſeiner Eintheilung, und muſs es denn nicht von jeder, auch von der einzig wahren gelten, da ja alle Syſteme, wenigſtens Nerven-, Gefäſs- und Lymph-Syſtem überall, in jedem Puncte des Organismus ſind? So ſey die Reſpiration nicht bloſs *vitalis,* denn ſie könne retardirt werden; aber unterhält durch ſie der Organismus nicht auch eine Communication mit der Auſsenwelt, und gehört ſie daher nach *Dumas* nicht zum Nervenſyſtem? Eine groſse Verletzung der *naturales* bringe den Tod hervor, daher verdienen ſie auch den Namen *vitales.* Wer ſieht nicht, daſs er bloſs an den Worten hing, und daſs ſeine Eintheilung nicht beſſer, ja daſs ſie weniger beſtimmt als die uralte iſt? *Blumenbach* hat ganz Recht, daſs er dieſer alten Eintheilung öffentlich das Wort geredet, denn ſie iſt unter den bekannten die beſte — nur die Benennungen hat man geändert, aber nicht die Sache; mit allen bisherigen Namenänderungen aber hat man es unbeſtimmter gemacht. Die Benennungen Reproduction, Irritabilität und Senſibilität heiſsen doch durchaus nichts anderes, laſſen aber der Subſumtion einen gröſseren Spielraum. Urſprünglich iſt der thieriſche Organismus nur ein doppelter, ein bloſs *lebender* und ein *thieriſcher.* Dieſes iſt die höchſte Eintheilung, und unter den vorliegenden Schriften iſt ihr *Keſsler* am nächſten gekommen; nur hat er einiges und namentlich auch das Geſchlechtsſyſtem in *einer* Abtheilung vereiniget, da doch dieſes jede Eintheilung der organiſchen Functionen, wie ſie auch heiſsen mögen, in ſich wiederholt, und wahrhaft wieder ein ganzer Organismus iſt. Der *thieriſche* begreift in ſich das Nerven- und Bewegungs-Syſtem, die Knochen nicht ausgenommen; der *lebende* aber zerfällt in *Functiones naturales* und *vitales,* und ſo habt ihr die alte Eintheilung, *F. animal., vital., natural.,* nur mit dem Unterſchiede, daſs *F. vital. et natural.* Glieder *einer* Abtheilung ſind, welcher die *Functio animalis* allein gegenüber ſteht, und daſs davon die *F. ſexualis* getrennt und als allen vorgebildet behandelt werden muſs. Übrigens zählt *Dumas* ſieben organiſche Syſteme auf, was anatomiſch einige Richtigkeit hat, aber phyſiologiſch nicht. Es ſind das Nervenſyſtem, *ſyſtème ſenſitiv,* das Muſkelſyſtem, *S. moteur,* Gefäſsſyſtem *S. calorifique* (!), die Eingeweide *S. reparateur* (?), Lymphgefäſse *S. collecteur,* Geſchlechtstheile *S. reproducteur,* und die Knochen *S. fondamental.* Die Eingeweide können nie *ein* eigenes Syſtem ausmachen, da jedes Syſtem eigene Eingeweide hat, ſie folglich nur Theile anderer Syſteme ſind. *S. collecteur* iſt eine rein mechaniſche Handlung, deren es im Organismus nicht giebt, es gehört offenbar zum Verdauungsſyſtem; was das *S. reproducteur* in ſich begreife, iſt ſchon geſagt. Überhaupt dürfen keine anatomiſchen Eintheilungen in der Phyſiologie geduldet werden; ſonſt müſste man, um doch conſequent zu ſeyn, auch die Phyſiologie da anfangen, wo der Anatom ſeine Sectionen.

Wir ſind nun beym dritten Theile des Werkes angekommen, verſchieben aber deſſen Beurtheilung auf eine andere Gelegenheit, entweder bis zur Vollendung der Überſetzung, oder bis auf die Anzeige des zweyten Theils von *Walthers* Phyſiologie, wo eine Vergleichung der Bearbeitung des ſenſiblen Syſtems von beiden Gelehrten nicht unintereſſant werden muſs, und wo auch das genievolle, höchſt geordnete, aber dennoch von den deutſchen Inſtituten noch nicht nach Verdienſt gewürdigte Werk von *Bichats* allgemeiner Anatomie, angewandt auf die Phyſiologie und Arzneywiſſenſchaft, überſetzt von *Pfaff,* ſeine Stelle erhalten wird. Daſs Druck u. Papier bey dem Franzoſen vortrefflich iſt, bedarf keiner Erinnerung; und ſo wenden wir uns zu den deutſchen Schriften.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Fortſetzung der Recenſion

der neueſten phyſiologiſchen Syſteme

von

Dumas, Görres, Keſsler und Walther.

No. 2. *Görres* fängt ſein Einzelnes im Menſchen mit dem Hirne an, aus gewiſs wichtigen Gründen, wovon ſchon dieſer hinreichte, daſs es das Centrum der Thierwelt iſt. Wir wollen darüber nicht rechten, da es ausgemacht iſt, daſs jeder Anfang in einem Centrum gemacht werden müſſe; die Hauptſache iſt nur die, ob man mit dem erſten oder letzten Centrum anzufangen habe. Will *Görres* conſequent ſeyn, wie er es denn in der Sphäre ſeiner Schriften auf eine muſterhafte Weiſe iſt: ſo muſs er vom Hirne bis herunter ins Zellgewebe kommen, dann von den oberſten Thierclaſſen zu den niedrigſten, von dieſen zu den Pflanzen, dann zu der Erde, zum Planeten, von dieſem zur Sonne, zum Lichte und ſo ins ganze Univerſum. Nun hat er aber mit dem Univerſum, und ſodann mit dem Lichte angefangen, und hat es zerſplittert durch alle Elemente bis zur organiſchen Welt; dieſe hätte alſo, wenn kein Sprung gemacht werden ſoll, wieder combinirt werden müſſen; und ſo wäre der Gang von der Pflanze zum Thiere, und in dieſem von der Zelle zum Hirne geweſen, womit das letzte Centrum erreicht worden wäre durch Ausgehen aus dem erſten Centrum, Anlangen an der Peripherie, und Rückkehren von dieſer zum nachgebildeten Centrum, dem Hirne. Statt deſſen aber iſt der Vf. von der erſten Peripherie ins letzte Centrum geſprungen, und hat dieſes wieder zur Peripherie herausgeführt. Wir glauben einen Mittelweg zu kennen, welcher der iſt, daſs die *anatomiſche Bedeutung* (nicht die Anatomie) von der Peripherie aufſteige bis zum Centrum, dem Hirne, die phyſiologiſche Conſtruction aber ſodann von oben herunter ſteige. Was *Görres* geliefert hat, iſt eine ſolche ſignatoriſche Anatomie, nicht die Phyſiologie ſelbſt, aber ein weſentlicher Theil derſelben, nämlich der neuen erſt werdenden Phyſiologie; die ältere kennt dieſen wiſſenſchaftlichen Zweig noch nicht. Es iſt nicht Anatomie — Beſchreibung der Theile, ſondern ihre Bedeutung, welche das Fundament der Phyſiologie werden muſs, und alſo ohne Zweifel vom höchſten Werth iſt, wenn derſelbe auch jetzt, wegen des erſten Entſtehens, noch nicht jedem handgreiflich geworden.

Schön und vortrefflich iſt die Differenzirung des Hirns in groſses und kleines, wo jenes der Freyheit, dieſes der Nothwendigkeit entſpricht, und noch vortrefflicher iſt die Durchführung dieſes Gegenſatzes durch das Rückenmark bis durch die letzten Enden des Ganglienſyſtems. Unbekümmert, ob jede Vertheilung ganz richtig getroffen, loben wir die Art, wie es angegriffen iſt, und geben ſie einigermaſsen an. Jeder Phyſiolog muſs das Buch ohnehin ſelbſt leſen, prüfen, vom Wortſchwalle entblöſsen und weiter bringen. Im Hirnknoten iſt die Indifferenz beider Hirne, ſie ſetzt ſich fort in das verlängerte Mark und endlich ins Rückenmark. Dieſe allmähliche Vereinigung wird in den einzelnen Hirnformen nachgewieſen, im Fornix, in den geſtreiften Körpern und Sehhügeln etc. einerſeits, in den Vierhügeln etc. andererſeits; tiefer wiederholen die Markkügelchen das Cerebrum, die Olivenkörper das Cerebellum, und endlich ſetzt ſich dieſes als hinterer, jenes als vorderer Strang des Rückenmarks, und ſelbſt bis in das Gangliensyſtem fort; die willkührlichen Bewegungen ſchlieſsen ſich an, und damit kömmt man zu dem Muſkel- und Knochen-Syſtem, ohne recht das Wie zu bemerken. Überhaupt iſt die ganze Darſtellung ein bloſses Deduciren, daher meiſtens nichts als ein Poſtuliren, und ſohin nicht begründet. Wir können es daher bloſs für ein geniales Product ausgeben, das wir im Ganzen für wahr halten. Bey der Darſtellung haben wir vorzüglich zu tadeln, daſs *Görres* auch der deutſchen Mode fröhnt, nämlich keinen anderen dadurch zu ehren, daſs man ihm Entdeckungen zugeſteht, und ihn mit unſchuldigem Herzen, frey von eigennützigen Planen nennt, wie es unſere ehrlichen Väter noch gethan haben. Daſſelbe gilt von *Keſsler* und *Walther*, ſo daſs ſelbſt jetzt ſchon kein Menſch mehr im Stande iſt, zu ſagen, wem dieſe oder jene Zeile des Werks angehört: was dieſe beiden Schriftſteller noch um ſo mehr ſchuldig geweſen wären anzugeben, da ſie das ganze Syſtem lieferten, und mithin alles Fremde ſehr oft wörtlich benutzten. Ein Verzeichniſs der Schriftſteller im Allgemeinen reicht nicht hin, jedem das Seinige zu laſſen. Was ſchadet es denn dem genievollen Manne, wenn er anderer Eigenthum anerkennt, hat er doch ſelbſt genug Ideen, daſs, wenn auch die ganze Welt

Digitized by Google

voll Genies wäre, dieſe ihm doch nicht in Allem zuvorkommen würden!

Von dem Centralpuncte, den *Görres* fürs ganze Nervenſyſtem ſucht, und den er als einen wirklichen, kleinen, einpaarigen Punct, da er doch einpaarig nie ſeyn kann, ſo wenig als es die Zunge iſt, und dieſen in der *Zirbel* zu finden glaubt, und von dem hohen Werth, den er dem Hirnhöhlendunſt giebt, wollen wir hier nichts berühren, da wir hier die Bedeutung der Zirbel nicht angeben können, die doch eben nicht lange verborgen ſeyn kann, ſobald man wahrhaft erkennt, daſs das Hirnſyſtem in ſich wieder den ganzen Organismus wiederholt, und wenn man daraus weiſs, was der *Plexus chorioideus* bedeute. Etwas anderes iſt uns fremd vorgekommen, daſs *Görres* das Hirn wirklich als einen Sammelplatz von Organen anſieht, die man allenfalls mit ſoliden Geſtalten vergleichen dürfe, und dabey die Idee von der Blaſenform des Hirns — die *einzig* organiſche Idee! — vernachläſſiget oder gar verwirft. Wenn die Franzoſen dieſe Idee, mit der die anderen Anſichten von der Structur des Hirns zuſammenhängen, das einzige, was *Gall* der Phyſiologie Gutes und Wahres gegeben hat, verwerfen: ſo wiſſen wir wohl, wie es zu nehmen iſt; da wir einmal wiſſen, wozu ſie und wozu wir in den Wiſſenſchaften angewieſen ſind, da wir wiſſen, daſs wir unſern ganz eigenthümlichen Gang, ohne uns im geringſten um ihre Meinungen, wohl aber viel um ihre Erfahrungen zu bekümmern, gehen müſſen, wie ſie den ihrigen gehen, ſowohl um uns weiter zu bringen in dem Vorſprung, den wir geiſtig vor ihnen voraus haben, als auch um nicht das Werkzeug ihres Geſpöttes zu werden, wie es denn *Gall* mit vollem Rechte geworden iſt, weil er ſchon in Deutſchland ſein Weſen franzöſiſch treibend, nicht durch *Mesmers* Beyſpiel klug geworden iſt, und dem franzöſiſchen Getreibe auf demſelben Boden zu opfern, ſich nicht für zu deutſch gehalten hat.

Nach der urſprünglichen Differenzirung, die ſchon in dem Univerſalen gegründet worden, bildet ſich das Nervenſyſtem nach zwey Enden aus, nach dem der Senſationen, dem Inneren, und dem der Bewegungen, dem Äuſseren. Die oberſten Sinne zerfällt er auch nach derſelben Idee, das Auge nach dem Lichte, das Ohr nach der Schwere; jenem glaubt er den Raum, dieſem die Zeit entſprechend. Es iſt aber doch in beiden beides ſo wie in Allem, im Auge iſt nur Zeit und Raum kosmiſch, im Ohre aber planetariſch. So wie überhaupt die Ableitung des Bewegungsſyſtems nicht begründet iſt: ſo iſt auch die Anſicht des Muskelſyſtems dieſer beiden Sinnorgane und ihrer Nerven nicht in der rechten Idee aufgefaſst; aber der Vf. iſt doch der erſte, der öffentlich eine ſolche Anſicht gegeben, und darum verdient er den Dank der Phyſiologen. Die Augenmuskeln ſind in ihrem Weſen Repetitionen der Bewegungsglieder, d. h. der Extremitäten, und ſo auch die Augennerven. Dieſes iſt, unſeres Bedünkens, die Idee, nach der ſie ihre Bedeutung erhalten müſſen; entſprechend dem groſsen und dem kleinen Hirn und dem Rückenmark ſind ſie nur, in ſofern jene Idee wieder dieſe drey in ſich faſst. Nach derſelben Idee richtet ſich der Parallelismus und der Gegenſatz der Gefäſse, auf den übrigens bey dem Hirne und dieſen Organen *Görres* auch zuerſt aufmerkſam gemacht hat. Über den eigentlichen Act des Sehens und Hörens iſt das Vortrefflichſte geſagt, aber alles unvollſtändig; eben ſo ſind die Theile des Ohres mit denen des Auges zwar ſehr ſcharfſinnig verglichen, aber der rechte Fleck iſt durchaus nicht getroffen. In der Anſicht der chemiſchen Sinne war der Vf. weniger glücklich. Er glaubt, ſie richten ſich nach den beiden, doch nur mechaniſchen, Formen der Conſiſtenz der Materie, des Expandirten und Feſten, obſchon er es in höhere Beziehung gebracht hat, und läſst jenem den Geruch, der bloſs von den materialen Ausflüſſen, ſo wie es eben die alte Phyſiologie meint, gerührt werde, entſprechen, dieſem aber den Geſchmack; daſs es nicht die chemiſche *Action* ſey, welche geſchmeckt werde, führt er den Geſchmack der feſten Metalle im Galvanismus an, da es doch eben dieſer iſt, welcher am meiſten für die reine Action dieſes Sinnes ſpricht. Die Nervenvertheilung aber in dieſen Organen und ihre wechſelſeitige Correſpondenz iſt mit dem gleichen Scharfſinne behandelt, auf den wir bey jedem Organe aufmerkſam machten, und worin auch die eigentliche Kraft des Vfs. liegt.

Über das Gemeingefühl und ſeine Zerfallungen, über das Muskelſyſtem, das dieſem zum Grunde liege, über die Muskelbewegung iſt ſehr viel Schönes geſagt, aber ſo, daſs wir bey dem beſten Willen und in der That nach vielem Zeitaufwande und nach wiederholten Leſungen, Anſtreichungen, Tabelliſirungen, doch nicht im Stande ſind, dem Publicum den Zuſammenhang im Kurzen klar vor Augen zu bringen. Nur das Angreifen der Gegenſtände preiſsen wir an dem Vf.; dieſes iſt das Wahre und muſs zum Wahren führen: aber die Methode iſt verfehlt und die Darſtellung ekelt an. Indem Rec. dieſes ſagt, der gewiſs in Bezug auf die Worte äuſserſt billig, und der auch verſichert iſt, daſs ihn *Görres* nicht zu denen rechnet, gegen die er in der Vorrede ſeine Darſtellungsweiſe vertheidiget: ſo darf er wohl ohne alle Anmaſsung hoffen, daſs der Vf. mehr auf dieſe Äuſserung achten werde, als er auf Viele, welche ihn unwiſſend und unverſtändig tadeln, hören kann, und daſs er darum in Zukunft der Wiſſenſchaft weniger ſchaden werde durch einen ruhigeren Ton und durch ſtrenge Wachſamkeit auf die vorlauten Nebengeſtalten ſeiner Phantaſie. Es liegt in dem Vf. ein bewundernswürdiger Reichthum von Ideen, es drängt ſich alles in ihm ſtürmend hervor, und alſo nothwendig das Getreide mit dem Unkraut, und ſo verkauft er ſeinen Acker, ſtatt daſs er denſelben zuerſt ſollte jaten, das Gute reifen laſſen, dann ſchneiden, zuſammentragen und endlich als ein Vollendetes der Beurtheilung der Kenner ausſtellen. Wie meiſterhaft iſt die Zerlegung des Muskelſyſtems durchgeführt, wie überraſchend die des Ganglienſyſtems, wie ſchön iſt

das Abſorbtionsſyſtem, das Gefäſsſyſtem, Nutritionsſyſtem, Geſchlechtsſyſtem, eins an das andere geknüpft, obſchon von den vier letzten beynah nichts geſagt iſt! Aber ein ſolches ergötzendes Gewühl oscillirt unaufhörlich vor unſeren Augen, nichts ſteht ſtill, nichts iſt feſt zu halten, es irrlichtert überall, kindiſch wild verfolgen ſich die feurigen Männer und blaſen ſich wechſelſeitig aus, ehe man an der Stelle angekommen, die das Gewühl bezeichnet. Es iſt ein Jammer, ſo zu ſchreiben! Ein Buch iſt ein Haus, oder ein Bergwerk, die feſt ſtehen, kein Luftballon oder gar eine Rakete; es muſs nicht da und dort blitzen, ſondern *eine* ruhige, immer leuchtende Flamme muſs im Tempel brennen, von der man zu jeder Stunde neues Licht erhalten und fortpflanzen kann. Möchte *Görres* dieſe Schrift noch einmal vornehmen, die verſteckt darin liegenden Abtheilungen, offen und beſtimmt abgeſchnitten, Idee vor Idee feſt wie eine Säule hinſtellen, ſo wie ein wiſſenſchaftliches Werk gebaut ſeyn will, wie gerne würde man in dieſem Säulengang weilen!

No. 3. *Keſsler* beginnt ſeinen beſonderen Theil mit dem zweyten Buche, und dieſes mit dem Sexualſyſtem. Er hat darin *Okens* Zeugungstheorie weitläuftig vorgetragen, demnach den erſten Urſprung des Geſchlechts ſchon als Pflanzenreich und Thierreich, wovon jenes die Weiblichkeit, dieſes die Männlichkeit iſt, aufgefaſst, die *Generatio aequivoca* vertheidiget, die Entſtehung des Embryo als eine Combination der lebendigen Grundſtoffe des Organismus, der Infuſorien, den Tod als ein Auseinandergehen dieſer lebenden Puncte, und daher die Fäulniſs als einen lebendigen Proceſs, dem der des Saamenbildens homolog iſt, gut dargeſtellt; nur hätte alles kürzer abgethan werden können. Es iſt übrigens hier bloſs der Zeugungsproceſs abgehandelt, ohne von der Bedeutung der Geſchlechtstheile zu reden; der ganze Abſchnitt iſt gut; nur fehlt es bey aller Breite doch an Vollſtändigkeit, beſonders der einzelnen Momente, welche nothwendig in das Gebiet der Zeugungstheorie gehören. Im dritten Buche wird der vegetative Proceſs des Organismus in ſeine Factoren zerlegt, und abgehandelt. Gegen die Idee iſt nichts einzuwenden; nur der Vortrag iſt langweilig, oft daſſelbe wiederholend, und immer angebend, wie der Vf. dieſes und jenes angreifen wolle, um dahin und dorthin zu kommen, ſo daſs man auf dieſem Wege ſchon müde wird, ehe man dahin kömmt, wo er es angreift. Der Vf. charakteriſirt das Blut, als die Indifferenz des Ernährungsproceſſes allein, nicht, wie billig, des ganzen Organismus; er ſtimmt für ſeine Lebendigkeit, welche Anſicht denn auch in der neuen Phyſiologie allgemein durchgedrungen hat; aber es fehlt an der weiteren, eigentlich phyſiologiſchen Darſtellung der übrigen Verhältniſſe des Blutes, ſeiner Beſtandtheile, der Art, wie die anderen Organe ſich *realiter* daraus ernähren, wie es *Dumas* und *Walther* ſo vortrefflich aus einander geſetzt haben — kurz die Behandlung iſt ſo ganz in dem philoſophirenden Geſchmacke, wie er vor einigen Jahren noch herrſchte, nämlich immer etwas Wahres zu ſagen, aber nie etwas, das ſo ganz ins Leben eingreift, oder das nur in dieſem daheim iſt, was doch die Phyſiologie allein zu dem macht, was ſie iſt, und was man nicht genug predigen kann. Die Trennung des Blutſyſtems in Arterien und Venen iſt gemäſs der durch die ganze Schrift gehenden Idee von Licht und Schwere, und daher begründet. Es iſt aber zu viel Werth gelegt auf die Bedeutung der Lungen-Arterien und Venen, die doch wahrlich einer ſolchen Breite wohl hätte entbehren können, da jeder Anatom weiſs, woran er hierin iſt. Als Grund der Differenzirung des Blutes wird die Reſpiration geſetzt, aber das Chemiſche des Athmens zu wenig berückſichtiget. So manche richtige und neue, alſo nützliche Idee von dem ganzen Circulationsſyſtem geſagt iſt: ſo wird man doch auch hier daran erinnert, daſs dieſes Syſtem durchaus noch in keiner Schrift von der wahren Seite aufgefaſst iſt, daſs die Bedeutung ſeiner *einzelnen* Proceſſe in ihm noch im Dunkeln liege, was nur dann geändert werden wird, wenn man einmal dieſes Syſtem mit dem Galvanismus zuſammenhält. Denn die Arterien für elektriſche, die Venen für magnetiſche Organe zu erklären, ſind bloſse Vergleichungen, die ſich nie werden zu Gleichungen bequemen. Wie der Vf. nach den gegebenen Anſichten vom Kreislaufe noch ſagen könne, das Blut ſey im Foetus indifferent, und es gehe mit den Hohladern (beiden alſo) durch das ovale Loch in die linke Vorkammer, iſt nur aus einer Unachtſamkeit auf ſich ſelbſt zu erklären. Die Wärme des Organismus wird zu einem allgemeinen — dem Indifferenzirungsproceſſe erhoben, und gut, ohne etwas auffallend Neues, durchgeführt. Auch die organiſche Temperatur iſt ein phyſiologiſches Problem, worüber noch nichts Geſcheides geſagt iſt; ſogar hat man noch nicht einmal die eigentlich intereſſirende Frage aufgeworfen, woher es denn komme, daſs der Organismus — nicht überhaupt wärmer, als das umgebende Medium — ſondern daſs er an ſich nicht wärmer wird. Das verdienſtlichſte Buch, das der Phyſiologie jetzt geſchrieben werden könnte, wäre kein phyſiologiſches Lehrbuch, ſondern ein phyſiologiſches *Fragbuch.* Dieſes müſste aber Jemand unternehmen, der Ideen hat.

Im vierten Buche wird die Verzweigung des Blutſyſtems bis auf ihr letztes Ende zur Reſorbtion, Digeſtion und Ingeſtion venoſer Seits, und bis zur Reſpiration, Secretion und Excretion arterioſer Seits, verfolgt. Es iſt gut und wahr, daſs *Keſsler* das Blutſyſtem nicht zu den Irritabilitäts-, ſondern zu dem Reproductivitäts-Organen rechnet; es wird eine Zeit kommen, wo man dieſes durchgängig annehmen wird; aus der Nichterkennung dieſer Wahrheit kömmt die Zerreiſsung des Blutſyſtems bey *Walther*, indem er es an beide Functionen vertheilt hat. Das Blutſyſtem greift in das irritable *nur* ein, *wie* die Nerven; gehören aber darum die Nerven zum irritabeln Syſtem? Der *ganze* Rumpf als Rumpf, das was zur Idee der Extremität gehört, abgeſchnitten, gehört

nur *einer* Grundfunction des Organismus, und zwar eben nur des Organismus und nichts Weiterm an. — Doch wir äuſsern hier zu viel, was in einer Recenſion nicht kann bewieſen, wohl aber von Unverſtändigen gemiſsbraucht werden. Über das Weſen des Aſſimilationsproceſſes und ſeine Verbreitung im Organismus ſind vortreffliche Ideen niedergelegt; aber ſo nothwendig es iſt, die organiſchen Functionen, wie ſie auch heiſsen mögen, als lebendig und nicht als chemiſch zu betrachten; ſo iſt uns dennoch nicht geholfen, wenn geſagt wird, der Magenſaft wirke lebendig decomponirend auf die Speiſen. Dieſes iſts, was wir wiſſen, die wir nicht an eine rein chemiſche Auflöſung denken; aber wir fühlen uns dennoch gezwungen zu fragen, *wie* geht denn dieſe lebendige Decompoſition zu? welchem unorganiſchen Proceſſe iſt ſie nur zu vergleichen? und darauf antwortet K. nicht, weil er dieſe Frage nicht nöthig zu halten ſcheint. Ein anderer Miſsgriff liegt noch in dieſer Theorie, nämlich der, daſs der Aſſimilationsproceſs ein magnetiſcher ſey, welches übrigens von K. ſcharfſinnig durchgeſponnen wird. Es iſt kaum der Mühe werth, etwas über die Gleichſetzung des Magnetismus mit der Reproduction, was auch in *Walther* die herrſchende Anſicht iſt, zu ſagen, da es doch nicht eher eingeſehen wird, als bis das ganze phyſiologiſche Syſtem im Zuſammenhang kann geliefert werden. — Eben ſo geiſtig als die Verdauung iſt die Reſpiration abgehandelt, und beſonders der Oxydationsproceſs in der Lunge zu einem weniger materialen Verhältniſſe gebracht. Obſchon *Ackermann* hinlänglich gezeigt hat, daſs es mit dem Aushauchen des Sauerſtoffgaſes der Pflanzen eben nicht richtig ſey: ſo glaubt doch der Vf. Gründe dafür zu haben, die er aber nicht haben würde, wenn das phyſiologiſche Weſen der Pflanze in ſeiner Vollgliedrigkeit, und die Verſuche *Rumfords*, daſs alles Feſte, ſelbſt Seide und Glasfedern, aus dem Waſſer im Lichte Sauerſtoffgas entwickle, ihm bekannt geweſen wären. Die Secretion iſt als das Ende des arterioſen Syſtems der Aſſimilation directe entgegen geſetzt; und wie das Blut überhaupt die Indifferenz, nicht die mechaniſche Miſchung, aller Theile des Organismus ſey, ſo werde auch das ganze Blut in die abgeſchiedenen Säfte verwandelt, und es werden nicht einzelne Theile deſſelben aus ihm genommen, ſo wie das Waſſer ganz in Sauerſtoffgas und ganz in Waſſerſtoff ſich verwandle. Man kann alles übertreiben, und daher auch das Identificiren. Daſs doch die Menſchen immer nur eines ſind, wenn ſie etwas ſind! Beruht es denn nur eben darin, Naturphiloſoph zu ſeyn, daſs man alles für mechaniſch Eins hält? Iſt denn das Einzelne im Blute nicht auch das ganze Blut in euerem Sinne? Iſt z. B. die Gallerte nicht das ganze Blut? haben doch die niedrigſten Thiere kein anderes. Iſt das Eyweiſs nicht das ganze Blut? Warum ſoll es alſo der philoſophiſchen Anſicht widerſprechen, daſs ein ſolcher Stoff aus dem Blute ſich wirklich *ausſcheide*, und als Zelldunſt, oder Fett, oder Harnſatz erſcheine! Nichts, nichts iſt dagegen; aber habt ihr einmal eine Formel, ſo wollt ihr ſie allen Problemen anpaſſen. Iſt denn das Naturphiloſophie? — Daſs der Vf. das Harnſyſtem als eine Metamorphoſe der Haut charakteriſirt, iſt ein genievoller Griff; denn das Warum hat er nicht eingeſehen, auch liegt es tiefer, als die Anlage des Syſtems geht. Wir getrauen uns zu beweiſen, daſs alle eigenthümlichen Rumpfsſyſteme (von Knochen, Muskeln und Nerven kann alſo die Rede nicht ſeyn) nichts anderes als Metamorphoſen der Haut, nicht etwa Membranenbildung, denn dieſes iſt ja nur die niedere anatomiſche Anſicht, ſondern wirkliche Metamorphoſen der Cutis, ſowohl in Structur als in Function ſeyen. Es iſt nur Schade, daſs K. bey ſeinen herrlichen Anſichten des Allgemeinen zu wenig ins Einzelne ſich eingelaſſen hat: daher dieſe Schrift zu Vorleſungen nicht hinreicht.

Im fünften Buche zeigt er nun, wie dieſe bis jetzt abgehandelten Syſteme ins Nervenſyſtem aufgenommen ſind, und kömmt ſo nothwendig zum Nervenſyſteme der reproductiven Organe, zum Ganglienſyſtem, welches er, *Bichat* folgend, der ihm überhaupt ſehr oft vorgeleuchtet hat, als ein abgeſchiedenes vom übrigen Hirnſyſtem betrachtet, und daraus deſſen Unwillkühr und manche intereſſante Beziehung erklärt. Mit dieſer Anſicht, welche ebenfalls vortreffliche Ideen enthält, iſt das Werk abgeriſſen, weil der Vf. während des Druckes ſtarb, und das Manuſcript verloren ging. Nach dieſer Schrift zu urtheilen, iſt ſein Tod ein bedeutender Verluſt für die Phyſiologie; es wäre zu wünſchen, daſs Jemand, der etwa das Übrige des Manuſcripts beſitzt, mit der Familie und dem Verleger eine Übereinkunft träfe, damit das Ganze, wie es ſicher verdient, dem Publicum noch mitgetheilt werde. Dieſe Schrift bringt die Wiſſenſchaft weiter; und wenn ſie auch nicht zunächſt jedem Arzte nothwendig iſt: ſo muſs ſie doch jeder Phyſiolog unentbehrlich haben. Der Druck iſt gut; nur gegen den ſiebenzehnten Bogen ſcheint die Correctur den Tod des Verfaſſers anzuzeigen.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktiſche Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg. Wilh. Consbruch*, kön. preuſſ. Hofrathe, prakt. Arzte zu Bielefeld u. ſ. w., und D. *Joh. Chriſt. Ebermaier*, hochgräfl. bentheim-tecklenburgiſchem Hof- und Medicinal-Rathe, prakt. Arzte und Wundarzte zu Rheda in Weſtphalen u. ſ. w. 2ter Th. 2te Aufl. XIV u. 440 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Auch unter dem beſonderen Titel:

Phyſiologiſches Taſchenbuch für Ärzte und Liebhaber der Anthropologie. Von D. *G. W. Consbruch.* 2te verm. Aufl.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 AUGUST, 1808.

MEDICIN.

Beſchluſs der Recenſion
der neueſten Syſteme der Phyſiologie
von
Dumas, Görres, Keſsler und Walther.

Reicher und brauchbarer zu Vorleſungen kömmt uns *Walthers* (No. 4) beſonderer Theil entgegen, der mit den Functionen des reproductiven Syſtems anhebt, und zwar zunächſt mit der Verdauung. Was wir vermiſſen oder ſonſt daran auszuſetzen haben, wollen wir gleich Anfangs bemerken, um deſto ungeſtörter fortfahren zu können. Es fehlt zunächſt die anatomiſche Metamorphoſe des Verdauungsſyſtems, wie es nämlich (nicht im Foetus, ſondern) in der anatomiſchen Idee entſtanden, woraus es ſich entwickelt, und auf welcher Stufe der Entfaltung es in Bezug auf ſeinen Stamm ſteht. Freylich iſt dieſes ein ganz neuer Theil der Phyſiologie, welcher noch nirgends vorhanden; aber er ſcheint nothwendig erfoderlich zu ſeyn, und wir glauben darauf aufmerkſam machen zu müſſen, um die Concurrenz der Bearbeitung zu vermehren. Wir verſtehen unter der anatomiſchen Metamorphoſe die anatomiſche Repetition des Unteren im Oberen, und ſind überzeugt, daſs jedes organiſche Syſtem ſich eben ſo auf beſtimmten Stufen wiederhole, wie das Knochenſyſtem im Kopfe alle Knochen des Rumpfes wieder herausorganiſirt, oder wie der Schädel eigentlich nur die Wiederholung der Rumpfsknochen ſelbſt iſt, und ohne dieſes nichts wäre. Daher kommt es, daſs er u. alle ſeine Theile nur ihre Bedeutung von dieſer homologen Wiederholung erhalten. So iſt jedes höhere Organ nur die Metamorphoſe des untern, und ſeine Function kann nur nach dieſer Erkennung conſtruirt werden. *W.* hat bey keinem Syſtem auf ſeine Wiederholung und ſeine Homologeität geſehen. Daher ſtehen alle ſeine Functionen, z. B. die Ausdünſtung die Gallabſonderung, Harnabſonderung, Verdauung, Speichelabſonderung ganz iſolirt, und geben einen ſchlechten Begriff von der Einheit alles Einzelnen im Organismus, worauf doch im allgemeinen Theil ſo ernſthaft gedrungen iſt. Dieſe Erinnerung ſoll daher für alle folgenden Verrichtungen geſagt ſeyn. Daſs geſagt wird, die Ausführungscanäle ſeyen ſelbſt nichts anderes, als die in ſich geſtülpte Haut, iſt recht gut, und wahr und erſprieſslich; allein dieſes iſt nur die ganz gemeine anatomiſche Metamorphoſe, ein bloſser Übergang, der von der Stufenmetamorphoſe verſchieden iſt, wie Mann von Weib. Daraus entſpringt ein anderer Fehler, nämlich der, daſs ſehr oft die anatomiſche Beſchreibung ganz trocken um ihrer ſelbſt willen eingeſchaltet iſt, was in einem phyſiologiſchen Werke durchaus nicht geduldet werden darf, und auch nicht erfoderlich iſt, ſobald nur die Bedeutung der anatomiſchen Theile entwickelt wird, welches am beſten ſo geſchehen kann, daſs dieſe vorangeht, und die Entwickelung der Functionen folgt. Unſere einzelnen Bemerkungen ſchalten wir an Ort und Stelle ein. Das erſte Capitel handelt von der Verdauung im Allgemeinen, und iſt wohlgerathen. Die Verdauung entſpricht dem Chemismus; nur das Ähnliche wird vom Organismus aufgenommen; daher nur Organiſches, ohne darum das Unorganiſche ganz auszuſchlieſsen; das Nahrungsmittel muſs noch veränderbar, gährungsfähig, alſo kein eben einfacher Stoff ſeyn: dieſs ſind unter Anderem Reſultate dieſer Capitel, welche vielen phyſiologiſchen Werth haben. Die Definitionen von Hunger und Durſt ſind aber viel zu formal, daher ohne Nutzen für die Medicin; auch iſt zu wenig die Sympathie anderer Organe mit dieſen Gefühlen beachtet. Ein Hauptbedürfniſs der Phyſiologie, worauf wir hier aufmerkſam machen wollen, ſcheint uns ferner die Bearbeitung der Nahrungsmittel zu ſeyn. Vorzüglich lieſs ſich jetzt in den Pflanzenſpeiſen etwas Tüchtiges leiſten, wenn ein deutſcher Mann aufſtände, und die Pflanzenfamilien — nicht in juſſieuiſcher, ſondern mehr in goethiſcher Manier — philoſophiſch ordnete, und die nährenden Subſtanzen derſelben damit und mit den Thierclaſſen vergliche, worin uns *Decandolle*, auch kein Deutſcher, ſchon vorangegangen iſt. Warum liegen da die Nahrungsmittel in den Saamen, dort in der Saamenkapſel, da in den Blättern, hier im Marke, dort in den Wurzeln? Warum ſind die Saamen der einen Mehl gebend, z. B. Gräſer; auch, aber wieder in einer ganz anderen Bedeutung, die Hülſenpflanzen? warum andere Öl gebend, z. B. die Kreuzförmigen? warum in den Didynamiſten das ätheriſche Öl u. ſ. w.? Wie ſtehen dieſe Familien zu den verſchiedenen Thierclaſſen, und mithin zu den einzelnen Syſtemen des Organismus? Doch dieſe und andere Fragen, wird derjenige, welcher dem Gegenſtand gewachſen iſt, ſchon ſelbſt aufwerfen. Die Capitel von der Maſtication, Inſalivation und Deglutition zeichnen ſich beſonders durch Wohlordnung aus, und die Momente ſind genau beſchrieben. Die eigentliche phyſiologiſche, lebendige Wirkung des Spei-

chels vermiſſen wir jedoch. Bey der Chymification iſt das Verdauungsorgan der anderen Thierclaſſen kurz verglichen, und manches Neue über den Bau des Darmcanals beygebracht; räthſelhaft aber iſt noch immer die ſonderbare Art, wie das Bauchfell mag gebildet werden; und wer uns ſagt, was die Netze ſind, der wird uns unendlich verbinden. Warum iſt das Bauchfell überhaupt ganz leer, und warum liegen alle Eingeweide auſser ihm? Dieſes kann nur aus dem embryoniſchen Zuſtande erklärt werden. Daſs die Nerven Theil an der Verdauung nehmen, iſt gezeigt, auch die Merkwürdigkeit dieſes Gefäſsſyſtems herausgehoben; es fehlt jedoch beiden daran, daſs ihnen keine höhere Bedeutung gegeben iſt, welche Bemerkungen, wenn wir ſie in dieſer Sphäre machen, durchaus nicht den Vf., ſondern nur den Gegenſtand angehen, der überhaupt noch ſo arm an genialer Bearbeitung iſt. Der Vf. hat genug gethan, daſs er die gewöhnliche Anſicht des Verdauens weiter gebracht hat, daſs das Verdauen im Magen ein bloſses Indifferenziren, kein Säuren und kein Alcaleſciren ſey, daher auch jeder Pol verdauet und getilgt werde, und daſs darauf eine Scheidung erfolge, ein Baſiſches und Geſäuertes, welches als Excrement fortgeſchafft wird, daſs es keine Fermentation u. ſ. w. ſey. Es iſt ferner die Dauer der Verdauung, die Wiederkunft, kurz alles berückſichtiget, was eben in eine vollſtändige Phyſiologie gehört, wenn es auch nicht immer als ein nothwendiges Glied aufgetreten iſt. Die Chylification iſt durch die Galle vermittelt, und zwar indem ſie den Chymus desoxydirt, welches klar dargeſtellt iſt. Bey dieſer Gelegenheit iſt auch von den Därmen, aber nicht befriedigend, geredet, mehr von der Leber, in ſo fern ſie auf das Blut ſowohl, als auf die Verdauung, ihre Function ausübt; was aber von der Milz, als einem Monde der Leber geſagt wird, iſt ein Nachahmen der Sagen unſerer Zeit, weil man nichts beſſeres hören will, da doch offenbar die Milz bloſs um des Magens willen da iſt; und wenn ſie dieſes iſt, was kann ſie ihm denn anderes leiſten, als etwas, was ſeiner Function, alſo ſeinem Magenſaft, entſpricht? Zum Beſchluſſe dieſes Proceſſes hätten wir noch eine kurze Überſicht der Verhältniſſe der einzelnen Darmſtücke zu einander gerne geſehen; beſonders hätten zu jener Zeit, als dieſes Buch geſchrieben worden, die Entdeckungen über die Bedeutung des Dünn- und Dickdarm-Syſtems, wodurch vorzüglich dieſes charakteriſirt wird, und woraus auch einzig begreiflich wird, warum dieſes ein ausleerender Darm iſt, warum er einen blinden Fortſatz hat, in den der Dünndarm nur ſeitwärts eingebohrt iſt, dem Vf. bekannt und von ihm benutzt ſeyn können, da er nun gezwungen iſt, eine andere Anſicht der Därme im zweyten Theile nachzutragen.

Zur zweyten Gattung des reproductiven Syſtems bringt der Vf. die Sanguification, welche er mit der Einſaugung durch das Lymphſyſtem anfängt. Über dieſes Syſtem lehrt er vieles Intereſſante, von deſſen Action, von deſſen Beziehungen auf die Venen, von der fortgehenden Verdauung in ihm, beſonders in den Drüſen, von der bewirkten Ähnlichkeit d Chylus mit dem Blute während dieſes Durchga ges, und endlich von der wirklichen Blutbildun wovon wir ſchon geredet haben. Wir geb nur noch eine Frage zur Prüfung, nämlic wie kömmt es, daſs der vermehrte Oxydationspr ceſs im Organismus die Gallerte in Eyweiſs verwa delt, da doch bekanntlich Säuren das Eyweiſs in Ga lerte, und Alkalien dieſe in Eyweiſs umſetzen? Übe haupt ſollten wir hierin dem *Dumas* mehr folgen a uns. Die dritte Gattung iſt die Ernährung, und a eine Folge der Sanguification eben ſo intereſſant u mit Conſequenz behandelt. Dynamiſch ernähr ſich die drey Grundbildungen des Organismus aus d drey Grundbeſtandtheilen des Blutes, aus der Gallert dem Faſerſtoffe und dem Eyweiſs, wozu vorzügli *Dumas* vieles vorgearbeitet hat; aber das Eiſen u die Kalkerde finden wir vernachläſſiget. Auch iſt d Ernährungsproceſs nicht in Zuſammenhang gebrac mit anderen Proceſſen, welche in das Gefäſsſyſte eingreifen, da er doch offenbar nur Factor, vielleic gar Pol, alſo nur integrirender Theil eines groſse Proceſſes iſt, der an mehrere getrennt iſt. Die Not wendigkeit der Ernährung als Proceſs leuchtet nic ein. Denn daſs der Verluſt Urſache der Ernährung ſe fällt doch wohl jetzt keinem Phyſiologen mehr ei zu behaupten. Auch iſt *Walther* davon fern; vie mehr erklärt er die Ernährung als fortgeſetzte Aſ milation, weil dieſe ins Unendliche gehe, was wal iſt, aber die Ernährung doch nicht als ein nothwend ges Rad in der ganzen Maſchine begreiflich mach Dieſes kömmt alles her von der leidigen Eintheilun des Organismus in die drey Functionen, nach der d Reſpiration erſt in der zweyten Abtheilung, bey de Irritabilität, abgehandelt werden muſs, die, wi die Alten richtig einſahen, wirklich zu dem Ve dauungsſyſtem gehört, und durch ihre Anweſenhe und ihre Bedeutung unmittelbar den Ernährungspr ceſs als den *reducirenden* an die rechte Stelle ſetz Auch war *Walther* zu der Inconſequenz gezwu gen, das Blut abzuhandeln vor der Reſpiratio aber nach der Verdauung, was neue Schwierigkeite verurſacht. So iſt dieſe Eintheilung theoretiſch unric tig, techniſch beſchränkend und praktiſch unmö lich. Der Ernährung ſchlieſst der Vf. an das Wach thum und die Regeneration der Theile, wobe intereſſante Stellen vorkommen; aber daſs Eidechſe die Schwänze reproduciren, ſammt den Wirbeln nan lich, iſt ungegründet. Die vierte Gattung iſt die Abſor derung, ein weites Feld, und wohl das ſchwierigſte i Reproductionsſyſtem; er iſt aber durch *Walther* wirk lich etwas vorgerückt, beſonders dadurch, daſs e dieſe Function mehr dem Mechaniſchen entzogen, un dem ſpecifiſchen Leben der Abſonderungsorgane hi gegeben hat, was er jedoch von *Bichat* erfahren. E iſt alles berückſichtiget, was hieher gehört, Entwi ckelung der Drüſen, Eintheilung der Säfte, welch aber beſſer ſeyn könnte, Stufenfolge dieſer Organe ihre Action auf das Blut, welche immer producirend

Digitized by Google

nicht reducirend ſey, und die Bedeutung der Secretion, als der höchſte Reichthum der Productionskraft, ſo daſs das Product nicht mehr in das Organ aufgenommen werden könne, und ſomit die Secretion mit der Ernährung in ihrem Grunde identiſch, jene nur das Exceſſive dieſer ſey. Dieſes iſt nun allerdings etwas; aber wieviel fehlt zur genetiſchen Klarheit, wie wenig iſt das Verhältniſs der eigentlichen Ernährung zur Secretion phyſiologiſch angegeben, wie ſehr iſt es nur nach der äuſseren Erſcheinung unterſchieden! Die Secretion iſt durchaus keine quantitative Exceſſion der Ernährung, ſondern nur eine Art der Ernährung, deren es drey giebt, nach Verſchiedenheit der Bedeutungen der Zellformation, deren eine die Ausführungsgänge ſind. Alles Ernähren iſt ein Scheiden des Blutes in Nahrungs-, Anſatz-Stoff, und in Secretionsſtoff, ſo wie der Chymus in Chylus und Koth zerfällt. Das Unglück iſt nur, daſs man, um eine ſolche Behauptung nicht als Machtſpruch ſtehen zu laſſen, ſogleich in die ganze Verkettung des phyſiologiſchen Syſtems einzugehen gezwungen iſt. Der Lebensproceſs iſt nämlich nicht ein bloſs organiſirender, bildender ins Unendliche — dieſes ſind die unorganiſchen Proceſse — ſondern er iſt weſentlich nur ein Schweben zwiſchen dem Organiſiren und ſeiner Regreſſion, oder dem Faulungsproceſs, der lebendig als Secretion und im Höchſten als Saamenbildung und Schwangerſchaft dargeſtellt iſt. Daher das Thier nur durch den Zeugungsact natürlich ſtirbt, lebendig fault, lebendig zum infuſorialen Leben zurückkehrt. — Obgleich wir an Vollſtändigkeit wenig in dieſem Capitel vermiſſen: ſo hätte doch die Ordnung genauer und der Vortrag ſyſtematiſcher ſeyn können. Es folgen nun ſehr ausführlich und mit manchen neuen Wendungen die Capitel von der Abſonderung des Fettes, des Schleimes, des ſeröſen Hauches der Hautausdünſtung und der Harnabſonderung. Dieſes letzte Capitel iſt beſonders vortrefflich gerathen, und verſpricht der Medicin die gröſsten Vortheile, da beſonders der Harn doch der eigentliche Spiegel des Organismus iſt, und durch den leiſeſten Hauch anläuft. Wir haben nichts hinzuzuſetzen und nichts zu bemerken zu den Verhältniſſen des Harns zu anderen Säften, der Beſtandtheile des Harns zu einander, den verſchiedenen Abtheilungen des Harns, den unmittelbaren Einwirkungen gewiſſer Nahrungsmittel u. ſ. w. auf ihn, dem Conſenſus des Harnſyſtems mit den anderen Syſtemen, und ſeiner einzelnen Theile mit ſich ſelber — nur die Bedeutung des Harnſyſtems und mithin auch dieſes Saftes zum ganzen Organismus iſt nicht richtig angegeben, was aber alles nicht ſowohl in dieſer Darſtellung, als in der verfehlten Grundanſicht des Organismus liegt. Bloſs zu ſagen, daſs es das Waſſerbildungsſyſtem ſey, iſt nicht genug, u. heiſst ſeine Bedeutung nicht angeben; wir könnten mit mehr Recht ſagen, daſs es das Blutbildungsſyſtem (auf einer gewiſſen Stufe) ſey; denn im Harne alle Beſtandtheile des Blutes, nicht eben durch die letzten chemiſchen Zerlegungen, ſondern durch die allererſten, ja durch die bloſsen Selbſttrennungen des Harns nachzuweiſen, wäre eben nicht das ſchwerſte, was wir für dieſe Behauptung anführen könnten. Welche Wichtigkeit erhält auf dieſe Art nicht der Harn in den Kriſen, wenn er das leibhafte, nur entfärbte Blut ſelbſt iſt! Mit dieſer Bedeutung des Harns hängt die der Nieren zuſammen. Denn was das Flüſſige bedeutet, das bedeutet auch ſein Organ, und ſo wird man am Ende anerkennen müſſen, daſs die Nieren in ihrer weſentlichſten Bedeutung die Lungen des Geſchlechtsthiers ſind, ſo wie deſſen Verdauungsſyſtem der Dickdarm iſt. Eine Überſicht des Vorhergehenden beſchlieſst dieſen vortrefflichen beſonderen Theil. Unſere Meinung über das Ganze iſt, daſs jede einzelne Theorie in ſich klar, ziemlich geordnet, hinlänglich vollſtändig, und ſehr oft mit eigenen, neuen, tiefbegründeten Anſichten ausgearbeitet iſt, daſs es den Theorieen aber an philoſophiſcher Verkettung fehlt, und nur ſelten die eigentliche philoſophiſch-phyſiologiſche Bedeutung erfaſst iſt. Beydes hoffen wir mit Zuverſicht im zweyten Theile weiter gebracht zu ſehen; was leichter möglich iſt, da über die abzuhandelnden Theorieen der Vf. viel mehr vorgearbeitet findet, als für die in dieſem Theile. Und in dieſer Vorausſetzung können ſich die Deutſchen dieſes Lehrbuchs freuen, und werden wohl thun, wenn ſie es zum Leitfaden ihres Unterrichts wählen. Was ſonſt die Einrichtung betrifft, ſo möchten wir wünſchen, daſs in einem ſolchen Buche die Capitel oben auf der Columne eines jeden Blattes angegeben wären. Lächerlich iſt es aber vollends, wenn ſtatt der Capitel der allgemeine Titel oben an ſteht, wie *Principes de Phyſiologie* auf jeder Seite bey *Dumas*. Druck, Correctur und Papier ſind ſehr gut. Eine, zudem unrichtige, Redensart, wie „von daher" wird durch das öftere Wiederholen unangenehm.

Sollen wir dieſe vier Schriften in Hinſicht auf Vollſtändigkeit zuſammenhalten: ſo ſteht *Dumas* oben an, *Walther* folgt, dann *Keſsler*, *Görres* ſchlieſst; in der Anordnung iſt *Keſsler* der beſte, dann *Dumas*, worauf *Walther* und in einem weiten Abſtande *Görres*; in der Brauchbarkeit behauptet *Walther* den erſten Rang, dann folgt *Dumas*, auf ihn *Keſsler*, endlich *Görres*, und zwar ſo, daſs die beiden erſten jedem Arzte, die beiden letzten aber jedem Phyſiologen unentbehrlich ſind; in der Genialität ragt aber *Görres* weit empor, *Keſsler* folgt, dann *Dumas*, und in *Walther* ſind ſie gewiſſermaſsen combinirt, nur fehlt eine energiſche Conſequenz und wahrhaft philoſophiſche Ganzheit der vielen geiſtvollen Anſichten. Dieſes iſt der unparteyiſche Maſsſtab, nach dem dieſe Schriften, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Phyſiologie bezeichnen, betrachtet werden müſſen. Denn die Italiäner und Engländer haben im Grunde, *Caldani* und *Darwin* nicht ausgenommen, nur Bruchſtücke von Phyſiologieen. Und ſo glauben wir unſerer Recenſentenpflicht, ſowohl in Hinſicht auf die Schriftſteller als auf das Publicum, mit Unparteylichkeit Genüge geleiſtet zu haben.

On.

Digitized by Google

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Thomas Bunzen*, Dr. Med., *Beyträge zu einer künftigen Phyſiologie*. 1 Th. 1805. 8. (14 Gr.)

Dieſer erſte Beytrag iſt den Unterſuchungen über thieriſche Wärme gewidmet, deren wir in der That ſehr wenige von Bedeutung haben. Die Wahl traf alſo keinen abgedroſchenen Gegenſtand, und die Ausführung zeigt, daſs der Vf. ein ruhiger, beſcheidener Forſcher iſt. Die Einleitung legt mit Klarheit an Tag, was man bisher von der Wärme gehalten, und wie man beſonders in den neueren Zeiten durch die miſslungenen Verſuche mit bloſs mechaniſchen oder chemiſchen Theorieen zuletzt dahin gedrängt worden, die Wärme mehr im Verhältniſs der Grundkräfte zu erforſchen, wodurch ſich dann zu erkennen giebt, daſs alle ihre Erſcheinungen mit dem, was man Indifferenzialproceſs nennen mag, aufs innigſte zuſammenhängen. Nach denſelben Stufen, auf denen man beſonders über die thieriſche Wärme allmählich ins Reinere gekommen, wird die Schrift abgetheilt. Alſo *zuerſt: Theorie von dem Urſprung der thieriſchen Wärme aus mechaniſchen Geſetzen*. Was die mechaniſch. Phyſiker ſich von der Erzeugungsart thieriſcher Wärme dachten, und wie dieſe Anſicht ſchon in ihren Anfängen auf unberichtigte Thatſachen gebauet, auch durch das, der Reibung keineswegs günſtige Verhältniſs zwiſchen Feſtem und Flüſſigen ſich ſelbſt widerlege, iſt hier einleuchtend vorgetragen. Eben ſo in der *zweyten* Abtheilung: *Chemiſche Theorie. Prieſtley* hat durch ſeine einfachen und entſcheidenden Erfahrungen (denn ſie waren jedesmal bis zum Ende natürlich fortgeführt) dem groſsen Mechanismus den Todtesſtoſs gegeben, und den Weg gebahnt zu geiſtreicheren Betrachtungen der Natur. Die Veränderungen des thieriſchen Blutes in Farbe, Temperatur, Conſiſtenz u. ſ. w. durch die Berührung mit den Gasarten muſsten nothwendig auf einen tiefer als die Reibung liegenden Quell der Wärme hinleiten. Zuerſt wurde hieraus die *Crawford*'ſche Theorie geboren, deren Sinn Hr. *B.* faſslich darſtellt, aber auch ihre Zuſammengeſetztheit und Verwickelungen, im Vergleich mit der viel einfacheren Vorſtellung *Lavoiſiers* von Reſpiration und Wärme-Erzeugung. Jedoch auch dieſe wird, ſo wie die *Girtanner*'ſche, im Vergleich mit der Sache ſelbſt, wieder als höchſt unzulänglich erfunden, und bey dieſer Gelegenheit einiger eigener Verſuche mit dem Einathmen von Gasarten erwähnt, welche beweiſen, wie ganz anders die Verhältniſſe der Gasarten zum Einathmen noch erſcheinen müſsten, wenn man mit Ordnung das Einzelne zu unterſcheiden und zu behandeln verſtünde, zugleich auch, wie falſch und gefährlich es iſt, von einzelnen Thiergeſchlechtern, z. B. unter der Erde lebenden Maulwürfen oder Mäuſen auf alle, und insbeſondere auf die des reinen Äthers gewohnten Vögel zu ſchlieſsen. Von den ſichtbaren Widerſprüchen ſelbſt in den beſten Reſpirationsverſuchen, und von dem weit natürlichern Forſchen nach inneren, der Organiſation eingebornen Quellen der Wärme, geht nun des Vfs. Betrachtung der Lungenfunction aus, welche er fürs erſte *mechaniſch* den Kreislauf befördernd und beſchleunigend, *chemiſch* die eigenthümliche Oxydation von allen Hinderniſſen befreyend und ableitend die überflüſſige Wärme ſeyn läſst: womit nun Hr. *B.* zwar die meiſten unter den jetzigen Phyſikern nicht eben zu Freunden hat, aber die Alten und die Natur zu hohen Gönnern gewinnen dürfte. Nachdem die Unſtatthaftigkeit der Anſichten gezeigt worden, welche die Wärme von der Verdauung oder Ernährung, oder dem Blutumlauf, und zuletzt auch der Einſaugung des Fettes ableiten, ſchlieſst der Vf. dieſe Abtheilung mit der Bemerkung, wie ſchwer auf chemiſchem Weg eine Quelle der Wärme-Erzeugung zu finden ſey, und eröffnet die *dritte* Abtheilung: *Dynamiſche Theorie*, mit der Thatſache, wie jedesmal die Abnahme und der Abgang der Wärme gröſser angenommen werden müſſe, als der Zufluſs aus dem von den Mechanikern und Chemikern angewieſenen Quell ſeyn könne. Bis hieher haben wir des Vfs. Klarheit rühmen können; von hier an aber ſcheint er noch nicht ganz klar mit ſich ſelbſt, alſo auch nicht in der Darſtellung zu ſeyn. Das polariſche Verhältniſs der Grundkräfte, welches (wenn gleich nichts anderes denn eine Prachtausgabe des Mechanismus) ſchon ſo viel hat erklären ſollen, wird auch hier als Quelle der Wärme-Erzeugung hingeſtellt, und durch Beyſpiele, wie der Gegenſatz zwiſchen Magen und Lungen, Nerv und Muskel u. ſ. w. erläutert. Es iſt ſehr verdienſtlich, auch in der Erfahrung das unvermeidliche Hingedrungenwerden zum Indifferentialproceſs, als dem eigentlichen Quell der Wärme, nachzuweiſen. Dieſs hat der Vf. allerdings erreicht: auch ſetzt er ins Licht, wie bey der Vereinung der poſitiven und negativen Elektricität an der Maſchine, wie in der *Volta*'ſchen Kette, ſich Wärme zeige (was dann in dieſer dritten Abtheilung am beſten gerathen iſt); aber das Spiel von den Gegenſätzen und ihrer Aufhebung kann uns in der That nicht erwärmen, was doch wirklich eine recht gelungene Anſicht der Sache thun müſste. Anſtrengen, Erhitzen und hinwiederum Erkalten und Erſchlaffen, iſt hieraus zur Noth vorſtellbar: die reine Wärme aber, gleichſam das tief verſchloſſene Gemüth der Natur, will näher erforſcht und würdiger begriffen ſeyn. Der Vf. müſste alſo auch über die dynamiſche Theorie hinaus einen Schritt weiter thun, oder vielmehr alle Schritte vermeidend, ruhig und heiter in das innere Weſen deſſen, was Indifferentialproceſs heiſsen kann, hineinſchauen, um hierüber ins Reine zu kommen. — Angehängt iſt ein Aufſatz *über die Polarität im thieriſchen Körper*, worin dieſelbe bey Pflanzen und Thieren recht anſchaulich dargelegt wird, jedoch ohne die mindeſte Erhöhung der Gründe, welche den Gegenſatz als das *primum movens* im lebendigen Leib erweiſen ſollten. Es gilt demnach hier daſſelbige, was wir ſchon oben erinnert haben.

K. J. W.

Neuer Abdruck.

Leipzig, b. Gleditſch: *Beyträge zur Cigarren-Kunde.* Von *Phil. Andr. Nemnich*, der Rechte Licentiat in Hamburg. Aus dem Journal für Fabriken, Manufacturen, Handlung, Kunſt und Mode beſonders abgedruckt. 1808. 31 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Über die Sprache und Weisheit der Indier.* Ein Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde von *Friedrich Schlegel.* Nebſt metriſchen Überſetzungen indiſcher Gedichte. 1808. XVI und 324 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Zu einer Zeit, da eines Theils die gelehrten Alterthumsforſcher ihre Blicke nach Indien wenden, um von dorther neue Aufſchlüſſe über die dunkele Geſchichte der Urwelt zu erhalten, anderen Theils die Freunde philoſophiſcher und poetiſcher Literatur aus eben dieſem Sitze frühzeitiger Bildung die anziehendſten Ergieſsungen des altorientaliſchen Geiſtes erwarten, muſs dieſe Frucht eines angeſtrengten Fleiſses und tiefblickenden Scharfſinnes, der auch in den verſchiedenſten Gebilden und Darſtellungen entfernter und ſeit undenklichen Zeiten geſchiedener Völker das Gleichartige und Verwandte wieder aufzufinden weiſs, für jeden, welcher nicht an bloſser Buchſtabengelehrſamkeit klebt, eine angenehme Erſcheinung ſeyn. Von dem Inhalte dieſes reichhaltigen Werkes, das ungeachtet der Einheit ſeines Zweckes, die Wichtigkeit des indiſchen Studiums anſchaulicher zu machen, gleichwohl durch die allesumfaſſende Darſtellung des gelehrten Vfs. in verſchiedenartige Theile zerfällt, wird freylich nicht jeden alles auf gleiche Weiſe anziehen: der eine Theil der Leſer, zu welchem auch Rec. ſich bekennt, wird lieber bey den nüchternen Forſchungen über die Sprache verweilen, während ein anderer Theil ſich mehr zu den begeiſterungsvollen philoſophiſch-religiöſen Ideen über indiſche Weisheit oder zu den anmuthigen Gebilden indiſcher Phantaſie hingezogen fühlt. Aber immer wird man dieſe Ausbeute eines vierjährigen Studiums der Sanſkrit-Sprache und des indiſchen Alterthums von dem achtungswürdigen Vf., welcher uns dieſe Schätze nicht ohne vielfältige Aufopferung ſeiner Thätigkeit erwarb, mit erkenntlichem Dank annehmen.

Nachdem ſich der Vf. durch die Freundſchaft des Hn. *Alex. Hamilton* die erſte Kenntniſs der Sanſkrit-Sprache verſchafft, und durch die Güte des Hn. *Langlès* zu Paris die nöthigen Hülfsmittel zum ferneren Studium der indiſchen Literatur erlangt hatte: war es eigentlich ſein Wunſch, eine *indiſche Chreſtomathie* in lateiniſcher Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche auſser den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäſsiger indiſcher Stücke mit lateiniſcher Paraphraſe, Noten und Gloſſar enthalten ſollte. Alles war dazu vorbereitet, als leider! der Mangel an der erfoderlichen Unterſtützung zur Verfertigung indiſcher Typen den Vf. nöthigte, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, und ſich auf gegenwärtigen Verſuch zu beſchränken, der mit vollem Rechte ein ſehr ſchätzenswerther Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde genannt zu werden verdient. Ob wir gleich nicht mit dem Vf. zu behaupten wagen, daſs das indiſche Studium von eben ſo groſser und allgemeiner Wirkung ſeyn würde, wie es die wiedererweckte Kenntniſs des griechiſchen Alterthums im 15 u. 16 Jahrh. war, wenn es mit eben der Kraft ergriffen und in den Kreis der europäiſchen Kenntniſſe eingeführt würde: ſo zweifeln wir doch keinesweges an der Fruchtbarkeit des indiſchen Studiums für Sprachforſchung, Philoſophie und alte Geſchichte, und an der Verdienſtlichkeit des Unternehmens, die Liebe für dieſes Studium auch in Deutſchland mehr anzufachen. Auch vorliegender Verſuch liefert einen trefflichen Beweis, welche reichen Schätze in der indiſchen Literatur verborgen liegen, und wie ſehr die Anſicht des ganzen Alterthums durch ſorgfältige und fleiſsige Benutzung der Reſte altindiſcher Sprache, Weisheit und Dichtung an Gründlichkeit und Umfang gewinne. Aus dem Schluſſe der Vorrede erſehen wir, daſs auch ſchon der ältere Bruder des Vfs., Karl Auguſt, das Studium des indiſchen Landes und Geiſtes begonnen hatte, aber im J. 1789 zu Madraſs darüber hinſtarb. Unter den übrigen Deutſchen, welche ſich früher mit dem Studium der altindiſchen Sprache beſchäftiget haben, wird beſonders der im J. 1699 nach Indien abgegangene Jeſuit *Hanxleden* angeführt, der über 30 Jahre in der malabariſchen Miſſion arbeitete. Allein dieſer war ein Ungar; dagegen war der durch mehrere gelehrte Schriften über das indiſche Alterthum bekannte *Paulinus a St. Bartholomaeo*, welcher ſich mehrmals auf Hanxleden's Arbeiten und handſchriftlichen Nachlaſs zu Rom beruft, ein Deutſcher, aus Hoff an der Leitha, dem Grenzfluſſe zwiſchen Ungarn und Öſterreich, nahe bey Mannersdorf gebürtig, und mit ſeinem wahren Namen Joh. Phil. Wesdin genannt. Welches Licht nun der eben ſo ſcharfſinnige als gelehrte Vf. über viele Theile der Alterthumskunde verbreite, die zum Theil bisher noch ganz im Dunkeln lagen, davon kann eine genauere Angabe und Würdigung des Inhalts ſeines Werkes zeugen.

Das Werk beſteht, wie man ſchon aus deſſen Titel und vorläufigen Ankündigungen weiſs, aus

einer gelehrten Abhandlung von drey Büchern für Sprachforſcher, Philoſophen und Alterthumsforſcher, und einer metriſch-treuen Überſetzung indiſcher Gedichte mit Erläuterungen für Freunde der Poeſie. Den Bruchſtücken indiſcher Dichtkunſt ſtehen noch einige Bemerkungen über die Handſchriften voran, nach denen die Überſetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaſs und die Auswahl der gelieferten Proben, aus welchen wir gleich zu Anfange das wenige ausheben wollen, das wegen der Schreibart und Ausſprache der in dieſem Werke vorkommenden Wörter zu wiſſen nothwendig iſt. Die ſämmtlichen Bruchſtücke ſind bis auf ſeltene Ausnahmen, wo es der höhere lyriſche Schwung zu fodern ſchien, in demjenigen Sylbenmaſse abgefaſst, worin die meiſten alten Werke der Indier gedichtet worden, und wovon das *Morgenblatt für gebildete Stände* ſchon einzelne Überſetzungsproben des Vfs. geliefert hat. Es ſind *Schlöken* oder indiſche Diſtichen aus zwey ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt, und bey allen anderen Freyheiten der Verwechſelung gleichſylbiger Füſse doch einen jambiſchen Ausgang hat. *A* und *e* gelten in den indiſchen Wörtern für lang, *o*, *u* und *i* hingegen für kurz, auſser wo der Überſetzer die Länge ausdrücklich bezeichnet hat; die Sylben aber, deren Vokal kurz iſt, können, wie in den Sprachen der Griechen und Römer, durch Poſition lang werden. Den kurzen Vokal, der, ausgenommen am Anfange des Wortes, nicht geſchrieben wird, im grammatiſchen Syſteme als ein kurzes *a* gilt, in der neueren Ausſprache aber *o* lautet, hat der Vf. aus ſehr untriftigen Gründen immer *o* geſchrieben, wofür er beſſer das ſchwediſche å gewählt haben würde. Die ausgewählten Stücke ſind 1) der Anfang des epiſchen Gedichtes *Ramayon*, der hier zum erſten Male überſetzt erſcheint: dann folgen kleinere Bruchſtücke 2) aus dem erſten Buche der Geſetze des *Monu* über indiſche Kosmogonie als Belege zu den Bemerkungen über indiſche Philoſophie im zweyten Buche der Abhandlung; 3) aus dem *Bhogovotgita* oder dem Liede vom *Bhogovan*, welchen Beynamen Kriſhno führt, und 4) aus der Geſchichte der *Sokuntola* als Beyſpiele der älteren indiſchen Poeſie. Die zuletzt genannten Gedichte ſind Epiſoden aus dem *Mohabharot*, dem zweyten groſsen Heldengedichte der Indier, unter denen das philoſophiſche Geſpräch *Bhogovotgita* einen beynahe vollſtändigen kurzen Inbegriff des indiſchen Glaubens enthält.

Über die Richtigkeit der Überſetzung können wir nicht urtheilen; wie viel Mühe ſich aber der Vf. gab, ſie dem Originale mit möglichſter Treue nachzubilden, erhellet aus der Steifigkeit im Ausdrucke, der meiſtens noch tief unter der gemeinen Proſa ſteht, und aus der Undeutſchheit in der Wortſtellung, wodurch ſich der Leſer in die Zeiten der alten Mönche zurückverſetzt glaubt. Wir halten aus dieſem Grunde die Abhandlung für den ſchätzbarſten Theil des Werkes, und beſonders das erſte Buch von der Sprache, da die Philoſophie des zweyten, und die hiſtoriſchen Ideen des dritten Buches nicht frey von myſtiſchen Anſichten und unſtatthaften Hypotheſen ſind.

Die Überſicht des Ganzen mag unſer Urtheil rechtfertigen. Die Sätze, von welchen der Vf. ausgeht, ſind folgende: I. Das *Sanſkrit* oder, wie der Vf. ſchreibt, Sonſkrito hat die gröſste Verwandtſchaft mit der römiſchen und griechiſchen, ſo wie mit der germaniſchen und perſiſchen Sprache, deren Übereinſtimmung nicht zufällig und aus Einmiſchung erklärbar, ſondern weſentlich iſt, und auf gemeinſchaftliche Abſtammung deutet. Die Ähnlichkeit liegt nämlich nicht bloſs in einer groſsen Anzahl von Wurzeln, von deren Verwandtſchaft das *zweyte Capitel* handelt, ſondern ſie erſtreckt ſich bis auf die innerſte Structur und Grammatik. — Gegen die verglichenen Wörter (Worte ſchreibt überall der Vf.), welche ſich leicht noch vermehren lieſsen, wenn man minder ſcrupulös und vorſichtig als der Vf. wäre, haben wir nur wenig zu erinnern; tadeln es aber, daſs der Vf. dabey die lateiniſche Sprache nicht als eine Abkömmlingin von der griechiſchen, ſondern als eigene Haupt- oder Ur-Sprache behandelt. Auf völlig unglückliche Abwege geräth der Vf., wenn er ſich bemüht, die indiſche Sprache als die ältere darzuſtellen, und die anderen als jünger aus ihr abzuleiten; wenn er daher die an ſich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen auf ein indiſches Wort wie auf ihre gemeinſchaftliche Wurzel zurückzuführen, oder auch einige einfachſcheinende Wörter der neueren Sprachen als Zuſammenſetzung aus indiſchen Wurzeln zu erklären, oder ſogar den Namen *Roma's*, wie mehrere griechiſche und römiſche Götternamen, aus dem Indiſchen zu erläutern ſucht. Beyfallswürdiger iſt ſein Bemühen im *dritten Capitel*, die Übereinſtimmung der als verwandt aufgeſtellten Sprachen ſelbſt in der grammatiſchen Structur zu zeigen. Schon Paulinus verglich in ſeiner Abhandlung von der Verwandtſchaft der lateiniſchen Sprache mit dem Sanſkrit unter anderen die Bezeichnungen der nächſten Blutsverwandtſchaft, die Zahlwörter, Pronominen, und mehrere grammatiſche Flexionen; aber nirgends findet man die Beweiſe eines gemeinſchaftlichen Urſprungs ſo gründlich und ſo erſchöpfend durchgeführt, als hier. Die Declination bietet, wie es ſich ſehr leicht aus der allgemeinen Entſtehung der Sprachen erklärt, am wenigſten dar, oder eigentlich nichts; ungleich mehr die Conjugation. Das *Weſentliche* iſt die Gleichheit des Princips, alle Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, ſondern durch Flexion, d. h. durch innere Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erſtreckt ſich zur mehreren Beſtätigung die Ähnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungsſylben oder Buchſtaben, welche angehängt, eingeſchoben oder vorgeſetzt werden. Unſeren ganzen Beyfall erhält des Vfs. Eifer gegen die Vorſtellung, als wären urſprünglich die Biegungsſylben dieſer Sprachen aus in das Wort verſchmolzenen Partikeln und Hülfswörtern entſtanden

die Structur derſelben iſt durchaus organiſch gebildet, durch innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellautes in allen ſeinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloſs mechaniſch durch angehängte Worte und Partikeln zuſammengeſetzt. Aus dieſer Bemerkung flieſst die Annahme von *zwey Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau*, wovon das *vierte Capitel* handelt, und ſo auch der Schrift.

II. Entweder werden in den Sprachen die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellautes angezeigt, *durch Flexion*; oder jedesmal *durch ein eigenes hinzugefügtes Wort*, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältniſsbegriffe bedeutet. Dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen die beiden Hauptgattungen aller Sprachen, — die mehr- und einſilbigen; — alle übrigen Fälle ſind bey näherer Anſicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen. — Ein merkwürdiges Beyſpiel einer Sprache ganz ohne Flexion bietet das Chineſiſche dar; in gleicher Rückſicht könnte auch noch die malayiſche Grammatik angeführt werden; wichtig für die Charakteriſtik dieſer ganzen Gattung ſind die eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerik. Sprachen. Dem berühmten Hn. *Alexander von Humboldt* verdankt der Vf. die Mittheilung mehrerer amerikaniſcher Wörterbücher und Sprachlehren, woraus er manche Bemerkungen ſchöpft, die wir zur Erſparung des Raums nur ungern übergehen. Bey aller Verſchiedenheit in Wurzeln und Bildung geſchieht in dieſen Sprachen die Abänderung der Wurzelwörter nur durch Anfügung von auſsen, nicht durch Flexion, und nur ein Schein von Flexion kann entſtehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptworte zuſammenſchmelzen, wie es in der arabiſchen und in allen ihr verwandten Sprachen der Fall iſt. Nach dieſen Bemerkungen ſetzt der Vf. folgenden *Stufengang* ſolcher Sprachen feſt. Auf der unterſten Stufe ſteht das Chineſiſche, worin die Partikeln, welche die Nebenbeſtimmung der Bedeutung bezeichnen, für ſich beſtehende, von der Wurzel ganz unabhängige, einſylbige Wörter ſind. In der baskiſchen und koptiſchen, ſo wie in den amerikaniſchen Sprachen, wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Praefixa gebildet, die zum Theil noch für ſich eine Bedeutung haben, wenn gleich die angefügten Partikeln ſchon anfangen, mit dem Worte ſelbſt zu verſchmelzen und zu coaleſciren. Noch mehr iſt dieſs der Fall im Arabiſchen und in allen verwandten Mundarten, in welchen ſich hie und da ſchon eine einzelne Übereinſtimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtiſchen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden, während im gröſseren Theile die neuere Weiſe (dafür erklärt ſie der Vf. im vorhergehenden Capitel), durch Hülfsverba zu conjugiren, und durch Präpoſitionen zu decliniren, die herrſchende iſt. — Hierauf ſtellt der Vf. noch einige beherzigungswerthe Betrachtungen über die ganz verſchiedene Fortbildung der beiden Sprachgattungen, und über die ganz natürlich zu erklarende groſse Menge der amerikaniſchen Sprachen an, wodurch diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinſchaftlichen Stamm zurückführen zu können, überführt werden müſſen, wie unmöglich dieſes ſey. Wir müſſen uns — dieſs iſt des Vfs. lehrreiches Reſultat — damit begnügen, daſs jene Sprachen, in denen Flexion herrſcht, auch den Wurzeln nach, in eine oder mehr gemeinſchaftliche Quellen zuſammengehen; die unbeſtimmbare Mannichfaltigkeit der anderen Sprachen läſst ſich nicht auf Einheit zurückführen, welches zu beſtätigen, auſser der unzähligen Menge amerikaniſcher Sprachen, auch Aſien und Europa Beyſpiele genug an die Hand geben, die wir hier übergehen müſſen.

III. Im *fünften Capitel*, das *vom Urſprunge der Sprachen* handelt, beſtreitet der Vf. einige ganz willkührliche und irrige Vorausſetzungen, wie die, daſs Sprache und Geiſtesentwickelung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. — Schon im vorigen Capitel wurde unter anderen bemerkt, daſs der Gang der bloſs grammatiſchen Kunſt und Ausbildung in den beiden Hauptgattungen aller Sprachen gerade umgekehrt ſey. Die Sprache durch *Affixa* ſey im Anfange ganz kunſtlos, werde aber immer künſtlicher, je mehr die *Affixa* mit dem Hauptworte zuſammenſchmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen gehe die Schönheit und Kunſt der Structur, durch den Hang ſich's zu erleichtern, allmählich mehr und mehr verloren. Hier wird nun gezeigt, wie thöricht es ſey, die Entſtehung aller Sprachen auf einerley Art zu erklären. Die Urſprache des Indiſchen und der gemeinſchaftliche Quell aller mit der indiſchen verwandten Sprachen ſey nicht, wie die Mantſchuſprache, aus einem bloſs phyſiſchen Geſchrey und allerley ſchallnachahmenden Sprachverſuchen entſtanden, ſondern ſey das Werk und Erzeugniſs der klarſten und innigſten Beſonnenheit, ohne daſs es darum der Vorausſetzung einer fremden Beyhülfe bedürfe. Es ſey aber auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daſs in der älteſten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Phantaſie (Fantaſie ſchreibt der Vf.) allein herrſche; bey vielen Sprachen ſey es wirklich ſo, aber nicht bey allen, beſonders nicht bey der indiſchen, die ſich zunächſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichne, als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie dieſer auch fähig ſey. Es thut uns leid, daſs der Vf., welcher ſonſt überall ſo vielen Scharfſinn und ſo viele Beſonnenheit zeigt, ſich gleichwohl nicht vor Übereilungen und unſtatthaften Behauptungen bewahrte. So iſt der Satz, daſs die indiſche Sprache älter ſey als die griechiſche und römiſche, geſchweige denn die deutſche und perſiſche, ein ganz übereilter Schluſs aus dem Angeführten: offenbar täuſchte ihn der Umſtand, daſs er bey den indiſchen Sprachen immer nur die älteſte Stammmutter, das Sanſkrit, bey den übrigen aber die ausgebildeten Dialekte der ſpäteren Zeit ins Auge faſste.

IV. Im *ſechſten Capitel* kömmt endlich der Vf. auch auf die *Verſchiedenheit der verwandten und einiger merkwürdige Mittelſprachen*, woraus einige für die Geſchichte wichtige Reſultate hervorgehen, wenn

Digitized by

man nur jene Verſchiedenheit nicht nach dem erſten äuſseren Eindrucke beurtheilt, ſondern nach derjenigen Ähnlichkeit, die ſich darbietet, ſobald man den Blick, durch die äuſsere Hülle hindurchdringend, nur auf das Innere und Weſentliche richtet, nach welchem z. B. das Griechiſche und Römiſche faſt nur als ſehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verſchiedene Sprachen, erſcheinen. — Es haben, fährt der Vf. fort, alle die verwandten Sprachen, ſo wie die Völker ſelbſt, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verſchiedene Einmiſchung des Fremdartigen erfahren, nicht bloſs eine ſolche, wo die eingedrungenen Worte, wie die des Arabiſchen in der perſiſchen, des Franzöſiſchen in der engliſchen Sprache, ſich gleich als Fremdlinge verrathen: ſondern auch eine ſolche, die, weil ſie in eine Zeit traf, da die Sprache noch jugendlich, bildſamer, aneignender und productiver war, dem erſten Blicke nicht ſo ſichtbar iſt, als der Analyſe. Dieſe Einmiſchungen ſind für die Geſchichte von Wichtigkeit, ſo wie die Geſchichte wieder zum Leitfaden dienen kann, ſie an dem rechten Orte zu ſuchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. So zeigt die nahe Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem Perſiſchen deutlich, wo ſich dieſer Zweig von dem Stamme abſonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutſche Sprache mit der türkiſchen gemein hat, kann ſelbſt den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der ſich, wie noch durch manche andere Gründe faſt zur hiſtoriſchen Gewiſsheit wird, längs dem Gihon und an der Nordſeite des kaſpiſchen Meeres und des Kaukaſus immer weiter nach Nordweſten zog. Die vorzüglichſte Mittelſprache, die durch ihre gemiſchte Beſchaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwiſchenraum zwiſchen der indiſchen und perſiſchen Sprache auf der einen, der germaniſchen, griechiſchen und römiſchen auf der anderen Seite ausfüllt, iſt die armeniſche, vielleicht auch die georgianiſche und ſlaviſche. Mit dieſer und nächſtdem mit der celtiſchen iſt, wie es gleich zu Anfange des erſten Buches heiſst, die Verwandtſchaft des Indiſchen nur gering, wenn gleich nicht ganz zu überſehen, da ſie ſich in ſolchen Beſtandtheilen der Sprache zeigt, welche nicht unter die Zufälligkeiten gerechnet werden können. Die phöniciſche u. a. mit dieſer verwandte Sprachen verrathen nur wenig Spuren der Ähnlichkeit: und wenn ſich in der hebräiſchen Sprache und den verwandten Mundarten, ſo wie in der koptiſchen, noch indiſche Wurzeln finden, ſo beweiſt das keine urſprüngliche Verwandtſchaft, weil die Grammatik jener Sprachen, ſo wie auch die baskiſche, grundverſchieden von der indiſchen iſt. Die groſse bis jetzt noch nicht völlig beſtimmbare Menge der übrigen nord- und ſüd-aſiatiſchen oder amerikaniſchen Sprachen hat mit der indiſchen Sprachfamilie durchaus keine weſentliche Verwandtſchaft, und iſt unter ſich ſelbſt ſo abweichend, daſs ſich keine Möglichkeit zeigt, ſie auf eine gemeinſchaftliche Quelle zurückzuführen.

Die groſsen Folgen der Sprachvergleichung für die älteſte Geſchichte vom Urſprunge der Völker und ihren früheſten Wanderungen ſind vom Vf. zum Gegenſtande der folgenden Unterſuchungen beſtimmt; im erſten Buch begnügt er ſich, jene Sätze als einfache, aber vielumfaſſende Reſultate gewiſſenhafter Forſchung zu begründen und anſchaulich zu machen. Den Inhalt dieſes erſten Buches haben wir nicht bloſs darum ſo weitläuftig ausgezogen, um auf die tiefen Blicke, wodurch der Vf. in den behandelten Gegenſtanden ein ſo helles Licht aufgeſteckt hat, aufmerkſamer zu machen, ſondern auch, weil uns dieſer Theil des Werkes um der nüchternen Beſonnenheit willen, die der Vf. darin an den Tag legt, das Schätzenswertheſte ſcheint. Minder weitläuftig werden wir bey der Anzeige der folgenden Bücher ſeyn dürfen, da ſie viel zu gewagte und unhaltbare Ideen enthalten. Sogleich die *vorläufigen Bemerkungen von der Philoſophie* im *erſten Capitel des zweyten Buchs* beginnen mit einem Grundſatze, der gar zu leicht auf allerley Irrthümer leiten kann, und ein gewaltiges Hinderniſs für den unbefangenen Alterthumsforſcher wird. „Auch ohne die moſaiſche Urkunde, ſagt der Vf., zeigen die meiſten und älteſten anderen aſiatiſchen Denkmale und geſchichtliche Thatſachen einſtimmig darauf hin, daſs der Menſch ſeine irdiſche Laufbahn *nicht ohne Gott* angefangen habe.“ *Nicht ohne Gott* ſagen auch wir, aber nach angebornen Geſetzen der menſchlichen Vernunft, die der Schöpfer dem Menſchen nicht zu eigener Unthätigkeit einpflanzte. Geſetzt, es fände ſich in der Mythologie, welche der Vf. ſelbſt das verflochtenſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes nennt, eben ſo wie in der Sprache, eine innere Structur, ein Grundgewebe, deſſen Ähnlichkeit bey aller ſonſtigen äuſseren Verſchiedenheit der Entwickelung auf einen verwandten Urſprung hinzudeuten ſchien: müſſen denn ſogleich dieſe überraſchenden Übereinſtimmungen mehr als bloſs zufällig ſeyn, oder auf etwas mehr als analoge Entwickelung Einer Vernunft bey verſchiedenen Völkern leiten? Iſt nicht der Schluſs von der Sprache, deren Schaffung und Ausbildung nicht das Werk einzelner Köpfe ſeyn kann, auf mythologiſche und religiöſe Begriffe, worauf die Weiſen verſchiedener Völker bey gleichem Culturzuſtande ohne gegenſeitige Mittheilung verfallen können, ſo übereilt und gewagt, daſs man ihn kaum von einem vorurtheilsfreyen Forſcher erwarten ſollte? Müſsten wir nicht ſonſt ebenfalls aus der Übereinſtimmung der entfernteſten Völker in politiſchen Ideen und in bürgerlicher Verfaſſung die gleiche Folgerung herleiten, Gott war es, welcher den erſten Staat begründete, und dem zu ſeiner unmittelbaren Belehrung auserkorenen Volke die zum bürgerlichen Leben nothigen Einſichten mittheilte, welche ſich mehr oder weniger verderbt auf die anderen Völker verbreiteten? Der Vf. verläſst zwar bey der Mythologie den vergleichenden Weg des erſten Buches; aber nicht, weil er ihn überhaupt unſtatthaft findet, ſondern weil es bis jetzt noch an den nöthigen Hülfsmitteln dazu fehlt, und giebt daher ſtatt einer vergleichenden Analyſe der Mythologie etwas, das allen Unterſuchungen der Art zur ſichern Grundlage dienen ſoll: eine *Darſtellung der orientaliſchen Denkart* nämlich, nach ihren wichtigſten Stufen und Verſchiedenheiten, welche man als eben ſo viele Epochen derſelben, nicht als philoſophiſche Syſteme betrachten ſoll.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 AUGUST, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Sprache und Weisheit der Indier* von *Fr. Schlegel* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stucke abgebrochenen Recenſion.*)

Als die wichtigſten Epochen der indiſchen und überhaupt der orientaliſchen Philoſophie und Religion ſind nach dem Vf. folgende angegeben: 1) *das Syſtem der Emanation, das endlich in aſtrologiſchen Aberglauben und ſchwärmeriſchen Materialismus entartete.* Vom Syſteme der Emanation und Seelenwanderung handelt das *zweyte*, von der Aſtrologie und dem wilden Naturdienſt das *dritte Capitel.* Unter allen Philoſophieen oder Religionen, welche Aſien als ihr Vaterland erkennen, ſey keine ſo zuverläſſig indiſchen Urſprungs, keine, mit Ausſchluſs der moſaiſchen Urkunde, älter als das Syſtem der Emanation und Seelenwanderung; nur dürfe man das Syſtem der Emanation nicht mit dem ſpäteren Gemiſche, beſonders nicht mit dem Pantheismus verwechſeln. Als natürliche Entwickelung der Vernunft betrachtet, ſey das indiſche Syſtem der Emanation durchaus unerklärlich; als miſsverſtandene Offenbarung ſey alles darin ganz begreiflich. Ohne alle Offenbarung würde der Menſch wohl noch in der Reihe der Thiere ſtehen, vielleicht als das erſte, vielleicht auch als das innerlich wildeſte und unſeligſte; ohne freyen Gebrauch und eigenes Verſtändniſs der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. 2) *Die Lehre von den zwey Principien, deren Syſtem des Dualismus ſpäter zum Pantheismus umgewandelt ward.* (4 und 5 Capitel). Das Syſtem des Dualismus erſcheine überall im ſtrengen Gegenſatze gegen die bisher geſchilderten Denkarten der Emanation und des Fatalismus — als Wiederherſtellung des urſprünglichen erſt ſpäter verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Tiefer ſey aber der menſchliche Geiſt in der orientaliſchen Philoſophie nicht herabgeſunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben ſo verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Phantaſie zerſtörend ſey. Alle anderen orientaliſchen Lehrbegriffe gründen und berufen ſich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, ſo entſtellt auch alles durch Fabel und Irrthum ſeyn möge: der Pantheismus, deſſen Geiſt in der jüngſten unter allen orientaliſchen Philoſophieen, in der Lehre der Buddhiſten, ſichtbar ſey, mache als Syſtem der reinen Vernunft den Übergang von der orientaliſchen Philoſophie zur europäiſchen.

Das Ganze der indiſchen Literatur theilt der Vf. ebenfalls in vier Epochen ein: die älteſte Epoche umfaſst die *Veda's* und was ſich zunächſt an dieſe anſchlieſst, wie *Monu's Geſetzbuch.* Eine andere groſse Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem *Vyaſo* zugeſchrieben werden, die achtzehn *Puranas*, der *Mohabharot* und die *Vedanto-Philoſophie*, welche die dritte Epoche ausmachen: zur zweyten Epoche könnte man alles zählen, was zwiſchen den Veda's und den Puranas in der Mitte liegt, mithin faſt alle *philoſophiſchen Syſteme*, die älter ſeyn müſſen als die Vedanto, wie die *Sankhyo*, der *Ramayon* u. a. *Kalidas* und andere Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausſchlieſsendes Eigenthum der Prieſter waren, in Schauſpielen und anderen poetiſchen Geſtalten auch allgemeiner für alle darſtellen, machen die vierte und jüngſte Epoche der alten indiſchen Literatur. Die vorzüglichſten dieſer Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiſer Auguſtus.

Das erſte Capitel der hiſtoriſchen Ideen handelt vom *Urſprunge der Poeſie*, über deren Entſtehung und eigentliches Weſen ſich von Indien aus ein unerwartetes Licht verbreiten ſoll. So wie die griechiſche Mythologie der ſchönen Entwickelung nach vielleicht die reichſte, ſo dürfte die indiſche dem inneren Weſen nach die umfaſſendſte ſeyn, weil ſie durch alle philoſophiſchen Denkarten vollſtändig durchgeführt iſt. Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwickelung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beſeelung, enthielt den erſten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem aſtrologiſchen Aberglauben erzeugte ſich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verſchönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwey Principien, die Religion des Lichts und der frommen gottbegeiſterten Helden; ſobald aber, wo es auch ſeyn mag, pantheiſtiſche Denkart herrſchend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als eſoteriſche Hülle oder Spiel der Dichtung ſtehen bleiben. Die Poeſie, welche im grauen Alterthume mit Religion innig verbunden und faſt eins mit ihr war, ſoll einen ſehr bedeutenden Einfluſs auf die *älteſten* Begebenheiten und *Wanderungen der Völker* gehabt haben, wovon das *zweyte Capitel* handelt. Ehe der Vf. den Einfluſs der Religion auf die Stiftung der indiſchen Kolonie (ſo nennt ſie der Vf.) betrachtet, ſchickt er einige allgemeine Betrachtungen voran, über die Art, wie man die al-

Digitized by Google

ſten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verſchiedenheit und Entſtehung zu betrachten hat. Das erſte Kennzeichen iſt die *Sprache*, mehr aber die innere Structur als der materielle Theil derſelben: das nächſte iſt der *Gebrauch der Metalle*, ſowohl des Kupfers und Eiſens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zur Beſtimmung des Werthes, und die *Zähmung der Thiere*, welche dem Menſchen am nützlichſten und unentbehrlichſten ſind. Die *phyſiſche Verſchiedenheit* der Menſchenſtämme iſt von nicht ſo groſser hiſtoriſcher Wichtigkeit. Ein anderer für die Aufmerkſamkeit des Geſchichtforſchers faſt noch wichtigerer Gegenſtand iſt die *Miſchung der Völker*, die vorzüglich im perſiſchen Reiche, langs dem Gihon und Euphrates, am Kaukaſus und in Kleinaſien, überhaupt in dem mittleren weſtlichen Reiche jenes alten Welttheiles Statt fand. Man wird nie eine klare und verſtändliche Anſicht der älteſten Geſchichte erhalten, ſo lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoſsen, wie nach bloſs mechaniſchen Geſetzen, betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rückſicht zu nehmen, wodurch ein groſser Stamm ſich in mehrere kleine theilen und immer individueller abſondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Miſchung aus mehreren verſchiedenen Völkern ein drittes ganz neues entſtehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet iſt. Dieſe Fragen ſind nur im Vorbeygehen berührt, um auf den eigentlichen Gegenſtand zu kommen, der das Nachdenken des Forſchers in der älteſten Geſchichte auf ſich zieht, die *Verwandtſchaft* nämlich der älteſten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Dieſen Gegenſtand behandelt das *dritte Capitel von den indiſchen Kolonieen und der indiſchen Verfaſſung*. Hindeutend auf jenen Zuſammenhang ſind *Religion und Mythologie*, erwieſen wird die Verwandtſchaft durch die *Sprache*, und nächſtdem bietet auch die *Architektur*, ſo wie wir ſie an den alten ägyptiſchen, perſiſchen und indiſchen Denkmalen bewundern, noch einiges Gemeinſame dar. Nicht bloſs der äuſsere Drang der Noth, ſondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indiſchen Sagen überall verbreitet finden, ſoll die germaniſchen und ſcandinaviſchen Stämme nordwärts geführt haben. Wenn der Vf. die Sage von den Sakas, Chinas, Pahlavas und Yavanern in Monu's Geſetzbuche bey ſeinen Vermuthungen über die Verbreitung indiſcher Kolonieen als geſchichtliches Datum zum Grunde legt: ſo vergiſst er die Geſetze einer geſunden Kritik; und wenn er gar die Paphlagonen um ihres Namens willen zu den alten Pehlvans oder Medern rechnet, ſo ahnet er wohl nicht, daſs jenen Namen zuerſt nur griechiſche Dichtung ſchuf, den Namen der Halizonen, Läſtrygonen u. a. gleich. —

Das *letzte Capitel* handelt *vom orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck*, und beſtimmt das Verhältniſs der orientaliſchen Denkart zur europaiſchen, ſo wie den Einfluſs, welchen die erſtere auf die letztere gehabt hat oder haben ſoll. „Eins zwar, heiſst es hier, was für die Religion das Weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daſs noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: *daſs der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſey, daſs er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigene Schuld verloren habe.* Aber was uns die moſaiſche Urkunde in dem Verfolg ihres älteſten geſchichtlichen Theiles nicht immer ausführlich erzählt, zeigen uns die indiſchen Urkunden, und überhaupt iſt die Geſchichte der älteſten Philoſophie, d. h. der orientaliſchen Denkart, der ſchönſte und lehrreichſte äuſsere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsſyſteme der älteſten Völker Aſiens kennt, nicht befremden, daſs die Lehre von der *Dreyeinigkeit*, beſonders aber von der *Unſterblichkeit der Seele* im A. T. mehr angedeutet als ausführlich entwickelt worden. Denn der Meinung, daſs Moſes, er, dem alle Weisheit der *Ägypter* bekannt war, von dieſen bey den *gebildeteſten Völkern des alten Aſiens* allgemein verbreiteten Lehren nicht gewuſst haben ſoll, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Es lieſse ſich wohl hiſtoriſch zeigen, daſs nur eine und dieſelbe Anſicht im A. T. wie im N. T. durch das Ganze hingehe und herrſche; nur daſs, was dort bloſs angedeutet und *vorgebildet* wird, hier in vollem Glanze erſcheint. Es dürfte daher die alte chriſtliche Erklärungsart des A. T. die einzig richtige ſeyn, und der Sinn des A. T. kann durch keine bloſse Exegeſe aufgeſchloſſen werden, wenn dieſelbe auch an Sprach- und anderer Neben-Gelehrſamkeit alle Meiſter des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. Ein vortreffliches Beyſpiel dieſer älteren Erklärungsart iſt in der *Geſchichte der Religion Jeſu* von *Fr. L. Grafen zu Stollberg* aufgeſtellt." Nach dieſen Äuſserungen brauchen wir wohl nicht mehr von dem groſsen Einfluſſe zu reden, welchen, nach dem Vf., die orientaliſche Weisheit auf die europäiſche gehabt hat und noch äuſsert.

VI — VII.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Europa.* Eine Zeitſchrift, herausgegeben von *Friedrich Schlegel.* I B. 1 u. 2 H. II B. 1 u. 2. H. 1803 — 1805. (3 Thlr. 8 Gr.)

Der Zweck eines kritiſchen Inſtituts, wenn es vernünftigen Erwartungen entſprechen will, kann nicht bloſs dieſer ſeyn, neue Bücher zur möglichſt ſchnellen Kunde des Publicums zu bringen, ſondern auch zuweilen an ſolche Werke zu erinnern, die bey ihrem Erſcheinen ſofort bekannt, aber bald nachher vernachläſſiget wurden, und bey welchen die Kritik Urſache findet, Verfaſſer und Verleger zur Fortſetzung aufzumuntern. In die letzte Claſſe ge-

hört obige Zeitſchrift. Sie iſt beſtimmt, an allem Antheil zu nehmen, was die Ausbildung des menſchlichen Geiſtes am nächſten angeht, und das Licht der Schönheit und Wahrheit ſo weit als möglich zu verbreiten. Es iſt zu wünſchen, daſs ſie nicht, wie ſo viele andere Zeitſchriften, nachdem ſie einmal geleſen oder vielleicht nur durchblättert worden, auf die Seite gelegt, und daſs die Fortſetzung derſelben nicht länger verzögert werde.

I. *Reiſe nach Frankreich.* Zuvörderſt Erinnerungen, weniger an die deutſchen Städte, durch welche den Vf. die Reiſe geführt, als an das Vaterland überhaupt. „Man fühlt es recht, und glaubt es zu verſtehen, beym Anblick ſolcher Felſenſchlöſſer, wie die *Wartburg* zu Eiſenach, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten, und welche Lebensfreude damit verbunden war. Seitdem nun die Menſchen herabgezogen ſind zu einander, und ſich alles um die Landſtraſsen verſammelt hat, gierig nach fremden Sitten, wie nach fremdem Gelde, ſtehen die Höhen und Burgen verlaſſen und die Kunſt ſcheint verloren, dieſes herrliche Land auf die edelſte und angemeſſenſte Art zu bewohnen und zu beherrſchen.“ „Statt des Furor Tedesco, deſſen in den italiäniſchen Dichtern ſo häufig gedacht wird, iſt nun die Geduld unſere erſte Nationaltugend geworden, und nebſt dieſer die Demuth, zum Gegenſatz jener ehedem herrſchenden Geſinnung, wegen welcher noch zur Zeit Kaiſer Karls V ein Spanier, der mit ihm dieſes Land durchreiſte, die Deutſchen *los fieros Alemanes* nennt.“ Die Geſchichte der Deutſchen (wie der Römer und Araber) iſt durchaus tragiſch. Der lichteſte und reichſte Punct in dieſem groſsen Trauerſpiel wird durch Kaiſer Friedrich II bezeichnet. Nie war die Hoffnung gröſser, kühner und näher, und nie das Miſslingen ein ſo ſichtbares Unglück. Aber noch oft kehrte, wiewohl in kleinerem Maſsſtab, daſſelbe Verhältniſs wieder. Europa würde viel weiter ſeyn in Freyheit und Bildung, wenn der Mittelpunct der Kirche nicht nach Italien, ſondern nach Deutſchland verlegt worden wäre: groſse Folgen hätte unter Karl V die Verbindung der Deutſchen mit der ſpaniſchen Nation haben können, welche beide Nationen ſich „durch aufrichtige Religioſität der Geſinnungen und Gefühle von jeher auf das ſtärkſte ausgezeichnet haben, und am würdigſten und am geſchickteſten geweſen wären, die anderen zu lenken:“ ja wie ganz anders würde es ſeyn, wenn es nur dem tapferen Guſtav Adolph gelungen wäre, den Gedanken eines ſchwediſchen deutſchen Kaiſerthums auszuführen, und die natürliche Einheit der nordiſchen Nationen mit dem germaniſchen Körper wieder herzuſtellen! Gleichen Eindruck, wie die Wartburg, macht der Rhein. „Wie er durch Felſen mit Rieſenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig ſeine breiten Wogen durch die fruchtreichſten Niederungen wälzt, um ſich endlich in das flachere Land zu verlieren: ſo iſt er das nur zu treue Bild unſeres Vaterlandes, unſerer Geſchichte und unſeres Charakters.“ Auf die Erinnerungen folgen *Bemerkungen*, gröſstentheils den Nationalcharakter der Franzoſen betreffend, für deſſen Grundzüge der Vf. eine convulſiviſche Leidenſchaftlichkeit und fröhliche Laune hält mit einer Beymiſchung von ziemlich gründlichem Egoismus. Der Vf. glaubt, daſs man den Charakter eines Volks am beſten nach den erſten Eindrücken, wo man noch im ganzen Sinne ein Fremder ſey, auffaſſen könne, beſſer als durch thätiges Leben in und mit der zu charakteriſirenden Nation. Unſere Zeiten haben ein Mittleres an die Hand gegeben, welches eben ſo gut zum Zweck führt — die Militärſtraſsen, inſonderheit die Etapen-Orter. Sie erhalten das Bewuſstſeyn, daſs der Gaſt ein Fremder ſey, ſtets klar und friſch, und geben zugleich Gelegenheit, viele aus einem Volke nach einander zu beobachten, wie ſie ihrem Naturell gemäſs und im häuslichen, wie im öffentlichen, Leben geartet ſind. Es ſchlieſsen dieſen Aufſatz, unter der Überſchrift „*Betrachtungen*“, Ideen über unſeren Welttheil und dieſe Zeit, namentlich über die mit der Krafteinheit des Orients ſehr contraſtirende Trennung in Europa, deſſen nördlicher und ſüdlicher Theil zwey durchaus verſchiedene Länder zu ſeyn ſcheinen. Ideen von hohem Intereſſe, und einer weiteren Ausführung würdig! II. *Literatur. Klopſtock, Winkelmann* und *Leſſing* haben die deutſche Literatur im achtzehnten Jahrhundert eigentlich gegründet und geſtiftet. Klopſtock hat die Sprache geſäubert, eine mythiſche Poeſie wenigſtens gewollt, und nach dem Höchſten ernſtlich geſtrebt. Schade, daſs ſein bis zum Nichtgefühl des Gegentheils getriebener Proteſtantismus ſeiner Denkart eine poetiſche Anſicht des Chriſtenthums unmöglich machte. Winkelmanns Enthuſiasmus für das Alterthum und die Kunſt, in einem unſterblichen Werke dargeſtellt, iſt die Grundlage des Beſten und des Edelſten unter uns geworden. Seine Geſchichte, philoſophiſcher, als noch keine war, iſt unbewuſste Poeſie, er ſelbſt aber gewiſſermaſsen als ein Vorgänger *Goethe's* zu betrachten. Leſſings Geiſt, ſein dialektiſcher Scharfſinn und polemiſcher Witz, ſeine ganze literariſche Eigenthümlichkeit und Vielſeitigkeit, wird noch ſo lange ein nachahmungswürdiges Beyſpiel bleiben, als der gegenwärtige Zuſtand unſerer Literatur dauert, und durch ihn noch Journale und Brochuren nothwendig gemacht werden. Goethe's dichteriſche Laufbahn iſt die lehrreichſte Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poeſie überhaupt: er iſt als die Baſis unſerer Bildung zu betrachten. Die Poeſie iſt das letzte Ziel und die höchſte Vollendung des Ganzen der Wiſſenſchaft und Kunſt, die Philoſophie, d. i. der Idealiſmus die weſentliche Bedingung *ſine qua non*, das Erhaltungsmittel und die Grundlage unſerer neuen Literatur, und wenn erſt aus dem Idealiſmus eine neue, philoſophiſche Phyſik, die nichts ſeyn würde, als ein materiellerer Ausdruck deſſelben, in vollendeter Geſtalt hervorgegangen ſeyn wird, dürfen wir hoffen, daſs das neue Licht ſich allgemein verbreiten, und das göttliche Princip überall herrſchen und ſiegen werde. Nach dieſen Anſichten würdiget der Vf. mehrere der

bedeutenden Werke unſerer Literatur. Was von „der göttlichen Erſcheinung der *Genoveva*" *Tiek* zuzurechnen, wird ſich beurtheilen laſſen, wenn *Müllers* Genoveva erſchienen ſeyn wird. Die *franzöſiſche* Literatur bildet kein Ganzes, wie die deutſche. Phyſikaliſche Wiſſenſchaften, ſchöne Literatur und Gelehrſamkeit, alles das ſteht ganz iſolirt neben einander da, und greift durchaus nicht gegenſeitig ein. Chemie und Beredſamkeit ſcheinen als die beiden Hauptzweige der franzöſiſchen Literatur betrachtet werden zu müſſen. III. *Über die Reſultate der Expedition nach Ägypten.* Der Krieg hat die groſsen Hoffnungen von dieſer Expedition (für jetzt wenigſtens) zernichtet. „Die Ausſichten und Erwartungen der ſpeculativen Europäer ſchrumpfen zu einigen Foliobänden ein, die uns die Entdeckungen, Anmerkungen, Riſſe und Zeichnungen der jetzt in Frankreich ſogenannten Ägyptier, d. h. der Franzoſen, die in Ägypten waren, mittheilen ſollen." Von dieſen Mémoires giebt dieſer Aufſatz einige Nachricht. IV. *Gedichte.* Einige Lieder und ein Sonnet von *D.*, ſodann von *A. W. Schlegel* Variationen zu dem Thema:

Liebe denkt in ſüſsen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Dann „Raphael und ein gefühl- und ſinnvolles Lied an den Tod, von *R.*, zuletzt Stanzen und ein (für den zweyten Theil der Lucinde beſtimmtes) Sonnet von *Friedr. Schlegel.* V. *Über die pariſer Kunſtausſtellung vom Jahre XI.* Bey dieſer Ausſtellung waren Portraite in Menge zu ſehen. Die meiſten ſchlecht; „der Charakter der Nation iſt aber darinnen dargeſtellt, ſie lachen alle." VI. *Nachricht von den Gemälden in Paris.* Dieſer Aufſatz zieht durch die tiefe Andacht, mit welcher er geſchrieben, die Aufmerkſamkeit in vorzüglichem Grade an. Von ſeinem rein antiken Standpuncte aus würdigt der Vf., was er für würdig hält, mit Kennerſchaft und Conſequenz. Er hat nur Sinn für die alte Malerey: von der franzöſiſchen Schule und den ganz ſpäten Italiänern ſpricht er nicht: ſelbſt in der Schule der Caraccis findet er nur äuſserſt ſelten ein Gemälde, das ihm etwas wäre; die kalte Grazie des Guido hat wenig Anziehendes für ihn, und das Roſen- und Milchglänzende Fleiſch des Dominichino bezaubert ihn nicht: für ihn ſind Titian, Correggio, Julio Romano, Andrea del Sarto u. ſ. w. die letzten Maler. Er beſchreibt dem gleichgeſinnten Freunde ſeine Anſicht S. 114 in folgenden Worten. „Keine verworrenen Haufen von Menſchen, ſondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiſs vollendet, der dem Gefühl von der Würde und Heiligkeit der höchſten aller Hieroglyphen, des menſchlichen Leibes, natürlich iſt; ſtrenge, ja magre Formen in ſcharfen Umriſſen, die beſtimmt heraustreten, keine Malerey aus Helldunkel und Schmutz in Nacht- und Schlag-Schatten, ſondern reine Verhältniſſe und Maſſen von Farben, wie in deutlichen Accorden; Gewänder und Coſtume, die mit zu dem Menſchen zu gehören ſcheinen, ſo ſchlicht und naiv, als dieſe; in den Geſichtern, (der Stelle, wo das Licht des göttlichen Malergeiſtes am hellſten durchſcheint) aber, bey aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks oder Individualität der Züge, durchaus und überall jene kindliche, gutmüthige Einfalt und Beſchränktheit, die ich geneigt bin, für den urſprünglichen Charakter des Menſchen zu halten; das iſt der Styl der alten Malerey, der Styl, der mir, ich bekenne hierin meine Einſeitigkeit, ausſchlieſsend gefällt, wenn nicht irgend ein groſses Princip, wie beym Correggio oder Raphaël, die Ausnahme rechtfertigt." In dem Geiſt und Sinn, welchen dieſes Bekenntniſs darlegt, redet der Vf., ſich und uns oft an die dresdner Gallerie erinnernd, über mehrere, (1802) im Louvre befindliche, Gemälde von Fra Bartholomeo, Mantegna, Andrea del Sarto, Palma Vecchio, Julio Romano (deſſen hohen Sinn, wie den ſeines Meiſters, des Raphaël, die Neigung zur heidniſchen Fülle und Pracht beherrſcht und beſeelt) und Titian (deſſen eigentlicher Charakter die Tendenz zu dem Frappanten iſt, zu dem, was Effect macht). Von S. 124 an geht der Vf. nicht mehr die Gemälde einzeln durch, ſondern ordnet Alles unter gewiſſe, allgemeine Capitel, nach den Künſtlern oder nach der Gattung, und der Nation, der ſie angehören, oder auch nach noch allgemeineren Geſichtspuncten. Den Anfang macht er mit Correggio, dem muſikaliſchen und allegoriſirenden Maler, deſſen Gemälde vorzugsweiſe in ihrem gemeinſchaftlichen Zuſammenhange betrachtet werden müſſen, wenn man ſie verſtehen will. Bey Correggio verweilt der Vf. lange, nicht, weil er deſſen Art zu malen für die rechte hält, ſondern um an dieſem Beyſpiele den Künſtlern und Kunſtliebhabern bequem und recht deutlich zu zeigen, wie verſchieden von der jetzigen die Denkart der alten Maler, und wie ganz anders ihre Abſichten waren. Von Correggio geht der Vf. über zu einer anderen Gattung von Malern, die nicht nur wegen ihres älteren und herberen Sinnes und Charakters, ſondern auch durch die tiefe Strenge ihrer Art und Denkart, oder durch den allumfaſſenden, gleichſam welterobernden Geiſt als die *Heldenkünſtler* der alten Zeit erſcheinen, die, wenn jener weiche Allegri jedes liebliche Gefühl, und auch die tiefſte Rührung durch die Muſik ſeiner Farben ſpielend in uns zu erregen weiſs, ſtatt deſſen vielmehr ſtolze Tempel von erhabenen Geſtalten wie zum ewigen Denkmal in ſtrenger Symmetrie vor uns aufbauen, oder unſer Auge durch die verſchwenderiſche Fülle prachtvoller Triumphe des feſtlichen Lebens mit Freude und Erſtaunen füllen. Den Anfang macht Leonardo da Vinci, der unter allen am meiſten Verwandtſchaft und Ähnlichkeit mit dem Correggio hat. Denn ſo ſtrenge er in ſeinen Umriſſen iſt, ſo ſehr auch der Begriff über das bloſse Gefühl zu herrſchen ſcheint; ſo objectiv wahr die Vollendung jedes Einzelnen iſt: ſo iſt doch in allen Geſichtern ſeiner Gemälde ein individuelles Lächeln ſichtbar, welches eine ſehr ſtarke Familienähnlichkeit bis zur Monotonie hat, und allerdings manierirt genannt werden kann.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Europa*. Eine Zeitſchrift, herausgegeben von *Friedr. Schlegel*.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*).

Vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient eine Madonna des Leonardo in einem kleinen Knieſtücke etwas unter Lebensgröſse Nr. 922. „An dieſem kleinen Gemälde möchten die Künſtler lernen, daſs man auch unter Lebensgröſse durch die Verhältniſſe, und durch ruhige Gröſse im Ausdruck und Gedanken coloſſal malen könne." Bey Gelegenheit der vortrefflichen Porträte von Titian, Holbein, Raphaël, Leonardo theilt der Vf. ſeine Ideen über das Porträt überhaupt mit. Holbeins Methode iſt, ſoll das Portrait eine eigene, abgeſonderte Gattung ſeyn, die einzig richtige. „Er geht nicht bloſs auf den reizenden und impoſanten Effect, ſondern auf die treueſte, tiefſte Wahrheit und Objectivität aus; daher meiſtens die Stellung ganz gerade und einfältig, der Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht aufs fleiſsigſte und genaueſte ausgeführt." Von Raphael wird bemerkt, daſs die Grundeigenſchaft dieſes allumfaſſenden Geiſtes, aus der man alle übrigen abzuleiten und zu erklären hat, Univerſalität ſey, d. h. eine bewundernswerthe Vielſeitigkeit und biegſame Gewandtheit, welche ſogar die Manier und den Styl anderer Kunſtverwandten (z. B. Michel Angelo, Maſaccio, Correggio) anzunehmen, nachzubilden, und zu einem neuen Ganzen zu combiniren weiſs. Dieſe Gedanken über Raphael werden erläutert und ergänzt durch den erſten Aufſatz im 2 Heft des 1 Bandes, in welchem einige, hieher gehörige, allgemeine Reflexionen über die alte und neue italiäniſche Schule und über die Gegenſtände der Malerey enthalten ſind, und inſonderheit von der berühmten Transfiguration die Rede iſt. Sehr belehrend iſt, dieſe Anſicht des berühmten Gemäldes, na h Rec. Überzeugung die richtige, zu vergleichen mit dem, was der kenntniſsreiche *Benito Pardo de Figueroa*, über das nämliche Bild ſagt in ſeiner durch Greuhm 1806 überſetzten Schrift: *Über die Transfiguration* von *Raphaël von Urbino*. — Den Beſchluſs dieſer Abhandlungen machen Betrachtungen über einige vortreffliche altdeutſche Gemälde. Die älteſte und erſte Stufe der Kunſtentwickelung in der deutſchen Schule wird durch Johannes van Eyck (deſſen Geſtalten durchaus nicht niederländiſch ſind, in der ſpätern Bedeutung) bezeichnet. Sie iſt die verſtändlichſte und deutlichſte. In Holbein beſchlieſst die Kunſt ihre Entwickelung mit einer bis zur äuſseren Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Äuſserſten pflege das Geheimniſsvollſte zu wohnen, der unergründlichſte und verwickeltſte Tiefſinn. Dieſs bewährt ſich recht auffallend an Albrecht Dürer, „dem Shakſpear, oder, wenn man lieber will, dem Jacob Böhme der Malerey." Von ihm ſah der Vf. im Louvre einen Chriſtus am Kreuz, von welchem Gemälde man ſagen kann: Es iſt vollendet, und vollendeter iſt keins. — *VII. Anſichten und Miſcellen*. Der Leſer findet hier intereſſante Notizen über literariſche, artiſtiſche, inſonderheit theatraliſche Gegenſtände und Perſonen, z. B. Talma als Oreſtes; auch manches Unterhaltende aus dem geſellſchaftlichen Leben der Pariſer in den höhern und gebildeten Cirkeln. Eine der intereſſanteſten Bekanntſchaften der Verfaſſ. des Briefes an Adelaide von B. in Berlin S. 159–168 war Madame von Beauharnois, Tante der Kaiſerin Joſephine. Dieſe Dame, ſelbſt durch geiſtvolle Schriften berühmt, hat immer in dem Cirkel der berühmteſten Männer ihrer Zeit gelebt. „Sie ſah oft Buffon. Dieſer liebte die Frauen, war aber ſehr unbeſtändig, und keiner ſeiner Geliebten gelang es, ſein Herz zu rühren und zu feſſeln. Er kannte von der Liebe nichts, als die Sinnlichkeit. Eines Tages ſprach er bey der Frau von Beauharnois mit vieler Kälte von ſeiner damaligen Geliebten. Wie iſt es aber möglich, ſagte die Frau von B., wie iſt es möglich, daſs Sie mit ſo herrlichen Gedanken, mit ſo ſchönem und tiefem Gefühl für die Natur, daſs Sie gar keiner wahren Zärtlichkeit fähig ſind? — Bey dieſen Worten wurde Buffon ſehr ernſt, legte ſeine Hand auf die der Frau von B., ſah ihr tief in die ſchönen Augen, und ſagte langſam: Frau Gräfin! . . . Sie würden das nicht ſagen, wenn ſie meinen Artikel über die Tauben geleſen hätten." ——

Zweiter Heft. II. *Überſicht der neueſten Fortſchritte der Phyſik*. Ein Kenner ſetzt hier vornehmlich *Ritters*, *Winterls*, *Berthollets* Verdienſte aus einander, ohne zu verſchweigen, was die Wiſſenſchaft *Scheel*, *Herſchel*, *Chladny*, *van Marum*, *Reinhold* in Leipzig, *Fourcroy*, *Volta* u. a. in- und ausländiſchen Naturforſchern verdankt. III. *Beyträge zur Geſchichte der modernen Poëſie, und Nachricht von provenzaliſchen Manuſcripten. An A. W. Schlegel* (von dem Herausgeber.) In ſeiner Nachricht über die äuſserſt ſeltne Teſeïde des Boccaz berichtigt *Fr. Schlegel* das, was er in den Charakteriſtiken und Kritiken über dieſe romantiſche Liebesgeſchichte aus der Conjectur geurtheilt hat. Die Te-

Digitized by Google

ſeide und der Filoſtrato ſind ihrem Charakter nach ſehr verſchieden. Jene hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen und zweydeutigen Ton, womit in dieſer der Liebeshandel des Troïlus und der Creſſida erzählt iſt. Die Teſeide iſt durchaus ernſthaft, etwas trocken, und zu den ſchönen Stellen gehören eher einige von den klagenden. Überhaupt aber ſteht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältniſs zu ſeinem poëtiſchen Werth, und es iſt in der That nicht ſehr belohnend, ſich hindurch gearbeitet zu haben. Die Romane des Boccaz ſind und bleiben ſeine wichtigſten Arbeiten, nicht bloſs der Decamerone, ſondern auch der Filocopo, und noch mehr der Ameto. Die Fiametta, wiewohl ein kleines Werk, iſt der Anlage nach das eigenthümlichſte, im Styl das vollendetſte. — Dem Freunde der ſpaniſchen Dichtkunſt muſs die hiſtoriſche Unterſuchung der Romanze beſonders wichtig werden, und damit denn auch die literariſchen Hülfsmittel dazu. Aber keine von den vielen Romanzenſammlungen iſt zweckmäſsig. Beſonders muſs man warnen vor dem *Romancero general* in *Quarto*, da dieſe Sammlung in den Literaturbüchern als die vollſtändigſte gerühmt wird. Sie iſt faſt ganz angefüllt mit einer ungeheuern Menge ſchlechter Romanzen aus der ſpätern Zeit, und nur deſswegen merkwürdig, weil hie und da einige idylliſche Romanzen vorkommen, die auf die Vermuthung führen können, daſs man hier einige von den *romances infinitos* finde, deren Cervantes im *Viage al Parnaſſo* unter ſeinen Jugendverſuchen erwähnt, und daſs die Galatea erſt die zweyte, umbildende Behandlung eines ſchon früher von dieſem Dichter beſungenen Stoffs ſey. Für die älteren, beſſeren Romanzen iſt, auſser den *Guerras civiles de Grenada*, der kleine Romancero in Duodez von 1555, deſſen ſich vielleicht Cervantes bedient hat, zu empfehlen. — So wie man die ſtolze Sprache der Spanier dem doriſchen, die kunſtgebildete der Italiäner dem attiſchen, ſo könnte man das Portugieſiſche in ſeiner Weichheit dem ioniſchen Dialekt der helleniſchen Sprache vergleichen. Die ſpaniſchen Dichter charakteriſiren die portugieſiſche Sprache, als die Sprache der Liebe und des weichen Genuſſes. Der Urſprung der portugieſiſchen Poëſie iſt wegen Seltenheit der Bücher nicht ganz mit Sicherheit anzugeben. Doch ſo viel iſt gewiſs, daſs er grundverſchieden iſt von dem Anfange der ſpaniſchen: die Romanze hat faſt gar keinen Einfluſs da gewonnen, und die Lieder ſind ganz anders. Aus den Nachrichten, die man von den Chroniken einheimiſcher Geſchichte hat, muſs man ſchlieſsen, daſs ſchon in dem erſten Anfange die Ruhmbegierde und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poëtiſchen Anlage verbunden geweſen. Die Vollendung der portugieſiſchen Poëſie iſt deſto deutlicher in den ſchönen Gedichten des groſsen Camoens, deſſen Luſiade „das einzige Werk iſt, das noch neben Homer ein epiſches Gedicht genannt zu werden verdient." — Zur Kenntniſs der provenzaliſchen Literatur fehlt es noch ſehr an Hülfsmitteln. Gedruckt iſt nur das wenige im Creſcimbeni, einige Stellen in dem italiäniſch-provenzaliſchen Lexicon, *la cruſca provenzale*, in Taſſonis Schrift gegen Petrarca und in einigen franzöſiſchen Werken zur Special-Geſchichte jener Provinzen. Aber alles unzulängliche Bruchſtücke. An provenzaliſchen Manuſcripten iſt die kaiſerliche Nationalbibliothek zu Paris, und, durch den Nachlaſs des Curne de St. Palaye, auch die Bibliothek des Arſenals ſehr reich. Auſser den Sammlungen lyriſcher Gedichte in provenzaliſcher Sprache, iſt auch ein Cancionero in catyloniſcher Sprache vorhanden, und der Herausgeber vermuthet mit Grund, daſs es beſonders zwey Hauptdialekte der älteſten romantiſchen Sprache gegeben, wenigſtens für den poëtiſchen Gebrauch; den provenzaliſchen und den cataloniſchen Dialekt. Die cataloniſche Poëſie aber ſcheint beträchtlich jünger, als die provenzaliſche. IV. *Über das ſpaniſche Theater*. Von *A. W. Schlegel*. Man hat zwar immer die Vortrefflichkeit der ſpaniſchen Bühne anerkannt, auch aus dieſer Quelle geſchöpft: aber bekannt gemacht haben uns die Überſetzer faſt nur mit den Intriguen-Luſtſpielen und die ſpaniſche Poëſie in Proſa aufgelöſt. Die Intriguen-Luſtſpiele machen aber, ſo bewundernswürdigen Scharfſinn ſie auch verrathen, keinesweges die glänzendſte Seite des ſpaniſchen Theaters aus. Vielmehr offenbart die dramatiſche Kunſt der Spanier erſt in den Schauſpielen, die in einem höheren Sinne romantiſch genannt werden können, ihre einheimiſchen und eigenthümlichen Schönheiten. Die älteſten bedeutenden Nachrichten und Urtheile über das ſpaniſche Theater finden ſich in den Schriften des Cervantes zerſtreut. Er hatte die Anfänge deſſelben erlebt, und war berechtigt, ſich als einen der Stifter anzuſehen, da er in ſeiner früheren Epoche zwanzig bis dreyſsig Stücke mit groſsem Beyfall auf die Bühne gebracht. *Lope de Vega*, unter allen populären und beliebten Theaterſchriftſtellern, die je gelebt haben, einer der auſserordentlichſten, und der es wohl verdiente, von Cervantes ein Wunder der Natur genannt zu werden, verdrängte dieſen durch gröſsere Fruchtbarkeit und glänzendere Effecte. Allein *Don Pedro Calderon de la Barca* trat auf: ein eben ſo fruchtbarer Kopf, ein eben ſo fleiſsiger Schriftſteller, als *Lope* (er hat, ſeiner geiſtlichen, allegoriſchen Acte und ſeiner Nachſpiele, gegen 200, nicht zu gedenken, 120 dramatiſche Arbeiten, vom 14 bis zum 81 Jahr ſeines Lebens, geliefert), und ein ganz anderer Dichter, ein Dichter, wenn es je einen gegeben. Unter der groſsen Menge ſeiner Werke, was bemerkt zu werden verdient, findet ſich nichts aufs Gerathewohl hingeworfenes; alles iſt nach ſicheren, conſequenten Maximen, mit den tiefſten künſtleriſchen Abſichten, in vollkommener Meiſterſchaft ausgearbeitet, ſo daſs auch nicht Eine verwahrloſte Zeile aus ſeiner Feder gefloſſen. — So begeiſtert muſste der Vf. von ſeinem Dichter ſeyn, wenn er uns ſeine Werke ſo gelungen wiedergeben wollte, als er gethan, oder, leider, nur zu thun angefangen. Jetzt iſt in Spanien der franzöſiſche Einfluſs vorwaltend, und es will dort Ton werden, das ältere, glorreiche Theater, und vor allem den Calderon nicht mehr recht anzuerkennen. V. *Geſpräch über die neueſten Romane der Franzöſinnen*. Von D. Eine intereſſan-

Digitized by Google

te Unterredung zwiſchen drey geiſtreichen Frauen von unterſchiedenen Anſichten über die Delphine, nebenbey auch über die Romane der Frau von Genlis, „die, nach Conſtanzens Urtheil, gar zu ſtark aufs Erziehen losgeht.“ „Und nun genug“, ſo ſchlieſst das Geſpräch, „laſst uns Romeo und Julie zuſammen leſen, oder ein Stück des Don Quixote; laſst uns in dem heiteren Himmel, dem friſchen Grün des Waldes, den tauſendfarbigen Blumen und hellglänzenden Sternen dieſer Dichtungen unſer Gemüth erheitern, und Leben und Tod in ihnen erkennen: wer dann noch ſein Herz nicht rein fühlt, und wer dann noch zu ſeiner Ausbildung bedarf, was manche Moral nennen, der kann uns nicht verſtehen, und wir nicht ihn.“ VI. *Einige Nachrichten über die neueſten Arbeiten der pariſer Philologen.* Jetzt durch ihre Vollendung und Erſcheinung gröſstentheils unter uns bekannt. VII und VIII. *Die Sylbenmaſse* und *kleine Gedichte aus dem Griechiſchen* von *A. W. Schlegel.* Zur Probe, als hieher gehörig, der *Choliambe* oder *Skazon* S. 118:

Der Choliambe ſcheint ein Vers für Kunſtrichter,
Die immerfort mitſprechen, ob's gleich ſchlecht fort will,
Und eins nur wiſſen ſollten, daſs ſie nichts wiſſen.
Wo die Kritik hinkt, muſs ja auch der Vers lahm ſeyn.
Wer ſein Gemüth labt am Geſang der Nachteulen,
Und, wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zuſtopft,
Dem ſollte man's mit ſcharfer Diſſonanz abhau'n.

Zweyter Band, erſtes Heft. I. *Über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters.* Einige Vorleſungen in Berlin, gehalten von *A. W. Schlegel. Erſte Vorleſung.* Überſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Literatur. Das Volk, der gemeine Mann hat eine Literatur. Dieſe beſteht aus den unſcheinbaren Büchelchen, die ſchon in der Aufſchrift: „Gedruckt in dieſem Jahr“ das naive Zutrauen kund geben, daſs ſie nie veralten werden, und ſie veralten auch nicht. (Man vergleiche hierüber die inhaltvolle Schrift von Görres: Die deutſchen Volksbücher u. ſ. w. Heidelberg 1807.) Die höheren, gebildeten Stände unſerer Nation haben keine Literatur, wenn nämlich Literatur heiſst „ein Vorrath von Werken, die ſich zu einer Art von Syſtem unter einander vervollſtändigen, worin eine Nation die hervorſtechendſten Anſchauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die ſich ihr für jede Neigung ihrer Phantaſie, für jedes geiſtige Bedürfniſs ſo befriedigend bewahrt haben, daſs ſie nach Menſchenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt.“ Der Vf. beweiſt ſeine Behauptung namentlich aus der Beſchaffenheit unſerer poetiſchen, inſonderheit dramatiſchen Literatur und dem Charakter der Journale und recenſirenden Zeitungen, deren Gebrechlichkeiten mit grellen Farben dargeſtellt werden. Es iſt jedoch in Abſicht ihrer nicht zu überſehen, daſs ſie, auſser dem höchſten Zwecke — Kritik — auch noch einen anderen wichtigen und in unſeren Verhältniſſen nothwendigen Zweck vor Augen haben ſollen, den nämlich, die Gelehrten, welchen nicht alles kaufen, leihen und leſen können, durch getreue Berichte mit dem bekannt zu machen, was ſie intereſſiren kann, und wollte Gott! daſs nur alle Recenſenten erſt getreulich berichten könnten und möchten. — *Zweyte Vorleſung,* Zuſtand der Literatur bey den übrigen gebildeten Nationen. Zuſtand der ſchönen Künſte. Übergang zur Charakteriſtik des Zeitalters überhaupt. Höchſte Strebungen des Menſchen. — *Solamen miſeris!* — Auch bey den anderen, ausgezeichneteſten Nationen iſt der Zuſtand der Literatur, inſonderheit der ſchönen, wenig erfreulicher, als bey uns. Wie könnte dieſs auch anders ſeyn bey dem noch immer herrſchenden Geiſte des Zeitalters? Das Zeitalter erſchöpft ſich in erfinderiſchen Bemühungen um die irdiſche Wohlfahrt, die für das allein Reelle gehalten wird, verabſäumt aber darüber das höhere Heil, den Anbau des himmliſchen Erbtheils, und iſt mehr, als gleichgültig, gegen die höheren Strebungen, d. i. Philoſophie und Poeſie, dann Religion u. Sittlichkeit, die das wahrhaft Reelle und Nothwendige ſind. Da nun dieſe vier Regionen oder Elemente der menſchlichen Natur (wie ſie der Vf. nennt) der Urquell aller Ideen ſind, welche das Leben ordnen, erheben, verſchönern: ſo kann behauptet werden, daſs der herrſchende Charakter unſerer Zeit eben in einem allgemeinen Verkennen der Ideen, „der organiſchen Gedanken, nach deren Hinwegnahme nur ein todter Mechanismus zwiſchen den ihnen untergeordneten Begriffen übrig bleibt“, beynahe in einem Verſchwinden derſelben von der Erde, wofern dieſs möglich wäre, beſteht. Dieſe Bemerkung iſt der Eingang zur *dritten Vorleſung*, welche ſodann über den wiſſenſchaftlichen Zuſtand der Geſchichte, Philologie, der phyſikaliſchen Doctrinen, über die geſellige Verfaſſung, Pädagogik, Aufklärung, (die das ökonomiſche Princip zur Herrſchaft erhoben, und ſeiner Herrſchaft überal fröhnt), endlich über Toleranz, Humanität und Denkfreyheit treffende Worte ſagt. Und es werden dieſe Worte, denen anfangs die der Toleranz und Humanität ſich rühmenden, oft mit Hohn und Spott, eifernd und geifernd entgegenſprachen, gegenwärtig Eingang finden. Denn bey dem, was der Vf. und die ihm Gleichgeſinnten zur Erregung des inneren Lebens der Menſchheit in mannichfaltigen Formen geſagt, iſt bewährt worden, was Garat lehrt: *Tel est l'effêt de la verité; on la repousse, mais en la repoussant, on la voit et elle penètre.* Darum nun, weil Rec. mit Zuverſicht hoffen kann, daſs dieſe Ideen jetzt empfängliche Gemüther finden, wünſcht er, wie der ganzen Schrift, ſo inſonderheit dieſen Vorleſungen recht viele Leſer: indem die Denkart, daſs die Menſchheit eine Pflanze ſey, welche im Äuſseren wurzelt, noch ſehr allgemein, und es nicht Scherz, ſondern Ernſt iſt, daſs viele, die, von der Zeit der Aufklärung gebildet, ſich mit ehrlichem Herzen für recht verſtändig halten, einſtimmig ſind mit den guten Leuten, die im Anzeiger der Deutſchen mit Offenheit ihre Überzeugung bekennen, daſs das Seyn oder Nichtſeyn der Moralität davon abhänge, ob man ein Tabakraucher oder etwas dergleichen ſey oder nicht ſey. — In der *vierten Vorleſung* ſtellt der Vf. die Begebenheiten dar, aus welchen der Geiſt des Zeitalters, die ungebührliche Herrſchaft des Verſtandes im Verhältniſs zur Vernunft und Phantaſie, ſich entwickelt hat, und ſchlieſst mit einem wiederholten Bekenntniſs ſeines Glaubens an eine neue, beſſere Zeit, welches, ſo beſtimmt und klar, ja populär, wie

Digitized by Google

es hier geäuſsert wird, auch von dem Beſchränkteſten und Miſsgünſtigſten nicht miſsverſtanden werden kann. II. *Nachtrag italiäniſcher Gemälde,* (nicht bloſs *italiäniſcher*, auch von Gemälden aus der *ſpaniſchen* Schule z. B. von Murillos, dem ſpaniſchen Correggio, iſt hier gehandelt), von demſelben Kenner des Antiken, der im *zweyten* Heft dieſes Bandes unter No. I den *zweyten* und No. VI den *dritten Nachtrag alter Gemälde* geliefert hat. Was wir oben (in der Anzeige von No. VI. H. 1. B. 1) von ihm angeführt, wird hinreichen, den kunſtſinnigen Leſer zu reizen, ſich an dem zu erfreuen und zu belehren, was in dieſen Aufſätzen über den ausgeſuchten Kunſtſchatz Lucian Bonaparte's und über andere alte Gemälde im Louvre, in St. Cloud, in Brüſſel, Düſſeldorf, Cölln bemerkt worden. III. *Probe einer metriſchen Überſetzung des Racine.* Erſter Act des Bajazet. Dieſe Überſetzung iſt, nicht bloſs durch das Metrum und Aſſonanzen und Reim, poëtiſcher als das Original, und Rec. iſt ganz der Meinung des von Racine durchaus nicht einſeitig eingenommenen Überſetzers, daſs es wenigſtens für jetzt, da unſer Theater erſt im Werden iſt, nicht gut gethan ſeyn würde, der, dem Deutſchen natürlichen Toleranz und vielſeitigen Empfänglichkeit, ſelbſt für das minder Vortreffliche, in Abſicht auf das Schauſpiel gewaltſam entgegen zu arbeiten. IV. *Erzählungen von Schauſpielen.* In einem Geſpräche, welches eine Kranke, eine Geſunde, ein Erzähler, ein Weltfreund und der Schreiber mit einander führen, werden etwa 13 — 14 pariſiſche Theater, von denen mehrere jetzt geſchloſſen ſind, charakteriſirt und kritiſirt. Man überſehe nicht die Vorerinnerung des Herausgebers! Inſonderheit iſt zu wünſchen, daſs die franzöſiſchen Dichter, namentlich die tragiſchen, nur das beherzigen möchten, was S. 143 geſchrieben iſt. „Es iſt auffallend, welchen Einfluſs die Wahl des Sujets auf den Werth der franzöſiſchen Tragödie hat. Am unglücklichſten ſind die griechiſchen Gegenſtände, wegen der, durch die Einmiſchung franzöſiſcher Sitten, Anſichten und Redensarten, unvermeidlichen Erregung des Gefühls der Parodie (vgl. S. 122 die Vorerinnerung zu Racine's Bajazet); aber auch moderne Geſchichte aus der eigentlichen romantiſchen Zeit, ſpaniſche, arabiſche und andere, werden immer ſo wenig hiſtoriſch, ſo unwahr behandelt werden, daſs der Anſtoſs durch nichts vergütet werden kann. Sehr merklich iſt der Unterſchied mit den römiſchen Sujets, beſonders denen der ſpäteren Zeit. Sie gelingen ihnen merklich beſſer, und ſind weniger unwahr, wegen der gröſseren Annäherung zum eigenen Nationalcharakter. Wie ungleich beſſer würde es noch ſeyn, wenn die Dichter durchaus nur Gegenſtände der franzöſiſchen Geſchichte behandelten! Da würde ihre Manier paſſen, und ſie ſelbſt würden immer mehr ſich der Wahrheit nähern." — V. *Miſcellen.* Sie enthalten eine Ankündigung der geiſtvollen und umfaſſenden „*Sprachlehre* von *Bernhardi*" von *A. W. Schlegel* und eine Nachricht von dem, an athenienſiſchen Kunſtſchätzen und Kenntniſſen reichen, *Choiſeul-Gouffier.*

Das *zweyte* Heft iſt mit einem Kupfer von Lips geſchmückt, welches den heiligen Michael darſtellt nach dem im Louvre befindlichen groſsen Gemälde von Raphael, wovon im erſten Hefte geredet worden. Es enthält, auſser den ſchon erwähnten Aufſätzen No. I und VI folgendes. II. *Geſchichte von Bachram Gur,* aus dem Perſiſchen des Ferduſi von *Gottfried Hagemann.* Dieſe Probe beweiſt, daſs ihr Urheber würdig iſt, in Geſellſchaft mit *F. Schlegel* und *J. von Hammer* für die Beförderung der Kenntniſs orientaliſcher Literatur und Kunſt zu arbeiten. III. *Epochen der griechiſchen Philoſophie* von *Fr. Aſt.* Der Vf., von deſſen philoſophiſchen Ideen wir zur Probe hier nur einige aufzeichnen wollen, begründet die drey groſsen Epochen der griechiſchen Philoſophie 1) Ioniſche Philoſophie = Realismus, Natur, Epos. 2) Pythagoraeiſche Philoſophie = Idealismus, Geiſt, Lyra. 3) Attiſche oder platoniſche Philoſophie = Ideal, Harmonie. Aus der bewuſstloſen Nacht des Thales weckte Pythagoras die Philoſophie und führte ſie dem Morgen des ideellen Bewuſstſeyns entgegen: Platon erhob ſie zu ihrer Mittagshöhe, von welcher ſie ſich im Stoicismus, der ihr die eine Hälfte des Univerſums verſchloſs, zu ihrem Abend niederſenkte, und endlich durch Epikurs ſich ſelbſt auflöſende Lehre der Nacht wieder zugeführt wurde, aus welcher ſie hervorgegangen. IV. *Gedichte.* Zwey gemüthliche, deutſche Dichtungen von *D. L. M. F.* V. *Geſpräche über Tieks Poeſie* von *Hermina von Haſtfer.* Der Poetiſche und das kindliche Gemüth vereinigen ſich leicht über ihren Werth. „Meine ganze Sehnſucht darnach, ſagt das letztere zum Schluſs, iſt wieder rege geworden. Komm! laſs uns ihn leſen!" — Und ſo laſst uns denn auch die Europa leſen, und zieht eure Hand nicht ab von dem Werk, ihr Männer, die ihr es angefangen!

GL.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Raſpe: *Anthologie für Knaben und Mädchen.* Ein unterhaltendes Leſebuch zur Bildung des Verſtandes und Herzens. 1804. 184 S. 8. (12 Gr.) Dieſe Anthologie enthält: Denkſprüche, moraliſche Anekdoten, Fabeln, Erzählungen, Beyſpiele der Weisheit und Tugend, moraliſche Maximen, morgenländiſche Fabeln, Vorſchriften nützlich zu ſtudiren, Allegorieen, Unterhaltungen zwiſchen einem Vater und ſeinem Sohne von der Welt, von der Erde und den darauf befindlichen Geſchöpfen, und über die Begriffe von Glückſelig und Unglückſelig, Geſchichten, Weisheitslehren und philoſophiſche Gedanken. — Die Abtheilungen ſind ſehr unbeſtimmt und vag, und geben das nicht, was ihre Überſchriften verſprechen. Wer ſuchte wohl unter dem Titel „Moraliſche Maximen" kleine Abhandlungen über die Wichtigkeit der Erziehung, oder von den Kenntniſſen, die ſich ein junger Menſch erwerben muſs? Die Beyſpiele der Weisheit und Tugend ſind in nichts von den moraliſchen Anekdoten unterſchieden, und die philoſophiſchen Gedanken ſind moraliſche und religiöſe Vorſchriften zum Theil, zum Theil weder das eine, noch das andere, noch das dritte, z. B. „die Bücher ſind beſtändig bey uns, ſie dienen uns überall, ſie begleiten uns, ſie tröſten uns in der Einſamkeit, ſie befreyen uns von der Laſt einer verdrieſslichen Langeweile, ſie verjagen die Überläſtigen, ſie ſchwächen die Streiche des Schmerzes, *wenn dieſer nicht tief geht*, ſie leihen der Zeit Flügel und laſſen in der Seele eine innere Zufriedenheit zurück u. ſ. f. Wehe dem, der die Bücher nicht liebt!" Faſt ſollte man hieraus ſchlieſsen, daſs der Vf. dieſer Anthologie ein Buchhändler ſey. Sey aber dieſer moraliſche Blumenſammler, wer er wolle; er hat ſeine Blumen nicht zu ordnen verſtanden, und ſeinen Strauſs nicht gut gebunden.

D. N. E.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Anti-Leviathan oder über das Verhältniſs der Moral zum äuſsern Rechte und zur Politik.* 1807. (In drey Hefte getheilt.) XIV u. 418 S. 8. (1 Rthlr. 10 Gr.)

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, wenn man ſelbſt Geſchäftsmänner die Feder ergreifen ſieht, um einen den ächten politiſchen Blick, ſo wie das moraliſche Gefühl durch ſeine Sophiſmen gleich verdunkelnden Schriftſteller zu bekämpfen. Dieſs iſt der Fall mit gegenwärtiger Schrift, welche der Vf. als das Product einer kurzen Muſse von öffentlichen Geſchäften ankündigt. Sie iſt gegen das Syſtem eines Mannes gerichtet, der in der neueſten Zeit durch Paradoxieen zu glänzen bemüht, leider nur zu viel unberufene Nachbeter fand, welche auf der neu eröffneten Bahn, leichter als auf der alten, wohlbekannten, wo eben deſshalb ein jeder Fehltritt um ſo eher bemerkt wird, Lorbeern zu erringen hofften. So ſehr aber auch Rec. dem Syſteme des Hn. *Buchholz* abhold iſt, und ſo ſehr er in vorliegender Schrift dem Scharfſinne und der Gelehrſamkeit des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren läſst: ſo wenig kann er doch alle Behauptungen deſſelben unbedingt unterſchreiben. Überzeugt, daſs die gute Sache nur dabey gewinnen kann, wenn ſie von verſchiedenen Geſichtspuncten aus unterſucht wird, will Rec. ſeine Bemerkungen den aufgeſtellten Sätzen des Vfs. gegenüber ſtellen und unterſuchen, in wie weit deſſen Behauptungen haltbar ſeyn möchten oder nicht. Rec. wird ſich zu dem Ende bemühen, den Ideengang des Vfs. mit der Genauigkeit, welche die Grenzen dieſer Blätter erlauben, zu verfolgen, und an den ſchicklichen Plätzen ſeine Anmerkungen einſchalten.

Als Einleitung ſchickt der Vf. des *Anti-Leviathans* ſeinem Werke einen kurzen Auszug aus einer anderen Schrift des Hn. *Buchholz*, deſſen *Darſtellung eines neuen Gravitations-Geſetzes für die moraliſche Welt*, Berlin 1802, voraus, ſammt einer gründlichen Prüfung ihres Inhalts. (S. 1—48.) — Das Werk ſelbſt iſt in drey Hefte getheilt, welche wiederum in mehrere Capitel zerfallen. Gleich das erſte Capitel des erſten Hefts, welches über den urſprünglichen Contract handelt, enthält zum Theil Anſichten, welche von denen des Rec. ſehr verſchieden ſind. Der Vf. faſst dieſe ganze Unterſuchung unter drey Geſichtspuncte zuſammen: 1) Sind die Staaten wirklich durch Vertrag entſtanden? 2) oder wenn ſie auch ohne Vertrag entſtanden ſind, giebt ihnen dieſer nicht jetzt ihre Haltung? 3) Und es mag ſich mit der Geſchichte verhalten, wie es will, *ſollten* wenigſtens die Staaten nicht durch Vertrag entſtehen und gehalten werden? Keine dieſer drey Fragen, behauptet der Vf., könne allein durch Geſchichte gelöſt werden, indem dieſe bloſs die Facta, ſo weit die Sinne reichen, angebe, nicht aber die Beweggründe zu dieſen Facten, welche nur allein durch Anſchauen unſerer ſelbſt und durch Schlüſſe aufgefunden werden können.

Sittlichkeit oder Bildung zur Freyheit unter der Herrſchaft des Geſetzes iſt höchſter Naturzweck. Des Menſchen ſinnliche Natur gebietet ihm Selbſterhaltung, dazu ſind ihm die äuſseren Dinge unentbehrlich; allein nur die Weſen, welche nicht zu ſeiner Gattung gehören, darf er dazu gebrauchen, alle Weſen ſeiner Gattung dagegen muſs er als Selbſtzwecke behandeln. Daraus entwickeln ſich alle Rechte und Pflichten in einer Geſellſchaft. So entſteht der Begriff von Freyheit und Gleichheit. Nach dieſen Beſtimmungen fragt ſich, wie gelangt der Menſch zur Dispoſition über Perſon und Sachen des Andern? Nur durch Vertrag — durch freye Übereinſtimmung des Rechtgebenden und Rechtnehmenden. Sonach muſs alſo auch nach dem Vf. Vertrag als die einzige moraliſch mögliche Weiſe, Herrſchaft und Unterwerfung, — Staatsverein — zu Stande zu bringen, angeſehen werden. — Durch dieſe Deduction ſucht unſer Vf. den Staatsvertrag zu begründen; er widerlegt zugleich den Vf. des neuen Leviathans, welcher dieſen Vertrag ableugnet, weil er mit dem Naturgeſetze der Entwickelung in Widerſpruch ſtehe, da dieſes beſtändige Veränderung verlange, Vertrag aber den geſellſchaftlichen Zuſtand figire.

In dem zweyten Capitel des erſten Hefts, in welchem der Vf. von dem geſellſchaftlichen Vertrage in Beziehung auf die Regierung handelt, ſucht er die Gründe zu widerlegen, welche der Vf. des neuen Leviathans aus der Geneſis der Regierung gegen den Socialcontract hergenommen hat. Hr. *Buchholz* nimmt die Furcht als die Erzeugerin der Regierung an. Unſer Vf. giebt dieſs allerdings in ſo weit zu, daſs die Furcht antreibe, Übel zu vermeiden; die Mittel aber, die Art und Weiſe, durch welche dieſs geſchehen könne, können nur duch Vernunft aufgefunden werden.

Wie aber auch die Regierung ſich gebildet haben möge, ſo, meint unſer Vf., könne ſie dennoch nirgends anders, als durch freye Anerkennung der Regierten, durch Vertrag ſich erhalten und ausbilden.

Digitized by Google

Darauf geht unſer Vf. zur Widerlegung des letzten Beweiſes des Hn. *Buchholz* über, welchen dieſer aus der Beſtimmung jeder Regierung gegen den Socialcontract führt. Jede Regierung ſoll nach ihm durch Furcht wirken, muſs folglich ſtark ſeyn, die ganze Kraft der Geſellſchaft zur ihrigen machen, welches aber nicht mit dem Socialcontracte zuſammen beſtehen könne. Hr. *Buchholz* irrt nach dem Vf., wenn er meint, daſs mit den Verträgen auch nothwendig Trennung der Staatsgewalten verbunden ſey. Unſer Vf., welcher zwey Verträge unterſcheidet, den Vereinigungsvertrag und den Unterwerfungsvertrag, behauptet, durch den letzten könnten ja möglicher Weiſe alle Theile der oberſten Gewalt auch unbedingt auf den Regenten übergegangen ſeyn. Eben ſo könne auch durch Vertrag die Regierung die Kräfte der ganzen Geſellſchaft zu den ihrigen machen.

Der zweyte Einwurf des Hn. *Buchholz*, nur eine ſtarke Regierung werde Liberalität üben, beantwortet freylich unſer Vf. nur ſehr mangelhaft; er verlange von der Regierung nichts weiter als Gerechtigkeit. Auch daſs die Beſchränkung der Gewalten ſehr leicht eine Quelle beſtändiger Unruhen werden könne, will der Vf. nicht zugeben. Er ſtellt dagegen den Satz auf, daſs, ſo wie ein jedes Übermaſs an einem Orte vereinigter Kraft Zerrüttung und Tod in einem animaliſchen Körper hervorbringe, eben ſo auch die Staatsmaſchine Gefahr laufe, wenn die Kraft nicht weiſe zertheilt, ſondern an einer Stelle zu ſehr gehäuft ſey. So weit das Räſonnement des Vfs. über die Zuläſſigkeit des Socialcontractes. Rec. bekennt, daſs es ihm auffallend geweſen iſt, an ihm den Vertheidiger einer Meinung zu finden, welche in der neueſten Zeit durch die Unterſuchungen unſerer ſcharfſinnigſten Köpfe, eines *Hugo* und *Fries*, in ihrer ganzen Unhaltbarkeit dargeſtellt iſt. cf. *Hugo's Naturrecht* §. 318 ff., und *Fries philoſophiſche Rechtslehre und Kritik aller poſitiven Geſetzgebung* S. 76 ff. Rec. begnügt ſich, nur in kurzen Worten die wichtigſten Gegengründe gegen den Socialcontract, welche in den angeführten trefflichen Schriften aufgeſtellt ſind, und ſeinen volleſten Beyfall haben, anzuführen. Hienach iſt 1) der Vertrag geradezu nicht möglich, denn es fehlen ihm die nothwendigen Erfoderniſſe eines Vertrags, Abweſenheit von Zwang, Irrthum u. ſ. w. Wie laſſen ſich dieſe nothwendigen Erfoderniſſe möglicher Weiſe erwarten, bey einer ungebildeten Menge, welche ſich eine Verfaſſung giebt, in eine Verbindung tritt, die ſie nicht kennt, deren Vortheile und Nachtheile ſie erſt durch die Erfahrung kennen lernen kann? Wie kann man hier einen Vertrag annehmen, der, wenn die Geſellſchaft ſehr zahlreich iſt, doch nur immer von der Majoritat würde geſchloſſen werden, und dennoch für die übrigen, ja ſogar für alle kommenden Geſchlechter bindend ſeyn ſoll, obgleich die gänzlich veränderte Lage der Umſtände den ehemals geſchloſſenen Vertrag vielleicht vollkommen unbrauchbar gemacht hat? Es ſteht ja ganz und gar nicht in dem freyen Willen jedes Einzelnen, ſeine Zuſtimmung zu geben oder zu verweigern, wie dieſs bey jeder anderen Geſellſchaft der Fall iſt; nein! er muſs ſich der Staatsordnung unterwerfen, ſobald er mit den Gliedern des Staats leben will. 2) Die Verträge ſind aber auch zum Beweiſe der Rechtlichkeit einer beſtehenden Staatsordnung vollkommen überflüſſig und unnöthig. Eine jede Regierung iſt rechtlich, ſobald ſie das Rechtsgeſetz übt, gleichviel, auf welche Art ſie entſtanden ſeyn mag, ob durch Vertrag oder nicht. Es gilt auch hier der Spruch: Jede Obrigkeit, jede beſtehende Ordnung iſt von Gott. Nur dann wird ſie unrechtlich, ſobald die Idee des Geſetzes nicht mehr als Regulativ der Gewalt der Regierung dient.

Daſs vollends endlich factiſch, ſo weit die Geſchichte reicht, kein Staat durch Vertrag, ſondern vielmehr durch zufällige Umſtände, durch Liſt, Gewalt und Unterjochung entſtanden iſt, leidet wohl keinen Zweifel, obgleich der Vf. dieſs nicht zugeſtehen will. Seine Behauptungen werden jedoch durch die Erfahrung widerlegt. Täglich ſehen wir ja noch, daſs die ungleich gröſsere Menge durch die bloſse Furcht vor der phyſiſchen oder moraliſchen Überlegenheit einiger Weniger im Zaum gehalten wird, ſo z. B. die Negerſklaven in den Kolonieen der Europäer, bey welchen man doch wohl an keinen freywillig eingegangenen Vertrag je denken wird. Aber auch in unſeren Staaten ſteht es um nichts beſſer. Zwar iſt hier die vereinte Kraft des ganzen Haufens immer der Kraft der Regierung überlegen; aber es kommt dieſer die öffentliche Meinung zu Hülfe, die allgemeine Überzeugung, es würde ſich die Mehrzahl gegen diejenigen vereinigen, welche ſich gegen die Regierung auflehnen würden; die Furcht, daſs die Kräfte der Geſammtheit, oder doch des gröſsten Theils, der Regierung zu Gebote ſtehen, die Trägheit und Macht der Gewohnheit bey den einzelnen, durch welches vieles beſteht, woran keinem einzelnen etwas liegt, über deſſen Abſchaffung ſich aber noch nicht alle vereinigten, was man lieber erträgt, ehe man ſich bequemt die gewohnte Ruhe zu verlaſſen, und Einrichtungen zu treffen, welche neue Anſtrengungen erfodern würden. Daher ſehen wir denn auch durch die Erfahrung beſtätigt, daſs politiſche Revolutionen erfolgen, daſs die Regierung geſtürzt wird, ſobald einmal die öffentliche Meinung ſich weſentlich ändert, ſich in eine Oppoſition mit der Regierung ſetzt, deren zu ſtark werdender Druck unter der Menge eine Vereinigung zur Abſchaffung des bisher beſtandenen bewirkte. Wechſelſeitiger Zwang und wechſelſeitige Furcht hält daher einzig die beſtehenden Staaten zuſammen; jeden einzelnen aus dem Volke die Furcht, der Regent werde die Geſammtkraft Aller gegen ihn wenden, den Regenten die Furcht vor der öffentlichen Meinung, vor dem Verluſte der Staatsgewalt. Ein jeder Unterwerfungsvertrag würde dagegen nur die wohlthätige Macht der öffentlichen Meinung lähmen.

Im dritten Capitel des erſten Hefts handelt unſer Vf. über Theokratie und Koſmokratie, oder über geiſtliche und weltliche Macht und die Geiſtlichkeit, ent-

Digitized by Google

gegengeſetzt dem 3 und 9 Cap. des neuen Leviathans. Mit Recht behauptet unſer Vf. im Gegenſatze gegen die Lehre des n. L., daſs Staat und Kirche, beruhend auf dem Daſeyn zweyer verſchiedener Principe in uns, der Geiſtigkeit und Sinnlichkeit, eben deſshalb auch als verſchiedene moraliſche Weſen beſtändig neben einander beſtehen müſſen. In ſofern der Zweck der kirchlichen Verbindung auf innere Handlungen geht, und der Menſch als Weſen in der Sinnenwelt jenen geiſtigen Zweck ohne äuſsere Handlungen nicht erreichen kann, wird die Kirche zur äuſseren Geſellſchaft. So iſt alſo Kirche und Staat gänzlich von einander geſchieden, ihre Zwecke ſind gänzlich verſchiedenartig. So wie der Staat mit der Kirche, ſo ſteht auch letztere mit erſterem in mannichfaltiger Berührung. Sie bedarf des Staats zu ihrem Schutze, zur Sicherung ihrer Rechte und ihres Eigenthums, welches letztere der Kirche zum Theil ganz unentbehrlich iſt, z. B. zur Unterhaltung der Kirchen, zur Beſoldung der Kirchendiener u. ſ. w. Am zweckmäſsigſten wird gewiſs die Kirche dieſen Aufwand aus eigenem Vermögen beſtreiten, ungleich beſſer, als wenn der Staat ſich dieſe Güter zueignet, und dagegen die Ausgaben zu beſtreiten übernimmt. Aus allen dieſen zieht der Vf. Schlüſſe, um die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen Staat und Kirche darzuthun.

Das zweyte Heft des vorliegenden Werks hebt mit der Unterſuchung über Souveränetät an. Der Vf. ſtellt zunächſt den Unterſchied zwiſchen einem rechtlich begründeten Staat und Deſpotie feſt. Nur da, wo der Regent nach Rechtsgrundſätzen, nach Geſetzen regiere, ſey überhaupt ein Staat; wo dieſs nicht der Fall ſey, wo die Laune eines Einzigen ohne Regel regiere, da ſey Deſpotie. Beſtimmter noch ſcheint Rec. dieſer Unterſchied ausgeſprochen zu werden, wenn man unter Deſpotie diejenige Form der Staatsverfaſſung verſteht, in welcher der Regent nicht nur alleiniges Organ des öffentlichen, ſondern auch des Privat-Willens, in welcher der Regent alleiniger Eigenthümer von Land und Leuten iſt, und die Unterthanen nur ſeine Sklaven ſind. Sehr richtig bemerkt unſer Vf., daſs Deſpotieen nur im grammatiſchen, nicht im rechtlichen Sinne Staaten genannt werden können. Um rechtlich als Staaten angeſehen zu werden, dazu fehlt ihnen ein unumgänglich nothwendiges Requiſit, das Recht, das der Regent ſelbſt anerkennen ſoll. Er verletzt es, indem er ſeine Unterthanen an ihrem urſprünglichen Rechte, an dem Rechte auf ihre Perſönlichkeit kränkt, ſie als Sachen, nicht als Perſonen behandelt. Unſer Vf. nimmt eben deſshalb bey der folgenden Unterſuchung auf Deſpotie weiter keine Rückſicht, und ſucht nun zu beſtimmen, was Souveränetät ſey, und ob ſie übertragen werden könne. Der Vf. des n. L. verſteht darunter politiſche Allmacht in den Händen der Regierung; nur in der phyſiſchen Natur ſoll ſie nach ihm ihre Grenzen finden. Die Ideen des Vfs. des n. L. ſtimmen hierüber, wie unſer Vf. zeigt, beynah ganz und gar mit denen überein, welche ſein Vorgänger Hobbes einſt vortrug. Beide Schriftſteller kennen, wie der Vf. ſehr richtig als den Grundirrthum ihres Syſtems heraushebt, den Begriff vom Recht, als durch unſere Vernunft gegeben, nicht; nur allein das iſt ihnen Recht, was der Herrſcher befiehlt. Unſer Vf. prüft weitläuftig die, ſowohl von dem Vf. des alten als des neuen Leviathan aufgeſtellten Grundſätze über Souveränetät, und ſucht ihre Unhaltbarkeit aus der Grundlage ihres Syſtems ſelbſt zu beweiſen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir ſein ſcharfſinniges Räſonnement hier weitläuftiger entwickeln wollten. — Darauf werden auch Rouſſeau's Ideen geprüft, welcher im Gegenſatze von Hobbes die Souveränetät für unveräuſserlich erklärte. Auch mit den von ihm aufgeſtellten Sätzen nicht zufrieden, giebt uns endlich der Vf. ſeine eigenen Ideen über Souveränetät. Er wirft die Frage auf: kann die höchſte Staatsgewalt alles, und welches iſt ihre Grenze? Der Vf. will hier nur das moraliſche können unterſuchen. Die Grenze des Staatszwecks, behauptet er, bildet auch die Grenzen der Herrſchergewalt. Der Staatszweck wird beſchränkt durch den Dualism der menſchlichen Natur. Das Recht des Regenten müſſe hergeleitet werden aus den Pflichten der Unterthanen. Ihr Grund liege allein in den Socialverträgen; alſo der Umfang der oberſten Staatsgewalt könne bloſs aus demjenigen erlernt werden, wozu ſich die Bürger durch Vereinigungs- und Unterwerfungs-Vertrag anheiſchig gemacht haben; wo aber keine poſitiven Grundverträge vorhanden, da könne nur der Zweck der bürgerlichen Vereinigung und Unterwerfung als Maſsſtab der Gröſse des bürgerlichen Gehorſams angenommen werden, alſo die oberſte Staatsgewalt habe ſo viele Rechte, als die Bürger übertragen durften und wollten. Doch ſchon oben hat ſich Rec. gegen die Socialverträge erklärt, und eben ſo wenig kann ihm daher gegenwärtige Beſtimmung der Souveränetät genügen. Auch hier kann nach ſeiner Überzeugung kein anderer Umfang der oberſten Staatsgewalt angenommen werden, als der, der dem Regenten die öffentliche Meinung einräumt. Sie wird lediglich den Umfang ſeiner Rechte beſtimmen, verbunden mit dem Rechtsgeſetze, dem er beſtändig gemäſs handeln ſoll. Hieraus flieſst auch ſchon zum Theil die Antwort auf die Frage über den Umfang jeder dieſer verſchiedenen Gewalten, welcher den Vf. gleichfalls weitläuftig beſchäftigt. Es ſoll regiert werden nach den Geſetzen der Vernunft und des Rechts, iſt darauf die allgemeine Antwort. Daſs das Volk die Grundgeſetze aufheben könne, behauptet der Vf., weil es ja widerſinnig wäre, die Nachkommenſchaft durch ein ſolches Geſetz unbedingt für gebunden zu halten. Trifft nicht derſelbe Tadel auch die von dem Vf. ſo eifrig in Schutz genommenen Grundverträge?

Das dritte Heft des ganzen Werks, welches den gröſsten Theil deſſelben einnimmt, beginnt mit der Unterſuchung über die Wirkungen des Princips der Trennung und der Einheit in den Regierungsmaſchinen, wie auch über die Erblichkeit der Souve-

Digitized by Google

ränetät. Beide Unterſuchungen ſind hier zuſammengefaſst. Zweyerley Foderungen wird nach dem Vf. eine ſchon etwas gebildete Nation an die Regierung machen, wenn ſie in den Fall kommt, ſich eine Conſtitution zu geben: poſitiv, Erhaltung und Beförderung des ſinnlichen Lebens und Wohlſeyns, negativ, Nichtſtörung der geiſtigen Entwickelung durch Freyheit. Welche Conſtitution, welche Regierungsform wird hiezu die zweckmäſsigſte ſeyn, welche wird am beſten gewählt werden? Nur die Klugheit und die jedesmaligen Umſtände müſſen darüber entſcheiden. Der Vf. des n. L. verwirft die gewöhnliche Eintheilung in Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, denn ein jeder Staat ſey eine *res publica*, ein Gemeinweſen. Die Gleichheit — Verwerfung aller erblichen Vorzüge, ſey das Princip der Republiken. — Die wahre ächte Gleichheit, bemerkt unſer Vf. dagegen, beſtehe in der Gleichheit vor dem Geſetze, die Rechte des einen ſollen gleich heilig reſpectirt werden als die des anderen. Alle Staaten, welche der Vf. des neuen Leviathan Republiken nennt, theilt er alsdann wieder in Monarchieen und Polyarchieen. Unter den erſten verſteht er diejenige Regierungsform, wo die oberſte Gewalt ungetrennt in den Händen einer einzigen, gleich viel ob einer phyſiſchen oder moraliſchen, Perſon iſt; Polyarchie iſt ihm hingegen da, wo Trennung der Zweige der oberſten Gewalt Statt findet. — Unſer Vf. befolgt die gewöhnliche Eintheilung der Regierungsformen nach der Zahl der Herrſcher, in Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie; die neuere ungleich paſſendere vom Hofrath *Heeren* aufgeſtellte Eintheilung in Republik, Autokratie und Deſpotie hat Rec. zu ſeiner Verwunderung gar nicht einmal erwähnt gefunden.

Die Schranken, auſser den naturrechtlichen, für die Ausübung der oberſten Gewalt, ſind nach dem Vf. von doppelter Art, entweder poſitive Staatsgeſetze, oder die Theilnahme der Nation oder ihrer Repräſentanten an der Ausübung gewiſſer Hoheitsrechte. Dergleichen Schranken verwirft der Vf. des n. L. unbedingt. Unſer Vf. unterſcheidet Trennung und Theilung der Hoheitsrechte unter mehrere Perſonen, von der Mäſsigung und Beſchrankung in der Ausübung einzelner derſelben. Wo Beſchränkung Statt findet, da nennt dennoch der Vf. den Regenten Souverän, zumal wenn er noch obendrein als rechtlich unabhängig von aller menſchlichen Gewalt angeſehen wird. Nachdem darauf der Vf. die Fichtiſche Idee eines Ephorats geprüft, und ihre Unausführbarkeit gezeigt hat, geht er zu der Unterſuchung über, ob Beſchränkung oder Unbeſchränktheit der Monarchie der Staatsklugheit angemeſſener ſey, und durch welche von beiden der Staatszweck am ſicherſten erreicht werde. Die Wirkungen der Beſchränkung betrachtet er unter 3 Geſichtspuncten, 1) in Hinſicht auf die Thronfolge, 2) in Hinſicht auf die Art und Weiſe, wie Verſtand und Wille des Regenten zur Identificirung mit dem Staatszwecke fähig und geneigt gemacht wird, und endlich 3) in Hinſicht auf die formellen und materiellen Objecte, die dem Staatszwecke vorliegen, oder in Rückſicht auf den Staatszweck ſelbſt, theils nach ſeinen inneren, theils nach ſeinen äuſseren Verhaltniſſen.

Was den erſten Punct anbetrifft, ſo iſt es, da die Wählbarkeit des Thronfolgers zu vielen Inconvenienzen ausgeſetzt iſt, nach dem Vf. vorzüglich nöthig, durch eine feſte Conſtitution den Übeln vorzubeugen, welche ein ſchlechter oder charakterloſer Regent, denn beides gilt ja in der Praxis beynah gleichviel, dem Staate zufügen könnte, eine Conſtitution, welche dem Willen des Regenten eine beſtimmte Richtung gebe, und wo zugleich Volksrepräſentanten über die Beobachtung der Staatsgeſetze wachen.

Was den zweyten Punct betrifft, die Wirkung der Beſchränktheit in Beziehung auf den Verſtand und Willen des Regenten, ſo beleuchtet hier der Vf. einmal die Frage: durch welche von beiden Regierungsformen der Regent am beſten einſehen lerne, was er thun ſoll, alſo welche von beiden am wohlthatigſten auf ſeinen Verſtand wirke. Die Beantwortung fällt zum Vortheil der beſchränkten Regierungsform aus. — 1) Poſitive Staatsgeſetze geben dem Nachdenken des Regenten über den Staatszweck und die Mittel, ihn zu erreichen, eine beſtimmte Richtung, hemmen aber dadurch auch gewiſſermaſsen den Flug des Genies, welches ſich ſeinen Regierungsplan ſelbſt entwerfen möchte. 2) Stände erweitern den Geſichtskreis des Regenten, können ihn aber auch beſchränken, wenn ihre nöthige Einwilligung die Meditation des Regenten hemmt. — Poſitive Staatsgeſetze verwirft der Vf. des n. L. gänzlich: von keiner Seite ſoll die Einſicht des Regenten beſchränkt ſeyn, denn er ſey die höchſte Intelligenz im Staate. Wehe dem Staate, ſagen wir mit unſerem Vf., wo der Regent ſich für die höchſte Intelligenz halt, oder wo vielleicht ein auſserordentliches Genie auf dem Throne die ganze Staatsmaſchine ſo einrichtet, daſs nur ein ihm gleiches Genie ſie lenken kann! Sie muſs dann unter einem ſchwachen Regenten, und ſelten zeigt uns bis jetzt die Geſchichte mehrere Genies nach einander auf demſelben Throne, bald in vollkommene Desorganiſation zerfallen. Jeder denkende Beobachter hat gewiſs ſchon oft Gelegenheit gehabt, dieſe Bemerkung zu machen, welche noch in den neueſten Zeiten durch das Schickſal der preuſſiſchen Monarchie ſo auffallend beſtätigt worden iſt. Ob aber gerade Landſtände, wie unſer Vf. behauptet, das trefflichſte Mittel ſind, dieſem Nachtheile vorzubeugen, darin möchte Rec. nicht unbedingt einſtimmen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Königsberg, b. Nicolovius: *Vaterländiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch auf alle Tage im Jahre.* Ein Leſebuch zur Unterhaltung für die Freunde der vaterländiſchen Geſchichte und zur Belehrung für die vaterländiſche Jugend. Herausgegeben von *Fr. Rambach*, königl. Prof. Wohlfeile Ausgabe. 1808. 1 Bd. X u. 420 S. 2 Bd. 388 S. 3 Bd, 459 S. 8. (2 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Anti-Leviathan oder über das Verhältniſs der Moral zum äuſseren Rechte und zur Politik u. ſ. w.*

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Ungleich wichtiger aber iſt, wie unſer Vf. ſehr richtig bemerkt, die Unterſuchung der Frage, welche von beiden Verfaſſungen, die beſchränkte oder unumſchränkte, am wohlthätigſten auf den Willen des Regenten einwirke. Durch Conſtitutionen hat man der Sinnlichkeit der Regenten einen Damm zu ſetzen geſucht. Unſer Vf. unterſucht daher vorzüglich die Frage: ob überhaupt eine Conſtitution einen ſicheren Damm gegen die Eruptionen eines nicht gut gerichteten Willens abgebe, und geſetzt ſie thäte es nicht, ob nicht die Schranke, die jede Verfaſſung, auf poſitiven Geſetzen beruhend, der richtigen Einſicht und dem guten Willen des Regenten entgegenſetzt, die völlige Wegräumung derſelben wünſchenswerth macht? Gegen eine ſtändiſche Verfaſſung führt der Vf. ſelbſt 2 Haupteinwürfe an: 1) das Spiel der Staatsmaſchine werde verwickelter und ſchwieriger; 2) angenommen, der Wille der Stände ſey aufs Gute gerichtet, wie wird es möglich ſeyn, ihnen einen bedeutenden Einfluſs auf den Willen des Regenten zu verſchaffen? Richterliche Gewalt kann ihnen über den Regenten nicht eingeräumt werden, ohne dieſem die Souveränetät zu nehmen, ſie werden alſo nur durch moraliſchen Zwang auf die Sittlichkeit des Regenten wirken können; wenn dieſe ihn daher nicht ſchon von ſelbſt zum Rechthandeln vermöge, ſo, ſcheint es, würden auch die Stände dieſs nicht zu thun im Stande, alſo auf jeden Fall vollkommen überflüſſig ſeyn. Allein dagegen bemerkt unſer Vf., daſs ſelbſt die ſchon vorhandene Moralität des Regenten durch die Stände eine nicht unbedeutende Hülfe erhalte. Die Achtung für die hohen Menſchenrechte ſeines Volks werde dem Regenten ſehr dadurch erleichtert, daſs er daſſelbe fortdauernd in ſeinen Repräſentanten gleichſam verſinnlicht erblicke. — Aber auch auf die bloſs ſinnlichen Triebfedern des Willens des Regenten wirkt, nach unſerem Vf., eine ſtändiſche Verfaſſung nicht minder wohlthätig. So wirkt ſie 1) auf den Trieb der Selbſterhaltung, indem der Regent fürchten muſs, die Conſtitution unter die Füſse zu treten, jedoch zugleich auch auf der anderen Seite vor jeder Exploſion roher Gewalt geſichert iſt, ſo lange er die Conſtitution achtet und ſeine Pflicht erfüllt.

So wie auf den Trieb der Selbſterhaltung, ſo wirkt auch eine beſchränkte Verfaſſung wohlthätig 2) auf die wechſelſeitige Liebe zwiſchen Regenten und Volk, welche dadurch ſehr befördert werden wird, daſs der Regent durch Übernahme conſtitutioneller Verbindlichkeiten ſeine Achtung für Recht und Pflicht an den Tag legt; 3) auf die Ehrbegierde. Auch hier giebt unſer Vf. der beſchränkten Regierungsform den Vorzug, denn nur in ihr könne ſich eine öffentliche Meinung bilden, welche ein beſtimmtes nachdrückliches Urtheil über die Handlungen des Regenten fälle; auch werde das Streben nach wahrer Ehre in der letzteren Verfaſſung ungleich mehr dadurch befördert, daſs durch die Conſtitution dem Regenten hohe Zwecke vorgehalten ſeyen, welche er ſich beſtreben müſſe zu erreichen. Rec. ſcheint jedoch in einer unumſchränkten Verfaſſung, wo alles Gute, das geſchieht, allein von dem Regenten ausgeht, und wo er allein das Verdienſt davon hat, dieſe Triebfeder ungleich mächtiger zu ſeyn; 4) auf die Begierde nach Herrſchaft und Macht. Hier iſt es nach unſerem Vf. klar, daſs gerade der vorzüglichſte Nutzen der Conſtitutionen darin beſtehe, daſs dieſe jenem gefährlichen Triebe einen Damm ſetzen; 5) auf die Begierde nach Reichthum. Die Landſtände ſorgten für die Erhaltung des Privatvermögens der Fürſten, welches ſich vorzüglich in den deutſchen Staaten, wo es viele Domänen gab, zeigte, indem hier die Landſtände häufig die Kammerſchulden der Fürſten bezahlten. Eben ſo giebt auch eine Conſtitution der Begierde nach Reichthum bey dem Fürſten eine vernünftige Richtung, und bewahrt ſie am ſicherſten vor Ausartung. Eine Conſtitution ſichert dem Regenten ſein Eigenthum, beſtimmt aber auch zugleich, daſs er die Beyträge der Unterthanen nur zur Beſtreitung von Staatsbedürfniſſen verwende. Landſtände müſſen zu den Auflagen ihre Einſtimmung geben und wachen über die geſetzliche Verwendung derſelben.

So kommt unſer Vf. zu dem Reſultate: wäre eine vollkommene Intelligenz und ein durchaus gut gerichteter Wille immer bey den Regenten anzutreffen, ſo könnten Conſtitutionen als Beſchränkungen überflüſſig und wohl ſogar nachtheilig ſeyn. Da aber dieſs nicht immer der Fall iſt, ſo verdient eine beſchränkte Regierungsform den Vorzug, weil ſie der Einſicht und dem Willen zu Hülfe kommt, erſtere erweitert, und letztere durch moraliſche und ſinnliche Triebe zum Guten lenkt.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, unſerem Vf. in die

Digitized by Google

dritte Unterſuchung zu folgen, über die Wirkungen, welche die Regierungsform auf das Object des Staats und den Staatszweck und zwar ſowohl nach inneren als äuſseren Verhältniſſen hervorbringt. Der Vf. ſpricht zuerſt von dieſen Wirkungen in Beziehung auf die inneren Verhältniſſe. Was hier 1) die Fürſorge des Staats für die geiſtige Natur betrifft, ſo nimmt Rec. keinen Anſtand, der beſchränkten Regierungsform unbedingt den Vorzug einzuräumen. Denn a) die Grundform der beſchränkten Monarchie, weil in ihr mehr, als in der unbeſchränkten, der freye Wille als ſich ſelbſt beſtimmend erſcheint, iſt gerade diejenige, welche durch die vernünftig freye Menſchennatur gefodert wird. Doch nicht nur für die Grundform, ſondern auch b) für die Rechte ſelbſt, welche ſich auf die geiſtige Menſchennatur beziehen, für die Denk-, Gewiſſens- und Religions-Freyheit, iſt die Beſchränkung ungleich vortheilhafter. Unter Denkfreyheit im rechtlichen Sinne verſteht unſer Vf. die Befugniſs, ſeine Gedanken zu äuſsern und anderen mitzutheilen, theils durch Reden, theils durch Schriften; alſo auch Freyheit der Preſſe und der Correſpondenz wird als Theil derſelben betrachtet. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daſs hier nur von Freyheit innerhalb der Grenzen des Geſetzes die Rede iſt. In Licenz darf ſie auf keine Weiſe ausarten. Daſs der ſittliche Charakter des Volks hier vorzüglich entſcheide, daſs ſelbſt in einer unumſchränkten Monarchie vollkommene Denkfreyheit Statt finden könne, wie z. B. dieſs zu gewiſſen Zeiten in Dänemark der Fall war, geſteht unſer Vf. ſelbſt; nur, meint er, könne ſich dieſelbe in einem beſchränkten Staate ungleich leichter entwickeln. — Nicht minder wichtig als Denk- und Preſs-Freyheit iſt zweytens die Gewiſſens- und Religions-Freyheit. Sie beſteht rechtlich in der Freyheit, ſeine moraliſchen und religiöſen Geſinnungen auch äuſserlich zu bekennen, die Hülfsmittel zur Beförderung der Moralität und Religioſität, die eine äuſserliche Kirchengeſellſchaft darbietet, zu gebrauchen, und ſeine äuſserlichen Handlungen jenen Überzeugungen gemäſs auch im Verhältniſſe gegen den Staat einzurichten. Die Staatsgewalt kann ſie beeinträchtigen, ſowohl wenn ſie ſich Befugniſſe über die Kirche, gleich als wäre ſie in der höchſten Staatsgewalt enthalten, zueignet, theils indem ſie die Pflichten gegen die Kirche, welche ſie als eine beſondere Geſellſchaft betrachtet, nicht erfüllt. Der Vf. widerlegt bey dieſer Gelegenheit die von Hobbes und dem Vf. des n. L. gefoderte Verſchmelzung der Kirche und des Staats, indem dieſe dem weltlichen Oberhaupte des Staats, als ſolchem zugeſtehe, die Kirche zu conſtituiren, ſie nur nach ſeinem Willen zur Gemeinde zu bilden, ja ſogar die Bücher des chriſtlichen Glaubens zu erklären und Glaubens- und Sitten-Lehre der Kirche zu fixiren. Vorzüglich ſind es drey Vortheile, welche ſich die genannten Schriftſteller und andere von einer ſolchen Staatsreligion verſprechen: a) dem Bedürfniſſe eines äuſserlichen ſinnlichen Gottesdienſtes für das Volk abzuhelfen, b) alle Religionsparteyen zu vereinigen und den Religionshaſs auf ewig zu verbannen, c) den Streit zwiſchen Staat und Kirche zu endigen, und alle dem Staate gefährlichen kirchlichen Lehren fortzuſchaffen. Dagegen hält unſer Vf. mit Recht die Trennung von Staat und Kirche für unvermeidlich, weil a) der kirchliche Glaube gewiſſer Sätze allein Gegenſtand des intellectuellen Vermögens iſt; dieſe Sätze daher eben ſo wenig als andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände durch poſitive menſchliche Geſetzgebung beſtimmt werden können. b) Die Sittenlehre, in ſofern ſie Triebfedern der Tugend angiebt, kann eben ſo wenig als die Gewiſſenspflichten, welche nur nach individuellen Umſtänden beſtimmt werden können, Gegenſtand poſitiver Geſetzgebung ſeyn. Werden gewiſſe äuſsere Pflichten von dem Volke als unmittelbar göttliche Vorſchriften betrachtet: ſo ſoll, nach unſerem Vf., der Regent gleichfalls das Recht nicht haben, hierüber willkührliche Beſtimmungen zu geben. Sollten ſie in zu groſsem Widerſpruche mit dem Staatszwecke ſtehen: ſo bleibt nichts übrig, als die Diſſentirenden zur Auswanderung anzuhalten. c) Der äuſsere Gottesdienſt ſoll ein und derſelbe ſeyn, wenn auch die Dogmen dem Gewiſſen eines Jeden überlaſſen bleiben; allein ſo würde, wie unſer Vf. ſehr richtig bemerkt, der ganze kirchl. Unterricht in Wahrheiten der Religion u. Sittenlehre wegfallen. — Soll dieſs nicht der Fall ſeyn: ſo müſste er entweder ganz theiſtiſch ſeyn, und alsdann genügt er dem groſsen Haufen nicht, der doch den Unterricht am nöthigſten hat, oder es ſollen poſitive Sätze vorgetragen werden — allein wo findet ſich Vereinigung Aller auch nur über ein einziges poſitives Dogma? Indem ſo dem öffentlichen Gottesdienſte, der nur allein in Ceremonieen beſtände, alle geiſtige Bedeutung fehlte, würde alsdann nothwendig die ganze Liturgie ſelbſt zwecklos und verächtlich werden, Geiſt und Leben aus der Religion entweichen. Schlieſslich bemerkt noch unſer Vf., daſs durch gänzliche Gleichſtellung aller Religionsparteyen, ſehr leicht die wohl erworbenen Rechte und das Eigenthum einzelner derſelben Gefahr laufen, geſchmälert zu werden.

Wird nun Gewiſſens- und Religions-Freyheit beſſer unter einer beſchränkten, als unter einer unbeſchränkten Regierungsform gedeihen? Landſtände, meint unſer Vf., werden die Rechte der Kirche gegen willkührliche Eingriffe des Regenten ſchützen, vorzüglich da, wo eine herrſchende Kirche ſich findet, und dieſe einen weſentlichen Theil der Staatsverfaſſung ausmacht. Dort ſeyen 1) die Rechte der Kirche conſtitutionell beſtimmt, und es könne dadurch 2) dem Beſtreben des Regenten, Religions- und Gewiſſens-Freyheit zu ſtören, vorzüglich ſeiner Herrſch- und Hab-Sucht kräftiger entgegengearbeitet werden.

Unſer Vf. geht darauf 2) zur Unterſuchung des Einfluſses über, den jede von beiden Regierungsformen auf den eigentlichen Staatszweck, auf Erhaltung des Sinnenlebens und ſinnlichen Wohlſeyns äuſsert. Vorläufig bemerkt er als ſehr richtig für

die Erhaltung der Integrität des Staats, daſs nur da, wo dieſer auf einem ausdrücklichen durch Urkunden beſtätigten Vertrage beruhe, es ſchwer ſeyn würde, willkührliche Veränderungen mit ſeinem Gebiete vorzunehmen; freylich in unſeren Zeiten ein wenig praktiſcher Satz. Darauf unterſucht er den Einfluſs der verſchiedenen Regierungsformen auf die Nat. Glückſeligkeit aus drey Geſichtspuncten, in Beziehung auf Geſetzgebung, richterliche und vollziehende Gewalt. Was I) die Geſetzgebung betrifft, ſo fragt ſich, durch welche von beiden Formen ſich die Materie der Geſetze, ſo wie die höchſte Gewalt ſie zu beſtimmen hat, mit dem Zwecke der Nat. Wohlfahrt am leichteſten in Übereinſtimmung bringen laſſe? Unſer Vf. unterſcheidet hier Staatsgeſetze von der Privatgeſetzgebung. Was die Staatsgeſetze im weiteren Sinne, oder alle diejenigen Geſetze, welche die wechſelſeitigen Verhältniſſe und Pflichten des Regenten als Individuum und der Unterthanen feſtſetzen, betrifft, ſo entſteht durch eine beſchränkte Verfaſſung der Vortheil, daſs es ausdrückliche Verträge ſind, durch welche Rechte und Verbindlichkeiten zwiſchen Regenten und Unterthanen feſtgeſetzt werden; dadurch wird ſowohl das Recht zwiſchen Herrn und Unterthanen gewiſs gemacht, als auch nicht nach dem einſeitigen Intereſſe desjenigen, der die Pflicht auflegt, beſtimmt — das Letztere iſt vorzüglich bey der Beſteuerung richtig. Nicht minder einleuchtend iſt, nach unſerem Vf., der Vorzug einer Conſtitution in Beziehung auf die Privatgeſetzgebung in ihren verſchiedenen Zweigen der Criminal-, Civil- und Policey-Geſetzgebung. Bey der Criminalgeſetzgebung verdient die beſchränkte Verfaſſung vor der unbeſchränkten vorzüglich in dreyerley Rückſicht den Vorzug: 1) weil der Regent bey perſönlichen Beleidigungen, bey Verbrechen des Hochverraths und der beleidigten Majeſtät dadurch gehindert wird, dem Gefühle der Rache zu ſehr nachzugeben; 2) weil er eben ſo gehindert wird, die Strafen als Mittel zur Unterdrückung der Freyheit zu gebrauchen, 3) und bey Beſtimmung deſſen, was Verbrechen ſeyn ſoll, ſtatt des allgemeinen und individuellen Staatszwecks nur ſeine Privatneigung zu Rathe zu ziehen. Landſtände können ein treffliches Schutzmittel gegen dieſe Miſsbräuche abgeben. — Bey der Civilgeſetzgebung kann gleichfalls die Neigung des Regenten in gewiſſen Fällen von nachtheiligen Folgen ſeyn. Bey der Policeygeſetzgebung endlich zeigt ſich der Nutzen einer beſchränkten Verfaſſung vorzüglich darin, daſs dadurch die Klippe vermieden wird, an welcher ſie ſo leicht zu ſcheitern Gefahr läuft, Kränkung des Rechts der Einzelnen aus Gründen oder Vorwänden des öffentlichen Wohls; dagegen aber freylich die ängſtliche Beachtung der Formen, welche in einer beſchränkten Monarchie nothwendig iſt, häufig das ſummariſche Verfahren der Policey hemmen wird — z. B. in England. II) Die richterliche Gewalt iſt eigentlich in der executiven mit enthalten, und wird nur deſshalb von ihr unterſchieden, um ihre Unabhängigkeit von der Regierung zu ſichern. Offenbar iſt, nach unſerem Vf., der Nutzen der Conſtitution, als einer Schutzwehr gegen Cabinetsjuſtiz. Die Inamovibilität der Richter wird nur in einem conſtitutionellen Staate gegen willkührliche Eingriffe des Regenten geſchützt ſeyn. — Um ſo zweifelhafter kann der Vorzug einer beſchränkten Verfaſſung III) bey der executiven Gewalt erſcheinen, obgleich unſer Vf. nicht anſteht, ihr auch hier den Vorzug zu ertheilen.

Nachdem ſo der Vf. den Einfluſs der verſchiedenen Regierungsformen auf die inneren Staatsverhältniſſe gezeigt hat, ſpricht er endlich noch von dem Einfluſſe derſelben auf die äuſseren völkerrechtlichen Verhältniſſe der Nationen unter ſich. Nur allgemein verbreitete Sittlichkeit würde je im Stande ſeyn, einen allgemein dauernden Frieden unter unabhängigen Nationen zu ſchaffen; jedoch da dieſs vorzüglich in unſeren Tagen nicht leicht zu erwarten ſeyn möchte, ſo kommt es hier darauf an, zu unterſuchen, welche von beiden Regierungsformen, die beſchränkte oder unumſchränkte, dem Friedenszuſtande unter den Nationen am günſtigſten iſt. Es iſt dieſe ganze Unterſuchung hauptſächlich gegen die Behauptung des Vfs. des n. L. gerichtet, daſs Polyarchie den Staat zur Excentricität führe, weil ihr durch das Princip der Trennung die Tendenz auf ſeine inneren Verhältniſſe genommen ſey, daher ſie eine durchaus feindliche Tendenz gegen andere Staaten habe, da hingegen Monarchie in dem Sinne des n. L. zur Concentricität führe, und aller Antinationalität entgegengeſetzt ſey. Rom und England werden als Beweiſe angeführt. Sehr wahr bemerkt dagegen unſer Vf., daſs ſich eben ſo viele, wo nicht mehrere Beyſpiele anführen laſſen, wo unumſchränkte Verfaſſung mit Excentricität, beſchränkte mit Concentricität verbunden geweſen ſey. Aber ſelbſt bey den beiden angeführten Staaten findet ſich Hn. *Buchholz* Behauptung nicht beſtätiget. Rom fuhr fort zu erobern, als ſchon längſt die Polyarchie in die unumſchränkteſte Monarchie umgewandelt war. Wäre Monarchie ſo nothwendig mit Concentricität verbunden: ſo hätte ja von der Zeit an Rom in beſtändig friedlichen Verhältniſſen mit den anderen Völkern leben müſſen. Aus ganz anderen Quellen entſpringt die Eroberungsſucht der Völker; in Monarchieen vorzüglich entweder aus einem Nationalintereſſe, oder aus perſönlichen Neigungen des Regenten. Das Nationalintereſſe kann entweder auf Selbſterhaltung ſich gründen, wenn der Boden das Volk nicht mehr nährt, es alſo ſeine Subſiſtenzbaſis mit Gewalt zu erweitern ſuchen muſs, oder auch auf ſelbſtſüchtige Neigungen der Nation, um eingebildete Bedürfniſſe zu befriedigen. Im erſten Falle, wenn Selbſterhaltung den Krieg nothwendig zu machen ſcheint, wird die Regierungsform vollkommen gleichgültig ſeyn; nur wenn ſelbſtſüchtige Neigungen die Nation zum Kriege reizen, möchte wohl eine unumſchränkte Monarchie, vorausgeſetzt, daſs ein weiſer Regent ſich über das Volksvorurtheil erhebt, tauglicher zur Erhaltung des Friedens ſeyn.

Digitized by Google

Jedoch ſehr wahr iſt die Bemerkung des Vfs., daſs in Monarchieen ungleich ſeltener die Neigung des Volks, als des Regenten, den Krieg herbeyführt. Hier iſt es auch alsdann wohl keinem Zweifel unterworfen, daſs eine beſchränkte Verfaſſung, wo der Regent auf die Stimme des Volks zu hören genöthiget iſt, ungleich geſchickter iſt, den Frieden zu erhalten, als eine unumſchränkte, wo der Regent kein anderes Geſetz als ſeine Neigung kennt. — Zum Beſchluſſe unterſucht unſer Vf. noch, in wie weit die Vorwürfe gegründet ſind, welche der Vf. des n. L. Groſsbritannien macht wegen der ihm aufgebürdeten Beſchuldigung einer entſchiedenen Antinationalität gegen alle andere Völker.

Mit Recht wird dem Vf. des n. Lev. vorgeworfen, daſs er das Streben nach Übergewichte im Handel, als identiſch mit dem Streben nach Univerſalmonarchie betrachtet, daſs er höchſt ungerecht den engliſchen Nationalcharakter nach der Handlungsweiſe einiger Miniſter und Gouverneure beurtheilt, daſs er endlich Nationalgeiſt und Patriotismus, durch den ſich die engliſche Nation vor vielen anderen ſo rühmlich auszeichnet, mit Antinationalität verwechſelt. Zum Beweiſe, daſs ſich in der engliſchen Staatsverfaſſung ein ſehr achtungswerther Nationalcharakter ausdrücke, führt unſer Vf. dagegen an, daſs in den engliſchen Geſetzen und Sitten das Individuum mehr als anderswo als Selbſtzweck behandelt werde. Daher das Gefühl bürgerlicher Gleichheit unter allen Ständen, daſs dieſe Richtung der Individualität ſich aufs Schönſte mit der Allgemeinheit gepaart finde; daher in England die hohe Ehrerbietung für das Geſetz, der Gemeingeiſt und die Publicität, daſs man mit Unrecht die Engländer beſchuldige, als kennten ſie kein anderes Intereſſe, als das des Handels und die Begierde nach Reichthum, da doch keine andere Nation ſo ſehr, als die engliſche, durch ihre Geſetze und Gewohnheiten die Sorge für die Rechte der geiſtigen Natur an den Tag gelegt habe — man denke nur hier wieder an die Denk- und Preſsfreyheit, und an die hohe Achtung der Engländer für Religion. Aus dieſem geiſtigen und ſittlichen Charakter der engliſchen Nation iſt denn auch die Conſtitution hervorgegangen, unabhängig von dem Anleiheſyſtem. — Rec. kann nicht umhin, den Schluſs dieſer Unterſuchung mit den eigenen Worten des Vfs. hinzuſetzen: „Möge daher immer, wenn je ein unbeugſames Schickſal es gebieten ſollte, Englands Credit ſinken, mögen ſeine Flotten zerſtört, ſeine Beſitzungen in anderen Welttheilen ihm genommen, ſein Handel geſchwächt oder gar zernichtet werden; bleibt nur das ſchätzbarſte Kleinod einer Nation, bleibt die Geiſtigkeit und Moralität des engliſchen Volks, die von allem Materiellen unabhängig iſt: — ſo trotzt auch ſeine Conſtitution noch fernerhin den wildeſten Stürmen der Zeit. Aber ſollte durch ein grauſames Verhängniſs und eigene Schuld des Volks ſeine Moralität verſchlungen werden: dann freylich wird auch dieſe Nation das Schickſal aller moraliſch getödteten Völker theilen — ſie ſelbſt wird zuſammt ihrer Verfaſſung zu Grunde gehn."

Rec. iſt bis hieher dem Vf. ohne Unterbrechung in ſeinem Ideengange gefolgt, um deſſen Syſtem deſto deutlicher und ungemiſchter dem Leſer darzuſtellen; es wird ihm erlaubt ſeyn, ſein Urtheil über das bisher Vorgetragene in einige allgemeine Bemerkungen zuſammen zu faſſen. Bey der ganzen Unterſuchung über die Vorzüge und Nachtheile der verſchiedenen Regierungsformen, der beſchränkten und unumſchränkten Monarchie, ſcheint unſer Vf. in denſelben Fehler verfallen zu ſeyn, welchen ſeit *Montesquieu* ſo viele theoretiſch-praktiſche Schriftſteller begangen haben. Das Beyſpiel von England ſchwebte ihnen allen vor Augen; ſie ſahen hier ein glückliches Volk bey einer Verfaſſung, welche die Monarchie beſchränkte, und dem Volke eine groſse geſetzliche Freyheit verſchaffte, zu derſelben Zeit, da die meiſten übrigen unumſchränkt regierten Staaten Europas in einem ungleich weniger blühenden Zuſtande ſich befanden. Sehr verzeihlich war es daher allerdings, daſs dieſe Theoretiker den groſsen Wohlſtand Englands — ob deſſen Lage wirklich ſo beneidenswerth iſt und war, als ſie viele darſtellten, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn — aus deſſen Verfaſſung und deſſen Regierungsform ableiteten. Sie überſahen es oder ſchienen es wenigſtens zu überſehen, daſs Englands particuläre Lage gröſstentheils durch ganz andere Umſtände, welche mit der Verfaſſung nichts zu thun hatten, herbeygeführt worden war, z. B. durch deſſen geographiſche Lage, welche, indem ſie daſſelbe von dem übrigen Europa trennte, die Bildung eines Nationalgeiſtes und Nationalcharakters ſehr erleichterte, welche, durch die Sicherheit und die lange ungeſtörte Ruhe von äuſseren Angriffen, der Nation ein hohes Selbſtgefühl beybrachte. Aus dieſer Lage des Landes floſs der ausgebreitete Handel, der hier, ſo wie allenthalben, der Bildung eines republicaniſchen Geiſtes ſehr günſtig war. Die Conſtitution bildete ſich als Wirkung, nicht als Urſache des Nationalgeiſtes. Auch in England beſtätigte ſich das Phänomen, daſs bey einer jeden Verfaſſung ungleich weniger auf die Form, als auf den Geiſt ankommt. Indem man nun in der Theorie die engliſche Staatsverfaſſung als das Ideal einer Verfaſſung aufſtellte, bemühte man ſich, Kriterien einer trefflichen Verfaſſung anzugeben, welche beynah ſämmtlich von der engliſchen entlehnt waren. Dahin gehört vor allen die Vertheilung der Gewalten, welche bey manchen Theoretikern eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat. Mag man ſie immerhin Trennung oder Beſchränkung nennen, man wird nur gröſstentheils über Worte ſtreiten, indeſs der Sache nach beides beynah auf Eins hinausläuft. Daſs der Ausdruck Gewalten ſehr unzweckmäſsig gewählt ſey, indem es eigentlich nur die ausübende Macht der Gewalt des Staats iſt, die beiden anderen dagegen nur ein rechtskräftiges Urtheil erfodern, iſt ſchon von Anderen bemerkt worden.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 16 AUGUST, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Anti-Leviathan* oder *über das Verhältniſs der Moral zum äuſsern Rechte und zur Politik* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Rec. glaubt, daſs dieſe ganze Unterſuchung über die Vertheilung der Gewalten von ſehr geringem praktiſchem Intereſſe ſey, indem, ſo ſtreng man auch die verſchiedenen Zweige der oberſten Gewalt vielleicht in der Theorie trennen mag, dennoch in der Praxis die höchſte Gewalt bey demjenigen ſeyn wird, der die executive in Händen hat; nur von ſeinem Willen, der freylich durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung häufig im Zaum gehalten werden kann, wird es doch immer bey Colliſionsfällen abhängen, in wie weit er die anderen reſpectiren will. Es wird daher eine jede ſolche Vertheilung nur immer eine ſchwache Schranke gegen Regenten-Willkühr ſeyn, nur eine Vertheilung auf Treu und Glauben. Glaubt der Regent es wagen zu dürfen, ſo wird er dieſe Schranke zerbrechen und ſeine Gewalt willkührlich ausdehnen. Auch hier iſt es daher nur die Furcht, nicht das Recht, welche den Umfang ſeiner Macht beſtimmt. Doch vom Rechte kann dabey überhaupt gar nicht die Rede ſeyn; jede Verfaſſung iſt rechtlich, ſobald der Regent das Rechtsgeſetz will, die Regierungsgewalt mag darin vertheilt ſeyn, wie ſie will. Eine jede Beſchränkung des Regenten durch Geſetze bleibt überhaupt immer von ſehr zweifelhaftem Nutzen. Fürchtet der Regent die öffentliche Meinung, dann iſt das beſchränkende Geſetz vollkommen unnöthig; — fürchtet er ſie nicht, dann iſt das Geſetz gleichfalls unnütz, indem der Regent es ohne Bedenken übertritt. Sollte überhaupt, wie Hr. Prof. *Fries* in der oben angeführten Schrift ſehr richtig bemerkt, durch die Verfaſſung der Eigenmacht des Regenten ein Gegengewicht geſetzt werden: ſo müſste dieſs durch eine Vertheilung der Gewalt des Staats ſelbſt, durch eine Vertheilung der executiven Macht geſchehen. Allein abgeſehen von der daraus unvermeidlich entſtehenden Schwäche und Verwirrung, wer würde es dennoch hindern, daſs zwey ſich eigenmächtig vereinigten, oder der ſtärkere Regent den ſchwächeren unterdrückte? — Überhaupt iſt Rec. überzeugt, daſs ſich im Allgemeinen ganz und gar nicht beſtimmen laſſe, welche Form der Regierung — verſteht ſich, daſs hier von der Despotie, der alle Rechtlichkeit fehlt, gar nicht die Rede ſeyn kann — den Vorzug verdiene. Durch allgemeine Regeln wird man hier, ſo wie überhaupt in der Politik, nie recht weit kommen. Es wird immer die Beantwortung dieſer Frage von den jedesmaligen gegebenen Umſtänden, von der beſondern Lage, von dem Zuſtande der Cultur eines Volks abhängen, welche Verfaſſung für daſſelbe die zweckmäſsigſte ſey. Was würde z. B. die engliſche Verfaſſung einem Reiche wie Ruſsland nützen? Eine jede noch ſo ſchulgerecht verfaſste Conſtitution wird todter Buchſtabe, eine jede Staatsverfaſſung lebloſe Maſchine bleiben, ſobald ſie nicht auf den Charakter und den Geiſt der Nation berechnet iſt, der auch ihr erſt Geiſt und Leben mittheilen muſs. Jedoch ſoll damit nicht ſo viel behauptet werden, als ſey die Form der Verfaſſung vollkommen gleichgültig — dieſs iſt ſie gewiſs nicht, inſofern die eine Form geſchickter iſt, als die andere, das Wirken und Treiben des Geiſtes zu nähren und zu befördern. Alle näheren Beſtimmungen und Modificationen aber, z. B. in wie weit Publicität einzuführen iſt etc., werden immer ganz allein nach der beſonderen Lage des Volks und des Landes zu beſtimmen ſeyn.

S. 386—396 ſpricht unſer Vf. von der Centrifugal- und Centripetal-Kraft der Regierungsmaſchine, und beleuchtet dabey die Frage: ob die Einheit der Regierung im Verhältniſſe gegen die Staatsdiener bloſs in der unumſchränkten Monarchie und durch das Mittel der völligen Souveränetät, oder nicht auch in der beſchränkten Monarchie erhalten werden könne. Unſer Vf. meint, der bürgerliche Gehorſam müſſe ſelbſt noch mehr verſtärkt werden in einer beſchränkten Verfaſſung, da hier die Autorität des Monarchen ungleich mehr mit der Herrſchaft des Geſetzes identificirt erſcheine, als in der unumſchränkten. Hieran möchte jedoch Rec. wohl zweifeln, da er die Furcht für das einzige Motiv des Gehorſams der Unterthanen gegen den Regenten hält. Dieſe wird gewiſs da gröſser ſeyn, wo keine conſtitutionelle Schranke der Ausübung der Regenten-Macht Hinderniſſe in den Weg ſtellt. Aber, fährt unſer Vf. fort, auch ſelbſt die vollkommenſte Souveränetät giebt dem Monarchen noch keine Sicherheit gegen die Störung der Einheit, indem der Gehorſam der Staatsdiener doch auch ſehr oft in ihrer Moralität Schranken finden kann. Dem Rec. ſcheint unſer Vf. hier zu weit zu gehen, indem er den Unterſchied zwiſchen Widerſpenſtigkeit aus böſem Willen und aus Chikane, und der Verweigerung des Gehorſams aus höhern moraliſchen Beweggründen nicht beachtet. Damit will jedoch Rec. dem Vf. des n. Lev. keineswegs das Wort reden, wenn er die Staatsdiener zu bloſsen Maſchinen herabzuwürdigen ſtrebt, eine Anſicht, welche uns innig verhaſst iſt. In den Bemerkungen über die von *Montesquieu* aufgeſtellten Verfaſſungsprinci-

Digitized by Google

pe, welche auf die Unterſuchung über die Centrifugal- und Centripetal-Kraft der Regierung folgen, bemüht ſich unſer Vf., die Verwechſelungen der Begriffe aufzudecken, deren ſich *Montesquieu* ſchuldig gemacht hat, indem er die Begriffe von moraliſcher und politiſcher Tugend nicht ſorgfältig genug von einander trennt. Unſer Verf. verſteht unter politiſcher Tugend die Übereinſtimmung der Individualität mit der Allgemeinheit, und die Unterordnung der erſteren unter die letztere, wenn ſich dieſe Übereinſtimmung bloſs in äuſserlichen Handlungen zeigt. Die moraliſche Tugend entſpringt aus reiner Achtung fürs Geſetz und aus der Liebe Gottes, die politiſche aus bloſs ſinnlichen Triebfedern, aus Hoffnung eines ſinnlichen Guts und aus Furcht eines ſinnlichen Übels. Dieſe ſinnlichen Triebfedern ſind aber nicht einmal hinreichend, um nur das äuſsere Gute, das der Staat verlangt, zu Stande zu bringen; daher kein Staat ohne reine Moralität beſtehen kann. Nach dieſer Darſtellung ſchlieſst denn unſer Vf. ſehr richtig, daſs Tugend nicht als ausſchlieſsliches Princip irgend einer Regierungsform angenommen werden könne, indem kein Staat ohne die moraliſche Tugend beſtehen könne, eben ſo wenig, als ohne die politiſche Tugend, deren Object äuſsere Legalität iſt; ſolle die Montesquieu'ſche Principen - Eintheilung eine feſte Unterlage haben, ſo müſſe die Frage darauf geſtellt werden, welche von den verſchiedenen Regierungsformen der moraliſchen Tugend am meiſten bedürfe, und welche ſinnlichen Triebfedern ſich in den einzelnen Regierungsformen vorzüglich thätig bezeigen.

Den Beſchluſs des ganzen Werks machen noch einige allgemeine Bemerkungen über Adel und Geiſtlichkeit. Der Vf. erklärt ſich zwar gegen die ausſchlieſsliche Befugniſs des Adels zu gewiſſen Staatsämtern, will ihm aber dagegen alle diejenigen Vorzüge erhalten wiſſen, welche eines Eigenthums im juriſtiſchen Sinne fähig ſind, wohin er vorzüglich das Recht der Reichs- und Land-Standſchaft rechnet.

Aus dem ganzen Inhalte des Buches, welchen Rec. ſo treu und ausführlich als möglich anzugeben bemüht geweſen iſt, leuchtet die Denkungsart des Vfs. aufs ſchönſte hervor. Es iſt ächt deutſcher Sinn, hohe innige Achtung für Recht und Geſetz, welche ihn allenthalben charakteriſirt. Hat ihn auch das Beſtreben, die rechtliche Form überall wiederzufinden, mitunter zu unhaltbaren Behauptungen verleitet; hat er gleich, ſeinen Gegenſtand nur aus dem philoſophiſchen Geſichtspuncte betrachtend, den hiſtoriſchen unſtreitig mehr als billig vernachläſſiget: ſo wird dennoch gewiſs ein jeder deutſche Leſer mit wahrem Vergnügen in vielen Stellen ſeine innigſten Gefühle ausgeſprochen erblicken, wird mit tiefſter Überzeugung in das Endreſultat des Vfs. mit einſtimmen: daſs ohne Religion keine menſchliche Tugend, ohne Tugend keine Freyheit, ohne Freyheit keine der hohen Menſchennatur würdige Regierungsform Beſtand haben könne! Allgemeine Beherzigung verdienen gewiſs die Worte, welche der Vf. am Schluſſe der Einleitung uns zuruft: „In der Ungeiſtigkeit und Unſittlichkeit unſeres Zeitalters, oder vielmehr mancher unſerer Zeitgenoſſen, liegt die Quelle unſeres Elends: daher alles Übel das uns drückt. Rom muſste erſt ſo unſittlich werden, als es am Ende der Republik war, ehe es jene Cäſaren, deren Andenken uns Tacitus als Gegengift für unſere Unſittlichkeit aufbewahrt hat, zu Tage fördern konnte. Die Völker werden nur immer das, wozu ſie ſich durch ihr ſittliches Betragen ſelbſt machen. Ändert eure Geſinnungen, ſteigt von der niederen Region der Erde, die euch ſo ſehr anzieht, zu den höheren Sphären des Geiſtes hinauf, werdet Bürger des Reichs der Wahrheit, der Sittlichkeit und des Rechts — dann wird euch alles übrige von ſelbſt zufallen!" A. L.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechiſche Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren*, von *Fried. Thierſch*, drittem Lehrer der alten Sprachen am Gymnaſio zu Göttingen. 1808. 7 Bog. in Fol. (8 Gr.)

Gewiſs wird jeder Kenner ſich des grade in dieſem Zweige der Erudition ſo ſeltenen wiſſenſchaftlichen Beſtrebens freuen, welches den Vf. gegenwärtiger Tabellen über den eingeführten willkührlichen, und nur in ſchlecht verknüpften Äuſserlichkeiten beſtehenden Zuſammenhang unter allen Theilen der griech. Conjugation hinausgehn, und einer tiefer begründeten, lebendigen Verwandtſchaft mit dem unfehlbaren Erfolg nachſpüren lieſs, der keiner in Geiſt und Wahrheit aufgefaſsten Idee zu entſtehen pflegt. Auch war keinem Theil der griech. Grammatik eine conſequente Behandlung mehr zu wünſchen, als grade dem Verbum; da die unbegrenzte Willkührlichkeit der *Lennep*ſchen Analogie von der einen, das Weitſchweifige, und bloſs Mechaniſche der gebräuchlichern Deductionsmethode von der anderen Seite, als die Urſachen anzuſehen ſind, daſs die Anfänger — beſonders in gröſsern und öffentlichen Lehranſtalten — ſo ſelten und immer ſo ſpät zur Gründlichkeit im griech. Paradigma gelangen. Denn die erſtere führt zu bequemer Seichtigkeit, und die andere ſchreckt durch das Gewirr ihrer Regeln, Ausnahmen, Ausnahmen von Ausnahmen u. Anomalieen ſchon von fern. Dazu iſt bey dem jüngeren Lehrling begreiflicher Weiſe keine Geiſteskraft ſo ungeübt, als die, ſo von den bisherigen Methoden ausſchlieſslich in Anſpruch genommen wurde, das Gedächtniſs: wer aber ſchon anderweitig an eine gewiſſe Conſequenz gewöhnt iſt, wird einem Verfahren, das ohne Werth in ſich und nur ein nothwendiges Übel iſt, nimmermehr Liebe abgewinnen.

Der Vf. giebt uns die ſichere Überzeugung, daſs ihm eine reine und würdige Idee vom Geiſt des helleniſchen Alterthums überhaupt beywohne; indem er das tiefe, überall gleich verbreitete Leben deſſelben auch in der grammatiſchen Ausbildung der griechiſch. Sprache wahrzunehmen weiſs, und aus ſolchen Geſichtspuncten eine ununterbrochene, organiſche Entwickelung eines Hauptzweiges verſucht. Er führt alſo das Wort, (von deſſen nach und nach entſtehenden, ſich entwickelnden u. geſetzmäſsig anſchlieſsenden Theilen nur dann eine deutliche Überſicht gewonnen werden kann, wenn man den ganzen Proceſs des Werdens und Weiterbildens zu verfolgen vermag,) auf den Punct ſeiner urſprünglichen, reinſten Exiſtenz, *auf den Wortſtamm*, zurück, mit dem billig alle geiſtvolle

Sprachentwickelung beginnt; und nimmt in jedem Verbum einen doppelten, *einen kurzen* und *einen langen* an (z. B. von τύπτω: τυπ u. τυπτ.). Unter die letztern werden auch die Stämme gezählt, deren zweyte Sylbe *auf einen Vocal* ausgeht: desgleichen die einſylbigen ὑ, τι, στα, θε. Was dem erſten Blick in dieſen Annahmen willkührlich ſcheinen könnte, verſchwindet da, wo die gemachte Anwendung die Richtigkeit des Satzes erweiſet. Überhaupt bedient ſich der Vf., ſeinem Zwecke treu, der Kürze apodiktiſches Darſtellens, und läſst das Ganze über das Einzelne entſcheiden.

Die Schluſsbuchſtaben der Stämme bilden nun drey verſchiedene Claſſen für die Conjugation; und darnach werden die Verba, als *pura*, *muta* und *liquida*, unterſchieden. Eine durch die ganze Sprache gehende Veränderung erleiden die Stämme *durch das Augmentum:* eine andere, nicht ſo allgemeine, *durch die Umwandlung der langen in kurze.* Nachdem von beiden das Nähere beygebracht worden: geht der Vf. zum Paradigma ſelbſt über, von dem zuerſt die verſchiedenen Zeiten vereinfacht und höheren Begriffen untergeordnet werden. Man findet demnach nur *drey Haupttempora* angenommen: *Praeſens, Praeteritum, Futurum,* deren jedes Ein der Form nach von ſich abhängiges Nebentempus bildet: *Imperfectum, Plusquamperfectum, Aoriſtus.* Nun kommt aber ein jedes Haupttempus mit ſeinem Nebentempus, wie ſchon bemerkt worden, durchgängig in doppelter Form, Einer langen und Einer kurzen, vor: woraus *zwölf Tempora*, je zwey und zwey, hervorgehn. Jedes Paar von dieſen iſt ähnlich gebildet, und beide Einzelheiten deſſelben können alſo nach Einer Regel vom Stamm hergeleitet werden. Ihr wechſelſeitiges Verhältniſs giebt folgendes Schema:

I. Praeſens.

1. *Kurzer Stamm.*	2. *Langer Stamm.*
a. *Praeſens breve* oder *ſecundum.*	a. *Praeſens longum* oder *primum.*
b. *Imperfectum breve* oder *ſecundum.*	b. *Imperfectum longum* oder *primum.*

II. Praeteritum, oder Perfectum.

1. *Kurzer Stamm.*	2. *Langer Stamm.*
a. *Perfectum breve* od. *ſec.*	a. *Perf. long.* od. *prim.*
b. *Plusquamperf. breve* od. *ſec.*	b. *Plusquamperf. long.* oder *prim.*

III. Futurum.

1. *Kurzer Stamm.*	2. *Langer Stamm.*
a. *Fut. breve* od. *ſec.*	a. *Fut. long.* od. *prim.*
b. *Aoriſt. brev.* od. *ſec.*	b. *Aoriſt. long.* od. *prim.*

Jedoch giebt es kein einziges Verbum, von dem alle zwölf Tempusformen in Gebrauch wären: am allerſeltenſten das doppelte Praeſens, das in στενάχω, στενάζω vorkommt. Manche haben nur die kurzen; manche wieder die langen Tempora ausſchlieſslich: die meiſten aus beiden Fällen einzelne. Nach den gegebenen Regeln der Verkürzungen laſſen ſich indeſs beide Formen bilden, ſobald man den langen Stamm hat. Hieran ſchlieſst ſich noch der allgemein gültige Satz, daſs jedes Nebentempus das Augmentum annimmt: woraus ſich denn auch die ſonſt auffallende Verdoppelung deſſelben in den Plusquamperfecten als natürlich, ja nothwendig, ergiebt.

Auf die allgemeinen Regeln für die Behandlung der Stämme folgen die beſonderen für die drey angenommenen Claſſen der Zeitwörter:

A. *Verba pura.* Dieſe haben nur dann die kurzen Stämme, wenn der Schluſsvocal lang iſt, und verkürzt werden kann, als ακου. ακο. — Eigentlich alſo finden hier nur die ſechs langen Tempora Statt; in denen — mit Ausnahme des Praeſens, alſo auch des Imperfectum — der kurze Endvocal zu dem verwandten langen wird. Die folgende Überſicht, die uns bey den zwey anderen Claſſen einer ähnlichen Mühe überheben mag, wird zeigen, daſs ſich aus dieſen einfachen Prämiſſen alle Zeiten eines *Verbum purum* mit unfehlbarer Richtigkeit leicht ergeben:

Stamm: τιμα.

Praeſ. long. τιμα.	*Perf. long.* τετιμη.	*Fut. long.* τιμη.
Imperf. long. ετιμα.	*Plusq. long.* ετετιμη.	*Aor. long.* ετιμη.

Fügt man die ſechs Endungen, ω für Praeſ., ον fürs Imperf., κα fürs Perf., κειν fürs Plusq., σω fürs Fut., σα für den Aor. hinzu: ſo ſind alle Tempora für die ganze Claſſe vollſtändig gebildet.

B. *Verba muta.* Doppelte Stämme. Die langen werden wie die *verba pura* behandelt: mit wenigen, in muſterhafter Kürze und Klarheit entwickelten Ausnahmen. Vereinfachung der ganzen griechiſchen Conjugation durch Reduction der beiden Praeſentia auf Eins; da die langen ſowie die kurzen, nebſt ihrem Imperfectum, auf Einerley Weiſe gebildet werden. Da die Lehre vom Augmentum überall gilt, dürfen auch hier nur die Endungen der Tempora angeſchloſſen werden, um die Tempora ſelbſt, wie beym *Verbum purum*, zu geſtalten.

C. *Verba liquida.* Alle Tempora von kurzen Stämmen, Praeſens und Imperfectum ausgenommen. Formation, wie die beym *verbum mutum* beſchriebene. Anomaliſch ſind einige Aoriſti auf α, mit Verdoppelung des kurzen Stammvocals, als Φαίνω, Φάνω ἔΦηνα, und einige Perfecta auf κα, als τέΦαγκα. — Die Beſtimmung der Modi und der Perſonen endlich hängt wieder von ganz allgemeinen Regeln ab. Sowie der *Stamm* das Tempus kund macht, ſo bezeichnet der ihm angehängte *Charaktervocal* den Modus, und die zum Charaktervocal gefügte *Endung* die Perſon, womit das Verbum vollſtändig ausgebildet iſt.

Als Charaktervocal zeigt ſich im Indicat. act. und paſſ. — al o mit Ausnahme einiger Tempora, in der ganzen Conjugation — *in prima perſ ſing. dual.* und *plur.* und in *tert. plur.* ο —, in den übrigen aber ε — wozu dann die Endungen des Tempus treten. Hier das Paradigma Indicat. praes. act. nach τύπτω.

Sing.	1. τυπτ—ο—ω	2. τυπτ—ε—ις.	3. τυπτ—ε—ι.
Dual.	1. τυπτ—ο—μεν.	2. τυπτ—ε—τον.	3. τυπτ—ε—τον.
Plur.	1. τυπτ—ο—μεν.	2. τυπτ—ε—τε.	3. τυπτ—ο—ντσι.

wovon ſich die tert. plur. nach dem Voraufgeſchickten über ντς und über ονς, bey Vereinigung des Charaktervocals und der Endung, ſogleich in ουσι auflöſt.

Wir würden nicht ermüden, den Vf. auf dem ganzen Wege ſeiner Deduction zu begleiten, wenn uns nicht der Raum Feſſeln anlegte. Sonſt verdiente beſonders die vortrefflichgelungene Syntheſis des Paſſivum, das ſo mit Wahrheit, wegen der Übereinſtimmung ſeiner Theile und wegen der Regelmäſsigkeit derſelben, wegen des Wohllauts und der Rundung ſeiner Formen, das gröſste, unerreichbare Meiſterſtück der Sprachbildung genannt werden kann, näherer Beleuchtung: aber bey dem ununterbrochenen, auch nirgends durch hypothetiſche Sprünge geſtörten Gang, den der Vf. geht, würden der Schritte bis dahin für unſere Anzeige zu viele werden. Auch glauben wir

von der Einfachheit ſeines Verfahrens, ſowie von deſſen Faſslichkeit, ſelbſt für den noch wenig geübten Verſtand, hinlängliche Proben gegeben, und auf die Anwendbarkeit dieſer Tabellen beym Schulgebrauch genügend aufmerkſam gemacht zu haben. Doch wäre dieſer Werth allein immer noch ein ſehr bedingter, ja zweydeutiger. Indeſs gilt auch von des Vfs. Entwickelungsſyſtem, was von allem auf wiſſenſchaftlichem Wege Erworbenen gilt, daſs es für jedes äuſserliche Verhältniſs gleiche Gültigkeit und Wahrheit hat. Den gewiſs nicht geringen Gewinn des erleichterten Lernens laſſen wir alſo, und bemerken nur, wie ſo manche Dunkelheiten in der griechiſchen Conjugation vor dieſer allgemeinen Überſicht verſchwinden. Dahin rechnen wir beſonders das Kreuz älterer Grammatiker, den ſo lange nachgeſpürten Unterſchied der beiden Futura und der beiden Aoriſti unter einander, von dem nun keine Rede mehr ſeyn kann, da der Urſprung der doppelten Formen dargethan iſt. Eben ſo wird auch die Entwickelung der Bedeutungen mancher Tempora durch die Ableitung der ſchwereren Nebentempora von den leichteren Haupttemporibus befördert. Der gröſste Gewinn aber bleibt immer der, organiſches Leben gebracht zu haben in eine uns zuvor todte Maſſe, und die kunſtvolle und reiche Abſichtlichkeit eines Sprachſyſtems erwieſen zu haben, das lange für das unbeſeelte Werk der Willkühr oder des Zufalls gegolten hat.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Kleinigkeiten anzumerken, die wir bey einer baldmöglichen wiederholten Auflage in den beiden erſten Tabellen, die vorbereitende allgemeine Regeln enthalten, geändert wünſchten. Denn das Syſtem ſelbſt laſſen wir durchaus unangetaſtet, da ein ſolches — ſeinem allgemeinen Begriffe nach — nur anerkannt oder vernichtet, nicht modificirt und rectificirt werden kann.

Gleich im Abſchnitt von den Diphthongen ſcheint es, als halte der Vf. αι und ᾱͅ für gleichbedeutend, was ſich ſchon dadurch als unrichtig zeigt, daſs die Veränderung ganz grundlos wäre. Das Alpha mit unterſchriebenem Jota iſt aber allemal Triphthong, oder: das Jota kann nur unter ein ſchon durch Contraction langes Alpha geſchrieben werden: ſo wie das Alpha kurz ſeyn muſs, um den Diphthong αι zu bilden. Den Beweis dafür enthält theils die Analogie des η und des ω, theils die Contraction der *ſecunda* und *tert. perſ. ſing. praeſ. act.* der *verba pura* auf αω, in denen wir die Entſtehung des ᾱͅ am beſten wahrnehmen können, und denen wir das ἀείδω, ∪ — —, ᾄδω, beyfügen. Die Form αἴδω bey *Schneider* iſt alſo ganz ungriechiſch. Beweiſend iſt ferner das Verbum ἀίσσειν, das die Antepenultima immer lang hat. *Odyſſ.* 10, 99. *Pind. Nem.* 8, 69. (nach *Hermanns* nothwendiger Verbeſſerung in ſeiner *Commentatio de metr. Pind.* T. 3. p. 331. *Heyne.*) *Soph. Trach.* 843. Br., und daher, wo es zweyſylbig ſeyn ſoll, ᾄσσω, niemals αἴσσω hat. Wir zweifeln nicht, daſs ſich noch mehrere ähnliche Beweiſe finden laſſen.

Die *literae tenues* werden §. 3 *die gelindeſten in der Ausſprache* genannt, welches unrichtig iſt. Denn die gerade heiſsen *tenues*, die die härteſte Ausſprache haben, wonach auch des Oberſachſen ungelenkes Organ die ihnen in unſerer Sprache entſprechenden Laute unterſcheidet. Ψιλά, dünne, werden ſie im Gegentheil benannt, weil ſie am härteſten herausgeſtoſsen werden, und dadurch einen ſchneller ausklingenden, kürzeren, dünneren Laut hervorbringen, als die merklich breiteren *mediae* und die lange vortönenden *aſpiratae*.

§. 5, 1, a. iſt die Behauptung, es ſey ein Vocal verſchwunden, wenn eine Sylbe mit zwey Conſonanten ſchlieſse, zu weit ausgedehnt, wenn nur die Ausnahmen ἅλς und γ mit ξ im Worte zuſammentreffend geſtattet werden; da doch die Claſſe der Subſtantive, die auf γξ ausgehen, (ἴυγξ, λύγξ, φάλαγξ.) nicht klein iſt, und ſich auch noch Spuren von ſolchen auf αυς, ευς und ους finden. — Eben ſo wird die Regel, daſs zu dem Anfangsvocal ſich noch eine *muta* oder *liquida* geſellen könne, keineswegs nur in einzelnen Fällen, wie σκληρὸς: ſondern häufig genug in den drey Anfängen auf σκλ, σκληρὸς. σπλ, σπλὴν. σφρ. σφριγάω, überſchritten, wozu vielleicht auch noch στλ u. στρ zu zählen iſt.

Die Regel §. 8, 2, Anm., daſs die Stämme auf σσ oder ττ durch die Verkürzung auf einen κ Laut zurückgeführt werden müſſen, hat gar keine Verwandtſchaft mit §. 6, 3, a. (wohin verwieſen wird), daſs nämlich ζ, als σδ, ferner ει vor einer *muta* und ευ ſich durch Wegwerfung des erſten von Doppelbuchſtaben verkürzen. Uns ſcheinen die Stämme auf σσ anomaliſch, und die langen den κ Laut ausgeworfen zu haben, des erſten Futurums wegen; da ſich in dieſem, wie im zweyten, der κ Laut wieder zeigt. (Langer Stamm πραγσ. d. i. πραξ. wird πρασσ. wegen *Fut. prim.* πραγσ — σ. nach Verluſt des mittleren Conſonanten πραγσ alſo auch πραξ. — Kurzer Stamm von πραγσ: πραγ. u. ſ. w.) Auch ſtimmen wir nicht damit überein, daſs ζ immer σδ ſey. In dem erſten Futurum der Verba auf ζω mindeſtens iſt es offenbar δσ. Vgl. *Wilh. Schlegel* im Athen. T. 1, p. 14.

Was endlich den Abſchnitt über das Augmentum betrifft, ſo iſt bey der Veränderung der Vocale durch daſſelbe die Veränderung von ευ in ηυ übergangen. Beſonders aber genügt es nicht, daſs ε mit dem *Augmentum ſyllabicum* nur bey darauf folgendem χ oder einmaligem ρ das gewöhnliche η mit ει vertauſcht. Denn das letztere iſt auch der Fall vor λ, als εἶλον vom untergegangenen ἕλω. So auch εἷλκον *Apollon. Rhod.* 4, 888. und öfter bey demſelben; εἰρυσσαν. *Apollon. Rhod.* 4, 890. εἵλισσεν. *Callim. fragm.* 242. T. 1. p. 528. Ern. εἰλήθι hat *Heſych.* Und überdieſs giebt es viele Verba, die das Augment überhaupt verſchmähen, und ihr ε behalten.

Auch hoffen wir bey einer zweyten Auflage das Wort *Conſonans*, wenn es ſeine lateiniſche Endung behält, nicht mehr mit dem männlichen Artikel zu finden: denn es liegt etwas Unſchickliches darin, von einem Conſonans liquida zu reden.

Hr. *Thierſch* verſichert in der kurzen Vorrede, ſchon durch eigene Erfahrung von der Anwendbarkeit ſeiner Methode überzeugt zu ſeyn, und Rec. kann ihm darin nach dreymonatlichem Gebrauch der Tabellen bereits beyſtimmen. Die Verlagshandlung begünſtiget die ſchnellere Verbreitung durch den geringen Preis und das gefällige Aeuſsere. Von Druckfehlern ſind uns nur zwey aufgeſtoſsen: Tab. 4. §. 12. lin. 5. τιπτ anſtatt τυπτ. und Tab. 6. §. 29. Überſchr. *Conjunction* anſtatt *Conjugation*.

OW.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 AUGUST, 1808.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

1) Magdeburg, b. Keil: *Literaturgeſchichte und Mythologie der Griechen und Römer.* Von *Joh. Chr. Ludw. Schaaff*, Lehrer am Pädagogium zu Lieben Frauen in Magdeburg. 1806. XVI u. 363 S. gr. 8.

2) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Antiquitäten und Archäologie der Griechen und Römer.* Von *Joh. Chr. Ludw. Schaaff.* 1808. XVIII u. 354 S. gr. 8.

Beide Schriften auch unter dem gemeinſchaftlichen Titel: *Encyklopädie der claſſiſchen Alterthumskunde.* Ein Lehrbuch für die oberen Claſſen gelehrter Schulen. Erſter und zweyter Theil. (zuſammen 2 Thlr. 8 Gr.)

An ein Werk, das ſich als Encyklopädie der Alterthumswiſſenſchaft ankündiget, ſind wir um ſo gröſsere Foderungen zu thun berechtiget, je vortrefflicher die meiſten einzelnen, hier unter einem gemeinſamen Geſichtspunct zu vereinigenden Diſciplinen in den neueren Zeiten bearbeitet ſind. Wir erwarten von einer ſolchen Arbeit nicht nur eine vollſtändige Kritik alles einzeln Vorhandenen, und eine zuſammenhängende Darſtellung deſſelben: ſondern verlangen ganz beſonders eine Anwendung alles Speciellen auf eine höhere Idee, deren harmoniſche Verbreitung durch die Theile dem, was ohne ſie todtes Wiſſen ſeyn würde, inneres organiſches Leben und wiſſenſchaftliche Würde giebt. Doch iſt es billig, ein ſolches Buch aus einem anderen Geſichtspunct zu betrachten, ſobald es ſich ſelbſt einen beſtimmten Wirkungskreis erwählt; alſo nicht mehr zur höheren Vollendung des Gegenſtandes vorwärts ſtrebt, ſondern ſich gleichſam erdwärts kehrt, und ſich mit hiſtoriſcher Relation alles deſſen begnügt, was in dem zu bezeichnenden Gebiet gewonnen iſt. Von dem alſo, welcher ſich dem letzteren Geſchäft unterzieht, verlangen wir keinesweges die raſtloſe und tiefſinnige Selbſtthätigkeit des Syſteme bildenden ſchöpferiſchen Geiſtes, noch auch den ausharrenden und dabey kritiſchen Fleiſs deſſen, der zur Anordnung des noch ganz Verworrenen aus Dunkel und Nacht vergangener Zeiten und verjährter Traditionen Materialien erſt zu dem noch unmöglichen Bau hervorzuwühlen gezwungen iſt. Doch ſoll auch ſein Bemühn nicht, als dienend allein oder als mechaniſch, verunglimpft werden. Denn er gehört in die Claſſe der Geſchichtſchreiber, und, bey gleichen Verpflichtungen mit dieſen, iſt ihm auch gleiche Würde gewiſs: wenn gleich auch hier rein wiſſenſchaftliche und bloſs didaktiſche Tendenzen unterſchieden werden müſſen. Von demjenigen, der die letztere verfolgt, glauben wir keine durchaus originellen Anſichten und Ideen fodern zu dürfen: wir erwarten nur ein früheres, ſeine Empfehlung in ſich ſelbſt enthaltendes Syſtem recht klar aufgefaſst, recht zweckmäſsig und fleiſsig angewendet zu finden. Die gröſste Schwierigkeit für dieſen beruht eigentlich in dem zu wählenden Verhältniſs von Ausführlichkeit und Kürze: denn da die Bedürfniſſe ſo unendlich verſchieden ſind, ſo wird es kaum möglich ſeyn, Einem einzigen in allen Stücken Genüge zu thun. Der Beurtheiler indeſs kann darauf keine Rückſicht nehmen; ſondern hat nur darauf zu ſehen, ob der Vf. die vorhandenen Hauptquellen gekannt, ob er ſie mit Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit benutzt hat; ſodann, ob der Ausdruck dem beabſichtigten Wirkungskreiſe angemeſſen, und ob das Detail in den verſchiedenen Gegenſtänden mit ſich ſelbſt im Gleichgewicht iſt.

Alles dieſs glauben wir Hn. *Schaaff's* Arbeit in einem nicht gemeinen Grade zuſchreiben zu können. Wenn er auch — aus äuſserlichen Gründen, ſcheint es! — in der vierfachen Hauptabtheilung dem *Eſchenburg*'ſchen, nicht ganz bequemen Plan gefolgt iſt: ſo hat er ihn doch in der Ausführung weſentlich umgeändert, und wir glauben in ihm einen Schüler von *Wolf* zu erkennen.

Daſs der Vf. ſeinen Curſus mit der griechiſchen Literaturgeſchichte eröffnet, könnte ihm verdacht werden, weil dieſer Gang nicht eben der naturgemäſse iſt, und Manches vorausgehn muſste, um das Schreiten der wiſſenſchaftlichen Bildung in Hellas wirklich zu begreifen. Da aber eigentlich jeder der vier auf dem Titel angegebenen Haupttheile als für ſich beſtehend, ausgearbeitet iſt, (was aus anderen Hinſichten wieder Miſsbilligung verdienen möchte): ſo hängt es von jedem ab, wo er anfangen will, und der Vf. iſt gewiſſermaſsen entſchuldigt, daſs er das uns am nächſten liegende auch zuerſt ergriff. — Nach den unzähligen, und zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen, die dieſem Zweig der Alterthumswiſſenſchaft gewidmet ſind, ſcheint es uns ſchwerer, in ihm etwas Schlechtes, als etwas Brauchbares zu leiſten, und nur leerer Wortſchwall, wie im *Fuhrmann*'ſchen Handbuch, würde hier ſcharfen Tadel verdienen. Davon hat ſich aber Hr. *Schaaff* durchaus rein erhalten, ſo daſs man ihn vielleicht eher des Gegentheils zeihen könnte, wenn ihn davor nicht die gewählte Form

ſchützte. Denn er begnügt ſich, überall nur die Hauptpuncte mit wenig Worten anzugeben, und das Detail dem Lehrer anheim zu ſtellen. Eigenthümlichen Werth erhält dieſe Abtheilung dadurch, daſs er einer jeden Epoche in der Literatur die wichtigſten politiſchen Begebenheiten in einer kurzen Überſicht vorangehn läſst, inſofern ſie von Einfluſs auf Wiſſenſchaft und Poëſie waren. Dieſe fruchtbare und anziehende Parallele wird durch angehängte chronologiſche Tabellen befördert und erleichtert. Was nun die Eintheilung der griechiſch. Literaturgeſchichte in ſechs Hauptperioden betrifft: ſo würden wir eine in zwey Zeitalter vorſchlagen, deren Grenze des makedoniſchen Alexanders Regierung macht. Denn mit der Verpflanzung der helleniſchen Bildung nach Ägypten beginnt wirklich eine ganz neue Ordnung der Dinge für ſie, und hebt ihr Scheinleben an. Die übrigen Abtheilungen dürften als Unterabtheilungen bleiben. Doch würden wir den Homeros und Heſiodos, ſelbſt die Gnomiker, nicht von den älteſten, fabelhaften Sängerſchulen trennen. Einen wichtigeren Einſchnitt giebt die Entſtehung der lyriſchen Kunſt, von Errichtung der lakedämoniſchen Freyheit an, bis auf Pindaros und die Perſerkriege. Mit Marathon und Salamis beginnt die dritte Epoche, die attiſche, und endet mit Chaeronea. Die drey anderen Perioden werden richtig nach Alexandria, Rom und Byzanz genannt. (In der römiſchen Literatur iſt die Willkühr unbeſchränkt, weil dort alles Willkühr war.) Mit Vergnügen ſehn wir den Vf. an dem Allgemeinern mit Liebe verweilen, wogegen das Speciellere mit angemeſſener Kürze bemerkt wird. Deſshalb iſt der biographiſche und bibliographiſche Theil des Lehrbuchs kaum umfaſſender als bey *Eſchenburg* und *Rienäcker;* und alles eigene Urtheil über Ausg. oder Überſ. ſuſpendirt, da es an einem Orte wie dieſer zugleich anmaſsend und ſeicht zu werden pflegt. Nur ſelten vermiſſen wir Hauptausgaben, als *Marklands* Ausgaben euripideiſcher Tragödien, *Boſch's anthol. Graec.*, *Coray's* Aelianos, *Weſſelings* Diodoros, *Bruncks* Plautus, *Wakefield's* Lucretius, *Garatoni's* Cicero, *Schwabe's* neuen Phaedrus u. ſ. w. Die Scholiaſten zu den griechiſchen Autoren fanden wir faſt nie erwähnt. Gegen wirkliche Unrichtigkeiten bemerken wir S. 17, daſs der nur aus unſicherem Zeugniſſe bekannte *Margites* nicht mehr wie die Ειρεσιωνη unter den Epigrammen iſt, die dem Homer zugeſchrieben werden, daſs er auch wahrſcheinlich ein gröſseres Gedicht war. S. 31 der *Brunck*ſche Sophokles in 4 Octavbänden erſchien, wie die Quartausgabe, 1786, nicht 1789. Die im letztgenannten Jahr gedruckte, ſogenannte Cabinetsausgabe, iſt ſehr ſelten und in 3 Octavbänden. S. 55. *Friedrich Schlegel* hat zwar in *Tiecks* poet. Journal, Stück 2 z. E., und in der *Europa* St. 1, S. 54, eine Überſ. und Kritik des Platon verſprochen; aber der, nach Hn. *S.* in Jena 1801 erſchienene erſte Band hat leider nie exiſtirt. S. 62. *Becks* Apollonios von Rhodos enthält den Scholiaſten nicht, der Herausg. verſpricht ihn aber ſeit 10 Jahren in den Meſs-Katalogen. 104. S. *Tychſens* Quintus Smyrnaeus iſt nicht 1805 in 2 Bänden, ſondern erſt 1807 in Einem Band erſchienen. S. 184. *Wunderlichs* Valerius Flaccus iſt nicht aus dem Meſs-Katalogus von 1805 gekommen. Das Verzeichniſs lieſse ſich vermehren: aber ſo kleine Irrthümer ſind ſehr verzeihlich. Dagegen miſsbilligen wir es, daſs die Gedichte, die wir unter dem Namen des *Orpheus* und des *Muſaeos* beſitzen, vor den homeriſchen genannt, und nicht in die Zeitalter verwieſen ſind, die *Hermann* und *Heinrich* ihnen anzuweiſen geſucht haben.

Ungleich gröſseren Schwierigkeiten war die zuſammenhängende Darſtellung der Mythologie unterworfen, die der Vf. dadurch, daſs er die griechiſche und römiſche zuſammenfaſst, ſich erſchwert und ſeinem Leſer verwirrt hat. Nach einer zweckdienlichen Einleitung über das Weſen und die Bedeutung des Mythos bey den älteſten Griechen, geht er, als zum erſten Hauptſtück, zur mythiſchen Kosmologie über, die vorzüglich gerathen iſt, da der Vf. überall den Ideen von *Voſs* und *Bredow* gefolgt iſt, und dieſelben klar und deutlich erweitert, wo ſie Skizzen geblieben waren. Der andere und der dritte Theil, die Götterlehre und die Heldenſage, ſind freylich nicht in dem ſchönen inneren Zuſammenhang dargeſtellt: aber der Grund davon kann nicht verkannt werden. Die wirklichen mythologiſchen Syſteme ſind bekanntlich faſt alle von ſo ſchiefen Anſichten ausgegangen, daſs die vollſtändigſten und gelehrteſten auch die geiſt- und ſinnloſeſten ſind. Der Vf. war alſo gezwungen, aus allen einzelnen zuſammen zu tragen, was ihm brauchbar ſchien, und muſste darum ſeinen Geſichtskreis ſo ſehr erweitern, daſs ihm manches Gute entging, und dem Unbedeutendern wich: dazu die innere Verſchiedenheit der Anſichten, die ſich nicht zu Einem Körper vereinigen wollten. Lobenswerth ſind aber auch hier die häufigen Nachweiſungen aus dem Alterthum ſelbſt, indem ſie es dem einigermaſsen ſelbſtdenkenden Lehrer ungemein erleichtern, da, wo die älteren Reſultate nicht genügen, das Vorhandene wieder zu prüfen, und entweder auf neue Ideen zu kommen, oder auch die Unmöglichkeit helleren Lichtes wahrzunehmen.

Auch im zweyten Theil beurkundet des wackern Vfs. Fleiſs ſich überall. Über die ausſchlieſslich ſogen. Antiquitäten konnte wenig neues geſagt werden, weil ſie ſich ſchon mehrere Jahrhunderte lang der vortrefflichſten Bearbeitungen zu erfreuen gehabt haben. Dadurch aber, daſs die in der neueren Statiſtik übliche Anordnung zum Grunde gelegt worden, iſt beſonders das Eigenthümliche in den antiken Staatsverfaſſungen, dieſen erſten Bedingungen der antiken Sinnesart, in ein helleres Licht geſtellt. Man erkennt überhaupt in dieſem Abſchnitt am deutlichſten, daſs der Vf. aus Erfahrung wuſste, was ein Lehrer für dieſe Zweige des Alterthums bedarf. Nach einer kurzen chorographiſchen Überſicht, in der wir nur häufigere Bemerkung der heutigen Namen von den vorkommenden Provinzen, Städten, Flüſſen u. ſ. w.

gewünſcht hätten, folgt die Schilderung der griechiſchen Staaten, und ſodann des römiſchen nach den verſchiedenen Zeitaltern: doch finden wir nur zum heroiſchen Zeitalter die ſo lehrreichen und intereſſanten Zurückweiſungen auf die Urquellen ſelbſt: ſowie wir auch hier die Literatur über einzelne Gegenſtände vermiſſen, als *Seume's* Tractat über die Bewaffnung der Alten, *Wolfs* und *Matthiä's* ergründende Abhandlungen über die atheniſchen Gerichtshöfe, *Wichelhauſen* über die Bäder, *Fr. Schlegel* über den Zuſtand der Frauen in Griechenland, und ſo manche andere treffliche Arbeit. Nachweiſungen der Art ſind gewiſs kein leerer Prunk mit todter Beleſenheit: ſondern für Lehrer und Schüler von groſser Wichtigkeit, weil gerade dieſer Zweig der Literatur der zu unſerer Zeit am wenigſten gekannte zu ſeyn ſcheint. Daſs aber Hn. *Schaaff* wenig oder nichts hieher gehöriges entgangen iſt, beweiſet die durchgängige Ausführlichkeit und Genauigkeit, die, mit der gröſsten Präciſion im Ausdruck verbunden, dieſe Arbeit über die meiſten ähnlichen erhebt.

Der letzte Abſchnitt, die Archäologie der Griechen und Römer, dürfte leicht der dürftigſte ſeyn. Denn in ſeinem ſehr geringen Umfang finden wir vereinigt: archäologiſche Kunſtlehre, Geſchichte der antiken Kunſt, Einleitung in die Baukunſt des Alterthums, und hiſtoriſche Notizen über erhaltene Kunſtwerke. Derjenige Lehrer, der einen umfaſſenden Inbegriff von allem dieſem auf einer Schule geben wollte, würde ſich ohnſtreitig beſſer bey *Böttigers* archäologiſchen Andeutungen befinden. Wir geſtehen aber, daſs wir — ganz allgemeine Anſichten vom plaſtiſchen Geiſt der Griechen ausgenommen, die nicht einmal trennbar ſind von der griechiſchen Literaturgeſchichte — alles Specielle über bildende Kunſt für unnütz, ja nachtheilig halten, ſo lange der Jüngling nicht im Stande iſt, das Erlernte lebendig anzuwenden auf unmittelbare Anſchauung.

Da der zweyte Band mit einem ſehr brauchbaren dreyfachen Index, über Namen, erklärte Wörter und Sachen, über das ganze Werk ſchlieſst: ſo ſehen wir dieſes als damit geendigt an, da ſonſt eine Entwickelung der Grammatik, Hermeneutik, Kritik und Styliſtik nichts überflüſſiges oder unpaſſendes geweſen ſeyn würde. — Wir zweifeln keineswegs, daſs Hn. *Schaaffs* Encyklopädie günſtige Aufnahme finden wird, und gönnen ihr dieſelbe vor allem ihren Mitbewerberinnen.

P.

Nürnberg, b. Frauenholz u. Comp.: *Dactyliotheca Stoſchiana.* Zweyter Band. 2te Lieferung mit 12 Kupfertafeln. N. 13—24. Text. 61—122 S. in 4.

Es iſt dieſes die Fortſetzung der ſchon in unſerer A. L. Z. 1805. No. 175 angezeigten Überſetzung von Winkelmanns *Deſcription des pierres gravées du feu Baron de Stoſch*, mit Zuſätzen von dem im Fache der Numiſmatik rühmlich bekannten Hn. *Schlichtegroll*, nunmehrigem Secretär der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München. Wegen gedachter Zuſätze und wegen der auf den Kupfertafeln beygebrachten Abbildungen der ſämmtlichen ſtoſchiſchen Gemmen muſs man dieſer Überſetzung mehrere Brauchbarkeit zugeſtehen, als dem von Winkelmann in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Originale ſelbſt, wo einige Exemplare nur mit wenigen Abbildungen, die übrigen mit gar keinen verſehen ſind.

Wir haben uns die Mühe genommen, mehrere Stellen der Überſetzung mit dem Original zu vergleichen, und ſolche überall treu und richtig befunden. Von den Kupfertafeln enthalten die No. 13. 14. 15. 16. 17. 18 Gegenſtände, welche ſich auf den ägyptiſchen Götzendienſt beziehen, No. 19 perſiſche geſchnittene Steine. Alles dieſes nach einem mehr oder weniger vergröſserten Maſsſtabe gezeichnet; hingegen haben die Abbildungen auf den folgenden Platten gerade die wahre Gröſse der Gemmen. No. 20 zeigt Bilder des Saturnus, der Cybele, verſchiedener Provinzen und Städte. No. 21 und 22 Bilder des Jupiter, nebſt einigen Darſtellungen, welche auf den Streit der Götter mit den Titanen Bezug haben. No. 23 Bilder der Juno, Semele, Leda, des Caſtor und Pollux, der Europa, Io, Danae und des Ganymedes. No. 24 Bilder des Ganymedes, der Hebe und der Minerva.

Da mit der angezeigten zweyten Lieferung das Original der *Deſcription des pierres gravées* (im Ganzen über 500 S. ſtark) noch nicht weiter als bis zur 65ſten Seite überſetzt iſt: ſo ſind alſo noch verſchiedene Lieferungen zu erwarten, deren baldiger Erſcheinung wir mit Vergnügen entgegenſehen.

—y.— H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in d. Realſchulbuchh.: *Die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten.* Von *A. Hirt*, königl. preuſs. Hofrathe etc. Proſpect. 1808. 22 S. Fol. (8 Gr.) Wen wir die mannichfaltigen Unterſuchungen über die Baukunſt der Alten in Erwägung ziehen: ſo finden wir, daſs, bey allen Bemühungen der Gelehrten und Künſtler, dieſen wichtigen Theil der Alterthumswiſſenſchaft aufzuklären, dennoch manche Gegenſtände ſich zeigen, die nicht ſo deutlich ſind, als wir es wünſchen. Es iſt daher um ſo erfreulicher, einen Mann mit einem Werke über die Baukunſt der Alten auftreten zu ſehen, von dem ſich nicht wenig erwarten läſst, und von dem man hoffen kann, daſs es auch über viele der Dinge Licht verbreitet, die bisher noch dunkel waren, da der Vf. bey ſeinem langen Aufenthalte in Italien, ſo viele Denkmäler alter Baukunſt zu ſehen, zu ſtudiren und zu unterſuchen Gelegenheit gehabt hat; ein Glück, das nur Wenigen zu Theil wird. Hr. Hofrath *Hirt* giebt von dieſem wichtigen Werke hier nur den Proſpect, zugleich aber die gegründete Hoffnung zur baldigen Erſcheinung deſſelben. Seit dem Wiederaufleben der Kunſt in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, ſagt er, haben alle neueren Völker der griechiſch - römiſchen Architektur gehuldiget. Die Monumente waren ihr Vorbild, und die Schriften Vitruv's ihr Lehrer. Aber noch ſtehen wir nirgends an einer feſten Begrenzung, die Willkühr ſchaltet noch unumſchränkt in dem Gebiete der Kunſt, und es fehlt der ordnende Geiſt, der das Ganze, und zwar in allen gröſseren und kleineren Theilen, nach Regeln und Grundſätzen ordnen, und ſo dem Gebäude der Baukunſt, welches die alten aufführten, aber durch die Zeit wieder in ein Chaos verfallen iſt, unter uns wieder eine feſte Begründung und Baſen gebe. Der Vf. unternimmt es daher, durch die Hülfsmittel und auf den Baſen, die dem Kritiker unſerer Tage zu Gebo-

zu ſtehen, ein Syſtem der Baukunſt darzuſtellen. Vor allem iſt dabey die Geſchichte um Rath zu fragen, um durch das Studium derſelben und der übrig gebliebenen Denkmaler die Natur und das Weſen der Baukunſt kennen zu lernen. Er will aber die Baukunſt, „nach den Grundſätzen der Alten“, nicht bloſs hiſtoriſch darlegen, ſondern es wird ihm das Geſchichtliche nur als Grundlage und Erkenntniſsquelle dienen, um daraus die architektoniſchen Grundſätze zu entwickeln. Seine Hauptabſicht iſt, ein kritiſch - erläutertes Syſtem der Baukunſt nach den Grundſätzen, wie theils die Schriften, theils die Denkmaler der Alten dieſelben uns errathen laſſen, aufzuſtellen. Er will nicht nur dem Bedürfniſſe des ausübenden Architekten entgegen kommen, ſondern auch dem angehenden Baumeiſter und dem Zöglinge der Architektur ſein Studium zu erleichtern ſuchen, daſs er ohne weite und ſchwankende Umwege in den ächten Geiſt dieſer Kunſt eingeweiht werde. Auch für den Zimmermann, Maurer, Steinmetzen, die ihre Baue ohne Beyhülfe eines Architekten führen, und ihr Geſchäft mit mehr als dem gemeinen und gewöhnlichen Handwerksſinn betreiben wollen, ſoll dieſes Werk ein Handbuch ſeyn. Endlich hofft der Vf., den Freunden der Kunſt und des Alterthums ein nicht unwillkommenes Werk in die Hand zu liefern, den erſteren, inſofern ſie ſich eine richtige Anſicht und Beurtheilung architektoniſcher Entwürfe und Werke aneignen wollen, den anderen, in ſo fern ihnen alles wichtig ſeyn muſs, was einen ſo intereſſanten Gegenſtand, wie die Architektur iſt, nach äſthetiſchen und archäologiſchen Principien behandelt.

Die Wichtigkeit dieſes Werkes bedarf keiner Auseinanderſetzung, da ſie jedem Kenner und Freunde der Kunſt ſich von ſelbſt darſtellt. Wir dürfen nur auf das aufmerkſam machen, was es enthält. Es beſteht aus 22 Abſchnitten. Der 1 handelt vom Begriff der Baukunſt, von dem Begriff der Fertigkeiten und Hülfswiſſenſchaften des Baumeiſters und von dem Endzweck der Baukunſt; der 2 von den allgemeinen Erfoderniſſen zum Feſtbauen; der 3 von den allgemeinen Erfoderniſſen, um brauchbar, oder bequem zu bauen; der 4 von den allgemeinen Erfoderniſſen der Schönheit; der 5 von dem Hauptgrundſatze oder dem Prüfungsſatze in der Architektur; der 6 von der Entſtehung der Baukunſt und von dem Verhältniſs der Zimmerkunſt zu dem Steinbau im Allgemeinen; der 7 von den Säulen; der 8 von den Baſen; der 9 von den Capitälern; der 10 vom Gebälke; der 11 von den Halbſäulen, Pfeilern und Pilaſtern; der 12 von dem Grund- und Unter-Baue; der 13 von architektoniſchen Gliedern und Geſimsarten; der 14 von den Wänden und Mauern; der 15 von Bogen und Wölbungen; der 16 von Thoren, Thüren, Fenſtern und Niſchen; der 17 von den Stockwerken; der 18 von den Treppen; der 19 von den Dachungen; der 20 von den Fuſsböden; der 21 von dem Ausbaue und der Verzierung der Wände; der 22 von dem Ausbaue und der Verzierung der wagerechten und gewölbten Decken.

Dieſer Plan iſt weit umfaſſend; er enthält alles, was zur Baukunſt gehört, nicht nur das, was die Conſtruction aller Theile anbetrifft; es iſt auch, wie billig, auf ihre Verzierung und den Schmuck Rückſicht genommen. Wir vermiſſen jedoch die Anlage der verſchiedenen Gebäude der Alten. Denn wenn auch der Vf. Gelegenheit hat, hin und wieder davon beyläufig zu reden, ſo fehlt doch eine ausführliche Behandlung derſelben: was unſtreitig abſichtlich geſchieht, worüber man aber keine Auskunft findet. Überdieſs iſt auch ein fortlaufender Commentar des Vitruv, wovon, bey der genauen Kenntniſs des Vfs. mit Vitruv's Büchern und mit den Denkmälern der alten Baukunſt, ſich viel Gutes erwarten läſst, wobey er unſtreitig auch die neue Ausgabe des Vitruv von *Schneider* nicht unbenutzt laſſen wird, die bey der kritiſchen Behandlung des Textes und dem gehaltreichen Commentar, vielen bisher dunkeln Stellen Deutlichkeit giebt, wodurch der Vf. manche ſeiner Meinungen beſtätiget, andere vielleicht zu berichtigen nöthig finden wird.

Wir haben das Ganze dargeſtellt und wollen nun noch einige Bemerkungen hinzufügen, die bey der Durchſicht des Proſpects ſich darboten.

Bey der Angabe des Endzwecks der Baukunſt, 1 Abſchnitt §. 6, können wir dem Vf. nicht beyſtimmen. Er ſagt: der Endzweck der Baukunſt iſt dreyfach: Feſtigkeit, Brauchbarkeit, Schönheit. Allein der Endzweck der Baukunſt iſt, richtiger geſagt, Anweiſung zur Errichtung der Gebäude, und Feſtigkeit, Brauchbarkeit, Schönheit ſind die drey weſentlichen Eigenſchaften und Erfoderniſſe eines Gebäudes, ohne welches kein Werk der Baukunſt vollkommen genannt werden kann. Oder, der Endzweck der Baukunſt iſt, ſolche Gebäude zu errichten, die feſt, brauchbar oder zweckmäſsig und ſchön ſind. Wir würden überdieſs den Ausdruck *Zweckmäſsigkeit* für *Brauchbarkeit* vorziehen, denn der Begriff Brauchbarkeit ſchlieſst auch den der Feſtigkeit in ſich, weil ohne Feſtigkeit kein Gebäude brauchbar ſeyn würde. Zweckmäſsigkeit aber iſt für ſich beſtehend, denn man kann ſich wohl ein Gebäude denken, das, ohne feſt zu ſeyn, ſehr zweckmäſsig, das iſt, ſeinem Charakter entſprechend und ſeiner Beſtimmung angemeſſen und bequem eingerichtet wäre.

Im 5 Abſchnitte will der Vf. den Hauptgrundſatz oder Prüfungsſatz in der Architektur aufſtellen, der, nach ihm, in der Charakteriſtik oder eigenthümlichen Bedeutſamkeit beſteht. Wenn er aber dabey ſagt, daſs für die Baukunſt kein ſolcher Verſuch, einen Hauptgrundſatz aufzuſtellen, bis jetzt gemacht worden wäre: ſo müſſen wir bemerken, daſs bereits ein franzöſiſcher Schriftſteller, *Le Brun, Théorie de l'Architecture grecque et romain, deduite de l'analyſe des monumens antiques* (ein Buch, das wir aber nicht ſelbſt geſehen haben, ſondern nur aus einer ausführlichen Recenſion kennen), dieſes gethan hat, der als Princip der alten Architektur Feſtigkeit, Stabilität annimmt, und Träger und Laſten als die beiden Grundmaſſen feſtſetzt, auf die ſich alle Erzeugniſſe des Genies zurückführen laſſen.

Sollten die drey letzten §§. des 5 Abſchnitts, §. 8 der Kenner und Liebhaber der Architektur, §. 9, der Empiriker in der Baukunſt und die Bauhandwerker, §. 10, Ideal des Baumeiſters, nicht beſſer in den erſten Abſchnitt paſſen, wo vom Begriff des Baumeiſters geſprochen wird?

Auch das Äuſsere dieſes Buches dürfen wir nicht aus der Acht laſſen. Das ganze Werk ſoll aus 70 bis 80 Bogen Text und 50 Kupferplatten in groſs Folio beſtehen, und im Druck und Format dem Proſpect gleichen. Die Kupfer werden einen beſonderen Band ausmachen. Daſs die Kupfer die Form in Folio erhalten, iſt ſehr zweckmäſsig; allein für den Text möchte die in Quart oder Octav paſſender ſeyn, als bequemer zum Leſen und Studiren. Der Preis des Ganzen ſoll bey der Pränumeration 3½ Friedrichsd'or oder 12¾ Laubthaler ſeyn, der nachherige Ladenpreis aber um ein Viertheil erhöhet werden. Es iſt ſehr zu wünſchen, daſs der Verfaſſer und Verleger hinlängliche Unterſtützung erhalten, und dieſer nicht geringe Preis kein Hinderniſs der Erſcheinung des Werkes verurſache. Denn wenn er gleich mit dem, was man dafür erhält, im Verhältniſs ſteht: ſo möchte er doch für manche Gelehrte und Freunde der Kunſt, vorzüglich aber für angehende Architekten und Handwerker, für die dieſes Buch ebenfalls beſtimmt iſt, zu hoch ſeyn. Vielleicht lieſse ſich der Preis verringern, und für Manchen die Anſchaffung erleichtern, wenn der Text ein anderes Format, als Folio, erhielt, oder wenn neben der Ausgabe in Folio eine andere wohlfeilere in Octav abgedruckt würde.

—gl—

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Gräff: *Nützliche, auf alle faſt erdenkliche Fälle, auch den Erfoderniſſen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe,* nebſt einer Anweiſung zum Briefſchreiben und den dabey zu beobachtenden Wohlſtands- und Klugheits-Regeln, einem Verzeichniſs ſowohl der durch die Zeitereigniſſe veränderten, als der noch üblichen Titulaturen, und den dazu gehörigen Aufſchriften der Briefe; ingleichen einer ausführlichen Anweiſung zu verſchiedenen anderen ſchriftlichen Aufſätzen, als: Bekanntmachungen für die öffentlichen Blätter, Wechſelbriefe, Aſſignationen, Obligationen, Quittungen, Contracten, Vollmachten, Zeugniſſen, nebſt den dazu nöthigen Vorſchriften. Ein Handbuch zum Selbſtunterricht für die mittleren und niederen Stände. Eilfte neubearbeitete Auflage von *G. C. Claudius.* 1808. LXIV u. 680 S. 8. (18 Gr.)

Auch noch unter dem beſonderen Titel:

G. C. Claudius allgemeiner Briefſteller, nebſt einer kurzen Anweiſung zu den nöthigſten ſchriftlichen Aufſätzen für das gemeine bürgerliche Geſchäftsleben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 AUGUST, 1808.

GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Handbuch der vaterländiſchen Geſchichte für alle Stände braunſchweig-lüneburgiſcher Landesbewohner*, von Dr. *Karl Venturini. Erſter Theil*, 1805. VIII und 555 S. *Zweyter Theil*, 1805. VI u. 616 S. *Dritter Theil*, 1806. VI u. 566 S. 8. (5 Thlr. 8 Gr.)

Die Abſicht des Vfs. iſt wohl bereits aus dem Buche ſelbſt vielen bekannt; auch aus dem Titel laſst ſich dieſelbe leicht abnehmen. Nachdem für die braunſchweig-lüneburgiſche Geſchichte lange genug gelehrte Unterſuchungen angeſtellt, und ſeit Leibnitz geſammelt worden ſind: ſo war es einmal Zeit, dieſe für jedermann nützlich zu machen, oder beſſer, die vaterlandiſche Geſchichte in ihre eigentliche Sphäre einzuſetzen. „Bisher, ſagt der Vf., fehlte es der vaterländiſchen Geſchichte an einer ſolchen Tendenz, durch die ſie *Nationalwerth* erhielt, da doch Vorarbeiten dazu in Menge vorhanden ſind. — Ob der hier gelieferte Verſuch dem mir vorſchwebenden Ideale einigermaſsen entſpreche, ſtelle ich der Beurtheilung einſichtsvoller Kunſtrichter anheim.“

Worin dieſe den eigentlichen Werth der vorliegenden Geſchichte zu ſuchen haben, iſt von dem Vf. ebenfalls angedeutet. Es iſt nicht das Auffinden neuer Thatſachen, oder das Sammeln und Sichten der Materialien, ungeachtet der Vf., wie ſichs gebührt, mit den meiſten Quellen genaue Bekanntſchaft gemacht, und auch manches noch Unbenutzte zu Rathe gezogen hat: ſondern es iſt hauptſächlich die *Form*, die *Darſtellung*, was den Vf. als ſein Verdienſt anſpricht. „Wahrheit, die erſte Foderung an die Geſchichte“, bemerkt er ſehr gut, „iſt nicht etwa bloſs bey ſolchen Geſchichtſchreibern zu ſuchen, die uns den Buchſtaben der Geſchichte auftiſchen, ſondern vielmehr bey denen, die den ächten Geiſt der hiſtoriſchen Kunſt in die Darſtellung des Geſchehenen ſo zu verweben wiſſen, daſs der Leſer von lebhaftem Intereſſe an den vorgeführten Ereigniſſen u. ſ. w. ſich ergriffen fühlt.“

Nach dieſer Rückſicht iſt das Unternehmen des Vfs. ſehr rühmlich und nützlich, um ſo mehr, wenn wir die Verhältniſſe betrachten, unter welchen gerade jetzt ſein Vaterland ſich befindet. Er ſagt ſelbſt: „das Ziel meines Strebens war kein geringeres, als: durch vaterländiſche Geſchichte das edle Gefühl der Nationalwürde zu wecken, dem Patriotismus ſeine Grundfeſte zu ſichern, und der Fürſtenliebe ihre reinſten Quellen zu öffnen.“ Rec. hat ſich aus dem Buche ſelbſt überzeugt, daſs es dem Vf. hiezu auch an den nöthigen Eigenſchaften, Wahrheitsliebe, lichtvoller Auffaſſung des Stoffs, Gewandtheit der Sprache, nicht mangelt, und daſs er auf ſeine Arbeit vielen Fleiſs verwendet hat. Da jedoch Hr. *V.* ſelbſt an mehreren Stellen (I, 23. II, 243) mit vieler Beſcheidenheit äuſsert, daſs er ſich noch in manchen Stücken hinter ſeinem hohen Ideal erblicke, (wiewohl es immer beſſer ſey, ſeinen Standpunct ſo hoch als möglich zu nehmen): ſo nimmt Rec. um ſo eher Anlaſs, eben an dieſer Geſchichte näher zu zeigen, was auch er zu einem Ideal der vaterl. Geſchichte fodern möchte, ungeachtet er zugleich voraus zugeſteht, daſs es unendlich leichter ſey, an anderen zu fodern, als ſelbſt zu leiſten.

Der angeführte Zweck des Vfs. giebt hiezu den nächſten Anlaſs. *Für alle Stände*, ſagt der Vf., ſoll es eine Geſchichte ſeyn, nicht daſs Jeder ein Stück nach *ſeinem* Geſchmack darin finde, ſondern dadurch, „daſs darin von Sachen die Rede iſt, die uns *alle* angehen, die für alle faſslich und anziehend ſind. Denn, ſetzt er hinzu, die Geſchichte hat mit der Moral gerade *den* Charakter gemein, welcher dieſe zu einer Wiſſenſchaft für alle Stände macht. Auch die Geſchichte weckt das Intereſſe des gemeinen (doch geſunden) Verſtandes, und befriediget die höchſten Foderungen der Vernunft, ſobald nur der Geſchichtſchreiber, mit *zweckmäſsiger Auswahl des Stoffs*, die *herzergreifende Art der Darſtellung* trifft, wodurch jedermann ſogleich von der Wichtigkeit des Gegenſtandes überzeugt wird.“ (Vorr. zum I Theil.) Allerdings ſind dieſs die zwey Puncte, auf die es bey der Erreichung des vorſchwebenden Ideals ankommt. In Rückſicht auf die erſte Foderung, bemerkt der Vf., liege der Hauptgrund des geringen Intereſſe vaterländiſcher Geſchichte in dem einſeitigen und ſchwankenden Geſichtspuncte, von welchem man bisher bey der Geſchichtſchreibung ausging. Er ſucht alſo zu allererſt eine *feſte Regel* aufzuſtellen, die in der vaterländiſchen Geſchichte nachgewieſen werden könne; und hiezu iſt freylich die Idee der *Freyheit* die oberſte, ja eigentlich die einzig wahre. Denn „ſollen wir etwa die Sclaverey zur Regel nehmen, und die Freyheit als Abweichung zeichnen?“ fragt *Möſer* ganz treffend. Um aber dieſes Princip auf die vorliegende Geſchichte in Anwendung zu bringen, werden zugleich nähere Grundlinien erfodert, nach welchen die, zum Theil ſehr verſchiedenartigen, Theile dieſer Geſchichte auf einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct zurückgeführt, und in einen natürlichen Zuſammenhange fortgeführt werden können. Der Vf. hat nun zwar auch ſolche in der Einleitung gegeben, wir können aber die Ausführung davon erſt weiter unten würdigen. In Beziehung auf die zweyte Foderung (gemeinfaſsliche und anziehende Darſtellung), iſt dem Vf. der Ausſpruch *Möſers* ebenfalls nicht unbekannt: „daſs in der Geſchichte, ſo wie auf einem Gemälde, bloſs die Thaten reden; Eindruck, Betrachtung und

Digitized by Google

Urtheil aber jedem Zuſchauer eigen bleiben müſſen." Nur ſetzt er noch hinzu: der Geſchichtſchreiber müſſe es verſtehen, die Handlung ſo zu ſtellen, daſs ſie des Zuſchauers Gemüth ergreiſe, — die Urtheilskraft in das richtige Gleis lenke. Nun iſt zwar dieſes eigentlich ſchon der Sinn *Möſers;* der Vf. hingegen hat ſich durch ſeine Deutung nur zu oft verleiten laſſen, hierin viel zu viel zu thun, und das gerade in einer Manier, die um ſo weniger „für alle Stände" taugt. Nach des Rec. Anſicht iſt *Simplicität* die Hauptfoderung für eine nach dem Zweck des Vfs. darzuſtellende Geſchichte. Das, wodurch Herodots unſterbliches Werk, bey den olympiſchen Spielen vorgeleſen, alles Volk ergriff; auch das, was manche unſerer guten alten Chroniken an ſich haben, müſste als Muſter vorſchweben. Hievon iſt aber bey dem Vf. eher das Gegentheil. Nicht als ob er unbekannt wäre mit dieſer Foderung (I, S. 6), und mit den vorzüglichſten Muſtern; er kann es aber demungeachtet nicht laſſen, alle Kunſt unſerer modernen Sprache zu ſeinem Zweck aufzubieten; er iſt durchaus ſehr wortreich und geſprächig, er holt oft ſehr weit aus, und mit manchen geſuchten Wendungen, bis er den Leſer auf ſeinen Standpunct einleitet; fällt dabey auch gern ins Redneriſche, hie und da beynahe ins Poëtiſche. Im Ganzen iſt ſeine Darſtellung mehr Reflexion und Belehrung, als eigentliche Geſchichte.

Aus dieſen Urſachen iſt vorliegendes Werk, bey allen ſonſtigen Vorzügen, unter der Erwartung des Rec. geblieben; denn gerade das, was für andere Zwecke wirklicher Vorzug der Darſtellung wäre, iſt hier keiner. Der Vf. ſetzt es auch an *Spittler* aus, daſs ſeine „räſonnirende und behutſame" Geſchichte von Hannover reinere Darſtellung der Facten zu wünſchen übrig laſſe. Allein daſſelbe kann ihm ſelbſt gewiſſermaſsen zurückgegeben werden, da in ſeiner ganzen Darſtellung der Leſer ſelten genau unterſcheiden kann, was eigentliche Thatſache, was ſubjective Anſicht des Vfs. iſt.

Mit einem Wort: es iſt mit den Hand- und Leſe-Büchern für alle Stände eine eigene Sache. Zwar iſt kein Gegenſtand wohl mehr dazu geeignet, als Geſchichte; das beweiſen Herodot, die Bibel, unſere Chroniken. Aber nichts erfodert auch mehr wahre Kunſt, als die hohe Einfalt dieſer Muſter zu treffen, wenn ſie ſo nachgeahmt werden ſollen, daſs man keine Kunſt daran ſieht. Auch iſt es unendlich leichter, die Vorwelt in unſere Sprache und Anſichten zu überſetzen, als uns ſelbſt in ſie. Hier iſt Grundes genug, warum die allgemein geleſenen National-Geſchichtbücher bey uns noch leicht gezählt werden können; andere Urſachen, die hieher nicht gehören, abgerechnet.

Was das Nähere von dem *Plan* der vorliegenden Geſchichte betrifft, ſo geſteht Rec. gerne zu, (wiewohl der Vf. es nicht ſo ſchwer zu nehmen ſcheint,) daſs die braunſchweig-lüneburgiſche Geſchichte, wie die der meiſten deutſchen Provinzen, in dieſer Rückſicht ihre beſonderen Schwierigkeiten habe, Schwierigkeiten, die nicht ſo leicht zu löſen ſind, wenn anders das Ganze die Einheit der Epopöe erhalten ſolle (III, S. 5), und wenn man nicht kühnlich dabey verfahren will. Rec. erlaubt ſich, in Beziehung auf das oben Geſagte, einiges über die Ausführung des Vfs. hier auszuzeichnen. Hauptfragen ſind: *Was* macht die Einwohner der braunſchweig-lüneburgiſchen Lande zu einem *Volk?* *wann* und *wie* wurden ſie dieſes? worin beſteht ihr *Vaterland*, der Gegenſtand ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit? Was ſind die weſentlichen Veränderungen, die ſich damit zugetragen haben, als Hauptepochen ihrer Geſchichte?

In dem langen Zeitraume bis auf Karl den Groſsen, antwortet die Geſchichte, machen ſie einen *Theil* jener Völkerſchaften aus, welche ſich nur vereinigten, wenn drohende Übermacht eines Eroberers (der Römer, der Franken, oder auch oberdeutſchen Stämme,) es gebot. Erſt im Zeitalter Karls des Groſsen werden aus dieſem Lande einige Dynaſtenhäuſer bekannt, die darum ausgezeichnet werden müſſen, weil ihre Stammgüter Grundlage für die Territorien der nachfolgenden Fürſten wurden. — Der Vf. hat aber einen etwas weiteren Plan. Er handelt, nach der Beſchreibung des Landes, von den freyen Saſſen in Nord-Deutſchland, von ihren Kriegen mit den Römern, und mit den Sueven, bis zu den Zeiten des völligen Übergewichts der fränkiſchen Macht unter Clodwig, und von der Entwickelung der Verfaſſung; von der Vereinigung mit dem fränkiſchen Kaiſerthum, und der weiteren Geſchichte *der ſächſiſchen Nation* unter den karolingiſchen und ſächſiſchen Kaiſern. Dieſes ganze Stück würde aber eben deſswegen, bis auf einige Capitel, ſo gut oder noch beſſer, zu einer Einleitung in die Geſchichte des ganzen weſtphäliſchen Königreichs, als für die Specialgeſchichte von Braunſchweig-Lüneburg taugen. *Spittler* und *Möſer* wuſsten auf ganz andere Weiſe das Beſondere im Allgemeinen aus dieſem Zeitraume zu finden. — Nach den temporären Verbindungen der niederſächſiſchen Völkerſchaften gewährt die Geſchichte des Groſsherzogthums Sachſen zuerſt eine fortwährende beſtimmte Einheit; allein auch von dieſem machen die braunſchweig-lüneburgiſchen Lande nach ihrer damaligen Verfaſſung nur ſehr verſchiedenartige Theile aus, die erſt dadurch hiſtoriſches Intereſſe gewinnen, daſs die mächtigſten Dynaſtieen unter Lothar von Supplingenburg und Heinrich dem Groſsmüthigen, aus dem Stamme der Welfen, vereiniget werden, und daſs dieſem, auſser den Erbgütern Lothars, auch das Herzogthum Sachſen zu Theil wird. Dagegen beſchreibt unſer Vf. vorher den *ganzen* Freyheitskampf der *ſächſiſchen* Nation gegen Karl den Groſsen, und dann gegen Heinrich IV, wo die Familiengeſchichte der ſächſiſchen Dynaſten bloſs eingeflochten iſt. Wir ſagen dieſes nicht, als ob wir nicht wüſsten, wie wichtig dieſe Begebenheiten für die Geſchichte der Verfaſſung waren, ſondern nur in Beziehung auf das, was bey dem Vf. den Hauptfaden ausmachen ſollte. Auch in der groſsen Fehde um die Herzogthümer Sachſen und Bayern (welche das hohenſtaufiſche Haus den Welfen zu entreiſsen ſuchte) iſt die Hauptſache für die gegenwärtige Geſchichte eigentlich das Reſultat daraus, daſs Heinrich der Löwe bey ſeinem Sturze nichts, als die vorgemeldeten Alodien übrig behält (I, S. 536). — (War es nicht wie vorbedeutend für ſein Geſchlecht, daſs er Zuflucht zu ſeinem Schw-

her, dem Könige von England, in der Normandie nimmt, wo ihm Wilhelm, der Stammvater der Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, geboren wurde?) Zur Entſchuldigung des Vfs. müſſen wir aber auch zugleich anmerken, daſs gerade dieſe Periode am wenigſten ſolche Vorarbeiten hat, auf die er ſich in der Kürze hätte beziehen dürfen.

Im II Theile wäre, nach der von dem Vf. ſelbſt aufgeſtellten Regel, der Kampf der Stände um die Reichsfreyheit und das Aufſtreben anderer zur Landſtandſchaft ein Faden, welchem wohl auch die, oft weniger intereſſante, Geſchichte der landesherrlichen Häuſer gegenüber ſtehen konnte. Allein eben dieſe mit ihren Verwickelungen hat dem Vf. in dieſem und dem folgenden Theile ſo viel zu ſchaffen gemacht, daſs er, ungeachtet ſeine Arbeit eben hierin von *Koch's* Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte des Hauſes Braunſchweig und Lüneburg ſich unterſcheiden ſollte, doch die meiſten Capitel bloſs der Geſchichte des Regentenhauſes und ſeiner verſchiedenen Linien widmen muſste, um daraus erſt das allgemein Intereſſante herauszuheben. Unter das letztere gehört hauptſächlich, daſs mit der Erhebung der braunſchweig-lüneburgiſchen Lande zu einem Reichsfürſtenthum eine neue Periode beginnt, eigentlich diejenige, welche der Geſchichte dieſes Landes, im Verhältniſs zu den übrigen Theilen des alten Groſsherzogthums Sachſen, noch eine beſtimmtere Einheit giebt. Die innere Geſchichte enthält aber auch im Folgenden faſt nichts als Theilung unter Regentenlinien, unter denen kaum der lüneb. Succeſſionsſtreit die vereinzelten Fäden der Geſchichte wieder vereiniget. Das Wichtigſte von jenen Theilungen iſt, daſs endlich die bis in die neueſten Zeiten dauernde Eintheilung der braunſchweig-lüneburgiſchen Lande dadurch beſtimmt wurde. Alles Übrige, was zu der vorhin bemerkten Aufgabe gehört, hat der Vf. jedesmal in allgemeine Schluſscapitel zuſammengefaſst, die aber neben Anderem, was ein ſolcher Vortrag der Geſchichte gegen ſich hat, auch die Unbequemlichkeit mit ſich führen, daſs häufige Wiederholungen und Zurückweiſungen veranlaſst werden.

Für den III Theil, äuſsert der Vf., müſſe die Reformation den pragmatiſchen Hauptfaden an die Hand geben, und ſchickt deſswegen auch, wie in den erſteren Theilen, ein Einleitungscapitel voraus, in welchem Entſtehung, Einfluſs und Folgen der Reformation auseinandergeſetzt werden. So gut und gründlich dieſes iſt, da es die Reſultate der neueſten und beſten Schriften hierüber zuſammenſtellt — (Rec. hat es daher auch mit beſonderem Vergnügen geleſen) — ſo iſt es doch für ein Handbuch dieſer Art eine zu groſse Epiſode, und es ſteht auch im Verfolg der Geſchichte ſelbſt noch lange an, bis der Vf. Gelegenheit hat, das Allgemeine dieſer Einleitung an die beſonderen Reformationsbegebenheiten im Braunſchweigiſchen anzuknüpfen. Von S. 103—126 iſt vereinzelte Geſchichte der Linien bis zur hildesheimiſchen Stiftsfehde. — S. 170 folgen die ſchwachen Anfänge der Reformation im Wolfenbüttelſchen und Calenbergiſchen. Die lüneburg. Geſchichte muſs im IV Cap. S. 245 erſt wieder von 1486 an aufgefaſst werden, und hier iſt die Zerſtückelung noch viel gröſser als im Lüneburgiſchen. Der Leſer kann daher leicht ermüden. Daſs übrigens die Fürſten anfänglich gröſstentheils ſich paſſiv gegen die Reformation verhalten haben, und daſs dieſe eigentlich vom Volk ausgeht, war für den Plan des Vfs. beſonders günſtig.

Einen neuen Schwung nimmt die wolfenb. und calenberg. Geſchichte unter H. Friedrich Ulrich; dann hauptſächlich durch die Begebenheiten und den Einfluſs des 30jährigen Kriegs, wiewohl auch dieſe nur zum Theil hier, zum Theil erſt in den folgenden Capiteln bey der lüneb. Geſchichte erzählt werden, da es doch nicht unmöglich geweſen wäre, das gegenſeitige Verhalten der verſchiedenen Linien in fortlaufendem Zuſammenhang zu ſchildern. Auch in der nachfolgenden Trennung der Linien, unter welchen gerade die, von der man es am wenigſten vorausſah, zur Kur-Würde und zu noch gröſseren Ausſichten ſich erhebt, hätte eben jene Eiferſucht zum Mittelpunct der Erzählung dienen können. Die Ausbildung der ſtändiſchen Rechte unter dieſen Begebenheiten, und die darauf gefolgte Wiedereinſchränkung derſelben durch die Landeshoheit, hat der Vf. in den allgemeinen Reſultaten ausgeführt. Mit dieſen Bemerkungen wird aber noch gar nicht geſagt, daſs der Vf. den Vorwurf hätte auf ſich laden ſollen, die Geſchichte des Regenten-Hauſes zur Nebenſache gemacht zu haben (II, S. 246). Das meiſte von dem bisher Bemerkten geht überhaupt nicht ſowohl gegen den Vf., als vielmehr dahin, die Schwierigkeiten des Plans bemerklich zu machen.

Nun noch ein Nachtrag zu dem, was wir oben von der Darſtellung des Vfs. geſagt haben. Daſs Reichthum und Freygebigkeit im Ausdruck nicht immer hiſtoriſche Beſtimmtheit mit ſich führe, iſt leicht zu erwarten; nur läſst ſich dieſes eher beym Durchleſen ſelbſt fühlen, als durch abgeriſſene Stellen bezeichnen. Hier nur einige Beyſpiele: I. S. 347 heiſsen die Wahlfürſten *Repräſentanten* der Völkerſchaften Deutſchlands, wodurch manche Leſer leicht auf die Meinung gebracht werden könnten, die deutſche Reichsſtandſchaft ſey urſprünglich Repräſentation geweſen. — II. S. 80 heiſst Philipps von Schwaben Mörder „der tiefgekränkte Wittelsbacher," als ob er ein gewiſſes Recht zur Rache gehabt hätte; es wird auch nicht bemerkt, daſs er ſehr wahrſcheinlich nur Werkzeug einer Conſpiration war. — S. 86 ſcheint es, Otto IV ſey bloſs durch den Aufſtand der Einwohner von Breiſach nach Sachſen zurückgejagt worden, da es doch K. Friedrich II war, der dieſes that. Von K. Friedrich I braucht der Vf. häufig die Prädicate: ſchwarz, finſter, heimtückiſch u. ſ. w. in ſeinem Betragen gegen Heinrich den Löwen, ungeachtet er ſelbſt (I, S. 536) einen Beweis von des Kaiſers menſchlich-fühlendem Herzen giebt; es iſt auch dem Rec. nicht bekannt, daſs der Charakter dieſes Kaiſers von dieſer Seite angegriffen worden wäre. — Die Geſchichte der Belagerung von Weinsberg wird mit dem Ausdruck „Wundergeſchichte, — und: es ging wirklich hart her," abgefertigt (I, S. 494). Auch iſt die eigentliche Quelle hiezu nicht der *Annal. Saxo*, ſondern das *Chron. ſ. Pantaleon, ad a.* 1140. 1159. — Der Vf. hat die Sprache des Mittelalters ſich mit Leichtigkeit zu eigen gemacht

aber er vermiſcht nicht ſelten alte und moderne Ausdrücke, ſo wie es gewöhnlich in Ritter-Romanen geſchieht. Hie und da iſt in dem Ausdruck auch ein Anachronismus. Die *Hermannie* heiſst *Landſturm*, oder er ſpricht von *Waffenjungen*, *Knappen*, noch lange vor der Periode der Ritterſchaft, wo von *Leuten*, *Getreuen* etc. die Rede iſt. „Den *Heerſchild* aufſtellen," (für *Panner*, als Zeichen zum Krieg,) ſcheint dem Rec. auch kein gewöhnlicher Ausdruck zu ſeyn. (I. S. 171.) — „Das *Geleit* eines Fürſten," richtiger ſein *Gefolge*. (S. 225.)

Folgende Beyſpiele zeigen, daſs der ſonſt reine und gute Vortrag des Vfs. hie und da etwas ins Populäre fällt. „In den *Schafſtall* der chriſtl. Kirche treiben etc. (I, S. 332). — „Die hungrigen *Herren*, welche eine für die Prinzeſſinnen gedeckte Tafel abräumten," heiſsen gleich darauf: „*ungeſchlachte Bengel*." (S. 359). — Die ſtädtiſchen Kaufleute wurden von dem Ritterſtande betrachtet als *vertraktes* Krämervolk. (II, S. 162). — Der Biſchof v. Hildesheim ſetzte ſich in Beſitz „des *erſchacherten* Guts" „der liſtige Pfaff." (S. 210). — „Wir kennen braunſchweigiſche Prinzen, die gewaltig in der Theologie *fuſchten*" — ſie muſsten Latein lernen, als ſollten ſie dereinſt *Schulmeiſter* werden. (III, S. 277—278). — „Die Abtretung des Regiments *war* ihm ſchon gereuet." (S. 248.)

Der Vf. zeichnet ſich allerdings durch billige Beurtheilung der Verfaſſung und Sitten des Mittelalters vor vielen anderen aus, und bemerkt, daſs man bey reiflicher Betrachtung des Mittelalters ſich gewöhnen müſſe, die gegenwärtige Lage der Dinge, wo möglich, ganz zu vergeſſen, weil dann manches natürlich und geſetzmäſsig erſcheint, wo man ſonſt lauter Schwache und Aberglauben auf der einen, lauter ſtolze und unverſchämte Anmaſsungen auf der anderen Seite, ſah: — es werden alsdann auch unſere Vorfahren uns nicht mehr ſo unbegreiflich dumm und blind vorkommen u. ſ. w. (Rec. erinnert ſich, eine ähnliche Stelle bey *Joh. Müller* geleſen zu haben.) Deſſenungeachtet iſt es dem Vf. noch hie und da begegnet, nach den Anſichten unſerer Zeit zu meſſen. II Th. S. 17 ſchildert er „das *eiſern bepanzerte Ungeheuer*, Feudalſyſtem genannt; mit *verſchlingendem Rachen* und *raubgierigen Krallen*, in der vollen Kraft des reifen, männlichen Alters u. ſ. w." — III. S. 661 heiſst es: „mit den fremden Rechten war auch *der ganze Wuſt des Lehnweſens* geblieben, und in den hieſigen Landen gab es fortdauernd nicht nur ritterliche, ſondern auch Kirchen-, Hof-, Bauern- und *wer weiſs was alle für Lehen!*" — Aus K. Friedrichs II. Landfriedensſatzung: "wenn ein Sohn mit ſeinem Vater kriegt u. ſ. w." folgert der Vf. (II. S. 192), wie auch *Schmidt* in der Geſchichte der Deutſchen gethan: „wie roh, wie abgeſtumpft muſsten die heiligſten Gefühle der Menſchheit in dieſem Zeitalter ſeyn!" Es iſt aber dem Vf. ſelbſt nicht unbekannt (nach S. 126), daſs, nach dem Lehnrecht, den Söhnen gemeinſchaftlicher Güterbeſitz mit dem Vater zukam, und daſs dieſer nichts ohne Einwilligung der Söhne verfügen durfte, woraus eben die öfteren Fehden zwiſchen Vater und Söhnen zu erklären ſind. — II. S. 171 heiſst die Leibeigenſchaft *eine den Bauern zum Vieh herabwürdigende Verfaſſung*, und doch wird S. 178 ein Beyſpiel angeführt, daſs einige dieſelbe nicht einmal mit Geld ſich abkaufen laſſen wollten. Eben ſo iſt II. S. 192 das Gemälde von der Rohheit des *zum Vieh herabgewürdigten* Bauern gewiſs übertrieben, da der deutſche Bauer zuverläſſig nie ſo tief ſtand, als die niedrigen Volksclaſſen der *Letten*, *Polen*, *Ruſſen*.

Da hiſtoriſche Unterſuchungen nicht zum Zweck des Vfs. gehören, indem er nur die Reſultate benutzen wollte: ſo können wir auch über jene nicht rechten; doch müſſen wir hier andeuten, wo er nach unſerer Einſicht zu weit geführt wurde. Dieſs iſt hauptſächlich der Fall bey Ableitung des Namens und der Herkunft der *Saſſen* (Sachſen), indem *Moſers* Hypotheſe, (die er wohl ſelbſt nicht für etwas anderes geben wollte, ſ. osnabr. Geſch. Einleitung) als erwieſene hiſtoriſche Thatſache zum Grund gelegt wird. Bekanntlich iſt ſie zum Theil ſchon in der Einleitung von *Spittlers* hannov. Geſchichte widerlegt. Wenn die Etymologie richtig wäre, ſo müſsten die *Bifuſſer* ſo gut *Sachſen* ſeyn, als die Hohlſaſſen (I. S. 167) (Holſteiner), denn *Alſatia* iſt wie *Holſatia*. Die *Alſatii* haben aber ihren Namen von der Niederlaſſung am Flüſschen Ell, *Alſa*; und der Name der *Sachſen* (*Saxones*, nicht *Saſſi*,) iſt ſchon bekannt zu der Zeit, als das Volk noch Seeräuberey trieb, alſo gewiſs nicht *ſeſshaft* war. — Hengiſt fodert ſeine Geſellen ſo zum Kampf auf: „*nimet eure Saxes etc.*" und man weiſs, daſs manche alte Völker den Namen von ihren Waffen hatten. (*cf. Ekardt Franc. Orient. I. p. 892. Gregor. Turon. L. IV. C. 51* „*duo pueri cum cultris validis, quos vulgo Scram-Saxos vocant.*") — *Moſers* Syſtem von der *Verfaſſung* der Sachſen bleibt wahr, auch wenn dieſe Bedeutung nicht gerade im *Namen* liegt. Rec. kann es daher auch nicht billigen, daſs der Vf. durchaus: *Saſſen* ſtatt *Sachſen* ſchreibt. — Was auch die Meinungen der Gelehrten von der „*Irmenſul*" ſeyn mögen, ſo ſcheint uns auf jeden Fall der Ausdruck des Vfs., „der berühmte Götze Irmenſul" (I. S. 126) unpaſſend. — Der Herz. Welf griff nicht *erſt nach* dem Kreuzzug wieder zu den Waffen gegen K. Kunrad, ſondern noch während dieſer auf dem Kreuzzug abweſend war. I. S. 495. ſ. *Anon. Weing. ap. Heſs* p. 37. — Daſs die Befehdungen in ein ordentliches Syſtem gebracht wurden, war nicht wohlthätige Folge des *Ritterweſens*, (II. S. 22) ſondern der *Landfriedensgeſetze*. — Der Satz, die Städte ſeyen wahre Fürſtenſchulen geworden, aus welchen die Landeshoheit endlich hervorging (II. S. 38), iſt zum allerwenigſten nicht chronologiſch richtig. — Ob die Sachſen das Lehenſyſtem erſt von den Franken lernten (I. S. 290), wäre erſt noch näher zu unterſuchen. —

Über die Frage von Nachweiſung der Quellen ſcheint der Vf. nicht gleich anfänglich mit ſich einig geweſen zu ſeyn. Im Ganzen wollte er keine Citate unter dem Text haben; er war aber doch hin und wieder genöthigt, ſolche zu geben. An anderen Stellen wären ſie nicht weniger nöthig geweſen. Im 1 Theile ſind gelehrte Anmerkungen und Nachweiſungen am Schluſſe jedes Buchs zuſammengeſtellt. Im zweyten ſind ſie nicht. Im 3 Theil hingegen folgt nach jedem Abſchnitt ein genaues Verzeichniſs ſämmtlicher, von dem Vf. geleſener Quellen. Letzteres hat unſeren ganzen Beyfall. Noch verſpricht der Vf. in der Vorrede zum 3 Theil, den eigentlichen Freunden der Geſchichte eine *Kritik* der *Quellen* in einem etwa 6 Bogen ſtarken Tractat; als Nachleſe zu den trefflichen Vorarbeiten eines *Scheid* u. ſ. w. nachzuliefern. Dieſe ſoll uns ſehr willkommen ſeyn. Auch *wie* und *warum* der Vf. in Anſehung der Form und Darſtellung von ſeinen Vorgängern abgewichen ſey, ſoll darin erläutert werden.

Da dem Vf. mehrere handſchriftliche Documente zu Theil wurden, (wie wohl nicht alle ſeine Wünſche erfüllt worden ſind,) ſo hätten wir gewünſcht, daſs er den reinen Ertrag davon näher bezeichnet hätte; denn aus dem übrigen Stoffe, mit dem er verwebt iſt, möchte er ſchwer auszuſcheiden ſeyn.

Alles bisherige, was Rec. ſich zu tadeln erlaubt hat, geſchah übrigens bloſs aus Liebe für die Sache; ſoll, wie wir ſchon bemerkt haben, nicht zum Nachtheil des Vfs. oder ſeines Buchs geſagt ſeyn. Wir könnten auch ſein Motto hier anwenden, das er beym 3 Theil freylich in anderer Beziehung gebraucht hat: „*Peſſimum inimicorum genus — laudantes, Tac.* — Er hat nach mehreren Rückſichten unſere aufrichtige Hochachtung, und wir wünſchen dem Buche recht viele theilnehmende Leſer. Das viele Gute, das darin iſt, ſollen ſie ſelbſt finden: es hier näher auszuzeichnen, würde unſern Zweck und den Raum überſchreiten. Doch unterlaſſen wir nicht, aufmerkſam zu machen: auf die Schilderung von Karls des Groſsen Einrichtungen in Deutſchland (I. 222. ff.); auf die ſinnreiche Erklärung der gothiſchen Bauart unſerer Kirchen (II. S. 11); dann vorzüglich auf die ſchon bemerkte Einleitung über die Reformation, ſo wie überhaupt der 3 Theil jeden mehr anziehen wird. Ferner auf mehrere Originalzüge aus dem Privatleben der Fürſten; auf die Stiftung von Helmſtädt (III. 199); Öſterreichs Dank für die Aufopferungen der Fürſten in den ehemaligen franzöſiſchen Kriegen. III. S. 404. 480. 518. Die Art, wie ſeit Ludwig XIV die Souveränetätsideen Eingang fanden. III. S. 492. 620. 669.

Rec. kann nicht umhin, bey Veranlaſſung der gegenwärtigen Geſchichte zu bemerken, daſs er ſchon einmal den Gedanken geäuſsert hat, eine freye Bearbeitung der Geſchichte der Welfen würde eine intereſſante Aufgabe ſeyn. So alt dieſes Haus iſt, hat es immer, wiewohl mit ſehr abwechſelndem Glück, gegen die Entſtehung einer Univerſalmonarchie gekämpft.

Möchte der Vf. Aufmunterung genug finden, den verſprochenen 4 Theil, der ſo viel Wichtiges aus den neueren und neueſten Zeiten in ſich faſſen wird, mit ſeiner gewohnten Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit bald zu geben! Druck und Papier ſind ſchön, das Ganze für ein Handbuch, zu gegenwärtiger Zeit, freylich nicht wohlfeil. Die Correctur könnte etwas genauer ſeyn. — C. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Code de Commerce.

PARIS, b. d. Gebr. Clament: *Code de commerce*, collationné ſur les regiſtres du conseil d'état, par M. *Raynal*, chef du bureau des procès-verbaux. Edition des archives du droit français. 1807. 183 S. Text und 146 S. Regiſter. gr. 8.

[Vor dieſem, mit einer Abbildung des kaiſerlichen Wappens verſehenen, Haupttitel geht ein Schmutztitel voraus, auf deſſen Kehrſeite folgende Anmerkung ſteht: „Chaque exemplaire de cette édition doit être revêtu „de la ſignature de MM. Clament frères, directeurs „des *Archives du droit français.* Clament fr."]

Bald nachdem der Codex Napoleon anfing für Deutſchland mehr als ein bloſs literariſches Intereſſe zu gewinnen, lieſsen wir es uns angelegen ſeyn, die Literatur dieſer neuen Geſetzgebung mit einer kurzen Einleitung in das Studium derſelben zu beginnen. (S. Jen. A. L. Z. 1807. No. 3-9.) Eben ſo wollen wir auch mit dem ſeit der Zeit hinzugekommenen *Code de commerce* verfahren.

Geſchichte des Code de commerce.

Schon ſeit einer Reihe von Jahrhunderten hat ſich in Frankreich das Civilrecht in Handelsſachen von dem allgemeinen Civilrechte abgeſondert. Schon lange beherzigte man daſelbſt *Montesquieu's* Worte: „*Les affaires de commerce sont des actions de chaque jour que d'autres de même nature doivent suivre chaque jour, il faut donc qu'elles puissent être jugées chaque jour.*" König Karl der IX ſtiftete durch ein Edict vom Nov. 1563 ein Handels-Tribunal für Paris, unter dem Namen einer *Justice consulaire*, nachdem mehrere ſeiner Vorgänger eigene Kammern (*Chambres*) zur Schlichtung der Handelsſtreitigkeiten, errichtet hatten. Jene Behörde für Paris beſtand, zufolge des Edicts, aus einem Richter und vier Conſulen, welche ſämmtlich von einer gewiſſen Anzahl der vorzüglichſten Handel treibenden Bürger der Stadt, in einer zu dem Ende alljährlich zu veranſtaltenden Verſammlung, gewählt, und von dem Parlamente, wie die gewöhnlichen Richter, beeidiget wurden. Der Hauptzweck des Edicts war: „*l'abréviation des procès et différends entre marchands qui doivent négocier ensemble de bonne foi, sans être astreints aux subtilités des ordonnances.*" Nach dieſem Beyſpiele wurden auch gar bald in anderen Handelsſtädten Frankreichs ähnliche Anſtalten durch verſchiedene Edicte gegründet; im J. 1710 nicht weniger als zwanzig. Beym Anfange der Revolution war die Zahl der Conſulate bereits auf 77 angewachſen. Übrigens wurden die *Juges-consuls* nicht als königliche Richter betrachtet, ſondern erhielten ihre Anſtellung, ohne Zuthun des Königs, bloſs durch freye Wahl der Kaufleute.

Colbert, der Schöpfer des Handels und der Manufacturen Frankreichs, ward auch der Schöpfer neuer Handelsgeſetze. In der Ordonnanz vom J. 1667, wodurch er dem Gerichts- und Proceſs-Weſen Frankreichs eine neue Geſtalt gab, beſtimmte er zuerſt Tit. 16 die Formen des Handelsproceſſes genauer. Hierauf erfolgte im J. 1673 die *Ordonnance du commerce*, und dann im J. 1681 die *Ordonnance de la marine.* Dieſe drey Ordonnanzen, die einen univerſellen Einfluſs auf die Geſetzgebung von ganz Europa gehabt haben, und die von neuem die Grundlage des Napoleoniſchen *Code de commerce*, ſo wie der dazu gehörigen Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten (welche ihren Platz im *Code de procédure civile* gefunden hat) geworden iſt, geben ein Beyſpiel, wie die Geſetze früherer Zeiten neben den Einſichten neuerer Geſchlechter benuzt werden können; ein Beyſpiel, welches wir im *Code de commerce* wiederholt ſehen. Die Rechtsgeſchichte wird die Genealogie dieſes neuen Codex rückwärts, durch das Mittelalter und deſſen Rechtsmonumente hindurch, an die früheſten Zeiten des Alterthums, wo durch Handel Handelsrecht entſtand, anzuknüpfen haben. — Was ſeit jenen Ordonnanzen bis zur Revolution für die Handelsgeſetzgebung geſchah, iſt unbedeutend.

Durch die Declaration vom 15 Dec. 1722 erhielten die *Juges-consuls* das Recht, auch bloſse Kaufleute, die nicht Richter waren, zuzuziehen, um auf dieſe Weiſe der Gefahr einer ſchiefen Beurtheilung der Handelsſachen aus Mangel an Sachkenntniſs noch ſicherer zu entgehen. Und auf dieſes Recht erkannte noch der Caſſationshof in den Arrets vom 22 Frim. IX, und 13 Vend. X.

Im J. 1790 erfuhr das Gerichtsweſen in allen ſeinen Theilen, durch das wichtige Revolutionsgeſetz v. 24 Auguſt, eine gänzliche Veränderung. Den unter den Namen der *Cours*, *Préſidiaux*, *Bailliages*, *Sénéchauſſées* und unter mancherley anderen Benennungen hergebrachten Juſtiz-Behörden ward die Eigenſchaft von Tribunalen beygelegt, und ihre Attributionen wurden von neuem geſetzlich fixirt. Dieſe Veränderung erſtreckte ſich auch mit auf die conſulariſchen Juſtizſtellen (*Justices consulaires*), aus

welchen man gleichfalls Handelsgerichte (*Tribunaux de commerce*) machte, mit dem Vorbehalte: „*à faire un réglement particulier pour déterminer d'une manière précise l'étendue et les limites de la compétence des juges de commerce.*" Ferner verordnete dieſes Geſetz, daſs das Civilgericht, wenn es in einem Arrondiſſement an einem Commerz-Tribunal fehle, die Handelsſachen, mit Beobachtung der dafür vorgeſchriebenen Formen bearbeiten, — daſs es mit der Wahl der Richter-Conſulen ferner, wie bisher, gehalten, — daſs ein Commerz-Tribunal in den Städten, wo es die Departements-Adminiſtration nöthig finde, errichtet, — und endlich daſs von den Handelsgerichten bis auf die Summe von 1000 Franken in letzter Inſtanz geſprochen werden ſolle. Die Zahl der Richter ward für jedes Handelstribunal auf fünf geſetzt, zu welchen, nach einer ſpäter gegebenen Erlaubniſs, noch vier Suppleanten hinzukamen. Aber ſowohl die Richter als die Suppleanten, hieſs es, ſollen aus der Zahl der Kaufleute, Banker, Manufacturiſten, Schiffsrheder und Schiffscapitäne gewählt werden. Auch kündigte bereits dieſes Geſetz einen *Code de commerce* an, der aber, wie der gleichfalls ſchon in der Conſtitution vom J. 1791 angekündigte Civil-Codex, durch die ganze Revolution hindurch ein Ziel fruchtloſer Beſtrebungen blieb. „*La raison d'un grand nombre essaya sans succès ce que la volonté d'un seul a fait depuis sans effort.*"

Kaum aber hatte *Napoleon* die Zügel der Regierung ergriffen, als durch ein Arrete der Conſulen vom 13 Germ. IX (1801) eine Commiſſion zur Entwerfung eines Commerz-Codex ernannt wurde. Bereits am 13. Frim. X, alſo ehe noch ein Jahr verlaufen war, (dieſen Tag gaben die Redner des Staatsraths in der geſetzgebenden Verſammlung an. *Legras* hingegen, einer der Redactoren und Reviſoren des *C. d. C.*, in der Vorrede zu ſeinem *Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce* — Paris 1807. 8. — nennt den 14 Frim.) überreichten die Mitglieder dieſer Commiſſion, *Gorneau*, *Vignon*, *Boursier*, *Legras*, *Vital-Roux*, *Coulomb* und *Mourgues*, der Regierung den von ihnen redigirten Entwurf, welche ihn drucken, und an die Handelstribunale und Handelskammern, (*Conseils et Chambres de commerce*), wie auch an die Appellations-Tribunale und an den Caſſationshof, damit ſie ſämmtlich ihre Bemerkungen darüber liefern möchten, verſenden lieſs. Ja ſelbſt einzelne aufgeklärte und erfahrene Kaufleute und Rechtsgelehrte wurden zur Mittheilung ihrer Bemerkungen veranlaſst. Wir führen hier nur die *Observations critiques sur le Projet de Code de commerce par M. Estrivier, ancien jurisconsulte d'Aix* zum Beyſpiele an.

Dieſe Verſendung an genannte Behörden geſchah vorzüglich für einen gedoppelten Zweck. Erſtlich, daſs die Rechtsſätze des Entwurfs an den in der Praxis der Gerichtshöfe vorgekommenen einzelnen Fällen geprüft, und danach, hier in der Sache ſelbſt, dort wenigſtens in der Faſſung, berichtiget würden; ohne daſs es jedoch die Abſicht war, diejenigen Rechtsſätze, welche ſich bey der Entwickelung und Anwendung jener Rechtsſätze auf Einzelnheiten ergeben hatten, mit in das Geſetz aufzunehmen. Für dieſen Zweck ſind eine Menge Bemerkungen von den Tribunalen eingekommen. Der andere Zweck war, daſs die provinciellen und localen Rechte zur Notiz der Legislatur kämen, und zwar ſogleich mit einer ſachverſtändigen Würdigung derſelben im Verhältniſs zu dem allgemeinen Rechte des Entwurfs. Denn nach dem Plane des *C. d. C.* war es durchaus nothwendig, das Allgemeine zum Theil aus dem Provinciellen auszuwählen, und dagegen das nicht Ausgewählte unter der Vorherrſchaft des Allgemeinen zu Grunde gehen zu laſſen. Man hat ſich aber vor der Meinung zu hüten, als ſeyen alle Vorſchläge der Tribunale, die man Bedenken getragen hat, in den *C. d. C.* aufzunehmen, hiemit für irrig und falſch erklärt worden. Die Tribunale haben häufig nur weitere Entwickelungen und Folgerungen aus den Rechtsprincipen vorgeſchlagen, die man, nach dem bloſs auf das Allgemeine gerichteten Plan des *C. d. C.*, nicht aufnehmen konnte, während man ihnen nicht gerade ihre Richtigkeit ſtreitig machen wollte.

Je reichlicher aber die gewünſchten Bemerkungen von allen Seiten einlieſen, deſto beſchwerlicher ward ihre Benutzung. Denn ſo viele Kammern und Tribunale es gab, von welchen Bemerkungen eingekommen waren, eben ſo viele abgeſonderte Arbeiten bildeten ſich über den Entwurf. Die Miniſter der Juſtiz und des Inneren veranſtalteten daher eine Sammlung dieſer einzelnen Arbeiten, welche im J. XI unter dem Titel: *Observations des tribunaux de cassation et d'appel, des tribunaux et conseils de commerce — — sur le Projet de Code du commerce*, aus der damaligen Druckerey der Republik, in zwey Quartbänden, von welchen der letztere wieder in zwey Theile, nebſt einem Anhang und Regiſter, zerfällt, hervorging.

Sollte jedoch, zur weiteren Vervollkommnung des von der Commiſſion gelieferten Entwurfs, der gehörige Nutzen aus dieſer unermeſslichen Sammlung gezogen werden: ſo bedurfte es ferner einer vorgängigen Analyſe derſelben; wobey es vorzüglich auf zweyerley ankam: erſtlich, die ganze Maſſe nach der Artikelfolge des Codex zu ordnen, und ſodann alles das, was von der Maſſe auf jeden einzelnen Artikel des Codex bey jener Anordnung gekommen war, in eine leichte und bequeme Überſicht zu bringen. Mit Hülfe einer ſolchen Analyſe war man dann im Stande, den redigirten Entwurf zu dem Ende nochmals zu *revidiren*, um darin die Veränderungen und Verbeſſerungen vorzunehmen, wozu die ſo lehrreichen und ſo reichlich eingegangenen Bemerkungen der Commerz-Kammern und Tribunale Veranlaſſung geben konnten.

Wer ſollte ſich aber dieſer Arbeit unterziehen, da die im J. IX ernannte Commiſſion mit Lieferung des redigirten Entwurfs erloſchen zu ſeyn glaubte? — Unter ſolchen Umſtänden unternahmen drey der ſchon genannten Redactoren, *Gorneau*, *Legras*

Digitized by Google

und *Vital-Roux*, eben ſo einſichtsvolle Rechtsgelehrte als Kaufleute, aus eigenem Antriebe und aus Eifer für die gute Sache, das verdienſtliche, aber mühſelige Geſchäft. Sie ſuchten bey den kaiſerlichen Miniſtern um die Erlaubniſs nach, die Reviſion des Entwurfs auf eigene Koſten zu beſorgen; wozu ſie auch von dieſen nicht bloſs autoriſirt, ſondern noch beſonders aufgemuntert wurden. Bey der hierauf mit vollem Eifer angefangenen Arbeit zogen ſie gleichwohl die Hnn. *Vignon* und *Bourſier* mit zu Rathe, benutzten dabey auch alles, was ſowohl franzöſiſche Schriftſteller, als auch die Legislationen anderer Völker Europas, Nützliches für ihren Gegenſtand darboten. So ſetzten ſie die Regierung in den Stand, bereits im J. XI den Druck des revidirten Handelscodex zu verordnen, der hernach den Meditationen des Miniſters des Inneren bey der Discuſſion des Codex im Staatsrathe zur Grundlage diente. (*Regnaud de St. Jean d'Angély* legte, als Redner der Regierung in der geſetzgebenden Verſammlung, die Reviſion des C. d. C. den *ſämmtlichen* Redactoren des Entwurfs bey. Es iſt das aber offenbar ein Irrthum. Die von dieſem Redner mitgetheilte Redactionsgeſchichte iſt ſowohl in dieſem, als auch in einigen anderen Puncten von einem ſpäter aufgetretenen Redner, dem Staatsrath *Maret*, bey Motivirung des 11, 12, 13 und 14 Titels des 2 Buches, berichtiget worden.)

Dieſer revidirte Entwurf, in Begleitung theils der Analyſe, als des Schlüſſels zur Reviſion, theils des erſten Entwurfs, als des eigentlichen Gegenſtandes der Reviſion, erſchien im Druck unter dem Titel: *Revision du Projet de Code de Commerce précédée de l'analyse raisonnée des observations du tribunal de cassation, des tribunaux d'appel et des tribunaux et conseils de commerce, par les sieurs Gorneau, Legras et Vital-Roux, membres de la commission du Code de Commerce.* (Paris, aus der Druckerey der Republik. 1803. 4.)

Nach vollendeter Reviſion trat in der Entſtehungsgeſchichte des C. d. C. noch ein intereſſanter Zeitpunct zur weiteren Vervollkommnung des Werks, und inſonderheit des darin enthaltenen vierten Buches, dadurch ein, daſs die bis dahin zu dem C. d. C. gezogene Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten in das zum *Code de procédure civile* gehörige Geſetz vom 14 Apr. 1806 hinüber genommen wurde. Denn als der C. d. P. c. vom 1 Jan. 1807, und mit ihm folglich auch das Geſetz vom 14 Apr. 1806, in Kraft getreten war: ſo zeigten ſich bey der Anwendung dieſes Geſetzes manche Gelegenheiten zu Bemerkungen, welche ſich bey dem noch in der Discuſſion befindlichen C. d. C. benutzen lieſsen. In dieſer Zwiſchenzeit ſchrieb *Legras* ſeinen Commentar über den Titel des C. d. P. c. von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, und er machte darin hin und wieder Bemerkungen, von welchen es wohl nicht zu leugnen iſt, daſs ſie auch nach bereits vollendeter Reviſion des C. d. C. von Einfluſs auf deſſen viertes Buch geweſen ſind.

Die wichtigſten Schickſale ſtanden aber dem Entwurfe nun noch in den mancherley Discuſſionen bevor, denen er ſich, wie vor ihm der C. N. und der C. d. P. c., theils bey dem Staatsrathe, theils bey den beiden, mit der geſetzgebenden Gewalt bekleideten Verſammlungen, dem legislativen Corps und dem Tribunate, noch zu unterwerfen hatte.

Zuerſt kam der Entwurf, auf Befehl des Kaiſers, zur geheimen Discuſſion (*Discussion particulière*) im Staatsrath. Da der Kaiſer während dieſer Discuſſion gerade im tiefen Norden abweſend, und daher nicht ſelbſt, wie bey dem C. N., dabey den Vorſitz im Staatsrathe zu führen im Stande war: ſo ſtand der Miniſter des Inneren an der Spitze dieſer Angelegenheit; jedoch, der ungeheuren Entfernung ungeachtet, unter der unmittelbaren oberen Leitung des Kaiſers. „*La sagesse dirigeait, des bords de la Vistule, le travail d'une loi nouvelle, destinée à donner le Code commercial à l'Europe*", ſagte der Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély*, als Redner der Regierung in der geſetzgebenden Verſammlung. In der That ſchien es auch für den Kaiſer eine kaum abgebrochene und ſeinem Geiſte noch friſch gegenwärtige Arbeit zu ſeyn, welche er bloſs fortſetze, als er, gleich den erſten Tag nach ſeiner Zurückkunft in Paris, den Entwurf des Codex einer neuen Discuſſion und einer Art von allgemeiner Reviſion in ſeiner Gegenwart unterwerfen lieſs.

Bis jetzt ſind zwar die Protocolle dieſer Discuſſion des Staatsraths noch nicht im Druck erſchienen, und es geht folglich noch das vorzüglichſte Hülfsmittel zur Erläuterung des C. d. C. ab. Man erfährt aber aus dem pariſer *Moniteur* (1808. No. 28), daſs das Publicum dieſe Protocolle von Hn. *Locré*, alſo von dem, der ſie ſelbſt führte, und auch zuerſt die *Discussion du C. N.* herausgab, unverzüglich zu erwarten habe.

Auf die geheime Discuſſion des Staatsraths folgte ſodann die öffentliche oder feyerliche, in den Vorträgen der Redner des Staatsraths und des Tribunats vor der geſetzgebenden Verſammlung, während mehrerer hinter einander gehaltener Sitzungen. Von den Vorträgen der Redner des Staatsraths erſchien eine Ausgabe, als Zubehör der officiellen Ausgabe des Codex ſelbſt, unter dem Titel: *Exposé des motifs du Code de Commerce, presenté au corps législatif par MM. les orateurs du gouvernement, dans les séances des 1, 2, 3, 4, et 8 Sept. 1807, pour faire suite et servir de commentaire à l'édition officielle du Code de commerce. A Paris, chez Galland.* 1807 in 4. Die Vorträge der Redner des Tribunats ſind gleichfalls gedruckt worden.

Der C. d. C. ward jedoch der geſetzgebenden Verſammlung nicht in der Form eines Codex, ſondern, wie der C. N., in einer Reihe einzelner Geſetzvorſchläge vorgelegt, die ſodann auch zu verſchiedener Zeit, jeder für ſich, als einzelne Geſetze decretirt, und hierauf, ohne daſs der Senat auch nur ein einziges Mal Urſache gehabt hätte, von dem ihm durch das organiſche Senatusconſult vom 28 Flor. XII. Art. 71 ſqq. verliehenen Rechte der Einſprache

Digitized by Google

gegen die von der legislativen Verſammlung decretirten Geſetzentwürfe Gebrauch zu machen, promulgirt wurden. Dagegen verfuhr man bey dem *C. d. C.* in dem Stücke anders, als bey dem *C. N.*, daſs man die Dispoſitionen des *C. d. C.* nicht ſogleich einzeln und ſucceſſiv, in der Ordnung, worin ſie decretirt und promulgirt wurden, ſondern ſämmtlich mit Einem Male, in Ausführung treten lieſs. Das Geſetz vom 15 Sept. 1807 verordnete Art. 1: „*Les diſpoſition du Code de commerce ne seront exécutées qu'à compter du 1er Janvier* 1808."

Die *Form* eines Codex verdankt der *C. d. C.* nicht der geſetzgebenden Verſammlung, ſondern der Regierung. Er iſt, wie der *C. N.*, aus dieſer Verſammlung in einer Reihe einzelner, für ſich decretirter und promulgirter Geſetze hervorgegangen, und es iſt dem Rec. auch kein Geſetz bekannt, welches *nachher* (wie dieſes in Anſehung des *C. N.* durch das Geſetz vom 30 Vent. XII geſchehen iſt,) über die Verbindung dieſer einzelnen Geſetze zu einem Ganzen in der Form eines Codex etwas verfügt hätte. Denn das ſchon angeführte Geſetz vom 15 Sept. 1807 beſtimmt nur den Vollziehungstermin des Codex, und das Verhältniſs deſſelben zu den älteren Handels-Geſetzen.

Daſs übrigens dieſes Verhältniſs zu den älteren Rechten und Geſetzen bey dem *C. d. C.*, gerade wie bey dem *C. N.*, durch ein beſonderes, *auſser* dem eigentlichen Codex liegendes Geſetz regulirt worden iſt, verdient bey beiden Codicibus, inſonderheit auf den Fall ihrer Reception in Deutſchland, als wichtig und folgereich bemerkt zu werden. Bey dem *C. d. P. c.* iſt die Beſtimmung des Verhältniſſes zu den älteren Geſetzen *in dem Codex ſelbſt* mit enthalten.

Iſt nun die Bemerkung richtig, daſs die geſetzgebende Verſammlung weder den *C. N.*, noch den *C. d. C.*, *in der Form eines Codex* decretirt hat, indem von der legislativen Gewalt die Dispoſitionen des erſteren nur erſt nach geſchehener Decretirung, des letzteren aber gar nicht, ſondern nur allein von der Regierung, als Codex ſanctionirt worden ſind: ſo folgt, daſs es von dem Inhalte beider Codicum gedoppelte handſchriftliche Originale geben muſs: eins, in welchem der Inhalt in der Form der einzeln decretirten Geſetze, das andere, in welchem er in der Form eines Codex zu finden iſt. Genau genommen kann aber das letztere nur für eine von der Regierung zum Behufe der Vereinigung der einzelnen Geſetze zu einem Codex beſorgten Copey gelten, welche von den einzelnen Geſetzen, ſo wie ſie in der geſetzgebenden Verſammlung decretirt wurden, genommen werden muſste, ſo daſs folglich von dem Inhalte beider Werke, *in der Form von Codicibus*, überall gar kein eigentliches Original exiſtirt.

Man fragt daher mit Recht, nach welcher Handſchrift iſt der Inhalt der Codicum abgedruckt worden? Die unmittelbar nach der Decretirung der einzelnen Geſetze heftweiſe erſchienenen Abdrücke ſind unfehlbar nach den in der Form der einzelnen Geſetze vorhandenen eigentlichen Originale beſorgt worden, welche in dem Archive des Senats, wohin die von der geſetzgebenden Verſammlung decretirten Geſetzentwürfe, nach Vorſchrift des organiſchen Senatusconſults vom 28 Flor. XII, Art. 69, zu bringen ſind, geſucht werden müſſen. Dahingegen ſind die Ausgaben, in welchen die Codices, *als ſolche*, erſchienen ſind, unſtreitig nach der Handſchrift des förmlichen Codex, die nur der Form, nicht aber dem Inhalte nach für ein Original gelten kann, und die in den Archiven der Regierung geſucht werden muſs, abgedruckt worden. Daher hat auch wohl der Titel der Ausgabe des *C. d. C.* den ausdrücklichen Zuſatz: „*collationné ſur les regiſtres du conſeil d'état.*" Daſs es aber mit den Ausgaben des *C. N.*, worin der Inhalt deſſelben als Codex ſich zeigt, eine gleiche Bewandtniſs habe, wird man ſogleich gewahr, wenn man das, was wegen Ausfertigung und Beſiegelung der von der geſetzgebenden Verſammlung decretirten Geſetze durch das organiſche Senatusconſult vom 28 Flor. XII Art. 137 ſqq. vorgeſchrieben wird, mit der Unterſchrift und Beſiegelung, ſo wie ſelbige ſich unter der officiellen Ausgabe des *C. N.* findet, vergleichen will.

Aber auch abgeſehen von dem Unterſchiede zwiſchen der gedoppelten Form, worin der Inhalt des *C. N.* exiſtirt, zeigt ſich ferner noch eine kleine Verſchiedenheit des Textes darin, daſs die Artikel deſſelben nicht auf einerley Weiſe gezählt werden. In den zuerſt in das Publicum gebrachten Ausgaben fingen die Artikel eines jeden der vier Bücher mit einer friſchen Zahlenreihe an. Dieſe Einrichtung aber, auch von den Rednern des Staatsraths und des Tribunats bey Motivirung der einzelnen Geſetzvorſchläge zum Grunde gelegt, ward hernach dadurch zurück genommen, daſs man eine officielle Ausgabe mit einer durch das Ganze fortlaufenden Zahlenreihe der Artikel erſcheinen lieſs.

Obige kurze Darſtellung der Geſchichte des *C. d. C.* läſst ſchon erwarten, daſs das Werk, gegen ſeinen erſten Entwurf gehalten, noch ſehr bedeutend verbeſſert worden iſt. Dieſe Erwartung findet ſich auch bey genauerer Vergleichung vollkommen beſtätiget. So z. B. ſieht man die Wirkungen der Reviſion und Discuſſion bey dem *C. d. C.*, gerade wie bey dem *C. N.*, ſowohl beym Anfange als bey dem Schluſſe des Codex: bey dem Anfange, weil man die allgemeinen Dispoſitionen, womit der Entwurf begann, theils anderwärts einſchob, theils gänzlich ſtrich; bey dem Schluſſe, weil man das dritte und vierte Buch, die anfangs Eins ausmachten, von einander trennte. — Die Redactoren hatten zu den beiden Societäts-Arten, die in der Ordonnanz vom J. 1673 vorkommen, nämlich der *Société générale* und der *Société en commandite*, noch zwey andere, die *Société des actions* und die *Société en participation*, hinzugefügt. Man lieſs aber bloſs die drey erſten Arten der Societät ſtehen, und ſtrich die letzteren, *parce que la société en participation n'eſt qu'un acte paſſager, qu'une convention qui s' applique à un objet unique, et ne repoſe pas ſur les mêmes baſes, ne peut avoir les mêmes résultats que les trois autres genres d'aſſociation.*" —

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortſetzung der Recenſion
des
Code de Commerce.

Im Artikel 298 iſt der zweyte Paragraph hinzugekommen. — Die Redactoren hatten alle Vindicationen aus der Concursmaſſe verworfen. Man ſchlug hernach aber Art. 576 u. ff. einen Mittelweg ein. — Am bedeutendſten war die Veränderung, daſs man die Materie von dem Verfahren bey den Handelsgerichten, die ſowohl im Entwurfe des *C. d. C.*, als auch noch in deſſen Reviſion ſtand, zum *C. d. P. c.* hinüber nahm. — Im Ganzen iſt es vorzüglich das dritte Buch, welches ſeit ſeinem Entwurfe den Handelskammern und Handelstribunalen, ſo wie inſonderheit der Discuſſion des Staatsraths, viel zu verdanken hat. Bey den meiſten hier angebrachten Veränderungen hatte man den Zweck, die bereits im Entwurfe gewählten Mittel, „*pour arrêter le scandal public de ces banqueroutes audacieuses et répétées, qui laissaient tant de coupables sans honte et tant de victimes sans ressources et sans vengeance,*“ noch mehr zu ſcharfen.

Ziemlich zu gleicher Zeit mit dem *C. N.* in ſeiner Idee aus der Revolution entſproſſen, weniger, als der *C. N.*, durch die Legislation der Revolutionsperiode vorbereitet, dagegen aber von ſeinem erſten Entwurfe an noch vielfaltiger, als der *C. N.*, erwogen und geprüft, auch gegen die drey zur Zeit hervorgetretenen Codices, da er unter ihnen der letzte war, in mancher Hinſicht in Vortheil geſetzt, hat endlich der *C. d. C.* in Frankreich ſeit dem 1 Jan. 1808 zu gelten angefangen.

Plan und Umfang des Code de commerce.

Was ſich über den Plan des *C. N.* überhaupt ſagen läſst, das gilt im Ganzen auch von dem *C. d. C.* Alle die Vorzüge, die man dem *C. N.* als Folgen ſeines Plans beylegt, kann man mit gleichem Rechte von dem Handelscodex behaupten. Auch dieſer Codex ſchlieſst ſich an den Geiſt unſerer Zeit an, ohne ſich jedoch unnöthiger Weiſe von dem Alten zu entfernen; auch er ſetzt ſo Manches in rechtliche Gewiſsheit, was bisher ein Spiel der Controverſen und eines ſchwankenden Gerichtsgebrauches war; auch er verſchafft zu ſeinem Theile in civilrechtlicher Hinſicht die erfoderliche Einheit, und iſt mit Hülfsmitteln umgeben zur Sicherung derſelben auf die Dauer; auch er trägt das Seinige dazu bey, der Rechtsverwaltung einen rationellen, und dabey eben ſo feſten als richtigen Gang zu geben, dadurch, daſs er ſie nicht von einzeln entſchiedenen Fällen, ſondern von Principien abhängig macht, und zwar von ſolchen, deren Zwecke und Motive eines Theils durch den Mund der Regierung ſelbſt bekannt gemacht, und die anderen Theils auf den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge mit Weisheit berechnet worden ſind; auch er hat im Ganzen mehr die Tendenz einer formalen Verbeſſerung, als einer materialen Neuerung; auch er weiſt dem Civilrechte zu ſeinem Theile den richtigen Platz gegen den Staat an. — Es liegt uns aber hier ob, den Plan des *C. d. C.* im Einzelnen zu zergliedern.

I. Der Plan des *C. d. C.* geht nicht auf das Handelsrecht überhaupt, ſondern nur auf den civilrechtlichen Theil deſſelben. Hierin unterſcheidet er ſich von der *Ordonnance du commerce* vom J. 1673, und inſonderheit auch von der *Ordonnance de la marine* vom J. 1681. In der letzteren finden ſich Dispoſitionen, hier im Fache der öffentlichen Adminiſtration, z. B. über den Unterricht und die Prüfung der Schiffer; dort im Fache der militäriſchen Organiſation der Marine, z. B. über die Attributionen des Groſsadmirals; — hier im Fache der Policey, z. B. über die Stellung und Anlegung der Schiffe in den Häfen und auf den Rheden; dort im Fache der höheren Politik, z. B. über das Recht, in die Häfen einzulaufen, daſelbſt zu verbleiben und Waaren einzuführen. Nach dem Beyſpiele dieſer Ordonnanzen hielt der Entwurf des *C. d. C.* gleichfalls nicht ſtreng die Schranken des Civilrechts; in der Discuſſion ward er aber darauf mehr zurück gebracht. Nur im vierten Buche finden ſich mehrere Dispoſitionen, welche nicht civiliſtiſcher Art ſind; ſo daſs beym *C. d. C.* eben ſo das Ende, wie bey dem *C. N.* der Anfang, wegen des Präliminar-Titels von den Geſetzen, nicht rein civiliſtiſch genannt werden kann.

Dagegen läſst ſich nicht behaupten, daſs der *C. d. C.* den civiliſtiſchen Theil des Handelsrechts ſeinem ganzen Umfange nach begreife. Denn es fehlt darin die wichtige Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, welche zwar im Entwurfe des *C. d. C.*, ſowohl in ſeiner erſten als revidirten Geſtalt, ihren gehörigen Platz mit bekommen hatte, aber hernach, wie ſchon oben bemerkt worden, unerach-

tet der von mehreren Appellations-Tribunalen, namentlich von denen zu Aix und Rennes, dagegen gerichteten Bemerkungen, daraus verdrängt, und in den *C. d. P. c.* gezogen ward, woſelbſt ſie ſich Art. 414 bis 442 noch gegenwärtig befindet.

Von der anderen Seite erſtreckt ſich der Plan des *C. d. C.* nicht weiter in das Civilrecht hinein, als da, wo eine Anwendung des letzteren auf Handelsſachen in Frage iſt. Der *C. d. C.* ſchweift namentlich nicht in das *allgemeine* Civilrecht ab, wodurch er ungebührlicher Weiſe Eingriffe in das Gebiet des *C. N.* thun würde. Auch hierin hat es der *C. d. C.* genauer genommen, als die *Ordonnance de la marine* vom Jahre 1681. Letztere befaſst ſich z. B. auch mit der Lehre von den zur See errichteten Teſtamenten, deren ſich der *C. d. C.* nicht angemaſst, ſondern die er dem *C. N.* überlaſſen hat.

Für den nicht civiliſtiſchen Theil des Handels- und See-Rechts, und namentlich für das Völkerſeerecht, ſoll erſt noch in der Folge in Frankreich, und von Frankreich aus, für andere Staaten geſorgt werden. Die Fingerzeige dazu giebt der Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély*, als Redner der Regierung zur Motivirung des *C. d. C.*, in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung am 1 Sept. 1807: „*Dans un autre tems*, ſagt er, *bientôt peut-être, les autres dispositions de l'ordonnance de la marine pourront être soumises à leur tour à une utile révision. Bientôt le génie vengeur du droit des gens sur le continent vengera aussi le droit des gens sur les mers; et le monde, l'empire français du moins, lui devra le bienfait d'un acte de navigation, que des miniſtres sans pudeur ne feront plus déchirer par un peuple de pirates.*" Mittlerweile bleibt es in dieſen Regionen des Handelsrechts beym Alten, d. h. bey der Ordonnanz v. J. 1681, und bey einigen neueren, über einzelne Gegenſtände beſonders gegebenen Geſetzen.

So iſt es denn alſo wohl nur bis auf einen gewiſſen Grad richtig, was von dem eben gedachten Redner des Staatsraths zur Empfehlung des *C. d. C.* beſonders mit bemerkt worden iſt, daſs nämlich der Kaufmann in dem *C. d. C.* die Geſetze vollſtändig beyſammen habe, unter welchen er bey Treibung ſeines Geſchäfts ſtehe. Allerdings iſt durch Zuſammenſchmelzung mehrerer Geſetze, und vorzüglich der beiden Ordonnanzen vom J. 1673 und 1681, in ein wohl geordnetes Ganzes, in dieſer Hinſicht ein Bedeutendes geſchehen. Allein für eine vollſtändigere Erreichung dieſes Zwecks vermiſst man vorzüglich in dem *C. d. C.* den in den *C. d. P. c.* gezogenen Titel von dem Verfahren vor den Handelsgerichten. Für eben dieſen Zweck hätte man auch wünſchen mögen, daſs die Publication des *C. d. C.* bis zur neuen Regulirung des Völkerſeerechts noch hätte ausgeſetzt bleiben können.

Es iſt aber hier der Fall vorhanden, daſs man beſſer thut, den Werth jenes Zwecks nicht anzuerkennen, als das unvollſtändige Gelingen in der Erreichung deſſelben zu bedauern. Denn eines Theils hat der Kaufmann an dem bloſsen *C. d. C.*, und wenn er auch noch ſo vollſtändig wäre, dennoch nicht genug, weil dieſer Codex in unzertrennlicher Verbindung der Grundſätze mit dem *C. N.* und dem *C. d. P. c.* ſteht. Anderen Theils hat es bereits in Frankreich nicht an Rechtsgelehrten gefehlt, welche für den Handelsſtand eigene Ausgaben des *C. d. C.* geliefert, und darin den Codex von allen Seiten für das beſondere Bedürfniſs dieſes Standes in Noten und Zuſätzen zu completiren geſucht haben. Wir möchten vielmehr ein gröſseres Gewicht darauf legen, daſs die Handelsgeſetze dem Kaufmanne in dem *C. d. C. unvermiſcht*, als obſchon ihm darin nicht ganz vollſtändig gegeben worden ſind.

II. In einem anderen Betrachte iſt der Plan des *C. d. C.* auf das Handelsrecht nur in ſo weit gerichtet, als daſſelbe für ganz Frankreich gelten ſoll, als es folglich den Charakter der geographiſch-politiſchen Allgemeinheit hat. Das Provincielle und Locale iſt davon ausgeſchloſſen. Auch dieſe Eigenſchaft hat der *C. d. C.* mit dem *C. N.* und dem *C. d. P. c.* gemein. (Eine beſondere Ausnahme macht hier jedoch der *C. d. C.* im Art. 11 des vierten Buchs, wo etwas, was nur allein die Stadt Paris angeht, verfügt wird.) Der Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély* bemerkte bey Motivirung des *C. d. C.* in der geſetzgebenden Verſammlung: *Il est d'une haute importance de fondre dans un système commun, les usages et la jurisprudence de la métropole et des pays réunis, de faire disparaître l'influence de ces arrêts de réglements émanés des parlements, et qui formaient une seconde législation au sein de la législation primitive; d'effacer la trace des règles établies par les coutumes locales, par les lois municipales, premier bienfait et dernier inconvénient de notre ancienne législation civile.*"

Zu dem Ende gab es dreyerley Maſsregeln, welche bey Verfertigung des *C. d. C.* eingeſchlagen werden konnten. Entweder man ſchöpfte den Inhalt des Codex aus ſolchen Geſetzen und Rechtsquellen, die ſchon allgemein gültig waren; oder man erhob locale und provincielle Rechte, dadurch, daſs man ſie in den *C. d. C.* aufnahm, zu dem Anſehen von allgemeinen; oder endlich man entwarf für den *C. d. C.* ganz neue Dispoſitionen, die in Frankreich bisher weder als allgemeines, noch als provincielles oder locales Recht gegolten hatten. Der erſte Fall findet ſich z. B. bey dem, was aus den beiden Ordonnanzen von 1673 und 1681 in den *C. d. C.* gefloſſen iſt; der zweyte, bey mehreren ſtatutariſchen Rechten der Stadt Paris, welche vorzugsweiſe beym Codex berückſichtiget worden ſind; der dritte, bey den meiſten Dispoſitionen in den Materien von den Fallimenten und Concurſen.

Mit dieſer Allgemeinheit hatte es bey dem *C. d. C.* weit weniger Schwierigkeit, als bey dem *C. N.*, weil Frankreich ſchon vorher im Ganzen an den beiden Ordonnanzen ein allgemeines Handelsrecht hatte, und ſich in dieſen Ordonnanzen bereits ein reichhaltiges Material zur Benutzung für den *C. d. C.* dar-

Digitized by Google

bot: da hingegen ſich Frankreich in Anſehung des Legislationsgebiets des C. N. in zwey Theile, in die Provinzen des römiſchen und des vaterländiſchen oder gewohnheitsmäſsigen Rechts, abſonderte, es auch mit Ordonnanzen und anderen allgemeinen Geſetzen weniger verſehen war, welche beym C. N. hätten zum Grunde gelegt werden können; ſo daſs folglich die volle Unmöglichkeit vorhanden war, in und mit dem C. N. ein allgemeines Recht für ganz Frankreich zu gründen, ohne den einen Theil der Nation dem anderen in Hinſicht ſeiner Rechte und Geſetze, wiewohl zum Beſten des Ganzen, aufzuopfern. Bloſs die zu Frankreich neu hinzugeſchlagenen Provinzen bekamen in dem C. d. C., auch in dem Theile, welcher aus jenen beiden Ordonnanzen geſchöpft war, ein neues Recht.

Folge der beabſichtigten Allgemeinheit für ganz Frankreich war es bey dem C. d. C., wie bey dem C. N., daſs alles das daraus wegbleiben muſste, was ſich nur nach Localitäten zweckmäſsig beſtimmen läſst. Daher z. B. die Zahl der Richter und der Handelstribunale im C. d. C. nicht feſtgeſetzt worden, ſondern es dem Kaiſer überlaſſen geblieben iſt, dieſerhalb jeden Orts das Nöthige zu verfügen (Art. 615 — 617). Eben daher rührt es ferner, daſs der C. d. C. über ſo manche Dinge auf künftige, beſonders zu machende Regulative verweiſet, ſtatt darüber ſelbſt zu verfügen. So werden z. B. über den Handel mit Staatspapieren (Art. 90), über die Loskaufung der Gefangenen (Art. 269), über die Gebühren der Agenten des Creditweſens (Art. 484) u. ſ. w. noch eigene Reglements erſcheinen.

Für die *Erhaltung* des C. d. C. in ſeiner Allgemeinheit wird dadurch vorzüglich mit geſorgt, daſs man den Caſſationshof ſich auch über die Handelsſachen erſtrecken läſst; wodurch das Entſtehen neuer Spaltungen und Ungleichheiten in der Praxis des Handelsrechts, auf die bekannte Weiſe, und nach dem bekannten Zwecke dieſes oberſten Juſtizhofes, möglichſt verhindert wird. Zwar ſagt weder der C. d. C., noch der von dem Verfahren vor den Handelsgerichten handelnde Titel des C. d. P. c. (Art. 414 — 442), nur ein Wörtchen davon, daſs der Caſſationshof auch für die Handelsſachen mit exiſtire. Dieſes Stillſchweigen darf aber nicht auffallen und darf nicht zur Widerlegung jener Behauptung gebraucht werden, da die Rechtsmaterie vom Caſſationshofe überall auſser den Grenzen, ſowohl des C. d. P. c. als auch des C. d. C. und des C. N., liegt. Dieſe Materie iſt vielmehr aus *eigenen* darüber vorhandenen Geſetzen zu ſchöpfen, welche wegen der Richtigkeit jener Behauptung keinen Zweifel laſſen. Auch wird letztere ausdrücklich beſtätiget durch den *Traité succint, du pourvoi en cassation, en réglement de juges etc.*, welcher dem erſten Bande der *Jurisprudence de la cour de cassation* von *Sirey* vorgedruckt iſt, wo es S. V heiſst: „*le pourvoi en cassation est recevable, en général, contre les arrêts ou jugemens définitifs et de dernier ressort, rendus par les cours d'appel et par les tribunaux d'arrondissement ou de commerce.*"

Übrigens hat man ſich zu hüten, die Allgemeinheit des C. d. C. ſo zu deuten, als ſollten neben dieſem Codex durchaus keine provinciellen oder localen Rechte und Geſetze weiter mehr Statt finden. Vielmehr giebt es einen gedoppelten Fall, in welchem letztere mit der Allgemeinheit des Codex vereinbar ſind. Erſtlich, wenn ſie ſolche Materien betreffen, welche kein Gegenſtand des C. d. C. ſind. Über ſolche Materien dauern die älteren Geſetze überhaupt, folglich auch die provinciellen und localen, eben ſo gut fort, als neue darüber gegeben werden können. Zweytens, wenn es darauf ankommt, die Dispoſitionen des C. d. C. in den Materien, denen er gewidmet iſt, nach Localitäten nur näher zu beſtimmen, oder wegen der Anwendung und Ausführung etwas durch beſondere Geſetze zu reguliren. Der zweyte Fall erläutert ſich aus dem C. d. C. ſelbſt, indem darin gar oft auf Uſancen, ſo wie ſie jeglichen Orts bereits gelten, oder auf künftige, nach den beſonderen Bedürfniſſen der verſchiedenen Gegenden oder Städte einzurichtende Anordnungen verweiſen. Der erſtere Fall findet ſich beſtätiget durch jene Materien der beiden Ordonnanzen von den J. 1673 und 1681, welche, in Betracht des noch fortdauernden Seekrieges, überall nicht mit in den Plan des C. d. C. gezogen worden, und folglich den bisher darüber vorhandenen ſtatutariſchen und localen Rechten eben ſo wohl, als den beiden gedachten Ordonnanzen, überlaſſen geblieben ſind. Noch bedeutungsvoller aber, und zwar in Hinſicht beider Fälle, iſt das Beyſpiel des beſonderen Handelscodex, welcher der Stadt Lyon vom Kaiſer gegeben worden, nebſt der dabey geſchehenen Äuſserung, daſs auch anderen Handelsſtädten unbenommen ſey, ſich eigene Handelscodices zu erbitten. Dergleichen abſonderliche Codices können nun zwar nicht gegen den C. d. C. und in Widerſpruch mit demſelben, wohl aber neben ihm, nämlich, da wo er Spielraum gelaſſen hat, beſtehen, und ſie können ſowohl Materien, die vom C. d. C. ausgeſchloſſen ſind, als auch weitere Ausbildungen und Ausführungen der darin begriffenen Materien, nach dem Bedürfniſſe und der Lage des jedesmal in Frage ſeyenden Orts, enthalten.

III. Neben der geographiſch-politiſchen Allgemeinheit iſt es bey dem C. d. C. auch abgeſehen auf eine objective Allgemeinheit. Der C. d. C. bildet zwar ſelbſt ſchon, im Verhältniſſe zum C. N., ein beſonderes Recht, indem jener die Grundſätze des Civilrechts in ſeiner näheren Anwendung und Entwickelung auf eine beſondere Gattung von Gegenſtänden enthält. Da er ſich aber nicht auf die verſchiedenen Zweige und Gegenſtände des Handels einläſst, ſondern in der Regel bloſs bey dem ſtehen bleibt, was auf alle dieſe Zweige und Gegenſtände Anwendung leidet, da er alſo ſo zu ſagen im zweyten Grade das Beſondere ausſchlieſst, ſo behauptet es ſelbſt wieder die Eigenſchaft der objectiven Allgemeinheit, und enthält in dieſer Hinſicht das allgemeine Handelsrecht im Gegenſatze des beſonderen. Dieſe Allgemeinheit iſt es, welche der Staatsrath *Regnaud de*

St.-Jean d'Angély vorzüglich im Sinne hatte, als er der geſetzgebenden Verſammlung zur Motivirung des Codex bemerklich machte: „*Il eſt d'une haute importance que les lois commerciales de France conviennent également au commerce de conſommation des vaſtes cités, au commerce ſpéculateur des grands entrepôts, au commerse induſtriel des grandes fabriques, à la navigation immenſe des grands ports, au cabotage actif des plus petites rades, aux marchands de toile de Courtrai, de Gand, de Bretagne, de Maine et Loire, et aux fabricants des ſoieries de Gênes, de Lyon, de Tours; à ceux qui ſont tiſſer la laine à Elboeuf, à Sedan, à Louviers, à Verviers, et à ceux qui ſont tiſſer le coton à Tarare, à Rouen, à Alençon, à Paris, à Troies.*"

Dieſe Eigenſchaft des *C. d. C.* ſoll und kann das Mittel ſeyn, ihn eines Theils vor der Gefahr des Veraltens möglichſt, und wenigſtens auf eine lange Reihe von Jahren, zu ſichern, alſo vor der gefährlichſten Klippe aller poſitiven Geſetze, welche am Ende keinen anderen Ausweg übrig läſst, als die Geſetze oftmals abzuändern, oder ſie im Widerſpruche mit dem Geiſte der Zeit fortdauern zu laſſen, oder endlich wohl gar den Verſuch zu machen, ob ſich vielleicht der Geiſt der Zeit in ſeinem Laufe an der Steifheit und Unbehülflichkeit der Legislation breche; anderen Theils aber ihm den Weg zu anderen Nationen, und zu dem ihm von Paris aus angewieſenen Ziele, der Handelscodex für ganz Europa zu werden, mit Erfolg zu bahnen.

Aus dieſem objectiv allgemeinen Handelsrechte des *C. d. C.* ſoll ſich das beſondere, allmählich und nach jedesmaliger Verſchiedenheit der Gegenſtände und Fälle, von ſelbſt entwickeln. Die Hülfsmittel dabey ſollen ſeyn, theils die öffentlich bekannt gemachten und noch bekannt zu machenden Actenſtücke, welche über den Geiſt des *C. d. C.*, über deſſen Zwecke und Motive, ſowohl im Ganzen, als in ſeinen einzelnen Dispoſitionen, Aufſchluſs geben, vorzüglich alſo das über die Discuſſion im Staatsrathe geführte Protocoll, nebſt den motivirenden Vorträgen der Redner des Staatsraths und des Tribunats, theils die *Jurisprudence*, dieſes von den franzöſiſchen Juriſten ſelbſt ſo genannte *Complement* der neuen franzöſiſchen Legislation, nebſt der ihr zur Seite ſtehenden *Législation interprétative*. Auf dieſe Weiſe ſoll ſich mit der Zeit ein *Syſtème d'application* auch über den *C. d. C.*, wie über den *C. N.*, bilden, welches zwiſchen der Allgemeinheit des Geſetzes und der Individualität des wirklichen Lebens in der Mitte ſtehen, und zwiſchen beiden den Vermittler machen wird.

Übrigens war es ſicherlich keine leichte Aufgabe, die Grenzen, auf der einen Seite, zwiſchen dem *C. N.* und dem *C. d. C.*, ſo daſs der Commerz-Codex in der Sphäre der eigentlichen Handelsſachen blieb, und ſich von dem allgemeinen Civilrechte gehörig entfernt hielt, auf der anderen Seite, zwiſchen dem *C. d. C.* und den (objectiv) beſonderen Handelsrechten, ſo daſs der Commerz-Codex innerhalb ſeiner Sphäre ſich nicht zu ſehr in das Einzelne ausbreitete, feſt und ſtreng zu halten. Ja man möchte fragen, ob es auch nur einmal immer möglich geweſen ſey, dieſe Scheidungen, inſonderheit die erſtere, allenthalben vollſtändig zu vollführen. Es giebt z. B. Materien, die zwiſchen dem *C. N.* und dem *C. d. C.* in der Mitte liegen, wohin wir die Lehre von dem *Billet à ordre* rechnen würden, indem deſſen Gebrauch ſich nicht gerade lediglich und ausſchlieſslich auf das Commerz und auf Handelsleute beſchränken ſoll. Gleichwohl iſt von dieſer Lehre nur im *C. d. C.*, nicht aber auch im *C. N.*, die Rede.

IV. Ferner beruht der Plan des *C. d. C.* weſentlich mit darauf, daſs es bey dieſem Codex, wie bey dem *C. N.*, Grundſatz war, auf der Baſis des Alten bloſs fortzubauen, zugleich aber, während man auf der einen Seite, ſo viel möglich, bey dem ſtehen zu bleiben ſuchte, was die Proben der Zeit und Erfahrung bereits ausgehalten hatte, auf der anderen auch den Nutzen und die gereiften Reſultate der Revolution für das Handelsrecht nicht wieder verloren gehen zu laſſen. Wie man das, was man in der Revolution für das Handelsrecht gewonnen zu haben glaubte, beyzubehalten geſucht habe, davon giebt die Organiſation der Handelstribunale ein Beyſpiel, welche, bis auf wenige Abweichungen, dieſelbe geblieben iſt, ſo wie ſie im J. 1790 veranſtaltet ward. Mit welcher Vorliebe man aber dagegen dem Alten gehuldiget habe, wird ſich da näher ausweiſen, wo von den Quellen des *C. d. C.* die Rede ſeyn wird. Überhaupt leidet das, was in *Seidenſticker's Einleitung in den C. N.* S. 248—252 über die bey dem *C. N.* erwieſene Abneigung gegen alle unnöthigen Neuerungen bemerkt worden iſt, auch auf den *C. d. C.* volle Anwendung. So ſind z. B. die Ordonnanzen von 1673 und 1681, dieſe Hauptquellen des *C. d. C.*, dadurch ausgezeichnet worden, daſs die Redner des Staatsraths es nicht einmal nöthig fanden, den *Code de Commerce* in den Puncten, in welchen er mit dieſen beiden Geſetzen harmonirt, vor der geſetzgebenden Verſammlung zu motiviren. Ihre Motivirung beſchränkte ſich in der Regel bloſs auf die neuen oder abweichenden Dispoſitionen des Codex. — Sogar in dem Puncte, daſs man, mit Abänderung des Projects ſowohl als der Reviſion des *C. d. C.*, das Verfahren vor den Handelsgerichten in den *C. d. P. c.* hinüber nahm, befolgte man die alte herkömmliche Weiſe der Ordonnanz vom J. 1667, ob es gleich nicht zu leugnen iſt, daſs die damaligen Gründe dieſes Verfahrens nichts weniger als noch dieſelben waren. Denn als die Ordonnanz des Handelsrechts vom J. 1673 entworfen ward, hatte man nicht mehr freye Hand, den Handelsproceſs darin mit aufzunehmen, weil dieſe Materie bereits im J. 1667 in der damals über die Civilprocedur überhaupt publicirten Ordonnanz ihren Platz angewieſen erhalten hatte. Die Entwerfung des *C. d. P. c.* und des *C. d. C.* hingegen fiel in einen und ebendenſelben Zeitpunct.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortſetzung der Recenſion
des
Code de Commerce.

Ein anderes Beyſpiel liefert der 11 Artikel im vierten Buche des *C. d. C.*, wo die *Gardes du Commerce*, zur Vollſtreckung der auf Perſonalarreſt gehenden Erkenntniſſe in Handelsſachen, aus früheren Zeiten für Paris wieder hergeſtellt worden ſind. — Man höre endlich auch, wie einige Handelskammern und Handelstribunale den Redactoren des *C. d. C.*, welche ſich gegen alle Vindication aus der Concursmaſſe ohne Unterſchied erklärt hatten, vorzüglich aus dem Grunde widerſprachen, „*qu'il ne fallait pas changer sans nécessité un usage anciennement établi en France, et suivi dans quelques autres pays.*" Dieſer Widerſpruch iſt bekanntlich auch nicht ohne Erfolg geblieben.

Daſs aber eine Legislatur von ſolcher Umſicht, wie die neue franzöſiſche, die Gelegenheit, die älteren Geſetze für den *C. d. C.* zu revidiren, dazu mit werde benutzt haben, um den Controverſen, welche in ziemlicher Anzahl an dergleichen älteren Geſetzen zu hängen pflegen, ein Ende zu machen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. So z. B. iſt im zweyten Buche Art. 159 die von der Ordonnanz unberückſichtiget gebliebene Streitfrage bejahend entſchieden worden: ob der Aſſecuranzvertrag auch in dem Falle nichtig ſey, wenn der dem Verſicherer verſchwiegene oder ihm unrichtig vorgeſtellte Umſtand auf die Beſchädigung oder auf den Verluſt des verſicherten Gegenſtandes keinen Einfluſs gehabt hat. — Im dritten Titel des dritten Buchs ſind nunmehr beſtimmte Dispoſitionen über das Recht der Vindication aus der Concursmaſſe vorhanden, worüber zuvor disharmoniſche Geſetze und Gebräuche exiſtirten. — In den beiden Abſchnitten von den Commiſſionären für die Güterverſendung zu Waſſer und zu Lande, und von den Fuhrleuten (Art. 96 u. ff. des erſten Buchs) hat man jetzt beſtimmte und allgemeine Normen, ſtatt daſs bisher in dieſen Materien eine zweifelhafte und ungleiche Praxis herrſchte. — Der ſiebente Titel des erſten Buches hebt alle bisherige Ungewiſsheit über die Gültigkeit eines iſolirten Zeugniſſes, welches von einem zur Vermittlung gebrauchten Handelsagenten, von einem Wechſelagenten oder Mäkler erſtattet worden iſt. Er überläſst dem Gerichte die Freyheit, die Wahrheit aus dem Briefwechſel und den Büchern, ja auch durch Zulaſſung des Zeugenbeweiſes auszumitteln. — Der Art. 143 verfügt: wer einen Wechſelbrief zur Verfallzeit und ohne eingetretenen Widerſpruch bezahlt, ſey, der rechtlichen Vermuthung nach, von aller weiteren Verbindlichkeit dadurch befreyet worden. Hierin liegt die Beantwortung einer der wichtigſten Fragen des Wechſelrechts, welche gleichwohl in der Ordonnanz vom Jahr 1673 unberührt geblieben war, und worüber daher eine groſse Verſchiedenheit der Meinungen bey den Gerichten bisher Statt gefunden hatte. — Auch der im Art. 298 dem Projecte des *C. d. C.* gegebene Zuſatz entſcheidet über eine von der Ordonnanz übergangene, und bisher ſehr controvers geweſene Frage: ob und wie fern dem Capitän das Frachtlohn, auf den Fall, wenn das Schiff verloren gegangen iſt, auch von denjenigen Waaren gebühre, welche er zu verkaufen genöthiget war, um die Koſten für Lebensmittel, Ausbeſſerung und andere dringende Bedürfniſſe des Schiffes zu beſtreiten.

V. Auch darin ſtimmt der *C. d. C.* in ſeinem Plane mit dem *C. N.* überein, daſs er zwar die Grundlage zu einer Rechts*wiſſenſchaft* abgeben, aber nicht ſelbſt ein rechtswiſſenſchaftliches Werk ſeyn ſoll. Die Verbindung zwiſchen der neuen franzöſiſchen Civil-*Legislation* und der *Doctrin* des neuen Civilrechts, ſo wie ſie in *Seidenſticker's Einleitung in den C. N.* S. 242—247 und S. 401—442 umſtändlich erörtert worden, findet gleichfalls bey dem *C. d. C.* Statt. Es iſt eine Verbindung, in die man ſich in Deutſchland nicht ſogleich wird finden können. Der deutſche Civilcodex, immer nur noch im *Corpus juris romani* gegeben, liefert des Einzelnen und der Folgerungen viel, und überlaſst es der Doctrin, durch Induction und Abſtraction aufwärts die Grundſätze, wenn ſie können, aufzuſuchen. Der franzöſiſche Civilcodex macht es umgekehrt; er liefert faſt allenthalben nur Grundſätze, und verlangt von der Doctrin deren Bearbeitung und Entwickelung. In Deutſchland denkt man bey der Doctrin gewöhnlich nur an das Dociren, Bücherſchreiben und Bücherleſen, zur Belehrung ſeiner ſelbſt oder anderer; in Frankreich denkt man bey der Doctrin weniger an dieſe Dinde, als vielmehr an die Darſtellung und Erklärung der Geſetze *in der Sphäre der Praxis*, ſetzt folglich daſelbſt an die Spitze aller doctrinellen Monumente, auf der einen Seite, die Actenſtücke über die Entſtehung, Discuſſion und Motivirung der Geſetze, auf

der anderen, die auf dem Grunde der Geſetze, vorzüglich bey dem Caſſationshofe, ergangenen richterlichen Entſcheidungen, in der Eigenſchaft von Actenſtücken über die Erfolge der Geſetze. Aus dieſen Actenſtücken bildet ſich, aus denen der erſten Art, eine Doctrin der Urſachen, aus denen der anderen Art eine Doctrin der Wirkungen der Geſetze. Um ſich aber eine richtige Idee von der letzteren zu machen, darf man nicht überſehen, daſs eine jede richterliche Sentenz ein gedoppeltes Intereſſe hat: eins für die Legislation, in ſo fern nämlich in dem Urtheile das Geſetz zur Ausführung kommt; ein anderes für die Juſtizverwaltung, in ſo fern durch das Urtheil ein Rechtsfall unter den ſtreitenden Theilen entſchieden wird. In jener Hinſicht gehört die Sentenz in die Lehre von den Geſetzen und ihrer Erklärung, in dieſer hingegen gehört ſie in das Civilrecht. Betrachtet man nun die Sentenzen als Hülfsmittel zur Erklärung der Geſetze, oder nennt man in Frankreich einen Inbegriff ſolcher Sentenzen über ein Geſetz vorzugsweiſe die *Jurisprudence* deſſelben: ſo wird nicht die letztere, ſondern die erſtere Rückſicht genommen.

Aber erſt während der Discuſſion des *C. N.* und des *C. d. C.* iſt die Grenze zwiſchen der Legislation und der Doctrin ſchärfer gezogen und feſter gegründet worden. Im Entwurfe des *C. N.* ging noch das von *Portalis* als doctrinelle Einleitung in den Codex ausgearbeitete Präliminarbuch dem ganzen Werke voran; allein es ward, ſeiner doctrinellen Beſchaffenheit wegen, als auſser dem Kreiſe der Legislation liegend, bis auf ſechs Artikel geſtrichen. Auf gleiche Weiſe ſind in dem Entwurfe des *C. d. C.* die *Dispositions générales*, welche die Redactoren dem erſten Buche voran geſchickt hatten, ganz geſtrichen, oder anderwärts, wo ſie eine beſtimmtere Beziehung erhielten, eingeſchoben worden.

Übrigens war es von dieſem Verhältniſſe zwiſchen dem Geſetze und der Doctrin eine unmittelbare und nothwendige Folge, daſs dem Richter, ſowohl für ſeine Einſicht, als für ſein Gewiſſen, ein gröſserer Spielraum gegönnet werden muſste. Wollte man das Geſetz freyer ſtehen laſſen, ſo muſste man auch den Richter freyer machen. Denn wer nach ſeinem Zwecke und nach ſeiner Abſicht, folglich höher, als nach ſeinen Worten, verſtanden ſeyn will, und hienach ſeine Willenserklärung einrichtet, kann nicht wollen, daſs ſklaviſch bey ſeinen Worten ſtehen geblieben werde. Daher muſste der Richter in Frankreich etwas ganz anderes werden, als was er in Deutſchland iſt, und was er auch um des Himmels willen nicht eher in Deutſchland werden darf, als bis man daſelbſt im Stande iſt, eine höhere Gewalt des Richteramts unter ſolche oder ähnliche Bedingungen, wie ſie für daſſelbe in Frankreich Statt finden, zu bringen. Es iſt nicht genug, dem Richter mehr Gewalt zu geben, ſondern es ſind auch zugleich ausreichende Veranſtaltungen zu treffen, daſs das Publicum nicht Urſache habe, ſich vor dem Miſsbrauch der vergröſserten Gewalt, es ſey wegen eines Mangels an gutem Willen oder an Einſicht, zu fürchten. Dergleichen Bedingungen ſind nun in Frankreich zum Beyſpiele: daſs es das Publicum der Bürger, unter gewiſſer Modification, ſelbſt iſt, welches ſich ſeine Richter giebt, und zwar die Friedensrichter unmittelbar, die übrigen Richter aber mittelbar, vermöge der Überbleibſel des Repräſentativ-Syſtems, von den Liſten der Wahlfähigen aus; ſo daſs es folglich die eigene Schuld der Bürger iſt, wenn dadurch Unheil entſteht, daſs die Richter nicht zu der Beſchaffenheit der Geſetze paſſen; — daſs es in der Macht des Publicums ſteht, einen Richter, ſobald er aufhört Vertrauen zu verdienen, nicht länger im Amte bleiben zu laſſen, weil ein Richter verfaſſungsmäſsig nicht länger darin bleiben kann, als er ſich auf den Liſten der Wahlfähigen hält, auf welchen er jede drey Jahre durch die Bürger geſtrichen werden kann; — daſs dem Rechte der ſtreitenden Theile, die ihnen verdächtig ſcheinenden Richter zu perhorresciren, weitere Grenzen gegeben worden ſind; — daſs die Juſtiz öffentlich, auch, über den Friedensrichter hinaus, nie von einzelnen Perſonen, ſondern nur von reichlich beſetzten Collegien verwaltet wird; — daſs der Staat ſelbſt die Hülfsmittel und Gelegenheiten verſchafft hat, woran es nicht fehlen darf, wenn die Richter zu einer rationelleren Behandlung und Anwendung der Geſetze angezogen und gebildet werden, auch hierauf, nach erhaltener Bildung, im Stande ſeyn ſollen, bey wirklicher Ausübung ihres Amtes, nicht den Buchſtaben, ſondern den Geiſt der Geſetze zu handhaben; unter welchen Hülfsmitteln und Gelegenheiten hier nur die in der Discuſſion gegebenen officiellen Commentare, die eröffneten Rechtsſchulen und die Anſtalt des auch bey den Appellationshöfen eingeführten Auditorats genannt ſeyn mögen; — daſs die Regierung ſich die Pflicht auferlegt hat, das Richteramt, namentlich mit Hülfe der kaiſerlichen Procuratoren, des Caſſationshofes und des Groſsrichters, in ſtrenger und ſteter Aufſicht zu erhalten, desgleichen den Gang der Praxis, in ihrem Verhältniſſe zum Geiſte der Geſetze, fortwährend zu beobachten, und bey einer etwanigen Auslenkung aus dem richtigen Geleiſe, noch zur rechten Zeit nachhelfend einzutreten. Dieſe Bedingungen finden ſämmtlich, bis auf einige unbedeutende Ausnahmen, auch bey dem franzöſiſchen Handelsrechte Anwendung, ja es hat vielmehr dieſer Rechtstheil in ſolcher Hinſicht Manches noch voraus. Dahin kann z. B. gerechnet werden, daſs zur Wahl der Handelsrichter nur Kaufleute, und zwar ohne Unterſchied, ob ſie bloſs das civiliſtiſche oder auch zugleich das politiſche Bürgerrecht haben, concurriren; — daſs zu Handelsrichtern nur Kaufleute, vorzugsweiſe von älteren und ausgezeichneten Häuſern, genommen, und die Perſonen, welche in dieſer Hinſicht wahlfähig ſind, von den Praefecten auf eine, dem Miniſter des Inneren zur Beſtätigung vorzulegende ſogenannte *Liste de notabilité* gebracht werden ſollen.

VI. Ferner wollen wir darauf aufmerkſam machen, wie ſehr man bemüht geweſen, und wie glücklich es auch gelungen iſt, den Plan des *C. d. C.* mit

Digitized by Google

weiſer Berückſichtigung der groſsen und wichtigen Veränderungen, welche ſeit den drey oft erwähnten Ordonnanzen in der factiſchen Lage der Dinge eingetreten waren, zu entwerfen und auszuführen. Wie ſah es in phyſiſcher, politiſcher und moraliſcher Hinſicht bey Verfertigung des *C. d. C.* nicht ganz anders in Frankreich aus, als zu Colberts Zeiten! Frankreich hatte ſeitdem in ſeinem Gebiete ſich ſehr bedeutend erweitert; hatte vortheilhaftere Grenzen für Handel und Schiffahrt erhalten; hatte jetzt theils ganz andere, theils weit reichhaltigere Ausbeuten der Production und Fabrication; hatte ſich einen überwiegenden politiſchen Einfluſs auf den ganzen Continent verſchafft, und hatte ſich bis zu einem hohen Grade der Kunſt, die doppelten, ſich gegenſeitig unterſtützenden Waffen, die Waffen der Gewalt und der Gründe, mit Erfolg zu führen, empor geſchwungen. Viele Vorſchritte hatte alſo die Legislation zu machen, um ſich mit den Ereigniſſen auszugleichen, und ſich mit ihnen auf eine Linie zu bringen. Allein auf der anderen Seite dauerten die Wirkungen der Revolution noch fort, und lagen ihre ſchrecklichen Überbleibſel, vorzüglich in der Entartung der Sitten und Gebräuche, allenthalben nur zu offen vor Augen. Daher hatte die Legislation in dieſem Betrachte wieder eben ſo viele Vorſicht und Anſtrengung anzuwenden, um ſich von den Ereigniſſen nicht fortreiſsen zu laſſen, ſondern im Gegentheile den Verſuch zu machen, ob nicht das Zeitalter durch gute Geſetze auf den vormaligen beſſeren Weg zurück gebracht werden könne. Dort muſste es das Ziel der Geſetzgebung ſeyn, zu folgen, um das Gute und Nützliche zu erhalten; hier aber, entgegen zu kämpfen, um das Schlechte und Miſsbräuchliche abzuſtellen. Dort hatte die Legislation einen bloſs aus- und nachhelfenden, hier einen beſſernden und disciplinariſchen Charakter zu entwickeln. Vorzüglich verbreiten ſich die Redner der Regierung, welche in der geſetzgebenden Verſammlung auftraten, über die letzte Tendenz des *C. d. C.*, um die Strenge neuer Vorſchriften und die Häufung von Strafverboten, womit man dem Übel zu begegnen geſucht hat, zu rechtfertigen. Ihre Reden, namentlich in den Sitzungen vom 1 und 3 Sept. 1807, ſind voll davon; wie die kaufmänniſche Moral durch die Revolution ganz in Verfall gerathen, und in der Sphäre des Handels und der Gewerbe, unter dem Einfluſs auflöſender Maximen, ein wilder und regelloſer Zuſtand eingetreten ſey; wie die Mode unter den Kaufleuten überhand genommen habe, durch Blendwerke und betrügliche Speculationen, durch Schwindeleyen, durch Haltung falſcher Bücher, durch Colluſionen der Eheleute zur Täuſchung der Gläubiger, ſein Glück zu machen; wie endlich das Übel, nachdem es ſich in der Revolution gebildet und ſich daraus genährt habe, nunmehro auch nach beendigter Revolution leider nur allzumächtig noch fortherrſche. Die Stellen, worin die Redner des Staatsraths ſich über dieſe Gegenſtände verbreiten, gehören unſtreitig zu den lebendigſten und kräftigſten ihrer vortrefflichen Vorträge.

Da es der neuen Legislation moraliſch unmöglich war, ſich dem Unweſen zu fügen und *für* daſſelbe wirkſam zu werden; da es ihr auch nicht anſtand, daſſelbe zu ignoriren und mit Stillſchweigen zu übergehen: ſo blieb nur die dritte Maſsregel übrig das Übel durch die Kraft der Geſetze zu beſtreiten, und ſich zur Organiſirung einer Art von civiliſtiſcher Policey zu bequemen. Man wollte ſich alſo des *C. d. C.* mit als eines Hülfsmittels bedienen, das kaufmänniſche Publicum zum alten Ruhme der *Loyauté* zurück zu führen. „*L'empereur a fait renaître la justice dans nos lois* (ſagte der Staatsrath *Segur* in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung vom 3 Sept. 1807), *l'ordre dans notre administration; il veut plus encore, il veut reſſusciter la morale publique, parce qu'il sait que, sans elle, les nations qui jettent le plus d'éclat n'ont point de grandeur réelle, de puiſſance solide, de prospérité durable: nous avons aſſez de gloire, il nous faut des moeurs.*"

Dieſes Syſtem der Strenge, als Mittel gegen jene Übel, zeigt ſich im Allgemeinen darin, „*qu'on a imposé des obligations étroites, établi des règles sévères, prononcé des peines rigoureuſes, reſtreint des droits accordés par le Code Napoléon.*" Inſonderheit aber hat es ſich bey folgenden Materien näher entwickelt. *Erſtlich*, bey dem Titel von den Handelsbüchern. Die Ordonnanz vom J. 1673 Tit. 3 hat ſich über dieſen Gegenſtand ſehr kurz gefaſst, und iſt dabey zum Theil von ganz anderen Zwecken, als der *C. d. C.*, ausgegangen. Einige der Hauptmaximen des *C. d. C.* ſind: daſs der rechtliche Kaufmann für die Unbequemlichkeiten und Beſchränkungen, die er künftig um der Böſen willen beym Halten ſeiner Bücher mit erleidet, reichlich entſchädiget werde durch den Zuwachs an Credit ſeines ganzen Standes; daſs die Gelegenheit benommen werden müſſe, unter dem Vorwande von Handelsgeheimniſſen die Beweismittel nicht entſtehen zu laſſen, oder ſie wieder zu vertilgen, womit es dem Richter in der Folge gelingen könnte, den Betrug zu enthüllen; daſs der Kaufmann nicht befugt ſey, das Recht des Handelsgeheimniſſes gegen den Richter geltend zu machen, und ſich dadurch der nöthigen Aufſicht über die Lage und den Gang ſeiner Geſchäfte zu entziehen; daſs man in den Handelsbüchern ein Mittel ſuchen müſſe, welches eines Theils den Kaufmann ſelbſt in den Stand ſetze, ja ſogar ihn halb und halb nöthige, ſich über ſein Thun und Laſſen und über ſeine ganze Lage in der Stille das Gewiſſen zu ſchärfen, und ſich in beſtändiger Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu erhalten; daneben aber anderen Theils dem Richter einen ſicheren Blick, ſowohl in die Gewiſſens-, als Klugheits- und Vorſichtigkeits-Geſchichte des Falliten, gewähre. Und wer wird in Frankreich nicht ſehnlich wünſchen, daſs der Zuſtand, wie ihn der *C. d. C.* vorfand, nicht länger mehr fortdauere! „*On a vu des commerçants* (ſagt der Redner des Staatsraths) *sans livres, des livres sans exactitude et sans ſuite; et trop ſouvent des livres où l'exactitude apparente d'une année n'était que la fraude effective d'une ſemaine, des*

Digitized by Google

écritures arrangées pour masquer la mauvaise foi aux créanciers, ou dérober l'improbité à la justice." — Eine *zweyte* Materie, woraus jenes Corrections-Syſtem herausſcheint, betrifft die Separation des Vermögens unter den Eheleuten. Dabey geht das Ziel der Legislation dahin, daſs bey den Ehefrauen der Kaufleute nur dann keine Gütergemeinſchaft angenommen werden ſolle, wenn der Ausnahme eines abgeſonderten Verhältniſſes unter den Ehegatten die gehörige Publicität gegeben worden ſey. Und damit die Wirkung der deſshalb genommenen Maſsregel vollſtändig ſey, ſo hat man ihr auch die Ehen, die älter ſind als der *C. d. C.*, unterworfen, dergeſtalt, daſs die Bekanntmachung des Dotalverhältniſſes, wenn es bey dieſen Ehen beſtehen ſoll, binnen Jahresfriſt nachzuholen iſt. „*C'est ainsi* (ſagt der Redner des Staatsraths) *que la fraude des séparations concertées disparaîtra; c'est ainsi que cessera pour les femmes cet isolément d'intérêt, ce sentiment d'égoisme, qui les rend presqu'étrangères dans la maison de leur mari, qui les laisse indifférentes sur la prospérité de leurs affaires, qui va quelque fois plus loin, et en fait, au sein d'un établissement florissant, un vampire destructeur; lequel, pour satisfaire une cupidité honteuse, ou fournir à un luxe ruineux, aspire peu à peu les capitaux destinés à vivifier un commerce, qui s'anéantit faute d'aliment, tombe avec honte, ou s'écroule avec scandale.*" — Auch iſt *drittens* jenes Syſtem der Strenge auf die Lehre von den Handelsgeſellſchaften von groſsem Einfluſs geweſen, vorzüglich bey der *Société en commandite*, und bey der *Société anonyme*, die auch *Société par actions* heiſst. Bey jener kam es darauf an, die betrüglichen Speculationen zu verhindern, die damit anfingen, daſs man, unter einem unbekannten Namen, die abenteuerlichſten und gewagteſten Handels- oder Wechſel-Operationen auf gut Glück unternahm, und, im Falle eines ungünſtigen Ausganges, mit einem im voraus calculirten Bankerut, ohne daſs der Name des Schwindlers und Betrügers zum Vorſchein kam, ſchimpflich endigte. Zu dem Ende verordnet das Geſetz, daſs die Verbindlichkeit ſolidariſch ſeyn, und daſs der Geſellſchaftsvertrag bekannt gemacht und angeſchlagen werden ſolle, damit die vom Commanditär hergegebene oder zugeſagte Summe nicht unbekannt bleibe. Was aber die Actiengeſellſchaften betrifft, ſo hatte man in Frankreich, inſonderheit auch noch während der Revolution, böſe Erfahrungen gemacht. Man hatte geſehen, daſs dergleichen Geſellſchaften, wenn ſie durch die Fehler ihres Plans, oder durch eine ſchlechte Verwaltung zu Grunde gingen, im Stande waren, nicht bloſs den Vermögenszuſtand der Actionäre und der Verwalter zu untergraben, ſondern auch den öffentlichen Credit auf einen Augenblick zu erſchüttern, ja ſogar die öffentliche Ruhe in Gefahr zu ſetzen. Daher verlangt das Geſetz, daſs keine Geſellſchaft dieſer Art anders, als nach vorher erlangter öffentlicher Conceſſion, beſtehen könne, und daſs es der Dazwiſchenkunft der Regierung bedürfe, damit dieſe im voraus darüber Gewiſsheit gebe, auf welchem Grunde die Operationen der Societät ruhen, und welche Folgen ſie im Stande ſeyn ſollen zu haben. — Am meiſten aber muſste *viertens* die Lehre von den Falliſſementen und Bankeruten durch jenes Syſtem getroffen werden. „*Une loi répressive sur les faillites et les banqueroutes est devenue un besoin public; l'indignation générale l'appelle, le voeu universel l'attend, tout ce que la France renferme de négociants honnêtes la réclament.*" Mit dieſen Worten fing der Redner des Staatsraths (Hr. *Ségur*) an, das Geſetz über dieſen Gegenſtand zu motiviren. Man ging bey dieſem Geſetze von folgenden Anſichten und Grundſätzen aus: ein Fallit ſey weder als ein Schuldiger noch als ein Unſchuldiger, ſondern als ein Schuldner zu betrachten, deſſen Betragen von der Art ſey, daſs man ihm deſsfalls einer ſtrengen Prüfung unterwerfen, und hinlängliche Sicherheitsmaſsregeln gegen ihn nehmen müſſe; mit jedem Bankerut ſey eine Verletzung der eingegangenen Verbindlichkeiten und des Eigenthums, folglich auch ein Delict, verbunden; je nachdem nun der Fallit durch Unglück, oder durch unvorſichtiges Benehmen, oder Gefährde und Betrug in ſeine Lage gekommen ſey, verdiene er, entweder unterſtützt, oder mit einem Beſſerungsmittel angeſehen, oder aber der ganzen Strenge der peinlichen Juſtiz überliefert zu werden; im erſten Falle liege dem Falliten der Beweis ob, im zweyten den Gläubigern, oder wer ſonſt gegen den Falliten aufgetreten iſt, im dritten aber ſey Amts halber Unterſuchung zu verhängen; übrigens ſey der Fallit in keinem von allen drey Fällen bey der Verwaltung ſeines Vermögens zu laſſen; ſein Vermögen ſey vielmehr das Pfand und das Eigenthum der Gläubiger; ja ſelbſt auf die Freyheit ſeiner Perſon könne er nicht eher Anſpruch machen, als bis ſich aus der Unterſuchung ſeines Betragens eine Vermuthung ergeben habe, daſs er nicht ſtraffällig ſey. Dieſes ſind die Grundſätze eines Geſetzes, welches unſtreitig das vollkommenſte in ſeiner Art iſt, und welches eben ſo allgemein in Europa angenommen oder wenigſtens benutzt zu werden verdient, als es das groſse Ubel iſt, dem dadurch geſteuert werden ſoll. Die Zwecke des Geſetzes ſind vorzüglich folgende. *Theils* ſoll es den Gläubigern hinlängliche Sicherheit, thätigen und wachſamen Schutz, und die Gewiſsheit gewähren, daſs ſie entweder zu einem billigen Accorde oder zu einer baldigen Vollendung der Liquidation ihrer Foderungen gelangen werden. *Theils* ſoll es der ſchändlichen Verſchwendung und den unbeſonnenen Unternehmungen Schranken ſetzen, und das zwar durch die Furcht vor dem entehrenden Namen des boshaften Bankerutirers, ſo wie durch die auf leichtſinnigen Bankerut geſetzten Policeyſtrafen. *Theils* ſoll es von dem Betruge, durch die darauf geſetzten beſtimmten Strafen, abſchrecken. *Theils* endlich ſoll es dem redlichen, aber unglücklichen Kaufmanne die Mittel an die Hand geben, ſich aus der ungewiſſen und bedauernswürdigen Lage, in welcher ihn die bisherigen Geſetze lieſsen, herausreiſsen, damit er beym Verluſte ſeines Vermögens, doch wenigſtens ſeinen guten Namen erhalte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 AUGUST, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Fortſetzung der Recenſion
des
Code de Commerce.

VII. Daſs ferner der Plan des *C. d. C.* auch abhängig gemacht worden ſey von dem Zwecke, dieſer Geſetzſammlung ſo viel möglich einen Wirkungskreis über Frankreichs Grenzen hinaus zu verſchaffen, darüber wird es intereſſant ſeyn, den Staatsrath *Maret*, als Redner der Regierung in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung vom 8 Sept. 1807 ſelbſt zu hören. „*L'action du Code* (ſprach er) *ne sera pas renfermée dans les limites de la France; il peut même devenir une loi commune aux peuples que leur intérêt place dans notre système de fédération et d'alliance. Notre auguste empereur l'avait ainsi prévu, quand il a demandé, que les dispositions du C. d. C. fussent, le plus possible, en harmonie avec les autres législations commerciales de l'Europe; quand il a demandé qu'on interrogeât tous les intérêts; quand après avoir confié une première rédaction du Code à des hommes habiles, il l'a fait discuter dans les cours de cassation et d'appel, dans les tribunaux, dans les chambres et dans les conseils de commerce.*" Ein anderer Redner des Staatsraths nannte den *C. d. C.* in einer früheren Verſammlung: „*une loi nouvelle, destinée à donner le Code commercial à l'Europe; — un Code, qu'elle* (la France) *pourra, comme le Code Napoléon, montrer avec orgueil, donner comme un bienfait à ses voisins, à ses alliés.*" In den Vorträgen der Redner des Tribunats kommen ähnliche Stellen vor.

Dieſem Zwecke bietet der *C. d. C.* die Hand, wenn er Lücken ausfüllt, die in den Legislationen faſt aller europäiſchen Staaten angetroffen werden; wenn er dabey ſich nicht ohne Noth von dem Alten entfernt; wenn er ſich möglichſt zu dem hinneigt, was als univerſeller Gebrauch in Europa gilt; wenn er Stellen aufweiſt, welche davon zeugen, daſs bey der Reviſion des *C. d. C.* die vorzüglicheren Handels-Legislationen anderer Völker (wie es die Redner des Staatsraths behaupten) benutzt worden ſind; wenn er die Schranken der objectiven Allgemeinheit hält, und ſich auf das nicht einläſst, was nur nach beſonderen Verhältniſſen und Localitäten näher beſtimmt und zweckmäſsig regulirt werden kann; wenn er inſonderheit über das Verfahren vor den Handelsgerichten ſchweigt, worüber leicht jeder Staat ſeine eigenen Formen hat; wenn er nichts Provincielles oder Statutariſches enthält.

Bey der Verbindung, worin der *C. N.* mit dem *C. d. C.* ſteht, ſcheint ſich in der That auch die Annehmung des letzteren als Folge da von ſelbſt zu ergeben, wo man den erſteren recipirt hat. Ein Schritt zieht hier den anderen nach ſich. Beide Codices bilden gemeinſchaftlich ein Ganzes, und einer iſt mit Rückſicht auf den anderen entworfen worden. Will daher ein Staat ſich mit dem einen, ohne den anderen, begnügen, vielleicht aus einer übel verſtandenen Vorliebe zur Mittelſtraſse, ſo bringt er Inconſequenz und Widerſpruch in ſeinen Rechtszuſtand. Wird es ferner, zur innigeren Verbindung der Völker Europas, für nützlich oder nöthig gehalten, dem Syſteme der allgemeinen europäiſchen Conföderation auch durch möglichſte Einheit und Gleichförmigkeit der Rechte und Geſetze zu Hülfe zu kommen, ſo läſst ſich das Handelsrecht von dieſer Maſsregel unfehlbar am allerwenigſten ausſchlieſsen, da es, weil gerade die wichtigſten Handelsgeſchäfte von Unterthanen verſchiedener Nationen gemacht werden, faſt mehr unter den Völkern, als im Staate, zu Hauſe iſt. Sollen die Völker Europa's enger, und dabey auf die Dauer, unter ſich verbunden werden, ſo iſt es nicht genug, daſs ſie im Ganzen und äuſserlich einander näher kommen, es ſey durch Familienverhältniſſe ihrer Regenten, oder durch den Föderalismus, oder durch Mediation und Protection. Im Einzelnen und Inneren muſs zugleich das Band der Vereinigung geknüpft werden, durch Gleichförmigkeit der geſellſchaftlichen Anſtalten und Einrichtungen, durch Übereinſtimmung der Geſetze, durch Stiftung eines gemeinſchaftlichen Intereſſes, bey Gleichheit der Cultur, der Anſicht des Lebens, des Maſsſtabes, den Werth der Dinge zu ſchätzen. Inſonderheit iſt es bisher das gemeinſchaftliche Intereſſe des Handels geweſen, wodurch ſich das Band der Nationen enger geknüpft hat. Iſt aber beym Handel Gemeinſchaft, ſo muſs ſie, weil ſich die Mittel nach dem Zwecke zu richten haben, auch beym Handelsrechte ſeyn. Dazu kommt, daſs man auſserhalb Frankreich gar wohl fühlt, wie ſehr man auf der einen Seite mit der Handelsgeſetzgebung gegen die Zeit zurück geblieben, und wie wenig man auf der anderen bisher ernſtlich darauf bedacht geweſen ſey, ähnliche Übel der verfallenen kaufmänniſchen Moral, wie ſie in Frankreich durch die Revolution hervorgebracht worden ſind, durch Anwendung ei-

Digitized by Google

ner ſtrengeren Geſetzgebung abzuſtellen. Dieſes ſind allerdings lauter wichtige Gründe, aus welchen ſich, unter den gegenwärtigen Umſtänden, mit Recht vorausſehen und erwarten läſst, der *C. d. C.* werde dem *C. N.* auf deſſen Reiſe durch Europa folgen.

Freylich iſt bisher der *C. N.* noch immer, ohne ſeinen Gefährten im Gefolge zu haben, fortgeſchritten. Allein davon iſt der Grund kein anderer, als weil man in Frankreich ſelbſt mit der Commerzlegislation noch nicht vollſtändig zu Ende gekommen iſt. Eine Hauptpartie, die noch in der Folge zum *C. d. C.* hinzukommen wird, iſt bis zum Seefrieden billig ausgeſetzt worden. Und gerade dieſe Partie iſt es, deren allgemeine Adoptirung vorzugsweiſe zu wünſchen ſeyn würde. Bedeutend ſind daher die Worte des Staatsraths *Corvetto* in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung vom 8 Sept. 1807: „*Le tems n'est par loin sans doute, où la victoire, où la paix rouvriront les mers aux nations et ses routes ordinaires au commerce. Le Code que vous aurez adopté deviendra* alors *le droit commun de l'Europe.*" Mittlerweile bleibt man dabey ſtehen, die Einführung des *C. N.* als wegbahnend für den *C. d. C.* zu betrachten, die guten Eigenſchaften des *C. d. C.* allgemeiner bekannt zu machen, und ſie mehr und mehr anerkennen zu laſſen, auch da, wo ſich Gelegenheit zeigt, dieſem Codex für die Zukunft eine Stelle offen zu erhalten. Im Entwurfe des conſtitutionellen Statuts für Spanien heiſst es Art. 100, für das ganze Königreich Spanien ſolle nur Ein Commerzcodex Statt haben.

VIII. Endlich iſt die Legislation in Anſehung der Juſtizverwaltung noch von folgenden drey beſonderen Principien ausgegangen. *Erſtlich*, der Rechtsgang müſſe kurz und ſchnell ſeyn, und zu dem Ende, ſowohl in der erſten als in der Appellations-Inſtanz, ſo einfach als möglich. *Zweytens*, der Richter müſſe ſich vorzüglich durch Billigkeit und guten Glauben leiten laſſen. „*L'équité, la bonne foi, sont la base de tous les jugemens,*" hieſs es bey Motivirung der Materie von dem Verfahren vor den Handelsgerichten. *Drittens*, die Juſtiz müſſe ſo lange als immer thunlich nur vermittelnd, und nur erſt im Nothfalle entſcheidend zu Werke gehen. *Viertens*, die Regierung habe ſich von der Rechtspflege in Handelsſachen in möglichſter Entfernung zu halten. In dieſem Geiſte iſt vorzüglich das vierte Buch des *C. d. C.*, nebſt der Materie von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, (im *C. d. P. c.*) redigirt worden. Folgen des erſten Princips zeigen ſich auf eine hervorſtechende Weiſe im Art. 33 des vierten Buchs. Das zweyte Princip hat ſich unter anderen darin geltend gemacht, daſs bey dem Verfahren in Handelsſachen keine *Avoués*, ſondern nur *Agréés* zugelaſſen werden, damit der Richter Gelegenheit habe, die Parteyen zu beobachten, und in ihrem Benehmen die Wahrheit zu leſen. „*Le fait doit être rapporté avec une sorte de naiveté, et autant que possible par les parties elles-mêmes, afin que le juge soit plus à portée d'apprécier leur bonne foi,*" bemerkte der Staatsrath *Maret*. Und in ſo fern hat *Legras*, einer der Redactoren und Reviſoren des *C. d. C.*, nicht Unrecht, wenn er in ſeinem oben angeführten Commentar ſagt: „*Les tribunaux de commerce ne sont, à proprement parler, que des jurys qui descendent dans la conscience des plaideurs, et jugent ex aequo et bono.*" Zu Folge des dritten Princips haben z. B. über die Streitigkeiten aus einer Handelsgeſellſchaft nicht die Tribunale zu erkennen, ſondern der *C. d. C.* hat dafür Schiedsrichter angeordnet, und dieſen eine eigene Art des Verfahrens vorgeſchrieben, welches ſich an den Zweck einer ſchnellen Beendigung der Sachen und einer gründlichen Hebung aller Zwiſtigkeiten noch näher anſchlieſst, als das gewöhnliche ſchiedsrichterliche Verfahren, ſo wie es im *C. d. P. c.* feſtgeſetzt worden iſt. Auf der anderen Seite ſind aber die Handelsſachen von dem vorläufigen Verſuche der Güte diſpenſirt worden, um ſie dadurch nicht aufzuhalten. Endlich das vierte Princip wird darin beſonders ſichtbar, daſs es bey den Handelsgerichten keine kaiſerlichen Procuratoren giebt. Die Redactoren des Entwurfs des *C. d. C.* ſchlugen zwar vor, es möchte wenigſtens zu dem Ende ein Regierungs-Commiſſär bey den Handelsgerichten zu beſtellen ſeyn, damit der Güterpfleger der Fallitmaſſe unter deſſen unmittelbare Aufſicht geſetzt werden könne, und die Mehrheit der Kammern billigte dieſe Maſsregel; allein die Regierung ſelbſt erklärte ſich bey der Discuſſion des Codex dagegen, und machte bemerklich, wie ſehr dem Weſen der Handelstribunale der Einfluſs zuwider laufe, den ein ſolcher Regierungs-Beamter unfehlbar auf ſie erlangen würde.

Quellen des Code de commerce.

Da die Codices der neuen franzöſiſchen Legislation groſsentheils aus älteren Geſetzen und Rechten geſchöpft ſind, und es daher zur Erklärung und Beurtheilung derſelben ſehr wichtig iſt, zu wiſſen, woher ſie abgeleitet ſind, es ſey ihren Grundſätzen oder ihren einzelnen Diſpoſitionen nach; ſo hat die literariſche Thätigkeit allerdings ihren guten Grund, womit man in Frankreich bemüht zu ſeyn angefangen hat, die Quellen der neuen Legislation wo möglich von Stelle zu Stelle nachzuweiſen. Dieſe Thätigkeit aber, welche bisher bey *Dard*, dem Hauptquellenſucher, und Anderen, ſich nur zu oft theils in ein bloſses Haſchen nach Ähnlichkeiten verloren, theils ſich mehr in der Genealogie einzelner Stellen, als der Dogmen und Grundſätze, hervorgethan hat, iſt bis jetzt vorzüglich nur erſt dem *C. N.*, dem *C. d. C.* aber unſeres Wiſſens noch gar nicht, zu Gute gekommen.

I. Im allgemeinen kann man die ganze Vorzeit, mit allen ihren Monumenten des Handelsrechts, den älteſten wie den neueſten, als Quelle des *C. d. C.* betrachten. Rechte und Geſetze erben ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Legislation zu Legislation, fort; und was der *C. d. C.* nicht unmittelbar geerbt hat, das iſt wenigſtens mittelbar auf ihn gekommen. So wie der Staatsrath und General-Procurator *Merlin* die römiſchen, hierarchiſchen und

Digitized by Google

franzöſiſchen Codices aller Perioden als Quellen des C. N. aufführt, und als ſolche das *Jus Papirianum*, den *Codex Gregorianus*, *Hermogenianus*, *Theodoſianus*, *Alaricianus*, *Juſtinianeus*, ferner den Codex der griechiſchen und der römiſchen Kirche, den *Codex canonum* der gallicaniſchen Kirche, das *Corpus canonum Dionyſii parvi*, den canoniſchen Codex Gratians u. ſ. w. beſonders namhaft macht; eben ſo ging der Staatsrath *Bégouen*, in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung vom 8 Sptbr. 1807, alle früheren Seerechte durch, von den Phöniciern an bis zur Ordonnanz vom J. 1681, und ſchloſs mit der Bemerkung, daſs der C. d. C. ſein Seerecht zum Theil mit aus dieſer Reihe von Quellen, und zwar aus den älteren Quellen durch das Vehikel der eben angeführten Ordonnanz, geſchöpft habe.

II. Eine ſpeciellere Überſicht der Quellen des C. d. C. erhält man, wenn man ſie abtheilt in franzöſiſche und fremde; in mittelbare und unmittelbare; in allgemeine und beſondere.

Wenn wir von fremden Rechten ſprechen, welche bey dem C. d. C. mit benutzt und berückſichtiget worden ſind, ſo meinen wir nicht etwa das *Consolato del mare*, die amſterdammer Wechſelordnung und andere älteren Rechte des Auslandes, woraus bereits die Ordonnanzen geſchöpft haben; denn von dergleichen älteren Rechten findet ſich im C. d. C. wohl nur in ſo fern etwas wieder, als es bereits durch die Ordonnanzen für Frankreich naturaliſirt worden war. Vielmehr zielen wir darauf, daſs die geltenden neuen Geſetze und Gebräuche anderer Völker nicht ohne Einfluſs auf den C. d. C. geblieben ſind; wovon vorzüglich die Veranlaſſung war, daſs man es möglichſt vermied, von den bey anderen Nationen allgemein angenommenen Rechten und Gebräuchen abzugehen, und ſich in einer ſo gemeinſchaftlichen Sache, als Handelsangelegenheiten ihrer Natur nach ſind, zu iſoliren. Wir wollen darüber den Staatsrath *Regnaud de St. Jean d'Angély* ſelbſt hören. „*Il est d'une haute importance* (ſagte er als Redner der Regierung, in der Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung vom 1 Sept. 1807) *que le C. d. C. soit rédigé dans des principes qui lui préparent une influence universelle, dans des principes qui soient adoptés par toutes les nation commerçantes, dans des principes qui soient en harmonie avec ces grandes habitudes commerciales qui embrassent et soumettent les deux mondes.*" Der Staatsrath *Maret* rechnet es mit unter die Verdienſte der Reviſoren des C. d. C., daſs ſie bey ihrer Reviſion auch noch die Legiſlation der übrigen Völker Europas mit zugezogen haben. Welches aber die fremden Geſetze, die man benutzt hat, namentlich ſeyn mögen, und in welcher Art man ſich ihrer bedient habe, darüber iſt, unſeres Wiſſens, noch zur Zeit keine Auskunft von Frankreich aus gegeben worden. Ohne Zweifel gehört das *Allgemeine Landrecht für die preuſſiſchen Staaten* unter die benutzten Werke, von welchem bekanntlich eine officielle franzöſiſche Überſetzung, vorzüglich zur Benutzung bey dem C. N., erſchienen, und deſſen auch in der Discuſſion des C. N. im Staatsrath verſchiedentlich gedacht worden iſt. Auch waren die Redactoren des C. d. C. gröſstentheils Männer, die Gelegenheit gehabt hatten, fremde Handelsrechte aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Dagegen läſst ſich mit Grunde daran zweifeln, ob man bey dem C. d. C. von ſo manchen ſchätzbaren Unterſuchungen, die das Handelsrecht den deutſchen und anderen fremden *Rechtsgelehrten* verdankt, den verdienten Gebrauch gemacht habe. Und doch hat bisher die Doctrin gewöhnlich, wenigſtens in Deutſchland, leicht etwas Beſſeres aufzuweiſen, als die Legiſlation.

Unter den mittelbaren Quellen ſind inſonderheit diejenigen zu verſtehen, aus welchen etwas in die Ordonnanzen, und aus dieſen erſt wieder in den C. d. C. übergegangen iſt.

Das meiſte Intereſſe hat die Eintheilung der Quellen, je nachdem ſie allgemeine oder beſondere ſind, d. h. je nachdem ſie ſich auf ganz Frankreich, oder nur auf einen Theil davon, erſtrecken. Letztere erhielten durch Aufnahme in den C. d. C. eine erweiterte Kraft; erſtere aber nicht. Bey letzteren traten alſo auch noch mehrere und andere Rückſichten der Auswahl ein, als bey erſteren. Unter den allgemeinen ſind es namentlich der C. d. P. c., die Geſetze der Revolutionsperiode, einige Geſetze aus der Zeit ſeit der Revolution bis zur Redaction der neuen *Codes* unter Napoleon, endlich und vorzüglich die Ordonnanzen, woraus der C. d. C. geſchöpft hat. Aus dem C. d. P. c. iſt der zweyte Titel des dritten Buchs genommen. Aus den Revolutionsgeſetze vom 24 Aug. 1790 enthält das vierte Buch Mehreres. Aus dem in der gedachten Zwiſchenperiode gegebenen Geſetze vom 27 Vent. VIII iſt gleichfalls im vierten Buche manches beybehalten worden. Auch mehrere Entſcheidungen des Caſſationshofes über Handelsſachen, aus dem ganzen Zeitraume vom Anfange der Revolution bis zur Redaction des C. d. C., finden ſich bald hie bald da mit benutzt; ſo daſs das Werk von *Sirey*, über die *Jurisprudence* des Caſſationshofes, auch in dieſer Hinſicht ſehr brauchbar iſt. Unter allen allgemeinen Quellen des C. d. C. ſind aber die drey Ordonnanzen von den J. 1667, 1673 und 1681, nebſt ihren commentariſchen Hülfsmitteln, bey weitem die ergiebigſten geweſen. Bey dem erſten und dritten Buche des C. d. C. liegt die zweyte, bey dem zweyten Buche die dritte, und bey dem vierten Buche, nebſt der in den C. d. P. c. übertragenen Lehre von dem Verfahren vor den Handelsgerichten, die erſte von jenen drey Ordonnanzen zum Grunde. Unter allen drey Ordonnanzen erſcheint die dritte ohne Zweifel am ſtärkſten im C. d. C. wieder. Je mehr man daher dieſes Geſetz bey der neuen Legiſlation brauchbar fand, deſto mehr muſste man es bedauern, daſs ſich die Präliminär-Acten dazu nicht erhalten haben. „*C'est sans doute un grand malheur que les procès-verbaux de cette belle loi n'aient point été conservés, nous y aurions puisé des renseignements lumineux.*" äuſserte der Staatsrath *Bégouen*, als Redner der Regierung.

Aus den beſonderen Quellen iſt dagegen nur wenig in den C. d. C. übergegangen, theils weil ſchon

Digitized by Google

die allgemeinen in der Regel ergiebig genug waren; ſo daſs man ſich folglich in dieſer Hinſicht bey dem *C. d. C.* in einer weit anderen und beſſeren Lage befand, als bey der Redaction des *C. N.;* theils weil man unmöglich ohne Noth geneigt ſeyn konnte, das Recht einer einzelnen Gegend oder Stadt zum allgemeinen Rechte des ganzen Reichs zu erheben. Nur dann, wenn die Legislation in den bisherigen allgemeinen Quellen keine Hülfe fand, und ſie alſo ohnehin genöthiget war, etwas Neues zu verfügen, nur dann muſste es ihr willkommen ſeyn, in den provicíellen oder ſtatutariſchen Rechten etwas zu finden, woran ſie ſich anſchlieſsen konnte. Zu dem Ende muſsten ihr vorzüglich die von den Handelskammern und Handelstribunalen über den Entwurf des *C. d. C.* eingegangenen Bemerkungen ſehr willkommen ſeyn, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielt, das Provincielle und Statutariſche näher kennen und würdigen zu lernen. Aus dieſen Bemerkungen konnte ſie ſich namentlich über die bey einzelnen Gerichten angenommenen Uſancen unterrichten, von welchen ſich da, wo die allgemeinen, geſchriebenen Quellen nicht ausreichten, oder wo ſie wenigſtens in einem neuen Geiſte zu bearbeiten waren, ein vortheilhafter Gebrauch machen lieſs. Selbſt im dritten Buche des *C. d. C.*, welches ſich mit am meiſten durch Neuheit auszeichnet, iſt das fünfte Capitel zum gröſsten Theile aus ſolchen Geſetzen und Gebräuchen, deren Allgemeinheit ſich ſchwerlich wird nachweiſen laſſen, geſchöpft worden. Eine ſolche Bewandniſs hat es namentlich mit dem Handelsgebrauche, daſs jeder an Ordre lautende Bodmereybrief indoſſirt und verkauft werden könne, welcher ſich im Art. 313 des *C. d. C.* ſanctionirt findet.

III. Bey einer näheren Vergleichung des *C. d. C.* mit ſeinen Hauptquellen, den drey Ordonnanzen, läſst ſich Folgendes wahrnehmen. *Hier* iſt der *C. d. C.* nichts weiter, als eine treue, bisweilen ſogar buchſtäbliche Wiederholung. So z. B. liegt bey Tit. 11—14 des zweyten Buchs die Ordonnanz von 1681 gewöhnlich wörtlich zum Grunde. Von dieſen Titeln bemerkt der motivirende Staatsrath: „*C'est donc, en quelque sorte, plutôt une nouvelle rédaction de l'ordonnance de 1681, qu'une loi nouvelle.*" Sie geben die Materie aber in einer beſſeren Ordnung, als die Ordonnanz. *Dort* ſanctionirt der *C. d. C.* dasjenige nur ausdrücklich, was ſchon in den Ordonnanzen dem Geiſte nach liegt. Das iſt z. B. der Fall bey Art. 159 des zweyten Buchs. *Hier* läſst der *C. d. C.* manches, als nicht in ſeinen Plan gehörig, weg, wovon die Ordonnanzen voll ſind; z. B. alles, was nicht civiliſtiſch iſt. *Dort* hingegen läſst er ſich angelegen ſeyn, den Inhalt der Ordonnanzen zu erweitern, weiter zu entwickeln, oder genauer zu beſtimmen. Oft aber ändert er die Ordonnanzen auch wirklich ab.

Als Erweiterungen, Entwickelungen oder nähere Beſtimmungen haben wir uns folgende Beyſpiele ausgezeichnet. Über das *Billet à ordre* hat ſich der *C. d. C.* weiter verbreitet, als die Ord. vom J. 1673, nachdem ſeit jener Zeit ſich auch der Gebrauch dieſes Handelspapiers bedeutend erweitert hatte. — Durch die neun erſten Paragraphen des Art. 4 des zweyten Buchs hat die Ord. beträchtliche Zuſätze bekommen, die den Zweck haben, die Ordnung der privilegirten Gläubiger vollſtändiger zu begründen, und wegen Conſtatirung der Exiſtenz und Geſetzlichkeit der privilegirten Foderungen die erfoderlichen Maſsregeln zu nehmen. — Im Art. 211—216 des zweyten Buchs ſind die Grenzen zwiſchen der gemeinen und beſonderen Haverey genauer gezogen worden. — In eben dieſem Buche erweitert Art. 123 die Formalitäten des Groſsaventur-Contracts, ſetzt Art. 124 zur Ord. hinzu, daſs die Bodmereybriefe indoſſirt und verkauft werden können, wenn ſie auf Ordre lauten, und enthält Art. 143 eine neue Dispoſition wegen Angabe des Tags und der Tageszeit, wann der Aſſecuranzvertrag unterſchrieben worden ſey. — Die Ordonnanz von 1673 hat es nicht wörtlich zum Weſen des Wechſels gerechnet, daſs er nicht an dem Orte ſeiner Entſtehung zahlbar ſeyn darf. Der *C. d. C.* ſetzt dieſes Erfoderniſs ausdrücklich hinzu. Was ferner noch das erſte Buch betrifft, ſo beſtimmt hier der *C. d. C.*, verglichen mit der Ord. von 1673, den Begriff einer Handelsſache genauer. Auch beſchäftiget er ſich hier mehr mit den Rechten der Weiber und Minderjährigen, und giebt den Vorſchriften wegen Haltung der Bücher mehr Schärfe und zugleich mehr Umfang. — Er ſetzt eine dritte Art von Societäts-Contract hinzu, während die Ordonnanz nur zwey Arten annimmt. — Im fünften Titel fügt er viel Neues über die Handelsbörſen, Wechſelagenten und Mäkler bey, und im ſechſten handelt er die Materie von den Commiſſionären ab, worüber vorher noch überall gar kein Geſetz exiſtirte. — Im achten Titel ſticht Art. 145 ein wichtiges, aber von der Ord. ſtreitig gelaſſenes Princip hervor. Am meiſten zeichnet ſich das dritte Buch des *C. d. C.* durch eine Menge von Zuſätzen der einen oder der anderen Art aus; ſo daſs es uns zu weit führen würde, wenn wir die Parallele weiter verfolgen wollten.

Unter den erfolgten Abänderungen der Ordonnanzen zeichnen wir hier folgende aus. Art. 117 und 168 des *C. d. C.* derogiren der Ord. von 1673. Tit. 5. Art. 16. — Die in der Ord. zugelaſſenen Reſpittage ſind gänzlich abgeſchafft, und das *Billet à ordre* iſt, was die kürzere Verjährungszeit von 5 Jahren betrifft, dem Wechſel gleichgeſetzt worden, ſtatt daſs die Ord. es in Anſehung des erſteren bey der dreyſsigjährigen Präſcription hat bewenden laſſen. — Nicht bloſs civiliſtiſch widerrechtlich, ſondern auch gemein ſchädlich fand man das, was die Ord. zum Beſten des Gläubigers, der eine Schiffsportion in dem Augenblick in Beſchlag nimmt, da das Schiff in See gehen will. Daher Art. 26 des zweyten Buchs eine Änderung trifft. — Die Pflichten des Capitäns ſind geſchärft, und die Lage der Matroſen iſt verbeſſert worden. — Auch Art. 117. 118. 119 und 127 deſſelben Buchs enthalten Veränderungen. — Art. 130 dehnt das Verbot aus, den Seeleuten auf ihre Heuer Geld nach Bodmereyrecht zu leihen. — Art 142 begünſtiget den Verſicherer gegen den Bodmereygeber, während es die Ord. gerade umgekehrt hält. — Art. 145 ſind die Dinge, die Gegenſtand der Aſſecuranz ſeyn können, in einigen Stücken anders beſtimmt worden.

Wer aber das Reſultat dieſer Vergleichung dahin ziehen wollte, es ſey der *C. d. C.* nichts weiter, als eine neue Bearbeitung der Ordonnanzen, der würde ſich ſehr irren. Während der *C. d. C.* in vielen Stellen auf dem Nachlaſſe der Vorfahren ruht, tritt er auf der anderen hervor durch Neuheit des Geiſtes und der Zwecke, der Faſſung und der Methode, des Inhalts und der Form; inſonderheit, als ein Ganzes betrachtet, iſt er ein Werk von nicht da geweſener Art. Der Plan dieſes *von den Quellen* handelnden Abſchnitts konnte jedoch nur ſeyn, die Spuren des Alten, nicht aber das Verdienſt des Neuen, im *C. d. C.* aufzuſuchen. Skr.

(Die Fortſetzung folgt nächſtens.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Die Reſultate der Sittengeſchichte. I. Die Fürſten.* 1808. 249 S. 8. (1 Thlr. 4gr.)

Wenn der Vf. dieſer Schrift, welcher ſich unter der Zueignung an *ſeine fünf Söhne und die deutſche Jugend* H. C. C. F. v. G. ſchreibt, auch in *dem Eingang* nicht einige Nachricht von ſeinem Leben gegeben hätte: ſo würde man aus dem Buche ſelbſt vermuthen, daſs er nicht auf der Studierſtube allein das geworden ſey, was er iſt, ſondern daſs er im praktiſchen Leben durch eine reichere Erfahrung nur dieſen weiten Blick über das Leben der Menſchen und ihre Verhältniſſe erlangt haben könne. Er ſpannt durch die Nachricht über ſich des Leſers Erwartung: aber er läſst dieſe Erwartung nicht unbefriedigt. Sein Buch iſt gut; werth in den Händen derer zu ſeyn, denen es gewidmet iſt. Es enthält nicht unerhörte Dinge, nicht neue Offenbarungen; aber es enthält, was uns nöthig iſt, was vor Allem unſere Jünglinge bedürfen. Durch das beſtändige Hinſchauen nach dem Unendlichen, welches ſie erfaſſen wollten und nicht zu erfaſſen vermochten, haben ſie den Sinn verloren für das, welches uns am nächſten lag, und welches zu bewahren, zu vertheidigen, zu retten, ihre und unſer Aller erſte Pflicht geweſen wäre. Über dem Schwärmen für Griechenlands Götter, Kunſt und Poeſie, oder für die verſchwundene deutſche Vorzeit, gedachten ſie nicht an uns, an ſich, an die Nachwelt. Die Vergangenheit iſt dahin; den verlornen Moment bringt Keiner zurück; die Klage iſt unnütz, und der Jammer über frühere Unthätigkeit iſt thöricht und verächtlich. So weit ſcheinen wir zu ſeyn, daſs das Gefühl der Erbärmlichkeit allgemein iſt. Was kann alſo der Verſtändige Weiſeres thun, als verſuchen, die erſchlafften Sehnen anzuſpannen; Stahl zu gieſsen in die weichgewordenen Knochen; den Sinn zu erwecken für den ſchönſten Ruhm, für Freyheit und Vaterland; den Geiſt wieder auf die Bahn zu lenken, die zu Ehre und Würde führt, und zu tröſten die niedergeſchlagene Seele? Und wodurch könnte dieſs beſſer geſchehen, als durch einfache Darſtellung der ewigen Wahrheiten, denen noch kein Wohlgeſinnter je widerſtanden hat? Deſſen, was groſse Männer, die das Leben der Menſchen und ihre Verhältniſſe, und die Quelle kannten, aus welcher das Glück der Staaten floſs, wie die, welche Unglück über die Völker ſchüttete? Das iſt der Zweck und Sinn dieſes Buchs. Es iſt ein Echo der Stimme vieler Staatsmänner und Geſchichtſchreiber; es ſind verſtändige Folgerungen aus den Hiſtorien der Vergangenheit, und durch Erfahrung erprüfte Bemerkungen zu den Geſchichten; alles ſinnvoll und in einer guten, zuweilen ganz vortrefflichen Darſtellung. Daſs die eigenen Worte der Alten angeführt ſind, tadeln wir nicht; wir loben es vielmehr: denn eine gewichtige Stimme giebt bey Vielen der Wahrheit Nachdruck. Die Jünglinge ſollen ſich nicht mit dieſen Einzelnheiten begnügen; aber ſie können dienen, die Luſt zu erwecken nach dem Ganzen; ſie mögen zeigen, wie man zu leſen hat, und was daraus zu lernen iſt. Die Reſultate ſollen nicht die Geſchichte entbehrlich machen; aber es iſt der Jugend gut, anſchaulich zu ſehen, daſs die Geſchichte zu Reſultaten führt. Zwey oder drey werden nicht mit der Schrift zufrieden ſeyn, weil es ihr an derjenigen philoſophiſchen Tiefe fehlt, die unſerem Zeitalter Bedürfniſs iſt: die Übrigen aber, welchen ein geſunder Verſtand, ein ſinniges Gemüth, Gelehrtheit und Erfahrung etwas werth iſt, werden ſie loben. Zwey oder drey mögen die Einheit vermiſſen, die jede Schrift haben ſollte, damit ſie ein Buch werde: die Übrigen aber, welche Tacitus lieben und Montesquieu leſen, werden ſich freuen, auf dieſe Art an ſie und ſo viele der anderen Herrlichen erinnert zu werden. Und wenn ſie auch nicht überall mit dem Verfaſſer einig ſind: werden ſie das befremdend finden? Und wenn ſie auch überzeugt ſind, daſs er zu weit gehe; wenn ſie auch nicht mit ihm ſagen: „den geſellſchaftlichen Bund klug zu ſchlieſsen, klug zu beſſern und muthig aufrecht zu erhalten, iſt der groſse Gegenſtand unſerer Vernunft, unſerer Tugend und unſers ganzen Trachtens; das iſt des Lebens feſter Stamm; das Übrige ſind nur die Zweige:" ſo werden ſie doch zugeben, daſs da, wo wir jetzo ſind, ein etwas ſtarker Zug nach dieſer Seite nicht ſchaden könne. Unſer Wiſſen iſt ja in demſelben Verhältniſſe von Stückwerk zum Ganzen geworden, wie unſer Leben zum Stückwerk herabgeſplittert iſt; die Ökonomie kennen wir ja hinlänglich, und lernen ſie deſto beſſer, je ärmer wir werden: das, was geſchehen muſs und Heil bringen kann, iſt, daſs der Sinn für die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft lebendig angeſprochen und aufgeregt werde im tiefſten Weſen.

Wie die Gewalt der Fürſten entſteht, ſich erweitert und mehrt, Bedürfniſs iſt, wohlthätig, nachtheilig wirkt, erblich wird, entartet, ſich verhaſst

macht, ſich auflöſet, und die Völker zu Revolutionen reizt — das wird hier nach Erfahrungen alter und neuer Zeit unterſucht, nicht immer mit dem ſtrengſten Fortgang: auch in einzelnen Urtheilen dürfte geirrt ſeyn: aber ſo, daſs man durchweg mit Intereſſe folgt. — Die Menſchen haben einen Hang, Einen über ſich zu erheben, um ſich dem Erhobenen wieder zu nähern; ſie bedürfen eines lebendigen Centralpuncts ihrer Plane und Hoffnungen: aber leider! hat der Ball, den ſie in die Höhe werfen, um ihn wieder aufzufangen, ſie oft im Fallen zerſchmettert! Nur wenn das vereinigende Band eine ſchwere Kette wurde, entſtanden Republiken; die erſte und älteſte Staatsform war monarchiſch: Familienhäupter, des Alters Anſehen, Anführer in der Schlacht. Die Oberhäupter übertraten leicht die Grenze ihrer Macht; und wurden ſie dazu nicht aufgefodert? Zeigt uns nicht die Geſchichte überall Völker, die dazu ermunterten, wenn es geſchah? Nordamerika in der Kindheit: nur Übung der oberſten Gewalt durch Einen vermochte zu gründen, was geworden iſt. Der Gedanke an das Hülfreiche der väterlichen Gewalt hat dem Königthum überall am meiſten genutzt; dadurch gewannen die Könige die Herzen, und darum ſuchen ſie auch ſtets dieſen Gedanken lebendig zu erhalten: jeder König will Vater ſeines Volks ſeyn. Es war in dieſem Gedanken, daſs dem König auf der Scheidelinie zwiſchen Familie und Staat ſo viele Gewalt gegeben wurde: was war von dem Vater zu fürchten? Der Krieg giebt dem Anführer Macht; er erhält Anſehen in der Verſammlung, weil er am weiteſten ſieht, Ruhm erworben hat: wer ſollte gebieten, wenn nicht er? Selbſt die Verlegenheit mehrt ſeine Gewalt. So wächſet der Principat und gewinnt mehr und mehr Stärke. Dann wird der Zweck oft ſchlecht erfüllt; die Völker werden getäuſcht. Dennoch entſteht Erblichkeit: der Fürſt ſorgt natürlich für die Seinigen; um ihm zu gefallen, begünſtigt man den Sohn; Alles iſt für ihn: Sinn, Gewohnheit, Kenntniſs, das, daſs Keiner ſich ihm gleich achtet, während jeder Andere einen Gleichen haben mag, endlich das, daſs die Wahl ſo ſchwer iſt. In der That: wer ſoll entſcheiden? wer vermag den Würdigſten zu finden? Soll etwa das Loos ihn beſtimmen? Aber iſt der Wurf der Geburt nicht auch ein Loos? Damit unter mehreren Söhnen des Fürſten kein Streit entſtehe, iſt eine feſte Ordnung der Nachfolge nöthig. Dann aber lernen die Prinzen leicht vergeſſen, was ſie ſind und ſeyn ſollen; und es kommt Miſstrauen zwiſchen Fürſten und Volk, und Widerſetzlichkeit; das ſchöne Bild von Vater und Familie iſt verſchwunden; ein anderes ſteht da mit einem Herrn und Knechten. Nun Befeindung des Königthums, Vertilgung der Tyrannen, Königsmord; dagegen ſträubt ſich alles Gefühl. Die Ausſchweifung des Einen kann wohl in Schranken gehalten werden: aber wie die Menge? Beſſer iſt, Könige zu dulden, aber Könige mit Geſetz und Recht. Nur dieſe! denn auf welche Abſcheulichkeiten ſind nicht gekrönte Unmenſchen gefallen? Europa hat ſeit dem 16 Jahrhundert wenig Tyrannenwuth auf dem Thron geſehen: aber wie furchtbar war jene Zeit, als Chriſtiern II mit Büttel und Galgen das Land durchzog und die edelſten Schweden mordete; als der groſse Schlächter in Süden, Philipp II, wüthete, und Heinrich VIII in England launenhaft und ungezähmt befahl! Wir ſahen Maximilian Robespierre, Unordnung und Planloſigkeit; aber nur kurze Zeit, dann kam „das Schifflein vom Nil.“ — Über Tacitus, über Montesquieu. — Klagen gegen die Fürſten: über Kriege klagen mehr die Philoſophen als die Völker, denn dieſe fühlen, daſs es beſſer iſt, des Krieges Drangſale zu leiden, als das Vaterland beleidigen zu laſſen. Die Völker murren eher, wenn ſie Geld, als wenn ſie Blut hergeben ſollen. Über Beſteuerung, wie ſie anders und anders iſt auf den verſchiedenen Stufen der Cultur; wie ſie erſt erbeten, dann befohlen wird, dann erpreſst. Die Strenge iſt nothwendig, aber eben darum aus ihr Erbitterung, gegen die Einwohner zuerſt, dann gegen die Staatsbeamten, endlich gegen den Fürſten. Nun wird gefragt, wozu das Geld verwandt werde? Aufwand wird Verſchwendung, Pracht — Üppigkeit genannt. Dann ſollen (unbillig?) die Oberhäupter, mitten unter allgemeiner Sittenverderbniſs, Muſter der Tugend bleiben. Sie ſollen nur die Kunſt zu herrſchen verſtehen: und was iſt ſchwerer! *Das rechte Penſum*, das iſt das monarchiſche Problem. Aller Wohlfahrt zu befördern, ſind auch die beſten Fürſten nicht fähig: Erleichterung eines Standes aber drückt den anderen; jener jauchzt nicht und dieſer murrt. Miſsvergnügen nun, Widerſtand, Empörung, die nicht immer harte Fürſten getroffen; auch Gute ſind gefallen: Güte allein reicht nicht aus, und deſto weniger, je gröſser der Staat, je eingewurzelter die Herrſchaft, je verdorbener das Volk. „Wie aber die Kronen bewahrt werden ſollen, das iſt im Lehrbuch der Weltgeſchichte zerſtreut geſchrieben!“ (Hört es Fürſten und Räthe! Da und nur da, werdet Ihr es finden! *Non ignavia magna imperia contineri.*) Macchiavelli. Mühſelig iſt die oberſte Stelle; Einige haben Überdruſs gefühlt — jedoch ſelten auf lange Zeit, im Ernſt — Keiner ohne Reue. Erſatz iſt das Bewuſstſeyn, der Dank der Völker, ihre Treue und Liebe.

Das ungefähr iſt der Gang dieſer Schrift. Wer die Sätze weitläuftiger auseinander gelegt und aus der Geſchichte bewieſen ſehen will, der leſe ſie. Im Übrigen freuen wir uns, daſs wir noch eine Reihe von Bänden zu erwarten haben. Das Thema des ganzen Werks ſind „die Puncte, um welche ſich unabänderlich die Axe unſeres Glücks und unſeres Daſeyns dreht.“ Und dieſe Puncte ſind, als *Inhalt* des Werks angegeben. I. Die Fürſten. II. Die Fürnehmen oder Ariſtokratie. III. Die Gemeinen. IV. Die Staatsverfaſſungen. V. Das Eigenthum. VI. Die Arbeit. VII. Der Aufenthalt. VIII. Das Vaterland und der Abriſs der vaterländiſchen Geſchichte. IX. Die Tapferkeit. X. Die Tugend. XI. Die Freundſchaft. XII. Die Liebe und die Frauen. XIII. Die

Wiſſenſchaft und die Künſte. XIV. Die Religion. XV. Die Weisheit. — Die Elemente dieſer Dinge will der Vf. auſſuchen (wie hier mit den Fürſten geſchehen iſt), und ſie von dem erſten Keimen bis zum anderen Ende führen. Dann will er ſagen, auf welcher Stufe er die Menſchheit, bey ſeinem kurzen Übergange auf der Erde, angetroffen hat. Wer iſt nicht begierig? — Wir ſchlieſsen mit den Worten des Vfs. — „Treue iſt der Deutſchen alter Charakterzug. — Mitten unter den zahlreichen Vorwürfen, die wir von den Zeitgenoſſen hören, die die Nachwelt nicht ſparen wird, ſichert uns nichts ſo ſehr, wie die Treue, vor der Verwerflichkeit. — Wir aber verlangen beſcheiden von unſeren Fürſten zurück: Gerechtigkeit, Feſtigkeit und Eintracht."

T.

Münster, b. Waldeck: *Schriften von G. A. von Halem. Vierter Band.* Proſaiſche Aufſatze. 1808. 299 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Proſaiſche Aufſätze von G. A. von Halem. Vierter Band.*

Wir brauchen den ſchriftſtelleriſchen Charakter des Vfs. hier nicht zu ſchildern; er iſt bekannt genug, um, wenn auch nichts Glänzendes, doch immer etwas Intereſſantes und Leſenswürdiges erwarten zu laſſen. Von den in dieſem Bande befindlichen Aufſätzen haben wir einige, wo nicht die meiſten, in der Zeitſchrift *Irene* geleſen, die, dem lange erharrten Frieden zu Ehren, ihren Namen erhielt, und nicht bis zu ſeiner Erfolgung hindauerte. Sie ſind hiſtoriſchen, politiſchen und itinerariſchen Inhalts. 1) *Pauſanias; Wallenſtein und Dümouriez.* Eine nicht ſehr glückliche Zuſammenſtellung. Die Geſchichte des Lacedämoniers wird erzählt, ſeine Gegenbilder aber kurz abgefertigt mit den Worten: „Noch die neueſten Jahrhunderte hatten ihre Pauſanias. Wallenſtein büſste, wie er, durch gewaltſamen Tod ſein Verbrechen. Der Sieger von Jemappe — lebt. O, hätte das Schlachtfeld des belgiſchen Platzs ſein Blut getrunken, in welcher Hochgeſtalt erſchiene dann ſein Name in der Geſchichte des Jahrhunderts!" Eine durchgeführte Vergleichung zwiſchen P. und D. würde gewaltig hinken. 2) *Schickſal der Brancovane und Kantakuzene.* Betrifft die Verirrungen und das tragiſche Ende zweyer wallachiſchen Fürſten und ihrer Familien. Sie wurden ihrem Oberherrn, dem türkiſchen Sultan, untreu, indem ſie heimlich mit Öſterreich und Ruſsland unterhandelten. Chronikenhaft erzählt. 3) *Eudoxia Lapuchin; Gemahlin Peters I.* kurz, aber gut erzählt. Eudoxia heirathete Petern im J. 1689, in ihrem neunzehnten Jahre, auf Betrieb ſeiner Mutter Natalia. Sie gebahr ihm zwey Söhne, Alexei und Alexander; aber er verliebte ſich doch in die Tochter eines Weinſchenken, worüber ſie ihm Vorwürfe machte. Nach dem Tode ſeiner Mutter hob er alle Verbindung mit Eudoxien auf. Eine Zeitlang hielt ſie zwar noch Hof in Moskau; muſste aber im J. 1698, da man ſie einer Theilnahme an der Verſchwörung der Strelitzen beſchuldigt hatte, zu Susdal den Schleyer nehmen, und unter dem Namen Helene ihr Gelübde ablegen. Ungeachtet des lauten und dumpfen Eifers der Geiſtlichkeit gegen Peters Verfahren, vermählte er ſich im J. 1707 erſt ſtill, und 1712 mit groſsem Gepränge mit Katharina I, einer liefländiſchen Waiſen. Ihr Sohn Alexei war jetzt Eudoxiens einzige Hoffnung. Sie baute auf ſein Glück, und hielt ſeines Vaters Abſetzung für gewiſs. Ein Generalmajor Glebow beſtärkte ſie in ihrem Zutrauen; ſie legte wieder weltliche Kleider an, nannte ſich wieder die Zarin Eudoxia. Der geflüchtete Alexei war unglücklich, und ward 1718 gefangen nach Ruſsland gebracht. „Bey der Unterſuchung bekannte ſie im Anblick der drohenden Folter, daſs ſie acht oder neun Jahre früher ſich mit Glebow in Liebeshändel eingelaſſen, und Ringe und Liebesbriefe mit ihm gewechſelt habe. Aber Glebow beharrte unter den grauſamſten Martern bey der Verſicherung, Eudoxia ſey unſchuldig." Sie ward zur Kloſter-Züchtigung verurtheilt, und in Neu-Ladoga in eine dunkele Zelle auf Gemüſe, Brod und Waſſer eingeſperrt. Ihr Sohn ward hingerichtet. Nach Peters Tode 1725 beſtieg Katharina I den Thron, und Eudoxia kam in noch engere Gewahrſam nach Schlüſſelburg. Endlich erhielt ſie ihre Freyheit durch den Tod ihrer Nebenbuhlerin, als Peter II, ihr Enkel, Alexei's Sohn, 1727 zur Regierung kam. Auch dieſen tödteten die Blattern ſchon im J. 1730. Sie ſchlug den Thron aus, den man ihr heimlich antrug. Die Kaiſerin Anna ſchmälerte ihr weder Rang noch Gehalt. Die Nonnenkleider legte ſie nicht wieder ab. Sie ſtarb 1731. S. 42 wird geſagt, Katharine ſey im Jahr 1793 zur griechiſchen Religion übergegangen. Das muſs den unhiſtoriſchen Leſer irre machen. 4) *Gebhard Truchſes und Agnes von Mansfeld.* Ein Erzbiſchof und Kurfürſt zu Kölln, der ſich mit einer ſchönen Stiftsdame verheirathet, ſich in ſeinen geiſtlichen Würden behaupten will, weichen muſs, ein Proteſtant, und endlich Decan des Capitels in Straſsburg wird. 5) *Kunſtwerke und Reliquien, die Preiſe des Sieges.* Ein König von Leon aus dem elften Jahrhundert, der, um den Leichnam der heil. Juſta aus Sevilla zu erhalten, den Mauren, die dieſe Stadt behaupten, Krieg ankündigt, und am Ende den Körper des heil. Iſidorus erhält. 6) *Brief an den König Alphonſus von einem ſpaniſchen Plinius.* Nicht viel. 7) *Geſchichte des Umtauſches des Gottorpiſchen Antheils am Herzogthum Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, und deren Abtretung an die jüngere Holſtein-Gottorpiſche Linie.* Mit einer *Stammtafel.* Dem Diplomatiker nicht unwichtig, treu, und genau. Der König von Dänemark, Friedrich I, war Stifter der königlich-däniſchen und der gottorpiſchen Linie; von ſeinem Ururenkel, Chriſtian Albert, Biſchof von Lübeck, ſtammen die beiden neueren gottorpiſchen Linien ab: und ſo findet man hier zugleich das kaiſerlich-ruſſiſche und das königlich-ſchwediſche Haus auf der Stammtafel. 8) *Über Publicität deutſcher Specialgeſchichte.* Beſonders gegen *Woltmann* und deſſen Recenſion der wiardaiſchen

Geſchichte Oſtfrieslands in der alten Lit. Zeit. v. J. 1798. No. 101. Wir können uns auf die Streitfrage hier nicht einlaſſen; zumal da, bey den veränderten Verfaſſungen, die Specialgeſchichte der deutſchen Länder einen neuen Schwung erhalten muſs, und die Regierungen wahrſcheinlich liberalere Grundſätze befolgen werden. „Heilige Publicität, ruft Hr. *v. H.* aus, ſey du unſer Schutz in dieſen gefahrvollen Zeiten! Knebelt man auch dich, ſo mögen die Steine ſchreyen!" Freylich wohl. Aber man würde ſie ſchreyen laſſen. 9) *Ein Gelehrtenſtreit aus dem ſechzehnten Jahrhunderte über Weſtphalen.* Zu dieſem Streite gab ein ſehr launigter Brief, von Juſtus Lipſius an ſeinen Freund van der Does (*Janus Douſa*) aus Oldenburg im J. 1586 geſchrieben, Anlaſs. Er zeichnet Weſtphalen als einen Schweinekoben, und die Einwohner, die er Pultiphagos nennt, als ihres Aufenthalts würdig. Dagegen empörten ſich ein oldenburgiſcher Superintendent, Hamelmann, und ein osnabrückiſcher Syndicus, Domann. Sie ſchrieben gegen ihn, und erwiederten ſeinen witzigen Spott durch derbe Zurechtweiſungen. Lipſius muſste am Ende bekennen, daſs er — geſcherzt hätte. 10) *Der unſterbliche Jakob.* Dieſer Jakob iſt ein alter preuſſiſcher Feldwebel, der einem Berge an der Porta Weſtphalica durch ſeinen hier genommenen Aufenthalt den Namen Jakobsberg gegeben hat. Der Vf. ſprach ihn in ſeiner Hütte, und nimmt dabey Gelegenheit, Betrachtungen über die Neigung der Menſchen zur Verewigung ihres Namens anzuſtellen. 11) *Bruchſtücke aus einer Reiſe durch die Pforte Weſtphalens und weiter.* 12) *Gleim im Oſenberge.* Einige Scenen aus kleinen Reiſen des Vfs., die ihm in der Erinnerung leicht mehr Freude machten, als ſeinen Leſern ihre Beſchreibung. 13) *Ein Blick auf Holland*, im Jahr 1782. Auf wenigen Seiten ziemlich viele kleine Gemälde aus einem Lande, „wo man mehr zu bemerken, als zu verlangen findet, wo man lieber zu reiſen, als zu leben Luſt hat." 14) *Bruchſtücke aus einer Reiſe von* 1783. Über Ratzeburg und was dem anhängt. Daſs Radegaſt eine Kriegsgottheit geweſen, bezweifelt Rec. 15) *Etwas über die möglichen Vortheile der deutſchen Kreisverfaſſung.* Geſchrieben 1797. So gut, als wenn es ein Säculum alt wäre. Was der patriotiſche Vf. von einer ſtehenden Reichsarmee, von einer Verbeſſerung der Reichsjuſtizverfaſſung ſagt, ſein Rath, ſeine Warnungen, alles iſt ſchon zur Fabel geworden. Jene verhinderte Öſterreich, dieſe die mächtigen Reichsfürſten mit ihrem Vorrechte *de non appellando.* Zur Erhellung der Wehr- und Rechts-Syſteme der Zukunft wagt noch Niemand, die Fackel anzuzünden. 16) *Zwey Bruchſtücke politiſcher Predigten.* 1794. Vergebliche Warnungen. 17) *Hat der Deutſche Urſache, auf ſeine Nation ſtolz zu ſeyn?* 1790. Sie hat vortreffliche Eigenſchaften, die weniger glänzen als wärmen. An Fleiſs und Biederſinn weicht ſie keiner. — Der Corrector hat dem Leſer ſein Vergnügen manchmal getrübt. So trinkt z. B. der Vf. einmal Kaffee; hier: *Mecca-*Trank. Er wird doch wohl Mocca geſchrieben haben.

Cht.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Kleiner Briefſteller für Mädchenſchulen.* Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer an der Erwerbſchule zu Magdeburg. 1807. 116 S. 8. (6 Gr.) Da man, ſagt der Vf., den Plan, nach welchem er ſowohl ſeinen kleinen Briefſteller für Landſchulen, als auch ſeine Anweiſung zum Briefſchreiben für Bürgerſchulen bearbeitet, in öffentlichen Blättern gebilliget: ſo habe er ſich für verpflichtet gehalten, auch dieſen Briefſteller auf eine ähnliche Art zu bearbeiten. Rec. kennt jene beiden Schriften des Vfs. nicht: wenn man aber von dem Plane der gegenwärtigen und ihrer Einrichtung auf Plan und Einrichtung der vorigen zurückſchlieſsen darf, ſo haben die öffentlichen Blätter wohl zu viel gethan, indem ſie beides billigten. Der gegenwärtige kleine Briefſteller wenigſtens umfaſst für ſeinen Zweck von der einen Seite zu viel und von der anderen zu wenig, iſt in der Hauptſache zu arm und in Nebenſachen zu reich. Über das Weſentliche eines Briefes iſt beynahe gar nichts geſagt, und aus den beygefügten Briefmuſtern geht hervor, daſs der Vf. dieſes Weſentliche ſelbſt noch nicht deutlich aufgefaſst habe. Wie hätte er ſonſt den Aufſatz S. 48 unter die Briefe bringen können? Daſs vorn *Lieber Vater* und hinten *Dankbare Tochter* ſteht, das thut es nicht allein. Und wozu ſoll eine Anweiſung, dergleichen Briefe zu ſtellen? — Des Wenigen, was über den Unterricht der Mädchen im Briefſchreiben beygebracht iſt, iſt in der That zu wenig, und die wichtigſten Regeln der Rechtſchreibung ſtehen hier ganz am unrechten Orte. „Die Erklärung ſolcher fremden Wörter, die in *Geſprächen*, Briefen und *Büchern* vorkommen", ſo wie die Abbreviaturen, ſind eine Zugabe, die man von einem Briefſteller nicht erwartet. Zudem ſind die Erklärungen beider zu kurz, um zweckmäſsig zu ſeyn; manche ſogar falſch. Z. B. *accepi*, ich habe *etwas* empfangen; *marquiren*, merken; *piquant*, nachdrücklich; *P. P.* mit gebührendem, obgleich fehlendem Titel; *Salva venia* iſt unerklärt geblieben. Auch ſind viele Wörter hier aufgenommen, die einem Mädchen wohl nicht leicht vorkommen werden; z. B. *authentice* u. a. Dieſer Ausſtellungen ohngeachtet verdient das Buch doch als eine brauchbare Sammlung von Materialien zum Briefſchreiben und anderen nützlichen Aufſätzen Empfehlung.

H.

Salzburg, b. Mayer: *Der Kalender, oder faſsliche Erklärung der in demſelben vorkommenden merkwürdigſten Begebenheiten am Himmel, der verſchiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft in Hinſicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnungen der Sonn- und Feſttage* u. ſ. w. Zunächſt der reifern deutſchen Schuljugend gewidmet von *Aloys Maier*, Lehrer an der deutſchen Hauptſchule zu Salzburg. 1807. 117 S. 8. Wer wollte dem Vf. Unrecht geben, wenn er die Kenntniſs des Kalenders zu den wichtigſten Unterrichtsgegenſtänden in Volksſchulen zählt? Und wer wollte ihm nicht danken, daſs er durch gegenwärtiges Büchlein die Erwerbung dieſer Kenntniſs zu erleichtern geſucht hat? Er iſt zwar nicht der Erſte, der darauf hingearbeitet; aber er hat kurz und faſslich die wichtigſten, in das Kalenderweſen einſchlagenden, Gegenſtände erklärt, den Ungrund manches Aberglaubens dargeſtellt, viele irrige Volksbegriffe berichtigt, und überall den beſſern Menſchen in Anſpruch genommen. Beſonders herrſcht auch in den Belehrungen über die katholiſchen Feſttage viel geſunder Sinn und menſchenfreundliche Aufklärung. Einige Zeichnungen, um die Erklärungen mehr zu verſinnlichen, würden keinen bedeutenden Aufwand gemacht, aber das Buch würde dadurch an Brauchbarkeit gewonnen haben.

Mj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 AUGUST, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Thurneiſen S.: *Voyages aux Indes Orientales*, par le P. *Paulin de S. Barthélemy*, Miſſionnaire; traduit de l'italien par M***, avec les obſervations de MM. *Anquetil du Perron, J. R. Forſter*, et *Silvestre de Sacy*, et une Diſſertation de M. *Anquetil* sur la propriété individuelle et foncière dans l'Inde et en Egypte. Tome I. XIX u. 406 S. (Nebſt dem Portrait des P. Paulins). T. II. 558 S. (Nebſt einer Karte). T. III. IV. 508 und XLVIII S. 1808. 8.

Atlas pour ſervir au Voyage aux Indes Orientales par le P. Paulin de St. Barthélemy, Miſſionnaire, 12 Kupfertafeln in 4. (Zuſammen 6 Thlr.)

Die Reiſebeſchreibungen des gelehrten Carmeliters, welche unter dem angezeigten Titel jetzt franzöſiſch erſchienen iſt, verdient unter der groſsen Menge ähnlicher Werke über Oſt-Indien ohnſtreitig eine rühmliche Auszeichnung. Der Verfaſſer, von Geburt ein Öſterreicher, deſſen eigentlicher Name *Johann Philipp Vesdin* war, befand ſich in den Jahren 1776 bis 1789 als Miſſionarius auf der Küſte von Malabar. Ein beynahe dreyzehenjähriger Aufenthalt, ſeine Berufs-Verhaltniſſe, und ſeine Kenntniſs nicht nur der gemeinen indiſchen Mundarten, ſondern auch der gelehrten Sprache, der Samskrda, ſetzten ihn in den Stand, das Land, ſeine Bewohner und Verfaſſung genauer kennen zu lernen, als viele andere Reiſende, die oft nicht einmal wiſſenſchaftliche Bildung und die nöthigen Vorkenntniſſe hatten. Die Reiſebeſchreibung des Pater Paulins erſchien in italiäniſcher Sprache zu Rom im Jahr 1796; und eine deutſche Überſetzung derſelben mit Anmerkungen von *J. R. Forſter* zu Berlin im J. 1798. Die *Forſter*ſchen Anmerkungen ſind allerdings ſchätzbar; aber der Werth und die Brauchbarkeit der Überſetzung ſelbſt wird durch die vielen willkührlichen Auslaſſungen, die ſich der Überſetzer erlaubt hat, ſehr vermindert. In jedem Capitel ſind beträchtliche Stellen, die dem Überſetzer überflüſſig ſchienen, anderen aber, denen das Leſen von Reiſebeſchreibungen etwas mehr als ein bloſser Zeitvertreib iſt, es nicht ſcheinen dürften, unterdrückt worden; im erſten Buche iſt ſogar das ganze *ſiebente* Capitel, über die Schifffahrt und den Handel der alten Ägypter, Griechen und Römer nach der malabariſchen Küſte, ohne daſs nur ein Wink davon gegeben wäre, weggelaſſen. Ob dieſes Verfahren bey der Erſcheinung der deutſchen Überſetzung in irgend einem kritiſchen Blatte gerügt worden ſey, iſt uns unbekannt; aber gewiſs iſt es, daſs es die ſchärfſte Rüge verdient. Die Herausgeber der franzöſiſchen Überſetzung haben ſich eine ſolche Unredlichkeit nicht zu Schulden kommen laſſen, ſondern das Original unverſtümmelt wiedergegeben. Vor dem letzteren hat dieſe Überſetzung auch noch einen Vorzug durch die ſchätzenswerthe Zugabe von Anmerkungen erhalten, welche der ganze *dritte* Band in ſich faſst. Nur von dieſen Anmerkungen, und zwar bloſs von denjenigen, womit *Anquetil du Perron* und *Sylveſtre de Sacy* das Werk bereichert haben, brauchen wir hier Rechenſchaft zu geben; denn die Bekanntſchaft mit der Reiſebeſchreibung ſelbſt und mit den *Forſter*'ſchen Anmerkungen dürfen wir wohl bey jedem unſerer Leſer vorausſetzen. — Die Verlagshandlung hatte das Manuſcript einer franzöſiſchen Überſetzung der Reiſebeſchreibung des P. Paulins an ſich gekauft, und übergab es *Anquetil* zur Reviſion. Der noch im hohen Alter thätige Greis unterzog ſich dem unangenehmen Geſchäft, die häufigen Fehler der ſehr nachläſſig verfertigten Überſetzung zu verbeſſern, und ſie faſt ganz umzuſchmelzen. Die Bemerkungen und Berichtigungen, wozu ihm der Reiſebeſchreiber ſelbſt Veranlaſſung gegeben hatte, beſtimmte er für einen beſonderen Band, der den dritten Theil des ganzen Werks ausmachen ſollte. Der ganze erſte Band, und die erſten acht Bogen des zweyten waren abgedruckt, als Anquetil ſtarb (am 18 Jenner 1805). Hr. *Sylveſtre de Sacy*, ſein College und Freund, dem er die Vollziehung ſeines letzten Willens aufgetragen, und ſeinen handſchriftlichen Nachlaſs vermacht hatte, fand unter ſeinen Papieren auch jene Anmerkungen. Er beſorgte nicht allein den Abdruck der ſehr unleſerlich geſchriebenen Handſchrift, ſondern fügte auch die bey der deutſchen Überſetzung befindlichen *Forſter*'ſchen Anmerkungen hinzu, die er noch mit ſeinen eigenen vermehrte. Die letzteren ſind jedoch nicht zahlreich, und berichtigen meiſtens nur Fehler der franzöſiſchen Überſetzung, wenn ſolche von Anquetil überſehen worden waren. Nur ſelten hatte er Gelegenheit, Berichtigungen des Originals ſelbſt nachzuholen (wie z. B. S. 59—62 über das, was der Vf. von der Herrſchaft der Mogolen in Indien ſagt); dieſe fanden ſich da, wo es nöthig war, ſchon in den Anquetilſchen Anmerkungen. Wenn irgend ein Gelehrter zu einer Kritik dieſer Reiſebeſchreibung Beruf hatte; ſo hatte ihn gewiſs der in dem Studium der Sprachen, Verfaſſungen und Religionen des Ori-

ents ergrauete Anquetil, der ſelbſt einige der beſten Jahre ſeines Lebens in denſelben Ländern, mit welchen ſich dieſes Werk beſchäftigt, verlebt hatte. An Sach- und Sprach-Kenntniſſen, und an Bedächtigkeit des Urtheils war *Anquetil* dem P. *Paulin* ohnſtreitig überlegen. Wer nur eine oder die andere der Schriften dieſes Mannes geleſen hat, wird ſelbſt bemerkt haben, daſs er oft ſehr kühn und voreilig über Dinge abſpricht, die er nicht von allen Seiten kennt, und daſs er die verdienteſten Gelehrten, wenn ihre Anſichten und Meinungen nicht gerade die ſeinigen ſind, auf die inhumanſte Weiſe zu behandeln pflegt. Unter dieſen befindet ſich auch *Anquetil*, der jedoch, weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ſich am Schluſſe ſeiner Vorrede ſehr gemäſsigt äuſsert: *Je souhaite que mes observations, quelquefois critiques, même sévères, ne déplaisent pas à l'habile Voyageur: chacun voit, réfléchit, écrit à sa manière: j'ai oublié, il y a long-temps, celle dont il me traite dans ses ouvrages. Quand on n'a que la vérité pour but, on la goûte, on l'aime par-tout où elle se trouve.* Dieſe Wahrheitsliebe, ein Hauptzug in *Anquetils* Charakter, zeigt ſich auch in dieſen Anmerkungen. Sie, und zugleich den Text, zu dem ſie gehören, charakteriſirt er ſelbſt vollkommen richtig in den wenigen Worten: *Je tâche autant qu'il m'est possible, d'y rendre justice à l'auteur, sans cependant pallier ses erreurs. Malheureusement il a vu bien peu de pays; et cependant il veut presque juger de l'Inde entière.* Des P. *Paulins* Kenntniſs des Samſkrit wird von *A.* verdächtig gemacht; ſie ſey, meint er, wohl nur aus den in der Propaganda vorhandenen handſchriftlichen Sprachlehren und Wörterbüchern, beſonders aus des Pater Hanxleden handſchriftlichem Nachlaſs, geſchöpft. *Il est bon d'avertir*, heiſst es unter anderen S. 342, *que, comme toute l'érudition samscrétane du Miſſionnaire est pris des PP. Hanxleden et Biscoping, dont l'autorité n'est point établie, en ne doit pas prendre pour samscrétans tous les mots qu'il produit, ni leur signification pour absolument certaine.* Ähnliche Bemerkungen lieſet man S. 30, 91, 144, 305, 354, 404 u. a. a. O. Häufig beſtreitet *A.* des P. *Paulins* Anſicht des indiſchen Religions-Syſtems, nach welcher die Mythen deſſelben nichts anders als ſymboliſche Darſtellungen der Naturkräfte und der Geſtirne, ihrer Bewegung und ihrer Einwirkung auf die Erde ſeyn ſollen. Wenn z. B. der P. *Paulin* da, wo er von der indiſchen Gottheit *Gonesch* ſpricht, ſich über die Gelehrten luſtig macht, welche die indiſchen Gottheiten für Heroen und Könige der Urwelt halten, ſo macht *A.* die Anmerkung: *Le style de l'auteur est un peu cavalier. Chez lui, tout est symbole; rien de réel, si on ne lui montre au doigt l'époque de Gonesch, et où ce personnage a régné. C'est le système des nouveaux philosophes, qui ne veulent voir dans les anciens monumens que les symboles de la nature physique, des élémens, des astres, de leur action, sans aucun rapport à une première cause, ou à un premier agent immatériel, pour détruire l'histoire des premiers temps, de la création, l'existence d'un premier être, et tout réduire à la matière et au mouvement.* (T. III. S. 86). Man vergleiche auch S. 302, 327, 347, 355. Hier dürfte jedoch das Recht öfter auf Seiten des Beſtrittenen als des Beſtreiters ſeyn. Oft ſind auch wohl hiſtoriſche und ſymboliſche Mythen in einander verſchmolzen. Als einen eifrigen Patrioten zeigt ſich *A.* überall, wo es die Gelegenheit mit ſich bringt, gegen die Herrſchaft der Engländer in Oſt-Indien und von dem Sturze derſelben zu reden. Von dem Erfolg einer franzöſiſchen Expedition zu Lande nach Indien, in Verbindung mit Ruſsland, iſt er auf das lebhafteſte überzeugt; man ſehe z. B. S. 57 u. 70. Zu den Äuſserungen des Patriotismus rechnen wir auch, wenn es S. 13 heiſst: *Disons ici que l'ambition des Français a toujours fait le bonheur, sans les faiblesses, les calamités inséparables de l'humanité, des pays dont ils se sont emparés.* — Die auf dem Titel der Überſetzung erwähnte, am Ende des dritten Bandes befindliche, Abhandlung über das individuelle Grundeigenthum in Indien und Ägypten, iſt eine Vertheidigung der von *A.* in einigen ſeiner früheren Werke aufgeſtellten Behauptung, daſs in Indien von den früheſten Zeiten an Grund und Boden nicht dem Regenten allein gehört habe, ſondern daſs auch die Unterthanen wirkliche Grund-Eigenthümer geweſen ſeyen. Dieſes leugnet *Paulin*, nicht allein in zwey Stellen ſeiner Reiſebeſchreibung, ſondern auch in ſeiner *India Chriſtiana*, wo er den franzöſiſchen Gelehrten der gröſsten Unwiſſenheit beſchuldigt, und ihn unter anderen *circulatorem notiſſimum* nennt. *Anquetil* rechtfertigt in dieſer dem National-Inſtitut vorgeleſenen Abhandlung ſeine Behauptung durch eine Induction von Stellen aus indiſchen und perſiſchen Geſetzen, aus hiſtoriſchen Werken und Reiſebeſchreibungen. In dem zweyten Theil der Abhandlung ſucht der Vf. darzuthun, daſs auch in Ägypten nach den im ottomaniſchen Reiche geltenden mohammedaniſchen Geſetzen Privat-Beſitz der Ländereyen Statt finde. Veranlaſst wurde *A.* zu dieſen Bemerkungen durch eine von ſeinem Collegen, Hn. *de Sacy*, dem Inſtitut vorgelegte Abhandlung, deren Zweck iſt, zu zeigen, daſs, wenn auch jetzt die Regierung in Ägypten Eigenthümerin des gröſsten Theils der Ländereyen iſt, dieſes eine verjährte Uſurpation ſey, die jedoch nicht bis zur Eroberung dieſes Landes durch die Araber hinaufreicht. Darin ſind beide Gelehrte einverſtanden, daſs die Geſetze der mohammedaniſchen Religion, nach denen ſich auch die ottomaniſche Regierung eigentlich richten ſollte, Privat-Beſitz der Ländereyen vorausſetzen. Nur darüber, wie viel ſich der Deſpotismus nach und nach angemaſset, und durch die Verjährung zu einem Recht gemacht habe, ſind ſie nicht überall einerley Meinung. — Das Werk hat übrigens ein gefälliges Äuſsere, und die Abbildungen indiſcher Gottheiten, welche der *Atlas* enthält, ſind ſehr ſauber. Auſserdem befindet ſich am zweyten Bande eine Karte der indiſchen Halbinſel dieſſeits des Ganges, nach dem erſten Theil der *d'Anville*'ſchen Karte von Aſien, aber mit einigen Verbeſſerungen nach neueren Beobachtungen.

By.

Digitized by Google

1) Dresden, b. Arnold: *Anſichten der weſtlichen Schweiz*, mit flüchtigen Reiſebemerkungen über den Oberrhein von Hn. *H. L. W.* 1808. 201 S. 8. (21 Gr.)

2) Elberfeld, b. Büſchler: *Darſtellungen aus der Schweiz*, vom Vf. der neuen Briefe über Italien, *J. H. Eichholz*. 1808. 227 S. 8. Mit 1 Kpf. (1 Thlr.)

No. 1 fängt damit an, daſs der Vf. erzählt, wie er aus dem heſſiſchen Gebirgsland in die Ebene der Wetterau herabkömmt, und von lauen Lüften umweht, und grünenden fruchtbaren Fluren umfangen, in Frankfurt a. M. anlangt. Auf eine kurze Beſchreibung dieſer Stadt und ihrer Gegend, folgt des Vfs. Fahrt nach Mainz auf dem Marktſchiff, und auf dem Poſtwagen wieder nach Frankfurt zurück. Der 3 Abſchnitt enthält ſeine Reiſe nach Heidelberg, Karlsruhe, Raſtadt und Straſsburg. Im 4 Abſchnitt wird Straſsburg und die Reiſe nach Baſel durchs Elſaſs im Poſtwagen, und im 5 Abſchnitt Baſel beſchrieben. Dieſe ganze Reiſe von Frankfurt bis Baſel enthält nur die gewöhnlichſten Bemerkungen, die jedem Reiſenden auf einer flüchtigen Reiſe auf Straſsen, in Wirthshäuſern, Kirchen, Poſtwagen und Marktſchiffen aufſtoſsen; der Vf. beſingt den Rhein und ſeinen Empfang in der Schweiz, und dieſs iſt noch das Beſte in dieſen Blättern. Der 6 Abſchnitt hat die Überſchrift: *Kiltgang*. Es iſt hier von der altgermaniſchen Sitte der deutſchen Schweizer die Rede, welche den mannbaren Mädchen erlaubt, Nachtbeſuche von jungen unverheiratheten Männern anzunehmen. Der Vf. beurtheilt dieſe Sitte, welche ſich bey allen deutſchen Völkerſtämmen, die das Alpengebirge bewohnen, bis jetzt erhalten hat, aus dem wahren Geſichtspunct, und ſchreyet nicht, wie ſo viele einſeitige Reiſende es bisher thaten und noch thun, über Sittenverderben des ſchweizeriſchen Landvolks. Der folgende 7 Abſchnitt verſetzt den Leſer ſogleich an den Thunerſee und auf den Nieſen, ohne von Baſel weiter gereiſt zu ſeyn, durch einen mächtigen Sprung. Der Vf. erſteigt von Müllinen den Nieſen, bleibt die Nacht in einer Sennhütte, ſteigt nach Wimmis herab und kehrt nach Thun zurück. Er erzählt über die Käſemacherey und Alpenanſicht ſo gewöhnliche und allgemein bekannte Dinge, die auf alle Alpen paſſen, daſs man faſt meinen möchte, der Vf. ſey nicht auf den Nieſen geweſen; wenigſtens iſt es ſehr ſonderbar, daſs von allen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des Nieſen in Betreff ſeiner Beſchaffenheit, ſeiner Lage und ſeiner Anſichten nach der nahen hohen berner Kalkalpenkette nichts erwähnt wird. Die folgenden Abſchnitte enthalten Beſchreibungen der Stadt Bern, der Bibliothek, der Bäder zu Libertinage, der öffentlichen Anſtalten, der Franzoſen, der Anſicht der berner Alpen von dem Münſterplatz, der Künſtler, eines Viehmarkts und des dabey verſammelten Landvolks und Hornviehs, und Bemerkungen über die Schweizerſprache und über Peſtalozzi. Alles, was hier mitgetheilt wird, ſind bekannte Dinge; und die elende Satyre auf die Bemühungen des ehrwürdigen Peſtalozzi zeigt, daſs der Vf. auf ſeiner flüchtigen Reiſe nicht einmal Zeit gewinnen konnte, einen Spaziergang nach Burgdorf zu machen, um dort mit eigenen Augen die Anſtalt und den Schöpfer derſelben zu ſehen und zu beobachten. In dem nächſten Abſchnitt erzählt der Vf. ſeine Reiſe nach *Thun*, und beſingt ſeine nächtliche Schiffahrt auf dem Thunerſee. Es ſcheint, daſs er ſich des Nachts auf dieſem See bloſs herumfahren lieſs, ohne irgendwo hinzuſteuern: denn wir hören kein Wort von einer weiteren Reiſe in die nahen am Thunerſee gelegenen, ſo über alles merkwürdigen Gebirgsthäler des berner Oberlandes, und es iſt gewiſs ein ſeltener Fall, daſs ein Ausländer, den die Anſicht der Alpen, von Bern geſehen, begeiſtert, endlich auf dem Wege dahin nahe an ihrem Fuſs ſich des Nachts auf dem Thunerſee fahren läſst und wieder zurückkehrt, ohne die Wunder der Alpennatur ſehen zu wollen, welche 3—6 Stunden davon in der Lauterbrunner, Grindelwalder und Haslithäler alle Reiſenden zu beſuchen pflegen. Man möchte auch hieraus ſchlieſsen, daſs der Vf. den Thunerſee gar nicht geſehen habe. Auf die nächtliche Schiffahrt befindet ſich der Vf. auf einmal zu Nyon in dem Gaſthof zum weiſsen Kreuz, und berichtet ſehr umſtändlich das Geſpräch, das hier an der Gaſttafel einige eitle Genfer führten; und ſodann folgt eine weitläufige langweilige Erzählung der Reiſe nach Genf. Die letzten Abſchnitte enthalten kurze Beſchreibungen des Inneren der Stadt Genf, ſeiner Einwohner, des Klima's, der Winterfreuden, der Savoyarden, die in Genf niedrige Gewerbe treiben, der Anſicht des Montblanc vom Antoineplatz, und ein Gedicht auf den Lemanerſee beſchlieſst das Ganze. Das Werkchen trägt im Allgemeinen den Stempel der flüchtigſten Reiſe, und enthält in Betreff ſeines inneren Gehalts und der Darſtellungsart nichts, wodurch es Anpreiſung verdiente; dieſe Anſichten hätten ungedruckt bleiben können.

Der Vf. von No. 2 betritt in Schafhauſen die Schweiz am 28 July 1806, und geht durch Zürich, über den Albis nach Zug und Aart, beſteigt den Rigi, von da hinab und über den Vierwaldſtädterſee nach Luzern, von hier durch das Entlibucher und Emmenthal nach Bern, dann über Thun ins Lauterbrunnthal und wieder zurück, dann nach Nidau und auf die Petersinſel im Bielerſee, zurück über Nidau nach Solothurn und Luzern, dann nach Aart und Conſtanz, wo der Vf. ſich ſchon den 10 Sept. befindet. Auch dieſe kurze fünfwöchentliche Reiſe iſt an Gehalt in Betreff der Schweiz auſserordentlich mager, und ſelbſt die groſsen Naturſcenen ſind trocken geſchildert, obgleich der Vf. Dichter iſt, wovon der Leſer in dieſen Blättern mehrere Proben findet, die nicht übel ſind. Wie wenig Stoff dieſe Reiſe dem Hn. *E.* gegeben haben muſs, ergiebt ſich auch daraus, daſs 35 Seiten mit einer Definition des Schönen gefüllt ſind, und der Leſer auf faſt eben ſo viel Seiten von den perſönlichen Verhältniſſen einer Frau v.

Digitized by Google

R. und ihrer Schweſter, welche der Vf. in Luzern nach langer Trennung unerwartet wiederfindet, und welche einen Theil der Reiſe mitmacht, unterrichtet wird: Erſt das ſchreckliche Ende dieſer Frau, welche am 2 Sept. auf dem Wege von Aart nach Schwyz bey dem Felſenſturz von der Gnypenſpitz, der das ganze Goldauerthal mit 500 Menſchen verſchüttete, von einem Felstrümmer an der Seite des Hn. E. niedergeſchlagen und ſo verletzt wurde, daſs ſie wenige Stunden darauf ſtarb, erweckt Antheil für ſie. □.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Leipzig*, b. Gräff: *Beſchreibung der Dardanellen.* Durch einen freundſchaftlichen Brief aus Conſtantinopel mitgetheilt. 1807. 24 S. 8. (8 Gr.) Sehr lehrreich für Leute, die, wie Leſſings Raps, die Dardanellen für Brüder und Könige von Gallipoli in Amerika halten. Sie erfahren hier, daſs es vier Feſten oder Caſtelle auf dem Helleſpont ſind, der Meerenge, welche das Meer von Marmora mit dem Archipelagus verbindet, und Aſien und Europa von einander ſcheidet. Aber nicht allein belehrt, ſondern auch ergötzt werden dieſe Leute. Der Vf. ſcherzt recht loſe, und das mit recht gravitätiſchen Dingen, wodurch er ſeine Furchtloſigkeit beurkundet. Z. B. „Die ottomaniſche Pforte kann man mit einem Mädchen vergleichen, das, weil es eben ſo ſchön als reich iſt, von verſchiedenen Hauptbewerbern umlagert wird, und dadurch in Verlegenheit geräth, welchem es ſeine Hand reichen ſoll, da ihm an der Gunſt eines Jeden viel gelegen ſeyn muſs, und es einem ehrlichen Mädchen nicht anders gezieme, als daſs es nur Einem den Vorzug geſtatten darf." Auf den vier letzten Seiten iſt gar noch zu *Erklärungen* Platz geblieben. Dieſe betreffen den Reis Effendi, den Divan, den Kapudan-Paſcha, den Ausdruck Parlementair, die antike Helle, Abydos und Seſtos, nebſt Hero und Leander, die Wörter Aga und Firman. Der Vf. weiſs wohl vielerley, nur nicht viel von jedem. Die ſtark illuminirte *perſpectiviſche Einſicht* in den Canal der Dardanellen nimmt ſich in einem kleinen Guckkaſten gewiſs gut aus. Cht.

Geschichte. *Erfurt*, b. Kayſer: *Kurze Handlungsgeſchichte der Europäiſchen Nationen.* Nach dem Italiäniſchen des Hn. *Serofani* (l. *Scrofani*), von *Hagenbruch*, Kreis-Steuer-Reviſor. Aus dem freyen literariſchen Magazin. 1805. 94 S. 8. (6 Gr.) Dem Rec. war die franzöſiſche Überſetzung bekannt, und es wird daſelbſt, ſo wie hier, erwähnt, daſs der Aufſatz auch ins Engliſche ſey überſetzt worden. *Habent ſua fata libelli!* Wir können die Geſchichte nicht rühmen, wenn wir auch ganz des engen Raums nicht vergeſſen, der einmal gewählt war. Der deutſche Überſetzer hat einige Noten beygefügt; aber wie viel wäre hier noch zu verbeſſern geweſen! Wir wollen einige Beyſpiele anführen. Vom Aufleben des Handels in den italiäniſchen Communen, geht es ſogleich zum Hanſe, von Catalonien, dem ſüdlichen Frankreich nichts. Die Hanſe iſt im J. 1164 geſtiftet worden, im J. 1206 befinden ſich bereits zwey und ſechzig Städte im Bunde, vom Narva bis zum Rhein. Die Hanſeen tauſchen mit den Lombarden die nordiſchen Producte, gegen die aus Aſien, Italien und den weſtlichen Ländern Europa's. — Die Juden erfinden im J. 1181 das Wechſelgeſchäft. — Der Handel zu Brügge erhält ſich noch einige Zeit, um das J. 1400 durch die Erfindung des Einſalzens des Härings. — Wer Ähnliches zu finden begehrt, kann weiter leſen. Die Überſetzung iſt frey, z. B. im Franzöſiſchen heiſst es: *encouragés par le maréchal de Coligny* (er war nicht Marſchall), *ils (les Français) ſont, en 1564 des établiſſemens à Cayenne et à la Floride.* Dieſs iſt alſo gegeben: lieſsen ſie ſich 1564 zu Cayenne in Florida nieder. — Die neue Compagnie d'*Abden* iſt zwar hier mit Recht zur Compagnie von Embden gemacht; aber andere Druckfehler finden ſich in der Überſetzung, wie ſchon der Titel zeigt, auch im Buch ſelbſt, wo ein Schriftſteller Hillebrand ſtatt Willebrandt vorkömmt u. ſ. w. Hie und da ſind bekannte, oft gar nicht zuverläſſige, Schriftſteller unter dem Texte angeführt. Der deutſche Überſetzer hat auch zuweilen Hn. Fiſcher citirt, und einiges aus ihm in den Noten hinzugeſetzt. Auſser der Geſchichte hat der Vf. auch noch einen Abriſs des Handels der Europäer unter einander und mit den anderen Welttheilen beygefügt, wie er etwa vor der franzöſiſchen Revolution geweſen. Hier kommen viele Zahlen vor, und es wird angegeben, wie groſs das Capital ſey, welches die verſchiedenen Völker in ihrem Handel anwenden. Kann aber auch nur annäherungsweiſe eine ſolche Angabe gelingen? S.

Vermischte Schriften. *Arnſtadt*, b. Klüger: *Enthüllung der Hieroglyphen in dem Bienrodiſchen A, B, C-Buche.* Mit 24 ausgemalten Original-Holzſchnitten. Der C. m. m. m. ſchen Geſellſchaft in R. gewidmet. 1807. 40 S. 8. (8 Gr.) So geht es in der Welt! Jahrhunderte lang wird der Sinn eines Buches, und das Verdienſt eines Autors verkannt; endlich aber kömmt doch beides in ſein wahres Licht zu ſtehen. Den auffallendſten Beweis hiezu liefert unſer anzuzeigendes Büchlein. Die Hülle, die über der Bienrodiſchen Weltweisheit lag, iſt hinweggenommen und aus den ſcheinbar ſo ſchlechten Verſen des ehrlichen Conrectors ſind *aurea carmina* geworden. Nur muſs man ſich wundern, wie etwas, das ſo nahe lag, ſo lange ungefunden bleiben konnte! — Um ſowohl Bienrods Weisheit, als unſeres Enthüllers Scharfſinn zu zeigen, wollen wir die Hieroglyphe des Froſches und Flegels mit ihrer Deutung hier aufſtellen.

Der Froſch Coax ſchreit Tag und Nacht.
Der Flegel gar ſehr müde macht.

Ein Froſch, mitten in ſeinem ſumpfigen Schilfwalde, in ſteter Bemühung, der Welt ſeine Exiſtenz bekannt zu machen, und durch ſein *Uniſono: Coax!* ſich ſelbſt auszuſprechen — ſchildert die unthätige, ſelbſtſüchtige, nur ihrer Pfütze und des elenden Selbſtlobs lebende, Menſchenclaſſe auf das treffendſte. Er warnet das Kind mehr, als es die tiefſinnigſte, philoſophiſche Abhandlung über den Werth und Gebrauch des Lebens und über die Beſtimmung des Menſchen vermocht hätte. — Erhebe dich über den moraliſchen Froſch, verlaſs den Sumpf deiner niederen Begierden und lerne einſehen, daſs nur unendliche Mannichfaltigkeit, die vollendetſte Thätigkeit und Regſamkeit aller Seelenkräfte, in reiner Harmonie unter ſich vereinigt, das Leben des Menſchen, ſeiner wahren Beſtimmung gemäſs, in ein ſchönes Kunſtwerk verwandeln kann. — Freylich iſt es leichter, wie der Froſch, ewig das Maul aufzuſperren und ſein Coax herauszulaſſen, als den Dreſchflegel der Künſte und Wiſſenſchaften und der Betriebſamkeit aller Art den lieben langen Tag unabläſſig zu ſchwingen! — aber auch nur für letztere ſind, nach den zwey nächſten Hieroglyphen, die gebratenen Gänſe und Haaſen der Zeit, die durch Fleiſs, Betriebſamkeit, Geſchicklichkeit und Studium errungenen Lebensgenüſſe beſtimmt. — — Wir wünſchen, daſs das Buch viele Leſer unter den groſsen A B C-Schützen des menſchlichen Lebens finden möge! D.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Adriani Vlacq Tabulae ſinuum, tangentium et ſecantium et logarithmorum ſinuum, tangentium et numerorum ab 1 ad 10000.* Quibus additae ſunt tabulae numerorum quadratorum et cubicorum ab 1 ad 1000. Editio nova, emendata et aucta a *Joh. Jac. Ebert.* 1808. XXIV S. u. 23 Bogen Tabellen. Fol. (1 Thlr.)

Breslau, b. Korn: *De l'Ortographe du verbe ou Ortographe de Principe;* à l'uſage de toutes ſortes de perſonnes et particulièrement des Militaires et des Employés dans les différentes adminiſtrations des deux gouvernemens. Par *C. P. D. Michel.* Seconde Edition. 1808. 80 S. 8. u. 1 Bogen Tabelle. Fol. (8 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Ideal einer ſtehenden Armee im Geiſte der Zeit* (,) von *Auguſt Wilhelm von Leipziger*. 1808. 256 S. ohne die Zueignung. 8. (1 Rthlr.)

Das Ideal der vollkommenſten Einrichtung einer ſtehenden Armee kann nur in der vollkommenſten Organiſirung eines militäriſchen Staates gedacht werden. Es gab keinen ſolchen in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts, alle beſtehenden Einrichtungen ſtrebten dem Geiſte der Zeit entgegen; es muſste alles eingeriſſen, und mit neuen Materialien ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden. Der Zeitpunct, dieſs groſse Werk zu unternehmen, iſt, nach des Vfs. Meinung, jetzt gekommen, nachdem ſiebzehnjährige Revolutionen „die Feſſeln der Sklaverey und der Vorurtheile zerbrochen haben." Er ſieht die erwachte, kindliche Menſchheit weinend um die Gräber ihrer Geliebten, in den Ruinen ihrer zertrümmerten Glückſeligkeit, ſtehen, wie ſie um Frieden und Ruhe, um Glauben an eine beſſere Zukunft flehet, und fühlt ſich berufen, ihr durch ſein Ideal einer Armee, wie ſie ſeyn ſollte, zu Hülfe zu kommen.

Um dieſe zu ſchaffen, eilt er zuerſt ſeinen Staat einzurichten, und zeigt dann, was zu einer im Geiſt der Zeiten vortrefflichen Armee gehöre, und wie ſie gebildet werden müſſe.

Es muſs, ſagt er, aus der allgemeinen Reibung aller Kräfte etwas Gutes, etwas Groſses hervorgehen, und die entfeſſelte, vorurtheilsfreye Menſchheit wird ſich zu einer Vollkommenheit ausbilden, für welche die Weiſen des Alterthums keinen Maſsſtab hatten, wenn die Wiederherſteller der Staatsverfaſſungen den Geiſt der Zeit aufzufaſſen, und in ihre Regierung zu übertragen verſtehen. — Worin beſteht denn aber der Geiſt der Zeit? Was hat der Vf. ſich unter dieſem Begriff, der die Baſis ſeines ganzen Gebäudes ſeyn ſoll, gedacht? — Er findet nicht nöthig, uns dieſes zu ſagen, weil er hofft: „der Zeitgeiſt ſolle jeden denkenden Leſer in dem Werke ſelbſt anſprechen."

Mit der Staatsorganiſation wird Hr. v. L. ſehr geſchwind fertig. Er giebt den Miniſtern der Finanzen, der Juſtiz, der Policey und der Religion einige allgemeine Regeln über die Verwaltung ihrer Ämter, läſst ſich aber auf die innere Einrichtung gar nicht ein. Den öffentlichen Unterricht will er bloſs auf Mathematik, Chemie und lebendige Sprachen eingeſchränkt wiſſen. Jene beiden ſind die Baſis alles menſchlichen Wiſſens, und dieſe zur Anwendung der erſten nothwendig. „Alles andere iſt Nebenſache, ſelbſt die Erlernung todter Sprachen. Wer ſeine Lebenszeit thatenlos aufopfern will, um nach den erhabenen Muſtern der Griechen eine ſchöne Lüge gereimt oder nicht gereimt darzuſtellen, der mag es thun u. ſ. w." Iſt dieſs etwa ein charakteriſtiſcher Zug des Zeitgeiſtes, und werden wir dadurch jene, von den Alten nicht geahndete Vollkommenheit erreichen? Sie hatten freylich das grobe Vorurtheil des *didiciſſe fideliter artes* etc.

Der Kriegsminiſter des neuen Staats wird ſehr bedauert, weil er nothwendig alles einreiſsen müſſe. Zuletzt äuſsert der Vf. den frommen Wunſch, daſs doch jeder Regent, der nicht ſelbſt die Kraft zu regieren habe, ſeine Staatsgewalt einem Premier-Miniſter übertragen möchte, der ihm und der Nation verantwortlich wäre. Kann der Vf. eine Regierungsform aufſtellen, in welcher ſtets der Würdigſte und Fähigſte mit der höchſten Gewalt bekleidet iſt: ſo hat er freylich das Problem des beſten Staats im Geiſt aller Zeiten gelöſt.

Er ſucht nun die Nothwendigkeit ſtehender Armeen aus dem erſten Urſprung des Staatenvereins darzuthun; — das Gebot der gegenwärtigen Umſtände beweiſet ſie allein ſchon bündig genug. — Um das Verhältniſs der bewaffneten Macht zu der Volksmenge zu beſtimmen, nimmt er den vierten Theil der ganzen Bevölkerung, folglich die Hälfte des männlichen Geſchlechts, als waffenfähige Mannſchaft an. Von dieſer ſoll nach dem Conſcriptionsſyſtem der ſiebente Mann zum Militärdienſt ausgehoben werden. (S. 27.) Alle jungen Statsbürger dienen vom 18 bis zum 24 Jahre in der ſtehenden Armee, und vom 24 bis zum 30 Jahre in der Landmiliz (S. 61). Zur Erleichterung ſeiner Organiſirungen denkt er ſich ein für allemal einen Staat, deſſen Bevölkerung 10 Millionen beträgt, und der eine ſtehende Armee von 200,000, und eine Landmiliz von 196,000 Mann halten ſoll. Ohne mit dem Vf. über das Verhältniſs der waffenfähigen Mannſchaft zu der Volkszahl, noch auch des ſiebenten Theils, der nach keiner Berechnung herauskömmt (denn 200,000 Mann würden das Verhältniſs von 1 zu $12\frac{1}{2}$, und 196,000, von 1 zu $6\frac{1}{3}$ geben), zu rechten, müſſen wir doch bemerken, daſs ein ſolches, bloſs nach der Volkszahl und nicht nach den Staatskräften angenommenes Syſtem viel zu locker iſt, um darauf Folgerungen gründen zu können.

Die *Grundſätze, nach welchen dieſes Heer im Geiſt der Zeit gebildet werden muſs*, ſind: Verpflich-

Digitized by Google

tung aller Staatsbürger zur Conſcription, Aufhebung aller Geburtsrechte, Abſchaffung aller Leibesſtrafen und eine zweckmäſsige Bekleidung, Bewaffnung und Übung der Krieger. Um an Recruten zu der vollkommenen Armee keinen Mangel zu leiden, muſs der Staat nicht nur für den Unterricht, ſondern auch für die Erziehung ſeiner Bürger Sorge tragen. Die Regierung ſoll in die ſtillen Kreiſe des Familienlebens dringen, und (S. 152) dahin ſehen, daſs die Knaben nicht in Federbetten oder warmen Stuben ſchlafen, der freyen Luft und jeder Witterung ausgeſetzt, an die einfachſte Koſt gewöhnt, im Laufen, Springen, Klettern geübt werden u. ſ. w. In jeder Stadt, in jedem Dorfe führt der Vf. *olympiſche Spiele* (S. 155) ein; in den Bürgerſchulen läſst er Mathematik und Chemie lehren, und auf den Univerſitäten Profeſſoren der Kriegswiſſenſchaften anſtellen. Jedes Regiment erhält über dieſes noch zwey Regiments-Profeſſoren, und in der Hauptſtadt wird eine hohe Militärſchule errichtet, deren Zöglinge von den Chefs in ihren Regimentern auszuwählen ſind. Die Feldmarſchälle, der Kriegsminiſter und die Chefs des Generalſtabes und der Ingenieure ſind Directoren dieſer Schule.

Dieſs ſind die Anſtalten; Hr. *v. L.* lehrt nun auch untrügliche Mittel, auf ſolchen Schulen Feldherren, Befehlshaber und Subalternen zu bilden. Es werden öffentliche Prüfungen angeſtellt. Der Jüngling, der ſich in den olympiſchen Spielen hervorthut, bekömmt Eine Treſſe auf den Rock; er erhält die zweyte, wenn er beym Schulexamen ſich durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe auszeichnet, und die dritte zum Lohn ſeiner moraliſchen Führung (Aufführung). Dadurch wird er ſofort Sergeant, und rückt dann nach dem Dienſtalter bis zum Capitän hinauf.

Aus dieſen Officieren werden nun die *militäriſchen Genies, die militäriſchen Talente*, und die *mathematiſchen Köpfe* ausgewählt, und auf die hohe Schule geſchickt, „wo ſie in höchſtens zwey Jahren alles lernen, was ſie wiſſen müſſen" (S. 171). — Man ſieht, daſs bey dieſer Eintheilung eine unvollſtändig aufgefaſste und unreif wiedergeborne *Bülow*ſche Idee zum Grunde liegt. — Die Directoren bilden eine Commiſſion, und unterſcheiden (S. 172): „1) welche von den Studirenden Generale und Feldherrn werden können und ſollen, 2) welche Regimentschefs bleiben müſſen, und 3) welche bey dem Generalſtab, der Artillerie und dem Geniecorps anzuſtellen ſind."

Die erſten müſſen nach Vollendung ihrer Studien militäriſche Specimina einreichen, und eine ihnen aufgegebene Unternehmung ausführen, wobey der Chef des Generalſtabs den Feind vorſtellt. Nun ſind ſie Feldherren; ſie gehen raſch durch die Grade eines Majors und Adjutanten bey einem Brigade-General, eines Obriſtlieutenants und Adjutanten bey einem Diviſions General, wobey von der Infanterie zur Reuterey, oder umgekehrt, abgewechſelt wird, und eines Obriſten und Adjutanten bey einem Feldmarſchall, um ſofort ſelbſt als Generale angeſtellt zu werden. — Rec. enthält ſich aller Bemerkungen bey dieſem Recept, um treffliche Feldherrn zu bilden.

Die zweyte Claſſe fertigt leichtere Specimina, führt eine kleinere Unternehmung aus, und rückt vom Capitän und Adjutanten eines Bataillonschefs auf gleiche Weiſe bis zum Regimentschef hinauf. Schlimmer kömmt die dritte Claſſe weg; ſie muſs ein Jahr länger ſtudiren, dieſelben Proben beſtehen, und kann es doch nicht weiter, als bis zu einer ſubalternen Anſtellung bringen.

Durch dieſe Einrichtung glaubt Hr. *v. L.* jeder Möglichkeit der Beförderung Unwürdiger vorgebeugt und ein untrügliches Mittel erfunden zu haben, durchaus tüchtige Anführer, Unterbefehlshaber und Gehülfen zu erziehen. Keine Eiferſucht, keine Begünſtigung, kein Eigennutz, keine perſönlichen Rückſichten können auf den Gang ſeiner Maſchine wirken, nachdem er ſie einmal aufgezogen hat. Er iſt beredt in ihrem Lobe, leitet aber gröſstentheils die Beweiſe ihrer Vortrefflichkeit nur von der Unzulänglichkeit der gegenwärtig beſtehenden Einrichtungen her, deren Mängel er ſehr richtig enthüllt. Eben ſo ſcharf rügt er auch die Vorurtheile und die Schwachheiten der meiſten, durch das alte Syſtem gebildeten Befehlshaber. Woher er aber bey der Untauglichkeit dieſer Männer ſeinen Kriegsminiſter, ſeinen Generalſtab, ſeine Feldmarſchälle, Regimentschefs, Stabsofficiere u. ſ. w., die bey der neuen Organiſation gleich von Anfang ſo kräftig mitwirken müſſen, verſchreiben will, das hat er nicht geſagt.

Über die Nothwendigkeit der *Einheit des Befehls* bey einem Heere wird jedermann mit ihm einverſtanden ſeyn; es kömmt nur auf die Mittel an, wodurch ſie bewirkt werden ſoll. Wo der Staatschef zugleich Feldherr iſt, da findet ſie ſich von ſelbſt; der Vf. will aber das Ideal eines, auch von dieſer Bedingung unabhängigen, in ſich ſelbſt vollkommenen Kriegsheeres aufſtellen. Er fühlt, daſs noch mehr, als der Oberbefehl über die Armee dazu gehöre, daſs dem den ganzen Krieg dirigirenden Feldherrn zugleich auch alle Kräfte des Staats zu Gebot ſtehen müſſen, wenn er einem Souverän, der ſeine Heere in Perſon anführt, gewachſen ſeyn ſoll. Um dieſe Schwierigkeit zu heben, ſetzt er feſt, daſs der Kriegsminiſter, als Untergeordneter des commandirenden Generals, dieſen ins Feld begleiten, und, auf die Dauer des Kriegs mit der vollen Gewalt des Regenten bekleidet, über alle Kräfte des Landes unumſchränkt gebieten müſſe. Das heiſst mit anderen Worten: Der Fürſt ſoll von der Regierung ſuspendirt ſeyn, ſo lange der Krieg dauert. — Verantwortlich iſt der Miniſter bloſs, wenn er Millionen erſpart, und dadurch die Operationen gehindert, wenn er nicht pünctlich dem Feldherrn gehorcht hat. Sollte Hr. *v. L.* auch einen Souverän finden, der Reſignation genug hätte, um dieſes Opfer zu bringen: ſo möchte doch das Mittel ſchwerlich ausreichen. Der Feldherr würde bey widrigen Erfolgen immer die Entſchuldigung anführen können, daſs ſeine Regierung erſt mit dem Ausbruch des Kriegs angefangen, daſs er weder die Mittel noch die übrigen Verhältniſſe vorbereitet habe, und ſich auch bey der gröſsten temporären Unabhängigkeit doch ſtets

Digitized by Google

als verantwortlich, wenn auch nicht in der Realität, doch in der Meinung betrachten müſſe.

Nachdem der Vf. die vornehmſten Schwierigkeiten mit ſo wenig Anſtrengung überwunden hat, können ihm die geringeren nicht viel Mühe koſten. Dahin gehören beſonders die *Beweglichkeit ſeiner Heere* und das dazu erfoderliche Requiſitionsſyſtem. Das letzte weiſs er ſogar für die Länder des Kriegsſchauplatzes wohlthätig zu machen. Sein Kriegsminiſter überſchlägt nämlich gleich beym Eintritt in eine feindliche Provinz den ganzen Betrag alles deſſen, was ſie zu leiſten haben wird, rechnet ihn zu baarem Gelde an, erhebt die Summe in klingender Münze oder in gültigen Papieren, und bezahlt nun alles nach dem Marktpreiſe. Da werden dann die Märkte wimmeln von Verkäufern, die froh ſind, ihre Waaren ſo vortheilhaft los zu werden (S. 137), und das Heer wird im Überfluſs leben. „Alle Ziegel, Maurer, Becker, Müller werden in Requiſition geſetzt (S. 139); ſind keine Ziegel vorhanden, ſo wird das erſte beſte maſſive Haus abgebrochen, *bezahlt*, und aus den Steinen werden Backofen gebauet. Braucht die Armee Schuhe, ſo werden alle Schuſter nebſt allem Leder; braucht ſie Hemden, die Näherinnen nebſt der Leinwand; Kleider, alle Schneider und alles Tuch; Sättel u. ſ. w., alles Leder und die Arbeiter, alles Eiſen, alle Schmiede u. ſ. w. in Requiſition geſetzt, aber, wie ſchon bemerkt, *gegen baare Bezahlung*, und wer nicht arbeiten will, wird als Landesverräther behandelt.“ Um keinen Rechnungsfehler zu begehen, wird der Miniſter beym erſten Anſchlag gleich ein Maximum annehmen müſſen, das weiter nichts, als alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Provinz und alles, was die Hände ihrer Einwohner in einer unbeſtimmten Zeit produciren können, umfaſst. Daſs ähnliche Maſsregeln „Wunder bewirken“, davon hat die Geſchichte vielleicht Beyſpiele, aber als „einfache, unſchädliche Mittel“ (S. 141) werden ſie hier zum erſten Male angeprieſen.

Was ſonſt noch in dem Buche vorkömmt, ſind: Details über die *Organiſirung und Zuſammenſetzung der Truppen* und die *Übung derſelben*, worin viel Gutes und Zweckmäſsiges, aber durchaus nichts Neues enthalten iſt; ein höchſt unbedeutendes Capitel über die *Veſtungen*; eines von gleichem Gehalt über die *Kriegsgeſetze*; eins über *Soldaten-Ehen*, *Recrutirung*, *Lazarethe* und ähnliche Gegenſtände, die alle ſehr flüchtig abgethan werden; eins über die Begriffe von *Taktik*, *Strategie und Stratonik*, worin nichts neu iſt, als die Terminologie; dabey häufige Wiederholungen des ſchon Geſagten, und ſcharfer Tadel der gegenwärtigen Einrichtungen. Die Rügen des Vfs. ſind allerdings nur zu gegründet; aber Nutzen werden ſie nicht ſtiften, ſo lange er nichts Beſſeres, als dieſs Ideal, wie es viele giebt, vorzuſchlagen weiſs. Man bekämpft die Vorurtheile, man deckt die Blöſsen auf, und will alles einreiſsen, um mit unzureichenden und in der Ausübung nicht anwendbaren Mitteln ein neues Gebäude aufzuführen, dem nur eine Kleinigkeit, die Baſis, abgeht. Möchten doch die gar zu raſchen Reformatoren einmal recht ernſthaft bedenken, daſs ſie durch das gar zu beredte Anpreiſsen ſolcher luftigen Syſteme die Alten nur in ihren ſteifen Vorurtheilen beſtärken; ſie würden nicht, wie unſer Vf. im Epilog, ſich mit der Überzeugung begnügen, „etwas Nützliches gewollt zu haben.“ Er geſteht ebendaſelbſt, „daſs er nicht glaube, etwas Vollkommenes geleiſtet zu haben;“ Rec. iſt darüber mit ihm einverſtanden, meint aber, man müſſe keine Ideale verſprechen, ſo lange man nichts Vollendetes liefern kann.

Das Eigenthumsrecht des Hn. v. L., der ſeit ſechs Jahren über dieſen Gegenſtand nichts geleſen zu haben verſichert, an allen, in ſeinem Buche enthaltenen, neuen Ideen wollen wir, ungeachtet der vielen Anklänge aus *Bülow's* und *Buchholzen's* Schriften, keinesweges bezweifeln; Schade nur, daſs gerade das Neue nicht viel taugt. Alles Übrige iſt recht gut, und würde gewiſs noch beſſer, das heiſst, reifer durchdacht und mehr geordnet ſeyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, in dieſen ſechs Jahren ſich nicht ausſchlieſsend mit ſeinen eigenen Ideen zu beſchäftigen, ſondern ſie auch gegen die Grundſätze und Erfahrungen Anderer zu vergleichen, zu prüfen und zu ſichten. Sein Werk würde dann ſich nicht bloſs für den Cirkel ſeiner „Freunde und Freundinnen“, denen er zugleich ſein Portrait zueignet, weil „er vorausſetzt, daſs es ihnen angenehm ſeyn werde, bey ſeinen Ideen auch ſeine Geſichtszüge wieder zu finden“, ſondern auch für das gröſsere Publicum geeignet haben, das keine tröſtlichen Folgerungen für den Geiſt der Zeit daraus ziehen kann, wenn er die Welt durch bloſses Wollen, ohne Kraft und Tiefe, anſpricht.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Münſter*, b. Waldeck: *Ideen zu einer Methodik der Medicin.* Von *G. Siebenbergen*, ausübendem Arzte zu Münſter. 1806. 89 S. 8. (8 Gr.) Die Durchleſung dieſer kleinen Schrift hat Rec. viel Vergnügen gewährt. Der Vf. iſt von ſeinem Gegenſtande wahrhaft durchdrungen, hat eine ſehr befriedigende Anſicht von der Medicin errungen, und mit einer erfreulichen Leidenſchaftsloſigkeit, Ruhe und Beſcheidenheit, die ihn beſeelenden höheren Anſichten über den menſchlichen Organismus und die äuſsere Natur, über Wiſſenſchaft, Kunſt und Empirie, auf ſeinen Gegenſtand angewendet und übergetragen. Wäre die Diction nicht hin und wieder etwas zu gezwungen, und von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zu ſehr abweichend, die Paragraphen öfters zu gedehnt, und manche Stellen zu phantaſiereich ausgeſprochen, welches häufig Dunkelheit und Schwerverſtändlichkeit erzeugt: ſo könnte dieſe Schrift Anſpruch auf den ungetheilten Beyfall des denkenden ärztlichen Publicums machen, da ſie viel Treffendes über die Gründung einer ächten Methodik der Heilkunde enthält, und auſserdem noch manche gehaltreiche Bemerkungen über die wichtigſten Gegenſtände unſerer Wiſſenſchaft in ſich faſſet. —

Der Vf. folgt mit groſser Conſequenz überall den naturphiloſophiſchen Anſichten, und hat ſich das wahre Weſen dieſer von ſo Vielen miſsverſtandenen Lehre ſo glücklich zu eigen zu machen gewuſst, daſs er den gewöhnlichen Miſsgriffen der Pſeudonaturphiloſophen überall entgangen iſt.

Die erſteren Paragraphen enthalten allgemeine Beziehungen über die Medicin als Wiſſenſchaft u. ſ. w. Der gegenwärtige Standpunct der Medicin, ſagt der Vf., ſey der kritiſche, oder er ſollte es vielmehr ſeyn, ein Zuſatz, der wirklich ſehr nothwendig iſt. Denn ſo ſehr der gegenwärtige ſchwankende Zuſtand der Heilkunde der ununterbrochenen

Digitized by Google

ſtrengen Beleuchtung und Kritik auch bedarf: ſo ſehen wir doch nicht ein, in wie weit die Kritik jetzt lebendiger und allgemeiner auf dieſelbe wirke, als zu jeder anderen Zeit. Wenn der Vf. geſagt hätte, der Zuſtand der Heilkunde ſey gegenwärtig ein *kritiſcher*, würde dieſs nicht eine gründlichere Behauptung geweſen ſeyn?

Trotz der groſsen Bemühungen der Ärzte und Naturforſcher in den neueſten Zeiten, fährt der Vf. fort, zur höheren wiſſenſchaftlichen Ausbildung eines mediciniſchen Syſtems, müſſe man es ſich doch geſtehen, daſs wir nicht einmal im ſicheren Beſitz der Principien dieſer Wiſſenſchaft ſeyen. — Gegen dieſe Behauptung, in der Strenge wie ſie hier ausgeſprochen iſt, lieſse ſich doch manche gegründete Einwendung machen. Daſs wir noch kein vollendetes, in ſich geſchloſſenes Syſtem der Medicin beſitzen, liegt nicht ſowohl in dem Mangel der höheren, leitenden Principien, welche die philoſophiſche Anſicht der Natur der Heilkunde allerdings verſchafft hat, ſondern in anderen, hier nicht zu entwickelnden Beſtimmungen. — In unſeren Tagen, heiſst es ferner, wo es ſo viele mediciniſche Syſteme als Compendien giebt, dringe ſich jedem Arzte die Frage auf, was durch alle dieſe Bemühungen für die Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt gewonnen ſey. In der Medicin ſey es uns nicht bloſs um ein Wiſſen, ſondern auch um ein Handeln zu thun, d. h. der höchſte Zweck der Medicin ſey praktiſch. Die Praxis bilde keinen Gegenſatz mit der Wiſſenſchaft, ſie bezeichne eben die Wiſſenſchaft auf einen beſtimmten Zweck bezogen; aus der Wiſſenſchaft flieſsen die Regeln für die Anwendung. Der Inbegriff dieſer, aus der Wiſſenſchaft hervorgehenden Regeln ſey im eigentlichſten Sinne eine Theorie für die Praxis. Dieſs Einsſeyn der Theorie mit der Praxis tritt, nach unſeres Vfs. Beſtimmung, nur da ein, wo ſich die Wiſſenſchaft auf der höchſten Stufe der Cultur, in jenem idealiſchen Punct geſchloſſen hat, in welchem ihre Aufgabe gelöſt, ihr Endzweck erreicht iſt. Auf einer untergeordneten Stufe, alſo für den jetzigen Standpunct, ſey aber dieſs Verhältniſs ein ganz anderes. — Rec. ſtimmt mit dem Vf. ganz darin überein, wenn er darauf dringt, daſs bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Wiſſenſchaft die Praxis ſich nicht ganz allein der Theorie anvertraue, vielmehr mit groſsem Bedacht, nach reiflicher Überlegung und mit einer gewiſſen Scheu Sätze der höheren Wiſſenſchaft für die mediciniſche Theorie benutzen dürfe. Denn die Wiſſenſchaft, ſagt der Vf., verläſst öfters den unmittelbaren Gegenſtand der Medicin — den menſchlichen Organismus, und durchgreift die ganze Naturwiſſenſchaft, zieht jede Entdeckung im groſsen naturwiſſenſchaftlichen Felde in ihr Gebiet herüber, erhebt ſich von groſsen Analogieen zu Geſetzen, von Ahnungen, Hypotheſen zu feſten Grundſätzen u. ſ. w. Während dieſer Erweiterung der Wiſſenſchaft aber bleibt für jeden Augenblick die Praxis ein Bedürfniſs der Zeit, und ſie muſs fortwährend ihre Regeln aus der Wiſſenſchaft nehmen. Im Bezug auf die Heiligkeit des Zwecks der Praxis wäre es daher ein ſträfliches Unternehmen, die geſammte Wiſſenſchaft, worin in gewiſſen Regionen Ausſchweifungen nicht vermieden werden *können* (?), in die Praxis beſtimmt einzuführen. — Es habe von jeher, beſonders zur Zeit des herrſchenden Formalismus in der Philoſophie, Ärzte gegeben, die es unter der Würde der Medicin gehalten, ihre materiellen Principien zum Grunde zu legen, und die dadurch Wiſſenſchaft in ihr einzuführen verſucht hätten, daſs ſie in ihr alle empiriſche Realität aufhoben, und ein formales Raiſonnement, ein logiſches Gebäude von Begriffen, an deren Stelle ſetzten. Dieſer Claſſe der Ärzte gehörten eigentlich die vielen Carricaturen an, welche in der Geſchichte der Medicin gezeichnet ſind. — Dieſer verkehrten Tendenz ſtehe das, wenn gleich nützlichere, aber für die wiſſenſchaftliche Ausbildung eben ſo ſchlecht gewählte Beſtreben gegenüber, alles in der Medicin auf die palpablen, in unſerer Welt ſehr wohl bekannten chemiſchen Grundſtoffe, zu reduciren, und aus den, in der Sphäre unſeres Organismus befangenen materiellen Bedingungen des Lebens eine Wiſſenſchaft dieſes Lebens ſelbſt zu conſtruiren. Wir hegen mit dem Vf. die gleiche Hoffnung, daſs, nachdem die in unſerer Zeit mit ſo vielem Scharfſinne unternommenen Verſuche, auf dieſem Weg ein chemiſches Syſtem der Medicin zu erbauen, ſo ſehr miſslungen ſind, dieſs für alle Zeiten die letzten ſeyn werden. —

Um zur Anſicht des eigentlichen Gegenſtandes dieſer Schrift — der Aufſtellung einer Methodik der Heilkunde — zu gelangen, übergehen wir mehrere allgemeine, an ſich ſehr intereſſante Betrachtungen über die Cultur der Medicin, über das Weſen der Naturerkenntniſs u. ſ. w. — Das eine, für ſich ſelbſt ganze und untheilbare Object der Medicin iſt, wie ſich unſer Vf. S. 77 ausdrückt, eine Mehrheit einzelner Beziehungen, wodurch die Wiſſenſchaft eine Mehrheit einzelner Richtungen erhält, welche man ehemals irrig als Zweige, oder noch irriger als Theile dieſer Wiſſenſchaft betrachtete. Es liegt in dem Charakter der Medicin, daſs ſie, ſo wie ſie bey ihrem erſten Entſtehen eine Einheit ausmachte, und ſich allmählich in ſich ſelbſt vervielfachte — wodurch innerhalb ihres Kreiſes einzelne Wiſſenſchaften als Individualitäten ihrer ſelbſt entſtanden — eben ſo auch dieſe Individualitäten ſich mit der Zeit verringern werden, und ſich in die Einheit wieder auflöſen müſſen. Da aber bis hierhin dieſe einzelnen Richtungen der Wiſſenſchaft nicht aufgehoben werden können, ſo müſſen ſie doch in ſteter Beziehung auf die Einheit und Grundidee der Wiſſenſchaft betrachtet werden, um als organiſche und organiſirende Glieder derſelben zu erſcheinen. Wer ſich daher zur Wiſſenſchaft der Medicin erheben will, ſuche nicht bloſs das mannichfaltige Einzelne derſelben aufzufaſſen, und ſo ein collectives Ganzes zu erhalten, er beſtrebe ſich vielmehr, den Geiſt des Ganzen zu ergreifen. — Dieſes Geſetz iſt ganz im Geiſt der Naturphiloſophie gedacht und ausgeſprochen, und ſo lange die Richtigkeit jener genialen Naturanſicht nicht widerlegt werden kann, wird auch dieſer, von dem Vf. als höchſtes Princip für die Methodik der Medicin angewendete Grundſatz feſtſtehen, und den daraus gezogenen Folgerungen zur ſicheren Stütze dienen. — Als Grundſatz für die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Medicin macht daher der Vf. folgendes Geſetz geltend: Daſs das Object derſelben in ſeiner höchſten und allgemeinſten Bedeutung aufgefaſst und in ſeiner Univerſalität angeſchaut werde, wie es ſich in der Idee eines Univerſalorganismus als für ſich beſtehend, und als mit der Auſsenwelt in einem lebendigen Verhältniſſe begriffen, gegeben iſt; daſs ferner dieſe Idee in allen einzelnen Richtungen der Medicin, Phyſiologie, Noſologie, Therapie und *Materia medica* ausgedrückt werde. Selbſt die mit der Medicin bis hierhin noch immer unbeſtimmt zuſammenhangenden Materialien, als die Anatomie, die Chemie unſeres Organismus, ſollten dieſe Idee in ſich hineinbilden, und ſie nur nach der beſtimmten Leitung derſelben ferner cultiviren. Überhaupt ſollte die ganze Maſſe von Empirie, in wie viele einzelne Fächer man dieſelbe, der Verſchiedenartigkeit ihres Materials wegen, auch rubriciren mag, in die Grundidee der Medicin aufgenommen, und in derſelben univerſaliſirt werden. —

Zuletzt wirft der Vf. noch einen Blick auf die techniſche Seite der Heilkunde. Hier wird dem praktiſchen Sinne eine bedeutende Stelle eingeräumt, der ſich jedoch von dem ſ. g. praktiſchen Takt, der in neueren Zeiten ſo verrufen iſt, dadurch weſentlich unterſcheidet, daſs das Ergreifen des Individuellen in jeder gegebenen Krankheitsform kein blindes, ſondern ein durch die Beſtimmung der Wiſſenſchaft motivirtes iſt. Inzwiſchen räumt der Vf. doch ein, daſs hier etwas Zufälliges, Schwankendes in die Medicin komme, eine Lücke, die nur durch geſchickte Anwendung der Beobachtungsfacta auf den beſtimmten Fall ergänzt werden könne. — Ganz mit unſerer Überzeugung übereinſtimmend bemerkt der Vf., daſs, je wiſſenſchaftlicher der Arzt, deſto enger werde für ihn das Feld, welches er auf empiriſche Weiſe durch Beobachtung auszufüllen habe. Es laſſe ſich erwarten, daſs die wiſſenſchaftliche Medicin, bey ihrer immerwährenden Fortbildung, immer mehr das Feld der Empirie beſchränken werde; einſtweilen aber könne der Empirismus in der Medicin, der Wiſſenſchaft gegenüber, nicht fleiſsig und ſorgfältig genug cultivirt werden — eine Regel, welche Rec. angehenden Ärzten nicht dringend genug ans Herz legen kann. —

Wir ſchlieſsen die Anzeige dieſer Schrift mit dem Wunſche, daſs dieſelbe recht viele Leſer finden, und die darin enthaltenen glücklichen Ideen einen recht wohlthätigen Einfluſs auf die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Heilkunde ausüben mögen. —

SS.

Google

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von *E. Brandes*, geheimen Cabinetsrath in Hannover. 1808. 257 S. 8. (1 Thlr.)

Es iſt des berühmten Vfs. dieſer Betrachtungen Abſicht nicht geweſen, ein eigentliches Gemälde des Geiſtes der Zeit in den angegebenen Jahren zu liefern. Vielmehr hat er nur über einige der vorzüglichſten Erſcheinungen, über ihren abſoluten Werth und über den Einfluſs derſelben auf die Nation, dem Publicum ſeine Gedanken mittheilen wollen. Es läſst ſich im voraus erwarten, daſs ein Mann, der als feiner Beobachter und ſcharfſichtiger Beurtheiler hinlänglich bekannt iſt, und welcher auf einem Standpuncte ſteht, von welchem er das Treiben ſowohl in der politiſchen als literariſchen Welt beſſer zu überſehen im Stande iſt, als viele andere Schriftſteller, ſehr viel Intereſſantes und Lehrreiches mittheilen werde. So iſt es denn auch. Das ganze Buch iſt voll treſſlicher Bemerkungen, reifer Urtheile, reich an Stoff zum weiteren Nachdenken, und gehört zu den vorzüglichen Producten der neueſten Zeit. Es iſt nur Schade, daſs ein gewiſſer, leicht zu erklärender Unwille und Unmuth dem Ganzen und dem Einzelnen einen Anſtrich gegeben hat, welcher, ſo ſehr er auch den Gefühlen und Empfindungen vieler anſprechen, und ſo edel er auch in ſeinen Urſachen ſeyn mag, dennoch dem inneren Gehalte des Buchs ſowohl, als dem Eindrucke, den es macht, nicht günſtig iſt. Bey weitem das meiſte iſt nur von der nachtheiligen Seite, mit gänzlicher Überſehung der beſſeren Seite, welche doch manchmal ſehr nahe lag, dargeſtellt, und nicht ſelten iſt die nachtheilige Seite mit einer nicht gerade gerechten Kunſt hervorgezogen, und über das Maſs ins Licht geſetzt worden. Etwas durchaus Löbliches iſt ſo gut wie gar nicht von unſerem Volke angeführt worden, und doch hätte ein Beobachter, dem es am Herzen gelegen, dergleichen aufzufinden, in einem Zeitraum von etwa vierzig Jahren wohl etwas finden können, was des reinen Lobes werth geweſen wäre. Überdieſs iſt der Vortrag nicht ſehr anziehend, manchmal nachläſſig. Schwerlich wird daher das Buch den Eindruck machen, den es wegen der Reichhaltigkeit und als Spiegel des Geiſtes und der Sitten zu machen verdiente; und nicht bloſs diejenigen, denen es aus guten Gründen nicht gefallen kann, ſondern auch Unparteyiſchere werden manches daran auszuſetzen haben. Eine genauere Anzeige wird dieſes Urtheil rechtfertigen.

Gleichſam als Einleitung ſtehen einige Bemerkungen über das zu Grunde gegangene deutſche Reich. Schwach war das Band, welches es hielt, aber doch nicht unwirkſam, nicht ohne Einfluſs auf den rechtlichen Charakter der Nation. Dieſe Rechtlichkeit wird die Nachwelt rühmen, nicht ſo die politiſche Weisheit. Jeder ſah das deutſche Reich als ein morſches Gebäude an, niemand dachte an ernſtliche Mittel den Einſturz abzuwenden. Sträflich und unweiſe war jede Mitwirkung zum Einreiſsen von deutſcher Hand — und doch, wer vermag es zu verhehlen? ſind ihm die erſten groſsen Riſſe, mit der gröblichſten Verblendung, von deutſcher Hand beygebracht. Freylich wäre das Beſte geweſen, jeden heftigen Stoſs von auſsen und innen zu verhüten. Der Fürſtenbund — zu ſehr nach dem Geiſt unſerer Tage, wo die kräftige Sprache des Rechts gar nichts mehr gilt, wo niemand ſie zu führen ſich unterſteht, beurtheilt — hatte den Zweck, Exploſionen zu verhüten, und ſchützte das Reich für einen Augenblick. Wahr iſts freylich, daſs ein Reich, welches ſich mit Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs nicht ſelbſt vertheidigen kann, ſtets ein ſchwaches Reich iſt; allein es war dieſes doch nicht jederzeit gleich wahr. Auch glaubte das Reich ſtets unter der Ägide einer der Mächte zu ſtehen, von welchen es allein für ſeine Exiſtenz fürchtete. Daſs der tödtliche Schlag von der Seite herkommen würde, konnte man vor 18 Jahren und zu der Zeit, als man den Reichskrieg decretirte, nicht vorausſehen, und wenn Hannover ſich der Kriegserklärung widerſetzte, ſo handelte es doch wohl mehr im Geiſte Englands, das damals noch keinen Krieg wollte, als im Geiſte eines deutſchen Reichsſtandes. Für unwirkſam und unnütz konnte man einen Reichskrieg halten, aber nicht für verderblich. Wenigſtens war kein Grund vorhanden, um im J. 1792 dieſs mehr zu glauben als im J. 1793, wo Hannover gleich anderen in die Kriegs-Poſaune blieſs. —

Regensburg und Wetzlar, wo das heilige römiſche Reich ſichtbar erſchien — in Wien verlor es ſich faſt ganz, und war zu ſehr mit Öſterreich vermiſcht — gewährten keinen groſsen Anblick. In Regensburg herrſchte Pedanterey vor, und eine, zu legislativen Zwecken gebildete Verſammlung, auf welcher jeder nach höchſt gemeſſenen Inſtructionen

Digitized by Google

handeln muſste, und auf welcher man nach Advocatenart receſſirte, konnte wenig Gutes fördern. Ein jeder, beſonders von den gröſseren Fürſten, that lieber für ſich, was ihm Noth ſchien. Die Unthätigkeit ſchadete daher weniger. — Doch erhielt und vermehrte ſie die unſelige Mannichfaltigkeit und das Feindſelige, das ſo oft in den Vorſchritten eines Staats gegen den Nachbar lag. — Die Freyheit und Unabhängigkeit, welche man, aus heiliger Ehrfurcht gegen Recht und Beſitz, reſpectirte, trug viel zu den Mängeln bey, und die Stimme der Leidenſchaft, durch die ſchwache Gewalt kleiner Staaten nicht zurückgehalten, ſtellte die wirklichen Mängel dem Publico höchſt vergröſsert dar, und „dieſes" — beſonders einige von gutmüthiger Einfalt oder boshaftem Gifte und alle von kaufmänniſchem Eigennutze geleitete Herausgeber öffentlicher Blätter, welche unberufen ein Volkstribunal errichteten — nicht achtend der ſicheren Erfahrung, daſs da, wo noch laut geklagt wird, die Tyranney nicht am ärgſten drückt, daſs nur bey den Todten alles ſtill iſt, lieſs nicht ſelten ein lautes Echo erſchallen."

Wetzlar bietet dem Vf. eben ſo groſse Mängel dar als Regensburg. Er findet ſolche jedoch nicht in der fehlerhaften Organiſation des Gerichts, und nicht in der Unzweckmaſsigkeit, mit welcher man dort die Geſchäfte behandelte, denn von dieſen und anderen an dieſem Tribunale gerügten Mängeln, wird nichts geſagt; ſondern er findet ſolche *in der Unabhängigkeit der Richter* — nicht als ſolcher, ſondern als Staatsbeamten und Menſchen — *in dem Beſtreben der richterlichen Gewalt, zugleich geſetzgebende Gewalt ſeyn zu wollen*, und darin, *daſs man zugleich juriſtiſche und zugleich politiſche Anſichten* zulieſs. Wahr und richtig iſt zwar ſowohl in *abſtracto* als in *concreto* das Meiſte, was der Vf. hierüber ſagt; allein es hätte doch auch Manches zum Ruhm des Reichs-Kammergerichts geſagt werden können; es hätte Manches, was ſowohl dem Reichs-Regimente als den Regierungen einzelner Staaten nicht ſehr zur Ehre gereichte, geſagt werden müſſen, wodurch dieſer Gerichtshof wegen manches Vorwurfs, beſonders wegen ſeiner Eingriffe in die geſetzgebende Macht, entſchuldigt und gerechtfertigt erſcheinen dürfte. Man ſieht ſehr deutlich, daſs die unangenehmen Verhältniſſe, in welchen die hannöveriſche Regierung, vor der unglücklichen Kataſtrophe, zum Kammergericht ſtand, und welche nicht von der Art waren, um zur Verſtärkung des Reichsverbandes etwas beyzutragen, auf des Vfs. Bemerkungen über den Geiſt dieſes Gerichtshofs einigen Einfluſs gehabt haben.

So wenig wie im Ganzen, eben ſo wenig ſah man im Inneren der einzelnen Staaten tiefe politiſche Weisheit. — Dieſer Einleitung folgt eine nähere Heraushebung und Beurtheilung einiger von dem Vf. für beſonders wichtig gehaltener Erſcheinungen in der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Welt Deutſchlands. Die erſte Periode umfaſst die Zeiten vom Ende des ſiebenjährigen Krieges bis zum Jahr 1780. Nach dem ſiebenjährigen Kriege, in welchem ſo manche Kraft ſich entwickelt hatte, welcher aber auch manche Wunde, die geheilt werden muſste, zurücklieſs, ſchritt der Wohlſtand langſam, aber ſicher fort. — Der ſiebenjährige Krieg ruinirte manchen Privatmann und einige Länder, aber er brachte viel fremdes Geld, Mittel zur Wiederherſtellung des Wohlſtandes, nach Deutſchland. — Der Luxus hielt zum groſsen Glücke nicht gleichen Schritt. Es herrſchte noch die Idee, daſs doch das Geld nicht *alles* gleich mache, daſs die Anwendung deſſelben ſich mit nach dem Stande und den Verhältniſſen richten müſſe, und daſs die Anwendung, die dem einen zieme, dem anderen nicht ziemen könne. — Es war allgemeines Streben, etwas vor ſich zu bringen, etwas zu ſammeln.

Auch die Wiſſenſchaften lebten, beſonders im proteſtantiſchen Deutſchlande, ſchön auf. Die Literaturbriefe machten eine wohlthätige Revolution. — Von der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welche in den erſten Zeiten ſo vortrefflich war, hätte daſſelbe geſagt werden können. — Das Theater beſſerte ſich, ohne ein Sammelplatz des groſsen geſchmackloſen Haufens zu ſeyn, der nur etwas fürs Auge haben will. Die Kritik hob ſich, und zeigte von den Univerſitäten, beſonders von Göttingen aus, ihre trefflichen Wirkungen. Allenthalben eröffneten ſich philoſophiſche Anſichten, ohne daſs man durch übertriebenes Studium der abſtracten Philoſophie den wahren Sinn tödtete. — Vernunft und Vorurtheile herrſchten gemeinſchaftlich. Indem jene aufhellte, thaten dieſe der Schaamloſigkeit der thieriſchen Natur Einhalt — braucht man dazu Vorurtheile? möchte man fragen. — Vortrefflich war im Ganzen der Geiſt und Sinn; aber der Keim zum Unkraut lag doch auch ſchon da.

Drey Momente macht der Vf. bemerkbar. I. *Die groſsen Veränderungen, die in religiöſen und pädagogiſchen Anſichten vorgingen.* Sehr richtig wird über den Werth des Streits, den man mit dem gröſsten Eifer und der wichtigſten Miene über dogmatiſche Sätze führte, wie über den Triumph, den man errungen zu haben glaubte, wenn man ein unhaltbares Dogma verdrängt hatte, geurtheilt. Das Übel, das allmählich daraus entſtand, daſs die beſten Köpfe ſich gegen die Religion erklärten, und daſs die vorzüglichſte Ehre immer dem zu Theil wurde, der das Gebäude angriff, war freylich gröſser als das Übel, einige unbegreifliche Dogmen mehr zu haben.

Sehr viel Schönes iſt auch in dem enthalten, was über Erziehung geſagt wird. Die Thorheiten vieler Reformatoren der Erziehung und der Philanthropen werden zwar jetzt richtig beurtheilt, und man bemüht ſich zwar mehr auf dem rechten Wege wahres Wiſſen und gründliches Studium zu fördern, dennoch enthält dieſer Abſchnitt vieles der Beherzigung werthes. Beſonders iſt dasjenige, was über den Werth der häuslichen Erziehung, über den Einfluſs, den dunkle Vorſtellungen oft haben, und über den Unterricht in der Religion, dieſer Sache des Gefühls,

Digitized by Google

geſagt wird, lehrreich. Doch darf man billig fragen: waren denn dieſe Bewegungen in der Theologie und Pädagogik zu nichts gut? Können wir jetzt wünſchen, daſs dieſe Revolutionen nicht geweſen wären?

II. *Die Idee, daſs der Staat eine von der höchſten Gewalt eingerichtete Maſchine ſey.* Dieſer Abſchnitt beſchäftigt ſich faſt lediglich mit Preuſſen, und mit einigen von Friedrichs II Regierungsmaximen. In allem, was hier und an vielen anderen Stellen über dieſen Staat und ſeinen groſsen König geſagt wird, zeigt ſich der groſse Unwille des Vfs. über alles, was preuſſiſch heiſst, zu ſehr. Man mag über den preuſſiſchen Staat und deſſen Verwaltungsmaximen denken, wie man will: ſo gewährt doch dieſer Staat bis zu Friedrichs II Tod ein ſo intereſſantes Schauſpiel, und dieſer König erſcheint in ſo vieler Hinſicht als ein groſser edler Mann, daſs es wenigſtens nicht erfreulich iſt, wenn man allenthalben ein künſtliches Streben gewahr wird, jede Einrichtung in dieſem Staate und jeden Schritt und jede Äuſserung dieſes Mannes mit Tadel und Verdammung belegt zu ſehen. Wer ſich mit Billigkeit in die Zeiten dieſes Königs verſetzt; wer die deutſche Literatur, wie ſie in den zwanziger und dreyſsiger Jahren des vorigen Jahrhunderts — Friedrichs II Bildungszeit — war, betrachtet; wer die Regierungsmaximen und Adminiſtrationsmethoden deutſcher Länder, in jener Zeit, wo Hofprediger, Kanzler und Stände in alles ſich miſchten, wo man über hundert Dinge, über welche man jetzt, nachdem ganze Bibliotheken darüber geſchrieben ſind, noch nicht auf dem Reinen iſt, noch gar nicht nachgedacht hatte: wer alles dieſes und ſo manches andere, was ein unparteyiſcher Beurtheiler groſser Männer und ihrer Werke nicht überſehen darf, erwägt, und dabey bedenkt, daſs Friedrich ſich und ſeinen Staat keinesweges für allmächtig hielt, und nie von demſelben Wunder erwartete, wird gewiſs anders, als jetzt ſo oft geſchieht, über dieſen König und deſſen Einrichtungen, welche ohnedieſs nicht in dem Charakter und in dem Geiſt gedacht und ausgeführt wurden, den man ihnen jetzt aufzudringen ſucht, urtheilen. Ein groſser Mann muſs aus ſeinem Standpuncte beurtheilt werden, und es iſt eben ſo ungerecht, wenn man den Umſturz der preuſſiſchen Monarchie Friedrichs II Einrichtungen beymeſſen will, als wenn man es Karl dem Groſsen zur Laſt legen wollte, daſs ſein Reich ſobald zu Grunde ging. Wir überlaſſen dem Leſer das weitere Urtheil über dieſen Abſchnitt, in welchem man Manches finden wird, was ſchon Mirabeau geſagt hat, den der Vf. überhaupt hauptſächlich zum Führer in ſeinen Anſichten von Preuſſen gewählt zu haben ſcheint. Wir wünſchen indeſſen von Herzen, daſs Manches von dem, was der Vf. über Adminiſtrations-Maſsregeln und beſonders über den Charakter der Deutſchen ſagt, von den Schöpfern neuer Staatseinrichtungen erwogen und benutzt werde.

III. *Die Miſsverhältniſſe, die unter den gebildeten Ständen ſich äuſserten.* Auch hier wird Friedrich II wohl zu viel gethan, wenn es ihm ganz beſonders zur Laſt gelegt wird, daſs er die Scheidewand nicht niederriſs, welche jetzt immer noch Menſchen von gleicher Bildung trennt. Freylich hätte er es beſſer gekonnt, als jeder andere, und freylich wäre es ein Glück geweſen, wenn die unſelige Scheidewand niedergeriſſen worden wäre, welche Menſchen, die einen groſsen Theil ihres Weges gemeinſchaftlich gehen, in gewiſſen Fällen ſtrenger und kränkender trennt, als Räudige von Reinen getrennt werden. — Friedrichs Begriffe vom Adel waren, wie wir jetzt einſehen, offenbar falſch, er erwartete von den Mitgliedern dieſes Standes mehr als ſich von ihnen erwarten läſst; aber es war dieſes ein Irrthum ſeines Zeitalters, durch *Montesquieu*, der in Sachen der Art als ein Orakel galt, laut gepredigt, und auch von dem jüngeren *Möſer*, der ſonſt in den meiſten Fällen viel richtiger ſah als ſein Zeitalter, nicht beſtritten. Überdieſs war das Miſsverhältniſs noch nicht ſo grell, noch nicht ſo empörend für den Bürgerſtand, als es nachher geworden iſt. Der Bürgerſtand im Ganzen war noch lange nicht ſo geſtiegen, und der einzelne Bürgerliche, welcher ſich als Geiſtlicher, Gelehrter oder ſonſt auszeichnete, war bey weitem mehr geachtet, und lange nicht ſo ſehr zurückgeſtoſsen als jetzt. Schon das gröſsere Anſehn und die allgemeine Achtung, welche das höhere Alter ohne Unterſchied bey der Jugend genoſs, trug dazu bey. Der Adel von der anderen Seite war lange nicht ſo verbürgert als jetzt, wenn er gleich mehr verbauert ſeyn mochte. Überdieſs war es Sitte der Zeit, daſs es dem einen Stande gar nicht einfiel, das haben zu wollen, was der andere beſaſs. Der Unterſchied der Stände, ſo vieles er unter allen Umſtänden gegen ſich haben mag, wird dann erſt ein recht groſses Übel, wenn dieſer Unterſchied drückend gefühlt wird, und wenn der begünſtigte Stand die Vorzüge nicht mehr beſitzt, ja nicht mehr beſitzen kann, weſshalb er begünſtigt worden iſt.

Die Rechte des Adels waren meiſt Realrechte; nach richtigeren Begriffen mehr Rechte adlicher Güter, als des Adels ſelbſt. Verſtändig und billig ſind des Vfs. Ideen über dieſe Rechte: die Steuerfreyheit müſſe für neue Auflagen ganz wegfallen. — Ungerecht iſt's wahrlich auch nach den ſtrengſten Rechtsbegriffen, dem Adel, ſeitdem er dem Staate nicht mehr wie ehedem auf eigene Koſten dient, ſondern mehr als jeder andere Stand vom Staate zehrt, ſich das, was der Staat aufwendet, aneignet, und oftmals an den Schulden, die der Fürſt macht, und der Staat bezahlen muſs, groſsen Antheil genommen hat, frey von allen Laſten zu laſſen. — In Anſehung der alten Auflagen müſſe man die Steuerfreyheit allmählich aufheben. Z. B. alle 25 Jahr ein Drittheil. — Dieſs iſt in Anſehung der Grundſteuern billig, weil die Steuerfreyheit einmal ein wohlerworbenes Eigenthum iſt, welches man möglichſt ſchonen muſs; aber perſönliche Freyheiten z. B. von Fleiſch-, Bier-, Wein-Steuern, Collateral-, Abzugs-Geldern u. ſ. w. müſsten gleich wegfallen, weil kein vernünftiger Grund für dieſe Freyheit vor-

Digitized by Google

handen iſt, ſondern nur daher rührt, daſs der Adel allein auf den Landtagen kräftig repräſentirt wird, und es bequem gefunden hat, die Laſten des Staats anderen Ständen aufzubürden.

Vortheile, die dem Adel die öffentliche Meinung gegeben, können, meint der Vf., ihm nur die öffentliche Meinung nehmen. — In ſo fern dieſes bloſs Sache des Urtheils iſt, iſt dieſes jetzt geſchehen. Niemand, auſser einem Theil des Adels ſelbſt, — leider kein kleiner Theil — hält einen Adlichen mehr werth und tauglicher, bloſs weil er adlich iſt; allein es ſcheint doch, als ob die öffentliche Meinung allein nicht hinreiche, dieſe Vortheile zu vernichten, ſo lange die höchſte Gewalt nicht nur nicht mit-, ſondern geradezu entgegenwirkt. — Richtig bemerkt der Vf., daſs, ungeachtet der Fortſchritte, welche der Bürgerſtand gemacht habe, Vielen noch eine gewiſſe Subalternität, Verlegenheit oder Anmaſsung vorgeworfen werden könne; aber eben ſo richtig iſt es, daſs dieſes eine nothwendige Folge des Unterſchieds iſt, welcher ſogleich wegfallen wird, ſo bald die Rechte gleich ſind. — Wenn man es Friedrich verzeihen kann, daſs er dem Übel der Trennung nicht abhalf: ſo iſt es bey der jetzigen Stimmung der Nation, bey den Zertrümmerungen ſo vieler alter Inſtitute unverzeihlich, wenn noch jetzt ein Inſtitut in ſeinem ganzen Umfange beſtehen ſoll, das ſo wenig zu dem Geiſte der Zeit paſst. Auch iſt nichts geſchehen, wenn man nach vielen Winden und Krümmen und unter allen erdenklichen Einſchränkungen endlich einmal einem einzelnen Manne bürgerlichen Standes die Rechte ſeines Amtes, weil es nicht anders ſeyn kann, ertheilt, und Frau und Kinder nicht daran Theil nehmen läſst, während der Stempel, den der Geburtsadel aufdrückt, auch den jüngſten, den unbedeutendſten veredelt. Denn ſehr richtig bemerkt der Vf. S. 73, das Erſcheinen des Mannes mit Ausſchluſs der Frau iſt eine Erniedrigung für den Mann, der ſich billig niemand, der auf Ehre hält, unterwerfen ſollte.

Doch nicht bloſs Omiſſiv-Sünden werden Friedrich in dieſem Stücke vorgeworfen, ſondern auch Commiſſiv-Sünden, und zwar mit mehrerem Rechte. Dahin gehört der Vorzug, der dem Adel im Militär gegeben ward, das ausſchlieſsliche Recht auf den Beſitz adlicher Güter, und die Ausſchlieſsung des Adels von Domainenpachtungen: denn auch dieſe Begünſtigung des Bürgerſtandes ſchloſs eine Herabwürdigung in ſich, iſt ein *privilegium odioſum*.

Der ausſchlieſsliche Anſpruch des Adels auf die erſten Civilämter iſt neuer; doch zog die Beförderung einzelner Bürgerlicher keine Annäherung der Stände nach ſich, weil der Emporgeſtiegene gewöhnlich ſich und ſein Geſchlecht dem Adel einzuverleiben ſuchte. — Auch dieſs iſt, ſo lange der Unterſchied der Stände exiſtirt, nicht immer Schwäche und Folge einer thörichten Rangſucht, ſondern kann ſehr vernünftige Gründe haben. Öffnet ein Vater nicht gern ſeinen Kindern eine weitere Carriere, erleichtert er ihnen nicht gern ihren Weg? So lange aber der Adel ausſchlieſslich den Umgang der Fürſten ausmacht, und von allen denen, welche zwiſchen dem Kammerherrn und Kammerdiener in der Mitte ſtehen, niemand ſich ihnen vertraulich nähert, werden alle Übel des Unterſchiedes der Stände, beſonders in Beziehung auf Beförderung zu Staatsämtern, fortdauern. —

Auch für die Aufhebung der Leibeigenſchaft hat Friedrich zu wenig gethan. Auch nichts für den Geſchmack und die Bildung der Deutſchen. Unmittelbar freylich nichts, aber mittelbar erſtaunlich viel. Er lieſs dem Geiſte in ſeinen Staaten freyes Spiel, und litt nicht, daſs irgend jemand der freyen Entwickelung und Äuſserung Hinderniſſe in den Weg legte. Das war unendlich viel!

Am Ende geſteht der Vf., daſs es keinesweges nothwendig und unvermeidlich geweſen ſey, daſs die angegebenen Keime des Übels die Wirkungen hätten haben müſſen, welche durch hinzukommende andere Umſtände aus ihnen hervorgegangen ſind.

Im zweyten Decennio von 1780—90 ward das Miſsverhältniſs zwiſchen der Gewalt der denkenden Kräfte und den bürgerlichen Einrichtungen ſichtbarer, und grobſinnliche Neigungen nahmen überhand.

Die Unruhen in Amerika brachten neue Ideen in Umlauf, und erregten ein Intereſſe ganz neuer Art. Die Preſsfreyheit machte, daſs ſich viele Stimmen über die groſsen Angelegenheiten der Staaten erhoben. Schlözers Briefwechſel brach die Bahn. Doch griff man mehr einzelne Fälle an, als das Ganze, das Kleine mehr als das Groſse. — Beides ſehr natürlich, denn das grelle Einzelne frappirt mehr, als das ruhige Ganze; und die Erfahrung hatte über Manches, was erſt eingeführt war, noch nicht ein ſolches Licht verbreitet, als, nach der Behauptung einiger, jetzt darüber verbreitet ſeyn ſoll; auch war Furcht, ſelbſt in jenen ſo liberalen Zeiten, eine Schutzwehr der Groſsen.

Leſſing gab durch die Herausgabe der wolfenbüttelſchen Fragmente den theologiſchen Unterſuchungen eine neue Richtung. Die gröſsten Dichter Deutſchlands, *Goethe*, *Wieland*, *Bürger*, ſelbſt *Schiller*, lieferten in dieſem Zeitraum ihre trefflichſten Werke. Doch richtet der Hang zum Sentimentalen auch manches Unheil an. — Das *imitatorum pecus* fing ſein Unweſen in der Literatur an, weil mit dem Bücherſchreiben nun mehr zu verdienen war.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktiſche Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet u. herausgegeb. von Dr. *G. W. Conſbruch*, kön. preuſs. Hofrathe, prakt. Ärzte zu Bielefeld etc. u. Dr. *J. C. Ebermaier*, hochgräfl. bentheim-tecklenburg. Hof- u. Medicinal-Rathe, prakt. Ärzte u. Wundärzte zu Rheda in Weſtphalen u. ſ. w. 7ter Th. 1ſter Bd. 1808. XIV u. 600 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Auch unter dem beſonderen Titel:

Kliniſches Taſchenbuch für prakt. Ärzte von *G. W. Conſbruch.* 1ſter Bd. 3te rechtmäſsige ſehr vermehrte Auflage.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von E. Brandes u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Beſonders merkwürdig ſind in dieſer Periode:

1) *Die Wirkungen des Illuminaten Ordens.* Der Freymaurer-Orden durch und nach dem ſiebenjährigen Kriege — eben wie jetzt durch die neueren Kriege — ſehr ausgebreitet, gab zu dem Illuminaten-Orden die Veranlaſſung. Trefflich iſt das, was der Vf. über das Ordens-Weſen, dieſes Spiel, welches die unruhige Eitelkeit und Herrſchſucht mit der Beſchränktheit treibt, ſagt. — Auch der unſchädlichſte Orden, der nur gute Zwecke hat, iſt dem Ganzen ſchädlich. Denn auch das an ſich Gute verliert, ſobald es mit partieller Gerechtigkeit geſchieht, an ſeinem Werthe, und der Geiſt der Heimlichkeit, der Verleugnung der Wahrheit, des Scheins, welcher zum Weſen eines jeden Ordens gehört, oft das ganze Weſen des Ordens in ſich ſchlieſsen mag, iſt eine höchſt gefährliche Klippe für nicht ganz feſte Charakter, und für nicht ganz ſcharfſehende Menſchen.

Der mehr als jeſuitiſche Geiſt und Zweck des Illuminaten-Ordens wird mit Recht verabſcheuungswürdig genannt. Daſs viele einzelne, hochachtungswürdige Menſchen, wie der Vf. ſelbſt zugiebt, in dem Orden waren, kann zum Beweiſe dienen, wie gefährlich und thöricht es ſey, in wichtigen Angelegenheiten des Lebens eine andere Führerin zu nehmen, als deutliche Einſicht und Wahrheit, und wie bedenklich es ſey, in eine Verbindung zu treten, von welcher man nicht weiſs, — die es vielleicht oft ſelbſt nicht weiſs, — wohin ſie führen, und von welchen Menſchen ſie uns abhängig machen werde. Sehr ſinnreich und treffend wird es ein Jeder, der *Knigge* nur einmal geſehen hat, finden, daſs es der Vf. charakteriſtiſch nennt, daſs *Knigge* ſo viel auszurichten vermocht habe, weil es unmöglich geweſen, daſs er ein wirklich phyſiognomiſches Auge trügen können. Wenn die gröſsere Verbreitung des Grundſatzes „der Zweck heiligt die Mittel," das einzige Böſe wäre, das der im Entſtehen vernichtete Orden angerichtet hätte: ſo würde dieſs hinreichend ſeyn, um den Fluch der Menſchheit zu verdienen.

2) *Kayſer Joſephs Reformen.* Vorauszuſehen, ſagt der Vf., ſey es geweſen, daſs Öſterreich, durch Preuſſen gezwungen, eine gröſsere Armee zu halten, ſich durch Einziehung reicher Klöſter, neue Finanzquellen werde eröffnen müſſen. — Alſo nur Finanz-Noth hat dazu führen können? — Das *wie* und *wann* habe von dem Geiſte deſſen abgehangen, der das Werk begann. Daſs ein ſo unruhiger Geiſt, daſs ein Mann auftreten muſste, der den Feind ſeines Hauſes zum Muſter wählte, war ein nicht vorauszuſehender Zufall. Über Joſeph, der zugleich ſäen und ärndten wollte, der da, wo nur erſt ein Früchte tragender Boden hätte geſchaffen werden ſollen, gleich Früchte ſehen wollte; der kein vorbereitetes, und an Veränderungen gewöhntes, ſondern ein ruhiges, mit ſeinem Zuſtande zufriedenes Volk und wenig Menſchen fand, die ihn kräftig beygeſtanden hätten, wird ſehr gut geurtheilt. Er verſtand das ungleich ſchwerere *regieren* nicht, er konnte nur das leichtere *herrſchen.* Einigen jungen Leuten gefielen zwar Joſephs Neuerungen, aber dieſe waren nicht im Stande den unreifen Ideen Reife zu geben. Auch die Preſsfreyheit brachte nur Ideen des Tages in ſchnellern Umlauf, Werke des Geiſtes ſchaffte ſie nicht. — Wahre Werke des Geiſtes ſtehen überhaupt ſelten unter dem Preſszwange. Das gewaltſame Einreiſsen, das ſchnelle Wechſeln gab dem Geiſte der Unruhe Nahrung, die Grundſätze der ewigen Gerechtigkeit und Billigkeit wurden theils durch das Umreiſsen an ſich, theils durch die Art, wie man dabey verfuhr, erſchüttert, die Einrichtungen verloren die Heiligkeit des Alters. Es verdient geleſen zu werden, was der edle Vf. hierüber S. 103 ſagt. — Bey Joſeph war es gewiſs Schade, daſs er auf den Zeitpunct, wo er zur Regierung kam, ſo lange warten muſste, daſs bey ihm, der mit den Gebrechen der Verwaltung lange bekannt war, ehe er ihnen abzuhelfen vermochte, die mannichfaltigſten Plane reif werden konnten, und ſich die unglückliche Ungeduld entwickeln muſste, welche allem Guten ſo viel ſchadet. Dann hatte er doch auch für einen Reformator nicht genug *eiſernen* Willen. Er konnte, ſo viel er von den Menſchen foderte, es doch nicht über ſich gewinnen, *alles* von ihnen zu fodern, und wenn gleich viele ſeiner Maſsregeln nichts weniger als von der ewigen Gerechtigkeit geleitet waren: ſo gab es für ihn doch eine ewige Gerechtigkeit, welche ihn oftmals vom Äuſserſten da abhielt, wo durch das Äuſserſte allein das bisher Geſchehene hätte nützlich gemacht werden können. Überhaupt ragte er über ſein Zeitalter nicht genug hervor, hatte ſich nicht genug als groſser Mann legitimirt, um ein glücklicher Reformator ſeyn zu können, dem eine ganze Nation

Digitized by Google

mit blindem Zutrauen, oder mit ſklaviſchem Gehorſam folgt. —

3) *Die wiedererweckte groſse Neigung zur abſtracten Philoſophie.* Nach der Erſcheinung von *Kants* Kritik der reinen Vernunft wurde die abſtracte Philoſophie, zu welcher der Deutſche jederzeit einen groſsen Hang gehabt hatte, eine ſo allgemeine Beſchäftigung, als ſie es bey dem Deutſchen nie geweſen war, und, zufolge der Beſtimmung der Natur, für den Menſchen nicht ſeyn ſollte. Nur Wenige haben das Vermögen, ſich ſelbſtſtändig in ſpeculative Unterſuchungen einzulaſſen, und Bekanntſchaft mit den Meinungen Anderer macht noch keinen Philoſophen. Die Miſsbräuche und Nachtheile zeigten ſich hauptſächlich in der Verachtung des Poſitiven, beſonders der Erfahrung und der Geſchichte, in dem Einfluſſe auf die Sittenlehre, welche in Formeln gezwängt, die das Herz nicht ergriffen, ihre Kraft auf das menſchliche Gemüth verlor, und endlich bey der Anwendung auf die Dogmatik und Bibelerklärung. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daſs der Vf., durch ſeine Bemerkungen über einige ſehr richtig aufgefaſste Züge aus der Schattenſeite der neueren Philoſophie, nicht hat behaupten wollen, daſs die neuere Philoſophie für keinen Zweig des menſchlichen Wiſſens etwas Gutes geleiſtet habe.

4) *Die Veränderungen in der preuſſiſchen Monarchie nach Friedrichs Tode.* Daſs Friedrich dem gröſsten Theile ſeiner ihn zunächſt umgebenden Unterthanen zu lange gelebt habe, möchte Rec. ſo wenig für erwieſen annehmen, als er zugeben kann, daſs die an ſich unleugbare Wahrheit: „daſs thätige Gutmüthigkeit, das eigentlich Menſchliche, weit mehr Liebe erwirbt, als Gröſse und Härte", durch Friedrichs Beyſpiel eine Beſtärkung erhalte. Denn Friedrich war gewiſs von dem eigentlich Menſchlichen in einem ſehr hohen Grade beſeelt. Was Mirabeau ſahe, ſahen, wie Rec. von Zeitgenoſſen weiſs, gewiſs nicht alle; überdieſs iſt der Eindruck, den der Tod eines geliebten Statthalters macht, deſſen Nachfolger man nicht kennt, ſehr verſchieden von dem Eindrucke, den der Tod eines Königes hervorbringt, deſſen Nachfolger in voller Macht da ſteht, und nicht ſelten auf die Aeuſserungen des Schmerzes eiferſüchtig hinſieht. Mehr als ſonſt iſt daher bey ſolchen Gelegenheiten der Schmerz ſtumm und der Jubel laut; auch darf man zur Ehre oder zur Schande der Menſchen — wie man es nehmen will — wohl behaupten, daſs das Herz nicht immer von dem voll iſt, von dem der Mund überflieſst.

Friedrich Wilhelm fehlte es nicht an natürlichem Verſtande; allein ſeine, mit jedem Tage zunehmende Sinnlichkeit verdunkelte und erdrückte zu ſehr ſeinen Blick. Er war nicht ſtark genug das zu erhalten, was die groſsen Vorfahren erbauet hatten; wie es denn überhaupt der Kraft eines Einzelnen weit eher gelingt zu *ſchaffen* als zu *erhalten* — Sehr wahr, aber bey den Urtheilen über die Gröſse der Menſchen meiſt immer vergeſſen. Es fehlte an einer Mittelmacht, und wenig groſse Männer ſtanden am rechten Platze. Ein Premier-Miniſter, nach dem Vf., beynahe weſentlich nothwendig, wenn nicht der Regent zu den auſserordentlichen Erſcheinungen gehört, war nicht da. Daſs der neue König nicht ſogleich einen Premier-Miniſter, durch Friedrichs Lehre und Beyſpiel verbannt, annehmen wollte, war natürlich. Doch würde er dem Herzog von Braunſchweig alles übergeben haben, wenn dieſer — bitter beurtheilte — Fürſt ſtark genug geweſen wäre, das anzunehmen, wonach er ſich ſehnte. Die Departements-Chefs waren von Friedrichs Fehler, nur das Maſchinenmäſsige, nur die Fertigkeit zu achten, angeſteckt, und Departements-Geiſt herrſchte allenthalben vor. Wahr iſt das, was über die Cabinets-Secretaire und über das zu häufige Suppliciren — welches jedoch auch ſeine guten Seiten hat — geſagt wird. Bald bildete ſich das unglückſeligſte aller Regimenter, das Favoriten-Regiment; und welche Menſchen waren die Favoriten! Daſs alles ſo ſchamlos ging, daran ſoll Friedrichs Gleichgültigkeit gegen manche heilige Grundſätze Schuld geweſen ſeyn. Denn es ſey keine laute Stimme vorhanden geweſen, welche den König hätte wecken und imponiren können. Die Form blieb, der Geiſt verſchwand.

5) *Die Folgen des ſteigenden Genuſſes* fingen an in ganz Deutſchland ſehr merklich zu werden. Ein ſchöner und lehrreicher Abſchnitt. Die Erwerbs-Quellen waren vermehrt und ergiebiger, aber es verlor ſich die alte Sparſamkeit. Ein Streben nach ſtetem ſinnlichen Genuſſe verdrängte die alte deutſche Sitte, ſelten, aber mit ſteifem Prunk zu praſſen. Vorzüglich zeichnet der Vf. vier Züge aus. *Erſtlich*: die mannichfaltigſte Ausbildung und der ſtärkſte Genuſs hob früh an. Statt die Jugend zu fixiren, und ſehr allmählich ihren Geſichtskreis zu erweitern, nährte man durch vielen Unterricht in den mannichfaltigſten Gegenſtänden, die natürliche Unruhe derſelben, und machte tiefe Eindrücke unmöglich. Mannichfaltiger Unterricht iſt unter allen Umſtänden nachtheilig. — Wie wahr! Nicht alles ſoll durch Unterricht beygebracht werden. Hauptzweck des Unterrichts iſt und bleibt: Kraft der Anſtrengung zu erwecken. Dieſe Kraft wird aber durch zu groſse Ausbreitung des Unterrichts gelähmt. — Wie wenige Schullehrer denken wohl daran, daſs dieſes der Zweck des Unterrichts ſey, die ſich und ihren Schülern jede Anſtrengung zu erſparen ſuchen! Viel ſchönes wird über die Erziehung in Philanthropinen, über die Ausbildung körperlicher Kräfte geſagt. Was der Knabe aus eigenem Antriebe, vielleicht heimlich thut, ſchadet ungleich weniger, hat ungleich mannichfaltigeren Nutzen, als was er lectionsmäſsig thun muſs. — Dort iſt er Geiſt, hier bloſs Maſchine. — Frühe Erziehung auſser dem Hauſe der Eltern in den buntesten Umgebungen, vernichtete den Sinn für häusliche Freuden, und ſchwächte viele heilige Gefühle. Auch im Hauſe ward die Eitelkeit zu ſehr genährt. Eben ſo früh und eben ſo mannichfaltig wie die Bildung, waren die ſinnlichen Genüſſe, die man der Jugend zugeſtand, die ſie ſich erlaubte, ungeachtet darauf: *Wann* die Zeit des Genuſſes anhebt, ſo vieles ankommt. — In den Jahren

Digitized by Google

des Wachsthums, der von der Vernunft noch nicht beherrſchten Phantaſie, dürfen keine phyſiſchen Kräfte verſchwendet, und viele Saiten des menſchlichen Weſens nicht berührt werden. — Eine ſatte Jugend und abgelebte Männer ſind die Folgen dieſer Verſündigung an den Geſetzen der Natur.

Zweytens war dieſes Beſtreben nach Genuſs verbunden mit der Begierde nach Abwechſelung. Dieſe war theils Folge des vermehrten Wohlſtandes, theils der abnehmenden Anhänglichkeit am Herkömmlichen, die ſich in allen Ständen äuſserte. Die Vorurtheile — ſind es bloſs Vorurtheile? — über die enge Verbindung des Schicklichen mit dem Hergebrachten, wurden ſchwächer, und dadurch erhielt alles, was Genuſs heiſst und befördert, einen gröſseren Spielraum. In wiefern die Veränderungen, die im Cultus und im religiöſen Unterricht gemacht wurden, auf die Vernichtung der Anhänglichkeit am Hergebrachten wirkten, läſst ſich ſchwer beſtimmen. Es iſt jedoch nicht zu überſehen, daſs die groſsen Veränderungen, welche in den Zeiten der Reformation mit dem Cultus und dem Religionsunterricht vorgingen, dieſe Folge nicht hatten, und daſs auch die Anhänglichkeit am Hergebrachten und die Begierde nach Abwechſelung, ohne Beziehung auf das, was mit dem Religionsweſen vorging, hie und da ſtärker oder ſchwächer war. Mehr wurde dieſe Begierde gereizt und genähret durch die Künſte derjenigen, die ein Gewerb daraus machten — und dieſer wurden immer mehrere — von dem Genuſſe und von der Abwechſelung in demſelben Vortheile zu ziehen. Rec. will hier eine Bemerkung einſchalten, welche bey mehreren Stellen dieſes Abſchnittes und des ganzen Buches hätte gemacht werden können. Es iſt ſchwer, bey der Beurtheilung der Sitten der Zeit, und bey einer Vergleichung derſelben mit vergangenen Zeiten gerecht zu ſeyn. Wir ſind mit der Gegenwart zu genau bekannt, kennen nicht nur das Detail, das Kleinliche ganz, ſondern haben oft darunter gelitten, uns darüber geärgert, vielleicht ohne Erfolg dagegen geeifert. Die Vergangenheit hingegen ſchwebt nur im Ganzen vor uns, wir ſehen das Groſse, nicht das Kleine, wiſſen hier bloſs, was wir dort fühlen, das wirkt ganz anders. Rec. hat ſich abſichtlich von Leuten, deren Jugend in die Zeiten vor und in den ſiebenjährigen Krieg fiel, das Detail der Vergnügungen und des geſelligen Treibens und Genieſsens beſchreiben laſſen, und glaubt gefunden zu haben, daſs es damals, wo nicht ärger, doch eben ſo arg geweſen iſt, als nachher; nur die Anzahl der Menſchen, welche ſich in dem Kreiſe der Vergnügungen und des Genuſſes herumtrieben, war geringer. Allerdings iſt das wichtig!

Drittens. Die Begierde nach Abwechſelung vermehrte die Arten des Genuſſes. Oſtentationsluxus verſchwand mehr — vielmehr, breitete ſich nicht ſo aus; — dagegen riſs ein Bequemlichkeitsluxus ein. Wohlfeilheit vieler Gegenſtände des Luxus machte Abwechſelung möglich, führte jedoch dagegen wiederkehrende Ausgaben herbey. — Unſere Väter richteten ſich für ihre ganze Lebenszeit einmal ein. Der ſilberne Topf, welcher auf der Hochzeit paradirte, feyerte die Jubelhochzeit mit. Wie iſt es jetzt ſo anders! — Sehr richtig iſts, daſs das Hauptübel, das hieraus folgt, moraliſcher Art iſt, die kleinliche Begierde nach Abwechſelung erfüllt Herz und Kopf mit elenden Gegenſtänden, und erzeugt ein Haſchen nach Veränderungen und nach dem Neuen in weit wichtigeren Dingen. Wie wahr! Von dem weiblichen Geſchlechte ging die Begierde aus, aber Männer wurden die Kuppler. Das *Modejournal* war, beſonders für kleine Städte, ein Gift. Am ekelhafteſten zeigte ſich der Modegeiſt bey jungen Leuten männlichen Geſchlechts, und Rec. ſetzt hinzu, hier that er am meiſten Schaden, er füllte dieſen gerade in den Zeiten, die für das ganze Leben die allerwichtigſten ſind, den Kopf mit höchſt läppiſchen und alles ernſte Studiren und Sinnen tödtenden Kleinigkeiten an.

Beſonders ſchädlich ward *viertens* dieſe Begierde dadurch, daſs es an einem bedeutenden Gegengewichte fehlte. Die Geſellſchaft gab kein Gegengewicht ab, vielmehr ward ſie eine der Hauptquellen des Verderbens. Nicht ein *Weib*, ſondern *Weiber* herrſchten darin. Der häufige Genuſs der gemiſchten Geſellſchaften tödtet alle Kraft. Auch die Belebung und Aufheiterung, welche gemiſchte Geſellſchaften, ſparſam genoſſen, geben können, fällt beym häufigen Genuſs derſelben weg. Trefflich ſagt der Vf. S. 144: „Unwahr wird der Menſch, der einen groſsen Theil ſeiner Zeit in einer Geſellſchaft zubringt, in welcher er über mehrere Gegenſtände ſich gar nicht, über manche ſeiner Denkweiſe ganz entgegengeſetzt nur äuſsern kann und darf, habituelle Verſtellung erſchlafft mit der Zeit die wahre Kraft des Geiſtes und des Charakters. — Man ſehe die Hofleute. — Das Ganze iſt leſenswerth.

Die Clubs ſollten gleichſam zum Zufluchtsort gegen die Langeweile der gemiſchten Geſellſchaften dienen. Aber ſie wurden ein Ubel mehr. Hier näherten ſich Menſchen von verſchiedenen Ständen. Dieſs wurde nachtheilig, weil der Staat zurückblieb. Beſondere Folge war die verderbliche Wuth des hohen Spiels; — nicht das *hohe* Spiel allein iſt aber ein fürchterliches Ubel, ſondern auch das *häufige* Spielen, welches durch die Clubs befördert wird, iſt ein groſses Ubel. Der Unterſchied unter den Männern, welche täglich in den Clubs ſpielen, und denen, die das nicht thun, zeigt dieſes ſehr deutlich. Nächſt dieſem wurden dieſe Clubs der Sitz von Raiſonneurs, welche die Maſsregeln und das Perſonale der Regierungen herunterriſſen.

Auch der *Staat* gab kein Gegengewicht. Es fehlte hier an einem Monarchen in voller Blüthe der Jahre, in der Lage und mit der Kraft ausgerüſtet, den Zeitgeiſt, welcher ſich viel leichter als man glaubt einem eiſernen Joche unterwirft, zu beherrſchen, und man kann hinzuſetzen, ihn richtig zu beurtheilen. Auch die Gewalthaber der Regenten waren entweder Weltmenſchen oder Routiniers, gleich unfähig in ſchwierigen Fällen zu ſteuern. Die Weltmenſchen, beſonders in der diplomatiſchen Laufbahn, hatten gewiſſe feine Formen angenommen, Anſtand, ſelbſt eine Art von Ehrlichkeit, leitete ihre

Digitized by Google

Schritte. Das verlor ſich allmählich. Friedrich war mit daran Schuld, theils weil er ſeine Geſandten ſchlecht bezahlte, theils weil er ihnen oft einen Ton führen hieſs, der jener Feinheit ſchadete. Was das letzte angeht, ſo that Friedrich nichts mehr als was alle anderen Mächte, wenn es die Umſtände erfoderten, längſt gethan hatten. — Sodann vermehrten die geheimen Emiſſarien den Geiſt der Intrigue. — Viel ſchönes, auch, wie mehreres in dieſem Buche, in den göttingiſchen gel. Anz. bereits Geſagtes über das diplomatiſche Unweſen, aber zu wenig über den Einfluſs der in den Cabinettern mit jedem Tage ſeltner werdenden Ehrlichkeit.

Die Routiniers waren noch weniger geſchickt aufs Zeitalter zu wirken. Sie ſahen, immer in ihrem Gleiſe fortgehend, nie was neben ihnen vorging. Von den Producten der Schriftſtellerey kam nichts an ſie, wenn nicht einmal zufälliger oder mittelbarer Weiſe.

Auch die *Religion*, die immer mehr aufhörte Sache des Gefühls zu ſeyn, welches uns bey allem, was wir thun, laut und ſchnell anſpricht, legte den Begierden keine Zügel an. Die Bibel ward aus thörichter Afterweisheit aus den Händen der Jugend verbannt und caſtrirt. — Der *Patriotismus* wirkte gleichfalls nichts. Verſchwunden oder doch ſchwach war der allgemeine deutſche Patriotismus. Auch der Provincial-Patriotismus verlor an ſeinem Gewicht. Egoismus und der Calcul vernichteten ihn, indem man zu ſehr auf die Vortheile ſah, welche man anderswo zu finden glaubte. — Dieſs war von jeher ein Deutſchland eigenes Übel. Verdiente Männer wandelten aus einem Dienſt in den anderen. In anderen Staaten geht dieſs, etwa das Militär ausgenommen, ſchon wegen der Sprache nicht an.

Die Zahl derer, die Dienſte ſuchten, ward gröſser. Man glaubte auch dem Gange der Maſchine durch Anſtellung mehrerer Diener fortzuhelfen. Schlechte Bezahlung und illiberale Behandlung war deren Folge, dieſes ſchadete der Rechtlichkeit. — So ſehr das Miſsverhältniſs zwiſchen der Beſoldung und den ſteigenden Bedürfniſſen merkbar zu werden anfing: ſo glaubt doch Rec., daſs auch in dieſem Jahrzehend ungleich mehr Dienſtehrlichkeit herrſchte, als in den vorhergehenden. Das Geſchlecht unſerer Väter mochte in vielen Stücken beſſer ſeyn als das unſrige; an einer gewiſſen delicaten Redlichkeit übertrifft aber das gegenwärtige Geſchlecht gewiſs die vergangenen. Wie viele haben in den Zeiten des 7jährigen Kriegs, auch ohne Commiſſarien und Lieferanten zu ſeyn, ſich bereichert, wie wenige dagegen in unſeren Zeiten! und wer arbeitete damals wohl für das gemeine Weſen unentgeltlich? Auch iſt die Behandlung der Dienerſchaft unſtreitig ſeit 50 Jahren unendlich viel liberaler geworden.

Wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen wurden zwar allgemeiner, allein ſie gewannen mehr an Extenſion als Intenſion. Die Bemerkung, daſs, ſo unendlich viel ein gebildeter Charakter in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen finden kann, ſie ſelbſt wenig auf den Charakter wirken, und daſs einem verdorbenen Gemüth erhöhete Einſichten leichter gefährliche Waffen zur Beſchönigung ſeiner Neigungen, als Mittel der Veredlung werden, wird leider durch zu viele Beyſpiele beſtätigt, als daſs man ihr — ſo gern man es auch möchte — geradezu widerſprechen kann.

Der Geiſt der Unruhe, bemerkt der Vf. in der Folge, iſt nichts weniger als ein löblicher Geiſt, und Thätigkeit, des Menſchen Beſtimmung, hat nur dann vollen Werth, wenn ſie in dem angewieſenen Berufe Statt findet. Die heiligſte iſt die, welche ein jeder Einzelner in ſeinem Inneren ausübt, in dem fortgeſetzten Streben zur Ausbildung für das Beſſere und Höhere; und ein bloſses Wirken nach auſsen iſt weder nützliche Thätigkeit noch Gemeinnützigkeit. So iſts bey einzelnen Menſchen, ſo iſts mit dem Staate. Auch dieſer darf weder den Todten ſpielen, noch ſtets ſchaffen und in allem die Hände haben wollen, ſondern er muſs, wie der Privatmann, wenn es gut gehen ſoll, zu rechter Zeit thätig und paſſiv zu ſeyn verſtehen. Ein Staat, der immer und allenthalben ſchaffen will, zerſtört nicht ſelten ſein eigenes Werk. Wenn der Staat zu ſchnell jedes Beſſerſcheinende einführen will, ſo verliert die Exiſtenz der Einzelnen zu viel von ihrer Sicherheit, und der verſtändige planmäſsige Eigennutz der Einzelnen hat nicht Muth genug, um thätig zu ſeyn. Ein ſchädlicher Speculationsgeiſt, der vom Augenblick profitiren will, wird rege; und iſt das Beſſerſcheinende immer das Beſſere?

Über den Einfluſs des Staats auf die Bildung der Menſchheit, hat der Vf. S. 172 die gemäſsigten Vorſtellungen, wie ſie ein jeder Verſtändiger, der die Welt im Kleinen und Groſsen kennt, haben muſs. Der Staat vermag Manches, doch bey weitem nicht Alles, und weit mächtiger iſt er im Vorbilden als im Bilden. Die Geſchichte beſtätigt es, daſs der Despotismus in ſeinen verſchiedenen Geſtalten für eine Zeitlang groſse, unnatürliche Anſtrengungen erzwingen kann; allein dieſe Anſtrengungen dauern nicht lange, und die Erſchlaffung, welche darauf folgt, iſt deſto ſtärker und furchtbarer. Eben die Geſchichte beſtätigt es, daſs die Regierungen ſelten die Grenzen einer wahren Paſſivität kennen, — ſie werden ſie auch nie kennen und reſpectiren, wenn nicht einzelne Männer von Einſichten und Charakter an der Spitze ſtehen, ſondern wenn ein Treiben vieler einzelner ſubalterner Menſchen Statt findet, welche hier ſich gern wichtig machen und dort einen Nebenbuhler nicht gern aufkommen laſſen wollen, und ſo lange nicht der Grundſatz praktiſch feſtſteht: daſs jedes Einmiſchen, jede Änderung als Ausnahme von der Regel anzuſehen iſt, welche man nicht ohne die triftigſten Gründe machen darf, dann aber, wenn dieſe vorhanden ſind, ohne alle kleinlichen Rückſichten und ſelbſt mit anſcheinender Härte machen muſs. Daſs dieſe Periode viel Gährungsſtoff in ſich trug, iſt ſichtbar; wohin er führen werde, hing von den Umſtänden ab, welche ſich ſo wenig vorausſehen lieſsen, als es unrichtig iſt, wenn man behaupten will, er habe nothwendig ausbrechen müſſen, und keine Kraft ſey ihn zu unterdrücken oder zu leiten im Stande geweſen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.* Von *E. Brandes* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion).

Die dritte Periode umfaſst eins der wichtigſten Decennien, welche die Geſchichte kennt; und wenn man erwägt, daſs ohne die Begebenheiten jenes Decenniums die des jetzigen nicht wohl möglich geweſen ſeyn würden, das wichtigſte und das folgenreichſte. So viel vermag man zu ſagen, wenn auch gleich noch jetzt, nachdem ſo manches ſich entwickelt hat, ſo mancher Vorhang hinweggezogen iſt, das *Wie* des endlichen Ausgangs in einem Dunkel liegt, welches keiner der Sterblichen zu durchſchauen vermag.

Ein geſchwächtes, ſinnliches, egoiſtiſches Geſchlecht war es, das den Stoſs, gegeben von einer groſsen Weltbegebenheit, aushalten ſollte. Billig ſteht dieſe folgenreiche Weltbegebenheit unter den Urſachen, welche in dem vorigen Decennio auf den Zeitgeiſt in Deutſchland wirkten, oben an.

Die erſte Wirkung der franzöſiſchen Revolution war, daſs ſie einen groſsen Enthuſiasmus für demokratiſche Grundſätze hervorbrachte. Dem Vf. ſcheint dieſs auffallend, weil bey dem Deutſchen eine groſse Anhänglichkeit an der Perſon des Regenten Statt finde. Rec. findet es höchſt natürlich. Eines Theils müſſen die demokratiſchen Grundſätze an ſich der Menge, welche über das Weſen der Verfaſſungen höchſt unvollkommene Begriffe hat, und von den republicaniſchen Aufopferungen, mit welchen es ohnehin ſo arg nicht iſt, nichts weiſs, gefallen und ſchmeicheln. Anderen Theils fühlte man in Deutſchland faſt allenthalben nur ariſtokratiſchen Druck, und die Übel bloſser Ariſtokratieen waren in den monarchiſchen Staaten Deutſchlands weit mehr ſichtbar, als das Gute der monarchiſchen Verfaſſung. Dieſer Enthuſiasmus war freylich nicht gerade ein Zeichen der Kraft; allein da er ſich gröſstentheils nur im Sprechen zeigte, ſo würde er auch leicht zu erklären ſeyn, wenn ſelbſt die Nation ſo erſchlafft geweſen wäre, als der Vf. ſie ſich denkt. Auch waren gleich von Anfang an genug Ideen im Umlauf, die auf das Gemüth der gewöhnlichen Menſchen mächtig genug wirken konnten, um die Erſcheinung, daſs eine Begebenheit einer fremden Nation ſo groſsen Enthuſiasmus aufregen konnte, höchſt begreiflich zu machen. Der glückliche Ausgang der erſten Unternehmungen und die Erbärmlichkeit des Gouvernements, welches gar nicht als höchſte Gewalt und Regierung auftrat, ſondern als kraftloſe, höchſt unentſchloſſene Gegenparthie erſchien, benahm den verwerflichſten Handlungen und den ſchlechteſten Mitteln, wenigſtens dem Anſchein nach und in den Augen des kurzſichtigen Haufens, einen groſsen Theil ihres ſträflichen Charakters.

Die Haupturſache der Theilnahme war, nach dem Vf., das Miſsverhältniſs der Stände. Das Gefühl dieſes Miſsverhältniſſes war ſo rege geworden, daſs es bey der erſten groſsen Veranlaſſung nothwendig auf das lebendigſte erwachen muſste. Hätten die Regenten die Stimmung benutzt, und die geſchloſſenen Körperſchaften, in Rückſicht des Staats und der Geſellſchaft, geſprengt: ſo würde die groſse Weltbegebenheit wahrſcheinlich in Deutſchland nicht ſo tief eingreifend geweſen ſeyn. — Dieſs iſt wirklich höchſt wahrſcheinlich. Denn noch jetzt, da die Neigungen der Gemüther eine ganz andere Richtung genommen haben, da manches, was ſonſt Wunſch war, lange nicht mehr Wunſch iſt, hat der auf Aufhebung des Unterſchieds der Stände gerichtete Wunſch an ſeiner Allgemeinheit und Lebhaftigkeit nichts verloren, iſt vielmehr mit jedem Tage ſtärker, wenigſtens lauter geworden. Die Schritte, welche in einigen Staaten für dieſen Wunſch geſchehen ſind, werden daher von den Bewohnern derſelben beynahe durchgehends als ein Gewinn gehalten, indem ſie für manche von ihnen gefoderte Opfer einen Erſatz finden. Gleichwohl ſind dieſe Schritte noch ſehr unvollkommen. Denn noch iſt ſo gut als nichts geſchehen, um den Unterſchied der Stände in Rückſicht der Geſellſchaft aufzuheben, und auch in Rückſicht des Staats iſt es weit mehr eine Herabſetzung des immer noch höher ſtehenden Adels zu den übrigen Staatsbürgern in denjenigen Stücken, wo dieſe Herabſetzung für die Staatscaſſen vortheilhaft iſt, als eine Gleichſetzung der übrigen Stände mit dem Adel. — Gleichwohl geſchah in jenen Zeiten nichts. Im Gegentheil, der Adel drängte ſich immer mehr hervor, maſste ſich immer mehr Stellen ausſchlieſslich an, und Fürſten lieſsen ſich das gefallen, ja das preuſſ. Geſetzbuch ſanctionirte es ſogar. Im geſelligen Leben fand eine ſeltſame, zu Kränkungen führende Annäherung Statt. Aus manchen Urſachen ging, ja drängte ſich der Adel zu dem Bürgerſtande. Zur Freude der ſchwachen Eitelkeit, zum Ärger der Vernünftigen. Jene wurden gekränkt, dieſe empört, wenn ſo oft die beleidigendſte Scheu, Verlegenheit und ein Nichtkennen der Lohn einer freundlichen Aufnahme war. Hiezu kam ein ärgerliches Halten über Hoffähigkeit, Aſſemblee-Fähigkeit — welches am grelleſten dadurch ſich zeigte, daſs, während die Herren vom Adel jedem reichen bür-

Digitized by Google

gerlichen Mädchen nachjagten, dieſe, die oft thöricht genug waren, ſich in ein Zwitterleben zu begeben, gleichwohl für eben ſo unrein gehalten wurden, als bürgerliche Frauen. — So ſtark iſt der Standesgeiſt, daſs ſich Männer lieber an ihrer empfindlichſten Seite kränken laſſen, oder den Elenden ſpielen, als daſs ſie den Standesgeiſt aufopfern. Richtig ſind die Sünden des Adels geſchildert; aber zu flüchtig geht der Vf. über die Sünden hinweg, welche diejenigen, die in der Geſellſchaft dem Adel am nächſten ſtanden, ſich zu Schulden kommen lieſsen. Gleichwohl trugen auch dieſe viel dazu bey, um eine Umwälzung populär zu machen. Die Art, wie ſie eigenmächtig ihre Cirkel ſchloſſen, der Nepotismus, den ſie ausübten, indem ſie Jedem, der nicht zu ihrer Familie gehörte, das Eintreten in den Dienſt aufs äuſserſte erſchwerten, hingegen die Ihrigen mit groſser Unverſchämtheit dem Staate aufdrangen, war in den Augen vernünftiger Menſchen um ſo lächerlicher und ärgerlicher, weil ſie durchaus nichts von dem für ſich hatten, womit der Adel ſein Betragen doch noch zu entſchuldigen im Stande iſt. —

Der biedere Charakter der Deutſchen, Mangel eines groſsen Centralpuncts und Vorkehrungen gegen Zuſammenrottirungen verhinderten, daſs es zu einer Exploſion kam. Den Vorkehrungen kann man im Ganzen am wenigſten den guten Erfolg beymeſſen. Sie waren meiſtens ſchief, und arteten nicht ſelten in Verfolgungen aus, die der Achtung der Regierungen nachtheilig waren, und mehr ſchadeten als nützten.

Schriftſteller von Anſehen traten nicht als Vertheidiger der herrſchenden Grundſatze auf, aber ſie bekämpften ſie auch nicht genug. Dagegen erſchien eine Menge von Brochüren und Scharteken, welche den brutalſten Ideen ſchmeichelten. Wer dagegen ſchrieb, hieſs Obſcurant. — Viele, das darf man nicht vergeſſen, waren es auch wirklich, und ſo elend die meiſten Schriften waren, welche den unſeligen Grundſätzen das Wort redeten, ſo waren doch die meiſten, welche dagegen erſchienen, noch viel elender. Man wollte alles halten, was nicht zu halten war, und es leuchtete aus den Schriften gegen die Revolution häufig der gröſste Egoismus und Eigennutz hervor, da doch die Schriften der Gegenpartey eine Art von Liberalität an ſich hatten, welche den groſsen Haufen zu täuſchen und zu gewinnen im Stande war. — Daſs ſich die Anſicht mit dem Sturze jeder Partey änderte, iſt ganz in der Natur der Sache. Der Ausgang iſt leider der Lehrer, dem man allgemein huldigt.

Durch Grundſätze und Stimmung wurden die gehäſſigſten Leidenſchaften geweckt, genährt. Unglück kam hinzu, die Verdorbenheit zu vermehren. Die Religioſität wurde, durch das, was man in Frankreich mit der Religion vornahm, erſchüttert, Gleichgültigkeit gegen den Cultus nahm überhand, und man ward gegen die, welche noch religiös waren, intolerant. Das heiligſte Verhaltniſs, die Ehe, wurde nicht nur verletzt — das geſchah immer — ſondern die Leichtigkeit der Trennung gab dem ganzen Verhältniſſe einen anderen Charakter. Die Anhanglichkeit an die monarchiſche Verfaſſung ward vernichtet, weil man überhaupt keine individuelle, über andere hervorragende Gröſse anerkennen wollte. Aber freylich es zeichnete ſich auch keiner durch Gröſse aus, und man zweifelte gänzlich an der Kraft, die ein Einzelner am rechten Ort auszuüben vermochte.

Die Hauptanſichten, welche in Deutſchland bey Beurtheilung der groſsen Weltbegebenheit herrſchten, bringt der Vf. unter 2 Geſichtspuncte: unter den politiſchen u. literariſchen. Die politiſche Anſicht zeugte von hoher Beſchränktheit. Man blieb beym Sichtbaren ſtehen, berechnete nicht das Unſichtbare. Man wollte den Enthuſiasmus mit Enthuſiasmus beſiegen; überſah aber, daſs es ſchwerer iſt, Enthuſiasmus hervorzubringen, als zu erhalten. Was that man aber auch, um Enthuſiasmus zu erwecken? Was that man, was konnte man thun, um die Sache, die man trieb, und ſo wie man ſie trieb, zu einer Sache des Volks zu machen? Man vertraute den alten Künſten und Kräften. Nur oben, nur unter Greiſen ſuchte man Hülfe, man legte denen, von welchen man Heil erwartete, die tödtendſten Feſſeln an; man benahm den Heerführern gleichſam die Möglichkeit, den Moment mit einiger Zuverſicht benutzen zu dürfen. — Die literariſche Anſicht war eben ſo unrichtig. Was bloſs praktiſch war, wurde Gegenſtand der Speculation. Man betrachtete die Ausbrüche demokratiſcher Wuth als ein neues Syſtem, die ſchrecklichſten Proceduren als phyſiſche Verſuche, und das Ganze ward endlich ein bloſser Gegenſtand der Neugierde.

2. *Die Idee von dem ſteten Fortſchreiten der Menſchheit* ſtellt der Vf. als die zweyte Urſache auf, welche in dieſem Zeitraum auf den Geiſt wirkte. — Dieſe Idee iſt an ſich nicht neu, der Gedanke daran drängt ſich einem auch ſehr leicht auf, wenn man einen genau beſtimmten Plan zur Ausbildung — Erziehung — des Menſchengeſchlechts aufſuchen will. Aber freylich wurde dieſe Idee — von einigen groſsen Männern aufgeregt und hauptſächlich dazu benutzt, um einige Lehren des poſitiven Glaubens, und um einige Begebenheiten, welche dieſem Glauben zur Grundlage dienen, mit ihrem Glauben und Syſtem in Übereinſtimmung zu bringen — in dieſem Decennium zu einer Art von Axiom, welches viele annahmen, und wobey wenige ſich etwas dachten. Zugleich ward es zu einem Troſtgrunde und Troſtſpruche benutzt, wodurch geängſtete Gemüther ſich und andere zu beruhigen ſuchten, oder zu einer Rüſtkammer, aus welcher hie und da ein unwandelbarer Bewunderer der Begebenheiten, ſo wie ſie jeden Tag, Grauſen erregend, erfolgten und wechſelten, die Waffen hervorholte, um ſich gegen die Bedenklichkeiten derer, die die Sache aus einem ſchwärzeren Lichte anſahen, zu ſchützen, oder ſie gar zum Schweigen zu bringen.

Betrachtet man dieſe Idee als reelle, nicht bloſs ſchöne poetiſche Idee, ſo kann die Geſchichte allein darüber Auskunft geben — aber freylich Geſchichte, wie ſie iſt, nicht wie ſie von den Anhangern dieſer Idee componirt und entſtellt wird. Dieſe, bemerkt der Vf., zeigt uns, ſo weit wir ſie verfolgen können, ein Steigen und Fallen, ein Sinken und Erheben, wenn gleich nicht nach feſten Regeln als in der phyſiſchen Welt ſondern hier früher, dort ſpäter, hier ſchneller dort

Digitized by Google

langſamer. — Die Anhänger dieſer Idee beſtimmten ſie ſelten genau dem Subjecte nach, überſahen ganze Welttheile, erwogen nicht, daſs es noch nicht erwieſen iſt, daſs europaiſche Cultur allenthalben gedeihen kann — Rec. ſetzt hinzu, daſs es problematiſch iſt, in wie fern ſie ein Gewinn iſt. — Auch beſtimmte man dieſe Hypotheſe dem Objecte nach nicht genau. Ohne ein Fortſchreiten in der Sittlichkeit läſst ſich kein wahres Fortſchreiten denken. Das Zeitalter unterſtützt von dieſer Seite in keiner Hinſicht die Hypotheſe. — Es iſt wohl ziemlich unmöglich, über die höhere und geringere Sittlichkeit eines Zeitalters vor dem anderen ein ſicheres Urtheil zu fällen. Der Geſichtskreis eines jeden Einzelnen iſt zu beengt, und der Täuſchungen jeglicher Art giebt es gar zu viele. Einzelne Züge können überhaupt wenig entſcheiden, ſonſt würden die Zeiten der Kriege, ſo ungünſtig für wahre Sittlichkeit, leicht den Rang vor anderen ruhigen Zeiten gewinnen, denn ſie ſind unſtreitig reicher an Thaten hohes Edelmuths, als die Zeiten der Ruhe, in welchen es an Gelegenheiten zur Übung mancher Tugend fehlt, die in Kriegen ſich in ihrem herrlichſten Lichte zeigt. Mehr giebt die Achtung oder Nichtachtung allgemeiner einfluſsreicher Maximen und Grundſätze, der Wahrheit, Religion, die Anhänglichkeit an unſere Wohlthäter u. ſ. w. einen ſicheren Maſsſtab ab.

Am meiſten fand man das Fortſchreiten in der Ausbreitung der Cultur des Geiſtes. Dieſe Ausbreitung war, beſonders in einem Theile von Deutſchland, gegründet. Allein ſie beweiſet an ſich kein Fortſchreiten der Menſchheit, wenn ſie nicht mit Fortſchreiten in der Sittlichkeit verbunden iſt. Dieſes iſt aber nicht directe Folge von der Ausbreitung der Cultur des Geiſtes. — — Die Gründe für dieſe Behauptung ſind zwar nicht gehaltlos; allein es läſst ſich doch ſehr viel dagegen ſagen. Auch ſcheint der Vf. die Wirkungen der erhöheten Cultur bey einem einzelnen Menſchen mit den Wirkungen, welche von der Verbreitung richtigerer Begriffe unter dem Menſchengeſchlechte erwartet werden, zu verwechſeln. Wenn es auch wahr iſt, daſs bey gleichen natürlichen Anlagen, in Rückſicht des Pflichtverhaltens, am ſicherſten auf den zu rechnen ſeyn dürfte, deſſen gerades Gemüth nicht durch eine für ihn zu weit ausgebreitete Geiſtescultur geſchwächt iſt, wie dieſes Rec. gern zugiebt: ſo iſt doch damit noch keinesweges bewieſen, daſs derjenige, welcher eine nicht zu ausgebreitete Geiſtescultur hat, der aber über das Wenige, das ſein Geiſt umfaſst, richtige Begriffe hat, dadurch an moraliſcher Kraft verlieren ſollte. Setzt man daher das Fortſchreiten der Cultur des Geiſtes darein, daſs unter einer gröſsern Zahl von Menſchen richtige — nicht erweiterte — Anſichten von Dingen, über welche ſie nothwendig Vorſtellungen und Begriffe haben müſſen, verbreitet ſind: ſo läſst ſich wenigſtens ſo viel behaupten, daſs bey ihnen durch Cultur die moraliſche Kraft nicht geſchwächt ſeyn könne. Will man dieſs leugnen, ſo muſs man annehmen, daſs Irrthum und Vorurtheil der menſchlichen Natur zuträglicher ſey, als Wahrheit und richtige Einſicht. Alles iſt freylich anders, ſobald man oberflächliche Vielwiſſerey des Einzelnen für Cultur halten will, wie viele von der Fortſchreitungs-Hypotheſe eingenommene Gründer, und Vorſteher von Normal- und Real-Schulen, ihrem thörichten Beginnen nach, allerdings zu thun ſcheinen. Denn — wenige Ausnahmen zugegeben — ſchadet die Extenſion von Kenntniſſen der Intenſion. — Eben ſo iſt es zum Theil wahr, daſs der Satz, einmal mitgetheilte Gedanken gehen nicht verloren, die Geſchichte gegen ſich hat. Denn allerdings ſind manche Kunſtfertigkeiten der Alten verloren gegangen, und manches hat mehr als einmal erfunden werden müſſen. Aber gegen die Geſchichte ſcheint es doch nicht zu ſeyn, daſs eine jede Epoche der Cultur etwas zurückläſst, das für eine nachfolgende Epoche wohlthätig wirkt, ihr zur Stütze dient, und ein ſchnelleres Fortrücken möglich macht. Die Buchdruckerkunſt vermag allerdings ein Zeitalter nicht ganz vor dem tiefen Sinken u. vor der Ausartung zu verwahren. — Sie iſt ja nur ein Medium, und es kommt alles darauf an, was dieſes Medium in Bewegung ſetzt. Der Geiſt der Lüge und des Trugs vermag eben ſo kräftig durch daſſelbe zu wirken, als der Geiſt der Wahrheit. Auch wird kein Kenner der Geſchichte behaupten wollen, daſs es keine menſchliche Gewalt geben könne, die ſich dieſes Medii nicht zu jedem beliebigen Zweck zu bedienen im Stande ſey. Aber das wird man doch nicht ableugnen können, daſs durch die Buchdruckerkunſt der gänzliche Untergang der Werke des menſchlichen Geiſtes beynahe unmöglich gemacht worden iſt, und daſs, wenn man auch eine gänzliche Verfinſterung des menſchlichen Geiſtes und einen Verfall der Cultur zu den Möglichkeiten rechnen will, doch ſo viel gewiſs zu ſeyn ſcheint, daſs es einem künftigen Geſchlechte, unter welchem die Cultur wieder aufleben würde, nicht ſchwer werden kann, unſere Cultur und die Cultur vergangener Zeitalter ſich anzueignen. Aus dieſem allem zuſammengenommen dürfte, nach Rec. Dafürhalten, die Idee von dem Fortſchreiten der Menſchheit in Rückſicht der Cultur des Geiſtes, am erſten ſich vertheidigen laſſen. Immer bleibt jedoch noch die Bedenklichkeit: was iſt denn nützliche, wahre Cultur? eine Bedenklichkeit, welche nur gehoben werden kann, wenn einſt die groſse Frage: was iſt denn Wahrheit? beantwortet ſeyn wird.

Weniger Gehalt hat die Idee des Fortſchreitens, wenn man darunter ein Fortſchreiten des phyſiſchen Wohlſeyns, aus dem Wohlſtande entſpringend, verſteht. Jede groſse Weltbegebenheit zerſtöret und vermindert den Wohlſtand bey Millionen. Das nutzbare Eigenthum geht dabey nie von einer Hand ganz in die andere. Auch iſt es in keiner Hinſicht gleich viel, ob das, was Millionen verlieren, Hunderten oder Tauſenden zu Theil wird, und gröſser iſt das Unglück deſſen, der das Seinige verliert, als das Glück deſſen, der es erhält. Phyſiſches Wohlſeyn kann überdieſs nicht höchſter Zweck der Menſchheit ſeyn, ſondern nur Mittel zur Bildung der edelſten Eigenſchaften des Kopfes und Herzens. Nach Erfahrung und Geſchichte war es nie in ſtetem Fortſchreiten. Wüſten ſind jetzt da, wo einſt Palläſte und Gärten waren. — Die Geſchichte beſtätigt einen fortwährenden Wechſel und Veränderung der Dinge, aber es iſt theoretiſch falſch, und noch mehr

praktiſch ſchädlich, dieſes Anderswerden ſo geradezu für ein Beſſerwerden zu halten, denn alles Feſthalten am geprüften Guten muſs dabey zu Grunde gehen, und die Reaction zur Erhaltung des Beſtehenden gegen die Angriffe des ſchlechteren Neuen wird vernichtet. Dieſe Fortſchreitungshypotheſe hatte im Wiſſenſchaftlichen, wie im Politiſchen, höchſt nachtheilige Folgen. Sie ſollte ſogar die ſchöne Hoffnung der Fortdauer erſetzen. Im Politiſchen unterſtützte ſie die demokratiſchen Geſinnungen. Es ſchien ja ein Zeichen der zunehmenden Reife, keines Oberhaupts zu bedürfen, ſondern ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorgen zu können. Sie führte zum Herunterreiſsen der individuellen Gröſse, der ausgezeichneten Achtung, die Einzelnen gebührt. Keiner ſollte *mehr* ſeyn, und gänzlich überſah man, daſs durch Einzelne das meiſte gute Groſse, was je geſchah, ward. Und in mehrerer Hinſicht iſt dieſer Fatalismus unendlich ſchädlicher, als zu groſse Vorſtellung vom Werthe des Alten, die jede Neuerung, auch die wohlthätigſte erſchwert.

Im Wiſſenſchaftlichen vergaſs man den, freylich auch ſeine Einſchränkung leidenden, Grundſatz: Prüfet alles, und das Gute behaltet, welcher der Neuerung ſo gut das Wort redet, als er das Alte ſchätzt; und der Speculationsgeiſt, nicht zufrieden durch groſse Bücher zu gewinnen, ſondern auf eine noch leichtere Charlatanerie, auf mündliche Vorleſungen vor gemiſchten Auditorien verfallend, verdarb noch mehr. Die meiſten Fortſchritte wurden in den Erfahrungswiſſenſchaften gemacht, aber es waren nicht Deutſche, die voran gingen.

Die achtbaren Grundzüge des Nationalcharakters — Treue, Rechtlichkeit, Wahrheit — auch im Wiſſenſchaftlichen von der gröſsten Bedeutung, wurden durch den Zeitgeiſt vermindert. Im Wiſſenſchaftlichen zeigte ſich dieſes durch verringerten Wahrheitsſinn. Die Deutſchen waren inzwiſchen die kenntniſsreichſte Nation, die ſich alles Fremde aneignete. Was bey anderen Nationen in vielen Zweigen des menſchlichen Wiſſens Eigenthum einzelner groſser Köpfe blieb, ward bey uns herrſchende, allgemein verbreitete Anſicht. — Dank unſeren vortreflichen Univerſitäten! Beſonders war dieſes mit der Geſchichte der Fall. Hier zeigte ſich aber, daſs, wenn die Hauptgeſichtspuncte einmal richtig gefaſst ſind, jede neue Anſicht einen Rückſchritt enthält. — Leider wollte die Menge, welche ſich in das groſse Feld der Geſchichte wagte, ohne mehr Geſchichte zu wiſſen, als in der kleinen Weltgeſchichte ſteht, ſich durch neue Anſichten helfen, und dadurch entſtanden die vielen erbärmlichen Producte, die das ganze Studium entſtellen. — Am meiſten warf man ſich auf Metaphyſik. Mit jedem Tage wechſelten die Syſteme. Sie ergriff alle Wiſſenſchaften, äuſserte die ſtolzeſten Anmaſsungen, leiſtete allenthalben ſehr wenig, und ſchadete hie und da ſehr viel, tödtete, leitete irre. Über Kunſt ward viel geſchrieben, das Vorhandene ward getadelt, aber wenig Groſses geleiſtet. Eine *gemachte* Schwärmerey kam an die Tagesordnung, weit erbärmlicher als jede andere Schwärmerey, darum, weil ſie *gemacht* war. Alle verſündigten ſich gleichmäſsig an der Nation durch die fürchterliche Verdrehung u. den Miſsbrauch der Sprache. Der ſchnelle Wechſel der Syſteme, für einen Beweis der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ausgegeben, beweiſet den geringen Werth der meiſten Syſteme, den Mangel an Kraft. Eben ſo gemein als die Neigung zu abſtracten Speculationen war die Syſtemſucht geworden. Syſtematiſch, vollſtändig ſollte daher jedes Buch ſeyn. Dieſe Vollſtändigkeit ward oft Gegenſtänden zu Theil, wo ſie zum Trivialen, Platten führen muſste. Man ſchrieb ausführliche Anweiſungen über das Gemeinſte. Nur Bücher zum Nachſchlagen müſſen vollſtändig ſeyn. Bey anderen Werken, deren Zweck iſt, zum Nachdenken zu reizen, ſchadet ſie. Ein Buch, deſſen Syſtem äuſserſt mangelhaft iſt, kann gleichwohl von ſehr hohem Werth ſeyn. Dieſe Behandlung iſt Schuld, daſs wir weniger vorzügliche Bücher, als vorzügliche Köpfe haben, und daſs die Kunſt, ein Buch zu machen, bey uns, die wir ſo viele Bücher haben, nicht die Höhe erreichte, als bey den Franzoſen und Engländern. Hierin liegt die Urſache, warum unſere Literatur nicht in der Achtung bey Ausländern ſteht, die ihr gebührt. — In allem dieſem iſt viel Wahres. Allein es iſt auch viel dagegen zu ſagen. *Einmal* fodert der vernünftigere Theil nicht allenthalben Vollſtändigkeit und ein ſchulgerechtes Syſtem, ſondern unterſcheidet dabey wie ſichs gebührt, und wie es der Vf. will. Wenn man es von *vielen* Schriften fodert, ſo liegt der Grund darin, weil *viele* Schriften von der Art ſind, daſs man, ſelbſt nach dem Vf., dieſes fodern kann. Denn welche Nation hat ſo viele Compendien, Syſteme, Commentarien, Repertorien, und wie man die Producte *der fleiſsigen Hand* ſonſt nennt, als die deutſche leider! hat. *Zweytens*, man verſteht oder übt in Deutſchland zu ſehr das *Büchermachen*, das heiſst, die Fertigkeit, eine gewiſſe, möglichſt groſse Anzahl von Bogen Papier zu füllen, und verſäumt darüber das Meditiren eines Buches. Daher haben wir ſo viele *gefertigte*, und ſo wenige *gedachte* Schriften, ſo manche Männer *von ſchriftſtelleriſchem Rufe*, ſo wenige *von ſchriftſtelleriſchem Werthe*. Dieſs rührt daher, daſs die meiſten Bücher mehr oder weniger des Honorars wegen geſchrieben werden. So lange als dieſes geſchieht, und ſo lange nicht unter den Reichen mehrere ſich der Schriftſtellerey widmen, wird es uns an Werken, wie ſie vorzüglich die engliſche Literatur aufzuweiſen hat, und welche dem menſchlichen Geiſt wahrhafte Ehre machen, und das Gebiet des Denkens erweitern, fehlen. *Ferner* iſt es zwar wahr, daſs ein Buch ein ſchlechtes Syſtem haben und doch von hohem Werth ſeyn kann. Allein würde deſſen Werth und Brauchbarkeit nicht noch gröſser ſeyn, wenn es nach einem beſſeren Syſtem geſchrieben wäre? — Richtig nennt es der Vf. ein Glück, daſs ſich in Deutſchland die Wiſſenſchaften ohne unmittelbare Einwirkung der oberſten Macht entwickelten. Eben ſo gerecht iſt auch der Vorwurf, daſs die Staatsgewalt, da wo ſie es allein konnte und muſste [bey dem Unterrichte der Jugend], der Ausbreitung eines falſchen Ganges nicht immer weiſe und milde entgegenwirkte. — So gefährlich es iſt, und man darf dreiſt ſagen, ſo ſchädlich es iſt, wenn die Regierungen einen allgemeinen Studienplan geſetzlich vorſchreiben: ſo nöthig iſt eine weiſe Aufſicht auf den Gang derſelben. Rec. kann nicht umhin, hier von dem verehrungswürdigen Vf. und deſſen Freunde, dem ehrwürdigen *Heyne*, zu rühmen, daſs niemand beſſer, als ſie, welche Göttingen durch die gefährlichſte Periode hindurchzuführen hatten, und mit einem Ruhm, der ewig dauern wird, hindurchgeführt haben, dieſs verſtanden haben. Ein *Compte rendu* von dem, was zu dieſem Zwecke geſchehen iſt, wie man hier durch Rath und Aufmunterung, dort durch freundliches Warnen oder Erſchwerung, ſelten durch Gebot und Verbot, es ſo zu machen wuſste, daſs jede Diſciplin in die rechten Hände kam, darin blieb, und daſs keiner, der ihr gefährlich werden konnte, ſich ihrer bemächtigte, daſs man fortſchritt, nicht fortſprang, daſs der Sectengeiſt, die ſchädliche Schülermacherey, das Brilliren durch neue Syſteme, das Verächtlichmachen der alten, möglichſt verhütet wurde, würde ein eben ſo lehrreiches, als für das ehemalige Curatorium dieſer berühmten Univerſität ruhmvolles Werk ſeyn. Wie trefflich hat ſich nicht ſo mancher Schritt bewährt und belohnt, den die Kurzſichtigkeit und die Leidenſchaft aufs bitterſte tadelte! — Ob der Wahn, der die Nation beherrſchte, mit dem Wohlſtande verſchwunden, ob die Vorhaltung der Wahrheit zur Erkenntniſs und Beſſerung führen werde, das alles wagt Rec. nicht zu entſcheiden.

3. Charakteriſtiſch und nachtheilig wirkſam war *die ſchnelle Verbreitung der Begebenheiten und Ideen des Tages durch Zeitungen, Journale und Flugſchriften.* Sie ward Quelle der Seichtigkeit, und Nahrung für die Unruhe.

Das vervielfältigte Zeitungsleſen vermehrte die politiſche Kannengieſserey, dieſe ſchadete dem Wahrheitsſinne. Man haſchte nach Neuigkeiten, ohne auf Wahrſcheinlichkeit, ja phyſiſch - geographiſche Möglichkeit zu achten.

Wie die Zahl ſtieg, ſo wurden die Zeitſchriften ſchlechter. Doch wurden ſie Hauptlectüre, ja einzige, und zum groſsen Nachtheil wahrer Bildung, blieben wahrhaft claſſiſche Schriften des Alterthums und der neueren Zeit ungeleſen. Es entſtand eine Circulation nicht fruchtbringender Art. Oberflächlichkeit und Schalheit, wozu von den neueren Pädagogen der Grund gelegt war, ward noch mehr verbreitet.

Möge das Werk dazu beytragen, daſs die nächſten 30 Jahre nach beendigtem, Gott weiſs, wie vieljährigem Kriege, zu erfreulicheren Betrachtungen Stoff darbieten!

PN.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

Auguſt 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat Auguſt in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Anſichten der weſtlichen Schweiz von *W.* 200, 373.
Anthologie für Knaben und Mädchen 189, 287.
Anti-Leviathan oder über das Verhältniſs der Moral zum äuſseren Rechte und zur Politik 190, 289.
Atlas pour ſervir au Voyage aux Indes Orientales par le P. *Paulin de St. Barthélemy* 200, 369.

B.

Baumgarten kleiner Briefſteller für Mädchenſchulen 199, 367.
Becker Beſchreibung meiner Reiſe in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein und von der Moſel im 6 Jahre der franz. Republik. 2 Auflage 180, 215.
Beſchreibung der Dardanellen 200, 375.
Brandes Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts 201, 385.
Bunzen Beyträge zu einer künftigen Phyſiologie. 1 Th. 186, 263.

C.

Campe Robinſon der Jüngere. 8te rechtmäſsige Aufl. 183, 240.
Claudius allgemeiner Briefſteller 193, 320.
— — nützliche, auf alle faſt erdenkliche Fälle, nach den Erfoderniſſen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe. 11 Aufl. 193, 319.
Code de commerce, collationné ſur les regiſtres du conſeil d'état par M. *Raynal* 195, 329.
— — des droits de taxe d'entretien de routes et des octrois municipaux. Nouv. Edit. 180, 209.
— — des droits réunis ou Manuel pratique des Adminiſtrateurs, Directeurs, Inſpecteurs, Controleurs et Employés de la Régie. 1. 2 Livraiſon 180, 209.
Code des Finances, ou Recueil des Lois et arrêtes rélatifs aux Mandats, Aſſignats, Contributions, Fermages, Loyers et Obligations entre les Citoyens 180, 209.
Conſbruch kliniſches Taſchenbuch für praktiſche Aerzte. 1 Band. 5te Aufl. 202, 392.
— — — phyſiologiſches Taſchenbuch für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie. 2te Aufl. 185, 256.

D.

Dactyliotheca Stoſchiana. 2 B. 3 Lieferung 193, 318.
Danziger Portefeuille zur Nachſicht bey Fouragegeſchäften. 2te Aufl. 179, 207.
Dintenfaſs, das, oder die untrüglichſte Anleitung, alle Arten von Dinten, Farben und Tuſchen zu bereiten 181, 223.
Dumas Anfangsgründe der Phyſiologie oder Einleitung in eine auf Erfahrung gegründete, philoſophiſche und mediciniſche Kenntniſs des lebenden Menſchen. Aus dem Franz. von *Kraus* und *Pickhard*. 1. 2 B. 181, 217.
— — Principes de Phyſiologie ou Introduction à la ſcience expérimentale, philoſophique et médicale de l'homme vivant. T. 1—4 181, 217.

E.

Eichholz Darſtellungen aus der Schweiz 200, 373.
Encyklopädie, allgemeine, für praktiſche Aerzte und Wundärzte. Bearbeitet und herausgegeben von *Conſbruch* und *Ebermaier*. 2r Th. 2te Aufl. 185, 255.
Deſſelben Buchs 7r Th. 1r B. 202, 391.
Enthüllung der Hieroglyphen in dem Bienrodiſchen A B C Buche 200, 376.

G.

Goldbek die Metaphyſik des Menſchen, oder reiner Theil der Naturlehre des Menſchen 180, 215.
Görres Expoſition der Phyſiologie 181, 217.

H.

Hagenbruch kurze Handlungsgeſchichte der europäiſchen Nationen. Nach dem Italiäniſchen des Hn. *Serofani* (Scrofani) 200, 375.
v. Halem proſaiſche Aufſätze. 4 B. 199, 365.
— — Schriften. 4 B. 199, 365.
Hirt die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten. Proſpect 195, 317.

I.

Index botanicus ſiſtens omnes fungorum ſpecies in *Perſonii* ſynopſi methodica fungorum enumeratas a *D. G. H. L.* 180, 216.

K.

Kabalen des Schickſals. 6s Bdchen. 181, 224.
Keſsler Grundzuge zu einem Syſtem der Phyſiologie des Organismus 181, 217.

L.

v. Leipziger Ideal einer ſtehenden Armee im Geiſte der Zeit 201, 377.

M.

Maier der Kalender, oder faſsliche Erklärung der in demſelben vorkommenden merkwürdigſten Begebenheiten am Himmel, der verſchiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft in Hinſicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnung der Sonn- und Feſt-Tage 199, 368.
Michel de l'Ortographe du verbe ou Ortographe de Principe. Ed. 2 200, 376.

N.

Nemnich Beyträge zur Cigarren-Kunde 186, 263.

R.

Rambach vaterländiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch auf alle Tage im Jahre. Wohlfeile Ausgabe. 1—3 B. 190, 295.
Reſultate, die, der Sittengeſchichte. I. Die Fürſten 199, 361.
Roſenmulleri hiſtoria interpretationis librorum ſacrorum in eccleſia chriſtiana. P. I—III 179, 201.

S.

Schaaff Antiquitäten und Archäologie der Griechen und Römer 193, 313.
— — Encyklopädie der claſſiſchen Alterthumskunde. 1. 2 Th. 193, 313.

Digitized by Google

Schaaff Literaturgeſchichte und Mythologie der Griechen und Römer 193. 313.
Schlegel Europa. I B. 1. 2 H. II B. 1. 2 H. 188. 276.
— — über die Sprache und Weisheit der Indier 187. 265.
Siebenbergen Ideen zu einer Methodik d. Medicin 201. 381.

T.

Tauchermaſchine, die, des Hn. P. *Kreeft* in Barth. Von einem Augenzeugen 185. 259.
Thierſch Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechiſche Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren 192. 308.

V.

Venturini Handbuch der vaterländiſchen Geſchichte für alle Stände braunſchweig-lüneburgiſcher Landesbewohner. 1—3 Th. 194. 321.
Vlacq Tabulae Sinuum, Tangentium et Secantium et Logarithmorum Sinuum, Tangentium et numerorum ab 1 ad 10000. ed. nova a *Ebert* 200. 375.
Voyages aux Indes Orientales, par le P. *Paulin de St. Barthélemy*, Missionnaire; traduit de l'italien par M***. 1—3 T. 200. 369.

W.

Walther Phyſiologie des Menſchen mit durchgängiger Rückſicht auf die comparative Phyſiologie der Thiere. 1. 2 B. 181. 217.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Arnold in Dresden 200.
Barth in Leipzig 185. 202.
Büſchler in Elberfeld 200.
Clement, Gebr., in Paris 195.
Depot des Lois in Paris 180.
Deterville in Paris 181.
Dieterich in Göttingen 180. 181. 192.
Fleiſcher in Leipzig 200.
Fleiſcher d. J. in Leipzig 179.
Frauenholz und Comp. in Nürnberg 195.
Frölich in Berlin 201.
Gabler in Jena und Leipzig 181.
Gleditſch in Leipzig 186.
Gräff in Leipzig 183. 195. 200.
Hahn in Hannover 202.
Haniſch in Hildburghauſen 179.
Heinrichshofen in Magdeburg 195.
Keil in Magdeburg 193. 199.
Keyſer in Erfurt 200.
v. Kleefeld in Leipzig 181.
Klüger in Arnſtadt 200.
Korn in Breslau 200.
Krüll in Landshut 181.
Laſſaulx in Koblenz 181.
Magazin für Literatur in Stuttgardt 181.
Mayer in Salzburg 199.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 187.
Nicolovius in Königsberg 190.
Perthes in Hamburg 180.
Raſpe in Nürnberg 189.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 195.
Rondonneau in Paris 180 (2).
Schöne in Berlin 179. 180.
Schubothe in Kopenhagen und Leipzig 186.
Schulbuchhandlung in Braunſchweig 183.
Thurneiſen S. in Paris 200.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 190.
Vieweg in Braunſchweig 194.
Waldeck in Münſter 199. 201.
Wilmanns in Frankfurt am Mayn 188. 199.

III. Intelligenzblatt des Auguſt.

Literariſche Notizen.

Fortſetzung der Ueberſicht der neueſten ungariſchen Literatur 55. 449.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 59. 488.
Andreäiſche Buchhandlung in Frankfurt am Mayn Verl. 57. 469.
Braunes'ſche Buchhandlung in Berlin Verl. 52. 429. 430. 53. 438.
Brönner in Dillingen Verl. 58. 479.
Cruſius in Leipzig Verl. 57. 469.
Dabelow's Archiv für den Code Napoléon. 3s Stück 55. 455.
Feuerbrände, neue. 5r Band 15s Heft 56. 461.
Gräff in Leipzig Verl. 57. 471.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 56. 462. 463.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle Verl. 56. 464.
Hennig kurländiſche Sammlungen 55. 453.
Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden No. 17—30 57. 467.
Keil in Kölln Verl. 58. 477.
Kümmel in Halle Verl. 52. 430. 431.
Martini in Leipzig Verl. 58. 477.
Nicolovius in Königsberg Verl. 57. 471. 58. 478. 479.
Orell, Füſsli und Comp. in Zürich Verl. 59. 486.
Schmidt in Berlin Verl. 52. 431.
Schüppelſche Buchhandlung in Berlin Verl. 52. 432.
Stettinſche Buchhandlung in Ulm Verl. 56. 464.
Stiller in Roſtock Verl. 56. 461.
Waiſenhausbuchhandlung in Halle Verl. 52. 431. 432.
Waltherſche Hofbuchhandlung in Dresden Verl. 53. 435.
Weidmanniſche Buchhandlung in Leipzig Verl. 53. 440. 55. 453.
Winkelmanns Werke, neue Ausgabe von *Fernow* 55. 455.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abegg in Heidelberg 59. 482.
Agoſton in Peſth 55. 452.
v. Allagovich in Preſsburg 55. 452.
Andreä in Wittenberg 59. 482.
v. Barnkopf in Peſth 55. 452.
Beck in Leipzig 51. 442.
Bergmann in Göttingen 59. 483.
Boos in Wien 59. 482.
Bory de St. Vincent in Paris 54. 442.
Bougine in Karlsruhe 52. 427.
Bozzini in Frankfurt am Mayn 52. 427.

Digitized by Google

v. Breitfeld in Prag 54. 441.
Dillis in München 56. 459.
Eichrodt in Karlsruhe 52. 427.
Emmerling in Gieſsen 59. 484.
Erdmann in Wittenberg 59. 482.
Feſt zu Kirchdorf in der Zips 54. 442.
Fiſcher in Karlsruhe 52. 427.
Fiſcher in München 56. 459.
Flachsland in Karlsruhe 59. 483.
Genſichen in Kiel 59. 483.
Grandidier in Caſſel 59. 485.
Hardegg in Stuttgardt 59. 485.
Hauber in München 56. 459.
Herzberg in Karlsruhe 52. 427.
Heſs in München 56. 459.
Hofer in Wien 54. 441.
Huber in Caſſel 59. 483.
Jacobi in Stuttgardt 59. 485.
Jekel in Wien 54. 441.
v. Jordanſzky in Preſsburg 55. 452.
Kellerhofen in München 56. 459.
Kis in Ungarn 55. 452.
Klein in Wien 54. 442.
Kobel in München 56. 459.
Kobel in München 56. 459.
Lamin in München 56. 459.
Langer in München 56. 458.
Langer in München 56. 459.
Langlès in Paris 52. 430. 59. 483.
Leonhard in Hanau 52. 427.
Liczy zu Neuſohl in Ungarn 55. 452.
Linde in Warſchau 54. 441.
v. Luerwald in Prag 54. 441.
Luſchin in Klagenfurt 54. 443.
Maler in Karlsruhe 52. 427.
v. Mannlich in München 56. 459.
Marx in Krakau 54. 442.
Meier in Kopenhagen 52. 427.
Mezler in Hohenzollern-Sigmaringen 59. 483.
Moreau in Paris 59. 482.
Murhard in Caſſel 59. 485.
Niethammer in Kirchhauſen 59. 485.
Nowodworsky in Prag 54. 441.
Ortner in Villach 54. 442.
Ottenberger in Prag 54. 441.
Porbeck in Karlsruhe 59. 485.
Purkhardt in Ungarn 55. 452.
Putnick in Ungarn 55. 452.
Richter in Göttingen 59. 483.
Riedler in Wien 54. 442.
Röſslin in Tübingen 59. 485.
Rumi in Iglo 54. 443.
Rumpf in Gieſsen 59. 484.
Schelling in München 56. 458.
Schlegel in Ilmenau 52. 427.
Schulter in Krakau 54. 442.
Schutz in Halle 59. 485.
Seidel in München 56. 459.
Seiler in Wittenberg 59. 482.
Spendou in Wien 55. 452.
Stoffregen in Riga 52. 428.
Storr in Stuttgardt 59. 485.
Sue in Paris 59. 482.
Szontagh in Eperies 54. 442.
v. Tournon in Bayreuth 52. 427.
v. Turk zu Eiſenſtratten in Klagenfurt 54. 443.
Twrdy in Prag 54. 441.
Weinſchenk in Rothweil 59. 483.
Weiske in Lübben 59. 483.
Wielandt in Karlsruhe 52. 427.
Wikoſch in Ollmütz 54. 442.
v. Witzleben in Caſſel 52. 427.
v. Wolffradt in Caſſel 52. 427.
Zadig in Caſſel 59. 485.
Zandt in Pforzheim 59. 485.
Zeppe in Wien 54. 442.

Nekrolog.

Belleteſte in Paris 52. 428.
Debelloy in Paris 52. 428.
Fraidl in St. Pölten 55. 455.
Geuſer in Kiel 59. 484.
Hartenkeil in Salzburg 52. 428.
Hupfauer in Landshut 59. 484.
Lodtmann in Osnabrück 52. 428.
Niclas in Lüneburg 59. 484.
Nitſch zu Saros-Patak in Ungarn 55. 453.
Phleps in Hermannſtadt 55. 453.
v. Rieſe in Frankfurt am Mayn 52. 428.
Ritter in Berlin 59. 484.
Rouſſeau in Gotha 59. 484.
Spangenberg, geb. *Wehrs*, in Göttingen 59. 484.
Wenzel in Maynz 52. 428.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Hohenzollern-Sigmaringen, Preisertheilung der Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens 57. 466.
Isle de France, Nachricht von der Société d'émulation 52. 428.
Kopenhagen, Verſammlung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 56. 459.
München, Stiftung einer königl. Akademie der bildenden Künſte 56. 457.
Neapel, Errichtung einer königl. Akademie der Wiſſenſchaften, der Philologie und der Künſte 57. 465.
Paris, öffentliche Verſammlung, Preisertheilung und Preisfrage der Claſſe für Geſchichte und Literatur des Inſtituts am 1 Jul. 54. 445.
Prag, Preisertheilung der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 9 May 54. 445.
Teleki, des Grafen, in Ungarn, Preis für die beſte Abhandlung über die Errichtung einer gelehrten Geſellſchaft in Ungarn iſt zuerkannt worden 54. 444.
Turin, Sitzung der Claſſe für die phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften am 21 Jun. 56. 459.
Wien, Preisvertheilung in der k. ſtändiſchen Akademie der bildenden Künſte am 9 Jan. 54. 444.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Amſterdam, Antrittsrede 58. 476.
Antwerpen, Preisvertheilung an der Arzneyſchule 53. 434.
Brüges, Preisvertheilung bey der Akademie 53. 435.
Freyburg, gegenwärtiger Zuſtand der Univerſität und Lectionsprogramm 53. 433.
Göttingen, Preisfragen für die Studirenden 59. 481.
Jena, Promotionen, Prorectorats- und Decanats-Wechſel 58. 475.
Kopenhagen, Geburtstagsfeyer des Königs und Preisaufgaben fur die Studirenden 52. 425.
Leipzig, Promotionen, Feſt- und Gedächtniſs-Reden 58. 473.
Leyden, Prorectoratswechſel 58. 476.
Lüttich, Einweihung des Lyceums 53. 434.
Meiningen, verbeſſerte Einrichtung des Lyceums 52. 425.
Paris, mit dem Conſervatorium der Muſik wird eine Declamationsclaſſe verbunden 52. 425.
Petersburg, Errichtung einer Schule der Schiffbaukunſt 53. 434.

Digitized by

Rinteln, Promotion 58. 476.
Schleswig und Holſtein, Schulnachrichten 58. 476.
Soroe, Geburtstagsfeyer des Königs auf der Akademie 53. 435.
Wittenberg, Promotionen, Stiftungsreden und Prorectoratswechſel 58. 474.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Adams in Petersburg iſt von ſeiner Reiſe nach dem Eismeer zurückgekehrt 53. 435.
Alterthümer, in Ungarn gefunden 55. 454.
Asker-Khan, perſiſcher Geſandter, beſucht die kaiſerl. Bibliothek zu Wien 59. 484.
Breslau, die Univerſität will dem Grafen *Hoym* ein Denkmal errichten 52. 430.
Bücherauction in Erlangen 52. 432.
— — — in Neuſtrelitz 55. 455. 57. 472.
Bücher zum Kauf 58. 479.
Canal von Languedoc, der Plan dazu iſt vollendet 56. 460.
Code Napoléon ſoll in Baden eingeführt werden 59. 484.
Cunoiſche Buchhandlung in Jena wird zum Verkauf angeboten 55. 456.
Descroizilles in Paris hat ſein Kalimètre vervollkommnet 58. 478.
Directorium der J. A. L. Z. Antwort auf die Bemerkungen eines Ungenannten in No. 145 des Allg. Anz. d. Deutſch. über die Rec. von *Canards* Grundſätzen der Staatswirthſchaft 64. 445.
Feuerbrände, die Redaction der neuen, und des Intelligenzblattes derſelben an die Hn. Redacteurs und Herausgeber politiſcher Journale und Zeitungen 58. 480.
Geſandſchaft, die Gelehrten bey der ruſſiſchen, nach China haben beſondere Reiſen gemacht 53. 435.
Hollers zu Würzburg Vermächtniſs an das biſchöfl. Seminar daſ. 53. 436.
Kupferſtich-Auction in Frankfurt am Mayn 59. 488.
v. *Liechtenſtern* in Wien erhält die Redaction der Aufnahmscharten des k. k. Generalquartiermeiſterſtabes 64. 446.
Murhard in Caſſel Antwort auf die Bemerkungen eines Ungenannten in No. 145 des Allg. Anz. der Deutſchen über die Rec. von *Canards* Grundſätzen der Staatswirthſchaft 64. 446.
Pansner iſt nach Petersburg zurückgekehrt 53. 436.
Retowki bereiſt Kamtſchatka 53. 436.
Sammlung etruskiſcher Vaſen, ſoll zu Paris erſcheinen 56. 460.
Stomaty's Cabinet de phelloplaſtique zu Paris 56. 459.
Steinregen in Mähren am 22 May 54. 446.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1. SEPTEMBER, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Über die extemporane Redekunſt oder über die Kunſt des freyen Vortrags, vornehmlich für Prediger und ſolche, die es werden wollen*, bearbeitet von *Adolph Georg Kottmeier*, Prediger zu Hartum bey Minden. 1808. 170 S, 8. (12 Gr.)

Über das Improviſiren in der Redekunſt giebt es drey Parteyen: entſchiedene Gegner deſſelben, welche zu jedem Vortrag eine eigene Vorbereitung verlangen, und das unvorbereitete Sprechen für gewiſſenloſes, leichtſinniges Geſchwätz und Wageſtück erklären; entſchiedene Vertheidiger deſſelben, die darein die Kunſt des Metiers ſetzen, wie Gorgias über jeden vorgelegten Gegenſtand unvorbereitet reden zu können, und denen, welche ſichs nicht zutrauen, alle Geſchicklichkeit im Handwerk abſprechen möchten; die letzte Partey geht den Mittelweg, und behauptet, daſs man in der Regel ſeine Vorträge gewiſſenhaft meditiren und memoriren ſolle, da man aber dazu, auch bey dem beſten Willen, überhäufter Geſchäfte wegen oft keine Zeit übrig habe, ſo müſſe man dieſe Kunſt wenigſtens verſtehen, um im Nothfall einen ſolchen Gebrauch davon zu machen, daſs auch der Gebildetere, der ſolche Vorträge hört, keinen merklichen Unterſchied zwiſchen ihnen und ſorgfältig einſtudirten gewahr wird. Zu den letzteren gehört der Vf. vorliegender Schrift. Sie war ſchon dem 2ten B. ſeiner *Texte und Materialien* vorgedruckt; „da ſie aber das Glück hatte, mit ausgezeichneter Güte aufgenommen zu werden, ſo lieſs er ſie beſonders abdrucken, und in einer durchaus neuen Geſtalt erſcheinen.“

Er nennt die Kunſt, ohne Vorbereitung eine Reihe von Vorſtellungen im Zuſammenhange richtig, deutlich und mit einer dem jedesmaligen Zwecke angemeſſenen Schönheit in Worten mitzutheilen, die *extemporane Redekunſt*. — Es giebt Grade des Extemporirens. Fehlt es an Zeit, die Rede wörtlich niederzuſchreiben und zu memoriren; muſs man ſich begnügen, nur einen kurzen Entwurf davon zu machen, der erſt während des Redens ausgeführt wird, oder allenfalls nur im Kopfe zu diſponiren: ſo iſt der Vortrag mehr oder weniger extemporan. Findet aber gar keine Vorbereitung Statt, iſt auch zum flüchtigen Überdenken und Ordnen deſſen, was zu ſagen iſt, keine Zeit vergönnt: ſo iſt er frey und extemporirt im ſtrengſten Sinn. Den Hauptentſchuldigungsgrund des Extemporirens ſetzt der Vf. in den Mangel an Zeit zur längeren Vorbereitung. „Iſt's dem Prediger möglich,“ fragt der Vf. S. 20, „ſich auf ſeine Vorträge immer gehörig vorzubereiten? Verſtatten ſeine übrigen Amtsgeſchäfte ihm ſtets dieſe Vorbereitung? wird er nicht oft in Lagen kommen, wo er ſchlechterdings gezwungen iſt, unvorbereitet aufzutreten, ja zuweilen im ſtrengſten Sinne zu extemporiren? Wer mit der Situation ſo vieler, vornehmlich der Landprediger, bekannt iſt, wird unbedenklich dieſe Fragen bejahen.“ Rec., als Landprediger mit der Lage derſelben nicht unbekannt, kann dem Vf. dieſe Behauptung nur in den ſeltenſten Fällen einräumen. Die Reden am Krankenbette und bey Privatcommunionen ausgenommen, wo oft die augenblickliche Veranlaſſung Form und Materie des Vortrags beſtimmt, müſſen ihm zur Vorbereitung auf ſeine übrigen Vorträge wenigſtens einige Stunden übrig und verſtattet ſeyn, wobey alſo wenigſtens das Extemporiren im ſtrengſten Sinn wegfällt. Die Hinderungen und Nebengeſchäfte, die der Vf. aufzählt, ſind von der Art, daſs ſie, wenn ſie auch alle in Einen Zeitpunct zuſammentreffen, wenigſtens zur Hälfte von der Hand gewieſen, und auf eine gelegenere Zeit hinausgeſchoben werden können. Man halte es nur nicht für unhöflich und entehrend, einem ungelegenen Beſuche, einem Anlaufe von Zudringlichen, die uns über die geringfügigſten Dinge ſtundenlang aufhalten, weil ſie nicht wiſſen, daſs wir etwas Beſſeres zu thun haben, ſich zu entziehen. Man hänge dem Vergnügen, der Geſellſchaft und dem ökonomiſchen Intereſſe nicht ſo ſehr nach, daſs man im Vertrauen auf ſeine Redefertigkeit die höhere Berufspflicht darüber verſäumt, und man wird immer ein kleines Concept mit auf die Kanzel bringen. Rec. hält es für gefährlich, dem Predigerſtande eine ſo vielſeitige Geſchäftigkeit zuzugeben, daſs ihm alle Zeit zum Concipiren ſeiner Vorträge benommen würde, weil es in ihm ſo viele Arbeitsſcheue giebt, die ſchon über einigem Andrang von Geſchäften die Beſinnung verlieren und zu erliegen fürchten, und ohnedieſs ſchon zum Improviſiren geneigt, die gedruckte Erlaubniſs dazu noch ärger miſsbrauchen. Hat man ja ſogar in der Sacriſtey unter dem Geſang noch Zeit genug zu verhüten, daſs man nicht ohne alle Prämeditation aufzutreten braucht, man müſste denn durch aus ſeinen Eigenſinn darauf ſetzen, zu ſehen, wie viel man bey gänzlicher Stoffloſigkeit zu Markte bringen könne. — So viele Grade des Extemporirens

es giebt, ſo viele Grade des Präparirens giebt es auch. Zieht man nun von beiden Extremen eine gewiſſe Summe ab, ſo trifft man auf eine Mittelzahl, wo der Vortrag weder extemporirt noch präparirt, ſondern alſo beſchaffen iſt, daſs dazu jeder Prediger, unſeres Erachtens, unter allen Umſtänden Zeit und Muſse genug hat. Daſs alſo die Studirſtube des Vfs. an manchen Tagen, wo er nicht eine halbe Stunde ſein nennen kann, „ſonderlich am Sonnabend und am Morgen des Sonntags," einem Bureau gleicht, in welchem die verſchiedenartigſten Geſchäfte abgethan werden, beweiſt nur ſo viel, daſs er ſeine Leute verwöhnt hat; und man muſs ihm billig rathen, dieſe Gewohnheit abzuſtellen, da diejenigen unverſchämte Diebe ſind, die dem Prediger gerade dieſe Stunden rauben.

Doch der Nothfall macht es dem Prediger nicht allein zur Pflicht, ſich der Kunſt des Extemporirens zu befleiſsigen. Man muſs es auch thun, um den Gefahren und Nachtheilen des wörtlichen Concipiſens und Memorirens zu entgehen. Dieſen Grund urgirt und hebt Rec. mehr heraus, als der Vf. Man ſoll keiner Gewohnheit gefeſſelter Sklave ſeyn, und nur zu leicht verlernt man gänzlich die Fertigkeit, das Mindeſte aus dem Stegreif zu produciren und vorzutragen, oder man erlernet ſie nie, wenn man ausſchlieſsend nur concipirt und memorirt. Zwar bringt man es auch im Letzteren zu immer gröſserer Vollkommenheit, ſo daſs man ungleich kürzere Zeit dazu braucht, als ein Anderer, der ſeine Vorträge ſelten zu Papier bringt. Aber auch dem Binnenländer iſt es gut, ſchwimmen zu können, und jeder Menſch ſollte die linke Hand ſo geſchickt zu brauchen wiſſen, als die rechte. So gehört es unſtreitig zur allſeitigen redneriſchen Ausbildung, in der Kunſt zu extemporiren ſich nicht ganz verwahrloſt zu haben. Viele haben bekanntlich ein ſchwaches Gedächtniſs, und nichts ermüdet und verzehrt die Körper- und Seelen-Kräfte mehr, als ein ängſtliches Memoriren aller Redetheile. Darin ſollten Alle einverſtanden ſeyn, daſs keine Rede, auch nicht als Ausnahme von der Regel, abgeleſen werden darf, und daſs eine einigermaſsen gelungene extemporirte der ſchönſten abgeleſenen vorzuziehen ſey. Bedenkt man ferner, was der Vf. nicht einmal in Anſchlag bringt, daſs mit Concipiren und Memoriren ſo manche ſchöne Stunde aufgewandt wird, die man auf andere, auch nicht unwichtige Geſchäfte verwenden könnte: ſo läſst ſich nicht leugnen, daſs es eine ſchätzbare Sache wäre um das Extemporiren, wenn man es darin zu einer Fertigkeit bringen könnte, daſs der Zuhörer eben ſo ſehr durch die extemporirten, als durch die vorbereiteten Vorträge befriedigt, und unſerem Gewiſſen durch jene eben ſo ſehr Genüge geleiſtet würde, als durch dieſe. Das Leben berühmter Redner aus der älteren und neueren Zeit lehrt, daſs es viele zu einer ſtaunenswürdigen Fertigkeit gebracht haben, ja, daſs ſie weit berühmter geweſen ſind durch ihre extemporane, als meditirte Beredſamkeit. Eine lockende Einladung für Jeden, ihrem Beyſpiele zu folgen, und ſeine Kräfte auch in dieſem Felde zu verſuchen. Mancher iſt vielleicht von Natur zu dieſer Kunſt vorzüglich begabt. Es iſt alſo wohl der Mühe werth, daſs man ihm mit einer Anweiſung, dieſe Anlage in ſich zu cultiviren, zu Hülfe kommt. Der Talentloſe, ſollte man denken, wird ohnedieſs zu ſchüchtern ſeyn, als daſs er einem Wageſtück ſich anvertrauen ſollte, das für ihn peinlicher iſt, als tagelange Mühe und Arbeit. Der Talentvolle aber, der mit der Anlage auch die nöthige Beherztheit verbindet, wird, nach erhaltener Anweiſung, den Verſuch, von dem er ſich, wie jene Ente vom Schwimmen, aller von Redekünſtlern an ihn ergangenen Warnung ungeachtet, doch nicht abhalten läſst, nur um ſo glücklicher beſtehen. Die gewagten halsbrechenden Künſte ſind für manche Menſchen die anziehendſten. Da man ſie nicht ganz verbannen kann, ſo muſs man ſie wenigſtens gefahrloſer und unſchädlicher zu machen ſuchen durch vernünftige Anleitung.

Wir kommen endlich auf einen Grund, den der Vf. gar nicht berührt. Iſt nämlich die Erlernung dieſer Kunſt nichts Unmögliches und der Natur der Dinge Widerſprechendes: warum ſoll ſie nicht erlernt werden dürfen? Weil ſie zur Trägheit verführt? Es fragt ſich noch, ob diejenigen die trägeren ſind, die von jedem Verſuche, ſie zu erlernen, weil ihnen im Voraus davor graut, abſtehen, oder diejenigen, die ſie zu erlernen Muth und Eifer bezeigen. — Weil der extemporane Vortrag weniger Werth hat als der vorbereitete? Aber wenn nun die Kunſt gerade darauf hinarbeitet, und darin beſteht, daſs jener denſelben gleichen Werth als dieſer bekommen ſoll. — Weil ſchon die Verſuche im Erlernen nicht ohne Schaden und Nachtheil für die Gemeinden ablaufen können? Aber wie? wenn die Anweiſung dahin ausfällt, daſs dieſer Schaden glücklich abgewandt wird, und die Verſuche meiſtens auſserhalb der kirchlichen Verſammlung angeſtellt werden. — Iſt ſie das, wofür ſie ſich ausgiebt, *Kunſt*: dann muſs ſie auch, nicht gerechnet, daſs ſie unſerem Berufe ſo nahe liegt, und dem Redner mancherley Vortheil an Zeiterſparniſs, ſelbſt Ehre bringt, mit allen übrigen Künſten das gemein haben, daſs ſie ohne alles Intereſſe ſchon um ihrer ſelbſt willen, d. h. um ſich ſeiner durch die Kunſt geübten und erhöhten Kraft zu freuen, erlernt und ausgeübt zu werden verdient.

Ob daher gleich Rec. an den unſern Zeiten noch aufbehaltenen ſchwachen Reſt von Redekunſt, d. h. an die geiſtliche, ſolche Anfoderungen macht, daſs es ein wahres Wunder ſeyn müſste, wenn die extemporirte Rede ihnen eben ſo ſicher entſpräche, als die meditirte: ſo muſs er doch den Bemühungen des Vfs., zur Erlernung und Ausbildung jener Kunſt nähere Anleitung zu geben, Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und kann in den ängſtlichen Ton derer nicht einſtimmen, die einer ſolchen Unterweiſung gleich vorn herein allen Freypaſs verweigern möchten. Freylich muſs ein Lehrer dieſer Kunſt in unſeren Tagen ſehr gute Verſicherungen von ſich ſtellen, wenn man ihm Vertrauen ſchenken, und ſeinen Unterricht mit

Digitized by Google

Vergnügen anhören ſoll. Aber der Vf. erwirbt ſich dieſes Vertrauen, indem er die Gefahren nicht verſchweigt, die dem Redner auf dieſem ſchlüpfrigen Boden begegnen, und §. 9—13 ausdrücklich die Mängel aufführt, worin der freye Vortrag dem meditirten nachſteht. Auch er gelangt zu dem Reſultat: „daſs wir bey jenem nicht den Maſsſtab anlegen dürfen, wie bey dieſem; daſs erſterer von dem Ideal der Redekunſt *in der Regel* weiter entfernt bleiben wird, als eine wörtlich concipirte, ſorgfältig memorirte, und mimiſch eingeübte Rede"; und wiewohl er §. 14. 15 dem freyen Vortrag auch manche Vorzüge vor dem ſtudirten einräumt, die wir, kurz geſagt, nicht hoch anſchlagen können, ſo geſteht er doch §. 17 gerne: „daſs man es ſchwerlich dahin bringen werde, daſs der extemporirte Vortrag die rhetoriſche Vollkommenheit eines wohlſtudirten erreiche." Es wird nur wenigen talentvollen Männern möglich ſeyn, in einem Athem eine halbe, wohl gar eine ganze Stunde, ohne auch nur eine Minute ſchweigen, ſich beſinnen und ſammeln zu dürfen —, unvorbereitet ſo zu reden, daſs wider die Correctheit der Sprache und wider die Beſtimmtheit der Begriffe gar nicht gefehlt würde. Man muſs beym freyen Vortrag gar ſehr ſeine Foderungen herabſtimmen; nicht eine ſolche ſtreng-logiſche Ineinanderflechtung und Zuſammenſetzung der Ideen, nicht den Rhythmus und Numerus, nicht immer der Sache ſo ganz angemeſſene Wendungen, nicht ſo ausgeſuchte Ausdrücke, Tropen und Figuren — kurz! bey weitem nicht das alles, was von einer wohl ausgearbeiteten Rede gefodert werden kann, darf man hier erwarten."

Die extemporane Redefertigkeit ſoll nach ihm nicht ein Spielwerk des Leichtſinns, und Polſter der Trägheit für Leute ſeyn, die von der hohen Würde und Abſicht der geiſtlichen Rede keinen Begriff haben; ſie iſt ihm vielmehr eine *Kunſt*, und ſoll als ſolche nach Regeln ſtudirt werden. Die vornehmſten, die der Vf. darüber aufſtellt, ſind folgende: a) Uebung der Redefertigkeit in einer edeln häuslichen Erziehung, wobey beſonders die Sprachorgane biegſam, die Zunge geläufig zu machen, eine richtige, reine Ausſprache hervorzubringen iſt. b) Noch mehr als der häusliche leiſtet der *öffentliche* Unterricht. Schade, daſs die wenigſten Schulanſtalten dieſen Gegenſtand noch ihrer Aufmerkſamkeit würdigten. Verſtandesübungen, die Materialien ſammeln und ordnen lehren, die zur Beſtimmtheit im Denken, zum Zergliedern des Zuſammengeſetzten, und zur Vielſeitigkeit in der Anſicht eines und deſſelben Gegenſtandes anleiten — eigene Übungen im Disponiren — die ſokratiſche Methode, wobey nicht bloſs auf die Richtigkeit, ſondern auch auf die Form der Antwort zu ſehen, und die Frage ſo zu ſtellen iſt, daſs ſie dem Schüler Gelegenheit giebt, mehrere Sätze und Perioden zu ſprechen — Declamirübungen, wobey man den Redenden zuweilen allein treten, und die Übrigen horchend und ernſt einen Kreis um ihn ſchlieſsen, ihn den Lehrſtuhl beſteigen, oder in Gegenwart Fremder einige Minuten reden läſst u. ſ. w. — Den Geübteren wird zuweilen ein Thema gegeben, zu deſſen Ausführung die Materialien in der Maſſe ihrer Kenntniſſe vorräthig ſind, und läſst ſie auf der Stelle darüber reden. Ein Haupterfoderniſs des unvorbereiteten Redens iſt Freymüthigkeit und Gegenwart des Geiſtes. Schon beym Kinde muſs dazu der Grund gelegt werden. Man behandle den Knaben und Jüngling liberal; halte ihn nicht in einer mönchiſchen Zurückgezogenheit von Menſchen; flöſse ihm ein beſcheidenes Selbſtvertrauen ein. c) Auf der Akademie räth der Vf. zunächſt *α*) das Unterrichtgeben an. *β*) Sprech- und Disputir-Übungen, welche in einem Cirkel guter Freunde wöchentlich etliche Mal auf den Zimmern angeſtellt und in den Candidaten-Jahren fortgeſetzt werden. *γ*) Öffentliche Disputatoria unter der Direction akademiſcher Lehrer. d) Als Candidat ſchon Predigten zu extemporiren, möchte der Vf. auf keinen Fall anrathen. Aber minder gefährlich wäre es, wenn man zuweilen ſchon als Candidat Verſuche zu extemporiren in Betſtunden und bey öffentlichen Kinderlehren machte, welche letzteren man zu dem Ende abſichtlich mit unvorbereiteten bald kürzeren bald längeren Anreden an die Erwachſenen zu durchflechten hätte, weil es etwas ganz anderes iſt, mit Geläufigkeit in einer Geſellſchaft oder im Schulzimmer als in einer Kirche zu reden. Der Übergang muſs aber doch einmal gemacht werden, und dieſe Gewöhnung allmählich geſchehen. Beym Predigen verſuche man ſich zuerſt im Extemporiren einzelner Parthieen des Vortrags in kleinen Verſammlungen, kleinen Kirchen, wo das Locale von dem engeren, traulichen Geſellſchafts-Locale ſich nicht ſo weit entfernt, vor Zuhörern aus niederen Ständen, von denen Sprachunrichtigkeiten, Wiederholungen, kleine Verwirrungen, nicht ſo leicht bemerkt, nicht ſo anſtöſsig gefunden werden. e) In den erſten Jahren der Amtsführung darf man nur zuweilen extemporiren, bloſs um ſich zu verſuchen. Auf kleineren Pfarrſtellen lerne man gut extemporiren, um einſt auf gröſseren davon Gebrauch zu machen. Übrigens iſt genaues ſchriftliches Concipiren und Memoriren gerade das vorzüglichſte Mittel, gut extemporiren zu lernen. Man memorire indeſſen auch ein wörtliches Concept nicht gar zu ängſtlich, erlaube ſich abſichtlich oft Abweichungen von ihm, wähle für den freyen Vortrag nur einen Gegenſtand, dem man durchaus gewachſen iſt. — Fortgeſetztes gründliches Studium der Mutterſprache, wodurch man ſich einen disponibeln Wortvorrath in Bereitſchaft hält, und mechaniſche Fertigkeit in der Sprache erwirbt, innerhalb der Schranken einer anſtändigen Popularität. — Es giebt eine gewiſſe, zum Extemporiren bequeme Sprache, und dieſe muſs man ſich zu eigen zu machen ſuchen. Man hüte ſich vor zu langen Perioden, aber auch vor zu kurzen, weil durch jene der Ideenvorrath verwirrt, durch dieſe zu ſchnell abgebrochen und aufgezehrt wird. — Durch eine natürliche Conſtruction und durch bedächtliche Declamation, bey welcher man einigermaſsen Zeit gewinnt, während des Redens ſich zu beſinnen, wird

Digitized by Google

mancher Solöciſmus und Barbariſmus vermieden. Man hüte ſich vor erkünſtelter Wärme.

Die gröſste Gefahr, welche dem Stegreifprediger droht, iſt die Gefahr zu verſtummen. Um dieſer zu entgehen, giebt der Vf. ganz treffende Anweiſungen, die wir aber, ſo wie vieles Andere, dem Leſer aus dem Grunde vorenthalten, damit er nicht verleitet werde, in der Recenſion das Buch zu ſuchen, ſondern ſich dieſes ſelbſt anſchaffe und leſe.

A + X.

ZERBST, b. Kramer: *Philidor's Kritik des Immanuel*, eines (vorgeblichen) Buches für Chriſten und Juden. Oder: Der letzte und höchſte Triumph der Vernunft über den Glauben an Offenbarung. 1806. X u. 151 S. gr. 8. (16 Gr.)

Rec. kennt das Buch: *Immanuel*, deſſen Inhalt hier beſtritten wird, bloſs der Relation nach, die in dieſer Widerlegung daraus gemacht wird, und weiſs alſo nicht, wie gut oder ſchlecht der Vf. deſſelben die Sache des Offenbarungsglaubens, die er zu vertheidigen übernommen, geführt hat; aber ſo viel weiſs er, daſs die Waffen, womit die gegenwärtige Schrift den Offenbarungsglauben beſtreitet, weder neu noch furchtbar ſind. Der Vf. hat die dialogiſche Form gewählt. „Menon iſt auf der Seite des Offenbarungsglaubens; Philidor aber ſpricht für den höchſten und letzten Triumph der Vernunft, indem er den Offenbarungsglauben in ſeiner Grundveſte erſchüttert und durch unwiderlegliche Vernunftwahrheiten die *Unmöglichkeit* einer Offenbarung *auf Seiten unſerer* und ihre *Überflüſſigkeit* beweiſt." Vorr. S. IX. X. Hiemit hat Philidor nicht nur ſeine Abſicht, ſondern zugleich ſeine Meinung über das, was er geleiſtet habe, zu erkennen gegeben. Wir geſtehen aufrichtig, daſs wir mit Menon's Antworten nicht immer zufrieden ſind, und daſs wir ſeinen Gegner nicht ſo friedlich zu dem Reſultate hätten gelangen laſſen, das er S. 146 ſo ausgedrückt hat: „*Gott offenbart ſich mir nur durch mich ſelbſt; Gottes Wort iſt meine Vernunft.* Jede Offenbarung bedarf der Vernunft; die Vernunft aber nicht der Offenbarung." Allein Menon giebt von S. 148 an nicht nur das ganze Reſultat, ſondern auch jede einzelne Behauptung Philidors zu, und bekennt ſich am Ende völlig überwunden.

Unſeres Bedünkens hätte Menon gleich anfangs gegen den Standpunct der bloſsen Reflexion und Abſtraction, worunter ihn ſein dialektiſcher Gegner gefangen nimmt, proteſtiren ſollen. Er hätte ihm das Räſonnement von pſychologiſcher Unmöglichkeit (S. 28) nicht zugeſtehen, nicht über das ſonderbar genug ſogenannte „*Gefühlsding*" (d. h. Gott. S. 41, 42.) ſo flüchtig hinweggleiten laſſen, und nicht das unzeitige Bekenntniſs S. 44 ablegen ſollen: „Ich erſchrecke nun nicht mehr, wenn ich von Ihnen die Worte höre: *Gott iſt eine bloſse Idee.*" Das iſt ja eben das πρωτον ψευδος! Rec. wenigſtens würde nicht wie S. 63 diſputirt haben. „*Menon:* Mithin verwerfen Sie alle *Geheimniſſe der Religion? Philidor:* Geradezu! was der Menſch für wahr halten ſoll, das muſs er ſchlechterdings *prüfen* können, und, nach angeſtellter Prüfung, übereinſtimmend mit ſeinen *allgemein anerkannten Grundſätzen* befunden haben. Dieſer Satz iſt in Rückſicht der Religion *wahrlich ohne alle Einſchränkung;* weil ſie gerade der erhabenſte Gegenſtand des Menſchen iſt, von welchem nicht allein das Glück ſeines Hierſeyns, ſondern gar auch die Seligkeit ſeines ewigen Fortſeyns abhängt. *Aberglaube* iſt noch weit ſchädlicher als *Unglauben* (Unglaube), weil jener niemals, wie dieſer, eine Quelle des Glücks für uns werden kann. *Menon:* Warum ſollte uns aber Gott nicht etwas geoffenbart haben, das wir in *jenem* Leben erſt einſehen können; um in *dieſem* nur unſeren Glauben zu prüfen?" Wenn Menon ſo antwortet und fragt: ſo iſt es freylich kein Wunder, wenn Philidor an ihm zum Ritter wird!

S. 48 hat Menon den guten, nur in der letzten Hälfte nicht gut ausgedrückten, Gedanken: „Die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung beweiſe ich aus ihrer Wirklichkeit; da noch dazu das Geſchehenſeyn der überſinnlichen Begebenheiten hiſtoriſch und ihre Unerklärbarkeit aus dem Naturlaufe *philoſophiſch* bewieſen iſt." Aber er läſst ſich durch Philidors vages Räſonnement über *Wunder* und *Weiſſagungen*, welche keine Belehrungsmittel ſeyn könnten, ſogleich davon abbringen. Ja, er ſagt ſogar S. 146 ganz treuherzig: „die Erfahrungsbeweiſe für die Möglichkeit der Offenbarung haben Sie neulich (nämlich S. 48) ſchon verworfen; was wäre mir alſo nun noch zu ihrer Vertheidigung übrig?" Philidor iſt auch nicht unerkenntlich für eine ſolche Nachgiebigkeit, und er ertheilt ſeinem gefälligen Gegner das zweydeutige Lob: „Es gereicht Ihnen wirklich zur Ehre, daſs ſie dieſe nicht öfter, als ein einziges Mal, erwähnt haben!" Da Menon einmal ſo weit gebracht iſt, ſo befremdet es auch weiter nicht, wenn er auf derſelben Seite auf die Behauptung: „daſs es für uns Menſchen, welche nicht alle Geſetze und Kräfte der Natur kennen, eigentlich ganz und gar keine Wunder geben kann," *ex tacito* antwortet!

Nach dem Angeführten iſt der von Philidor über ſeinen Gegner Menon (wie auch über den Vf. des Immanuel und einen Recenſenten in der allgem. deutſchen Bibliothek) mit ſo leichter Mühe davon getragene Triumph von keiner groſsen Wichtigkeit, und wir zweifeln, ob es dem Sieger mit geſchloſſenem Viſir ſo leicht werden dürfte, bey andern Gegnern mit ſeiner bloſsen Vernunft den Offenbarungsglauben gänzlich danieder zu ſchlagen. Übrigens hofft Rec. mit dem Vf. (nur in einem etwas anderen Sinne), daſs es der „*letzte Triumph der Vernunft über den Offenbarungsglauben*" ſeyn werde! Der Vf. verdient als ein redlicher, eifriger Wahrheitsforſcher, wie er in der ganzen Schrift erſcheint, alle Achtung; aber ſagen muſs man es, daſs der von ihm, wie von ſo vielen anderen vor ihm, betretene Weg nicht der rechte iſt, und daſs durch die von ihm ſo ſehr erhobene bloſse Vernunftreligion der Menſchheit nie ein erſprieſslicher Dienſt geleiſtet werden kann. mcr.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 SEPTEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Koblenz, b. Pauli: *Annalen der Geſetzgebung Napoleons*, herausgegeben von L. Laſſaulx. Erſten Bandes erſtes Heft. 1808. 116 S. 8.

Die Geſchichte der franzöſiſchen Geſetzgebung und Staatsverwaltung bot ſeit dem Ausbruch der Revolution ein wundervolles und contraſtenreiches Schauſpiel dar. Im Kampf nach einem ſchönen Ideal ſtürzte ſich eine groſse und gebildete Nation in eine entſetzliche Wirklichkeit. Indem ſie der bürgerlichen Ordnung und Aufklärung huldigte, verſank ſie in Anarchie und Barbarey. Indem ſie ihren um Philoſophie und Humanität hochverdienten Schriftſtellern die Ehre des Pantheons zuerkannte, übergab ſie ihre Schüler der Guillotine. Indem ſie eine den Geiſt finſterer Jahrhunderte athmende Geſetzgebung aufhob, alle von Prieſterarroganz, Geburtsariſtokratie und Feudalität eingeführten Feſſeln der Vernunft, des Talents und der Induſtrie vernichtete, führte ſie einen Zuſtand der Dinge ein, in welchem kein Talent blühte, die Induſtrie erſtarrte, öffentliches Zutrauen verſchwand, und die Sicherheit des Eigenthums erſchüttert wurde. So erſchien vor etwa 10 Jahren das Reſultat der längſt vorbereiteten, mit ſtillem Jubel begrüſsten, Revolution. Schon nahete ihr Untergang im Strudel der von ihr ſelbſt hervorgebrachten Desorganiſation. Da trat plötzlich ein in ihrem Schoos erzogenes, von ihren früheren und ſchöneren Idealen begeiſtertes, mit Rieſenkraft des Willens und Verſtandes ausgerüſtetes Genie an der Hand des Schickſals in die Mitte. Auf ſeinen Ruf vereinigten ſich die kämpfenden Elemente. Er fixirte die Revolution, vertilgte ihre Widerſprüche, führte auf ihrer eigenen Grundlage das Gebäude der umgeſtürzten Verfaſſung wieder auf, ſchuf eine Geſetzgebung, welche revolutionäre und vorrevolutionäre Principien harmoniſch vereinigte, hob ſein Volk zur Herrſchaft der Welt, und unter der Aegide ſeines Namens ſeine Geſetzgebung zur Geſetzgebung aller gebildeten Völker. — Dieſe Skizze des Ausgangs der franzöſiſchen Staatsumwälzung iſt nicht neu. Aber ſie iſt wohl die würdigſte Einleitung zur Ankündigung einer der Aufbewahrung der Geſetzgebung Napoleons gewidmeten Zeitſchrift. Der thätige und kenntniſsvolle Herausgeber hat ſich ſchon durch das nunmehr eingegangene Journal für Frankreichs Geſetzkunde und Rechtsgelehrſamkeit verdient gemacht. Das Intereſſe des Publicums an allen Erſcheinungen im Gebiet der franzöſiſchen Jurisprudenz iſt ſo groſs, daſs Rec. bey dieſem *erſten* Hefte, um die Aufmerkſamkeit des Publicums zu reizen, ſich auf eine bloſse Inhaltsanzeige glaubt beſchränken zu können.

I. *Geſetzgebung.* 1) *Kaiſerliche Statuten vom 1 März 1808, in Betreff der Einführung eines neuen Erbadels in Frankreich und der Stiftung von Majoraten.* Dieſes höchſt merkwürdige Geſetz beſteht aus zwey Statuten. Durch das erſte wird in Frankreich ein neuer Geburtsadel decretirt, durch das zweyte wird er organiſirt. Die Beſtimmungen des erſten Statuts ſind folgende: 1) die Inhaber der groſsen Reichswürden führen den Namen: *Prinz* und *Durchlaucht*. 2) Die Miniſter, Senatoren, lebenslänglichen Staatsräthe, Präſidenten des geſetzgebenden-Corps und Erzbiſchöfe führen den Titel: *Graf*. 3) Die Präſidenten der Wahlcollegien der Departemente, der erſte Präſident und General-Procurator des Caſſationshofes, der Rechnungskammer, der Appellationshöfe, die Biſchöfe, die Maire der 37 bey der Krönung erſcheinenden Städte führen den Namen: *Baron*. Doch müſſen die Präſidenten der Wahlcollegien drey Seſſionen hindurch präſidirt, die übrigen Präſidenten und Generalprocuratoren dagegen ihr Amt *zehn Jahre* hindurch zur Zufriedenheit des Souverains bekleidet haben. 4) Die Mitglieder der Ehrenlegion führen den Titel: *Chevalier*. 5) Die Titel der Generäle, Präfecten und anderer wichtiger Civil- und Militär-Beamten oder um den Staat verdienten Bürger, werden vom Kaiſer in einzelnen Fällen beſtimmt. 6) Ein Mitglied der Wahlcollegien der Departemente, welches drey Sitzungen beygewohnt und ſeine Function zur Zufriedenheit des Kaiſers verwaltet hat, kann ſich um die Ertheilung des Titels: *Baron*, melden. 7) Die älteſten, rechtmäſsigen, natürlichen und adoptirten Söhne der Groſsdignitarien führen den Titel: *Herzog des Reichs*, wenn ihr Vater zu ihrem Vortheil ein Majorat von 200,000 Franken jährlicher Einkünfte ſtiftet. 8) Wer ſeines Amts wegen die Grafenwürde führt, kann ſie auf ſeinen älteſten Sohn fortpflanzen, wenn er ein Majorat von 30,000 Franken Revenüen ſtiftet. 9) Der durch ſein Amt zum Baron erhobene iſt auf gleiche Art zur Fortpflanzung ſeines Titels autoriſirt, wenn er ein Einkommen von 15,000 Franken beweiſt, und den dritten Theil deſſelben zur Dotation des Titels beſtimmt. 10) Der Perſonalritter pflanzt die Würde durch eine Dotation von 3000 Franken fort. 11) Wer zur Fortpflanzung der Herzogs- oder Grafen-Würde berechtigt iſt, kann auch auf ſeinen älteſten oder nächſtälteſten Sohn ein Baronenmajorat fundiren. Rec. kann wegen Mangel des Raums den Inhalt

Digitized by Google

des zweyten, das neue Adelsinſtitut organiſirenden Statuts nicht referiren. Die Beſtimmungen deſſelben ſind minder wichtig und folgen aus der Natur der Sache. Die dem Majorat gewidmeten Güter werden zwar der Circulation, aber keineswegs den öffentlichen Steuern entzogen. Auch genieſsen die Titulirten keine anderen, als die ihnen im Statut verliehenen Vorzüge. Der Unterſchied zwiſchen dieſem neuen franzöſiſchen und dem alten Adelsinſtitut iſt ſehr groſs, und kann in folgenden Hauptmomenten aufgefaſst werden. 1) Aller urſprüngliche Adel iſt ein bloſser Perſonal- oder Verdienſt-Adel, den der Staat mit der Ertheilung der Würde oder des Ehrenzeichens ſelbſt proclamirt. 2) Aller erbliche Adel geht von dem Perſonal- oder Verdienſt-Adel aus, kann daher nie für Geld erworben werden. 3) Er iſt mit dem Genuſs des Majorats oder gewiſſer Güter nothwendig verbunden, einen bettelnden Edelmann, einen *Chevalier d'induſtrie* läſst das franzöſiſche Adelsinſtitut nicht zu. 4) Er geht nur auf den Älteſten der Familie über, kann folglich nie zahlreich werden. 5) Er giebt der Perſon vor ihren Mitbürgern, auſser Rang und Titel, keine andere, und den Gütern gar keine Vorzüge. — 2) *Religiöſe und bürgerliche Verfaſſung der Juden in Frankreich.* — Eine treffliche Erläuterung über den Zweck des im Monat October 1805 in Paris verſammelten Sanhedrins. Der Zuſtand der Juden wurde in Frankreich durch drey Decrete vom 17 März 1808 fixirt. Die revolutionäre Geſetzgebung erhielt dadurch gewiſs zum Beſten der wahren Aufklärung und Induſtrie eine retrogradirende Richtung. Durch das erſte Decret wird die jüdiſche Kirche in Frankreich und die innere Policey derſelben organiſirt, und die iſraelitiſchen Synagogen und Conſiſtorien unter dem Vorſitz von Groſsrabbinen und unter der ſtrengſten Oberaufſicht des Staats gebildet; es wird ihnen zur Pflicht gemacht, die Entſcheidungen des Sanhedrins ihren Lehren zum Grunde zu legen, für die Verfertigung der Conſcriptionsliſte zu ſorgen, über die Moralität ihrer Untergebenen zu wachen, und den öffentlichen Gewalten diejenigen, die keine Mittel zur Exiſtenz haben, anzuzeigen. Zu Groſsrabbinen ſollen vor allen anderen die Mitglieder des groſsen Sanhedrins gewählt werden. Jeder nicht angeſtellte Rabbine, welcher ſeinen Wohnſitz in Frankreich behalten will, muſs durch eine förmlich unterzeichnete Erklärung ſeine Anhänglichkeit an die Entſcheidungen des groſsen Sanhedrins bezeugen. Das zweyte Decret ſchränkt den Wucher der Juden ein. Der zweyte Titel deſſelben iſt der wichtigſte. Es ſoll kein Jude, ohne ein beſonderes Patent des Präfecten des Departements erhalten zu haben, einen Handel treiben. Dieſes Patent ſoll nicht anders, als nach genauen Erkundigungen und auf das Zeugniſs des Municipalraths und des Conſiſtoriums der Synagoge über das Wohlverhalten des Patentiſirten, und darüber, daſs er keinen Wucher und unerlaubten Handel getrieben habe, ertheilt werden. Es iſt alle Jahre zu erneuern. Es wird auf den Antrag des kaiſerlichen Procurators bey den Gerichten durch eine gerichtliche Specialentſcheidung wieder eingezogen. Jedes Handelsgeſchäft des nicht patentiſirten Juden iſt nichtig. Jedes andere Geſchäft deſſelben kann gerichtlich revidirt werden, und iſt der Nichtigkeitserklärung, wenn ein 10 von Hundert überſteigender Wucher erwieſen wird, unterworfen. Kein auf einen Juden lautender Schuldſchein kann ohne den Beweis eingeklagt werden, daſs der Betrag deſſelben ganz und ohne Betrug hingegeben worden ſey. Kein Jude darf, bey Strafe der Verwirkung ſeiner ganzen Foderung, auf Pfänder anders leihen, als wenn über das Geſchäft eine Notariatsurkunde errichtet wird, in welcher der Notar die Auszahlung des Geldes in ſeiner und der Zeugen Gegenwart beſcheiniget. In den Departementen des Ober- und Nieder-Rheins werden gar keine *fremden*, in anderen Departementern wohnhafte Juden dagegen werden nur dann darin aufgenommen, wenn ſie Grundeigenthum erworben haben, und ſich dem Ackerbau widmen, ohne ſich in irgend einen Handel zu miſchen. Der zum Militärdienſt conſcribirte Jude kann ſich durch keinen Stellvertreter erſetzen laſſen. Die ganze Verfügung gilt nur auf 10 Jahre. Der Geſetzgeber hofft, daſs nach Ablauf dieſes Zeitraums die fortgeſchrittene Cultur der jüdiſchen Nation die Fortdauer der Verordnung unnöthig machen wird; doch behält er ſich, ſollte er ſich in dieſer Erwartung getäuſcht finden, die Prorogation der Verordnung vor. Die Juden in Bordeaux und in den Departementen der *Gironde* und der *Landes* werden von der Verordnung, weil ſie ſich keines Wuchers ſchuldig gemacht haben, ausgenommen; die Juden in Italien dagegen darin, ſo wie in der vorhergehenden Verordnung eingeſchloſſen. 3) *Errichtung von Auditoren bey den Appellhöfen.* — Die Abſicht dieſer am 16ten März 1808 erlaſſenen Verordnung iſt, unter der vermögenden Claſſe eine Pflanzſchule von Geſchäftsmännern zur Beſetzung wichtiger Juſtizſtellen und zur Adminiſtration gehörender Ämter zu bilden. — Bey jedem Appellationshof ſollen wenigſtens 4, höchſtens 6 Auditoren angeſtellt werden. Es können keine anderen, als Advocaten, welche wenigſtens zwey Jahre practicirt haben, und ein jährliches Einkommen von wenigſtens 3000 Franken nachweiſen, dazu aſpiriren. Sie beziehen ein Viertel des Gehalts der Richter des Appellationshofes, bey welchem ſie angeſtellt ſind. Sie nehmen in demſelben ihren Platz unmittelbar nach den Richtern ein, und können [vom Präſident] zu allen auf die Inſtruction ſich beziehenden Handlungen gebraucht werden. Sie können ſogar die Stelle des Generalprocurators vertreten, wenn ſie zwey und zwanzig, und eine Richterſtelle, wenn ſie dreyſsig Jahre zurückgelegt haben. Nach der Verfügung des Groſsrichters Juſtizminiſters werden ſie ſelbſt in den Criminalgerichten und in den Gerichtshöfen erſter Inſtanz gebraucht. Es ſteht dieſen Auditoren die Laufbahn der gerichtlichen und Verwaltungsmagiſtratur offen. Es iſt ihnen der dritte Theil aller Stellen beſtimmt, welche bey den Appellationshöfen, den Tribunalen erſter Inſtanz, und dem Rath der Präfecturen, welche ſich im Bezirk des Appellationshofes, bey welchem ſie dienen, befinden, erledigt werden. Es kömmt indeſſen dabey nicht bloſs auf das Dienſtalter, ſondern auch auf Auszeich-

Digitized by Google

nung an. Der Kaiſer behält ſich vor, aus ihrer Mitte Präfecten, Unterpräfecten, Präſidenten und kaiſerliche Procuratoren bey den Tribunälen erſter Inſtanz zu wählen. 4) *Gerichtliche Organiſation im Königreich Weſtphalen. Königliches Decret vom 27 Jenner 1808.* — Dieſe neu organiſirte Gerichtsverfaſſung iſt bis auf wenige Züge der franzöſiſchen nachgebildet. Alle Patrimonial-Gerichtsbarkeit nimmt durch ſie ein Ende. Der Wirkungskreis der Officialate und Conſiſtorien wird eingeſchränkt. Friedensgerichte, Bezirkstribunäle, ein Appellationshof mit drey Sectionen, ein königlicher Procurator ſtellen vollkommen das Bild der franzöſiſchen Gerichtshierarchie dar. Das Caſſationsgericht findet ſich im Schooſs des Staatsraths. Die Rückweiſung der Sache nach aufgehobenem Urtheil geſchieht an die drey vereinigten Sectionen des Appellationshofes. Der Mechanismus iſt vortrefflich. Er iſt um ſo viel wichtiger, da Rec. — ohne ein Divinationsvermögen in Anſpruch zu nehmen — klar vorausſieht, daſs ſehr bald die Juſtiz in allen Staaten des Rheinbundes nach dieſem Vorbild wird organiſirt ſeyn. — II) *Einige Bemerkungen über die franzöſiſche Proceſs-Ordnung, veranlaſst durch eine Recenſion des Code de procédure civile im December-Heft der A. L. Z. von Halle vom Jahr 1807.* — Nicht im December- ſondern im November-Heft der Hall. A. L. Z. war die die gegenwärtige Metakritik veranlaſſende Recenſion erſchienen. Hr. *L.* beſchuldigt ſie mit vollem Recht eines *groſsen* Mangels an Sachkenntniſs und Umblick. So war mit gänzlicher Unkunde der Grundſätze, auf welchen in Frankreich die ſogenannte freywillige Gerichtsbarkeit beruht, geſagt worden, daſs die Maire daran Antheil nähmen. Vom hohen Zweck des Notariatsinſtituts hatte Rec. gar keinen Begriff. Es werden dieſe und noch manche andere Unrichtigkeiten gerügt. Rec. hat gegen die getadelte Recenſion noch Mehreres auf dem Herzen. Hr. *L.* hat ſie viel zu gelinde beurtheilt. Ihr Vf. hat bewieſen, daſs er, wenigſtens als er ſie abfaſste, vom eigentlichen Geiſt der franzöſiſchen Civilprocedur auch nicht die leiſeſte Ahndung hatte. Wird Rec. dazu aufgefodert oder veranlaſst, ſo will er dieſe Behauptung mit Urkunden belegen. — III) *Merkwürdige Civil- und Criminalproceſſe.* 1) *Die angeblich in Ägypten abgeſchloſſene Ehe einer georgiſchen Sklavin mit einem franzöſiſchen General, wird von den Verwandten deſſelben nach ſeinem Tode angefochten.* — Der am 9 Nov. 1805 bey Nordlingen gebliebene General *Faultrier* hatte eine *Georgierin*, Namens *Marie David*, nach ſeiner Rückkunft aus Ägypten ſeiner Familie in Metz als ſeine Gattin vorgeſtellt. Ihre Schwiegerältern hatten ſie in dieſer Eigenſchaft anerkannt. Sie fand ſich vor dem ganzen Publicum zu Metz im notoriſchen von der Familie ihrer Schwiegerältern anerkannten Beſitzſtand der Rechte einer legitimen Gattin. Nach dem Tode des Generals raffte ſein Bruder die Papiere und Effecten des Verſtorbenen zuſammen. Er ſchickte ſie, ohne Verzeichniſs und Inventarium, an ſeine Mutter. Die Heirathsurkunde der *M. David* fand ſich nicht dabey. Dieſer Umſtand änderte die Stimmung der Familie, welche ihr den Beſitz der Güter des Generals verweigerte. Die angebliche Wittwe wurde dadurch zur Klage genöthigt. Sie behauptete, ſie ſey in Gizé bey Cahira in Gegenwart des Platz-Commandanten, eines Obriſten und eines Artillerie-Capitäns in einer Kapelle durch einen griechiſchen Prieſter eingeſegnet worden. Über den Abſchluſs der Ehe habe man eine Urkunde errichtet; der Prieſter, der General *F.* und die Zeugen hätten ſie unterſchrieben. Auch habe die Neuvermählte ſie mit ihrem Handzeichen verſehen. Der General habe ſich im Beſitz der Urkunde gefunden, und ſie in ſeiner Brieftaſche verwahrt. Den Namen der Zeugen könne ſie nicht angeben, weil ſie damals von der franzöſiſchen Sprache nicht die mindeſte Kenntniſs gehabt habe. — Das in erſter Inſtanz erlaſſene Urtheil des Tribunals zu Metz giebt 1) der Klägerin auf, binnen Jahresfriſt durch eine Notariatsurkunde darzuthun, daſs die Bekenner der griechiſchen oder armeniſchen Religion, welche ſich zu Gizé bey Cahira verheirathen, nach den Landesgeſetzen und Gebräuchen ihre Ehe weder durch den Eintrag derſelben auf öffentliche Regiſter, noch auf eine andere für die National-Bewohner vorgeſchriebene Art, conſtatiren können. 2) Der Familie *Faultrier*, der Klägerin bis zum Endurtheil unter dem Titel einer alimentariſchen Penſion die Summe von 1500 Franken zu zahlen. Gegen dieſes Urtheil appellirte jene Familie. Der Appellationshof zu Metz beſtätigte es unbedingt, obgleich Appellantin vier Zeugniſſe mehrerer Militärperſonen, welche den verſt. General *F.* gekannt hatten, beybrachte, und welche ausſagten, daſs ſie denſelben weder in Ägypten noch ſeit ſeiner Rückkehr von einer Heirath mit der Klägerin hätten reden hören. — 2) *Der Vater erwürgt den Verführer ſeiner Tochter, den er in ihrem Bette findet.* — Mit *Cäcilien*, der jüngſten Tochter des in der Gegend von Bergerac begüterterten *Ponterie*, unterhält der junge *Dehap* gegen den Willen ihrer Ältern ein Liebesverſtändniſs. Es wird, ungeachtet des ernſtlich erklärten Willens des Vaters, daſs er nie eine Heirath zugeben werde, unterſtützt von *Dehaps* Verwandten ſelbſt, fortgeſetzt. Der Vater findet den jungen *Dehap* im Bette der Tochter. Er faſst *Dehap* bey der Gurgel und wirft ihn zu Boden. Letzterer fällt in convulſiviſche Bewegungen. *Ponterie* hält ihn für todt. (Hier iſt die Geſchichte dunkel. Man ſieht nicht, wie *Dehap* in den beſinnungsloſen Zuſtand gerathen iſt.) Er läſst ihn in ein Bett bringen, dort mit einer Bettdecke feſtbinden, und übergiebt ihn ſodann der Aufſicht eines alten Bedienten. Es wird für die Herbeyholung eines Friedensrichters und eines Wundarztes geſorgt. Alle Hülfe iſt umſonſt. *Dehap* ſtirbt nach einigen Stunden, ohne nur ein Wort vorgebracht zu haben. Nach Ausſage von vier Wundärzten war Unterbrechung des Athems, die Folge eines ſtarken und anhaltenden Drucks am Halſe, die Urſache ſeines Todes. *Ponterie* wurde eines Mords mit Vorbedacht und eines Eingriffs in die individuelle Freyheit angeklagt. Die Jury ſprach ihn von dieſer doppelten Anklage frey. Dagegen wurde er für ſchuldig erklärt, daſs er ſich auſser dem Fall einer rechtmäſsigen Nothwehr Exceſſe und Gewaltthätigkeiten gegen den jungen *De-*

Digitized by Google

hap erlaubt habe, und deſswegen zu einer einjährigen Gefängniſsſtrafe, einer Geldbuſse von 1000 Franken, einer Entſchädigung von 25000 Franken, welche dem Hoſpital zu Bergerac überlaſſen ward, und in die Koſten des Proceſſes verurtheilt. — IV) *Entſcheidungen ſtreitiger Fragen über die Geſetzgebung Napoleons.* A) *Codex Napoleon.* 1) *Iſt die Appellation von einem Urtheil zuläſsig, welches über den Civilſtand einer Perſon erkannt hat, wenn der Succumbent ſich dem Urtheil freywillig unterworfen hat?* — Dieſe Entſcheidung iſt ſehr merkwürdig. Sie klärt eine Anſicht der franzöſiſchen Jurisprudenz, welche auch in der deutſchen Geſetzgebung tief gegründet iſt, obgleich noch kürzlich ein berühmter und ſehr geachteter Schriftſteller das Gegentheil behauptet hat, auf. — Nach der Emigration eines gewiſſen *Ligerret* läſst ſich ſeine Frau, in Gemäſsheit eines Geſetzes vom 20 September 1792 von ihm ſcheiden. Im folgenden Jahr heirathet ſie einen gewiſſen *Adam*. *Ligerret* kehrt, kraft der Amneſtie, nach Frankreich zurück. Er greift das von ſeiner Gattin erwirkte Scheidungsurtheil an, und erwirkt vom Tribunal zu *Verſoul* am 27ſten Germinal, Jahr 12, ein Contumacialurtheil [*jugement par défaut*], welches die Scheidung für null und nichtig erklärt. Die Eheleute *Adam* legen gegen dieſes Urtheil keine Oppoſition ein. Am 2 Prairial, Jahr 12, kömmt es ſogar zwiſchen ihnen und *Ligerret* zu einem Vergleich, durch welchen ſie ſich den Verfügungen des Contumacialurtheils unterwerfen, und auf jede Appellation Verzicht leiſten. Am 4 Fructidor erklärt die Ehegattin *Adam* vor einem Notar, daſs ſie den Vergleich als Wirkung des Zwangs und der Furcht widerrufe, und auf ihrer Ehe mit *Adam* beſtehe; unmittelbar darauf legt ſie gegen das Urtheil vom 27 Germinal, Jahr 12, Appellation ein. Der Appellationshof zu *Beſançon* erkennt am 21 Floreal, Jahr 13, die Appellation für unzuläſſig, weil zwar Privatperſonen über eine Ehe und Eheſcheidung, als eine die öffentliche Ordnung betreffende Angelegenheit, ſich *vergleichen* können, es ihnen dagegen unbenommen bleibt, ſich einem über den nämlichen Gegenſtand entſcheidenden Urtheil zu *unterwerfen*; es wurde ferner in den Urtheilsgründen geſagt, daſs die *jura ſtatus* der Appellantin nicht erſt durch den Vergleich vom Prairial Jahr 12 wären regulirt worden, ſondern daſs ſie ſchon das frühere Urtheil regulirt habe. — Geſtützt auf den 6 Artikel des *C. N.*, legte Ehegattin *Adam* ein Caſſationsgeſuch gegen das Urtheil des Appellationshofes ein. Die Civilſection hob es am 18 Auguſt 1807 auf: „In Erwägung, daſs die Klägerin ſich zur Zeit des Vergleichs vom Prairial 12, noch in den Appellationsfriſten befand, woraus folgt, daſs das Contumacialurtheil vom 27 Germinal noch nicht in Rechtskraft erwachſen, und folglich die Klägerin nicht ſchuldig war, demſelben Genüge zu leiſten; daſs jede freywillige Unterwerfung [*acquiescement*] nothwendig eine Verbindlichkeit von Seiten des Unterwerfenden zu Gunſten ſeines Gegners, und folglich eine Übereinkunft unterſtellt; daſs es ein Grundſatz des Staatsrechts iſt, daſs Privatperſonen über den Civilſtand u. die denſelben betreffenden Fragen keine Übereinkunft eingehen können; daſs folglich der Appellhof von Beſançon dieſen Grundſatz verkannt hat." — Um das Caſſationsurtheil zu verſtehen, darf man nicht überſehen, daſs nach der franzöſiſchen Gerichtsordnung der Ablauf der Oppoſitionsfriſt gegen ein Contumacialurtheil keine Rechtskraft erzeugt, ſondern der mit der Oppoſition nunmehr ausgeſchloſſenen Partey bloſs die Inſtanz raubt, ihr dagegen den Weg zum höheren Gericht keinesweges verſchlieſst. Bekanntlich hatte Hr. Hofrath *Gönner* (Handbuch des gemeinen Proceſſes B. III. 42. §. 14) die Rechtskraft aus einer Verzichtleiſtung auf ein verletztes Recht abgeleitet, und hieraus gefolgert, daſs ein ſachwidriges Urtheil über *jura ſtatus* nie rechtskräftig würde. Der Raum erlaubt es nicht, die aus höheren Principien abgeleiteten Gründe auszuführen, welche *von Almendingen* (Metaphyſik des Civilproceſſes 1. 341) dieſer Anſicht entgegengeſetzt hat. Hr. *G.* hat ſich bis jetzt über die Almendingenſche Nullitätentheorie nicht erklärt. Merkwürdig iſt es indeſſen, daſs das franzöſiſche Caſſationsgericht beynah aus den nämlichen Gründen der Anſicht des Hn. *Gönner* ebenfalls den Stab bricht. Es nimmt nämlich an, daſs ein *ſachwidriges* Urtheil über *jura ſtatus, ſo lange noch die Appellationsfriſt im Lauf iſt,* nicht als ein die *jura ſtatus* gültig feſtſetzendes Urtheil könne betrachtet werden. Hiedurch wird ſtillſchweigend die normative Gültigkeit des nämlichen Urtheils *nach* Ablauf der Appellationsfriſt feſtgeſetzt. Der *vor* dieſem Ablauf geſchloſſene Vergleich ſchlieſst die Appellation nicht aus, weil der Vergleich *Verzichtleiſtung auf unveräuſserliche jura ſtatus*, nicht eigentlich *auf Vertheidigung gegen ein noch nicht purificirtes Staatsurtheil* ausdrückt. Der Ablauf der Appellationsfriſten ſelbſt ſchlieſst ſie, ungeachtet der angeblichen Sachwidrigkeit, aus, weil nun eine förmliche und purificirte Erklärung des Staats über *jura ſtatus* vorliegt. — Dieſe Ausführung mag beweiſen, daſs auch der franzöſiſche Civilproceſs eine Unterſuchung ſeiner höheren Principien zulaſst, und daſs ſehr oft dieſe Unterſuchung auf Reſultate führen wird, welche der deutſchen Juſtizgeſetzgebung keineswegs fremd ſind. — 2) *Kann ein Zeugenverhör, welches in einem Scheidungsproceſſe vorgenommen worden, von neuem vorgenommen werden, wenn der Fehler, wegen deſſen daſſelbe nichtig erklärt worden, nicht durch die Schuld des Richters ſtatt gehabt hat?* Iſt vom Caſſationshof bejahend entſchieden worden. — 3) *Darf ein Gerichtshof ſich es erlauben, unter dem Vorwand des gröſsteren Vortheils der Minderjährigen, die für die Veräuſserung und die Theilung ihrer Güter vorgeſchriebenen Formalitäten bey Seite zu ſetzen?* 4) *Iſt das öffentliche Miniſterium (der Juſtizfiscal oder procureur general) befugt, von einem Urtheile, welches die Berathſchlagung eines Familienraths beſtätigt hat, Appellation einzulegen?* Beide Fragen werden verneint. 5) *Findet eine poſſeſſoriſche Klage ſtatt, um im Beſitz ſolcher Servituten gehandhabt zu werden, welche nur durch einen Titel, nicht aber durch Verjährung begründet werden können?* Wird vom Caſſationshof ſehr conſequent verneint, — denn wo Verjährung kein Recht begründet, kann auch der Beſitz nicht proviſoriſch als mögliches Recht geſchützt werden. B. *Criminalgeſetzgebung.* 1) *Kann die Trunkenheit in irgend einem Falle zur Entſchuldigung eines Verbrechens gereichen?* Wird verneint. 2) *Iſt das öffentliche Miniſterium zuläſſig, gegen die Ordonnanz des Präſidenten eines peinlichen Gerichtshofs Caſſation nachzuſuchen, wodurch dieſer der Erklärung der Urtheilsjury zufolge den Angeklagten von der Anklage freygegeben hat?* Die Frage würde wohl deutlicher ſo gefaſst werden: iſt der kaiſerliche Procurator mit einem Caſſationsgeſuch gegen die Verfügung des Präſidenten des Criminalgerichts zuzulaſſen, durch welche er, in Gemäſsheit einer Erklärung der Urtheilsjury, den Angeklagten von der Inſtanz freyſpricht? — Wurde ebenfalls verneint. — Die Entſcheidungen des Caſſationshofes, wenn ſie ſchon keine Urtheile *enthalten*, ſind dennoch ſehr wichtig. Sie fixiren den Sinn des Geſetzes für ganz Frankreich. Jedes caſſatoriſche Erkenntniſs wird allen Tribunälen zugeſendet. Es bezeichnet eine für die Zukunft zu vermeidende Klippe. Der Caſſationshof erhält in ganz Frankreich die Einförmigkeit der Anwendungsart des poſitiven Rechts. Er wirkt gerade im umgekehrten Sinn, wie die, provincielle Rechtsverſchiedenheiten erzeugenden *diſpoſitions reglementaires* der vormaligen Parlamente. Für die Staaten des Rheinbundes dürften einſt die Entſcheidungen des franzöſiſchen Caſſationshofes der Centralpunct werden, um welchen ſich die Praxis deutſcher Tribunäle herumbewegt. Eben deſswegen glaubt ſich Rec. verpflichtet, auf dieſen Theil des gegenwärtigen Journals das Publicum vorzüglich aufmerkſam zu machen.

M. d. C.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1808.

MEDICIN.

Heilbronn u. Rothenburg ob d. Tauber, b. Claſs: *Grundſätze der Heilkunde* von D. *Friedrich Wilhelm von Hoven*, königl. bayriſchem Medicinalrathe und Director der ſämmtlichen Krankenanſtalt. in Nürnberg. 1807. XIV u. 204 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Zwey Jahre nach der Herausgabe ſeines *Handbuchs der praktiſchen Heilkunde* tritt Hr. *v. H.* mit dieſem, eine allgemeine Therapie in ſich faſſenden, Werke auf. Es ſcheint zwar etwas ſonderbar, das Specielle dem Allgemeinen vorauszuſchicken; doch wollen wir dem Vf. darüber keinen Vorwurf machen, da dieſe allgemeine Therapie nicht anzuſehen iſt als ein bloſser Nachtrag jener früher erſchienenen, vielmehr als das Vorwort einer neuen, nach veränderten Anſichten bald zu erſcheinenden ſpeciellen Therapie.

Während dieſes zweyjährigen Zwiſchenraums iſt eine ſo totale Metamorphoſe mit unſerem Vf. vorgegangen, daſs er ganz verändert und umgewandelt erſcheint. Hr. *v. H.*, noch vor wenigen Jahren der wärmſte Verehrer und Verfechter einer Lehre, die er ſogar für die einzig rechtmäſsige Theorie der Heilkunde angeſehen haben wollte, iſt eben dieſer Lehre plötzlich auf die eclatanteſte Weiſe untreu worden. — Er hat nicht mehr Luſt, Anhänger irgend einer Secte zu heiſsen; er ſelbſt hat eine neue Lehre aufgeſtellt, welche natürlich die einzig wahre Theorie der Medicin iſt, und alle Parteyen ſollen ſich in Zukunft unter ſeiner Fahne verſammeln.

Hierüber, wie über ſo viele andere, den Geiſt und die Tendenz dieſer Schrift offenbarende Puncte, finden ſich manche intereſſante Ausſprüche in der Vorrede. Mit vieler Beſcheidenheit bemerkt hier der Vf. S. X: „Die gegenwärtige Schrift enthalte zwar nicht viele neue Ideen, inzwiſchen handle ſie von Gegenſtänden, die für jeden Arzt von dem gröſsten Intereſſe ſeyen.“ Beides wollen wir einräumen; ob aber, wie der Vf. zu beſorgen ſcheint, ein groſser Theil der Zeitgenoſſen ein Ärgerniſs an mehreren dieſer Behauptungen nehmen werde, bezweifeln wir um ſo mehr, da dieſe Schrift keine ſolchen paradoxen Sätze, welche irgend Jemanden ein Anſtoſs ſeyn könnten, wohl aber viele alte, von neuem aufgewärmte Behauptungen enthält, welche Niemands Galle rege machen werden. S. XI heiſst es: „Nicht minder ausführlich bin ich in meinem Vortrage geweſen, wenn es darauf ankam, auf die einſeitigen Anſichten des Brownianismus und der Erregungstheorie aufmerkſam zu machen, und die Nachtheile zu zeigen, die ein ſtreng conſequentes Verfahren nach den Grundſätzen derſelben am Krankenbette hervorbringt.“ Wie es ſich mit dieſer Kritik der ſonſt von ihm ſo ſehr geprieſenen Brown'ſchen Lehre verhalte, und in wie weit es ihm gelungen ſey, auf die Nachtheile eines ſtreng conſequenten Verfahrens nach jenen Grundſätzen aufmerkſam zu machen, werden wir im ferneren Verlauf dieſer Anzeige darzuthun ſuchen. — „Ich war ſelbſt, heiſst es ferner, noch vor ein paar Jahren ein Brownianer, und habe ſogar den Brownianismus in Schriften öffentlich in *Schutz!?* genommen; allein ſo wie ich mich überhaupt am Krankenbette nie auf eine Theorie verlaſſen habe, ſo handelte ich auch nie an demſelben als roher Brownianer.“ So ſehr ſich Hr. *v. H.* auch immer das Anſehen gab, ein Brownianer zu ſeyn: ſo wollten ihn die wahren Anhänger der Erregungstheorie doch nie dafür gelten laſſen, indem ſie behaupteten, es fehle ihm ganz und gar an Sinn zur Auffaſſung irgend einer Theorie, er ſey durch ſeine Natur dazu beſtimmt, nur im Reich der gemeinen Empirie zu wandeln. Die Sache von dieſer Seite angeſehen, wäre es freylich ſehr begreiflich, warum ſich unſer Vf. nie auf eine Theorie, als etwas für ihn gar nicht exiſtirendes, verlieſs. Was den anderen Punct betrifft, daſs Hr. *v. H.* nie als roher Brownianer am Krankenbette gehandelt habe, ſo ſind die Recenſenten ſeines *Handbuchs der praktiſchen Heilkunde* entgegengeſetzter Meinung, indem ſie ihn faſt ſämmtlich der roheſten Ausübung jener Theorie beſchuldigen, ſo daſs man wirklich kein groſses Zutrauen in den *guten Genius* ſetzen kann, der dem Vf., wie er S. XII verſichert, *immer treu zur Seite geſtanden haben ſoll.* S. XII fährt er alſo fort: „Meine Rückkehr von dem Brownianismus iſt nicht anzuſehen als die Ablegung einer Sache, die jetzt nicht mehr Mode iſt, ſie iſt die Frucht einer beſſeren Überzeugung u. ſ. w.“ Es wäre unhöflich, an der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieſer Geſinnungen zweifeln zu wollen, ein Zweifel, wozu die Betrachtung ſeiner, in einer beſtimmten Succeſſion erſchienenen literäriſchen Producte, die den Stempel der Zeit an ſich tragen, und allerdings für Modeſucht und Sectirerey ſprechen, leicht führen könnten. „Ich ſchätze jede Theorie, fährt er fort, und werde auch gewiſs nie das Gute verkennen, was die Browniſche hat; ich habe ihr manche ſchätzbare Berichtigung meiner Begriffe zu danken.“ — — Daſs unſer Vf. der Browniſchen Theorie wirklich nicht

Digitized by Google

allein *manche* ſchätzbare Berichtigungen ſeiner Begriffe, ſondern den gröſsten Theil ſeines ſ. g. Wiſſens zu danken habe, davon liegen die unleugbaren Beweiſe in den vorliegenden Grundſätzen. S. XIII. „Ich glaube in dieſer Schrift *die wahre Theorie der Medicin* vorgetragen zu haben, nämlich eine Theorie, die ſich nicht auf Speculation, ſondern auf das einzig ſichere Fundament einer medicinifchen Theorie, auf Erfahrung gründet." — Dieſs iſt eigentlich der Centralpunct der ganzen Vorrede, um deſſentwillen alles andere vorausgeſchickt wurde. Ihr Ärzte Deutſchlands, hört es, das groſse erfreuliche Wort! Endlich, nach ſo oft getäuſchten Erwartungen, nach ſo vielen miſsglückten Verſuchen, ſo mannichfaltigen medicinifchen Revolutionen, iſt jenes höchſte, ſchätzenswertheſte Gut — die wahre, ächte, einzig rechtmäſsige Theorie der Heilkunde gefunden, endlich das Räthſel unſerer Wiſſenſchaft gelöſt, endlich der lang erwartete Meſſias der Medicin auferſtanden! — Wer könnte an ſeiner Ächtheit zweifeln? „Jahre lang befolgt er bereits dieſe Grundſätze; im groſsen wirzburger Hoſpital, wo er täglich eine groſse Menge von Kranken zu beſorgen hatte, handelte er bereits dieſer Anſicht gemäſs. — Er war immer ein glücklicher Arzt," und wem iſt es unbekannt, daſs der glückliche Erfolg des Verfahrens einen untrüglichen Beweis für die Ächtheit der Grundſätze abgiebt? Nur in dieſer Überzeugung machte Hr. *v. H.* dieſe Grundſätze in vorliegender Schrift bekannt. Es wäre grauſam geweſen, dieſs zu unterlaſſen, und der Vf. verdient wirklich eine ernſte Rüge, uns dieſelben ſo lange vorenthalten zu haben, da er doch ſchon Jahre lang am Krankenbette darnach handelte.

Eine, allen Ärzten beſonders erfreuliche Nachricht wird es aber ſeyn, daſs unſer Vf. bereits angefangen hat, ſein vortreffliches *Handbuch der praktiſchen Heilkunde* nach dieſer neuen Anſicht umzuarbeiten. — Bis jener Commentar in ſeiner veränderten, verbeſſerten Geſtalt erſcheint, möge man die hohen Wahrheiten, welche in den vorliegenden *Grundſätzen* gelehrt werden, beherzigen, eingedenk des goldenen Spruches unſeres Vfs.: „Der Geiſt der Medicin in unſerem jetzigen Zeitalter iſt ein unſauberer Geiſt, der nicht früh genug ausgetrieben werden kann, um einem reineren, wohlthätigeren Geiſte Platz zu machen." Vor Allem laſst uns aber unterſuchen, was denn das für ein Geiſt ſey, der in dieſen *Grundſätzen* ſich verkündigt, ob es jener reinere, wohlthätigere, nicht bald genug einzuführende, oder ob es nicht vielleicht jener unſaubere Geiſt ſey, den man nicht frühe genug austreiben kann. Hiedurch werden wir zugleich erfahren, ob die Behauptung des Vfs. die einzig wahre Theorie der Heilkunde in dieſer Schrift vorgetragen zu haben, rechtmäſsig, oder nur eine gewöhnliche Charlatanerie iſt, das leichtgläubige Publicum, beſonders ſeine ehemaligen Schüler in Wirzburg, denen eigentlich dieſe ganze Vorrede gewidmet iſt, dadurch zu täuſchen. —

Das erſte Capitel handelt von der Krankheit überhaupt, ihren weſentlichen und zufälligen Verſchiedenheiten. §. 1 enthält folgende Definition der Geſundheit: „Der Menſch iſt geſund, wenn die ſämmtlichen Verrichtungen ſeines Körpers ihrem gemeinſchaftlichen Zwecke, der ſteten Erhaltung des Ganzen gemaſs, zuſammenſtimmen; er iſt krank, wenn das Gegentheil Statt findet." Es iſt einleuchtend, daſs dieſs keine Definition der Geſundheit iſt, da der beſchriebene Zuſtand nur das Wohlbefinden bezeichnet, die eigentliche Idee des Weſens der Geſundheit aber, nämlich jene innere, höhere Bedingung, worauf ſie ſich ſtützt, gänzlich unerörtert läſst. Derſelbe Vorwurf trifft die Definition der Krankheit; der Vf. definirt nicht dieſe, ſondern das Übelbefinden. Der vierte §. ſtützt ſich auf eine offenbare *petitio principii.* Anſtatt nämlich zu beweiſen, daſs die Auſsendinge mit dem Organismus in einem beſtimmten Verhältniſs ſtehn, ihn zur Thätigkeit determiniren, und den Grad und die Art dieſer Thätigkeitsäuſserung beſtimmen, ſetzt er die Richtigkeit dieſer Behauptung ſchon voraus, und baut auf dieſen gänzlich unerwieſenen Satz ſeine ganze Argumentation über die Relation des Organismus zur Auſsenwelt. — Die §. 5 angegebene Definition der Krankheit bietet groſse Blöſsen dar. Es heiſst: „der Zuſtand des Organismus, in welchem das zweckmäſsige Zuſammenſtimmen ſeiner Verrichtungen geſtört iſt, heiſst Krankheit." — Iſt hiermit das Weſen der Krankheit, der innere Grund, worauf dieſelbe beruht, bezeichnet? Die Störung der Verrichtungen iſt ja nur Folge, Product der Krankheit, und inſofern iſt hier nicht das Weſen der Krankheit, ſondern nur jenes des Uebelbefindens bezeichnet. — Was ſoll man ſich unter *der unangemeſſenen Einwirkung der Auſsendinge,* wodurch in einem Fall die Krankheitsentſtehung bedingt ſeyn ſoll, vorſtellen, da nirgends von ihrer normalen Wirkungsart die Rede iſt? Beruht dieſelbe auf einem Quantitätsverhältniſs, einer vielleicht zuſtarken oder zu ſchwachen Einwirkung der Auſsendinge? Aber worauf wirken dieſe zu ſtark oder zu ſchwach? die Erregbarkeit kann nicht gemeint ſeyn, da der Vf. überhaupt nur von dem Organismus ſpricht. — Ähnliche Blöſsen bietet der ſechſte §. dar. „Dieſe Störung der Verrichtungen, heiſst es, ſie beruhe nun auf verletzter Organiſation, oder ſie beruhe auf abnormer Einwirkung der Auſsendinge auf den Organismus, kann überhaupt nur von zweyerley Art ſeyn: entweder iſt ſie eine quantitative, die Thätigkeit gewiſſer Organe iſt im Verhältniſs zu der Thätigkeit anderer zu ſtark oder zu ſchwach; oder ſie iſt eine qualitative, die Thätigkeit gewiſſer Organe iſt der Art nach (*in modo*) verändert, die Verrichtungen dieſer Organe ſind alienirt, und ſtimmen als ſolche nicht zuſammen mit den Verrichtungen anderer, welche nicht alienirt ſind." Wie willkührlich, von aller philoſophiſchen Methode entfernt iſt nun die Entwickelung dieſer Ideen! Dieſe Störung der Verrichtungen, ſagt der Vf., kann nur zweyerley Art ſeyn; ohne irgend einen Beweis iſt dieſer Satz, woraus die wichtigſten Folgerungen gezogen

Digitized by Google

werden, ganz dictatoriſch dahin geſtellt, gleichſam als ſpräche Hr. *v. H.* von dem höchſten Principe der Philoſophie, welches nicht demonſtrirt, ſondern nur ausgeſprochen werden darf, um als wahr zu gelten. — Ferner ſpricht der Vf. immer von der *organiſchen Thätigkeit*, ohne ſich über ihr Weſen auch nur auf die entfernteſte Art zu erklären. Was ſoll man ſich darunter denken? Alle bisherigen Noſologen geben doch dem Principe, aus welchem ſie ihre Hypotheſen über den Organismus zu deriviren ſuchen, einen beſtimmten Namen, als Lebenskraft, Erregbarkeit, Wirkungsvermögen, Dimenſion des Organismus u. ſ. w.; wie aber unſer Vf. von der organiſchen Thätigkeit ſpricht, erſcheint ſie völlig als das unbekannte X, unter dem man ſich Alles und Nichts denken kann. Nur ein gläubiger Schüler, der alle dieſe Vorderſätze annimmt, könnte den hieraus entwickelten Folgerungen beypflichten. — Bey einer etwas ſtrengeren Beleuchtung der §. 6 gegebenen Definition, iſt es leicht erweislich, daſs es eigentlich nur Eine Krankheitsclaſſe, die qualitativen oder Alienationskrankheiten, nach Hn. *v. H.* geben könne. — Beſteht nämlich das Weſen der qualitativen Krankheiten darin, daſs die Thätigkeit gewiſſer Organe der *Art nach* verändert iſt, und in ſofern nicht mehr mit anderen, nicht veränderten Verrichtungen zuſammenſtimmt; ſo verdienen ja auch die ſogenannten quantitativen oder Erregungskrankheiten dieſen Namen, da auch bey ihnen die Lebensthätigkeit verändert iſt. Denn wenn die Thätigkeit gewiſſer Organe im Verhältniſs mit anderen zu ſtark oder zu ſchwach wird: ſo hat ſie doch ohne Zweifel eine Veränderung erlitten, und in ſofern giebt es ſchlechthin keinen eſſentiellen Unterſchied zwiſchen jenen qualitativen und dieſen quantitativen Krankheiten. Hiemit fällt das noſologiſche Gebäude unſeres Vfs. zuſammen, da er auf dieſe ſcheinbare Differenz der Krankheiten ſein Syſtem gebaut hat, wenn anders einem, aus Hufelandſchen und Brownſchen Sätzen zuſammengeflickten Weſen, jemals dieſer Name zugetheilt werden könnte. Iſt der Leſer ſchon überraſcht durch dieſe unbegreifliche Verwirrung des Vfs. in der Zeichnung der erſten Grundzüge ſeines noſologiſchen Syſtems: ſo wird ſeine Verwunderung noch höher ſteigen, wenn er §. 8 vernimmt, daſs die quantitativen Krankheiten nur in zwey Gattungen zerfallen, nämlich a) in ſolche, bey welchen die Störung der Verrichtungen von übermäſsig erhöheter Thätigkeit gewiſſer Organe ausgeht, und b) in ſolche, wo ſie durch übermäſsig verminderte Thätigkeit gewiſſer Organe begründet wird, deren erſte Gattung *ſtheniſche*, die andere *aſtheniſche* Krankheiten genannt werden. — Wie kommt unſer Vf., der ſich in der Vorrede ſo beſtimmt gegen das Brownſche Syſtem erklärte, dazu, ſich den weſentlichſten Theil deſſelben anzueignen? Es iſt wenigſtens ſehr auffallend, wie man auf der einen Seite einer Theorie ſo vornehm und beynahe verächtlich begegnen kann, die man doch zu einem Haupttheil ſeines Syſtems zu erheben, kein Bedenken trägt! Um jedoch den Leſer glauben zu machen, als ſtehe er viel höher, als die Brownianer, ſucht Hr. *v. H.*, in einer Anmerkung darzuthun, daſs das Brownſche Syſtem die Coexiſtenz der Sthenie und Aſthenie im Organismus, mit Unrecht leugne. Den Beweis dieſer Behauptung iſt Hr. *v. H.* jedoch ſchuldig geblieben; es iſt nämlich eine offenbare *petitio principii*, zu behaupten, die Thätigkeitserhöhung der Organe gehe nur bis zu einem gewiſſen Grad; ſey dieſs Maſs überſchritten, ſo trete ein ganz anderes Verhältniſs ein; nun möchten wir aber wiſſen, worauf ſich dieſer Grad, dieſes Maſs ſtützt, und warum dieſs rein quantitative Verhältniſs nur bis zu einem gewiſſen Ziel, und nicht weiter gehen könne.

Der Alienationskrankheiten ſoll es, §. 10 zufolge, ſo viele geben, als man Alienationen der organiſchen Thätigkeit zähle. Auch hier hat ſich der Vf. die Arbeit ſehr leicht gemacht; er geht über die Conſtruction dieſer Alienationen der organiſchen Thätigkeit gänzlich hinweg, an den Glauben der gläubigen Schüler appellirend; ſo arm er ſich hier aber auch an Beweiſen zeigt, um deſto freygebiger iſt er mit Aufzählung der verſchiedenen Species dieſer Krankheitsclaſſe, indem er nicht weniger als zwölf Arten derſelben namhaft macht, nämlich: die *hydrophobiſche, die dem Keichhuſten zum Grunde liegende, die putride, chlorotiſche, ſcorbutiſche, gichtiſche, ſkrophulöſe, rachitiſche, cancröſe, exanthematiſche, impetiginoſe* und *veneriſche*. —

Das 2 Capitel handelt *von den Urſachen der Krankheit*. Die Hauptbegriffe und Definitionen hat Hr. *v. H.* gröſstentheils aus Gaub entlehnt. — Über die ſogenannte *nächſte Urſache der Krankheit* erklärt er ſich auf eine ſehr merkwürdige Weiſe. Ihm iſt ſie nämlich nichts weiter als eine noſologiſche Spitzfindigkeit, entblöſst von allem therapeutiſchen Intereſſe. *Da wir*, heiſst es S. 12, *zur Erkenntniſs der nächſten Urſachen nur durch die Vergleichung der Erſcheinungen der Krankheit mit unſeren phyſiologiſchen Begriffen von den Verrichtungen der Theile gelangen können, dieſe letzteren aber, der Natur der Sache nach, ſich nur auf Vermuthungen und unerwieſene Hypotheſen gründen: ſo erhellt, daſs für den praktiſchen Arzt die Kenntniſs der nächſten Urſachen von ungleich geringerem Werth iſt, als die Kenntniſs der vorbereitenden und Gelegenheits-Urſachen* u. ſ. w. Wer hat aber wohl je behauptet, daſs wir auf einem ſolchen gemein-empiriſchen Weg zur Erkenntniſs der höheren Ideen über das eigentliche Weſen der Krankheit zu gelangen vermögen, und wodurch will der Vf. die Beweis führen, daſs ſich unſere phyſiologiſchen Begriffe von den Verrichtungen der Theile nur auf Vermuthungen und unerwieſene Hypotheſen gründen? Iſt etwa die Kenntniſs des Kreislaufes, der Secretionen und Excretionen, der Digeſtion und Aſſimilation, der Reſpiration u. ſ. w. eine bloſse Vermuthung, eine unerwieſene Hypotheſe? Die in dieſem §. ausgeſprochenen Grundſätze verdienen eine um ſo ſchärfere Rüge, da ſich die Tendenz in ihnen offenbart, die Medicin wiederum in die Sphäre der gemeinen Em-

pirie herabzuziehen, alle tieferen Unterſuchungen über den inneren Grund der Krankheiten auszuſchlieſsen, und dadurch die Begründung einer auf höhere Ideen ſich ſtützenden medicinischen Theorie zu vereiteln. — So groſses Gewicht unſer Vf. auch auf die §. 23 ff. entwickelte *Lehre von der epidemiſchen Conſtitution* legt: ſo müſſen wir doch unverholen bekennen, über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand lange Zeit nichts Seichteres geleſen zu haben. Im Ganzen erhebt ſich Hr. v. H. nicht über die gemeine Brownſche Anſicht, ſich nur dadurch von ihr unterſcheidend, daſs er noch verſchiedene, dieſer Lehre fremdartige Behauptungen eingemiſcht hat, wodurch ein buntes, zuſammengeflicktes Ganzes entſtanden iſt. Aus der hier vorgetragenen, einſeitigen, quantitativen Anſicht ſind mehrere, dieſe Lehre ſehr entſtellende Irrthümer hervorgegangen. So iſt es falſch, daſs, wie §. 24 behauptet wird, *die Conſtitution des Jahrgangs das Weſen, die Conſtitution der Jahreszeiten die Form der Krankheiten beſtimme,* da die Conſtitution des Jahrgangs nur die Anlage, Dispoſition zur Krankheit giebt, die epidemiſchen Krankheiten ſelbſt, mit dem Gegebenſeyn der beſtimmten Jahreszeiten, dem Weſen und der Form nach ausgebildet hervortreten. Es iſt demnach eine höchſt irrige und gefährliche Behauptung, daſs *die Conſtitution der Jahrszeiten unter der Herrſchaft der Conſtitution des Jahrgangs* ſtehe, ſo daſs, wenn letztere ſtheniſch oder aſtheniſch ſey, ſich die in den verſchiedenen Jahrszeiten ſich ausbildenden Krankheiten danach in ihrem Charakter richteten; z. B. die dem Winter eigenthümlich entzündlichen Krankheiten ſollen den aſtheniſchen Charakter annehmen, wenn die Conſtitution des Jahrgangs aſtheniſch iſt u. ſ. w. Dieſe Behauptung ſteht in geradem Widerſpruche mit der Erfahrung aller Zeiten, welche lehrt, daſs die Krankheiten der Jahrszeiten, unbekümmert um die Conſtitution des Jahrgangs, ſtets in ihrem beſtimmten Charakter auftreten und ſich erhalten, wenn nur die Bedingung der Jahreszeit, jenes Temperaturverhältniſs, welches ihr dieſen Charakter aufdrückt, rein gegeben iſt. Mag die Beſchaffenheit der Conſtitution des Jahrgangs ſeyn, welche ſie wolle: ſo werden die Peripneumonieen im Winter den gleich rein entzündlichen Charakter beſitzen, wenn nur der atmoſphäriſche Zuſtand der beſtimmten Jahrzeit adaequat iſt. Eben dieſs gilt von den ſporadiſchen Krankheiten, die nicht, wie Hr. v. H. will, unter der Herrſchaft der Jahrgangsconſtitution ſtehen, ſondern ſich nach dem Charakter der Conſtitution der Jahreszeiten zu richten pflegen, wie dieſs von jeher von allen guten Beobachtern bemerkt worden iſt. Unſer Vf. räumt dieſs Verhältniſs der ſporadiſchen Krankheiten zu der Conſtitution der Jahrszeiten nur da ein, wo keine Conſtitution des Jahrgangs herrſchend iſt. *Hier verhalte es ſich,* ſagt er S. 18, *gerade ſo wie mit dem Kartenſpiel; das Spiel richtet ſich nach dem, was Trumpf iſt; bey Krankheiten iſt der Trumpf die epidemiſche Conſtitution.* Welch ein ſinniges, geiſtreiches Beyſpiel!

Einen neuen Beleg für ſeine Geſchicklichkeit im Abſchreiben hat unſer Vf. im 3 Capitel: *von der Entſtehung der Krankheiten und der Bildung ihrer Formen,* geliefert. Wir ſind hier auf drey Seiten geſtoſsen, welche Hr. v. H., mit geringen Veränderungen, faſt wörtlich aus *Hufelands* Pathologie, Band I. S. 78 entlehnt hat. Zum Beweis dieſer Behauptung wollen wir nur einen der vorgetragenen Sätze, zum beliebigen Vergleich mit dem gleichen Hufelandiſchen, hier anführen. S. 28 zählt unſer Vf. die ſogenannten *atria morborum* auf; da heiſst es denn: „1) der Magen und Darmkanal. Um den Magen und den Darmkanal zum Atrium einer groſsen Menge von Krankheiten zu machen, vereinigen ſich drey Hauptumſtände: a) beſtändige unmittelbare Berührung von den mannichfaltigſten Auſsendingen, b) groſse Empfindlichkeit, wegen ihres Reichthums an Nerven, c) ausnehmend ſtarke Reſorption, wegen der Menge ihrer einſaugenden Gefäſse. Daher die groſse Menge der gaſtriſchen Krankheiten, daher das unabſehbare Heer conſenſueller Krankheiten aus den erſten Wegen.“ — Bey *Hufeland* lautet dieſer Satz S. 79 ſeiner Pathologie folgendermaſsen: 1) Der ganze Darmkanal, vom Schlund an bis zum After. Hier vereinigt ſich groſse Irritabilität und Reizempfänglichkeit, ein auſserordentlicher Nervenconſenſus mit allen Theilen des übrigen Körpers, eine ausnehmend ſtarke Reſorption, und beſtändige unmittelbare Berührung äuſserer Einflüſſe, um dieſs Organ zu einer der wichtigſten Krankheitsquellen zu machen u. ſ. w. Heiſst das nicht ſich mit fremden Federn ſchmücken?

Wie wir aus der Vorrede ſehen, ſo thut ſich Hr. v. H. auf das vierte Capitel: *von dem Verlauf der Krankheiten und ihrer Entſcheidung,* am meiſten zu gut. Im Anfang deſſelben hat er wieder fünf Seiten *wörtlich* abgeſchrieben, aber dieſsmal keinen fremden, ſondern ſich ſelbſt, und in ſofern indirecte doch wieder Andere. Dieſe 5 Seiten ſind nämlich ganz gleichlautend mit dem, was er in der Einleitung zu ſeiner *ſpeciellen Therapie*, S. 4—8. vorträgt. —

(Der Beſchluſs folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Gieſsen u. Darmſtadt*, b. Heyer: *Sittenlehre in Beyſpielen. Ein Leſebuch für Mädchenſchulen.* Ganz umgearbeitet von *Johann Ferdinand Schlez.* 1807. 479 S. 8. (20 Gr.) Der eigentliche Vf. und Sammler dieſer Sittenlehre in Beyſpielen war *Johann Adam Weyland*, Freyprediger und Mädchenlehrer in Darmſtadt. In der Vorrede ſind einige Nachrichten von ihm gegeben. Die Verdienſte des neuen Herausgebers beſtehen theils in einer geſchickteren Anordnung der Leſeſtücke nach der Verwandtſchaft ihres Inhalts, theils in einer zweckmäſsigeren Auswahl derſelben. Auch hat er mehreres von ſich ſelbſt hinzugethan. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daſs das Buch in dieſer Umarbeitung gar viel gewonnen habe. Die Leſeſtücke beſtehen in Erzählungen und Liedern. Unter den erſteren zeichnen ſich die des neuen Herausg. beſonders zu ihrem Vortheil aus. So einfältig ſie ſind, ſo verfehlen ſie doch niemals ihres Zwecks. Das Geſpräch über die Schutzpocken S. 314 wird ſeine Abſicht weit eher erreichen, als manche Predigt, die über dieſen Gegenſtand gehalten worden iſt. Dem poetiſchen Anhange hätten wir, um den äſthetiſchen Sinn der weiblichen Jugend zu wecken, und ſie an eine geſchmackvolle Declamation zu gewöhnen, mehr Mannichfaltigkeit gewünſcht. Druck und Papier, worauf bey ſolchen Leſebüchern allerdings etwas ankömmt, ſind zu loben.

AN.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1808.

MEDICIN.

Heidelberg u. Rothenburg ob d. Tauber, b. Claſs: *Grundſätze der Heilkunde* von Dr. *Friedrich Wilhelm von Hoven* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die Lehre von den Kriſen iſt unſtreitig das gelungenſte der ganzen Schrift, da der Vf. dasjenige, was die Heroen unſerer Kunſt ſo originell darüber ausgeſprochen haben, welches, ohne Bezug auf irgend eine Theorie, ewig wahr und intereſſant bleiben wird, uns hier ziemlich rein und unverfälſcht wiedergegeben hat. Um ſo weniger genügend und haltbar ſind dagegen die Erklärungen über die Kriſen; ſie beruhen auf einer ganz irrigen Anſicht des Genius jener Krankheitsclaſſe, welche ſich am deutlichſten durch kritiſche Ausleerungen entſcheidet. Sähe Hr. v. H. ein, daſs der weſentliche Charakter dieſer Krankheitsclaſſe darin beſteht, daſs, um uns auf ſeine Weiſe auszudrücken, die Thätigkeitserhöhung im arteriellen Syſtem innormal geſteigert, die + Contraction in ihm herrſchend iſt: ſo würde er ſich auch die Bildungsart der Kriſen richtiger deuten, welche in der That nichts weiter ſind, als der Sieg der Expanſion über die, im arteriellen Syſtem feindſelig erhöhte, Contraction. — Das 5 Capitel, *von der Heilung der Krankheit überhaupt*, iſt faſt gröſstentheils aus des Vfs. Einleitung zu ſeiner ſpeciellen Therapie entlehnt, und ganze Sätze mit denſelben Worten hier wieder abgedruckt, wie ſich jeder Leſer durch eine Vergleichung leicht überzeugen kann. So iſt auch das 6te u. 7te Capitel, *von der Heilung ſtheniſcher und aſtheniſcher Krankheiten*, vollkommen in dem Geiſt verfaſst, welcher ſich in der Einleitung ſeiner ſpeciellen Therapie ausſpricht.

Es wäre eine undankbare Arbeit, uns mit dem Vf. über die ihn hier leitenden Anſichten, und über ſo manche daraus gefolgerte Behauptungen, in Streit einzulaſſen. Man könnte dieſs nur, wenn man überhaupt die Exiſtenz der Sthenie und Aſthenie, worauf ſich dieſe ganze Argumentation gründet, zugeben wollte. So ſehr ſich Hr. v. H. auch bemüht hat, durch manche geſuchte Veränderungen die urſprüngliche Browniſche Anſicht von der Sthenie und Aſthenie unkenntlich, und ſeine hier vorgetragene Lehre, als eine beſondere, originelle Erſcheinung, geltend zu machen, ſo wenig iſt es ihm doch gelungen, da er in der Hauptſache den weſentlichſten Grundſätzen jener Lehre treu geblieben iſt. Wir erwähnen nur einiger von der Browniſchen Anſicht abweichender Behauptungen. Unter den ſ. g. poſitiv ſchwächenden Mitteln werden auch die narkotiſchen, als Opium, und die antiſpasmodiſchen, als Biſam, Bibergeil, mit aufgeführt. Dieſe Behauptung ſucht der Vf. auf eine ſehr weitläuftige Weiſe darzuthun. Der Mohnſaft, heiſst es S. 147, ſey inſofern ein ſedatives Mittel, als er das Senſorium direct beruhige, und die Thätigkeit des Gefäſsſyſtems indirect erhöhe. Was vermittelt nun aber die Wirkſamkeit dieſes Mittels in ſolchen Fällen, wo weder das ſenſorielle Syſtem einer Beruhigung, noch das Gefaſsſyſtem einer Thätigkeitserhöhung bedarf? Wie iſt ſeine Wirkung in den ſ. g. Krankheiten des reproductiven Syſtems, z. B. bey Wechſelfiebern, der Dyſenterie u. ſ. w. zu erklären? Der Mohnſaft muſs daher wohl noch etwas mehr, als ein bloſses Sedativmittel ſeyn! An dieſem Beyſpiel läſst ſich zugleich nachweiſen, daſs Hr. v. H. mit ſeiner jetzigen Erklärung über die Wirkungsweiſe der Arzneymittel gerade da wieder ſteht, wo die vorbrowniſchen Ärzte ſtanden, indem er, gleich dieſen, aus einzelnen Erſcheinungen die Relation eines beſtimmten Arzneymittels zu gewiſſen Organen und Syſtemen zu deriviren bemüht iſt. — Eben ſo phantaſtiſch iſt ſeine Anſicht von der directen und indirecten Methode, zur Bekämpfung aſtheniſcher Krankheiten. Es gehört gewiſs eine groſse Verblendung dazu, um im Ernſte einen aus Sthenie und Aſthenie zuſammengeſetzten Zuſtand, für wirklich im Organismus exiſtirend, anzunehmen, und es für möglich zu halten, mit glücklichem Erfolg zugleich gegen den primär und ſecundär krankhaften Zuſtand des Organismus zu Felde ziehen zu können. — Das 8te und letzte Capitel hat es mit der Heilung der ſ. g. Alienationskrankheiten zu thun. Unter dieſer Kategorie ſind alle jene Krankheitsformen ſubſumirt, welche ſich aus der quantitativen Anſicht nicht erklären lieſsen. Da Hr. v. H. aus ſeiner einſeitigen Erregungsanſicht keine einzige Krankheitsform zu erklären im Stande iſt: ſo wäre es weit zweckmäſsiger geweſen, unter dieſer letzten Claſſe das geſammte Reich der Krankheitsformen zuſammen zu faſſen; denn entweder giebt es gar keine Alienationskrankheiten, oder es giebt keine anderen, als Alienationskrankheiten. Denn nicht bloſs die Alienationskrankheiten fodern, wie §. 123 bemerkt wird, ihre eigene Behandlung und Arzneymittel, ſondern jede Krankheitsform will auf eine eigenthümliche, ſpecifiſche Weiſe, durch ganz beſtimmte Gegenſätze behandelt ſeyn. So lange ſich die Ärzte von der Rich-

Digitized by Google

tigkeit dieſer Behauptung nicht überzeugen, werden ſie nicht aufhören zu irren, und nie zu einer wahren Heilmethode gelangen.

Wir hoffen durch das Bisherige auf den Inhalt, den Geiſt, und die Tendenz dieſer Schrift hinlänglich aufmerkſam gemacht zu haben. — So wenig die Browniſche Theorie die einzig brauchbare und rechtmäſsige Theorie der Heilkunde genannt werden kann, wofür ſie Hr. *v. H.* vor zwey Jahren angeſehn haben wollte: eben ſo wenig, ja noch viel weniger kann das ſeichte, einſeitige, mit allen Geſetzen der Wiſſenſchaft, und den Ausſprüchen der Erfahrung im Widerſpruch ſtehende Räſonnement unſeres Vfs. für die wahre Theorie der Heilkunde gelten, wofür ſie in der Vorrede ſo voreilig erklärt wurde.

Unter dieſen Umſtänden wäre es ſehr zu wünſchen, daſs uns Hr. *v. H.*, vor der Hand wenigſtens, mit der verſprochenen, nach dieſer ſublimen Theorie verfaſsten ſpeciellen Therapie verſchonen möchte. SS.

Ulm, b. Stettin: *Magazin für die techniſche Heilkunde, öffentliche Arzneywiſſenſchaft und mediciniſche Geſetzgebung.* Herausgegeben von *Gottl. von Ehrhart* d. j., der Arz. und Wundarz. Dr., ord. Stadtphyſic. und Geburtsarzt zu Memmingen. 1805. 452 S. in gr. 8. Mit Kupf. (1 Thlr. 8 Gr.)

Der Vf. wünſcht zwar, daſs man das Ganze nicht nach dieſem Anfange beurtheilen möge, *weil die Materialien bereits vorräthig waren.* Es ſcheint daher, daſs er ſelbſt von dem geringen wiſſenſchaftlichen Gehalt dieſes Buchs überzeugt war; aber warum gab er es dennoch heraus? Soll man das Buch aus ſeinem inneren Werth nicht würdigen, was bleibt dann der Kritik übrig, und woraus ſoll ſie ihre Urtheile belegen?

Hat der Vf. nicht intereſſante Gegenſtände genug gehabt, ſo ſind wenigſtens die Grenzen, in welchen er ſich herumtreibt, nicht Schuld. Sein Buch zerfällt in *techniſche Medicin, öffentliche Arzneykunſt* und *mediciniſche Geſetzgebung.* Unter der erſten Rubrik ſind chirurgiſche und geburtshülfliche Gegenſtände verhandelt, und mit den zwey letzteren, die füglich unter jener der Staatsarzneykunde hätten aufgeführt werden können, wären alſo die geſammten praktiſchen Zweige der Kunſt als Gegenſtand dieſes Magazins dargeſtellt.

I. *Kritiſche Betrachtungen über einige Heilmethoden und die dahin gehörigen Arzneymittel, welche ſich auf die Entwickelungskrankheiten der Zähne anwenden laſſen*, vom *Herausgeber.* „Dieſe allgemeinen Bemerkungen (ſagt der Vf.) ſind das Reſultat der Äuſserungen verſchiedener Schriftſteller, die ich *abſichtlich mit ihren eigenen Worten* reden lieſs, weil ich ſie hier bloſs in ein Ganzes ſtellen wollte.“ In der Sprache des Rec. ſagt dieſs eben ſo viel, als: ich habe *Hufeland, Wigand, Sternberg, Brandis*, die von allen Ärzten ſchon gekannt und geleſen ſind, wörtlich abgeſchrieben und hier zuſammengeſtellt. So wenig man dem Vf. für dieſe unnütze Mühe danken wird, indem er gar nichts aus eigenen Kräften leiſtete: eben ſo gerne wird man ihm das gemachte Verſprechen erlaſſen, mit dem er uns bedroht, „*in der Folge dieſs alles genauer zu detailliren.*“ War etwa der Aufſatz über dieſen Gegenſtand von 163 Seiten im 2ten Heft ſeiner Sammlungen u. ſ. w. noch nicht lang genug? II. *Beobachtung einer Krankheit der oberen rechten Kinnbackenhöhle*, vom Hn. Dr. *Merk*, Stadtphyſ. zu Ravensburg. Sie entſtand von einem angefreſſenen Zahn, welchen der Vf. ausziehen lieſs. Der Fall iſt gar nicht ſelten; die Öffnung ſchlieſst gewöhnlich nach längerer Zeit ſich ſelbſt, wenn man ſie nur nicht durch überflüſſige Sorge ſchwierig macht. III. *Beobachtung einer Hydrocele tunicae vaginalis teſticuli*, von *Ebendemſelben.* Die Kennzeichen, Grade, Unterſcheidungsmerkmale und Heilung der Krankheit werden überhaupt nach Schmucker, Richter, Bell bloſs berührt, und dann die unternommene Radicalkur erzählt. Der Bruch enthielt ein Maſs Waſſer. Der Vf. öffnete den Verband erſt am 6ten Tag, und „nach einer Woche war die Wunde ſchon geheilt.“ IV. *Beobachtung einer Paronychie.* Der Vf. fängt auch hier ſchulgerecht den Aufſatz mit den Urſachen, Diagnoſe und Heilanzeigen an, erzählt dann mit ſehr wenig Worten (wie billig bey einer ſo unbedeutenden Alltagsgeſchichte) den Fall, und endet mit einer Tirade über die Nothwendigkeit der Verbindung der operativen Chirurgie mit der Medicin. (Der Vf. hätte wahrlich die Sache bey keinem ſchicklicheren und überzeugenderen Anlaſs zur Sprache bringen können!) V) *Beobachtung eines Beinfraſses des unteren Kinnbackens*, von *Ebendemſelben.* Das Übel entſtand von dem eigentlichen Scharbock, worüber der Vf. die intereſſanten urſächlichen Momente und die Diagnoſe nicht berührt, ſondern die *Säftemaſſe und das Blut als ſchlecht, verdorben und aufgelöſt* angiebt, dieſelbe aber dennoch mit ſtinkendem Aſand heilte. VI. *Beobachtung einer Verwachſung der Mutterſcheide*, von *Ebendemſ.* Die Perſon ſoll vor 10 Jahren geboren, und nun 8 Jahre in der Ehe ſeyn. Seit einem Jahr bekam ſie Harnbeſchwerden (ob ſie indeſſen wieder geboren habe, oder was zu dieſer Atreſie Anlaſs gab, wird nicht geſagt. Die Vermuthung fällt zwar auf die erſte Geburt, aber ſollte denn durch die 8jährige Ehe nicht hievon eher etwas entdeckt worden ſeyn?) Die monatliche Reinigung ſoll erſt ſeit einem Jahr etwas weniger, aber immer ordentlich, und, nach Beobachtung der Frau, aus der Harnröhre gefloſſen ſeyn (wie ſtimmt dieſs zuſammen?) Der Vf. vergleicht die Verwachſung mit einigen zuſammengeleimten Papierbogen, und ſagt gleichwohl, daſs er ein paar Zoll tief geſchnitten hätte, und ungefähr 3 Schoppen eines ſchwarzen, dünnen, geruchloſen Blutes ausgeleert habe. VII. *Beobachtungen aus der praktiſchen Heilkunde über die Wirkſamkeit gewiſſer Arzneymittel*, von Hn. Dr. *Graber* zu Babenhauſen. 1) *Von der Wirkſamkeit des reichiſchen Fiebermittels.* Der Vf. war ungewiſs, ob er eine entzündliche Pneumonie oder ein Nervenfieber vor ſich habe. Eine *venaeſectio probatoria* (!?)

Digitized by Google

beſtätigte ihm Letzteres. Am 15ten Tage hatte die Kranke hippokratiſches Ausſehen, der Vf. hielt ſie in einer Stunde für verloren. 10 Tropfen concentrirte Vitriolſäure in hinlänglichem Waſſer verdünnt wurden gegeben. Auffallend und zum Erſtaunen erholte ſich die Kranke, ſtarb aber am 16ten Nachmittags, weil ihr Mann ſie nicht mehr durch Arzneyen quälen laſſen wollte (!?). Am Ende dann nichts deſtoweniger eine Lobeserhebung dieſes Mittels und ſeines Erfinders, über welche die Zeit ſchon abgeurtheilt hat. VIII. *Ideen aus dem Gebiete der Heilkunde*, von *Ebendemſelben*. Nichts Neues und nichts, was man nicht überall beſſer und beſtimmter entwickelt antrifft! Auch ſtehen dieſe Ideen mit dem vorigen praktiſchen Falle oft im Widerſpruch. IX. *Beobachtungen von Wurmfiebern*, von Hn. Dr. *Stör* in Leutkirch. Der Vf. erzählt 2 Fälle, die er mit ellenlangen Recepten behandelte; aber über die bisher ſchwankende und noch unbeſtätigte Lehre dieſer Fieber nichts Näheres. Bey dieſen Bauchanomalien iſt das Fieber nicht immer der hervorſtechende Charakter der Krankheit. Alle Thiergattungen haben bekanntlich ihre Würmer; Jalape mit verſüſstem Queckſilber, welches der Vf. in dieſen Fällen nie gereicht hat, und bald darauf ſtärkende Mittel zeichnen ſich hier vorzüglich aus, indem die Würmer bloſs dort ſich anhäufen, wo ausgezeichnete Schwäche der Verdauungsorgane und zäher Schleim beſteht. Das Fieber kann Folge derſelben ſeyn, aber es kann auch anderswoher entſtehen, dieſs muſs der Arzt erörtern, und ſeine Heilanzeigen darnach entwerfen. X. *Über die Karl'ſche Geburtszange*, von dem *Herausgeber*. Die Bekanntmachung und Zeichnung dieſer Zange verdient allen Dank, indem der Erfinder dieſelbe ſchon ſo lange beſitzt und gebraucht, ohne daſs er dem Publicum eine Nachricht davon zu geben ſich beſtimmen konnte. Der Herausgeber enthält ſich (billig) alles Urtheils über den Werth derſelben, weil er ſich derſelben nie bediente. Sie unterſcheidet ſich von allen anderen weſentlich durch das Schloſs, welches nicht an den Zangenblättern, ſondern an einem eigenen, geraden Führer befindlich iſt, der zwiſchen die Blätter hinaufgeſchoben, in der Form eines H in dieſelben eingreift und ſie befeſtigt. Rec. kennt die Zange, aber aus Mangel praktiſcher Anwendung nicht ihre Vorzüge, und erſucht daher die praktiſchen Geburtshelfer, ſich derſelben zu bedienen, um ihre Nützlichkeit und ihren Werth gehörig zu beſtimmen. Der Erfinder iſt Hr. *Veit Karl*, Prof. zu Freyburg im Breisgau. XI) *Bemerkung* (über die Folgen) *eines Natterbiſſes, und vortreffliche Wirkung des Opiums in dieſer Krankheit*, von Hn. D. *Gaſner*, Stadtphyſikus zu Günzburg. Das Thier war vermuthlich nicht Coluber, ſondern *natrix vulgaris*, die von den Vipern ſich ſehr unterſcheidet, auch gewiſs nicht giftig, wie dieſe iſt. Daſs ihr Biſs gefährliche Zufälle machen könne, iſt bekannt, ſo wie der Biſs der Eidechſe und anderer Thiergattungen dieſelben unter gewiſſen Umſtänden erzeugt haben. Der innerliche und äuſserliche Gebrauch des Olivenöls wirkt hier eben ſo vortheilhaft als der Mohnſaft. Ob das Erweitern der Wunde hier erfoderlich war? dieſs glaubt Rec. mit Nein beantworten zu müſſen. XII) *Bemerkung einer Hirnwaſſerſucht und Section des Leichnams*. Von *Ebendemſelben*. Eine *amauroſis* von einem ſeit 18 Jahren geduldeten halbſeitigen Kopfſchmerz, der verſchiedene Desorganiſationen im Gehirn veranlaſste, wovon endlich die Waſſeranhäufung nur die Folge war, und freylich in den letzten 3 Tagen weder mit *digitalis* noch mit Queckſilbereinreibungen geheilt werden konnte! XIII) *Geſchichte kranker Phantaſie, eingeſandt von einem praktiſchen Arzt*. Bey einem Schuſter ſind dergleichen Geiſtesverirrungen nichts ſeltenes. Rec. ſah einen ſolchen, der in einer ähnlichen Anwandlung dem Kind ſeiner Schweſter den Hals abſchnitt. XIV) *Beobachtung einer geheilten Pulsadergeſchwulſt an der rechten Subclavia*. Von Hn. Stadtphyſ. *Merk* in Ravensburg. Wenn Rec. auch nicht, wie neuerlich *Scarpa*, behaupten will, daſs es gar keine Pulsadergeſchwulſt von Ausdehnung der Häute giebt: ſo zweifelt er doch hier an der Diagnoſe. XV) *Krankheitsgeſchichte der* (Geſchichte einer) *Gehirnwaſſerſucht*, vom Kreisphyſ. D. *Gaſner* in Günzburg. Der Vf. ſagt, daſs man die meiſten Aufklärungen über dieſe ſchwierige Krankheit den Engländern verdanke. Indeſſen iſt *Odier* kein Britte, und Rec. kennt auch einen Deutſchen, deſſen Anſichten und Darſtellungen der urſächlichen Verhaltniſſe ſo lichtvoll ſind, daſs ſie die rohe Empirie der Britten weit aufwägen. Dieſs iſt Hr. *Hopfengärtner*. Was der Vf. hier liefert, iſt die Symptomatologie des geſehenen Falles, nur für angehende Ärzte, für die der Vf. hier ſchreibt. Denn über die urſachlichen Momente, über die vielen diagnoſtiſchen Complicationen, und eben ſo verſchiedenen Heilungsarten wird hier nichts geſagt. Bey der Section des in No. XVI erzählten Falles ſollen 5 Unzen Waſſer aus der vorderen rechten Hirnhöle ausgefloſſen, übrigens *in dem Bau des Gehirns keine widernatürliche Beſchaffenheit, keine fehlerhafte Organiſation vorgefunden worden ſeyn*. Die Hnn. *Wenzel* werden bey dieſer Angabe lächeln, und Rec. findet die Urſache derſelben von dem Vf. ſelbſt beſtimmt; denn er ſagt S. 140: „die Unvollkommenheit unſerer Kunſt von dem Bau des Gehirns verurſacht, daſs wir in Anſehung der Gehirnkrankheiten in einer groſsen Unwiſſenheit und Ungewiſsheit uns befinden."

Öffentliche Arzneywiſſenſchaft. Nach Rec. Meinung iſt dieſs der wiſſenſchaftliche Theil der Staatsarzneykunde, der die Entwürfe und Vorſchläge über die Sanitätsanſtalten ſowohl, als über die Organiſation des Medicinalweſens und der gerichtlichen Arzneykunde enthält. Die Anwendung derſelben iſt immer in den Händen der Geſetzgebung. I) *Unmaſsgebliche Vorſchläge zur Verbeſſerung des Medicinalweſens in Bayern u. ſ. w.* vom Hn. Prof. *Nolde*. Einen Auszug dieſer überall bekannten Schrift begleitet hier der Vf. mit ſeinen *Bemerkungen*, und fügt II) auch noch die *Skizze eines Entwurfs einer Medicinalverfaſſung* als *eine Rhapſodie* bey, die den Namen mit Recht

trägt, indem am Ende der Vf. ſelbſt ſagt, daſs dieſen hingeworfenen Ideen das Gepräge einer Vollendung gänzlich mangle. Übrigens ſind in den vorigen Bemerkungen manche intereſſante Medicinalgeſetze zuſammengeſtellt, wo auch der *groſse! Röſchlaub* nicht vergeſſen iſt. III) *Über Inſtitute für die Bildung der Hebammen*, vom *Herausgeber*, enthält gar nichts Neues. Statt alles hier Geſagten wären einige Vorſchläge über die Art, nach welcher den Gemeinden dieſer Unterricht am wenigſten koſtſpielig wird, wünſchenswerth geweſen; denn hierin beſtehen die gröſsten Schwierigkeiten. IV) *Auszüge aus Schriften*, vom *Herausgeber*, und zwar aus *Röſchlaubs* und *Oeggls* Hygiea. Nichts in der Welt iſt überflüſſiger, als von Zeitſchriften Auszüge zu geben, die, ob ſie wenig oder viel geleſen werden, dieſer Mühe nie werth ſind. Die Guten ſind in Jedermanns Händen, und die ſchlechten ſind der Arbeit nicht werth. *Kurzer Unterricht über die Schutzpockenimpfung*, von Hn. D. *Zumtobel* in Boehau 1803. Warum den Ärzten hier der Auszug eines kleinen für Layen berechneten Schriftchens, das nichts mehr als alle ſeine damaligen Schweſtern enthält, nochmals auftiſchen? V) *Einige Cautelen für den Impfarzt*, von D. *Merk* in Ravensburg. Eigennutz und Mangel an Aufklärung von Seiten des Volks ſowohl, als des ärztlichen Perſonales, ſind nach Rec. Meinung die vorzüglichſten Hinderniſſe der Impfung. VI) *Ideen über Kuhpockenimpfung in policeylicher Anſicht.* Von Dr. *Feuchtmayr* in Weiſſenhorn. Rec. hoſſt weit mehr von einer thätigen Policey, als von allem Eifer der Ärzte und Geiſtlichen. VII) *Neue Methode Kuhpocken einzuimpfen*, von D. *Wieſt* in Weingarten, mit einem Schröpfſtock. Elende Spielerey für Ärzte und Chirurgen, die das Meſſer mehr fürchten als ihre Kranken. VIII) *Miſcellen. Königlich bayerſche Verordnungen die Verbreitung der Schutzpocken betreffend* — aus den Zeitungen ſowohl, als durch den Geſchäftsgang den Ärzten längſt bekannt. IX) *Seltener und ſehr merkwürdiger Erfund bey der Legalinſpection und Section eines unreifen und todtgeborenen Kindes.* Von Hn. D. *Bührlen*, Stadt- und Hoſpitalarzt in Ulm. Die übrigens gut erhobene und eben ſo gut hier vorgetragene Legalinſpection iſt nicht ſo ſelten vorgekommen, als der Vf. glaubt; Rec. hat mehrere Kinder ähnlicher Art, ſogar ganz ausgetragene und reife geſehen. Merkwürdig wäre dieſer Fall geworden, wenn es dem Vf. oder dem Herausgeber gefallen hätte, irgend einige Momente auszuheben, die uns eine belehrende Anſicht über dieſen Bildungsfehler und deſſen Urſachen gegeben hätten. *Gutachten über eine Kindesmörderin*, von D. *Breiting*, prakt. Arzt zu Augsburg. Der Vf. holt etwas weit aus, um einen Mord *ex taedio vitae*, wie die Criminaliſten ſagen, zu beweiſen. Rec. hat ſo eben dieſen Fall vor ſich, und hat denſelben ſchon mehrmals gehabt. Ganz ſicher findet er die Bemerkung, daſs eine niedrige Stufe der Geiſtescultur, der Mangel öffentlicher Schulen u. ſ. w. im Volke dieſs Übel vorzüglich erzeugen. Auch iſt *Galls* Lehre hierin wirklich zu beherzigen. Die Ausartung der Gehirnorgane, und die Verdickung der Schädelknochen liegen meiſtens zum Grund. Rec. ſah dieſe Anlage von einem erfolgten Sturz auf den Kopf entſtehen, deſſen ſichtbare Folgen zwar geheilt wurden; doch blieben epileptiſche Anfälle, die die ſehr niedrige Stufe der Geiſtescultur dieſes Menſchen noch tiefer herabbrachten, und bey unausbleiblichem, dadurch erzeugtem, lange geduldetem phyſiſchem Elend, dieſen habituellen Stumpfſinn, und dieſs *taedium vitae* zur Folge hatten. Er mordete das zweyjährige Kind ſeines Wohlthäters, und rief denſelben augenblicklich nach der That zum erſchlagenen Liebling. Eben ſo zerhackte vor einigen Jahren der Vater ſeine zwey eigenen Kinder mit dem Beil.

Mediciniſche Geſetzgebung. Verordnungen, die Schutzpocken betreffend. Bayerſche Medicinalverordnung wegen Beſtimmung und Beſoldung der Landgerichtsärzte. Generalinſtruction derſelben im Bayerſchen und Bambergſchen. Auch ſogar die neue Organiſirung (1803) der Univerſität zu Wirzburg, die indeſſen ſchon ſo oft desorganiſirt u. wieder reorganiſirt wurde. Errichtung einer Medicinalſection bey der Landesdirection in Schwaben. Verordnung wegen wüthiger Hunde. Über den jährlichen Gehalt der Hebammen im Bambergſchen. Errichtung des Veterinärinſtituts zu Wirzburg. Die bloſse Anführung aller Verordnungen *in Extenſo* iſt eine um ſo entbehrlichere Sache, als dieſelben im Geſchäftsgang den Ärzten ſchon officiell bekannt, und auch dem Publicum in den vielgeleſenen Regierungsblättern zur Nachachtung vorgelegt worden ſind. Hätte der Vf. ja dieſelben mit Nutzen vortragen wollen, ſo hätte er den Geiſt derſelben in der Kürze auffaſſen, dieſelben mit kritiſchem Scharfblick gehörig motiviren, und das Gute, wie das Unſtatthafte derſelben, ſo vortragen ſollen, daſs ſich aus ſeiner Arbeit irgend etwas Nützliches ergeben hätte. — —

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Meyer: *Gemälde und Zeichnungen aus der wirklichen Welt*, von *Julius Stru'a.* 1804. 194 S. 8. (16 Gr.) Das wirkliche Leben ſieht man dieſen Gemälden und Zeichnungen wohl an, aber nicht ſo wohl die Hand des Künſtlers. Dieſs gilt hauptſächlich von der zweyten Erzählung: *Geſchichte meiner gelehrten Laufbahn.* Dieſe treibt ſich auf eine ſo gemeine Art fort, und hat es ſo ſehr mit dem gemeinen Leben zu thun, daſs man Mühe hat, ſie bis zu Ende zu leſen. Manches darin iſt auch ein wenig zu derb gegeben, und gar zu unmanierlich. Die übrigen vier Erzählungen: die Ritter am Fuſse des Rieſengebirges; Vanini und der Jeſuit Guignard; der Mann, der durch Geſpenſter ſein Glück macht; und Verzweiflung, ſind etwas beſſer, aber noch immer nicht gut genug, um auf eine Auszeichnung unter ihres Gleichen rechnen zu können.

ov.

Amathunt, auf Koſten des Vfs.: *Erholungen für Kinder der Freude.* Herausgegeben von *Hilarius Bonvivant.* In zwangloſen Heften. Erſtes Heft. 1808. 112 S. 8. (8 Gr.) Rec. würde ſich an ſeiner Zeit und an dem Papiere verſündigen, wenn er von dieſen Erholungen mehr ſagen wollte, als daſs ſie in jeder Hinſicht ſchlecht und erbärmlich ſind.

oo.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 SEPTEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Bran: *Über den neuen franzöſiſchen Erbadel*, von dem *Freyherrn von Eggers*, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. 1808. 28 S. 8. (5 Gr.)

Die Gründung eines neuen Erbadels in Frankreich, ehe noch 20 Jahre ſeit jener denkwürdigen Nacht verfloſſen ſind, welche einen ganz neuen geſellſchaftlichen Zuſtand zu verkünden ſchien, und während noch ſelbſt der Mann, welcher das begeiſternde Feuer hervorbrachte, welches die Mitglieder der Verſammlung damals ergriff, ſich eines höchſt bedeutenden Einfluſſes zu erfreuen hat, gehört an ſich zu den ſehr merkwürdigen Erſcheinungen. Sie wird aber noch um ſo merkwürdiger, weil ſie weder durch die eiſerne Nothwendigkeit geboten, noch, ſo viel man wenigſtens weiſs, durch den lautgewordenen Wunſch der Nation veranlaſst worden iſt, ſondern ganz und gar das freye Werk der geſetzgebenden Weisheit zu ſeyn ſcheint. Für den Deutſchen wird aber dieſes Ereigniſs noch um ſo auffallender, weil ein groſser Theil derjenigen, welche unter uns das Wort führen, dem Erbadel alles mögliche Unheil und namentlich alles Unglück zuſchreibt, das den preuſſiſchen Staat betroffen, und weil man unter uns — nicht ohne manchen ſcheinbaren Grund — die Groſsthaten der franzöſiſchen Armee und den trefflichen Geiſt, der in derſelben herrſcht, hauptſächlich der Aufhebung aller Standes-Ungleichheit zuzuſchreiben gewohnt iſt. Eine freymüthige, prüfende Unterſuchung des neuen wichtigen Inſtituts — ſo weit ſolche von einem Privat-Schriftſteller, dem immer ſo manche Gründe und Rückſichten, welche den Staats-Chef leiten, verborgen bleiben, geſchehen kann — eine Entwickelung der Gründe, welche den groſsen Mann dabey leiteten, der Mittel, die er angewandt, um das Gute, welches ſich von dieſem Inſtitute erwarten läſst, hervorzubringen, und das Schädliche, das Gefährliche, welches ſo leicht aus demſelben hervorgehen kann, zu vermeiden, der Künſte, welche er in Bewegung geſetzt, um das Inſtitut, in ſeinem Entſtehen groſs und gut, vor dem Verdorbenwerden zu bewahren, und ſo manches andere, was ſich dem Nachdenkenden darbietet, würde nicht nur ein ſehr intereſſantes, ſondern auch für unſere vaterländiſchen Geſetzgebungen ſehr lehrreiches Werk ſeyn. Der Vf. der vorliegenden Bogen hat dieſes alles gefühlt; aber er hat die Wünſche des Leſers in keinem Stücke befriedigt. Auſser einigen nicht tief eingreifenden Bemerkungen über die Gründe, giebt er uns nur einige gute Wünſche, frohe Hoffnungen, groſse Erwartungen, welche ihn, den leicht in Begeiſterung gerathenden, beleben, und nebenbey einige leere Declamationen.

Der Staat, der Regent, davon geht der Vf. aus, bedarf oft gröſserer Anſtrengungen und Aufopferungen, als die gemeinen Triebfedern in den Menſchen hervorzubringen im Stande ſind. Unter allen wirkt am kräftigſten *die Ehre*, der Wunſch, daſs unſer Andenken fortdaure, daſs unſere Wirkſamkeit ſich über das Grab hinaus erſtrecke, dieſer ſchöne menſchliche Wunſch. Dieſs ſpornt den edlen Mann an zu allem, was groſs iſt, was Bewunderung verdient, und nichts entwickelt in dem glücklich organiſirten Jüngling ſo leicht die Begierde zu groſsen Thaten, als das Andenken an das Verdienſt des Stammvaters, deſſen Name auf ihn vererbt iſt. Um dieſe Ideen zu verſinnlichen, gab man den Namen der Geſchlechter ein Unterſcheidungszeichen. Dieſes iſt der wahre Geiſt des *Erb-Adels*.

Wer vermag es zu leugnen, daſs Ehrbegierde und der ſchöne Gedanke an den Nachruhm den Menſchen zu den gröſsten Thaten, zu übermenſchlichen Anſtrengungen anzutreiben im Stande iſt? Alles was daher zur Anerkennung des Verdienſtes, zur Auszeichnung alles deſſen, was groſs, edel und ſchön iſt, dient, iſt vortrefflich. Hoch rage jeder groſse Mann und deſſen Name über alle anderen hervor, für die Ewigkeit werde ſein Ruhm erhalten, das iſt weiſe, das iſt ſchön. Aber eine andere Frage iſts, ob es gut ſey, ob es nothwendig ſey, ob es ſelbſt ſehr wirkſam ſey, wenn man den Nachkommen, dem Geſchlecht eines groſsen Mannes ein gleiches Recht einräumt. Der Begierde nach Ruhm, nach Nachruhm liegt ſo viel Reelles zum Grunde, ſie iſt mit ſo vielen anderen Wünſchen der Menſchen, z. B. dem Streben nach Macht, nach Herrſchaft, nach freyer Wirkſamkeit ſo eng verbunden; die Mittel, welche zum Ruhm führen, führen nicht ſelten auch zu einer Verbeſſerung unſeres Zuſtandes, ſie hängt überdieſs ſelbſt mit der Hoffnung nach Fortdauer ſo unzertrennlich zuſammen, und es giebt endlich der Mittel und Wege, den Namen und das Andenken groſser Thaten und Männer den Nachkommen zu erhalten, ſo viele, daſs es nicht nöthig zu ſeyn ſcheint, dieſe Begierde, welche man ohnehin gleichſam als eine Grundbegierde, die ohne alle Nebenrückſichten, durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt beſteht, be-

Digitized by Google

trachten darf, durch die Ausſicht auf einen beſtimmten Erfolg, auf die Begründung eines ausgezeichneten Geſchlechts zu erhöhen, eine Ausſicht, welche überdieſs nur ſehr wenige haben können, und für alle Nachkommen eines Mannes, der für ſein Geſchlecht einmal die adliche Auszeichnung erworben hat, verloren geht.

Von einer anderen Seite iſt es nicht ſo ausgemacht, ob der Gedanke an groſse Vorfahren auf das Gemüth des Menſchen einen mächtigen bloſs wohlthätig wirkenden Einfluſs habe. Die Erfahrung begünſtiget dieſe Idee nicht ſehr. Groſse Männer haben ſelten groſse Nachkommen, und die meiſten groſsen Geſchlechter, ſo lehrt es die ganze Geſchichte, ſind ausgeartet. Auch mag man über die Begebenheiten unſerer Zeiten und deren Urſachen denken, wie man will, ſo zeigen ſie uns doch die ganz unwiderſprechliche Wahrheit: der Gedanke und die Erinnerung an groſse Vorfahren, wie ſie durch Führung einer adlichen Auszeichnung erweckt wird, iſt ſo wenig im Stande geweſen, diejenigen, die ſich ſolcher zu erfreuen hatten, zu groſsen Thaten, zu auſserordentlichen Anſtrengungen zu vermögen, als die Helden und groſsen Männer, welche wir vor uns ſehen, der Erinnerung an ihre Voreltern, und der Ausſicht auf die Begründung eines ausgezeichneten Geſchlechts bedurft haben, um ſich aufs ſchönſte zu entwickeln, und um ſich zu den gröſsten Thaten, zu den unglaublichſten Anſtrengungen geneigt und fähig zu fühlen. Dagegen iſt nichts ausgemachter, als daſs gewöhnliche Menſchen — die Mehrzahl — durch den von ihren Voreltern ererbten groſsen Namen, zu Anmaſsungen, falſchen Vorſtellungen und Begriffen verleitet, und alſo von Fehlern ergriffen werden, die einer beſſeren Ausbildung und der Erwerbung des eigenen Verdienſtes gar ſehr im Wege ſtehen. Aus allem dieſem folgt wenigſtens ſo viel, daſs die Einwirkung der Gefühle, wie ſie durch den Erbadel geweckt und genährt werden, nicht gerade unentbehrlich iſt, und daſs der Erbadel überhaupt nicht bloſs wohlthätige Einwirkungen auf die Gemüther der Menſchen, ſondern auch leicht höchſt nachtheilige hervorzubringen und zu nähren im Stande ſey. Wo aber dieſes iſt, laſſen ſich Zweifel über dieſs Inſtitut rechtfertigen, und es erſcheint ein jedes Verdammungsurtheil über die Zweifelnden ungerecht.

Der neue Adel, lehrt der Vf., paſſe ganz in die neue Ordnung der Dinge, gehöre ihr allein an, beziehe ſich ganz auf ſie; er läſst aber das *wie* und *warum* ganz unerörtert. Damit der alte nicht wieder auflebe, ſey der neue Adel geſtiftet, und da er ſich auf ausgezeichnetes Verdienſt gründe, entſpreche er den Foderungen der Vernunft, der Moral, des natürlichen Rechts! Iſt dieſe Declamation folgerecht? Wie mancher hat die Belohnung, die er erhält, verdient, und doch iſt die Art der Belohnung ungerecht und unweiſe!

Das angemeſſene Einkommen iſt allerdings etwas ſehr weiſes, verhindert einigermaſsen, daſs nicht Anmaſsung und Armuth, Stolz und Hülfloſigkeit mit einander gepaart, ein ekelhaftes Bild darbieten. Aber die Nothwendigkeit, ſeinen Nachkommen ein angemeſſenes Einkommen ausſetzen zu müſſen, wenn man den perſönlichen Adel auf ſie fortpflanzen will, macht es doch auch dem Verdienſte allein nicht möglich, den erworbenen Adel fortdauern zu laſſen, ſondern macht die Fortdauer von einem zufälligen Umſtande abhängig. Und hat nicht ſchon manchen, auf das ererbte Vermögen rechnend, die Mittel verſäumt, die ſich ihm darboten ſich auszubilden? Die Geringfügigkeit der Summen mildert beides einigermaſsen; allein ſie ſchafft dagegen nicht die Unabhängigkeit, von welcher der Vf. S. 14 mit Recht ſo manches erwartet. — Bürgerliches Gewerbe ſoll der Adel nicht treiben, er ſoll dem Staate dienen, den Wiſſenſchaften leben, oder ſeine Güter bewirthſchaften. Alſo ſetzt bürgerliches Gewerbe herab? Der nicht dürftige Mann wird, wenn er nicht ſelbſt ſordide iſt, nicht leicht ein ſordides Gewerbe ergreifen, daher braucht der Staat ihn davon nicht abzuhalten; aber ein an ſich nützliches, unentbehrliches Gewerbe ſollte niemanden herabſetzen, und durch keine Auszeichnung gebrandmarkt werden. Schwerlich dürfte es auch geſchehen. Warum ſollte aber auch ein Banquier, dem der Kaiſer den Orden der Ehrenlegion ertheilt, ſeinem Geſchäfte ferner vorſtehen dürfen, nicht aber deſſen Sohn, dem er den Adel erworben hat? wie der Vf. S. 16 will.

Die Beſtimmung der Rechte, welche dem Erb-Adel zuſtehen werden, wird noch erwartet. Der Vf. glaubt, daſs es ſchwerlich andere ſeyn werden, als die ſich auf den Zutritt zu der Perſon des Regenten und auf das Ceremoniel bey Feyerlichkeiten beziehen. Iſt dieſes, erhält jeder Adliche, ohne Ausnahme, und bloſs weil er adlich iſt, das Recht des Zutritts beym Regenten, und erhält keiner, der nicht von Adel iſt, dieſes Recht, oder nach unſerer Sprache, iſt jeder Adlicher und nur der Adliche hoffähig: ſo iſt das ein ſehr groſses Vorrecht. Ein Vorrecht, nicht nur in ſich von vielem Werth, ſondern noch unendlich mehr als Mittel zu ſo mannichfaltigen Zwecken von der gröſsten Wichtigkeit. Beſonders kann dieſes Vorrecht in der Folge der Zeit und bey ſchwachen Regenten — können aber dem Starken nicht auch Schwache folgen? — gar leicht zu Miſsbräuchen, zu unglücklichen Anmaſsungen Einzelner und zu ſchädlichen Erweiterungen der Rechte des ganzen Standes führen. Überdieſs hat dieſes Vorrecht ſehr ſonderbare Auftritte und ärgerliche Inconvenienzen zur Folge. Denn junge Adliche ohne eigenes Verdienſt erhalten dadurch Vorzüge vor den älteren höchſt verdienten Nichtadlichen, Untergebene vor ihren Vorgeſetzten, im Dienſt Nachſtehende vor denen, die vor ihnen ſtehen, kurz, es hat dieſes Vorrecht gar mannichfaltige, zu höchſt kränkenden Auftritten führende Folgen, und könnte leicht für ein Übel gehalten werden, deſſen Folgen weit gröſser ſind, als man nach der Sache ſelbſt glauben ſollte. Rec. iſt daher auf die Entſcheidung dieſer Frage um ſo neugie-

Digitized by Google

riger, weil die ganze Sache dadurch noch verwickelter geworden iſt, daſs der Adel ſich nicht auf ſämtliche männliche Nachkommen, und auf die weiblichen Nachkommen gar nicht erſtreckt. Denn dadurch iſt alles, was auf eine Auszeichnung in der Geſellſchaft ſich bezieht, noch weit delicater, und bey einem ſo reizbaren Volke, als die Franzoſen, noch miſslicher. Übrigens läſst ſich doch auch nicht überſehen, daſs in einer ſo groſsen Monarchie, wie die franzöſiſche, und in einer ſo groſsen Hauptſtadt, als die des franzöſiſchen Reichs, aus hundert Gründen vieles ganz anders iſt und erſcheint, als in unſeren kleinen Staaten, und noch kleineren Reſidenzen.

Eine Erziehungsanſtalt für die erſtgebornen Söhne des Adels, d. i. für den Adel, in welcher ſie auf Koſten des Staats, alſo vorzüglich auf Koſten der Nichtadlichen erzogen werden, dürfte wohl nicht zu wünſchen ſeyn. Dieſs wäre ungerecht gegen die übrigen Stände, würde zur Verſtärkung eines *Eſprit de corps* beytragen, der nichts taugt, und den Napoleon ſchwerlich befördern wird. Wer die adlichen Erziehungsanſtalten kennt, wird ohnehin dergleichen nicht wünſchen.

Andere Vorzüge, z. B. in Anſehung des Gerichtsſtandes, und in Anſehung der Abgaben, werden dem Adel zuverläſsig nicht eingeräumt werden, ſind ihm vielmehr ſchon ausdrücklich verſagt worden. Der Vf. urtheilt ſehr richtig über dieſe in Deutſchland vielfältig noch beſtehende Ungerechtigkeit.

Auch zu Ämtern ſoll der Adel keinen Vorzug geben; und was der Vf. hierüber ſagt, zeigt von Gerechtigkeit und richtiger Schätzung der Dinge. Aber, kann man fragen, wird der Adel nicht bald bey der Beſetzung der Ämter Begünſtigungen erhalten, wenn er ausſchlieſslich den Umgang des Regenten genieſst? Werden nicht gewiſſe Ämter bey Hofe den Adel vorausſetzen? Werden z. B. nicht bloſs Adeliche zu Pagen erwählt werden? Und werden dieſe bey künftigen Beförderungen nicht einen Vorzug genieſsen? Iſt aber erſt ein Schritt geſchehn, dann folgen andere von ſelbſt, ſo iſts wenigſtens immer geweſen. Denn wo ſtehts bey uns geſchrieben, daſs der Adel bey Beſetzung der Ämter Vorzug haben ſolle? Wo ſteht ſo manches andere, was der Adel prätendirt, geſchrieben?

Gegen die Unveräuſserlichkeit der Majoratsgüter erklärt ſich der Vf. aus den bekannten ſtaatswirthſchaftlichen Gründen gegen die Unveräuſserlichkeit der Güter überhaupt. Er glaubt jedoch ein Auskunftsmittel gefunden zu haben; und bezieht ſich auf ein noch ungedrucktes Memoire. Rec. kann darüber ſo wenig urtheilen, als er die ſtaatswirthſchaftlichen Gründe gegen die Unveräuſserlichkeit verkennt. Doch glaubt er, daſs es hier einen höheren Geſichtspunct gebe, als den ökonomiſchen. Denn wenn es einmal in einem Staate *Familien* in einem eminentern Sinne geben ſoll: ſo haben mäſsige Familien-Güter, die in liegenden Gründen beſtehen, gewiſs ſehr viel, was für ſie ſpricht. Der Sitz unſerer Vorfahren, unſerer Wohlthäter, der Ort, wo vielleicht ihre Aſche ruhet, wo ſie und wo wir die ſchönſten Jahre unſeres Lebens durchlebten, wo uns jeder Nachbar kennt, wo uns jeder Baum, jeder Fleck bekannt und theuer iſt, wo wir ſelbſt nach einem thätigen Leben auszuruhen, und den groſsen Schlaf zu ſchlafen gedenken, iſt ein Heiligthum, macht für uns den Staat, worin er liegt, zu einem Heiligthum, und erzeugt tauſend der ſeligſten heiligſten Empfindungen, die dem Staat nicht gleichgültig ſeyn können.

Über die Erlöſchung des Adels einige höchſt flüchtige Ideen. Nur durch Hochverrath ſoll er ganz untergehen. Mit dem Tode des letzten Majoratsherrn ſoll das Gut an den Kaiſer fallen, und dieſer ſoll es mit dem Titel einem anderen übertragen, damit kein würdiger Name ausgehe.

Durch einige Zeugniſſe will der Vf. ſeine Ideen von der Wohlthätigkeit des Adels, deſſen Wiederherſtellung in Frankreich er, laut des Eingangs, bereits im Jahr 1795 als einen Sieg der Vernunft vorherſagte, unterſtützen. Auch *Friedrich* der Groſse wird genennt. Wie verſchieden doch die Anſichten ſind. Hier beweiſet man eine Behauptung durch Nennung dieſes Namens, und dort ſucht man den Namen herabzuſetzen, zu verkleinern, weil er jenes behauptete! —

Der Erfolg wird zeigen, welche Hoffnungen, Erwartungen und Prophezeyhungen des enthuſiaſtiſchen Vfs. eintreffen. Vielleicht wird er es aber auch nicht zeigen, und dieſe Erſcheinung wird ſich, wie ſo manche andere, unter den Begebenheiten verlieren, ohne daſs die Spur, welche ſie hinter ſich läſst, bemerkbar wird, und einen neuen Beweis abgeben, wie trügeriſch oftmals die Erwartungen und Befürchtungen von einzelnen Ereigniſſen ſind.

P.N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Gräff: *Über den mit Unrecht verfolgten Erbadel.* Von einem Patrioten. 1808. 46 S. 8. (4 Gr.) Auch wenn man mit der Art und Weiſe, wie in unſeren Tagen gegen und über den Erbadel geſchrieben und geſchimpft worden iſt, nicht zufrieden iſt: ſo wird man doch eine Vertheidigung, wie die unſeres Patrioten, für höchſt unzweckmäſsig halten müſſen. Die Gründe, mit welchen unſer Vf. den Geburtsadel und das ganze Gebäude, von welchem er einen Theil ausmacht, ſchützen und aufrecht erhalten will, ſind dazu nicht geeignet, und es dürften leicht viele, die den Adel gern vertheidigt ſahen, mit dem Vf. unzufriedener ſeyn, als die Gegner. Wenn ſich für das Inſtitut ſonſt nichts ſagen läſst, als was der Vf. dafür zu ſagen weiſs: ſo verdient es wahrlich nicht gegen den Wunſch vieler Staatsbürger in Anſehn erhalten zu werden. Solche Vertheidiger ſchaden der Sache, der ſie ſich annehmen, mehr als ſie ihr nützen.

Der Vf., welcher es vorzüglich mit den heilloſen Feuerbränden zu thun hat, findet die Urſache, warum gegen den Adel ſo viel geſprochen wird, bloſs in dem Egoismus der Zeit, in der Sucht zu glänzen, und aus einem niederen Stand in einen höheren überzugehen, und glaubt, man wolle nicht ſowohl keinen Erbadel, als Umſchaffung und Errichtung eines neuen.

Die Obſervanz, daſs nur Adliche im preuſſiſchen Militär zugelaſſen wurden, glaubt er dadurch beſtreiten zu können, daſs doch in dem Genie-Corps, in der Artillerie, und in den Jäger- und Huſaren-Regimentern den Bürgerlichen eine Laufbahn offen

Digitized by Google

geſtanden, anderntheils dadurch, weil die Zahl derer vom Bürgerſtande, welche überhaupt zu den Militär-Stellen qualificirt ſeyen, nicht ſehr groſs wäre, indem doch nur Bürgerliche von Erziehung tauglich dazu ſeyn könnten; ohne in Anſehung des erſten die Herabwürdigung zu fühlen, welche in dieſem Unterſchiede ſowohl für die Bürgerlichen, als für den Adel und die verſchiedenen Corps der Armee liegt, und ohne in Anſehung des zweyten zu ahnden, daſs man gar keine, von der Geburt und dem Stande der Voreltern hergenommenen Vorzüge zugeben, ſondern einem jeden eine jede Carriere offen erhalten will. Es iſt dann eines jeden, er ſey der Sohn eines Gutsbeſitzers oder Tagelöhners, Sache, ob und wie er ſich qualificiren, und zu höheren Stellen in der Armee oder in dem Civile geſchickt machen will.

Hiernachſt bemüht er ſich zu zeigen, daſs es weder gerecht noch politiſch ſey, den Erbadel aufzuheben. — Jedes Regenten Pflicht ſey es, die Unterthanen bey ihren rechtmäſsig erworbenen Rechten zu ſchützen. Nun wären die Rechte des Adels auf die rechtmaſsigſte Weiſe erworben, alſo müſsten ſie geſchützt und nicht, weil es einige Scribenten ſo wollten, vernichtet werden. Man müſſe nicht, weil Einzelne vielleicht ihre Pflicht nicht gethan, einen ganzen Stand beſtrafen wollen; hätten doch manche bürgerliche Officiere und viele Soldaten auch wohl ihre Pflicht nicht gethan, und hätten doch manche von Adel durch Geiſt und Muth ſich ausgezeichnet. Auch Rec. iſt der Meinung, daſs der Adel, nicht, weil es einige Scribenten wollen, und weil einige Officiere vom Adel — wenn die Zahl dieſer auch noch ſo groſs wäre — ihre Pflicht nicht gethan haben, ſeiner Rechte beraubt werden ſoll, und er iſt auch der Meinung, daſs wohlerworbene Rechte nicht ohne Noth jemanden entzogen werden dürfen. Aber es drängen ſich viele Fragen auf. Sind alle Rechte des Adels wohlerworbene Rechte? Sind namentlich auch die, welche eine adliche Curie und ein adlicher Miniſter oder eine adliche Dienerſchaft demſelben zu verſchaffen gewuſst hat, *wohlerworbene* Rechte? Sind alle Rechte des Adels ihm unbedingt ertheilt, oder nicht vielmehr, wie der Juriſt ſagt, *ſub conſa?* Iſt alles, was Beſitz heiſst, auch Recht? Giebt ein jedes Landesgeſetz, das — wie dieſes bey vielen der Fall iſt — die eine oder die andere Claſſe von Menſchen begünſtigt, dieſer Claſſe ein *jus quaeſitum* auf ewige Fortdauer deſſelben? Iſt der Staat nicht befugt, wenn die Umſtände und der Wechſel der Dinge Veranderungen der Dinge herbeygeführt und unvermeidlich gemacht haben, dem nachzugeben, und durch Mitwirkung ein neues haltbares Gebäude aus den Trümmern aufzuführen? Iſt endlich die Stimme — nicht einzelner Scribenten — ſondern des thätigſten, des zahlreichſten und ſehr aufgeklärten Theils der Nation, welcher ſich über Unrecht beklagt, welcher ſich auf die ewige Gerechtigkeit beruft, welcher keine Vorzüge, nur Gleichheit will, gar nichts werth! Dieſe und mehrere andere Fragen müſſen erſchöpfend beantwortet werden, wenn der Erbadel von Seiten des Rechts — allerdings die haltbarſte Seite — vertheidigt werden ſoll.

Die zweyte Hauptfrage, ob es politiſch ſey, den Erbadel aufzuheben, wird eben ſo erbärmlich beantwortet. Wenn gleich Rittertugenden nicht mehr Statt finden könnten, ſo habe doch das hohe Ehrgefühl in den Nachkommen jenes Adels oder der Ritterſchaft, ſagt der Vf. S. 22, nie verlöſchen können, und jene Wappen und pergamentenen Adels-Diplome — der Gegenſtand des Neides der Bürgerlichen — trügen heute noch das Geprage der Verdienſte der Vorfahren, könnten alſo nur im Stande ſeyn, die Nachkommen zu ähnlichen Thaten anzufeuern u. ſ. w. Der Adel habe, ſeitdem ſich der Bürgerliche gehoben, an wahrem Ehrgefühl (?) gewonnen, und es ſey gar nicht zu leugnen, er ſey die wahre Stütze des Throns. Der Bürgerliche erfülle ſeine Pflichten bloſs aus Ehrgeiz oder in Abſicht einer zu erhaltenden Belohnung, der Adliche ſey aber, laut ſeiner Geburt und der zu erhaltenden Ehre ſeines Geſchlechts wegen, dazu verbunden. Auch müſſe eine Subordination Statt finden, und daher auch verſchiedene Stände. Dieſs führt denn den Vf. zur Vertheidigung des ganzen Lehnweſens und der Unterthänigkeit. Es wäre verlorene Mühe gegen einen Schriftſteller, der ſo veradelt iſt, ſeinen Stand und den Geiſt des Bürgerſtandes ſo ächt ſtandesmäſsig anſieht und beurtheilt, etwas zu ſagen. Doch muſs Rec. fragen, wie kam es denn, daſs ſo viele adliche Chefs, Commandanten u. ſ. w. ihre Pflicht nicht erfüllten, ſondern ſo ächt bürgerlich dachten, in ihren ſchändlichen Capitulationen die Ehre ihres Geſchlechts vergaſsen, ihrer Habſeligkeiten und ihres Soldes hingegen aufs beſte eingedenk waren? War dieſen Herren die Pflicht alles, die Belohnung nichts? — Doch jeder Adlicher wird ſich ſchämen ſo etwas zu leſen. Am Ende ſagt der Vf. einige gute Worte über den verderblichen Güterſchacher, und macht eine von grober Unwiſſenheit und Stolz zeigende Bemerkung über die Popularität des engliſchen Adels. PN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Angabe des Verlagorts: *Schriftproben* von *Peter Hammer.* 1808. 24 S. 4. (8 Gr.)

Peter Hammers buchführeriſche Verdienſte ſind anerkannt; wir können ihren Ruhm nicht vermehren, der wohl ſo lange grünen wird, als die Familie Hammer bey ihrem Namen und ihrer kosmopolitiſchen Beſchäftigung bleibt. Daſs indeſſen aus ihrer Officin jemals typographiſche Meiſterſtücke hervorgegangen wären, iſt, ſo viel wir wiſſen, noch nicht behauptet worden. Aber ſo geht es. Berühmten Leuten genügen ihre Ehrenkränze nicht, ſo lange ſie ſie mit den Augen zählen können; es fallt ihnen ein, Sammlungen davon anzulegen. Da raffen ſie denn zuſammen, was ſich ergreifen laſst, ohne zu bedenken, daſs fetter Ruhm ranzig wird. Der hier gelieferten Schriftproben ſind zweyerley: das erſte Buch enthält *franzöſiſche*, das andere *deutſche.* Im erſten werden zur Schau geſtellt: *Nompareille Romain, Nompareille Italique, petit Texte Romain, petit Texte Italique, petit Romain Romain, petit Romain Italique, Cicero Romain, Cicero Italique, Cicero Romain* auf Mittel-Kegel, *St. Auguſtin Romain (petit oeil), St. Auguſtin Italique, gros Texte Romain et Italique* und *gros Parangon Romain.* Im zweyten: *Mittel, Text, Tertia, grobe Cicero, kleine Cicero auf Mittel-Kegel, kleine Cicero, Garmond, Garmond auf Cicero-Kegel, Borgis auf Garmond-Kegel, Petit, Nompareille* und *Petit auf Garmond-Kegel.* Schöne deutliche Charaktere, ſauber und ſtark abgedruckt, mit gefälligen Intervallen. Wo beſtellt man ſich nun dergleichen? Das iſt ſchwierig. Denn *Peter Hammer* wohnte zwar ſonſt in Kölln; man weiſs aber nicht, ob er nicht weggezogen iſt: auch liegt ſein Haus in einer ſo abgelegenen Gaſſe, daſs man, nach langem Fragen und Suchen, es auſserſt ſelten findet. Dieſs wohl erwogen, möchten wir ſchier auf die Stimme eines tückiſchen Dämons hören, der uns ins Ohr blaſt, dieſe Schriftproben ſeyen weniger der Schriften als des Textes wegen abgedruckt, und das Ganze eine Art Mausfalle, wie Hamlet das Stück nennt, das er vor ſeinem Oheim aufführen läſst, um deſſen Gewiſſen in die Klemme zu nehmen. „Es iſt ein ſpitzbübiſcher Handel. Aber was thuts? Ew. Maj. und uns, die wir ein freyes Gewiſſen haben, trifft es nicht. Der Ausſätzige mag ſich jucken, unſere Haut iſt geſund.“ Doch würde Rec. kahl beſtehen, wenn man ihn auffoderte, beſtimmt anzugeben, wen er für den getroffenen Ausſätzigen halte. Um einen Scharfſinnigeren in Übung zu bringen, mögen folgende, hie und da ausgehobene Zeilen dienen, die noch nicht die wunderlichſten in dem kleinen Buche ſind: „Ich will ſie taufen laſſen in der Waſſer- und Feuer-Taufe, ich will ihnen die Schwänze abhacken, barbieren will ich ſie laſſen und ſchminken und pudern, Wämschen ſollen ſie anziehen, grüne, gelbe, blaue, rothe, die Zähne will ich ihnen befeilen, und die Hörnerchen werden ſie wohl von ſelbſt ſich ablaufen . . . Sollte der Sturm die Mühlen auch treiben, der den Welttheil zerriſs; ihr müſst ſelbſt in die Mühle, die Blume wird für die Herren verbacken, von den Kleien werden die Schweine gemäſtet . . . Bruchpatienten traten mit geübten Athleten zum Ringen in die Paläſtra. Sie ſprachen zu einander, geruhig die Pfeifen ausklopfend: Laſst uns nur gehen, früh genug werden wir uns zeigen, ernſt kann's ihnen nicht werden, uns zuerſt zu miſshandeln, das wäre unſittlich von ihnen . . . Haben ſich jüngſt zwey Adler gebiſſen, der Eine iſt nit katzgrau geweſen, und hat den anderen zu Schanden gebiſſen, der war aber auch kein rechter Adler nicht, nur ſo eine Weihe, der iſt herunter gefallen; iſt aber doch davon kommen und jetzt in der Mauſe, werft ihm einen Nagel ins Saufen, das ſoll gut dafür ſeyn . . . O du wunderliche Welt, wärſt du doch aus Lebkuchen gemacht und nicht aus Stein, ich möchte wiſſen, worauf ſie am Ende doch ſtehen wollten, wenn ſie dich ganz aufgefreſſen hätten.“ — Wir ſchlieſsen dieſen Bericht mit den Worten des Weltklugen Polonius: Iſt dieſs ſchon Tollheit, hat es doch Methode.

Cht.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

ZÜRICH b. Geſsner: *Hiſtoire des républiques Italiennes du moyen âge;* par *J. C. L. Simonde Siſmondi,* M. C. de l'université Impériale de Wilna, et de quelques académies, etc. Tom. II. 1807. 496 S. in 8.

Der erſte Band iſt von anderer, der ſchonenden, alles Gute pflegenden Hand des Meiſters in unſeren Blättern [J. 1807. No. 72] angezeigt, und von der Art der Behandlung, von dem, was etwa wünſchenswerth ſcheinen möchte, gebührend geſprochen worden. Wir übergehen deſshalb jedes über das Ganze zu fällende Urtheil, und begnügen uns, die Hauptpuncte des zweyten Theils dieſer Geſchichte herauszuheben, die minder bekannt ſind, die ſich auf die Schickſale der italiäniſchen Communen ausſchlieſsend beziehen, mit Übergehung deſſen, was die allgemeine Geſchichte der Halbinſel betrifft, auch ſonſt in bekannten und verbreiteten hiſtoriſchen Werken bereits oft erwähnt iſt.

Im ſiebenten Capitel, womit der zweyte Theil anhebt, wird der Fehde der oberitaliäniſchen Städte, während der erſten Hälfte des XII Jahrhunderts, gedacht; Mailands und Pavias Eiferſucht, während die übrigen ſich zu der einen oder anderen Partey ſchlugen. Mailand überwältigt einige Städte, und unterwirft ſie ſich. Die groſsen Unruhen in Kirche und Reich unter Lothar II und Conrad ſchieben die groſsen Ausbrüche des wechſelſeitigen Haſſes der Städte gegen einander in etwas auf. Wirkung der Lehren Arnolds von Breſcia zu Rom und auf die Römer; Ernennung eines Senats daſelbſt, und deſſen Einſetzung auf dem Capitol im J. 1143. Rom war in dreyzehn Quartiere oder Rioni getheilt; die Bürger eines jeden wählten jährlich zehn Wahlherren, welche zuſammen denn die ſechs und funfzig Senatoren ernannten; den Vorſitz im Senat hatte der Patricius von Rom, welcher vom Volke, an des abgeſchafften Präfecten Stelle, den der Pabſt ernannte, geſetzt ward; doch dauerte dieſs nicht lange. Achtes Capitel: Friedrichs I erſter Zug gegen die freyen Städte Italiens in d. J. 1154 und 1155. Neuntes Capitel: Zweyter Zug Friedrichs gegen die lombardiſchen Städte, im J. 1158. Unterwerfung Mailands, Reichstag zu Roncaglia, Zerſtörung Mailands im J. 1162, und Gehorſam der übrigen Communen unter des Kaiſers Willen. Lombardiſcher Städtebund im J. 1167; der Kaiſer verläſst Italien, die Städte bauen zur Ehre des Haupts der Kirche, und zum Andenken eigenes Ruhms, Alexandrien. Eilftes Capitel: Der Kaiſer bey Lignano geſchlagen. Stillſtand von Venedig. Friede zu Conſtanz. — In dem allen findet ſich nichts Neues, nichts Ausgezeichnetes. Wahr iſt die Bemerkung, daſs die Verbindung der lombardiſchen Städte höchſt unvollkommen, daſs ſie nur für den Moment der Gefahr berechnet war. Hätten ſie ihrer kleinlichen Eiferſucht unter ſich entſagen, zu der Idee eines föderativen Staats ſich erheben können, Oberitalien wäre frey geworden und gewiſs auf längere Zeiten hin geblieben. Ähnliche Bemerkungen ergeben ſich, wenn man die Verbindungen, das Thun und Treiben der Hanſe-Städte beachtet: allein wenn dieſe, zwar gleichfalls nicht über ihr Zeitalter erhaben, eine Idee faſſen konnten, die ſie dauernder zu retten im Stande war, wie viel vollkommener war doch die Verbindung dieſer deutſchen Städte, wie unendlich viel mehr Eintracht war doch unter ihnen, wie viel länger haben ſie ein Ganzes behauptet, während die italiäniſchen Städte mit raſender Wuth ſich unter einander zerfleiſchen! Zwölftes Capitel: Kaum war die groſse Gefahr überſtanden, ſo brachen innerhalb der Städte die Streitigkeiten zwiſchen den edleren Geſchlechtern und den Bürgern aus. Mehrere, ſo gut als alle, änderten ihre Verfaſſung. So zu Mailand, wo der Podeſta, wie nach und nach überall, eingeführt ward, welcher der ſtrafende, peinliche Richter, und mehr noch der Anführer im Krieg war. Drey Gewalten waren fortan in der Stadt: der Erzbiſchof, als alter Graf der Stadt; in ſeinem Namen, obſchon ganz ohne ſeinen Antheil, wurden die Urtheile geſprochen, er ſchlug die Münze, und an den Thoren ward ihm zum Beſten ein Zoll erhoben; dann der Podeſta, welcher die angeführten Zweige der oberſten Gewalt inne hatte; endlich die Conſules, welche die übrigen übten. Der letzteren waren zwölf zu Mailand, und ihre Vereinigung bildete *il conſiglio di credenza.* Der Adel wollte, daſs dieſer Rath für das folgende Jahr jedesmal die Conſules wählen ſollte. Das Volk widerſtrebte und ſetzte es durch, daſs dieſe Wahl hundert Wahlherren übertragen ward, welche von der allgemeinen Rathsverſammlung aus den Gewerken oder Gilden der Stadt ernannt wurden; doch ſollten die Wahlherren ſtets aus Edelleuten jene Stellen beſetzen. Indeſs ward oft von dieſer Vorſchrift abgewichen, ſo daſs die regierenden Conſules eigenmächtig ihre Nachfolger erwählten. — Zu Bologna lautete die Verfaſſung, ob-

Digitized by Google

wohl man nicht beſtimmt ſagen kann, wann ſie alſo gebildet ward, und auf welche Zeit ſie ſich bezog, wie folgt. Die höchſte Gewalt war bey drey Räthen, den Conſuln und dem Podeſta. Die Stadt war in vier Zünfte getheilt, jede wählte durchs Loos zehn Wahlherren, und dieſe ernannten jährlich die Conſules. Alle, welche das achtzehnte Jahr erreicht hatten, waren Glieder des allgemeinen Raths, nur die geringen Handwerker, und die ein für niedrig gehaltenes Geſchäft trieben, waren ausgeſchloſſen. Sechshundert Bürger bildeten den beſonderen Rath; weit weniger zahlreich war das *conſiglio di credenza*, doch ſaſsen darin von Rechts wegen alle Rechtsgelehrte der Stadt. Alle bedeutenden Beſchlüſſe muſsten von dieſen Räthen beſtätigt werden; aber die Conſules und der Podeſta hatten die Initiative, oder ein ihr ähnliches Recht. Am häufigſten wurden die Vorſchläge der Conſuln durch vier dazu beſtimmte Redner discutirt, die Verſammlung ſtimmte durch ſchwarze und weiſse Kugeln. Der Podeſta ward im September alſo gewählt, daſs durchs Loos vierzig Bürger aus dem allgemeinen und beſonderen Rathe ausgeſchloſſen wurden, welche alsdann eingeſperrt, binnen vier und zwanzig Stunden, durch eine Mehrheit von ſieben und zwanzig Stimmen die Wahl vollendet haben muſsten. Gewöhnlich hatten die Räthe den Wählern die Perſonen vorgeſchlagen, unter welchen ſie wählen ſollten. Der Podeſta durfte keinen liegenden Grund in der Republik beſitzen, ſieben und dreyſsig Jahre muſste er alt ſeyn. — Ähnlich war die Verfaſſung der übrigen Communen. Die groſsen Revolutionen des Reichs hinderten eine Zeitlang den Ausbruch der Gährung der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Partey in ihnen, ſie brachen aber um ſo gewaltiger aus, als ſpäterhin Kaiſer und Päpſte die Unterſtützung der einen oder der anderen Partey in den Städten ſuchten. — Die Geſchichte der Unruhen im Reiche folgt. — Auf Papſts Gregor VIII Ermahnen laſſen die Städte einige Zeit von ihren Privat-Fehden unter einander, und wenden ihre Kräfte an, um dem ſinkenden Glück der Lateiner im Orient wieder aufzuhelfen. — Die Händel zwiſchen Breſcia und Cremona im J. 1191 veranlaſſen aber faſt allgemeinen Streit zwiſchen den lombardiſchen Städten; andere Fehden folgten. — In der treviſiſchen Mark, durch die bergige Lage begünſtigt, war der Adel in ganz anderen Verhältniſſen zu den Städten, als in den meiſten übrigen Theilen. Als er Stadtrecht nahm, ward er nicht dazu gezwungen, vielmehr bemüht, eben dadurch ſeine Macht zu erhöhen. Die Edelleute bauten ſich in den Städten ihre Citadellen; ihr Familienhaſs gegen einander riſs die übrigen Bürger mit fort; hier waren die Eccline, eine Familie berühmt durch Verbrechen. Die Edelleute waren in dieſem Theile, wie überall, die Podeſtas, die Stadt wählte zu der Stelle einen auswärtigen Edelmann, dieſer brauchte die Kräfte der Gemeine zu ſeinen Privat-Zwecken, zu ſeinem Privat-Haſs. Hier war an keine Freyheit mehr zu denken, die Städte waren das elende Werkzeug der Factionen des Adels geworden. Anders war es bey den Communen dieſſeits des Po's, während des Endes des zwölften Jahrhunderts; dieſe zwangen und unterwarfen noch mehrere benachbarte Edelleute, aber auch dieſe, obſchon nicht ſo mächtig, als in der treviſiſchen Mark, geriethen in unvermeidliche Händel mit den Bürgern. — Innocenz III erhebt die päpſtliche Macht, und erneut gleichſam die weltlichen Beſitzungen des heil. Stuhls. Unterdrückung der gibelliniſchen Partey v. d. J. 1197—1216. Das Bekannte zu übergehen, kommt wenig weiter von den Städten vor. Bemühungen des Papſtes und der deutſchen Könige, die Städte zu gewinnen. Einführung eines Podeſtas unter dem Namen Senator in der Stadt Rom, und Unterwerfung mehrerer kleinerer Städte in der Nähe, ſchon vor Innocenz. Dieſer wuſste ſich mehr Einfluſs auf den Senator zu verſchaffen; er vertrieb im Kirchenſtaate die Poteſtas und Richter der kleineren Städte, welche ſich das Volk gewählt hatte. Die Communen in dem ehemaligen und nachmaligen Patrimonio Petri konnten nicht gedeihen. Die toscaniſchen Städte verbinden ſich groſsentheils mit dem Papſte, ſie, die ſonſt ganz den Kaiſern ergeben waren. Doch waren die Communen in dieſer Gegend früher in einiger gemeinſchaftlicher Verbindung, um unter ſich den Frieden zu erhalten. Piſa, die mächtigſte, trat der Verbindung mit dem Papſte nicht bey, denn Heinrich VI hatte ſchon ihre Freyheit anerkannt, ſie hoch begnadigt und mit den Inſeln Corſica, Elba, Capraia und Pianoſa belehnt, im J. 1192. — Geſchichte der Factionen in der treviſiſchen Mark, wo die Städte in der Gewalt der Edelleute ſich fortdauernd befanden. Der Stadt Florenz wird, im J. 1215, wegen eines Kampfs zweyer angeſehenen Familien gedacht. Die Lage der Stadt, ihre natürlichen Hülfsquellen werden, wie immer, trefflich angegeben. Ihr Urſprung iſt ungewiſs; zerſtört, und unter Karl dem Groſsen wieder aufgebaut, zwang ſie in ſpäterer Zeit, wie die übrigen Städte auch gethan, die benachbarten Edelleute, in Stadtrecht ſich zu begeben. Bis zum J. 1207 ward die Gemeine durch Conſules regiert, die aus den beſſeren Bürgern gewählt wurden, und durch einen Senat von hundert Perſonen. Im Jahr 1207 folgte ſie dem gefährlichen Beyſpiele der übrigen Communen, und wählte einen fremden Edelmann zu ihrem Podeſta. Dieſs traurige Mittel war das einzige, welches gewöhnlich blieb, um bey dem Parteyengewühle im Inneren ſich zu retten, das aber gar unvollkommen den Zweck erreichen half, und ſpäter faſt immerhin in weit gröſseres Verderben ſtürzte. So war auch hier der Streit zwiſchen den angeſehenen Familien für und gegen die Buondelmonti; drey und dreyſsig Jahre dauerte der Kampf in der Stadt, die Häuſer der Edelleute in derſelben wurden zu Feſtungen, und als ſolche angelegt. — Vierzehntes Capitel: Geſchichte des Kreuzzugs zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts durch die Franzoſen und Venetianer. Die Sache iſt ganz bekannt, nur etwa das Reſultat für Venedig, als italiäniſche Stadt, gehört hieher. Dieſs iſt nun ganz gut am Ende angegeben und bemerkt, wie wenig

Digitized by Google

die Beute an Land und Leuten, die den Venetianern zufiel, ihnen wahrhaft nützlich ward. Jedoch iſt nicht zu vergeſſen, daſs die Inſeln, die ſie, nach dem Verluſt ihres Beuteantheils am feſten Lande, für ſich behielten, ihnen als handelndem und ſeefahrendem Volk immerhin von Nutzen bleiben muſsten. Das funfzehnte und letzte Capitel enthält einen Abriſs des Zuſtandes der italiänischen Republiken zu Anfang der Regierung Friedrichs II., die bürgerlichen Kriege, die Erneuerung des lombardiſchen Bundes, von dem J. 1216 — 1234. Die Fehden unter den Städten dauerten fort, einige werden erwähnt, die ariſtokratiſchen und demokratiſchen Parteyen im Inneren nahmen gleichfalls kein Ende. Gewöhnlich, ſeit Einführung der Podeſta's, wählte man nun in allen Städten einen fremden zu dieſer Stelle, und allgemeiner Grundſatz war es, nie einen anderen, als einen Edelmann (*militem*) dazu zu ernennen; dieſer nun begünſtigte ſeine Claſſe, doch wollten die Bürger nicht allem Antheile an der Verwaltung, an der Beſetzung der Räthe u. ſ. w. entſagen. Seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts kam es in mehreren Städten zwiſchen beiden Parteyen zum Kampf, und verſchieden war der Sieg. Bewundernswerth iſt, und nach unſerem Dafürhalten nicht genügend erklärt, wie bey ſolchem, alles zerrüttenden Zuſtande, die Wohlhabenheit der Städte dennoch immer zunahm. Alle Chroniſten reden gleichwohl von der Nothwendigkeit, worin ſich die Städte befanden, ihre Mauern zu erweitern, von den vielen öffentlichen Gebäuden, die hier aufgeführt wurden, von den vielen Schlöſſern, die ſie befeſtigten. Um dieſe Zeit verliehen die Städte, namentlich Aſti, Geld gegen Zinſen nach Frankreich und an andere Orte dieſſeits der Alpen. Im Jahr 1256 wurden in Frankreich alle im Lande ſich aufhaltenden Banquiers der Stadt Aſti aufgehoben, und ihre Gelder confiſcirt; und wenn auch die Summe gewiſs übertrieben berechnet iſt, die hier angegeben wird: ſo beweiſen doch dieſe Geſchäfte, die den nördlich italiäniſchen Städten gemein waren, das Ubermaſs eines Geldreichthums unbezweifelt. — Bologna's Univerſität nach Tiraboſchi. Die Städte der Romagna waren eben ſo in zwey Parteyen und in Fehde gegen einander getheilt, als die lombardiſchen. Die letzteren verbanden ſich, aus Furcht vor Friedrich II, abermals im J. 1226, erneuerten den alten Bund und endigten mit einer Ketzerverfolgung. Die im Inneren zerriſſenen Städte in ewigen Fehden mit einander bedurften Ruhe; ein Dominikaner, Johann von Vicenza, predigte ihnen Verſöhnung, wie ein anderer Clausner Flüe, mit hohem Beyfall, mit erſtaunenswerthem Erfolge. So viel vermochte damals Ein Mann auf einige Zeit zu bewirken! Er ſtellte die Ruhe her; die Städte lieſsen ſich gehorſam durch ihn ihre Verfaſſung zum Theil ändern, und auf den 28 Aug. d. J. 1233 beſchied er die Völker der Lombardey auf die Ebene von Paquara an der Etſch, drey Meilen von Verona. Hier erſchienen viele Städte mit ihrem Carroccio, viele Biſchöfe und Edelleute, und bewundernswerth war die Wirkung der Rede auf den zerknirſchten Haufen. Doch hiemit endigte auch der Bote des Himmels und des Friedens ſeine ehrenvolle Laufbahn, denn fortan ſuchte er in Vicenza Herr, Graf und Herzog der Stadt zu werden, und in dem Streite, in den er nun gerieth, verlor er Ruhm und Ehre, die Gewalt ſeiner Rede, ſein Anſehen, ſeine weltliche Macht. Dieſs giebt Gelegenheit, von der Beredſamkeit, der Poeſie der Zeit, der Bildung der italiäniſchen Sprache einiges hinzuzufügen. — Der Druck des Werks iſt nicht correct; wir haben in den Zahlen mehrere Druckfehler bemerkt.

S.

Karlsruhe, b. Macklot: *Lettres sur la Weſtphalie. Par Louis de Graimberg*, Profeſſeur au Lycée de Carlsrouh. 1807. X u. 179 S. 8. (16 Gr.)

Briefe über Weſtphalen? Darunter kann man das neue Königreich, oder auch den vormaligen weſtphäliſchen Kreis verſtehen. Die Namen der deutſchen Völkerſchaften haben ganz eigene Schickſale gehabt; ihre jetzigen Beſitzer ſind zum Theil nichts weniger als Nachkommen der alten Stämme, deren Benennung ſie führen. Da, wo ſie noch dafür gelten können, ſind wenigſtens die Wohnplätze ihrer Ahnen umgetauſcht. Wer die erſten Sueven im heutigen Schwaben (auch nur noch ein Gedächtniſswort der Jetztlebenden), oder das kräftige Sachſenvolk vor tauſend Jahren in dem heutigen Königreich Sachſen zu ſuchen meint, der geht vergebliche Wege. An einem Namen wäre freylich nicht viel gelegen; wenn nur nicht Sitte, Sprache, Verfaſſung, Religion, Liebe und Haſs, kurz, die ganze Nationalität daran hinge! Mit den Namen gehen auch die Beziehungen verloren, woran jene erinnerten. Dieſe ſteten Umgeſtaltungen haben von jeher, mehr als manche andere Urſachen, zur Schwächung und Auslöſchung des Volkscharakters beygetragen. Die ärgſten Nationalfeinde der Deutſchen waren ſie ſelbſt unter einander, durch ihre ewigen Bündniſſe und Gegenbündniſſe daheim und mit Fremden. So dreht ſich die Geſchichte der Deutſchen im Wirbel; jeden Augenblick wird der Standpunct verſtellt und verdunkelt, aus welchem man das Ganze zu überſehen hoffte. Wenn unſere Altvordern von Weſtphalen ſprachen: ſo dachten ſie ſich Oſtphalen, als Neben- oder Gegenſtück dazu. Die letztere Bezeichnung iſt längſt vergeſſen, und wir waren gewohnt, unter Weſtphalen bloſs ein gewiſſes weſtliches Land im Norden von Deutſchland zu denken (ſ. *Möſers* osnab. Geſch. Th. I. Abſchn. 8. §. 6), deſſen Bewohner eine gewiſſe Einheit der Sitten und Lebensart haben. Nach der neueſten Einrichtung aber iſt der Name Weſtphalen einem deutſchen Königreiche mitgetheilt, deſſen weſtliche Lage nur einigen Anwohnern des rechten Elbufers, in der Mark Brandenburg, einleuchtet, und die dadurch zu Oſtphalen werden müſſen, wenn die Sylbe Weſt eine Bedeutung behalten ſoll. Aus dieſem Doppelſinne wird noch manche Irrung, manches Miſsverſtändniſs hervorgehen, bis unſere Kinder gelernt haben, das neue Königreich nicht mehr mit dem alten Kreiſe zu verwechſeln.

Digitized by Google

Der Vf. brachte 10 Jahre in Weſtphalen zu, lieſs ſich nachher im Badiſchen nieder, und nahm im vorigen Jahre von dort aus Gelegenheit, ſein vormaliges Wohnland im Durchfluge zu beſuchen. In aller Geſchwindigkeit fuhr er von Karlsruhe nach Caſſel, wandte ſich nach Weſten, ſah ſich in einigen unbedeutenden Städten ein wenig um, kam über Paderborn nach Caſſel zurück, und zog gerades Weges wieder in ſeine neue Heimath. Von dem eigentlichen Königreiche Weſtphalen, worauf er doch in der Vorrede hinwinkt, nicht ein Wort weiter. Von dem weſtphäliſchen Kreiſe hat er auch nur ein kleines Stück geſehen; und was er darüber zu ſagen weiſs, ſind nicht Nachrichten eines Mannes, der 10 Jahre Beobachtungen als täglicher Zuſchauer angeſtellt hat, ſondern eines Blödſichtigen, der bey einer ſchnellen Durchfahrt hie und da etwas blinken ſieht. Mit Hülfe einiger geographiſcher Compendien iſt man im Stande, eine faſt eben ſo gute Zeichnung von Weſtphalen zu machen. Iſt man in Reiſebeſchreibungen beleſen, oder hat man Gelegenheit gehabt, mit Leuten aus der Gegend oder mit Durchreiſenden ſich manchmal über die Beſchaffenheit des Landes und ſeiner Einwohner zu unterreden: ſo müſste man leicht weit beſſere Briefe über W. ſchreiben können. Die Nachrichten des Hn. *de G.* laufen auf lauter allgemeine Dinge oder Kleinigkeiten hinaus, die man längſt kennt. Um ein Beyſpiel von der Behandlungsart ſeiner Gegenſtände zu liefern, wollen wir nur erwähnen, was er über Braunſchweig ſagt, wo er, nach ſeiner Angabe, häufig geweſen iſt, und viel Umgang gehabt hat. Dieſe Stadt, meint er, ſey nicht ſo reich als Münſter, aber es kommen mehr Fremde hin. Die Nähe mehrerer Univerſitäten habe in B. den herrſchenden Geſchmack an den Wiſſenſchaften verbreitet. Es ſeyen viele Gelehrte und Künſtler darin. Die jungen Leute muſiciren und zeichnen gern, und verſtehen fremde Sprachen. Das iſt alles, was der Vf. von B. im Texte zu melden hat; um aber recht vollſtändig zu ſeyn, giebt er noch folgende Anmerkung S. 110: *Br. a deux foires célèbres: il s'y fait beaucoup d'affaires; l'expédition des marchandises est d'un grand rapport: quelques fabriques y sont de la réputation. La fabrique de porcelaine mérite toute sa réputation. On y voit aussi quelques maisons de commerce. Br. est le chef-lieu de la fabrication de cette chicorée brulée, connue sous le nom de Café Allemand; drogue adoptée par l'économie, rejettée par le bon gout, mais qui n'en est pas moins en possession depuis quinze ans de gâter le café et de servir à la fraude de cafetiers.*" Und doch wollen wir noch lieber dieſe mageren Nachrichten leſen, als wenn ſich der Vf. mit groſser Redſeligkeit über moraliſche und politiſche Sätze verbreitet. Er iſt unerſchöpflich in zweckloſen Unterſuchungen, wovon man den Zuſammenhang nicht einſieht. Seicht, ſchielend und einſeitig ſind ſeine Urtheile über die Sitten der Bewohner; doch beluſtigend iſt ſeine Selbſtbehaglichkeit dabey. Die Männer, ſchreibt er, gehen gern Abends ins Weinhaus, ſpielen l'Hombre, und lärmen vor Vergnügen. Um 8 Uhr aber kehrt jeder zu ſeiner Frau zurück, und zwar aus Furcht vor *le Gardiner-predigte*. Von dieſem Vorbauungsmittel gegen die Ausſchweifungen der Männer heiſst es in der Anm. S. 149: *Le Gardiner-predigte est le palladium de la souveraineté des femmes en Allemagne: elles en usent discrètement, mais toujours à temps. La traduction du mot Gardiner-predigte, seroit: Mercuriale sous le rideau; d'où l'on concluera* (richtiger: *conclura*) *que les ménages Allemands ont des lits jumeaux.*" Der Vf. will auch, zur Ehre der Norddeutſchen, gefunden haben, daſs die Convenienz-Heirathen bey ihnen ſeltner, als anderswo, ſind. Dürfte man ſeinem flüchtigen Beobachtungsgeiſte nur trauen!

Längſt hat Voltaire mit unwiderleglichen Gründen erwieſen, daſs das deutſche W dem franzöſiſchen V in der Ausſprache vollkommen gleich ſey; einige wenige ſeiner Landsleute aber ſind ihm in der Rechtſchreibung deutſcher Namen gefolgt, die anderen bleiben aus Unwiſſenheit oder Starrſinn dabey, das deutſche W mit dem der franz. Sprache gar nicht eigenen W auszudrücken. Man ſollte nie anders als *Vestphalie* ſchreiben. Wollte man ganz conſequent ſeyn, ſo müſste man es in *Ouestphalie* verwandeln: da man für *Weſt* im Franzöſiſchen *Ouest* hat. Der Vf. ſtellt gar (S. 38) eine *Cour Wehmique* auf, um das *Fehmgericht* anzudeuten, verleitet durch die Heterographie ſolcher, die *Vehmgericht* zu ſchreiben pflegen, weil ihnen die Abſtammung von *Fohmen*, ſchöpfen, nicht klar iſt.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Halle*, in d. Ruffſch. Verlagsh.: *Angenehme Unterhaltungen einer Mutter mit ihren Kindern in moraliſchen Erzählungen. Erſtes Bändchen.* 1805. VI u. 173 S. 8. (18 Gr.) Die Vfn. wurde oft von ihren Kindern *gequält*, ihnen etwas zu erzählen. Sie ſetzte alſo, nachdem der in den angeſchafften Leſebüchern vorhandene Vorrath aufhörte, aus ihrer eigenen Erfahrung Geſchichten zuſammen, und liefert hier diejenigen, welche am liebſten gehört wurden. Es ſind 14 an der Zahl. Alle haben ſie eine moraliſche Tendenz. Diejenigen Helden und Heldinnen der Geſchichte, welche ſich gut und brav aufführen, werden meiſtentheils durch eine glückliche Heirath belohnt; diejenigen aber, welche nicht zur Ablegung ihrer Fehler zu bringen ſind, müſſen am Ende Noth leiden; manche kommen dadurch zum Beſinnen; andere aber ſinken von einer Stufe des Verderbens in die andere. Der Vortrag iſt übrigens leicht, flieſsend und gefällig.

Z—d.

Pädagogik. *Meiſsen*, b. Klinkicht: *Einige Gedanken über die Verbeſſerung unſerer Dorfſchulen.* Sr. Hochehrwürden Hn. M. Karl Wilhelm Goldammer, bey ſeinem Antritte der Superintendentur Groſsenhayn den 3 März 1805 achtungsvoll gewidmet von M. *Chriſtian Anton Auguſt Fiedler*, Pfarrern zu Spansberg und Tiefenau. 56 S. 8. Nachdem der Vf. einiges über die Verbeſſerung der Dorfſchulen im Königreich Sachſen geſchichtlich beygebracht, führt er folgende 5 Sätze aus: die Verbeſſerung unſerer Dorfſchulen iſt 1) höchſt nothwendig (S. 11—19), 2) möglich (S. 19—31), 3) überaus ſchwierig (S. 31—40), 4) bey der Verbeſſerung unſerer Dorfſchulen muſs man behutſam verfahren (S. 40—51), 5) die Verbeſſerung unſerer Dorfſchulen muſs beharrlich ausgeführt werden (S. 51—56). Der Vf. beweiſet überall eine gute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande, und auch mit dem, was darüber geſchrieben iſt; aber er ſagt nichts Neues. Am beſten gelungen iſt ihm der dritte und vierte Abſchnitt. Was daſelbſt über Vorurtheile der Gemeinen vorgebracht iſt, kennt Rec. aus Erfahrung.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Stuttgardt, b. Metzler: *Geſchichte und neue Theorie der Suität* von D. *Ludwig Friedrich Grieſinger*, Conſulenten in Stuttgardt. 1807. XII u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine beſonders in unſeren Zeiten erfreuliche Erſcheinung für den Freund des gründlichen civiliſtiſchen Studiums iſt vorliegendes Werk. Den Vf., einen Praktiker, belebt ein ſo reiner Eifer für die römiſche Rechtswiſſenſchaft; er zeigt allenthalben ſo gute Kenntniſſe derſelben, ſo viele Beleſenheit in den beſten älteren u. neueren Schriftſtellern, als man jetzt ſelten, ſogar auf akademiſchen Lehrſtühlen, antrifft. Durch geſchichtliche und philologiſche Bearbeitungen der Rechtswiſſenſchaft förderten bekanntlich die franzöſiſchen Rechtsgelehrten des XVI Jahrhunderts dieſe Wiſſenſchaft in kurzer Zeit auſserordentlich. Mit Recht ſetzt ſich der Vf. dieſe zum Muſter. Eine wichtige, auch durch ſpätere Schriftſteller nicht ausgefüllete Lücke, welche ſie uns gelaſſen, beſteht in dem faſt gänzlichen Mangel an vorzüglichen ſpeciellen Rechtsgeſchichten einzelner Materien. Hätten wir dergleichen von jeder wichtigen Lehre, erſt dann, ſagt Hr. G. mit Recht, wäre eine gründliche, möglichſt vollſtändige Kenntniſs des römiſchen Rechtsſyſtems denkbar. Er verdient daher Dank, die an ſich wichtige, und in ſo manche andere Rechtstheile eingreifende Lehre von der Suität einer geſchichtlichen Bearbeitung unterworfen zu haben.

Das Werk handelt nicht von der geſamten Theorie der Suität, wie man nach dem Titel vermuthen ſollte, ſondern nur von der Frage: wer *ſuus heres* ſey. Intereſſanter und fruchtbarer würde die Darſtellung ausgefallen ſeyn, wenn von der ganzen Theorie der Suität, alſo auch von den dem *ſuus* als ſolchem zuſtehenden Rechten in Beziehung auf Enterbung, Übergehung, Erbſchaftserwerbung, Collation u. dgl. ein zuſammenhängendes hiſtoriſches Gemälde geliefert wäre. Die vom Vf. allein behandelte Frage iſt gar zu ſehr aus einem zuſammenhängenden Ganzen herausgeriſſen, gar zu einzeln behandelt worden: denn in den verſchiedenen Zeiten des römiſchen Staats haben nur wenige Veränderungen in Rückſicht auf dieſelbe Statt gefunden; da hingegen bey jenem ausgedehnteren Plane die verſchiedenen Theile einander wechſelſeitig Licht gegeben hätten, und faſt in jeder Periode das Entſtehen wichtiger neuer Rechtsſätze zu bemerken und hiſtoriſch zu erläutern geweſen wäre. Die Behandlungsart iſt reinhiſtoriſch, und die neue Theorie, deren der Titel erwähnt, mit in das Geſchichtliche verflochten. In 5 Capiteln werden 5 Perioden durchgegangen, die doch eigentlich nur 4 ſind: 1) bis zu den 12 Tafeln, 2) Geſetzgebung der 12 Tafeln ſelbſt (dieſe beiden bilden *eine* Periode, da ein Moment keine Periode iſt), 3) von da bis auf die erſten Kaiſer, 4) bis Alexander Sever, 5) bis Juſtinian. Von der Zeit vor den 12 Tafeln wird mit einer an Gewiſsheit grenzenden Wahrſcheinlichkeit, beſonders aus dem Lakonismus jenes Geſetzes über die Suität, hergeleitet, daſs es ſich mit ihr damals ſchon völlig eben ſo verhalten habe, als nachmals, dieſem Geſetze zufolge, Rechtens war. Bey der Entwickelung des 12 Tafel-Rechts hat ſich der Vf. am längſten von S. 14—215 verweilt, und hier gerade ſeine wichtigſten neuen Anſichten niedergelegt, die, wie er uns S. 24 verſichert, aus einer durch eine einzelne Schwierigkeit veranlaſsten Aufſuchung und chronologiſchen Zuſammenſtellung aller Stellen in den Geſetzen und alten Schriftſtellern über den *ſuus* hervorgegangen ſind. Der *ſuus heres* ſoll nur der *filiusfamilias* im ſtrengſten Sinne des Wortes ſeyn, d. h. der in der väterlichen Gewalt des Erblaſſers befindliche natürliche Sohn deſſelben — mit Ausſchluſs der entfernteren Deſcendenten, Töchter, Ehefrauen, Adoptiv- und nachgebornen Kinder, welche erſt durch ſpätere Interpretation hinzugekommen ſeyen. (S. 25 vgl. 227 ff.) Der Vf. ſucht den Beweis für das Angegebene zu führen durch Worterklärung des Ausdrucks *ſuus heres*, u. durch genaue Betrachtung einer Menge Stellen, die für u. wider die einzelnen Behauptungen, in welche ſeine Theorie zerfällt, gebraucht werden können, und unterſtützt das Beygebrachte durch allgemeine Betrachtungen über den Geiſt der daraus ſich ergebenden Inteſtaterbſchafts-Ordnung. Die Gründe ſind in dieſen Ausführungen ſehr gehäuft, und nicht immer in der beſten Ordnung aufgeführt. Sogar kommt unter den 18 Numern des §. 10 ganz derſelbe Grund zweymal, Num. 7 und 14 b vor. Durch planmäſsigere Stellung und Zuſammendrängen zuſammengehöriger Gründe würde die Darſtellung ſehr gewonnen haben. — Im Reſte des Buches hat der Vf. die Veränderungen der von ihm bearbeiteten Lehre mit groſſer Vollſtändigkeit bis auf Juſtinian aufgezählt. Rec. vermiſst indeſſen in dieſem Theile des Werks das Pragmatiſche, die allgemeinen Blicke, wodurch jede Geſchichte erſt wahres Intereſſe erhält. Nicht

Digitized by Google

einmal die ſich gleich aufdrängende Bemerkung hat Rec. aufgeſtellt gefunden, daſs, ſelbſt nach des Vfs. Anſichten, die ganze ſpätere Geſchichte hindurch das Princip der Suität, nach welchem, wer ſich unmittelbar in des Erblaſſers väterlicher Gewalt befand, deſſen *ſuus heres* war, durchaus ungeändert blieb. Es fehlt nicht an richtigen und intereſſanten allgemeinen Anſichten des geſamten Rechtszuſtandes der verſchiedenen Zeiten: aber dieſe, ſo vielen Nutzen ſie auch gewähren, hätte man doch eher entbehren können, als die ſich auf die Sache unmittelbar beziehenden allgemeinen Blicke. Selbſt der chronologiſche Überblick iſt hin und wieder geſtört. So werden Sätze erſt unter Ulpian, Diocletian und Maximin aufgeführt, welche, wie der Vf. ſelbſt in den Noten bemerkt, ſchon zu Papinians, Marcellus, Julians Zeiten gegolten hatten. S. 270, 274. Noch öfter iſt es der Fall, daſs durch hiſtoriſche Conjecturen, welche beſonders in das Detail der Rechtsgeſchichte, wo beſtimmte Zeugniſſe ſo oft fehlen, gar nicht gehören, ſpäter angeführte Sätze in weit frühere Zeiten hätten hinaufgerückt werden können. Dahin gehören z. B. die erſt bey Ulpian angeführten, auf Gefangene gehenden Sätze, welche doch wahrſcheinlich gleich nach der *fictio l. Corneliae*, alſo *ſpäteſtens* zu Sulla's Zeiten entſtanden.

Wir wenden uns jetzt zu Beurtheilung der wichtigſten einzelnen Sätze des Vfs. Unter dieſen iſt die Behauptung, daſs die entferntern Deſcendenten urſprünglich nicht mit zu den *ſuis* gehört haben, ſo viel dem Rec. bekannt, von ihm zuerſt ausführlich vertheidigt. Denn Cujacius, wahrſcheinlich der Einzige, welcher ſie ſchon früher aufſtellte, hat dieſes nur ganz beyläufig, und ohne irgend Gründe dafür anzuführen, gethan. S. 86. Schwerlich möchte dieſe Lehre indeſſen eben ſo wahr ſeyn, als ſie neu iſt. Rec. wenigſtens kann ſich, nach genauer unparteyiſcher Prüfung aller vom Vf. vorgetragenen Gründe, nur davon überzeugen, daſs die entfernteren Deſcendenten urſprünglich, auch wenn keine lebende Mittelsperſon zwiſchen ihnen und dem Erblaſſer ſich befand, den Kindern nachſtanden; keinesweges aber, daſs ſie überall nicht zu den *ſuis* gehörten. Schon jenes Erſte iſt nicht die gemeine Meinung, indem man gewöhnlich glaubt, daſs von den früheſten Zeiten an die entfernteren Deſcendenten zugleich mit den näheren, und zwar Stammweiſe geerbt haben. Die S. 76 ff. angeführten und erläuterten Stellen, von welchen eine aus *Cajus* in der *Collat. ll. Moſ et Rom. tit.* 16 §. 2 bey Schulting S. 793 die wichtigſte iſt, beweiſen aber hinlänglich, daſs erſt ſpätere *interpretatio* Enkel und Urenkel mit ihren Onkeln und Groſsonkeln zur Erbfolge berufen hat. Dieſer Beweis wird durch die Analogie der agnatiſchen Erbfolge, bey welcher der nächſte jeden entfernteren ausſchlieſst, dadurch, daſs derſelbe Satz auch im Mittelalter ſich zeigt, und daſs er mit der bey der Inteſtaterbfolge der Römer auch genommenen Rückſicht auf Erhaltung des Familienglanzes eben ſowohl als Primogeniturordnungen übereinſtimmt (vgl. S. 198 ff.), unterſtützt. Es ſcheint zwar das Zeugniſs der Kaiſer Diocletian und Maximin entgegenzuſtehen, welche in der l. 3. *C. d. ſuis et legitimis* (6, 55) eine Anfrage eben in Beziehung auf dieſen Punct mit einem *evidenter lege* 12 *tabb. cavetur* ganz dem ſpäteren Rechte gemäſs beantworten: allein der Vf. führt dagegen S. 161 ff. befriedigend aus, daſs oft einem Geſetze zugeſchrieben wird, was nur aus Interpretation deſſelben abzuleiten iſt. Rec. bemerkt noch, was dem Vf. entgangen zu ſeyn ſcheint, daſs dieſen Theil ſeiner Behauptung auch Coſta zum §. 6. *T. d. hereditat. quae ab inteſt.* (3, 1) ſchon aufgeſtellt und, wiewohl kurz, doch mit Anführung der wichtigſten Gründe, bewieſen hat. — Die eben erwähnten Gründe und eine lange Reihe anderer hat aber der Vf. aufgeſtellt, um darzuthun, daſs die entfernteren Deſcendenten überall nicht zu den *ſuis* gehört, ſondern nur, inſofern ſie die nächſten geweſen, als Agnaten haben erben können: und in dieſer Rückſicht finden wir den Beweis unzureichend. Ganz richtig wird zwar in der S. 29 ff. angeſtellten vorläufigen Unterſuchung die Meinung verworfen, daſs *ſuus heres* ſich auf den Erben als Subject beziehe, und ſo viel als deſſen eigener Erbe ſey, ein *ſuus heres* alſo ſich ſelbſt beerbe; und dagegen überzeugend ausgeführt, daſs man das Wort auf den Erblaſſer bezogen, und einen ſolchen Erben darunter verſtanden habe, der es ſchon von Natur und ohne alles Geſetz ſey, einen natürlichen angebornen Erben. Dieſes *angeboren* nimmt indeſſen der Vf. in ſtrenger Bedeutung, für einen ſolchen, der gleich von ſeiner Geburt an in dieſem Verhältniſſe ſtehe, und darin kann Rec. ihm nicht beyſtimmen. Die Worte *qui, cum naſcerentur, ſui heredes futuri eſſent*, in l. 29 §. 12 *D. d. liberis et poſthum.* (28, 2) und ὁ υἱος ἐχει παρ' ἑαυτῳ το σουον im Theophil. *lib.* 2, *tit.* 19, §. 2, beweiſen dieſes keinesweges. Vielmehr ergiebt ſich ganz beſtimmt aus dem, was in beiden Stellen folgt, daſs die Vff. dieſer Stellen eine Art der *ſuorum* von den übrigen unterſcheiden, nicht eine Erklärung von den *ſuis* überhaupt geben wollten. Der Begriff, angeborne Erben, iſt nur inſofern der Bedeutung des Wortes *ſuus* und den Geſetzesſtellen angemeſſen, inſofern er gleichbedeutend mit natürlichen Erben iſt, d. h. ſolchen, denen man ohne alles Geſetz ein Erbrecht zuzuſchreiben ſich bewogen findet. — Hieraus ergiebt ſich nun, daſs der aus jener ſtrengen Bedeutung von gebornen Erben gegen die urſprüngliche Suität der entfernteren Deſcendenten hergeleitete erſte Grund des Vfs. keine Beweiskraft hat: denn jene Bedeutung gehört dem lateiniſchen *ſuus heres* nicht an. Eben ſo unerheblich ſind des Vfs. übrige aus Worten und Stellungen von Worten hergeleiteten gewiſſermaſsen philologiſchen Gründe. Mehrere derſelben (Num. 2. 3. 4. 5. 8. 10) beziehen ſich darauf, daſs in den Geſetzen die Söhne immer hauptſächlich, die entfernteren Deſcendenten hingegen nur hinterher genannt ſind, als ſolche, die das Suitäts-Recht nicht in ſich haben; die zu den *ſuis berufen* werden, die *ad filii conditionem rediguntur*, an die Stelle der Söhne treten, daſs

Digitized by Google

dieſes letzte ſogar geſchieht, wenn bloſs entferntere Deſcendenten vorhanden ſind. Der ganze Anſchein nämlich, welcher aus dergleichen Ausdrücken von einem erſt ſpäter durch Interpretation der Rechtsgelehrten erfolgten Einrangiren der entfernteren Deſcendenten unter die *ſuos* hergeleitet werden könnte, verſchwindet, wenn man auf folgende Gegenbemerkungen achtet. 1) Der Fall, wo Kinder erben, iſt der bey weitem gewöhnlichere. Natürlich werden ſie alſo, auch wenn die entfernteren Deſcendenten mit ihnen erben, bey weitem häufiger und hauptſächlicher als jene genannt. 2) Da die entfernteren Deſcendenten erſt, nachdem die Mittelsperſonen weggefallen ſind, und Stammweiſe, erben: ſo ſind alle von einem Eintreten redenden Ausdrücke völlig erklärt, ohne daſs man irgend ein ſpäteres Entſtehen der die entfernten Deſcendenten begünſtigenden Rechtsſätze anzunehmen braucht. Endlich 3) iſt es gefährlich beſonders bey Schriftſtellern, welche ſo wenig als Juſtinians Concipienten die Feinheiten der Sprache beobachten, aus den Nuançen der Wortbedeutungen zu ſchlieſsen. Wie ſehr dieſes der Fall ſey, lerne der Vf. an dem, was ihm ſelbſt begegnet iſt. Aus Juſtinians Worten im §. 15 *T. d. hereditat. quae ab inteſt.* (3, 1): *vetuſtas nepotes — — — — ad ſuorum vocabat ſucceſſionem* ſchlieſst er, daſs ſie nicht urſprünglich *ſui* geweſen ſeyen, in welchem Falle vielmehr ohngefähr ſo hätte geſprochen werden müſſen: *vetuſtas ad nepotes tamquam ſuos heredes hereditatem pertinere voluit*: und gerade *dieſer* Worte würde ein genauſchreibender Römer ſich nur dann bedient haben, wenn die Enkel nicht wahre *ſui* geweſen wären. Denn des Wortes *tamquam* bedient man ſich eigentlich bey Vergleichungen an ſich verſchiedener nur in einem gewiſſen Puncte übereinſtimmender Dinge. Hingegen hat das *vocabat*, wobey man eben ſo gut *ut ſuos*, als *quaſi*, *tamquam ſuos* ſuppliren kann, auch bey Genauſchreibenden gar nicht den ihm beygelegten Sinn. — Ein paar andere philologiſche Gründe num. 6, 13 gehen darauf, daſs an mehreren Stellen auch auf alten Inſchriften *ſuus heres* durch *filiusfamilias* erklärt, oder dieſem gleichbedeutend gebraucht werde, nirgend aber der Ausdruck *nepoſfamilias* vorkomme. — Die Inſchriften ſind völlig nichtsſagend. Es kommt nämlich auf denſelben das Wort *ſuis* vor, ohne daſs aus irgend etwas erhelle, daſs damit bloſs Söhne gemeint ſeyen. Eben ſo unerheblich ſind ein paar Geſetzſtellen, worin, wie der ganze Zuſammenhang ergiebt, das Wort *filiusfamilias* nicht als den Begriff des *ſuus heres* erſchöpfend, ſondern nur als einen Theil deſſelben darſtellend gebraucht iſt. Die einzige *l.* 11 *D. d. liberis et poſthumis* (28. 2) hat einigen Schein, indem hierin die vorzüglichen Rechte des *ſuus heres* daraus erklärt werden, weil er *filiusfamilias* ſey. Allein auch dieſer Schein verſchwindet, wenn man bedenkt, daſs dieſes eine Erklärung *a potiori* ſeyn kann, indem die meiſten *ſui heredes*, *filiifamilias* ſind, wie auch daſs man unter dem Worte *filius* auch entferntere Deſcendenten zu verſtehen pflegt, *l.* 84. 201. 220. §. 1. *D. d. Verb. Sign.* (50, 16). Eben daher, und weil von Hauskindern häufiger als von Hausenkeln die Rede iſt, läſst ſichs auch erklären, daſs der Ausdruck *nepoſfamil.* nicht vorkommt. — Noch beruft ſich der Vf. darauf (num 9), daſs Paulus in der *l. fin.* §. 3. *D. d. gradib. et affinib.* (38, 10) die *ſuos*, *proximiores ex agnatis* nennt. Er erklärt hier nämlich das Wort Agnaten nach dem Sinne für *agnatos in linea deſcendentium*, nach welcher Erklärung dieſe Stelle unmittelbar ſagen würde, daſs nur die Kinder mit Ausſchluſs der Enkel *ſui* ſeyen. Rec. findet indeſſen auch dieſen Grund nicht überzeugend. Denn da Paulus von den Verwandtſchaften ganz im Allgemeinen handelt: ſo kann, dem Zuſammenhange nach, *agnati* unmöglich für *agnati in linea deſcendentium* genommen werden. Dieſes zwingt aber auch das Wort *proximiores* nicht für die nächſten dem Grade, ſondern der Anhänglichkeit und Liebe, allenfalls auch der Erbfolge nach, zu nehmen. Denn ſonſt würde hier gegen allen Sprachgebrauch wenigſtens auch der Vater zu den *ſuis* gezählt ſeyn. Jene andere Bedeutung iſt nun auch dem Worte *proximior* keineswegs unangemeſſen. Denn es wird, wie das deutſche *näher*, in den mannichfaltigſten Beziehungen, z. B. auch von einem durch ein Teſtament nähern Erben, dem eingeſetzten im Gegenſatze des ſubſtituirten Erben *l.* 17 *D. quod metus cauſa* (4, 2) gebraucht. — Eine andere Claſſe von Gründen ſind die geſchichtlichen, welche auch den Beweis nicht herſtellen, z. B. Num. 17, daſs man nach der Philoſophie der Alten eine beſonders genaue Verbindung zwiſchen Vater und Sohn angenommen, daſs die römiſchen Rechtsgelehrten von einer unter dieſen Statt findenden Einheit reden; dieſes Alles aber nicht bey dem Verhältniſſe vom Groſsvater zum Enkel der Fall ſey. Wiewohl nämlich in allen in dieſer Rückſicht vom Vf. angeführten Stellen nur des Sohnes erwähnt wird: ſo iſt doch der Groſsſohn keinesweges ausgeſchloſſen, welcher bekanntlich unter der Benennung *Sohn* ſehr gewöhnlich mit begriffen wird. — Ein anderer Grund, S. 76, daſs bey den Athenern nur die Kinder, nicht auch die Enkel für *ſui heredes* gehalten ſeyen, würde bedeutender ſeyn, da die Zehnmänner zum Theil von ihnen die Zwölftafelgeſetze geholt haben. Allein die Behauptung ſelbſt iſt wohl ſchwerlich richtig: denn weder bey dem angeführten *Petitus*, noch bey *Köpken* über Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung der Griechen, findet Rec. die geringſte Spur davon. — Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit würde es ſeyn, wenn, wie der Vf. behauptet, die väterliche Gewalt in den früheſten Zeiten ſich nicht auf die Enkel erſtreckt hätte. Allein auch hierüber fehlt es bey *Merillius* in *Obſ.* 2, 4, auf welchen ſich der Vf. beruft, an einem zureichenden Beweiſe, und die Gründe, welche der Vf. noch hinzuthut, ergänzen ihn keinesweges. Merillius ſelbſt bezieht ſich nur auf ein königliches Geſetz, aus deſſen ſpäterer Interpretation die Enkel unter des Groſsvaters Gewalt gekommen ſeyen. Es

Digitized by Google

ſtimmt alſo ſogar mit ſeiner Annahme wohl überein, daſs *zur Zeit der* 12 *Tafeln* auch die groſsväterliche Gewalt Statt gefunden habe. Aber ſelbſt ſeine Gründe fallen ziemlich weg, wenn man ſich erinnert, daſs unter dem Ausdrucke Sohn auch entferntere Deſcendenten enthalten ſind; daſs das laxere Verhältniſs zwiſchen Groſsvater und Enkel ſchon an ſich gewiſſe Unterſchiede hervorbringen muſste, ohne daſs man zur Erklärung derſelben auf das Nichtdaſeyn groſsväterlicher Gewalt zu ſchlieſsen braucht; daſs man ſehr oft von alten Zeiten nicht weiſs, ob etwas *lege* oder *moribus* entſtanden ſey, von den letzten aber *interpretatio* ſehr verſchieden iſt; daſs endlich die Annahme, als ſeyen die Groſskinder unter Niemands, oder, wie der Vf. glaubt, unter ihres Vaters väterlicher Gewalt geweſen, auch wenn dieſer ſelbſt nicht ſein eigener Herr wäre, gleich unnatürlich und inconſequent iſt. Des Vfs. beſonderer Grund, welcher ſich auf das in *l.* 20, 21 *D. ad l. Juliam d. adulter.* (48, 5) vorkommende *videtur* ſtützt, iſt ganz unerheblich, indem dieſer Ausdruck ſchon von Cicero an ſehr häufig richtiger mit *offenbar ſeyn*, als mit *ſcheinen* überſetzt wird. — In Num. 11 deducirt der Vf. aus einer wegen der Enkel noch an die Kaiſer Diocletian und Maximin erlaſſenen Anfrage, welche dieſe in der *l.* 3 *C. de ſuis et legitimis* (6, 55) ohne Ertheilung eines derben Verweiſes beantworten, daſs nicht ſchon nach den ſo hoch verehrten 12 Tafeln die Sache, wie im ſpäteren Rechte, unterſchieden ſey. — Auch dieſer Grund iſt ſchon deſswegen nicht durchgreifend, weil die Anfrage ſich nur auf das Erben der Enkel *mit* Kindern bezieht, nicht darauf, ob ſie überall *ſui* ſeyen. Ohnedieſs aber iſt es bekannt, wie manche Anfragen *de jure certiſſimo* geſchahen, und von den Kaiſern ganz höflich beantwortet wurden. Den Celſus hatten ſie ſich in Beziehung auf die *quaeſtiones Domitianas* nicht gerade zum Muſter genommen. — Nur ſcheinbar iſt der aus Theophilus *lib.* 3 *tit.* 2 *pr. ſub fin.* hergeleitete Grund. Denn hier heiſst es nicht, daſs die Enkel überhaupt — welches ja auch im Widerſpruche mit allen übrigen hiſtoriſchen Nachrichten ſtehen würde — ſondern daſs die *vorhin genannten* Enkel durch kaiſerliche Conſtitutionen mit den *ſuis* zur Erbſchaft gerufen werden. Dieſe vorhin genannten ſind nun, wie ſchon Fabrot richtig nachgewieſen hat, die Enkel von der Tochter. S. *Theophil. lib.* 3, *tit.* 1, §. 15. In Num. 12, 15 wird der Streit und die mannichfaltigen einzelnen Beſtimmungen urgirt, welche über die Enkel-Succeſſion in den Pandekten vorkommen. Hieraus ſoll ſich nämlich deutlich ergeben, daſs die 12 Tafeln darüber ſchweigen, und wieder ſoll ſich ein ſolches gänzliches Stillſchweigen nicht wohl anders erklären laſſen, als daſs zur Zeit der 12 Tafeln die Enkel noch nie zu den *ſuis* gehört hätten. Auch dieſes ohne Beweiskraft. Denn mag auch in den 12 Tafeln nichts von der bekanntlich nur ſelten vorkommenden Enkelſucceſſion ausdrücklich enthalten geweſen ſeyn: ſo beweiſt das keinesweges, daſs ſie damals nicht zu den *ſuis* gehört haben. Denn, wie der Vf. ſelbſt ſehr richtig bemerkt, die ganze Erbfolge der *ſuorum* iſt in den 12 Tafeln nur mit einer Hinweiſung beſtätiget, nicht neu angeordnet. Nach Num. 16 ſollen die in der *l.* 7 *D. ſi tabulae teſtamenti nullae* (38, 6) und einigen andern Geſetzen entſchiedenen Fälle aus der Enkelſucceſſion beweiſen, daſs die Enkel in dem 12 Tafelrechte nicht zu den *ſuis* gehört haben — gleich als ob nicht auch damals nur diejenigen Enkel zu den *ſuis* gezählt ſeyn können, welche unmittelbar in des Groſsvaters väterlicher Gewalt ſich befanden. Einzig auf Miſsverſtand beruhet es hiebey, wenn der Vf. annimmt, daſs Papinian in demſelben Geſetze bey einem Enkel, welchen er zur Erbſchaft zuläſst, eine Ausnahme von der Regel mache, daſs nur der *ſuus* als *ſuus* erbe. — Num. 15 enthält unter den Buchſtaben *a* — *h* ein belehrendes Gemälde von den mancherley Verſchiedenheiten, die unter dem Verhältniſſe vom Vater zum Sohne und vom Groſsvater zum Enkel, beſonders in Beziehung auf die Erbfolge, nach römiſchem Rechte Statt finden. Der Vf. ſchlieſst hieraus, daſs die Enkel Anfangs gar nicht *ſui heredes* geweſen, indem ſich ſonſt nicht erklären laſſe, wie dieſe Unterſchiede entſtanden ſeyen. Auch dieſer Schluſs iſt indeſſen, wiewohl er einigen Anſchein gewährt, nicht beweiſend. So viel iſt richtig, aus der Annahme, daſs die Enkel erſt durch ausdehnende Interpretation zu den *ſuis* gezählt ſeyen, lieſsen ſich manche der aufgeſtellten Unterſchiede erklären: aber ſie laſſen ſich auch durch andere an ſich wahrſcheinlichere Annahmen begreiflich machen. Es liegt nämlich ſchon in der Natur der Sache, daſs man ſich die Verbindung zwiſchen Vater und Sohn als enger und genauer, die zwiſchen Groſsvater und Enkel als etwas weiter und entfernter denkt; und aus dieſer Anſicht ſind alle vom Vf. angegebenen Unterſchiede eben ſo wohl zu erklären, als aus ſeiner Hypotheſe, welche daher auch weiter nichts als *Hypotheſe* iſt. — Etwas beweiſend iſt Num. 18, wo der Vf. aus mehreren Gründen nachzuweiſen ſucht, daſs die Enkel erſt durch Interpretation unter die *ſuos* gekommen: aber eine genaue Anſicht der Stellen beweiſet, daſs dieſe Interpretation ſich nur auf Aufhebung des vermuthlich vormals auch bey den *ſuis* Statt gefundenen Grundſatzes bezieht, nach welchem der nächſte ſtets den entfernteren ausſchlieſst. Wenn nun ausgeführtermaſsen durch alle dieſe Gründe nichts erwieſen iſt: ſo verdient die an ſich plauſible gewöhnliche Meinung, welche auch durch ſpecielle Zeugniſſe, z. B. l. 220. *D. d. verb. ſignif.* (50, 16), §. 15. *T. d. hered. quae ab inteſtato* (3, 1) unterſtützt wird, offenbar den Vorzug.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Zuſatz zu No. 93.

In der Anzeige der *Mitau'ſchen wöchentlichen Unterhaltungen* in No. 93 unſerer A. L. Z. von dieſem *Jahre* iſt aus Verſehn der Name des Redacteurs weggeblieben. Es iſt der Hofrath *von Recke* zu Mitau.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 SEPTEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Stuttgardt, b. Metzler: *Geſchichte und neue Theorie der Suität von D. Ludwig Friedrich Grieſinger* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Eine zweyte vom Vf. unterſuchte Hauptfrage über Erbrecht der Töchter, iſt ſchon vor ihm, beſonders von *Hugo*, welcher jedoch ſpäter ſeine Meinung geändert hat, mit ihm übereinſtimmend beantwortet worden. Hr. G. hat die Gründe ſeines Vorgängers bedeutend vermehrt, ohne ihnen jedoch, nach Rec. Überzeugung, ein Übergewicht über die Gegengründe verſchafft zu haben. Von den 17 hier aufgeführten Gründen ſind mehrere ſchon bey der vorigen Frage beurtheilt, andere auch von *Hugo* gebraucht. Bloſs von einigen dem Vf. und dieſer Unterſuchung eigenthümlichen braucht hier die Rede zu ſeyn. Num. 10 ſchlieſst der Vf. folgendermaſsen. „Nach älterem Rechte habe der nächſte Erbe ohne Rückſicht auf Geſchicklichkeit zu dem Amte (z. B. auch der Pupill *Ulpian. tit.* 11. §. 20. 22), nie aber ein Frauenzimmer die geſetzliche Vormundſchaft überkommen: zum Beweiſe, daſs Frauensperſonen nach älterem Rechte nie Erben geweſen ſeyen." — Dieſer Schluſs würde einige Wahrſcheinlichkeit hervorbringen, wenn wirklich zu erweiſen wäre, daſs Frauenzimmer nach älterem Rechte nie *tutrices legitimae* geworden ſeyen. Ohne dieſes aber beweiſt er nichts. — Num. 12 wird ausgeführt, daſs das *ſuus heres* in den 12 Tafeln nicht mit auf das weibliche Geſchlecht gehen könne, wegen der von dieſem Geſetze allgemein gerühmten Genauigkeit des Ausdrucks; weil man ſelbſt in ſpäteren Formeln und Geſetzen ſtets die beiden Geſchlechter beſonders bezeichnet habe, und auch diejenigen Rechtsgelehrten, welchen man die meiſte Anhänglichkeit an das Alte zuſchreibe, Servius Sulpitius und Labeo das weibliche Geſchlecht nicht unter der Bezeichnung des männlichen begreifen wollten; u. dgl. m. Auch kein beweiſender Grund! Denn die 12 Tafeln waren eine Geſetzesſammlung, in welcher ſchon die Menge der darin zuſammenzudrängenden Materien Kürze des Ausdrucks erfoderte, und ſich nicht mit einer ſolchen Weitſchweifigkeit vertrug, als wir in den ſpäteren einzelnen Geſetzen und manchen Formeln antreffen. In einer jeden kurzen Schreibart bezeichnet man aber, vielleicht in jeder Sprache, unbeſchadet der Genauigkeit, die beiden Geſchlechter mit der eigentlich nur einem derſelben, gewöhnlich dem männlichen, zukommenden Benennung, ſobald nur kein beſonderes Wort für beide zuſammen vorhanden iſt. Man kann in ſolchen Fällen ſogar ſagen, daſs das das männliche Geſchlecht bezeichnende Wort noch eine zweyte Bedeutung hat, in der es beide Geſchlechter bezeichnet. So iſt es nun auch namentlich in den 12 Tafeln, aus welchen ſich eine ganze Menge Beyſpiele zuſammenſtellen laſſen, wo das Maſculinum offenbar auch für das Femininum gebraucht iſt. Gehauſt finden ſie ſich in der 7 Tafel, wo es z. B. nicht *ſi qui quaeve*, ſondern *ſi qui injuriam faxit; nicht ſi qui quaeve*, ſondern *ſi qui pipulo occentaſſit* u. ſ. w. heiſst. — In Num. 13 — 16 ſucht Hr. G. aus mehreren Thatſachen glaublich zu machen, daſs die Frauenzimmer bey den Römern in den älteren Zeiten gewöhnlich kein Vermögen gehabt haben, welches doch hätte der Fall ſeyn müſſen, wenn ſie als *ſuae heredes* gleich in der erſten Claſſe ihre Vater beerbt hätten. Wir erinnern hiegegen 1) im Allgemeinen, daſs, wenn auch die Töchter und Frauen ihre Väter und Männer als *ſuae heredes* beerbten, dennoch nur wenige von ihnen eigenes Vermögen haben konnten, indem offenbar der bey weitem gröſste Theil der Frauenzimmer entweder unter väterlicher oder ehemännlicher Gewalt ſich befand. Gehen wir nun aber 2) ins Einzelne, ſo läſst ſich Num. 14, daſs die Weiber nicht teſtiren konnten, falls es auch ganz ſeine Richtigkeit damit haben ſollte, aus anderen Gründen herleiten, z. B. daſs die älteſte Form der Teſtamentserrichtung, *in comitiis calatis*, ſich für Weiber nicht ſchickte, daſs man ihnen nicht hinlängliche Überlegung zutrauete u. dgl. Num. 15, daſs die 12 Tafeln die Inteſtatſucceſſion für Erblaſſerinnen gar nicht beſtimmen, iſt unrichtig: denn unter dem Falle *cui ſuus heres nec eſcit* ſind gerade alle Frauenzimmer begriffen, da keins derſelben *ſuos heredes* haben kann. Eben ſo möchten wir nicht behaupten (Num. 16), daſs das älteſte römiſche Eherecht darauf hindeute, daſs die Frauenzimmer kein Vermögen gehabt hätten. Im Gegentheile findet ſich in dem Gebrauche der *Coemtio*, zufolge deſſen, nach der richtigern Meinung, auch die Frau den Mann kaufte, (ſo berichtet *Iſidorus* 4 *Orig.* 24. *num.* 30. *Boethius ad Cic. Top. cap.* 2) ein Beweis, daſs die Weiber gleich von früh an, wo dieſer Gebrauch nicht bloſs eine Förmlichkeit geweſen ſeyn kann, Vermögen hatten. Bloſs Num. 13, daſs die natürlichſten Erben der Mutter, ihre Kinder, ſie eine geraume Zeit lang nicht beerbten, ſpricht einigermaſsen für die vom Vf. aufgeſtellte Vermuthung. Ihr ſteht aber wieder entgegen, daſs Servius Tullius nach Livius 1,

Digitized by Google

43 den *viduis* eine Abgabe auflegte, welches doch wohl vorausſetzt, daſs ſie ſchon damals nicht ganz ſelten Vermögen gehabt haben. Die vierte Bemerkung des Vfs., daſs der Ausdruck *filia familias* äuſserſt ſelten ſey, gewöhnlich bloſs *filia* geſchrieben werde, unterſtützt allerdings einigermaſsen die übrigen aus der bey rohen Völkern gewöhnlichen Hintanſetzung des weiblichen Geſchlechts, der Ausſchlieſsung der Cognaten u. ſ. w. hergenommenen, ſchon von *Hugo* vorgetragenen, keineswegs unbedeutenden Gründe. Aber die vielfachen Zeugniſſe der Alten für das Gegentheil enthalten Gegengründe, welche auch durch Hn. *G's.* Bemühungen nicht hinreichend widerlegt ſind. Gleich bey der Abhandlung der erſten Periode, und dann wieder bey Beurtheilung dieſer Einwürfe, macht er im Allgemeinen gegründete Bemerkungen über die wenige Glaubwürdigkeit hiſtoriſcher Nachrichten von den uralten Zeiten. Aber damit allein reicht man nicht weiter, als zu beweiſen, daſs keine völlige Gewiſsheit über Begebenheiten jener frühen Zeiten zu erhalten iſt, daſs man ſich mit einer manchmal ſehr geringen Wahrſcheinlichkeit muſs begnügen laſſen. Solche Zeugniſſe eigentlich zu *widerlegen*, dazu gehört beſonders, daſs man aus zuverläſſigern Quellen entgegengeſetzte Nachrichten aufſtellen könne, welches dem Vf. nicht gelungen iſt. Auſserdem hat er vergeſſen zu bedenken, daſs jene alten Schriftſteller, wiewohl ſie 5 und mehrere Jahrhunderte nach der Zeit leben, von welcher ſie uns berichten, doch aus älteren und längſt verlorenen Quellen ſchöpften, und dadurch wieder an Glaubwürdigkeit gewinnen. Beſonders ſtellt er ein viel zu grelles Gemälde von der wenigen Glaubwürdigkeit auf, welche Nachrichten über die 12 Tafeln haben ſollen. Wie kann man z. B. ſagen (S. 147), daſs zu den Zeiten derjenigen Rechtsgelehrten, deren Fragmente in den Pandekten vorhanden ſind, das 12 Tafelgeſetz nur noch dem Namen nach bekannt war, da Cajus, einer der am fleiſsigſten excerpirten, noch darüber commentirte? Schwerlich möchte auch eine Verfälſchung der 12 Tafeln aus dem *griechiſchen* Rechte (S. 147) nachgewieſen werden können. Auch das von alten Schriftſtellern bezeugte Nichtverſtehen einzelner Worte aus den 12 Tafeln will nicht ſehr viel ſagen; da dieſes nur ſolche Worte ſind, welche ſich auf Policeyweſen und ähnliche Einrichtungen, die am erſten antiquirt werden, beziehen. Der privatrechtliche Inhalt der 12 Tafeln, welcher bis in ſpäte Zeiten als Grundlage des ganzen römiſchen Privatrechts fleiſsig ſtudirt wurde, wird nicht ſo aus der Kunde gekommen ſeyn. — Es exiſtiren nun der Meinung des Vfs. widerſprechende Zeugniſſe, theils von Kunſtverſtändigen, Rechtsgelehrten, theils von Geſchichtſchreibern und Grammatikern. Jene ſind beſonders beſtimmt, und unter allen am beſtimmteſten Juſtinians Concipienten, welche an 3 verſchiedenen Stellen *§. 5 J. d. exheredat. liberor.* (2, 13), *§. 3 J. d. legitima agnator. ſucceſſ.* (3, 2) und *l. 14 C. d. legitim. heredib.* (6, 58) das Recht der 12 Tafeln in dieſem Puncte mit der mittleren Jurisprudenz, wo bekanntlich die Frauenzimmer zurückgeſetzt wurden, in Gegenſatz ſtellen. Dieſe Stellen ſollen nach dem Vf. hauptſächlich dadurch mit ſeiner Meinung in Übereinſtimmung gebracht werden, daſs durch die 12 Tafeln die Interpretation derſelben gemeint ſey. Allein, wiewohl er erwieſen hat, daſs ein ſolcher Sprachgebrauch vorkommt, ſo iſt es doch immer ein uneigentlicher, welcher da auf keine Weiſe angenommen werden kann, wo der Gegenſatz (mit der mittleren Jurisprudenz) einen beſtimmten Ausdruck erfoderte. — Unter den Zeugniſſen nicht juriſtiſcher Schriftſteller iſt beſonders das des Dionyſius L. 2. C. 25 wichtig. Dieſer führt ein auf das Verhältniſs der Eheleute gehendes Geſetz des Romulus an, und erzählt dann weiter von ihren gegenſeitigen Rechten, unter anderen auch mit dieſen Worten, die Frau beerbe ihren Mann, wie die Tochter ihren Vater, zu Kindestheil. Dieſes ſo beſtimmte Zeugniſs für das Erbrecht der Ehefrau ſowohl als der Tochter ſucht der Vf. zum Theile dadurch aus dem Wege zu räumen, daſs er den Dionyſius ſelbſt an dieſer Stelle hiſtoriſcher Fehler beſchuldigt, jedoch ohne hinlänglichen Grund. Daſs nämlich die Confarreation hier ſchon in Romulus Zeiten verſetzt wird, da ſie nach Anderen erſt durch Numa eingeführt ſeyn ſoll, thut nichts, indem eben ſo gut dieſe Anderen, als Dionyſius, geirrt haben können; eben ſo unerheblich iſt, daſs er der Confarreation zuſchreibt, was ſonſt der Coemtion beygelegt wird, die Hervorbringung väterlicher Gewalt über die Frau, indem jene höchſt wahrſcheinlich nie ohne dieſe geſchah; noch weniger widerſpricht er dadurch ſich ſelbſt, daſs er die Ehefrau Haustochter, und auch wieder Hausherrin nennt. Denn jenes war ſie in Beziehung auf den Mann; dieſes, inſofern der Mann ihr freyen Spielraum lieſs, in Beziehung auf die übrigen Hausgenoſſen. Eben ſo ungegründet iſt ein anderer Einwand, daſs Dionyſius nur bey Erzählung des romuliſchen Geſetzes als *Geſchichtſchreiber* Glauben verdiene, das Übrige bloſs Räſonnement aus dem Geſetze, und zwar ein darin nicht gehörig begründetes Raiſonnement ſey: denn auch dieſes Übrige will Dionyſius offenbar als hiſtoriſches Factum aus der romuliſchen Zeit *erzählen*. — Nun geht der Vf. gar ſo weit zu behaupten, daſs, wenn auch die Nachricht in Beziehung auf die Ehefrau richtig wäre, es ſich doch mit der Tochter anders verhalten haben könne; eine durchaus gegen die Natur der Sache und die beſtändigen Vergleichungen der Frau mit der Tochter anſtoſsende Annahme, welche durch die in Vorſchlag gebrachte gezwungene Wortdeutung, und die Berufung auf den mit den Sabinern bey Gelegenheit des Weiberraubs geſchloſſenen Vertrag keinesweges glaublich wird. Eben ſo wenig läſst ſich mit der Behauptung durchkommen, daſs auf allen Fall aus Dionyſius Erzählung nichts für die Zeit der 12 Tafeln erhelle. Denn Veränderungen ſind bekanntlich nicht zu vermuthen, beſonders in ſo frühen Zeiten, wo die Geſetzgebung nur langſam fortſchreitet. — Mit die-

Digitized by Google

ſem Zeugniſſe des Dionyſius ſtimmt die bey Macrobius und bey Plutarch zweymal vorkommende Erzählung von der Larentia zuſammen, welche unter Ancus Martius Regierung ihren Mann beerbte. Hr. Gr. meint zwar, es könne dieſes eine teſtamentariſche Erbfolge geweſen ſeyn. Allein aus Plutarch *Romul. cap.* 5 (wo freylich die hier ungenaue *Kaltwaſſer*'ſche Überſetzung gerade das Gegentheil ſagt), und Macrobius *Saturnalia* 1, 10 wird das Gegentheil wahrſcheinlich. Denn in der einen Stelle ſcheint *ἀπέλιπε κληρονόμον* und *κατὰ διαθήκης ἔδωκε*; in der anderen *facta compos* und *nuncupavit heredem* einander recht eigentlich entgegengeſetzt zu ſeyn. Auch ein paar Stellen aus dem Servius und Gellius, gegen welche eben ſo wenig als gegen den Dionyſius erhebliche Einwendungen gemacht ſind, unterſtützen die gewöhnliche Meinung.

Im §. 20 ſchlieſst der Vf. noch andere Perſonen im Sinne der 12 Tafeln von den *ſuis* aus, läſst ſich aber ſpeciell nur auf die Frau, Schwieger-Tochter, Schwieger-Enkelin u. ſ. w. ein. Es bedarf hierüber keiner beſonderen Bemerkung, da ihr Recht mit dem der Töchter ſteht u. fällt. Erſt bey der folgenden Periode, §. 38. 39, iſt von Adoptiv- und nachgebornen Kindern die Rede. Von ihnen wird angenommen, daſs ſie zwar bald nach den 12 Tafeln, aber doch erſt *nach* denſelben durch Interpretation mit zu den *ſuis* gezählt ſeyen. Auch hier ſind alle etwa anzuführenden Gründe ſehr fleiſsig zuſammengeſtellt, jedoch ohne daſs man dadurch von der Richtigkeit der Meinung des Vfs. überzeugt wird. Der Raum verbietet, uns auch bey dieſen Fragen auf genaue Prüfung der aufgeſtellten Gründe einzulaſſen. Wir bemerken nur 1) wegen der Adoptivkinder, daſs der Hauptzweck jeder Adoption auf Verſchaffung der Sohnes- mithin auch der Erb-Rechte ſich bezieht. Was wäre alſo die Adoption bey den Römern bis zu jener Erweiterung des 12 Tafeln-Rechts geweſen, wenn ſie das Sohnes-Recht nicht gewährt hätte? 2) Die nachgebornen Kinder (*poſthumi*) müſſen, anderer Gründe zu geſchweigen, ſchon um deſswillen zur Zeit der 12 Tafeln zu den *ſuis* gehört haben, weil ſonſt die Beſtimmung derſelben über die Zeit der legitimen Geburt, welche man gewöhnlich in der 4ten Tafel aufführt, keinen Zweck hätte. Damit kann indeſſen ſehr wohl beſtehen, daſs in den 12 Tafeln ausdrücklich weder von den Adoptiv- noch den nachgebornen Kindern etwas angeführt war, weil ja die ganze Lehre von den *ſuis* darin nur erwähnt und beſtätiget wurde. —

Noch machen wir aus der letzten Periode auf ein paar ſehr richtige Ausführungen des Vfs. aufmerkſam. Die Geſchichte der *legitimatio per oblationem curiae*, welche gewöhnlich mangelhaft und unrichtig dargeſtellt wird, iſt im §. 64 vervollſtändiget und berichtiget. Im §. 65 wird mit Grund gegen die meiſten Neueren ausgeführt, daſs bey der *emancipatio Anaſtaſiana* nie die *jura ſuitatis*, ſondern nur die *jura agnationis ſenſu ſtricto* (die Rechte in Beziehung auf die *Geſchwiſter*, wie der Vf. S. 282 not. n ſagt, iſt etwas zu enge) beybehalten werden können. Zu den angeführten Gründen läſst ſich noch hinzufügen, daſs nach den letzten Worten der l. 11. *C. d. legitimis hered.* (6, 58) die ſo Emancipirten, wenn ſie ihren Vater beerben, conferiren müſſen, welches, zufolge der richtigen, wiewohl nicht gewöhnlichen, Theorie von der Collation, einen neuen Beweis abgiebt, daſs ſie ihren Vater nur *ex edicto Praetoris* beerben können.

So viel über den weſentlichen Inhalt. Auſserdem findet man beyläufig in den Noten und ſonſt manche intereſſante literäriſche und andere Bemerkungen. Z. B. über Cujacius S. 88. not. k, ſein und mehrerer anderer berühmter Rechtsgelehrten Bildniſs, welche der Vf. auf einer Reiſe durch Frankreich ſah, S. 89. not. m, Pabſt Pius VI Liebhaberey für Jurisprudenz, S. 26. not. n, den Rechtsgelehrten Fea in Rom, den übermäſsigen Einfluſs, welchen der *Präſident Bynkershoek* über andere Schriftſteller ſich erworben hatte, S. 30. not. o; oft ſehr vollſtändige Zuſammenſtellungen der wichtigſten Schriftſteller über viele auch nur beyläufig erwähnte Rechtsfragen; bemerkenswerthe rechtsgeſchichtliche Vermuthungen, z. B. daſs *Confarreatio* vielleicht ſo viel als *Confareatio* (Zuſammenſprechung) ſeyn möchte, wodurch der anſcheinende Widerſpruch wegfiele, daſs ſchon Romulus die *Confarreatio* und erſt Numa das *far* eingeführt habe, S. 177. not. m; daſs die Prätoren erſt von der Zeit an, da ſie auch aus den Plebejern genommen werden konnten, am Rechte zu ändern anfingen, indem die Patricier mehr das Alte zu behaupten ſuchten; beyläufige Berichtigungen anderer Schriftſteller, als *Fabrot's* in den Baſiliken S. 197. not. g, *Hommels* in der Palingeneſie S. 269. not. d. — Es verſteht ſich übrigens, daſs auch dieſe Bemerkungen nicht ohne Prüfung anzunehmen ſind. So hat der Vf. S. 2 ff., wo er Widerſprüche und Unrichtigkeiten alter Schriftſteller nachweiſet, in der Behauptung offenbar Unrecht, daſs Livius beym J. 309 angebe, wie damals noch die Plebejer um die Bürgerrechte nachgeſucht haben. Er meint ohne Zweifel *lib. 4. cap. 4. in fin.*, wo aber die im oratoriſchen Schwunge von einem Tribunen geſprochenen Worte offenbar ganz anders erklärt werden müſſen. — Selten läſst ſich Hr. G. literäriſche Unvollſtändigkeiten oder Ungenauigkeiten zu Schulden kommen, als S. 115. not. i, wo ihm *Hugo's* Ausgabe des angeführten Geſetzes im *civiliſt. Magazin* 3 Bd. 3 Heft entgangen iſt. Zu den Ungenauigkeiten rechnen wir das öfter, z. B. S. 1. 45. 96, vorkommende Citiren nach den Seitenzahlen von Büchern, wovon es viele Ausgaben giebt, *Theophilus Paraphraſe*, *Codex Theodoſianus*, *Montesquieu eſprit d. lois* u. ſ. w. Auch das ihm, wie einigen anderen eben in der Literatur der Jurisprudenz beſonders bewanderten Rechtsgelehrten, gewöhnliche Citiren nach denjenigen Namen, welche die Schriftſteller im gemeinen Leben führten, anſtatt deren, welche ſie in ihren Schriften ſich ſelbſt beylegten, wünſchten wir gegen die gewöhnliche Ci-

Digitized by Google

tirart vertauſcht. Denn der Schriftſteller, nicht der Bürger, iſt es, welcher uns im Literäriſchen intereſſirt. Den Cujacius, Balduinus, Alteſerra, Gothofredus kennt man weit allgemeiner als Cujas, Baudouin, Hauteſerre, Godefroi. Die Citirart iſt aber gerade die beſte, wodurch am ſchnelleſten deutliche Begriffe hervorgerufen werden. Auch fodert ſelbſt die Beſcheidenheit, daſs wir einen Schriftſteller mit dem Namen nennen, mit welchem ihm ſelbſt als ſolcher aufzutreten beliebte. — Die Sprache des Vfs. iſt im Ganzen flieſsend und angenehm; nur wünſchten wir, daſs er gegen einige Provincialismen (als S. VI vernachlaſigen f. vernachlaſſigen; ſich an etwas, für: über etwas ſchämen; S. 82 an jemanden erben, für: jemanden beerben) mehr auf ſeiner Hut geweſen wäre. Der Druck iſt nicht durch viele Fehler entſtellt. Rec. bemerkt indeſſen einen böſen *ſuorum* für *ſui* S. 33, welchen man für einen grammatiſchen Schnitzer halten könnte.

Shd.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Nürnberg*, b. Bieling: *Neueſtes Lehrbuch für Volks- beſonders für Land-Schulen*, nebſt einer praktiſchen Anweiſung über die vorzüglichſten Theile der Landwirthſchaft von *Philipp Jacob Karrer*, Pfarrer zu Burach und Hart bey Memmingen. 1804. 228 S. 8. (12 Gr.) Wozu das Beywort *Neueſtes?* Erhält vielleicht ein Buch ſchon dadurch einen Werth, weil es das neueſte iſt? Wäre dieſs der Fall, ſo hätte das gegenwärtige viel von ſeinem Werthe verloren, weil es jetzt keinen Anſpruch weiter auf das beliebte Beywort machen kann. — Die Abſchnitte von der Landwirthſchaft ſind indeſſen in dieſem Buche für Landſchulen ganz zweckmäſsig und wir wollen ihm daher nicht allen Werth abſprechen, wenn wir gleich in Rückſicht der übrigen Materialien mancherley zu erinnern haben. Das Lehrbuch ſoll nach der eigenen Erklärung des Vfs. für Lehrer und Kinder in den Landſchulen beſtimmt ſeyn, und man findet auch Abſchnitte, die bloſs für den Lehrer gehören, z. B. die Anweiſung, wie der erſte Unterricht im Leſen und Schreiben eingerichtet ſeyn müſſe; andere hingegen können als Leitfaden beym Unterrichte ſelbſt gebraucht werden. Hieraus entſteht nun die Inconvenienz, daſs die Schüler etwas erhalten, was nur für den Lehrer gehört. Auf der anderen Seite ſind mehrere Cap. zu oberflächlich und kurz. So werden z. B. alle 5 Species der Rechenkunſt nebſt der Regel de Tri auf 8 Seiten abgehandelt. Der Abſchnitt von der Bibel hat 12 Zeilen, und der neunte Abſchnitt über die Landesverfaſſung nur 3 Seiten. Andere Materialien, die in ein Elementarbuch für Volksſchulen gehören, z. B. die Anführung der wichtigſten Landesgeſetze, ſind ganz übergangen worden.

O. m. r.

Carlsruhe, b. Macklot: *Anekdoten und Charakterzüge aus dem menſchlichen Leben.* 1807. 213 S. 8. (16 Gr.) Nur dann kann eine Anekdotenſammlung Intereſſe erregen, wenn ſie entweder neue auffallende Züge aus dem Inneren des menſchlichen Charakters hervorhebt, oder wenigſtens das Alte und Bekannte in einem gefälligen Gewande und nach einem wohlgeordneten Plane ſo zuſammenſtellt, daſs die Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen beſtimmten Zweck hingerichtet wird. Beides läſst ſich von der vorliegenden Sammlung nicht rühmen. Sie enthält 284 ältere und neuere, gröſsere und kleinere Anekdoten und Erzählungen, deren Charakter durch das vorgeſetzte Motto: *Was iſt der Menſch? halb Thier, halb Engel* u. ſ. w. ſich deutlich genug ankündigt. Es ſind Rec. kaum 10 Erzählungen entgegengekommen, die er nicht in Zeitungen, und in anderen Sammlungen, beſonders in franzöſiſchen und lateiniſchen Sprachlehren, gröſstentheils mehrmals, ſchon abgedruckt gefunden hätte. Zu welchem Zweck die Sammlung veranſtaltet worden ſey, wird nirgends angegeben, und aus der Zuſammenſtellung ſelbſt hat es Rec. nicht herausfinden können. Der Sammler verſetzt uns bald nach Griechenland und Rom, bald nach Frankreich, Ruſsland und Preuſſen, bald in die alten, bald in die neueren und neueſten Zeiten. Kriegs-Scenen, ernſthafte und launige Auftritte, ſcherzhafte Einfälle und moraliſche Charakterzüge öffentlicher und Privatperſonen wechſeln abſichtslos mit einander ab, und aus dem Lager der Athenienſer führt er uns unmittelbar in eine Dorfſchenke ein. Juden, Barbierer und Dorfſchulmeiſter ſpielen ihre Rolle neben Friedrich II und Peter I.; Kyau, Santeuil u. a. ſtehen als freundliche Nachbarn neben Diogenes und Alcibiades. Sogar Eulenſpiegel tritt hier als Moraliſt wieder auf. Daſs mit ſchalem und plattem Scherze manche ſinnreiche und witzige Einfälle ſich paaren, daſs neben gemeinen und alltäglichen Bemerkungen oft feine und treffende Charakterzüge ſtehen, läſst ſich bey der Verſchiedenheit einer ſolchen Sammlung von ſelbſt erwarten. — Der Vortrag iſt eben ſo verſchiedenartig, als die Quellen, woraus die Erzählungen geſchöpft ſind.

Gal.

Kinderschriften. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Funfzig kleine, durchaus verſtändliche Erzählungen für Kinder, welche ſo eben erſt leſen gelernt haben.* Von einer Mutter in der Kinderſtube geſchrieben. 1808. VIII u. 54 S. kl. 8. (5 Gr.) Nach der Vorrede des ungenannten Herausgebers hatte die Vfin., eine denkende und ſorgſame Mutter, den Zweck, „den Anfängern im Leſen für die Stunden, wo ſie ſich allein in dieſer Kunſt üben ſollen und wollen, eine eben ſo nützliche und lehrreiche, als leichte und angenehme Unterhaltung zu gewähren." Dieſen Zweck hat ſie glücklich erreicht, und Rec. empfiehlt dieſe wirklich in der Kinderſtube geſchriebenen Erzählungen allen Müttern, die ihre Kinder in müſsigen Stunden auf eine nützliche Weiſe beſchäftigen wollen. Wie im wechſelnden Spiel des kindlichen Lebens, laufen moraliſche Erzählungen mit ſolchen, die nur auf Verſtandesbildung hinzielen, bunt durch einander; alle Scenen ſind aus der Kinderwelt ſelbſt gewählt, wodurch die Erzählungen nicht bloſs mehr Anwendbarkeit, ſondern auch mehr Intereſſe für die Kinder gewinnen. Künſtliche Perioden, undeutliche Wörter, Kunſtausdrücke, ſo wie Ideen und Redensarten, die dem Alter von 5—8 Jahren noch nicht erklärt werden können, ſind ſorgfältig vermieden. Durch räthſelähnliche Schilderungen und beygeſetzte Fragen wird das Nachdenken, durch Aufſtellung guter und ſchlechter Beyſpiele das moraliſche Gefühl der Kinder geweckt. Doch ſind einige der erſteren zu wenig befriedigend; in den letzteren aber die üblen Folgen der Unarten oft zu ſtark und ſchrecklich geſchildert. Daſs 6 Kinder in 6 verſchiedenen Erzählungen das Opfer der Unachtſamkeit oder des Eigenſinns werden, iſt zu erſchütternd für das kindliche Gemüth, welches überhaupt in ſeiner Unſchuld mehr durch lebhafte Darſtellung nachahmungswerther Beyſpiele zur Sittlichkeit aufgemuntert, als durch zu grelle Schilderung der üblen Folgen von den Unarten, die es oft nicht einmal kennt, abgeſchreckt ſeyn will.

Xt.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Die Jubelfeier der Hölle, oder Fauſt der Jüngere.* Ein Drama zum Anfang des 19 Jahrh. von *Carl Friedrich Benkowitz.* Zweyte Aufl. mit Verbeſſerungen des Vfs. 1808. VIII u. 179 S. 8. (16 Gr.)

Neuſtadt an der Orla, b. Wagner: *Predigten über die Leidensgeſchichte Jeſu*, von *M. Gottfr. Heinr. Schatter*, Pfarrer zu Neunhofen bey Neuſtadt an der Orla. Zweyte Aufl. 1808. X u. 310 S. 8. (1 Thlr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Quien: *Hiſtoriſche Unterſuchungen über die aſtronomiſchen Beobachtungen der Alten*, von *Ludwig Ideler*, Aſtronomen d. kön. preuſſ. Akad. der Wiſſenſchaften. 1806. 407 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Die Schrift enthält zwar nicht ganz das, was man dem Titel nach in derſelben erwartet, nämlich *hiſtoriſche Unterſuchungen über die Art, wie die Alten ihre Beobachtungen überhaupt anſtellten*: ſie liefert aber doch einen wichtigen Beytrag zur Beurtheilung der alten Beobachtungen, nämlich eine *Unterſuchung über die verſchiedene Art der Zeitrechnung*. Wer die Unbeſtimmtheit der alten Beobachtungen kennt, muſs unſtreitig die Arbeit des Vfs. für verdienſtlich erklären. Seine Unterſuchungen ſelbſt betreffen ferner nur hauptſächlich *Ptolemäus*, weil in deſſen Almageſt die erſten wirklichen Beobachtungen, wie ſie der Aſtronom braucht, vorkommen. Die älteren Obſervationen waren zu roh, zu unbrauchbar und zu einzeln. Hin und wieder führen den Vf. ſeine Unterſuchungen auf Bemerkungen über das Alter der Aſtronomie, auf Vermuthungen und Hypotheſen, welche Rec. nicht immer unterſchreiben möchte, ſobald ſie nicht durch hiſtoriſche Gründe unterſtützt werden. Der erſte Abſchnitt enthält eine Prüfung der *ägyptiſchen Zeitrechnung*. Hr. *I.* berechnet aufs neue die Epoche derſelben aus den älteſten Beobachtungen im Almageſt, erklärt die Beſchaffenheit ihrer Jahre, den Anfang des ägyptiſchen Jahres. Zugleich giebt er Vorſchriften, jedes gegebene Nabonaſſar'ſche Jahr auf die Julianiſche Periode zu bringen, und den Anfang deſſelben zu beſtimmen, welche gewiſs jedem Aſtronomen, der ſich mit den alten Beobachtungen beſchäftiget, willkommen ſeyn müſſen. Aus aſtronomiſchen Gründen konnte *Ptolemäus* ſeine Epochen von Mittage an zählen, ſo wie Hipparch aus ähnlichen Veranlaſſungen von Mitternacht anfing. Die übrigen Nachrichten, welche Hr. *I.* S. 23 aus *Plinius* beybringt, ſind bloſs bürgerliche Beſtimmungen, die mit der Aſtronomie weiter nicht in Verbindung ſtehen. Dieſes zeigt auch die S. 24 angeführte Stelle aus *Theon*. Wenn die Nachrichten von *Plinius*, *Iſidor*, und anderen verſchieden ſind: ſo iſt dieſes nichts anderes, als ein Beweis, daſs man zu verſchiedenen Zeiten verſchieden dachte. Jeder Schriftſteller muſste wohl wiſſen, was zu ſeiner Zeit für Einrichtungen galten, er durfte alſo nicht wagen, vor ſeinen Zeitgenoſſen, für welche er doch zunächſt ſchrieb, eine andere aufzuſtellen, als die gewöhnliche. „Da es nicht wahrſcheinlich iſt", fährt Hr. *I.* S. 24 weiter fort, „daſs man den Tag das ganze Jahr hindurch um 6 Uhr Morgens angefangen hat: ſo iſt hier vermuthlich von *bürgerlichen* Tagesſtunden die Rede. Es kommen nämlich in den Schriften der griechiſchen Aſtronomen zweyerley Stunden unter den Benennungen *καιρικαι* und *ισημεριναι* vor." Hier ſcheint Rec. eine Behauptung die andere aufzuheben. Aus den angeführten Gründen folgt ja, daſs gewöhnlich die bürgerliche Eintheilung des natürlichen Tages nach Jahreszeit und Polhöhe verſchieden war, und daſs nur die Aſtronomen nach ihren Bedürfniſſen die Eintheilung in *καιρικαι* und *ισημεριναι* machten. Überhaupt muſs dabey auf die kleine Verſchiedenheit zwiſchen unſeren und den damaligen Begriffen des Wortes *Stunde* Rückſicht genommen werden. Die letzte Benennung (*ισημεριναι*) würde Rec. lieber von der gleichförmigen Bewegung des Äquators, worauf am Ende alles zurückgeführt wurde und werden muſste, als davon ableiten, „weil ſie um die Zeit der Nachtgleiche (*ισημερια*) den bürgerlichen Tages- und Nachts-Stunden gleich ſind (S. 25)." „Da (S. 26) ſie ihre Entſtehung der Aſtronomie, ich meine dem gewiſs ſehr früh von den Aſtronomen gefühlten Bedürfniſs einer gleichförmigen Zeiteintheilung, verdanken, und erſt nach und nach vermittelſt der Sonnenuhren und mechaniſchen Zeitmeſſer ins bürgerliche Leben übergegangen ſind: ſo können ſie füglich *aſtronomiſche* heiſſen." Rec. hätte gewünſcht, hier zu erfahren, welches beſonders die mechaniſchen Zeitmeſſer geweſen wären, deren man ſich damals bediente, und wie es zu verſtehen ſey, daſs die *ισημεριναι* nach und nach durch die Sonnenuhren ins bürgerliche Leben übergegangen ſind. Soll dieſes heiſſen, die Sonnenuhren waren bloſs zum bürgerlichen Gebrauche, und wie ſie erfunden worden, gingen dieſe Stunden ins bürgerliche Leben über: ſo wird dabey ſtillſchweigend vorausgeſetzt, daſs auch die Aſtronomen ſchon vorher zu ihrem Gebrauche Sonnenuhren hatten. Denn auf welchem anderen Wege hätte man wohl ſolche Zeitabtheilungen machen können? Wahr iſt es, daſs dieſe Stunden ihre Entſtehung der Aſtronomie zu verdanken hatten, ob aber „*ſehr früh*," iſt noch die Frage. Die wenigen Nachrichten, welche wir noch haben, führen uns auf andere Reſultate. Sie zeigen überall, daſs man anfänglich allgemein bloſs die bürgerlichen Stunden brauchte, und, wie uns dünkt, ganz natürlich; ja Hn. *I's.* gleich folgende Bemerkung: „beide Arten von Stunden werden häufig im Almageſt erwähnt, die bürgerlichen indeſſen *nur bey Gelegenheit der älteren* vor Ptolemäus angeſtellten Beobachtungen", beſtätiget dieſes ſogar. Der Mangel an Nachrichten von den aſtronomiſchen Kenntniſſen der älteſten Völker iſt allerdings groſs und

Digitized by Google

fühlbar: aber vielleicht nicht ſo groſs, als man gewöhnlich glaubt. Von Kenntniſſen, die nicht waren, lieſsen ſich keine Nachrichten geben. Eben die Schwierigkeiten in der Zeitbeſtimmung veranlaſsten nun die Alten, alſo auch *Ptolemäus*, bey nächtlichen Beobachtungen ein doppeltes Datum anzugeben (S. 27), aber nicht, „*um die Griechen und Römer vermuthlich auf die abweichende Gewohnheit der Ägypter aufmerkſam zu erhalten*," was unſerer Einſicht nach nicht nöthig war. Wie ſollte er nämlich die Theile der Nacht anders angeben? Die vorhandenen Nachrichten zeigen, *wie* und daſs es anders geſchah, als durch mechaniſche Zeitmeſſer, nirgends aber findet ſich ein Grund zu der eben angeführten Behauptung. — Gründlich ſind ferner die Unterſuchungen über den Regentenkanon, S. 36 ff., worin wir Hn. *I.* gern beyſtimmen, daſs *Ptolemäus* ein Stück davon verfertiget habe. Daſs er denſelben in ſeinem Almageſt vor Augen hatte, iſt offenbar, wenn er ihn auch nicht ausdrücklich nennt, und daſs er in den verſchiedenen Handſchriften weiter fortgeführt wurde, lehrt der Augenſchein. Der Aſtronom bedarf einer genauen Chronologie zu ſeinen Berechnungen. Natürlich alſo muſste *Ptolemäus* ſorgfältig die Data dazu von allen Staaten ſammeln; und da die meiſten Beobachtungen von Alexandrien ausgingen: ſo war es natürlich, daſs dieſelben auch an die dort herrſchende Zeitrechnung gekettet wurden. Aus eben dem Grunde nahm ſpäterhin *Ptolemäus* auch andere Data auf, ohne dieſelben immer auf die Nabonaſſarſche Aere zu beziehen. Wenn den Prieſtern irgend ein Verdienſt um die Aſtronomie zuzuſchreiben iſt: ſo iſt es das, daſs ſie auſser den ſorgfältigen Verzeichniſſen von Finſterniſſen noch für Data zu einer genauen Chronologie ſorgten. So könnten alſo wohl die erſten Nachrichten des Kanons von ihnen herkommen, welche alsdann *Ptolemäus*, ſo wie die alexandriniſchen Gelehrten überhaupt, zu ihren Beobachtungen und Rechnungen benutzten. Auch Rec. iſt überzeugt, daſs die Ägypter durch die Erſcheinung des Sirius am Morgenhorizonte ihr Jahr beſtimmten (S. 70), und Hn. *I's.* Unterſuchungen verlieren nichts von ihrer Gründlichkeit, wenn auch die Hypotheſe und die Vermuthungen über die Hundsgeſtalt des Sternbildes bey den Ägyptern und die Erklärung des Wortes *Sothis* wegfallen ſollten. Mögen immerhin *Thoth, Seth* und *Sothis* einerley bedeuten, und das letztere der Name des Sirius ſeyn, und zugleich dem erſten Monate den Namen gegeben haben: ſo haben die Ägypter kaum an die Hundsgeſtalt des Bildes gedacht, wie ſie nach dieſem ſinnlichen Zeichen, nach dem Aufgange des Sterns allein ihr Jahr beſtimmten. Hr. *I.* zweifelt ja ſelbſt mit *Jablonski* an *Bochart's* Behauptung, daſs *Sothis* einen Hund bedeutet habe. S. 76 ff. fernere Unterſuchung über die Hundsſternperiode, welche Hr. *I.* mit Recht nur für einen Cyklus hält, wie die Julianiſche Periode. Über die Zeit, wann dieſelbe beſtimmt worden ſey, ſind wir zwar anderer Meinung, wir würden aber zu weitläuftig werden, wenn wir hier die Gründe weiter aus einander ſetzen wollten. Hr. *I.* erklärt, daſs alles auf Zweifeln und Vermuthung beruhe, und ſucht die verſchiedenen Angaben (S. 85 ff.) der Alten dadurch mit einander zu vereinigen, daſs er eine Stelle des Plinius vom kosmiſchen Aufgange erklärt. Wir glauben aber, daſs man nicht nöthig hat, ſeine Zuflucht dazu zu nehmen, wenn man ſich nur genau in die Lage jener Menſchen ſetzt, welche eine ſolche Periode für ihre Bedürfniſſe erfanden, und ihre Hülfsmittel genau vor Augen hat. Warum ſollen bey Beſtimmungen, die ihrer Natur nach ſehr ſchwankend waren, nicht auch ſehr verſchiedene Angaben Statt finden? S. 89 kömmt der Vf. zu der Frage, ob die Ägypter das Vorrücken der Nachtgleichen gekannt hätten? und ſetzt hinzu, er wage nicht zu entſcheiden. Rec. glaubt, man brauche nach dem, was man von Hipparchs Bemühungen und Beſtimmungen weiſs, gar nicht weiter in Zweifel darüber zu ſeyn, daſs ſie nichts davon wuſsten. Es iſt wahr, Sirius muſste nach und nach in verſchiedenen Puncten des Horizonts den Beobachtern erſcheinen; aber nach Hn. *I's.* eigenem Geſtändniſſe war es ja nicht leicht, die Änderungen wahrzunehmen, und wo ſollten „*die ſehr entfernten und genau angeſtellten Beobachtungen*" hergenommen worden ſeyn, die man mit einander vergleichen muſste? So viel auch von alten Obſervationen verloren iſt: ſo wäre es doch ſehr ſonderbar, wenn ſich nicht manche erhalten hätten, beſonders da *Hipparch* und *Ptolemaeus* gewiſs alles benutzt haben würden. Rec. iſt überzeugt, daſs wir bey den Bemühungen dieſer Männer beſtimmtere Nachricht erhalten haben würden, wenn mehreres bey den älteren Völkern vorhanden geweſen wäre, als alle Vermuthungen aus Hieroglyphen, Mythen und Allegorieen uns geben können. Was ferner über die Hundsſternperiode gegen *Gatterers* Behauptung, daſs die Ägypter ſchon in den älteſten Zeiten ein Sonnenjahr von 365¼ Tagen gehabt hätten, geſagt wird (S. 100), iſt gröſstentheils richtig; und man ſieht hier aufs neue, wie ſehr man in Zweifeln und Dunkelheiten umher irrt, wenn man nicht auf die Autorität der Schriftſteller achtet. Doch würde eine genaue Auseinanderſetzung der Gründe für eine Recenſion zu weitläuftig ſeyn. Rec. will nur auf die verſchiedenen Perioden der Indier, Chineſen, Chaldäer, Ägypter aufmerkſam machen, welche nie zu Einem beſtimmten Reſultate über das Alter der Aſtronomie führen. Beſonders wollen wir daran erinnern, welche Schriftſteller es ſind, welche von den *genauen* Kenntniſſen der alten Ägypter ſo unterrichtet waren, und in welchem Zeitalter ſie gelebt haben, um Hn. *I's.* Zweifel noch zu verſtärken. *Horapollo's* Autorität, auf welche ſich *Gatterer* beruft, muſs geradezu verworfen werden; ſind aber wohl für die älteſten Zeiten *Syncellus*, ſelbſt *Diodor* und *Strabo* gültige Zeugen? Wir wiſſen ja, welche falſchen Anſichten der letztere hin und wieder von *Homers* Kenntniſſen hatte, warum ſollte dieſes nicht auch bey anderen Begriffen des Alterthums der Fall ſeyn, welche ihm noch fremder waren? Doch wir müſſen hier abbrechen, um auch noch von den übrigen Unterſuchungen einen kurzen Bericht abzuſtatten. S. 145 fügt Hr. *I.* noch einiges über die Chronologie der Chaldäer hinzu. Zuerſt ſucht er die Frage zu entſcheiden, ob die chaldäiſche und ägyptiſche Zeitrechnung einerley ſey? Nachdem er die gewöhnlichen Gründe der Chronologen unterſucht hat, glaubt er annehmen zu können, daſs ſie im gemeinen Leben zwar ein Mondenjahr gehabt hätten, bey aſtronomiſchen Beobachtungen aber der ägyptiſchen Chronologie folgten. Da

aber die vielen Beobachtungen der Chaldäer, welche Kalliſthenes gefunden haben ſollte, ſchon in älteren Zeiten, wo man noch weniger ſorgfältig beym Gebrauche der Nachrichten war, namentlich auch von *Goguet* in ſeinem *origine des loix*, wenn wir nicht ſehr irren, in Anſpruch genommen wurden: ſo bedurfte es auch wohl dieſer Hypotheſe nicht. 3) *Griechiſche Zeitrechnung* S. 175 u. f. Verſchiedene Arten der Einſchaltungen. Ganz richtig behauptet Hr. *I.*, daſs alles ſehr unvollkommen war. Es folgt daraus, daſs die Monate nicht genug fixirt werden konnten, um ein Datum ſicher daran anzureihen. Man ſieht dabey aufs neue deutlich, daſs man ſich an lauter ſinnliche Wahrnehmungen, an die ſcheinbaren Auf- und Untergänge der Sterne halten muſste, wie auch die noch vorhandenen Nachrichten, unter anderen *Geminus*, auch von Hn. *I.* in den Anm. S. 312 angeführtes Zeugniſs, beweiſen. Warum aber Hr. *I.* in dieſer Anmerkung hinzuſetzt: „*Daſſelbe gilt auch von den Werken der Dichter, daher auch eigentlich nur dieſe* (die ſcheinbaren) *Auf- und Untergänge poetiſche heiſsen ſollten*“ — begreifen wir nicht. Nach Rec. Urtheil ſollte das Beywort *poetiſch* ganz wegfallen. Alle Auf- und Untergänge, von denen in den alten Kalendern die Rede iſt, waren bloſs ſcheinbar; die wahren wurden von ſpäteren Aſtronomen (vielleicht von Geminus Zeiten an) der Diſtinction wegen hinzugeſetzt. Wollten nun Dichter, wie *Heſiod*, *Virgil*, *Ovid*, in ihren Schriften die Regeln der Landwirthe benutzen: ſo muſsten ſie auch die Vorſchriften des Kalenders anwenden, wie ſie vom Volke allgemein anerkannt und gebraucht wurden. Die Regeln alſo von den Auf- und Untergängen der Sterne ſind weder von den Dichtern erfunden, noch dichteriſche Darſtellungen der Natur, führen alſo auch den Namen *poetiſch* mit Unrecht. Daſs man übrigens auch bey der Epoche der metoniſchen Periode auf lauter ſchwankende Reſultate ſtoſse, bemerkt hier der Vf. 4) *Macedoniſche Zeitrechnung*, wobey Hr. *I.* mit Recht gegen *Uſher* behauptet, daſs das macedoniſche Jahr nicht bis auf Alexandern hinauf gehe. S. 227 u. f. 5) *Seleucidiſche Zeitrechnung*. S. 249. 6) *Dionyſiſche* S. 263. *Dionyſius* ordnete, wie *Eudoxus*, die Monate nach den Zeichen der Ekliptik, aber nicht, wie Rec. glaubt, weil es der Sprache an eigenen Namen für die Monate fehlte, die waren ja ſchon zu Heſiods Zeiten, geſetzt auch, daſs ſie ſich anfänglich bloſs auf den Mond bezogen haben ſollten, ſondern aus den eben angeführten Gründen, weil das Jahr und die Theile deſſelben nicht ſicher genug beſtimmt werden konnten. Der ganzen Abhandlung ſind endlich noch Erläuterungen und Zuſätze angehängt, wo manche Unterſuchungen weiter ausgeführt werden. Das Ganze beſchlieſst endlich eine intereſſante Abhandlung des Hn. Prof. *Buttmann* über die Stellung der griechiſchen Monate *Pyanepſion* und *Mämakterion*, worin auf das Zeugniſs von *Henr. Stephan*, eines alten Codex des *Ptolemäus* bey *Prideaux ad Marm. Oxon.* S. 239 und *Harpokration* jener für den vierten, dieſer für den fünften im attiſchen Kalender erklärt wird. Die ganze Schrift enthält ſo viele Beweiſe von ſchätzbaren Sach- und Sprach-Kenntniſſen, daſs Rec. kein Wunſch übrig bleibt, als der, Hr. *I.* möge den Glauben an die hohe Weisheit der Ägypter und Babylonier in der Aſtronomie, der ſo viele ältere Gelehrte zu ungerechten Urtheilen gegen die Griechen verleitete, und den er ſelbſt ſo oft tadelt, ganz aufgegeben haben, um ſich zu überzeugen, daſs wir uns nur an die im Almageſt angegebenen Beobachtungen halten müſſen, und daſs alle anderen Angaben, aus welchen man gewöhnlich ſo viel für das Alter der Aſtronomie folgert, nichts als die erſten unvollkommenen Verſuche griechiſcher Beobachter ſind, aus welchen ſich für das Alter der Wiſſenſchaft gar nichts folgern läſst.

A. M.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Handbuch der Elementar-Arithmetik in Verbindung mit der Elementar-Algebra.* Zum Gebrauche für Anfänger herausgegeben von *Andreas Metz*, der Philoſ. und Theol. Doctor, und der Philoſ. an der Univerſität in Würzburg öffentlich. ordentlich. Lehrer. 1804. XXXVII u. 348 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede verſichert der Vf., daſs, wofern ihm durch die Herausgabe dieſer Anfangsgründe einiges Wohlwollen des Publicums, vorzüglich ſeines vaterländiſchen, zu Theil werden ſollte, er bloſs aus dem Grunde einigen Anſpruch darauf machen wolle, weil er viele aus den Schriften eines *Käſtner*, *Schulz*, *Lorenz*, *Vega*, *Clemm*, *de la Caille*, *Burja*, *Euler*, *Wucherer* und *Huberti*, mit ſtrenger Prüfung geſammelte Wahrheiten deutlich in einen, der Lage ſeiner Schüler gemäſsen Zuſammenhang gebracht, und ſo dem Bedürfniſſe eines vollſtändigern Lehrbuchs, als das *Trentel*ſche war, worüber ſeither die Elementarmatheſis zu Würzburg vorgetragen worden, abgeholfen habe. Auf eine verbeſſerte und erweiterte Auflage jenes *Trentel*'ſchen Lehrbuchs wollte ſich der Verleger nicht einlaſſen: und ſo hatte der Vf. freylich Veranlaſſung genug, ein ganz neues Lehrbuch zu ſchreiben. Dieſes hat er in 6 Capitel eingetheilt, und darin 1) von den Stamm- oder einfachen Rechnungsarten, und von der Abmeſſung ganzer Zahlen, 2) von den Brüchen, 3) von den Potenzen, Ausziehungen der Wurzeln und dem Calcul mit Wurzelgröſsen, 4) von den Verhältniſſen und Proportionen, 5) von den Progreſſionen, 6) von den Logarithmen, und endlich in einem Anhange von den Permutationen und Combinationen, gehandelt. Alle aus den genannten Schriften geſammelten, hieher gehörigen Wahrheiten ſind ſchicklich zuſammengeſtellt, und mit gut gewählten, zu der im gemeinen Calcul ſowohl, als in der Algebra durch Übung zu erlangenden Fertigkeit, zweckdienlichen Exempeln erläutert. Nur hätte der Vf. auch in Anſehung des Vortrags, und der beſonderen Anſichten der Dinge, ſich lieber an die genannten Muſter halten, als die ihm eigenen, oft irrigen Anſichten geltend zu machen, ſeinen oft nachläſſigen Vortrag dafür zu ſubſtituiren, viel weniger aber diejenigen Mathematiker, die, wie er meint, nicht philoſophiſch genug diſtinguiren, zu widerlegen ſuchen ſollen. Hier einige Beyſpiele; zuerſt von den beſondern Anſichten, unter welchen dem Vf. viele Dinge anders, als andern Mathematikern, erſcheinen. S. 11 u. 13 heiſst es: „Gleichartige oder ähnliche Zahlen ſind jene, deren Einheiten einerley Qualität haben. Z. B. 8 Gulden und 5 Gulden. Im Gegentheile ſind ſie verſchiedenartig, *numeri heterogenii*. Z. B. 8 Gulden, 3 Batzen, 9 Kreuzer — Drey Gulden ſind ähnlich 5 Gulden. Sechs Gulden ſind gleich und ähnlich 6 Gulden, d. i. *congruunt*.“ Dieſer letzte Ausdruck gilt

Digitized by Google

aber ſonſt in der Matheſis nur von ausgedehnten ſtetigen Gröſsen, nicht von discreten. Auch ſind wohl nicht alle Gulden einander ähnlich. S. 37 heiſst es: „Sonach ſind die Einheiten des Quotus immer von der nämlichen Qualität, von welcher jene des Dividends ſind. Zugleich erhellet, daſs der Diviſor, ſeiner Beſtimmung gemäſs, immer nur eine unbenannte Zahl ſeyn könne, und ſeyn müſſe." Alſo kann man den Vf. nicht fragen, wieviel mal 12 Kreuzer im Gulden ſtecken? Kann man es aber dennoch, ſo muſs er wohl antworten: 5 Kreuzermal, oder 60zwölftel Gulden mal? Rec. hat aber immer dafür gehalten, daſs entweder der Diviſor oder der Quotient, nothwendig eine unbenannte Zahl ſeyn könne, und ſeyn müſſe, wenn ſich die Diviſion bloſs auf discrete Gröſsen beziehet. S. 115 ſagt der Vf.: „Eine unmögliche Wurzel, *radix ſurda*, iſt jene, welche ſich nicht angeben läſst. Z. B. die Quadratwurzel von 7." Er verwechſelt alſo Irrationalgröſsen mit unmöglichen. S. 117: „Die gerade Wurzel iſt entweder poſitiv, oder negativ." Der Vf. meint aber bloſs die Wurzel einer Potenz von einem geraden Exponenten damit. Hier hatte er überdieſs die beſte Veranlaſſung, der eigentlichen unmöglichen Wurzeln, nämlich der Wurzeln gerader Potenzen aus verneinenden Gröſsen zu gedenken: er gedenkt ihrer aber nirgends. S. 144 ſtehet: „*Lehrſatz.* Von einer unvollkommenen Potenz, als einer ganzen Zahl, iſt keine genaue Wurzel möglich." Aus dem Beweiſe erhellet jedoch, daſs der Vf. unter genauen Wurzeln bloſs Rationalgröſsen verſtehet. Er muſs aber doch wohl wiſſen, daſs die ganz genaue Verdoppelung des Quadrats und Würfels, folglich die ganz genaue Seite des Quadrats und Würfels von doppeltem Inhalte, ſehr gut möglich iſt, wie auch, daſs in ſeinem Buche der Literalcalcul ſich nicht bloſs auf arithmetiſche, ſondern auch auf geometriſche Gröſsen beziehet, beſonders da er dieſes letztere ſehr oft ſelbſt bemerkbar macht. S. 212 ſagt er: „Die umgekehrte Proportion wird in eine directe verwandelt, wenn man entweder die Glieder des einen Verhältniſſes verſetzt, oder dieſe Glieder zu Nennern von Brüchen macht, deren Zähler = 1. Z. B. Aus $\frac{a}{m} : \frac{a}{n} = m : n$, machet $\frac{a}{m} : \frac{a}{n} = n : m$ oder $\frac{a}{m} : \frac{a}{n} = \frac{1}{m} : \frac{1}{n}$ u. ſ. w. Allein jene erſte Zuſammenſtellung der Gröſsen iſt nicht nur keine directe, ſondern überhaupt gar keine Proportion; und Rec. ſind wohl directe und umgekehrte Verhältniſſe, aber keine directen und umgekehrten Proportionen bekannt, ungeachtet er wohl weiſs, daſs die nicht mathematiſchen Rechenmeiſter eine von ihnen ſogenannte verkehrte Regeldetri haben. S. 264 heiſst es ferner: „Da jede Gröſse gröſser werden kann, als jede angebliche: ſo folgt, daſs man eigentlich nicht ſagen könne, eine Gröſse ſey unendlich groſs, *infinite magna, vel ſimpliciter infinita, i. e. major omni dabili.* Denn jede Gröſse, die iſt, läſst ſich angeben." Wenn alſo eine Gröſse, die gröſser werden kann, als jede angebliche, wirklich gröſser, als jede angebliche wird: ſo wird ſie dennoch nicht unendlich groſs? Auch iſt ſonach die Anzahl der verſchiedenen Lagen, die ein Radius nach und nach nimmt, indem er den Kreis beſchreibt, entweder gar keine Gröſse, oder ſie läſst ſich angeben? S. 310: „In den logarithmiſchen Tabellen wird der Logarithmus von 0 = *infinito negativo* = $-\infty$ geſetzt. Der Grund liegt darin, weil die Vff. dieſer Tabellen, z. B. *Vega*, das $0 = \frac{1}{\infty} = 10^{-\infty} = \frac{1}{10^{\infty}} = \frac{1}{\infty}$ ſetzen. Daſs aber dieſes Verfahren der Schärfe nicht Genüge leiſte, liegt am Tage." Wohl an dem Tage, wo man eigentlich nicht ſagen kann, eine Gröſse ſey unendlich groſs, und wo ſich die Tangente des rechten Winkels angeben läſst? — Folgende unrichtige Stellen haben ihren Grund wohl nur in gewiſſen Nachläſſigkeiten des Ausdrucks. S. 81: „Der Nenner, *denominator*, zeigt, in *was für* Theile [ſtatt in wie viel Theile] das Ganze, von dem die Rede iſt, getheilt ſey." Ebendaſelbſt: „der Bruch iſt ein Vielfaches von einem Theile des Ganzen oder der Einheit. Daher heiſst er auch eine gebrochene Zahl, als welche ein Vielfaches von der Einheit ſelbſt iſt." Alſo wäre 0,01 ein Vielfaches von einem Hunderttheilchen des Ganzen? S. 94: „Soll ein Bruch von einem Bruche, *fractio de fractione, ſive fractio fractionis*, genommen [ſtatt gemacht] werden, z. B. $\frac{a}{b}$ von $\frac{c}{d}$: ſo werden beide multiplicirt." Doch wohl in einander? S. 102: „Jeder Decimalbruch wird in einen gemeinen Bruch verwandelt, wenn man ihm die Einheit mit ſo vielen Nullen unterſetzt, als Decimalziffern ſind. Z. B. 4,32 = $\frac{432}{100}$." Dieſes widerſpricht aber der, S. 99, aus den Muſtern genommenen Erklärung, daſs Decimalbrüche Brüche wären, deren Nenner Potenzen der 10 ſind, indem hier der Nenner ebenfalls eine Potenz der 10 iſt. In der Lehre von den Decimalbrüchen pflegt der Vf. im übrigen die Nullen faſt immer Decimalnullen zu nennen. Warum er dieſes thue, ſieht man auch nicht wohl ein, zumal da von der ohnehin ganz entbehrlichen Dodekatik oder dergleichen in dieſem Buche nichts vorkömmt. S. 225: „Ein Beyſpiel des dritten Falles [des Falles nämlich, wenn ſich ein paar Gröſsen nicht völlig ſo, wie ein paar andere, ſondern etwa wie die Quadratwurzeln derſelben u. ſ. w. verhalten] liefert die Frage: wenn aus einem Faſſe in einer Secunde 6 Maſs ausflieſsen, wie viel Maſse flieſsen in 4 Secunden aus? Eben ſo die Frage: wenn 2 Pferde in einer Stunde 5 Stunden [2,5 Meilen] zurücklegen, wie viele Stunden [Meilen] machen ſie innerhalb 2 Stunden?" Dieſe beiden Fragen laſſen ſich doch wohl nicht nach einerley Regel beantworten? Oder ſchwinden etwa die Kräfte der Pferde in einem gewiſſen Verhältniſſe der Dauer ihrer Anſtrengung, und erſetzt, wenigſtens von Futter zu Futter, der Sporn oder die Peitſche nichts? Von zu weit ausgeſponnenen Rechnungsregeln zeigt unter anderen S. 187 die Auflöſung der Gleichungen I. $x^3 = \frac{x}{y}$ und II. $x^2 y^3 = \frac{y}{n^2}$, welche beynah dieſe ganze Seite füllt, indem der Vf. aus beiden erſt eine unreine quadratiſche Gleichung macht, und ſodann dieſe auflöſt, da doch aus I unmittelbar $x^2 = \frac{1}{y}$, folglich aus I und II ſogleich $\frac{1}{y} y^3 = y^2 = \frac{1}{n^2}$, u. hieraus $y = \frac{1}{n\,2}$ folgt. Auf die zu weitläuftigen Definitionen und überflüſſigen Beweiſe, wovon beynah das ganze Buch wimmelt, und welche man ſonſt, wenn ſie ja nöthig ſeyn ſollten, dem mündlichen Vortrage vorbehält, will Rec. den Vf. nur durch ein paar Beyſpiele aufmerkſam machen, welche ſich S. 28, 44. 49 befinden.

V ∼ H.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Unterricht in der Moral nach den neuen philoſophiſchen Grundſätzen und in einer ſokratiſchen Manier vorgetragen.* Vorzüglich zum Gebrauche beym häuslichen Unterrichte der Kinder beſtimmt von *J. A. Eiſenmann.* 1805. 142 S. 8. (4 Gr.)

Ein moraliſcher Katechismus für Kinder gehört unter die wichtigſten und ſchwerſten Probleme, welche *Kant* den Pädagogen vorgelegt hat. Die Menge von Verſuchen dieſer Art ſcheint zu beweiſen, daſs man ſich die Sache in der Ausführung gar nicht ſchwer gedacht hat; ihre Beſchaffenheit aber zeigt genugſam, daſs es den bisherigen Unternehmern ſelbſt an richtiger Auffaſſung der Idee und an beſtimmter Vorſtellung von dem Zweck eines ſolchen Buches gefehlt habe. Für den unmittelbar praktiſchen Zweck ſind ihre Lehrbücher zu wiſſenſchaftlich und unbelebt; für den wiſſenſchaftlichen viel zu flach und ungründlich. Indeſſen verdient jedes derſelben einiges Lob, wegen der, obwohl beſchränkten, Brauchbarkeit, die es in den Händen eines geſchickten mündlichen Lehrers haben mag. Von dem gegenwärtigen gilt im Ganzen daſſelbe.

Der Vf. unterſcheidet in der Vorrede drey Hauptmethoden des Jugendunterrichts in der Moral. Die *eine* beſteht darin, daſs man einige, nur wenige Pflichten, welche die Jugend vorzüglich angehen, ohne Zuſammenhang und Syſtem vorträgt, und durch mehrere Beyſpiele, die meiſtens erdichtet ſind, zu veranſchaulichen ſucht; eine *andere*, daſs man beynahe alle Pflichten, die in der Moral vorkommen, aufzählt, und in einer ganz wiſſenſchaftlichen, durchaus ſyſtematiſchen Form vorträgt; eine *dritte*, daſs man alle die Pflichten, welche die kleinere Jugend näher oder entfernter betreffen, zwar in einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange, aber doch auf eine leicht faſsliche Weiſe, entwickelt. Den Gebrauch der erſten, rhapſodiſchen Lehrart will der Vf. auf den Zweck der vorläufigen Erweckung und Schärfung des moraliſchen *Gefühls* einſchränken. Der eigentliche *Unterricht* in der Moral ſoll *wiſſenſchaftlich* ſeyn, und die Jugend zum ſyſtematiſchen Denken gewöhnen; aber auch *ſokratiſch*, ſo daſs der Schüler unter Anleitung des Lehrers die Erkenntniſs ſeiner Pflichten ſich ſelbſt erwerbe.

Was die *ſokratiſche* Entwickelungsmethode betrifft: ſo iſt dieſe bey allen Vernunfterkenntniſſen und vorzüglich bey den praktiſchen ohne Widerrede für den *erſten* Unterricht die beſte; aber mit der Idee dieſer Methode iſt der *ſyſtematiſche* Gang von Principien zu den Principiaten unvereinbar, welcher gleichwohl zur Vollſtändigkeit einer Wiſſenſchaft, alſo für den *ſpäteren* Unterricht, unumgänglich nothwendig iſt. Die ſokratiſche Methode verfährt nothwendig analytiſch, ſie geht daher von zweckmäſsig gewählten einzelnen Fällen aus, ruft hierüber das einzelne ſittliche Urtheil zum Bewuſstſeyn, und leitet ſo allmählich zu allgemeineren Erkenntniſſen hin; in der Moral alſo zu einem Pflichtprincip. Der Vf. dieſes Unterrichts verfehlt alſo das Sokratiſche des moraliſchen Unterrichts, indem er von einem Princip ausgeht, welches er den Zögling nicht ſelbſt finden lehrt, welches auch ſchwerlich irgend ein Kind ſelbſt bey der beſten ſokratiſchen Leitung wird finden *können*, weil es viel zu fein und allgemein abgezogen iſt; er verfehlt das Wiſſenſchaftliche, indem er die einzelnen Pflichten zwar *nach* dem Princip aufſtellt, aber faſt nirgends *aus* demſelben herleitet. Für den populären Unterricht würde ohnehin der chriſtliche Grundſatz: *Liebe Gott über alles und deinen Nächſten als dich ſelbſt*, wegen ſeiner Faſslichkeit, Herzlichkeit und Fruchtbarkeit den Vorzug vor jeder rein philoſophiſchen Formel verdienen. Wir ſetzen dabey voraus, daſs der Zögling zum Bewuſstſeyn des ſittlichen Unterſchiedes der Handlungen und Geſinnungen und ſodann zu der Idee eines moraliſchen Urhebers und Herrn der ganzen Natur, eines gerechten Richters und liebreichen weiſen Vaters der menſchlichen Geſellſchaft (ohne Demonſtration, durch bloſses Lehren) hingeleitet worden ſey, wodurch ſodann rückwärts die moraliſche Vorſtellungsart ſelbſt die nöthige Feſtigkeit und Haltung bekommt, welche ſie durch die rein philoſophiſche Anſicht als bloſs eigene, innere Geſetzgebung nimmermehr erhalten würde. Das Deſiderat eines moraliſchen Katechismus iſt alſo auch nach dieſem Verſuche noch immer unerfüllt geblieben. Gleichwohl wird ein geſchickter Jugendlehrer manche Idee und Wendung aus dem dialogiſchen Vortrage des Vfs. gut benutzen können, wenn er den Gebrauch deſſelben einem höheren Plane ſeines moraliſchen Unterrichts unterordnet. d.

1) Leipzig, b. Böhme: *Gedächtniſsübungen, ſowohl für den Privatunterricht der Kinder von ſechs bis zwölf Jahren, als auch für die unteren Claſſen*

der Bürger- und Land-Schulen; nebſt einer kurzen Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniſs der Kinder üben und ſchärfen ſoll, herausgegeben von *George Karl Claudius.* 1806. XX und 288 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Gedächtniſsübungen, ſowohl für den Privatunterricht der Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, als auch für die oberen Claſſen der Bürger- und Land-Schulen.* Herausgegeben von *George Karl Claudius.* 1806. VI und 102 S. 8. (Beide 1 Thlr.)

Dieſe Sammlungen von Denkſprüchen, Liedern, Fabeln, Erzählungen, Räthſeln, Romanzen und proſaiſchen Aufſätzen zeichnen ſich vor vielen anderen dergleichen Sammlungen für Gedächtniſsübung und Declamation beſonders dadurch vortheilhaft aus, daſs die Denkſprüche, Lieder und Fabeln nach religiöſen und moraliſchen Geſichtspuncten geordnet ſind, und eine Inhaltsanzeige angiebt, wo z. B. ein Denkſpruch für die Bewahrung vor Eigendünkel und Rechthaberey, oder ein Lied von der Mäſsigkeit und Selbſtbeherrſchung zu finden iſt. Mit dieſem Vorzuge iſt freylich der Nachtheil verbunden, daſs die nöthige Stufenfolge vom Leichten zum Schweren nicht beobachtet werden konnte: ſondern daſs der Lehrer in dieſer Rückſicht die Auswahl ſelbſt zu treffen hat. Und wenn man die Regel befolgen will, welche Hr. *C.* in ſeiner Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniſs der Kinder üben und ſchärfen ſoll, gegeben hat: „Man laſſe die Kinder nichts auswendig lernen, was ſie nicht *vollkommen* verſtehen": ſo ſind überhaupt nicht alle Denkſprüche und Lieder in dieſer Sammlung zur Gedächtniſsübung für Kinder geeignet. Die Quellen, aus welchen der Herausgeber geſchöpft hat, ſind ziemlich rein. *Gellert, Weiſse, Gleim, Pfeffel, Lichtwehr, Haller, Schiller, Bürger, Göcking, Uz,* und andere gute Dichter haben ihre Beyträge geben müſſen. Auch hat Hr. *C.* viele von ſeinen eigenen Liedern und Denkſprüchen mit aufgenommen. Am Reim und Sylbenmaſse iſt freylich Manches zu verbeſſern, und die Entſchuldigung des Herausgebers: „Zweckmäſsigkeit [welche?] war hier nothwendiger als Schönheit der Dichtkunſt", kann keine Nachläſſigkeit in dieſer Rückſicht entſchuldigen; denn der wahre Dichter verſteht *jeden* Gedanken in eine gefällige und richtige Dichterſprache einzukleiden. Über die Anleitung, wie man frühzeitig das Gedächtniſs der Kinder üben und ſchärfen ſoll, hat Hr. *C.* ſelbſt folgendes richtige Urtheil gefällt. S. IV: „Dieſe Bemerkungen enthalten keineswegs eine neue Methode, ſondern ſtellen eine Reihe bekannter Erfahrungen zuſammen, um die Lehrer auf Dinge aufmerkſam zu machen, die, ſo nahe ſie ihnen liegen, doch gewöhnlich gar ſehr auſser [aus der] Acht gelaſſen werden." In No. 2. ſind von S. 180 bis zu Ende Anmerkungen beygefügt, die den Text erläutern.

Oe. m. r.

1) Leipzig, b. Feind: *Anweiſung für Mütter, welche ihre Kinder ſelbſt unterrichten wollen.* Zum Elementar-Unterricht für Mädchen, von einer Lehrerin. Mit 2 Kpf. 1806. 102 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Elementar - Unterricht für Mädchen.* Erſtes Lehr- und Leſebuch mit Kupfern, von einer Lehrerin. 1806. 179 S. 8. (16 Gr.)

No. 1. Die angebliche Verfaſſerin von No. 1. behauptet zwar in der Vorrede, daſs ſie ein Elementarwerk zum Unterricht für Mädchen nach ihren *eigenen* Grundſätzen geben wolle, weil alle bisher bekannten Elementar- und Lehr-Bücher ihre Foderung nicht befriedigten, legt aber dabey S. 71 folgendes aufrichtige Geſtändniſs ab. „Ich muſs erklären, daſs ich die dargeſtellten Leſe-, Schreib-, und Rechnungs-Methoden keineswegs als von mir erfunden, erkläre." Originalität wollen wir der Verfaſſerin auch gern erlaſſen, wenn ſie nur die Gabe hätte, etwas Fremdes gut und deutlich vorzutragen; aber davon findet ſich in ihrer Anweiſung für Mütter faſt keine Spur. Ihrem Vortrage fehlt es an der nöthigen Präciſion, an Kraft und Deutlichkeit, und zuweilen kömmt man in Verſuchung zu glauben, die Verfaſſerin habe von dem, was ſie ſchreibt, ſelbſt keine deutliche Vorſtellung gehabt. Zum Beleg für dieſes Urtheil mag von mehrern Stellen nur eine hier Platz finden. S. 34. „Ein ſehr ſchwer lernendes Kind war zugegen, als ich den Begriff des Winkels an zwey zuſammenſtoſsenden Linien entwickelte, ich hoffte kaum, daſs es mich verſtehe, und ſahe mehrere Tage nachher, ohngeachtet gar nicht wieder die Rede vom Winkel geweſen war, wie gut es ſich ihn abſtrahirt hatte. Ich ſtand bey ihm — das iſt ein Winkel, ſagte es ſchnell — und wirklich bildete ſein und mein Körper einen Winkel." Hier iſt ein Kupfer nöthig, wenn man begreifen ſoll, wie ein Winkel aus den bey einander ſtehenden Körpern der Lehrerin und des Kindes für das Kind ſichtbar werden konnte. Das Werkchen ſelbſt zerfällt in mehrere Abſchnitte. Zuerſt wird gezeigt, woher eine Mutter Stoff zur lehrreichen Unterhaltung mit ihrem Kinde nehmen müſſe. Und dieſer Abſchnitt iſt noch am beſten gerathen. Der Abſchnitt, welcher vom Leſen handelt, iſt ſehr mager und unzweckmäſsig. Der Abſchnitt, welcher die Schreibmethode entwickelt, und zu welchen 2 Kupfertafeln gehören, iſt gröſstentheils von *Pöhlmann* entlehnt, aber auch unvollſtändig. So iſt z. B. nicht mit einer Sylbe von dem richtigen Halten der Feder die Rede, von welchem doch das Produciren der ſogenannten Grundſtriche und der Haarſtriche ganz allein abhängt. Bey der Rechnungsmethode, welche der folgende Abſchnitt beſchreibt, ſagt die Verfaſſerin ſtatt 10 mal 10 lieber 10 zig. „Wenn ein mal 10 zig Einhundert iſt, ſo iſt zweymal 10 zig Zweyhundert, und dreymal 10 zig Dreyhundert." Die beiden letzten Abſchnitte, über die Übung der Sinne, und über die Vereinigung der Bildung des Herzens, mit der des Verſtandes, enthalten manches Nützliche und Brauchbare. Nur iſt alles zu kurz und oberflächlich vorgetragen. Auch darf man nicht, wie der Titel des letzten Abſchnittes zu verſprechen ſcheint, Vorſchriften erwarten, wie man durch die

Digitized by Google

wiſſenſchaftliche Bildung zugleich die ſittliche befördern könne, ſondern nur einige Bemerkungen über die Beförderung der Moralität überhaupt.

No. 2. Dieſen Elementar-Unterricht für Mädchen kann man auf keine Weiſe den *Splittegarbiſchen*, *Weiſſiſchen*, *Neuendorfiſchen* und anderen guten Elementar-Büchern zur Seite ſtellen. Die Erzählungen, die er als Leſeübungen enthält, ſind gröſstentheils langweilig und trocken, und die 7 Kupfertafeln faſt ohne Zweck. Auf jeder der ſechs erſten macht ein Affe die Hauptfigur. Der Zuſatz: Für Mädchen, rechtfertiget ſich dadurch, daſs die Lehrerin ihre Unterredungen mit Hanchen, Malchen und Nantchen gehalten hat! Oe. m. r.

Breslau, b. Meyer: *Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande*, von einer Geſellſchaft von Schullehrern. Herausgegeben von *Joh. Andr. Anton*. 1804. VIII u. 215 S. (14 Gr.)

Dieſes Jahrbuch, wahrſcheinlich das erſte (eine Vorrede hätte uns billig über die Entſtehung und den Umfang des Wirkungskreiſes deſſelben näher belehren ſollen), enthält in verſchiedenen Abtheilungen mehrere leſenswürdige Aufſätze, welche entweder die Pädagogik ſelbſt, oder eine geſchichtliche Seite derſelben betreffen. Die Hauptabtheilungen der in dieſem Jahrbuche vorkommenden Aufſätze ſind: I. *Abhandlungen über den Schulunterricht*. II. *Unterredungen über gemeinnützliche Gegenſtände und Katechiſationen*. III. *Auszüge aus Schul- und anderen gemeinnützigen Schriften*. *Miſcellaneen*. Die Vff. haben ſich nicht genannt. Die erſte Abhandlung, welche *auf Erfahrung gegründete Vorſchläge* enthält, *Kindern auf eine zweckmäſsige Art die Kenntniſſe der Buchſtaben und das Buchſtabiren beyzubringen, und ſie nebenbey möglichſt angenehm und nützlich zu beſchäftigen*, lehrt zwar nichts Neues: manches indeſſen, was darin geſagt iſt, kann in vielen Unterrichtsanſtalten noch neu, folglich ſehr empfehlenswürdig ſeyn. Von den S. 20 gegebenen zwey Vorſchlägen, die Kinder, während des Unterrichts der Gröſseren, zu beſchäftigen, nämlich: ſie entweder etwas mit Meſſern und Scheeren ausſchneiden, oder mit dem Griffel auf der Schiefertafel zeichnen zu laſſen, iſt ſicher der erſtere gefährlich, der letztere empfehlenswürdig. Die zweyte Abhandlung und die ganze zweyte Hauptabtheilung betrifft das Katechiſiren. Die hier mitgetheilten Katechiſationen und Unterredungen haben noch mehrere Fehler an ſich. Erſtlich wird nicht angegeben, wie alt die Kinder ſind, mit welchen dieſe Unterredungen gehalten werden. Die Unterredung von S. 29—31 ſetzt ſchon geübte Kinder voraus, die ſich an Jahren, wenigſtens an Kenntniſſen, nahe kommen müſſen, wenn ſie ſolche, und wenn ſie insgeſammt ſolche Antworten, wie darin gegeben ſind, ertheilen ſollen. Die Katechiſation über den Fleiſs in der Jugend hingegen zeigt deutlich, daſs ihr Vf. bey den Kindern, mit welchen der Lehrer ſich unterredet, kein beſtimmtes Alter angenommen hat. Bald ſind es Fragen für Kinder von 4—5 Jahren, z. B. „Wie kommt der Vogel von der Erde auf Pflanzen, auf Bäume, und von da in die Luft?“ Antw. „Durch ſeine Flügel.“ „Muſs er dieſe haben?“ Antw. „Ja, ſonſt könnte er nicht umher fliegen, und müſste verhungern.“ Bald ſind ſie wieder nur für ziemlich gebildete Kinder, z. B. „Iſt es ſchon genug, daſs wir zur rechten Zeit (beſſer: zu rechter Zeit) arbeiten?“ Antw. „Nein, die Arbeit muſs ganz und ohne Tadel geſchehen.“ Doch iſt dieſer Fehler noch damit zu entſchuldigen, daſs der Lehrer die kindiſchen Fragen den kleinſten Kindern, und die ſchwereren den erwachſeneren vorlegen, und ſo den einen mit dem anderen bilden kann. Ein zweyter Fehler aber iſt, ſo zu fragen, daſs mehr als eine Antwort darauf ertheilt werden könne: z. B. „Wie kommt es oft, daſs jemand mit ſeiner Arbeit nicht fertig wird?“ Antw. „Wenn er ſie nicht verſteht.“ „Aber geſetzt, er verſtünde ſie?“ Antw. „Dann hat er nicht zur rechten Zeit (beſſer: zu rechter Zeit) damit angefangen.“ Der dritte Fehler iſt, daſs es den Anſchein hat, als ob die Antworten vorher gelernt, und nicht die Frucht des augenblicklichen Nachdenkens wären: z. B. „Was iſt die Fremde?“ Antw. „Wir reiſen dann als Geſellen von einer Stadt zur anderen.“ Dieſe Antwort hat auch noch den groſsen Fehler, daſs ſie nicht geradezu beantwortet. Das Geſpräch eines Lehrers mit ſeinen Schulkindern iſt das faſslichſte und natürlichſte von allen. Es hat nur hie und da einen oder den anderen Fehler mit den vorigen Unterredungen gemein.

Wozu dienen denn nun aber dergleichen Unterredungen? Warum werden ſie öffentlich bekannt gemacht? Etwa, daſs Kinder ſie auswendig lernen, oder daſs Schullehrer das Fragen daran üben ſollen? Dieſes Letztere ſollte doch wohl der eigentliche Zweck ſeyn. Dann aber müſsten ſie auch mit mehr Kenntniſs der Kinder ausgearbeitet werden, als folgende Frage: „Was muſs der Menſch, der zur rechten Zeit, (beſſer: zu rechter Zeit) und gut arbeiten will, bey ſeiner Arbeit anwenden?“ Antw. „Seine Kräfte.“ Wir verweiſen hiebey auf *Niemeyers Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts*. I Th. S. 325—330.

Zu den *Auszügen aus Schul- und anderen gemeinnützigen Schriften*, und aus *GutsMuths Bibliothek der pädagogiſchen Literatur* hat der Herausg. Anmerkungen gemacht, die gut und zweckmäſsig ſind. S. 76 indeſſen glaubt er, daſs *Leſen* und *Schreiben* die Hauptgegenſtände des Unterrichts in den Landſchulen ſeyn müſſen, wenn man Menſchen und Chriſten bilden will. Wir hingegen ſind der Meinung, daſs Verſtandesübungen eben ſo wichtig, wenn nicht wichtiger ſind, als Leſen und Schreiben. Von jenen Übungen hängt alles, ſelbſt ſeine Moralität, ab. Noch findet ſich S. 78 folgendes in einer Anmerk. des Herausg.: „Wollen wir gut katechiſiren: ſo müſſen wir natürlich, ſimpel und leicht, dem Faſſungsvermögen der Kinder angemeſſen, und kurz katechiſiren, aber *nicht ſokratiſch; denn wir haben es mit Kindern zu thun*.“ Iſt denn nicht die Sokratik eigentlich für Kinder? Welche Methode kann die Aufmerkſamkeit der Kinder bis zu der Zeit, da ſie die Bücher gebrauchen können, mehr feſſeln und ihren Verſtand beſſer aufklären? Freylich mögen hiezu nicht allzuviele Erzieher die Geſchicklichkeit beſitzen. Aber in dieſer Methode iſt auch der Erzieher erſt Meiſter. S. 80 ſieht man auch, worin die Schwierigkeit, mit Kindern zu ſokratiſiren, liegen ſoll. Der Herausg. ſagt daſelbſt:

Digitized by Google

„Gelehrten und Kennern iſt gut über bekannte Sachen predigen" (aber ſokratiſiren iſt nicht predigen, und wenn *Sokrates* auch mit Männern ſokratiſirte: ſo finden *wir* dazu doch keine Gelegenheit), „aber unendlich ſchwerer, Kindern das Syſtem der chriſtlichen Glaubens- und Lebens-Lehren beyzubringen." Das Poſitive der chriſtlichen Religion kann auf keine Weiſe ſokratiſch aus den Kindern entwickelt werden; wohl aber die Moral derſelben. Unter den folgenden Aufſätzen ſind vorzüglich leſenswerth: *Vergleichung der alten und neuen Zeit.* S. 94. *Einige freymüthige Gedanken,* S. 102. *Über das Schweinehacken* (der Theil der Schweinefüſse, woran das geſchlachtete Schwein am Haken hängt), als einen Theil mancher Beſoldung der Schullehrer, S. 121. *Kurze Beſchreib. d. Dorfſchulhauſes zu S-f.* im Jahre 1797. S. 149. *Meine Methode des Kopfrechnens,* S. 177. Ein paar Nachläſſigkeiten in der Sprache können wir nicht unbemerkt laſſen. S. 2: *Alle mit fortzuhelfen,* beſſer, *allen mit fortzuhelfen;* S. 32: *würdet ihr das wohl thun können,* beſſer, *mögen;* S. 38: *wenn eher,* beſſer, *wenn oder wann;* S. 193: *meines Bedünkens nach,* beſſer, *meinem Bedünken nach.*

c.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Oldenburg*, b. Schulze: *Vorleſung bey Eröffnung des neu eingerichteten oldenburgiſchen Schulmeiſter-Seminarii*, in Gegenwart des durchlauchtigſten Stifters gehalten von *C. Kruſe*, herzogl. holſtein-oldenburgiſchem Conſiſtorialrath. 1807. 32 S. gr. 8. (4 Gr.) Der regierende Herzog von Oldenburg, *Peter Friedrich Ludwig*, gehört in Deutſchland zu den groſsmüthigen, edlen Beſchützern der Elementarſchulen und ihrer Lehrer. Er hat, während ſeiner Regierung, nicht nur im J. 1792 einen neuen Fonds zur Unterſtützung für junge Leute, die ſich zu Landſchullehrern bilden wollen, angewieſen, ſondern auch im J. 1806 die Koſten zur Aufführung eines neuen Gebäudes anweiſen laſſen, in welchem die Seminariſten jede ihnen nöthige Unterſtützung, und durch Vereinigung der oldenburgiſchen Garniſon- und Armen-Schule mit der Anſtalt, zugleich Gelegenheit zur Unterweiſung der Jugend erhalten ſollten. Der Bau dieſes Gebäudes iſt, unter den furchtbaren Stürmen der Zeit, während der Beſitznahme des Landes durch königl. holländiſche Truppen nicht nur fortgeſetzt, ſondern auch, im J. 1807, glücklich beendigt worden. Ein ſolches Ereigniſs verdient in den Jahrbüchern des deutſchen Elementar-Schulweſens ruhmvoll bemerkt zu werden, denn nur wenige Fürſten ſind auf Verbeſſerung deſſelben und auf zweckmäſsige Anſtalten zur Bildung der Landſchullehrer bedacht, ſo ſehr es auch, in ſo vielen Gegenden Deutſchlands, noch daran gebricht. Der 24 Julius 1807 war zur feyerlichen Einweihung des Gebäudes beſtimmt, und der Herzog erhöhete, durch ſeine perſönliche Gegenwart, die Feyer des Tages, welches dem edlen Fürſten nicht weniger zum Ruhme gereicht. Hr. *K.* hielt in Gegenwart des Herzogs und mehrerer angeſehenen Männer die angezeigte Vorleſung, die eine Ermunterung an die Zöglinge der Anſtalt enthält, den Verſtand der ihnen *anzuvertrauenden* Jugend auszubilden, und ihr Herz für das Gute zu gewinnen. Ohne mit dem Vf. dieſer Vorleſung zu rechten, ob von ihm, bey dieſer feyerlichen Veranlaſſung, nicht irgend ein anderes, dem Zwecke des Tages angemeſsneres Thema hätte gewählt werden ſollen, wollen wir nur noch kurz bemerken, daſs dieſe Vorleſung ſich weder durch Fülle des Inhalts, noch durch eine gefällige Sprache merklich auszeichnet.

Arye.

Berlin, b. Hayn: *Tableaux pour la Converſation françoiſe, ou la manière la plus aiſée d'apprendre en peu de tems à parler françois.* A l'uſage des écoles. Par *Salomon Ponge*, maitre de langue à la maiſon des orphelins de Schindler. Première livraiſon, avec une Planche, qui repréſente un moulin à vent et ſes environs. 1808. 24 S. 4. (16 Gr.)

Ebendaſelbſt: *Gemälde zur franzöſiſchen Unterhaltung, oder die leichteſte Art, in kurzer Zeit franzöſiſch ſprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von *Salomon Ponge*, Sprachlehrer im Schindlerſchen Waiſenhauſe. Erſte Lieferung, mit einem Kupfer, auf welchem eine Windmühle und ihre umliegende Gegend dargeſtellt iſt. 1808. 24 S. 4. (16 Gr.)

Der Vf. hält den Gebrauch von Gemälden oder Kupfertafeln zur Veranſchaulichung der Gegenſtände, die als Grundlage beym Unterrichte der Kinder dienen, für eine ſchon zu bekannte und mit vorzüglichem Nutzen geübte Lehrmethode, als daſs ſie ſeiner Empfehlung bedürfe. Allein es entſteht die Frage, von welchem Alter er die Kinder annimmt. Denn es iſt gewiſs, daſs der Gebrauch der Bilder in den erſten ſechs Jahren ganz entbehrlich (weil das Kind wenig darauf achtet, und den abenteuerlichſten nürnberger Tand, das gemeinſte Spielwerk, ungleich mehr ſchätzt, als die gelungenſte Arbeit des Malers oder Kupferſtechers) und höchſt ſchädlich iſt (weil er die Aufmerkſamkeit und den Beobachtungsgeiſt erſchlafft, oft den Geſchmack verdirbt, unrichtige Vorſtellungen erweckt, einen falſchen Maſsſtab giebt, und weil ſich der Sinn des Geſichts weit unſicherer übt an den kleinen Bildergeſtalten, als an den groſsen Naturgeſtalten). Überhaupt ſchwächen Kunſtwerke den Sinn für die Natur, welchen zu ſtärken in unſeren Zeiten wohl nöthiger als je ſeyn möchte. Einen wirklichen Gegenſtand kann das Kind drehen und wenden, wie es will; es kann ihn von allen Seiten betaſten, und durch mehrere Sinne, als das Geſicht allein, kennen lernen. Wenn jedoch die erſte Bildungsepoche vorüber iſt, ſo mag man nicht leugnen, daſs die Unterhaltung über Bilder für das Erlernen der Sprache groſsen Nutzen gewährt. Was einige neuere Pädagogen dagegen einwendeten, beruhte lediglich auf einem Miſsverſtändniſs oder einem Miſsbrauch. Kinder faſſen fremde Wörter ungleich leichter, und vergeſſen ſie ſchwerer, wenn deren Objecte vor ihren Augen ſchweben. Dieſe Idee beſeelte den oft geprieſenen und noch öfter getadelten *Amos Comenius* bey ſeinem *Orbis ſenſualium pictus* (Nürnb. 1658. 8.); ihm folgten der *Schauplatz der Natur und der Künſte in vier Sprachen* (10 Jahrgänge, Wien, 1774—1784. gr. 4.), der *neue Orbis pictus für Kinder in fünf Sprachen* (12 Hefte, Leipzig, ohne Jahrzahl. 4.): von *Baumeiſter* mit *der Welt in Bildern* (4 Bände, Wien, 1788—1791. gr. 4.) und andere nach. — Hr. *Ponge*, der ſich bereits in ſeinen *Contes moraux, pour former le coeur et l'eſprit de la jeuneſse* (2 Cah. à Berlin 1801—1802. 8.) und mehreren Schriften als einen gebildeten und kenntniſsreichen Jugendfreund bewährte, liefert hier ein einziges Gemälde, welches er, was Rec. ſehr billiget, den Kindern *zeigt*, nicht *hingiebt*. Es iſt auf zwey Folio-Seiten dargeſtellt, und die Hauptgegenſtände ſind ſo groſs, daſs ſie in einer Entfernung von zehen Fuſs erkannt werden können. Er geht in dem, mit geſpaltenen Columnen gedruckten Texte die auf dem Gemälde befindlichen Gegenſtände durch, läſst ſie alle erſt einzeln nennen, dann zu dem dargeſtellten Zuſammenhange verbinden; er wiederholt dieſs ſo oft unter abwechſelnden Verbindungen mit den leichteſten und auffallendſten Bemerkungen, bis ſich nicht allein die Gegenſtände, ſondern auch die dabey gemachten Bemerkungen und gebrauchten Redensarten dem Gedächtniſſe der Kinder völlig eingeprägt haben. Die Unterredungen betreffen eine Windmühle, ein Haus, einen Garten, Thiere, einen Wagen (S. 7—24), wobey zugleich alles geſagt wird, was man jungen Leuten, die nicht ausdrücklich zur Thierarzneykunde beſtimmt ſind, von den Pferden nur ſagen kann: die Sprache darin iſt ſo leicht als möglich. Der beygefügte Kupferſtich kann zwar keinen Anſpruch auf Schönheit und Feinheit machen, aber deſto mehr auf Treue und Wahrheit: er ſtellt alles richtig dar, und hat das Maſsverhältniſs ſo wenig als möglich verletzt. Es wird halbjährig ein Heft mit einer Kupfertafel, nebſt franzöſiſchem und deutſchem Texte, erſcheinen, und gewiſs in Schulen bey dem franzöſiſchen Elementarunterrichte mit groſsem Nutzen gebraucht werden. Eine logiſche Succeſſion der Bilder wäre hier unnöthig, und ein ganz zweckloſes Durcheinanderwerfen der Gegenſtände läſst ſich von Hn. *P.* nicht befürchten. In Hinſicht der deutſchen Orthographie würde Rec. rathen, jede Abweichung von der gewöhnlichen zu vermeiden, wie bey der franzöſiſchen geſchehen iſt, und alſo nicht S. 9 *des-pelotes, Kiſſen,* ſondern *Nadelkiſſen* zu ſchreiben.

Ad.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 SEPTEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. la Garde: *Grundriſs einer allgemeinen Logik nach kantiſchen Grundſätzen zum Gebrauch für Vorleſungen, begleitet mit einer weiteren Auseinanderſetzung für diejenigen, die keine Vorleſungen darüber hören können.* Erſter Theil, welcher die reine allgemeine Logik enthält. Von *J. G. C. C. Kieſewetter*, Dr. und Prof. der Philoſ. Dritte, rechtmäſsige, völlig umgearbeitete und ſehr vermehrte Ausgabe. 1802. 520 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Zweyter Theil, welcher die angewandte allgemeine Logik enthält. Zweyte, an mehreren Stellen verbeſſerte Ausgabe. 1806. 302 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Die Kantiſche Kritik bekennt ſich mit ausdrücklichen Worten zu dem alten und gemeinen Glauben an die weſentliche Unverbeſſerlichkeit der ariſtoteliſchen Logik, und beurkundet dieſes Bekenntniſs durch ihr ganzes Verfahren; indem ſie die Vernunft nur in den metaphyſiſchen, und als ſolchen ſtreitigen, Erkenntniſſen kritiſirt, und dabey die herkömmlichen und gemeinüblichen, durch die beſagte Logik aufgeſammelten, Denkformen vorausſetzt. Es würde daher nicht abzuſehen ſeyn, was durch eine Logik nach Kantiſchen Grundſätzen gemeint ſeyn könne; wenn nicht etwa damit auf die, durch Kant zuerſt ausdrücklich aufgeſtellte, Lehre hingedeutet würde: „daſs die Logik von dem Unterſchiede der Gegenſtände des Denkens wegzuſehen habe, um die wahre Wiſſenſchaft des Denkens zu ſeyn.“ Dieſe neue Entdeckung hat zwar allerdings den Sinn und Geiſt der alten Logik durchaus umgeſchaffen, und von den allgemein geltenden Denkgeſetzen nichts als den Buchſtaben übrig gelaſſen. Allein ſie hat ſchon eine geraume Zeit her aufgehört die nur der Kantiſchen Schule eigenthümliche Anſicht des Weſens der Logik zu ſeyn. Wer auch heut zu Tag, als Philoſoph, entweder noch nicht bis zur Kantiſchen Philoſophie vorgedrungen iſt, oder ſich bereits über dieſelbe emporgeſchwungen hat, pflichtet doch wenigſtens als Logiker jener Kantiſchen Lehre bey, welche den modernen Sachwaltern und Wortführern der Logik beſonders dadurch einleuchtet, daſs ſie vermittelſt derſelben die Unabhängigkeit ihrer Wiſſenſchaft von den Streitigkeiten der Speculation ſo augenſcheinlich begründet und ausgeſprochen finden. Wirklich ſtehen jetzt die, von der Logik ſelber für gehaltlos erklärten, und durch ihre Gehaltloſigkeit reinen und allgemeingeltenden, Denkformen auf einer allen Zweifeln und Bedenklichkeiten unerreichbaren Höhe; und empfangen die einhellige Huldigung nicht von dem gemeinen und geſunden räſonnirenden, discurrirenden, meditirenden Verſtande, ſondern auch von der philoſophirenden Vernunft, dieſe mag nun nach der vorkantiſchen Weiſe demonſtriren, oder mit *Kant* kritiſiren, oder mit *Schulz* ſkeptiſiren, oder mit *Fichte* deduciren, oder mit *Schelling* conſtruiren.

Der Umſtand: daſs das gegenwärtige Lehrbuch in ſeinem *erſten*, die *reine allgemeine* Logik enthaltenden Theile wirklich in der Hauptſache die für jetzt allgemeingeltende Denklehre vorträgt, vermindert aber nicht nur nicht, ſondern erhöht ohne Zweifel den, durch wiederholte rechtmäſsige und unrechtmäſsige Auflagen ſattſam bewährten, Werth deſſelben; und da die anerkannte Brauchbarkeit dieſes Grundriſſes für die logiſchen Zeitbedürfniſſe keiner weiteren Entwicklung und Empfehlung bedarf: ſo glaubt Rec. denſelben um ſo mehr als einen würdigen Repräſentanten der *modernen* Logik betrachten, und dieſe verſpätete Anzeige dazu benutzen zu müſſen, um den Sinn und Geiſt *dieſer* Logik in Beziehung ſowohl auf die ältere, vorkantiſche, als auch auf eine nicht unmögliche neuere, zukünftige zu charakteriſiren, und die höchſt merkwürdige Eigenthümlichkeit dieſes Sinnes und Geiſtes, unter den Logikern ſelber, wo möglich, endlich einmal zur Sprache zu bringen. Er wendet ſich dabey lediglich an die Bearbeiter, Lehrer, Kenner und Freunde der Logik, ſie mögen zu was immer für einer Schule der Speculation, oder zu gar keiner gehören; erſucht ſie, bey der Prüfung des Folgenden der von ihnen anerkannten Unabhängigkeit der Logik von aller Speculation eingedenk und getreu zu bleiben, und verſpricht ſeinerſeits dabey nichts anderes als ausgemacht vorauszuſetzen, als das Intereſſe, welches jeder zum Nachdenken über das Denken erwachte und reife Menſch an der *Erkenntniſs* des Denkens nehmen muſs.

Bekanntlich unterſchied zwar auch ſchon die vorkantiſche Logik die Wahrheit *im Denken*, und die Wahrheit *im Seyn*. Aber ſie hielt dieſen *Unterſchied* für keine *Verſchiedenheit*. „Ebendieſelben Regeln der Vernunft“ (heiſst es von dem Satze der Einſtimmung und des Widerſpruchs in *H. S. Reimarus* Vernunftlehre, fünfte Auflage, Hamburg und Kiel 1790) „ſind der Grund *aller Wahrheit*. Denn die Wahrheit im Denken, *veritas logica*, beſteht in der Übereinſtimmung unſerer Gedanken mit den Dingen, woran wir geden-

ken. Demnach bezieht ſich die Wahrheit im Denken auf die *weſentliche* Wahrheit in den Dingen ſelbſt, *veritatem metaphyſicam*, vermöge welcher ſie ein Etwas, nicht aber ein Unding, Nichts oder Schimäre ſind." Bis zur Epoche der Kritik der Vernunft wuſste die Wiſſenſchaft des Denkens (welche bis dahin mit der Vernunftlehre nur Eine und ebendieſelbe Wiſſenſchaft war) es nicht anders, als daſs nur allein dasjenige Vorſtellen im Menſchen ein Denken in eigentlicher und logiſcher Bedeutung ſeyn und heiſsen könne, welches ſich unwandelbar auf das unwandelbare Seyn bezieht; daſs hingegen dasjenige Vorſtellen, welches ſelber wandelbar iſt, und ſich nur auf das wandelbare Seyn, oder auf die Erſcheinung, bezieht, kein denkendes, ſondern nur das *ſinnliche* Vorſtellen ſeyn und heiſsen könne, — und daſs ſonach in dem denkenden Vorſtellen nur die unwandelbare Übereinſtimmung mit dem unwandelbaren Seyn, die *Form des Denkens*, und die *logiſche Wahrheit*, ausmachen müſſe. Ein Denken *ohne* dieſe Beziehung, ein gegen ſeinen Inhalt gleichgültiges, oder gehaltloſes Denken war für jene Vernunftlehre nicht weniger ſich ſelbſt widerſprechend, nicht weniger undenkbar, als das Seyn, welches dem Denken widerſpricht. Denken ohne Seyn, und Seyn ohne Denken war für ſie auf gleiche Weiſe täuſchender Schein, Unding, abſolutes Nichts. Das *Wegſehen* von dem Unterſchiede des Unwandelbaren mit dem Wandelbaren, des Seyns mit der Erſcheinung, des Objectiven mit dem Subjectiven, war für ſie ſchon darum unmöglich, weil ſie nur dem *Hinſehen* auf *dieſen* Unterſchied ihre ganze Kenntniſs des Denkens verdankte, und weil ihr das Denken nur durch dieſen Unterſchied denkbar war. Sie hätte ihren eigenthümlichen Grund und Boden aufgeben, ſich ſelber als die Denklehre verleugnen müſſen, wenn ſie dieſen Unterſchied als Etwas ihr Fremdes und Problematiſches, nur der Metaphyſik Einheimiſches, und durch die Fehde zwiſchen den Dogmatikern und Skeptikern erſt Auszumachendes, hätte *anſehen* können oder wollen.

Die moderne Logik der Deutſchen hat *dieſe* Anſicht wirklich angenommen, dadurch den Sinn und Geiſt der alten Logik wirklich aufgegeben und nur die herkömmlichen und gemeinüblichen Formeln inſofern beybehalten, inwiefern dieſe von allem Inhalt leer ſind. Für dieſe Logik iſt die Form des Denkens nicht mehr die unwandelbare Beziehung auf das unwandelbare Seyn; — nicht mehr derjenige Charakter, welcher ſowohl im Vorſtellen, inwiefern daſſelbe ein *Denken*, und zwar *kein* eingebildetes Denken, *kein* Schein, — als auch im Seyn, inwiefern dieſes ebenfalls *kein* eingebildetes Seyn, *kein* Schein iſt, nur *Einer und Ebenderſelbe* ſeyn kann; — nicht mehr das Eigenthümliche der Wahrheit als der Wahrheit, welchem auch der Wandel des Wandelbaren, inwiefern auch er *nicht* eingebildet, ſondern unwandelbar durch das an ſich Unwandelbare beſtimmt iſt, ſeine Wahrheit verdankt. Die moderne Denkform iſt weder dem Unwandelbaren noch dem Wandelbaren eigenthümlich, ſondern beiden gemeinſchaftlich, und daher nur unwandelbar in der Wandelbarkeit, und wandelbar in der Unwandelbarkeit. Sie entſpricht weder dem Seyn an ſich, noch dem Seyn an der Erſcheinung, noch auch der Erſcheinung als ſolcher; ſie entſpricht aber dem Nichtunterſchiede, der Verwirrung, Vermengung, Verwechslung aller dieſer Charaktere. Sie beſteht nur durch das Nichtunterſcheiden und indemſelben; ſie iſt die *Indifferenz* gegen das Überſinnliche, Sinnliche und Sinnloſe; und iſt leer u. geſchmeidig und weit genug, um ſich durch jedes der verſchiedenſten Lehrgebäude der Speculation, ſo wie durch jedes der gemeinſten Vorurtheile, ausfüllen zu laſſen, ohne darum aufzuhören ein wirkliches Denken zu ſeyn und logiſche Wahrheit zu haben.

Das in der beſchriebenen leeren Formalität oder in der Form, welche die Gehaltloſigkeit ſelber iſt, beſtehende, vieldeutige Weſen und die weſentliche Vieldeutigkeit der modernen Denkform läſst ſich am kürzeſten und beſtimmteſten an dem herrſchenden *Grundbegriffe des Denkens* nachweiſen, welcher in dem vor uns liegenden Lehrbuche §. 12 aufgeſtellt, und im Weſentlichen in allen Lehrbüchern der modernen Logik derſelbe iſt. „Denken heiſst diejenige Handlung des Gemüths, durch welche Einheit des Bewuſstſeyns in die Verknüpfung des Mannichfaltigen gebracht wird" — und §. 13. „Der Verſtand vereinigt gegebene Vorſtellungen, Mannichfaltiges, in Eine Vorſtellung, die uns die Einheit des Bewuſstſeyns liefert." — „Der Gedanke iſt die Einheit verbundener Vorſtellungen." Wer etwa von unſeren Leſern mit dem *Kieſewetter*'ſchen Ausdruck unzufrieden ſeyn möchte, ſtimmt doch dem Weſentlichen des Grundbegriffes dadurch bey, daſs auch er ſich unter der Grundform des Denkens die *Vereinigung des Mannichfaltigen vorſtellt.* Nach der modernen Weiſe findet man bekanntlich, oder *erfindet* vielmehr, die Denkform dadurch, daſs man beym Denken vom Unterſchiede der Gegenſtände des Denkens wegſieht, und auf das, was dabey übrig blieb, hinſieht, welches dann als die Vereinigung eines zu Vereinigenden, eines Mannichfaltigen, zum Bewuſstſeyn gelangt. Aber was man bey dieſem Geſchäfte noch nicht bemerkt hat, und endlich doch wohl bemerken könnte und ſollte, iſt: daſs bey dem *abſichtlichen Wegſehen* von dem Unterſchiede der *Gegenſtände* des Denkens ein *unabſichtliches Nichtſehen* eines Unterſchiedes mitunter läuft, welcher dem *Denken*, als ſolchen, *weſentlich* iſt, und der demjenigen, der das Denken als ſolches kennen lernen will, nur ſo lange gleichgültig ſeyn kann, als er denſelben *nicht ſieht.* Es iſt dieſes der, durch die ältere Logik nicht ausdrücklich genug zur Sprache gekommene, durch die moderne aber gänzlich aus dem Auge verlorene und unkenntlich gewordene, *Unterſchied der Einheit* (Identität) *mit dem Zuſammenhang* (Nexus), und *der Verſchiedenheit* (Diverſität) *mit dem Unterſchiede* (Differenz).

In Kraft des *Nichtſehens dieſes* Unterſchiedes bedeutet in unſerer allgemeingeltenden Logik die *Vereinigung* (ohne Unterſchied) ſowohl die Einheit als

Digitized by Google

auch den Zuſammenhang, folglich die Verwirrung von beiden, und bedeutet die *Mannichfaltigkeit* ſowohl die Verſchiedenheit als auch den Unterſchied, folglich die Verwirrung von beiden. Die unvermeidlichen und unausbleiblichen Folgen dieſer Verworrenheit ſind: die Vermengung und Verwechslung des Unterſchiedes und des Zuſammenhangs, welcher der Einheit in *ihrem* Verhältniſſe zur Verſchiedenheit eigen iſt, *mit* demjenigen Unterſchiede und Zuſammenhang, welcher allein der Verſchiedenheit in *ihrem* Verhältniſſe *unter* der *über* ihr ſtehenden Einheit zukömmt, — die Vermengung und Verwechslung des *nicht-trennenden* Unterſchiedes und des *nicht-miſchenden* Zuſammenhangs der Einheit mit dem *trennenden* Unterſchiede und dem *miſchenden* Zuſammenhang der Verſchiedenheit, — (wodurch *alles* Unterſcheiden und Vereinigen im Bewuſstſeyn zugleich trennend und nichttrennend, miſchend und nichtmiſchend, folglich mit Doppelſinn und Widerſpruch behaftet iſt,), — die Vermengung und Verwechslung des der Einheit eigenthümlichen Unterſchieds und Zuſammenhangs *in ſich und durch ſich*, mit dem der Verſchiedenheit eigenthümlichen Unterſchiede und Zuſammenhang des *Einander*, nämlich des *Auſſereinander*, *Nebeneinander*, *Nacheinander*, *Ineinander* und *Durcheinander*, — die Vermengung und Verwechslung des *unwandelbaren*, und als ſolchen *logiſchen*, Verhältniſſes der Einheit, als des Charakters der *Unwandelbarkeit*, mit dem *wandelbaren*, und nur *analogiſchen*, Verhältniſſe der Verſchiedenheit, als des Charakters *der Wandelbarkeit*. In dieſem logiſchen Chaos wird aus der *Einheit*, durch die Unſichtbarkeit des ihr eigenthümlichen Unterſchieds, bloſse *Nichtmannichfaltigkeit*, welche *Nichtverſchiedenheit* und *Nichtunterſchied* zugleich iſt; und wird aus der *Verſchiedenheit*, durch die Unſichtbarkeit des ihr eigenthümlichen Unterſchieds, bloſse *Nichteinheit*, welche Unterſchied und Verſchiedenheit zugleich iſt. Die beſagte Nichtmannichfaltigkeit und die beſagte Nichteinheit ſtehen in dem abſurden Verhältniſſe der ſogenannten *Wechſelwirkung*; und ſetzen *einander* in demjenigen *Cirkel* voraus, durch welchen der oberherrliche Charakter der Einheit als des Unwandelbaren und Beſtimmenden zugleich mit dem unterwürfigen Charakter der Verſchiedenheit als des Wandelbaren und Beſtimmbaren, verleugnet, und das mit dem Widerſpruche verſteckenſpielende *gleichſetzende Entgegenſetzen* und *entgegenſetzende Gleichſetzen* herbeygeführt wird, durch welches man überhaupt zu *denken*, und insbeſondere das Objective mit dem Subjectiven, das Seyn mit der Erſcheinung, und das Unwandelbare mit dem Wandelbaren in Übereinſtimmung zu bringen wähnt. Sonach iſt das *Nichtſehen*, oder Ignoriren, des Unterſchiedes der Einheit mit dem Zuſammenhang, und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede, nichts Geringeres, als das Verwirren und Verkennen des *Weſens des Denkens* in ſeinen weſentlichen Elementen, nichts Geringeres als ein logiſcher *grauer Staar*, der im Geiſte unſeres Zeitalters endlich zur vollkommenen Reife gelangt iſt, und dieſe Reife auffallend genug dadurch ankündiget, daſs das Denken, *als ſolches*, durch die von der modernen Denklehre anerkannte Gehaltloſigkeit ſeiner Form, ſich ſelber für ein *Nichtsſehendes* erklärt, während die Speculation, um doch endlich einmal zum Sehen zu gelangen, das Denken aufgiebt, und zum Nichtdenken *im Anſchauen* ſeine Zuflucht nimmt.

„Der *Grundſatz* des Denkbaren iſt (in dem *Kieſewetter*'ſchen Grundriſs §. 14): Einſtimmiges Mannichfaltiges läſst ſich in eine Einheit des Bewuſstſeyns vereinigen, iſt denkbar. Mannichfaltiges, was ſich widerſpricht, läſst ſich nicht in eine Einheit des Bewuſstſeyns vereinigen, iſt nicht denkbar. Dieſer Grundſatz heiſst der Satz der Einſtimmung und des Widerſpruches, *Principium identitatis et contradictionis*. Welchen von beiden Sätzen man auch zum Grunde legen mag, ſo läſst ſich der andere ableiten." Freylich! denn der Eine ſagt nicht mehr und nicht weniger, als: was ſich nicht vereinigen läſst, *das* läſst ſich nicht vereinigen, und der Andere: was ſich vereinigen läſst, *das* läſst ſich vereinigen. Wir ſchlagen daher dem berühmten Verfaſſer die eben aufgeſtellte Formel für die künftige vierte Auflage vor. Es geziemt ſich, daſs die an der Spitze aller übrigen Denkformen ſtehende Formel die weſentliche Gehaltloſigkeit von allen durch das Auffallende ihrer eigenen Gehaltloſigkeit nicht weniger ankündige als begründe. Wirklich ſind jene handgreiflichen Tautologieen (die freylich in anderen Lehrbüchern ſich hinter den vieldeutigen Worten anderer Formeln verbergen) *Alles*, was die moderne Logik von der logiſchen Einſtimmung und von dem Widerſpruche weiſs und wiſſen kann; da ſie nichts von dem Unterſchiede der Einheit und des Zuſammenhangs, und der Verſchiedenheit und des Unterſchiedes weiſs, da ſie im Grunde vom Denken nichts weiſs, als: daſs es *ein Vereinigen iſt*. Es fällt ihr daher nicht auf, daſs auch *Einſtimmung (conſenſus)* und *Einheit (identitas)* unmöglich *daſſelbe* ſeyn können, daſs *ihr* Satz der Identität durchaus keine Einſtimmung, ſondern die leere Wiederholung der bloſsen Einheit ſetzt, und daſs die *logiſche Einſtimmung* nur im Unterſchiede und Zuſammenhang der Einheit als ſolcher — die *analogiſche* hingegen im Unterſchiede und Zuſammenhang der Verſchiedenheit, *unter* der *über* ihr ſtehenden Einheit, beſtehen müſſe. Dieſe logiſche Verblendung wird durch den Glauben, daſs das Denken ſeinem Weſen nach, nichts als Selbſtthätigkeit des Ichs ſey, kräftig unterſtützt. *Was das Vereinigen im Bewuſstſeyn ſey? was* ſich denn vereinigen laſſe, einſtimmig ſey? *und* was ſich nicht vereinigen laſſe, widerſprechend ſey? weiſs Jedermann unmittelbar durch ſich ſelbſt; weil ja das Vereinigen *ſein* eigenes Thun iſt. Er *ſieht*, was er thut; und *thut*, was er ſieht. Daſs aber dieſes thätige Vereinigen und dieſe vereinigende Thätigkeit ein Verwirren der Einheit, des Zuſammenhangs, der Verſchiedenheit und des Unterſchiedes iſt, das *ſieht* er *nicht*; *obwohl* es wirklich ſein Thun iſt; und er *thut* es auch nur, *weil* er nicht ſieht, was er thut. Der mit dem Nichtſehen des beſagten Unterſchiedes Behaftete, an dieſes Nichtſehen

Gewöhnte, wird, auch wenn er auf den von ihm bisher nichtgeſehenen Unterſchied aufmerkſam gemacht wird, nicht wenig Mühe haben müſſen, denſelben wirklich zu ſehen. Mit dieſem Unterſchiede geht im Bewuſstſeyn ein Licht auf, das *Anfangs* nicht weniger blenden muſs, als die, im Mangel dieſes Unterſchiedes beſtehende, *Verworrenheit* bisher geblendet hat; und nachdem man es auch wirklich ſchon zum Unterſcheiden der bisher verworrenen Elemente des Denkens gebracht hat, muſs das, durch dieſes Unterſcheiden herbeygeführte, und daſſelbe vorausſetzende und nicht wieder verleugnende, wirklich *denkende Vereinigen* um ſo mehr Zeit und Arbeit koſten, je mehr und je länger man bis dahin gewohnt war, in dem was man für Denken hielt, das Vereinigen dem Unterſcheiden *vorangehen* zu laſſen.

Rec. iſt lange genug mit dem hier von ihm gerügten Nichtſehen behaftet geweſen, und kennt die Folgen deſſelben nur zu ſehr durch ſeine eigene innere Erfahrung, als daſs er nicht das Schickſal vorherſehen müſste, das ſeinem gegenwärtigen Verſuche bevorſteht. Der von ihm aufgewieſene *Unterſchied* und die aus demſelben ſich ergebenden *logiſchen Unterſcheidungen* werden von unſeren Logikern, die etwa davon Kenntniſs nehmen, nicht weniger als von unſeren ſpeculirenden und populären Philoſophen, mit groſser Mehrheit der Stimmen für unverſtändliche und unverſtändige Einfälle, leere Grübeleyen, unnütze Spitzfindigkeiten, zeitverderbende Gedankenſpiele und erbärmliche Verſtandesquälereyen erklärt werden. Einverſtanden durch das herkömmliche und gemeinübliche nichtſehende Wegſehen wird man den erwähnten Unterſchied für *unſichtbar* an ſich ſelbſt, und das *Sehen* deſſelben für eine *Viſion* halten, der man noch zu viel Ehre erweiſen würde, wenn man dieſelbe mit der modernen *Anſchauung* der Identität der Einheit und des Gegenſatzes in Eine Claſſe ſetzte. Aber Rec. weiſs auch, daſs *Gewohnheit*, wenn ſie auch noch ſo tief eingewurzelt und noch ſo weit verbreitet iſt, kein ſchlechthin unveränderliches Princip iſt, — daſs dieſelbe nicht über alle Gemüther ohne Unterſchied herrſche, und daſs ihre Macht, im Böſen, wie im Guten, in unſeren Tagen mehr als je erſchüttert iſt. Er weiſs, daſs der endlich aufgezeigte *logiſche Unterſchied*, den man nur *unabſichtlich* und *bewuſstlos* nicht zu ſehen vermag, unmöglich mit Abſicht und Bewuſstſeyn nicht geſehen werden kann. Er weiſs endlich, daſs demjenigen Leſer, dem von dem bisher Geſagten auch nur ſo viel einleuchtet: „daſs weder die Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede, noch die Einheit mit dem Zuſammenhange, Ebendaſſelbe ſey, und daſs das Nichtunterſcheiden derſelben kein Denken, ſondern ein eigentliches Verwirren ſeyn müſſe", — die jetzt allgemeingeltende Anſicht des Denkens (ſie mag ſich nun durch Hn. *Kieſewetter* als „Vereinigen des Mannichfaltigen", — oder durch Hn. *Schulz* (Grundſätze der allgemeinen Logik, Helmſtädt 1802) als: „ſich etwas durch Begriffe vorſtellen", oder durch Hn. *Maaſs* (Grundriſs der Logik, Halle 1793) als: „ſich etwas durch *gemeinſame* Merkmale vorſtellen" — u. ſ. w. ausſprechen) — aufs wenigſte *verdächtig*, und einer *neuen Prüfung* fähig und bedürftig werden müſſe.

Das nichtſehende Wegſehen, welches jener Anſicht des Denkens zum Grunde liegt, wird ſich der ernſtlichen Prüfung wahrheitliebender Forſcher um ſo weniger länger entziehen können: da *daſſelbe Wegſehen* erweislich jener auffallenden und höchſt merkwürdigen Verwandtſchaft zum Grunde liegt, welche zwiſchen dem *formalen Denken* und dem *abſoluten Anſchauen* Statt findet. Beides beſteht nur durch das Nichtunterſcheiden der Einheit, des Zuſammenhangs, der Verſchiedenheit und des Unterſchiedes. Beides iſt im Grunde nur Eine und Ebendieſelbe Verwirrung; und das abſolute Anſchauen der abſoluten Einheit zeichnet ſich von dem formalen Denken, oder dem angeblich logiſchen Vereinigen, nur dadurch aus, daſs das letztere die in der Verwirrung des Zuſammenhangs des Unterſchieds und der Verſchiedenheit beſtehende *Indifferenz* nur auf das *Vorſtellen* einſchränkt, während *dieſelbe* Indifferenz von den Sehern des Abſoluten *ohne* dieſe Einſchränkung geltend gemacht wird. Auch dürfte die *populäre Indifferenz*, welche im *Nichtachten* des Unterſchiedes von dem Unwandelbaren mit dem Wandelbaren beſteht, bey jener Prüfung nicht übergangen werden, und die Frage veranlaſſen: ob und in wie fern die drey gegenwärtig tonangebenden *Indifferenzen*, die *Logiſche*, die *Speculative* und die *Populäre*, aus einem und ebendemſelben nichtſehenden Wegſehen hervorgehen? — Endlich dürften wahrheitliebende Forſcher auf dieſem Wege zu einem ganz unerwarteten Aufſchluſs *darüber* gelangen: daſs und warum unſer jetzt allgemeingeltendes Denken durchaus nichts auſser dem menſchlichen Vorſtellen, und zwar nichts auſser dem gemeinüblichen Vereinigen des Mannichfaltigen, oder Vorſtellen durch Begriffe, ſey und ſeyn könne; daſs *dieſes* Denken durchaus nur eine von uns ſelbſtgemachte Form, nichts denn ein Thun der Ichheit, ſubjective Thätigkeit ſeyn müſſe, — und daſs man eben darum, und ſo lange nur *Dieſes* für Denken gilt, *Gott* ungleich mehr Ehre erweiſet, wenn man ihn mit der Natur oder dem Weltall *indifferenzirt*, als wenn man Denſelben als ein, im Sinne und Geiſte der modernen Logik, *denkendes Urweſen über* der Natur oder dem Weltall *unter* ihm walten lieſse.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: *Kurzer Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode, Kindern das Leſen zu lehren,* von D. *Heinr. Stephani,* Conſiſtorialrathe und Hofpred. zu Caſtell. Dritte durchaus umgearbeitete Aufl. 1808. 56 S. 8. (2 Gr.) S. Rec. der 2 Auflage. 1806. No. 12.

Salzburg, b. Mayr: *Andachtsübungen für gute katholiſche Chriſten,* beſonders bey der heil. Meſſe auf alle Zeiten und Feſte unſeres Herrn, ſeiner gebenedeyten Mutter, und der lieben Heiligen, ſammt Morgen-, Abend-, Beicht-, Communion- und vielen anderen Gebeten und Litaneyen, und einer kurzgefaſsten chriſtlichen Sittenlehre. Von *M. Reiter,* Pf. zu A. Vierte verbeſſerte und vermehrte Aufl. Mit einem Anhange für Jünglinge, Jungfrauen, Dienſtbothen. 1808. 232 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. La Garde: *Grundriſs einer allgemeinen Logik nach kantiſchen Grundſätzen zum Gebrauch für Vorleſungen, begleitet mit einer weiteren Auseinanderſetzung für diejenigen, die keine Vorleſungen darüber hören können.* Von *J. G. C. C. Kieſewetter* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion).

Indem ſich Rec. die weitere Ausführung ſeiner hier mitgetheilten Bemerkungen für eine andere Veranlaſſung vorbehält, kehrt er zu dem *kieſew.* Lehrbuche zurück. „Daſs der *zweyte* Theil erſt 1806 eine zweyte Auflage erhielt, da doch der erſte ſchon 1802 zum drittenmal aufgelegt wurde, kömmt, nach der Verſicherung der Vorrede, daher, daſs der Vf. erſt nach der zweyten Auflage des erſten Theils ſich entſchloſs, die angewandte allgemeine Logik als zweyten Theil hinzuzufügen. Die zweyte Auflage unterſcheidet ſich von der vorhergehenden durch Verbeſſerung einiger Stellen, und durch mehrere hinzugefügte Zuſätze." Rec. darf nicht verſchweigen, daſs in dieſem Theile der zu verbeſſernden Stellen, und zwar ſolcher, die von nicht geringer Nachläſſigkeit und Übereilung zeugen, nicht wenige übrig geblieben ſind. Dahin gehört doch wohl der folgende ganze §. 24 des Grundriſſes: „Der *Weitläufigkeit* der Erkenntniſs ſteht die *Armſeligkeit* entgegen. Der *Inbegriff aller* hiſtoriſchen Erkenntniſſe heiſst die *Polyhiſtorie*, der Inbegriff *aller* Vernunfterkenntniſſe die *Polymathie*, und der Inbegriff *aller* hiſtoriſchen und *aller* Vernunfterkenntniſſe heiſst *Panſophie.* Gelehrſamkeit bezieht ſich auf hiſtoriſche Kenntniſſe." Die Auskunft über die obengenannte *Weitläufigkeit* und *Armſeligkeit* wird erſt in der *weiteren Auseinanderſetzung*, und zwar folgendermaſsen gegeben. S. 120: „Weitläufig nennen wir eine Erkenntniſs, die ſich auf *viele Gegenſtände* erſtreckt, ſo wie wir diejenige, die ſich nur auf *wenige* erſtreckt, armſelig nennen. So ſprechen wir von der weitläufigen Erkenntniſs z. B. des Voltaire, Bayle u. ſ. w. Da nun *Viel* oder *Wenig* relative Begriffe ſind: ſo kann die Erkenntniſs eines Menſchen in Rückſicht auf die eines Anderen weidläufig, und in Beziehung auf die eines Dritten armſelig genannt werden. Der Pfarrer eines Dorfes hat in Vergleichung mit ſeinen Bauern eine weitläufige und vielleicht in Beziehung mit ſeinem Inſpector eine armſelige Erkenntniſs. Vergleichen wir das, was wir wiſſen, mit dem, was uns noch *zu lernen* übrig iſt: ſo haben *wir* eine armſelige Erkenntniſs." Der Vf. kennt alſo diejenige Weitläufigkeit und Armſeligkeit nicht, welche mehr von der Beſchaffenheit der Erkenntniſs, als von der Menge der Gegenſtände abhängt, wobey die Armſeligkeit der Weitläufigkeit *nicht* entgegenſteht, ſondern vielmehr dieſe in jener und jene in dieſer beſteht, und wovon dieſe angewandte Logik ſo manche Beyſpiele liefert? Über die Bedeutungen der Worte *Polyhiſtorie, Polymathie* und *Panſophie* hat Hr. *Kieſewetter* ſeinen groſsen Lehrer *Kant* erweislich nur mit halbem Ohre gehört. „Das hiſtoriſche Wiſſen," ſagt Kant, „*ohne beſtimmte* Grenzen, iſt Polyhiſtorie; dieſe bläht auf. Polymathie geht auf das Vernunfterkenntniſs. Beides, das ohne beſtimmte Grenzen ausgebreitete hiſtoriſche und philoſophiſche Wiſſen kann Panſophie heiſsen." Dieſelbe Flüchtigkeit des Zuhörers äuſsert ſich unter anderen auch §. 30, wo „derjenige, der ſelbſt *Erkenntniſſe* hervorbringt, in dieſer Rückſicht ein *Kopf*, derjenige aber, der niemals etwas mehr als lernen und nachahmen kann, — ein *Pinſel*" heiſsen ſoll. Man ſieht, wie ſehr die Zahl ſowohl der Köpfe als der Pinſel durch dieſe Erklärung ohne Noth und über die Gebühr vervielfältiget würde. Kant nimmt es auch hier viel genauer. Ihm iſt nur „derjenige, welcher ſelbſt Urheber eines Geiſtes- oder Kunſt-Productes ſeyn kann, ein Kopf; und wer nur zum Nachahmen geſchickt iſt, ein Pinſel." §. 36 lehrt: „Das Meditiren muſs, wenn es nicht ein bloſses Herumſchweifen in Gedanken ſeyn ſoll, einen beſtimmten Zweck haben, der ſich in der Form einer Frage, oder Aufgabe, darlegen läſst. Es wird alſo *eine groſse Erleichterung* für das Meditiren ſeyn, *wenn* man ſich dieſe Frage oder Aufgabe zuförderſt deutlich und beſtimmt denkt, und ſodann die Beantwortung oder Auflöſung vornimmt." Wer wird nicht bedauren, daſs Hr. *Kieſewetter* das beſagte, beſtimmte und deutliche Denken nicht lieber für *durchaus nothwendig* gehalten, oder wenigſtens jene *groſse Erleichterung* bey ſeinem Meditiren in der angewandten Logik nicht ſo oft verſchmäht haben möge!

Es muſs hier ausdrücklich bemerkt werden, daſs dieſe angewandte Logik, keinesweges wie die reine, in der Hauptſache die allgemeingeltende, ſondern wirklich nur eine Anwendung der kantiſchen Grundſätze über das Transcendentale und Empiriſche im Erkennen iſt. Zwar ſind die ſogenannten *ſubjectiven Bedingungen*, auf welche Hr. *Kieſewetter* die Denkformen der reinen Logik angewendet zu

haben glaubt, gröſstentheils aus der empiriſchen Pſychologie entlehnt. Aber ſie ſind durchaus nur nach der eigenthümlichen Anſicht der kantiſchen Unterſcheidung des *a priori* von dem *a poſteriori* aufgefaſst; und viele Lehrſtücke in dieſe angewandte Logik unmittelbar aus der Kantiſchen Kritik eingeſchaltet. Es contraſtirt daher auch nicht wenig mit der Verſicherung des Vfs.: ſeine angewandte Logik ſey nicht weniger allgemein als die reine, und ſie komme mit der reinen darin überein, daſs beide von der *Materie* des Denkens *ganz* abſtrahiren;" wenn man in dem ganzen Buche faſt keinen einzigen Lehrſatz findet, der irgend eine (ſelbſt im Sinne des Vfs.) *allgemeine* Form, irgend ein Denken *ohne* Unterſchied der Gegenſtände, und nicht entweder ein ſo genanntes transcendentales, oder ein empiriſches Denken, oder gar ein bloſses ſinnliches Wahrnehmen, beträfe. Dr.

ÖKONOMIE.

Giessen und Darmstadt, b. Heyer: *C. L. Müllers geprüfte Anweiſung zu der Kunſt, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen.* Nach Anleitung chemiſcher Grundſätze. Mit einer einleitenden Vorrede begleitet vom Hn. Prof. *Walther* in Gieſsen. 1807. VI u. 258 S. 8. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Thlr. 8 Gr.)

Schon ſeit mehreren Jahren hat man, aus Noth gedrungen, an Holzerſparen zu denken angefangen, und jeder verſtändige Hausvater hat ſelbſt einen beträchtlichen Aufwand auf Veränderung ſeiner Öfen, Röhren und Heerde nicht geſcheuet, um der immer mehr mangelnden Brennmaterialien weniger zu bedürfen; nur im Groſsen aber findet Verſchwendung noch Statt, vorzüglich in Brauereyen bey der Malzdörre, Braupfanne, dem Feuerheerd, Schürloch u. ſ. w. und bey dem ganzen Brauproceſs; wie viel könnte hier zum allgemeinen Beſten noch geſpart werden, wenn man allenthalben darauf bedacht ſeyn wollte! Hr. *Müller* bietet hiezu die Hand in der vorliegenden Schrift, mit welcher er ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe eröffnet. Mit den Grundſätzen der neuen Chemie vertraut und mit praktiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, auch mit Rumfords und Weſtrumbs Winken nicht unbekannt, legt er hier die Früchte ſeines Nachdenkens und einer 18jährigen Erfahrung vor, und ſucht die Bierbraukunſt zu verbeſſern, und auf feſte, aus der Chemie abgeleitete Grundſätze zu reduciren. Eins der gewöhnlichſten Nahrungsmittel zum Gipfel der Vollkommenheit hinaufzuführen, durch ein wohlſchmeckendes, kräftiges und geſundes Bier das Brantweintrinken zu verdrängen — nicht auch den koſtſpielig werdenden Kaffe entbehrlich zu machen? — und auf dieſe Art ſeinen Mitmenſchen nützlich zu werden: darum iſt es dem Vf. vorzüglich zu thun, und zwar ſoll nach ſeiner Anleitung, welche freylich von dem herkömmlichen Verfahren ſehr abweicht, und in vieler Hinſicht als neu gelten kann, nicht wenig an Zeit, Mühe und Koſten erſpart werden. So deutlich er ſich nun auch über dieſen Gegenſtand zu machen weiſs, ſo würde man ſeines Zwecks doch verfehlen, wenn man nach dieſem Buche von einem gewöhnlichen Brauer, der nun einmal Meiſter in ſeiner Kunſt bleiben will, ein Bier brauen laſſen wollte; er räth daher in der Vorrede, die erſten Verſuche unter der Autorität eines einſichtsvollen, vorurtheilfreyen, von der Behörde dazu beauftragten Subjects anzuſtellen, wo dann der Erfolg überall derſelbe ſeyn werde; und damit nun alle Landesbewohner beſtändig ein Getränk von gleichem Gehalt und gleicher Güte erhalten mögen, ohne Prellereyen ausgeſetzt zu ſeyn, ſo ſollen, nach ſeinem Vorſchlage, (wie es im Coburgiſchen eingeführt iſt) entweder auf den herrſchaftlichen Domainen, oder hie und da in den Dörfern Brauereyen auf herrſchaftliche Koſten errichtet werden und unter der Aufſicht der Policey ſtehen, von wo aus alle umliegenden Ortſchaften das benöthigte Getränk beziehen können. Heil dem Landesfürſten, der auch auf dieſe Weiſe für das Wohl ſeiner Unterthanen ſorgt!

So wenig es nun der Bierbrauer giebt, welche Künſtler in ihrem Fache zu nennen ſind, ſo iſt doch das Bierbrauen eine Kunſt; denn es ſetzt Kenntniſs der verſchiedenen Beſtandtheile oder der Grundſtoffe voraus, aus welchen die Körper beſtehen, Kenntniſs der Art, wie ſie ſich mit einander verbinden, des Verhaltniſſes, in welchem ſie zu einander ſtehen, und der Mittel, wodurch ſie ſich von einander trennen laſſen; die Bierbraukunſt erfodert alſo phyſikaliſche und chemiſche Kenntniſſe, welche Hr. *M.* in ſeiner Anweiſung hinlänglich documentirt. Sehr ehrenvoll iſt auch das Zeugniſs, das ihm Hr. *W.* in Gieſsen in der einleitenden Vorrede giebt: „Dieſe Schrift enthält ſo viel Neues und Eigenes, daſs ſie vorzügliche Aufmerkſamkeit und Nachahmung der Manipulationen, die ihr Vf. vorgeſchlagen hat, verdient. Was den ſelbſtdenkenden Schriftſteller verräth, bedarf keiner Anpreiſung eines anderen." Doch, wir wollen jetzt zur Inhaltsanzeige ſelbſt ſchreiten, und auf eins und das andere, das der Auszeichnung vorzüglich werth iſt, aufmerkſam machen, um das günſtige Urtheil, das wir über dieſe Schrift fällen müſſen, zu beſtätigen. Das Ganze iſt in §§. abgetheilt, in welchen er von der Erfindung des Biers, von den Materialien deſſelben, von den Pflanzenfrüchten, welche zum Bierbrauen angewendet werden, von dem, worauf man beym Einkauf der zum Bierbrauen nöthigen Früchte zu ſehen hat, wie man das Malz zum Brauen des Bieres zubereitet, wie man das Malz trocknet oder dörrt, von der beſten und zugleich vortheilhafteſten Malzdarre, vom Malzſchroten, von der Einrichtung der Brauſtätte, von der Erſparung der Feuermaterialien in Anſehung der Braukeſſel und Pfannen, von der Beſchaffenheit der Maiſch- und Brau-Butten, von dem eigentlichen Brauproceſſe, von den Mitteln zur Prüfung und Erforſchung des Gehalts der Biere, von dem Einkaufe

des Hopfens, der Aufbewahrung und Behandlung deſſelben beym Brauen, von der Gährung, von den Fäſſern oder Tonnen, von der Vermehrung und Aufbewahrung der Hefen, von den Krankheiten des Bieres, und den Mitteln, ihnen zuvorzukommen, oder ſie zu heben, vom Klären oder Schönen, vom Aufbrennen oder Schwefeln der Fäſſer, redet. Schon dieſe Inhaltsanzeige beweiſet die Reichhaltigkeit dieſer Schrift, und verräth den ſelbſtdenkenden Vf., der den Bierbrauer in keinem Falle unberathen läſst. Im 5 §. fodert er die gröſste Aufmerkſamkeit auf das Keimbeet, mit Recht; denn in 10 Fällen iſt die Vernachläſſigung deſſelben die Urſache der ſchlechten Biere. Nach dem Einweichen des Malzes in ſorgfältig gereinigten Gefäſsen ſoll — ſehr vernünftig! — das Waſſer im Sommer alle 4, im Winter aber alle 6 Stunden, bis die Frucht gehörig gequollen iſt, nachdem die ganze Maſſe noch einmal umgerührt worden iſt, abgelaſſen und friſches Waſſer aufgegoſſen werden, damit es nicht ſchleimig, oder die ſaure Gährung ſchon in der Quellbutte vorbereitet werde. Vor dem Dörren ſoll das Malz, beſonders in den erſten Tagen, durch fleiſsiges Umwenden an der Luft getrocknet, und zu einem beynahe völlig zubereiteten Luftmalz gemacht werden. Für das Brauhaus §. 9 empfiehlt er ein Quadrat als die beſte Form, und leſenswerth iſt auch hier, was er von der ganzen Einrichtung deſſelben ſagt. In §. 10 giebt er den kleineren Braukeſſeln und Pfannen den Vorzug, ſo daſs die Maſſe auf 2 mal zum Sieden gebracht werden müſſe, weil dadurch viel an Brennmaterialien erſpart werde. Daſſelbe iſt auch der Fall bey mehr flachen, als tiefen, und zugleich ganz dünne geſchlagenen Pfannen. Vorzüglich aber bedürfen die holzfreſſenden gewöhnlichen Brauöfen einer groſsen Reform, deren beſſere Einrichtung hier deutlich beſchrieben wird. Im 12 §. wird eine ganz neue, ſehr bewährte Braumethode mitgetheilt, auf welche der Vf., nach 10jährigen Verſuchen, endlich durch ein zufälliges Ohngefähr kam, und bey welcher der vierte Theil der Zeit, ſo wie des Brennſtoffs erſpart wird. Man muſs jedoch den ganzen Brauproceſs hier ſelbſt nachleſen, ſo wie auch die Beſchreibung der ſtehenden, cylinderartigen Tonnen §. 16, welche den gewöhnlichen Lagertonnen vorgezogen werden. Mit Recht fodert der Vf. endlich auch für jede Brauſtätte einen Areometer (Flüſſigkeitswage), ſo wie einen Thermometer. Angehängt iſt noch in §. 21 eine Ertragsberechnung, desgleichen eine Erklärung der beygefügten 4 Kupfertafeln.

Je mehr Rec. dieſe Schrift allen denen, welche der Gegenſtand deſſelben intereſſirt, wegen ihrer Deutlichkeit, Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und Neuheit des Inhalts empfehlen muſs: deſto auffallender iſt es S. 232 zu erfahren, daſs der ſo geſchickte und verdiente Vf. ohne beſtimmte Thätigkeit iſt, und ſich genöthiget ſieht, einem Gutsbeſitzer ſeine Dienſte als Verwalter oder Inſpector anzubieten. Wie? ein ſolcher Mann ſollte nicht geſucht werden? Hoffentlich hat er einen, ſeinen Wünſchen entſprechenden Wirkungskreis ſchon gefunden; dennoch aber behalte er doch ja ſeine hier angekündigte Abhandlung über die vortheilhafteſte Art, den Feldbau zu betreiben, ſo daſs die Ländereyen weit über das *duplum* erhöhet werden, nicht zurück, da er, bloſs durch zweckmäſsige Cultur des Bodens und Anwendung eines mineraliſchen Düngers, auf verwildertem Acker das 15te Korn Winterweizen, im Sommerfelde das 21ſte Korn Gerſte und in der Brache das 25 Korn Erbſen geerntet zu haben verſichert! Gewiſs wird dieſe Schrift dem ökonomiſchen Publicum willkommen ſeyn, beſonders wenn auch der Verleger, bey eben ſo gutem Papiere und Drucke, einen weniger hohen Preis ſetzen will.

— ſch —

EISENBERG, b. Schöne: *Jahrbuch der thüringiſchen Landwirthſchaft und der damit verbundenen Wiſſenſchaften.* Herausgegeben von D. K. *Ch. G. Sturm.* Erſten Bandes 1ſtes Heft. Mit einem K. 1808. 155 S. 8. (16 Gr.)

Der Zweck dieſer neuen Zeitſchrift, von welcher vierteljährig ein Heft von 8—10 Bogen ſtark erſcheinen wird, iſt, zur Verbeſſerung und Vervollkommnung der Landwirthſchaft überhaupt, und der thüringiſchen insbeſondere, beyzutragen, und gemeinnützige Kenntniſſe zu verbreiten. Wird der ſchon durch mehrere Schriften rühmlich bekannte Herausgeber durch Beyträge von denkenden Ökonomen unterſtützt, was wir recht ſehr wünſchen: ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daſs ſein Inſtitut ſehr wohlthätig auf die Verbeſſerung und Vervollkommnung der thüringiſchen Landwirthſchaft wirken werde; wenigſtens berechtiget ſchon das vorliegende erſte Heft, wegen ſeines reichhaltigen Inhaltes, zu den ſchönſten Erwartungen. Es enthält mehrere Abhandlungen von der Hand des Hn. *Sturm,* z. B. über ökonomiſche Verſuche, in welcher die Frage — freylich nicht nach dem Wunſche der empiriſchen Ökonomen, deren Zahl Legion iſt, aber ſehr richtig — beantwortet wird: wie müſſen landwirthſchaftliche Verſuche angeſtellt werden, und wie müſſen ſie beſchaffen ſeyn, wenn ſie zur Begründung einer Erfahrung dienen ſollen? So theilt der Herausgeber auch einige Beobachtungen über die Wirkungen des Gypſes mit; hier wundert ſich aber Rec., daſs er dem *gebrannten* Gypſe das Wort redet, und iſt begierig, die verheiſsenen Gründe dafür künftig zu hören. Ferner macht er auf einige Verbeſſerungen des Techniſchen beym Brantweinbrennen aufmerkſam. Aber vorzüglich intereſſant ſind ſeine geſammelten Nachrichten und Erfahrungen über die veredelte Schafzucht im Herzogthum Weimar, welche künftig fortgeſetzt werden. Hier iſt es ſehr erfreulich, zu vernehmen, wie verdient ſich der Herzog von ſeinen Gütern, die er zum Theil ſelbſt verwalten läſst, beſonders von dem Kammergute Oberweimar aus, um ſeine Unterthanen macht, und wie viel er aufwendet, den Rind- und Schaf-Viehſtand zu veredeln, und durch ſein Beyſpiel auch auf ſein-

Digitized by Google

Land zu wirken. Schon iſt im Weimariſchen der Landwollenpreis hier und da um die Hälfte, oder um $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ hinaufgebracht worden; ſelbſt bey Privatleuten findet man ſpaniſche Böcke; ja ein patriotiſcher Pachter, Namens Tiſchner in Cöttendorf, deſſen geſamter Viehſtand in der That ſehenswerth iſt, hat aus Lansdorf in Nord-Öſterreich ſelbſt Lammböcke, das Stück für hundert Ducaten, an ſich gekauft, ohne es zu bereuen. Und ſo verbreitet ſich die veredelte Schafzucht im Weimariſchen immer weiter. — Auch über den Brand im Getreide ſpricht Hr. *St.* ſehr gründlich, ſo wie auch ſeine Bemerkungen über den Anbau einiger ausländiſcher Getreidearten und anderer ökonomiſchen Pflanzen nicht zu verachten ſind. Auſserdem findet man hier noch Erfahrungen über den Hirſenbau, ſo wie über den Anisbau; desgleichen einen Aufſatz über die Brachäcker und ihre richtige Benutzung zur Sömmerung bey der Dreyfelderwirthſchaft u. d. m. In den angehängten Notizen und kurzen vermiſchten Aufſätzen macht ein *J. B. Müller* noch mit einem ſehr bewährten Mittel wider den Krebs, und andere Schäden an den Obſtbäumen bekannt, nämlich dem Terpentin, an deſſen Statt Rec. ſich ſchon längſt des Theers, oder der Wagenſchmiere mit Nutzen bedient hat. — Möge der Herausgeber, ſeiner öffentlichen Bitte gemäſs, von denkenden Landwirthen durch recht viele gründliche Beyträge unterſtützt werden! Der Verleger aber, der für gutes Papier und ſchönen Druck geſorgt hat, ſehe auch künftig auf etwas mehr Correctheit!

— ſch —

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *München*, bey Lindauer: *Aufruf an meine Landsleute in Bayern zum häufigeren Anbau des Hopfens, ſammt einem Katechismus vom Hopfenbaue, welcher eine leichtfaſsliche Anweiſung zur zweckmäſsigen und einträglichen Anpflanzung des Hopfens enthält, nebſt einem kurzen Anhange für Bierbrauer von beſſerer Benutzung des Hopfens.* 1808. VI 104 S. 8. (8 Gr.) Dieſes etwas zu wortreich geſchriebene und nach der Vorrede mit S. J. R. z. B. unterzeichnete Buch kann, ob es gleich nur Compilation des Wichtigſten und Brauchbarſten über dieſen Gegenſtand aus anderen Schriften iſt, allerdings dazu dienen, den Hopfenbau zu befördern. Der Vf. hat vorzüglich ſein Vaterland Bayern im Auge, und an ſeine Landsleute iſt daher auch der Aufruf zum häufigeren Anbaue des Hopfens gerichtet. Möge das, was er hier mit wenigem auf 16 Seiten ſagt, beherziget, und der theuere böhmiſche Hopfen in Baiern, wo der Wein nicht gedeihet, und das Bier Nationalgetränk iſt, nach und nach verdrängt werden! Wer wird noch daran zweifeln, daſs der inländiſche Hopfen, gehörig cultivirt, dieſelbe Güte habe? und wie viel baares Geld wird dem Lande erhalten werden, das jetzt noch dem Auslande zuflieſst? Nicht zu gedenken, daſs nicht ſelten auch inländiſcher Hopfen für ausländiſchen verkauft wird. Freylich muſs in Anſehung der Cultur, der Einſammlung und Aufbewahrung des Hopfens Fleiſs und Sorgfalt angewendet werden, aber ſicher werden dieſe dann auch reichlich belohnt. Die ganze Behandlung deſſelben ſoll durch den Katechismus, der in der vorliegenden Schrift zugleich enthalten iſt, erleichtert werden. Rec. findet ihn leicht faſslich, und die Anweiſung vollſtändig und zweckmäſsig. Alles, was in dieſer Hinſicht zu wiſſen nöthig iſt, lehrt er in 9 Hauptſtücken. Auch der Ladenpreis iſt billig, ſo daſs auch der Unbemittelte das Buch ſich leicht anſchaffen kann.

— ſch —

Glückſtadt, b. Schneider: *Kleines ökonomiſches Hand- und Kunſt-Buch.* Nach den neueſten Entdeckungen zum Gebrauch für praktiſche Haus- und Land-Wirthe entworfen. 1808. 160 S. 8. (12 Gr.) Wiederum ein ökonomiſches Hand- und Kunſt-Buch, deſſen Verfertigung nicht viel Mühe macht, weil alles, was darin vorkömmt, aus mehreren Zeitſchriften zuſammengetragen iſt! Es ſoll unbemittelte Haus- und Land-Wirthe mit den neueſten wichtigſten Erfindungen und Vorſchlägen bekannt machen. Der ungenannte Vf. thut wohl, daſs er ſeiner Arbeit ſelbſt nur einen geringen Werth beylegt und auf Schriftſtellerruhm Verzicht leiſtet. Auch handelt er ehrlich, daſs er meiſtens die Quellen anzeigt, aus welchen er geſchöpft hat. Übrigens kann das Büchlein dem leſenden Haus- und Land-Wirthe manchen Nutzen bringen, da die darin enthaltenen Vorſchläge gröſstentheils leicht ausführbar ſind.

— ſch —

Kinderschriften. *Berlin*, in der Realſchulbuchhandl.: *Schulbüchlein zur erſten Übung im Leſen und Denken.* Erſte Abtheil. 1803. 32 S. und $\frac{1}{2}$ Bog. Tabelle. Zweyte Abtheil. 72 S. 8. (in der Verlagsh. 1 Gr. 6 Pf., im Buchhandel 1 Gr. 9 Pf.) Dieſes Schulbuch empfiehlt ſich durch ſeine zweckmäſsige Einrichtung, ſeinen mannichfaltigen Inhalt, durch die Nützlichkeit und Faſslichkeit der Materien, und durch den geringen Preis. Es iſt unbegreiflich, wie die gewöhnliche Fibel, worauf der Hahn, aber wohl vergebens, zum Fleiſse weckt, weil ihr Inhalt zwar gut gemeint, aber zuverläſsig über das Faſſungsvermögen der Kinder hinausgeht, noch in ſo vielen Schulen geduldet wird. Die Einrichtung dieſes kleinen Buches iſt folgende. Auf der Tabelle, welche in zwey Hälften zerlegt und auf Pappe gezogen werden muſs, kommen die kleinen deutſchen Buchſtaben, Sylben und eine Sammlung einſylbiger und zweyſylbiger Wörter, nach den Organen, womit ſie gebildet worden, geordnet, vor. Ähnlichen Inhalts iſt auch das Buch ſelbſt von S. 1—7, nur daſs hier noch die groſsen Buchſtaben hinzukommen. Von S. 7—13 ſchwerere Übungen mit Doppel-Conſonanten; S. 13 eine Abtheilung nützlicher, einfacher, und eine andere, zuſammengeſetzter Sätze, ganz für Kinder. Auf eben dieſer Seite fängt auch ein Alphabet von übereinlautenden verſchiedenen Wörtern an, und geht bis zu S. 17. Mit dieſer Seite nimmt eine Reihe Abſchnitte von mannichfaltiger Unterhaltung, aus der Naturgeſchichte, Sittenlehre u. dgl. entlehnt, ihren Anfang, woran ſich eine kurze Belehrung über Abtheilungszeichen, Tonſetzung, über die Zahlen und einige Abkürzungen ſchlieſst. Die zweyte Abtheilung enthält, in mehreren Abtheilungen, etwas ausführlichere Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte und aus verſchiedenen menſchlichen Beſchäftigungen, Gebete, Sittenſprüche und Sprichwörter, und überdieſs eine artige Erzählung für Kinder in 23 Abtheilungen. Es folgt hierauf das kleine und groſse lateiniſche Alphabet und anderthalb Seiten Leſeübungen in dieſen Charakteren. Das Einmaleins beſchlieſst dieſes nützliche kleine Buch. Noch verdient angeführt zu werden, daſs neben Ae, Oe, Ue, ſchon Ä, Ö und Ü ſtehen, und daſs die Selbſtlauter nicht immer auf einerley Weiſe folgen, wodurch verhütet wird, daſs die Kinder einen ſolchen Leſeabſchnitt auswendig lernen, und ſtatt vom Papiere aus dem Gedächtniſſe leſen. Druckfehler ſind ſelten.

...ſ.

FORTSETZUNGEN.

Hannover, b. Hahn: *Vermiſchte landwirthſchaftliche Schriften aus den Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft,* drey erſten Jahrgängen, ausgewählt und auszugsweiſe, in Anſehung der eigenen Arbeiten verbeſſert, herausgegeben von *Albrecht Thaer.* 3ter Bd. 2te Abth. 1806. 404 S. 8. (16 Gr.)

Auch noch unter dem beſonderen Titel:

Landwirthſchaftliche Jahresgeſchichte Niederſachſens. S. Recenſ. des 1ſten Bdes. 1806. No. 198.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 SEPTEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Druckort: Amsterdam und Cölln, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältniſſe am preuſſiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II.* III Band, mit Kupfern und Planen, X u. 342 S. IV B. XII u. 292 S. — V B. mit Beylagen. VIII, 128 u. 206 S. 1808. 8. (5 Rthlr. 8 gr.) Auch unter dem Titel: *Beytrag zur Geſchichte des Krieges in Preuſſen, Schleſien und Pohlen in den Jahren* 1806 u. 1807. Von dem Verfaſſer der Schrift: *Vertraute Briefe etc.* II Band, mit Kupf. u. Planen, III B. u. IV B. mit Beylagen.

In der Vorrede zum dritten Bande erklärt der Vf.: „er habe anfänglich die Abſicht gehabt, das preuſſiſche Finanzweſen planmäſsig darzuſtellen; weil aber die Zeitgeſchichte ihm ſo vielen Stoff liefere, dieſe Briefe in der erſten Manier fortzuſetzen, und weil ihm ſo manche Berichtigung der Kriegsbegebenheiten nöthig ſcheine: ſo habe er im 3ten Bande das Finanzweſen im Allgemeinen und deſſen Geſchichte, im 4ten aber das Specielle deſſelben dargeſtellt. Er werde es mit ſeinen Fehlern ſchildern, weil unter der Verwaltung des Miniſters *von Stein* eine gänzliche Reform darin zu erwarten ſey. Zugleich habe er die Schlachtfelder an der Saale und an der Paſſarge bereiſet, und über die Begebenheiten des Feldzugs ſichere Data geſammelt, welche er als Materialien, die ſonſt wahrſcheinlich nicht ans Tageslicht gekommen ſeyn würden, in dieſem dritten und vierten Theile (zu welchen nun noch der fünfte hinzugekommen iſt,) bekannt machen wolle."

Da der Vf. neben dieſem Werke auch noch die *N. Feuerbrände* und das *Intelligenzblatt* zu denſelben fortſetzt, einzelne Gegenſtände in kleinern Schriften abhandelt, und eine vollſtändige Geſchichte der Kriegsbegebenheiten unter dem Titel: *Der Feldzug der Franzoſen und alliirten nordiſchen Völker u. ſ. w.*, herausgiebt: ſo läſst ſich nicht recht einſehen, was er bey der Fortſetzung der *Vertr. Br.* nach dem angezeigten Plan für eine Abſicht haben konnte. Die Manier iſt grade dieſelbe, die er in den *N. Fbrn.* beobachtet, ein unaufhörliches Abſpringen von einem Gegenſtande zum anderen, ein bloſses Sammeln von Materialien ohne Ordnung, ohne Kritik und ohne Rückſicht auf ihren inneren Gehalt. Zwey Werke, das *Int. Bl.* nicht gerechnet, ſind auf dieſe Weiſe zu Einem Zweck beſtimmt; nothwendig müſſen ſie daher, entweder jedes für ſich unvollſtändig bleiben, oder zuſammengenommen eine Menge müſsiger Wiederholungen enthalten.

Weit beſſer würden die *Vertr. Br.* mit den zwey erſten Bänden geſchloſſen worden ſeyn. Dieſe erſchienen mitten im Sturm der Zeiten; ſie riſſen durch das Gewicht ihres Inhalts und durch die Kühnheit des Vortrags die Leſer hin. Wenn der Vf. vielleicht mit zu leidenſchaftlicher Heftigkeit den Vorhang wegzog, der die Blöſsen der alten Verfaſſungen nur noch unvollkommen deckte; wenn er die geheimen Schäden ſchonungslos ans Licht brachte, und ohne Mitleid das Meſſer des Wundarztes anſetzte: ſo diente die patriotiſche Abſicht und die eigene tiefe Trauer des Vaterlandsfreundes ihm zur Entſchuldigung; übereilte, nachher unrichtig befundene Angaben verzieh man ihm, ſo lange der raſche Gang der Begebenheiten Irrthümer unvermeidlich zu machen ſchien; ſelbſt vorſchnelle Urtheile hielt man dem Schmerz über die noch immer Schlag auf Schlag erfolgenden Unfälle zu gut, und das Buch konnte mit allen ſeinen Fehlern auf die Achtung des Publicums Anſpruch machen. Ganz anders verhält es ſich mit der Fortſetzung deſſelben. Ein Jahr iſt ſeit jenen erſten, betäubenden Ereigniſſen verſtrichen; und wenn es gleich für den preuſſiſchen Staat keine erfreulichen Reſultate darbietet, wenn dieſe nur zu deutlich gezeigt haben, daſs das Verlorne unwiederbringlich dahin, und der neue Aufbau mit den gröſsten Schwierigkeiten verknüpft iſt: ſo ſollte doch bey denen, die ſich berufen fühlen, die Wiederherſteller des Vaterlandes zu erleuchten, die Überlegung allmählich wieder erwacht ſeyn. Mit Recht fodert man daher beſonnenere Rathſchläge von ihnen, und es iſt endlich einmal Zeit, daſs der Schmerz des Patrioten ſich männlicher, als durch Geſchrey und Verwünſchungen, ausſpreche.

Wollte der Vf. ſich bloſs auf das traurige Amt einſchränken, der Aufſpäher aller Fehler im Finanz- und Militär-Syſtem Preuſſens zu werden, um dadurch bey einer neuen Organiſation gegen ähnliche Miſsgriffe zu warnen: ſo verdiente dieſe, nicht neidenswerthe Unternehmung immer noch Dank; aber ſie hätte dann anders ausgeführt werden müſſen. Nicht durch rhapſodiſches Durcheinanderwerfen der Materien, das, anſtatt Licht über die Gegenſtände zu verbreiten, ihre Anſicht nur noch mehr verwirrt, nicht durch Aufhäufen von Berichten, die, ohne Bürgſchaft und ohne Unterſuchung angenommen, und oft mit dem inneren Charakter der Einſeitigkeit bezeichnet, die daraus gezogenen Reſultate unmöglich begrün-

Digitized by Google

den können, und am allerwenigſten durch Verunglimpfungen, Perſönlichkeiten und kecke Behauptungen war dieſer Zweck zu erreichen. Sicherer würde den Vf. ſeine erſte Idee einer *planmäſsigen Darſtellung* des preuſſiſchen Finanzſyſtems dahin geführt haben, und *die Geſchichte* des Kriegs wäre dann ein für ſich beſtehendes Ganzes geblieben. Aber was würde dann aus den vielen *Geſchichten* geworden ſeyn, die er geſammelt hatte, und die er nicht bloſs als Material für ſein hiſtoriſches Werk, ſondern auch als Waare benutzen wollte? Er weiſs ſie in dieſen Vertrauten Briefen *brutto* los zu werden, und nun läſst ſich eher der Zeitpunct, wo die Geduld der Käufer, als der, wo ein ſo reicher Vorrath erſchöpft werden könnte, vorausſehen.

Der *dritte Band* beginnt mit drey Briefen, voll durchaus leerer politiſcher Räſonnements bey Gelegenheit des tilſitter Friedensſchluſſes. *Bf.* 4 erzählt der Vf. abermals, daſs er nun „zum Beſten künftiger Geſchichtſchreiber und der Acquirenten der abgeriſſenen Provinzen" zu einer Darſtellung des preuſſiſchen Finanzweſens ſchreiten, dieſer aber, „damit ſein Correſpondent nicht vor langer Weile ſterbe," intereſſante Neuigkeiten einſchalten wolle. — Die Briefform hat ihre Bequemlichkeiten, wo es bloſs darauf ankömmt, Bogen zu füllen. Man ſchreibt dann auch Briefe, die gar nichts enthalten, und das Publicum bezahlt ſie. —

Um die Geſchichte der preuſſiſchen Finanzen zu erzählen, holt der Vf. (S. 18) vom erſten Zuſtande des geſelligen Vereins, und (S. 25) wieder von der erſten Bildung des brandenburgiſchen Staats aus. Die in den Noten angeführten Hülfsquellen ſind: Reitemeyer, Pauli, und vorzüglich Beguelin und Mylius. Kurfürſt Friedrich Wilhelms Anordnungen, und der Zuſtand unter König Friedrich I, wo die Staatseinkünfte noch hauptſächlich aus den Krongütern geſchöpft wurden, nehmen den 7 und 8 Brief ein; umſtändlicher werden die Domänen-Verwaltung, die Einrichtung der Kammern, die Oberrechnungs-Kammer, und das General-Directorium unter Friedrich Wilhelm I beſchrieben, und am ausführlichſten von der Organiſation aller Finanzzweige unter Friedrich II und den Nachfolgern deſſelben gehandelt. Hier finden wir in acht Briefen (Bf. 10 — 17) die Rubriken: Forſtweſen älterer Zeit, heutiges Domänenweſen, Contribution, Acciſe, General-Staatseinkommen, Bank, Seehandlung und Staatsſchuldenweſen. Der Vf. unterſucht jeden dieſer Gegenſtände mit Gründlichkeit und Sachkenntniſs, beſchreibt das Entſtehen, die Fortſchritte und den letzten Zuſtand der Einrichtung, thut Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung, und hängt zuletzt Tableau's des Ertrags, der Erhebungskoſten und des Überſchuſſes an.

Die im *vierten Bande* verſprochene Fortſetzung iſt erſt im fünften erſchienen; ſie macht hier unter dem Titel: *Nothwendige Beylagen*, auf dreyzehn Bogen eine eigene, beſonders paginirte Abtheilung aus, und handelt mit gröſserem Detail vom Domänen- u. Contributions-Weſen in den verſchiedenen altpreuſſiſchen und neu erworbenen polniſchen Provinzen. Der Vf. geht hier ganz ins Einzelne der Bewirthſchaftung und Veranſchlagung der Grundſtücke ein, und liefert Tabellen von dem Ertrag der Ämter in den meiſten Provinzen, vom Jahr 1800. Noch umſtändlicher beleuchtet er das Fach der ſämtlichen Abgaben in Oſt- und Weſt-Preuſſen, dem jetzigen Herzogthum Warſchau, Schleſien, Pommern, Minden, Magdeburg und der Kurmark. Er kömmt bey dieſer Gelegenheit auf das landſchaftliche Creditweſen, die durch den Krieg veranlaſsten neueſten Operationen der Landſchaft in Schleſien, auf den Schatz und die Treſorſcheine zurück, und hat eine Menge nützlicher, und für den Statiſtiker intereſſanter Notizen zuſammengetragen, denen, ob ſie gleich nichts Neues darbieten, doch nur Vollſtändigkeit und eine mehr ſyſtematiſche Anordnung fehlen, um ein für ſich beſtehendes, ſehr ſchätzbares Ganzes zu bilden.

Die auf 12 Seiten angehängten Vorſchläge zur neuen Organiſation einer Armee von 80,000 Mann für Preuſſen, enthalten weiter nichts, als ein Tableau des Beſtandes dieſer Armee und ihrer Eintheilung in Diviſionen, wie es Jedermann in müſsigen Stunden leicht entwerfen kann. Nicht darauf, daſs ein Bataillon aus 4 oder aus 5 Compagnien beſtehe, daſs die Compagnie 2 oder 3 Subaltern-Officiere habe, auch nicht allein auf die jedem Staatsbürger eröffnete Beförderung zu Officierſtellen, ſondern auf den Geiſt, den man dem Heere einzuflöſsen ſuchen muſs, auf die Auswahl der Truppen, ihre Unterhaltung und Übung, und auf eine Beförderungsmethode, die dieſen Geiſt erwecken und fortpflanzen können, kömmt es bey einer ſolchen neuen Schöpfung an, und davon ſteht hier kein Wort.

Die *gröſsere Hälfte des dritten Bandes* (Bf. 18 — 44), der *ganze vierte* und die *erſte Abtheilung des fünften* ſind der Erzählung kriegeriſcher Begebenheiten gewidmet. Der Vf. bereiſet „in Geſellſchaft eines Landſchaftsmalers" zuerſt die Gegenden an der Saale, und datirt ſeine Briefe von *Leipzig*, *Zeiz*, *Gera*, *Auma*, *Schlaiz*, *Saalburg*, *Saalfeld*, *Jena*, *Auerſtädt* u. ſ. w. So ſehr er dadurch ſeinen Erzählungen Gewicht zu geben glaubt, ſo wird doch der prüfende Leſer hier weiter nichts finden, als den Beweis, daſs man einen in der Weltgeſchichte merkwürdig gewordenen Boden bereiſen, Gaſtwirthe und Poſtbedienten ausfragen, und doch eine ſehr geringe Ausbeute mit nach Hauſe bringen kann. Bey unſerem Vf. beſchränkt ſie ſich auf einige unbedeutende, bereits in den Feuerbränden des breiteren berichtete, und daſelbſt durch Kupferſtiche verewigte Anekdoten; die Geſchichte ſelbſt iſt aus dem *Bericht des Augenzeugen* abgeſchrieben, und nur noch mit Declamationen, die man längſt zum Überdruſs hat wiederholen hören, mit Berichtigungen, die eine gänzliche Unbekanntſchaft mit dem wahren Gang der Dinge verrathen, und mit kernhaften Machtſprüchen aufgeſtutzt. — Bey dem Gefecht von Schlaiz erhebt er die Maſsregeln des preuſſiſchen Generals mit verſchwenderiſchem Lobe (S.

Digitized by Google

165), und zeigt gleich darauf, wie ſie ſämmtlich zweckmäſsiger und beſſer zu nehmen geweſen wären. — Bey Saalfeld „würde der Rückzug der Preuſſen gedeckt geweſen ſeyn, wenn ſie mehr als *drey* Eſcadrons Cavalerie gehabt hätten (S. 174);“ ſie hatten gleichwohl deren zehn. — Von dem Schlachtfelde bey Jena weiſs er beſtimmt (S. 175), daſs es unmöglich war, da geſchlagen zu werden. Er bricht in Verwünſchungen aus, um ſeiner Galle gegen einen Einzelnen Luſt zu machen, und ſetzt den Trumpf darauf: „das will ich beweiſen, und wer mir nicht glaubt, der bereiſe das Schlachtfeld, ſo wie ich!“ Die Fehler, welche am 14 October, und weit mehr noch in den vorhergehenden Tagen, begangen wurden, wird kein Unparteyiſcher leugnen; aber der Vf. hat ſie nicht durchſchauet, und er hilft ſich nun, da er nichts Befriedigendes darüber zu ſagen weiſs, durch Schmähungen und perſönliche Anfälle. — Der Vorſchlag, noch in der Nacht den Feind im Mühlthale anzugreifen, könnte allerdings der Sache eine andere Wendung gegeben haben, die Ausführung hätte den Rückzug des Hohenlohiſchen Corps begünſtigt, wahrſcheinlich geſichert; aber Vernichtung der franzöſiſchen Armee, wie der Vf. meint, wäre deſshalb nicht die Folge, Napoleon deſshalb noch gar nicht „verloren, ohne Rettung verloren“ (S. 183) geweſen, und alle die groſsen Reſultate, die der Vf. (S. 182—186) im Geiſte ſieht, „wenn Er die Preuſſen commandirt hätte“, würden, ungeachtet der von ihm ſelbſt gerühmten Genialität ſeiner Dispoſitionen (S. 183), immer noch ſehr problematiſch geblieben ſeyn. Er vergiſst hier im Eifer die Stärke des franzöſiſchen Heeres und das Vordringen des Bernadottiſchen Corps gegen Apolda, das er doch nachher (S. 190) ſelbſt erwähnt.

Über die Schlacht von Auerſtädt declamirt er viel, weiſs aber nichts Beſtimmtes darüber zu ſagen, als eine Unrichtigkeit (S. 191), daſs nämlich beide Armeen gleich ſtark geweſen wären. Hier war die Übermacht der Anzahl eben ſo entſchieden auf der Seite der Preuſſen, als bey Jena auf der ihrer Gegner.

Von der Saale verſetzt ſich der Vf. nach *Breslau*, um hier zum zweyten und dritten Male zu wiederholen, was er ſchon oft über die mögliche Vertheidigung Schleſiens und das Betragen der Machthaber in dieſer Provinz geſagt hat; dann nach *Glatz*, um einen Brief aus dieſer Veſtung zu datiren, eine Mühe, die er ſich hätte erſparen können, denn der Brief, den er ſelbſt in einer Note berichtiget, war ihm zuſandt worden (S. 211).

Wir finden darauf den Vf. in *Berlin* wieder, im Geſpräch mit einem franzöſiſchen Major, der ihm ſeine Anſichten von den preuſſiſchen und ruſſiſchen Armeen, von dem Frieden mit England und von den zu erwartenden politiſchen Ereigniſſen mittheilt, dadurch aber ſeine Divinationsgabe eben nicht bewährt. Von da geht die Reiſe über *Colberg*, *Danzig*, *Königsberg*, *preuſſiſch Eylau* und *Friedland* nach *Memel*. Aus jedem dieſer Orte werden ein oder mehrere Briefe geſchrieben, die wir aber gröſstentheils ſchon in den *Feuerbränden* (H. X. XI. XII. *Briefe eines Reiſenden von Berlin nach Königsberg in Preuſſen, im September* 1807, und *Ausflug nach Eylau und Friedland*) ſtückweiſe geleſen haben. Das Räſonnement über die militäriſche Wichtigkeit Danzigs und die unbegreifliche Vernachläſſigung dieſes Hauptortes nach der Schlacht von Eylau, iſt ſehr gegründet, würde aber in der verſprochenen Geſchichte des Feldzuges beſſer, als in dieſer Materialienſammlung, ſeine Stelle gefunden haben; doch wahrſcheinlich wird es dort noch einmal abgedruckt werden. — Die Klage über die muſterhaft ſchlechten Einrichtungen der Poſten in Preuſſen unterſchreibt Rec. aus eigener Erfahrung, dehnt ſie aber auch auf die benachbarten Staaten im nördlichen Deutſchland aus.

Zu dem Beſſeren in dieſem Buche gehört die Beſchreibung der Schlacht von *Eylau* (S. 254 ff.). Der Vf. ſcheint hier aus guten Quellen geſchöpft zu haben. Dennoch findet er ſelbſt nöthig (S. 277 ff.), noch eine Relation von den Gefechten des Leſtoqſchen Corps anzuhängen, „damit der Leſer daraus manches in jener Erzählung berichtigen könne.“ Es iſt ein Hauptmangel bey den Berichten in dieſem Buche, daſs man nie erfährt, ob der Vf. ſie verbürgt oder nicht. Bieten ſie ihm Gelegenheit dar, eine ſeiner Lieblingsbehauptungen darauf zu gründen: ſo werden ſie einſtweilen als authentiſch behandelt, und die Widerlegung oder Berichtigung kömmt in einer nachfolgenden Erzählung hinterher. Bey dieſer Gelegenheit ſind jedoch ſeine Bemerkungen richtig, wenn er ſagt: die Schlacht war für die Ruſſen verloren, weil die Franzoſen alle die Gegend beherrſchenden Puncte am Abend des 8ten genommen und behauptet hatten. Wollte Bennigſen das Gefecht erneuern: ſo muſste er erſt dieſe Puncte wieder erobern, und dazu fehlte es ihm an friſchen Truppen. Aber es war keine Niederlage, wie bey Jena; die Ruſſen zogen ſich mit Ordnung zurück, und die Schlacht iſt nur in ſo fern entſcheidend zu nennen, als die nachfolgende Unthätigkeit der Verbündeten eine nothwendige Folge derſelben war.

Die Berichte S. 254—66 und S. 277—94 widerlegen übrigens geradezu das Urtheil, welches früher (S. 14) über Bennigſen gefällt wurde, und doch ſteht dieſes dort als Reſultat der eigenen Schlüſſe des Vfs. So wenig iſt er um hinreichende Gründe bey ſeinen Machtſprüchen bekümmert, ſo wenig bedenkt er, daſs der Eindruck der letzten bey nicht ſtreng prüfenden Leſern bleibt, wenn ſie auch nachher über die Entſcheidungsgründe beſſer belehrt werden, und es iſt Pflicht der Kritik, ſolche Übereilungen zu rügen, die den Urtheilen des Vfs., wenn ſie auch noch ſo beſtimmt ausgeſprochen ſind, allen Credit benehmen müſſen. Sind ſie aber auch dann noch als bloſse Übereilungsſünden zu betrachten, wenn ſie, unter dem Vorwande, Einzelnen die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, einen ganzen Stand unredlich verwunden? Wer kann Stellen, wie (S. 264): „Hier war es, wo Leſtoq, die preuſſiſche

Nationalehre rettete, und wenn es noch preuſſiſche Officiere geben *kann*, die Ehrgefühl haben, ſo iſt es dieſer Affaire wegen möglich:" ohne tiefen Unwillen leſen! Was für unumſtöſsliche Gründe ſind hier angeführt, um einen ſolchen hämiſchen Seitenhieb zu rechtfertigen? — Man ſucht ſie vergebens.

Zu dem Bericht von der Schlacht bey *Friedland* gehören die auf dem Titelblatte des III Bandes verſprochenen Kupfer und Plane, welche die Käufer bereits bezahlt, nach einer, dem V Bande beygefügten Nachricht aber erſt beym Schluſſe des Werkes zu erwarten haben. Das kann noch lange dauern, wenn der Vf. fortführt, alle gehaltloſen Nachrichten, die er auftreiben kann, dem Publicum in vertrauten Briefen vorzutragen. Ohne dieſe Plane iſt aber jene ohnehin magere Beſchreibung, die unaufhörlich bald auf einen Punct *A*, bald auf eine Stellung *ſub B* verweiſet, ganz unverſtändlich. — In *Königsberg* bewährt der Vf. ſeinen Patriotismus durch das Gefühl, welches ihn beſtimmt, das königliche Ehepaar in *Memel* zu ſehen, und durch ſeinen Grimm gegen alle Machthaber im Militär- und Civil-Stande, die er „vor Wuth ſchäumend und mit den Zähnen knirſchend, als Landesverräther zerreiſsen will." — Zuletzt führt er die Leſer über *Graudenz* und *Küſtrin* nach *Berlin* zurück. Am erſten Orte ſteckt er über die Friedensunterhandlungen im November 1806, und über die Belagerung dieſer Veſtung, ein Licht auf; man weiſs aber am Ende des Briefes weiter nichts, als daſs der Vf. die Kunſt beſitzt, mit weitſchweifigen Räſonnements ſich im Cirkel zu drehen, und mit vielen Worten wenig oder nichts zu ſagen. — Sein Correſpondent, „*Freund H.*", ſchildert noch einmal den Ton und die Stimmung der Königsberger; „*Freund B.*", der ſich am Ende des Briefes X — y unterſchreibt, macht viel Worte über Küſtrin; der Vf. fühlt in *Potsdam* einen empfindſamen Drang, am Grabe Friedrichs des Einzigen zu weinen, und bittet in der *Nachſchrift* die Oſtpreuſſen wegen der Äuſserung, daſs es ihm in ihrem Lande nicht gefallen habe, um Verzeihung.

Der *IV Band* enthält nur 6 Briefe. Der *erſte* ſetzt die Nachrichten aus Königsberg fort. Er liefert eine Art von Journal, das vom 10 März bis zum 19 Oct. 1807 geht, und theils wirkliche Begebenheiten, Anekdoten, auch bloſse Gerüchte erzählt, theils den Gang der Dinge im Allgemeinen ſchildern ſoll. Der *zweyte* enthält das Tagebuch eines Hausvaters in Jena während des verhängniſsvollen Zeitraums vom 9 bis 20 Oct. 1806. Man würde es in irgend einem Journale nicht ohne Intereſſe leſen, für die Geſchichte können aber weder die Leiden noch die Anſichten eines ſtillen Familiencirkels eine Ausbeute gewähren. Im *dritten* giebt der Vf. die in der Vorrede (Th. III) angekündigte Charakteriſtik des Königs von Schweden. Die politiſchen Verhältniſſe dieſes Reiches mit Frankreich von Guſtav Waſa bis auf den jetzt regierenden König werden auf einer Octavſeite abgehandelt, von dem Monarchen ſelbſt erfahren wir weiter nichts, als daſs er den Franzoſen abgeneigt iſt. Dann aber folgen weitläuftige Liſten und Marſchrelationen des ſchwediſchen Truppencorps in Deutſchland, eine flüchtige Erwähnung des Vorgangs bey Groſszecher, eine darüber ausgefertigte Note des Grafen Ferſen, Tadel des Königs, daſs er nicht Frieden machen wollte, und noch eine Namenliſte der ſämmtlichen ſchwediſchen Regimenter. — Der *vierte* beginnt mit der Bemerkung des *Freundes B.*, daſs die Nachrichten des Vfs. von der Belagerung Breslaus nicht befriedigend geweſen wären, und das Publicum ſoll nun beſſer unterrichtet werden. Dieſs geſchieht durch einen ausführlichen Bericht alles deſſen, was der Briefſteller während der Belagerung geſehen hat, in einem philoſophiſch empfindſamen Tone breit vorgetragen. Wir erfahren umſtändlich, wie oft Hr. B. auf einen Thurm ſtieg, wie oft die Pferde in der Stadt ausgeritten wurden, wie die Kugeln grauſend durch die Luft pfiffen, und der Brand der Vorſtädte ſchauerlich anzuſehen war; über den eigentlichen Gang der Belagerung jedoch immer nichts vollſtändiges. An unerwieſenen Ausſprüchen fehlt es dabey nicht, beſonders in den Ausfällen gegen den Gouverneur, Hn. v. Thiele, dem oft bloſse „Sagen, mit denen man ſich trug," (S. 129) ſelbſt Gedanken, die er gehabt haben könnte, zur Laſt gelegt werden. Zwar kommen auch die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, in Erwähnung, beſonders die Unſicherheit der Truppen, die bey verſuchten kleinen Ausfällen davon liefen; doch wird er getadelt, daſs er die Unternehmung des Fürſten von Anhalt Pleſs nicht durch einen Angriff aus der Stadt unterſtützte. Dieſs iſt gerade einer von den Vorgängen, über welche das Publicum noch keinen befriedigenden Aufſchluſs erhalten hat, und er bleibt auch hier unerörtert. Die beſtimmte Übereinkunft des Fürſten mit dem Gouverneur iſt von dem letzten geleugnet worden, der von dem verabredeten Signal durch Anzünden eines Dorfes durchaus nichts wiſſen will. Das gänzliche Schweigen aller Berichte von dem pleſſiſchen Corps ſcheint dieſe Angabe zu beſtätigen; ſie kann daher durch Sagen, deren Gewährsmänner unbekannt ſind, eben ſo wenig entkräftet, als die Verſicherung, daſs der Fürſt von Pleſs den Entſatz noch einmal verſucht haben würde, wenn der Gouverneur ſich nicht mit der Capitulation übereilt hätte, bloſs auf das Wort des gegenwärtigen Briefſtellers angenommen werden.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Neue Auflagen.

Erlangen, b. Palm: *Verſuch einer praktiſchen Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter und Ältern, welche die Verſtandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäſsige Weiſe üben und ſchärfen wollen.* Von Dr. *Joh. Paul. Pöhlmann.* 7tes Bändchen. 2te verm. Aufl. 1808. XII u. 472 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Auch noch unter dem beſonderen Titel: *Praktiſche Anweiſung, Kindern die erſten Anfangsgründe der Rechenkunſt auf eine anſchauliche, den Verſtand in Thätigkeit ſetzende und leichte Weiſe beyzubringen.* S. Recenſ. der 1ſten Auflage, 1807. No. 91.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 16 SEPTEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Druckort: Amsterdam u. Cölln, b. Hammer: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältniſſe am preuſſiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II.* Von dem Vf. der Schrift: *Vertraute Briefe* u. ſ. w. III — V Bd.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Ganz unbedeutend ſind (Bf. 5) die Nachrichten von den Belagerungen von Coſel und Neiſse; befriedigender hingegen werden im *ſechſten* die Unternehmungen des Grafen von Götzen in Glaz erzählt. Der reifer durchdachte Plan und der feſtere Gang der Ausführung ſind gehörig ins Licht geſtellt, und man begreift, was der neue Befehlshaber würde haben leiſten können, wenn er früher an ſeinem Poſten, und die Anfangs vorhanden geweſenen Mittel ihm noch zu Gebot geſtanden hätten. Die miſslungene Unternehmung auf Breslau und das Gefecht bey Kant werden richtig und unparteyiſch beurtheilt. Der Berichterſtatter verſchweigt die Fehler des franzöſiſchen Generals nicht; aber er macht zugleich aufmerkſam auf die raſche, beſonnene Thätigkeit, mit welcher ſie verbeſſert wurden, und die von dem wahren Feldherrengenie vielleicht noch redender zeugt, als wenn gar kein Fehler vorhergegangen wäre.

Im *V Bande* liefert der Vf. noch drey lange Briefe über die Kriegsbegebenheiten, ſie gehören aber zu den gehaltloſeſten im ganzen Werke. Der *erſte* verſetzt die Leſer wieder nach Stralſund; ein franzöſiſcher Officier trägt ſeine Meinung über „Schwedens König und ſeine Truppen" vor, und wiederholt, oft nur weiter ausgeſponnen, was wir bereits im 3 Briefe des vorigen Bandes geleſen haben. Der Ton der gewöhnlichen franzöſiſchen Relationen iſt ſo ziemlich getroffen; die Anſichten aber ſind genau ſo, wie man ſie von dem Vf. der *Vertrauten Briefe* gewohnt iſt. — Er theilt (Bf. 2) das ſehr ausführliche Tagebuch eines Mannes mit, der ſich während und nach der Belagerung von Graudenz in dieſer Veſtung aufhielt. Es geht vom 13 Nov. 1806 bis zum 1 Nov. 1807, beſchäftigt ſich aber auch mehr mit den individuellen Erfahrungen und Empfindungen des Briefſtellers, als mit den öffentlichen Begebenheiten. Muſs denn dem Publicum alles erzählt werden, was einem geängſteten Hausvater für den Augenblick wichtig war? Was kümmert es die Fremden, daſs bald die Gattin, bald ein Kind des unbekannten Erzählers krank wurde, daſs eine abreiſende Dame ihm Zucker und Kaffe überlieſs, oder welchen Eindruck jedes fliegende, nachher falſch befundene Gerücht auf ihn machte? Dieſe umſtändlich erzählten Gerüchte hätten doch leicht ausgeſtrichen werden können; aber freylich, wenn alles Unbedeutende und ganz Gleichgültige wegbleiben ſollte, dann würde dieſer Brief 5—6, nicht 72 Seiten angefüllt haben, und wäre daſſelbe mit den übrigen geſchehen, ſo hätten die Leſer nicht drey Bände, ſondern nur Einen erhalten.

Im *dritten Briefe* hat *Freund C.* in Magdeburg, der ſich am Schluſs aus Vergeſſenheit: W. v. O. unterzeichnet, es hauptſächlich mit einem Aufſatz in den *Löſcheimern* zu thun, wo der Ingenieur der Veſtung hart angegriffen wird. Dieſer glückliche Umſtand erwirbt dem Beklagten hier einen warmen Vertheidiger, denn die Verbeſſerer der preuſſiſchen Verfaſſung fodern jeder für ſich das ausſchlieſsende Recht, Perſonen zu verunglimpfen, und es iſt bey dem allen noch tröſtlich, daſs doch ein ehrlicher Mann nicht ganz zu Grunde gehen kann, ſo lange die Herren unter ſich uneinig ſind.

In einer Nachſchrift verſichert der Vf., daſs er noch „mehrere der neueſten und intereſſanteſten Thatſachen und Bemerkungen unſerer Zeit" zurückbehalten habe, ſie aber in dem nächſten Bande der vertrauten Briefe mittheilen werde. Rec. wünſcht von Herzen, daſs die Thatſachen wichtiger, und die *Bemerkungen unſerer Zeit* gediegner ausfallen mögen, als die, welche hier durch drey ſtarke Bände ausgeſponnen worden ſind, und daſs der Vf. beſonders ſich angelegen ſeyn laſſe, durch eine ſorgfältigere Wahl und Prüfung ſeiner Angaben und durch überlegtere Urtheile die Achtung des Publicums wieder zu gewinnen. So lange es ihm bloſs darauf ankömmt, viel Bogen zu verkaufen; ſo lange ihm zu dieſem Zweck alles, auch das Unbedeutendſte, gut genug iſt, und ſo lange er dabey durch Machtſprüche, ſchiefe, oft boshafte Urtheile und grundloſe Folgerungen dem zuſammengeſtoppelten Miſchmaſch Würze zu geben vermeint: kann ihm ſein Platz nur in der Claſſe der erwerbenden Vielſchreiber angewieſen werden, und dieſe augenſcheinliche Tendenz wirft ſelbſt ihren Schatten rückwärts auch auf die zwey erſten Bände, und erregt billige Zweifel, nicht nur gegen die Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Berichte, ſondern auch vorzüglich gegen die Lauterkeit des dort ſo hoch tönenden patriotiſchen Zwecks.

N . . . d.

Digitized by Google

SCHÖNE KÜNSTE.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Die Republik der Gelehrten*, von *Don Deigo Saavedra Fajardo*. 1807. 292 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieſes intereſſante Werk iſt nicht, wie der Titel vermuthen läſst, eine eigentliche Überſetzung von der *Republica literaria* des *Fajardo*, ſondern eine freye Bearbeitung derſelben mit vielen Einſchaltungen und Zuſätzen, meiſt aus der neueren deutſchen Literaturgeſchichte entlehnt: ſo begegnen wir z. B. *Herdern*, *Gottſcheden und Gellerten*. Im Ganzen folgt zwar der Bearbeiter dem Gange des Traums getreu, und erlaubt ſich nur ſelten und nur da Auslaſſungen, wo der ſonſt ſo wortkarge Spanier der Worte zu viel macht; den eigenthümlichen Styl aber, der ſich durch gedrängte Kürze, Präciſion und Eleganz auszeichnet, bildet er nicht nach, ſondern mehr an den Sinn als an den Ausdruck ſich haltend, giebt er gröſstentheils eine umſchreibende und erklärende Überſetzung, ſo daſs gleichſam ein neues Werk hervorgeht, in welches die eigenen Einſchiebſel und Zuſätze, der Form des Vortrages nach, ohne Zwang ſich fügen. Ob aber auch der individuelle Ton des Bearbeiters, in welchem ſeine Einſchaltungen verfaſst ſind, mit *Fajardo's* Art und Weiſe gehörig übereinſtimmen — dieſe Frage möchten wir nicht unbedingt bejahen; wir ſind vielmehr der Meinung, daſs, abgeſehen von dem Stoffe, man leicht gewahr wird, was einem von beiden beſonders angehört; vornehmlich ſcheint ſich der Bearbeiter durch eine gewiſſe Derbheit und durch einen in bitterer Ironie ſich gefallenden Muthwillen zu verrathen, die dem Spanier ganz fremd ſind. Wenn es hienach dem Ganzen an der gehörigen Harmonie ſeiner Theile fehlen und man wünſchen möchte, entweder eine getreue Überſetzung oder ein völlig umgearbeitetes Werk erhalten zu haben: ſo iſt jedoch nicht zu leugnen, daſs die Schrift, wie ſie nun einmal iſt, doch immer eine ſehr geiſtreiche Unterhaltung gewährt. — Hin und wieder iſt der Sinn der Urſchrift nicht beſtimmt genug wiedergegeben. Wenn es z. B. von *Luis de Gongora* heiſst: *gran artefice de la lengua Castellana, y quien mejor supo jugar con ella y discubrir los donaires de sus equivocos, con incomparable agudeza*, ſo leſen wir dafür in der Bearbeitung: Er war ein groſser Meiſter in der caſtilianiſchen Sprache, in deren Charakter er ganz eingedrungen war. Mit ungemeinem Scharfſinn errieth er den Nachdruck und die Eigenthümlichkeit der Wörter. — Von einigen Stellen iſt der Sinn nicht getroffen. S. 62 heiſst es: die Stoiker, welche zu denen gehören, die der Pinſel des Polygnotus unter mannichfaltigen Geſtalten ſo charakteriſtiſch dargeſtellt hat. Im Original ſteht: *En otros*, (nämlich *portales*) *que con variedad de figuras habia becho apacibles el pincel de Polygnoto*; d. h. in anderen Säulengängen, welche der Pinſel des Polygnotus durch mancherley Gebilde verſchönert hatte, vertheidigten die Stoiker u. ſ. w. So muſs es auch S. 109 für: Ein Anderer ſpottete der Sorgfalt der Natur, in der Zeugung der Dinge — heiſsen: Ein anderer ſpottete der natürlichen Schamhaftigkeit beym Zeugungsgeſchäft, *quien desconocia el recato natural en las acciones de la generacion*.

Noch müſſen wir des Anhanges erwähnen: *Der Rechtsfall vom Ey und dem Küchlein*. Die Satyre, völlig in juriſtiſcher Form durchgeführt, iſt ziemlich beluſtigend, und würde es noch mehr ſeyn, wenn die Rechtsform nicht gar zu getreu, ganz in ihrer langweiligen Breite und Umſtändlichkeit beybehalten wäre. Hn. Ha.

Leipzig, b. Schiegg: *Der letzte Menſch*. Eine romantiſche Dichtung. 1807. 344 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

In dem Vorberichte wird erklärt: „Das nachſtehende Werk iſt eine Übertragung aus dem Franzöſiſchen des Hn. von *Grainville*. Die Neuheit und Gröſse des Gegenſtandes, die lebendige und genialiſche Darſtellung deſſelben, der Reichthum und die glückliche Miſchung der Farben, die Fülle der Empfindungen, der tief treffende Blick ins menſchliche Herz, die ergreifende Schilderung mannichfaltiger Situationen, — dieſes und anderes hat mich angezogen, und beſtimmt, die angenehme ausländiſche Frucht auf heimiſchen Boden zu verpflanzen, und ihren Genuſs mit dem deutſchen Leſer zu theilen, der es nicht verſchmähen wird, aus der abſtoſsenden Wirklichkeit ſich auf einige Augenblicke in die friedliche (?) Welt der Phantaſie zu retten, die der Zauber des Genius vor ihm aufſchlieſst." — Mit der volleſten Überzeugung unterſchreibt Rec. dieſes Urtheil des Überſetzers; und ſo wenig er ſonſt von einem Franzoſen, beſonders in dieſer Gattung, befriedigt worden zu ſeyn geſteht, ſo neu und angenehm war ihm dieſer Genuſs.

Das Ganze iſt ein groſses Naturgedicht über die letzten Zeiten und das Ende der Erde, mit kühner Phantaſie entworfen, mit Kraft und Leichtigkeit des Ausdrucks, in feſten Charakteren durchgeführt, und nur die Muſik des Rhythmus fehlt zu einem kräftigen Epos. Unpaſſend iſt der Titel „*romantiſche Dichtung*." Das Harte wie das Erhabene, das Angenehme wie das Furchtbare und Grauſenerregende, hat der Vf. aus der tiefſten Menſchenbruſt hervorgehoben, und in das flüchtige Wort gebaut. Wahrhaft originelle Bildungen ſind: die Beſchreibung von dem allmählichen Hinwelken der Erde, das Geſicht von der Auferſtehung, das Geſpräch des Erdgeiſtes mit dem Tode, der gewaltige Kampf beider, nach welchem die Morgenröthe der Ewigkeit anbricht, die auch dem Dichter zu enthüllen verſagt iſt. — Der hohen Achtung, die dem Geiſte von ſeltner Tiefe, vor den meiſten ſeiner Landsleute gebührt, glauben wir es ſchuldig zu ſeyn, folgende wenige Bemerkungen über das noch Mangelnde beyzufügen.

Zuerſt ſcheint uns die Einheit und Ruhe der Darſtellung dadurch geſtört, daſs Omegar, der letzte Menſch, ſeine Schickſale und die Geſchichte der letzten Zeiten der Erde bis zu Adams Sendung, dem

Digitized by Google

Vater der Menſchen ſelbſt erzählt, wodurch dieſer die etwas gezwungene Rolle des Zuhörers und Interlocutors der Vergangenheit erhält, Syderie aber, Omegars Gattin, während der langen Erzählung ganz zur ſtummen Perſon wird. Es konnte dieſes alles eben ſo wohl vor dem Auge des Dichters vorübergehen, als das Folgende; auch würde der Ton der Erzählung ſelbſt dem Dichter angemeſſener geweſen ſeyn. Ferner finden wir die Ausführung des Plans, beſonders in der Mitte (von Ormus Tode an) etwas gedehnt; die Erzählung von Syderiens Liebe zu Omegar und der Verſagung des heiſseſten Wunſches ihres Geliebten, zu welcher ſie durch Eid gebunden war, ſo wie ſchon vorher die allzuſehr gehäuften Hinderniſſe und Schwierigkeiten bey Syderiens Verbindung mit Omegar, dehnen die Darſtellung etwas zu weit aus, und benehmen ihr eben dadurch die Kraft. Selbſt die Epiſode von Tibes, deren Ausgang ohnehin unerklärt bleibt, möchte zuletzt den Leſer ermüden. Ferner finden wir auch in dem *Tone der Erzählung ſelbſt*, nicht *durchgängig* den Kern der kräftigen Rede, den wir in dem Weſen dieſer ſchönen Dichtung begründet ſehen, und das Feuer orientaliſcher Erhabenheit, mit welcher wir den Dichter in den herrlichſten Parthieen des Werks, die wir unten anführen wollen, über den dumpfen Kreis gemeiner Wirklichkeit im kühnen Fluge ſich ſchwingen ſehen. Vielmehr bemerkten wir oft eine erklärende Weitſchweifigkeit, wodurch die Rede ein didaktiſches Anſehen erhält, z. B. die ganze Apoſtrophe S. 281 bis 283; ſelbſt S. 35 die Rede des Ewigen: Siehſt du die Welten u. ſ. w.; in Rückſicht der Ausmalung aber und Erfindung der Motive erblickten wir zuweilen ungern eine moderne Flüchtigkeit und *Reminiſcenzen des Converſationstons*, mit welchen der Vf. auf der Oberfläche der Geſellſchaftswelt hinzugleiten ſcheint. Dazu trägt auch noch bey die Einmiſchung fremder, auch in der deutſchen Sprache recipirter Wörter; (der matte Ausdruck *Hymens Bande* S. 37 iſt ganz ſtörend). — Wir möchten zwar glauben, daſs das Werk, je mehr es dem deutſchen Geiſte verwandt und dem franzöſiſchen fremd iſt, auch durch die Kraft der deutſchen Sprache gewonnen habe (das Original hat Rec. nicht zu Geſicht bekommen können); dennoch ſcheint, beſonders in dem letzteren Stücke, der Überſetzer hie und da gefehlt zu haben. (Störend iſt es für den deutſchen Leſer, daſs er S. 30 den franzöſiſchen Ausdruck *l'homme enfant* in den Text aufgenommen hat.) So klingt es auch ſonderbar S. 60: „Er war ihm ſo nah gerückt, daſs ſeine *Geſten* und *Bewegungen* ihn trafen." — Der Überſetzer ſchreibt immer im zweyten Beugungsfalle Idamaſens. — Was den Vf. ſelbſt anlangt: ſo müſſen wir hier noch einige, der Dichtung fremde und ſonderbare Züge erwähnen, die zum Theil dem Nationalen des Vfs. anzugehören ſcheinen. Daſs er den Hauptſchauplatz der letzten Begebenheiten in das franzöſiſche Reich verſetzt, kann ihm nicht weiter verdacht werden, wenn man gleich darin eine gewiſſe Eitelkeit nicht verkennen wird, indem er damit gleichſam ſtillſchweigend prophezeiht, dort werde das *non plus ultra* des Erfindungsgeiſtes ſich zeigen; aber es hat ihn dieſes zu manchen Nebenzügen verleitet, welche ſtörend oder wenigſtens überflüſſig ſind, z. B. zu der Umſchreibung S. 391 „Du kennſt die Stadt, wo der Engländer die Heldin, welche Frankreich rettete, der Flamme übergab u. ſ. w. Dem Geiſte dieſer Dichtung, ſo wie der Perſon und Situation Omegars, fremd iſt die aufhaltende pretiöſe Schilderung der Reize Syderiens S. 142 und 143. — Ein ſonderbarer und komiſcher Zug, durch die obenerwähnte Anordnung der Scene herbeygeführt, iſt es, daſs der Menſchenvater Adam bey Erwähnung der Eva in eine Ohnmacht fällt, die ſich endlich durch Thränen hebt (S. 131). Der Rath Foreſtans, Vaters der Syderie, und deſſen Ausführung iſt ein empörender Miſsgriff des Dichters, und ſticht von dem Charakter Syderiens auf eine zu grelle Weiſe ab. —

Doch wir wenden uns zu den glänzenden Parthieen. Dahin gehören: die Sendung und Rede des Engels Ituriel S. 14, Beſchreibung der entarteten Erde und der Trauer der Menſchen über ihre Armuth, die Schilderung des groſsen Luftſchiffes, das die Reiſe um die Welt gemacht hat, bey welcher Kunſterfindung Adam treffend ausruft: O warum konnte die Tugend der Menſchen nicht ihrem Verſtande gleichen! — des Schiffes Schweben über den Ruinen ehemaliger Herrlichkeit, — beſonders aber die herrlichen Charakterſchilderungen des *geſchichtforſchenden* und *menſchenliebenden Idamas*, der mit feſtem Muth und heiligem Vertrauen Omegars Schiff durch die Luft nach Braſilien leitet, um die neue Mutter der Menſchen, Omegars Gattin, zu ſuchen, folgend der Prophezeihung des trügenden Erdgeiſtes: daſs durch dieſe Verbindung das Menſchengeſchlecht und die Erde in ihre vorige Kraft zurückkehren ſollen, — des groſsen Dieners der Altäre, Ormus, der den ungeheuren Plan faſste, die alten Betten der Flüſſe frey und urbar zu machen, dann ſelbſt den Ocean aus ſeinem Bette zu vertreiben, und der den wahren Orakeln folgt mit Feſtigkeit bis zu ſeinem heiligen Tode am Altare, — die Erzählung von dem groſsen Philoſophen *Philantor*, „der den Schleyer der Natur gelüftet, und das Geheimniſs den Menſchen wieder zu verjüngen erfand, dann auf den Inſeln der Jugend einen prächtigen Tempel bauete, in welchem er die goldnem Urne aufſtellte, die jenes geheimniſsvolle köſtliche Feuer faſste, das als Belohnung des Genius nach den Stimmen der Völker dem Würdigſten zuerkannt werden ſollte. Zu ſeinem *Kummer* erhielt er ſie zuerſt (S. 72—82). — Schauerlich iſt die Beſchreibung von dem Brande und dem Verſinken des Mondes, wonach die Erde ihrem Verfalle unaufhaltſam entgegeneilt; neu die Schilderung des verfallenen Amerika's und der prächtigen Sonnenſtadt in Braſilien, ſo wie der glänzenden Erwartung ſpannenden Verſammlung der Amerikanerinnen, unter welcher ſich die von dem Erdgeiſte verheiſsene Menſchenmutter finden ſollte. Groſs ſind die

Digitized by Google

letzteren Momente der Dichtung, bey deren Beſchreibung der Vf. mit neuer Kraft und Kühnheit ſich erhebt; beſonders die grauſenerregende Auswerfung der menſchlichen Körper aus der Erde, die Zeichen zur Auferſtehung der Menſchen am letzten Tage der Erde S. 257—260, Beſchreibung des menſchenleeren Paris S. 261, das rührende Schwinden der Sonne S. 266, und die Rede der Nacht, — das Leiden der verlaſſenen Syderie, ihr Tod, — die Viſion des letzten Gerichts S. 304—311, und die ſchon oben angeführten Parthieen, — die allein ſchon die Aufmerkſamkeit des Leſers verdienen. A . . . . s.

Züllichau, b. Darnmann: *Kleine Romane und Erzählungen* von *Friedrich Rochlitz.* In drey Bänden. Dritter Band. 1807. 338 S. 8.

Nicht weniger intereſſant, als die beiden erſten, in dieſen Blättern ſchon angezeigten Bände, iſt dieſer dritte, mit welchem die kleine Sammlung geſchloſſen iſt. Den unterhaltenden Erzählungen iſt hier ein bedeutendes hiſtoriſches Gemälde, die Verſchwörung der Pazzi gegen die Mediceer, beygemiſcht, welches unter der Überſchrift: *Camilla Caſſarelli* die hiſtoriſche Begebenheit mit den ſanfteren Gefühlen eines liebenden Herzens auf unterhaltende und belehrende Art verbindet. Ob die bewährteren Zeugniſſe der Geſchichte dieſe Verbindung rechtfertigen, entſcheidet über den Werth ſolcher Darſtellungen wenig, denn der hiſtoriſche Roman ſo wenig, als das hiſtoriſche Schauſpiel, erkennt die diplomatiſche Wahrheit als ſein Grundgeſetz. Wie die ächte Charade die Sylben des Wortes aus ihrer wirklichen Bedeutung heraushebt, und zu einer neuen ſymboliſchen vereinigt: ſo nimmt der Dramatiker oder Erzähler die hiſtoriſchen Data aus ihrer Überlieferung, und bildet aus dieſen Elementen ein poetiſches Ganzes, bey deſſen Bildung ihm die Wahrſcheinlichkeit allein, nicht die erweisliche Wirklichkeit, das Geſetz giebt. Der kurzen, aber gehaltreichen Einleitung zu dieſer Darſtellung wünſchten wir einen kräftigern, weder durch Einſchiebungen zerſtückten, noch durch Rückſichten auf das Unbedeutende entſtellten Styl.

Der *Traum* iſt eine unterhaltende, in der beſten Bedeutung des Worts, *moraliſche* Erzählung voll feiner und treffender Bemerkungen, ohne in das Moraliſirende überzugehen. Der Zeitgeſchmack, welcher gleich einem oſcillirenden Pendel, ſo gern in die Extreme beider Seiten ſpringt, und die Mitte vorübereilt, würde durch mehr dergleichen Erzählungen vielleicht einmal zur Erkenntniſs ihres wahren Werths gebracht werden, und weder die Gabe des Schriftſtellers bloſs ihres moraliſchen Gehaltes wegen rühmen, noch ſie verwerfen, weil ſie bey ihrer Form zugleich einen moraliſchen Gehalt hat.

Alkuz und Taher, oder *das Schickſal und die weichgeſchaffenen Seelen*, eine morgenländiſche Erzählung, zum Theil nach einem alten Fabelbuche, iſt angenehm, flieſsend und leicht erzählt. Eine ungeſuchte, witzig perſifflirende Ironie giebt dem Vortrag in dieſer Erzählung noch ſeinen beſonderen Reiz.

Roſa — eine ſehr anziehende Wundergeſchichte, ſchön erfunden, wenn auch in der Ausführung vielleicht nicht ganz gelungen. Wäre die Erſcheinung des Mönchs nicht zu wortreich, und hie und da etwas zu pretiös, z. B. der Menſch *ſoll* nicht klagen — ſoll nicht triumphiren; und der Doppelſinn, auf welchem die Kataſtrophe beruht, zu erkünſtelt: ſo dürfte dieſe Erzählung leicht eine der vorzüglichſten genannt werden.

Der unruhige Abend, eine Plauderey — beweiſt des Vfs. Talent zur launigen Intriguenerzählung, iſt lebendig darſtellend und bunt abwechſelnd. Die *Schildwache*, aus einem Almanach in dieſe Sammlung aufgenommen, iſt leicht und anſpruchlos erzählt.

Den Schluſs des Buchs macht ein *Anhang* von *Fabeln* und *Parabeln*, welche, ſo klein ſie ſind, und ſo beſcheiden ſie ſich dem Werke ſelbſt nur als eine Zugabe anſchmiegen, doch als eine willkommene Zierde der Sammlung angeſehn zu werden verdienen. Möge der würdige Vf., welcher dieſe Sammlung zur Freude der Leſer ſo bald beendigt hat, das Publicum auch mit dem zu ſeiner *Glycina* noch mangelnden dritten Theil recht bald beſchenken! D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Braunſchweig*, b. Schröder: *Die Amerikanerin, oder die drey Bruder.* Ein komiſcher Roman in zwey Theilen. 1804. 204 u. 204 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Rec. hat dieſen Roman zwar eben nicht mit Widerwillen geleſen, aber doch mit der Überzeugung, daſs er etwas Beſſeres hätte thun können. Das Buch unterhält auf eine leichte Weiſe, lockt den Leſer von einem Capitelchen zum anderen fort, ſpannt ſeine Erwartung, ohne ihn deſshalb ſtark anzugreifen, und läſst ihn zuletzt über die Schickſale der ihm Vorgeſtellten ruhig ſchlafen. Was kann man mehr verlangen? Sobald es bloſs auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib abgeſehen iſt, freylich nicht; wer aber — doch der greift auch ſchon nicht nach einem ſolchen Romane, wenn er nicht muſs. Auf Sprache und Darſtellung iſt übrigens nicht immer der gehörige Fleiſs gewendet, und man muſs dem Vf. oft in Gedanken nachhelfen. Z. B. Th. II. S. 176: „Mit Entzücken ſchilderte er mir nun die himmliſchen Reize ſeiner Claire, das Glück, welches er bereits in ihrem Umgange genoſſen habe, und noch ferner zu genieſsen (gedenke oder hoffe), bis er endlich mit dem Antrage ſchloſs u. ſ. w." Oder Th. II. S. 81: „Man überlieſs ihr daher Alles, und wirklich fand ſie auch Mittel, das Kind unentdeckt taufen zu laſſen."

XII. 8.

Heilbronn, b. Rauſche: *Die Familie Reizenberg.* 1808. 190 S. kl. 8. (20 Gr.) Eigentlich ſind es zwey Erzählungen, die unter dieſem Titel gegeben werden, und auch durch einen Schmutztitel von einander abgeſondert ſtehen. Wer groſse Verwickelungen, tiefangelegte Plane, eine prächtige, hochherfahrende Sprache und ein buntes Gewirre durcheinander arbeitender Menſchen liebt, der lege das Büchlein ungeleſen bey Seite, er findet ſeine Befriedigung nicht, und kann ſie nicht finden, da der einfältige ſchlichte Gang der Begebenheiten eben ſo einfach und ſchlicht dargeſtellt iſt. Sie ſind nur darauf berechnet, unſchuldige, unverdorbene Menſchenherzen ermunternd und warnend anzuſprechen. Jenes geſchieht in der einen Erzählung: die Familie Reizenberg; dieſes in der anderen: Julie Schmidt. Dort werden wir zur frohen Theilnahme, hier zum Mitleid aufgefodert; dort ſehen wir den Lohn der Tugend, hier die Folgen menſchlicher Vergehungen auf die natürlichſte Weiſe anſchaulich gemacht. Es herrſcht durchweg eine rechtliche brave Denkungsart und ein unbeſtechlicher Sinn für das Gute und Edle. Wir wünſchen dem Büchlein, daſs es dieſen Sinn bey Vielen erwecken und ſtärken möge.

KV.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Journal für die Chemie und Phyſik.* Herausgegeben von *Gehlen.* II B. 1806. 1—4 H. 740 S. 3 Kpfr. III B. 1807. 1—4 H. 734 S. 7 Kpfr. IV B. 1807. 668 S. 5 Kpfr. 8. (7 Thlr.)

Dieſes vortreffliche Journal (vgl. J. A. L. Z. 1807. No. 215) fährt fort ein Repertorium des Neueſten und Wichtigſten zu ſeyn, was in neueren Zeiten für die Chemie vorzüglich geſchehen iſt. Die Überſetzungen ſind mit Sorgfalt gemacht, oft ſind zweckmäſsige Anmerkungen hinzugefügt, und was beſonders nützlich iſt, oft hat der Herausg. die Verhandlungen über einen Gegenſtand zuſammengeſtellt. Nur die wichtigſten Original-Abhandlungen bedürfen einer beſonderen Anzeige, der übrigen wollen wir nur kurz erwähnen.

Zweyter Band. Analyſe des gelblichweiſsen dichten Kalkſteins (Mehlbatz) vom Ettersberge bey Weimar, von C. F. Bucholz. Es iſt ſehr merkwürdig, daſs der Vf. in dieſem Kalkſtein der jüngeren Formation Talkerde und zwar 9,43 in hundert fand, auch 10,25 Kieſelerde. Er bemerkte zugleich, daſs Kalk in Verbindung mit Talkerde durch kleeſaures Kali nicht ganz gefällt wird. *Unterſuchung eines unter dem Namen Trippel in den Apotheken vorkommenden Foſſils von demſelben.* Haberle nennt ihn Trippelkalkſtein. Er zeichnet ſich vom Trippel ſehr aus, und gehört zum Kalkſtein, hält aber in hundert 13 Theile Kieſelerde. Da ſelten der Kalkſtein ohne alle Kieſelerde iſt, ſo verdient er nach Rec. Meinung nicht von dem gemeinen dichten Kalkſtein getrennt zu werden. *Unterſuchung des dichten Bitterkalks von demſelben.* Er iſt unter dem Namen: verhärtete reine Talkerde bey den Mineralienhändlern bekannt, und ſoll aus Mähren kommen. Er enthält auſser kohlenſaurer Kalkerde noch 20 Theile Talkerde in Hundert. *Analyſe des Polirſchiefers, von demſelben. Werner* unterſcheidet den Polirſchiefer vom Kritſchelberge bey Kutſchlau in Böhmen vom Klebſchiefer von Menilmontant bey Paris. In 3 Abhandlungen hat *Bucholz* beide Arten, ſo wie auch *Haberle's* Saugſchiefer aus Böhmen unterſucht. Der Polirſchiefer enthält in hundert 79 Theile Kieſelerde, 1 Kalk, 1 Thonerde, 4 Eiſenoxyd und 14 Waſſer; der verhärtete Saugſchiefer 83,5 Kieſelerde, 4 Thonerde, 1,5 Eiſenoxyd, 0,5 Kalk und 9 Waſſer; der mürbe Saugſchiefer 87 Kieſelerde, 0,5 Thonerde, 1,5 Eiſenoxyd, 0,5 Kalk und 10 Waſſer; der Klebſchiefer 58 Kieſelerde, 5 Thonerde, 9 Eiſen und Manganesoxyd, 1,5 Kalk, 6,5 Talkerde und 19 Waſſer. Dieſe Analyſen beweiſen aber deutlich, daſs man auf keine Weiſe den Saugſchiefer von dem Polirſchiefer trennen dürfe, und daſs vielleicht auch der Klebſchiefer damit zu vereinigen ſey. Die Abweichungen im Gehalt der Beſtandtheile, welche nicht über 10 in hundert betragen, verdienen überhaupt eine geringere Aufmerkſamkeit, als daſs man ſie zur Unterſcheidung der Arten gebrauchen könnte. *Analyſe des Kannelſteins, von Lampadius. Werner* hat ihn zuerſt als eine beſondere Zirkonart aufgeſtellt. *L.* fand in hundert Theilen 42,8 Kieſelerde, 28,8 Zirkonerde, 8,6 Thonerde, 6 Kali, 3,8 Kalk, 3 Eiſenoxyd. Die Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre beſtimmt ihn als eine von dem Zirkon ſehr verſchiedene Steinart. *Schnurrer's Beobachtungen über das Keimen der Samen* aus der Inaugural-Diſſertation deſſelben überſetzt, ſind merkwürdig und beweiſen, daſs die oxydirte Salzſäure ohne Licht und Wärme das Keimen nicht befördere. Rec. hat nie glückliche Erfolge von dieſer Säure geſehen, noch weniger hat er die in gleicher Rückſicht empfohlene Schwefelſäure nützlich gefunden. *Analyſe zweyer menſchlicher Blaſenſteine, von Wurzer.* Merkwürdig iſt es, daſs der eine 30 Theile phosphorſauren Kalk in 50, und nur 8 Theile Harnſäure enthielt; in dem anderen fand der Vf. 226 Theile Harnſäure und 52 Theile phosphorſauren Kalk in 300. *Flashoff* hat die Flüſſigkeit unterſucht, die aus einer abgeſetzten Bruſt geſammelt worden. Er fand darin die gewöhnlichen thieriſchen Stoffe. Die Verſuche, welche die Gegenwart des Schwefels zeigen ſollen, ſind nicht hinreichend. *Verſuche über das quantitative Verhältniſs des Sauerſtoffs zum Phosphor in der Phosphorſäure, von Roſe.* Es verbinden ſich 100 Theile Phosphor mit 114,75 Sauerſtoff dem Gewicht nach, und bilden 214,75 Phosphorſäure. Er fand dieſes Reſultat durch Verbrennen des Phosphors in kleinen Mengen, und Bereitung der Phosphorſäure durch Salpeterſäure. *Gehlen* erinnert, daſs etwas Säure ſich bey der Bereitung mit Salpeterſäure verflüchtigen möge. Eine Verflüchtigung beym Abdampfen der Säure bemerkte der Vf. ſelbſt. Er bediente ſich, um die Menge der entſtandenen Säure zu erfahren, des phosphorſauren Bleyes, aber auch dieſes iſt Rec. wegen ſeiner Flüchtigkeit verdächtig. *Analyſe der Erde von Miſslye, von Winterl.* Zuerſt unterſucht er die Erde auf die gewöhnliche Weiſe und ſcheidet daraus Alaunerde, Talkerde, Eiſen und Kieſelerde. Nun ſucht er manche andere Beſtimmun-

Digitized by Google

gen ſeiner Theorie gemäſs. Es würde zu weitläuftig ſeyn, dieſe ganz zu prüfen; Rec. will nur eine Bemerkung machen. Wie gewöhnlich behandelte er die Erde, welche Salzſäure nicht aufgelöſt hatte, mit Pottaſchenlauge, überſättigte die Auflöſung mit Salzſäure, und ſchlug ſie durch Ammonium nieder. Dieſe Erde, welche er für Alaunerde hält, ſuchte er nun durch eine Urſache, welche eine ſaure Begeiſtung darbieten und das Eiſen entziehen ſoll, in Kieſelerde zu verwandeln. Vitriolgeiſt that dieſes und verwandelte die Erde in Quarz. Aber es iſt eine bekannte Thatſache, daſs die aus Alkalien friſch gefällte Kieſelerde ſich in Säuren auflöſen und durch Ammonium niederſchlagen laſst. Man würde hier viel einfacher vermuthet haben, die Kieſelerde ſey nur in der Salzſäure aufgelöſt und niedergeſchlagen worden. Ähnliche Bemerkungen lieſsen ſich mehr machen. *Chemiſche Unterſuchung des Anthophyllits*, von D. *John*. Er enthalt in hundert 62,66 Theile Kieſelerde, 13,33 Alaunerde, 12 Eiſenoxyd, 4 Talkerde, 3,13 Kalk, 3,25 Manganesoxyd. *Über das empfindlichſte Reagens für Salzſäure und Kohlenſäure*, von *Pfaff*. Salzſäure wird in den kleinſten Mengen durch mildes ſalpeterſaures Queckſilber angezeigt, Kohlenſäure durch eſſigſaures Bley. *Die Reihe der Säuren und Baſen*, von *Oerſted*. Enthält manche gute Bemerkungen, die keinen Auszug erlauben. *Über das zweckmäſsigſte Verfahren, um bey Vergiftungen mit Arſenik letzteren aufzuſinden*, von *Roſe*. Er räth den Magen mit allem, was er enthält, zu zerſchneiden, und mit Zuſatz von 2—4 Drachmen kauſtiſchem Kali gehörig auszukochen. Zu dem Abſud gieſst man, nachdem man ihn bis zum Kochen erhitzt hat, nach und nach Salpeterſäure, um alles Fett zu ſcheiden, filtrirt ihn dann, ſättigt ihn mit kohlenſaurem Kali, und kocht ihn einige Minuten, um alle Kohlenſäure zu entfernen. Zu der klaren Flüſſigkeit ſetzt man ſo lange kochendes Kalkwaſſer, als ein Niederſchlag entſteht, ſammelt dieſen, ſüſst ihn aus, trocknet ihn, und ſublimirt ihn in einer kleinen Retorte. Der Arſenik zeigt ſich als ein grauer Anflug, welcher glänzt, oder wenigſtens mit Papier abgewiſcht und mit einem glatten, harten Körper gerieben, glänzend wird, auch verbrannt den Arſenikgeruch zeigt. Noch beſſer iſt es, den Niederſchlag mit Boraxſäure zuſammen zu reiben und dann zu ſublimiren. Unſtreitig unter den bekannten Verfahrungsarten die beſte. Auſser den chemiſchen Analyſen von Mineralien, hat der Herausg. noch zuſammengeſtellt die Verhandlungen über die Erzeugung von Natron und Salzſaure durch Galvanismus im Waſſer, über die Fluſsſäure in foſſilen und friſchen Knochen, über das Keimen und die Gährung, auch hat er die neueren Beyträge zur Geſchichte der Meteormaſſen geliefert. Unter den Abhandlungen der Auslander zeichnet Rec. noch aus: *Prouſt* über den Zucker, *Fourcroy* und *Vauquelin* über eine detonirende Subſtanz aus Indig, *Berzelius* über die Fettſäure (welche zur Benzoeſäure gebracht wird), *Biot* und *Arriaga* über die Affinität der Körper gegen das Licht ſehr gut bearbeitet von *Mollweide*, und *Thenard* über die Säure in Schweiſs, Harn und Milch.

Dritter Band. Über die Kryſtalliſation des Arſenikkieſes von *Bernhardi*. Enthält die Berichtigung eines Irrthums, worein *Hauy* bey der Beſtimmung der Kryſtalliſation dieſes Körpers verfiel. Es iſt erfreulich, daſs verſchiedene Mineralogen in Deutſchland anfangen, ſich mit dieſen Unterſuchungen zu beſchäftigen. *Nachricht über ein neues Mineral, Jenit genannt, aus einem Schreiben von Daubuiſſon an den Herausgeber*. Der Jenit iſt ſchwarz, derb und dann ſtrahlig oder kryſtalliſirt in rechtwinklichten oder ſchiefwinklichten vierſeitigen Prismen, blättrig von dreyfachem Durchgange, undurchſichtig, halbhart, ſchmilzt vor dem Löthrohre leicht zu einer ſchwarzen Schlacke, welche der Magnet anzieht. Sp. Gew. = 3,82 — 4, 06. Er enthält in Hundert 28 Kieſelerde, 0,6 Alaunerde, 12 Kalk, 55 Eiſenoxyd, 3 Manganesoxyd. Hieraus erhellet offenbar, daſs dieſes Mineral keine Abänderung des Strahlſteins oder der Hornblende ſey, wie hier gemeint wird; Beſtandtheile, ſp. Gewicht, Verhalten vor dem Löthrohre, widerſprechen dieſem. Er heiſst Jenit, der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena zum Andenken, nicht aus politiſcher Rückſicht, wie einige Blätter ſagten. *Über den Siderit und Lazulit* von *Leonhard*. Beide ſind verſchieden; *Trommsdorff* hat nicht den Siderit, ſondern den Lazulit zerlegt, und *Bernhardi's* Beſchreibung paſst nicht auf erſteres, ſondern auf letzteres Mineral. Der Siderit iſt muſchlig im Bruch, der Lazulit körnig, jener hart, dieſer halbhart in geringem Grade. *Analyſe des Eiſenglimmers, des rothen Eiſenrahms und des Magneteiſenſteins* von *C. Fr. Bucholz*. Alle drey Mineralien waren von Suhl: die beiden erſten unterſcheiden ſich nicht in der chemiſchen Analyſe, das letzte ſcheint ein Gemenge von Oxyd und Oxydul mit Quarzkörnern zu ſeyn. *Analyſe zweyer Spatheiſenſteine* von *Klaproth*. Dieſe Abhandlung iſt bereits im 4ten Theile der Beyträge des Vfs. erſchienen. *Analyſe zweyer Spatheiſenſteine* von *C. F. Bucholz*. In dem Spatheiſenſteine von Neuendorf bey Harzgerode fand er in Hundert 55 Eiſenoxydul, 10 Manganesoxydul, 35 Kohlenſäure; in dem Spatheiſenſteine von Schmalkalden 73,75 Eiſenoxyd, 10,50 Manganesoxyd, 2,75 kohlenſauren Kalk, 13 Waſſer. Dieſe Analyſen kommen mit *Klaproth's* Unterſuchungen ſehr überein, welcher nur wenig Kalk und Talkerde darin fand. *Über die Mineralien, welche eine Verbindung der Fluſsſpathſäure mit Kieſelerde und Thonerde darſtellen*, von *Bernhardi*. Man hat in vier hieher gehörigen Arten die Fluſsſpathſäure gefunden, im Topas, im Pycnite (Stangenſtein) im Pyrophyſalit und Wavellit. Der Vf. zeigt aus der Kryſtallenbildung, daſs der Pycnit zum Topas gehöre, auch dasjenige Mineral, was er unter dem Namen Wavellit beſaſs; vom Pyrophyſalit hat es *Hauy* gezeigt. Er hält daher alle vier Mineralien für Arten der Topasgattung. *Neuere Verſuche, Andronie darzuſtellen*, von *J. J. Winterl*. Ohne die Verſuche zu wiederholen läſst ſich nicht davon ur-

Digitized by Google

theilen. Der Vf. ſagt nur, daſs er Andronie auf dieſem oder jenem Wege erhalten habe, aber eine Verbindung der Andronie mit den verſchiedenen Körpern und eine Darſtellung der Stoffe, welche daraus beſtehen ſollen, iſt noch nirgends geleiſtet. *Einige Bemerkungen über den Mineralkermes und den Spieſsglanzſchwefel*, von *J. C. C. Schrader*. Noch immer bleibt die genauere Kenntniſs dieſer Stoffe ungewiſs. *Theorie der elektriſchen Säule*, von *Berzelius*. Sehr ſinnreich führt der Vf. die Meinung aus, welche ſchon mehrere äuſserten, daſs die Elektricität in der mittleren Flüſſigkeit durch die Oxydation erregt werde, daſs eine ſolche Flüſſigkeit zwiſchen zwey Metallplatten wie der Harzkuchen im Elektrophor zwiſchen Form und Deckel anzuſehen ſey. Durch die Oxydation wird — E entwickelt, in der anliegenden Platte tritt alſo + E hervor; auf der gegenüberſtehenden Seite entwickelt ſich + E, und folglich in der anliegenden Seite des weniger oxydirbaren Metalles — E. Die Verbindung mehrerer Paare vermehrt durch die Vertheilung in den zuſammenliegenden Metallplatten dieſes Hervortreten der Elektricitäten, und die Stärke derſelben nimmt alſo mit der Menge der Paare zu. *Beobachtungen über die Geſchichte der Chemie*, von *Oerſted*. Sehr richtig ſagt der Vf., daſs wir in der Geſchichte der Wiſſenſchaften da Ruhe finden, wo wir vorher Zweifel und Unruhe fanden. Er ſollte aber daraus gelernt haben, daſs es nicht darauf ankomme, die Syſteme wie Kleider zu ändern, daſs es nicht darauf ankomme, ob man bloſs erklären könne, denn das atomiſtiſche Syſtem erklärt alles ſehr gut, und daſs man nicht, wie er, aus zwey Grundkräften ſo pedantiſch als möglich, alles ableiten müſſe. Alle Syſteme der Art bedeckt eine Nacht. Vortreflich wendet man die Theorie der Elektricität jetzt auf die Chemie an. Aber mit einer ächt gelehrten Einſeitigkeit will man nun alles daraus ableiten. *Über Berthollets Theorie der chemiſchen Verwandtſchaft*, von *Link*. Ganz gegen *B's*. Theorie gerichtet. Unter verſchiedenen Gründen dagegen, deren Beurtheilung wir anderen überlaſſen, ſcheint uns folgender entſcheidend. Es geſchehen viele Zerſetzungen durch das Zuſammenreiben ganz trockner Stoffe, welche nach *Berthollet* bloſs durch die Wirkung des Auflöſungsmittels geſchehen könnten. Das ganze, genau genommen, nichtserklärende Syſtem von *Berthollet* möchte wohl wiederum bald in Nichts zurück fallen. *Über Winterl's neueſte Verſuche, Andronie darzuſtellen* von *C. F. Bucholz*. Andronie fand B. nicht, wohl aber Kalk in einem Zuſtande, worin er ſonſt nicht vermuthet wurde, aufgelöſt in Berührung mit kohlenſaurem Kali ohne Überſchuſs von Kohlenſäure. Man wird bey den Verſuchen zur Prüfung des *Winterl*'ſchen Syſtems gewiſs nicht das finden, was man ſucht, wohl aber andere merkwürdige Gegenſtände. *Beyträge zur chemiſchen Kenntniſs des Mangans (Manganes)*, von *John*. Enthält ſehr ſchätzbare Bemerkungen über die chemiſchen Eigenſchaften dieſes Metalls, beſonders über die Reduction deſſelben und die Reinigung des Oxydes von beygemiſchten Stoffen. *Chemiſche Unterſuchung des Andreasberger Pharmakolits*, von Dr. *John*. Er war unter dem Namen Arſenikblüten von Andreasberg bekannt. Die Analyſe zeigt, daſs hundert Theile enthalten 45,68 Arſenikſäure, 27,28 Kalkerde, 23,86 Waſſer. *Über die Kryſtalliſation des kohlenſauren Natrums*, von *Bernhardi*. Nach den Beobachtungen des Vfs. iſt die primitive Form ein Octaeder, deſſen Pyramiden auf einem Rhomboid ruhen. *Über die brenzliche Weinſteinſäure*, von *Roſe*. Es kryſtalliſirt ſich aus der übergegangenen Flüſſigkeit eine beſondere Säure, welche nicht Eſſigſäure iſt. — *Fourcroy* und *Vauquelin* haben in einer neuen Abhandlung in den *Annal. d. Muſeum* bereits angefangen zu erkennen, daſs ſie dieſe brenzlichten Säuren zu raſch reducirt haben. *Über die Eiſenoxyde und einige ihrer Verbindungen*, von *Bucholz*. Das Reſultat dieſer treflichen Unterſuchungen iſt, daſs es nur zwey Zuſtände der Oxydation giebt, daſs alle anderen angenommenen Zuſtände dieſer Art nicht in der Wirklichkeit gegründet, ſondern Gemenge jener beiden Zuſtände, oder Verbindungen mit Säuren ſind. Zuſammengeſtellt hat der Herausgeber: Analyſen der Mineralkörper, Beyträge zur Geſchichte des Eiſens und ſeiner Erze, Beyträge zur Geſchichte der Säuren und zur Kenntniſs der Oxydationszuſtände des Eiſens. Zu den vorzüglichſten Abhandlungen der Ausländer gehören: Analyſe der Knochen, von *Berzelius*, Unterſuchungen über die Geſetze der Verwandtſchaft, von *Berthollet*, Thatſachen zur Geſchichte der Steinkohlen, des Kobalts, des Nickels und der blauſauren Verbindungen, von *Prouſt*.

Vierter Band. Nachrichten von den neuen durch Fr. Campetti wieder rege gewordenen Verſuchen über Pendel, Baguette etc. Es wird den Leſern dieſes Journals ſehr angenehm ſeyn, hier Nachrichten von *Ritters* Verſuchen mit *Campetti*, der Wünſchelruthe, dem Balancier u. ſ. w. zu finden. Die Sache verdient unſtreitig Aufmerkſamkeit, und Rec. findet es noch zu früh, ehe mehr Verſuche von unbefangenen Forſchern angeſtellt ſind, darüber zu urtheilen. Gewiſs werden die Männer, welche jene Verſuche machten, nicht wollen, daſs man ihnen in allen Stücken glauben ſoll. Was entdeckte der enthuſiaſtiſche *Winkler* nicht einſt über die Elektricität! In der literariſchen Republik iſt die Oppoſition nöthig u. nützlich. Einige Verſuche, welche Rec. anſtellte, haben durchaus keine beſtimmten Reſultate geliefert. *Chemiſche Unterſuchung des Bronzits*, von *Klaproth*. Er kömmt derb in Serpentin zu Kraubat in Oberſteyermark vor, auch in anderen Gegenden in Serpentin eingeſprengt. Er hält in Hundert 60 Theile Kieſelerde, 27,50 Talkerde, 10,50 Eiſenoxyd, 0,50 Waſſer. Dem Schillerſteine kommt er ſehr nahe, und Rec. hält ihn davon nicht verſchieden, denn auf die bisherigen Analyſen des Schillerſteins kann man ſich gar nicht verlaſſen. *Analyſe des ſeltenen, würflich kryſtalliſirten, dichten Rotheiſenſteins von Töſchnitz im Thüringerwalde*, von *C. F. Bucholz*. Er ſtellt ein reines, in regelmäſsigen Wür-

Digitized by Google

fein kryſtalliſirtes, vollkommenes Eiſenoxyd dar, hält alſo 29,5 Sauerſtoff in Hundert. *Unterſuchung des Wernerits* v. *Karſten* u. *John*. Der weiſse, kryallilirte enthielt in Hundert 51,50 Kieſelerde, 33 Thonerde, 10,45 Kalkerde, 3,50 Eiſenoxyd; der grünliche kryſtalliſirte hält 40 Kieſelerde, 34 Alaunerde, 16,5 Kalkerde, 8 Eiſenoxyd, 1,5 Manganoxyd. Unter dem Namen Wernerit kommen verſchiedene Steinarten vor. Die hier beſchriebenen ſcheinen von *Schumachers* Wernerit verſchieden, und mehr zu deſſen Skapolit zu gehören, beſonders der weiſse kryſtalliſirte. *Betrachtungen über die doppelte Strahlenbrechung einiger Körper*, von *Bernhardi*. Enthält ſehr intereſſante Beobachtungen. Die doppelte Strahlenbrechung zeigt ſich nur bey den unregelmäſsig kryſtalliſirten Körpern, und richtet ſich bey allen, nach demſelben Geſetze. In jedem Körper, der die Strahlen doppelt bricht, ſind zwey Puncte vorhanden, die in ihren mathematiſchen Verhältniſſen einander vollkommen gleich und einzig in ihrer Art ſind, und dieſe Puncte verurſachen wahrſcheinlich, daſs das Licht in zwey Beſtandtheile, die man mit + L und — L bezeichnen kann, zerlegt wird, wovon der eine den gewöhnlichen Geſetzen der Brechung folgt, der andere näher von dieſen Puncten angezogen wird. In allen dergleichen Körpern bemerkt man die Verdoppelung der Bilder ſowohl, wenn man durch zwey parallellaufende, als wenn man durch zwey geneigte Flächen ſieht. Nur dann iſt das Bild einfach, wenn die beiden parallelen Flächen mit der Lichtaxe parallel, oder auf ſie ſenkrecht ſind. *Über die Schmelzbarkeit des ätzenden Baryts*, von *Bucholz* und *Gehlen*. Sie bemerkten, daſs der ätzende, kryſtalliſirte Baryt zuerſt in ſeinem Kryſtalliſationswaſſer zerflieſst, dann erſtarrt, und endlich ſchmilzt, hingegen der ätzende Baryt, welcher von der Zerſetzung des ſalpeterſauren Baryt zurückbleibt, ſchmilzt nicht. *Beantwortung von Bucholz's Prüfung ſeines Syſtems von Winterl.* Gegen die oben erwähnte Abhandlung gerichtet. Daſs Winterl auch andere Chemiker zur Prüfung auffodert, iſt recht, und wir müſſen erwarten, ob dieſe, wie *Bucholz*, vergeblich arbeiten werden. Aber wenn dieſe auch etwas Neues finden: ſo ſind damit noch nicht alle Behauptungen *Winterls* gefunden, und das neu zu findende Band mit der formloſen Materie in *W's*. Syſtem iſt und bleibt ein phantaſtiſches Weſen. *Beyträge zur Kenntniſs der Schwefelmetalle*, von *Bucholz* und *Gehlen*. Im Ganzen eine Beſtätigung von *Prouſt's* Verſuchen, zugleich aber manche wichtige Nebenbemerkungen. *Chemiſche Unterſuchung der Metallmaſſe antiker eherner Waffen und Geräthe*, von *Klaproth*. In allen fand er Zinn und Kupfer in verſchiedenen Verhältniſſen gemiſcht. *Unverbrennliche Luftbälle, zur Erinnerung an die Asbeſt-Leinwand der Alten*, von *Pr. Schweigger*. Allerley Vorſchläge. Man ſolle die Luftbälle aus Asbeſt-Leinwand machen, damit man das Gas durch Wärme ausdehnen könne. Aber dieſe Leinwand iſt äuſserſt locker, und bedürfte eines Firniſſes, um Gas zu halten. Wie wäre dann Erwärmung möglich? *Chemiſche Unterſuchung des Kaneelſteins*, von *Klaproth*. Dieſe Unterſuchung weicht auſserordentlich von der oben aus dem zweyten Bande dieſes Journals angeführten Analyſe von Hn. *Lampadius* ab. Kl. fand in Hundert 38,8 Kieſelerde, 31,25 Kalkerde, 21,2 Alaunerde, 6,5 Eiſenoxyd. Sehr richtig wird erinnert, daſs er dem Veſuvian nahe komme, und Rec. hält ihn für eine bloſse Art deſſelben. *Chemiſche Unterſuch. des Zirkons aus den nördlichen Circars*, von *Klaproth*. Die Analyſe hat ihn als Zirkon beſtätigt, doch nähert er ſich mehr dem nordiſchen als dem zeylaniſchen. *Chemiſche Unterſuchung des rothen Granats aus Grönland*, von *Demſelben*. Er fand in Hundert 43 Kieſelerde, 15,5 Alaunerde, 8,5 Talkerde, 1,75 Kalkerde, 29,5 Eiſenoxyd, 0,5 Manganesoxyd. *Traubenerz, eine eigenthümliche Gattung von Bleyerz*, von *Karſten* und *Klaproth*. Es bricht zu Roſiers in Auvergne, in eiſenſchüſſigem Quarz, iſt piſtaciengrün, traubig, ſtrahlig, undurchſichtig und weich, und hält in Hundert 76 Bleyoxyd, 13 Phosphorſäure, 7 Arſenikſäure, Waſſer 0,5. Sollte nicht jedes Grünbleyerz ähnliche Beſtandtheile haben? *Über die Breccia verde d'Egitto*, von *Karſten*. Es werden die verſchiedenen Mineralien angegeben, welche in dieſer Breccia vorkommen. *Beſchreibung einiger analytiſchen Arbeiten mit nordiſchen Foſſilien*, von *Simon*. Dieſe Foſſilien ſind Colophonit, Augit und Scapolit. Es erhellt aus dieſer Analyſe, daſs der Colophonit nur als eine Art des Coccolits kann angeſehen werden. Was der Vf. unter Scapolit beſchreibt, ſcheint wiederum von dem Scapolit der anderen Schriftſteller abzuweichen. *Bemerkungen bey Verſuchen über den Schwefelalkohol*, von *Tourte*. Deſtillation des Schwefels mit fichtenen Sägeſpänen und Gewinnung eines beſonderen Schwefelwaſſerſtoffgaſes. Wirkung des Kohlenwaſſerſtoffgaſes auf den Schwefel. Dr. *John* ſetzt ſeine *Verſuche über das Mangan* (Manganes) fort. Zuſammengeſtellt ſind die Beyträge zur Geſchichte der Mineralkörper, zur Kenntniſs der Schwefelmetalle, die Verhandlungen über die Schwefelſäure und ihre Verbindung mit Baſen und die Abhandlungen über Gegenſtände der thieriſchen Chemie, worunter ſich *Thenards* Abhandlungen über die Galle, und *Biots* Unterſuchungen über die Luft in den Schwimmblaſen der Fiſche beſonders auszeichnen.

L. R.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleiſcher: ***Wie kann man das verlorne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten und ſtärken?*** Ein Noth- und Hülfsbuch für Alle, welche in der Liebe oder durch Selbſtbefriedigung ausgeſchweift haben. 3 Th. welcher die Regeln zur Milchkur enthält, um die Milch als Reſtaurationsmittel zu gebrauchen, nebſt einer kurzen Anleitung, wie Frauenzimmer, die auf dieſe Art ſich krank gemacht, durch dieſes Büchlein geſund werden. 3te verm. Ausg. 1808. VIII u. 208 S. 8. (16 gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Genua, b. Gravier, auf Koſten des Vfs.: *Insectorum Liguriae ſpecies novae aut rariores*, quas in agro Liguſtico nuper detexit, deſcripſit et iconibus illuſtravit *Maximilianus Spinola*, adjecto catalogo ſpecierum auctoribus jam enumeratarum, quae in eadem regione paſſim occurrunt. Tom. II. Faſcic. 2, 3 et 4 ſiſtit. 1808. 262 S. kl. Fol. mit 5 Kupfertaf. (Beide Theile zuſamm. 18 Franken).

Alle guten Erwartungen, wozu wir uns durch den erſten Theil [ſ. J. A. L. Z. 1808. No. 19] berechtigt glaubten, ſind in dieſem zweyten ihrer Erfüllung näher gebracht, und der ſorgſam auf Wahrheit der Beobachtung und Anſchauung gerichtete Blick des Vfs. wird allenthalben in Ergänzung und Berichtigung des früher Vorgetragenen, ſo wie in gröſserer Klarheit und Beſtimmtheit des Neuen, das uns hier aus einem reichen Vorrathe zuflieſst, offenbar. Wir wünſchen dieſem Werk auch in unſerem Vaterlande viele Leſer, und ſind gewiſs, daſs, wenn irgend ein deutſcher Buchhändler ſich das Verdienſt zu erwerben trachten ſollte, daſſelbe unter ſeinen Landsleuten zu verbreiten, die Uneigennützigkeit des Vfs., der, als Selbſtverleger, mehr das Intereſſe der entomologiſchen Wiſſenſchaft, als ſein eigenes, vor Augen hat, ihm durch ſehr billige Bedingungen zu einer vortheilhaften Erreichung ſeines guten Zwecks den Weg bahnen werde.

Von den in dieſem 2ten Theile begriffenen 3 Faſcikeln enthält der *Erſte* (*Faſc. II*) in 3 Abſchnitten: a) weitere Begründungen und vergleichende Auseinanderſetzungen der in dem 1ten Theile aufgeführten Gattungen *Rynchium*, *Polochrum* und *Stilbum* — dann zwey neue Gattungen: *Aporus*, an die Gattung *Pompilus* im Habitus gränzend, aber durch dreyzahnige Mandibeln, mit ungleich ſtarken Zähnen, — faſt zweyſpaltige, hornartige, auf ihrer oberen Fläche mit einer Querfurche verſehene Maxillen, 4 Binnenfeldchen, und endlich auch dadurch verſchieden, daſs das dritte Antennenglied das vorhergehende an Länge viermal übertrifft. Die hieher gehörigen Arten ſind beide von dem Vf. neu entdeckt, und in der zweyten Abtheilung dieſes Faſcikels ausführlicher beſchrieben. Wir ſetzen die Diagnoſen hieher: *Aporus unicolor: ater, alis obſcuris.* Nur das eine Geſchlecht (das männliche) iſt bis jetzt entdeckt. Die Länge beträgt 3 Linien, die Breite 1 Linie. — *Aporus bicolor: ater, abdominis ſegmentis anterioribus ſaturate rubris.* Der Vf. kennt nur Weibchen, und vermuthet daher mit gutem Grunde, daſs vielleicht beide, als Arten beſchriebene Formen die Geſchlechtsverſchiedenheiten *einer* Art bezeichnen dürften. Die zweyte, hier neu aufgeſtellte Gattung begreift, unter dem Namen *Heriades*, die walzenförmigen Kunſtbienen (vergl. *Ill.* Mag. 5 Band** c. 2. γ.), die der Vf. wegen ihrer 2-gliedrigen Maxillarpalpen von den übrigen *Latreille*'ſchen Megachilen trennt, zugleich aber auch, wiewohl nur frageweiſe, die *Panzer*'ſche Gattung *Stelis* damit in Verbindung bringen zu können glaubt, worin ihm genaue Beobachter wohl nicht ganz beypflichten werden. — Die bey dieſer Veranlaſſung gegebene Eintheilung der ganzen Familie der Kunſtbienen ſtimmt nahe mit der *Illiger*'ſchen überein, obgleich der Vf. weder *Kyrbis* Werk, noch *Illigers* ſchätzbaren Auszug deſſelben, bey ſeiner Arbeit benutzen konnte. — b) Als neue Arten werden hierauf, im *zweyten Abſchnitte*, beſchrieben, *Hylotoma thoracica; Tenthredo erythrogona, ſimilis*, (vielleicht nur Spielart der *T. blanda F.*) *dorſalis*, (auch in Deutſchland einheimiſch.) *pallipes; Nematus haemorrhoidalis; Figites ruficollis;* (bey dieſer Gelegenheit intereſſante Beobachtungen über das Zuſammenleben mancher Inſecten auf dem gemeinſchaftlichen Boden der *Galla tinctoria. Anthribus ſcabroſus.* Curculionen verſchiedener Art, *Formica barbara*, *Figites abbreviator* und dieſer *ruficornis*, bevölkern von Auſsen, im wechſelſeitigen Zwiſte einander verdrängend, die Wohnſtätte des Gallinſects und erſticken dieſes oft unter fremdartigen Anſätzen;) *Chryſis analis*, (ebenfalls in des Rec. Gegend einheimiſch, und ſehr nahe mit *Chryſ. ignita* verwandt,) *pulchella*, *coronata; Tachus dimidiatus;* die beiden *Apori; Pompilus tripunctatus*, *faſciatellus*, (vielleicht eine Spielart des Weibchens des *exaltati*, die ſich auch in Deutſchland findet,) *cinctellus*, *gutta; Nyſſon 10-maculatus*, *4-guttatus*, *nigripes; Aulacus compreſſus; Cerceris major:* (*nigra*, *abdominis ſegmentis flavo faſciatis*, *alis flavis apice fuſcis.* 14 Linien lang. Das Weibchen des *Crabro veſpoides Roſſi.*) *Pompilus corniculus; Panurgus unicolor; Anthophora, laevigata; Heriades puſilla*, (die *Megachile punctatiſſima Ins. lig.* 1. *pag.* 135. hier, als neu, nochmals ausführlicher beſchrieben.) *ſinnata; Osmia andrenoides*, *melanogaſter*, (*Megachile notata Ins. lig.* 1. 146. 14) *melanippa* (*notata Fabr.?*) *Gallarum;* (das Männchen wurde im erſten Theile mit dem Männchen der *Megach. caeruleſcens Sp.*, wahrſcheinlich *Apis leaiana Kirb.*, verwechſelt. Jetzt

Digitized by Google

ſind dem Vf. beide Geſchlechter bekannt, und hinlänglich von ihm charakteriſirt.) *Rophites 5-ſpinoſa.* Der Anhang enthält Berichtigungen und Zuſätze zu dem erſten Theil, von denen wir mehrere ſchon in unſere frühere Recenſion, aus handſchriftlichen Mittheilungen aufgenommen hatten. Wir bemerken daher nur, daſs die hier S. 79 beſchriebene *Megachile caerulescens fem.* wegen der hochrothen Wolle des Unterleibs von der Kirbyſchen, wahrſcheinlich auch Fabriciusſchen, verſchieden, und vermuthlich als neue Art näher zu charakteriſiren ſey. — *Faſc. III.* 1 Abtheilung. *Ichneumonidum Liguriae Monographia. A. Bracones et Microgaſtri.* Der Vf. beginnt hier den verwickeltſten und ſchwerſten Theil der Piezatengeſchichte mit ſeltnem Fleiſse zu bearbeiten, und wenn er gleich, wie billig, mit dem Leichteren anfängt, und die zahlloſe Schaar derjenigen Arten, die Fabricius unter die Gattungen *Ichneumon*, *Cryptus*, *Baſſus*, *Pimpla* und *Ophion* gleichſam ausgeſäet hat, der längeren und reiflicheren Bearbeitung vorbehält; ſo erweckt doch ſchon dieſe erſte Probe, durch Vielſeitigkeit der Betrachtung, durch Vollſtändigkeit der Beſchreibung der aufgezählten Arten, und durch eine groſse Anzahl neuer Entdeckungen, die ſchönſten Hoffnungen. Zu bedauern iſt aber, daſs nicht alle Arten in Hinſicht der, im Eingange ausführlich erläuterten, Gattungsmerkmale hinlänglich genau unterſucht, und daher manche habituell ſich annähernde Formen mit zugezogen worden ſind, die eigentlich in beſondere Gattungen hätten abgeſondert werden ſollen. So gehört z. B. *Bracon deflagrator* No. 3. (*deſertor Roſſi*), den Hr. *Sp.* von dem Fabriciusſchen dieſes Namens mit Recht verſchieden glaubt, wegen ſeiner vorgeſtreckten Mundtheile, 4gliedrigen Labialpalpen u. ſ. w. zur Gattung *Agathis Latr.* — Unter der 2 Abtheilung: *Bracones abdomine ſeſſili, ſegmentis 3. anterioribus abdominis majoribus,* mögen wohl einige Panzerſche *Baſſi* enthalten ſeyn. Die dritte Abtheilung: *Bracones abdomine petiolato,* enthält Arten, die ſich durch ihren Habitus zu ſehr auszeichnen, als daſs ſie nicht noch eine nähere Beobachtung der Mundtheile verdienen ſollten. Von den Fabriciusſchen, in Ligurien einheimiſchen Arten beſchreibt der Vf. hierfolgende: *B. deſertor*, *B. nominator*, *B. caſtrator*, *B. denigrator*, *B. flavator*, (*denigrator Lin.*) *B. minutator* (und *guttator Panz.*); ferner bringt er, als von anderen bereits beſchriebene, hieher den *Ichneumon rubidus Roſſi*, den *Bracon gaſterator Jur.* und den obengenannten *B. deflagator*, als *Ichn. deſertor Lin.* und *Roſſi.* Die gröſsere Zahl der übrigen (der Vf. beſchreibt im Ganzen 26 Arten) iſt neu, und wenigen dürften die Rechte der Art, wenn gleich mancher Art die der Gattung, ſtreitig gemacht werden können. Als ſolche, die wir darunter für deutſche Bürger erkannt haben, zeichnen wir aus *Bracon rubricator: luteus, alis fuſceſcentibus, ſtigmate flavo;* — *B. deluſor: niger, mandibulis, abdomine pedibusque flavis, alis nigris, lineola transverſa hyalina* — (vielleicht doch nur Spielart des *B. flavator*, obgleich die viel kürzere Legeſtachel für die Rechte eigener Art zu ſprechen ſcheint, 2 Lin. lang); *B. variegator: nigro flavoque varius, alis baſi fuſcis, apice hyalinis;* etwas kleiner als *minutator;* — *B. teſtaceus: teſtaceus, lobo ſcutellari nigro* (1¼ Lin. lang, aus der 2 Abtheilung) — *B. chlorophthalmus: teſtaceus, oculis viridibus, abdomine petiolato, alis hyalinis;* 3½ Lin. lang. — Die Gattung *Microgaſter* begreift die Fabriziusſchen Arten: *Ichneumon auriculatus, deprimator, Cryptus, globatus, glomeratus, alvearius, aphidum, Ceropales ſeſſilis,* und eine neue Art, vielleicht nur Spielart, des *Microgaſter glomeratus*, die der Vf. *dorſalis* nennt, und durch den rothen Bauch von *glomeratus* unterſcheidet. — *2 Abtheilung.* Ein reicher Nachtrag zu dem im erſten Theile enthaltenen Verzeichniſſe der liguriſchen Piezaten, der des Vfs. Aufmerkſamkeit und ſeinen unermüdeten Fleiſs in der Bearbeitung dieſes Zweigs der vaterländiſchen Naturgeſchichte, trefflich beurkundet. Die Zahl der im 1 Theile aufgeführten Arten wird hier mit hundert neu hinzugefundenen vermehrt, unter welchen nur wenige der bisher als neu von dem Vf. beſchriebenen mit begriffen ſind. Einen beſonderen Fleiſs hat Hr. *Sp.* in dieſem Abſchnitte auf die Auseinanderſetzung mehrerer verwickelter Arten aus der Gattung *Odynerus Latr.* z. B. *parietum Latr.* (*Veſpa parietina Lin.*), und *Geoffroyanus*, (*parietum Fabr.*), ferner 3 — *faſciatus*, *bifaſciatus*, *Dantici Roſſi*, *auctus*, *biglumis etc.* verwandt, wofür er, wenn er auch hin und wieder in feinen Citaten irren ſollte, wahren Dank verdient.

Der *vierte* Faſcikel iſt der Bearbeitung der Gattung *Diplolepis* gewidmet, die der Vf. nach Juriniſchen Principien auffaſst, und die habituellen Verſchiedenheiten, die ſich innerhalb dieſer Sphäre ergeben, durch Unterabtheilungen zu ſondern und zu gruppiren bemüht war. Eine beygefügte Tabelle giebt eine genügende Überſicht der von dem Vf. zu dieſem Ende gemachten Unterabtheilungen, welche gröſstentheils in der Natur ſelbſt begründet und gewiſſermaſsen als eben ſo viele, oder doch faſt eben ſo viele, habituelle Gattungen zu betrachten ſind, welche von einer künftigen ſorgſameren Erforſchung dieſer formenreichen, mikroſkopiſchen Glanzwelt ihre ſchärfere Begränzung und tiefere Begründung erwarten dürfen. Rec. hofft in der Folge hiezu das Seinige beytragen zu können, und erkennt inzwiſchen mit um ſo lebhafterer Dankbarkeit des Vfs. fleiſsige Vorarbeit. In der Abhandlung dieſer Gattung führt Hr. *Sp.* die von anderen ſchon beſchriebenen Arten unter ihren Familien nur Beyſpielsweiſe nach ihren Namen an, diejenigen Arten aber, die er ſelbſt entdeckt und neu in das Verzeichniſs eingetragen hat, werden ausführlich beſchrieben. Ihre Zahl beläuft ſich auf 13, von denen mehrere dem Rec., unter vielleicht doppelt ſo vielen anderen, die dem Vf. unbekannt geblieben ſind, auch in Deutſchland vorkommen. Wie mag dieſe Familie erſt dann anwachſen, wenn einmal mehrere Augen, als bisher, auf ſie gerichtet ſeyn werden! — Auf eine weitere Beurtheilung dieſer Monographie dürfen wir uns hier

Digitized by Google

nicht einlaſſen, und eben ſo wenig können wir die neu beſchriebenen Arten näher charakteriſiren. Dieſer Faſcikel verdient von deutſchen Entomologen in ſeinem ganzen Umfange berückſichtigt und benutzt zu werden. — Als Zugabe zu der Monographie der *Diplolepiden* enthält er noch die vollſtändige Beſchreibung von 14 neuen Piezatenarten, mit welchen die Zahl der von dem Vf. in beiden Theilen bekannt gemachten Entdeckungen auf 96 Arten anwächſt, eine Zahl, die, wenn auch die Kritik ſie noch hie und da ſchmälern ſollte, immer beträchtlich genug bleibt, um Hn. *Sp.* den Namen eines ſcharfſehenden Entdeckers und fleiſsigen Beobachters für immer zu ſichern. Unter den in dieſem 4 Faſcikel beſchriebenen neuen Arten müſſen wir beſonders auf nachſtehende aufmerkſam machen: *Pſilus ſericeicornis, totus niger, antennis concoloribus, ſericeo piloſis.* Ein ſchöner Zuwachs dieſer Gattung; zu *Diapria Latr.* gehörig. Die 4 aus Hn. Jurines Sammlung, bey dieſer Gelegenheit, unter *Pſilus* beſchriebenen kleinen Inſecten, gehören zur Gattung *Spalangia Latr.* — *Leucopſis intermedia, maculis duabus, flavis humeralibus, coxis poſticis flavo late faſciatis;* — *Alyſon ater totus niger, alis hyalinis.* — (Bildet nach *Latreille* und *Jurine* nun eine neue Gattung, *Piſon* des letzteren, und der Vf. ändert am Schluſſe dieſes 4 Faſcikels den Artnamen in *Piſon Jurini* ab. Die Charaktere der neuen Gattung ſind hier ſehr ausführlich, mit *Jurines* eigenen Worten, auseinander geſetzt).

Von den 5 dieſem Theile beygegebenen Kupfertafeln ſind die 3 letzten mit Farben abgedruckt, und ſtehen auch in Hinſicht der Treue der darauf vorgeſtellten Gegenſtände, beſonders was den Verlauf der Flügelrippen und die Bildung der Extremitäten anlangt, den übrigen Kupfertafeln dieſes Werks voran; doch laſſen ſie noch manches zu wünſchen übrig. Taf. 1 dieſes Theils aber iſt ganz verunglückt. In dem Namenverzeichniſſe der auf den Tafeln vorgeſtellten Inſecten ſind von Fig. 14 an die Zahlen unrichtig. Übrigens iſt Druck und Papier dieſes Theils eben ſo ſchön, als bey dem erſten, und man bemerkt zugleich mit Vergnügen die gröſsere Sorgfalt, mit welcher dieſes mal die Correctur betrieben worden iſt.

* * s.

Glogau, in der Günterſchen Buchhandlung: *Die Gartenfreundin*, ein Handbuch der Blumengärtnerey, von *Amalie* ***, Verfaſſerin (?) des Küchen-Almanachs. 1807. X u. 300 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dieſe Schrift iſt zunächſt für diejenigen Damen beſtimmt, welche Geſchmack an dem Gartenbaue finden und an Florens lieblichen Kindern ſich ergötzen. Die meiſten Abhandlungen verbreiten ſich ſehr weitläufig über den Gartenbau im Allgemeinen: über Anlagen der Luſtgärten, der Wintergärten, der hängenden und ſchwimmenden Gärten, und über die Cultur der gewöhnlichen Zierblumen. Sodann erhalten die Gartenfreundinnen eine Menge Recepte, die ſchädlichen Thiere und Inſecten aus ihren Gärten zu vertreiben, Roſen und andere Zierblumen im Sande zu trocknen oder in verſchloſſenen Gefäſsen bis im Winter aufzuheben. Aus der Anordnung der abgehandelten Gegenſtände, aus der Schreibart, und endlich aus der Menge vorgeſchlagener, mehr oder weniger anwendbarer Mittel, die Pflanzen vor ſchädlichen Inſecten zu bewahren, geht ſichtbar hervor, daſs dieſes Buch von keiner gebildeten Dame abgefaſst iſt, ſondern höchſt wahrſcheinlich von *Dichaini* oder Conſorten gefertiget wurde, und daſs der Name Amalie nur zur Empfehlung deſſelben dienen ſoll. — Die Methode, Aurikeln aufzutrocknen, iſt aus Lüders Schriften, und das Mittel, die ſogenannten Erdflöhe oder Gartenhüpfer (*Chryſomela oleracea Linn.*) an Bretern und Stäben zu fangen, aus dem allg. Anzeiger der Deutſchen und anderen Gartenbüchern entlehnt. S. 225 werden noch mehrere Mittel zur Vertreibung der Erdflöhe angeführt: man ſoll nämlich Hühnerkoth, Häringslacke, faules Eingeweide von Fiſchen u. ſ. w. in Waſſer einweichen und die Pflanzen damit begieſsen. Schwerlich wird eine Dame von dergleichen übelriechenden Sachen Gebrauch machen; ſie wird lieber ihre zarten Pflänzchen ſo lange beſchatten, bis dieſelben zu der Gröſse und Stärke herangewachſen ſind, wo ihnen dieſe Inſecten nicht mehr ſchaden können. Sehr auffallend iſt es, wenn in einem Gartenbuche, das allein den Damen gewidmet iſt, heftigwirkende Gifte angezeigt, und zur Vertreibung der Inſecten empfohlen werden. So heiſst es S. 271, wo von dem Aufkleiſtern der Pflanzen die Rede iſt: „Um die Inſecten, welche einer ſolchen Pflanzenſammlung nachſtellen, abzuhalten, nimmt man 1 Skrupel *Mercurius corroſivus albus* unter den kleiſter" (!!) Ein Decokt von *Quaſſia amara Linn.*, oder von der Coloquintenfrucht (*Cucumis colocynthis Linn.*) thut dieſelben Dienſte, und iſt den Perſonen, welche den Kleiſter bereiten, und die Pflanzentheile aufkleben, nicht nachtheilig. Inzwiſchen iſt es keinesweges unſere Abſicht, durch dieſe Bemerkungen den Werth des Buches herabzuſetzen, oder den Plan und die Ausarbeitung deſſelben zu tadeln, ſondern wir empfehlen es den angehenden Gartenfreundinnen, die mit dem Blumenbaue ſich beſchäftigen, und ihre Lieblinge ſelbſt erziehen wollen; nur müſſen die darinn vorkommenden Lehrmethoden mit Auswahl benutzt, und die Vorſchriftsregeln, in Betreff der Anlagen und Bearbeitung der Blumengärten, gehörig angewandt werden. Die Culturmethoden der Aurikeln, Nelken, Hyacinthen u. ſ. w. finden wir zwar ſchon in vielen Gartenſchriften, aber ſie ſind hier meiſt in einem gefälligen und leichtfaſslichen Tone geſchrieben, und daher zur Belehrung der Damen geeignet. Auch die Garten- und Blumen-Beluſtigungen, beſonders die Blumen-Chiffer, ſind recht artig, und bieten vielfältige Unterhaltungen dar.

DD — h.

Digitized by Google

Berlin, b. d. Gebr. Gädike: *Der Wintergärtner, oder Anweiſung, die beliebteſten Modeblumen oder Zierpflanzen ohne Treibhäuſer und Miſtbeete in Zimmern, Kellern und anderen Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten.* Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von F. G. *Dietrich.* Dritte umgearbeitete und verbeſſerte Auflage. 1808. VI und 248 S. 8. (20 Gr.)

In dieſem Werkchen, das ſchon bekannt iſt, theilt der thätige Hr. Dr. *Dietrich* den Blumenliebhabern, welche keine Gärten beſitzen, die Reſultate ſeiner mehrjährigen Verſuche mit, wie man, auch ohne Gewächshäuſer, die *vorzüglichſten*, für unſer Klima zu zärtlichen, Zierpflanzen überwintern könne, indem er einige dazu nöthige Behälter näher beſchreibt, und ſich über die Beſtandtheile und Zubereitung der zum Pflanzenbaue nutzbaren Erdarten, über das Begieſsen, Verſetzen und die übrige Behandlung der Gewächſe in der Einleitung verbreitet. Hierauf redet er in zwey Abſchnitten von den Gewächſen, welche der Zierde wegen in den Gärten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Blüthe gebracht werden können, ſo wie von den ſchönblühenden Gewächſen, welche in unſeren Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, ſondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem anderen Behälter überwintert werden müſſen, mit Übergehung der Behandlung und Durchwinterung mancher bekannten krautartigen Pflanzen. Dieſe neue Auflage unterſcheidet ſich von der vorhergehenden dadurch, daſs in einem Anhange von S. 137—164 mehrere noch nicht abgehandelte Pflanzen mit aufgenommen ſind, dagegen die Beſchreibung und Abbildung des Treibhauſes, ſo wie die dort abgehandelte ökonomiſche Pflanzkunſt aus dem Grunde weggeblieben iſt, weil der Vf. künftig noch eine Schrift für die Frühlings- und Sommer-Gärtnerey auszuarbeiten gedenkt, in welcher der ökonomiſche Theil vollſtändiger geliefert werden ſoll. Die Beſitzer des erſten Theils der erſten und zweyten Auflage können auch noch einen dazu gehörigen zweyten Theil einzeln erhalten. In dieſer dritten Auflage ſind beide Theile mit einander vereinigt, und in einem Nachtrage von S. 164 bis 176 noch mehrere Zuſätze beygefügt. Das Ganze iſt mit einem doppelten Regiſter, einem lateiniſchen und deutſchen, verſehen, und zugleich noch ein Auszug aus dem reichen Pflanzen-Catalog des Kunſt- und Handels-Gärtners *Breiter* in Leipzig, bey welchem die meiſten Treibhauspflanzen für den angegebenen Preis ſehr ſchön zu haben ſind, beygefügt. Der bittern Ausfälle gegen Hn. *Medicus* hätte ſich Hr. *D.* hier enthalten ſollen.

— ſch —

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Zwickau u. Leipzig*, b. Schumann: *Der ökonomiſche Künſtler, welcher Branntwein aus Getreide, aus Weinhefen, ingleichen Malz, Liqueurs, Aquavite u. ſ. w. vortheilhaft zubereiten lehrt.* Von einem praktiſchen Ökonomen. 1805. 72 S. 8. (6 Gr.) Wem das Geſchäft des Branntweinbrennens ganz unbekannt iſt, und wer darüber ohne viel Koſtenaufwand einige Auskunft zu haben wünſcht, dem wird es nicht gereuen, dieſe Bogen geleſen zu haben. Übrigens iſt darin nichts enthalten, was nicht ſchon auf ähnliche Art in Umlauf gekommen wäre. Sollten ſich alſo die Käufer bloſs durch das Aushängeſchild reizen laſſen, und darin unbekannte Kunſtſtücke ſuchen: ſo werden ſie gewiſs getäuſcht werden.

x + y.

Königsberg, b. Nicolovius: *Über künſtliche Erzeugung und Läuterung des Salpeters, und die zweckmäſsigſte Art Schieſspulver zu verfertigen,* von *J. A. Chaptal.* Aus dem Franzöſiſchen von *Friedrich Wolff*, der WW. Dr. und Prof. am joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin. 1805. 88 S. 8. (8 Gr.) Über die Entſtehung und erſte Bearbeitung des Salpeters hat man in dieſer Schrift wenig Vortheile zu erwarten. Die Hauptſache beſtehet in einigen vortheilhaften Handgriffen, bey der Reinigung des Salpeters und dem Verfahren in kürzerer Zeit eine gröſsere Menge Schieſspulver zu bereiten. Die Reinigung des Salpeters geſchieht durchs Auswaſchen deſſelben mit kaltem Waſſer, iſt aber auch nicht neu, ſondern ſchon von *Beaumé* dazu empfohlen worden. Iſt die Reinigung des Salpeters auf dieſe Art durch wiederholtes Auswaſchen geſchehen: ſo wird durch Rühren der im Kryſtalliſiren begriffenen Flüſſigkeit, die Kryſtalliſation unterbrochen oder geſtört, damit die Kryſtallen ganz klein gebildet werden, und ſich gleichſam in Pulvergeſtalt zeigen. Hiedurch wird nicht nur das Austrocknen, ſondern auch das Zerkleinern des Salpeters erleichtert. Die Zermalmung der zum Schieſspulver nöthigen Ingredienzen des Salpeters, Kohle und Schwefel, geſchiehet vermittelſt zweyer vertikaler Mahlblöcke aus Glockengut, deren jeder 4—5000 Pfund wiegt, und in einem Behälter von demſelben Metall herumgetrieben werden; zugleich ſind auch Staubbeutel angebracht, um die Materialien dadurch zu beuteln. Die übrige Zerkleinerung und Vermengung derſelben geſchieht in inwendig mit Leiſten verſehenen Fäſſern, die durch ein Mühlwerk um ihre Axe getrieben werden, und worin ſich zugleich 70—80 Pfund Kugeln aus Glockenmetall befinden, die mit herumgetrieben werden; die in den Fäſſern angebrachten Leiſten bewirken, daſs ſich die Kugeln gehörig vertheilen und nicht an einer Stelle in den Fäſſern liegen bleiben. Das Körnen des Schieſspulvers wird auf eine ähnliche Art bewirkt, aber in aus Häuten bereiteten und durchlöcherten Beutelſäcken, in welchen ebenfalls einige Kugeln aus dieſem Metall herumgetrieben werden. In Zeit von wenig Monaten ſind durch dieſes Verfahren 2 Millionen Pfund ſehr gutes Schieſspulver zu verfertigen. Nach des Vfs. Meinung ſind 77 Theile Salpeter, 14 Theile Kohle und 9 Theile Schwefel das beſte Verhältniſs zum Schieſspulver.

x † y.

FORTSETZUNGEN.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der technologiſche Jugendfreund, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkſtätte der Künſtler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniſs derſelben,* von *Bernh. Heinr. Blaſche.* 4ter Th., oder erſter hiſtoriſcher Theil. M. 6 K. 1808. VIII u. 273 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Auch unter dem beſonderen Titel:

Des technologiſchen Jugendfreundes erſter hiſtoriſcher Theil, oder Rückblicke in die Vorzeit, in Unterhaltungen über den Urſprung der bisher dargeſtellten Künſte und Handwerke. S. Recenſ. des 3ten Th. 1807. No. 15.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1808.

CHEMIE.

Jena, b. Seidler: Dr. *J. F. A. Göttlings*, ord. öffentl. Lehrers auf der Univerſität zu Jena, *Elementarbuch der chemiſchen Experimentirkunſt.* I Th., welcher auſser den Geräthen, die über Licht, Wärme, Kälte, galv. Elektricität und Gaſe anzuſtellenden Experimente enthält. 1808. XXXII u. 366 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der als theoretiſcher und praktiſcher Chemiſt rühmlichſt bekannte Vf. fühlte bey ſeinen mehrjährigen Vorträgen den Mangel eines Handbuchs, worin, zur Erleichterung der Experimentirübung, die wichtigſten chemiſchen Verſuche, mit Berührung aller Handgriffe, *rein*, d. h. ohne alle Erklärung und mit Vermeidung alles Hinweiſens auf irgend eine Naturerſcheinung, dargeſtellt ſind; er ſuchte daher durch das vorliegende Elementarbuch, welches zunächſt für ſeine Zuhörer, auſserdem aber auch für alle beginnenden Liebhaber der Chemie, und unter dieſen beſonders für junge Pharmaceuten beſtimmt iſt, dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen. Dadurch, daſs nur reine (?) Beobachtungen und Verſuche in einer Anordnung zuſammengeſtellt ſind, nach der die gewiſſermaſsen ſich gegenſeitig auf einander beziehenden, oder in Hinſicht des Verfahrens ähnlichen, an einander gereiht wurden, hofft Hr. G. die Auswahl und Folge der von dem Experimentator zu wiederholenden Verſuche zu erleichtern, und ihm zugleich Gelegenheit zu geben, dem Experimente durch Selbſtnachdenken eigene Erklärungen unterzulegen, dieſelben mit denen des Lehrers (oder des Vfs. des zu benutzenden Compendiums) zu vergleichen, und ſo einſeitige Vorſtellungsarten zu meiden: eine Beyhülfe, die für angehende ſowohl, als wie für viele jetzt lebende, hochgeprieſene und angeſtaunte Phyſiker und Chemiker gar ſehr zur rechten Zeit käme. Übrigens zweifelt Rec. daran, daſs durch Vermeidung aller Erklärungen (ohnerachtet dieſe ihrer Natur nach in dem Elementarbuche nicht Platz finden durften) jene Einſeitigkeit beſchränkt werden möchte, ſondern hält vielmehr dafür, daſs dieſe Abſicht eher durch kritiſche Zuſammenſtellung aller vorhandenen Erklärungsweiſen erreicht wird. Eben ſo wenig kann Rec. dem Vf. darin beyſtimmen, daſs dem experimentirenden Chemiker jede Erklärung gleichgültig ſey, und er ſich bloſs der *reinen* Thatſachen freue. Denn einmal ſieht es mit der Reinheit vieler ſogenannter Thatſachen, beym Lichte beſehn, noch ſehr übel aus; ſodann giebt es wohl keine nur einigermaſsen tüchtige Erklärung, die dem ſcharfſinnigen Experimentator nicht Winke zu neuen Verſuchen und Beobachtungswegen geben ſollte, und endlich entſpringt die Freude über reine Erweiterungen im Gebiete der Naturkunde, hauptſächlich mit aus einer, jedem denkenden Experimentator eigenthümlichen Anſchauungsweiſe der thätigen Natur, die ihm ſelbſt in verſchiedenen Abſtufungen klar iſt, die er durch jene Thatſache erhellt und berichtigt, und die durch ſeinen Verſtand ihm ſelbſt, in der beſtimmten Denk- und Schluſs-Form, die wir Erklärung nennen, vorgeführt wird. Auch ſteht es von jedem ächten Naturforſcher zu erwarten, daſs er jenes Vermögen nicht in Erklärungsſucht ausarten laſſen werde, (woran ihn ſchon die durch Naturunterſuchung gewordene Beſcheidenheit hindert,) und daſs er, ſelbſt den allgemein-gültigen realen Weg der vergleichenden Beobachtung und der Experimentalunterſuchung verfolgend, jeden Seitenweg zu vermeiden ſucht, der, die Erforſchung der Natur in ein gehaltloſes vages Spiel des Witzes wandelnd, ihn von der Natur ableiten würde. — Der vorliegende erſte Theil des Elementarbuchs zerfällt in 4 Cap. Im erſten werden die chemiſchen Geräthe abgehandelt, welche Hr. G. in Feuer- Gas- Deſtillir- Abdampfungs- Auflöſungs- Niederſchlagungs- Filtrir- Schmelz- elektriſche und galvaniſche und in Geräthe abtheilt, die beym Experimentiren überhaupt nöthig ſind; dieſe letzteren werden nebſt Wage und Gewicht zum Schluſſe des Cap. erwähnt. Die Anführung des Magnets und ſeines Gebrauchs, der nach *Ritter's* Verſuchen vielleicht bald zu etwas mehr, als zur Prüfung der Polarität einiger Metalle in den Laboratorien der Chemiker benutzt werden dürfte, wäre hier wohl nicht überflüſſig geweſen. Die Apparate, die hier beſchrieben werden, ſind meiſtentheils zu Verſuchen im Zimmer beſtimmt, ſo wie überhaupt auch die in den folgenden Cap. mitgetheilten Experimente auf eine Weiſe geſchildert ſind, daſs die gröſsere Menge derſelben füglich in der Stube mit geringem Zeitaufwande angeſtellt werden können. Statt des vor mehreren Jahren von Hn. G. bekanntgemachten Lampenofens, theilt er hier unter anderen eine durch gröſsere Einfachheit, Bequemlichkeit und Eleganz den Vorzug verdienende ähnliche Vorrichtung mit; zugleich giebt er einige Verbeſſerungen der Weingeiſtlampe und der dazu gehörigen Stative an, beſchreibt ein bequemes Digeſtorium, empfiehlt zum Gebrauche des Löthrohrs dicke mit ſtarken Dochten

Digitized by Google

verſehene Wachskerzen, giebt eine verbeſſerte Einrichtung des *Humboldtiſchen* Eudiometers, nebſt einer anderen Vereinfachung derſelben Vorrichtung an, und ertheilt von ſeinem (bereits bekannten) Gaſometer, ſowie von einer zweckmäſsig ſcheinenden Abänderung der Wage, neue, dem Praktiker intereſſante Nachrichten. S. 94 beſchreibt er ſein Verfahren, Eiſenbleche zu verzinken, um ſie ſtatt des Zinks in der galv. Säule zu benutzen, zu welcher Abſicht er auch ſtatt des Kupfers das Bley neuerdings in Vorſchlag bringt, und in einem weitläuftigen, der Vorrede einverleibten Commentar, die Einrichtung einer wohlfeilen, groſsen und ſehr wirkſamen galvaniſchen Säule zur Wiederholung der *Davyſchen* Verſuche (die Metalliſirbarkeit der Alkalien und Erden betreffend) mittheilt. Rec. fügt dieſem Cap. einige Bemerkungen bey, die nebſt denen zu den übrigen Cap. Hn. *G.* den Beweis ſtellen mögen, daſs Rec. deſſen Schrift mit Fleiſs und Sorgfalt las. — Der bequemſte unter allen, ſowohl im Zimmer als im Laboratorio, ſowohl bey Lampen als wie bey Kohlfeuer brauchbare Ofen, iſt wohl unſtreitig derjenige (aus Thon vom Töpfer verfertigt), den *Bouillon Lagrange* S. 160 des erſten Theils ſeines „*Manuel d'un cours de Chimie. Seconde Edition*" beſchrieben hat, und den viele franzöſiſche Pharmaceuten und Chemiſten bereits ſeit mehreren Jahren erprobt haben. Statt der Schiebſtative bedient ſich Rec. ſeit mehreren Jahren eines einfachen eiſernen, aus einem vierſeitigen auf eichenem Fuſsgeſtell eingeſchrobenen Stabe beſtehend, der öfters von unten nach oben ſo durchbohrt iſt, daſs verſchiedene geſtielte Ringe zu allen Seiten eingeſchraubt werden können. Als pneumatiſche Wanne benutzt Rec. bey kleinen Mengen, auch bey der Sperrung mit Waſſer, ſteingutne Schalen; eine ſehr zweckmäſsig eingerichtete pneumatiſche Wanne ſah er beym Hn. Prof. *Bourguet* in Berlin; ſie beſteht aus einem viereckigen, kupfernen, äuſserlich überfirniſsten, unten mit einem Hahne verſehenen Kaſten, der an zwey gegenüberſtehenden äuſseren Wandſeiten mit Schieblöchern verſehen iſt, worin die beiden Enden eines rechtwinklig gebogenen Zoll breiten Kupferbleches, der Geſtalt nach Maſsgabe der Umſtände mehr oder weniger tief eingeſenkt werden können, daſs durch den oberen horizontal laufenden Theil dieſes Bleches Flaſchen oder Cylinder, die auf der Brücke zum Gasauffangen umgeſtürzt wurden, feſt gehalten werden. Zu Leitungsröhren laſſen ſich beym kohlenſauren- und beym Waſſerſtoff-Gaſe auch ſehr bequem lederne, mit elaſtiſchem Harzfirniſs überzogene Schläuche anwenden, deren eine Mündung von Meſſing oder Silber, und die andere von einem durchbohrten, genau anſchlieſsenden Korkſtöpſel gebildet iſt. — Beym Meſſen der Gaſe (S. 41) verdient noch bemerkt zu werden, daſs man den jedesmaligen Barometer- und Thermometer-Stand beobachten und zu Rathe ziehen müſſe. — S. 47 wird unter anderen Schwefelkalilöſung als eudiometriſches Mittel angegeben, und S. 267 als Prüfungsmittel für die Reinheit des Sauerſtoffgaſes empfohlen. Sollte es Hn. *G.* entgangen ſeyn, daſs auch ſelbſt die wäſſerige Löſung des Schwefelkali (eigentlich des ſogenannten hydrothionſauren Kali) ſtets mehr oder weniger Stickgas mit abſorbirt? Vielleicht qualificirte ſich das weiterhin vom Vf. zu eben erwähnter Prüfung vorgeſchlagene Bleyamalgam am beſten zur eudiometriſchen Maſſe. — Zur Winterzeit laſſen ſich auch die Stubenöfen ſehr leicht zu Digeſtionen und Deſtillationen (aus dem Sandbade), bey kleinen Quantitäten von Waſſer, Weingeiſt u. ſ. w. benutzen, wenn man ſie oberhalb mit einem emporragenden Rande von Eiſenblech verſieht. — Zu Deſtillationen ſehr flüchtiger Stoffe und zu Abdampfungen bediente ſich der verewigte *Pott* häufig einer, mit Unrecht in Vergeſſenheit gerathenen Vorrichtung, welche durch Sonnenwärme erhitzt wurde, und aus einer kleinen Schale mit der zu verdampfenden Flüſſigkeit beſtand, die in einer gröſseren ſtehend, von einer weiten Glasglocke bedeckt wurde. Rec. bedient ſich derſelben mit Vortheil für die Genauigkeit gewiſſer Arbeiten nach einer kleinen Abänderung, indem er nämlich dort, wo er bloſs der Sonnenwärme bedarf, die äuſsere Wand der Glockenkuppel ſchwärzt. — S. 78 vermiſſen wir die Angabe des Gebrauchs und der Einrichtung des Hebers beym Decantiren und Ausſüſsen. — Noch genauer, als wie das *Gren*'ſche Verfahren, die Mengen der Niederſchläge zu ſammeln, iſt die *Black*'ſche Methode, die in *v. Crells* Annalen und *Trommsdorffs* Journ. der Pharm. B. IV. St. I. S. 277 beſchrieben iſt. — Zur Unterlage der Schmelztiegel wendet man ſicherer und zweckmäſsiger eigens dazu verfertigte Thonklötze oder Tafeln (Scherben) an. Auſser den namentlich aufgeführten Schmelztiegelarten, braucht man bekanntlich auch Tiegel von Kohle, Speckſtein, Porcellan und die Ypſertiegel. Rec. bedient ſich auch zu verſchiedenen ſchwaches Schmelzfeuer erfodernden Arbeiten Tiegel von gutem *Reaumur*'ſchem Glaſe. — Bey dem elektriſchen und galvaniſchen Apparate hätte wohl der, zur reinlichen Arbeit und allſeitigen Beobachtung des Vorgangs in der Säule ſich vorzüglich empfehlende *Hauſſ*'iſche Apparat angeführt werden können, ſo wie wir auch hier eine kurze Anweiſung des Gebrauchs der Elektrometer und des Condenſators, nebſt Angabe der *Hauy*ſchen und *Karſten*'ſchen Methoden die Elektricität der Foſſilien, und des *Ritter*'ſchen Verfahrens, die Stufe eines Körpers (vorzüglich eines Metalles) in der elektriſchen Spannungsreihe auszumitteln, erwartet hätten. Rec. fand im II B. von *Kaſtners* phyſ. chem. miner. pharmac. Abhandl., in der dort von *K.* in einer Note mitgetheilten Überſetzung ſeiner 1805 zu Jena erſchienenen Diſſertation, die Beſchreibung eines Apparats, mit deſſen Hülfe das mittelſt der galvaniſchen Säule entwickelte Waſſerſtoff-Sauerſtoffgas-Gemiſch durch den Funken *derſelben* Säule wieder zu Waſſer verbrannt werden kann, der ihm nähere Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheint. — Sowohl hier, als wie auch weiterhin, S. 193—220, ſuchten wir vergeblich eine Notiz über die wichtige Entde-

Digitized by Google

ckung *Gautherot's*, die galvaniſche Beſchaffenheit ausgehobener Dräthe betreffend, und über die aus dieſer Beobachtung entſprungene Erfindung der *Ritter*'ſchen Ladungsſäule. — Das zweyte Capitel handelt die über Licht, Wärme und Kälte anzuſtellenden Experimente ab, wo denn die vorzüglichſten Verbrennungs- und Reductions-Proceſſe, die merkwürdigſten Phänomene der Miſchung und Entmiſchung, der Kryſtalliſation und der eintretenden Fluidität, und beyläufig die Darſtellung einiger Gaſe vorkommen. — Im dritten Capitel werden die mit der galvaniſchen Säule anzuſtellenden Verſuche, (die mit der Elektriſirmaſchine ſind übergangen, weil ſie bey der Säule ſämtlich wiederkehren,) und im vierten die Experimente über die Darſtellung und Zerſetzung der Gaſe beſchrieben. Wir legen hierüber folgende Bemerkungen nieder. — S. 112 berührt der Vf. den zu beachtenden Einfluſs des Lichtes auf die Kryſtalliſation einiger Salze und anderer Stoffe. Wir hätten hier gegenüber die nicht minder wichtigen Beobachtungen über den Einfluſs der Finſterniſs aufgeſtellt gewünſcht; gelegentlich bemerken wir hiebey, daſs das Licht die Salze vorzüglich zur Efflorescenz (d. i. beginnender Vegetation?) bringt, *und daſs die Chemiker bisher bey ihren Unterſuchungen die Wirkung der Erdſchwere — Schwerkraft — überhaupt, beſonders aber in ihrer Verſchiedenheit an den Polen und in der Äquatornähe, auſser Acht gelaſſen haben*, deren *verſchiedener* Einfluſs gewiſs bey den meiſten Miſchungs- und Entmiſchungs-Proceſſen von gröſserer und tieferer Bedeutung iſt, als Mancher ahnden mag. Faſt noch mehr gilt dieſes von den elektriſchen und galvaniſchen Verſuchen, die, von dieſer Seite betrachtet, ein ganz neues Feld der Unterſuchung, wo die verſchiedene Pendellänge den Weg weiſt, darbieten! — Das Röthen des Phosphors an der Lichtſeite (S. 114) ſah Rec. auch unter Waſſer vor ſich gehen, und beſitzt noch zur Zeit ohngefähr ein halbes Pfund ſo veränderten Phosphor. Das Merkwürdigſte dabey iſt wohl, daſs die ganze Veränderung vom Inneren des Phosphors aus beginnt. Das intereſſante, genau beſchriebene Phänomen des Leuchtens fauler Kartoffeln (welches bekanntlich auch bey Tormentilwurzeln geſehen wurde), vorzüglich die hellglänzenden Puncte, verdiente eine genaue (gewiſs lohnende) Prüfung. Erwartet hätten wir hier noch *Spallanzani's* u. a. Beobachtungen und Verſuche über das Leuchten der Johanniswürmer und ähnlicher Inſecten. Zu S. 143 §. 144 bemerken wir, daſs nach *Homberg* der mit Phosphor digerirte Weingeiſt, in Waſſer geſprützt, gleich dem Phosphoräther leuchte. — Zu S. 147: *Kaſtner* (a. a. O.) ſah einen *weiſsen* Pyrophor, der wahrſcheinlich metalliſirtes Kali, vielleicht auch ſelbſt metalliſche Thonerde enthielt. Rec. iſt deſſen Darſtellung zu wiederholten Malen gelungen. — Bey den *Ritter*'ſchen Hornſilberverſuchen vermiſſen wir ungern eine der vorzüglichſten Beobachtungen deſſelben Phyſikers, die, in Rückſicht auf die Natur des Lichtes und des Waſſers, vielleicht unter allen neueren hieher gehörenden Erfahrungen die wichtigſte iſt; nämlich daſs unter und hinter dem violetten Strahl neben ſtarker Reduction zugleich geringe Oxydation, und unter und neben dem Roth des Spectrums zugleich neben ſtarker Oxydation geringe Reduction = Hydrogenation eintritt, wohin auch *Bucholzens* Bemerkung gehört, daſs ſich Hornſilber (wie Silberoxyd) nie vollkommen durchs Licht reduciren laſſe, ſondern ſtets neues unterliegendes Oxyd erzeugt werde. — Rec. bringt zur Winterszeit (bey ſeinen phyſikaliſchen Vorleſungen) das Queckſilber ohne Schwierigkeit, durch öfteres Eintauchen in rectificirten Schwefel-Naphta, zum Gefrieren, ſelbſt im Frühherbſt 1806 gelang es ihm. — Die ſchönſten und vollſtändigſten galvaniſchen Reductionen des (faſt durchſichtig gewordenen) Bleyes, Silbers, Goldes u. ſ. w., ſah und beſchrieb, ſo viel Rec. ſich erinnert, zuerſt *Ritter*. — Das S. 207 berührte blaue Eiſenoxyd iſt vielleicht ein Hydrat? Unter den galvaniſchen Experimenten hätten wohl *Jägers* Verſuche, *Ritters* Ruſsdendriten, deſſen Beobachtung der Periodicität der Säule nebſt *Ermann's* Gegenbemerkungen, und deſſen neuere Verſuche über die Beſchaffenheit der Leiter, mit *Ritter's* Einwürfen, ſo wie *v. Arnims* Verſuch über die Kieſelfeuchtigkeit eine kurze Erwähnung verdient. — Rec. erhielt, nach *Scheele's* Methode (vgl. S. 273) über der Weingeiſtlampe, aus 6 Unzen ilmenauer Braunſtein und Vitriolöl 10—12 Maſs recht gutes Sauerſtoffgas, und bemerkte dabey gleichzeitig das gegen das Ende der Operation eintretende Entwickeln eines grauen Rauchs, der vielleicht etwas verflüchtigtes Eisöl war. S. 269. §. 277 vermiſſen wir *Lampadius* Verſuch über die Oxydation des Bleyes im Sauerſtoffgaſe. Das Salpetergas (S. 303) kann man auch ziemlich rein aus dem geglühten Salpeter, durch Vermiſchung mit Säuren, in reichlicher Menge entbinden. S. 313, oder ſtatt deſſen 314, fehlt die Nachweiſung der unmittelbaren Erzeugung der Kohlenſäure durch Verbrennen der Kohle im Sauerſtoffgaſe, oder durch Verbrennung vegetabiliſcher Stoffe, z. B. des Weingeiſtes unter einer mit Kalkwaſſer geſperrten Glocke. — Das ſchwere kohlige Waſſerſtoffgas iſt nach neueren Beobachtungen eine Auflöſung des empyriſchen Öls in Hydrogen; das ſogenannte gasförmige Kohlenoxyd (S. 338) hingegen das wahre Kohlenwaſſerſtoffgas. Das Phosphorwaſſerſtoffgas iſt im nicht geſättigten Zuſtande nur durch fremde Flamme entzündlich, verbreitet übrigens einen Faulfiſchgeruch, der dem geſättigten Gaſe an Stärke wenig nachſteht. — S. 350 vermiſſen wir die hinreichend beſtätigte Erfahrung, daſs entflammte Körper im ſalzſauren Gaſe mit grüner Farbe verlöſchen, und daſs der Campher (wie das Eis) in dieſem Gaſe ſchmilzt, jedoch ohne weitere Veränderungen zu erfahren. Um das hyperoxydirtſalzſaure Kali darzuſtellen (vgl. S. 359), vermiſcht Rec. die wäſsrige geſättigte Lauge mit gelöſtem ſalpeterſaurem Silber, ſo lange als ſich noch ein Niederſchlag von Hornſilber erzeugt, der, durch Filtriren

geſchieden, eine klare Lauge zurückläſst, die durch Erkaltung und vorhergehendes gelindes Erwärmen leicht kryſtalliſirt. — Wenn der Vf. in der Vorrede bemerkt, daſs er bey den Experimenten jedesmal die Beobachter genannt habe, und daſs, wo kein Name angeführt, die Verſuche ihm zugehörten: ſo müſſen wir hinzufügen, daſs dieſes hin und wieder vergeſſen wurde, z. B. S. 100—103 u. S. 218. §. 228. Druck und Papier ſind gut, die Druckfehler meiſtentheils angeführt, nur einige ſind dem ſorgfältigen Corrector entgangen; z. B. in der Vorrede S. VIII. Z. 4 v. u. ſtatt Weſtrums l. *Weſtrumb*; S. 171 Z. 11 v. u. ſtatt Menge l. *Mennig*. Wir wünſchen dem Werke die verdiente Aufmerkſamkeit, und dem würdigen Vf. die nöthige Muſse zur baldigen Beendigung deſſelben.

K. H.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Repertorium der chemiſchen Litteratur von 494 vor Chriſti Geburt bis 1806 in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt* von den Verfaſſern der ſyſtematiſchen Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder in und auſser Europa. I Bd. 1 Abth., welche die Lit. v. 494 v. Chr. G. bis 1750 enthält. 1806. VIII u. 302 S. 2 Abth., welche die Lit. v. 1751—1782 enth. 1808. VI u. 562 S. Nebſt einem vollſtändigen Nominal- und Sach-Regiſter. 8. (3 Thlr.)

Schon im Jahr 1787 ſuchte Hr. Prof. *Fuchs* in Jena dem dringenden Bedürfniſſe eines Repertoriums der chemiſchen Literatur durch ſeinen *Verſuch einer Überſicht der chemiſchen Literatur*. Altenburg. 8. abzuhelfen; in vorliegendem Repertorium beſtrebt er ſich, durch gröſsere Vollſtändigkeit den Foderungen des Publicums an den Vf. eines ſolches Werkes mehr zu entſprechen: ein Verlangen, welches zwar in Vergleich mit der früheren Arbeit ſichtbar ausgeſprochen iſt, dennoch aber viel zu wünſchen übrig läſst. So lange als man glaubt, alles gethan zu haben, um die Erwartungen des Chemikers zu befriedigen, wenn man einen chronologiſch geordneten Büchercatalog entwirſt, der auch durch eingeſtreute biographiſche Notizen nicht aufhört, *trocken* und höchſt dürftig zu ſeyn; ſo lange man nicht, im Beſitz tüchtiger Excerpte, auch diejenigen Beobachtungen, Erfahrungen und Folgerungen eines Buches oder einer einzelnen Abhandlung aufführt, die zufällig der Titel nicht nennt, und ſo lange man die Mühe ſcheut, dem Repertorium ſelbſt eine wiſſenſchaftliche Form zu geben: ſo lange kann und wird nichts Vollendetes der Art hervorgehen. Aber auch ſelbſt in der ſehr beſchränkten Abfaſſungsweiſe, welche die (oder vielmehr *der*) Vff. wählten, hätte ſich etwas Tüchtigeres leiſten laſſen, wenn man, auſser den in der Vorrede angeführten Quellen, *Gmelin's* Geſchichte der Chemie, *Reuſs's Repertor. Commentationum*, *A. N. Scherer's* Grundzüge und Nachträge, *Schröder's* Neue alchem. Bibliothek. 1774, *Weidenfeld de ſecret. Adept.* und *Maquer's* chym. Wörterb. Ausg. von *Leonhardi*, ordentlich benutzt hätte. Nur einige wenige Bemerkungen mögen dazu dienen, dieſe Klage zu rechtfertigen. — *Demokrit* wurde zuerſt durch *Oſtanes* (den Meder, der nicht mit dem zu Alexanders Zeiten lebenden Philoſophen *Oſtanes*, auch nicht mit dem Ägyptier gleiches Namens, der 430 Jahre n. Ch. G. lebte, zu verwechſeln iſt) unterrichtet. — *Syneſius* war zu Cyrene, der Hauptſtadt in der Provinz Cyrene in Libyen, geboren, ſtudirte zu Alexandrien und wurde Biſchof zu Ptolomais im J. 410. — *Geber* war, nach anderen, zu Taſſo in Choraſan, einer perſiſchen Provinz, oder, einer anderen Tradition zufolge, zu Haran in Meſopotamien geb. und lebte 830 n. Ch. G. — Hier hätte auch wohl noch *Rhaſis* oder *Raſes*, ein berühmter arabiſcher Arzt, der 920 n. Ch. G. lebte, erwähnt werden können. — *Ariſtoteles* der Araber lebte um das Jahr 1030 n. Ch. G. — *Marienus* wahrſcheinlich 1100; er ward zu Alexandrien gebildet, und einer ſeiner Schüler war *Kalid*. — Mit *Rog. Baco* gleichzeitig lebte *Vincent. de Beauvais*, ein Dominikaner, der die erſte Geſchichte der Alchemie ſchrieb. — *Iſaak Holland* iſt zwar älter als *Baſil. Valent.*, lebte aber doch wahrſcheinlich ums Jahr 1408. — Bey *Arnold v. Villa nova* vermiſſen wir den Zeitgenoſſen deſſelben: *P. Toletan*, der ein Deſtillirgefäſs eigener Art erfand; ſo wie auch 1607 *P. Amelung*, einen lebhaften Vertheidiger der Chemie, und 1641 *Benj. Muſſaphia*, der über die Goldtinctur geſchrieben hat. — *Cyr. Philalethe* iſt ſehr wahrſcheinlich der angenommene Name des *Thom. v. Vagan*. — *Jac. Harprecht* ſoll nicht ein Schwede geweſen, ſondern in Tübingen geboren ſeyn; er ging zuerſt nach Kopenhagen, dann nach Schweden und Holland, wo er ſein Werk: *Lucerna ſalis* drucken lieſs. — Eines der beſſeren Werke des Philalethe gab *J. H. Fauſt*, ein Arzt zu Frankfurt, 1704 heraus. — 1671 fehlt *D. Attremont*. Bey *P. Shaw* (S. 336) iſt hinzuzufügen: *Chymical lect. etc.* 1734. 8. und *New method of chymiſtry*. Lond. 1727. 8. *Wilſon's Compleat courſe of chymiſtry* iſt nochmals 1746. 8. aufgelegt. *Sanac's Nouveau cours de chymie etc.* erſchien 1723 u. 1736. 12.

K. H.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Quedlinburg*, b. Ernſt: *J. G. Kögels gründliche Anweiſung zum Seifenſieden. Mit einem Anhang über die Verfertigung der Talglichter und die Reinigung des Rüböls.* Zweyte, gröſstentheils umgearbeitete und verm. Aufl. 1806. 142 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. behandelt dieſen Gegenſtand mehr chemiſch, was auch allerdings ſehr zweckmaſsig iſt, nachdem man ſich von der Wahrheit hinlänglich überzeugt hat, daſs vorzüglich dieſs Geſchäft mancherley Vortheile aus der Chemie zu erwarten habe. Obgleich, was die Anordnung der im Eingange aufgeführten Subſtanzen betrifft, wo wir die Säuren und Kalien noch unter den Salzen finden, verſchiedenes zu erinnern wäre: ſo kann dieſs doch denjenigen nicht ſtören, der über das Seifenſiedergeſchäft eine kurze aber gründliche Auskunft zu haben wünſcht. Die Reinigung des Rüböls zum Brennen iſt die *Thenardſche*, mit Schwefelſäure, woron der Rec. aus mehrmaliger eigener Erfahrung weiſs, daſs der Unterſchied in Anſehung des nicht gereinigten Öls nicht groſs iſt; auch hellt ſich das Öl nicht leicht ab und das Licht verlöſcht leicht. Dieſs iſt dem Rec. beym Gebrauch eines ſolchen Öls zum Nachtlicht oft geſchehen.

x † y.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1808.

KIRCHENGESCHICHTE.

Hannover, b. Hahn: *Univerſalgeſchichte der chriſtlichen Kirche*, von Dr. *Karl Friedrich Stäudlin*, Conſiſtorialrath und Prof. der Theologie zu Göttingen. 1806. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. beſtimmte dieſs Buch zunächſt zum Gebrauche für ſeine Vorleſungen, deren Zwecke gemäſs er es einrichtete. Seiner eigenen Erklärung nach enthält es mehr den Text zu einer Univerſal-Kirchengeſchichte nach ſeiner Idee, als die Ausführung, und wenn es nicht ein Lehrbuch hätte ſeyn ſollen, ſo würde er weniger aufgenommen haben, als er gethan hat. Der Vf. ſcheint hienach ſelbſt den Fehler ſeiner Arbeit zu fühlen. Nämlich ſo viel wir ſehen, iſt die Arbeit des Vfs. keine eigentliche Univerſalgeſchichte. In einer ſolchen muſs Alles in groſse Maſſen zuſammengeſtellt ſeyn, was ſonſt zerſtreut und unterbrochen iſt, und dieſe Maſſen müſſen ſich dem Blicke in reinen und ſichern Umriſſen darbieten. Zwar wollen wir dem Vf. nicht ganz das Verdienſt abſprechen, ſo etwas geleiſtet zu haben; manche Parthieen ſind wirklich nach dieſen Foderungen gearbeitet und nicht miſslungen: aber im Ganzen hat dem Vf. das Beſtreben, recht viele Materialien zuſammen zu häufen, Schaden gethan; andere Parthieen vereinigen zuviel Detail in ſich, als daſs ſie ſich leicht als ein Ganzes überſchauen laſſen könnten. Nimmt man nur freylich auf die Beſtimmung des Buches, als akademiſches Lehrbuchs, Rückſicht, ſo muſs man dieſen Reichthum an Materialien billigen. Aber auch von dieſer Seite findet man ſich nicht ganz befriedigt. Indem die Materialien durch die univerſalhiſtoriſche Tendenz zu ſehr zuſammengedrängt ſind, verlieren ſie an Präciſion, und machen keinen reinen Eindruck auf das Gedächtniſs. Uns ſcheint eben die doppelte Beſtimmung des Buches unverträglich, und darin finden wir den Grundfehler deſſelben. Univerſalhiſtoriſche Darſtellung verträgt ſich nicht mit Anhäufung von Materialien, und die Beſtimmung eines Lehrbuchs fodert die letztere, und will die erſtere nicht. Unſerer Meinung nach muſs ein hiſtoriſches Lehrbuch hauptſächlich zu Gunſten des Gedächtniſſes abgefaſst ſeyn; es muſs viel Materialien mit Chronologie und Citaten in ſich faſſen; dieſe Materialien müſſen allerdings geordnet ſeyn, aber ja nicht in einander verſchmolzen und zuſammengearbeitet. Die Verbindung zu einem Ganzen und Continuum muſs den Vorleſungen überlaſſen bleiben. Wer ein geſchichtliches Lehrbuch ſchreibt, in welchem es bloſs auf Überblicke, Anſichten, Ideen u. ſ. w. angelegt iſt, der zeigt, daſs er gar keinen hiſtoriſchen Sinn und keine akademiſche Methode hat, und thut ganz auf den Nutzen eines Compendiums Verzicht; denn die Zuhörer ſind dann in Anſehung der Materialien, bloſs und allein an den Mund des Lehrers gewieſen, und werden Vieles falſch und verkehrt auffaſſen. Unſer Vf. irrte weniger, da er beides bezweckte, Reichthum und Einheit, allein er irrte doch! Seine Zuhörer werden nun Manches in anderer Verbindung erblicken in ſeinen Vorleſungen, als im Lehrbuch, und ſollte es nur ſo ſeyn, daſs Zwiſchenglieder ergänzt, Lücken ausgefüllt, und Ausführungen im Einzelnen gegeben werden müſſen. — Möchte man doch in der Geſchichte immer mehr auf das Geſchichtliche zurückkommen, und einſehen, daſs das eigentliche hiſtoriſche Wiſſen nur in der Kenntniſs der einzelnen Facten, und was ſo oft ſo ſehr zu unterſcheiden iſt, der Relationen davon beſteht, und daſs das andere, die Verbindung und Benutzung derſelben, immer ſchwankend und ſubjectiv iſt, und jedem guten Kopfe ſelbſt überlaſſen bleiben muſs!

Wenn alle die Kräfte, die ſich in wiederholenden Bearbeitungen und Zuſammenſtellungen der ſchon bekannten Dinge abnutzen, auf kritiſch und pragmatiſch gearbeitete Quellenauszüge verwendet würden: ſo hörte die Geſchichte auf, ein leidiges Spielwerk der Willkühr zu ſeyn, und erhielt den wahren objectiven Charakter, der ihr geziemt. Wem es nicht mit neueren Hiſtorikern gelingt, vom Weltgeiſt ergriffen, ſich in die wahre objective Anſchauung der Geſchichte *a priori* zu verſetzen, der wird immer, ſobald er auf etwas Objectives und Allgemeingültiges geht, ſich an die Facten und Relationen halten müſſen. Ein geſchichtliches Werk nach einer ſolchen Quellen-Moſaik gearbeitet, wäre ewig, wie die Geſchichte ſelbſt, und ein würdiges Erbſtück für die Nachwelt. Eine ſolche Arbeit wird nun wohl ſo lange ein frommer Wunſch bleiben, bis Akademieen und dergleichen Anſtalten ihre gewöhnlich verſplitterten Kräfte auf ſolche Unternehmungen richten; einzelnen Gelehrten laſſen jetzt Zeit und Verhältniſſe nicht die nöthige Muſse und Hülfsmittel. Aber im Kleinen ſollte man doch längſt etwas Ähnliches geleiſtet haben. Die hiſtoriſchen Compendien ſollten nichts als ein Aggregat von einzelnen Facten, Citaten und Originalſtellen ſeyn, gleichſam das Gerippe, welchem Fleiſch und Blut zu geben, allenfalls

Sache des mündlichen Vortrags ſeyn möchte, das aber eigentlich allein für uns aufbehalten iſt. Den lebendigen athmenden Körper der Geſchichte kennt kein Menſch, wir ſuchen ihn nur durch allerley künſtliche, aber gröſstentheils miſsliche Operationen wieder herzuſtellen; jeder auf ſeine Weiſe! — — Bisweilen hat der Vf. unſeren Foderungen ſich einigermaſsen angenähert. Die Häretiker der erſten Periode ſind claſſificirt, ſo daſs ſie ſich dem Gedächtniſs gut einprägen, und alſo wenigſtens von dieſer Seite die Beſtimmung eines Compendiums erfüllt iſt. Die Geſchichte Gregors VII und der folgenden Päpſte, iſt in reicher Kürze und raſcher Fortſchreitung erzählt, nur möchte hier mehr für die univerſalhiſtoriſche Beſtimmung geſchehen ſeyn.

Die Abtheilung in ſechs Perioden 1) von Chriſtus bis Conſtantin, 2) von Conſtantin bis Gregor d. Gr., 3) von Gregor d. Gr. bis Karl d. Gr., 4) v. Karl d. Gr. bis Gregor VII, 5) von Gregor VII bis Luther, 6) von Luther bis auf unſere Zeiten, (welche letztere wieder in Unterabtheilungen zerfällt,) möchte wohl nicht ganz zu billigen ſeyn. Zuvörderſt ſtehet die letzte Periode allen vorhergehenden gegenüber, als ein zweyter Theil der Kirchengeſchichte, als die Auflöſung oder Wiedergeburt der Kirche; welch ein Verhältniſs iſt zwiſchen dieſem, ein ganz neues Leben in ſich faſſenden Zeitraum, und dem zwiſchen Gregor d. Gr. und Karl d. Gr., oder einem anderen! Eher entſpricht der Reformationsperiode die von Chriſtus bis Conſtantin, allein auch hier iſt wieder ein Miſsverhältniſs. Am beſten, man theilt die ganze Kirchen-Geſchichte in zwey groſse Hälften, und theilt dieſe dann wieder in Unterperioden. Die der letzten Hälfte würden kleiner an Umfang ſeyn, aber nicht an Gehalt; denn in der neuern Zeit ſcheint alles reiſsender fortzuſchreiten. Die Periode von Gregor VII bis Luther ſchlieſst in der That zwey in ſich, wie auch ſchon andere Hiſtoriker getheilt haben. Das päpſtliche Schisma, die Concilien, die ſich über die Päpſte erheben, die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die Regung eines freyeren Denkens u. ſ. w. bezeichnen eine ſehr charakteriſtiſche Periode, die Vorbereitung der groſsen kirchlichen Revolution, in der wir noch begriffen ſind. Wird dieſe Periode nicht herausgehoben: ſo erſcheint die Reformation nicht im gehörigen Verhältniſs.

Der Vf. beobachtet die Methode, daſs er jeder Periode eine Charakteriſtik oder ein Summarium vorausſchickt. Ob wir es nun gleich ſehr billigen, daſs er uns mit Anſichten und Conſtructionen verſchont: ſo hätten wir doch dieſen Charakteriſtiken mehr Einheit gewünſcht. Jede Periode, wenn ſie wirklich eine iſt, muſs Einen Charakter tragen. Ja, dieſe Charakteriſtik unterläſst der Vf. ſogar zuweilen, z. B. bey der dritten Periode. Überhaupt iſt dem Vf. die Kirchengeſchichte nicht genug als ein Ganzes erſchienen. Man braucht ſich nicht in leere Formeln und Abſtractionen zu verlieren, und kann doch Einheit und Überſicht geben. Dieſs leitet uns auf einen Hauptvorwurf, den wir dem Vf. machen müſſen. Er hat ſchlechterdings nichts aufgenommen von dem Zuſtand der Welt vor Jeſu Auftritt, und nichts von Jeſu Lehre, oder doch ſehr Unzulängliches. Wie konnte freylich die Kirchengeſchichte dem Vf. als ein Ganzes erſcheinen, da er den Anfang wegließs. Nehmt von der ſchönſten Geſtalt den Kopf, und ihr habt doch nur eine Verſtümmelung. Es kann den Vf. nicht entſchuldigen, was er anführt, daſs in kirchenhiſtoriſchen Vorleſungen zu dergleichen Erörterungen kein Platz ſey, und daſs ſie durch exegetiſche und andere Vorleſungen erſetzt würden. So hätte er doch für ſeine Leſer das thun müſſen, was für ſeine Zuhörer unnöthig war. Allein auch für dieſe war es nöthig. Jene anderen Vorleſungen müſſen allerdings die Materialien in die Hände liefern, aber die Reſultate müſſen in der Kirchengeſchichte gegeben werden, und können nirgends ſchicklicher gegeben werden, da man eigentlich das N. T. garnicht ohne die Kirchengeſchichte verſtehet, ſo wenig als dieſe ohne jenes. Und ſchwer iſt es gar nicht, die Reſultate des N. T. aufzufaſſen in kirchenhiſtoriſcher Verbindung, wenn man nur die Aufrichtigkeit und Geiſtesfreyheit hat, zu bekennen, daſs das Urchriſtenthum ſich eben ſo ſehr von unſerem heutigen unterſcheidet, als es ſich wahrſcheinlich von Jeſu Religion unterſchied. Hätte ſo der Vf. die Kirchengeſchichte in Beziehung auf das N. T. angeſehen: ſo würde er auch die Geſchichte des Chiliasmus, beſonders deſſen Verdrängung und Verfeinerung, nicht ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Er würde dann auch das hierarchiſche Princip im Chriſtenthum erkannt, und die kirchliche Hierarchie in ihrer wahren Bedeutung, als eine nothwendige Entwickelung aus dieſem Princip, dargeſtellt haben. Eben ſo tadelnswerth iſt die Weglaſſung der Schilderung der vorchriſtlichen Welt. Kann man das Chriſtenthum wohl irgend verſtehen, ohne den Gegenſatz des Juden- und Heidenthums? Und ein anſtaunenswürdiges unerklärliches Räthſel bleibt die reiſsende Ausbreitung der chriſtlichen Religion, wenn man nicht die damalige Lage und Stimmung der Welt kennt. Das Chriſtenthum in ſeinem Verhältniſs zur Welt darzuſtellen, gehört doch gewiſs in die Univerſalgeſchichte deſſelben. Wenn die Kirchengeſchichte nicht den Zweck haben ſoll, das Chriſtenthum in hiſtoriſcher Entſtehung und Entwickelung zu zeigen, und ſo den Blick über daſſelbe zu erheben, welchen hat ſie denn? Die Reformation iſt vielleicht nicht mehr mit der vorhergehenden Zeit verknüpft, und im Gegenſatz zu derſelben zu betrachten, als das Chriſtenthum.

Was den Standpunct des Vfs. betrifft, ſo muſs man es rühmen, daſs er, ohne ſchwärmeriſch verliebt zu ſeyn in Alles, was in der Kirchengeſchichte vorkommt, als in eben ſo viele Evolutionen des Heiligen, ſehr viel Sinn zeigt für die mancherley Formen, in welchen ſich die Religion darſtellt, und daſs er den polemiſchen Standpunct, den die meiſten anderen Kirchenhiſtoriker haben, verlaſſen hat. Das Mönchsleben iſt ihm z. B. „eine von den reli-

Digitized by Google

giöſen Lebensformen, welche ſich in der Geſchichte des Chriſtenthums nothwendig entwickeln muſsten, und welche zuweilen ganz an ihrer Stelle waren" (S. 97). Sehr gerecht ſpricht er von dem Katholicismus des Mittelalters, „wie ſchätzbar es ſey, daſs damals die Religion als eine groſse öffentliche Angelegenheit behandelt wurde, und überall Einfluſs hatte, und daſs eine öffentliche Sittenzucht vorhanden war (S. 224); eben ſo vom Myſticismus. Mit Bedauern redet er von der Auflöſung der Religion in neueren Zeiten. Und ſo hoffen wir, daſs auch bey anderen forſchenden vernünftigen Theologen eine allgemeine Achtung alles Religiöſen und eine objective Anſicht des Chriſtenthums Eingang finden möge, ſo wie ſchon eine Überſchätzung aller Auswüchſe der Religion in ſchwärmeriſchen verſchrobenen Köpfen zum Vorſchein gekommen iſt. Erſt von jenem Standpuncte aus iſt eine Darſtellung der Kirchengeſchichte in ihrer wahren welthiſtoriſchen und menſchlichen Beziehung möglich.

Dieſes Lehrbuch iſt übrigens mit ausgewählter Literatur reichlich ausgeſtattet. Nur wundern wir uns und müſſen es rügen, daſs die Ausgaben der Kirchenſchriftſteller und die Specification ihrer Schriften vergeſſen ſind. Nach unſerem Begriffe gehört dieſs nothwendig in ein kirchenhiſtoriſches Compendium. Denn ſoll denn der Lehrer Büchertitel dictiren? Wir halten dafür, daſs eben, um dergleichen Zeitverderb zu vermeiden, man den Lehrlingen Compendien in die Hände giebt. Die angehängten chronologiſchen Tafeln ſind ſehr reich und gut geordnet.

Und ſo hoffen wir, daſs dieſes Lehrbuch ſehr viel Nutzen ſtiften wird, und wünſchen, daſs der Vf. uns noch mehr dergleichen kirchenhiſtoriſche Arbeiten ſchenken möge. Unſere Zeit bedarf Männer für dieſes Fach, die mit philoſophiſchem Sinn und hiſtoriſcher Kenntniſs gleich ausgerüſtet ſind, eben ſo wenig in den Schwall der Materialien bewuſstlos verſunken, als in leeres Formelweſen verſtrickt und von idealiſtiſchem Dunſt umnebelt. e—e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Freyburg im Breisgau*, b. Roſſet: *Grundlinien zur Geſchichte der Albertiniſchen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau, womit der Prorector (Ecker) und das akademiſche Conſiſtorium die von Sr. kurfürſtl. Durchlaucht zu Baden, Karl Friedrich, unſerem gnädigſten Herrn, auf den 15 April 1806 angeordnete feyerliche Übernahme des Breisgaues und der Ortenau den hier ſtudirenden Akademikern ankündiget.* (Von Dr. *Ecker*, Prof. der Medicin.) 1806. 18 S. 4. Seitdem die Univerſität unter der badiſchen Regierung und unter der Leitung eines thätigen Curators ſich befindet, fängt es an, auf ihr laut zu werden. Die Lehrer ſcheinen unter ſich, und die Univerſität mit den anderen in Wetteifer getreten zu ſeyn, woraus ſich bey den groſsen Hülfsmitteln, die ſie ſchon beſitzt, und die ihr täglich durch die Gewogenheit ihres Fürſten und deſſen Regierung zuflieſsen, und bey der glücklichen Wahl von Lehrern, die ſich auch ſchon in der vorigen Periode rühmlich ausgezeichnet haben, vieles für die Cultur der Wiſſenſchaften erwarten läſst. Um das Publicum in den Stand zu ſetzen, dieſe Hoffnungen ſelbſt zu erkennen, führen wir die ſeitdem auf dieſer Univerſität erſchienenen Gelegenheitsſchriften an, wodurch es zuerſt mit der ganzen, durch viele Zufälle merkwürdigen Geſchichte dieſer hohen Schule bekannt wird.

Albrecht VI, Erzherzog von Öſterreich, Herr vom Sundgau, Elſaſs, Breisgau, dem Schwarzwald und von Schwäbiſch-Öſterreich, faſste im Jahr 1454 den Entſchluſs, hier eine Univerſität zu ſtiften. Am 24 Aug. 1456 wurde die Stiftungsurkunde ausgefertiget, worin *Albrecht* der Univerſität die Patronatsrechte über mehrere reiche Pfarreyen und Pfründen, oder ſogenannte Kirchenlehen im Elſaſs, in der Schweiz, im Breisgau, und vorzüglich in Schwäbiſch-Öſterreich, übertrug. Es wurden zwey Curatoren ernannt, und dem einen 70 rh. Gulden, als erſtem Rector, von einem verliehenen Zehnten aus der Stadt *Villingen* ausgeworfen. 1460, nach Erbauung der Stadt durch die Herzoge von *Zähringen* 332 Jahr, wurden, nach einem feyerlichen Gottesdienſte, im Geleite aller Stellen der Stadt und des Landes, die neuen Profeſſoren in einem feyerlichen Zuge durch die Stadt geführt, und die Vorleſungen von dem Pedell angekündiget. Die erſten Lehrer kamen von *Heidelberg*, *Wien* und *Erfurt*, waren zu jener Zeit berühmte Namen, und ſtiegen zu den höchſten Würden empor, wurden Biſchöfe, Ritter, Kanzler. Unter den erſten Schülern befanden ſich: der berühmte freymüthige Domprediger *Gailer v. Kaiſersberg*, *Johannes a Lapide*, der 1463 in F. promovirte, einige Jahre darauf in der *Sorbonne* die erſte Buchdruckerey in ganz Frankreich errichten half, und in der Folge Beförderer der Univerſität Tübingen wurde; zwey Fürſten aus königlichem Geblüte und Pfalzgrafen ein Graf von *Hohenzollern*, *Marggraf Karl*, *Marggr. Chriſtoph* von Baden, und eine Menge Domherren mehrerer Hochſtifter, zahlreiche Grafen und Edle aus Deutſchland, Burgund, der Schweiz, Frankreich, Polen, die zum Theil ſelbſt Rectoren wurden. — Das 16te Jahrhundert war das glänzendſte der hohen Schule. Der Stiftungsfond, die Capitalien und Stipendien mehrten ſich, und die berühmteſten Reſtauratoren der Wiſſenſchaften lehrten daſelbſt. Der groſse deutſche Rechtslehrer *Zaſius*, von Conſtanz gebürtig, die Italiäner *Beſutio* und *de Citudinis*, *Mynſinger*, dem in der Folge, als Kanzler des Herzogs von Braunſchweig, die Univerſität *Helmſtädt* ihr Daſeyn verdankte, *Derrer*, *Streit*, *Friedrich Martini*, *Georgius Amelius* lehrten unter den damaligen Juriſten; *Eckius*, *Fabri*, *Lorrichius*, *Benner*, Kanzler der Univerſität *Löwen* (dieſe und die pariſer Univerſität ſind Schweſtern der Freyburger), *Caſcan*, *Neubeck*, nachher Fürſtbiſchof zu Wien, *Hänlin*, *Wimpheling*, *Erasmus von Rotterdam* waren Mitglieder der theologiſchen Facultät; *Schenkius*, *Moceius*, *G. Pictorius*, *Bernhard Schiller* zeichneten ſich in der Medicin aus; unter den Artiſten ſind bekannt: *Glareanus*, *Hartungus*, *Freigius*, *Beurer*, *Konrad von Heresbach*, *Locher*, als *Philomuſus ſuevus*, *G. Reiſchius*, *Oraculum Germaniae* genannt. Mehrere Profeſſoren wurden Fürſtbiſchöfe, viele Weihbiſchöfe, andere Kanzler, andere kamen ans Kammergericht nach Speyer u. ſ. w., und eine Menge Fürſten werden aufgezählt, die da ſtudirt haben; unter ihnen auch der berühmte deutſche Held *Sebaſtian Schertlin von Burtenbach*. Die Univerſität wurde auf das Concilium zu *Piſa* und *Trient* eingeladen, ſie hatte auf den Provincial-Synoden den Rang unmittelbar nach den Malthefer- und Deutſch-Ordens-Rittern; wegen der Peſt muſste ſie 4mal nach Städten in Schwaben, nach Villingen, Mengen und Radolfszell, auswandern; die Reformation brach herein, es gab Parteyen, *Hartungus* und *Schreckenfuchſius* ſtarben im Kirchenbann; Luther berief ſich auf das Urtheil der Univerſität. Eine Menge Stipendien für arme Studirende wurden in dieſer Zeit gegründet; und obſchon die Schweden von dieſen Fonds ein Drittheil einzogen, obſchon in den folgenden Jahrhunderten der feindlichen Erpreſſungen kein Ende war: ſo beträgt dieſer Fonds doch noch immer beynahe 300000 fl., und hat auſserdem an den ſo berüchtigten Diviſionsſchulden nur an Capitalien 137000 fl. zu fodern.

So lange beſtand der Ruhm der Albertina; aber 1620 wurden die Jeſuiten mit Gewalt in die Akademie eingeführt, und damit war es um die Univerſität geſchehen. Wenige zeichneten ſich noch aus, z. B. *Scheiner*, der Entdecker der Sonnenflecken. Endlich verheerte der 30jährige Krieg alle ihre Beſitzungen; ihre Fruchtkaſten, Pfarr- und Meier-Höfe im Breisgau und in Schwaben wurden geplündert und niedergebrannt, und im Nimwe-

ger Frieden wurde Freyburg gar an Frankreich abgetreten. Die Jeſuiten benutzten den bewilligten freyen Abzug der Univerſität nicht, ſondern ſuchten ſogar ſie in eine franzöſiſche zu verwandeln, aber es wurde hintertrieben, und ſie nach Konſtanz am Bodenſee verlegt. Freyburg ſank dadurch von 1200 Bürgern auf die Hälfte herunter. (Die Franzoſen blieben gegen 14 Jahre im Beſitze der Stadt, und erhoben ſie zur Feſtung.) 1698 kehrte die Univerſität zurück, aber im ſp niſchen Succeſſionskriege wurde die zurückgegebene Stadt 1713 wieder von den Franzoſen erobert, wobey die Univerſitä wieder auf zwey Jahre nach Konſtanz flüchten muſste. Nach dem raſtadter Frieden ſuchten die Landſtände der geſunkenen Univerſität wieder aufzuhelfen, und erhoben für ſie ein Sechstheil Wein-Ohmgeld mehr, wodurch mehrere neue Profeſſoren angeſtellt wurden. 1744 wurde die Feſtung von den Franzoſen geſchleift.

Im Jahr 1773 wurden die Jeſuiten vertrieben, und von da begann wieder eine neue Epoche für die Univerſität. Die Bibliothek wurde vermehrt, ſie bereicherte ſich auch durch die unter Joſeph aufgehobenen Klöſter; die Akademie erhielt die weitläuftigen Jeſuitengebäude, richtete ein chemiſches Laboratorium ein, legte den vortreflichen am Fluſſe gelegenen groſsen botaniſchen Garten an, erbauete zwey Gartenhäuſer, das neue anatomiſche Theater, und verſchaffte ihm, beſonders durch die Thätigkeit des Prof. *Gebhard*, der nun jubilirt als würdiger Veteran in Wien lebt, eine beträchtliche Sammlung von Präparaten, und gründete in dem auf 24 Betten fundirten Hospital ein mediciniſch-chirurgiſches Klinikum. Wem iſt es unbekannt, daſs in dieſer Zeit die liberalſte Aufklärung des katholiſchen Deutſchlands von Freyburg ausgegangen iſt, ja daſs ſie die einzige Univerſität damals unter den katholiſchen geweſen, welche Aufſehen gemacht hat? *Jacobi*, obgleich Proteſtant, iſt ſchon mehrere mal Rector geweſen. Aber Joſeph iſt geſtorben, und 1792 brach der Revolutionskrieg aus. 25000 fl. jährl. Einnahme im Elſaſs von zwey zuvor den Jeſuiten gehörigen Probſteyen, deren Einkünfte Ludwig XV der Univerſität, durch die Verwendung Marien Thereſiens, mittelſt in ganz Frankreich angeſchlagener Patente, auf ewig zuſicherte, vorzüglich weil die Univerſität ſie ſelbſt verwaltete, und ſie daher als ein Privateigenthum angeſehen und geachtet werden muſsten, und die Pfarrey Kuſsheim gingen verloren. Dieſe Lücke wurde jedoch einigermaſsen erſetzt durch die Gefälle des Dominikanerkloſters zu Freyburg, das der Kaiſer *Franz* der Univerſität ſchenkte, und durch wiederholte Schenkungen von 12000 fl. durch die ſchwäbiſch-öſterreichiſchen Landſtände, durch eine Erbſchaft von einem Profeſſor, Namens *De Benedictis*. Auch ſprachen die Franzoſen die Univerſität von Requiſitionen in den Jahren 1796 bis 1799 frey.

In der neueſten Zeit hat ſie ſich durch Freymüthigkeit gegen die geiſtliche Despotie in *Wiehrls* philoſophiſcher Streitſache und in dem geſchmähten Reſponſum über die geſchwornen Prieſter Frankreichs, nach deſſen Grundſätzen doch in der Folge der Papſt das Concordat mit Frankreich abgeſchloſſen, und durch viele berühmte Lehrer und Zöglinge ausgezeichnet. Es werden nur die Abgegangenen und Geſtorbenen genannt. *Riegger*, *Petzeck*, *Jellenz*, *Folſch*, *von Guarin*, *von Mederer*, der oberſte Feldarzt aller kaiſerlichen Armeen, *Dannenmayr* und der letzte Fürſt von *St. Blaſien*, *Gebhard*, *Staravasnig* waren Freyburger Profeſſoren. Der kaiſ. Geſandte zu Regensburg Freyherr von *Fahnenberg*, der k. k. geh. Rath von *Fechtig*, die k. k. Hofr. von *Neininger* und von *Steinherr*, der geh. Rath, Leibarzt und Protomedicus *Rehmann* zu Donaueſchingen, der Hofr. Leibarzt und Präſident der vaterländiſchen Geſellſchaft der Ärzte und Naturforſcher Schwabens *Metzler* u. m. a. berühmte Männer ſind Schüler der Albertina. — Ein treffliches Gedicht von *Jacobi* iſt noch bey der Übernahme erſchienen.

Es iſt nun neuerlich wieder von demſelben, für das Wohl der Univerſ. ſo äuſserſt thätigen Lehrer und zeitigen Prorector, ein Programm *Freyburg*, b. Roſſet: *Albertinae Magni Ducatus Zahringo-Badenſis Univerſitatis Literar. Friburgenſis h. t. Prorector D. J. Alex. Ecker, Prof. publ. ord., a conſiliis aulicis, de rebus medicis Referens et plurium ſociet. lit. ſodalis initia lectionum publ. ad 2 Nov. 1807 indicit. Praemittitur brevis enarratio eorum quae anno elapſo Academiae laeta et felicia acciderunt.* 10 S. 4. erſchienen, welches die Fortſetzung der Geſchichte der Univerſität iſt. Ihre neueſten, anfangs bedenklichen, dann aber glücklich gewendeten Fata werden erzählt. Die Univerſität war 350 Jahre unter der milden Regierung des Hauſes Öſterreich, welches ſich ihrer väterlich annahm, und ſie bey den vielfältigen Unglücksfällen unterſtützte; im lüneviller Frieden verlor ſie das Haus Öſterreich; lange gehörte ſie niemanden an, endlich wurde ſie unter den Herzog von Modena und deſſen Präſidenten Hn. v. Greiffenegg gezwungen, die bekanntlich ſo wenig um die Univerſ. als jener um das Land ſich bekümmerten; im preſsburger Frieden traf ſie wieder ein glückliches Loos, ſie kam unter den nachmaligen Groſsherzog von Baden, deſſen Vorfahren, den Herzogen von Zähringen, das Land einſt gehörte, und dieſer wurde nun ihr gröſster Beſchützer und Beförderer. Anfangs ſollte ſie zwar der älteren und ſo eben ganz neu organiſirten Univerſität Heidelberg weichen, und aufgehoben werden; allein Verwendungen von Seiten des Fürſten Primas und des franzöſiſchen Gouverneurs Clark für ſie, Androhungen von Seiten Würtembergs, die in dieſem Lande befindlichen Gefälle einzuziehen, wofern die Univerſität aufgehoben würde, gaben ihr einige Hoffnung. Endlich beſtimmte die gute Idee, welche bey der badiſchen Regierung für die Univerſität entſtand, als ſie dieſelbe, beſonders durch den Freyherrn von *Drais*, bad. Präſid. des Breisgaus, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und die *gute Ordnung* und *Ruhe* unter den Mitgliedern der Univerſität den liberalen Beförderer der Wiſſenſchaften, den Groſsherzog von Baden *Karl Friedrich*, die Univerſität nicht nur zu erhalten, ſondern ſie auch, wie es aus den groſsen Dotationen, die er ihr überläſst, hervorgeht, auf den höchſten Flor zu bringen.

Das Rectorat, welches ſeit 1796 der deutſche Held Karl begleitete, nahm der Groſsherzog an, der Kanzler des Maltheſer-Ordens, *J. v. Ittner*, jetzt Geſandter in der Schweiz, ein gelehrter, thätiger, beſonders für die Alten und für die Naturwiſſenſchaften enthuſiasmirter Mann wurde Curator, dem akademiſchen Senate wurde die Verwaltung der Einkünfte der Güter und Fundationen aus einer weiſen Politik gelaſſen, die katholiſch theologiſche Facultät wurde ſammt ihren Fonds von Heidelberg nach Freyburg überſetzt, 7000 fl., welche die breisgauiſchen Klöſter jährlich in die Kaſſe *ad pios uſus* ſchoſſen, wurden der Univerſität vermacht, und ihr erlaubt, ſo viele Kloſtergüter ohne Bezahlung zu erwerben, als zu dieſer jährlichen Einnahme erfoderlich ſind, und obendrein noch für 90000 fl. gegen Bezahlung anzukaufen (bereits ſind für 240000 fl. gekauft, wofür nicht viel mehr als 33000 fl. bezahlt werden durften). Die Bibliotheken aller breisgauiſchen Klöſter, und durch die Bemühungen des Curators auch die Buchdruckerey und das Naturaliencabinet des reichen Kloſters St. Blaſien auf dem Schwarzwalde wurden der Univerſität geſchenkt, ſo daſs ſich dieſe Bibliothek mit den meiſten der anderen Univerſitäten meſſen kann, und ſie würde vielleicht noch um die Hälfte reicher ſeyn, wenn nicht die nutzloſe Eitelkeit, alle Ausgaben eines Werks, ſollten ſie auch ein Dutzend ſeyn, zu beſitzen, worein mit Recht nicht einmal Göttingen einen Stolz ſetzt, noch daſelbſt beſtände u. das Anſchaffen der wahrhaft nöthigen Bücher verhinderte. Die phyſikaliſche und aſtronomiſche Inſtrumentenſammlung des Kloſters Salemsweiler am Bodenſee, die über 6000 fl. werth iſt, wurde den badiſchen Prinzen für ungefähr 2000 abgekauft, die anatomiſche Sammlung beſonders durch die Thätigkeit des jetzigen Lehrers zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und ſchon vorher das Locale erweitert; neue Lehrſtühle wurden errichtet und mit neuen Lehrern beſetzt, und die Thätigkeit der Lehrer durch Beförderungen und Ehrenſtellen angefeuert. Gegenwärtig hat die Univerſität 22 ordentliche, 4 auſserordentliche Profeſſoren, 6 Theologen, 6 Juriſten, 6 Mediciner und 2 Aſſiſtenten, als Lehrer der Hebammen und als Hoſpitalarzt, 8 Philoſophen. Es werden 85 Collegien geleſen, die Bibliothek wird täglich, 2mal aber in der Woche das Leſezimmer für Studirende geöffnet. Die Univerſität beſitzt auſser den genannten Anſtalten und den zoologiſchen und mineralogiſchen Kabinetten noch einen chirurgiſchen und geburtshülflichen Apparat, und der Prof. *Schmiederer* eine beträchtliche Sammlung von Eingeweid-Würmern und — Steinen. Nach dieſen Auſpicien läſst ſich mit Zuverſicht hoffen, daſs eine bisher wenig bekannte Univerſität bald in den Rang der übrigen trete, wofern alle ihre Glieder die Thätigkeit behalten, welche ſie jetzt beſeelt, und wenn ſie dem Beyſpiel derer, die ſchon ſo rühmlich voranzugehen Gelegenheit hatten, in der Mittheilung ihrer Kenntniſſe mit gleichem Eifer folgen, und dadurch die dem Fürſten und dem Publicum ſchuldige Rechnung von ihrer Thätigkeit ablegen. Das bis jetzt erſchienene dritte Programm, enthaltend *Hannonis Periplus* von D. *Hug*, *Prof. P. ord. lingg. Or. St. literar. et antiquitatum*, werden wir in der Folge dem Publicum anzeigen.

O.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Göttingen, b. Dankwerts: *Die letzten Briefe des Jacopo Ortis.* Nach dem Italiäniſchen herausgegeben von *Heinrich Luden.* 1807. 350 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Kleine Aufſätze, meiſt hiſtoriſchen Inhalts,* von *Heinrich Luden,* Profeſſor in Jena. 1808. XVI u. 296 S. 8.

[Von zwey Recenſenten.]

Vermöge der Übereinſtimmung in der Idee des Ganzen wie in einzelnen Zügen, iſt man anzunehmen berechtigt, daſs Werthers Leiden dem Vf. von No. 1 zum Vorbilde dienten; dabey iſt aber die Verſchiedenheit charakteriſtiſch genug, um in der Nachbildung mehr als bloſse Nachahmung zu entdecken. Das Unterſcheidende liegt theils in der Richtung der Kräfte, theils in den äuſseren Umſtänden, theils, und zwar vornehmlich, in der Art, wie der an ſich gleiche Geiſt ſich kund giebt und darſtellt. Eigenthümlich iſt im *Ortis* zunächſt die enthuſiaſtiſche Theilnahme am Schickſale ſeines unglücklichen Vaterlandes, des Freyſtaates von Venedig; er iſt ſelbſt ein Opfer der ſchmachvollen Revolutionirung geworden, empfindet aber mehr als ſein eigenes Unglück den Untergang der Republik. — Sein Verhältniſs zu Thereſen iſt gleich vom Anfang an ſo verzweifelnd, wie es erſt ſpäterhin zwiſchen Werther und Lotte wird: Thereſe bekennt ihm unverholen, ſie ſey unglücklich, ſie könne ihren Bräutigam nicht lieben; dieſer wird als ein kalter, liebloſer Alltagsmenſch geſchildert; die Mutter, die ſich der Verbindung widerſetzte, lebt von der Familie getrennt, und den Vater beunruhigt der Gedanke, daſs ſeine Tochter ſich ſeinem Willen mit ſchmerzlicher Ergebung aufopfert. Die Art und Weiſe nun, wie Ortis in dieſen beiden Hauptmomenten ſeines Lebens ſich ſelbſt darſtellt, möchte man mehr mittelbar als unmittelbar poetiſch nennen. Selten ſind ſeine Worte der nächſte reinſte Ausdruck der Bewegungen ſeines Inneren; zumeiſt giebt er dieſe reflectirt wieder, ſey es in Betrachtungen, in rhetoriſchen Ergüſſen, oder in umſtändlichen Schilderungen. Vieles mit Wenigem anzudeuten, das Unausſprechliche anzuregen, uns mit einem einzigen Worte mitten in die verborgenſten Gefühle ſeines Inneren zu verſetzen, daſs wir wie einheimiſch darin wohnen, und ſein Leben gleichſam mit ihm leben — dieſes vermag er nie, oder ſelten; und daher kommt es unſtreitig, daſs unſere Theilnahme an ſeinem Schickſale nur mäſsig iſt. Die Darſtellung geht in die Breite, und zwar nicht ſo, daſs die Phantaſie, ihrem Gange ununterbrochen folgend, gern und willig verweilte (wie es etwa in der Fiametta des Boccaccio der Fall iſt); ſie wird vielmehr nur theilweiſe beſchäftigt, und das Werk erſcheint ihr nicht als ein vollſtändiges, durch ſich ſelbſt redendes Bild, ſondern die Überlegung muſs ihr zu Hülfe kommen, und das Einzelne ſtreng verknüpfend, den Geſammteindruck erſt zuſammenfaſſen. Kurz, das Werk ſcheint mehr intereſſant als ſchön, mehr geiſtreich als poetiſch zu ſeyn. In dem Tone des Ganzen herrſcht eine gewiſſe Schärfe und Strengigkeit, und man vermiſst jene Anmuth, die das Harte und Schroffe des Stoffes mildern ſollte. — Das Schätzenswertheſte ſind wohl die politiſchen Briefe, die auch hiſtoriſchen Werth haben mögen. — Mit der Urſchrift nicht bekannt, können wir nur verſichern, daſs die Nachbildung derſelben, wie ſich von ihrem Verfaſſer nicht anders erwarten läſst, voll Geiſt und Leben iſt.

Ha. Ha.

Hiſtoriſch im eigentlichen Sinne des Worts, iſt in No. 2 nur der erſte Aufſatz, welcher die Überſchrift hat: *Venedig. Entſtehung, Blüthe, Verfall.* „Unter den Handſchriften", ſagt Hr. *Luden* in der Vorrede S. VII f., „die mir in den ſchauervollen Tagen Jena's zerſtört wurden, befand ſich eine, dem Umfange nach, faſt vollendete Geſchichte der Revolution und des Untergangs der Republik Venedig, die Oſtern 1807 erſcheinen ſollte. Zu dieſer hatte ich eine Einleitung geſchrieben, um den Leſer an die Entſtehung und Verfaſſung der Republik zu erinnern, und ihm dieſe ſo weit zu vergegenwärtigen, als zum Verſtändniſs der Geſchichte nothwendig ſchien. Dieſe Einleitung hatte ſich ſo ziemlich erhalten; das Fehlende konnte wenigſtens einigermaſsen aus dem Gedächtniſſe erſetzt werden, ſo daſs keine bedeutende Lücke übrig blieb. Da die Geſchichte ſchwerlich von mir jemals wieder bearbeitet werden wird, ſo habe ich die Einleitung dieſen Aufſätzen vorausgeſchickt." Schade nur, daſs dieſer Aufſatz nicht mehr hiſtoriſche Fülle enthält, und der Vf. zu frühe von der faſt gar zu kurzen Geſchichte zur Schilderung der ſpäteren Verfaſſung der Republik Venedig übergegangen iſt! Freylich für den urſprünglichen Zweck war genug geſagt, aber was an ſich bloſs Einleitung war, konnte wohl von dem kenntniſsreichen Vf.

ſehr leicht zu einem ſelbſtſtändigen Ganzen, zu einem wahrhaft intereſſanten Umriſſe der Geſchichte Venedigs umgebildet werden. Italiens und Spaniens Geſchichten — wie ſind ſie nicht gegenwärtig vernachläſſiget unter uns Deutſchen! Welche Lorbeeren lieſsen ſich hier nicht brechen von einigen jungen Männern unter uns, in denen Hiſtoriker von Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte aufblühen! Möchte Hr. *L.* den einmal betretenen Weg in das ſchöne italiſche Land auch fernerhin fortſetzen! — Für Spaniens Geſchichte dürfen wir vielleicht den gröſsten Troſt hoffen von der Eitelkeit, welche ja ſelbſt auch in dem Zeitalter der Mediceer unter den Gelehrten Wunder gethan hat. Die Gluth für den glühenden Süden, für welche jetzt viele unſerer Jünglinge auf eine ſo wunderſame Weiſe erglühen, wird vielleicht einen derſelben, der die gefährliche Feuerprobe glücklich beſtanden, zu Spaniens Geſchichte hinleiten, deren gelungene Darſtellung hohen Ruhm gewähren, aber auch groſse Opfer verlangen würde. Groſse Opfer, ſagen wir: denn mit der Gluth des Südens müſste die Eiſenkraft des Nordens, das iſt, deutſcher Fleiſs und deutſche Gründlichkeit vermählt ſeyn. — Die 4 nächſtfolgenden Aufſätze enthalten Betrachtungen, wozu der Vf. hauptſächlich durch die Überſetzung der „*ultime lettere di Jacopo Ortis*“ veranlaſst wurde. „Sie ſind, ſagt er in der Vorrede S. VI, Kinder des Augenblicks, nicht der Anſicht nach, die in ihnen herrſcht, aber doch in Rückſicht der Form; ſie machen keine Anſprüche; und es würde mich freuen, wenn ſie von einigen verſtändigen Männern nicht ungern geleſen würden.“ Der *erſte* derſelben enthält eine *Vergleichung Werthers mit Ortis.* Der *zweyte* mit der Aufſchrift: *Freyheitsſinn*, iſt voll Klarheit, Kraft und Wärme. Auch iſt in dieſem, ſo wie in allen übrigen philoſophiſchen Aufſätzen des Vfs., der Styl weit flieſsender, natürlicher, lebendiger, als in dem oben erwähnten hiſtoriſchen, wahrſcheinlich deſshalb, weil derſelbe im Bezug auf dieſen ſich zu ängſtlich, wiewohl nicht ſo ſklaviſch, wie einige andere, an ein an ſich herrliches Vorbild zu halten pflegt. — Wenn es übrigens in dieſem Aufſatze S. 155 heiſst: „Ein vollkommen rechtlicher Zuſtand innerhalb eines Staats wird nicht dadurch bewirkt, wie man zu behaupten pflegt, daſs ein jeder ſeine Freyheit beſchränkt, damit auch die anderen die ihrige beſchränken ſollen; das hieſse ſich auf die Negative ſetzen, und in das Leben den Tod bringen; ſondern dadurch, daſs ein jeder in dem Verſuche, wozu ihn ſeine Natur treibt, Allen ſeine Kraft fühlbar zu machen, und über ſie zu herrſchen, gehemmt, und von Allen und Jedem gezwungen wird, ſich zu beſchränken —: ſo ſcheint Hr. *L.* in jene Negative mehr zu legen, als ihre Urheber urſprünglich darein gelegt haben. — Was der Vf. im dritten dieſer Aufſätze, „*Ruhm und Geſchichte*“, zum Lobe der Hiſtorie, im Auge haltend, wie es ſcheint, einen der noch Lebenden, ſagt, hat Rec. aufs Neue zu gleicher Bewunderung dieſes Seltenen hingeriſſen, mit welchem, dem viel Erfahrenen, er auch die Überzeugung theilt, daſs, in Beziehung auf hiſtoriſche Kunſt, das Thun dem Gerede davon weit vorzuziehen ſey. Nach S. 196 ſcheint der Vf. ſich gar zu ſehr vor dem Gedanken zu entſetzen, daſs eine Zeit der Gottheit näher ſey, als die andere, und daſs die früheren Geſchlechter den ſpäteren vorarbeiten. — Aber warum, hat ja ſchon *Leſſing* gefragt, könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn? Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? — Der zunächſt folgende Aufſatz: *über hiſtoriſches Richten*, iſt ein Fragment. „Er war, ſagt der Vf. S. VI f., noch einmal ſo groſs; durch eine äuſsere Veranlaſſung aber wurde ich bewogen, als der Druck ſchon angefangen war, vieles herauszuſchneiden. Man wird verzeihen, daſs ich mich genöthiget ſah, dieſe einzelnen Bemerkungen alſo mitzutheilen.“ — Rec bedauert recht ſehr, daſs der Aufſatz nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung gegeben werden konnte; denn ſo wie er vor uns liegt, iſt er, wie es ſcheint, nichts anderes, als eine Ausführung jenes bekannten, aber nur halbwahren Grundſatzes: *Alles was iſt, iſt gut.* — Wohl muſs man, um die Frucht zu erkennen, die Pflanze betrachten, aus der ſie entſproſſen, und den Boden, auf dem die Pflanze gewurzelt, und die Umgebungen, unter deren Einfluſs ſie geſtanden hat. Aber iſt es nicht *eine* Lebenskraft, *ein* göttlicher Geiſt, welcher alle dieſe Pflanzen durchſtrömt, mit anderen Worten, ein und ebendaſſelbe ſittliche Gefühl, welches ſich in jeder Menſchenkraft regt? In dieſer Hinſicht finden wir es grundfalſch, wenn man behauptet, daſs ſich die Alten, beſonders die Griechen, nicht über die Bürgerlichkeit zur wahren Sittlichkeit erhoben haben. Und dann, was im Leben erlaubt iſt, warum ſollte es nicht in der Geſchichte, dieſem Abbilde des Menſchenlebens, erlaubt ſeyn? Das Zutrauen des Menſchen zum Menſchen, beruht es nicht in unzähligen Fällen auf dem Eindruck, welchen die Art und Weiſe, wie ein Menſch ſeine Geſinnungen durch Handlungen erprobt, auf menſchliche Gemüther macht? Und war nicht jenes Zutrauen, welches der gefeyerte Alexander ſeinem Arzte ſchenkte, eine herrliche Urkunde ſeines eigenen hohen Werthes? Und jenes Göttliche, welches nach unſerem Vf. in Cäſar'n war, iſt es denn je auf Erden *erblickt* worden? — Die Hiſtorie ſelbſt richtet gar nicht, aber die Thaten, welche ſie erzählt, üben ſtrenges Gericht. — Endlich der *ſechſte und letzte* Aufſatz handelt *von dem Vortrage der Univerſalgeſchichte.* Es war derſelbe urſprünglich ein, keinesweges für den Buchhandel beſtimmtes, Einladungsblatt an die Zuhörer des Vfs., welches hier bloſs deſshalb mitgetheilt werde, weil ein Dritter einzelne, unzuſammenhängende Sätze deſſelben entſtellt, und aus ihrem Kreiſe gezogen habe. — Es ſollte dieſes Blatt den Studirenden kund thun, in welchem Geiſte der Vf. ihnen die Geſchichte vortragen wolle. Dieſem Zwecke entſprach es.

Digitized by Google

vollkommen. Eben deſshalb aber enthielt es auch bloſs Andeutungen, von denen Hr. *L.* ſelbſt ſagt, daſs er ſie hier nur ſchwach, unbeſtimmt und vieldeutig habe ausſprechen können. Nur die Ausführung ſelbſt konnte daher ihm und anderen das, was er, laut dieſem Zeugniſſe, mit philoſophiſchem Sinne anſtrebte, ganz klar und deutlich malen. *a. φ.*

Berlin, b. Frölich: *Kleine Schriften von Chriſtian Schreiber.* Erſter Band. 1808. 247 S. 8. (20 Gr.)

Eine Sammlung intereſſanter, gröſstentheils angenehm und leicht unterrichtender Aufſätze, über Muſik, Dichtkunſt, Mythologie, untermiſcht mit Gedichten und Erzählungen. In den *rhapſodiſchen Gedanken über ältere und neuere Muſik* findet der Vf. den Unterſchied beider Gattungen hauptſächlich darin, daſs die alte Muſik bloſs Begleitung des Gedichtes, und mithin, wie dieſes, fröhlich, und heiter geweſen, da hingegen in der neueren Zeit die Muſik ſich, losgeriſſen von der Poeſie, als eine für ſich beſtehende Kunſt zeige, welche mehr aus den inneren Tiefen des Gemüths hervorgehe, als die äuſsere Natur ergreiſe und darſtelle. Die Antitheſe des Antiken und Modernen, als eines Realen und Idealen, welche der Behauptung des Vfs. zum Grunde liegt, hat allerdings viel Blendendes, und giebt oft mit blitzſchneller Erleuchtung Aufklärungen über manche dunkle Stelle des Alterthums: allein die ſcharfe Sonderung des antiken und modernen Charakters, zu welcher ſich die Kritiker im Allgemeinen berechtigt glauben, verwirrt nur zu oft die Vorſtellungen über das Weſen des Alterthums, ſeiner Kunſt und ſeines Charakters, und bringt zugleich die ſeltſamſten Meinungen über Ideal, Objectivität und ähnliche Dinge hervor, welche mit ſich ſelbſt noch mehr in Widerſpruch ſtehen, als mit den Meinungen, gegen welche ſie ſtreiten, und mit den Kunſtwerken, welche ſie verwerfen. Wer die alten griechiſchen Dichter aus ihren Überbleibſeln, aus ihrem Wiederhall und Nachklang in der römiſchen Lyrik, aus den Syſtemen der alten Philoſophen, — welche die Dichter — und nicht allein Euripides — gern aus ihren Gedichten ſprechen lieſsen, kennt, dem kann auch ihre Myſtik und ihre Sentimentalität nicht unbekannt ſeyn. Beides findet ſich in ihnen, nur nicht ſo vorlaut und am unrechten Ort ſich eindrängend, wie bey den Modernen, wo der Dichter, wie ein überſorglicher Pädagog, lieber zu viel als zu wenig zu thun ſich bemüht. So wenig Beſtimmtes wir auch von der Beſchaffenheit der alten Muſik wiſſen, ſo laſſen doch eben die Beſchreibungen von dem gewaltigen Eindruck, den ſie auf das Gemüth der Zuhörer gemacht haben ſoll, gerade jenes Ergreifen der *inneren* Natur von ihr vermuthen, welches der Vf. ihr abſpricht. Umgekehrt dürfte vielleicht die neuere Muſik dieſe urſprüngliche Subjectivität verlaſſen haben, und in ihren Darſtellungen objectiv geworden ſeyn, nicht allein im Miſsbrauch durch Malerey äuſserer Gegenſtände, ſondern durch Bildung für ſich ſtehender, harmoniſch-rhythmiſcher Kunſtwerke, deren Baſis die Erfindung des doppelten Contrapunctes war. Wo aber die Muſik — abgeſehen vom Geſang — in ihrer ſubjectiven Natur erſcheint, da iſt ſie Abbild der inneren Welt in der Zeit, wie die Malerey Abbild der äuſseren Welt im Raume iſt. Sie iſt ein Tongemälde der Empfindung, aber nur der reinen Empfindung, nicht deſſen, was in ihr dem Begriff oder der Reflexion angehört, ſie malt die Trauer, nicht ihre Veranlaſſung, das Glück und die Qual der Liebe, nicht die Liebe ſelbſt. In ſo fern hat der ſicher blickende Richter vollkommen Recht, daſs Inſtrumentalmuſik nichts Unmoraliſches darſtellen könne, und des Vfs. Einwendungen dagegen verſchwinden. Denn giebt es eine mehr vollendete Läuterung der Leidenſchaften, als ſie bloſs in ihrer reinen Form darzuſtellen, wie es eben die Muſik thut? Daher kommt auch die, von Hn. *S.* ebenfalls erwähnte, Unbeſtimmtheit in der Wirkung der Muſik, weil nämlich — wo ſie es auf Empfindung anlegt — die Form der Leidenſchaft allein gegeben wird, zu welcher die aufgeregte Phantaſie den Inhalt ſelbſt ſchafft.

Die Abhandlung: *Über den Dithyrambus*, enthält zwar nichts Neues, und erſchöpft ihren Gegenſtand bey weitem nicht; indeſſen erfüllt ſie ihren Zweck, den ſie wahrſcheinlich bey ihrem erſten Erſcheinen in einer Zeitſchrift hatte, ohne Aufwand von Gelehrſamkeit den noch nicht unterrichteten Leſer mit einigen archäologiſchen und hiſtoriſchen Gegenſtänden auf eine leichte Art bekannt zu machen. An dieſe Abhandlung ſchlieſsen ſich die: *Gedanken über den griechiſchen Chor, und über die Einführung deſſelben auf unſere Bühne,* beſonders veranlaſst durch *Schillers Braut von Meſſina* und die Vorrede zu dieſem Meiſterwerk moderner tragiſcher Dichtkunſt. Nach einigen allgemeinen Erinnerungen über den griech. Chor, und einer kurzen Wiederholung der *Schillerſchen* Gründe für deſſen Wiederherſtellung, fragt Hr. *S.*: *iſt der alte griechiſche Chor in ſeiner bekannten Form und Darſtellung für unſere Bühnen anwendbar?* Er antwortet hierauf: Nein, denn der Chor habe ſeine erſte und eigentlichſte, die poetiſch-religiöſe Bedeutung verloren, der Stoff unſerer Tragödieen vertrage ſich nicht mehr mit dem ſchönen, alten, poetiſchen Götterleben, unſere Religion, ſelbſt unſer poetiſcher Glaube, alles ſey anders. — Es iſt keine befremdende Erſcheinung in unſerer Kritik, daſs ſie nicht allein kurz nach einander die widerſprechendſten Sätze als Normen ihrer Urtheile aufſtellt, ſondern auch zu gleicher Zeit das in den Himmel erhebt, was ſie, unter veränderter Zufälligkeit der Erſcheinung, verkennt und verwirft. Nicht lange iſt es, als man vom Gefühl des Weſentlichen in der Kunſt durchdrungen, die Unabhängigkeit eines Kunſtwerks von den Zufälligkeiten der Zeit in dem vornehmer klingenden Satz ausdrückte, ein Kunſtwerk ſey auſser der Zeit; daſs man die Selbſtſtändigkeit oder Unabhängigkeit deſſelben von der Eigenthümlichkeit eines Vfs., unter dem Namen Objectivität, mit unerbittlicher Strenge foderte, und ſeine mögliche Beziehung auf irgend ein räumliches

oder zeitliches Verhältniſs des Autors als Abſichtlichkeit, Subjectivität und unreines Intereſſe laut tadelte: jetzt ſoll das Kunſtwerk nicht von einem in jeder Zeit und unter jedem Volk einheimiſchen Geiſte empfangen, und der Natur ſeines Empfängniſſes gemäſs dargeſtellt, es ſoll vielmehr in den Geiſt der gegenwärtigen Zeit und in das Bedürfniſs eines Volks hineingedacht werden; ja man fängt an den Dichter zu rühmen, der ſeine Helden in fremde Länder ſetzt, unbekümmert ob es am Iſmenos oder Ganges anders zugehe, als an der Saale oder Pleiſse. So verwirft unſere Kritik auf der einen Seite Darſtellungen aus der griechiſchen Götterwelt, weil ſie dieſe Götter nicht mehr glaubt; ſie erhebt aber Mährchen aus der kindiſchen Chriſtkindleinswelt, doch wohl nicht, weil ſie dieſe glaubt? Der Vorwurf einer ſolchen Inconſequenz trifft auch Hn. *S.* in Anſehung ſeiner Gründe gegen den alten Chor. In dem Beſchauen eines Kunſtwerkes muſs die Allgemeinheit der Empfänglichkeit vorausgeſetzt werden, wie bey dem Vf. die Allgemeinheit der Darſtellungsfähigkeit, er muſs, wie dieſer, die Zufälligkeiten ſeiner äuſseren Verhältniſſe vergeſſen, und in der Welt leben können, welche die Dichtkunſt ihm eröffnet, ſonſt würde das beſte Gedicht aufhören es zu ſeyn, ſobald der Kreis der Zuhörer wechſelte. Iſt alſo der alte Chor nur für ſich gerechtfertigt: ſo wird er ſich vor dem kunſtfähigen Publicum erhalten, es mag dieſes aus alten Heiden oder aus neuen Chriſten, Türken oder Juden beſtehen. *Schiller* lieſs ſich ohne Zweifel von der anerkannten Trefflichkeit und Würde des Chors verleiten, ihn der Tragödie weſentlich und unentbehrlich zu nennen. Er iſt es auch allerdings, aber nicht der Tragödie überhaupt, ſondern einer gewiſſen Gattung der Tragödie, welche wir die antike nennen, weil in ihrer Geſtalt die tragiſche Muſe zuerſt erſchien. Sie zur einzigen zuläſſigen Gattung machen zu wollen, wäre dieſelbe Pedanterey, als ſie durch den Vorwurf einer bloſs gelehrten Arbeit von ihrem Platze, welchen ſie mit Ehren erfüllt, zu vertreiben. Dieſer Gattung der Tragödie iſt die Stetigkeit des Chors auf dem Theater, ſo wie die ſtrenge Einheit des Ortes und der Zeit — welche eben durch den Chor erhalten wird — weſentlich. Damit wird aber nicht verneinet, daſs in der modernen Tragödie, in welcher der alte Chor gleichſam bis zur Unſichtbarkeit in der allgemeinen Harmonie herausgearbeitet iſt, ein neuer Chor als Perſon auftreten könne (wie es eigentlich der Fall bey dem Schilleriſchen Chor in der Braut von Meſſina iſt); dieſer aber iſt nicht der alte Chor, gehört der alten Tragödie nicht an, und bindet ſich folglich auch nicht an die Geſetze deſſelben. Auf einen ſolchen modernen tragiſchen Chor laſſen ſich die Sätze, nach welchen Hr. *S.* den Chor auf der modernen Bühne eingeführt wünſcht, zum Theil recht gut anwenden, zum Theil laſſen ſie ſich durch dieſen Begriff des modernen Chors berichtigen. Selbſt das Zuſammenſprechen des Chors, welches Hr. *S.* nicht thunlich findet, hat nicht ſo viel abſolute Schwierigkeit, als er darin findet. Wo der Chor bloſs Zwiſchenredner iſt, ſpricht nur der Chorführer, die lyriſchen Stellen werden vollkommen vernehmbar, wenn ein Theil der Chorſprecher bloſs vocaliſirt, während nur einige volltönende Stimmen deutlich articuliren. Daſs Ernſt und Eifer den Chor beſeelen, iſt freylich unerläſsliche Bedingung des Gelingens.

Intereſſant iſt der Aufſatz über *den poetiſchen Krieg auf Wartburg*, desgleichen die *Erzählung: die Reiſe nach dem Liebenſtein, oder das Erzählungsſpiel.* Weniger bedeutend ſind die *mythologiſchen Aufſätze*, deren mehrere aus ägyptiſcher, griechiſcher und nordiſcher Mythologie ſich hier finden. Den Schluſs des Buches machen zwey muſikaliſche Dramalets: *Zevs und Semele*, und *Komala*, frey nach Oſſian bearbeitet. Beide haben nicht allein das Verdienſt einer leichten und ſchönen Verſification, welche den Gedichten des Hn. *S.* bekanntlich eigen iſt, in hohem Grade; ſie zeichnen ſich auch durch Würde und Anmuth vor den mehreſten für die Muſik beſtimmten Poeſieen ſehr vortheilhaft aus. Auch die einzelnen kleineren Aufſätze in dieſem Bändchen, z. B. *Phantaſie und Wirklichkeit; über die Oper; Aphorismen; über die Unterhaltung in gebildeten Cirkeln*, enthalten manche wahre und feine Bemerkung, und geben der Sammlung eine Mannichfaltigkeit, welche ſie jeder Claſſe von Leſern auf das vortheilhafteſte empfehlen wird.

D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Paris*, b. Debray, Capelle u. Renaud: *Les Soirées d'Hiver*, ouvrage amusant et instructif, dédié à la jeunesse. Par *G. B. Depping.* 1807. Tome premier. 180 S. Tome second. 178 S. kl. 8. (21 Gr.) Nach einer in der Vorrede geäuſserten Beobachtung des Vfs. leſen die Kinder lieber hiſtoriſche als allegoriſche Schriften, lieber Reiſebeſchreibungen als Feenmährchen. Allgemein geltend iſt dieſe Bemerkung nicht. Alles hängt dabey von dem Grade der Bildung der Subjecte, und noch mehr vom Stoffe und Vortrage ab. Neugierigen und achtſamen Kindern iſt alles genieſsbar, was ihnen ihrer Fähigkeit angemeſſene Ideen zuführt, wobey ſie die ſchon erworbenen Begriffe anwenden können. Mathematiſche Köpfe finden die ſymboliſchen Einkleidungen zu ſpielend; poetiſche Geiſter ergötzen ſich nicht an der trockenen Herrechnung einer Reihe gemeiner Thatſachen. Jedem das Seine. Im Soliden dulde man keine Täuſchung; aber der fröhlichen Phantaſie laſſe man auch ihre leichten Vorſchwebungen. Der Vf. erzählt und dialogirt nicht übel. Er führt einen Herrn von Valmont ein, der, nachdem er in früheren Jahren einen groſsen Theil von Europa beſucht und die Sitten und Gebräuche verſchiedener Nationen beobachtet hat, ſich in Paris niederläſst, fünf Kinder zeugt, und mit dieſen im Winter Abendgeſpräche hält. Er unterredet ſich mit ihnen über das Schrittſchuhlaufen und Schlittenfahren in Holland, Pommern und Ruſsland, über die Begebenheiten Peters des Groſsen, über das Boxen der Engländer, das Wettrennen derſelben, über die Fuſsreiſen, den Fang der Eidervögel, die Gemſenjagd, den Bärenfang, über eine Menge verſchiedener Sitten und Gebräuche, beſonders auſsereuropäiſcher Nationen, und was ſonſt die Verwandtſchaft des Geſprächſtoffes herbey führt. Die Kinder werden angenehm unterhalten, und ihnen nur wahres, oder was für wahr gilt, geſagt. Daſs, bey Gelegenheit der Sachen, zugleich viele wiſſenswürdige Worte und Redensarten vorkommen, verſteht ſich von ſelbſt; und in ſo fern wäre das Buch jungen Leuten, die das Franzöſiſche ſtudiren, mit Recht zu empfehlen, da es ihnen ſowohl eine lehrreiche, als ergötzende Unterhaltung gewähren muſs.

Dvl.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) GÖTTINGEN, b. Roewer: *De Platonici ſyſtematis fundamento Commentatio*, Profeſſoris philoſophiae extraordinarii in Academia Georgia Auguſta muneris rite adeundi gratia conſcripta auctore *Jo. Frid. Herbart*. 1805. 63 S. gr. 8. (8 Gr.)

2) BERLIN, b. Unger: *Ad Frid. Ludov. Heindorfium*, Virum Celeberrimum, *Epiſtola critica*. In qua disputatur de locis quibusdam Timaei Platonici, quos vel explanabat vel emendabat *Aug. Ferd. Lindau*. 1803. 44 S. 8.

3) ERLANGEN, b. Gredy u. Breuning: *Plato de Philoſophia, vel (ſeu) Dialogus, qui inſcribitur Ἐρασταὶ ſive Amatores.* In uſum praelectionum ac ſcholarum graece et latine cum animadverſionibus criticis et exegeticis, atque Commentatione de ingenio philoſophiae Platonicae, edidit D. *Joann. Joſ. Stutzmann*. 1806. II u. 83 S. 8. (10 Gr.)

4) LEIPZIG, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis.* In uſum ſcholarum. 1805. 48 S. 8. (5 Gr.)

5) WÜRZBURG, b. Stahel: Πλατωνος Φαιδων ἢ περὶ ψυχῆς. *Plato's Phädon oder von der Unſterblichkeit der Seele.* Zum Gebrauche für Schulen. 1807. 165 S. 8. (10 Gr.)

Unter dieſen, ihres geringen Umfanges wegen verbundenen, ſonſt ungleichen Schriften macht No. 1 durch den Namen des Vfs. die Leſer, und durch die Anmaſsung, womit ſie auftritt, die Kritik aufmerkſam. Der Titel verheiſst viel: eine ſolche Schrift muſs nicht dem geringen Umfange nach, ſondern nach der Fülle und Wichtigkeit des Inhalts beurtheilt werden; dieſes mag die ſonſt unverhältniſsmäſsige Länge unſerer Darſtellung entſchuldigen. Dieſe war uns um ſo nothwendiger, je eher wir ſonſt des Vfs. Ideen entſtellt zu haben glauben muſsten. Denn auch ſo noch fürchten wir, daſs Miſsverſtändniſſe ſich möchten eingeſchlichen haben; ſo wenig können wir Manches reimen mit der Achtung, welche wir ſonſt für den Vf. haben. Gleich der Anfang (S. 3), es gäbe zweyerley philoſophiſche Syſteme, „*alterum eorum, quae proficiſcuntur ab ipſa, quae nobis videtur, rerum natura, alterum ex illis oriundum, quum philoſophi, perſpectis ſententiarum jam prolatarum difficultatibus, ut anguſtiis exire liceat, nova excogitant,*" iſt uns darum unklar, weil wir geglaubt haben, auch die letzteren, obgleich auf kritiſchem Wege entſtanden, gingen denn doch aus *ab ipſa, quae nobis* (nämlich dem Gründer des Syſtems) *videtur, rerum natura*. Daſs indeſs zu dieſer letzteren Gattung Platon gehöre, dieſes, ſagt er, „*commentariolo iſto elaboraturum me profiteor*" — nämlich unter anderen Umſtänden. Wir wuſsten Anfangs nicht, was unter dem ſo verächtlich benannten *commentariolo iſto* zu verſtehen ſey, und das *elaboraturum* brachte uns darauf, es ſey eine noch auszuarbeitende Schrift des Hn. *H.*; endlich merkten wir, daſs es auf gegenwärtige gehe. Wie überflüſſig uns nun auch dieſe Auseinanderſetzung, welche verſprochen wird, nebſt dem *darüber* Geſagten erſcheint, daſs man die modernen Begriffe, die Wiſſenſchaftslehre oder den Schelling nicht auf die platoniſche Philoſophie anwenden müſſe (S. 4—6): um ſo intereſſanter war uns S. 7 die Bemerkung, daſs es Hn. *H's.* Freude und faſt Troſt ſey, im Platon einen zu finden, von welchem er ſich „*in maximis minime alienum*" nennen dürfe; das Gröſste nämlich ſeyen die ethiſchen Grundſätze; im theoretiſchen hingegen, beſonders in der Ideenlehre, gehe er ſo weit vom Platon ab, daſs ſie gar nicht zu vergleichen ſeyen („*ut omnis tollatur comparatio*" S. 8): indeſs glaubte er doch des Mannes wahre Meinung gefunden zu haben, wenn er nicht die allgemeine menſchliche Schwachheit beſorgte. Dieſe wahre Meinung leſe S. 8, wer das Auge an der geſchmackvollen Abwechſelung von Uncialbuchſtaben, Curſivſchrift und gewöhnlichen Lettern ergötzen will. Nachdem er nun der platoniſchen *ratio*, wie er dieſe Philoſophie zu nennen beliebt, ihren Platz unter den übrigen Lehrſätzen der Alten („*reliqua veterum placita*") angewieſen, ſoll deliberirt werden, „*quanam ratione uti velimus relictis nobis a Platone tot voluminibus*" (S. 9); eine Deliberation, welche ungefähr denſelben Gegenſtand mit der *ſchleiermacher*'ſchen Einleitung hat, auf welche ſie auch hinzublicken ſcheint; auf dem *herbart*'ſchen Wege kommt man aber viel leichter zum Ziel; man braucht nur zu beobachten, was einem gar nicht entgehen kann, wenn man zwey oder auch nur ein geſundes Auge hat, nämlich die Perſonen, „*quas colloqui facit,*" die Anläſſe zu den Geſprächen, und den einzelnen („*ſingulare propoſitum*"; oder ſoll es ſo viel ſeyn als *primarium*?) Zweck des Geſpräches; und zu dem Allen bedarf es nur mäſsiger Achtſamkeit (S. 10), ſo daſs hier alle diejenigen, welche zu unachtſam für *Schleiermacher's* vielfach verſchlungene Pfade ſind, eine breite Bahn finden, worauf ſie ſich herumtummeln können. Wie leicht ihnen Hr. *H.* die Arbeit mache, zeigt er S. 10—14

an dem *Timäos*; hier werde ja ſelbſt von ſeinem Hauptgegenſtande, der γένεσις, geſagt, man könne von ihm nichts Gewiſſes, nur Annehmbares ausſagen; was alſo hievon, alſo auch von der Seele, von der Materie u. ſ. w., vorkomme, gebe Platon, wie auch Parmenides gethan, für nichts als Meinung aus. Hr. *H.* erlaube uns die Frage, ob Platon auch Meinungen gehabt habe, welche mit ſeinem Wiſſen in offenbarem Widerſpruche geſtanden, oder ob jene wenigſtens mit dieſem übereinſtimmen muſsten. Kommen im Timäos Widerſprüche mit dem platoniſchen Wiſſen vor: ſo können ſie wohl nicht auf die platoniſche Meinung, ſondern müſſen auf die ſymboliſch-mythiſche Darſtellungsweiſe, welche in dieſem Geſpräche herrſcht, geſchoben werden. Auch das von der Seele gelehrte, wenn es der ſymboliſchen Hülle entkleidet wird, ſollte noch Meinung ſeyn? Doch hören wir S. 16: „*Anima (qua talis) ad* οὐσίαν, *tranſitus autem animarum ad* γένεσιν *ſpectat: de qua* κατ' ἄνθρωπον *multa*, κατ' ἀλήθειαν NIHIL *diſſerere potuit Plato.*“ Wir bitten, die Lettern recht ins Auge zu faſſen; ſie enthalten den Hauptaccent; davon abgeſehen jedoch, möchten wir wegen der kleinen Parentheſe noch eine kleine Frage thun, was nämlich die Seele *qua talis* ſey, und ob es nach platoniſchem Syſteme, nämlich wie es Hr. *H.* ſieht (*qualem videt* S. 4), auch eine Seele ohne γένεσις gebe. Wenn wir nicht miſsverſtehen, ſo muſs entweder der Satz: die Seele *qua talis* ſey eine οὐσία, ſchwinden, oder die ganze Pſychogonie im Timäos, welcher die Seele *qua talis* entſtehen läſst (S. 34 C. ff.), müſste auch wiederum nur eine Meinung ſeyn; iſt aber dieſes eine Meinung, ſo iſt ja eben dadurch auch die Seele *qua talis* in das Gebiet der Meinung geſetzt, und wir müſſen wieder eingeſtehen, ſie ſey keine οὐσία, während wir eben dem Geſtändniſs entgehen wollten. Hier iſt alſo entweder bey Hn. *H.*, oder bey uns, ein offenbares Miſsverſtändniſs, welches uns jedoch von weiterer Nachforſchung in der Schrift nicht abhalten ſoll. Denn wichtig iſt doch, was wir S. 14 erfahren, mit dem *Phädon* ſey es auch nichts: ob denn wohl der an der Pforte des Todes ſtehende Sokrates den trauernden Freunden das Allerheiligſte der Philoſophie werde aufgethan haben? Allerdings ein ſehr gründliches Argument. Denn daſs Platon, gleich einigen modernen Schwärmern, *deſswegen* einen Sterbenden, wie dieſe wohl ſonſt weiſſagen ſollen, ſo hier über die unſinnliche Welt Aufſchluſs geben laſſen ſollte, weil er den Tod für einen Übergang zum wahren Erkennen und Anſchauen des Seyenden und die Philoſophie ſelbſt für eine Vorbereitung und ein Studium des Todes halte, das wird wohl erſtlich niemand glauben, und wollte es einer aus platoniſchen Stellen beweiſen, ſo würde Hr. *H.* leichtlich zeigen können, auch dieſes gehöre unter die Meinungen des Platon, inwiefern nämlich der Tod und alles auf ihn Bezügliche als eine Folge der γένεσις gar kein Gegenſtand des Wiſſens ſeyn könne. Vorzüglich ſchön aber ſpricht Hr. *H.* S. 17 über den *Phädros*: man bewundere doch die Tiefe des Räſonnements, womit er die wahre Einheit dieſes Geſprächs in dem Tadel des Lyſias und ſeiner „*ſcriptiuncula*“ ſcharfſinnig aufgefunden hat, und das ſo einfach, daſs jeder glaubt, er könne es nachmachen, während der ſpitzfindige deutſche Überſetzer ſich mit jener „*conjectura difficili atque lubrica*“ (S. 10) abgiebt, es ſey in dieſem Geſpräche gar weiter nichts zu ſuchen: „*totus ad ſales jocosque convertitur*“; ſeine philoſophiſch-poetiſche μανία ſey bloſser Spaſs, und das Reſultat? nun? Läppereyen, die jeder Profeſſor jetzo viel beſſer weiſs: „*Logica quaedam praecepta, de definiendo et partiendo!*“ Und was *Parmenides*? Ey von dieſem ſage er ja ſelbſt, er ſey nur ein Exercitium, nur „ΓΥΜΝΑΣΙΑΣ ἝΝΕΚΑ“ geſchrieben (S. 20): ſo muſs man den Platon beym Worte halten. Einige Philologen würden vielleicht dergleichen Ausdrücke für attiſche Kunſt und Urbanität halten, welche ſo gerne Ernſt hinter Scherz verſteckt; vor dieſen Leuten wollen wir uns feyerlich verwahren, daſs ſie uns nicht, wie ſie Alles gerne umdeuteln, auch gar die *herbart*'ſche Schrift, oder gar unſere Kritik ſo verdrehen. Doch, fährt der Vf. fort, um der Kürze willen wolle er nur eine Generalregel aufſtellen: „*Plane abſtineant neceſſe eſt ab excerptis congerendis!*“ (S. 21.) Nachdem dieſer wichtige Gedanke mit Curſivſchrift wohl gehoben worden, lehrt Hr. *H.*, daſs in der *Republik* und den *Geſetzen* der eigentliche Kern der platoniſchen Lehre zu ſuchen ſey; aus dem *Theätetos, Sophiſtes, Philebos* ſey jene zu ergänzen. Doch jetzo zur Sache: nunmehr ſoll mit Platon ſelbſt philoſophirt werden. (S. 24.) Nach der ſchwer überſtandenen Verſuchung, dem Leſer etliche zierlich gedruckte Stellen, an welchen der Setzer ſein Möglichſtes gethan hat, mitzutheilen, bemerken wir nur dieſes. Hr. *H.* lehret nun, woran Niemand zweifeln wird, Alles komme beym Platon darauf an, γένεσις und οὐσία zu unterſcheiden; der Anfang des Philoſophirens mit dieſem Manne müſſe alſo damit gemacht werden, „*ut aliud* quiddam *(quoddam) ſyſtema rejiciatur:*“ dieſs *quiddam* nennt er mit überfeiner, faſt unklarer Ironie „*Heracliti ſcilicet illud*“ (S. 26); und zur vollſtändigen Beweisführung nimmt er S. 27 eine Stelle ſogar aus dem *Minos* zu Hülfe: welches uns miſstrauiſch gegen Hn. *H's.* kritiſchen Sinn und Bekanntſchaft mit dem platoniſchen Geiſte machen würde, ſähen wir nicht aus der ganzen Schrift, daſs ihm an der Kritik hier überhaupt nichts gelegen geweſen. Wie würde er uns ſonſt die Emendation oder Erklärung corrupter (S. 11), ja faſt deſperater Stellen vorenthalten haben, z. B. des parmenideiſchen Verſes S. 43, oder der Stelle des Sophiſten S. 44, vergleiche *Schleiermachers* Überſ. Th. II. Bd. 2. S. 495, auf deren Erklärung in deutſcher Sprache S. 58, wir uns ſchon freuten, als wir ſie leider übergangen ſahen, „weil ſie ohne weitläuftige Erläuterung nichts helfen würde.“ Daſs er doch nicht ſo kargte mit ſeiner Weisheit: dann würden wir ſehen, wie man auch aus dem Unverſtändlichſten glückliche Beweiſe

Digitized by Google

führen könne, und Rec. würde ſich der Reue ganz überlaſſen, die er über das unglückliche Beſtreben einer kritiſchen Lectüre jener dunklen Geſpräche mit ſeinen im Platon bewanderten Freunden lebhaft fühlt. Jeder wird auch ferner zugeben, daſs die Ideen von *γένεσις* und *οὐσία* oder *ἓν* und *πολλὰ* in Verbindung zu ſetzen mit der *opinio* und *ſcientia* (S. 29): woraus dann gefolgert wird, daſs Platon „*ea quae ſiunt quaeque naſcuntur, adeoque omnem naturam*" ganz aus dem Kreiſe des wahren Erkennens herausnehme. *Adeoque omnem naturam?* Dieſer Schluſs dünkt uns vorſchnell: die ganze *γένεσις* wohl, aber darum auch die ganze *φύσις?* Was hat denn die ethiſche Welt, in welcher ja auch ein Werden iſt, voraus vor der phyſiſchen, in welcher ja auch Ideen ſind? Oder gehört jenes, daſs der platoniſche Weltſchöpfer im Timäos die ganze Natur nach Ideen abbildet, auch unter die Meinungen? Oder ſind die in der Natur abgebildeten Ideen etwa nicht erkennbar? Nein, wird man ſagen, als Abbilder nicht. Richtig. Aber die Urbilder der natürlichen Dinge, ohne *γένεσις* genommen, was wären denn dieſe, wenn nicht erkennbar durch *νόησις?* Darauf ſchweigt Hr. *H.* Ein Beyſpiel ſtatt aller! Im Timäos heiſst die ganze ſinnliche Welt ein alle ſinnlichen Thiere umfaſſendes Thier; dieſes iſt die Natur, in wie fern ſie durch Empfindung und Meinung erkennbar iſt; aber eben dieſes ſinnliche Thier heiſst ja ein Abbild eines unſinnlichen Urbildes, nämlich des alle unſinnlichen Thiere umfaſſenden unſinnlichen Thieres. Was iſt nun dieſes? Doch nichts anderes, als die durch Ideen erkennbare wahre Natur der Dinge. Vielleicht meint es Hr. *H.* auch ſo; aber ſeine mehr eigenthümliche, als antike und platoniſche Darſtellung könnte leicht den Verdacht erregen, er habe den Platon zu einem halben Fichtianer machen wollen, da ohnehin die Tendenz, mit dieſer Deduction die Naturphiloſophie auf den Mund zu ſchlagen, ganz offenbar iſt. Aber nach beſeitigter Natur, „*quid eſt iſtud (illud) Ens. Unum a multis ſegregatum, cujus ſcientia eſſe poteſt?*" (S. 32.) Der allgemeine Begriff: „*adeoque nos hic ſumus in media Logica noſtra*" (S. 33); denn vom Theilen und Definiren ſpreche Platon „*quaſi de maximis rebus;*" nur ſey zu bedenken, daſs die Logik damals noch nicht erfunden geweſen, und die *auditores* (wen meint er denn?) ſeyen geneigt, immer die *Species* und *Individua* ſtatt des Geſchlechtes aufzuzählen. Dieſes alſo ſind die *ὄντως ὄντα,* „*quarumcunque rerum notiones generales*" (S. 35); dieſes iſt das *εἶδος,* das *ὄν,* der Erkenntniſs wahres Object. Alſo logiſche Weſen ſind uns die Ideen; ihre metaphyſiſche Bedeutung aber tritt nach der *herbart*iſchen Darſtellung gewaltig in den Schatten; die Schrift ſelbſt aber hat in dieſem zweyten und wichtigeren Theile (S. 51) ſo viele Schatten und dunkle Parthieen, indem nach der antiken Art des Herakleitos auſser den abſtruſen Ideen noch die intricate Schreibart dazu benutzt iſt, daſs wir hier nothwendig einiges Licht hineintragen müſſen. Nachdem nämlich dieſes bewieſen, ruft der Vf. S. 36, oder läſst vielmehr ſeinen Gegner rufen: „*Adeoque vetus illa atque incredibilis fama verax tandem fuiſſe oſtenditur, Platonis ideas eſſe SUBSTANTIAS!*" Von dem Pathos ergriffen, ſtehen wir *attoniti*, ganz perplex; bis uns das erſchallende „*Minime!*" den zuſehends wachſenden Muth wieder giebt, indem wir einſehen, wie leicht ſich Hr. *H.* nach ſo geſtellter Wendung, den Sieg gemacht hat. Gründlich iſt dieſe Unterſuchung, aber nicht neu; und Unwahrheit iſt es, daſs durch dieſen Irrthum „*ſemper tota ſummi philoſophi ratio miſerrime eſt diſtorta,*" ſondern *Tennemann Syſt. d. Plat. Philoſ.* B. II, S. 78—153, in jener, einige Mängel abgerechnet, trefflichen Abhandlung, auf welche ſich auch *Schleiermacher* Th. I, Bd. 2, S. 405, nur beruft, hat dieſes längſt ſo aufs Reine gebracht, daſs ihn zu ignoriren oder nicht geleſen zu haben, zumal im Angeſichte des kräftigſten Anklägers, der geſamten göttingiſchen Bibliothek, wirklich eine Rüge zu verdienen ſcheint; um ſo mehr, wenn ſich Hr. *H.* S. 38 Anmerk. herausnimmt, den Mann nach Sätzen in deſſen *Geſchichte der Philoſophie* zu beurtheilen: welche Schrift er zweymal ſo citirt, als beſtünde ſie nur aus Einem Bande, ſo daſs er bey Anderen, wir ſind nicht der Meinung, leicht in den Verdacht kommen könnte, dieſelbe nicht recht gekannt zu haben; wie denn das *Syſtem der platoniſchen Philoſophie* nie berückſichtigt wird, wo nicht das *praeceptum de excerptis non congerendis* darauf ſticheln ſoll. Und doch ſind jene 7 Bedeutungen des Wortes *ὄν*, als ſo viel Beziehungen des freylich nur einzigen Begriffes, wirklich im Platon, und wenn Hr. *H.* ſich beklagt über die Annahme ſolcher Unbeſtimmtheit „*in iis ipſis notionibus, quibus diſtinguendis atque definiendis ſumma dedicanda eſt philoſophi cura!*" ſo finden wir dieſs ſelber klagenswerth, daſs er hier eine Beſtimmtheit in der Definition des Dinges fodert, von welchem er eben im Texte ſagt: „*Definiri nec poteſt nec debet.*" Wir haben alſo zwey gegen einander nicht conſequente Verfaſſer. Der Notenmachende fährt S. 39 in der Note fort, zu demonſtriren, wahrſcheinlich habe *Tennemann* „*das reine Seyn, quod revera competit Platonicis ideis*" nicht unterſchieden „*ab illa minime adhibenda ſubſtantiae et accidentiae notione;*" aber hätte er ihn am rechten Orte nachgeleſen, ſo wäre ihm der Schein leicht verſchwunden; indem *Tennemann* freylich nicht, wie Hr. *H.*, den Begriff der Subſtanz als einer Trägerin der Accidentien, und im Gegenſatze damit modern gedacht hat, ſondern ſich näher an den Sinn des Streites über die Subſtantialität der Ideen hält, ob ſie nämlich ein Daſeyn auſser dem Verſtande hätten oder nicht. Hr. *H.* lehret hier alſo vorwitzig, möchte Mancher denken: die alten Sachen ſeyen ihm noch neu, und daher käme auch der Enthuſiasmus S. 39: „*Non ſunt ideae in alio quodam! Stant per ſe: quod ut poſſint, primum, ut SINT, iis concedendum!*" Zum Stehen bedarf es freylich, ſo gut als zum Denken, zuerſt des Seyns. Daher auch nach ſo langer Zeit noch S. 41 *Garve* in Parentheſi ausgelacht wird, „*qui quaerit, quo in loco ſint! Quaſi locus ideis in*

SPATIO *mundi ſenſibilis, locus Veritati in ſomniorum regione aſſignandus eſſet!*" Wir können es nicht über uns gewinnen, Leſer und Vf. mögen auch denken, was ſie wollen, zu wiederholten Malen den redlichen Fleiſs des Setzers im Heben des Nachdrucks anzurühmen.

Hören wir nun S. 40: „*NEC QUIDQUAM EST PRAETER ILLAS.*" Man bringe hier nicht die Materie (Vgl. S. 13, 14): „δόξαις" *enim* „ἐπιστήμη *non turbanda.*" Aber die Materie als ſeyend zu ſetzen, widerſpricht ja der ἐπιστήμη; letztere muſs doch aber wiſſen und beurtheilen können, nicht nur was ſie iſt, ſondern auch was ſie nicht iſt; der Widerſpruch fällt alſo in ihr Urtheil, und ſo kann Platon eine δόξαν, welche die Materie als *ſeyend* ſetzte, unmöglich zugelaſſen haben; und daſs dieſes der Fall ſey, meint doch Hr. *H.*, oder haben wir die unbeſtimmte Sprache miſsverſtanden? Wie kann denn aber, nach Hn. *H's.* eigenem Räſonnement die δόξα irgend ein *Seyn* von Etwas prädiciren, da es eben dadurch ſchon als *nichtſeyend* geſetzt wird? Hätte er ſich ſo gewendet, ſo könnte er wenigſtens noch ſagen, Platon ſetze die Materie als ein οὐκ ὄν; wiewohl wir auch dieſes nicht glauben, indem conſequenter Weiſe die δόξα, welche allein auf das Werdende geht, von der ὕλη als einem vor dem Werden Geſetzten gar nichts ausſagen kann: ſo daſs die Annahme der Materie überhaupt nur eine mythiſche Fiction ſeyn kann. „*Nihilo melius ii,*" fährt er fort, „*qui ideas divinae naturae junctas putant.*" Unbeſtimmt zwar iſt der Satz, aber wichtig und neu. Und der Beweis? Es frage ſich, was Platon Gott nenne; der Name ſey aus dem Munde der Menge; die Definition gebe der Philoſoph. Aber ehe er eine ſehr merkwürdige Stelle anführe, wolle er eine *quaeſtiunculam* vorausſchicken. Dieſe wird Keiner ohne groſses Nachdenken verſtehen, wir ſagen es ihm voraus: ſo uns nicht Alles trügt, will Hr. *H.* in dem etwas unbehülflichen Latein ſagen: „Iſt in der Stelle Republ. VI, das ἀγαθὸν Gott, oder nicht? Iſt jenes, ſo muſs unter Gott auch in den anderen Schriften das ἀγαθὸν gemeint ſeyn; was iſt nun wahrſcheinlicher, daſs letzteres der Fall ſey, oder daſs auch *Rep. VI* das ἀγαθὸν nicht Gott iſt?" Allein wir haben bemerkt und viele vor uns, daſs Platon ſich des göttlichen Namens gar mannichfaltig bediene; oft in dem populären Sinne, oft in einem mehr wiſſenſchaftlichen, und auſser dem höchſten Gott hat er auch niedere. Die Fragen ſind alſo auch ſo ſchwerlich richtig; vollends aber nach dem ſtrengen Sinne des Lateins verhalten ſie ſich zu einander wie die zwey Seiten eines umgewandten Rockes. Hierauf folgt die Stelle, woraus wir ſehen, daſs die ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ die Urſache ſey der ἐπιστήμη und οὐσία: hieraus lieſse ſich nun beantworten, ob die Ideen in Gott ſind oder nicht, wenn nur erſt die *quaeſtiuncula* beantwortet wäre. Der Leſer, vergeblich harrend, bis es verneint werde, daſs das ἀγαθὸν Gott ſey, wird offenbar genarrt, und ſeine Verwirrung wird noch geſteigert durch zwey Cardinalfragen aus jener Stelle: „*Quomodo aliquid poſſit* ἐπέκεινα τῆς οὐσίας ὑπερέχειν πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει? *Cur* τοῦ ἀγαθοῦ *iſta (ea) ſit vis? Haec explicare ſummum puto in exponenda Platonis doctrina. Mihi ad fundamentum redeundum.*" Hr. *H.* hat unſere Geduld auf die höchſte Probe geſetzt: wer könnte aus ſo zuſammengewürfelten Stellen und Fragen, einem wahren hermeneutiſchen Probleme, den Sinn beider Männer mit exegetiſcher Sicherheit enträthſeln? Jenes *ſummum* gehört alſo nicht zum *fundamento*, um viele andere Lehren, von der Erinnerung, von der Präexiſtenz der Seele u. ſ. w., die Hr. *H.* wohl für Meinungen halten wird, nicht zu nennen? Wie unterſcheidet ſich denn jenes *ſummum* vom *fundamento?* Etwa wie der Gipfel des Hauſes vom Roſt? Vielleicht liegt der Fehler hier nur an dem *Excerpiren.* Wenigſtens leſen wir die ganze Stelle Rep. VI. S. 508 ff. Steph.: ſo ſehen wir wohl ein, wie das ἀγαθὸν, als Idee der Ideen, als das unſinnliche Allthier des Timäos, als die höchſte durch keinen Gegenſatz getrübte Einheit, über der οὐσία, als dem für den einzelnen (μερικὸς, μεθεκτικὸς) νοῦς geſetzten Object der einzelnen Erkenntniſs oder Wiſſenſchaft ſtehen könne: denn daſs es anders nicht gemeint iſt, könnte eine genaue Auseinanderſetzung lehren. Das ἀγαθὸν aber, wie ſein Abkömmling, die Sonne, ſelbſt ein himmliſcher Gott iſt, nämlich ein geborner und ſinnlicher, iſt auch ſelber Gott, nämlich der ungeborene und unſinnliche, folglich höchſte, ewige, und wird im Timäos Gott doch noch unterſchieden von dem νοητῷ ζώῳ, ſo geſchieht dieſs nur durch eine mythiſche Trennung der *cauſa exemplaris* und *inſtrumentalis.* Nämlich das ἀγαθὸν iſt auch das αἴτιον nach dem Philebos; das αἴτιον, der δημιουργὸς des Timäos, iſt aber Gott; folglich iſt das ἀγαθὸν Gott. Dem αἰτίῳ aber iſt der νοῦς verwandt *Phileb. p.* 30. *D. p.* 31. *A.* und nach p. 65. A iſt das ἀγαθὸν aus κάλλος, συμμετρία und ἀλήθεια (oder νοῦς); folglich iſt auch der νοῦς im höchſten Sinne ein Charakter des ἀγαθοῦ, alſo auch Gottes, und nun ſollten die Ideen nicht mit der göttlichen Natur verbunden ſeyn? Vgl. auch *Tennemann* Syſt. Bd. III. S. 126. 134. 144. *Brucker Hiſt. crit. philoſ.* T. I. S. 692 ff. So ſind wir leider auch hierin mit Hn. *H.* anderer Meinung, ohne die unſrige jedoch des Raumes wegen jetzt weiter ausführen zu können; vielleicht, daſs es uns dann beſſer, als jetzo, ihn zu widerlegen glückte.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Braunſchweig*, b. Reichardt: *Kriton, ein Dialog des Platon, mit einer Einleitung und griechiſch-deutſchem Vocabularium, zum Behuf der Anfänger im Griechiſchen.* 1804. XII u. 52 S. 8. (6 Gr.) Die Einleitung enthält eine kurze hiſtoriſche Erörterung deſſen, was zu dem Geſpräche die Veranlaſſung gegeben; der griechiſche Text iſt nach den gewöhnlichen Ausgaben correct abgedruckt: das Vocabularium ſetzt die erſten Anfänger voraus, welche kein griechiſches Lexikon haben, das ihnen ſonſt dieſelben; ja wegen der frühzeitig anzuſtellenden Übung im eigenen Aufſuchen der paſſenden Bedeutungen, noch beſſere Dienſte geleiſtet haben würde. Übrigens iſt zu bedauern, daſs man die liebe Jugend noch immer durch die am wenigſten ausgebildeten (oder wohl gar durch unächte) Geſpräche Platons in die Lectüre des herrlichen Philoſophen einführt! M. G.

Digitized by Google

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Röwer: *De Platonici ſyſtematis fundamento Commentatio.* Auctore *Jo. Fr. Herbart* etc.

2) Berlin, b. Unger: *Ad. Frid. Ludov. Heindorfium, Epiſtola critica.* Scripſit *A. Ferd. Lindau* etc.

3) Erlangen, b. Gredy und Breuning: *Platonis Dialogus, qui inſcribitur Ἐρασταὶ ſive Amatores.* Edidit D. *Jo. Joſ. Stutzmann* etc.

4) Leipzig, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis* etc.

5) Würzburg, b. Stahel: *Plato's Phädon oder von der Unſterblichkeit der Seele* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*).

Seite 42—47 zeigt Hr. *H.*, wie Parmenides von Platon ſich unterſcheide: wobey der erſtere als der conſequenteſte Lehrer des Abſoluten dargeſtellt wird; ſeine Bedeutung kennen zu lernen (*ut agnoſcant*), werden ſchlieſslich an deſſen Fragmente die Herren *Bruno*, *Spinoza* und *Schelling* verwieſen. Warum nicht auch Platon? Hatte der keines, was iſt dann ſein ἀγαθὸν? Und hatte er eines, muſste er dann nicht von Parmenides lernen, wie man nicht aus der Einheit herausgehen dürfe? S. 47, bey dem Zweifel, ob Platon dieſen Philoſophen auch recht verſtanden, kommt ſo wenig heraus, daſs es hätte fehlen können; doch auch dieſes nehmen wir gerne an. Das Intereſſanteſte iſt aber das Ende, wiewohl wir es nicht verſtehen. Hier demonſtrirt nämlich Hr. *H.*, wie er ſagt, *a priori*, wie die drey Syſteme, des *Parmenides*, *Platon* und *Herakleitos* zuſammenhängen: das Reſultat iſt höchſt überraſchend. An der veränderlichen Erſcheinung muſs etwas beharren, während die daran haftenden Qualitäten ſtets wechſeln; da nun nicht beide als real und ſeyend gedacht werden können, ſo kann man nur das Eine dafür nehmen, entweder das Seyn ſelbſt oder die Qualitäten: jenes iſt des Parmenides, dieſes des Platon Lehre. Daſs Hr. *H.* das alles richtig gemeint hat, glauben wir wohl; aber die Ausdrücke laſſen ſich auf mannichfache Art chicaniren; z. B. da Parmenides das *Eſſe rerum mutabilium* als das wahre Seyn ſetzt, ſo müſste er dergleichen Seyn in der Wahrheit gedacht haben, da es viele *res mutabiles* giebt; denn Hr. *H.* ſpricht davon nicht, daſs er auch die *res mutabiles* aufhob, ſondern nur, daſs die Qualitäten: welches wieder eine neue Chicane zu der vorigen iſt; oder Parmenides und Platon ſeyen ganz einig, beide hielten das Seyende für eine Qualität, d. h. in dem auf Platon angewandten Sinne, für ein Ideelles, einen Begriff für die νόησις, und ſie gingen nur in der Zahl dieſes Seyenden aus einander; oder auch Platon nehme eine höchſte Einheit, eine Idee aller Ideen an, welche doch, als in der alle Gegenſätze aufgehoben ſeyen, mit der parmenideiſchen Einheit zuſammenfalle. Doch das mögen vielleicht nur Worte ſeyn. Im herakleitiſchen Syſteme aber, heiſst es weiter, welches das Seyende eben in das Werden der Qualitäten ſetzt, hätten ſich die Elemente beider vorigen Syſteme durchdrungen: die οὐσία des Parmenides alſo multiplicirt mit den Ideen des Platon gäben die γένεσις des Herakleitos. Dieſes iſt uns zu bunt; die Geſchichte ginge hier den Krebsgang, indem Platon, bey welchem man ſonſt eine Durchdringung aller früheren Syſteme ſucht, das frühere vielſeitigere nur wieder einſeitig gemacht hätte; und nicht Platon alſo, ſondern Herakleitos hätte jene Miſchung von Syſtemen gemacht, welche etliche Alte dem Platon zuſchreiben. Das ſoll wohl nur eine Paradoxie ſeyn; denn hier ſind wir vom geraden Gegentheil vollkommen überzeugt: die Ideen des Platon ſind eine Multiplication der parmenideiſchen οὐσία und der herakleitiſchen γένεσις, indem durch dieſe jener die Vielheit und das Werden, durch jene dieſer die Einheit und das Seyn vermittelt, und ſo der Gegenſatz beider, zu dem lebendigen Weſen der Ideen, als einer völligen Durchdringung dieſer, aufgehoben wird. Sollte man dieſe nicht neue Idee erſt wieder beweiſen müſſen? Wahrlich ſchmerzhaft iſt es, nach ſo vieler Mühe das Reſultat des Ganzen auf den Kopf ſtellen zu müſſen; denn dieſes iſt Hn. *H.* Reſultat: „DIVIDE HERACLITI ΓΕΝΕΣΙΝ ΟΥΣΙΑι PARMENIDIS: HABEBIS IDEAS PLATONIS;“ unſeres aber das Widerſpiel: „*Ducatur Heracliti γένεσις in οὐσίαν Parmenidis: habebis ideas Platonis.*“

Die *Beylage* S. 51—63 iſt, was uns miſsfallen hat, deutſch geſchrieben; was ſoll ſo ein angeflickter Lappen? Sonſt iſt ſie intereſſant: wir erfahren, daſs die Abhandlung vorzüglich für Hn. *H's.* Zuhörer iſt, und „den Hauptnerven derjenigen Vorträge trifft, die er unter dem Namen: *allgemeine Einleitung in die Philoſophie*, halbjährlich zu halten pflegt;“ ſonſt iſt ſie erklärend, dieſe Beylage, beſonders für die griechiſchen Stellen; auch ermahnt ſie zum Nachdenken über die Abhandlung. Von ſeinem eigenen Syſtem, von der Armſeligkeit der neueſten Philoſophie, von der Jünglinge Studium der Philoſophie, worüber er herrlich ſpricht, haben wir Vergnügliches geleſen: beſonders Kerngedanken, welche auf

Digitized by Google

dem Gipfel der Schönheit auch durch die Schrift ausgezeichnet ſind, und dann auch von ihr fallen gelaſſen werden, wie S. 62: „die *Natur ſelbſt* iſt es, welche *mit ungeſtümer Gewalt ins Denken hineinwirft*, und durch ihre Schwierigkeiten und Räthſel u. ſ. w.“ Die Latinität iſt meiſt lobenswerth: Ausdrücke, wie *humani ingenii greſſum* S 8, *omnibus aliis* (*ceteris*) *ſcriptis* S. 41, *contra experientiae fautores* S. 43, und dergleichen, oder den ſonderbaren Titel, der bald ſo ausſieht, als hätte Hr. *H.* die Abhandlung für einen anderen zum Antritt der Profeſſur geſchrieben, und ſich durch die Genitivconſtruction vorzüglich auszeichnet, wird man einem Philoſophen nicht übel nehmen. — Rec. läſst ſich die Mühe nicht gereuen, die Schrift nach Verdienſt gelobt zu haben, und empfiehlt dem Publicum dieſe gehaltvollen Bogen, wenn er gleich wegen einiger beſtrittener Puncte „*die kritiſche Schadenfreude*“ (S. 63) ungern verbergen würde.

Der Vf. von No. 2 erzählt im Eingange mancherley, was ſich von ſelbſt verſteht, z. B. daſs, wer ſo wenig emendirt hat, wie Hr. *L.*, nicht auch den Text noch abdrucken laſſen wird: dann etliche Zeilen *de Timaeo Locro*, wodurch er zeigt, daſs er nichts Beſſeres gewuſst hat. Drey Stellen deſſelben werden verbeſſert; die erſte iſt ähnlich ſchon in der lateiniſchen Überſetzung gefaſst: „*ſic enim ex vario terrae aſpectu eos circumſcribimus atque definimus;* in der zweyten iſt zu ſetzen ὑπάτῳ; bey der dritten kommt nichts heraus. Jetzt zum göttlichen Philoſophen ſelbſt. Gleich die erſte Vermuthung, ᾗ müſſe in ᾖ verwandelt werden, iſt ſo offenbar falſch, daſs wir weiter keine Worte damit verlieren wollen; die Stelle *Tim.* S. 20. *E. Steph.*, Solon rede ſelber hie und da in ſeinen Gedichten von der Freundſchaft mit Dropides, wird ſchief erläutert durch eine Erwähnung des Kritias in den ſoloniſchen Gedichten: wenigſtens hätte doch die Erwähnung des Vaters (πατρὸς ἀκούειν) herausgehoben werden ſollen. Die drey nächſten Emendationen hat Stephanus ſchon; S. 28 A. iſt κατὰ δύναμιν ſtatt καὶ δ. ſehr richtig; wie auch S. 33. C. ὡς δεόμενον ἀναπνοῆς. S. 12—17 wird die Pſychogonie ſo erläutert, wie man ſie nicht erläutern muſs: welche lächerlichen Vermuthungen ſeines Freundes, welche Unkunde verrathenden Behauptungen bringt er hier bey; wie lächerlich macht er ſich über die wahren *commenta* der Platoniker, die er nicht verſtand, nach der Weiſe vornehm thuender Ignoranten luſtig: weſshalb er auch ſchon gezüchtigt worden iſt (ſ. Studien von *Daub* und *Creuzer* Bd. III. Heft 1. S. 46). Die Vermuthung S. 37 B. κύκλος ὀρθῶς ἰὼν für ὀρθὸς, läſst ſich leicht widerlegen durch Menon S. 93. D. ἐπὶ τῶν ἵππων ὀρθὸς ἑστηκώς, wie auch im *Dial. de Virtute* ſteht. S. 19 widerlegt Hr. *L.* eine Conjectur des ſchon erwähnten gelehrten Freundchens, mit der Bemerkung, er würde „*amici futile commentum*“ übergangen haben, wenn nicht das Wort τροφὴ, welches der Freund herauswerfen wollte, ſo mit ὑπεροχὴ vertauſcht werden müſste *Legg. III. p.* 145. *Bip.*, welche Verbeſſerung nicht nur unnöthig, ſondern auch an ſich ſchlecht iſt: τροφὴ iſt aber indeſs auch für jene Stelle gerechtfertigt worden. S. 43. C. iſt die Vermuthung παθόντι nicht übel; aber gleich darauf λυταὶ für αὖται hat ſchon Stephanus; αἰνικτέον aber S. 23 „*verbis adumbrandum eſt,*“ iſt ein *monſtrum lectionis*, ſehr flach aber die Bemerkung von der ſeltenen Verwechſelung des δὲ und τε. S. 24, 25 werden einige im Timäos vorkommende Dreyecke, jedoch nicht eben durch muſterhafte, nur im Geringſten Fleiſs verrathende Demonſtration erläutert. Tim. S. 74. E. iſt κωφότερα eine ſchöne, auch, was ſelten iſt, durch eine Stelle erwieſene Emendation. Mit Gloſſemen wirft der Vf. zu ſehr um ſich; daſs διάφραγμα ein ſolches ſey (S. 32), iſt probabel; aber ἐμποδὼν S. 33 mag ſeine Stelle ruhig behaupten. Doch da es mancherley Richtiges und Falſches hier giebt, welches wir nicht mittheilen können, und da der Charakter des Ganzen auch ſo ſchon anſchaulich iſt: wollen wir nur eine Verbeſſerung des Timäos noch herausheben. S. 77. C. heiſst es von der Pflanze: Διὸ δὴ ζῇ μὲν, ἔστι δὲ οὐχ ἕτερον ζώου, μόνιμον τὲ κατεῤῥιζωμένον πέπηγε, διὰ τὸ τῆς ὑφ' ἑαυτοῦ κινήσεως ἐστερῆσθαι; wo man nur ſchreiben muſs: διὸ δὴ ζῇ μὲν (ἔστι δὲ οὐχ ἕτερον ζώου), μόνιμον δὲ κ. τ. λ., um die Stelle geheilt zu haben; denn δὲ iſt das oft bey Parentheſen ſo ſtatt γὰρ gebrauchte: Hr. *L.* hingegen macht zuerſt eine ſelbſt von ihm verworfene Änderung des δὲ in τε, „*quamvis rarior haec menda,*“ ſodann aber die ſpaſshafte Conjectur ἔστι δὲ οὐχ ἑρπετὸν (ſo ſchreibt er immer ſtatt ἑρπετὸν) ζῶον, und dazu die, wir wiſſen nicht, ob mehr alberne oder anmaſsende Bemerkung: *Notanda eſt Timaei Lexicographi incuria, qui hanc vocem non receperit, niſi forte ante eum hoc mendum jam inſederat* (S. 35).“ Von Unkenntniſs alter Philoſopheme zeigt doch auch die Verwunderung: „*Quod vitam dedit plantis praeter opinionem vulgo receptam, mire convenit ei cum philoſophis recentioribus, qui etiam lapides induxerunt in ſocietatem animalium.*“ Nicht zum Timäos gehörige Verbeſſerungen finden ſich nur etliche, wovon eine ſchon angezeigt worden iſt; S. 36 ſchreibt er zu Anfang des Minos ἄλλο μοι ὃν ἐφάνη, was auch *Schleiermacher* vermuthete; aber weder dieſes, noch das in dieſen Blättern 1807. No. 217 geäuſserte ἀνόμοιον, ſondern vielmehr das ſchon von Stephanus gefundene ἄλλο μοι νῦν ἐφ., welches auch die Leidner Handſchrift hat, iſt das wahre. Aus dieſen Beyſpielen erhellet ſchon, daſs wenig Tiefes hier niedergelegt, ſondern das Meiſte nur oben abgeſchöpft iſt, und daſs der Vf. überhaupt nicht mit der Gelehrſamkeit ausgerüſtet war, welche zu einer Bearbeitung dieſes ſchwierigen Geſpräches erfoderlich iſt, daſs er alſo gar das unermeſsliche Feld nicht kannte, welches einem würdigen Erklärer oder Wiederherſteller deſſelben ſich eröffnen muſs. Er hat einen Tropfen aus dem Ocean geſchöpft, und ſo bliebe vorzüglich der gute Wille zu loben übrig, wenn er nur mit mehr Selbſtkenntniſs verbunden wäre, welches aber, ungeachtet des beſcheidenen Endes („*ardorem animi ſaepe eſſe ſpectandum magis quam epularum apparatum*“), der Fall nicht zu ſeyn

Digitized by Google

ſcheint. Der Druck des Griechiſchen iſt ſehr fehlerhaft; die Sprache iſt zwar nicht unlateiniſch, aber ſehr geziert und geſucht, z. B. S. 33: „*Iſtud* ψιλὴν *confodiam, oppido videlicet otioſum*“ und dergleichen viel. Übrigens bedauern wir das ganz vortreffliche Velin, auf welches unſer Exemplar gedruckt iſt.

Die Vorrede der *Stutzmann'ſchen* Schrift No. 3 ſagt wenig mehr als der Titel, nämlich daſs das Buch für Lernende ſey, wonach er auch die ganze Einrichtung gemacht, den Text in Capitel getheilt, und in den Erläuterungen auch Leichteres zu bemerken nicht verſchmäht habe; damit aber das Verhältniſs dieſes Geſpräches zur ganzen Platoniſchen Philoſophie klar werde: habe er die vorſtehende Abhandlung vorausgeſchickt, woraus dieſes nun ganz einleuchte. Warum hat er denn aber nicht nachgewieſen, welches dieſes Verhältniſs ſey, ſondern verläſst ſich nur auf den Leſer, der aus Vergleichung der Abhandlung mit der platoniſchen Schrift das Reſultat ſelbſt ziehen werde? Doch jene Nachweiſung und dieſe Vergleichung würden auf jeden Fall trügen, da das hier neu herausgegebene Geſpräch ſicherlich unächt iſt, worauf ſchon ein Zweifel der Alten (Diog. L. IX. 37) führt, weſshalb es auch am wenigſten dazu darf angewandt werden, dem Schüler daraus die erſte Idee vom Platon beyzubringen: es iſt aber ein eigenes Schickſal dieſes Philoſophen, daſs gerade aus den untergeſchobenen Schriften die Jugend lange ihn kennen lernen ſollte, und daſs gerade dieſe, wie der *zweyte Alkibiades*, am häufigſten herausgegeben ſind. Aber wie in aller Welt gehet es zu, daſs Hr. *St.*, ungeachtet der Gelehrſamkeit, welche aus der vorgeſetzten Diatribe hervorglänzt, doch keine Kunde haben konnte von jener bey einem gemeinen Schriftſteller erhaltenen Notiz alter Zweifel an der Ächtheit der E aſten, wodurch er (ein Glück, daſs es nicht geſchehen,) ohne Zweifel vielmehr auf die Idee gekommen ſeyn würde, die Verſchiedenheit des Werkchens von platoniſcher Manier und Anſicht darzulegen? Rec. iſt ſo glücklich geweſen, auf dem Wege der hiſtoriſchen Forſchung hinter die einzig richtige Löſung dieſes pſychologiſchen Räthſels zu kommen, und macht auf dieſe Löſung beſonders die Buchhandlungen aufmerkſam, damit ſie in Zukunft wiſſen mögen, wie ſie ſich gegen Hn. *St.* zu benehmen haben. Wir kennen den Hn. *Stutzmann* ſchon als einen ſchamloſen Plagiarius nicht nur aus ſeiner „*Philoſophie des Univerſums*“, wofür er in dieſer Zeitung 1807. No. 112 gezüchtiget worden iſt, ſondern auch aus der Abhandlung: „*de natura et indole rerum publicarum graeciae*“, welches geſtohlene Gut *Göſs Erziehungswiſſenſch. nach den Grundſ. der Gr. u. Röm.* S. 42 dem rechtmäſsigen Herrn wieder zugeſtellt hat; da beide Schriften zugleich mit dieſer hier erſchienen ſind, ſo war auch gleiche Schamloſigkeit hier zu vermuthen. Wir erinnerten uns ſogleich, einen guten Theil der *Stutzmann'ſchen* Gelehrſamkeit in *Fabricii Bibliotheca Graeca* geleſen zu haben; wie S. 7, 8 die ganze Stelle: „*Primus dialogos et analyticam methodum — cum Laërtio nemo dubitat*“, nebſt den gelehrten Anmerkungen wörtlich ausgeſchrieben iſt aus der *B. Gr.* Vol. III, p. 69. *Harles*. und ſo fanden ſich noch eine Menge Stellen, wie S. 3 vergl. *Fabric.* p. 63, S. 5, 6 vergl. *Fabric.* p. 81. Da dieſes in dem erſten Theile der Abhandlung die Hauptſachen ſind: ſo glaubten wir das Plagiat erſchöpft zu haben; als wir aber in dem zweyten Theile bisweilen *Platonis Opera* T. II, T. III und dergleichen (nach Stephanus), bald wieder die Zweybrücker Ausgabe, S. 10 aber gar den *Alcinous* ἐν εἰσαγωγῇ τῶν δογμάτων Πλάτωνος (εἰς τὰ τοῦ Πλάτωνος δόγματα εἰσαγωγή) Lib. III, p. 63, citirt fanden, da doch die ganze Schrift nur 1 Buch von 34 Capp. hat: ſo fand ſich bey weiterem Nachſpüren die Hauptquelle, aus welcher auch das Meiſte genommen iſt, was aus *Fabricius* zu ſeyn ſchien, bey *Brucker Hiſt. crit. philoſ.* T. I, p. 634, 599. *Brucker* hatte jene Parthieen ſelbſt aus *Fabricius* genommen; nur die angeführte Stelle S. 7, 8 iſt wohl unmittelbar aus dieſem. Die 6 erſteren Seiten ſind alſo wörtlich mit wenigen Veränderungen aus *Brucker* a. a. O.; weniges iſt zuſammengezogen; wenige Worte hat Hr. *St. de ſuo* zugethan. S. 10 ff. geht es von Neuem los aus p. 670 ſqq., und man ſehe der Beluſtigung halber nach, wie Alcinous durch das Abirren des Auges hier zu 3 Büchern gekommen iſt. So bis S. 14. S. 16 aber iſt er einfältig genug, eine Stelle aus *Brucker*, um dieſen eines Irrthums zu zeihen, anzuführen; ſonſt wird er nirgends genannt. Hier ſind alſo wenige eigene Worte, und ſchlecht genug, vorgetragen; S. 18 aber kommt er wieder ins Abſchreiben aus p. 689 ſqq. und verharrt dabey bis zu Ende, nur Einiges hinzuſetzend. Und wer weiſs, woher das iſt? Nur dieſes können wir als ſein Eigenthum verbürgen, womit er S. 21 ſchlieſst: „*Atque haec fere eſt ſumma totius philoſophiae Platonicae*“, und wer wird ihm das Eigenthumsrecht dieſes albernen Gedankens ſtreitig machen wollen? Eigenthümlich iſt ihm auch die vortreffliche Ausführung S. 8, 9, warum die dialogiſche Form die vollkommenſte der philoſophiſchen Darſtellung ſey, nämlich als eine Nachahmung der himmliſchen Formen und Geſetze, welchen die Subſtanzen aller Dinge im Univerſum folgten: eben ſo, wie die Planeten und alles in der Welt nach dem Mittelpunct ſtrebte, ſuchten ſich auch die Disputirenden ihrem Mittelpuncte, dem Lehrer, zu nähern; wie ferner die Planeten, wie Töchter der Sonne (man ſieht aus dem Latein, daſs Hr. *St.* ſchreibt; wäre es aus *Brucker*, ſo würden ſie *Söhne* ſeyn), „*in ſe ſibique vivendi amorem ac ſtudium*“ nicht verlaſſen könnten, alſo in Streit geriethen, und zuletzt von der Sonne mit Aufhebung ihres eigenen Lebens verſchlungen würden; eben ſo — doch wer kann die Anwendung nicht machen, welche ſo nahe liegt? Ausziehen muſsten wir auf jeden Fall dieſen genialiſchen Einfall. Die *Anmerkungen* zeichnen ſich aus durch die unſeres Erachtens ſehr glückliche und eben ſo ſcharfſinnige Erfindung, die Gleichheit der Bedeutungen der Wörter durch das Zeichen der mathematiſchen Gleichheit recht deutlich zu machen; der einzige Weg, auf welchem nicht nur die derſel-

Digitized by Google

von ſo nothwendige mathematiſche Schärfe, ſondern auch eine ganz neue Methode, die Begriffsidentität im Raume anzuſchauen, in die Philologie gebracht werden kann. Wenn die Idee von einem erfahrenen Schulmanne ausgeführt würde, konnte ſie für die Pädagogik von Wichtigkeit werden. Übrigens wäre es uns leicht, zu zeigen, daſs das Weſentliche dieſer unnützen Anmerkungen aus dem *Scapula* oder verwandten Wörterbüchern heillos zuſammengeſchrieben; man ſehe nur nach S. 30 φλυαρέω, S. 32 τραχηλίζω, S. 46 διαμάχεσθαι: womit wir dieſes elende Machwerk der rächenden Vergeſſenheit übergeben wollen.

No. 4 iſt ein reinlicher und ziemlich correcter Abdruck des gewöhnlichen Textes, ſo viel wir wiſſen, von einem Schulmanne in Pforta beſorgt. Der Text iſt nach den *Fiſcher*'ſchen Capiteln abgetheilt: immerhin hätte man auch die *Fiſcher*'ſche Recenſion der alten vorziehen können. Wäre die *Heindorf*'ſche Schulausgabe (*Gorgias*, *Apologie*, *Lyſis*, *Charmides*, Berlin 1805) ſchon damals erſchienen geweſen: ſo würde wohl dieſe unterblieben ſeyn. C. 9 iſt *Wolf's* bekannte Verbeſſerung (vermiſchte Schriften No. XVI) unter dem Texte bemerkt.

No. 5 iſt ein Abdruck des Phädon, bey welchem der *Fiſcher*'ſche Text zum Grunde gelegt iſt; doch iſt bisweilen aus eigener Gelehrſamkeit etwas geändert, wie S. 3, ἤγγελλε aus den älteren Ausgaben, und S. 4, Z. 12, ἀρχὴ δ' ἐστι ſtatt ἔστι. Man ſieht, daſs der Corrector beſſer gethan hätte, Alles beym Alten zu laſſen. Hätte er doch lieber dafür geſorgt, die vielen Fehler, beſonders in der Accentuation, zu verbeſſern; denn ſo ſtehet die Ausgabe auf gleicher Stufe der Correctheit mit der bekannten *Harles*'ſchen der demoſthenischen Rede *de corona*. Zum Beweiſe ſtehen hier die auf S. 4 vorkommenden Fehler. Z. 2 ſteht ποτε nach Θησευς. Z. 3 iſt ἐκεινυς, ἔσοσι. Z. 6 ἠν. Z. 9 δημοσια Z. 12 ἱευρευς. Z. 16 μεταξυ und δικης. Z. 17 θανατον. Z. 18 τὶ ſt. τι, und τινος ſt. τινες. Z. 21 fehlt nach οὐδαμῶς das Colon. Z. 22 ſteht σαφέστατα. Übrigens iſt in der Mitte der Zeilen (man ſieht es kaum) die *Fiſcher*ſche Capitelabtheilung bemerkt. Hätte man erſt die Druckfehler in den Buchſtaben verbeſſert: ſo wäre das Büchlein auf Schulen gut zu gebrauchen; denn die groſse Menge der Verſtöſse gegen die richtige Accentuation könnte dem Lehrer gerade Gelegenheit geben, dieſelbe ſeinen Schülern um ſo mehr einzuüben; ein Verdienſt, woran freylich dem Corrector und Verleger der Ausgabe kein Theil zuzumeſſen iſt.

Bh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: كتاب قصة العشر وزرا وما جرا لهم مع ابن الملك ازاد بخت. *Hiſtoria decem Veziroruin et filii Regis Azad Bacht*, inſertis undecim aliis narrationibus. In uſum tironum ad codicem manu ſcriptum Cahirenſem edidit *Guſtavus Knös*. 1807. VIII u. 114 S. 8. Ein König, Azad Bacht, der in alter Zeit von den Grenzen Sedolſcheſtans bis an das Meer herrſchte, trifft auf der Jagd die ſchöne Tochter ſeines Vezirs Aſtanend, und führt ſie, ohne die Einwilligung ihres Vaters, in ſein Hharem. Dieſer, darüber entrüſtet, bringt in Verbindung mit den Groſsen des Reichs eine Empörung zu Stande. Der König flieht mit ſeiner geraubten Gemahlin. Auf der Flucht gebiert ſie einen Sohn, den die Ältern, von den Feinden verfolgt, in der Wüſte zurücklaſſen müſſen. Der Anführer einer Räuberbande findet den Säugling, nimmt ihn mit ſich, und erzieht ihn. Der vertriebene König erobert mit Hülfe des Königs von Perſien ſein Reich wieder, und ſucht nun vergeblich den verlornen Prinzen. Dieſer, der ſeinen Pflegvater, den Räuberhauptmann, auf ſeinen Zügen begleitet, wird einſt unerkannt im Gefecht mit einer Caravane gefangen und dem Könige geſchenkt, der ihn ſehr lieb gewinnt und zum Schatzmeiſter erhebt. Das unbeſchränkte Vertrauen, das der König in ihn ſetzt, erregt den Neid der zehen Veziere, die lange vergebens den Günſtling zu ſtürzen ſuchen. Endlich führt der Zufall ihnen doch eine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen, herbey. Im Rauſche verirrt ſich der Schatzmeiſter einſt in die Zimmer der Königin, wo er einſchläft, und in dieſem Zuſtand vom Könige gefunden wird. Trotz aller Betheurungen, nicht in irgend einer ſtrafbaren Abſicht an dieſen Ort gekommen zu ſeyn, wird er doch, auf das falſche Zeugniſs der Königin, die die zehn Veziere für ſich zu gewinnen gewuſst hatten, zum Tod verurtheilt. Er erzählt nun die Geſchichte eines Kaufmanns, den unverſchuldet ein ſonderbar widriges Geſchick bis zu ſeines Lebens Ende verfolgte, wodurch der König bewogen wird, die Hinrichtung noch um einen Tag zu verſchieben. An jedem der folgenden zehn Tage iſt einer der Veziere geſchäftig, die Hinrichtung zu befördern, und an jedem erzählt der Verurtheilte eine Geſchichte, die darauf angelegt iſt, die nachtheiligen Folgen der Übereilung zu ſchildern. Endlich erſcheint am letzten Tage, gerade als die Hinrichtung wirklich vollzogen werden ſoll, der Räuberhauptmann, welcher den Jüngling erkennt, und durch ſeine Erzählung den König überzeugt, daſs es ſein eigener Sohn ſey. Nun wird der Prinz losgeſprochen, der Räuberhauptmann belohnt, und die zehn Veziere müſſen ſelbſt erleiden, was ſie dem Schatzmeiſter zugedacht hatten.

Dieſe Erzählung im Geſchmack der *Tauſend und Eine Nacht* wurde Hn. *K.*, jetzt als Lector der orientaliſchen Sprachen auf der Univerſität zu Upſala angeſtellt, während ſeines Aufenthalts zu Paris von ſeinem Lehrer im Arabiſchen, *Mardochè* aus Tunis, aus einem zu Kahira geſchriebenen Codex mitgetheilt. Da das Werkchen in einer planen und flieſsenden Schreibart abgefaſst, und zugleich unterhaltend iſt: ſo hielt es der Herausgeber für geſchickt, als ein Leſebuch für Anfänger gebraucht zu werden. Dazu finden auch wir es allerdings recht paſſend. Nur darf der Lehrer nicht verſäumen, ſeine Schüler auf die hie und da vorkommenden Verſtöſse gegen die grammatiſche Richtigkeit des Ausdrucks, der ſich oft der Sprache des gemeinen Lebens nähert, aufmerkſam zu machen. So ſteht z. B. immer ابنت ſtatt بنت; das den Accuſativ anzeigende ا nach كان wird öfters weggelaſſen; ابوها ſteht S. 2 für اباها, und oft iſt, wo ابو ſtehen ſollte, dafür ابي geſetzt. S. 114 ſteht ſogar nach في der Accuſativ فرجا. Eine franzöſiſche, möglichſt treue Überſetzung, und eine mehr wörtlich lateiniſche, mit grammatikaliſchen Anmerkungen verſehen, verſpricht Hr. *K.* künftig zu liefern.

By.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1808.

ROMISCHE LITERATUR.

1) ALTONA, b. Hammerich: *Des M. T. Cicero auserleſene Reden*, überſetzt und erläutert von *Carl Friedrich Wolff*. B. I, welcher die Reden für den Sextus Roſcius aus Ameria, für die maniliſche Bill, gegen Lucius Sergius Catilina, und für den Dichter Aulus Licinius Archias enthält. 1805. 535 S. B. II, welcher die Reden für den Aulus Cluentius, T. A. Milo, den Quintus Ligarius und für den König Dejotarus enthält. 1807. 548 S. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

2) OLDENBURG, b. Schulze: *M. Tullii Ciceronis in L. Catilinam Oratio ſecunda*. Des M. Tullius Cicero zweyte Rede wider L. Catilina überſetzt nebſt beygedrucktem lateiniſchem Text, kritiſchen Anmerkungen und erläuterndem Commentar von Dr. *Johann Tobias Gottlieb Holzapfel*, kurfürſtl. heſſiſch. Profeſſor der Theologie und Beredſamkeit zu Rinteln. 1807. 164 S. 8. (12 Gr.)

Hn. *Wolff's* No. 1 aufgeführtes Werk gehört zu den fleiſsigen Arbeiten in ſeiner Art; doch was die Überſetzung betrifft, ſo können wir dieſe nicht für ſehr vorzüglich erklären, wenn wir an den Überſetzer nicht bloſs die Foderung machen, daſs er im Allgemeinen den Sinn der Stelle richtig auffaſſe, ſondern auch jedes Wort und jede Redensart mit den eigenthümlichſten Ausdrücken in ſeiner Sprache vertauſche, jede Wendung, ſo viel möglich, mit der energievollen Kürze der Kraft und dem Wohllaute des Originals in die Überſetzung herüberziehe, während er in der Wortſtellung und dem Periodenbau mit der Leichtigkeit ſich bewegt, wie es ſeine Sprache erlaubt. Wir wollen unſer Urtheil, indem wir die erſten Perioden des 1 Cap. der *Rede pro Milone* durchgehen, beſtätigen, und alsdann einige Bemerkungen über den beygefügten Commentar hinzuſetzen.

In dem ganzen erſten Satze herrſcht, wie beynahe durchgehends, ein breiter Vortrag, indem theils einzelne Worte und Redensarten nicht kurz genug ausgedrückt ſind, theils das, was nach dem deutſchen Sprachgebrauch beſſer verbunden würde, durch Zwiſchenſätze aus einander gerückt wird, oft mehr als es im Lateiniſchen geſchieht, dem die periodiſche Diction doch eigenthümlich iſt. Hr. *W.* überſetzt nämlich die Worte: *Etſi vereor, judices, ne turpe ſit, pro fortiſſimo viro dicere incipientem timere,* alſo: *Zwar beſorge ich, ihr Richter, daſs es mir nicht ehrenhaft ſey, indem ich für den tapferſten Mann zu reden anfange, Furcht zu empfinden.* Das Wort *ehrenhaft* iſt ungewöhnlich. Warum nicht lieber das *turpe* durch *ſchimpflich* geben, und die ganze Stelle kürzer: „Wiewohl ich, Richter, befürchte, daſs es ſchimpflich ſey, die Vertheidigung eines braven Mannes mit Schüchternheit zu beginnen." Wenn es dann im Original weiter heiſst: *Minimeque deceat, quum T. A. Milo ipſe magis de reipublicae ſaluti, quam de ſua perturbetur, me ad ejus cauſſam parem animi magnitudinem adferre non poſſe:* ſo ſchreitet der Überſ. mit einem *daſs, da* weiter, und macht durch Trennung zuſammengehöriger Worte die deutſche Überſetzung gedehnt. Er überſetzt nämlich ſo: *Und daſs, da Milo ſelbſt über ſeine eigene weniger, als des Staates Erhaltung beunruhiget iſt, es mir mit nichten anſtehe, mich der Vertheidigung deſſelben nicht mit gleicher Seelengröſse unterziehen zu können.* Man laſſe doch lieber das *minimeque deceat*, auch im Deutſchen an demſelben Orte, und fahre, in Verbindung mit der obigen Überſetzung etwa ſo fort: „und nichts weniger denn ziemlich, bey Vertheidigung eines Milo, dem des Staates Wohlfahrt mehr Unruhe macht, als ſeine eigene, nicht eine gleiche Seelengröſse zu zeigen." Nun der Nachſatz: *tamen haec novi judicii nova forma terret oculos, qui quocunque inciderint, conſuetudinem fori et priſtinum morem judiciorum requirunt.* Hier überſetzt Hr. *W.*: *aber dieſes ungewöhnlichen Gerichtes ungewöhnliche Geſtalt erfüllt mit Schreckbildern die Augen, die, wohin ſie ſich ſenken, die alte Gewohnheit des Marktes, und die ehemalige Sitte der Gerichte umſonſt aufſuchen.* Indem der Überſ. von dem einfachen *terret oculos* abweicht, ſagt er mehr und mithin nicht das, was der Redner ſagt, wie die gleich folgenden Worte beweiſen. Dann warum *inciderint* durch *ſich ſenken*, und nicht das natürlichere und richtigere, *wohin der Blick oder das Auge fällt? Die alte Gewohnheit des Marktes* ſcheint wieder zu wörtlich und mithin undeutſch zu ſeyn, und das Wort *Markt*, womit überall *forum* überſetzt wird, veranlaſst nichts weniger als römiſche Ideen. Richtiger etwa ſo: „Doch des neuen Gerichtes neue Form ſchreckt mein Auge, das wohin es auch fällt, des Forums alte Gebräuche, und die vorige Art Gericht zu halten vermiſst." In dem folgenden Satze wollen wir bloſs die Überſetzung der Worte erwähnen: *ut in foro et judicio, quanquam ſalutaribus et neceſſariis praeſidiis ſepti ſumus, tamen ne non timere quidem ſine aliquo timore poſſimus.* Hr. *W.* giebt ſie: *So daſs wir auf dem Markte und vor Gerichte, obwohl von heilſamen und nothwendigen Wachen umringt, nicht einmal*

furchtlos ohne einige Furcht ſeyn können. Was das heiſsen ſolle, *wir können nicht einmal furchtlos ohne einige Furcht ſeyn*, verſteht Niemand, der nicht das Original zur Hand nimmt. Wir würden ſagen: „Daſs wir uns nicht ſicher fühlen, ohne doch noch einige Furcht zu verſpüren, oder wie Schelle: *können wir uns doch nicht darüber beruhigen, ohne noch immer einige Furcht zu verſpüren.*“ Die folgende Stelle: *quae ſi oppoſita Miloni putarem, cederem tempori judices,* u. ſ. w. überſetzt Hr. *W.* ſo: *Wenn ich dieſe Wachen gegen Milo ausgeſtellt glaubte, würde ich der Zeit nachgeben.* Erſtlich aber iſt *der Zeit nachgeben* ein ungewöhnlicher und unverſtändlicher Ausdruck; dann möchte auch wohl der erſte Satz auf folgende Art geſchmeidiger ausgedrückt ſeyn: „Müſste ich glauben, daſs dieſe Wachen gegen Milo gerichtet wären, da würde ich mich, von den Umſtänden genöthigt, zurückziehen,“ oder wie Schelle: *ſo würde ich mich der traurigen Nothwendigkeit ergeben, und nicht wähnen, als wenn da* u. ſ. w. Im folgenden Satze: *ſed me recreat Cn. Pompeji, viri ſapientiſſimi, conſilium,* iſt *conſilium* von Hn. *W.* durch *Beſonnenheit* gegeben, da es doch *Vorſicht* heiſsen muſs, weil es auf die Sicherheitsmaſsregeln geht, die Pompejus traf. — Doch wir würden die Grenzen unſerer Recenſion zu weit ausdehnen, wenn wir weiter fortführen; auch wird es des Beleges genug ſeyn für das, was wir im Allgemeinen über die Überſetzung oben ſagten. Wir kommen zum Commentar. Die beygefügten Anmerkungen erläutern, mit Übergehung alles deſſen, was zunächſt die Sprache angeht, und mit Weglaſſung aller Citate, hauptſächlich das Hiſtoriſche, und das aus den Antiquitäten zu wiſſen Nöthige, doch auch dieſes oft zu weitläuftig, wie z. B. S. 391, wo Hr. *W.* über die Gerichte der Römer ſpricht, u. a. a. O. Über ſchwierige Stellen, beſonders wo kritiſche Schwierigkeiten zu beſeitigen ſind, unterläſst der Herausg. nie, ſich weitläuftiger zu verbreiten; doch eben hier können wir nicht immer ſeinem Urtheile beytreten. Z. B. Cap. 13, wo Cicero den Helfershelfer des Clodius, den Sextius Clodius, das Archiv des erſteren zu öffnen auffodert, um die Welt zu überzeugen von den Plänen, die man zum Untergange des römiſchen Staats gemacht habe; wo er ihm ſpöttiſch die Ruchloſigkeit Schuld giebt, daſs er ſeinen Verwandten unbeerdigt habe auf dem Foro liegen laſſen, und dann hinzuſetzt: *quam rem etſi nefarie feciſti, tamen, quoniam in meo inimico expromſiſti crudelitatem tuam, laudare non poſſum, iraſci certe non debeo.* Hier verwirft zwar der Herausg. alle Verbeſſerungen und Erklärungen der Ausleger, und namentlich die ſo annehmliche Schelliſche: *ſi non laudare poſſum;* aber er giebt eine andere Lesart, die völlig unlateiniſch iſt. Irriger Weiſe nämlich bezieht er das *quoniam* auf *laudare non poſſum* und lieſt: *quam rem etſi nefarie feciſti, tamen, quoniam, quam in meo inimico crudelitatem expromſiſti, tuam laudare non poſſum.* Wie iſt es möglich, daſs in dieſem Zuſammenhange *tuam* nach *quam* folgen könne? Die Stelle gehört zu denen, wo man eine bloſse Nachläſſigkeit im Ausdrucke bemerken muſs. Eigentlich ſollte Cicero ſagen: *tamen, quoniam in meo inimico expr. crudelitatem tuam, iraſci non debeo.* Die Worte *laudare non poſſum* muſs man daher als zur Seite geſprochen, in Parentheſi ſich denken; weil er aber einmal geſagt hat *laudare non poſſum*, ſo ſetzt er hinzu *iraſci certe non debeo*, da eigentlich *certe* nicht ſtehen ſollte. Cap. 19, wo Cicero den Grund der ſchnellen Abreiſe des Clodius nach Rom, um nämlich zum Teſtamente des ſterbenden Cyrus noch zu erſcheinen, als verdächtig aufſtellt, ſagt er: *quae cauſſa cur Romam properaret? cur in noctem ſe conjiceret? quid adferebat cauſſam feſtinationis? quod heres erat?* Hier können wir uns nicht von der Vollwichtigkeit des Grundes überzeugen, aus welchem der Herausg. ſich bewogen fühlt, die Schelliſche Meinung, zu leſen: *quid adferebat feſtinationis, quod heres erat,* mit Weglaſſung des Fragezeichens vor *quod* und des Wortes *cauſſam* als Gloſſe zu verwerfen. Hr. *W.* fragt nämlich ſonderbarer Weiſe: *was konnte denn der Umſtand, daſs er Erbe war, bringen?* Es ſteht ja da *quid feſtinationis*, als das, was veranlaſst ſeyn ſollte, während *quod heres erat* der veranlaſſende Umſtand iſt. Allein Hr. *W.* hat ſich einmal überredet, daſs man bey *quid adferebat* ſchlechterdings *emolumenti* ſuppliren müſſe; daher er denn auch mit vielen Auslegern leſen will: *quid adferebat feſtinatio.* Doch warum ſollte *adferre* nicht gebraucht werden können, ohne daſs man *emolumenti* ſupplirte? Conſtruirt man denn nicht dieſs Verbum mit *damnum* wie mit *laetitiam*, mit *dolorem* u. ſ. w.? Warum ſollte man alſo nicht eben ſo gut auch ſagen können *quid feſtinationis adferebat, quod etc.?* Wie paſst auch dann nach Hn. *W.* Lesart die Frage, *quod heres erat*, in die Rede? — Wenn in der Stelle, wo Cicero den Pompejus anredet; *erit, erit illud profecto tempus, et illuceſcet dies, quum tu ſalutaribus, ut ſpero, rebus tuis, ſed fortaſſe motu aliquo communium temporum immutatis — fortiſſimi viri animi magnitudinem deſideres,* der Herausg. ſtatt *ſalutaribus*, *ſalvis* leſen will, (in wiefern *ſalutaris* nie ſo viel als *ſalvus* bedeute), weil es ein Verſtoſs ſey gegen Pompejus, wenn Cicero ſage: *deinen, wie ich hoffe, heilſamen Plänen:* ſo iſt dieſe Bedenklichkeit offenbar zu weit getrieben, und wenn Cic. dem Pomp. auch noch mehr geſchmeichelt hätte, ſo konnte er dennoch in dieſem Zuſammenhange ſagen: *ſalutaribus, ut ſpero, rebus tuis.* Was aber die Hauptſache iſt: wie können des Pompejus *res ſalvae* und zugleich *temporum motu immutatae* ſeyn? Die Stelle Cap. 31: *eſt, eſt profecto illa vis, neque in noſtris corporibus et in noſtra imbecillitate, ineſt quiddam quod vigeat et ſentiat, et non ineſt in tam praeclaro motu naturae,* überſetzt Hr. *W.* ſo: *ja es iſt eine obwaltende Kraft, denn iſt ſchon in unſeren hinfälligen Körpern eine wirkende und empfindende Kraft, wie ſollte ſie nicht in der groſsen Natur ſeyn;* aber ganz gegen die Worte des Textes, über deren Sinn der Herausg. in dem Commentar ſich gar nicht erklärt hat, was doch ſehr nöthig war. *Schelle* glaubte zwar nicht, hier den Text ändern zu müſſen; allein in ſei-

ner Erklärung: *er läſst ſich nicht ohne Ungereimtheit denken, daſs in unſeren Körpern etwas exiſtire u. ſ. w. und doch gleichwohl nichts der Art im Univerſum*, wie auch Erneſti die Worte verſtand, befriedigt er keineswegs. Wer hier *neque* und *et non* als Verbindungspartikeln in einem Satze anſieht, fühlt immer noch Dunkelheit und Sonderbarkeit der Diction und kommt nicht aufs Reine. Man theile den Satz in zwey, und mache den letzten zum Fragſatz: *Eſt, eſt profecto illa vis, neque in noſtris corp. et n. imbecillitate! Ineſt quiddam quod vigeat et ſentiat, et non ineſt in tam praeclaro motu naturae?* ſo bekommt die Stelle ihr gehöriges Licht.

Wir übergehen die Rede *pro Ligario*, um noch Raum zu behalten zu einer Bemerkung über eine ſchwere Stelle *pro Dejot.* C. 5, die den Herausg. ebenfalls zu einem ſonderbaren Irrthum verleitet hat. Cicero ſagt hier vom Dejotarus: *quonam ille modo, cum regno, cum domo, cum conjuge, cum cariſſimo filio distractus eſſet, tanto ſcelere non modo perfecto, ſed etiam cogitato?* Dieſe Worte werden ſo überſetzt: *wie hätte er mit ſeinem Hauſe, ſeiner Gattin, mit ſeinem geliebten Sohne der Zerreiſsung ſich erwehren können, wenn er ein ſo groſses Verbrechen, ich ſage nicht vollendet, ſondern nur gedacht hätte?* Ohne zu erwähnen, daſs es wohl ein etwas unbeholfner Ausdruck iſt: *der Zerreiſsung ſich erwehren*, ſo verband doch wohl Hr. *W.* mit dieſen Worten keinen anderen Sinn als den der Trennung des Königs von ſeinem Reiche u. ſ. w.; denn in dem Sinne es zu nehmen, wie Patricius, daſs es *discerpi* bedeute, kam ihm wahrſcheinlich nicht in die Gedanken. Aber wie kann *cum aliquo distrahi* ſo viel bedeuten als *ab aliquo?* In dem Commentare wird die Stelle mit Stillſchweigen übergangen. *Erneſti* ſagt bey den Worten *quonam ille modo*, mit vollem Rechte: *ſententia non eſt plena*. Man muſs hier nach den Worten *quonam ille modo*, eine Ellipſe oder Apoſiopeſe annehmen, dieſe Worte von den folgenden durch einen Gedankenſtrich trennen, und hinzudenken *ille talia facere poterat*. Vorher hieſs es: *ut enim omittam, cujus tanti ſceleris fuerit, hoſpitem necare; cujus tantae importunitatis, omnium gentium lumen extinguere, cujus etc.*, und nun der Nachſatz: *quonam ille modo? — diſtractus eſſet etc.* — Wir enthalten uns anderer Bemerkungen über Cap. 7, wo die Worte *quum in caſtellum Luccejum ventum eſſet*, fälſchlich für ein Gloſſem gehalten werden, ſo wie über Cap. 7, wo *quid tum?* nach dem Herausg. in *quid tu* verwandelt werden ſollen, und gehen zu No. 2 über.

Dieſe Überſetzung zeichnet ſich nicht bloſs durch genaue Wahl der paſſendſten Ausdrücke und Redensarten vor jener aus, ſondern ſie charakteriſirt ſich überhaupt durch Kunſtſinn in glücklicher Nachahmung der Kürze, der Kraft, der Ironie, des Wohllauts, mit einem Worte der Eigenthümlichkeiten ihres Originals ſehr vortheilhaft. Wir ſetzen zur Probe hier den Anfang des 1 Cap. her.

„Endlich einmal, Quiriten, haben wir den L. Catilina, der vor Verwegenheit raſte, nach Hochverrath ſchnaubte, Untergang dem Vaterlande ruchlos bereitete, euch und dieſe Stadt mit Feuer und Schwerdt bedrohte, aus Rom — wie ſoll ich ſagen? — geſtoſsen, oder hinausgelaſſen oder bey ſeinem freywilligen Abzug mit einem Lebewohl begleitet: Fortgegangen, entwichen, entronnen, hinausgeſtürzt iſt er! Kein Unheil wird nun dieſes Scheuſal und Ungeheuer unſerer Stadt in ihren Mauern mehr bereiten! Dieſen Einen Anführer des innerlichen Kriegs haben wir nun unſtreitig beſiegt. Nicht mehr wird nun ſein Dolch unſerer Bruſt zu nahe kommen. Nicht auf dem Marsfeld, nicht auf dem Forum, nicht in der Curie, nicht mehr in unſerer eigenen Wohnung iſt er furchtbar. Aus der Stadt verdrängt iſt er aus ſeiner furchtbaren Stellung. Öffentlich können wir nun mit unſerm Feinde ohne Hinderniſs einen förmlichen Krieg führen."

Indeſs will Rec. nicht leugnen, daſs es hin und wieder einer Nachhülfe und Abänderung bedürfe, um dieſer Überſetzung einen noch höheren Grad von Vollkommenheit zu geben. Der *Anmerkungen* ſind freylich, wie der Herausg. ſelbſt in der Vorrede geſteht, viel, und man findet viel Bekanntes neben Unbekanntem. Allein Hr. *H.* glaubte, daſs er die Leſer auch nicht überſehen dürfe, die in dem Bekannten manches für ſie Intereſſante fänden; ſowie auch ſeine Abſicht nicht zu verkennen iſt, alle wichtigen Erklärungen und Kritiken ſeiner Vorgänger im Commentare zu umfaſſen, und ſie mit ſeinen Anſichten, Beurtheilungen und Zuſätzen in ein Ganzes zu verweben. Bey ſchwierigen Stellen namentlich iſt das Streben des Hn. *H.* unverkennbar, das Wahrſcheinlichſte auf eine genaue und möglichſt gründliche Art auszumitteln, und jeder wird ihm zugeſtehen, daſs ſein Commentar eine Probe von philologiſcher Gründlichkeit und richtiger Beurtheilung iſt. Um dem Vf. einen Beweis unſerer Aufmerkſamkeit zu geben, ſetzen wir einige Stellen her, wo wir von ſeinem Urtheile abweichen. Cap. 3, wo ſich Cicero über den zuſammengeleſenen Haufen des Catilina verächtlich ausdrückt. *Itaque ego illum exercitum et Gallicanis legionibus et hoc delectu, quem in agro Piceno et Gallico Metellus habuit, — magnopere contemno.* Hier ſucht der Herausg. in einer langen Anmerkung zu beweiſen, daſs man *pro Gallic. leg.* (was Lambinus in einer alten Handſchrift fand, aber in *prae* verwandelte), leſen müſſe. Er ſucht ſolches durch eine Stelle aus *Nep. Eum. pro dignitate et pro amicitia amplo funere eum efferri curavit*, wo man dieſs *pro* nicht anders als *in Rückſicht* überſetzen könne, zu beweiſen, und meint überhaupt, daſs man ſtatt des unlat. *ratione* überall *pro* ſetzen müſſe. Von dieſer Meinung des Herausg. würde man ſich ſchwer überzeugen können. Im Gegentheil behaupten wir, daſs *pro* niemals ſo viel als der unbeſtimmte Ausdruck im Deutſchen *in Rückſicht* bedeute, ſondern, es ſtehe wo es wolle, z. B. *pro viribus aliquid agere, pro dignitate laudare, pro tempore, pro ſuo ſenſu quisque loquitur, pro eo ac debuit*, überall ſo viel ſage, als *nach Maſsgabe deſſen, ſo weit dieſs oder jenes es nöthig macht oder erlaubt.* Ja, in jener Stelle des Nepos können wir nicht einmal mit dem unbeſtimmten *in Rückſicht* dieſes *pro* verwechſeln, in wiefern man eher ſagt, *vermöge ſeines Anſehens*, oder *weil er ein angeſehener Mann war, ließs er ihn feyerlich begraben.* Die andere Stelle aus d. Epam. *omnes terrarum divi-*

Digitized by Google

tias accipere nolo pro patriae caritate, wo der Vf. wünſcht, die Meinung des Herausg., deſſen Anmerkung er citirt: häufig werde, wie in dieſer Stelle, *pro* ſo gebraucht, daſs es ſo viel heiſse als *im Vergleich*, bewieſen zu ſehen, gehört ſammt jener Anmerkung, eigentlich nicht hieher. Denn *pro* hat allerdings, und überall dieſe Bedeutung, wo es nämlich offenbar für *an Statt* ſteht, aber auch nur da. — Nachdem Cicero die Armee des Cat. beſchrieben, und die in Rom zurückgebliebenen Genoſſen, ſo ſagt er Cap. 3: *Qui ſi hic permanent, mementote, non tam exercitum illum eſſe nobis, quam hos, qui exercitum deſeruerunt, pertimeſcendos.* Die Worte, *qui exercitum deſeruerunt*, werden im Commentar wörtlich genommen, als hätten ſie wirklich die Armee verlaſſen, und wären nach Rom zurückgekehrt; allein es iſt wohl nicht nöthig anzunehmen, daſs ſie bey der Armee geweſen waren, worauf die Stelle *pro Mur.* 37 führt: *Non tam timendus eſt exercitus Catil. quam iſti, qui illum deſeruiſſe dicuntur. Non enim deſeruerunt; ſed ab illo in ſpeculis atque inſidiis relicti, in capite ac cervicibus noſtris reſtiterunt.* Überdieſs erwähnt Cicero ſo eben, daſs Cat. in der vergangenen Nacht mit ihnen den Plan zur Anzündung der Stadt, und zur Ermordung der Patrioten entworfen. Wir glauben daher, daſs Cicero dieſe Worte mehr ſpottweiſe, und gleichſam des Gegenſatzes wegen, hinzuſetzte; weil er vorher geſagt hatte: *Non tam exercitum nobis pertimeſcendum.* In dem 9ten Cap. haben alle Ausleger geglaubt, daſs in den Worten: *Hi ſunt ex iis colonis, quas Faeſulis Sulla conſtituit, Faeſulis* ein Gloſſem ſey, welches aus der folgenden Rede, wo es heiſst, *quos Sulla Faeſulas deduxit*, in dieſe genommen; allein wenn man die Stelle *pro Mur.* 24 vergleicht, wo er die Begleiter des Catilina ſchildert, und hinzufügt, *circumfluente colonorum Faeſulanorum exercitu*: ſo muſs man mit Grund vermuthen, daſs es hauptſächlich die Faeſulaner waren, die von den ſullaniſchen Coloniſten ſich durch Verſchwendung Schulden zuzogen, und um ſich aus ihrer verzweifelnden Lage zu reiſsen, zum Catilina geſchlagen hatten. Daher denn Cicero eben ſo nöthig fand, in der zweyten Rede das *Faeſulae* hinzuzuſetzen, wie in der anderen. Im 11ten Cap. vergleicht er Catilinas Kräfte mit denen des Volks, um zu zeigen, welch ein ungleicher Kampf es ſey: *Primum gladiatori confecto et ſaucio conſules imperatoresque veſtros opponite; deinde contra illum naufragorum ejectam et debilitatam manum florem totius Italiae adducite. — Jam vero*, fährt er fort, *urbes coloniarum et municipiorum reſpondebunt Catilinae tumulis ſylveſtribus.* Wenn man hier berückſichtigt hätte, daſs er die Perſonen, welche ſtritten, bereits in den vorhergehenden Worten verglichen hat, und daſs in dieſer Stelle von denſelben nicht mehr die Rede ſeyn könne: ſo würde man weder die Stelle zu verändern geſucht, noch eine gezwungene Erklärung verſucht haben. Der Herausg. will unter *urbes coloniarum* die Einwohner der Städte, unter *tumuli ſylveſtres* aber die Bauern verſtehen, die Catilina in den Gebirgen zuſammengezogen hatte. Weit natürlicher iſt es anzunehmen, daſs Cicero hier die Lage des Catilina, als eines Vertriebenen, der keinen Ort hat, wo er ſich halten und vertheidigen kann, ſchildert. Von unſerer Seite denken wir uns die Städte der Colonieen und Municipien, von der anderen Catilinas Waldhügel, will Cicero ſagen, denn das iſt der einzige Ort, wo er ſich vertheidigen und hinretten kann. — Übrigens wiederholen wir das Urtheil, das wir bereits theilweiſe ausgedrückt haben, daſs die ganze Arbeit ein rühmlicher Beweis von Überſetzertalent, interpretatoriſcher Genauigkeit und Sprachkenntniſſen iſt. W.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Danzig*, b. Goldſtamm: *Cäcilie von Hohenberg.* Ein romantiſches Gemälde. 1804. Zwey Theile. 238 u. 99 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Dieſes romantiſche (?) Gemälde ſtellt recht anſtändige, honette, mit unter auch einige fromme Situationen aus dem menſchlichen Leben dar; nicht minder Naturſcenen, Perſonen allerley Standes, und was dem anhängt: nur ſcheint noch die ungeübte, verſuchende Hand überall zu ſehr durch, und der ganzen Compoſition gebricht die nothwendige Einheit. Die groſse Laſt aber, die auf dem Ganzen drückt, iſt das Gemeine und Alltägliche, das faſt jeder Schilderung anklebt. Statt zu ſagen z. B. es war Abend, heiſst es hier: „Schon hatte die hehre Königin des Tages ihr Geſchaft auf der dieſſeitigen Halbkugel vollendet, und eilte, ihren Glanz der entgegengeſetzten zuzuwenden; nur noch ein ſchwacher, roſenfarbener Schimmer, der Wiederſchein ihres untergehenden Lichtes, umfloſs den Horizont. Der Schwüle eines heiſsen Sommertages folgte eine ſanfte, erfriſchende Kühle. Die von der Glut des Tages niedergeſenkten Häupter der Blumen erhoben ſich, und ſtrömten ihre Wohlgerüche in die Atmoſphäre aus; Schaaren von Krähen und Dohlen eilten mit lautem Gekrächz den Kirchthürmen und Dächern zu." Und ſo geht es noch eine halbe Seite fort. Statt zu ſagen, *als das Frühjahr kam, heiratheten ſie ſich*, gebraucht der Vf. folgenden Plunder von Worten: „Die Tage des Winters vergingen allmählich, und machten dem belebenden Frühlinge Platz. Eis und Schnee zerronnen, neues Grün *ſprieſste* aus der Erde, den Bäumen *entſproſsten* Knoſpen, Veilchen und Schneeblumen blüheten auf. Auf den Bergen ertönten wieder der Heerden frohes Geblöck und der Hirten muntere Geſänge. Lerchen und Nachtigallen lieſsen ſich hören, Alles athmete neue Luſt. Da *verband* feyerlicher Segen des Prieſters *die Hände* der Liebenden, und weihete das heilige Bündniſs ein." Ein Hundert Seiten weniger, und das Buch würde ſich — vielleicht ohne ein romantiſches Gemälde zu ſeyn — recht gut leſen laſſen. Sp.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Schauſpiele von Heinrich Zſchokke.* Erſter Band. 1) *Marſcholl von Sachſen*; 2) *Die eiſerne Larve.* 1804. 236 u. 290 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.) Es giebt gewiſſe Schriften und Kunſtwerke, die man nicht tadeln mag, aber ſich doch auch nicht getrauet, ſie zu loben. Zu dieſer Claſſe gehören dieſe Schauſpiele des Hn. *Zſch.* Sie zeigen von der einen Seite von ſo mancher guten Anlage, von Lebhaftigkeit des Gefühls, glücklichem Auffaſſen intereſſanter Seiten, leichter, angenehmer Darſtellung einzelner Scenen, und einer guten Bekanntſchaft mit dem, was Zuſchauer gewöhnlich zu verlangen pflegen; aber ſie haben auch von der anderen Seite wieder viel Flüchtiges, aus der Romanenwelt Entlehntes, und ſind dabey, als Totalitäten genommen, ſo loſe gefügt, daſs man mit ſeiner Aufmerkſamkeit immer nur bey dem Einzelnen gehalten wird. Indeſſen hat doch *die eiſerne Larve* in dieſer Hinſicht mehr Vollkommenheit. Die Sprache iſt ziemlich correct und beſonnen, und man ſtöſst nur ſelten auf ſolche ſchief gerichtete Stellen, wie etwa folgende: „Armuth iſt eine allmächtige *Fürſprecherin. Sie führt* die Tugend zum Kirchenraub, den Furchtſamen in die Schlacht, den Genugſamen in die fernſten Indien. N.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 SEPTEMBER, 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

Altdorf, b. Herausgeber, und in Commiſſion b. Lechner in Nürnberg: *Georg Andreas Will's*, weil. kaiſerl. Hofpfalzgrafens und älteſten Profeſſors zu Altdorf, *Nürnbergiſches Gelehrten-Lexikon*, oder Beſchreibung aller nürnbergiſchen Gelehrten beiderley Geſchlechts, nach ihrem Leben, Verdienſten und Schriften, zur Erweiterung der gelehrten Geſchichtskunde und Verbeſſerung vieler darinnen vorgefallene Fehler aus den beſten Quellen in alphetiſcher Ordnung fortgeſetzt von *Chriſtian Conrad Nopitſch*, Pfarrer (n) zu Altenthann. *Fünfter Theil*, oder *erſter Supplementband* von A—G. 1802. 448 S. *Sechſter Theil*, oder *zweyter Supplementband* von H—M. 1805. 484 S. *Siebenter Theil*, oder *dritter Supplementband* von N—R. 1806. 340 S. *Achter Theil*, oder *vierter Supplementband* von S—Z. 1808. 512 S. 4. (6 Thlr. 5 gr.)

So hat denn Hr. *Nopitſch* dieſes nicht nur für die ſpecielle nürnbergiſche, ſondern auch für die allgemeine Literaturgeſchichte Deutſchlands höchſt nützliche Werk mit dem rühmlichſten Eifer, mit der gröſsten Uneigennützigkeit und Aufopferung ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens, glücklich beendiget, wozu der geringe Abſatz des erſten Bandes, und die kleine Anzahl von 79 Subſcribenten, wenig Hoffnung zu machen ſchienen, und dadurch den Ruhm Nürnbergs, als einer treuen und eifrigen Pflegerin der Wiſſenſchaften, beſonders der Literaturgeſchichte, den ſchon vor ihm *Riederer*, *Köhler*, *Hummel*, *Roth*, vorzüglich aber *Panzer* gegründet hatten, aufs Neue bewährt. Möchte nun auch das literariſche Publicum die Mühe des Hn. *N.*, welche es, wenn es gerecht ſeyn will, nicht verkennen kann, belohnen, und durch häufigern Ankauf dieſes Werkes ihm den groſsen Koſtenaufwand zu erſetzen ſuchen! Möchten auch bald andere Zeiten zurückkehren, welche ſolche literariſche Unternehmungen mehr begünſtigen, als ſie die unſrigen bey allen ihrem Treiben und Thun zu begünſtigen vermögend ſind!

So viel auch *Will* gethan hatte, und wer wird nicht dankbar eingeſtehen, daſs er ſich um die nürnbergiſche Gelehrtengeſchichte höchſt verdient gemacht hat: ſo hatte er doch noch Vieles zu thun übrig gelaſſen, und nicht nur Einheimiſche, ſondern auch Auswärtige fühlten oft, wenn ſie ſich Raths bey ihm erholen wollten, daſs ſie an vielen Orten von ihm nicht gehörig belehrt wurden. Auſserdem hatte ſich die Zahl der Gelehrten, die theils in der ehemaligen Republik Nürnberg geboren und gebildet worden waren, und entweder in derſelben, oder auch auſser derſelben gelebt und gewirkt hatten, theils auch aus anderen Gegenden Deutſchlands von derſelben mütterlich aufgenommen waren, ſeit 1758, in welchem Jahre *Will* ſein Werk beendiget hatte, ſo vermehrt, und viele vorher noch unbekannte Notizen und Nachrichten waren durch mehrere Literaturfreunde in unſern Tagen ſo berichtigt und erweitert worden, daſs jenes Werk, wenn es noch brauchbar bleiben ſollte, entweder ganz umgearbeitet, oder verbeſſert und ergänzt werden muſste. Zu dem letzteren entſchloſs ſich Hr. *N.* ſowohl aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, als vorzüglich zur Literaturgeſchichte, welche *Will* der ältere, deſſen täglicher Geſellſchafter und Hausbibliothekar er ſechs Jahre lang war, wie auch die bekannten Geſchichtforſcher *Will* der jüngere, und *Siebenkees* durch Lehre und That in ihm aufgeregt und unterhalten hatten. Er übernahm alſo nicht unvorbereitet dieſe Arbeit, und, wer ſie zu würdigen vermag, wird überall bemerken, daſs er dieſelbe mit Kraft, Einſicht und Liebe begonnen und vollendet habe. *Will* hatte zwar ſchon im Jahre 1783 angefangen mit den beiden Buchſtaben A und B den fünften Theil dieſes Lexikons abdrucken zu laſſen, um das, was er ſeit 30 Jahren aufgeſammelt hatte, wie auch die jüngeren nürnberg. Gelehrten, welche während dieſes Zeitraums aufgetreten waren, nachzutragen, welche aber Hr. *N.* wegen der mancherley Veränderungen, die ſie wieder von 1783 bis 1800 erlitten hatten, und, um ſeine Supplemente durchaus gleichförmig zu machen, und einige neue Artikel einzuſchalten, nicht unverändert aufgenommen, ſondern umgearbeitet, und mit dem, was ſein eigener Fleiſs zuſammengetragen, verſchmolzen hat. Ob er auch mehrere Vorarbeiten ſeines Vorgängers bey den übrigen Artikeln benutzt habe, läſst ſein Stillſchweigen nicht vermuthen. Von dem Plane des erſten Herausgebers, die Gelehrten in alphabetiſcher Ordnung aufzuführen, obgleich, um den Gang der wiſſenſchaftlichen Bildung in Nürnberg und in Deutſchland überhaupt zu verfolgen, die chronologiſche hätte vorgezogen, und die alphabetiſche durch ein Regiſter erſetzt werden können, iſt er nicht abgegangen, und konnte auch der Gleichförmigkeit und Einheit beider Werke wegen nicht abgehen, auſser daſs er in den biographiſchen Nachrichten von dem Buchſtaben C an, der Raumerſpa-

Digitized by Google

rung wegen, die Verheyrathungen nebſt den Namen der Frauen und Kinder wegzulaſſen ſich vorgenommen hatte. Möchte er doch dieſem Vorſatze immer treu geblieben ſeyn, und ſich durch keine öffentlichen und Privat-Wünſche haben irre machen laſſen! Wie viel Raum würde er dem Werke, und wie viele kleinliche Höflichkeits- und Ehren-Bezeugungen, die er verdienten Männern vielleicht ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſich erſpart haben! Aber uneingedenk ſeines Verſprechens fällt er in den letzten Bänden wieder in dieſen Fehler ſeines Vorgängers zuück. Zu entſchuldigen würden ſolche Familien-Nachrichten ſeyn, wenn ſie etwa einen Einfluſs auf das literariſche Leben des Mannes gehabt hätten, oder wenn von dem Vater wieder gelehrte Söhne für die Welt gebildet worden wären: doch würde man immer wünſchen, daſs ſie in einem der Geſchichtserzählung angemeſſeneren Tone vorgetragen, und daſs ſie der Einheit wegen nicht nur bey neueren und bekannten Gelehrten, ſondern auch bey älteren, wo ſie aufgefunden werden konnten, gegeben worden wären. Sonſt iſt der Vortrag deutlich und kurz, ungeſchminkt und ungeſucht, und entfernt ſich von dem *Will*'ſchen ungebildeteren eben ſo weit, als ihn die Jahre von dieſem Gelehrten getrennt haben. Dieſes Lexikon ſchränkt ſich übrigens nicht bloſs auf Gelehrte und Künſtler ein, die in der Stadt oder in dem Gebiete Nürnbergs geboren ſind, und gelebt haben, zu welchem Irrthum etwa der Titel verleiten könnte, ſondern es geht über die Grenzen dieſer Stadt weit hinaus, und giebt auch von anderen, welche, obgleich daſelbſt geboren und gebildet, im Auslande gewirkt haben, und von vielen anderen, welche aus fremden Gegenden Europa's, beſonders Deutſchlands, von Nürnberg aufgenommen und verſorgt worden ſind, ſo vollſtändige, und oft auch noch ganz unbekannte Notizen, als ſie nicht leicht ein anderes Literaturwerk gegeben hat. Schon die Artikel *Joach. Camerarius*, *Cochläus*, *Eobanus Heſſus*, *Hans Sachs*, *Pirkheimer*, *Panzer*, zeigen dieſs zur Gnüge. Der Wirkungskreis ſolcher Männer erſtreckte ſich auch nicht bloſs auf Deutſchland, in Ansbach, Bayern, Bayreuth, Brandenburg, Braunſchweig, Lüneburg, Oſterreich und Sachſen, ſondern auch auf andere Länder in Europa, als: Dänemark, Polen, Portugall, Preuſſen, Schweden und Spanien. Von ausländiſchen Gelehrten und Künſtlern, die Nürnberg aufgenommen hat, und welche faſt die Hälfte dieſes Lexikons einnehmen, führt daſſelbe auf viele ansbacher, anhaltiſche, bayeriſche, bayreuthiſche, hambergiſche, böhmiſche, brandenburgiſche, breisgauiſche, däniſche, elſaſſiſche, fränkiſche, fuldaiſche, henuebergiſche, hohenlohiſche, holſteiniſche, italiäniſche, jülichſche, lauenburgiſche, lauſitziſche, lüneburgiſche, mecklenburgiſche, meiſsniſche, neuburgiſche, öſterreichiſche, öttingiſche, pommerſche, preuſſiſche, ſächſiſche, ſchaumburgiſche, ſchleſiſche, ſchwarzburgiſche, ſchwediſche, ſulzbachiſche, thüringiſche, trieriſche, ungariſche und würzburgiſche Landeskinder, die theils in nürnbergiſche Dienſte getreten, und in denſelben bis an ihren Tod geblieben, theils aber auch wieder in Dienſte anderer Staaten übergegangen waren. Aus dieſem Verzeichniſſe kann jeder ſchlieſsen, wie reichhaltig dieſes Werk für Bibliotheken, wie unentbehrlich es für die allgemeine Literaturgeſchichte ſey. Noch einen Vorzug hätte vielleicht der Vf. ſeinem Werke vor dem *Will*'ſchen geben können, wenn er am Ende deſſelben in dem mit ſo vieler Genauigkeit ausgearbeiteten Namenregiſter die Innländer von den Ausländern durch ein Sternchen bezeichnet, oder, um die allgemeine Überſicht noch mehr zu befördern, die Innländer und Ausländer durch zwey Regiſter geſchieden hätte. Den biographiſchen Nachrichten, welche bey wichtigen Männern ausführlich, bey weniger wichtigen aber kürzer ſind, folgen die Schriften derſelben in chronologiſcher Ordnung, welche aber doch von Hn. *N.* nicht überall ſo genau, als von dem erſteren Herausgeber, beobachtet worden zu ſeyn ſcheint. Mehr als 600 neue Gelehrte, Schriftſteller und Künſtler verſchiedener Art und verſchiedenes Geſchlechts, hat Hr. *N.* in ſeinen 4 Suppl. Bänden aus älteren und neueren Zeiten nachgetragen, welche *Will* entweder übergangen hatte, oder welche erſt nach ihm und der Herausgabe ſeines Werkes gelebt hatten. Natürlich aber ſind es nicht lauter *Dii majorum*, ſondern auch *minorum*, ja ſogar *minimarum gentium*, welche das auswärtige Publicum in dieſer Gallerie nicht vermiſſen würde. Denn wer wünſcht mit jedem in literariſche Bekanntſchaft zu kommen, welcher ein Epithalamium, eine Grabſchrift, einige erbauliche Betrachtungen, eine Leichenpredigt, oder eine akademiſche Diſſertation, von welcher es ſehr oft ungewiſs iſt, ob er ſie ſelbſt verfaſst, hat abdrucken laſſen? Was thut aber nicht Liebe zum Vaterlande! Die älteren Artikel, um ſie von den neueren zu unterſcheiden, ſind mit Sternchen bezeichnet, welche aber bisweilen die Typographen, wie bey: *Baldermann*, *Chriſtoph Leibnitz*, *Symnacher* u. a. vorzuſetzen vergeſſen haben. Der älteren Gelehrten, welche ſchon vor *Will* gelebt hatten, und die von Hn. *N.* ſind nachgetragen worden, nicht zu gedenken, wiewohl auch einige, als: *Stromer von Reichenbach*, *Oliverius Bock*, *Ebermayer*, *Eiſen von Eiſenbühl*, *Georg Frölich*, *Leonh. Haller*, *Joh. Mantel* u. a. ausgezeichnet zu werden verdienen, ſo wird ſich doch jeder Literator freuen, daſs er in den Suppl. Bänden ausführliche Nachrichten von neueren Schriftſtellern und ihren Werken findet, als von: *Ackermann*, *Gabler*, *Döderlein*, *Serz*, *Sattler*, *Siebenkees*, *Strobel*, *Vogel*, *Veillodter*, *Waldau*, *Wittwer*, *Bauer*, *Gatterer*, *Jäger*, *Herel*, *Hummel*, *Junge*, *Mannert*, *Joh. Tob. Mayer*, *Münch*, *Roth*, *Penzenkuffer*, *Feuerlein* und vielen anderen. Noch weit mehr leuchtet der eifrige Sammlerfleiſs und die ſtrenge Genauigkeit des Vfs. in den älteren berichtigten und ergänzten Artikeln, als in den neueren hervor. *Will* hatte ihm ſo viel nachzutragen übrig gelaſſen, daſs die vier Ergänzungs-Bände bey noch

engerem Drucke faſt eben ſo viele Seiten zählen, als die erſteren *Will*'ſchen. Einige Artikel ſind ganz umgearbeitet, und die biographiſchen Nachrichten mit dem Schriftenverzeichniſſe ſo vermehrt und vervollſtändigt, daſs ſie weit mehr geben, als ſelbſt *Will* gegeben hatte, und alſo das *Will*'ſche Werk erſt recht brauchbar machen. Man vergleiche nur die Artikel: *Joach. Camerarius, Eob. Heſſus, Hans Sachs, Behaim, Böſchenſtein, Celtes, Cochläus, Veit Dietrich, Joh. Mich. Dilherr, Albr. Dürer, Joh. Förſter, Folz, Seb. Frank, Freigius, Joh. Funccius, Gatterer, Gentilis, Giſanius, Lorenz Heiſter, El. Hutter, Joh. Dan. Köhler, König von Königsthal, Mart. Frobenius, Ledermüller, Ludwell, Marperger, Tob. Mayer, v. Murr, Nagel, Obſopäus, Omeis, Andr.* und *Lucas Oſiander, Panzer, Paumgärtner, Melch. Pfinzing, Piccart, Willib. Pirkheimer, Joh. Prätorius, Regiomontanus, Riederer, Rittershauſen, Rivius, Roſenblüt, Efrom Rüdiger, Joach. v. Sandrart, Schalling, Schatzgeyer, Hartm. Schedel, Chr. Speurl, Joh. Schöner, Joh. Heinr. Schulze, Chr. Gottlieb Schwarz, Nicol. Schwebel, Selneccer, Semler, Lazar. Spengler, Chr. Jac. Treu, Georg Andr. Will* und *Hieron. Wolf.* Vor Wiederholungen deſſen, was ſchon *Will* geſagt hatte, ſcheint ſich Hr. N. bey der Umarbeitung einiger gröſserer Artikel nicht allemal ganz verwahrt zu haben, z. B. bey *Eſr. Rüdiger.* Auſserdem wird ſelten ein alter Artikel gefunden werden, der nicht die berichtigende und ergänzende Hand erfahren hätte. Verirrungen, nicht nur des erſten Herausgebers, ſondern auch anderer Literatoren, beſonders *Jöchers*, auch ſelbſt des ſonſt ſo ſorgfältigen *Chriſt. Saxe*, ſind überall verbeſſert, und die Verbeſſerungen mit glaubwürdigen Zeugniſſen beſtätiget worden: die Bücher-Titel, welche *Will* und vor ihm auch andere verſtümmelt eingetragen hatten, ſind von dem neueſten Bearbeiter, der die Bücher faſt alle ſelbſt verglichen zu haben ſcheint, genauer, nur nicht immer diplomatiſch richtig, aufgezeichnet worden: die Literatur iſt bey jedem Schriftſteller von ihm vermehrt worden, ob ihm gleich bisweilen nur ſehr ſchwache Quellen floſſen, die er mehr hätte ab- als hinzuleiten ſollen: manches harte Urtheil, das die Zeiten *Will's* vielleicht noch entſchuldigen konnten, iſt von ihm gemildert worden, z. B. über die Indifferentiſten und Philippiſten Th. 2. S. 55 bey *Heling*: wo das Format, der Druckort und das Druckjahr eines Buches von dem erſten Herausgeber vergeſſen war, iſt alles von dem neuen ſo viel als möglich berichtiget und ergänzt, ja oft auch der Mäcen, dem es dedicirt war, hinzugefügt worden: wo in den Biographieen die Jahre der Geburt, der Beförderung und des Todes nicht angegeben waren, ſind dieſelben nachgetragen, und falſch angegebene Namen und Vornamen verbeſſert, und bey den Zuſätzen zu den Schriftenverzeichniſſe eines jeden Gelehrten ſind auch oft unbekannte Ausgaben derſelben bekannt gemacht worden. Um die alphabetiſche Ordnung nicht zu ſtören, welche *Will* gewählt hatte, die aber bey den vielen Homonymieen nicht immer die genaueſte iſt, wie denn z. B. bey *Baier*, erſt *Juſtus*, dann *Joh. Wilhelm*, hierauf *Joh. Jacob*, und dann wieder *Joh. David*, und zuletzt *Ferdinand Jacob* geſetzt iſt, eben ſo auch bey *Beer*, ſo ſah ſich der neue Herausgeber genöthigt, dieſelbe beyzubehalten. Bisweilen ſcheint, wie bey *Baier*, die Genealogie dem Vf. dieſe alphabetwidrige Ordnung aufgedrungen zu haben. Am Ende des 4. Theils ſind zu den Supplementen noch einige Zuſätze und Verbeſſerungen mit der Zuſicherung hinzugefügt worden, daſs, ſobald ſich wieder Materialien aufgeſammelt haben würden, ein neuer Supplement-Band nachfolgen, und alſo dieſes Lexikon von Zeit zu Zeit fortgeſetzt werden ſoll. Das Ganze beſchlieſst ein Namenregiſter, und ein Geſellſchafts-Namen- und Pſeudonymen-Regiſter über alle 8 Theile.

Bey dem ſo genauen und unermüdeten Sammlerfleiſs des Vfs. läſst ſich leicht vermuthen, daſs anderen Literatoren ſehr wenig nachzutragen, zu berichtigen und zu ergänzen übrig geblieben ſey. Das Wenige, das etwa Rec. vermiſst hat, oder, das er nachgeholt oder abgeändert zu ſehen wünſcht, will er dem Vf. zu ſeinen künftigen Supplementen hier mittheilen. Th. I. S. 26: *Althammer Diallage* iſt 1597 in Wittenberg herausgekommen, und deſſen *Commentarii Germaniae etc.* finden ſich auch in: *Hiſt. opus in quatuor Tomos diviſum, quorum Tom. 1. Germaniae antiquae illuſtrationem continet*, Baſil. 1574. *fol.* Zu den literariſchen Hülfsmitteln bey dieſem Schriftſteller ſollte vorzüglich *Saxii Onomaſt. Lit.* T. III. *p.* 116 hinzugefügt ſeyn, welches Werk der Vf. überhaupt ſelten, und nicht ſorgfältig genug benutzt hat, da es doch vor vielen anderen Hülfsmitteln das ſicherſte und bewährteſte iſt. S. 48: *Joh. Jac. Baier's Problemata medica* kamen 1717. 4. in Nürnberg, aber nicht in Altdorf 1716 heraus. S. 141: *Joach. Camerarius, Hippocomicus* — iſt die Aufſchrift ſo abzuändern: *In hoc libello haec inſunt: Detractandis equis, ſ. ιπποκομικός. Converſio libelli Xenophontis de re equeſtri in latinum. Hiſtoriola rei numariae ſ. de nomismatis Graecorum et Latinorum, autore Joach. Camerario, Tubing.* 1539. S. 142: *Synodica.* — In der Leipz. Ausg. von der *Hiſt. Synodi Nicenae* 1572. 4. iſt zugleich mit abgedruckt: *Libellus de Chronicis ſ. certorum temporum judiciis: De ſancto ſpiritu ex disputatione, quae adſcribitur Baſilio, Caeſareae Epiſcopo. De Synodis Oecumenicis et harum temporibus expoſitis autore Nicephoro.* Zu berichtigen war *Will: De Graecis Latiniſque et Indis numerorum notis*, denn der Titel heiſst: *De Graecis Latiniſque num. notis, et praeterea Sarracenis ſ. Indicis cum indicio elementorum ejus, quam Logiſticen Graeci nominant, et vocabulorum artis interpretatione, et aliis quibusdam ad hanc pertinentibus — ſtudio Joach. Camerarii* ſine l. et a. mit zwey Vorreden, die erſtere 1556 an D. *Joh. Ulrich Zaſius*, die zweyte 1569, Leipz. an *Sebaſt. Theodoricus Vineſimus, Mathemat. Profeſſ. in Acad. Vuittenb.* Die *Narratio de Eob. Heſſo* iſt auch Leipz. 1696. 8. und *de Phil. Melancht. ortu* nicht 1592, ſondern 1591 in Leipzig herausgekommen. Die Ausgabe von: *Commentatiuncula, non eſſe ex eventis de conſiliis actionibusque hominum pronuntiandum, Joach.*

Digitized by Google

Camerarii. Lipſ. 1579. die auch in *Gronovii Theſaur. T. VIII* zu finden iſt, war ohne Zweifel die zweyte Auflage, welche nicht der Vater *Joach. Cam.*, ſondern der Sohn *Ludovicus* zuerſt herausgegeben, und *Joh. v. Cracau*, damals kurf. ſächſ. Rathe, mit welchem er auf der Landſchule in Meiſsen unter *Georg. Fabricius* ſtudirt hatte, 1571 d. 22 Dec. dedicirt hat. Der Vater war damals, wie der Sohn erzählt, ſchon kränklich, und überlieſs die Ausgabe dem Sohne zum Beſten Ernſts Vogelin in Leipzig, welcher ſie, um einen Verſuch mit neuen Lettern zu machen, abdruckte. Nachgetragen zu werden verdient noch zu den Schriften *Joach. Camerarii: Joach. Cam. Decuriae XXI* συμμικτων προβλημάτων *ſeu variarum et diverſarum quaeſtionum de natura, moribus, ſermone, ap. Commelin.* 1594. 8. S. 147: *Philip. Camerar. Symbola et emblemata* ſind auch *Francof.* 1661. 4. herausgekommen. S. 158: *Celtes. De urb. Norib. origine* iſt auch *Hagenoae fol.* 1518 mit der Aufſchrift: *Norimbergae deſcriptio* wieder aufgelegt worden, und die Ausgabe von *Tacit. de ſitu et mor. Germ.* ſtehet auch in *Urſtiſii Germaniae illuſtr. Hiſtoricis Baſil.* 1574. *f.* Die Ode *ad Phoebum* — ſteht am Ende der *Ars verſificandi*, 4. welche dem Kurfürſten von Sachſen Friedrich zugeeignet iſt, und enthält 6 ſapphiſche Strophen. Der Titel iſt aber ſo abzuändern: *Ode ad Apollinem, repertorem poetices, ut ab Italis cum lyra ad Germanos veniat.* Die S. 159 aufgeführte *L. Ann. Senecae Biga tragoediarum cura Conr. Celtis* kennt Rec. nicht, aber ſelbſt beſitzt er: *Lucii Anei Senece cordubenſis Hercules furens tragedia prima incipit, Lipſ.* MCCCCLXXXVII, 4., welches Jahr am Ende der Dedication an den Fürſten von Anhalt zu leſen iſt. Zu dem Schriften-Verzeichniſſe *Cochlaeus* kann noch folgende nachgetragen werden: *Antwort auff Luthers Sendtbrieff geſchriebenn gen Auſpurg an den Cardinal Erzbiſchoffen zu Mentz Churfürſten etc. P. A. C. MDXXX. ſ. l.* Dieſen Brief dedicirte Cochläus von Augſpurg aus am 6 Sept. 1530 dem Abt zu Cayerſshaym Conrad. Das *Summarium der kayſerl. Antwort* S. 178 hat Cochläus dem Abt zu Chemnitz Hilario von Dresden aus den 26 April 1531 zugeeignet. Die Aufſchrift von *Vita Theodorici* S. 281 iſt ſo umzuändern: *Vita Theodorici Regis Oſtrogoth. et Ital. auctore Jo. Cochlaeo cum addit. et annotatt. quae Sueo-Goth. ex Scand. expeditt. et comment. illuſtr. op. Joh. Peringshiöld, c. f.* Stockholm 1699. 4. Ob *Cochläus* mit *Eck* und *Faber* die *Confutatio confeſſ. Tetrapolitanae* geſchrieben habe, wie mit *Sleidan* und *Ehingern* vor kurzem im Neuen Liter. Anzeiger 1808. No. 10. S. 156 behauptet wurde, iſt noch zu bezweifeln: ſ. *Prolegg. ad Formulam confutationis Confeſſionis Aug. lat. e Cod Mſcr. edit. a Chr. Gottfr. Müller. Lipſ.* 1808. *p. LXXIX*, wo auch die noch bis jetzt unbekannte *Confutatio Confeſſ. Tetrapolitanae* abgedruckt zu finden iſt. In der Stifts-Bibliothek zu Zeiz hat Rec. auch noch einige Originalbriefe von *Cochlaeus* an den Biſchof Julius Pflug aufbewahrt geſehen. S. 194: *Mart. Cruſius.* Die Schrift, welche *Will* unter dem Titel: *Salom. Schweigkero ſcripta gratulatio — Argent.* 1582 aufführt, heiſst eigentlich: *Hodoëporicon ſ. Itinerarium D. Sal. Schweigkeri, Sultzenſis — conſcriptum a Mart. Cruſio, Prof. Tubing. Lipſ.* 1586. 8. Von den *Annal. Suevicis* wurde *Dodecas I* und *Dodecas II.* 1595 und *Dodecas III.* 1596 zu Frankf. abgedruckt. *Veit Dietrich* S. 215. *Chriſtliche Auslegung der ſchönſten Sprüche Johannis* iſt zu Leipz. 1571. 8. wieder aufgelegt worden. Den Schriften von *Mich. Dilherr* S. 220, ſind noch beyzufügen: *Disputatio de libero arbitrio. Jen.* 1642. 8. *Diſſert. de conſcientia. Jenae* 1642. 8. Τὸ γνωςὸν τοῦ θεοῦ *i. e. Notitia Dei modo non una cum gentilibus communicata. Jen.* 1641. 8. *Donellus* S. 243, *de pignoribus et hypothecis* iſt auch *Lugduni* 1575. Fol. erſchienen. *Albr. Dürer* S. 255: Sein eigenhändiger Brief an Albrecht, Erzbiſchof von Mainz und Kurfürſt von Brandenburg, vom Jahre 1523, befindet ſich nicht in der Schul- ſondern Stifts-Bibliothek zu Zeiz, und iſt in dem Allgem. Lit. Anz. auch abgedruckt worden. In eben derſelben Bibl. wird auch von *Lorenz Dürnhofer* S. 261 ein Bändchen lat. und griechiſche Gedichte im Mſpt. aufbewahrt, die er von Oelſsnitz aus im Jahre 1554 an Julius Pflug überſchickt hat. *Valent. Erythraeus* S. 295, *orat. de honoribus Academicis* iſt auch *Argent.* 1574, und *de Elocutione Libb. tres, Argent.* 1567. 12. wieder aufgelegt worden. *Joh. Th. Freigius* S. 361, *Quaeſtiones Juſtinianeae Baſil.* 1578. 8. Der Titel iſt ſo zu berichtigen: *Quaeſt. Juſt. in Inſtitutiones juris civilis cum analyſi Logica et Politica aliquot conſiliorum Zaſii*, und von der Schrift: ἐπιλοιμια — heiſst er vollſtändig: ἐπιλοιμια *ſ. Liber Triſtium tempore peſtis ſumma et moeſtitia et labore ſcriptus.* Bey *Joh. Funccius* S. 379 iſt noch einzutragen: *Warhaftiger vnd gründlicher Bericht, wie vnd was geſtalt die Ergerliche Spaltung von der Gerechtigkeit des Glaubens ſich anfenglich im Lande Preuſſen erhoben, vnd was eigentlich von der Gerechtigkeit Chriſtlich nach brauch der heiligen Schrift vnd der rechtſchaffnen Lerer alter vnd unſrer Zeit gehalten werden möge* — durch *Joh. Funk. Königſperg in Preuſſen.* 1553. 4. Bey *Nic. Hieron. Gundling* S. 444: *Diſcurs über den Utrecht-Badiſchen Frieden* ſoll es wohl nach der Ausgabe Ffth. u. Leipz. 1740, 4. Utrecht-Raſtadtiſchen Frieden heiſsen. Die *Hiſtorie der Gelahrheit* iſt nicht, wie *Will* ſagt, 1737, ſondern ſchon 1734 in 4 Bänden 4. erſchienen. Zu den Erläuterungsſchriften können noch hinzugefügt werden: *Gundlings Leben und Schriften*, Fft. u. Leipz. 1736, 4. *Saxii Onomaſt. lit.* T. VI. p. 25. und *Schröckh's Abbildung* 2 Th. n. 38. S. 225—240.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Salzburg*, b. Mayr: *Biographiſche Skizze von Joh. Jac. Hartenkeil*, Doctor der Arzneywiſſenſch. u. Wundarzneyk., k. k. Regierungsrathe u. Protomedikus in Salzburg u. ſ. w. Entworfen vom Prof. *Aloys Weiſſenbach.* 1808. 39 S. 8. Dieſe biographiſche Skizze iſt aus der mediciniſch-chirurgiſchen Zeitung beſonders abgedruckt.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 SEPTEMBER, 1808.

LITERATURGESCHICHTE.

Altdorf, b. Herausgeber: *Georg Andreas Will's* etc. *Nürnbergiſches Gelehrten-Lexikon*, oder Beſchreibung aller nürnbergiſchen Gelehrten beiderley Geſchlechts, nach ihrem Leben, Verdienſten und Schriften fortgeſetzt von *Chriſtian Conrad Nopitſch*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Th. II. S. 35: *Hauſſe, geb. z. Mittelweida*, etwa zu Mittweyda oder Mittelſayda, denn im Königreich Sachſen giebt es kein *Mittelweida*. S. 55: *Moriz Heling*. Die Rede *de legum dignit.* (nicht *auctoritate et utilitate*) ſteht nicht in der *Introduct. novae ſcholae Altdorf.*, ſondern in dem Buche, welches in eben dieſem Jahre in Nürnberg herauskam, und überſchrieben iſt: *Leges ac inſtituta ſcholae Altdorfinae Norimbergenſium*, und hat ſeinen beſonderen Titel; aber *Erythraei, Rectoris ſcholae novae in oppido Altdorf. oratio* findet ſich in *Introduct.* S. 109. *Caſp. Hofmann*, bey *Variar. Lectt.* Lib. VI ſtehen auch: *diatribe de ichoribus* und *de uſu cerebri*. *El. Hutter*, S. 143, *Künſtlich A B C-Buch* iſt nicht, wie *Will* ſagt, in Hamburg, ſondern Nürnberg 1593. 4. herausgekommen. Von der Schrift: *Paul Joſeph's*, S. 179: *Gründlicher Beweis* 1612 (8), welche *Will* eingetragen hat, heiſst der Titel alſo: *Gründlicher Bew. auſs dem alten Teſtamente, und zum Theil aus dem jüdiſchen Talmud; wie daſs Chriſtus Jeſus, der Jungfrau Marie Sohn, ſey der wahre verheiſsene Meſſias und Heyland der Welt, und die andere Perſon in der heiligen Dreyfaltigkeit.* MDCXII. 8. *Georg. Major* S. 348. Hier fehlen noch folgende Schriften: *Oratio de dicto: Sermo habitet in vobis, recitatā a Georg. Majore in promotione nobilis et clariſſimi viri, Georgii Veneti, theologiae Doctoris. Witteb. MDL.* 8. *Enarratio ep. Pauli ſcriptae ad Philipp. auctore G. Majore, Witteb.* 1554. 8. *Auslegung der Epiſtel Pauli an die Galater in 20 Predigten*, Wittenb. 1558. 8. *Von der Nothwendigkeit des Neuen Gehorſams*, Wittenb. 1562. 4. Falſch nennt *Will* S. 542: *Confeſſio fidei ſuae*, denn es heiſst: *Confeſſio de juſtificatione et bonis operibus, Viteb.* 1558. 4. Die deutſche Überſetzung: *Bekenntniſs D. Georg Major's von dem Artikel der Juſtification*, iſt nicht 1559, ſondern 1558, 4. erſchienen. *Mauſer* oder *Muſurus* S. 382: Der *Tract. de nuptiis* iſt nicht nur in Jena 1682, ſondern auch in Leipz. 1597 abgedruckt worden, wo es heiſst: *antea editus per Joach. Beuſt — nunc ab ipſo authore recognitus et multis locis auctus.* Th. III. *Andr. Oſiander*, S. 78: Die beiden Predigten, welche *Will* S. 101 über Röm. 6, 3. und Röm. 6, 7. aufführt, ſind ohne Zweifel nur Eine Predigt, deren vollſtändiger Titel heiſst: *Eine Tröſtliche predigt des Ehrwirdigen und Achtbaren Herrn Andr. Oſiandri — ſeligen über die Worte Pauli zum Römern am* 6 (3. 4. 5.) — *den* 29 *Decembris* 1551, *und iſt ihm mit Fleis nachgeſchrieben worden — Königſperg in Preuſſen.* 1553. 4. Bey *Luc. Oſiander*, S. 79, kann noch bemerkt werden: *Scultetus Atheus*, *Tubing.* 1620, 4., eine Diſputation, die er mit ſeinem Sohne, *Luc. Oſiander*, gegen *Scultetus* gehalten hat. Nachzutragen iſt auch: *Ottinger*, deſſen weder das *Will*'ſche Lexikon, noch *Nop.* Supplemente gedenken, mit ſeinem Buche: *De ebrietate et luxuria dialogus. Autore Joanne Ottingero, Noribergenſi. Marci* 13. *cavete, vigilate, orate. Wittebergae excudebat Joan. Dörffer, anno MDXCVI*, 4. Zu den Erläuterungsſchriften bey dem Art. *Melchior Pfinzing* S. 147 können wegen des Theuerdanks *Aretin's Beyträge z. Geſch. u. Literat.* 1805. 7 St. S. 67 ff. hinzugeſetzt werden. *Mich. Piccart* S. 155 iſt bemerkt, daſs *Obſervationum Hiſt. Polit. Decades ſex* zu Amberg 1613, aber nicht, daſs die *Decades ſex poſteriores Ambergae* 1616, 8. herausgekommen ſind. *Conr. Rittershauſen*, S. 273: *Panſae orat. in funere Rittershuſii* iſt auch allein in Nürnberg 1614, 4. abgedruckt erſchienen. *Chr. Adam Rupertus* S. 338: Das Mſpt. von *Dodecas gemina gentium familiarumque Romanarum* —, welches *Will* aus *Chr. Arnolds Memoria Fureriana* lobt, hatte *Rupert.* dem *Th. Reineſius*, mit dem er verwandt war, in ſeinem Teſtamente vermacht, ſ. *Reineſii Epp. ad Hofman.* p. 663, und es wird noch bis jetzt unter den *Reineſiſchen* Handſchriften in der Zeizer Stifts-Bibliothek aufbewahrt. Daſs die im *Reineſiſchen* Hand-Exemplar des *Corp. Inſcript. Gruter.* befindlichen handſchriftlichen Anmerkungen nicht, wie *Gude* wähnte, von *Rupert.*, ſondern von *Bernhard Bertram* herrühren, zeigt *Mülleri Progr. de Bernhardo Bertramo, ſummo ſeculi decimi ſeptimi Philologo. Lipſ.* 1795. 8. — Th. IV. *Schreck*, S. 128: In Zeiz ſtarb 1651 im 68 Jahre *Lucas Schreck* oder *Schröck*, Canonicus und Senior des Collegiat-Stiftes, Patricius Noribergenſis, ohne Zweifel ein Bruder *Joh. Friedr. Schreck*, welcher ſeinem Bruder in dieſem Lexikon beygeſellt werden kann.

H. L. k.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS, b. Duprat-Duverger: *Dictionnaire pour ſervir à l'intelligence des auteurs claſſiques grecs et latins;* comprenant la Géographie, la Fable, l'Hiſtoire, et les Antiquités, avec une Table chronologique et un Tableau des poids, meſures et monnoies des anciens, comparés avec les nôtres; par *Math. Chriſtophe.* 1805. Tom. I. A — L. XXI u. 552 S. Tom. II. M — Z. 535 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Das gegenwärtige Wörterbuch nahm Rec., der die Flüchtigkeit der Transrhenaner bey ſolchen Arbeiten aus mehreren Beyſpielen kennt, mit einem nicht günſtigen Vorurtheile in die Hand; fand ſich aber bey genauerer Durchſicht, wider Erwarten, getäuſcht. Hr. *Ch.* beſtimmt es (nach Vorr. S. VI) zunächſt für Studirende, denen es eine Menge Elementarbücher über die einzelnen, hier abgehandelten Materien erſetzen könne. (In wie fern? Sollten dieſe Lehrbücher wirklich durchs Lexikon unnöthig gemacht werden?) Er erklärt es ſelbſt (S. III) für einen Auszug aus dem *Dictionnaire des auteurs claſſiques* von *Sabathier*, welches das einzige Werk in Frankreich ſey, das alle dieſe Gegenſtände zuſammen umfaſſe. Da dieſes theils noch unvollendet, theils durch ſeine zahlreichen Bände für das Publicum ſo gut als verloren ſey, und, im Staube der Bibliotheken begraben, von den Gelehrten geplündert zu werden pflege, ohne daſs ſie die Quelle angaben, woraus ſie ſchöpften [ein Vorwurf, der bey dem gegenwärtigen Zeitgeiſte die Franzoſen nicht allein treffen möchte!]: ſo glaubt Hr. *Ch.*, ſich durch dieſen gedrängten Auszug um die Wiſſenſchaften [?] ein wahres Verdienſt zu erwerben. Was früher *Lamprière*, Prof. zu Oxford, deſſen *claſſiſche Bibliothek* als ein getreuer Auszug aus *Sabathier's Dictionnaire* betrachtet werden könne, mit glücklichem Erfolge für England verſuchte, das will Hr. *Ch.* für Frankreich thun. Er begnügte ſich aber nicht damit, einen bloſsen Auszug zu liefern; vielmehr verſichert er, dabey die beſten bekannten Schriftſteller benutzt, und wo dieſe ihm fehlten, aus den *Mémoires de l'academie des inſcriptions et des belles lettres,* als einer reichhaltigen Fundgrube, geſchöpft, und ſeine Arbeit vor der Herausgabe einem bedeutenden Gelehrten, der ihm zugleich herrliche Beyträge mittheilte, zur Durchſicht vorgelegt zu haben. Alles dieſes erregt bey einem Werke, wo es nicht ſowohl darauf ankam, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch neue Anſichten und Entdeckungen zu bereichern, als vielmehr das von Anderen Gefundene zu ſammeln, das Wahre vom Falſchen zu ſondern, und die Reſultate kurz und getreu darzuſtellen, eine günſtige Erwartung, und Rec. geſteht, daſs er ſie bey genauerer Durchſicht, wenn nicht überall, doch in den meiſten Fällen, bewährt gefunden hat. Der Vf. hat ſeinem Werke nicht nur die möglichſte Vollſtändigkeit zu geben geſucht, ſondern zeigt auch durchgängig ein rühmliches Streben nach Gründlichkeit, wie man ſie von ſeinen Landsleuten ſonſt wenig gewohnt iſt, und ſelbſt bey deutſchen Wörterbüchern der Art häufig vermiſst. Sein Vortrag iſt deutlich und lichtvoll, ohne in Weitſchweifigkeit auszuarten, und faſt überall iſt er mit einer nachahmungswürdigen Genauigkeit zu Werke gegangen. Aber trotz aller dieſer Vorzüge kann Hn. *Chs.* Lexikon noch keinesweges auf Vollkommenheit Anſpruch machen; vielmehr bleibt bey einer künftigen Ausgabe noch Manches nachzutragen, manches Falſche zu berichtigen, manches Schiefe und Schwankende genauer zu beſtimmen übrig. Folgende Bemerkungen mögen dieſs allgemeine Urtheil beſtätigen.

Das Werk umfaſst, wie der Titel ſagt, *alte Geographie, Geſchichte, Mythologie* und *Antiquitäten.* Vorausgeſchickt iſt eine *chronologiſche Tafel*, worin die Zeitrechnung [richtiger] nach Jahren vor und nach Chriſti Geburt beſtimmt wird; eine genaue Tabelle über *Gewichte, Maſse* und *Münzen* der Alten, mit den neuen franzöſiſchen verglichen, macht den Beſchluſs. Auſserdem hat er unter dem Worte *Conſul* ein vollſtändiges und genaues Verzeichniſs aller Conſuln bis auf Auguſt eingeſchaltet [warum nicht unter *Olympiade* eine ähnliche Zeittafel? zumal da er bisweilen, z. B. bey dem Hiſtoriker *Archilochus,* die Zeitrechnung darnach beſtimmt]. Unter *Athen* findet man die Könige von Cecrops bis Codrus, unter *Archonten* die ſämmtlichen Archonten zu Athen, unter *Lacedämon* die Nachkommen des Procles und Euryſthenes, und ſo bey allen merkwürdigen Ländern, wie *Macedonien, Ägypten* u. ſ. w. die Könige der Reihe nach namentlich aufgeführt. Bey wichtigen Städten giebt er ihre verſchiedenen Namen, ihre Lage im Verhältniſs zur alten und neuen Geographie, ihren Stifter, ihre Merkwürdigkeiten, die denkwürdigſten Ereigniſſe, die in und bey denſelben vorfielen, die Zeit ihrer Zerſtörung und Wiederherſtellung genau an. Eben ſo bey den Ländern, wo er zugleich auch ihre Producte, die vorzüglichſten Städte, Flüſſe, Gebirge u. ſ. w. erwähnt; er geht auf den Urſprung der Einwohner zurück, folgt ihren Excurſionen, und giebt eine getreue Schilderung ihrer Sitten und ihres Charakters. Eben die Vollſtändigkeit und Gründlichkeit zeigt ſich im Ganzen auch in dem hiſtoriſchen und mythologiſchen Theile. Von Perſonen, welche irgend eine Celebrität erlangt haben, beſtimmt er die Zeit ihres Lebens, entweder im Allgemeinen, oder mit Angabe des Geburts- und Todes-Jahres. Häufig fehlt jedoch dieſe Angabe, und wird durch die chronologiſche Tafel nicht immer erſetzt. Er ſchildert ihre Erziehung, ihre merkwürdigſten Thaten, ihre Tugenden, Fehler und Laſter, und zeigt dabey ein ziemlich unparteyiſches Urtheil. Sind es Schriftſteller: ſo werden auch ihre Schriften, die wichtigſten Ausgaben, bisweilen auch Überſetzungen derſelben angeführt. Allein hier findet ſich ein weſentlicher Mangel. Alle angeführten Ausgaben ſteigen nicht über 1783 herauf, und die in Deutſchland herausgekommenen ſind zwar nicht ganz übergangen, aber doch bey weitem zu karg angegeben. Bey vielen Artikeln

Digitized by Google

ferner fehlen die Ausgaben und Überſetzungen ganz, z. B. *Euclides*, *Eunapius*, *Euripides*, *Achilles Tatius* (bey *Longus*, *Xenophon* und *Euſtathius* ſind ſie bemerkt), *Eutropius*, *Frontinus*, *Dictys Cretenſis* (deſſen Geſchichte mit Recht für unächt erklärt wird), *Lucan*, *Ariſtophanes*, *Ariſtoteles*, *Arrianus*, *Artemidorus*, *Statius*. Von einigen iſt bloſs eine Überſetzung angegeben, z. B. *Longin*, *Herodian*, bey welchem *Politian's* lateiniſche, und *Mongaut's* franzöſiſche Überſetzung ohne Jahrzahl angeführt ſind. Bey ſehr vielen Schriftſtellern endlich, von denen wir bloſs Fragmente übrig haben, fehlt die Nachweiſung, wo dieſe zu finden ſind. — Mehr Tadel verdient es, daſs viele Männer bloſs durch den Beyſatz: *orateur*, *médecin*, *poëte* oder *poëte célèbre* u. ſ. f. charakteriſirt ſind, ohne daſs nur angedeutet wird, ob ſie den Griechen oder Römern zugehören, z. B. *Eſope* (*orateur*), *Eubulus*, *Eudoxus*, *Euthydemus*, *Diphilus* (wo *poëte tragique* ſtatt *comique* ſteht) u. a. Dieſe flüchtige Kürze kann durch die geringere Celebrität einiger dieſer Männer durchaus nicht gerechtfertiget werden, am wenigſten bey einem Worterbuche für Studirende, wo alles vermieden werden ſollte, was zum Halbwiſſen und zur Oberflächlichkeit führt. Überdieſs pflegt bey ſolchen weniger bekannten Namen das Lexikon am erſten zu Rathe gezogen zu werden.

Mehrere Artikel, welche nicht fehlen ſollten, hat Rec. ganz vermiſst, z. B. *Maraboduus*, *Maria*, die Gemahlin des Honorius, an welche Claudian ſein Gedicht richtete, *Phanias* aus Ereſos, *Macedo* den Philoſophen und Freund des Gellius (Gell. XIII, 8), ſo wie einen Wucherer dieſes Namens, der zu dem *Senatus conſultum Macedonianum* Anlaſs gab. *Serenus Sammonicus*, der Arzt, iſt angeführt, nicht aber deſſen Sohn, der Lehrer des jüngeren Gordianus. Auſserdem fehlt *Pſychopompos*, *Aſciburgum*, die *Sentii*, *Serbi*, die Städte *Saepinum*, *Sera* u. a., die Inſel *Sepiuſſa*. Am wenigſten befriedigend iſt derjenige Theil, welcher die Antiquitäten betrifft. Hier fehlen *Chor*, *Strophe*, *Antiſtrophe*, *Epodos*, *Komödie*, *Tragödie*, und überhaupt die Gegenſtände des Theaterweſens. Von *Architektur*, von doriſchen und ioniſchen Säulen u. ſ. w. findet ſich nichts. Ferner vermiſst man die Artikel *Epheben*, *Tirocinium*, *Bürgerrecht*, *Ritter*, *Magiſtratur*, *Propyläen*. Die fünf Arten der *Kampfübungen* ſind unter dem Worte *Gymnase* im Allgemeinen erwähnt; einzeln angeführt ſind bloſs *Lutte*, *Pugillat*, *Javelot*; *Course* und *Saut* fehlen. Eine Beſchreibung der *Lyra*, *Cither*, *Syrinx* u. ſ. w. ſucht man vergebens; auch *Jahr*, *Monat*, *Zeitrechnung* und die verſchiedenen Beſtimmungen derſelben zu verſchiedenen Zeiten ſind nirgends anzutreffen. — Von den Hebräern ſind mit Recht bloſs diejenigen Männer aufgeführt, die in den Profanſchriftſtellern vorkommen. Aber eben aus dieſer Rückſicht hätte auch aus ihrem Leben und Charakter vorzüglich das ausgehoben werden ſollen, was die Profanſchriftſteller von ihnen ſagen, welches hier (vgl. *Moſes*) nicht geſchehen iſt. — Die Gründlichkeit des Vfs. documentirt ſich vorzüglich dadurch, daſs er faſt überall auf die Quellen, d. h. auf die alten Autoren ſelbſt verweiſt, und zwar nicht (nach der ſonſtigen Gewohnheit der Franzoſen) im Allgemeinen, ſondern nach Buch, Capitel und Vers, wiewohl nicht wenig allgemeine Angaben mit unter laufen. Die Citata ſelbſt hat Rec. meiſt richtig befunden; jedoch ſind bey der ſo groſsen Menge von Zahlen einzelne Fehler faſt unvermeidbar. So ſteht unter *Demodocus Ov.* 8, 41 ſtatt *Od.* 8. 44; unter *Glaucus Virg. Georg.* 3, 307 ſtatt 3. 267; unter *Parrhaſius Hor.* 40 v. 8, ſtatt *Hor. Od.* 4, 8, 6; unter *Polyphème Odyſſ.* 19. ſtatt *Odyſſ.* 1 und 9. oder beſtimmter 1, 69 und 9, 182 ff.; unter *Macedoine Quint. Curt.* 34 (?); unter *Pompeji Sen. Q. Nat.* 4 ſtatt 6, 1. Bey mehreren Artikeln fehlen gerade die Hauptſtellen, z. B. bey *Herculanum* und *Pompeji Plin. ep.* III, 5; bey *Moſes*, wo bloſs *Longin* und *Diodor* ohne genauere Beſtimmung angegeben ſind, fehlt *Juſtin.* 36, 2; bey *Syrinx* die claſſiſche Stelle des *Achilles Tatius* VIII, 6; bey *Telemus Odyſſ.* 8, 509 ff. u. ſ. w. Häufig fehlen die Citate ganz, ſeltener bey Perſonen, z. B. *Pſyche*, und bey den meiſten Kaiſern, aber faſt immer bey Sachen, z. B. *faisceaux* (*faſces*), *faſtes*, *flamines*, *étendards*, *funerailles*, *gladiateurs*, *jeux etc.* — Übrigens hätte für diejenigen, welche ſich über dieſe oder jene Materie genauer unterrichten wollen, auſser den alten Claſſikern, füglich auch auf neuere Werke und Abhandlungen verwieſen werden können, ohne daſs dadurch das Werk zu ſehr ausgedehnt worden wäre.

Bey der Erklärung ſelbſt vernachläſſiget der Vf. oft die verſchiedenen Zeiten, in welchen dieſer oder jener Name eine andere Bedeutung, dieſer oder jener Ritus eine andere Geſtalt hatte; und ſpricht überhaupt mehr von den Sitten der Römer, als der Griechen, welche letzteren bey weitem zu ſtiefmütterlich behandelt werden. So giebt er unter *Grèce* die verſchiedenen Namen der Griechen an, ohne zu erwähnen, welches die älteren oder neueren ſind, auch der Urſprung der Namen wird weder hier, noch durchgängig bey den einzelnen Artikeln, z. B. *Grecs*, *Graji*, *Hellènes*, angeführt. Unter *mariage* geht er auf die Hebräer und Aſſyrier, deren er ſonſt nur ſelten gedenkt, zurück, und beſchreibt die Art und Weiſe, wie ſie die Ehen ſchloſſen, weitläuftiger als die Sitte der Griechen. Genauer ſchildert er den Ritus der Römer, ohne jedoch die Art der Bewerbung oder die Fomalitäten der Eheſcheidung zu erwähnen. Unter *Esclaves* giebt er die dreyerley Arten der Sclaven, ihre Menge, die Art ihrer Freylaſſung an, beweiſt aus ein paar (nicht genau nachgewieſenen) Stellen des Nonius und Plautus, daſs ſie von den Römern auf verſchiedenen Theilen des Körpers (durchgängig?) bezeichnet wurden; aber die verſchiedenen Arten ihrer Beſchäftigungen, ihrer Beſtrafung, die Folterung, wenn ſie zeugen

ſollten, und überhaupt ihr Verhältniſs zu den freyen Bürgern iſt übergangen, ſo wie auch immer nur von den Sclaven der Alten, oder der Römer, nie aber von den Sklaven der Griechen beſonders die Rede iſt. Eben dieſs gilt von *dieux*, *étendards*, *funerailles* u. m. a. Einzelne Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten lieſsen ſich mehrere anführen, wenn hier der Ort dazu wäre. So ſind unter *monnoie* die *nummi ferrati*, welche bey Tacitus Schwierigkeit machen, nicht erwähnt. Wenn der Vf. den *Tod* (*Mort*) eine Tochter der Nacht nennt, von den Lacedämoniern vorzüglich verehrt: ſo dachte der Vf. nicht an den griechiſchen *Thanatos*, und die Bemerkung, daſs ihn die Neueren als ein Gerippe mit Schwerdt und Senſe vorſtellen, möchte den ſtudirenden Jünglingen die ſchöne Vorſtellung der Alten vom Tode, die nicht einmal angegeben iſt, wohl ſchwerlich in Erinnerung bringen. — Daſs er übrigens die neueſten Unterſuchungen, vorzüglich deutſcher Gelehrten, nicht berückſichtigt hat, iſt ein weſentlicher Mangel. Die Iliade und Odyſſee ſind ihm noch immer das Werk *d'un homme qui a beaucoup voyagé* u. ſ. w.

Um den Raum zu erſparen, ſteht immer der Hauptname mit ausgezeichneter Schrift voran, und Alles, was dieſen Namen führt, folgt ohne Abſatz, bloſs durch einen kleinen Querſtrich geſchieden. Aber abgerechnet, daſs hier oft Götter und Menſchen, Männer und Frauen, Berge, Städte und Flüſſe unter einerley Namen ſtehen, iſt auch die Ordnung, in welcher ſie nach einander aufgeführt ſind, ohne allen feſten Charakter. Der Vf. befolgt weder die alphabetiſche, noch die Zeit-Ordnung, noch ſtellt er immer den wichtigeren voran. Ja oft wechſeln Perſonen, Länder und Flüſſe mit und unter einander, z. B. *Parthenius*, *fleuve de Paphlagonie etc.* — *Montagne d'Arcadie etc.* — *Favori de l'empereur Domitien etc.* — *Fleuve de la Sarmatie.* — *Compagnon d'Enée.* — *Auteur grec.* Warum ſo bunt unter einander? Warum nicht Perſonen und Flüſſe jedes beyſammen?

So ſehr ſich endlich der Vf. Genauigkeit in Namen und Zahlen zur Pflicht gemacht hat: ſo finden ſich doch auch dagegen hin und wieder Verſtöſse. So lieſt man hier *Gotthis* ſt. *Gothi*; *Marobodi* ſt. *Marobodui*; unter *Meleagre*, wo Anthologie etymologiſch erklärt wird, *autos* ſt. *anthos*; *Sterſichore* ſt. *Steſichore*; unter *Homer Barnés* ſt. *Barneſius*; unter Amphitheater *Podrium* ſt. *Podium*. *Seneca*, der Rhetor, hieſs nicht *Lucius Annaeus*, wie der Philoſoph, ſondern *Marcus Annaeus*. Bey *Albinovanus Pedo* fehlt der Name *Pedo*, und dieſs veranlaſst noch überdieſs Doppelſinn, da der Haupttitel *Albinovanus-Celſus* heiſst. *Celſus* ſteht zweymal, unter *Cornelia* und unter *Celſe*. Sind *Hermanduri* und *Hermunduri* zwey verſchiedene Völker? *Pſychagogos* ſollte etymologiſch erklärt ſeyn. Tadel verdient es, daſs griechiſche Wörter immer mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind.

Χρμ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Schnepfenthal*, in der Erziehungs-Anſtalt: *Anweiſung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder Mittagslinie, und zum leichten Auffinden der letzteren.* Zunächſt für alle Aufſeher der Thurmuhren beſtimmt, die mit der Zeitgleichung noch nicht bekannt ſind; Von *J. W. Ausfeld*, Lehrer der Mathematik zu Schnepfenthal. 1804. 30 S. 8. (3 Gr.) Allerdings iſt zu wünſchen, daſs die den Geſchäften der Menſchen oft ſehr nachtheiligen Folgen, die der bekannte ungleichförmige Gang der mechaniſchen öffentlichen Uhren veranlaſst, von den Policeybehörden mehr beherziget werden möchten, als leider an den meiſten Orten zu geſchehen pflegt. Wenn in Städten von der erſten und mittleren Gröſse die öffentlichen Uhren, wie oft geſchiehet, wohl um ganze Viertelſtunden differiren: ſo müſſen alle Arbeiten, die mit jeder Stunde wechſeln, zum groſsen Nachtheile des Einen und Anderen, daſelbſt in Unordnung kommen; und reitende Poſten können keineswegs vorſchriftsmäſsige Zeit halten, wenn die Uhren Stationenweis merklich von einander abweichen. Hr. *Ausfeld* giebt nun zwar den Aufſehern der Thurmuhren eine kurze und gründliche Anweiſung, dieſe Uhren, mit Hülfe einer Mittagslinie, die er jeden Küſter auf eine leichte Art, und zu dieſem Behuf genau genug, zu ziehen lehrt, wie auch mit Hülfe einer beygefügten Zeitgleichungstafel, nach der *mittleren* Zeit zu ſtellen, und ſolchergeſtalt alle öffentlichen Uhren eines Landes in ziemlich gleichem Gange zu erhalten. Allein nach mittlerer Zeit zu rechnen und zu zählen, iſt nur den Aſtronomen vergönnt; andere Staatsbürger hingegen ſind gehalten, Stunden und Tage nach dem ſcheinbaren Laufe der Sonne abzumeſſen, das iſt, ſich nach der wahren Zeit zu richten. Daher iſt eine Zeitgleichungstafel den Aufſehern über die Thurmuhren ganz überflüſſig, und viele von ihnen werden ſich auch gewiſs nicht in den vorgeſchriebenen Gebrauch derſelben zu finden wiſſen. Wenn daher nur bey jeder öffentlichen Uhr eine Mittagslinie angebracht wird, und der Aufſeher ſie bey jedem um die Mittagszeit fallenden Sonnenſchein ſo ſtellt, daſs ſie mit der Sonne zugleich Mittag macht: ſo wird kein Menſch mehr über den verſchiedenen Gang der öffentlichen Uhren ſich zu beklagen Urſache finden. Bey lange anhaltender trüber Witterung werden dann ſchlechte Uhren ſich freylich immer noch ziemlich weit von der wahren und mittleren Zeit verirren: aber in ſolchen Fällen darf die Correction beym erſten Sonnenſchein nicht auf einen Tag, viel weniger auf eine Stunde, beſchränkt werden, ſondern man muſs den gefundenen Fehler auf etliche Tage vertheilen. Auch ſollte man billig in allen beträchtlichen Städten, wo ohnehin auf jedem Thurme ein Thürmer als Wächter wohnt, oder doch wohnen ſoll, nur eine einzige öffentliche Uhr halten. Sobald nämlich dieſe geſchlagen hätte, müſste der Reihe nach jeder Thürmer ſeine Glocke eben ſo oft ſchlagen, als die wirkliche Uhr angezeigt hat. Auf eine andere Weiſe werden in groſsen Städten die Uhren ſtets entweder auf einmal ſchlagen, ſo, daſs man nach keiner zählen kann, oder ſie werden immer bald mehr, bald weniger, von einander differiren. Leipzig iſt hierin längſt anderen gröſseren Städten als Muſter guter Policeyanſtalten vorangegangen.

V — H.

Vermischte Schriften. *Lemgo*, b. Meyer: *Weſtphäliſcher Volks-Calender auf das Schaltjahr 1808.* Herausgegeben von *M. C. Pothmann*, Prediger zu St. Johann in und vor Lemgo. 1808. 190 S. 8. (9 Gr.) — Die Tendenz dieſer Volksſchrift, Aufklärung und Moralität zu befördern, iſt eben ſo lobenswerth, als gelungen der Plan zu derſelben iſt. Beyſpiele von guten und verdienſtvollen Menſchen, von Menſchenrettung und Krankenpflege u. ſ. w. gehen den Beyſpielen von böſen Menſchen, von Betrügereyen und Quackſalbereyen u. ſ. w. voran. Nachrichten von einzelnen guten und böſen, klugen und thörichten Geſinnungen und Handlungen, nebſt einigen nützlichen *Haus-* und *Lebens*-Regeln machen den Beſchluſs. Kluge Auswahl und vorſichtige Darſtellung leuchten allenthalben durch.

R.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 30 SEPTEMBER, 1808.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voſs: *Familiengeſchichten für Kinder.* Von *C. W. Spieker. Erſter und zweyter Band.*

Auch unter dem Titel:

Louiſe Thalheim. Eine Bildungsgeſchichte für gute Töchter. *Erſter Theil,* mit 11 Kupfern. *Zweyter Theil,* mit 10 Kupf. 1808. XIV und VIII mit fortlaufend. Seitenz. 224 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Hr. Feldprediger *Spieker* in Deſſau, welcher ſich dem Publicum ſchon durch mehrere Aufſätze in dem *deutſchen Merkur* und in der *Jugendzeitung* als einen kenntniſsreichen und im Vortrage gewandten Mann bekannt gemacht hat, liefert hier eine Jugendſchrift, deren beide vor uns liegende erſte Theile zunächſt für junge Frauenzimmer beſtimmt ſind. Sehr wahr ſagt er in der Vorrede zum erſten Theil S. VIII: „Leider bilden ſich unſere jungen Frauenzimmer nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter, durch die Praxis zu guten Hausfrauen, ſondern ihr Beſtreben iſt nur dahin gerichtet, wie ſie die Freuden des Lebens genieſsen, und ſich Talente zum Glänzen in der groſsen Welt erwerben." Der Vf. wünſcht daher, durch dieſe Schrift den Sinn für die ſtillen häuslichen Tugenden, für eine wohlgeordnete geräuſchloſe Thätigkeit, für die ſchönen Tugenden reiner Weiblichkeit, und beſonders für die Freuden der Wirthſchaftlichkeit zu wecken. Das Ganze iſt auf 6 Bändchen berechnet. Die folgenden beiden Bände ſollen für junge Leute beiderley Geſchlechts, und die zwey letzten, als Gegenſtück der *Louiſe Thalheim*, ausſchlieſsend für Söhne beſtimmt ſeyn. Auf eine wirklich ſehr anziehende Weiſe führt Hr. *Sp.* ſeine jungen Leſerinnen in die kleinen Details des häuslichen Lebens ein, und kettet an den Faden einer zwar einfachen, aber darum doch nicht unintereſſanten Familiengeſchichte die nöthigen Belehrungen über die, zur glücklichen Führung des Hausweſens unerlaſslichen, weiblichen Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten an. Zur Erhöhung des Intereſſe ſind in dieſe belehrenden Darſtellungen wohlgelungene Beſchreibungen verſchiedener Familienfeſte, mit eingeſtreuten, gutgewählten Gedichten, ſehr glücklich verwebt. Wo der Vf. bey einer Preisangabe eines Hausbedarfs den Anſchlag vielleicht etwas zu hoch machte, wie dieſs, nach Verſicherung einiger erfahrener Hausfrauen, bey der Preisangabe der Betten (S. 116) der Fall ſeyn ſoll: da wird eine wirthliche Hausmutter dieſs ſehr leicht berichtigen können. Überhaupt läſst ſich für dergleichen Angaben keine allgemeine Regel feſtſetzen, da die Preiſe in verſchiedenen Gegenden ſehr verſchieden ſind. Der Vf. wollte auch nur Winke geben; und dieſer Zweck iſt erreicht. Bey einer neuen Auflage, welche von dieſer lehrreichen Bildungsſchrift gewiſs nöthig werden wird, wünſcht Rec. die letzten Capitel, welche einige, zwar lehrreiche, aber doch nicht zur Hauptſache weſentlich gehörige Erzählungen von den Negern etc. enthalten, weg, weil der freundliche Eindruck, den die Familiengeſchichte in den Gemüthern der jungen Leſerinnen zurücklaſſen ſollte, dadurch etwas geſtört wird. Dieſe Bemerkung wurde dem Rec. ſelbſt von jungen Frauenzimmern mitgetheilt, die ſonſt dieſe Schrift mit groſsem Intereſſe geleſen hatten. Auch Rec. für ſeine Perſon dankt dem Vf. für den Genuſs, den ihm die Lectüre dieſer wohlgerathenen Schrift durch ein angenehmes Hervorrufen freundlicher Bilder aus den glücklichen Jahren der Kindheit verſchaffte. Er muſs aufrichtig geſtehen, daſs er lange Zeit keine Jugendſchrift, deren er Amts wegen ſo viele leſen muſs, mit ſo vieler Befriedigung aus den Händen legte, als dieſe. In der Überzeugung, daſs das Leſen derſelben bey mehreren Leſern ähnliche Gefühle erwecken werde, glaubt er daher den Vf. zur baldigen Fortſetzung aufmuntern zu dürfen. Auch der Verleger hat für ein gefälliges Äuſsere möglichſte Sorge getragen. Zu wünſchen wäre freylich, daſs die Illumination mancher Blätter der ſonſt niedlich gezeichneten Kupfer etwas beſſer ausgefallen ſeyn möchte.

Z—d.

St. Gallen, b. Zollikofer: *Einfältige und deutliche Erklärung des ſogenannten zürcheriſchen Fragſtückleins,* vom ſeel. Hn. Decan *Jacob Zähner*, Pfarrer in Trogen. Umgearbeitet und dieſem der gröſsere Z. Katechiſmus beygefügt von *Johann Jacob Zuberbuhler*, Pfarrer im Speicher. II u. 188 S. 8. (gebunden 28 Kr.)

Eine Erklärung des uralten, von *Leo Judä* verfertigten, zürcheriſchen Fragſtückleins, das in einem groſsen Theile der öſtlichen Schweiz, nebſt dem groſsen zürcher Katechiſmus, in Kirchen und Schulen ſanctionirt iſt, und dem Religionsunterricht zum Grunde gelegt wird, iſt ein wahres Bedürfniſs. Beide entſprechen zwar durchaus nicht den Fortſchritten des Zeitalters in Hinſicht auf Reinheit, Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit ſittlicher Begriffe. Aber auſser einer, für jenes Zeitalter auſserordentlichen,

Freyheit von polemiſchen Rückſichten, iſt darin die Glaubens- und Lebens-Lehre des Chriſtenthums, nach einer groſsen und feſten Form ins Auge gefaſst, und eben ſo kurz als bewundernswürdig einfach ausgedrückt. Die Idee des Reichs Gottes und ſeiner Verhältniſſe, von der, religiös betrachtet, das Geſetz ausgeht, Chriſtus der Mittelpunct, Gemeinſchaft der Gläubigen in Wahrheit und Liebe die Folge iſt, iſt darin, zwar nicht den Worten, aber der Sache nach, hiſtoriſch, wie es auch ſeyn muſs, wie durch einen glücklichen Inſtinct dargeſtellt, und in herrlicher Conſequenz durchgeführt. In den neueren Katechismen, die Rec. kennt, iſt weder dieſe Einfachheit, noch dieſe religiöſe Conſequenz anzutreffen. Die religiöſen Ideen ſind in dieſen zu ſehr durch ſittliche Begriffe unterbrochen, und jene dieſen untergeordnet; es ſcheint bey vielen nicht, daſs ſie von Gläubigen für Gläubige und Unwiſſende, ſondern vielmehr von Philoſophen für räſonnirende Zweifler, welche Reihenfolgen von Beweisgründen überſchauen können, geſchrieben ſeyen. Darum geben ſie ſich mit Beweiſen ab, ſtatt die Religion ſelbſt der Anſchauung des Gemüths und dem Glauben hinzuſtellen. Sie erſcheint in ihnen nicht als die Idee, der das Leben untergeordnet iſt, und die es heiligen ſoll, ſondern als eine Dienſtmagd zu häuslichem und bürgerlichem Gebrauche. Dieſs iſt auch wahrſcheinlich die Urſache, ohne gerade im deutlichen Bewuſstſeyn aller zu liegen, warum man ſich in neueren Zeiten in der Schweiz, und beſonders in Zürich, weniger über die Mängel der genannten Katechismen, und den laut ſich äuſsernden Wunſch ihrer Abſchaffung, als über das, was an ihre Stelle geſetzt werden könnte, vereinigte. Rec. iſt kein Gegner von Verbeſſerungen, und erkennt mit Recht gerügte Mängel an. Er iſt lebhaft überzeugt, daſs neben dieſem religiöſen noch ein ſittlicher Unterricht nothwendig in Schulen eingeführt werden müſſe, und dieſs gerade darum, weil die Idee der Religion aus dem Geiſte der Zeit und des Volks, als praktiſch und im Leben erſcheinend, faſt verſchwunden iſt, und bis durch neue religiöſe Beſeelung die Herrlichkeit der alten Formen wiederum erſcheint, oder vielmehr noch vollendetere an ihre Stelle treten, dieſe Formen nicht nur bey vielen ohne Wirkung für den Geiſt und das Leben, ſondern ſelbſt ein Stein des Anſtoſses und der Ärgerniſs ſind. Allein er glaubt ebenfalls, daſs die Vermiſchung der bürgerlichen und ſittlichen mit den religiöſen Bedürfniſſen nichts beſſert, und daſs in der Anhänglichkeit des Volks an die alten Religionsbücher eine tiefe Wahrheit liegt, nämlich die: daſs Poſitives, womit das Volk Geiſt und Gemüth nährt, nur durch eben ſo Poſitives in denſelben liegendes verdrängt werden darf und ſoll. Nicht Aufklärung, ſondern Religion, Nahrung des Glaubenstriebes und Bedürfniſſes bedarf das Volk und die Jugend in den religiöſen Unterrichtsbüchern. Dieſe Bemerkungen muſste Rec. nothwendig der Beurtheilung vorliegender, in Fragen und Antworten abgefaſster Erklärung vorausſchicken, um weder gegen den Vf. ungerecht zu ſeyn, noch eine falſche Vorſtellung von dem Werthe ſeiner Schrift beym Publicum zu erregen. Sein Buch iſt eine erweiterte Ausführung des Katechismus fürs Volk, ſo wie er iſt, ohne ihn nach neueren Vorſtellungen und Begriffen zu berichtigen, und die Lücken, welche er in Hinſicht auf die ſpeciellen Bedürfniſſe des Zeitalters hat, auszufüllen. Sieht man darin auf das, was die Aufklärung in der Religion in mancherley Rückſichten mit Recht fodert, auf geläuterte Begriffe, logiſche Ordnung, gebildeten Ausdruck: ſo iſt es nicht nur ein einfältiges, ſondern auch ein unnützes Buch. Die Beweiſe ſind an vielen Orten ohne Beweiskraft, weil ſie ſelbſt auf der Wahrheit deſſen beruhen, was ſie beweiſen ſollen. Die bibliſchen Citationen ſind ohne Auswahl und Kritik zuſammengetragen; die Methode iſt ganz ſcholaſtiſch. So wird, um nur ein Beyſpiel anzuführen, das dem Rec. gerade in die Augen fällt, von Chriſtus gehandelt: nach ſeiner Perſon, ſeinen Naturen, ſeinen Würden, ſeinen Ämtern und ſeinen Verdienſten und Wohlthaten. Von ſokratiſcher Entwickelung iſt nicht die Rede. Die Geheimniſſe der Religion, z. B. das der Dreyeinigkeit u. ſ. w. werden ausführlich und ganz dogmatiſch behandelt. — Überall erſcheint mehr das Syſtem als die Bibel, die Sprache iſt incorrect, verwirrt und unbeſtimmt, und es fehlt weit, daſs der Vf. für ſeine Zeit leiſte, was die erklärten Katechiſmen für die ihrige. Betrachtet man es aber als ein Buch für Gläubige, die ſich auf eine poſitive Weiſe mit dem poſitiven Inhalt des Kirchenglaubens bekannt machen wollen: ſo kann man ihm ſeinen Werth nicht abſprechen. Es hat ſogar Vorzüge und viele treffliche Stellen in dieſer Hinſicht. Die religiöſe und ſittliche Betrachtungsweiſe ſind in inniger Vereinigung dargeſtellt, ſo wie die Religion darin das Leben (zwar formlos und nicht überall, nicht vollſtändig, nicht anſchaulich und lebendig genug) durchdringt. Selbſt als Beweis, daſs ſich noch hie und da ein richtiger, wenn gleich ungebildeter, religiöſer Inſtinkt unter den Erziehungs- und Volks-Schriftſtellern regt, war Rec. die Erſcheinung dieſes Buches erfreulich. Hierunter zählt er beſonders die oft miſsverſtandene typiſche und ſymboliſche Anſicht hiſtoriſch religiöſer Begegniſſe, von der der Vf. häufigen, wenn gleich nicht immer verſtändigen, Gebrauch macht. Nicht Religionslehrern, nicht für Schulen, aber zum Gebrauch in den Haushaltungen frommer Landleute empfiehlt daher Rec. daſſelbe herzlich und aus Überzeugung. Allein ein Handbuch für Religions- und Schul-Lehrer, über die genannten Katechiſmen, iſt dadurch keinesweges überflüſſig gemacht worden. Inhaltsanzeige und Regiſter hätten zu bequemem Gebrauch beygefügt werden ſollen. Auch wäre eine hiſtoriſche Nachricht von der früheren, ſo viel Rec. aus alter Erinnerung weiſs, nicht unintereſſanten *Zähneriſchen* Bearbeitung, die er nicht bey der Hand hat, am Platz geweſen. Möchte, bis die, wie Rec. hofft, nahe, für die Religion glückliche Zeit kommt, in der religiöſe Formen auf-

geſtellt werden, in welchem das Überſinnliche mit dem Leben wiederum in voller Harmonie erſcheint, ein Leo Judä unſerer Zeit einen ſittlichen Volkskatechismus, eben ſo einfach und glücklich für die Schulen ſeiner Gegend entwerfen. E. M. N.

Quedlinburg, b. Ernſt: *Erſter Unterricht für die Jugend über Gegenſtände der Natur und Kunſt.* 1803. 316 S. 8. (18 Gr.)

Dieſe Schrift enthält eine kurze Naturlehre und Naturgeſchichte, in der gröſsten Faſslichkeit vorgetragen. Der Vf. hat ſich aller künſtlichen Hypotheſen, und aller Entwickelung der feineren Syſteme der Meiſter der Kunſt enthalten. Er hat mit Beurtheilung compilirt, und aus den groſsen, theuren Werken von *Büffon*, *Bonnet*, *Linné*, *Borowski*, *Bloch*, *Eſper*, *Götze*, *Gehler*, *Herbſt*, *Röſel*, *Schreber*, und vielen anderen nur das Gemeinnützigſte gewählt. Doch hätte er auf die Richtigkeit der Sprache mehr achten, und nicht, wie S. 161, ſchreiben ſollen: „Einen ganz eigenen und ſonderbaren Genuſs und (*ein ganz eigenes*) Vergnügen giebt vielen Menſchen u. ſ. f." — Sollte das brauchbare Büchelchen eine zweyte Auflage erleben, ſo würde bey Erwähnung der Erdtheile S. 9. auch *der fünfte Welttheil* angeführt werden müſſen. Unrichtig iſt die Behauptung S. 31: „daſs die Steine zu derjenigen Erdart gerechnet werden, wovon ſie das Mehreſte enthalten." Der Granit enthält ungefähr ein Drittel Kieſelerde, und gehört dennoch zum Kieſelgeſchlechte. Noch häufiger tritt dieſer Fall bey den Thongattungen ein, in denen ſich oft kaum ein Viertel Thonerde findet. Das Geſchlecht der Steine wird vielmehr durch das Verhalten gegen die Säuren, und durch andere Eigenſchaften beſtimmt. — Warum ſchreibt der Vf. *veſt* anſtatt *feſt*? Weil jene veraltete Schreibart in den Canzelleyen noch üblich iſt? — Die Nachläſſigkeit des Correctors muſs Rec. rügen, denn auf dieſen noch nicht vollen zwanzig Bogen giebt es beynahe hundert Druckfehler. Ad.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Zollikofer: *Der ſchweizeriſche Briefſteller*, ein Volksbuch, aus welchem Knaben und Töchter, Schullehrer, Landleute, Landſtädter und ungelehrte Bürger Briefe und Aufſätze aller Art ſchreiben, vernünftig denken, und viel Nützliches in der Landwirthſchaft lernen können. Von *Hans Heinrich Meili von Hittnau*, Verfaſſer der Fragen eines zürcheriſchen Landmanns, der Zeit Präceptor in Lichtenſteig, im Canton St. Gallen. 1805. XVI u. 380 S. 8. (1 fl.)

Es war ein glücklicher Gedanke des Vfs., eines emporſtrebenden Schulmanns von Beleſenheit und denkendem Geiſte, einem in ſeinem Vaterlande beſonders fühlbaren Volksbedürfniſſe, dem Mangel an Sprachkraft und Fertigkeit in der ſchriftlichen Darſtellung, durch vorliegende Schrift abzuhelfen. Er faſste daher die Idee eines Briefſtellers in ihrem weiteſten Umfange. Nicht nur als Vehikel wollte er ſie benutzen, um für Volksſchulen und zum Privatgebrauche, Muſterformen für alle Arten von Briefen und Aufſätzen, die im Kreiſe des gemeinen Lebens vorkommen, aufzuſtellen; ſondern auch den Inhalt derſelben ſo lehrreich als möglich machen, durch eine organiſche Behandlung die Bemerkungs-, Denk- und Beſchreibungs-Kraft ſelbſt entwickeln und üben, Geſinnungen wecken und bilden, und zugleich mannichfaltige, dem Landmann nützliche und nothwendige Kenntniſſe verbreiten. Den Umfang des Geleiſteten, und damit einen vorläufigen Maſsſtab zur Beurtheilung fürs Publicum, mag das Inhaltsverzeichniſs geben: Briefe für junge Leute, theils gewöhnlichen Inhalts, theils über das Briefſchreiben — die Pocken — Nutzen und Schönheit der Berge — ſchweizeriſche Naturſchönheiten — ländliche Verrichtungen — Donner kein Zeichen des Zornes Gottes — Empfindungen beym Sterben eines Freundes, beym Anblick des erſten Todten — Fehler der Landleute — Waiſenhäuſer auf dem Lande nöthig und möglich. — Ein braver Bauer — Ideal eines Landwirths — Regeln zur Höflichkeit — braver Herr und brave Frau — Nothwendigkeit der Städte — Fehler ſtädtiſcher Erziehung — Vorzüge des Landlebens — Logik — Billets. — Nun folgen Aufſätze in verſchiedener Form, deren Inhalt iſt: kleine Chronik — Fabeln — Beſchreibung des menſchlichen Körpers — eines Hauſes — einiger Bäume — Handwerker was ſie brauchen und verfertigen — Handel — Geſchichten und Auszüge — Wiederum in Briefen: Über die vorzüglichſten Theile der Landwirthſchaft — dann ein vollſtändiger Briefſteller, dem auch Aufſätze für öffentliche Blätter, Conti, Muſter und Anweiſung zu Haushaltungsbüchern, Anleitung und Muſter zur einfachen Buchhaltung, beygefügt ſind, die das Ganze ſchlieſsen. Die reiche Mannichfaltigkeit, das Praktiſche und Zweckmäſsige in der Wahl dieſer Gegenſtände, iſt einleuchtend. Die Sprache im Allgemeinen iſt einfach und richtig, gebildet, oft edel. Alles athmet eine männliche und feſte Richtung aufs Wichtige und Ernſte in den Erſcheinungen des Lebens; verräth Erfahrungskenntniſs ſpecieller Geſinnungen und Bedürfniſſe des ſchweizeriſchen Landmannes; iſt in den Haushaltungen und in den Händen vernünftiger Schullehrer gewiſs brauchbar, und verdient darum allgemeine Verbreitung. Der zu Gedanken und Ausdruck Rath ſuchende Landmann findet ihn faſt über alle Fälle, etwa Geburt, Hochzeiten, und was damit in Verbindung ſteht, ausgenommen. Beide waren aus vielen Rückſichten wünſchenswerth. In die Zergliederung der einzelnen Aufſätze kann Rec. nicht eingehen. Einige Bemerkungen will er nicht unterdrücken. Die Schonung, mit welcher der Vf. Fehler und irrige Meinungen behandelt, verdient beſonderen Beyfall; das Volk glaubt weit beſſer und unſchuldiger an die Wahrheit, wenn es nicht zu ſehr erinnert wird, daſs andere irren, und man ſie ihm, ſtatt Vorurtheile zu bekämpfen, geradezu — giebt. Es verurſach dar-

Digitized by Google

um auch ein gewiſſes Miſsbehagen, daſs der Knabe aus der Stadt die Fehler des Landvolks, und der von dem Lande die Fehler der ſtädtiſchen Erziehung beſchreibt; Jeder hätte vielmehr darſtellen ſollen, wie er vom anderen das Gute lernt, das ihm mangelt, und wie die Verhältniſſe eines Ortes die Lücken des anderen ausfüllen. Kraftvolle und weiſe Darſtellung, Kenntniſs und Benutzung ſeiner Verhältniſſe iſt weit beſſer, als das noch ſo richtige Urtheil über fremde Gebrechen. Beſonders hätte Rec. Beſchreibung deſſen gewünſcht, was jedes Kind in ſeines Vaters Hauſe lernen und werden kann. Eben ſo die Gefahren einer in der Schweiz ſehr häufigen Gewohnheit, ſie aus dem väterlichen Hauſe in fremde Penſionsanſtalten und ihrer künftigen Berufs- und Lebens-Weiſe fremde Aufenthaltsörter zu ſenden, in denen ſie zu Schwächlingen heranwachſen, und durch das Bischen Eitelkeit, franzöſiſch zu lernen, ſich zu Grunde richten. Ähnliche Gegenſtände hätten den Platz, den die *logiſchen* Sätze jetzt einnehmen, beſſer ausgefüllt, weil dieſe das im Denken ungeübte Volk nur — verwirren. Seine Unterſcheidungskraft iſt zu wenig entwickelt, um ſie auf die Fälle, für die ſie gehören, anzuwenden, und es miſsbraucht ſie nur zu Spitzfindigkeiten, wenn es überhaupt Gebrauch von ihnen macht. Geſunder praktiſcher Sinn, anſchauende Erkenntniſs des Guten und Böſen, Mutterwitz mit einem Wort, der ſich auf Thatkraft und Übung im Leben gründet, iſt eine unendlich beſſere Logik, als alle Regeln, die nur todte Abſtractionen ſind, und deren Gebrauch einen logiſchen Kopf ſchon vorausſetzt. Rec. iſt über dieſe Gegenſtände etwas ausführlicher; weil ſie an pädagogiſche Wahrheiten erinnern, die, nach ſeiner Überzeugung, noch nicht genug anerkannt und befolgt ſind.

Noch bleibt Rec. die Beurtheilung des Ganzen, nach den oben angegebenen drey Hauptgeſichtspuncten übrig, in ſo fern jeder derſelben mehr oder minder erreicht iſt. Er faſst es unter einige Geſichtspuncte zuſammen. Die Schwierigkeit, ſo mannichfaltige Abſichten auf einmal zu erreichen, fällt auf. Sie iſt nicht möglich, aber eben darum hätte ſie der Vf. gänzlich trennen, und einzeln ins Auge faſſen ſollen. Rec. würde das Ganze in 4 kleine Bändchen vertheilt haben, wovon das erſte die reinen Sprachübungen und Beſchreibungen verſchiedener Gegenſtände, aus denen die logiſchen Verhältniſſe des Denkens anſchaulich hervorgehen und zuletzt dargeſtellt werden; das zweyte einen aus den Verhältniſſen von Schülern hervorgehenden, die Gegenſtände ihrer Entwickelung und Bildung beſchreibenden Briefwechſel; das 3te die dem Schulunterrichte nöthigen poſitiven Kenntniſſe des Ackerbaues und anderer Volksbedürfniſſe; das 4te endlich die Form der Briefe und Aufſätze für den bürgerlichen Geſchäftskreis, nebſt den dazu nöthigen Kenntniſſen und Fertigkeiten hätte enthalten können. Alles dieſes aber nationell, ſchweizeriſch, nach den Bedürfniſſen z. B. eines dazu ſpeciell ins Auge gefaſsten Dorfes, woran ſich das Allgemeine leicht knüpfen läſst. Nicht nur jeder einzelne Zweck wäre dadurch vollſtändiger erreicht, ſondern der Vf. auch gemeinnütziger geworden, indem jeder wohlfeilere Befriedigung ſeines beſonderen Bedürfniſſes gefunden hätte. Sein Buch wäre nicht ſo zerſtückelt geworden, beſonders aber hätte er den nicht unbedeutenden Vorwurf vermieden, daſs die Briefſchreibenden Knaben nicht treu ihrer Welt und ihren Umgebungen bleiben. Was ſie ſagen, iſt gut, aber nicht immer natürlich in ihrem Munde. Auch moraliſches Räſonniren verwüſtet den zarten Sinn der Jugend, das Gemüth ihrer heiligen Unſchuld und Einfalt. Individuell hingegen aufgefaſst und durchgeführt, wie ſich die innere und äuſsere Welt vor dem Knaben geſtaltet und entfaltet, wie ſein Sinn, ſeine regſame Kraft ſich ausdehnt von der häuslichen Exiſtenz aufs Dorf, auf die Natur, auf die Stadt, auf das Vaterland, das ihm ſeine Welt werden muſs, müſste, wie den Jüngling ins Leben, ſo den Erwachſenen ins Intereſſe des Buchs hineinziehen. Denn es iſt gewiſs, nicht was einzeln lehrt und ergötzt, ſondern was die Seele füllt, und ihr den Spiegel ihrer ſelbſt, wie ein ewiges Gemälde, vorhält, nährt und bildet den Geiſt. Sollte endlich der Briefſteller ein wahrhaft ſchweizeriſcher muſterhafter Briefſteller werden: ſo muſste er ſtatt fingirter, vom Moment ſelbſt veranlaſste und eingehauchte Originalbriefe vorzüglicher Schweizer enthalten, denen ſchweizeriſche Situationen, Verhältniſſe, Sitten, Geſinnungen, Gefühle, Beſtrebungen und Hinderniſſe, in welchen der Volksgeiſt lebt und ſich ſpiegelt, aufgeprägt wären. Es iſt nie genug zu beklagen, daſs durch den Mangel an Schulgebrauch ähnlicher Sammlungen die Nation ſich ſelbſt nicht kennt, der Einfluſs der beſten Köpfe auf die Nachkommenſchaft ihr entzogen wird, ihre Bedürfniſſe, ihre auserleſenen Geiſter ihr verborgen bleiben, und die Gemeinſchaft des öffentlichen Lebens, von der Engherzigkeit des ſelbſtſüchtigen iſolirten Privatintereſſe (weil der Geiſt zu nichts Höherem gelangt) verſchlungen, zu Grabe geht. Haben doch die Schweizer die unſchätzbaren Jugendbriefe ihres *Joh. v. Müller!* Sollte aus dieſen, aus den Überreſten ihrer Iſelin, ihrer Lavater, ihrer Geſsner, oder noch beſſer ihrer Kleinjagg, des armen Mannes in Toggenburg u. ſ. w. ſich nichts Vortreffliches für die Schulen in dieſer Hinſicht ſammeln laſſen? Sie werden dann eine wahre Grundlage zur Volksbildung haben, wenn das Eigenthümliche, ſchweizeriſch Individuelle und Groſse, das innere Leben dieſer Männer in Jugendſchriften dem Volke angehört, und ſich der Geiſt der bürgerlichen Gemeinheit und Theilnehmung in dem Geiſte der Männer der Nation eben ſo anſchaulich und lebendig, als in den mannichfaltigſten Schattirungen, vor den Augen der Kinder des Vaterlandes entfaltet.

L. M. N.

Jena, gedruckt bey Johann Chriſtian Gottlob Etzdorf, 1808.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

September 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat September in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Amerikanerin, die, oder die drey Brüder. 2 Theile 218. 519.
Anekdoten und Charakterzüge aus dem menſchlichen Leben 212. 471.
Anton Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande 214. 485.
Anweiſung für Mütter, welche ihre Kinder ſelbſt unterrichten wollen 214. 483.
Aufruf an meine Landsleute in Bayern zum häufigeren Anbau des Hopfens, ſammt einem Katechismus vom Hopfenbau 216. 505.
Ausfeld Anweiſung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder Mittagslinie, und zum leichten Auffinden der letzteren 228. 599.

B.

Beskowitz die Jubelfeyer der Hölle, oder Fauſt der Jüngere. 2te Aufl. 212. 471.
Beytrag zur Geſchichte des Kriegs in Preuſſen, Schleſien und Polen in den J. 1806 und 1807. 2. 3 B. 217. 505.
Blaſche der technologiſche Jugendfreund. 4 Th. 220. 535.
— — des technologiſchen Jugendfreundes erſter hiſtoriſcher Theil 220. 535.
Bonvivant Erholungen für Kinder der Freude. 1 Heft 208. 440.
Briefe, vertraute, über die inneren Verhältniſſe am preuſſiſchen Hofe ſeit dem Tode *Friedrichs II.* 5—8 B. 217. 505.

C.

Cäcilie von Hohenberg. 2 Theile 226. 583.
Chaptal über künſtliche Erzeugung und Läuterung des Salpeters und die zweckmäſsigſte Art Schieſspulver zu verfertigen. Aus dem Franz. von *Wolff* 220. 535.
Chriſtophe Dictionnaire pour servir à l'intelligence des auteurs classiques grecs et latins. T. I. II. 228. 595.
Ciceronis in L. Catilinam oratio II. Ueberſ. von *Holzapfel* 226. 577.
Cicero's auserleſene Reden, überſ. von *Wolff*. 2 Bände 226. 577.
Claudius Gedächtniſsübungen, ſowohl für den Privatunterricht der Kinder von 6 bis 12 Jahren, als auch für die unteren Claſſen der Bürger- und Land-Schulen 214. 482.
— — — Gedächtniſsübungen, ſowohl für den Privatunterricht der Kinder von 12—14 Jahren, als auch für die oberen Claſſen der Bürger- und Land-Schulen 214. 483.

D.

Depping les Soirées d'Hiver. T. I. II. 225. 569.
Dietrich der Wintergärtner. 3te Aufl. 220. 535.

E.

v. *Eggers* über den neuen franzöſiſchen Erbadel 209. 441.
Ehrhart Magazin für die techniſche Heilkunde, öffentl. Arzneywiſſenſchaft und mediciniſche Geſetzgebung 208. 435.
Eiſenmann Unterricht in der Moral nach den neuen philoſophiſchen Grundſätzen und in einer ſokratiſchen Manier vorgetragen 214. 481.
Elementar-Unterricht für Mädchen 214. 484.
Erzählungen, fünfzig kleine durchaus verſtändliche, für Kinder, welche ſo eben erſt leſen gelernt haben 212. 472.

F.

Fajardo die Republik der Gelehrten 218. 515.
Familie Reizenberg, die 218. 520.
Fiedler einige Gedanken über die Verbeſſerung unſerer Dorfſchulen 210. 455.

G.

Gartenfreundin, die, von *Amalie* *** 220. 535.
Gehlen Journal für die Chemie und Phyſik. 2—4 Band 219. 521.
Göttlings Elementarbuch der chemiſchen Experimentirkunſt. 1 Th. 221. 537.
de Graimberg lettres sur la Westphalie 210. 454.
Grieſinger Geſchichte und neue Theorie der Suitat 211. 457.
Grundlinien zur Geſchichte der Albertiniſchen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau 222. 549.

H.

Hand- und Kunſt-Buch, kleines ökonomiſches 216. 505.
Herbart de Platonici ſyſtematis fundamento Commentatio. 224. 561.
v. *Herders* Anſichten des claſſiſchen Alterthums, von *Danz* 2 Th. 223. 559.
Hiſtoria decem Veziroum et filii regis Azad Bacht, ed. *Knös* 225. 576.
v. *Hoven* Grundſätze der Heilkunde 207. 425.

I.

Ideler hiſtoriſche Unterſuchungen über die aſtronomiſchen Beobachtungen der Alten 215. 475.

K.

Karrer neueſtes Lehrbuch für Volks- beſonders für Land-Schulen 212. 471.
Kieſewetter Grundriſs einer allgemeinen Logik nach kantiſchen Grundſätzen. 1 Th. 3te Aufl. 2 Th. 2te Aufl. 215. 419.
Kögels gründliche Anweiſung zum Seifenſieden 2te Aufl. 221. 543.
Kottmeier über die extemporane Redekunſt 205. 409.
Kruſe Vorleſung bey Eröffnung des neu eingerichteten oldenburgiſchen Schulmeiſter-Seminarii 214. 487.
Künſtler, der ökonomiſche, welcher Branntwein aus Getreide, aus Weinhefen, ingl. Malz, Liqueurs, Aquavite u. ſ. w. vortheilhaft zu bereiten lehrt 220. 535.

L.

Laſſaulx Annalen der Geſetzgebung Napoleons. 1 B. 1 Heft 206. 417.
Lindau ad Heindorfium epiſtola critica 224. 561.
Luden die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italiäniſchen 223. 553.
— — kleine Aufſätze, meiſt hiſtoriſchen Inhalts 223. 553.

Digitized by Google

M.

Meili v. Hittnau der ſchweizeriſche Briefſteller 229. 605.
Menſch, der letzte 218. 516.
Metz Handbuch der Elementar-Arithmetik in Verbindung mit der Elementar-Algebra 215. 478.
Müllers geprüfte Anweiſung zu der Kunſt, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen 216. 499.

P.

Philidors Kritik des Immanuel, eines Buches für Chriſten und Juden 205. 415.
Plato de Philoſophia, vel Dialogus, qui inſcribitur ἐρασταὶ ſeu Amatores, ed. *Stutzmann* 224. 561.
Platon, Kriton, ein Dialog, mit einer Einleitung und griechiſch-deutſchen Vocabularium 224. 567.
Platonis Apologia Socratis. In uſum ſcholarum 224. 561.
Πλατωνος Φαιδων ἢ περὶ ψυχῆς. Plato's Phädon oder von der Unſterblichkeit der Seele 224. 561.
Pöhlmann praktiſche Anweiſung, Kindern die erſten Anfangsgründe der Rechenkunſt auf eine anſchauliche, den Verſtand in Thätigkeit ſetzende und leichte Weiſe beyzubringen. 2te Aufl. 217. 512.
— — Verſuch einer praktiſchen Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter und Aeltern, welche die Verſtandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäſsige Art üben und ſchärfen wollen. 7s Bändchen. 2te Aufl. 217. 512.
Ponge Gemälde zur franzöſiſchen Unterhaltung, oder die leichteſte Art, in kurzer Zeit franzöſiſch ſprechen zu lernen. 1 Lieferung 214. 487.
— — Tableaux pour la Converſation françoiſe ou la manière la plus aiſée d'apprendre en peu de tems à parler françois. 1 Livr. 214. 487.
Pothmann weſtphäliſcher Volkscalender auf das Schaltjahr 1808 228. 600.

R.

Reiter Andachtsübungen für gute katholiſche Chriſten. 4te Aufl. 215. 495.
Repertorium der chemiſchen Literatur von 494 v. C. G. bis 1806 in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt 221. 545.
Rochlitz kleine Romane und Erzählungen. 5 B. 218. 519.

S.

Schatter Predigten über die Leidensgeſchichte Jeſu. 2te Aufl. 212. 472.
Schlez Sittenlehre in Beyſpielen. Ein Leſebuch für Mädchenſchulen 207. 431.
Schreiber kleine Schriften. 1 Band 223. 557.
Schriftproben von *Peter Hammer* 209. 448.
Schulbüchlein zur erſten Uebung im Leſen und Denken. 1. 2 Abtheilung 216. 504.
Simonde Sismondi hiſtoire des républiques Italiennes du moyen âge. T. II 210. 449.
Spieker Familiengeſchichten für Kinder. 1r. 2r Band 229. 601.
— — Luiſe Thalheim. 2 Theile 229. 601.
Spinola Inſectorum Liguriae ſpecies novae aut rariores. T. II. Faſc. 2—4 220. 529.
Stäudlin Univerſalgeſchichte der chriſtlichen Kirche 222. 545.
Stephani kurzer Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode, Kindern das Leſen zu lehren. 3te Aufl. 215. 495.
Strnia Gemälde und Zeichnungen aus der wirklichen Welt 208. 439.
Sturm Jahrbuch der thüringiſchen Landwirthſchaft. 1 B. 1 Heft 216. 502.

T.

Thaer vermiſchte landwirthſchaftliche Schriften. 5 B. 2 Abth. Auch unter dem Titel: Landwirthſchaftliche Jahresgeſchichte Niederſachſens 216. 505.

U.

Ueber den mit Unrecht verfolgten Erbadel 209. 445.
Unterhaltungen, angenehme, einer Mutter mit ihren Kindern in moraliſchen Erzählungen. 1 Bdchen. 210. 455.
Unterricht, erſter, für die Jugend über Gegenſtände der Natur und Kunſt 229. 603.

W.

Weiſſenbach biographiſche Skizze von *Joh. Jac. Hartenkeil* 227. 591.
Wie kann man das verlorne oder verminderte männliche Vermögen wieder erhalten oder ſtärken? 3 Theil. 3te Ausg. 219. 527.
Wills nürnbergiſches Gelehrten-Lexicon, fortgeſetzt von *Nopitſch*. 5—8 Theil, oder 1—4 Supplementband 227. 585.

Z.

Zähner's Erklärung des ſogenannten zürcheriſchen Fragſtückleins. Umgearbeitet v. *Zuberbuhler* 229. 602.
Zſchokke Schauſpiele. 1r Band 226. 584.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 208. 209.
Barth in Leipzig 205.
Bieling in Nürnberg 212.
Böhme in Leipzig 214 (2).
Bran in Hamburg 209.
Claſs in Heilbronn und Rothenburg ob der Tauber 207.
Dankwerts in Göttingen 223 (2).
Darnmann in Züllichau 218.
Devray, Capelle und Renaud in Paris 223.
Dieterich in Göttingen 225.
Duprat-Duverger in Paris 228.
Ernſt in Quedlinburg 222. 229.
Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal 228.
Feind in Leipzig 214 (2).
Fleiſcher in Leipzig 219.
Frölich in Berlin 225.
Gabler in Jena und Leipzig 218. 221.
Gädicke, Gebr., in Berlin 220.
Geſsner in Zürich 210.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 213.
Goldſtamm in Danzig 226.
Gräff in Leipzig 209.
Gravier in Genua 220.
Gredy und Breuning in Erlangen 224.
Günterſche Buchh. in Glogau 220.
Hahn in Hannover 216. 222.
Hammer in Amſterdam u. Kölln 217.
Hammerich in Altona 226.
Hartknoch in Leipzig 225.
Hayn in Berlin 214 (2).
Heinrichshofen in Magdeburg 212.
Heyer in Gieſsen u. Darmſtadt 207. 216.
Klinkicht in Meiſsen 210.
Kramer in Zerbſt 205.
La Garde in Berlin 215.
Langbein u. Klüger in Rudolſtadt 214.
Lechner in Nürnberg 227.
Lindauer in München 216.
Lübecks Erben in Bayreuth 226.
Macklot in Karlsruhe 210. 212.
Maurer in Berlin 219.
Mayr in Salzburg 215. 227.
Metzler in Stuttgardt 211.
Meyer in Breslau 208. 214.
Meyer in Lemgo 228.
Nicolovius in Königsberg 220.
Palm in Erlangen 215. 217.
Pauli in Koblenz 206.
Quien in Berlin 213.
Rauſche in Heilbronn 218.

Realſchulbuchh. in Berlin 216. 219.
Reichardt in Braunſchweig 224.
Roſſet in Freyburg im Breisgau 222.
Röwer in Göttingen 224.
Ruſſiſche Buchhandlung in Halle 210.
Schiegg in Leipzig 218.
Schneider in Glückſtadt 216.
Schöne in Eiſenberg 216.
Schröder in Braunſchweig 218.
Schulze in Oldenburg 214. 226.
Schumann in Zwickau und Leipzig 218. 220.
Seidler in Jena 221.
Stahel in Würzburg 224.
Stettin in Ulm 208.
Unger in Berlin 224.
Vogel in Leipzig 224.
Voſs in Leipzig 229.
Wagner in Neuſtadt an der Orla 212.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 220.
Zollikofer in St. Gallen 229 (2).

III. Intelligenzblatt des September.

Ankündigungen.

Beyer und Maring in Erfurt Verl. 63. 519.
Comoedia divina. Mit 5 Vorreden von *P. Hammer*, *Jean Paul* und dem Herausgeber 66. 551.
Cruſius in Leipzig Verl. 65. 545.
Dieterich in Göttingen Verl. 65. 544. 66. 551.
Fleckeiſen in Helmſtädt Verl. 60. 496.
Fleiſcher in Leipzig Verl. 66. 544.
Fleiſcher d. J. in Leipzig Verl. 61. 501. 502.
Frommann in Jena Verl. 66. 550. 68. 565.
Gerber in Sonderſhauſen Pränumerationsanzeige 63. 519.
Gräff in Leipzig Verl. 60. 496. 63. 517. 518. 64. 528. 68. 567.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 60. 496.
Helwingſche Buchh. in Hannover und Pyrmont Verl. 64. 527.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle Verl. 63. 518. 64. 526.
Herzliebs Predigten über epiſtoliſche Texte und Paſſionsbetrachtungen. 3te Ausgabe 68. 565.
Hofmann praktiſche Roſsheilkunde. 2 Bände 68. 566.
Höltershof vollſtändiges praktiſches Handbuch der Kunſtfärberey. 1 Band 68. 565.
Jacobäer in Leipzig Verl. 64. 526.
Intelligenzblatt zu den neuen Feuerbränden. II Bd. No. 31—40 60. 495.
— — — — II Bd. No. 41—46. III Bd. No. 1—5 68. 563.
Klügerſche Buchh. in Arnſtadt Verl. 60. 495. 61. 503.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 66. 547. 68. 567.
Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 60. 494.
Perthes in Hamburg Verl. 63. 519. 64. 527. 528.
Saalfeld recueil historique des loix fondamentales etc. 64. 528.
Steinacker in Leipzig Verl. 66. 552.
Steudel in Gotha Verl. 65. 541. 542.
Waiſenhausbuchhandlung in Halle Verl. 61. 504.
Waldeck in Münſter Verl. 68. 565.
Wilmans in Frankfurt am Mayn Verl. 64. 527.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Arzberger in Coburg 64. 524.
Baerſch in Königsberg 63. 513.
Bagge in Coburg 64. 525.
Bandtke in Warſchau 60. 490.
Bardeleben in Königsberg 63. 513.
Baumgärtner in Leipzig 64. 524.
Bennet in Leyden 68. 561.
Boetſelaar in Amſterdam 68. 561.
van der Borch van Verwolde in Holland 68. 561.
Bretſchneider in Schneeberg 64. 524.
Briegleb in Coburg 64. 524.
v. Buch in Berlin 63. 514.
Buſſingk in Gouda 68. 561.
Buttmann in Berlin 63. 514.
Darm in Bayreuth 63. 514.
Delbrück in Königsberg 63. 513.
Demeunier in Toulouſe 61. 500.
Dillis in München 62. 512.
Drieſſen in Gröningen 68. 561.
van Drieſt in Amſterdam 68. 561.
van den Ende in Haarlem 68. 561.
Erman in Berlin 63. 514.
Erſch in Halle 64. 525.
van Eys in Amſterdam 68. 561.
Eytelwein in Berlin 63. 514.
Falck in Amſterdam 68. 561.
Fiſcher in Berlin 63. 514.
Glavimans in Holland 68. 561.
Grüter in Schwäbiſchhall 64. 524.
Gruner in Coburg 64. 524.
Guldemann in Rochlitz 64. 525.
van Hall in Amſterdam 68. 561.
van Hall in Amſterdam 68. 561.
Hermbſtadt in Berlin 63. 514.
Heſſelink in Amſterdam 68. 561.
van Heusde in Utrecht 68. 561.
Hinlopen in Utrecht 68. 561.
Hodges in Holland 68. 562.
Hoffmann in Königsberg 64. 525.
Hohnbaum in Coburg 64. 524.
Hooft in Amſterdam 68. 561.
Hufeland in Königsberg 63. 513.
v. Humbold in Rom 63. 514.
Jacobi in München 63. 514.
Kantelaar in Utrecht 68. 561.
Karſten in Berlin 63. 514.
Koops in Amſterdam 68. 561.
van Kooten in Franeker 68. 561.
Krug in Königsberg 63. 513. 64. 525.
Kuhn in Leipzig 64. 525.
Laplace in Paris 63. 514.
Larrive in Paris 62. 512.
de Lelie in Amſterdam 68. 561.
Loder in Moskau 64. 523.
Moritz in Holland 68. 561.
Muntinghe in Gröningen 68. 561.
Naman in Holland 68. 562.
Nicolovius in Königsberg 64. 525.
Niebuhr in Kopenhagen 62. 512.
Portman in Holland 68. 562.
Reinwardt in Harderwyk 68. 561.
v. Röpert in Coburg 64. 524.
Roſſyn in Utrecht 68. 561.
Roy in Amſterdam 68. 561.
Sack in Königsberg 64. 525.
Schutz d. ä. in Halle 64. 525.
Schutz in Königsberg 64. 523.
Scuff in Halle 64. 525.
Serrurier in Zwolle 68. 561.
Spalding in Berlin 63. 514.
v. Stein in Königsberg 63. 515.
Stratenus im Haag 68. 561
Sturm in Jena 64. 522.
Süvern in Königsberg 64. 525.
Szaniawski in Warſchau 60. 490.
Tydeman in Leyden 68. 561.
Uhden in Berlin 63. 514.
Vater in Halle 64. 525.
Verſteeg in Dortrecht 68. 561.
Verſteegh in Holland 68. 562.
Vinkeles in Holland 68. 562.

Digitized by Google

Voſs in Halle 64. 523.
de Vries in Amſterdam 68. 561.
Wahl in Halle 64. 525.
Walch in Jena 64. 522.
Waſſenberg in Franeker 68. 561.
Wedekind in Darmſtadt 64. 522.
Weiller in München 62. 512.
Werner in Freyberg 63. 514.
van *Weſtenhout* in Holland 68. 562.
Weyh in Königsberg 63. 513.
Wiliens in Holland 68. 562.
Wrede in Königsberg 63. 513.
Zieſenis in Holland 68. 562.
Zinſerling in Caſſel 62. 512.

Nekrolog.

Baz in Waiblingen 64. 524.
Häberlin in Helmſtädt 64. 525.
Hofmann in Erlangen 64. 524.
Keſler in Magdeburg 64. 524.
Klemm in Neuhauſen 64. 525.
v. *Klinkowſtröm* in Greifswald 64. 524.
Medicus in Mannheim 64. 525.
Rumbach in Frankfurt am Mayn 64. 524.
Schröckh in Wittenberg 65. 541.
v. *Seeger* in Stuttgardt 64. 524.
Speidel in Oehringen 64. 524.
Thom in Darmſtadt 64. 524.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Amſterdam, Ernennung neuer Mitglieder des königl. Inſtituts für die Wiſſenſchaften u. Künſte 68. 561.
Berlin, Verſammlung und Preisfragen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften am 4 Aug. 63. 513.
— — Perſonale dieſer Akademie 63. 515.
Göttingen, Verſammlung und Preisertheilung der königl. Societät der Wiſſenſchaften am 23 Jul. 68. 562.
Königsberg, Verſammlung der königl. deutſchen Geſellſchaft am 5 Aug. 63. 513.
Leipzig, Preisfragen der jablonowskiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 61. 498.
Lüneburg, Ertheilung der von einer Geſellſchaft von Gelehrten ausgeſetzten drey Preiſe 68. 563.
Lys-Departement, jährliche Sitzung der Ackerbaugeſellſchaft am 5 Jul. 61. 500.
Petersburg, die Akademie der Wiſſenſchaften vindicirt einem ihrer Mitglieder *Burkhardts* Verbeſſerung des Teleſkops 61. 497.
Paris, Ankündigung der groſsen Preisaustheilung am 9 Nov. 1809 63. 515.
— — Auszug eines Berichts an die phyſikaliſch-mathematiſche Claſſe des Inſtituts über *Gall* 62. 505.
— — Auszug des Berichts über die Arbeiten der Claſſe für Geſchichte und alte Literatur des Inſtituts am 1 Jul. 65. 529.
— — Sitzung der philotechniſchen Geſellſchaft am 5 Jul. 61. 500.
Toulouſe, Sitzung der Academie des jeux floraux, und Translation der Gebeine *Godolins* 61. 500.
Warſchau, Sitzung der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 14 May 61. 499.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Bern, Zuſtand der Univerſität 64. 522.
Gera, Jubiläumsfeyer am Gymnaſium 66. 545.
Göttingen, Geſchenk an aſtronomiſchen Inſtrumenten 64. 521.
— — — königl. Decret vom 4 Juny, und Promotionen 64. 521.
Hamburg, Redeübungen im Johanneum 66. 547.
Lüneburg, Redeactus im Johanneum 66. 548.
Moskau, Errichtung einer Armenſchule 60. 490.
Sorau, *Petri's* Vermächtniſs an die Schule und Antrittsrede 60. 489.
Warſchau, Eröffnung einer juriſtiſchen Schule 60. 490.
Zürich, Einführung der peſtalozziſchen Lehrart in der Schweiz 60. 490.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Aſchaffenburg, Reform der Geſetzgebung iſt zu erwarten 60. 491.
Barlows Viſion des Columbus, prächtige Ausgabe zu Philadelphia 60. 492.
v. *Boſch*, die neue griechiſche Autorenſuite unter ſeinen Auſpicien hat glücklichen Fortgang 68. 564.
Bücherauction in Dresden 65. 544. 66. 552. 68. 568.
Bücher zum Kauf werden geſucht 60. 496. 65. 544.
Bücher zum Verkauf bey *Vulpius* in Weimar 67. 558.
— — — — — in der akadem. Buchh. zu Frankfurt an der Oder 66. 551.
Chriſten in Meyland hat eine Büſte des K. *Napoleon* und eine Venus gearbeitet, er reſtaurirt und copirt *Gemers* Monument 64. 526.
Cleminius zu Frankfurt am Mayn übernimmt die Bearbeitung der mercantiliſchen Artikel des Univerſal-Handlungs-Lexicon 66. 552.
Code Napoleon ſoll in den Staaten des Fürſten Primas eingeführt werden 60. 491.
Cours hiſtorique et élémentaire de peinture, davon ſind 6. Lieferungen erſchienen. 60. 491.
Emmet und *M'nevin* geben merkwürdige Documente über Irland heraus 60. 492.
Emmrich in Meiningen Antikritik 64. 528.
Görwitz Druckfehleranzeigen 68. 568.
Göttling in Jena kündigt einen chemiſchen Apparat an 63. 520.
Guidotti's in Parma Unterſuchungen über die Aerolythen 60. 491.
Hobſon und *Silveſtre* in England bearbeiten den Zink in Platten und Faden 61. 501.
Livius, c. notis var. ed. Drackenborch, wird neu herausgegeben 68. 564.
v. *Miller*, der Ertrag ſ. epiſt. imperatt. iſt zur Beſoldung der Officianten beym ungariſchen Muſeum beſtimmt 60. 495.
— — unternimmt die Herausgabe der Staatscorreſpondenz des Cardinal *Pazmani* 60. 494.
Mineralienverkauf bey *Hausmann* in Braunſchweig 68. 568.
M'nevin ſ. *Emmet*.
Paris, Verſuche mit der groſsen voltaiſchen Säule, welche die école polytechnique vom Kaiſer erhalten hat 63. 516.
— — Vollendung der neuen Fontaine in der Sevresſtraſse 60. 490.
Petersburg, die philarmoniſche Geſellſchaft errichtet einen Penſionsfonds für Künſtler-Wittwen 60. 492.
— — — dieſelbe Geſellſchaft läſst auf *Haydn* eine Medaille ſchlagen 60. 492.
Ruſsland, in, ſollen Telegraphen errichtet werden 60. 492.
Scheffauer in Stuttgardt verfertigt für die Königin von Weſtphalen zwey Basreliefs 64. 526.
Schwabe in Wormſtedt Druckfehleranzeigen 63. 520.
Silveſtre in England ſ. *Hobſon*.
Szechenyi hat dem ungariſchen Muſeum zu Peſth kein baares Geld geſchenkt 60. 493.
Weimer in Gieſsen iſt aus Rom zurück gekommen 60. 494.
Wurzburg, die proteſtantiſche Gemeinde daſelbſt erhält die Karthäuſerkirche und einen evangeliſchen Pfarrer 60. 491.
Wyttenbach in Leyden beſchäftigt ſich mit Plutarch und Platon 68. 564.

Digitized by Google

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1808.

FÜNFTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition,
1808.

Digitized by Google

Digitized by Google

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1808.

THEOLOGIE.

1) Kopenhagen, b. Brummer: *Haandbog i den aeldſte chriſtelige Kirkes Dogme hiſtorie.* Ved Dr. *Frederik Münter*, ordentlig Profeſſor i Theologien ved Kiöbenhavns Univerſitet. Förſte Deel. 1801. 534 S. IIde Deel. 1804. 564 S. 8.

2) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: Dr. *Friedrich Münter's Handbuch der älteſten chriſtlichen Dogmen-Geſchichte.* Mit Zuſätzen des Verfaſſers vermehrt, und deutſch herausgegeben von *Johann Philipp Guſtav Ewers.* I Band. 1802. XII und 547 S. II Band. 1 Hälfte. 1804. VIII u. 392 S. II Band. 2 Hälfte. 1806. VI und 318 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Das Urtheil über den Werth dieſer Schrift fällt bey dem Originale etwas anders aus, als bey der Überſetzung. Für Dänemark war dieſes Handbuch ohne Zweifel eine ſehr erfreuliche Erſcheinung. Der als Philolog und Geſchichtforſcher ſchon längſt rühmlich bekannte Vf. wollte zunächſt ſeine Zuhörer mit dieſem Zweige der hiſtoriſchen Theologie, worüber er ſchon ſeit einer Reihe von Jahren Vorleſungen gehalten hatte, ſodann aber auch das gröſsere theologiſche Publicum, welches Intereſſe für ſolche Unterſuchungen hat, näher bekannt machen. Er hatte mit *Röſsler* (Lehrbegriff der älteſten chriſtl. Kirche) und *Münſcher* (Handbuch der chriſtl. Dogmengeſchichte 1 u. 2 Theil) einerley Zweck, und benutzte die Schriften beider Gelehrten ſo, daſs ſein Werk, in Betreff der Ausführlichkeit, zwiſchen beiden die Mitte halten ſollte. Die Grundlage dieſes Werkes iſt alſo eigentlich eine deutſche, und es kann ſogar in einzelnen Theilen als eine freye Übertragung aus dem Deutſchen in's Däniſche betrachtet werden. Unter dieſen Umſtänden könnte eine Rücküberſetzung in's Deutſche eine ſehr überflüſſige Arbeit ſcheinen. Rec. ſtellte ſich, als er die erſte Anzeige davon las, vor, der Überſetzer würde beſſer daran gethan haben, wenn er bloſs die neuen Anſichten, Zuſätze und Berichtigungen des Hn. Dr. *Münter* überſetzt hätte, ſo wie es Hr. Prof. *Roſenmüller* mit *Marſh* machte; allein bey näherer Anſicht des Werkes ſelbſt überzeugte er ſich von der Unausführbarkeit dieſes Gedankens. Die Abhängigkeit des *Münter*'ſchen Werks von den genannten deutſchen Schriften iſt nämlich keinesweges ſo groſs, daſs es als eine Überſetzung (dergleichen *Marſh* von *Michaelis* Einleitung lieferte) zu betrachten wäre. Es iſt nur eine freye Benutzung, wobey die Form dem Vf. ganz eigenthümlich iſt. Auch hat er die ihm eigenthümlichen Bemerkungen und Berichtigungen ſo in ſeine Darſtellung eingewebt, daſs es nicht wohl möglich war, ſie davon zu trennen, und als ein für ſich beſtehendes Ganzes erſcheinen zu laſſen. Das Bedürfniſs dieſes Werks iſt für das deutſche Publicum freylich bey weitem nicht ſo groſs, als für das däniſche; aber deſshalb möchten wir die Überſetzung deſſelben doch gar nicht für überflüſſig erklären. Schon dadurch, daſs der ſachkundige und einſichtsvolle Vf. die abgehandelten Gegenſtände in einer anderen Ordnung und Form dargeſtellt hat, und in Geſichtspuncten und Reſultaten von ſeinen Vorgängern nicht ſelten abgewichen iſt, wird ſeine Schrift auch für deutſche Leſer lehrreich. Überdieſs hat auch noch die Überſetzung durch den Vf. ſelbſt mehrere ſchätzbare Zuſätze erhalten, ſo daſs wir dieſe alſo zwar nicht für eine Bereicherung der Wiſſenſchaft im Ganzen, aber doch für eine recht brauchbare und in einzelnen Theilen vorzügliche Arbeit erklären müſſen.

Die Idee der Dogmen-Geſchichte, von welcher der Vf. ausgeht, iſt von der gewöhnlichen Anſicht nicht verſchieden. Sie iſt ihm die hiſtoriſche Darſtellung der Meinungen, wodurch der theologiſche Lehrbegriff allmählich ausgebildet wurde; ſie ſoll dazu dienen, um die Materie und Form der verſchiedenen dogmatiſchen Syſteme in der chriſtlichen Kirche zu erklären. Wer eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben unternimmt, ſoll die Vertheidigung ſeines kirchlichen Syſtems dabey aufgeben, und ſeiner eigenen Überzeugung Stillſchweigen auflegen. „Ich habe mich bemüht, ſagt Hr. *M.* I B. S. 6, die Dogmengeſchichte der älteſten Kirche ſo zu behandeln, und wünſche, daſs der Leſer mit eben dieſer Unparteylichkeit und, wo möglich, Hintanſetzung der eigenen religiöſen Überzeugung meinen Unterſuchungen folgen möge.“

Der Vf. will eine kurze Überſicht der Entwickelung und Bildung des chriſtlichen Lehrbegriffs in den drey erſten Jahrhunderten geben. Er hat ſich zwar in Hinſicht der Zeit das *Nicäniſche Concilium* im Allgemeinen zur Grenze geſetzt, ohne ſich jedoch ängſtlich daran zu binden. Bey manchen Lehren iſt er bis ins 4te Jahrhundert und darüber hinausgegangen. „Meinungen laſſen ſich nicht durch Jahrzahlen beſtimmen, und keine Macht auf Erden iſt im Stande, plötzlich neue Überzeugungen ſtatt der alten einzuführen. Sie verſchwinden eben ſo langſam, als ſie gebildet wurden, und es iſt des Geſchichtſchreibers Pflicht, mit hiſtoriſcher Treue ihren Untergang zu erzählen, ſo wie er ihr Entſtehen erzählt hat. Noch weniger hielt ich mich an die Grenzen gebunden, die man unter dem vorgezeichnet hat, was als Orthodoxie und Heterodoxie gelten ſollte. Keine Beſtimmung war in jenen Zeiten zufälliger, als dieſe“ (S. 7 u. 8).

Digitized by Google

Hr. *M.* hat Idee und Plan gut ausgeführt. Er giebt die wichtigſten Puncte der Unterſuchung an, ohne auf der einen Seite den Vorwurf einer unbefriedigenden Kürze zu verdienen, noch auf der anderen in den Fehler einer zu groſsen Weitſchweifigkeit zu verfallen. Er weiſs ſehr gut die Haupt-Puncte von den Neben-Puncten zu unterſcheiden, und letztere mehr anzudeuten, als, auf Unkoſten der Hauptſache, ausführlicher zu erörtern. Wir halten dieſs für eine vorzüglich gute Eigenſchaft dieſer Schrift. Eine lobenswerthe Sorgfalt zeigt ſich auch bey der Auswahl der Beweisſtellen aus den Kirchenvätern, wovon die wichtigſten *in extenſo* theils im Texte ſelbſt, theils in den Noten, bald im Original, bald in der Überſetzung mitgetheilt ſind. Die minder wichtigen werden in den Noten mit der Genauigkeit, wie es dem gründlichen Hiſtoriker geziemt, nachgewieſen. In Anführung der literariſchen Hülfsmittel iſt der Vf. ſparſamer geweſen. Doch iſt auch hier das Nöthigſte beygebracht.

Die Dogmen werden nach der Ordnung des dogmatiſchen Syſtems unſerer Kirche abgehandelt — eine Methode, die bey mehreren Vorzügen unleugbare Mängel hat, die hier um ſo fühlbarer werden, da hier kein allgemeiner Überblick und keine Geſchichte der Dogmatik, wie bey *Münſcher*, vorausgeſchickt wird. Denn das in der Einleitung I, 3 ff. Geſagte kann keine Genüge leiſten. Jetzt ſind die Dogmen durch kein gemeinſchaftliches Band umſchlungen, und es giebt eben ſo viel iſolirte Parthieen, als Hauptrubriken ſind. Dadurch iſt der Pragmatismus der Geſchichte verloren gegangen.

Unter folgenden X Titeln hat Hr. *M.* die ganze Dogmengeſchichte abgehandelt. I. Von der Wahrheit der chriſtlichen Religion. II. Von den Erkenntniſsquellen der chriſtlichen Religion. III. Von Gott dem Vater, Sohne und h. Geiſte. IV. Von den Engeln und Dämonen. V. Von der Schöpfung und Regierung der Welt. VI. Von dem Zuſtande des Menſchen vor und nach dem Sündenfalle. VII. Von der Perſon und dem Geſchäfte des Erlöſers. VIII. Von der Ordnung des Heils. IX. Von der Kirche und den Sacramenten. X. Vom Zuſtande nach dem Tode. Wollte man dem Vf. den Vorwurf machen, daſs er viele wichtige Lehren, z. B. Gnade, Rechtfertigung, Prädeſtination u. ſ. w. mit Stillſchweigen übergangen habe: ſo würde er ſich darauf berufen können, daſs dieſe Lehren in der von ihm geſchilderten Periode nicht controvers geworden wären. Dieſs wäre indeſs doch bey mehreren zu beſtreiten, zumal da der Vf. in anderen Fällen die Grenze des nic. Concils zu überſchreiten kein Bedenken getragen hat; und der Vorwurf einer gewiſſen Unvollſtändigkeit iſt daher nicht ganz abzuwenden.

Die *Trinitäts-Lehre* iſt I, 295—547 ausführlich und mit löblichem Fleiſse dargeſtellt. Ungewöhnlich und nicht ganz zweckmäſsig wird hier zuerſt die ganze Lehre von Gottes Daſeyn, Einheit, Namen und Eigenſchaften abgehandelt — und zwar ſo, als ob dieſs alles nur von der erſten Perſon der Gottheit, deren Specialgeſchichte hier erwartet wird, gälte. Daſs die Geſchichte jeder einzelnen Hypoſtaſe des göttlichen Weſens beſonders abgehandelt, und dann der Beſchluſs mit einer Abhandlung über das gegenſeitige Verhältniſs der drey Perſonen in der Gottheit gemacht wird, verdient allen Beyfall, weil durch eine ſolche Abſonderung eine leichtere Überſicht des Ganzen befördert wird.

Die *Lehre von der Kirche* (II B. 2. Abth. S. 4 ff.) iſt eben ſo beyfallswürdig vorgetragen; nur gefällt es uns nicht, daſs die Abhandlung durch Einſchaltung der Lehre von den Sacramenten unterbrochen und gleichſam zerriſſen iſt. Zuerſt wird der Begriff der Kirche erörtert (S. 3—7); dann folgt: Einweihung in die Kirche durch die Taufe (S. 8—78); hierauf: Vom heiligen Abendmahle (S. 79-124); und nun erſt wird die Abhandlung von Bildung der Kirche, ihren Charakteren und Vorſtehern fortgeſetzt.

Wir begnügen uns mit dieſer allgemeinen Anzeige, ohne in eine nähere Discuſſion der einzelnen Puncte einzugehen, worin Hr. *M.* von anderen Bearbeitern der Dogmengeſchichte, namentlich von *Münſcher*, abweicht. Oft ſind es nur Nebenpuncte: aber auch dieſe ſind der Aufmerkſamkeit eines gründlichen Forſchers nicht unwerth, und man muſs dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er auch da, wo man ihm nicht beyſtimmen kann, ſeine Meinung mit tauglichen Gründen zu unterſtützen gewuſst hat.

Die Überſetzung läſst ſich im Ganzen wie ein Original leſen, und iſt in einem edlen Styl abgefaſst. Undeutſche Ausdrücke, wie *Discipel* (II B. 2 Abth. S. 19), hätten vermieden werden ſollen. —St—

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Hoſeas*, von *Ernſt Gottfried Adolph Böckel.* 1807. 108 S. 8. (6 Gr.)

Die Weiſſagungen des Hoſeas haben in neueren Zeiten ſo viele Überſetzer und Erklärer erhalten, daſs man zweifeln könnte, ob eine neue Dollmetſchung dieſes Buchs eben ein verdienſtliches Unternehmen ſey. Wen jedoch eine nähere Bekanntſchaft mit jenen Auslegern gelehrt hat, wie wenig die groſse Anzahl derſelben doch noch im Grunde für die richtige Erklärung eines der ſchwerſten prophetiſchen Bücher des A. T. geleiſtet habe, ja, daſs Manchem ſein Beſtreben, Licht in den Propheten zu bringen, ſo wenig gelungen ſey, daſs er vielmehr da dunkel machte, wo es vorher helle war: der wird eine neue Bearbeitung dieſes Buchs keinesweges für überflüſſig halten, in der Vorausſetzung, daſs, wer dem Publicum eine ſolche vorlege, etwas Beſſeres als ſeine Vorgänger zu geben, wenigſtens den Vorſatz habe. Dem Vf. dieſer neuen, mit philologiſchen und kritiſchen Anmerkungen begleiteten Überſetzung des Hoſeas gebricht es weder an Willen, noch auch an Kraft, etwas Tüchtiges zu leiſten. Er ſchlägt häufig da, wo ihm die vorhandenen Erklärungen kein Genüge thaten, ſeinen eigenen Weg ein, und in ſeinen Verſuchen, Schwierigkeiten entweder durch Änderungen des hebräiſchen Textes, oder durch neue Erklärungen zu heben, kann man Scharfſinn und eine nicht gemeine Sprachkenntniſs keineswegs verkennen. Ein fortgeſetztes ernſtliches Sprachſtudium, eine vertrautere Bekanntſchaft mit dem prophetiſchen Styl, und ein bedächtigeres Urtheil werden jedoch in der Folge den Vf. ſelbſt weniger geneigt zu Änderungen des Textes nach bloſsen Conjecturen, und behutſamer in Verwer-

Digitized by Google

ſung mancher älterer Erklärungen machen. Wir geben zuerſt einige Proben von des Vfs. *Conjectural-Kritik.* Gleich im zweyten Verſe des erſten Cap. gebe, meint der Vf., יַלְדֵי זְנוּנִים keinen ſchicklichen Sinn. Denn entweder würden durch dieſen Ausdruck Kinder angezeigt, welche Gomer während ihres unkeuſchen Lebens geboren habe, und da werde לָקַח in einer zwiefachen Bedeutung, einmal für *heirathen*, das anderemal für *adoptiren* gebraucht, welche letztere Bedeutung aber unerweislich ſey. Oder es ſeyen Kinder zu verſtehen, welche Gomer nachher in der Ehe geboren habe, und in dieſem Falle müſſe לָקַח *zeugen* bedeuten, was es nirgends anders heiſse. Der Vf. lieſet daher וילדי יַלְדֵי זְנוּנִים, und überſetzt nun dieſe Worte mit den zunächſt vorhergehenden alſo: *Nimm ein treuloſes Weib dir. Auch meine Söhne ſind mir untreu.* Das Unzuſammenhängende in dieſen beiden Sätzen fühlt wohl jeder. Freylich bedeutet לָקַח weder *adoptiren* noch *zeugen.* Aber es iſt bekannt, daſs öfters im A. T. mehrere Nomina ein einziges Verbum gemeinſchaftlich haben, deſſen Bedeutung bloſs einem einzigen Nomen zukommt, wo dann die übrigen Verba aus dem Zuſammenhang zu ergänzen ſind. Beyſpiele findet man in *Storr's Obſervatt.* S. 427. fg. Ganz richtig bemerkt alſo *Livelejus* zu den Worten des Hoſeas: *Pluribus tribuitur, quod unius proprium erat; accipique liberi dicuntur, qui ſcortantem matrem acceptam, cui proprie id verbum* (לָקַח) *quadrat, poſtea ſequuti ſunt, ex ea geniti.* Übereinſtimmig ſind wir aber mit dem Vf., daſs יַלְדֵי זְנוּנִים nicht *Kinder einer Hure,* ſondern *Unkeuſche,* d. i. Abgöttiſche, bedeute. — IV, 4 ändert Hr. *B.* die Worte וְעַמְּךָ כִּמְרִיבֵי כֹהֵן ſehr kühn und gewaltſam in וְעַמִּי כִּכְמָרָיו um, welches er überſetzt: *mein Volk gleicht ſeinen Prieſtern.* Denſelben Sinn hatten jedoch ſchon frühere Ausleger, ohne etwas zu ändern, in den hebräiſchen Worten gefunden, indem ſie überſetzten: *et populus tuus ut contendentes ſacerdotis,* d. i. *ut contendentes ordinis ſacerdotalis,* wobey ſie bemerkten, *Caph* ſey hier nicht ſowohl das *Caph ſimilitudinis,* als *exaequationis,* u. der Sinn: *populus tam malus eſt, quam ſacerdotes.* Ungezwungener iſt im 18 Verſe deſſelben Cap. die Änderung des מָגִנֶּיהָ in וּמִגְנָּה, was der Vf. aus Vergleichung des aramäiſchen גנא *Schande, Entehrung,* erklärt, und als Synonym von dem vorhergehenden קָלוֹן betrachtet. Für nothwendig können wir indeſs auch dieſe Änderung nicht halten, da מָגִנֶּיהָ *die Fürſten des Landes,* wie Pſ. XLVII, 10 מָגִנֵּי אֶרֶץ, einen ſchicklichen Sinn giebt. V, 2 lieſet der Vf. für וְשַׁחֲטָה שֵׂטִים vermittelſt einer Verſetzung der Buchſtaben, וְשָׁטְחוּ הַשֵּׂטִים, und überſetzt: *ſie breiteten es aus* (das Netz, V. 1) — *die Frevler.* Für dieſe Conjectur kann wenigſtens mit einigem Schein die Autorität der LXX und des Syrers angeführt werden, welches auch von dem Vf. geſchehen iſt, der ſeine Vermuthung mit Gewandtheit und Scharfſinn vertheidigt. VII, 7 möchte Hr. *B.* anſtatt וְאָכְלוּ entweder כְּאֹכְלוֹ leſen, oder וְאֻכְּלוּ punctiren, um es, wie er ſagt, in beſſere Harmonie mit dem in der Bedeutung paſſiven נָפָלוּ (im anderen Hemiſtich) zu bringen. Dann müſste aber auch das folgende אֶת vor שֹׁפְטֵיהֶם wegfallen. Weder Handſchriften, noch die alten Überſetzungen begünſtigen dieſe Conjectur. X, 1 will der Vf. ſtatt כְּרֹב לְפִרְיוֹ, vermittelſt einer anderen Abtheilung der Wörter, כְּרַבֵּל פִּרְיוֹ leſen, von רבל, arab. ربل *fruchtbar ſeyn,* wonach er überſetzt: *So vieler Früchte bringt, ſo viel Altäre bauen ſie.* Allein daſs רבל im Hebräiſchen je gebräuchlich geweſen ſey, iſt zum wenigſten höchſt ungewiſs, und dann iſt ja כְּרֹב לְפִרְיוֹ genau dieſelbe Conſtruction, wie das gleich darauf folgende כְּטוֹב לְאַרְצוֹ. Auf dieſelbe Weiſe, wie der Vf., haben ſchon die meiſten früheren Ausleger die hebräiſchen Worte erklärt, ohne nöthig gefunden zu haben, etwas an denſelben zu ändern. XI, 4 ändert Hr. *B.* die Worte וָאַט אֵלָיו אוֹכִיל in וָאַט אֵלַי וָאוֹכִיל לוֹ um. אט iſt ihm, wie das arabiſche أطّ, das *Stöhnen des zu ſchwer beladenen oder ermüdeten Cameels;* von אֵלָיו trennt er das ו und giebt es dem folgenden אוֹכִיל, welches er mit dem arabiſchen وكل vergleicht, das in der fünften Form (von welcher der Vf. unrichtig ſagt, ſie ſtimme mit dem hebräiſchen Hiphil überein) *Hoffnung geben, erquicken* bedeutet; לֹא, was den folgenden Vers anfängt, zieht er zu dem vierten Vers und verwandelt es in לוֹ. Hieraus geht nun die Überſ. hervor: *Er ſtöhnte auf zu mir, ich gab ihm wieder Hoffnung.* Auch hier werden Worte und Bedeutungen angenommen, die dem hebr. Sprachgebrauch fremd ſind. — Noch wollen wir einige von den Erklärungen des Vfs. auszeichnen, bey welchen er ſich des kritiſchen Meſſers nicht bedient. IV, 18 werden die Worte סָר סָבְאָם überſetzt: *Ihr Wein berauſcht,* indem סָר mit dem arab. سار verglichen wird, welches in der erſten und fünften Form, vom Wein gebraucht, *in den Kopf ſteigen, berauſchen,* bedeutet. Vielleicht würde der Vf. nicht nöthig gefunden haben, die Bedeutung, welche das Verbum סָר in allen anderen Stellen des A. T. hat, zu verlaſſen, wenn er die Bemerkung von Druſius erwogen hätte: *Vinum recedere dicitur, cum in vappam reſolvitur, et aceſcit, ut apud Ciceronem vinum ejusmodi fugiens appellatur, et Graece ἐξεστηκως.* Verdorbener Wein iſt auch Jeſaias I, 22 Bild des Sittenverderbniſſes. VIII, 12 überſetzt Hr. *B.*: *Ich ſchrieb ihm viel Geſetze vor, wie eine Lüge werden ſie geſchätzt,* nach Vergleichung des hebr. זָר mit dem arab. زور *Erdichtung, Lüge.* Sollte dieſe Erklärung vor der gewöhnlichen, nach welcher זָר, *fremd,* für *etwas das uns nicht angeht,* genommen wird, wirklich den Vorzug verdienen? IX, 8 glaubt der Vf. מַשְׂטֵמָה in einer anderen Bedeutung nehmen zu müſſen, als in welcher daſſelbe Wort im zunächſt vorhergehenden Verſe vorkommt. Er vergleicht das äthiopiſche מסטם *Verſenkung,* und überſetzt: *eine Grube* (iſt der Seher) *in dem Hauſe ihres Gottes.* XI, 10 iſt die zweyte Hälfte des Verſes von Hn. *B.* ſo ausgedrückt: *Vor ſeinem Brüllen werden die verſtummen, die an dem Meere wohnen;* er vergleicht nämlich חרד mit dem arabiſchen حرن, *aus Schaam und Furcht verſtummen.* XIII, 3 lautet in Hn. *B's.* Überſetzung: *Drum werden ſie der Morgenwolke, dem Frühthau gleich, der ſchnell entflieht, wie Spreu.* Die, unſerem Gefühle nach, nicht paſſende Vergleichung des Thaues mit der Spreu, gründet ſich auf die von dem Überſ. vorgenommene Trennung der beiden Participia מַשְׁכִּים, הֹלֵךְ, welche man gewöhnlich *matutinans abiens,* d. i. *matutino evaneſcens* erklärt, was, unſeres Bedünkens, für das von dem Propheten gewählte Bild des Thaues recht ſchicklich iſt; daher denn der Athnach, welchen Hr. *B.* freylich nur für eine rabbiniſche Grille erklärt,

Digitized by Google

hier doch wohl am rechten Ort ſtehen dürfte. — Die Überſetzung empfiehlt ſich im Ganzen durch Rhythmus und Wohllaut, und drückt auch gröſstentheils den Sinn des Originals getreu und richtig aus. Daſs aber die in derſelben angenommene Abtheilung dieſes prophetiſchen Buchs in *Rhapſodieen* Beyfall finden werde, iſt zu bezweifeln. By.

WIEN, b. Schmidt: *Jeſus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer in einem ganz neuen theologiſchen Gewande allen Denkern zur Betrachtung aufgeſtellt.* Von *Kajetan Geiſt*, Präfecten an dem gräfl. löwenburgiſchen Convicte zu Wien. 1803. 142 S. 8. (12 Gr.)

Mit einer lächerlichen Anmaſsung wird hier allen Denkern, deren Verehrer zu ſeyn der Vf. die Ehre hat, ein klägliches Product überreicht, deſſen kümmerliches Daſeyn bloſs mit einigen Zeilen zu bemerken wäre, wenn es nicht vom Vf. als Grundriſs eines gröſseren Werkes aufgeſtellt würde, das mit einigen Bänden das Publicum bedroht, und, verſteht man den Vf., und er ſich ſelbſt, nichts Geringeres, als eine theologiſche Encyklopädie, eine neue Kritik aller Offenbarung, eine Einleitung in das A. u. N. Teſtament, und ein vollſtändiges Syſtem der Religionsphiloſophie, der Dogmatik und Moral, und wer weiſs, was ſonſt noch alles, enthalten ſoll. Pſychologiſch intereſſant iſt immerhin dieſes Schriftlein: man kann die gutmüthige Geiſtesgenügſamkeit ſeines Vfs. nicht genug bewundern; man lächelt über die fröhliche Leichtigkeit, mit welcher er die ſchwerſten Probleme löſt, und glaubt, nur aus dieſer totalen Beſchränktheit es ſich erklären zu können, wie ein Mann, der auf dem Felde, das er ſo rüſtig bearbeiten will, ſo ganz Fremdling iſt, daſs er das Uralte für neu hält, der ferner auch keine entfernte Ahndung von dem hat, was hier geleiſtet werden ſoll, der nicht begreift, worauf es bey ſo wichtigen Unterſuchungen ankommt, deſſen Kopf voll der verworrenſten Begriffe iſt, der nicht einmal deutſch zu ſchreiben verſteht, den Gedanken zu einem ſolchen Unternehmen faſſen kann. Der Inhalt dieſer Schrift läſst ſich ſchwer in eine allgemeine Überſicht bringen: ſie iſt ein philoſophiſch-theologiſcher Guckkaſten, vor dem der Vf. ausruft: „*Nun erſcheint* die bibliſche Gnadenlehre!" S. 102. Diejenigen, welche einſt den Vf. zum Führer wählen wollen, mögen durch einige Proben nach ſeiner Leitung lüſtern gemacht werden. Die Lehre von Jeſus, der im neuen theologiſchen Gewand hier aufgeführt werden ſoll, beginnt mit der neuen Wahrheit: der Menſch hat Vernunft! Im 6ten §. ſind wir ſchon über die Lehren vom Weſen der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, vom Daſeyn Gottes und von der Freyheit bis zum Beweis der Unſterblichkeit gelangt, und dieſer iſt, wie alle anderen, leicht gefunden. „Der Menſch muſs zu ſeinem gröſsten Verdruſſe zuſehen, wie er von innen und auſsen in der vollſtändigen Kenntniſs und Ausübung ſeiner Pflichten gehindert wird; — — — er ſieht ſich alſo um eine für ihn ſchicklichere Exiſtenz um, die ihm das Knochenwerk wegnimmt; ihm vollſtändige Kenntniſs der Gottheit ſelbſt als Triebfeder (?) und unumſchränkte Erfüllung der Moralität (!) gewährt; und dieſe wäre nun jenſeits des Grabes, ſie wäre *Unſterblichkeit* etc." „Auch der *empiriſche* Endzweck der Gottheit bey der Beſtimmung des Menſchen, dringt auf deſſen Unſterblichkeit." „Die Vernunft ſpricht: handle ſo, daſs Niemand, ſelbſt die Gottheit nicht, etwas an deiner Handlungsweiſe mit Grunde ausſtellen könne." Mit §. 23 beginnt die Kritik der Offenbarung, welche dreyzehn ſehr ſyſtematiſche Fragen aufwirft. „Es iſt aber Offenbarung, nach S. 44, nichts anders, als eine Aufklärung über gewiſſe, dem Menſchen zu ſeiner vollſtändigen Beglückung zu wiſſen höchſt nothwendige Wahrheiten, welche nur Gott demſelben *auſser ſeiner Vernunft* (alſo *empiriſch*) *beybringt*: was demnach geoffenbarte Wahrheit ſey, wird ſich von ſelbſten *herauswerfen*." „S. 52. Es fragt ſich vorderſamſt, ob bey den ältern Juden ſich eine wahre Offenbarung auffinden laſſe? Der ganze *Handel* aber entſcheidet ſich wirklich zu Gunſten der Juden, wenn man ihre Bücher, die unter dem Namen der Schrift, des alten Bundes u. ſ. w. herumgehen, als authentiſch annimmt;" was, *ſi Diis placet*, im gröſseren Werke bewieſen werden ſoll. Wie hell die Bücher des A. T. den Meſſias beſchrieben haben, ſieht man aus §. 36, wo die Rubriken bis zu gg gehen. Was von Jeſus, von dem die ganze Schrift den Namen hat, geſagt wird, enthalten neun Seiten. Wer kann es auch dem Vf. verargen, daſs er ſeinem Lieblingsgegenſtand entgegeneilt, der *Kirche* als νουμενον und φαινομενον, welche letztere natürlich eine *monarchiſch-ariſtokratiſche* Form haben muſs. „S. 75. Unterſuchet man nun, ganz von *allen* Vorurtheilen frey, mit Behufe der Chriſtianiſm-Geſchichte aller Jahrhunderte bis auf gegenwärtige Zeit und mit der ſchärfſten Kritik die ſogenannte *katholiſche* Kirche, wie auch alle übrigen, ſo ſich *Chriſtus* - oder *chriſtliche Kirchen* nennen, in ihren Grundſätzen aber jener offenbar widerſprechen: ſo mags ſich herauswerfen, daſs nur jener *alleinig*, mit Ausſchluſs einer jeden anderen, das Prädicat *Chriſtuskirche* zukomme" und, wie ſich aus einem anderen Beweiſe herauswirft, daſs jede andere Kirche, wenn ſie nicht *katholiſch* iſt, auch nicht *chriſtlich* ſey. Dieſe *alleinige* chriſt-katholiſche Kirche muſs nun, nach S. 82, ein *Gegenſtand der Erfahrung* ſeyn, in ihrem ganzen Syſteme *Unwandelbarkeit*, bis zum Weltende hin ein *Daſeyn*, und zu ihren religiöſen Entſcheidungen *Unfehlbarkeitsgabe* haben. Nun fragts ſich natürlich, welches denn ihre Lehren ſeyen? und dieſe ſind es nun, die unter den Namen Glaubenslehre, bibliſche Ökonomie, bibliſche Gnadenlehre und geoffenbarte Sittenlehre im craſſeſten Gewande als der Jeſus von Nazareth aufgeſtellt werden. Die Pflichten gegen ſich, den Nächſten und Gott werden eingetheilt in *Liebes-* (bejahende) und *Gerechtigkeits-* (verneinende) *Pflichten.* Der Vf. kennt alſo auch §. 71 Gerechtigkeitspflichten gegen Gott, zu denen unter anderen gerechnet wird, daſs man auch nicht mit Ungläubigen (das ſind aber, nach obigen Vorausſetzungen, auch alle *Nichtkatholiſchen*), wenn anders eine Verführung zu beſorgen wäre, Umgang pflege. S. 139. „Die Ausſprüche des römiſchen Papſtes, der Lehrer und der Vernunft ſelbſten (wirklich?), *wenn ſie anders auf geſunde* [n] *und haltbare* [n] *Grundſätzen beruhen* (*ſic*), verdienen auch bey religiöſen Unterſuchungen und Entſcheidungen wahren Beyfall." Doch genug! Der Himmel bewahre jede chriſtliche, katholiſche und akatholiſche Kirche vor einem ſolchen Bearbeiter ihres Syſtems!! V. Pf.

Digitized by Google

Num. 231.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) Landshut, b. Krüll: *Verſuch einer neuen Theorie über das Juramentum in Litem oder den Würderungseid*, von *Franz Ludw. Wirſchinger*, d. R. D. Mit einem Programm des Hn. Prof. *Gönner* über die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform in Bearbeitung des in Deutſchland geltenden Privatrechts. 1806. 188 S. 8. (16 Gr.)

2) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Theorie des Würderungseides.* Eine gekronte Preisſchrift. Von *F. K. L. Drummer*, der Philoſ. u. R. Dr. 1806. 86 S. 8. (9 Gr.)

3) Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Verſuch über den Schätzungseid.* Von *Joh. Bernh. Müller*, Landrichter zu Ronneburg. 1806. 79 S. 8. (9 Gr.)

Obgleich die, eine neue kritiſche Bearbeitung bedürfende, *Lehre vom Schätzungseide* hier in *drey* beynahe gleichzeitig erſchienenen Schriften, deren zwey (Num. 1 zufolge der Vorrede des *Gönner*'ſchen Programms) ſogar *gekrönte Preisſchriften* ſind, abgehandelt worden iſt: ſo kann man demungeachtet nicht ſagen, daſs dieſelbe dadurch zur Vollendung gediehen ſey; vielmehr würde dieſes Ziel erſt durch eine vierte, die ſich mit einer gründlich vergleichenden Beurtheilung der drey Abhandlungen und klaren Darſtellung der hiedurch gewonnenen Reſultate, ausführlicher, als hier der Ort dazu iſt, beſchäftigte, vollſtändig erreicht werden.

Der zuerſt genannten jener Schriften giebt ihre Ausführlichkeit und ſyſtematiſche Anordnung ein Recht auf dieſe Stelle, wenn gleich in beiderley Rückſicht beynahe *zu viel* geſchehen, und die Gründlichkeit oft bis zur Ermüdung weit getrieben iſt. — Dem Vf. von No. 2, der in ſeinem gedrängteren Vortrage der ſtrengen Regel des Syſtems minder ſklaviſch folgt, darüber jedoch auch manche Lücke bemerken läſst, gebührt vorzugsweiſe das Lob des eigenen, von aller vorgefaſsten Meinung unabhängigen, Nachdenkens, ob wohl das ſichtbare Beſtreben, ſich durchgehends vor ſeinen Vorgängern auszuzeichnen, ihn oft zu Abweichungen veranlaſst, da, wo er bey weitem richtiger jenen gefolgt ſeyn würde. — No. 3 endlich enthält eine klare und wohlgeordnete Darſtellung der Theorie des Schätzungseides nach den Lehrſätzen der gewöhnlichen Compendien und der gemeinen Meinung ohne Rückſicht, faſt ohne Anſpruch, auf neue Anſichten und tieferes Forſchen; daher zwar für den Praktiker brauchbar, doch beynahe werthlos für die Cultur der Wiſſenſchaft.

Dieſs als allgemeines Urtheil über jene Schriften. Sie alle im Einzelnen zu prüfen, würde zu weit führen; Rec. beſchränkt ſich daher auf die Mittheilung mehrerer ſpecieller Beobachtungen, und wird dabey hauptſächlich auf die *Drummer*'ſche, als die zu dieſem Zwecke intereſſanteſte, Abhandlung Rückſicht nehmen. Schon die in dieſer enthaltene Definition des Würderungseides weicht von der bisherigen Anſicht in zwey Puncten weſentlich ab, nämlich 1) darin, daſs nur doloſer *Ungehorſam* in der *Herausgabe* des ſtreitigen Objects das Würderungsrecht begründe. Schon etwas allgemeiner faſst dieſs Hr. *W.*, indem er überhaupt nur *dolus* in der Reſtitution als Grund des Würderungsrechtes angiebt; und mit ihm ſtimmt im Weſentlichen auch Hr. *M.* überein. *Thibauts* Lehrſatz hingegen, daſs jede mit Argliſt verbundene unerlaubte Handlung den Verletzten zur Ablage des Schätzungseides berechtigte, will Hr. *D.* durchaus nicht gelten laſſen. Und dennoch ſcheint gerade dieſs, ſofern man mit *Weber* (über Beweisführung S. 346) die Argliſt als Urſache der Unanwendbarkeit ordentlicher Beweismittel denkt, dem Rec. in zwiefachem Betracht die richtigſte Anſicht. Daſs nämlich vorerſt *jede Argliſt*, und nicht bloſs Ungehorſam, der freylich die *hauptſächlichſte* Vorausſetzung der Geſetze ausmacht, das Würderungsrecht begründe, zeigen, auſser der *l.* 2. *de in lit. jur. (aut)*, ganz klar die *l.* 15. §. 7 *et* 9. *quod vi aut clam*, wo von dem Erſatz des durch ein *opus vi aut clam factum* zugefügten Schadens die Rede iſt, und *l.* 7. *pr. de ad. min. tutor.*, wo bloſs darum, weil der Vormund kein Inventarium gemacht hat, dem *juram. in litem* Statt gegeben wird; wie denn auch das *dolo deſiit poſſidere*, in den meiſten hieher gehörigen Stellen, nur ſehr gezwungen als Äuſserung des Ungehorſams dargeſtellt werden kann. Zudem iſt, wie Hr. *D.* glaubt, die *l.* 18 *pr. de dolo* der *Thibaut*'ſchen Meinung keinesweges zuwider, indem das *ut poſſit per contumaciam etc.* ſich auf die Eingangsworte des Geſetzes keinesweges disjunctiv, ſondern bloſs declarativ bezieht. — Auf gleiche Art iſt aber auch das Merkmal der *Herausgabe*, wenn man gleich die Exhibition darunter mit begreift, dennoch zu eingeſchränckt, indem ſich daſſelbe ſo wenig auf den durch eine heimliche oder gewaltthätige Handlung geſtörten Beſitzſtand (*l.* 15 *cit.*), als auf die Unterlaſſung der Inventarienerrichtung (*l.* 7 *cit.*), möchte

beziehen laſſen, eine ſolche Beziehung auch dadurch nicht gerechtfertiget wird; daſs Hr. *D.* ſeinen Sprachgebrauch eine erleichternde Huldigung der geſetzlichen Terminologie nennt. — Die andere Abweichung beſteht 2) darin, daſs das *juram. in litem* danach als Gattung des *Calumnieneides* dargeſtellt wird. Dieſe Angabe iſt, ſo viel Rec. weiſs, völlig neu, inzwiſchen doch von dem Vf. recht gut motivirt, obwohl es gewiſs richtiger geweſen wäre, bey einer *bloſs analogen* Anwendung ſtehen zu bleiben, da doch immer noch manche ſehr weſentliche Verſchiedenheiten des Calumnien- und Schatzungs-Eides, namentlich die, daſs des erſteren Leiſtung zu den Verbindlichkeiten, die des letzteren zu den Rechten einer Partey gehört, übrig bleiben.

Auſserdem enthält die *Drummer*'ſche Schrift eine Menge Controverſen, die hier nicht alle berührt werden können. — Die bedeutendſte derſelben betrifft die *Diſtinction des Würderungseides in den der Wahrheit und der Affection*; eine Diſtinction, die man beynahe in allen Lehrbüchern des römiſchen Rechts, ſelbſt den neueſten und beſten findet, die aber *Drummer* gänzlich verwirft, auch *Wirſchinger* nicht anerkennt, und *Müller* in einem willkührlichen Urtheile unſerer Rechtsgelehrten gegründet hält. Letzterer begeht jedoch dabey eine ſehr auffallende Inconſequenz, welche hier um ſo nothwendiger bemerklich gemacht werden muſs, da oben Hn. *M's.* Darſtellung wohlgeordnet und für den Praktiker brauchbar genannt wurde, jene Inconſequenz aber ihre Folgen über die ganze Abhandlung verbreitet. Eine genaue Vergleichung der beiden erſten mit dem 9ten §. des I Hauptſtücks reicht hin, um dieſelbe auſser Zweifel zu ſetzen. Die beiden anderen Schriftſteller dagegen verfahren hiebey um ſo ſtrenger, da ſie nicht bloſs die Richtigkeit jener Diſtinction im Allgemeinen leugnen, ſondern ſogar *beide* Glieder derſelben verwerfen, indem ſie behaupten, daſs es nur *Ein juram. in litem* gebe, dieſes aber weder den Beyſatz: *veritatis* vertrage, weil es die Ausmittelung des gemeinen Werthes einer Sache nie unmittelbar bezwecke (wovon jedoch Hr. *D.* S. 38 eine, wiewohl *unnöthige* Ausnahme ſtatuiren zu müſſen glaubt), noch den Beyſatz: *affectionis*, in ſo fern man hierunter einen durch bloſs individuelle Neigung begründeten und auſserhalb der Sphäre des geſetzlichen Begriffs von Intereſſe liegenden Werth verſtehe.

Dieſe von der bisherigen Meinung, ſelbſt unſerer beſten juriſtiſchen Schriftſteller, abweichende Behauptung verdient, um ihrer Neuheit und Wichtigkeit willen, eine etwas ausführlichere Beleuchtung. In Anſehung des *erſteren* Punctes, daſs es nämlich kein *juramentum in litem veritatis* für den Fall *bloſser culpa* gebe, wie auch noch *Thibaut* behaupte, iſt Rec. mit den Vff. jener beiden Abhandlungen durchaus einverſtanden, indem man nur die von letzterem allegirten Geſetze einzuſehen braucht, um ſogleich überzeugt zu werden, daſs in ſolchen Fällen nicht der Eid eines der ſtreitenden Theile, ſondern lediglich die Beſtimmung des Richters entſcheiden ſolle, wie dieſs die *l.* 4. *D.* und *l.* 2. *C. de in lit. jur.* buchſtäblich verordnen, und auch die *l.* 2. §. 1. *l.* 5. §. 3 *D. eod.* feſtſetzen; der 4te §. dieſes letzteren Geſetzes aber redet von der *mora*, und die weiter allegirte *l.* 1. §. 40 *depoſiti* ohne allen Zweifel vom *dolus*, der ja bey der *act. depoſiti* allein in Betracht kommt. — Selbſt bey dem *interd. quod vi aut clam*, wo in der Regel nur auf das Factum der Beſitzſtörung geſehen, und bloſs deſſen Daſeyn, ohne Rückſicht auf *dolus* oder *culpa*, beachtet wird, hält es der römiſche Juriſt für nöthig, das ſonſt zuläſſige *juram. in litem* für den Fall der Schätzung einer bloſs *culpoſen* Beſchädigung ausdrücklich zu verſagen: *l.* 15. §. 11 *quod vi aut clam.* — Um ſo weniger aber kann Rec. die angeführte Meinung auch darin billigen, daſs das *juram. in litem* auch den Zuſatz *affectionis* nicht vertragen ſoll. Der Gründe, die hier der gemeinen, auch von *Weber*, *Thibaut* und *Schöman* (letzterer nimmt ſogar die weitere Diſtinction in *juram. in lit. affectionis et ſingularis intereſſe* an,) neuerlich noch vertheidigten Meinung das Wort reden, ſind ſo viele, und dieſelben beynahe alle von ſolcher Wichtigkeit, daſs dagegen bloſs der, in verſchiedenen der hieher gehörigen Geſetze vorkommende Ausdruck: *id quod intereſt*, um ſo weniger etwas zu entſcheiden vermag, als dieſer Ausdruck an und für ſich eine bloſs relative Bedeutung hat, und in jenen Fällen erſt durch den Schätzungseid ein beſtimmtes Object erhält, wie die *l.* 7. *pr. de adm. tut.* in den Worten: *ut teneatur in id, quod pupilli intereſt, quod ex jurejurando in litem aeſtimatur*, vollkommen klar ausſpricht. Des Rec. Anſicht hievon iſt kürzlich folgende: Es giebt Geſetze, die einen höheren Maſsſtab als den des gewöhnlichen Intereſſe zulaſſen, und dabey namentlich auch *affectus* berückſichtigen (*l.* 54. *pr. mandati*, *l.* 36. *de bon. libert.*, *l.* 16 *pr. de manum. vindict.*), ſelbſt wenn es darauf ankommt, ein an ſich gültig abgeſchloſſenes Rechtsgeſchäft durch Reſtitution zu entkräften (*l.* 35 *de minoribus*). — Iſt aber dieſs, ſo muſs ein ſolcher höherer Maſsſtab gewiſs da eintreten, wo die Geſetze eine zu leiſtende Entſchädigung ſo regulirt wiſſen wollen, *ut in omni cauſa eadem ſit conditio actoris, quae futura eſſet, ſi damnum datum non eſſet* (*l.* 15. §. 7. *quod vi aut clam*), wo ſie daher eine Schätzung *in infinitum* ausdrücklich zugeſtehen (*l.* 68. *de rei vindic.* *l.* 4. §. 2. *de in lit. jur.*) und nur das höchſte Übermaſs dadurch zu verhüten ſtreben, daſs ſie den Richter zur Beſtimmung eines Maximums berechtigen (*l.* 4. §. 2. *cit.* *l.* 18. *pr. de dolo*). — Hätten die römiſchen Juriſten hiebey nur an das gewöhnliche Intereſſe, an die den äuſseren Werth einer Sache für jedes Individuum erhöhenden Utilitäten, (*Wirſchinger* S. 108) oder den nach den individuellen Bedürfniſſen einer gewiſſen Sache beſtimmten Werth, wie *Drummer* S. 27 ſolches noch beſchränkter ausdrückt, gedacht: ſo wäre es der ſonderbarſte Zufall, daſs nur bey dem *juram. in litem*, und nirgends, wo ſonſt von der Leiſtung des Intereſſe die Rede iſt, das Ob-

Digitized by Google

ject der zu beſtimmenden Entſchädigung in Ausdrücken bezeichnet wird, welche theils durch die ihnen an und für ſich eigene Bedeutung, theils durch den Gegenſatz, in welchen ſie geſetzt ſind, nothwendig auf etwas ganz Beſonderes, von dem gewöhnlichen Entſchädigungsprincip Abweichendes, ſchlieſsen laſſen. Das *jurare in infinitum* in den ſchon erwähnten Geſetzen gehört vor Allem hieher; auſserdem aber ſagt einer Seits für den Fall des Schätzungseides die *l.* 8. *de in lit. jur.*, es ſey der Werth einer Sache *arbitrio domini* zu beſtimmen: ſo wie anderer Seits, für den Fall der Ausſchlieſsung des Schätzungseides, die *l.* 2. *C. eod.: judex de veritate cognoſcet*, welche letztere Beſtimmung durch die *l.* 8. *l.* 60 *D. de evict. l.* 4 *C. arbitr. tut.*, vorzüglich aber, wegen der darin enthaltenen Entgegenſtellung beider Fälle, die *l.* 68 *D. de rei vind.* ihre richtige Deutung erhält. Soviel als poſitiven Beweis gegen die gemeinſchaftliche Behauptung jener beiden Schriftſteller. Verſchiedene Gegengründe auf welche Hr. *D.* viel Gewicht legt, laſſen ſich hienach ohne Zwang gerade umgekehrt anwenden, ohne daſs Rec. ſich länger dabey aufzuhalten braucht.

Nach dieſer ausführlicheren Prüfung des hauptſächlichſten Streitpunctes, worauf es bey der Lehre vom Schätzungseide ankommt, darf Rec. nur kürzlich noch einige Bemerkungen beyfügen. So iſt es ihm aufgefallen, daſs Hr. *D.* S. 51. dem Richter die Befugniſs abſpricht, dem Kläger den Würderungseid zu verſagen, da die *l.* 4. §. 2. *l.* 5. §. 1. *de in lit. jur.* ſo beſtimmt erklären: *in arbitrio eſſe judicis, deferre jusjurandum, nec ne; — — licuit enim, et a primo nec deferre.* — Sodann dürfte es auf Wortſtreit hinauslaufen, daſs nach S. 57. der Würderungseid kein Beweismittel ſeyn ſoll; das Würderungsrecht wird freylich dadurch nicht bewieſen, wohl aber der Werth der zu ſchätzenden Sache, denn hierüber wird doch dem Richter die zur Subſumtion des Factums unter das Rechtsprincip nöthige Überzeugung verſchafft; auch laſst ja die *l* 4. §. 3 *eod.*, ſogar Gegenbeweis zu. — Endlich befriedigen auch die von S. 83. 86 bemerkten Verſchiedenheiten des zenonianiſchen und Schätzungs-Eides den Rec. um ſo weniger, als gerade die einzige wahre Differenz gänzlich überſehen iſt. Dieſe beſteht nämlich, nach *v. Savigny's* (R. d. B. 2te Ausg. S. 448) richtiger Angabe, darin, daſs erſterer ſowohl über den *Verluſt ſelbſt*, als über deſſen Werth, letzterer hingegen bloſs über den Werth der gefoderten Sache entſcheidet. Hr. *W.* glaubt dagegen, daſs der zenonianiſche Eid gar nicht als beſondere Eidesart beſtehe, ſondern mit dem *juram. in lit.* eins, überdieſs aber als antiquariſche Modification zu betrachten ſey. Hr. *M.* behandelt denſelben zwar ebenfalls als Gattung des Schätzungseides, doch bemerkt er, wiewohl nur beyläufig, daſs darin eigentlich *zwey* Eide verborgen ſeyen; gerade dieſe Bemerkung aber, die in den Worten des *cap.* 7. *C. de his, quae vi metusve.* „*Poſtquam de violentia per teſtes et de amiſſis rebus per ipſius conſtiterit ſacramentum, potuit judex vos in aeſtimatione rerum amiſſarum, juramento adverſarii declarata, condemnare,*" ſo deutlich ausgedrückt wird, klärt das wahre Verhältniſs der Sache auf, und rechtfertiget das zenon. Jurament, als *eigene Eidesart* zur Ausmittelung des Verluſts, womit dann der gewöhnliche Schätzungseid zur Ausmittelung des Werthes in einem Act verbunden wird. — Endlich muſs Rec. noch einiger Nachläſſigkeiten des Abdrucks erwähnen, die Hr. *D.* billig ſelbſt hätte bemerklich machen ſollen. — So ſteht S. 47. Z. 2: *willkührlichen* ſt. *nothwendigen*, und S. 76 iſt die Note (*l.* 3. *de in lit. jur.*), ſo wie S. 78 das Wörtchen: *non*, worauf es gerade hier am entſcheidendſten ankommt, ausgelaſſen.

Hn. *Wirſchinger* kommt, wie er S. 49 ſelbſt verſichert, der Vorwurf nicht unerwartet, daſs die Wahrheit durch ſeinen Vortrag in einem etwas bizarren Gewande erſcheine. Und gewiſs hätte ſich z. B. der Satz, daſs „*die individuelle Subjectivität eines Individuums, abgeſehen vom Objecte objectiviſirt werden müſſe,*" der Wahrheit unbeſchadet, natürlicher und klarer ausdrücken laſſen, wo dann auch die vielen, zur Erläuterung beygefügten mathematiſchen Formeln hätten entbehrt werden können. Aber faſt ſollte man glauben, es ſtänden manche der neuern Schriftſteller in der Beſorgniſs, es möchte ihren Producten die Aufmerkſamkeit des Publicums entgehen, wenn ſie ihnen dieſelbe nicht durch eine ſinguläre und auffallende Einkleidung zu verſchaffen ſuchten. Auſserdem trifft Hn. *W.* hin und wieder der Vorwurf der Undeutlichkeit, wie dieſs vorzüglich S. 153. bey Erklärung der *l.* 48. *locati* der Fall iſt. Was die hier vorkommende Frage eigentlich ſoll, begreift Rec. nicht. Der Grund, der von vielen gegen die Anwendbarkeit des *juram. in litem* bey *Immobilien* angeführt wird, weil nämlich dieſelben jederzeit reſtituirt werden könnten, iſt freylich wohl falſch, zumal eine *bona fide* geſchehene Veräuſserung die Naturalreſtitution allerdings verhindern kann; auch bedarf die Leſeart der *l.* 48. *cit.* keiner Änderung (nach *Thibaut* ſind die Worte *non immobilem* unächt, *Müller* nennt ſogar die ganze Stelle ein nicht anerkanntes Geſetz!), und doch iſt die Deutung nicht ſchwer. Nach der *l.* 3. *de in lit. jur.* machen Gegenſtände, deren *pretium certum* iſt, wie z. B. das Geld, kein Object des *juram. in litem* aus; dieſs gilt auch von Immobilien, weil bey ihnen *jederzeit eine gerichtliche Taxation vorgenommen werden kann.* (Ob vielleicht Hr. *D.* S. 78 in den Worten: weil die Natur ſie durch ihre Befeſtigung ſtets den Händen der executiven Gewalt der Juſtiz darbietet, das Nämliche ſagen wollte, und nur jene Ausdrücke für zu gemein hielt, läſst Rec. an ſeinen Ort geſtellt ſeyn.) Übrigens bedarf es keiner Erinnerung, daſs auch bey Immobilien, ſo wie nach dem allegirten Geſetze bey dem Gelde, in Anſehung der *Nebenemolumente*, jener Eid dennoch Statt finde.

Auch zu der *Müller'ſchen* Schrift lieſse ſich noch eine Reihe Berichtigungen liefern, die jedoch mehrentheils, wie z. B. der *unbedingt* zugeſtandene Gebrauch des Schätzungseides gegen Gaſtwirthe und

Digitized by Google

Fuhrleute (S. 26. 27), in der oben bereits angezeigten Verwechſelung dieſes Eides mit dem gewöhnlichen Ergänzungseide ihren Grund haben. Warum indeſſen nach S. 24 überhaupt gegen einen *Dritten*, auch wenn derſelbe argliſtig gehandelt hätte, jener Eid *nicht* eintreten ſoll, erklärt ſich ſelbſt daraus nicht. — Endlich kann ſo wenig die äuſserſte Unrichtigkeit im Citiren der Geſetze, als die unzweckmäſsige Allegationsmethode in Anſehung der Autoren, unbemerkt bleiben.

Die in dem hinter No. 1 befindlichen Programm des Hn. Hofr. *Gönner* zu Landshut abgehandelte Frage enthält „1) die Behauptung, das Privatrecht im Ganzen habe in Deutſchland gegenwärtig noch keine wiſſenſchaftliche Exiſtenz, und 2) führt ſie zu den Bedingungen, unter welchen das Privatrecht zur Wiſſenſchaft erhoben werden kann." — Nach einer leſenswerthen Ausführung in der bekannten *Gönner*'ſchen Manier ſchlieſst dieſer Aufſatz mit folgender Äuſserung: „Das Reſultat meiner Unterſuchung beſtehet in dem, daſs nach der bisherigen *Trennungsmethode* [des römiſchen und deutſchen Rechts] eine ächtwiſſenſchaftliche Darſtellung des geſammten Privatrechts in Deutſchland nicht möglich ſey. Soll ein beſſerer Zuſtand herbeygeführt, ſoll die Behandlung dem ächten Geiſte des römiſch-deutſchen Privatrechts entſprechend, ſoll der Schatz einzelner Bemerkungen aus dem römiſchen Rechte der Zukunft, ſelbſt für den Fall einer unbedingt nothwendigen und vielleicht nahen gänzlichen Reform der Civilgeſetzgebung, gerettet werden: *ſo muſs man die bisherige Sonderung aufgeben*, alle Gegenſtände des Privatrechts *in ein Ganzes* vereinigen, nach einem ächt wiſſenſchaftlichen Syſteme ordnen, und nicht nur im Ganzen, ſondern auch in allen Theilen, vom Rationellen ausgehen, welchem dann das Geſetzliche, als Übereinſtimmung, Ergänzung oder Abweichung unterſtellt werden muſs." — Rec., der im Ganzen hiemit übereinſtimmt, und nur hin und wieder Stoff zu abweichenden Bemerkungen fand, beſchränkt ſich *hier* auf die einzige, daſs, ſo viel die Aufnahme auch das *Lehnrecht* in eine Darſtellung des gemeinen Privatrechts angeht, er vielmehr demjenigen beypflichtet, was *Runde* in der Vorrede zur 4ten Auflage ſeines *deutſchen Privatrechts* in gerechtem Eifer hierüber ſagte.

P — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Pirna*, b. Frieſe: *Reflexionen und Memorabilien für die Criminal-Juſtiz in Beziehung auf die Ätiologie der Verirrungen und Verbrechen überhaupt, ſo wie auf das Sinken der Cultur und Moralität unter den Menſchen im Staate, in der Geſellſchaft und im häuslichen Leben insbeſondere; nach phyſiſchen Principien und Erfahrungen freymuthig beleuchtet.* Nebſt Winken zur Verhütung der Delicte als das Ziel edler Regenten und ihrer Miniſter; von D. *Wilh. Julius Auguſtin Vogel*, Vf. der Glückſeligkeitslehre der Heilkunde u. ſ. w. 1804. 79 S. 8. (8 Gr.) Rec. kennt weder Hn. *Vogel*, noch ſeine *Glückſeligkeitslehre der Heilkunde*; allein ſchon die paar Bogen der vorliegenden Schrift dringen ihm den Wunſch ab, daſs der Vf. derſelben bald in eine Lage verſetzt werden möchte, wo er Gelegenheit fände, das Chaos in ſeinem Kopfe vorher zu ordnen, ehe er wieder als Schriftſteller vor das Publicum tritt. Die öffentliche Äuſserung dieſes Wunſches ſcheint dem Rec. um ſo nöthiger, weil der Vf. am Schluſſe dieſer Schrift ein neues gröſseres Werk als zweyten Band ſeiner Glückſeligkeitslehre ankündigt, „*welcher den Geiſt der Humanität und Miſanthropie im Tempel der Themis darſtellen ſoll.*" Daſs übrigens dieſer Wunſch eben ſo ſehr in Hinſicht des Publicums als des Vfs. wohlmeinend iſt, dieſs zu beweiſen, würde ſchon folgende Stelle S. 5 aus dem Prolog zu den hier vorläufig mitgetheilten ſieben Reflexionen hinreichen: „Mögen blöde und milzſüchtige Menſchen, die, weil ſie vorzüglich vom Egoismus beherrſcht werden, und nur für ſich leben, mithin keinen Sinn und kein Gefühl für Menſchenwohl, Menſchenwürde und für heilige Menſchenrechte haben — mögen dieſe ſowohl, wie auch blutdürſtige Deſpoten, welche nur barbariſche Geſetze der Vorwelt kennen, und unmenſchliche peinliche Sentenzen, auch wohl gar Todesurtheile confirmiren, wohlverſtanden! nach Form und Norm der famöſen Caroline; mögen, ſage ich, dergleichen *ſchauerliche Geiſter — von auſsen mit dem Glanze der Hoheit illuminirt, doch aber mit ſterblichen Hullen umgeben — mit Sternen und Crucifixen verbrämt auf ihren Gewändern, aber keins von allen im Herzen* (?) — mögen ſie die hier mitgetheilten Ideen und Winke zum Heil der ganzen Menſchheit, als *pia deſideria* verſchreien, — wird mich nicht kümmern u. ſ. w." Allein damit der Vf. in ſeiner demnächſt „zu erſcheinenden" Gerechtigkeitslehre nicht über Ungerechtigkeit ſchreye, hält es Rec. für nöthig, noch einige Pröbchen aus den Reflexionen ſelbſt mitzutheilen: „Alle Verrichtungen des Körpers, heiſst es S. 9. worunter man die *Lebens-, Erhaltungs-, Seelen- und Geſchlechts-Actionen oder Functionen* verſteht, können *ziemlich unordentlich* werden, und das Leben *des Menſchen* zerſtören, ohne daſs das Leben des *menſchlichen Körpers* zerrüttet wäre, wie dieſs der Fall bey *Wahnſinnigen* von verſchiedener Gattung iſt, indem dergleichen Unglückliche in Beziehung auf ihre feſten und flüſſigen Körpertheile zwar natürlich ſchön organiſirt ſeyn können, mithin (?) nur thieriſch vegetiren, aber nicht als vernünftige Geſchöpfe exiſtiren, ſobald jene Functionen, welche in den edlen Theilen des Körpers, als in den Eingeweiden, des Hirns, der Bruſt und des Unterleibes vor ſich gehen, und welche *per conſenſum* genau mit einander verbunden ſind — corrumpirt worden, welches auf verſchiedene Art und Weiſe und unter mancherley ſchrecklichen Umſtänden in den Verhältniſſen des Lebens leider zu geſchehen pflegt. Die Unordnungen des Geiſtes ſind demnach (?) immer (?) Folgen der Unordnungen des Körpers. Wenn alles bey unſerer Maſchine im gehörigen Gleichgewichte iſt, wenn alle Gefäſse gehörig wirken, und die nöthigen Flüſſigkeiten regelmäſsig abgeſondert werden, mit einem Worte, wenn jeder Theil unſeres Körpers das leiſtet, was ihm die Natur zu leiſten anwies, *dann iſt auch die Seele geſund, dann wählt und thut der Menſch das Gute, iſt weiſe und tugendhaft, mithin glücklich und froh* u. ſ. w." In dieſem Tone gehts ununterbrochen fort, ja der folgende Unſinn wird eher noch ärger als der vorhergehende, ſo daſs man bey der dritten Reflexion, die das Motto führt: *fiat juſtitia, pereat mundus*, ſchon nicht mehr zweifelhaft bleibt, an welcher Krankheit der Vf., welcher der kranken Menſchheit ſeine Hülfe beut, nach ſeiner eigenen, ſo grob geſponnenen materialiſtiſchen Theorie ſelbſt leide: „Bey einem groſsen Theile der Menſchen iſt ein *verdorbener Magen* die Quelle ihrer Krankheiten, unter welchen der Wahnſinn (*veſania*) und deſſen Gattungen: der Tiefſinn oder die Schwermuth (*melancholia*), die Tollheit, Raſerey (*mania*), ſodann die Beſeſſenheit (*daemonia ſive amentia*) die Hauptrollen ſpielen; daher der Magen, dieſs Centrum der natürlichen Exiſtenz, dieſs Triebwerk des Strebens und Wirkens, auch *alle Laſter, alle üblen Gewohnheiten und böſen Handlungen* hervorbringt. Warum helfen die Bemühungen der Moraliſten ſo wenig? *Darum, weil dieſe Herrn die Menſchen für geſund halten* und mit ihnen als mit Geſunden ſprechen, da ſie doch *krank*, folglich den Ärzten anzuvertrauen ſind u. ſ. w. *Alle Verbrecher* (S. 25) ſollte man, anſtatt ſie zu ſtrafen, *ins Lazareth bringen, und ſo lange heilen laſſen, bis ſie gute Menſchen und nützliche Bürger werden!*" *Ohe jam ſatis eſt!*

L. C.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 OCTOBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Franzöſiſch - Weſtphäliſches Recht.

1) Hannover, b. Hahn: *Handbuch für Friedensrichter und andere bey dieſem Gerichte angeſtellte Perſonen.* Vom Dr. *Vezin.* 1808. 140 S. 8. (9 Gr.)

2) Cassel, in der königl. Buchdruckerey: *Handbuch für die Friedensrichter des Königreichs Weſtphalen,* in zwangloſen Heften, von *Ehrhart Leth,* ehemaligem Friedensrichter im Canton Stromberg, Bezirk von Simmern, Departement von Rhein und Moſel etc. I Heft. 1808. 191 S. gr. 8. (16 Gr.)

3) Halle, b. Kümmel: *Das Notariat in Frankreich.* Zur vorläufigen Belehrung für Weſtphäliſche Notarien. 1808. 80 S. 8. (4 Gr.)

Da die Friedensgerichte, welche urſprünglich ein engliſches Inſtitut ſind, durch achtzehnjährige Erfahrung, als eine der weiſeſten und glückbringendſten Einrichtungen in Frankreich, wodurch nach einer mäſsigen Berechnung zwey Drittel der ſonſt entſtehenden Proceſſe verhindert werden, mit Recht anerkannt ſind: ſo war die Einführung derſelben in dem Königreich Weſtphalen, welches ganz, wo nicht auf franzöſiſchen, doch auf italiäniſchen Fuſs organiſirt worden iſt, leicht vorauszuſehen. Es war ebenfalls vorauszuſehen, daſs ſich mehrere Schriftſteller bemühen würden, diejenigen mit dieſer neuen Einrichtung bekannt zu machen, welche das Loos, dieſes Amt zu bekleiden, treffen würde; und lediglich aus dieſem Geſichtspuncte ſind die No. 1 u. 2 angezeigten Schriften zu betrachten.

No. 1 enthält einen gediegenen Auszug aus *Levaſſeur's Manuel des juſtices de paix,* und iſt um deſto mehr zu empfehlen, als auſser dem noch ein vortreffliches Werk *de la Compétence des Juſtices de paix* 1805, und die auf dieſe Materie ſich beziehenden Geſetze überall gewiſſenhaft verglichen ſind, weshalb auch der Vf., ob gleich ſein Werk kaum halb ſo groſs, als jenes *Manuel* iſt, mit Recht behaupten kann, daſs es vollſtändiger ſey. Rec. hat es mit dem gröſsten Vergnügen durchgeleſen, und mannichfaltige Belehrung daraus geſchöpft; er glaubt es um ſo eher den neuen weſtphäliſchen Friedensrichtern empfehlen zu können, als dieſe Einrichtung, welche doch auf die Rechtsverwaltung den entſchiedenſten, und wohlthätigſten Einfluſs hat, in der alten Verfaſſung der Länder, woraus das neue Königreich zuſammengeſetzt iſt, nichts findet, das ihr gleichgeſtellt werden könnte. Da der Vf. das Werkchen früher vollendete, als das 15 Geſetzbulletin Weſtphalens, welches die gerichtliche Organiſation enthält, erſchien: ſo war es nothwendige Folge, daſs manche Abweichungen der weſtphäliſchen Conſtitution der Friedensgerichte nicht ſogleich in den Text, ſondern nur hinten als Anhang aufgenommen werden konnten, in welchem man auch die neueſte Taxordnung für die Friedensgerichte, gegeben im Lager vor preuſsiſch Eylau am 16 Februar 1807, findet, welche jedoch nur der Vollſtändigkeit wegen aufgenommen ſeyn kann, da ſie für Weſtphalen durchaus unpaſſend iſt. Das Werk ſelbſt zerfällt in zwey Haupttheile. Der erſte beſchäftigt ſich mit *den Befugniſſen des Friedensrichters in bürgerlichen Sachen;* und zerfällt in drey Hauptſtücke: 1) von der ſtreitigen Gerichtsbarkeit des Friedensrichters; 2) von den Vergleichsverſuchen; 3) von den übrigen Obliegenheiten deſſelben, nachdem voran einige Bemerkungen über die Ernennung des Friedensrichters, die Ausübung und Dauer der Amtsverrichtungen, die Beſoldungen des zum Friedensgericht gehörigen Perſonale, und über die Unvereinbarkeit dieſer Stellen mit anderen öffentlichen Ämtern, vorausgeſchickt ſind. Der zweyte handelt *von den Amtsverrichtungen des Friedensrichters in Criminal- und Policey-Sachen,* und theilt ſich in zwey Hauptſtücke, von denen das erſte ſich mit den Amtsverrichtungen des Friedensrichters in Anſehung der richterlichen Policey, und das zweyte mit der Verfaſſung des Policey-Gerichtshofs beſchäftigt. Der Styl des Vfs. iſt rein, und zeugt von einem lobenswerthen Beſtreben nach Kürze; die einzelnen Sätze ſind klar und lichtvoll aufgeſtellt: doch mögt es dem Rec. erlaubt ſeyn, auf einige Behauptungen des Vfs. aufmerkſam zu machen, (von denen er freylich nicht weiſs, ob ſie ihm ſelbſt, oder *Levaſſeur,* den Rec. nicht gleich vergleichen kann, zu Schulden kommen,) weshalb er mit ihm rechten möchte. So findet er z. B. §. 20 den Satz aufgeſtellt, *daſs der Richter nicht gerade im Hauptort des Cantons zu wohnen brauche, da es genug ſey, wenn er nur ſeine Wohnung im Canton habe,* was doch nur *per abuſum* Statt finden könnte, da er einmal dazu ausdrücklich verpflichtet iſt, und dann der Cantons-Hauptort deſshalb gewählt iſt, damit der Weg den Cantonspflichtigen gleich bequem ſey, auch der Maire des Hauptorts die Bulletins und Adjuncta erhält, die er dem Friedensrichter zuſtellen ſoll, und ſich überdieſs die bewaffnete Policeymacht hier befindet, die dem Friedensrichter jeden Augenblick unentbehrlich ſeyn kann. Eben ſo irrig iſt die Behauptung im §. 23, daſs die Greffiers alle drey Monate die Sammlung der während der Zeit erſchienenen Geſetze erhiel-

Digitized by Google

ten, da doch dieſes dem Art. 1 des *Code Napoléon* und dem *Arrêté du Gouvernement* v. 25. Thermid. XII völlig zuwider iſt, auch jedes Geſetzbulletin ſchon am Tage ſeiner Ankunſt in das dazu beſtimmte Regiſter vom Greffier eingetragen werden muſs. So würde auch Rec. im §. 5 den Irrthum *Levaſſeurs* wenigſtens mit einem Worte bemerkt haben, da der *Suppléant* des Friedensrichters auf eben die Art, wie der Friedensrichter ſelbſt, beeidiget werden muſs, um gültige richterliche Handlungen vornehmen zu können.

No. 2 iſt dagegen in einem äuſserſt weitſchweifigen Style voll Declamationen (S. 96) und unnützer Digreſſionen (z. B. S. 160 über *Luthers* zu errichtendes Denkmal), der bisweilen in das Platte fällt, abgefaſst, obgleich die darin vorgetragenen Sachen, weil ſich der Vf. ſo ſehr ins Detail einläſst, äuſserſt belehrend und beſonders für die neuen Friedensrichter zweckmäſsig bearbeitet ſind. Doch läſst ſich nicht leugnen, daſs auch dieſes Werk noch etwas zu früh erſchienen iſt, um die Befugniſſe der Friedensrichter in Weſtphalen gehörig darſtellen zu können, da weder die weſtphäliſche Proceſsordnung, noch das peinliche Geſetzbuch, worin ein groſser Theil derſelben beſtimmt werden muſs, bis jetzt erſchienen ſind. Aus dieſem Grunde verſichert auch der Vf. bewogen zu ſeyn, das Handbuch in zwangloſe Hefte abgetheilt zu haben, von denen in jedem Jahre 12 erſcheinen ſollen, welche gewiſs zu einer ſtattlichen Bibliothek anſchwellen können, wenn der Vf. in ſeiner beliebten Manier fortfährt. Die Vorrede enthält eigentlich einen Tadel des No. 1 angezeigten Werkchens, wobey es Rec. beſonders auffiel, Hn. *Vezin* deſshalb, weil er die Taxordnung vom 16 Februar 1807 mitgeliefert, getadelt zu finden, da doch der Vf. ſie S. 170 ebenfalls mittheilt. Dann folgt die allgemeine Rubrik dieſes Hefts: *Allgemeine theoretiſche und praktiſche Bemerkungen über die Organiſation der Friedensgerichte, über ihre Verrichtungen, über ihre Emolumente und über die erfoderlichen Eigenſchaften eines Friedensrichters.* I Abſchnitt. *Von der Organiſation der F. G.* Dieſer enthält die Zahl und die Namen der Departements, Bezirke, Cantone und der Friedensrichter ſelbſt aus dem weſtphäliſchen Moniteur, wobey nur das zu wünſchen wäre, daſs der Vf. die häufig corrumpirten Namen verbeſſert haben möchte. II Abſchn. *Von den Verrichtungen der Friedensgerichte.* III Abſchn. *Von den Emolumenten der Friedensgerichte*, woraus man mit Entſetzen die erniedrigende Aufführung einiger franzöſiſcher Friedensrichter kennen lernt, welche mit ihren Greffiers, und ſelbſt mit ihren Huiſſiers geheime Verträge abſchloſſen, vermöge welcher dieſe ihnen einen beſtimmten Antheil an ihren Gebühren überlaſſen muſsten. IV Abſchnitt. *Über die erfoderlichen Eigenſchaften eines Friedensrichters.* Incompatibel mit ſeinem Amte ſind: das Amt eines Departements- oder Diſtricts-Raths, eines Maire's, Adjunct oder Municipalraths (doch kann in Frankreich ein Maire einer Gemeinde unter 5000 Seelen Suppléant des Friedensgerichts ſeyn), eines Präfects oder Unterpräfects, eines Notarius, Generaleinnehmers, Forſt-, Poſt- und Zollbeamten, eines Tribunal- und Hof-Richters (nämlich der *Cours criminelles* und *Cours d'appel*), endlich das Amt eines vom Staate beſoldeten Volkslehrers. Immer ſoll er ein Mann von geſetztem Alter, denn das dreyſsigſte Jahr iſt nicht abſolut nothwendig, ſeyn, und dabey die nöthigen Kenntniſſe der lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Sprache beſitzen. — Hierauf folgt eine neue Rubrik: *Von den Verrichtungen der Friedensrichter als Richter in Civilſtreitigkeiten.* I Abſchnitt. *Von der Competenz der Friedensrichter.* Der Friedensrichter erkennt, ohne daſs von ſeinem Urtheile appellirt werden kann, über alle perſönlichen und beweglichen Foderungen, deren Werth 20 Thlr. nicht überſteigt; mit der Appellation bis zum Werth von 40 Thlr. Er erkennt ebenfalls ohne Appellation bis zum Werth von 20 Thlr., und mit Appellation, die Foderung belaufe ſich ſo hoch wie ſie wolle, über *damnum injuria datum*, die Spolienſachen und poſſeſſoriſchen Klagen, über Reparaturen, welche die Miether und Pächter tragen müſſen, über unbeſtrittene Entſchädigung, die der Pächter und Miethsmann wegen entbehrten Genuſſes fodert, über den Arbeitslohn und Liedlohn, und überhaupt über die Erfüllung der wechſelſeitigen Verpflichtungen der Herren und ihrer Dienſtboten; endlich über Verbal- und Real-Injurien. II Abſchn. *Von den Verrichtungen der Friedensrichter als Richter in Civilſtreitigkeiten, von der Vorladung an bis zu Endurtheilen.* Hierin handelt der Vf. von den Vorladungen, wobey wir aber eine Angabe des wichtigen Unterſchiedes von *citation par exploit* und *citation par cédule* vermiſſen, von den Gerichtsſitzungen und den Verwerfungsgründen eines Friedensrichters. Der hierauf folgende *Anhang* enthält Formulare zu den beſchriebenen Gerichtshandlungen, und nach einem *Nachtrage*, welcher eine Abänderung der Cantonsverfaſſung enthält, macht den Beſchluſs *ein angenehmes Deſſert, das* der Vf. *den Herren Friedensrichtern Weſtphalens zum Schluſs des erſten Hefts auftiſchen kann.* Dieſes enthält das königl. Decret vom 2 Jun. 1808, welches die drey Claſſen der Friedensrichterbeſoldungen von 1200, 1000 und 800 Franken beſtimmt, und die Sporteltaxe vom 16 Febr. 1807, zur Vergleichung mitgetheilt.

No. 3 enthält nichts weiter, als eine bisweilen nachläſſige Überſetzung des Geſetzes vom 25 Ventoſe XI, die Einrichtung des Notarienweſens betreffend, und vom 2 Nivoſe XII von den Notarienkammern, die den weſtphäliſchen Notarien bis jetzt nicht zur Richtſchnur dienen kann, da ſie, bis auf die bevorſtehende Organiſation des Notarienweſens im Königreich, in ihren vorigen Geſchäften proviſoriſch beſtätiget ſind, und bis dahin die alte übliche Form des Inſtrumentirens beybehalten müſſen.

1) Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Verordnungen des Napoleoniſchen Geſetzbuches über die Führung der Geburts-, Heiraths- und Sterbe-Regiſter*, für Prediger und Geiſtliche im Königreich Weſtphalen, von *D. C. Venturini.* 1808. 47 S. 8. (4 Gr.)

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Von der Führung der Regiſter des Civilſtandes und von dem rechten Verhalten bey Trauungen nach den Verordnungen des Geſetzbuches Napoleon (Napoleons)*, von *J. C. F. Witting*, Paſtor an der St. Magnikirche zu Braunſchweig. 1808. 84 S. 8. (6 Gr.)

3) Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Tabellariſche Darſtellung alles deſſen, was die Beamten des Civilſtandes im*

Digitized by Google

Königreiche Weſtphalen in Anſehung der Acte des Civilſtandes zu beobachten haben, von *Theodor Wilhelm Heinrich Bank*, Prediger und Civilſtandsbeamter zu Wolsdorf und Runſtedt im Okerdepartement. 1808. 5 Bog. in Fol. (8 Gr.)

4) Cassel, in der Waiſenhausbuchdruckerey: *Anweiſung für Prediger zur Führung der Regiſter des Civilſtandes.* Mit den dazu gehörigen Verordnungen, Geſetzſtellen und Formularen. Zweyte Auflage. 1808. 56 S. 8. (6 Gr.)

5) Ebendaſelbſt: *Vollſtändige Unterweiſung der Beamten des Civilſtandes in ihren ſämmtlichen Verrichtungen.* 1808. 112 S. 8. (8 Gr.)

Um diejenigen Perioden des menſchlichen Lebens, welche auf die privatrechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger einen unmittelbaren und weſentlichen Bezug haben, auf eine glaubwürdigere und ſicherere Art, als durch die ehemals üblichen Kirchenbücher, zu beurkunden, hat man in Frankreich vorlängſt ſchon die Einrichtung getroffen, daſs bey allen ſolchen Vorgängen gewiſſe beſonders dazu beauftragte öffentliche Beamte (*officiers de l'état civil*) zugezogen werden müſſen, denen das Geſetz ſehr genaue und bündige Vorſchriften ihres Verhaltens bey jeder ſich darbietenden Veranlaſſung ertheilt hat. Auch im Königreiche Weſtphalen gilt nunmehr dieſe Einrichtung, nachdem nicht nur das Geſetzbuch Napoleons durch den 45 Artikel der Conſtitution als bürgerliches Geſetzbuch für dieſes Königreich aufgenommen, ſondern auch durch verſchiedene königl. Verordnungen noch nähere Beſtimmungen darüber gegeben ſind. Das königl. Decret vom 22 Januar 1808 (Geſetzbulletin No. 12) überträgt den Predigern des Königreichs Weſtphalen die Verrichtung der Beamten des Civilſtandes in Rückſicht ſämmtlicher Unterthanen katholiſcher, reformirter und lutheriſcher Religion, und das Decret vom 31 März (Geſetzbulletin No. 28) beauftragt damit in Rückſicht der Juden die Maire's und deren Adjuncten. Für eine ſehr groſse Claſſe der Staatsdiener war es daher von der äuſſerſten Wichtigkeit, genau davon unterrichtet zu ſeyn, worin die Obliegenheiten eines Beamten des Civilſtandes beſtehen, und wie ein ſolcher ſich zu verhalten habe, um ſeiner ihm ſo ſtreng und unter Androhung bedeutender Strafen (*Code Napoléon art.* 50. 53. 54) gebotenen Pflicht ein vollſtändiges Genüge zu leiſten. Dieſem Zweck durchaus entſprechend iſt nun zwar die vortreffliche *Instruction* des Juſtizminiſters *Siméon*, *pour la redaction des Actes, et pour la tenue des registres de l'Etat civil;* aber einmal war vor deren Erſcheinung eine Unterweiſung für die jetzigen Civilſtandsbeamten nothwendig; und dann iſt gerade der Inſtruction erſte Vorſchrift, daſs die Prediger (an welche ſie zunächſt gerichtet iſt) damit anfangen ſollen, ſich mit den Verfügungen, welche das Geſetzbuch Napoleons in Beziehung auf ihr neues Amt enthält, ganz vertraut zu machen, wobey man aber nicht vorausſetzen kann, daſs jeder ſolcher Beamte ſich das Geſetzbuch ſelbſt anſchaffen werde, da ſogar die officielle Überſetzung deſſelben noch nicht einmal zu haben iſt. Eine ſolche Unterweiſung beabſichtigen nun die oben zuſammengeſtellten Schriften, zu deren Beurtheilung jetzt Rec. ſchreiten will.

No. 1 iſt noch vor der obengedachten Inſtruction erſchienen, und enthält einen ſorgfältigen mit Anmerkungen und Formularen bereicherten Auszug aus den hieher einſchlagenden Titeln des Geſetzbuchs Napoleons. In die Formulare haben ſich jedoch einige Unbeſtimmtheiten eingeſchlichen, deren Berichtigung ſehr zu wünſchen wäre. So ſieht man aus dem S. 16 Entworfenen nicht, ob die Effecten, welche bey dem Fündling gefunden, dem Civilbeamten vorgezeigt worden, und ob das Protocoll auch dem Finder, was doch unumgänglich nöthig iſt, vorgeleſen worden iſt. So erwähnt auch das S. 31 mitgetheilte Trauungsformular gar nichts von der erfolgten Vorleſung.

No. 2 war faſt beendiget, als die Inſtruction erſchien, weſshalb der Vf. in einer Nachſchrift Nachträge aus derſelben liefert. Rec. vermiſste jedoch in derſelben die Beſtimmung der Inſtruction, daſs nicht vier, ſondern nur *ein* Regiſter, auſser dem für die Aufgebote, zu halten iſt, und daſs, wenn die Geburt erſt nach drey Tagen angezeigt wurde, der Beamte des Civilſtandes ſich zunächſt an den königl. Procurator zu wenden hat. Die Anordnung des Werks iſt höchſt unbequem, wie aus folgender Darſtellung erhellen wird. Den Anfang machen allgemeine Fragen bey dieſen Urkunden, welche ſich in vorläufige und in Fragen bey der Urkunde ſelbſt theilen, und den Beſchluſs macht ein Formular. Aber dieſes möchte noch hingehen, wenn nicht das Ganze theils unvollſtändig, denn es iſt von Adoptions- und Eheſcheidungs-Urkunden gar nichts geſagt, theils unrichtig wäre. So z. B. S. 19, daſs der Bevollmächtigte 21 Jahr alt ſeyn müſſe, und daſs die Documente *unterſchrieben* werden ſollen, da doch nur ein bloſser Handzug vorgeſchrieben iſt; S. 32, daſs die Ehe durch das Miniſterium (*ministère public*) angefochten werden könne, da doch *ministère public* nur das *officium* der königlichen Procuratoren andeutet; S. 34, daſs das Aufgebot an dem Wohnorte der Vormünder und Curatoren geſchehen müſſe; daſs nach S. 51 auch Töchter vom 25—30 Jahr das ehrerbietige Geſuch dreymal wiederholen ſollen; daſs nach S. 54 die Gütergemeinſchaft nur durch einen Ehevertrag eingeführt werden könne; daſs nach S. 58. 59. 67 bey ehelichen Kindern die Einwilligung der Vormünder, und bey unehelichen die des Familienraths erfodert werde; daſs nach S. 63 der Einſprechende erklären müſſe, an dem Orte der Abſchlieſsung der Ehe wohnen zu wollen, da er doch nur hier ein *forum* auserwählen ſoll, wo ihm alle auf die Oppoſition ſich beziehenden Zuſtellungen geſchehen können; S. 69, daſs die chriſtliche Einſegnung der Ehe zu erwähnen ſey; daſs nach S. 84 die eidliche Verſicherung der 4 Zeugen als hinreichend angenommen wird, da doch auch die der Ehegatten hinzukommen muſs, wie dem Vf. auch ſchon ſonſt vorgeworfen iſt. So irrt der Vf. auch ſehr, wenn er S. 35 meint, es müſsten vor der Verheirathung 6 Monate nach dem geſetzlichen Alter verfloſſen ſeyn, ſonſt könnt die Ehe unter gewiſſen Umſtänden angegriffen werden; denn der Art. 185 des *Code Napoléon* ſagt ganz etwas anderes.

No. 3 iſt eine der verdienſtlichſten Arbeiten über dieſen Gegenſtand, welche ſich durch treffende Kürze, logiſche Anordnung der Materien in Tabellenform,

Digitized by Google

und durch eine auſserordentliche Deutlichkeit auszeichnet, und bey dieſen anerkannten Verdienſten die Genugthuung erhalten hat, den Beamten des Civilſtandes vom Juſtizminiſter eigends empfohlen zu ſeyn. Dieſe Schrift erſchien nach erfolgter Inſtruction, ſo daſs auf dieſelbe überall Rückſicht genommen werden konnte; Formulare ſind ihr nicht beygefügt, weil der Vf. mit Recht glaubte, durch die genaue und deutliche Angabe deſſen, was die Urkunden enthalten müſſen, ſie überflüſſig gemacht zu haben. Die erſte Tafel enthält *allgemeine Regeln für den Geburtsact* (*die Geburtsacte*, denn das *masc.* giebt hier einen anderen Sinn), *Vorſchriften für beſondere Fälle*, und einen *Anhang* über die Anerkennungsurkunde für ein natürliches Kind. II Tafel: *Eheverkündigungen* oder *Aufgebote*. Mit Neugier hat Rec. dieſe Tafel durchgeſehen, um die Meinung des Vfs. über die ſchwierigen Art. 166 und 167 des *Code Napoléon* kennen zu lernen, aber leider gefunden, daſs ſie nicht die richtige iſt. Alle Schwierigkeit entſpringt hiebey aus dem Wort *domicile*. Einmal bedeutet dieſes Wort den Ort, wo jemand ſeine Hauptniederlaſſung (*établiſſement*) hat, und dann, jedoch nur in Hinſicht auf die Ehe, den Ort, wo jemand zuletzt ſich 6 Monate aufgehalten hat. (Art. 74. *Ce domicile, quant au mariage, s'établira par ſix mois d'habitation continue* [im Art. 167 *de réſidence*] *dans la même commune*). Jetzt ſagt Art. 166 und 167, das Aufgebot ſolle an dem Ort geſchehen, wo jeder der beiden Contrahenten ſein *domicile* (nämlich *établiſſement*, Hauptniederlaſſung) habe. Iſt jedoch dieſes *domicile* nur durch 6 Monate *réſidence* begründet: ſo ſoll das Aufgebot auſserdem bey der Municipalität des letzten *domicile* (es mag nun durch *réſidence*, oder durch *établiſſement* begründet ſeyn) geſchehen. Der wirkliche Abſchluſs der Ehe hingegen kann ausſchlieſslich in dem *domicile de réſidence* geſchehen. Hiemit ſtimmt auch der vortreffliche, leider zu früh verſtorbene *Portalis* in dem *Exposé des motifs* (*Code civil, chez Garnery T. I. p.* 101) überein, wenn er ſagt: *Un domicile de ſix mois ſuffit pour autoriſer la célébration du mariage dans le lieu où l'un des contractans a acquis ce domicile. Mais il faut alors que les publications ſoient faites, non-ſeulement dans le lieu du domicile abrégé des ſix mois, mais encore à la municipalité du dernier domicile.* — Aus dieſer kurzen Darſtellung wird ſich ergeben, in wiefern die Worte des Vfs.: A) an welchen Örtern aufzubieten. 1) *Überhaupt* an den Örtern, *wo jeder* der Verlobten zuletzt 6 Monate *gewohnt* hat. 2) Hat jemand 6 Monate oder darüber ſich an einem Orte bloſs *aufgehalten*, dann auch an ſeinem letzten Wohnorte, d. h. an dem, wo er ſeine Hauptniederlaſſung hat" — berichtigt werden müſſen. Auch hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. hiebey in einer Anmerkung die Frage, in wiefern Eheverlöbniſſe noch gelten, (ſie gelten nur in Betreff deſſen, was Art. 1142 und 1132 verordnet hat) berührt haben möchte, weil er aus Erfahrung weiſs, daſs ſich die Prediger hierin noch gar nicht finden können. III Tafel. *Heirathen*. IV Taf.: A) *Sterbefälle*. B) *Vorſchriften und Bemerkungen, welche die Acte des Civilſtandes überhaupt betreffen.*

No. 4 und 5, deren Vf. Hr. D. *Pfeiffer*, Subſtitut des Generalprocureurs bey dem Appellationsgerichtshof in Caſſel, dem wir ſchon mehrere gelehrte Werke verdanken, ſeyn ſoll, ſind gewiſſermaſsen identiſch. Gleich nach der Erſcheinung des königl. Decrets vom 22 Jan. 1808 trat die erſte Ausgabe, und bald darauf die zweyte No. 4 erwähnte an das Licht. *Delius* in Halberſtadt druckte überdieſs die erſte noch einmal nach, als die zweyte, in vielen Stücken verbeſſerte, längſt erſchienen war. Da durch die obengedachte königl. Verordnung den Predigern nur die Führung der Regiſter des Civilſtandes, ohne beſondere Erwähnung der übrigen Geſchäfte eines Beamten des Civilſtandes, übertragen waren: ſo beſchränkte ſich No. 4 auch nur hierauf. Durch die nachherige officielle Inſtruction ward aber jener Auftrag auf den ganzen Geſchäftskreis eines Beamten des Civilſtandes ausgedehnt, und hiedurch ein neuer vollſtändiger Unterricht, der alle Verrichtungen deſſelben umfaſste, nothwendig. In Frankreich erſchien zu dieſem Zwecke ein Werkchen von *Charvilac*, unter dem Titel: *Guide de l'officier de l'état civil.* Paris, 1806. 12, welches alle Obliegenheiten der Beamten des Civilſtandes genau aufzählt und erläutert. Dieſs durch Überſetzung auch für das Königreich Weſtphalen brauchbar zu machen, war Anfangs die Abſicht des Vfs.: doch bald überzeugte er ſich, daſs eine ſolche Überſetzung wieder ſo vieler Erläuterungen und Zuſätze bedürfen werde, daſs er ſtatt deſſen eine eigene Unterweiſung ſchreiben könne. Dieſe nun enthält die gegenwärtige Schrift, welche No. 5 angezeigt iſt, deren einzelne Sätze mit den Quellen, woraus ſie geſchöpft wurden, belegt ſind, und wobey der Vf. die Abſicht hatte, nicht daſs der Leſer ſie vergleiche, ſondern daſs keine der von ihm aufgeſtellten Regeln als einſeitige und willkührliche Anſicht des Vfs. erſcheine. Dieſes letzte Werkchen iſt nun unſtreitig das beſte und brauchbarſte, was je über dieſe Materie geſchrieben iſt; jede Seite deſſelben zeugt von einer gründlichen Kenntniſs des franzöſiſchen Rechts, von einer ſorgfältigen Zuſammenſtellung aller hieher einſchlagenden Geſetzſtellen, und von einer genauen Benutzung der vorzüglichſten Schriftſteller, deren Bücher jedoch häufig nur zu abgekürzt (z. B. *Jurisprudence*, wo ein Unkundiger nicht leicht errathen wird, ob hier *Bavoux Jurisprudence du Code Napoléon*, welche hier citirt wird, oder *Sirey Jurisprudence de la cour de caſſation* angeführt wird) angezeigt ſind. Der Beſitz deſſelben macht alle übrigen über dieſe Materie abgefaſsten Bücher überflüſſig. Die Anordnung des Werks iſt folgende: I Cap. *Von den Verrichtungen des Beamten des Civilſtandes bey der Abſchlieſsung und Trennung der Ehen.* II Cap. *Von der Führung der Regiſter des Civilſtandes.* Anhang. Dieſer enthält die königl. Verordnung vom 22 Jan. 1808, einen Auszug aus dem Circularſchreiben des Juſtizminiſters an die Präſidenten der Tribunale vom 25 Jan. 1808 (weſtphäl. Moniteur No. 17), einen Auszug aus dem königl. Decret vom 31 März, wodurch die Maires zu Beamten des Civilſtandes in Rückſicht der Juden beſtellt werden, die Überſetzung des zweyten Titels des erſten Buchs des Geſetzbuchs Napoleons, ferner des ſechſten Capitels des fünften Titels deſſelben Buchs, ferner eine Überſetzung einzelner Beweisſtellen aus anderen Theilen dieſes Geſetzbuchs, und endlich die nöthigen Formulare.

Hep. Op.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

1) Paris, in der kaiſerlichen Druckerey: *Esprit du Code Napoléon tiré de la Discussion, ou Conférence historique, analytique et raisonnée du Projet de Code civil, des Obſervations des Tribunaux, des Procès-verbaux du Conseil d'état, des Observations du Tribunat, des Exposés de motifs, des Rapports et Discours* etc. etc. par *J. G. Locré*, Secrétaire général du Conſeil d'état, Membre de la Légion d'honneur. Tom. I. 1805. XVI u. 471 S. Tom. II. 1806. 536 S. Tom. III. 1807. 580 S. Tom. IV. 1807. 549 S. Tom. V. 1807. 632 S. 8. (Tom. I. 1805. XVI u. 720 S. Tom. II. 1805. 410 S. Tom. III. 1806. 400 S. Tom. IV. 1806. 478 S. 4.)

2) Giessen, b. Taſché u. Müller: *Geiſt des Geſetzbuches Napoleons aus der Verhandlung geſchöpft* von *J. G. Locré*, Generalſecretär des Staatsrathes, Mitgliede der Ehrenlegion. Mit Rückſicht auf die neueren geſetzlichen Verfügungen verdeutſcht vom Hofr. *Ernſt Müller* und D. *Franz Stickel*. (Auch unter dem Titel: *Geiſt der Civilgeſetzgebung Frankreichs, ein ganz aus den Quellen geſchöpfter erklärender Commentar* von *J. G. Locré*. Erſter Band.) Erſtes Heft. Verdeutſcht von Dr. *Franz Stickel*. 1808. XII u. 215 S. 8. (1 Thlr.)

Nicht bey jeder Geſetzgebung iſt das Studium gleich ſchwierig und das Bedürfniſs commentirender Erläuterungen gleich groſs. Faſſung und Sprache der Geſetzbücher abgerechnet, hängt dieſes ganz beſonders von ihrem mehr oder weniger vollſtändigen Inhalte geſchriebener Entſcheidungen in allgemeinen Grundſätzen und im Detail ab. Das allgemeine Landrecht für die preuſſiſchen Staaten z. B. bietet für die Exegeſe und praktiſche Anwendung keine ſehr groſsen Schwierigkeiten dar; ſeine Faſſung iſt ausführlich, es iſt auf ſich ſelbſt beſchränkt, und iſt ſelbſt in das Detail der Rechtslehren überall ſo tief eingegangen, daſs Fälle, worauf ſich keine Entſcheidung eines darin gegebenen Textes anwenden lieſse, ziemlich ſelten ſind. Aber einen ganz anderen Geiſt athmet der in conciſem Styl abgefaſste *Code Napoléon*. Die Vff. deſſelben haben der Anſicht gehuldiget, es laſſe ſich das Wirken der Zeit nicht einketten, dem Laufe der Ereigniſſe nicht entgegenarbeiten, nicht im Voraus betrachten und berechnen, was die Erfahrung allein enthüllen könne; die ununterbrochene Thätigkeit der Menſchen führe in ihren nach den Umſtänden verſchiedenartigen Wirkungen jeden Augenblick neue Verkettungen der Dinge, neue Thatſachen, neue Reſultate herbey. Sie haben an den Geſetzbüchern der gebildeteren Völker eine häkliche Vorſicht, welche die einzelnen Fälle vervielfältige, und aus der Vernunft eine Kunſt zu machen ſcheine, energiſch gerügt. Sie haben es für eine unausweichliche Nothwendigkeit geachtet, tauſenderley Dinge und unerwartete Rechtsfragen dem richterlichen Ermeſſen und der Unterſuchung ſachkundiger Männer nach den Ausſprüchen der Vernunft und der natürlichen Billigkeit anheimgeſtellt zu laſſen. Und eben in ſo fern hat auch das Geſetz vom 30 Ventoſe J. XII, nach der Erklärung der beſten Gewährsmänner, *Bigot-Préameneu, Maleville, Treilhard, Locré*, der Vff. der *Pandectes françaiſes* und aller anderen, die Richterbehörden an das römiſche Recht als eine reichhaltige Quelle verwieſen; ſie ſollen es, die auf Eigenthümlichkeiten der Verfaſſung, der Sitten und des Geiſtes der römiſchen Nation beruhenden Sanctionen abgerechnet, als geſchriebene Vernunft *prüfen* und ehren, überall, wo das neue Civilgeſetzbuch geſchwiegen hat. Hienach iſt nun zu einem gründlichen Studium der franzöſiſchen Civilgeſetzgebung inſonders auch das der römiſchen, und zwar nach mannichfaltigeren Geſichtspuncten, als bisher, unentbehrlich, und zur Erläuterung jener ſowohl als dieſer bedarf derjenige, welcher das franzöſiſche Civilrecht erlernen will, eigener Lehrbücher und Commentare.

Hn. *Locré's* Plan iſt auf die Entwickelung des Geiſtes des franzöſiſchen Civilgeſetzbuches für ſich betrachtet, ohne, wie es ſcheint, ſonderlich genaue Notiz von dem römiſchen Rechte zu nehmen, gerichtet; und man erſieht aus dem Eingange ſeines Werkes, daſs er ſich zu dieſer Bearbeitung vor den meiſten anderen franzöſiſchen Schriftſtellern berufen glaubt. Es fehlt zwar keinem, welcher den Geiſt des franzöſiſchen Civilrechts ſtudiren oder darüber commentiren will, an reichhaltigen Quellen: da der Entwurf, die Bemerkungen der Tribunäle, die Protocolle des Staatsraths, die Unterſuchungen des Tribunats und die von den Rednern der Regierung in den Sitzungen des geſetzgebenden Körpers vorgetragenen Beweggründe der Geſetze, ſämmtlich durch den Druck bekannt gemacht worden ſind. Aber eine eigenthümliche Schwierigkeit hiebey liegt, nach Hn. *L's.* umſtändlicher Ausführung, darin, *alle* dieſe Theile der Verhandlung in eine ſyſtematiſche Verbindung zu bringen, und aus denſelben, inſonderheit aus den voluminöſen und ihrer Natur nach ordnungsloſen Protocollen des Staatsraths, welche unſtreitig und nach der erklärten Meinung des

Staatsraths ſelbſt die allerwichtigſten Schätze enthalten, die wahren Folgerungen der Geſetze nach den Zwecken ihrer Vff., von den falſchen Behauptungen abgeſondert und gereinigt, vollſtändig auszuheben. Und gerade in Anſehung dieſer Aufgabe verſpricht uns der Vf., daſs er ſie mit eigenem Glücke löſen werde, indem er einſt von Amtswegen verbunden geweſen, die Verhandlung im Staatsrathe zu faſſen und zu ordnen, indem er durch ſeine Erinnerungen, durch handſchriftliche Materialien und andere Beyträge unterſtützt, vorzügliche Aufklärung geben könne, überhaupt endlich weit weniger in der Eigenſchaft eines Schriftſtellers, als in der Eigenſchaft eines Zeugen ſchreibe, der Alles geſehen, Alles gehört, Alles beobachtet habe. Es war demnach zu erwarten, daſs dieſes Werk beſonderes Aufſehen in Deutſchland erregen würde. Es befindet ſich bereits in den Bibliotheken aller, welche ſich dem Studium des franzöſiſchen Civilrechts gewidmet haben, oder dieſs zu thun geſonnen ſind. Die gröſste Auszeichnung aber iſt ihm neuerlich dadurch zu Theil geworden, daſs der Fürſt Primas in ihm einen Commentar gefunden zu haben erklärt, welcher den reinen Geiſt der franzöſiſchen Civilgeſetze am vollkommenſten entwickele, und darum in ſeinen Staaten mit den franzöſiſchen Civilgeſetzen zugleich recipirt werden ſolle. Ein ſolches Interpretationsbuch verdient eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit der kritiſchen Blätter, um daraus den Geiſt der franzöſiſchen Rechtsphiloſophie, poſitiven Geſetzgebung und Doctrin in ihrer Achtheit und Vollſtändigkeit allgemein zu verbreiten, und zu prüfen, in wie ferne es unſerer Seits zu wünſchen ſey, daſs wir unſere bisherigen Geſetze mit den franzöſiſchen vertauſchen. Noch haben wir keine ſolche Beurtheilung dieſes Werkes in deutſchen Blättern erhalten.

Vorerſt giebt der Vf. eine *Einleitung in das Werk ſelbſt.* Dieſe enthält, nebſt einer Deduction über die aus allbekannten Gründen einleuchtenden Vortheile guter Commentare, eine Darſtellung des Werthes der vorhandenen Quellen für das franzöſiſche Civilrecht, der Schwierigkeit ihrer Bearbeitung, und die Bearbeitungsmethode des Vfs., auf welche letztere Rec. weiter unten zurückkommen wird. — Hierauf folgt eine *Einleitung in den Code Napoléon.* Hierin handelt der Vf. I) von der Natur der Geſetze, welche das Civilrecht bilden, ihrem Gegenſtande oder Zwecke, und ihrem Inhalte; II) von der Geſchichte der Verfaſſung des Civilgeſetzbuches, und III) von dem Geiſte, worin das Civilgeſetzbuch verfaſst worden iſt, ſeinem Plane und ſeinen Wirkungen.

Der Ite Theil zerfällt in XIX Capitel. Die Capitel V, VI, VII, VIII u. IX werden unſeren deutſchen Juriſten jetzt etwas auffallend vorkommen. Der Vf. will darin beweiſen, daſs die Römer nur einen unvollkommenen und unrichtigen Begriff vom natürlichen Rechte des Menſchen aufgeſtellt, und die wahren Eigenthümlichkeiten des Völkerrechts ſo wenig als das Unterſcheidungsmerkmal des Civilrechts aufgefaſst hätten. Man begreift aber leicht, wie der Vf. hiezu gekommen iſt. Er hat nämlich die Begriffe der Römer von *jus naturae* und *gentium* ſo erklärt, wie man ſie noch vor 30 Jahren faſt in allen deutſchen Lehrbüchern erklärt fand. Unter uns iſt man nun ſchon längſt über eine beſſere Exegeſe, und über die Tadelloſigkeit jener Vorſtellungen der Römer im Reinen. In den Cap. XI, XII u. XIII deducirt der Vf. die Nothwendigkeit, den poſitiven und den natürlichen Geſetzen neben einander verbindende, jedoch nicht gleiche, Kraft einzuräumen, jenen nämlich eine vorzügliche, und dieſen, ſo ferne ſie nicht durch die Sanction des politiſchen Geſetzgebers ebenfalls in poſitives Recht übergegangen ſeyen, nur eine ſubſidiäre. Aus dieſer zwar uralten Vorſtellung läſst ſich, nach Rec. Einſicht, das wahre Verhältniſs der poſitiven Legislation in ihrem Weſen und Umfange keinesweges conſtruiren. Dem Rechtsphiloſophen wird dieſes unmöglich bleiben, ſo lange er ſich von der ſchlimmen Vorſtellung nicht losreiſsen kann, die ſich der Vf. von einem *Natur-Rechte* macht, „welches *als ein ſehr einfaches Recht* deſto *unzulänglicher geworden ſey*, jemehr ſich das menſchliche Geſchlecht nach und nach vervielfältigt habe, und durch die Entdeckung der Künſte, durch die Fortſchritte der Bildung die Wechſelwirkungen und Vortheile unter den Menſchen mannichfaltiger und verwickelter geworden ſeyen." Eine ganz andere, ſehr einfache Anſicht dieſer Sache findet ſich in *Montesquieu's esprit des lois, liv.* 1, *chap.* 2. 3. Dieſe hält Rec. für die allein wahre; ſie beſeitigt alle hiebey denkbaren Schwierigkeiten, und befriedigt Jeden, welcher die kurze Darſtellung des groſsen Genies zu faſſen und zu durchdenken fähig iſt.

Der II Theil enthält in den Capiteln XX bis XXXII die Geſchichte der Verfaſſung des Civilgeſetzbuches. Er iſt für das politiſch-juriſtiſche Studium der Geſetzgebungen wichtig, und die darin gegebenen Nachrichten von dem verſchiedenartigen Werthe des römiſchen Rechtes, wie auch der allgemeinen und particulären Gewohnheiten in Frankreich, bis zur Epoche der neuen Civilgeſetzgebung, führen ziemlich leicht auf den wahren Sinn des 7 Artikels des Geſetzes vom 30 Ventoſe, Jahr XII, über welchen man noch immer nicht recht einig iſt.

Der III Theil enthält die Capitel XXXIII, XXXIV und XXXV. Er iſt gleichfalls keines Auszuges fähig. Eben in dem letzteren Capitel wird von den Wirkungen des Civilgeſetzbuches auf die früheren Geſetze gehandelt, worüber ſich die Recenſion dereinſt beym Schluſſe des Ganzen verbreiten wird.

Hiernächſt ſchreitet der Vf. zur Darſtellung des Geiſtes des Civilgeſetzbuches ſelbſt. Seine Bearbeitungsmethode iſt, daſs er zuerſt den allgemeinen Geiſt des Geſetzes, ſodann die einzelnen Verfügungen erklärt; die Grundanſichten eines jeden Titels, einer jeden Titelabtheilung und eines jeden Artikels niederlegt; jeden Artikel in ſeiner urſprünglichen Faſſung darſtellt, und die dagegen gemachten Einwendungen, vorgeſchlagenen Verbeſſerungen und die Beweggründe, wonach die einen verworfen, die anderen angenommen worden, vorträgt. Die Texte der Verhandlung behält er theils in ihrer urſprünglichen Form bey, theils nicht; und leitet im letzteren Falle aus dem Geiſte und dem Weſentlichen der Texte allgemeine Grundſätze und einzelne Verfügungen ab. Übrigens

Digitized by Google

befolgt er die geſetzliche Eintheilung der Rechtslehren durchaus, jedoch mit Zuſätzen eigener wiſſenſchaftlicher Unterabtheilungen.

Hiebey kann die Kritik zweyerley Fehler, deren ſich der Vf. bisher ſchuldig gemacht hat, nicht ungerügt laſſen: 1) Daſs er zu viele, gänzlich unbedeutende, ſich von ſelbſt verſtehende Sachen eingewebt, und wohl gar wichtigere darüber vergeſſen hat. — Von vielen äuſserſt auffallenden Beyſpielen nur eins: Nach angegebenem Zwecke des Art. 5 fügt er hinzu: „*Um dem natürlichen Ideengange zu folgen, wonach man erſt dem Richter zeigen muſs, was er thun ſoll, bevor man ihn lehrt, was er nicht thun darf, wurde dieſer Artikel, welcher in dem Entwurfe der Geſetzgebungsſection der vierte war, in der Folge nach dem vorhergehenden Artikel geſetzt;*" wichtiger wäre es doch geweſen, bey der aus den Vorträgen von *Portalis* und *Faure* genommenen Erläuterung dieſes Artikels, die ohnehin von letzterem Redner bemerkte *occaſio legis* aus den ehemaligen anmaſslichen *arrêts de reglemens* vieler franzöſiſcher Gerichtshöfe an- und auszuführen. Dann 2) iſt es ein Fehler, daſs der Vf. alle Berichte, Gutachten, Vorſchläge, Erklärungen, gar zu weitläuftig auszieht, und nicht ſelten ganze Blätter mit Excerpten füllt, welche er füglich in zehn oder funfzehn Zeilen hätte zuſammenziehen können. Alles dieſs macht einen widrigen Effect, und verträgt ſich mit einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung nicht.

Indeſſen ſind die Verdienſte, welche ſich der Vf. durch dieſes Werk erworben hat, unverkennbar. Iſt es freylich bis jetzt nicht mehr als Compilation: ſo fehlt es doch darin im Allgemeinen weder an Vollſtändigkeit noch an logiſcher Ordnung. Überhaupt aber kann man erſt im Verfolge des Werkes *bey dem Sachen- und inſonders Obligationen-Rechte* vom Vf. erwarten und fodern, daſs er die etwanigen Lücken der Debatten durch Selbſträſonnement ausfülle, und der Doctrin diejenigen Erläuterungen nicht verſage, welche ſie nicht nur in den Darſtellungen der Beweggründe, ſondern auch in den reichhaltigen Protocollen des Staatsrathes vergebens ſucht. Rec. will hier nur auf einen Artikel aufmerkſam machen, welcher aus einer ſehr groſsen Menge anderer Beyſpiele als ein beſonders wichtiges ausgehoben zu werden verdient. Nichtigkeit des Contractes wird nach Art. 1110 durch Irrthum nur dann bewirkt, wenn derſelbe die Subſtanz der Sache betrifft ... *Was* iſt nun Subſtanz, und *wann* betrifft ein Irrthum die Subſtanz der Sache? Beide Fragen ſind von unberechenbarem Einfluſſe auf die Lehre von Contracten; aber dieſe Schwierigkeiten ſind in den *Exposés de motifs, rapports, discours* u. ſ. w. kaum berührt, und die Protocolle des Staatsraths geben hierüber eben ſo wenig Auskunft. *Maleville* findet ſich dabey in nicht geringer Verlegenheit; mit Bedauern, daſs das Geſetz nur gar zu allgemeine Entſcheidungen gebe, verweiſt er hier, wie gewöhnlich, auf *Pothier*, der ihm jedoch, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, keinesweges Genüge leiſtet, und noch ſo weit zurück war, daſs er nicht einmal die *l. 45 D. de contrah. emt.* befriedigend zu erklären wuſste. Mit dem Art. 1683 hat es eine eben ſo merkwürdige Bewandniſs. Und an hundert anderen Beyſpielen der Art fehlt es nicht. Dabey wird der Vf. Gelegenheit haben und genöthiget ſeyn, durch ſeine eigenthümlichen Anſichten allen Zweifeln ein Ende zu machen, und ſich ſchriftſtelleriſche Lorbeeren zu ſammeln. Dennoch erwartete Rec. ſchon in den vom Vf. gelieferten oben angezeigten Theilen über manche intereſſante Puncte belehrt zu werden, worüber er in anderen Werken vergebens nachgeſucht hatte. Die Anſicht des Art. 1 überzeugt uns, daſs das „*la loi est exécutoire en vertu de la promulgation*" von dem „*la loi sera exécutée du moment où la promulgation en pourra être connue*" verſchieden iſt. Worin aber liegt die Verſchiedenheit? Dieſs erklärt der Vf. bey ſeiner Darſtellung der neuen Art, die Geſetze bekannt zu machen, ſehr richtig dahin, daſs der erſtere Ausdruck die *Befugniſs*, ſich nach einem verkündigten Geſetze zu richten, ohne Schuldigkeit hiezu, der letztere hingegen dieſe *Schuldigkeit*, oder, was eben ſo viel iſt, die *Vollzugsfähigkeit des Geſetzes* bezeichnet. Die neue Art der Bekanntmachung eines Geſetzes iſt eine eigenthümliche treffliche Erfindung der neuen franzöſiſchen Legiſlation, und verdient in jedem Staate nachgeahmt zu werden. . . . Ob ſich der Art. 4 rechtfertigen laſſe? iſt eine für jede Geſetzgebung äuſserſt wichtige Frage. Die von den franzöſiſchen Geſetzgebern dafür angegebenen Gründe hat *Locré* ausgezogen. „Die Gewalt, auch wo das Geſetz ſchweigt, zu ſprechen, gehöre zum Weſen des Richteramts. Ohne dieſe Gewalt des Richteramts würde ja der Rechtsgang jeden Augenblick unterbrochen, indem, bey der nothwendigen Einfachheit einer Geſetzgebung und der Unmöglichkeit, alle Streitfragen im Voraus geſetzlich zu entſcheiden, nur wenige Fälle eine Entſcheidung nach einem beſtimmten Texte zulieſsen. Wenn der Geſetzgeber auf einen Bericht des Richters über einen geſetzlich unentſchiedenen Streitfall entſchiede: ſo wäre ſeine Verfügung im Grunde ein Urtheil, welches denn eine offenbare Vermiſchung der geſetzgebenden Gewalt mit der richterlichen ſeyn, und eine Erneuerung der unglücklichen Reſcriptengeſetzgebung zur Folge haben würde. Die Anwendung der allgemeinen Billigkeit und der nach den Umſtänden ſich ändernden Gerechtigkeit könne nie dem Geſetzgeber, ſondern nur dem Richter zuſtehen. In peinlichen Fällen freylich ſey es anders, weil dieſe auf gewiſſe Handlungen beſchränkt ſeyen, und folglich der Gegenſtand einer Vorausbeſtimmung werden könnten, deren die bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten nicht fähig wären." — Rec. iſt überzeugt, daſs die Sanction des Art. 4 vollkommen gerecht iſt, und von jeder künftigen Geſetzgebung aufgenommen werden muſs. Aber ihre philoſophiſche Begründung kann aus *Locré's* Auszügen keineswegs hervorgehen. *Juſtinian* befahl es den Richtern nachdrücklich, in den Fällen des Art. 4 nicht ſelbſt zu ſprechen, ſondern an den Kaiſer zu berichten, und das *preuſſiſche Landrecht* folgte der Meinung *Juſtinians* ehemals auch, neuerer Zeit aber nicht mehr. An einer gründlichen Unterſuchung über dieſe allgemeine heilſame oder verderbliche Rechtsmaxime fehlt es noch; und durch das *Locré'*ſche Räſonnement darüber werden Zweifel und Streitigkeiten über ihre Gerechtigkeit nicht beendigt, ſondern geradezu endlos gemacht. Der wahre Grund des

Rechtes und der *Pflicht* des Richters, eine unvollſtändige Geſetzgebung im Sinne des Art. 4 zu ſuppliren, kann nicht in dem Charakter der Geſetzgebung, *nur über die Zukunft* zu verfügen, und eben ſo wenig in dem Charakter des Richteramts, *über die Vergangenheit ausſchlieſslich* entſcheiden zu müſſen, geſucht werden. Hievon kann eine philoſophiſche Unterſuchung ohne *petitio principii* nicht ausgehen, weil *dieſe Trennung ſelbſt durchaus nichts anders als eine factiſche willkührliche Einrichtung iſt.* Übrigens zweifelt Rec. ſehr, ob die deutſche Criminaljurisprudenz in dieſer Hinſicht wirklich einen Unterſchied zwiſchen der peinlichen und bürgerlichen Geſetzgebung in den Graden der Schwierigkeit vollkommen paſſender und gerechter Vorausbeſtimmungen nach *Locré's* Auszuge annehmen möchte. Man prüfe dagegen folgende Anſicht. Mit dem Daſeyn der Staatsgeſellſchaft ſind ihre zeitigen Zuſtände, Bedürfniſſe und Zwecke gegeben und vorhanden; es iſt mithin auch das gegeben und vorhanden, was denſelben entſpricht, das heiſst, das *Zweckmäſsige*, das *Rechte*, welchem ſich der Bürger durch ſeine Theilnahme an der Staatsgeſellſchaft nothwendig unterwirft. Und dieſes *Zweckmäſsige* iſt es, was der Geſetzgeber und der Richter in Betreff der Privatſtreitigkeiten, jeder nach ſeiner eigenthümlichen Art, auszuſprechen haben. Es iſt das Geſetz und iſt früher vorhanden als jeder Streitfall. Daſs der Geſetzgeber ausdrückliche Normen aufſtelle, iſt zum *Daſeyn des Rechtes an ſich* durchaus nicht nöthig, ſondern nur in ſofern räthlich, oder auch, wenn man will, nothwendig, als zu befürchten iſt, daſs der gemeine Richtergeiſt die ſo ſehr vielen Grade jenes Zweckmäſsigen nicht genau genug kenne und zu würdigen wiſſe. Hiernach *kann* nun jeder Richter, auch, wo der *Geſetzgeber* geſchwiegen hat, dem Genius der *Geſetzgebung* gemäſs, ſprechen, und er *muſs* denn ſofort auch ſprechen, überall, wo eine *kluge* Einrichtung, um die Geſchäfte nicht unnöthigerweiſe zu vervielfältigen, die Ausübung dieſes *Vermögens* dem Richter, der ohnehin die Thatumſtände zwiſchen den ſtreitenden Theilen unterſucht, nicht genommen und auf eine andere Perſon, die wieder von Neuem mit der Cognition ſchon cog oſcirter Thatſachen beläſtigt werden müſste, übertragen hat. Auf dieſe Weiſe erſcheint der Recurs des Richters an den mit anderen Verhältniſſen beſchäftigten Geſetzgeber als etwas Unnöthiges und als ein Widerſpruch mit der Niederſetzung und Organiſation des Richteramtes und des davon getrennten Geſetzgeberamtes. Es iſt freylich möglicherweiſe, ja häufig der Fall, daſs der Richter aus individueller Unkunde oder Verſtandesſchwäche in ſeinen Entſcheidungen geſetzlich unentſchiedener Fälle irret; aber dieſe individuelle Unvollkommenheit, vor welcher es leider ſelbſt in geſetzlich entſchiedenen Fällen keine Sicherheit giebt, macht die Theſis, daſs das Richteramt unter den obenangeführten Umſtänden ſprechen *kann* und *muſs*, nicht zweifelhaft; ſie legt nur dem Staate die Pflicht auf, ſeiner Seits, ſoviel möglich, dieſes zu befürchtende Übel *in concreto* zu verhüten oder unſchädlich zu machen. Und dieſes ſucht und erreicht der Staat durch die Anordnung mehrerer Inſtanzen. Was gegen eine mit den unterrichterlichen Urtheilen unzufriedene Partey von dem höchſten, aus den erleuchtetſten Rechtskundigen im Staate beſtehenden, Gerichtshofe als jenes Zweckmäſsige anerkannt und ausgeſprochen worden iſt, dieſs iſt nothwendigerweiſe als das wahre Recht *präſumtiv*, und, weil wir unvollkommene Menſchen nicht über dieſe Präſumtion hinaus können, *peremtoriſch* anzunehmen. Den Grund, *warum* die Criminaljuſtiz *keine eigentliche Strafe* dictiren kann, wo ſie das poſitive Geſetz nicht voraus angedroht hatte, übergeht Rec. mit Stillſchweigen, in der Überzeugung, daſs eine Deduction hierüber für das deutſche juriſtiſche Publicum, welches *Feuerbachs*, *v. Almendingens* u. A. Schriften ſtudirt hat, überflüſsig iſt, für Hn. *Locré* aber, der die Strafe im Cap. XVIII ſeiner Einleitung als *vindicte publique* charakteriſirt, viel zu weitläuftig werden müſste. — Beſonders begierig war Rec., die Gründe des Art. 14 von *Locré* zu erfahren. Wirklich findet ſich auch hiebey eine eigene Ausführung deſſelben ohne irgend ein Allegat. Der Vf. ſucht dieſen Artikel damit zu rechtfertigen, weil 1) Erkenntniſſe ausländiſcher Richter in Frankreich nicht vollzugsfähig wären, ſo wie 2) auch Erkenntniſſe franzöſiſcher Richterbehörden im Auslande nicht vollzogen würden, mithin 3) die Verfügung nur gegen einen *in Frankreich begüterten* fremden Schuldner Wirkung hätte; endlich 4) der Fremde ſich gar nicht über dieſe Verfügung beklagen dürfte, da er im Voraus davon benachrichtigt wäre, und ihm freyſtünde, gar nicht mit einem Franzoſen zu contrahiren. Dieſe vier Gründe ſind aber von der Art, daſs man unmöglich glauben kann, die franzöſiſchen Geſetzgeber ſeyen durch dieſelben zur Adoption des Art. 14 wirklich bewogen worden... Der Art. 11 kann oder muſs vielmehr, wie er wörtlich niedergelegt iſt, dahin verſtanden werden, daſs der Fremde, wenn er als ſolcher in Frankreich Civilrechte genieſsen will, vorerſt Fälle beweiſen müſſe, in welchen ſeine Nation bereits jene Civilrechte Franzoſen *verliehen hatte.* An einen ſolchen Beweis hat man vor der neuen franzöſiſchen Geſetzgebung nicht gedacht; man begnügte ſich vielmehr damit, wenn nur nicht die andere Nation Mitgliedern der unſrigen dergleichen Rechte erweislich *verſagt hatte.* Ob nun die neue franzöſiſche Civilgeſetzgebung wirklich jene Härte habe ſanctioniren wollen oder nicht, davon ſagt Hr. *Locré* keine Sylbe; ungeachtet dieſe Frage dem Franzoſen ſo leicht als dem Deutſchen einfallen muſste — doch unſere deutſchen Recenſenten haben ja auch bisher nicht hieran gedacht!

Dieſs ſind die Bemerkungen, welche Rec. dem fleiſsigen Vf. über die von demſelben bis jetzt gelieferten Theile des Werkes machen zu müſſen glaubte. Es bleibt nun noch die Frage übrig: ob es wohl räthlich wäre, das franzöſiſche Perſonenrecht überhaupt auf deutſchen Boden zu verpflanzen? Die Antwort iſt leicht. Da das franzöſiſche Perſonenrecht wirklich bedeutende Vorzüge vor unſerem Gemiſche aus römiſchen und deutſchen Geſetzen und Gebräuchen hat: ſo könnte es in einer neuen Geſetzgebung für die Staaten des Rheinbundes allerdings unſeren Verhältniſſen angepaſst werden; wobey ſich jedoch von ſelbſt verſteht, daſs *vor allen Dingen* die verſchiedenen Religionsſyſteme in Beziehung auf Staat und Geſetzgebung gehörig modificirt, und mit der Zuſammenſetzung und Organiſation der öffentlichen Gewalten die nothwendigen Abänderungen getroffen würden. Sonſt würden traurige Widerſprüche entſtehen.

Die unter No. 2 aufgeführte Überſetzung des Hn. D. *Stickel* (jetzt Juſtizraths und Profeſſors an der von dem Fürſten Primas errichteten Rechtsſchule zu Wetzlar) erſtreckt ſich dermalen nur bis zum Ende des Einleitungstitels. *Hr. St.* hat mit genauer Sach- und Sprach-Kenntniſs ſeine Urſchrift übertragen. Die Überſetzung iſt getreu, flieſsend und rein, ohne die gewöhnlichen Fehler der Puriſten. Sie ſticht ſehr zu ihrem Vortheil gegen alle jene durch franzöſiſche Rechtsbücher veranlaſsten Überſetzungen ab, welche wir vom linken Rheinufer erhalten haben. Übrigens läſst die in der Vorrede befindliche Proteſtation des Vfs. dagegen, daſs man etwa alle Behauptungen *Locré's*, beſonders in dieſem erſten Hefte, für die ſeinigen halte, in ihm einen mit der deutſchen Literatur vertrauten Rechtsgelehrten vermuthen, und verräth mehr Talent und Kenntniſſe, als es zur Überſetzung dieſes, für Viele wohl nicht leichten Werkes von *Locré* bedarf. PRSN.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 OCTOBER, 1808.

MEDICIN.

Berlin, b. Quien: *Verſuch eines ſyſtematiſchen Entwurfs der geſammten Medicin.* Vom Hofrath *C. Schöne*, Dr. der Medicin und Chirurgie. Erſter Theil. Generelle Therapie. 1806. XXII u. 285 S. 8. (1 Thlr.)

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der mediciniſchen Literatur des 19 Jahrhunderts hatte keinen anderen Zweck, als den, das Publicum die Erregungstheorie ruminiren zu laſſen. Wir ſind nicht unbillig gegen dieſe Bemühungen; wir erkennen es, daſs dieſe Theorie zu reellen Fortſchritten der Heilkunſt Veranlaſſung gegeben hat, und daſs Mancher, der jetzt mit Verachtung auf ſie herabblickt, nicht auf ſeinen gegenwärtigen Standpunct gelangt ſeyn würde, wenn nicht die Erregungstheorie auch auf ihn erregend eingewirkt hätte; wir ſprechen alſo jenem Wetteifer, die neue Lehre durch vervielfältigte Darſtellungen zu verbreiten, keinesweges alles Verdienſt ab. Allein wir halten auch dafür, daſs die Periode der unbedingten Rumination nun beendigt ſeyn muſs, und daſs da, wo dieſe, wie in der vor uns liegenden Schrift geſchieht, von Neuem beginnen ſoll, ohne zu einer höheren Stufe der Aſſimilation geſteigert zu werden, nur Crudität, Ekel u. ſ. w. entſteht: doppelt beſchwerlich iſt es vollends, zu beobachten, wie nun gar dieſe Rumination ein Symptom ſchon vorhandener Crudität und Aſthenie der reproductiven Thätigkeit iſt, und dieſs iſt in dem angezeigten Entwurfe der geſammten Medicin in hohem Grade der Fall. Es fehlt dem Vf. ſo gänzlich an Klarheit der Begriffe, daſs er mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich durchaus nicht hätte befaſſen ſollen; und ſo wie er darin unſeren ganzen Beyfall erhält, daſs er es „*nicht gewagt hat, ſo kühn zu ſeyn, das Weſen der Erregbarkeit zu erklären:*" ſo würde er noch mehr Anſprüche auf unſere Dankbarkeit haben machen können, wenn er das Wagſtück, einen ſyſtematiſchen Entwurf der Medicin zu liefern, unterlaſſen hätte. Er erklärt in der Vorrede, er habe bey *Überſicht* der naturphiloſophiſchen Syſteme der Medicin es für *nothwendig* gehalten, ein Handbuch der Medicin nach Grundſätzen der Erregungstheorie zu entwerfen, und „die einzelnen bearbeiteten und zerſtreuten Zweige der Erregungstheorie zu ſammeln und zu ordnen," da, ſo weit er die deutſche Literatur kenne, noch Niemand die Mühe über ſich genommen habe, auf dieſe Weiſe das darzuſtellen, „was Erfahrung und Vernunft mit Mühe für die Heilkunſt ſchaffen." Alſo hält der Vf. wirklich die Erregungstheorie für eine ſolche Quinteſſenz der mediciniſchen Erfahrung? und Vernunft?? Und alſo kennt er nicht die Reihe von Schriften, die vor der ſeinigen die mediciniſchen Diſciplinen im Zuſammenhange nach den Grundſätzen der Erregungstheorie vorgetragen haben? Solche Vorausſetzungen laſſen freylich ſchon den Geiſt des Ganzen ahnden. — Der Vf. erklärt, daſs er keine Hypotheſen aufſtelle, auch nicht dergleichen „mit *frecher* Stirn vertheidige." Jedoch fehlt es ihm keinesweges an Freymüthigkeit, „ohne allen Egoismus zu ſagen, daſs nichts, was uns bisher auf dem Felde der Erfahrung geblüht habe, und zugleich von einer vorurtheilsfreyen Vernunft gebilligt worden, in ſeinem Handbuche vergeſſen ſey." Kaum iſt es begreiflich, wie ein verſtändiger Menſch von einer dürftigen Skizze der Erregungstheorie nach dem ganz gewöhnlichen Schlage dieſs behaupten könne. Doch bald darauf verſöhnt uns der Vf. wieder durch ein offenherziges Geſtändniſs: er bekennt nämlich, daſs nach ſeiner Anſicht „*das Wort, Erregbarkeit*, zwar keinesweges mehr erklärt, als Lebenskraft, daſs er aber jenes beſſer dazu geeignet findet, ein Syſtem darauf zu bauen." Alſo ein Syſtem, auf ein Wort gebaut, iſt unſeres Vfs. Sache. So wenig dringt er in den Sinn der Erregungstheorie ein, daſs er die Idee gar nicht ahndet, die ihr zum Grunde liegt! Und dieſs bewährt er denn auch in der Schrift ſelbſt hinlänglich.

Daſs der Titel dieſes erſten Theils eine generelle Therapie ankündigt, daſs aber dieſer Theil in den vier erſten Abſchnitten eine allgemeine Phyſiologie, Pathologie, Materia medica und Makrobiotik, und erſt im fünften Abſchnitte die allgemeine Therapie enthält, gehört zu den Kleinigkeiten, die unſer Syſtematiker nicht beachtet.

Wir heben einige originelle Anſichten aus dieſem Werke aus, welche das Ganze charakteriſiren, und zwar zuvörderſt Einiges aus der Phyſiologie. — Die flüſſigen Theile beſitzen, nach S. 9, deſshalb keine Erregbarkeit, weil ſie von den feſten Theilen aus den Nahrungsſtoffen bereitet werden. — Die äuſseren Sinne werden (S. 14) definirt als eine beſondere Reizfähigkeit verſchiedener Organe gegen äuſsere, einwirkende Reize. — Nach S. 16 machen Ohren, Gehörgang und Gehörnerve die Gehörorgane aus, und dieſe werden durch jede ſchwingende Bewegung der Luft, *welche durch einen Schall erzeugt iſt*, afficirt.

Auch in der Pſychologie zieht die Originalität des Vfs. unſere Bewunderung auf ſich. Nach ihm giebt es (S. 17) zwey Fähigkeiten der Seele: 1) Erkenntniſsvermögen = Verſtand; 2) inneren Willen = Vernunft. — Die Leidenſchaft wird (S. 19) de-

finirt als ein heftiger Trieb der Natur, den die Seele oft nicht unterdrücken kann. Der höchſte Grad der Leidenſchaft wird Affect genannt. — Der Stolz iſt (nach S. 20) zweyfacher Art: 1) wenn ſich der Stolze unter Niederen befindet: ſo wirkt er reizerhöhend; 2) befindet er ſich aber in Geſellſchaft von Perſonen, die über ihm ſtehen, und ihn nicht achten: ſo wirkt der Stolz reizvermindernd.

Wir haben ſchon faſt zu lange bey dieſem Producte uns aufgehalten; indeſſen wollen wir doch, zur Gemüthsergötzlichkeit unſerer Leſer, die hier aufgeſtellte Anſicht von dem Einfluſſe des pathologiſchen Studiums auf die Heilkunſt mittheilen. Es beſteht aber der Nutzen, den die pathologiſchen Kenntniſſe bringen, nach S. 32, in Folgendem: 1) der Arzt kann viele Krankheiten vor ihrer Entſtehung verhüten; 2) er kann die Dauer und den Verlauf der Krankheit beſtimmen; 3) *er iſt vor Verlegenheit am Krankenbette geſichert;* 4) die pathologiſchen Kenntniſſe unterſcheiden den rationellen Arzt von dem gewöhnlichen Empiriker; und endlich 5) müſſen wir die Pathologie als Grundlage der ganzen praktiſchen Medicin betrachten. — Auch das Studium der Symptome iſt wichtig, — weil dieſe nicht allein den beſonderen Krankheitszuſtand genau charakteriſiren, *ſondern auch* den wahren von dem ſcheinbaren Zuſtande genau unterſcheiden, und *weil auch* der Name der Krankheit darnach gegeben wird (S. 48). Hb.

Marburg, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Über den Einfluſs der äuſseren Wärme und Kälte auf den lebenden menſchlichen Körper.* Eine den 4 Jun. 1802 von der medicin. Fac. zu Göttingen gekrönte Preisſchrift. Von *Wilh. Friedr. Baur*, der Geſ. der phyſ. Wiſſ. u. ſ. w. Mitgliede. 1804. VI u. 173 S. 8. (14 Gr.)

Dieſe Preisſchrift beſteht aus drey Abſchnitten. In dem erſten wird der Einfluſs der Wärme auf den lebendigen Körper, ſowohl im Allgemeinen, als insbeſondere in Rückſicht auf die einzelnen Syſteme von Theilen und auf die einzelnen Verrichtungen des Körpers *hiſtoriſch* auseinandergeſetzt; der zweyte Abſchnitt iſt phyſiologiſch, und *erklärt* den Einfluſs der Wärme auf den lebenden Körper, je nachdem ſie entweder vermittelſt der atmoſphäriſchen Luft oder mittelſt anderer Materien, vorzüglich des Waſſers in Bädern, auf denſelben einwirkt; der dritte Abſchnitt endlich zieht aus dem Vorhergegangenen Reſultate für Pathogenie und Therapie, indem die Einwirkung der Wärme auf Erzeugung und auf Heilung der Krankheiten kurz erläutert wird. Der 1ſte Abſchnitt, worin der Vf. den Einfluſs der Wärme auf die Senſibilität, Irritabilität, Saftbewegung, Reſpiration, Temperatur des Körpers, Verdauung, Secretionen, Generation entwickelt, ſollte die Thatſachen enthalten, woraus der Vf. in der Folge die in der Preisfrage aufgegebenen phyſiologiſchen und pathologiſchen Fragen zu beantworten in den Stand geſetzt würde; und man muſs ihm das Zeugniſs geben, daſs er den gröſsten Fleiſs auf die Sammlung einer groſsen Menge von Thatſachen aus den Schriftſtellern aller Zeitalter und ſelbſt der alten Griechen (was jetzt immer ſeltener wird) und auf die Ordnung derſelben nach ſeinem Zwecke verwendet hat. Freylich miſcht ſich bereits in dieſen hiſtoriſchen Theil Erklärung ein, und die Stellung der Gegenſtände iſt ſchon ſo genommen, daſs ſie des Vfs. theoretiſche Anſicht verräth. Allein es iſt nicht wohl möglich, dieſen ſcheinbaren Fehler zu vermeiden, ohne in den anderen zu verfallen, das Chaos von Thatſachen ohne Ordnung aufzuſtellen. Die beiden letzten Abſchnitte ſind daher verhältniſsmäſsig weit kürzer ausgefallen, und mehr als eine gedrängte Zuſammenſtellung der Meinungen des Vfs. über die Wirkung der Wärme auf den lebendigen Körper anzuſehen.

Was den Standpunct anlangt, den der Vf. ſich wählte, um ſeinen Gegenſtand zu beleuchten: ſo iſt dieſs der chemiſche und vitale in Verbindung mit einander. Rec. muſs geſtehen, daſs ihm dieſe Anſicht der Dinge zu einer praktiſch nützlichen Bearbeitung der Wirkſamkeit aller äuſseren Einflüſſe auf den lebenden Körper der ſicherſte zu ſeyn ſcheint, da die neueren naturphiloſophiſchen Anſichten mehr geeignet ſind, die neue Vorſtellungsart, als die Natur zu erläutern. Freylich ſtoſsen wir bey jener Anſicht auf Klippen, die uns die Unvollkommenheit unſerer gegenwärtigen Kenntniſſe deutlich zeigen, aber indem wir dieſe kennen, lernen wir zugleich, wo wir noch weiter zu arbeiten haben, indeſs eine Anſicht, die man für unumſtöſslich gewiſs führend hält, uns ſo leicht durch Glaukome täuſcht. So ſehr wir auch in dieſer Schrift auf dergleichen Klippen geſtoſsen ſind: ſo müſſen wir doch bekennen, daſs der Vf. mit vorzüglichem Scharfſinn gewiſſe Thatſachen zur Erklärung gewiſſer Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Organismus benutzt hat, welche Aufmerkſamkeit verdienen, und Winke zu weiteren Unterſuchungen enthalten. Am dürftigſten iſt der dritte Abſchnitt ausgefallen, wo der Vf. den, nach der hippokratiſchen Schule, in den verſchiedenen Jahrszeiten herrſchenden Krankheitscharakter ſchildert, und in Beziehung auf die in jeder Statt findende Temperatur der Atmoſphäre kurz erklärt, ſo wie die Wirkungen der anderen, mit Wärme und Kälte der Luft verbundenen Eigenſchaften derſelben, als ihrer Feuchtigkeit und Trockenheit, Elaſticität u. ſ. w. kürzlich angiebt.

Die Hauptgrundſätze, worauf der Vf. ſeine Erklärungen der Wirkſamkeit der Wärme und Kälte auf den lebenden Körper bauet, ſind vorzüglich folgende: die Wärme wirkt erregend und chemiſch auf denſelben; dieſe doppelte Wirkſamkeit findet immer in Verbindung Statt. Die reizende äuſsert ſich am ſtärkſten in dem Bildungsgeſchäft: aber noch wichtiger ſey ihr Einfluſs auf die empfindende Kraft, und vielleicht ſtammen die meiſten anderen Wirkungen der Wärme von dieſem letzteren Einfluſſe her. Die freundliche Wirkung der Wärme auf die Nerven ſcheint anzuzeigen, daſs ſie, wie Licht und Elektricität, etwas Homogenes mit der Lebenskraft habe. Die chemiſche Wirkſamkeit der Wärme ſey verſchieden, je nachdem man die der inneren, inwohnenden, oder die der äuſseren Wärme der Luft betrachte. Die erſtere erhalte die feſten und flüſſigen Theile in Ausdeh-

Digitized by Google

nung, ertheile einigen Beſtandtheilen derſelben die Dampfform, ſie vermittle die Verbindungen und Trennungen der Materien mit und durch einander und unterſtütze, wahrſcheinlich unterſtützt durch andere Kräfte, das Spiel der Verwandtſchaften, auf eine beſtimmte, den Zwecken (des Organismus) angemeſſene Weiſe; ſie ſey daher Bedingung des Lebens. — Die äuſsere Wärme wirke chemiſch und direct auf die Oberfläche, alſo auf Athemholen und Perſpiration; Wärme dehne 1) die äuſsere Luft aus, und zwar 2) dehne ſie die beiden Beſtandtheile der Luft in verſchiedenen Verhältniſſen aus, weniger das Sauerſtoffgas; 3) ſie nehme mehr fremdartige Beſtandtheile in der Luft auf. In warmer Luft gehe daher die Combuſtion der brennbaren Stoffe auf der Oberfläche des Körpers und in den Lungen langſamer und ſchwächer vor ſich, es bleibe mehr Excrement zurück; das Blut nehme weniger Sauerſtoff auf; daher Verminderung der inneren Wärmeerzeugung und der Oxydation; Anhäufung des Hydrogen: kalte Luft bewirke das Gegentheil. Die Folgen davon beſtehen darin, 1) daſs das Fleiſch in der Kälte derber werde; 2) daſs das Wachsthum in der Wärme ſich vermehre, weil dazu combuſtible Stoffe gehören, welche durch die Kälte weggeführt und zu Waſſer verbrannt werden; 3) daſs in der Kälte die Begierde nach combuſtibler Nahrung, Fleiſch, gröſser iſt; 4) daſs ſich Schleim und Fett in der Kälte vermehrt, in der Wärme aber die Ausdünſtung, die Galle u. ſ. w. Da warme Luft übrigens auch fremdartige Beſtandtheile auflöſt: ſo werden auch in derſelben gewiſſe Stoffe in Gasform aus dem Körper in ſie übertreten.

Sehr vieles Gewicht legt der Vf. auf die Entdeckung von *Lavoiſier* und *Seguin*, daſs der Menſch beym Athmen in kalter Luft weit mehr Sauerſtoff verſchluckt als in der Wärme, nämlich bey 26 Gr. R. in einer Stunde 1210 Kubikzoll und bey 12 Gr. R. 1344. Er ſchlieſst daraus, daſs in der Hitze der Umtauſch des Sauer- und Brenn-Stoffs geringer ſey, und die innere Reizkraft des Blutes ſo vermindert werde; in der Kälte hingegen das Fleiſch durch den Sauerſtoff feſter, derber, und die innere Wärmeerzeugung vermehrt werde.

Über einige Erſcheinungen hat der Vf. neue und eigene Anſichten aufgeſtellt, z. B. über das Wechſelverhältniſs des Athemholens und der Circulation: er meint, die Schnelligkeit des Pulſes zeige daſſelbe unrichtig an; nach den Verſuchen der Engländer, Blayden u. ſ. w. ward das Athemholen in einer groſsen Hitze nicht gleichmäſsig mit dem Pulsſchlage beſchleunigt, ſondern es trat erſt bey 260 Gr. Wärme Angſt und Beklemmung ein; in der Kälte hingegen reſpiriren wir tiefer, freyer und ſeltener; dieſs rühre daher, weil in der groſsen Hitze der phlogiſtiſche Proceſs gehindert werde, ſehr heiſse Luft alſo erſtickend wirke; Kälte hingegen die Contractilität der Lungen vermehre. — Die Erſcheinung, daſs bey einer ſehr hohen Temperatur der Luft, wie in Blaydens Verſuche, die innere Wärme kaum oder nicht viel vermehrt werde, erklärt er ſo: die innere Wärme nehme in der That etwas zu; aber daſs dieſs nicht in einem höheren Grade geſchehe, komme daher, daſs 1) der Körper ein ſchlechter Wärmeleiter ſey; 2) daſs dieſs auch mit den Kleidern der Fall ſey, daher ſich zwiſchen der Haut und den Kleidern immer eine kühlere Luftſchicht befinde; 3) weil der Schweiſs viele Wärme binde, daher auch Schweiſs die Hitze erleichtert; und 4) erhalte vielleicht das Blut ſelbſt, wenn viel Säfte durch Schweiſs abgehen, eine gröſsere Fähigkeit, Wärme zu binden. — Den Scheintod durch Wärme und Kälte erklärt er ſo: der Sauerſtoff diene dem Nervenſyſteme dazu, der Nervenkraft einen Gegenſatz zu geben, um durch ihre Reaction gegen den Widerſtand ſich zu äuſsern; dieſer werde zu groſs bey heftiger Kälte, ſo daſs die Nervenkraft erliege; Scheintod von zu groſser Hitze aber erfolge durch zu groſse Entziehung dieſes Widerſtandes.

In manchen Erklärungen ſcheint freylich ein Widerſpruch zu liegen; z. B. der Vf. geſteht zu, daſs die innere Wärme bey groſser Hitze etwas ſteige, und hat gleichwohl vorher behauptet, daſs die Wärme durch Störung des phlogiſtiſchen Proceſſes die innere Wärmeerzeugung vermindere. Ferner leitet er erſt S. 48 die Wirkung der Kälte auf den Tonus von ihrer Wirkſamkeit auf die Elaſticität der Theile her, und ſchreibt dem Zellgewebe bloſse Elaſticität zu; gleichwohl bezieht er ſich in der Folge auf die reizende Wirkung der Kälte, um das Stocken des Monatsfluſſes durch Erkältung der Füſse, oder die Stillung der Blutflüſſe durch kalte Umſchläge zu erklären; hier wäre eine eindringendere Unterſuchung zu wünſchen geweſen, da dieſe Thatſachen noch nach keiner Anſicht befriedigend erklärt worden ſind. Eben ſo wenig hat der Vf. bey der Wärme die reizende und chemiſche Wirkſamkeit derſelben, die nach ihm immer verbunden Statt finden ſollen, und eben ſo wenig ihre erſchlaffende Wirkſamkeit gehörig beachtet und erläutert. Doch es wird noch mancher unbefangener Unterſuchung bedürfen, ehe wir die Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Organismus vollſtändig einſehen lernen. Dem Vf. gebührt wenigſtens für den Fleiſs, den er auf ſeine Arbeit wendete, unſer Dank.

N. W.

ERFURT, b. Keyſer: *Sieg über die Hypochondrie, oder gemeinfaſsliche Anweiſung das Übel der Hypochondrie zu erkennen und gründlich zu heilen.* Nebſt vorausgeſchickter Erläuterung der Begriffe Leben — Geſundheit — Krankheit. — Tod. Von *K. Wezel.* Mit einer Vorr. herausgegeben von D. *Lud. Vogel.* 1805. X u. 216 S. 8. (12 Gr.)

Obgleich der Vf. für ein nichtärztliches Publicum ſchreibt, ſo hoffen wir doch, daſs auch Ärzte von dem Leſen ſeines Buchs nicht unbefriedigt — manche auch wohl belehrt — zurückkehren werden. Freylich wird manchem der Styl des Vfs. zu blühend ſcheinen; mancher wird auf irgend eine, ſcheinbare oder wirkliche Paradoxie treffen, oder an manchem zu harten, obgleich öfters ſehr zu ſeiner Zeit gebrauchten, Ausdrucke (dergleichen, auſser den von uns anzuzeigenden, S. 22, 27, 34, 63, 71, 81, 89, 117, 125. u. f. 164, 198, 201, 202 u. f. 208. u. ff. vorkommen) Anſtoſs nehmen: aber das Ganze verdient gewiſs Lob.

I. Theil. 1 Abſchnitt: Über Leben — Tod — Geſund-

heit und Krankheit im Allgemeinen. Eine, von dem Herausg. in ſeiner *Geſundheitszeitung* bereits als Probe des Ganzen mitgetheilte, dichteriſche Darſtellung unſeres inneren Gefühls vom Leben. Sehr nachdrücklich über das Unſtatthafte des Princips, daſs das Leben nur ein erzwungener, und hingegen der Tod der natürliche Zuſtand ſey (weiter unten kömmt der Vf. nochmals darauf zurück). Allgemeines Leben der ganzen Natur, und deſſen wohlthätiger Einfluſs auf unſer Herz. Wie unſer Geiſt unter allen Äuſserungen immer derſelbe bleibt, und alle verſchiedenartigen Erſcheinungen deſſelben die ewige Einheit ſeines Weſens nicht zu trüben noch zu unterbrechen vermögen: alſo auch mit der Natur, die ja nichts iſt, als der Wiederſchein und das Echo unſeres eigenen Geiſtes (S. 37). Magnetismus, Elektricität, Licht, ſind gleichſam verſchiedene Seiten der Einen und untheilbaren Naturkraft, die nie anfing und nie enden wird (S. 38), und ihre Quellen ſind die Weltkörper (S. 43). Die Sonne, der Quell des Lebens unſeres Univerſums: der Metalle (S. 48 wieder ein — faſt möchten wir ſagen etwas manierirtes — Detail der Eindrücke, die dem ſich aufdrängen, welcher zum erſtenmale einen Schacht befährt — die Äuſserung S. 50, daſs, und warum die edleren Metalle und die Edelſteine vorzüglich den Regionen um und unter dem Äquator eigen ſeyn, mögen die Mineralogen würdigen); der Pflanzen; der verſchiedenen Thierclaſſen von den Polypen an bis zu den Säugethieren (die Ähnlichkeit der Schmetterlinge vorzüglich mit den Schmetterlingsblumen S. 55 u. f. möchten die Botaniker ſo, wie ſie der Vf. vorträgt, nicht zugeſtehen. Die Stelle S. 61: „die Säugethiere ſind, wie es ſcheint, deſshalb ſo ausgezeichnet unvernünftig" u. ſ. w. geſteht Rec. nicht begreifen zu können — wenn es nicht etwa gar Ironie ſeyn ſoll!); endlich des Menſchen! Vereinigung der beiden Formen der organiſchen Natur in demſelben, der Pflanze und des Thiers, des Nerven- und Muskel-Syſtems, vermittelſt des uneigentlich ſogenannten Syſtems der Reproduction des Bluts. Geſundheit, vollkommene Harmonie aller Kräfte und Organe; und folglich Krankheit — gereizte Wirkſamkeit des Muskelſyſtems zum Schaden des Nervenſyſtems, oder erhöhte Thätigkeit des letzteren zum Nachtheil des erſteren; oder mit anderen Worten, Muskel- (ſtheniſche) u. Nerven- (aſtheniſche) Krankheiten. Tod, als Proceſs der Verjüngung u. Wiedergeburt in der ganzen Natur.

2 *Abſchn. Theorie der Hypochondrie.* Nothwendigkeit, nicht bey den äuſseren Erſcheinungen derſelben ſtehen zu bleiben, ſondern die inneren Urſachen davon aufzuſpüren. Dahin gehören: Geſundheitszuſtand der Ältern; Einfluſs der Geſtirne auf das eben ans Licht tretende Kind (S. 102 eine derbe Zurechtweiſung derer, die in dieſer Behauptung Myſticismus und paracelſiſchen Unſinn wittern; ſo weiſſagt auch S. 124 der Vf., die Phyſiologie werde, wenn ſie dereinſt ihrer Vollendung näher ſeyn wird, unumſtöſslich darzuthun vermögen, welchem Thiere oder welcher Pflanze der äuſseren Natur dieſes oder jenes Organ des menſchlichen Leibes entſpreche!) Schaden von Vernachläſſigung der Kinder, ſowohl bey Krankheiten, als bey ihrer Pflege überhaupt; zu frühzeitige Erweckung des Geſchlechtstriebes, auch durch unvorſichtige Warnung vor verborgenen Sünden, (wobey auch der neueren Pädagogen nicht geſchont wird, S. 105); in dumpfen Rauſch verſetzende Getränke, mehr Bier oder ſchlechter Brantwein, als Wein; Übermaſs von, zumal ſchwer verdaulichen, Speiſen; ſitzende Lebensart; erzwungenes Studiren (ſehr launig beſchrieben!). Ihr Auszeichnendes ſind die Beſchwerden des Unterleibes, mit Zeichen des geſtörten oder geſchwächten Verdauungsgeſchäfts verbunden. Hier S. 114 eine — faſt hyperpoetiſche — Beſchreibung des Kreislaufes des Bluts; dann von den Fehlern der Abſonderung der Galle, und beyläufig von der Urſache der Abſonderungen überhaupt, der ſpecifiſchen Reizbarkeit der verſchiedenen Abſonderungsorgane, wodurch (S. 124) das Blut „eine wahrhafte Verwandlung und Transſubſtantiation erleidet, was auch der gemeine Verſtand dawider einwenden mag, dem auch überhaupt bey Gegenſtänden der Art keine Stimme gebührt." — Urſachen des geſtörten Umlaufs des Bluts im Unterleibe: Mangel deſſelben an ſeinen flüchtigſten Theilen, und Enge und Verflechtung der Unterleibsgefäſse u. ſ. w.

II Theil. Behandlung der Hypochondrie. Zuerſt über die Wirkungsart der Arzneymittel, nach welcher einige die Thätigkeit des Muskel-, andere das Wirkungsvermögen des Nervenſyſtems erhöhen (ſehr ernſthaft über den irrigen Begriff eines Reizmittels nach *Brown*, beſonders des Opiums, und die daraus entſpringenden nachtheiligen Folgen). Da die Nervenkrankheiten ſich in ſüdliche (aus zu ſchwüler [ſchneller?] oder überflüſſiger körperlicher Erhitzung) und nördliche (aus Mangel innerlicher Wärme) theilen: ſo erhellet, daſs die Hypochondrie unter die Nervenkrankheiten gehöre, welche dem Nordpole mehr oder weniger ſich nähern. Daher die Anwendung ſtickſtoffhaltiger Mittel, die dann, zumal in Fällen, wo mit der Energie des Muskelſyſtems auch die Kraft der Nerven in höheren Graden des Übels gelitten hat, mit waſſerſtoffhaltigen Arzneykörpern verbunden werden müſſen, bis man, wenn die Harmonie beider Syſteme einigermaſsen wiederhergeſtellt iſt, zu anhaltenderen Reizen übergehen kann, womit durchaus der Schluſs gemacht werden muſs. Unzweckmäſsigkeit der ſauerſtoffhaltigen Mittel; der Klyſtiere gegen die ſogenannten und geträumten Infarctus (hier wieder eine faſt allzulebhafte Digreſſion auf die Kämpfſche Methode S. 161 u. ff., die aber gewiſs eine ernſthafte Beherzigung verdient); der ſogenannten auflöſenden und gelind abführenden Salze und ähnlicher die Energie des Darmkanals immer mehr und mehr herabſtimmender Mittel. Dann die Empfehlung bekannter ärztlicher oder diätetiſcher Mittel.

Hr. *Vogel* macht in der Vorrede noch beſonders auf die Schwächung der männlichen Kraft als Quelle der Hypochondrie aufmerkſam, und empfiehlt kräftige Biere, wie das engliſche, als das oft einzige Rettungsmittel, aber nur in ganz kleinen Doſen; ſo wenig als möglich mit Kochſalz verſetzte, aber deſto kräftiger, beſonders mit friſcher Butter, geſchmelzte Speiſen, auch Warmbier, und bey vieler Geiſtesarbeit dann u. wann ein wenig ſtärkende Speiſe, ſey es auch nur ein Biſſen *gutes* Brod mit einem Schlückchen Bier, Wein, ächtem Arrak, oder **Schweizer-Kirſchgeiſt.** Ks.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 OCTOBER, 1808.

MEDICIN.

Hamburg, b. Schmidt: *Hamburgiſches Magazin für die Geburtshülfe.* Herausgegeben von Dr. *J. J. Gumprecht* und Dr. *J. H. Wigand.* Erſtes Stück. 1807. 192 S. 8. (20 Gr.)

Da das *Starkiſche Archiv* jetzt faſt eingegangen iſt, ſo war der Gedanke, ein ähnliches Unternehmen zu beginnen, nicht übel. Auch paſst die nördlichere Lage Hamburgs ſehr gut zum Vereinigungspuncte der Geburtshelfer Niederſachſens und ſeiner Umgebungen, wovon Manche unſtreitig ſchätzbare Beyträge werden liefern können. Wir zweifeln daher keineswegs an der Nützlichkeit und dem guten Fortgange des Unternehmens, obgleich wir frey geſtehen müſſen, daſs das vorliegende Stück unſeren Erwartungen nicht ganz entſprochen hat. Es ſcheinen hier, um das Heft zu füllen, manche zu triviale Dinge Eingang gefunden zu haben. Sogar von der Vorrede gilt dieſs, und es iſt eine ſchneidende Behauptung, daſs es am Ende des 18 Jahrhunderts noch ſo ganz ſchlimm mit der Geburtshülfe ſoll geſtanden haben, wie es unter den Rubriken *Erfindungsſucht*, *Entbindungsſucht*, *Orthodoxie* und *Nichtgehörgebung der Natur* zu allgemein behauptet wird. Was No. 1 über die Eigenſchaften eines guten Compendiums für die Geburtshülfe geſagt wird, iſt eben ſo trivial. Die Regeln für die Recenſenten gehören gar nicht hieher, und ſind aus einer anderen Schrift bekannt. Die von *Wigand* angegebenen Zeichen der Schwangerſchaft in den erſten zwey bis drey Monaten ſind theils ſchon bekannt, theils möchten ſie ſchwer oder gar nicht aufzufinden ſeyn, z. B. die erhöhete Temperatur der Schaamlippen und des Mutterhalſes; wie verſchieden iſt dieſe nicht erſtlich bey Subjecten von verſchiedenem Temperament, wie leicht trügt den Unterſuchenden ſelbſt das immer ſehr relative Gefühl von Wärme und Kälte! Es möchte in der That bey weitem nicht immer an dem unterſuchenden Finger liegen (wie Hr. *W.* meint), wenn der Schwangerſchaftszuſtand in den erſten Monaten unausgemacht bleibt. Die Cautelen für den Geburtshelfer als Prognoſtiker von *Gumprecht* ſind höchſtens einem Anfänger fremd, und gehören unſerer Meinung nach nicht in ein Magazin dieſer Art. Wichtig und einer unbefangenen Beherzigung werth iſt *Wigands* Aufſatz über Verbeſſerung der Fruchtlagen durch äuſserliche Behandlung. Rec. hat mehrmals durch ähnliche Handgriffe, als die hier angerathenen, groſsen Vortheil erhalten, und wünſcht, der Vf. möge zur Ausführung ſeines erſten Vorſatzes, weitläuftiger über dieſen Gegenſtand ſich zu verbreiten, Muſse genug finden. Auch eine neue Geburtszange beſchreibt Hr. *Wigand*, welche wohl hätte mögen unbeſchrieben bleiben. Einen rühmlichen Beweis von des Vfs. Streben nach Vollkommenheit giebt der Wunſch zur Beantwortung mancher von ihm ſelbſt aufgeworfener Fragen in Hinſicht ſeiner bekannten und geſchätzten Abhandlung über die Nachgeburtszögerungen. No. 8 giebt *Gumprecht* Nachricht von zwey Geburten einer und derſelben Frau zur Warnung für voreilige Prognoſtiker. Rec. geſteht, daſs ihm darin manches zweifelhaft vorkommt, ſo z. B. die zuverſichtliche Behauptung, daſs bey der Frau nach einem Falle vom Tiſche in früher Kindheit beide Schenkelköpfe ihre Pfannen zur Hälfte verlaſſen, und ſich ſeitwärts nach hinten eine neue Höhle gebildet habe. Wie iſt dieſs mit ſo untrüglicher Gewiſsheit an einer lebenden Perſon zu erforſchen?? Ferner der Queerdurchmeſſer des Beckeneinganges habe ungefähr 3¼", alle übrigen nicht eine Linie mehr als 3" gehabt. Der Vf. brachte mit der Zange ein lebendes Kind, *nicht von der Gröſse und Schwere eines gewöhnlichen neugeborenen*, zur Welt. Hier hätten doch nothwendig Gewicht und Maſs genauer angegeben werden ſollen! Nach zwey Jahren gebar dieſelbe Frau auſserordentlich leicht lebende Zwillinge, keiner derſelben wog 7 Pfund (wie viel denn? und wie groſs waren die Köpfe? das wäre doch ſehr wünſchenswerth zu erfahren!) Übrigens iſt es gar nichts ſeltenes, daſs eine bey der erſten Geburt mit der Zange gemarterte Frau das nächſte Mal über alle Erwartung leicht gebiert. *Noldes* Bemerkungen über das Kindbettfieber ſind der einzige fremde Beytrag in dieſem Stücke des Magazins. Die zwey Krankengeſchichten ſind weitläuftig genug erzählt, mit vielen Recepten geſpickt. Die Behandlung iſt aber nicht gehörig motivirt, und Rec. behauptet dreiſt, daſs die Kunſt dadurch *nichts* gewonnen habe. Die Geſchichte einer glücklichen Verwechſelung von Heilmitteln bey einem zarten Kinde von *Gumprecht*, gleicht einem Wunder. Ein Kind, welches von der blatterkranken Mutter ſehr ſchwächlich geboren, bald auch von Blattern befallen, u. wegen einer ſpäterhin entſtandenen Kolik am ganzen Unterleibe ringsum aus Verſehen mit einem Blaſenpflaſter bedeckt wurde, genaſs dennoch ſehr bald, obgleich der Vf. die ganze rohe Haut mit Bleyſalbe bedeckte; ein Verfahren, welches Rec. nie nachzuahmen rathen würde. Intereſſant ſind noch die Bruchſtücke von *Wigand* über Behandlung der Neugeborenen und einige ihnen eigenthümliche Krankheiten. Rec. ſchlieſst mit dem Wunſche, daſs die Herausgeber möglichſt dafür ſorgen mögen, daſs nur Aufſätze von ächt ſcientifiſchem oder praktiſchem Gehalte in Zukunft aufgenommen werden.

a.

Digitized by Google

Göttingen, b. Dieterich: *Annalen der Entbindungslehranſtalt auf der Univerſität zu Göttingen vom Jahr* 1800, nebſt einer Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften für Geburtshelfer, von Dr. *Fr. Benj. Oſiander.* I Bandes 1 Stück. M. K. 1800. XXVIII und 218 S. 2. Stück. M. K. 1801. XII und 176 S. II Bandes 1 Stück. M. K. 1801. VIII und 208 S. 2 Stück. M. K. 1804. VIII. Von S. 225—404. 8. (Zuſammen 3 Thlr.)

Dieſe lehrreichen Annalen, welche nicht fortgeſetzt zu ſeyn ſcheinen, ſchlieſsen ſich an die im J. 1799 geſchloſſenen *Denkwürdigkeiten* an. Nach einem ähnlichen jedoch erweiterten Plane umfaſſen ſie alle, im göttingiſchen Gebärhauſe von einem Jahre zum anderen vorfallenden Entbindungen mit den dabey eingetretenen Zufällen beſchrieben, und von erläuternden Anmerkungen begleitet, in denen der Herausgeber ſowohl ſeine theoretiſchen Anſichten, als das von ihm bey den einzelnen Geburtsfällen angewendete Verfahren bekannt macht. Da alſo der Inhalt dieſer Bemerkungen ohnſtreitig das Intereſſanteſte des vor uns liegenden erſten Jahrganges enthält: ſo wird ſich Rec. auch nur auf dieſelben einſchränken, und zur beſſeren Überſicht das Wichtigſte derſelben unter drey Rubriken: 1) *Theorie der Geburtshülfe;* 2) *praktiſche Geburtshülfe;* 3) *Klinik der Krankheiten der Schwangeren, Wöchnerinnen und neugebornen Kinder,* bringen, jedoch dabey, ſo oft es zur Erläuterung nöthig iſt, auf die einzelnen Geburtsfälle Rückſicht nehmen.

Zur Geſchichte der im Gebärhauſe im J. 1800 behandelten Geburtsfälle gehören folgende Notizen (II B. 2 St. S. 316), welche in der ſummariſchen Überſicht ausführlich angegeben worden ſind. Von 88 Perſonen wurden 77 entbunden, und zwar 37 durch die Zange, 7 durch die Wendung, und 33 von der Natur. Von den Müttern nahm keine einzige Schaden, keine ſtarb. Unter 77 Geburten war eine Zwillingsgeburt. Von den 78 Kindern waren 9 todt, theils bald nach der Geburt, theils todtgeboren. Von 260 Schwangeren und Wöchnerinnen, welche vom Februar 1798 bis ans Ende des J. 1800 im Gebärhauſe aufgenommen wurden, iſt keine Einzige geſtorben.

1) *Theorie der Geburtshülfe.* Hieher gehören die Beobachtungen des Vfs. über den Einfluſs des Mondes auf den Schwängerungstermin und auf das Geſchlecht des Kindes, nach welchen derſelbe beynahe immer in die Zeit des zunehmenden Mondes fiel, wenn das Geſchlecht des erzeugten Kindes männlich war, und hingegen die Erzeugung des weiblichen Geſchlechts faſt immer zu der Zeit des abnehmenden Mondes geſchehen war; ferner: daſs die Schwängerung in der letzten Hälfte der Zwiſchenzeit von einem Monatlichen zum anderen gemeiniglich ein Kind männlichen Geſchlechts hervorbringe, daſs ein ſolches Kind ſchwächlich ſey, und einige Wochen zu früh oder zu ſpät geboren werde, und daſs ſich die Mutter, wenigſtens einen Theil der Schwangerſchaft hindurch, ſehr übel zu befinden pflege; desgleichen: daſs Schwängerungen, welche kurze Zeit vor dem Monatlichen, oder während der Zeit erfolgen, nie gut, weder für die Schwangere noch für die Frucht wären; weiterhin: daſs das Übergewicht der Energie des Mannes über die des Weibes im Acte der Zeugung, als der Grund des männlichen, und die geringere Energie Beider, oder das Übergewicht der weiblichen über die männliche als der Grund des weiblichen Geſchlechts im neuen Producte anzuſehen ſey. Gleichergeſtalt gehören hieher die Behauptungen des Vfs., daſs aus dem Mutterkuchen kein Blut in die Gebärmutter propulſire, ſondern daſs wahrſcheinlich eben ſo überflüſſige Theile des kindlichen Blutes von den Venen und lymphatiſchen Gefäſsen der Gebärmutter aus dem Mutterkuchen aufgeſogen, wie die Theile, woraus der Foetus ſein dunkelrothes Blut ſelbſt bereitet, aus der Gebärmutter, oder aus einem anderen Orte des weiblichen Unterleibes auſser der Gebärmutter, von den einſaugenden Gefäſsen des Mutterkuchens aufgeſogen würden; eine Behauptung, die eben ſo wenig erwieſen iſt, als die (I B. 1 St. S. 15) ſo oft wiederholte Verſicherung, daſs ein Kind ſchreyen könne, ehe noch die Bruſt geboren wäre, da ſich doch der im Becken ſteckende Thorax unmöglich ausdehnen kann. Richtiger iſt die Erklärung der mechaniſchen Urſachen, welche bey Schwangern ſo oft ein Erbrechen veranlaſſen, zu denen Hr. *O.* das Anſpannen der Leber durch das mit dem Nabel der Kreiſsenden verbundene Leberband, Anſpannen des Netzes unter den Wehen, Treten und Drücken des Kindes mit den Füſsen gegen die Lebergegend u. ſ. w. rechnet. Auch iſt die Bemerkung neu und lehrreich, daſs bey Schwangeren ſich beſonders gern ein Widerwille gegen diejenige Speiſe oder gegen dasjenige Getränk rege, und in der Schwangerſchaft unterhalten werde, mit welchem der Magen noch zu der Zeit angefüllt war, wo die Schwängerung geſchah, oder welches unmittelbar vor oder nach der Conception genoſſen wurde u. ſ. w.

2) *Praktiſche Geburtshülfe.* Den unter dieſe Rubrik gehörenden Bemerkungen kann Rec. nicht ſo durchaus ſeinen Beyfall ertheilen, als jenen, welche vorhin angeführt worden ſind. Obige zeugen mindeſtens von Fleiſs, Genauigkeit, Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt, fern von allem Egoismus und Hypotheſenſucht. In dieſen ſpricht ſich zwar der geübte, erfahrene Entbindungskünſtler aus, aber auch zugleich der Freund der künſtlichen Hülfe, der die Natur unter vorgefaſste Meinungen beugt, dem faſt jede Entbindung eine Gelegenheit wird, ſeine und wiederum ſeine, und abermals ſeine Zange zu empfehlen, anzuwenden, und ſeine Zuhörer in der Anlegung und Operation mit derſelben zu üben. Stellt man dieſen Maximen des Directors der göttingiſchen Entbindungsanſtalt das im wiener Gebärhauſe unter *Boer's* Leitung und Aufſicht Statt habende Verfahren entgegen: ſo wird man finden, daſs manche Geburt, welche hier von der Natur ohne Unterſtützung beſorgt wurde, dort, aus Vorliebe für die Zange, künſtlich beendiget wird. Denn es iſt doch wohl Vorliebe für die künſtliche Entbindung, wenn ſo viele Geburten, welche wegen Umſchlingung der Nabelſchnur, oder wegen ſparſamer Wehen u. ſ. w. langſam, aber gewiſs von der Natur vollendet worden wären, ſogleich mit der Zange beendiget wurden; wenn man bey einem, mit dem Hinterhaupte nach der linken *ſynchondroſis ſacroiliaca* gekehrten Kopfe 175 Tractationen mit der Zange und unter groſser Anſtrengung (I B. 1 St.

S. 143) macht, und dann ein todtes Kind zur Welt befördert; wenn man (II B. 1 St S. 12) bey einem durchaus ſich nicht zur Anlegung der Zange eignenden Geburtsfalle (denn der Kopf ſchwamm noch über dem Eingange ins Becken), bloſs um den Zuhörern zu zeigen, daſs ein ſo hoch ſtehender Kopf mit der *Oſiander*'ſchen Zange noch gefaſst werden könne, erſt 25 ſehr kräftige Tractationen mit der Zange macht, und da der Kopf hiedurch nicht in das Becken geleitet werden konnte, dann doch die Geburt durch die gleich Anfangs indicirte Wendung beendiget u. ſ. w. Auch kann es Rec. unmöglich billigen, daſs der Vf. jede Steiſslage (II B. 2 St. S. 63), ſelbſt dann, wenn der Steiſs ſchon völlig ins Becken eingetreten iſt, in eine Fuſsgeburt verwandelt, da der hiezu empfohlene Handgriff des geſchickten Rückwärtsdrehens des Hinteren nicht ſo geſchickt in der Praxis auszuführen iſt, als hier auf dem Papiere angegeben wird. Über das bey dem I B. 1 St. S. 40 erzählten Geburtsfalle angewandte Verfahren enthält ſich Rec. alles Urtheils, weil der gröſste Theil des für Mutter und Kind unglücklichen Ausganges weniger auf des Vfs. Rechnung geſchrieben, als vielmehr den vor ihm bey der Kreiſenden thätig geweſenen Geburtshelfern zugerechnet werden muſs. Noch erinnert Rec., daſs der ſo oft gebrauchte Ausdruck: *ſtehende Tractationen* keinen Sinn hat, da die Tractationen, welche man mit der Zange macht, nicht ſtehen, wohl aber der Entbindungskünſtler, welcher ſie mit der Zange verrichtet.

3) *Klinik der Krankheiten der Schwangeren, Wöchnerinnen und neugebornen Kinder.* Der Vf. zeigt ſich im Allgemeinen als einen Anhänger der Humoralpathologie; daher kommen denn auch häufig gallicht-rheumatiſche Fieber, Salmiak mit Brechweinſtein, und manche Behauptungen vor, welche ſich mit den Grundſätzen eines geläuterteren Heilverfahrens nicht wohl vereinigen laſſen. So ſoll der bey anhaltenden Krampfwehen fortgeſetzte Gebrauch des Opiums Blutflüſſe nach der Geburt bewirken; ſo werden (II B. 2 St. S. 24) bey heftigen Krampfkopfſchmerzen erſt gelinde Reizmittel, dann ein Aderlaſs, und endlich wiederum ſtarke Reizmittel angewendet; ſo ſoll ein Aderlaſs bey rheumatiſchen Schmerzen im Kreuze hülfreich ſeyn u. ſ. w. Zweckmäſsiger findet Rec. den I B. 1 St. S. 38 gegebenen Rath, unzeitige Kinder weniger durch den Mund zu ernähren, als vielmehr durch Milch- und Fleiſchbrühe-Klyſtiere und durch ähnliche Bäder für ihr Emporkommen Sorge zu tragen. Auch iſt die Beobachtung von der durch den Stand des Kindeskopfes auf dem Beckeneingang beſtimmten Form deſſelben recht artig. Unter den wiſſenſchaftlichen Aufſätzen verdient die von Hn. D. *Emmert* und D. *Reuſs* angeſtellte chemiſche Unterſuchung des Fruchtwaſſers hier noch einer beſonderen Erwähnung. A. H.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Verſuche und Beyträge geburtshülflichen Inhalts.* Zur Verbreitung einer naturgemäſsen Entbindungsmethode, und Behandlung der Schwangern und Wöchnerinnen, von Dr. *Joh. Chriſt. Gottfr. Jörg*, akademiſchem Privatlehrer zu Leipzig. 1806. VIII und 264 S. 8. (18 Gr.)

Mit dieſem Werke eröffnet ein junger Geburtshelfer ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Wenn man auch hie und da Reife des Urtheils und praktiſche Erfahrung vermiſst: ſo wird man durch die Beſtrebungen des Vfs. zum rechten Ziele, ſo wie durch den liberalen Geiſt, welcher in ihnen waltet, hinlänglich für jene Mängel entſchädigt. Mehrere Aufſätze zeugen von dem Fleiſse, und von des Vfs. ſehr glücklich getroffener Wahl. Der erſte Beytrag *über die künſtliche Trennung der Schaambeine, als Hülfsmittel bey widernatürlichen Geburten*, entwickelt mit gehöriger Klarheit, nach vorausgeſchickter hiſtoriſcher Nachweiſung, die Gründe, welche für, und wider dieſe Operation aufgeſtellt werden können. Der Vf. erklärt ſich, mit vollem Rechte, gegen den Schaambeinfugenſchnitt, und belegt ſein Urtheil mit dem Reſultate der angeſtellten Leichenöffnungen, und mit mehreren triftigen Gründen. Der Meinung des Vfs., bey der aufgeſtellten Frage: *kann eine zu kurze Nabelſchnur eine Geburt regelwidrig machen?* daſs dieſer Fall nur dann Statt fände, wenn die Nabelſchnur durch mehrmaliges Umſchlingen um die Füſse, den Kopf, oder den Hals, ſo kurz geworden iſt, daſs ſie das Kind bey angehender Geburt verhindert, ſich mit ſeiner Längenachſe in die Führungslinie des Beckens zu ſtellen, und darnach durch daſſelbe hindurch zu gehen, kann Rec. nicht vollkommen beypflichten. Denn theils wird jede Geburt, ſelbſt bey einem richtigen Kopfſtande, durch eine zu kurze Nabelſchnur regelwidrig, weil dieſelbe entweder zu reiſsen, oder der Mutterkuchen ſich zu früh loszuſchälen, und eine gefährliche innerliche Verblutung hervorzubringen, oder wohl gar die Gebärmutter mit herausgezogen zu werden pflegt; theils iſt jene vom Vf. angeführte Geburtlage ſchon an und für ſich regelwidrig, und kann dieſelbe eben ſo gut durch andere Veranlaſſungen, als durch eine zu kurze Nabelſchnur bewirkt werden. Gegen *Ackermann* wird, im dritten Aufſatze: *über das ärztliche Vermögen ſchwere Geburten zu erleichtern*, behauptet, daſs die Kunſt mehr auf die Erhöhung, und auf eine wohlthätige Richtung der Gebärmutterthätigkeit, als auf das Ernährungsgeſchäft des Kindes, einwirken könne, und daſs es des Arztes beſondere Pflicht ſey, jener Abnormität bald in den erſten Monaten der Schwangerſchaft, vorzüglich wenn die bereits vorhergegangenen Niederkünfte Unregelmäſsigkeiten in den Kräften des Fruchthälters angedeutet haben, mit dienlichen diätetiſchen und ärztlichen Hülfsmitteln zu begegnen. In dem fünften Aufſatze: *über Geburten, wo neben dem Kindeskopfe eine Hand oder Arm vorgefallen iſt*, werden die Gründe ſehr richtig entwickelt, welche die Anlegung der Zange, oder die Wendung heiſchen, auch bey dieſer Gelegenheit einige intereſſante Geburtsfälle mitgetheilt. Unter der Aufſchrift: *Über eine nicht ſeltene Verunſtaltung des weiblichen Beckens, und die bey der Geburt zu beobachtenden Regeln*, beſchreibt der Vf. mit vieler Sachkenntniſs die, durch zu groſse Krümme des Beckenraums entſtandene, Deformität deſſelben, und giebt dabey praktiſche Regeln, welche, während des Durchganges des Kindes, in dieſem Falle zu beobachten ſind. Unter den, am Schluſſe dieſer Schrift vom Vf. mitgetheilten, merkwürdigen Geburtsfällen, hat Rec. den zweyten, welcher die Geſchichte einer Geburt, und dabey erfolgter Zerreiſsung der Mutterſcheide, die aber ohne Operation geheilt wurde,

enthält, vorzüglich der Bekanntmachung werth gefunden. A. H.

Rostock, b. Stiller: *Über die Schwangerſchaft auſserhalb der Gebärmutter, und über eine höchſt merkwürdige Harnblaſenſchwangerſchaft insbeſondere.* Von D. *W. Joſephi*, Prof. der Anatomie u. ſ. w. 1803. 233 S. 8. (20 Gr.)

Zu den ſeltenen Abnormitäten, welche von Zeit zu Zeit im Schwangerſchafts-Zuſtande bemerkt worden ſind, gehören unſtreitig diejenigen Fälle, in welchen die Frucht nicht von der Gebärmutter aufgenommen, und durch dieſelbe entwickelt worden war, ſondern wo ein anderes Organ, oder die Höhle des Unterleibes, die Stelle des Fruchtbehälters vertreten, und ein abnormer Ernährungs-Proceſs die Frucht bis zu einem gewiſſen Alter ausgebildet hatte. Die Sprache der Schule nennt ſolche Schwangerſchaften widernatürliche, ſonſt falſche Schwangerſchaften, ein Ausdruck, der, wie S. 27 richtig bemerkt wird, die Sache nicht deutlich und unterſcheidend bezeichnet. Man kann die widernatürliche Schwangerſchaft in die urſprüngliche, — wenn die Frucht entweder am Eyerſtocke, oder in der Muttertrompete, ſitzen bleibt, oder ſogleich vom Eyerſtocke in die Bauchhöhle fällt; — und in die zufällige — wenn die Frucht wirklich ſchon entweder in der Gebärmutter, oder einer Muttertrompete, oder an einem Eyerſtocke ihren Sitz gehabt, aber in der Folge dieſen urſprünglichen Aufenthalt verlaſſen hat, und dann von einer Cavität aufgenommen worden iſt, eintheilen. Im letzteren Falle wird alsdann die Frucht entweder von der Bauchhöhle, oder von der Mutterſcheide, oder von der Harnblaſe aufgenommen. Der vom Vf. hier durch den Druck bekannt gemachte, allerdings ſehr merkwürdige Fall war eine Harnblaſenſchwangerſchaft. Eine widernatürliche Schwangerſchaft anderer Art hatte derſelbe bereits vor 19 Jahren in Göttingen an einer Hündin beobachtet, und in einer eigenen Abhandlung: *de conceptione abdominali*, beſchrieben. In den zwey erſten Abſchnitten der vor uns liegenden Schrift hat der Vf. eine kurze Skizze der Begattung, Empfängniſs und Schwangerſchaft, und eine weitläuftige Beſchreibung der verſchiedenen Arten der Schwangerſchaft auſserhalb der Gebärmutter, nebſt den diagnoſtiſchen Kennzeichen derſelben gegeben, welche ſich durch Fleiſs, Beleſenheit und praktiſche Erfahrungen rühmlichſt auszeichnen. Der dritte Abſchnitt enthält die Geſchichte, Beurtheilung und Operation einer funfzehnjährigen Schwangerſchaft, bey welcher das Kind in der Harnblaſe lag. Die Kranke, eine damals geſunde und ſtarke Perſon, war im Febr. 1788 zum zweyten Male ſchwanger geworden, hatte aber ihre Reinigung bis zur 17ten Schwangerſchaftswoche regelmäſsig gehabt, dann bis zur 64ſten Woche verloren, (in welcher Zeit ſich einige Male wehenartige Empfindungen, auch deutliche Bewegungen des Kindes, doch nur in der rechten Seite, geäuſsert hatten;) und von dieſer Zeit an, wenn auch unregelmäſsig, doch lebenslang gehabt. Neun Jahre befand ſich die Kranke erträglich, und bemerkte, auſser öfteren Kolikſchmerzen, der Empfindung eines Druckes auf die Harnblaſe, und einer fühlbaren, harten und läſtigen Geſchwulſt, beſonders in der rechten Seite, weiter keine Zufälle. Im Jahre 1797 fingen die Leiden in der Harnröhre an, nachdem ſich Froſt und ſtarke Kolikſchmerzen, die ſich nachher in Kreuzſchmerzen und Wehen verwandelten, eingeſtellt hatten. Mit dieſen Zufällen waren auch die erſten Äuſserungen der Harnſtrenge verbunden geweſen, welche der Kranken, unter den fürchterlichſten Krämpfen im Unterleibe, kaum 5 Minuten Ruhe lieſsen, und ſie zwangen, beynahe alle Augenblicke, unter den heftigſten Schmerzen kleine Portionen eines eiterigen, mit dicker Gallerte vermiſchten, Urins zu laſſen. Drey Jahre darauf gingen der Kranken die erſten Steine, dann, und beſonders auf die mediciniſche und chirurgiſche Behandlung des Dr. *Niemann*, ein Theil der Röhrknochen, ein beträchtlicher Theil des Hirnſchädels, und des Unterkiefers durch die Urinblaſe ab, wobey jedoch die Leiden der Kranken, trotz des Abganges dieſer fremden Körper, von Tage zu Tage zunahmen. Daher wurde ſie am 11 März 1802 zu dem Vf. nach Roſtock gebracht, und von demſelben, nach genauer Prüfung des vorhergegangenen und des gegenwärtigen Zuſtandes, am 9 April, in Gegenwart mehrerer Ärzte und Wundärzte, durch die *ſectio alta* operirt. Vermittelſt dieſer Operation brachte der Vf. allmählich 112 Stücke von allen weichen Theilen entblöſste Knochen; ferner einige Knorpel, deſsgleichen einen Theil des Hirnſchädels und der Geſichtsknochen, die noch durch ihre weichen Theile unter einander verbunden waren, endlich auch die ganz ſchwarzblauen Gedärme heraus. Auſserdem lagen noch drey groſse Steine in der Harnblaſe; und bey einer genauen Unterſuchung der inneren Oberfläche derſelben fand der Vf. dieſelbe rauh, dick, uneben, ſchwammicht, und an der rechten und oberen Seite derſelben, da, wo der Kopf geſteckt hatte, eine Öffnung, durch welche die Gedärme gefühlt werden konnten. Nach völlig gereinigter Harnblaſe wurde ein zweckmäſsiger Verband angelegt. Am 11 April Morgens um 8 Uhr ſtarb die Operirte; welche nach den vorgefundenen gewaltſamen Deſtructionen, Verwachſungen und Trennungen in den organiſchen Theilen des Eyerſtocks, der Muttertrompete und der Harnblaſe durchaus rettungslos verloren war, obwohl die vom Vf. angewandten Mittel — *Glauberſalz, Cremor Tartari, Mandel-Öl, Ricinus-Öl* u. ſ. w. — nicht geeignet waren, den, durch das vorhergegangene Leiden, und durch die langwierige und ſchmerzhafte Operation entſtandenen, und vorhandenen, hohen Schwächegrad zu entfernen. Die, auch bey dieſer, wie faſt bey allen Operationen an und in den Organen des Unterleibes, eingetretene Leibesverſtopfung ſcheint dem Vf., wie ſo vielen Operateurs, ein vorzüglich gefährlicher, und daher bald zu beſeitigender Zufall geweſen zu ſeyn, da ſich die ganze Heilmethode mit Klyſtieren und Abführungsmitteln beſchäftigt hat. Rec. hält dieſe Leibesverſtopfung für ein Symptom der Schwäche, welches nicht durch Salze und Abführungen, wohl aber durch ſolche Mittel gehoben werden kann und muſs, welche auf die Vermehrung der Erregung des Geſammt-Organismus wirken, womit zugleich die äuſsere Anwendung zweckdienlicher Reizmittel verbunden wird. Übrigens zeugt die Operation von den groſsen Kenntniſſen und der beſonderen Geſchicklichkeit des Vfs.; ſo wie die Leichenöffnung und Epicriſis ſchöne Beweiſe eines ächten, praktiſchen Scharfſinnes enthält.

A. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Unger: *Teutſchland und Preuſſen oder das Intereſſe Teutſchlands am preuſſiſchen Staate.* Von einem Nicht-Preuſſen. 1806. VI und 114 S. 8.

2) Germanien: *So endete Preuſſen.* 1807. 87 S. 8. (8 Gr.)

3) Berlin, b. Öhmigke d. j.: *An Seine königliche Majeſtät Friedrich Wilhelm III nach dem Frieden zu Tilſit.* 1807. 48 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Der preuſſiſche Staat von ſeiner erſten Entſtehung bis auf jetzige Zeiten in Fragmenten.* Herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. 1807. 310 S. 8.

5) Regensburg, b. Zeitmayr: *Preuſſens Monarchie vor dem Ausbruche des Kriegs und nach dem Schluſſe des Friedens.* Ein hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Umriſs. Erſtes Bändchen. Preuſſen vor dem Ausbruche des Kriegs. Mit einer Karte der preuſſiſchen Monarchie bis an die Weichſel. 1807. VIII und 118 S. 8.

6) Ohne Druckort: *Preuſſens Steigen und Sinken und Verluſt dieſer Monarchie an die Königreiche Sachſen, Weſtphalen und Holland, an das Herzogthum Warſchau und an Ruſsland, in hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht.* 1807. VI u. 96 S. 8.

7) Berlin: *Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Darſtellung der preuſſiſchen Monarchie vor und nach dem am 9ten Julius 1807 zu Tilſit abgeſchloſſenen Frieden.* Mit einer Karte. 1807. 42 S. 8. (12 Gr.)

8) Berlin, b. Braunes: *Mein Vaterland Preuſſen nach ſeinem Entſtehen und Aufblühen oder Entwickelungsgeſchichte der preuſſiſchen Monarchie;* mit beſonderer Rückſicht auf die neueſten Ereigniſſe der Zeit. Mit einer Karte. 1807. IV und 88 S. 8. Nebſt einer Tabelle. (18 Gr.)

9) Ebendaſelbſt: Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage von No. 8; auch unter dem Titel: *Die hohenzolleriſchen Regenten auf dem preuſſiſchen Thron.* Ein hiſtoriſches Handbuch für Freunde des Vaterlandes. 1808. IV und 198 S. 8. Nebſt einer Karte. (1 Rthlr.)

10) Leipzig, b. Herzog: *Statiſtiſche Überſicht der preuſſiſchen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich 1806 und nach dem Friedensſchluſſe zu Tilſit den 9ten Juli 1807.* Nach den vorzüglichſten Hülfsmitteln bearbeitet von *Carl Dilling.* Mit 2 Karten. 12 S. Queer-Folio. Ohne Jahrzahl.

11) Ohne Druckort: *Preuſſens Länderverluſt und Länderbeſtand nach dem Frieden zu Tilſit vom 9ten Julius* 1807. 56 S. 8. Nebſt einer Tabelle.

12) Norddeutschland: *Umſtändliche Erörterung der Fragen: Was wird Preuſſen, nach der Natur des Bedürfniſſes von Europa zu urtheilen, in Zukunft ſeyn? und wie kann Deutſchland überhaupt wieder unabhängig, mächtig und blühender werden, als es je war?* 1808. 80 S. 8. (10 Gr.)

Der Fall der preuſſiſchen Monarchie, auf welche Viele die Rettung der Freyheit Europens berechnet und vorher geſagt hatten, gab zu einer Menge Flugſchriften Anlaſs, verſchiedenes Inhalts. In einigen wird bloſs der Verluſt berechnet, welchen die Monarchie durch den tilſiter Frieden erlitt; Andere dringen in die Urſachen ein, welche dieſen Verluſt herbeygeführt haben ſollen, und wühlen dabey, oft mit weniger Schonung, in den Wunden, theils um ſie zu heilen, theils — was nicht zu loben — um den Schmerz deſto fühlbarer zu machen; noch Andere beſchäftigen ſich damit, Blicke in Preuſſens Zukunft zu wagen, und vorzuſchlagen, wie ſich die Regierung benehmen müſſe, daſs die Wunden vernarben. Ehe wir von dem Inhalte dieſer Schriften Rechenſchaft geben, iſt nothwendig, der Schrift unter No. 1 beſonders zu gedenken. Dieſe erſchien bald nach Errichtung des rheiniſchen Bundes, und ſcheint nicht ohne höhere Veranlaſſung geſchrieben zu ſeyn. Sie drückt ſo ganz die hohe Idee und die gewiſſe Hoffnung aus, die man damals von der Stärke der preuſſiſchen Monarchie hatte. Die Tendenz dieſer Schrift war offenbar keine andere, als alle jene Staaten, die nicht zur rheiniſchen Conföderation gehörten, unter Preuſſens Fahnen zu ſammeln, oder vielmehr alle disponiblen Staatskräfte des nördlichen Deutſchlands dem preuſſiſchen Staate einzuverleiben. Zuvörderſt wirft der Vf. einige Blicke auf den groſsen Unterſchied, welcher in Hinſicht der Sitten, Geiſtes-Cultur u. ſ. w. zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen katholiſchen Deutſchland Statt finde. Im ſüdlichen Deutſchland prädominire offenbar der *Körper* über den *Geiſt*, im nördlichen proteſtantiſchen der *Geiſt* über den *Körper*. Dort reize die Güte des Landes, der Reichthum an Producten, der Überfluſs an Lebensmitteln aller Art zum Luxus und zur Schwelgerey; hier zwinge ein ſtrenges Clima, ein weniger ergiebiger Boden

zu Fleiſs, Mäſsigkeit und Nüchternheit. Dort verzehre ein Einwohner mehr als zwey in Norddeutſchland, und Wien allein conſumire vielleicht mehr Fleiſch und Geflügel als die ganze Mark Brandenburg mit ihrer Königsſtadt. Dort herrſche Finſterniſs, Aberglaube, Unempfindlichkeit für das Gute, Unbehülflichkeit des Geiſtes; hier Licht, eine vernünftige und praktiſche Religion, Sinn für das Beſſere, und hohe Fertigkeit und Bildung des Geiſtes. Dort ſchwingen noch die Prieſter ihren Scepter, nähren noch den Zunftgeiſt, deſſen Mittelpunct der Vatican ſey, wachen über jeden neuen Gedanken, verderben durch einen ganz verkehrten Schulunterricht die künftige Generation im Keime, und können ſich noch immer nicht von der Wahrheit überzeugen, daſs Cultur der Bürger die ſicherſte Stütze der Regierung ſey. Hier ſeyen Prieſter ein ſehr achtungswerther Stand, ſeyen, was ſie ſollen, Lehrer der Religion und Tugenden, voll von Intereſſe für ihren Staat, der das Gute ſchätze, hier ſeyen Schulen, wenn auch noch nicht vollkommen, doch unausgeſetzt im Fortſchreiten zum Beſſern begriffen, hier herrſche keine geheime Policey, und ſtelle ſich zwiſchen Regenten und Unterthanen, hier unterdrücke man nicht die Geiſter, um über die Körper zu herrſchen, ſondern ſey überzeugt, daſs eine gute Regierung nichts von gebildeten Unterthanen zu befürchten habe. Dort lebe man faſt immer in der vielleicht ganz vergeblichen Beſorgniſs einer Empörung, und klage die Staatsdiener öfters des Verraths an; hier ſcheine ſogar der Gedanke an eine Empörung unmöglich, und Verrath ſey bey dem Patriotismus der Norddeutſchen nicht denkbar. Dort ſpreche und ſchreibe man die Mutterſprache ſo elend, daſs man glauben ſollte, ſie ſey nicht die Mutterſprache jener Völker. Hier habe man ſich längſt bemüht, der Mutterſprache die Vollendung zu geben, der ſie fähig ſey. Dichter, Philoſophen und eine groſse Zahl Grammatiker haben ſich die gröſsten Verdienſte um Reinheit und Eleganz derſelben erworben, und gewiſs der gemeine Soldat zu Breslau, Berlin und Dresden ſpreche beſſer, als viele öſterreichiſche Generäle. Dieſes alles will jedoch der Vf. nicht vom proteſtantiſchen Schwaben und von Franken, ſondern vorzüglich von Bayern, dem katholiſchen Schwaben und den öſterreichiſchen Ländern geſagt haben. Rec. muſs auf dieſen harten Ausfall erwiedern, daſs man in deutſchen katholiſchen Landen ſo ziemlich hierüber, beſonders über die Gewalt des Vaticans, gelächelt und gemeint hat, der Vf. kenne dieſe Länder etwa nur aus *Nicolai's* berühmter Reiſebeſchreibung. Dieſe Katholiken bitten ihn, ſelbſt zu ihnen zu kommen und zu ſehen, ob das Gemälde dem Original gleiche. Wir aber können den Wunſch nicht bergen, daſs man, beſonders in unſeren verhängniſsvollen Tagen, doch nicht die Gemüther noch mehr erbittern, ſondern dahin arbeiten möchte, ſie zu nähern, ſie zu erinnern, daſs ſie alle germaniſchen Urſprungs ſeyen. Nie that das wohl mehr Noth, als gerade jetzt. Wir gehen in die Geſchichte zurück, und finden, daſs gerade dieſe gefliſſentlich unterhaltene Sonderung alle die Schmach über Deutſchland gebracht hat, welche wir erdulden. Übrigens muſsten wir ungern jene ganze Stelle ausheben. Sie iſt die Baſis der ganzen Schrift. Aus dieſem ſo ganz durch Katholicismus verdorbenen ſtolzen Süden, der den proteſtantiſchen Norden nur als einen geduldeten Ketzer, nicht als eingebornen Bruder betrachtet, iſt, nach des Vfs. Sage, der treffliche Stamm der Germanen ganz untergegangen. Nur an den Ufern der Elbe, Oder und Weſer blühe er noch in ungeſchwächter Kraft, in Einheit der Sprache, der Sitten, des Charakters, der Cultur und Aufklärung, in Einheit der politiſchen Bande und deutſchen Sinnes; und auch die Völker an den Ufern des Mayns, des Neckars und der Lahn ſeyen ſeinem Geiſte verwandt. Die Hauptverbindung dieſer Germanen beſtehe im Proteſtantismus, denn nur der Proteſtant ſehe auf den Nutzen ſeines Staats und die Bewachung der Religionsfreyheit, der Katholik hingegen habe nur die Ausbreitung ſeines Glaubens, die Vertilgung der Ketzer, die Aufrechthaltung des heiligen Stuhls im Auge. Da nun der Proteſtantismus von dieſem ſtolzen Süden, beſonders durch den wieder aufgelebten Jeſuiten-Orden, bedroht ſey: ſo müſſe er einen ſtarken Stützpunct haben, an den er ſich feſt und ſicher anlehnen könne. Dieſer Punct ſey Preuſſen, ein rein deutſcher Staat. Bis jetzt habe im Norden Deutſchlands noch ein fremdes Intereſſe die politiſche Einheit geſtört: aber durch die glückliche Beſitznahme von Hannover ſey nun auch dieſes verbannt, und der deutſche Norden ſtehe nun als *ein* geründetes und befeſtigtes Ganzes in Sprache, Charakter, Cultur und politiſcher Tendenz da. Bey Peuſſen finde ſich alles beyſammen, was einen Staat zum Beſchützer von Deutſchland und Proteſtantismus qualificire. Preuſſen ſey der geborne Beſchützer des nordiſchen Deutſchlands, und habe Kraft genug, die etwanigen Angriffe von Ruſsland und Frankreich zu vereiteln. Aber alle norddeutſchen Staaten müſſen ſich an daſſelbe anſchlieſsen. Preuſſiſches Intereſſe müſſe das Intereſſe aller dieſer Staaten, auch von Sachſen und Heſſen ſeyn. Und dieſe Staaten haben überall nicht zu fürchten, daſs ſie unterjocht oder der Monarchie einverleibt würden. Mit Hannover ſey das freylich der Fall geweſen, aber natürlich und nothwendig. Das Wohl der Hannoveraner ſelbſt habe dieſe Einverleibung gefodert, und brittiſches Intereſſe ſey mit norddeutſchem nicht vereinbarlich. Dann werde aber auch die deutſche Nation in voller Kraft und Einheit im Norden da ſtehen, und keine Macht vermögen, dieſen ſtarken Staat umzuwerfen. Deutſchland werde ſeine Einheit und den Proteſtantismus im Norden erhalten. Warum ſagte der Vf. nicht offenherziger, Preuſſen müſſe der Souverän des Nordens ſeyn, um Deutſchlands Selbſtſtändigkeit zu ſichern! Der Erfolg iſt bekannt. Die groſsen Hoffnungen wurden in Einem Tage vernichtet. Und nun erſchien ein Heer inländiſcher Schriftſteller, die mit unbarmherziger Härte alle wirklichen oder vermeint-

Digitized by Google

lichen Gebrechen des Staats, alle wirklichen oder geglaubten Fehltritte des Cabinets und Miniſteriums, die ganze Nichtigkeit dieſer für unüberwindlich gehaltenen Armee dem Publicum in vielen Bänden vorlegten. Welch' ein Contraſt! Als Deutſchlands Verfaſſung geſprengt wurde, da erſchien kaum hie und da eine vernehmliche Stimme, die ſchonend von den Urſachen dieſes Falles ſprach. Bey dem groſsen Unglück, das die öſterreichiſche Monarchie traf, gaben inländiſche Schriftſteller den Hof, die Groſsen und die Regierung der Verachtung nicht Preis. Man war gerührt vom Unglück, und ſchloſs ſich nun um ſo inniger an die Regierung. Wie ganz anders im preuſſiſchen Staate! Hier hatte man bisher nichts als Vollkommenheit geſehen, jetzt fand man nichts als Mängel; man griff Regierung und Militär, alle Stände und viele einzelne Perſonen an. Die Nachkommen werden Mühe haben zu glauben, daſs hier von demſelben alten preuſſiſchen Staate die Rede ſey, der vielen als Muſter gegeben wurde und war. Da jetzt ſo viele unter dem Namen preuſſiſcher Patrioten nichts als Mängel ſahen: ſo werden unſere Enkel in Verſuchung gerathen, zu zweifeln am alten Patriotismus, der bey aller Preſsfreyheit ſo lange ſchwieg, oder aber zu glauben, daſs dieſe Preſsfreyheit nicht für das Innere galt. Und was ewig merkwürdig, alle dieſe Schriften wurden im Preuſſiſchen verſchlungen; und wenn es nicht zu wilden Ausbrüchen kam, ſo iſt dieſs mehr der franzöſiſchen Policey, als dem guten Willen, zuzuſchreiben. Jetzt hätte man denken ſollen, der ſo oft verachtete und ſo tief herabgeſetzte Süden werde ſich für alle erlittene Schmach rächen und Theil nehmen an dieſen Läſterungen. Aber es freut, ſagen zu können, daſs der preuſſiſche Staat niemals — die Zeiten von 1786—1795 ausgenommen — mehr Theilnahme im ſüdlichen Deutſchland fand, als jetzt. Keine einzige Stimme lieſs ſich zu Verunglimpfungen gegen einen Staat herab, deſſen Politik man den Umſturz der deutſchen Verfaſſung zuſchrieb. Mit Unwillen wurden jene Pamphlets weggeworfen. Man trauerte über das Unglück, wie über eigenes, und wenn dieſe Stimmen nicht lauter wurden, ſo lag es in der Zeit, die Schweigen gebot.

No. 2 iſt ein elendes aus Zeitungen zuſammen geſtoppeltes Gewäſch. Aus dieſen werden kurz, aber nicht belehrend, die Begebenheiten von der Expedition nach Holland bis zum tilſiter Friedensſchluſſe erzählt. Das groſse Unglück der Monarchie wird dem ſchwankenden Charakter des Königs, der Miſshelligkeit des Cabinets, der perſönlichen Freundſchaft Alexanders, dem Einmiſchen der Königin in die öffentlichen Angelegenheiten, hauptſächlich aber dem Miniſter von Hardenberg, der Tonnen Goldes von England erhalten haben ſoll, u. ſ. w. zugeſchrieben. Am Ende werden die Artikel des tilſiter Friedens angehängt, und Flächeninhalt und Volksmenge der verlorenen Provinzen meiſt nach *Krug* beygefügt. Am Schluſſe meint der Vf.: „noch kann Preuſſen wieder gedeihen, wenn es gleich nicht gröſser werden kann, denn dazu hat Napoleon eine zu ſtarke Umgürtung gemacht; aber der König kann ſein Land wieder friedlich und glücklich beherrſchen, den beſſeren Neigungen ſeines Herzens folgen, und die Königin kann wieder in den ruhigen glücklichen Kreis ihrer Häuslichkeit eintreten."

Der Vf. von No. 3 hat die Abſicht, den König auf die unzähligen, ungekannten und ungenützt ſchlummernden Kräfte in den noch übrigen Provinzen aufmerkſam zu machen, die, durch des Königs Stimme nunmehr ins Daſeyn gerufen, an innerer Stärke erſetzen würden, was an Glanz und Macht von auſsen gebreche. Dahin rechnet der Vf. die Aufhebung der Gutspflichtigkeit, der Erbunterthänigkeit und des drückenden Frohnſyſtems, ferner die Vertheilung der Domänen- Ritter- und anderer groſser Landgüter unter mehrere Beſitzer. Der Erbadel, oder vielmehr die Vorrechte des Adels, ſeine Patrimonial- und lehnsherrlichen Gerechtſame, ſeine ausſchlieſsenden Anſprüche auf Rittergüter, auf die höchſten Staatsämter, auf die erſten Hof- Militär- und Civil-Stellen, ſeine Freyheit von Abgaben ſollen aufgehoben werden. Der Eitelkeit, dem Stolze und der Kurzſichtigkeit des Adels ſey allein, meint der Vf., das Unglück des Staats zuzuſchreiben. Das verwickelte preuſſiſche Steuerſyſtem ſey drückend geweſen durch die vielen Erheber, Controleurs u. ſ. w., ſo wie durch die Beſteurung der erſten Lebensbedürfniſſe. Nur Steuern von liegenden Gründen und Gewerben, allenfalls auch von Gegenſtänden des Luxus, müſsten künftig erhoben werden. Dieſe mit den Domanial- und Regalien-Gefällen, würden genügen, das Erfoderliche leicht aufzubringen und ſelbſt einen Schatz für Nothfälle zu ſammeln. Der König müſſe die übergroſse Menge von Civildienern abſchaffen, und die vorzüglichſten Köpfe wählen, die ſich gerade nur im Mittelſtande befänden. Die Kenntniſſe eines Einzigen reichen nicht hin, die zahlloſen Leiden, die neuen Wunden und die alten Gebrechen zu heilen. Der König ſolle daher in allen Provinzen Commiſſionen aus allen Ständen niederſetzen, aus allen verſchiedenartigen Völkern müſſe *eine* Nation — Preuſſen gemacht werden. Man bedürfe nur einer kleinen Armee für Ruhe und Ordnung im Innern; zur Vertheidigung gegen äuſsere Feinde müſſe das ganze Volk fechten. Kein Fremder ſoll in der Armee aufgenommen werden. Wir zweifeln, daſs durch die Erfüllung dieſer Vorſchläge alle Wunden des Staats geheilt werden. Sie ſind zu tief, ihre Heilung hängt nicht bloſs vom inneren guten Willen ab. Aber das Zeugniſs müſſen wir dem Vf. geben, daſs er es gut mit dem Lande meint, und ſeine Schrift von jenen Invectiven frey iſt, deren wir oben gedachten.

In No. 4 wird nach einer kurzen ſehr oberflächlichen Darſtellung des Wachsthums der preuſſiſchen Monarchie, worin durchaus nichts Neues geſagt, viel Wahres und hieher Gehöriges aber übergangen iſt, der Verfall mehr der Verſchlechterung des Militärs, als ſonſtigen inneren Fehlern zugeſchrieben. Die

Digitized by Google

erſte Abhandlung hat die Überſchrift Kriegszucht. Hier wird die allmähliche Bildung des preuſſiſchen Heeres richtig beſchrieben, und gezeigt, wie ſehr daſſelbe unter den beiden jüngſten Königen von der Höhe herabgeſunken ſey, welche es unter Friedrich II hatte. Die Hauptſchuld giebt der Vf. dem Befördeten der Günſtlinge oder der Begünſtigten von Günſtlingen zu höheren Chargen und der Vernachläſſigung verdienter Veteranen, vorzüglich aber dem Klügerſeynwollen, der oberflächlichen Vielwiſſerey jüngerer Officiere, und der eingeriſſenen gänzlichen Inſubordination. Der Vf. iſt ein groſser Freund des Ancienneté-Syſtems, und ſchreibt der Vernachläſſigung oder Verletzung deſſelben das Unglück der Verſchlechterung der Armee zu. Die jungen Officiere ſollten alles lernen, ſollten insgeſammt zu groſsen Generalen gebildet werden, aber die Unterrichts-Anſtalten waren ſchlecht. Man hörte und lernte viel, aber alles nur oberflächlich. „Über dem Syſtem, ein ganzes Heer groſser Generale bilden zu wollen, verlor die Armee beynah ihren ganzen kraftvollen Charakter.“ In der zweyten und dritten Abhandlung handelt der Vf. von der preuſſiſchen Politik ſeit dem dreyſsigjährigen Kriege, und theilt Bemerkungen über den Verfall der preuſſ. Monarchie unter Friedrich Wilhelm II und III mit. Es wäre wohl ein ſehr lehrreiches Werk, mit philoſophiſchem Geiſte die Politik des preuſſiſchen Hofes ſowohl gegen Deutſchland als auswärtige Staaten zu verfolgen, und den Antheil zu zeigen, welchen deſſen politiſche Grundſätze an der Entſtehung, Vergröſserung und dem Falle der preuſſiſchen Monarchie gehabt haben. Hiezu gehört aber ein tiefer Kenner der Geſchichte Deutſchlands ſowohl, als auch der geheimen Geſchichte des preuſſiſchen Kabinets. Der Vf. gehört nicht zu dieſer Claſſe. Er zeigt bloſs, welche Parthie Preuſſen in verſchiedenen Zeiten ergriff — um ſich zu vergröſsern. Nur von der Politik ſeit der erſten Coalition bis auf die neueſten Zeiten iſt derſelbe etwas ausführlicher. Er tadelt, daſs Preuſſen jemals Parthie gegen Frankreich genommen hat, wünſcht, daſs es gleich nach den Tagen von Ulm ſich mit Frankreich gegen Oſterreich verbunden, und dadurch mit Böhmen, Mähren u. ſ. w. bereichert haben möchte. Er eifert gegen den Krieg im J. 1806. Er erblickt noch immer in Oſterreich den alten natürlichen und beſtändigen Feind Preuſſens, und meint, daſs ſelbſt gänzliche Dependenz von Frankreich beſſer geweſen wäre, als ſich mit Oſterreich zu verſtehen. Aber das Unglück Preuſſens kam nicht bloſs von dieſen letzten Tagen, und die Lage zwiſchen Oſterreich und Preuſſen hat ſich ganz verändert. Der Grund des Falles liegt tiefer, er war ſchon lang bereitet. Wenn Preuſſen nicht früher durch ſeine Politik alles Vertrauen der Mindermächtigen verloren hätte: ſo würde es wahrſcheinlich noch ſtehen an der Spitze derjenigen, die bis zur zweyten Theilung Polens und bis zum baſler Frieden in ihm den Protector der Unabhängigkeit der europäiſchen Republik verehrten. Seine ſchwankende und zweydeutige Politik, die zuletzt allen Nachbarn und Freunden gefährlich wurde oder doch ſchien, vollendete, was die eigennützige Politik angefangen hatte. Auf dieſen Abſchnitt folgen Bemerkungen über den Krieg von 1806, über die Schlacht bey Jena, über den Rückzug der Armee und den Feldzug in Schleſien. Der Vf. beſchreibt hier die kriegeriſchen Vorfälle bis gegen das Ende von 1806, rügt zwar die Fehler preuſſiſcher Feldherrn, und die Übergabe ſo mancher Feſtung mit gerechtem Unwillen, ohne jedoch mit jener unbarmherzigen Strenge über ſie herzufallen, welche die meiſten Schriften der Art charakteriſirt. Den Beſchluſs machen Bemerkungen über den Feldzug in Polen und den nicht ratificirten Waffenſtillſtand.

Im erſten Abſchnitt von No. 5 giebt der Vf. eine kurze Geſchichte des Anwachſes der preuſſiſchen Monarchie und ihrer vorzüglichſten politiſchen Beziehungen zu den übrigen europäiſchen Staaten, das erſtere ganz nach *Krug* und *Haſſel*, oft mit ihren eigenen Worten, das letztere ſehr oberflächlich. Im zweyten Abſchnitt wird von den inneren Kräften der Monarchie beym Anfange des Kriegs in 8 Capiteln gehandelt. Man findet hier freylich nichts Neues; doch iſt alles nach *Krug* und anderen preuſſiſchen Statiſtikern gut geordnet und gut geſchrieben, und für diejenigen, welche noch keine Kenntniſs vom preuſſiſchen Staat haben, iſt das Werkchen ſehr brauchbar. Am Schluſſe werden noch einige Bemerkungen hinzugefügt, nämlich, daſs Preuſſen unklug handelte, ſich in einen Krieg mit Frankreich einzulaſſen. Ob und wie es ihn nach der rheiniſchen Conföderation, nach dem potsdamer und wiener Tractat früh oder ſpät hätte vermeiden können, darüber ſagt der Vf. kein Wort. Das zweyte Bändchen iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen. Die kleine Karte iſt ganz unbrauchbar.

In No. 6 wird erzählt, wie der preuſſiſche Staat nach und nach zu der Gröſse gekommen, die er bey dem Ausbruche des Kriegs hatte, alles mit wenigen Abweichungen nach *Haſſel*. Nur der Flächeninhalt, nicht die Volksmenge, wird hier angegeben. Der Verluſt (ohne Hannover, Anſpach, Cleve und Neufchatel) wird auf 2565 □ Meilen, der jetzige Beſtand auf 2719 □ M. (nach allen Nachrichten viel zu gering) angegeben. Im zweyten Abſchnitt beſchreibt der Vf. kurz die abgetretenen Länder (gröſstentheils nach *Krug*) in der Ordnung der Zeit, wenn ſie an Preuſſen gekommen. Im 3 Abſchn. wird gezeigt, wem die verlorenen Provinzen zu Theil wurden. Da zur Zeit, als der Vf. dieſes ſchrieb, noch nicht bekannt war, aus welchen Ländern das Königreich Weſtphalen beſtehen werde: ſo iſt verzeihlich, daſs er Münſter und Erfurt als Beſtandtheile anführt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Druckfehler. In No. 244. S. 540. Z. 10. v. o. ſt. *flüchtet* ihm nicht bey l. *pflichtet* u. ſ. w. S. 544. Z. 23. v. u. ſt. *heroiſcher* l. *herriſcher*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Beſchluſs der Recenſion

der

neueſten Schriften über Preuſſen.

In No. 7 wird unter I eine hiſtoriſche Anſicht des Steigens der Monarchie von 1688 bis 1804 nach Gröſse und Bevölkerung gegeben. Der Vf. nimmt für 1688, 2034 □ Meilen und 1½ Mill. Civil-Einwohner, für 1804 aber 5563 □ M. und 9,752000 Civil-Einwohner an, weicht alſo von *Haſſel* in Rückſicht des Flächeninhalts ab, wo er *Krug* am nächſten kömmt, in Anſehung der Volksmenge aber nähert er ſich mehr *Haſſel'n*. Mit dem Militär werden *wenigſtens* 10 Millionen Menſchen (ohne Hannover gewiſs zu viel) angenommen. In II wird eine Total-Überſicht des Staats im J. 1804 gegeben. Hier wird der Flächeninhalt im Allgemeinen nur auf 5466 □ M. angegeben, ohne einen Grund dieſer Abweichung anzuführen. Fehlen Cleve, Anſpach und Neufchatel: ſo hätten dagegen die kurbraunſchweigiſchen Staaten in Anſchlag gebracht werden ſollen. Hierauf werden in tabellariſcher Form Wohnungen, Volksmenge, Viehſtand, Cultur des Bodens und Natur-Producte, Kunſt-Producte, Handel, Einkünfte und Militär gröſsentheils nach *Krug* oder auch nach *Haſſel* aufgezählt; aber es iſt nichts vollſtändiges, beſonders da die 1802 erworbenen Provinzen meiſtentheils fehlen. Unter III findet man eine Hauptüberſicht der Volksmenge in den verlorenen und behaltenen Provinzen. Die Volksmenge der Monarchie, worunter auch noch das ſpäter abgetretene Neu-Schleſien ſteht, wird auf 4,993377 vom Civil und 172000 vom Militär angegeben. Der Verluſt beträgt 4,420635 Seelen vom Civil und 87938 vom Militär, jedoch ohne Anſpach, Cleve, Neufchatel und Hannover. In IV und V wird dieſes alles genauer auseinander geſetzt, und man findet in der Kürze mehrere zum Theil neue Angaben, beſonders in Rückſicht der Staats-Einkünfte. Schade, daſs die Quellen nicht genannt ſind. Die kleine Karte enthält nur einen allgemeinen Umriſs.

Bey No. 8 liegt die am Ende beygefügte Acquiſitions-Tabelle der preuſſiſchen Monarchie in *Haſſel's* Manier zum Grunde, von welchem der Vf. nur wenig abweicht. Mit Einſchluſs Hannovers wird der Flächeninhalt der Monarchie auf 6047 □ M. berechnet. Der Verluſt (ohne Hannover u. ſ. w.) wird nur auf 2361 □ M. mit 4,334305 Seelen, der jetzige Beſtand auf 2907 □ M. mit 5,043564 Seelen angegeben. Im Werkchen ſelbſt werden die Angaben beſonders erläutert, und der Vf. hat von den Erwerbungen in 1802 alles zuſammen getragen, was man bis hieher von dieſen Landen wuſste. Schade, daſs die Quellen nicht bemerkt ſind.

In der zweyten Auflage No. 9 iſt die Geſchichte des letzten Kriegs ſehr weitläuftig, jedoch bloſs nach Zeitungen, oft ſelbſt ohne Benutzung der franzöſiſchen Bülletins auseinander geſetzt. Beym Verluſte iſt nun auch die Abtretung von Neu-Schleſien richtig angegeben. Philoſophiſche Räſonnements findet man faſt gar nicht. Die Karte enthält nur einen allgemeinen Umriſs.

No. 10 iſt ein oft wörtlicher Abdruck von *Haſſel's* bekanntem ſtatiſtiſchem Abriſſe. Alle ſtatiſtiſchen Angaben ſind bloſs nach ihm, wie auch der Vf. ſelbſt geſteht; nur ſind die Varianten weggelaſſen. Der ganze Verluſt ohne Hannover kömmt ſo auf 2600 □ M. und 4,207950 Seelen mit 18,541000 Thalern Einkünfte. Dem Könige bleiben, mit Neu-Schleſien, das bekanntlich auch noch abgetreten wurde, 2947 □ M., 5,286050 Einwohner und 18,904000 Thaler Einkünfte. Die beiden letzten Summen ſind offenbar zu hoch, und wie viel muſs hievon noch in der jetzigen Lage Preuſſens abgezogen werden! Am Schluſſe findet man eine allgemeine kurze Überſicht. Der Verluſt der Provinzen zwiſchen der Elbe und dem Rhein, ſagt der Vf., ſey am wichtigſten u. ſchmerzlichſten, die polniſchen Provinzen könne Preuſſen leicht vergeſſen, es habe noch niemals den geringſten Nutzen davon gezogen. In den gebliebenen Provinzen finde man faſt alle Erzeugniſſe der verlorenen Provinzen theils weniger, theils mehr vor. Übrigens ſey in mehreren Provinzen noch Raum genug für thätige Menſchen, welche an ſich zu ziehen Preuſſens erſter Grundſatz ſeyn müſſe. Ein leidiger Troſt! Die beygefügten Karten vom preuſſiſchen Staate im J. 1806 und 1807 ſind bloſs allgemeine Umriſſe.

Nach der Einleitung zu No. 11 ſollte man hier eine Vorſchrift erwarten, wie der Staat zu retten ſey, was mit vielem Pomp angekündigt wird; aber der Leſer findet unter I den tilſiter Frieden, unter II die bekannte Convention wegen Räumung der preuſſiſchen Staaten vom 12 Julius, unter III eine Tabelle von Preuſſens Länder-Verluſt und unter IV vom nunmehrigen Beſtande, wo Gröſse, Bevölkerung, Zahl der Städte, Flecken, Dörfer und Summen der Einkünfte angegeben werden. Der Verluſt wird nur auf 2483 Quadrat Meilen, 4,091380 Men-

ſchen und 17,170000 Thlr. Einkünfte; der nunmehrige Beſtand hingegen auf 3007 □M., 5,319927 Seelen und 19,100000 Thlr. Einkünfte geſetzt. Unter V werden dieſe Angaben bey den einzelnen Provinzen näher auseinandergeſetzt, und mehrere ſtatiſtiſche Nachrichten mitgetheilt. Daſs die letzten Angaben viel zu hoch ſeyen, bedarf keiner Erinnerung. Zum Schluſſe eine Recapitulation, wo es denn am Ende heiſst: „Man kann behaupten, daſs Preuſſen im Beſitze einer *üppigen* Productenfülle aus allen Reichen der Natur, im Beſitze ſeiner *cultivirteſten* Provinzen geblieben iſt, daſs Umfang und Gehalt der *thätigen* und *denkenden* Kräfte in dieſen am vorzüglichſten iſt, daſs wir von der ſorgfältigen Pflege, von dem nützlichen Gebrauche derſelben das Erwachen *eines neuen ſchönen Morgens* mit *Gewiſsheit* erwarten dürfen." Wer ſo über das groſse Unglück, das die preuſſiſche Monarchie traf, tröſten kann, hat keinen Beruf, über dieſe öffentliche Angelegenheit zu ſprechen. Der Vf. droht mit einer Fortſetzung, die uns aber noch nicht zu Geſicht gekommen iſt.

Was man vom Vf. von No. 12 zu erwarten berechtiget ſey, lehrt der Titel; aber nach der Einleitung will derſelbe unterſuchen, ob die berühmte preuſſiſche Macht ſich ihre Übel ſelbſt zugezogen, oder ob ſie ſelbige anderen Mächten, Privaten und Begebenheiten zuzuſchreiben habe. Der Vf. meint, ſo viel Rec. aus dem Geſchwätz entziffern kann, in der Lage, wo Preuſſen vom Feinde beſetzt ſey, müſſe der Regierung daran gelegen ſeyn, bey dem Volke die Überzeugung zu gewinnen, daſs das Cabinet durchaus niemals gefehlt habe. Dieſs ſey auch um ſo nothwendiger, als ein brittiſcher Parlements-Redner geſagt habe: „Preuſſen hat Fehler begangen." Solche Reden, von einem Britten im Parlement geſagt, würden vom Volke geglaubt. Daher will nun der Vf. Preuſſens Benehmen rechtfertigen. Aber das preuſſiſche Cabinet hätte in der That keinen erbärmlicheren Vertheidiger finden können, als dieſen in den gemeinſten Dingen ſo unwiſſenden Scribler. Alles iſt ſo durch einander geworfen, daſs man nicht weiſs, was der Vf. haben will. Nach den Überſichten hatte Preuſſen vollkommen Recht, den basler Frieden zu ſchlieſſen, die Demarcationslinie zu errichten, die Franzoſen nach Hannover zu laſſen, ohngeachtet im bekannten preuſſiſchen Manifeſte ſelbſt geſagt wird, daſs es hierin Unrecht hatte; es hatte Recht, ſich nicht an die Coalition von 1805 anzuſchlieſſen, Hannover zu nehmen, kurz alles das zu thun, was es wirklich gethan hat. Es hat auch ſeine volle Richtigkeit, daſs ein geſchickter Diplomatiker für alle dieſe Facta viele Gründe finden kann. Allein dieſe ſuche man hier nicht. Das ganze Geſchwätz läuft darauf hinaus: das weiſe preuſſiſche Miniſterium hat alle die Unfälle, die Europa ſeit Ende 1794 trafen, vorausgeſehen, und hienach klug alle ſeine Schritte berechnet. Es hat überall und laut zum Frieden mit Frankreich gerathen, aber man hat ſeine Stimme nicht gehört. Nun mögen ſich alſo auch alle europäiſchen Mächte ihr Unglück ſelbſt zuſchreiben, warum haben ſie die Weisheit bloſs angeſtaunt, nicht ihre Rathſchläge befolgt? Auch daſs Preuſſen im J. 1806 den Krieg ankündigte, dazu hatte es volles Recht. Und nun es unglücklich geworden iſt, muſs allen Mächten, England, Frankreich, Ruſsland, Öſterreich, der Pforte, Deutſchland und allen übrigen daran gelegen ſeyn, daſs Preuſſen nicht nur zu ſeiner vorigen Gröſse wieder gelange, ſondern auch noch viel mächtiger werde. Sollten ihm nicht alle verlorenen Provinzen zurückgegeben werden können: ſo muſs man anderswo (natürlich auf Koſten der Nachbarn) Äquivalente ſuchen. Und warum denn das alles? Etwa damit in Verbindung mit Öſterreich eine Mittelmacht zwiſchen dem Süden und Norden beſtehe, und mächtig die Berührung hindere? Ach nein! Und warum denn? — Damit wir wohlfeile Colonial-Waaren kaufen. Wer das nun faſſen kann, der muſs ein groſser Politiker ſeyn. Daſs der Vf. ſich durchaus nicht über Deutſchlands künftige Unabhängigkeit herausgelaſſen hat, darüber freut ſich Rec., weil er, nach dem Übrigen zu urtheilen, nichts als baaren Unſinn würde haben leſen müſſen. Wir haben übrigens für nöthig erachtet, von dieſer letzten Schrift etwas umſtändlicher zu ſprechen, damit niemand ſich durch den vielverſprechenden Titel verleiten laſſe, eine ſo elende Piece zu kaufen.

S. i.

STATISTIK.

FRANKFURT u. HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Darſtellung der preuſſiſchen Monarchie in ihrem Entſtehen, Wachsthum und Verluſte, nach Gröſse und Volksmenge,* nebſt einigen Bemerkungen über die Urſachen ihres Falles und Überſichten der Gröſse und Volksmenge der Königreiche Sachſen und Weſtphalen. — Entworfen von K. D. in G. und weiter ausgeführt und herausgegeben von *P. A. Winkopp.* 1807. 103 S. 8.

Hr. K. D. hatte für die Zeitſchrift: *Der rheiniſche Bund*, einen Aufſatz über den allmählichen Zuwachs an Ländern eingeſandt, welche das Haus Preuſſen ſeit dem 12 Jahrhundert bis auf unſere Tage gemacht hat. Jede neue Erwerbung wird nach ihrer Gröſse, durch Quadrat-Meilen bezeichnet, der Hauptſumme beygefügt; und ſo ergiebt ſich dann das Facit, daſs der Staat von 108 Quadrat-Meilen, welche das Burggrafthum Nürnberg enthält, unter dem jetzigen Könige zu 6181 Quadrat-Meilen ſich ausgedehnt habe, um mit einem Schlage unter die Hälfte zurück zu ſinken. Die Überſicht iſt nirgends mit ähnlicher Genauigkeit im Detail aufgeſtellt, und hat ſchon hiedurch viel Empfehlendes; dieſs fühlte Hr. *Winkopp*, zugleich aber auch, daſs der Aufſatz für ſeine Zeitſchrift nicht geeignet ſey. Er giebt ihn daher als eigenes Buch heraus, mit beygefügter Entwickelung der Haupturſachen, welche den ſchnellen Fall der Monarchie bewirkten. Dieſe findet er hauptſächlich in der Abweichung von Friedrichs II Syſteme, nicht als eigene Macht erſter Gröſse glänzen zu wollen,

Digitized by Google

ſondern bloſs an der Spitze aller mindermächtigen Staaten als Beſchützer vorzüglich der Verfaſſung von Deutſchland ſeine wichtige Rolle zu ſpielen. So wie man von dieſem Plane abwich, in den Rang der erſten Mächte eintrat, ſelbſt verſchlingen half, was man hätte vertheidigen ſollen, war der Grundſtein zu Preuſſens nahem Verderben gelegt. Mit Sachkenntniſs und gedrängtem richtigem Räſonnement führt der Vf. das aufgenommene Thema durch, und findet nothwendig Beyfall, ſelbſt bey Männern, welche von einem abweichenden Geſichtspuncte ausgehen, da ſo ſehr viel Wahres in den Sätzen ſeiner Darſtellung liegt, und er ihnen bey aller Kürze Leben und Kraft zu geben weiſs. Aber nach des Rec. Überzeugung irrt Hr. *W.* in dem Hauptſatze. Auch Friedrich ſtrebte nach einer der höchſten Stufen unter den Staaten Europens, und beynahe darf man ſagen, alle Mittel waren ihm gleich, wenn ſie nur zu dem Anfangs dunkel, in der Folge aber immer lebhafter vor ſeinen Augen ſchwebenden Zwecke führten. Den Zweifler kann die einzige Thatſache zur Erkenntniſs bringen, daſs er ſeinem Nachfolger eine Armee von 200,000 Mann mit dem reichen Schatze zum Erbe hinterlieſs. Ein Staat zweyter Gröſse ſtellt nie ſo zahlreiche Truppen bleibend auf die Beine; am wenigſten ein im Ganzen nicht wohlhabender Staat, bey welchem ein hoher Grad der Kunſt die Stelle der natürlichen Kraft erſetzen muſs. Friedrich hatte in dem erſten ſchleſiſchen Kriege das Experiment gemacht, daſs man durch Truppen Länder gewinnt: die vermehrte Armee ſollte alſo, auſser der Achtung unter den Völkern Europens, ſeinen Nachfolgern hinreichende Erwerbungen bringen, um dem Staate durch innere Gediegenheit die Rolle für ſpätere Jahrhunderte zu ſichern, welche ſein erhabenes Genie ihm während ſeiner Regierungszeit zu verſchaffen gewuſst hatte. Um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, und ſich auf demſelben zu erhalten, waren Überſpannungen unumgänglich nothwendig. Man muſste geborner Preuſſe ſeyn, um die Laſt des damals in anderen Ländern weit milderen Aushebens der Truppen, die für den Bürger läſtige Art der Erhaltung, und mehr als alles übrige das in die Freyheit des Menſchen ſo tief eingreifende Mauth- und Acciſe-Syſtem nicht unerträglich zu finden; und niemand wird es dem Vf. zugeſtehen, wenn er S. 23 nach preuſſiſchen Schriftſtellern von dem lebhaften Handel ſpricht: dieſer war in ſeiner Fülle bey dem angenommenen Syſteme wahre Unmöglichkeit. Ganz anders würden wir Friedrich kennen gelernt haben, wäre er der Regent eines natürlich groſsen Staats, z. B. von Öſterreich, geweſen. Seine Geiſteskraft hätte dann Spielraum gehabt, weniger auf Vergröſserungen, als auf die Erhöhung der inneren Kraft, auf den Wohlſtand der Unterthanen ſich zu verbreiten, das Glück derſelben durch unerzwungene Beförderung ihrer Nahrungszweige zu erhöhen. Wir würden wahrſcheinlich den guten und weiſen Regenten noch mehr verehren, als wir jetzt in ihm den groſsen Regenten erkennen. Aber in ſeiner Lage muſste für den unternehmenden Geiſt der erſte Gedanke immer Vergröſserung ſeyn. Von welcher Seite und wie ſie herbeygeführt wurde, dieſs galt ſo ziemlich gleich. Er bekennt ſich in ſeinen hiſtoriſchen Werken laut zu dem Grundſatze der alltäglichen Politik: „wenn Fürſten zu einem Bruche kommen wollen, ſo laſſen ſie ſich durch den noch fehlenden Stoff zum Manifeſte nicht abhalten. Sie faſſen ihren Entſchluſs, beginnen den Krieg, und überlaſſen einem arbeitſamen Gelehrten die Sorge, ſie zu rechtfertigen." Nach dieſem Grundſatze handelte er, griff 1740 Öſterreich an, nicht um ſeine Anſprüche auf einige Fürſtenthümer geltend zu machen, wie der Vf. S. 14 glaubt, ſondern nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, um die ſchöne Gelegenheit zur Eroberung wenigſtens von Niederſchleſien nicht aus den Händen zu laſſen; für dieſen Preis bot er der Maria Thereſia ſeine Allianz an. Er machte den Vertheidiger deutſcher Fürſten gegen den Unternehmungsgeiſt K. Joſephs II, und dieſs iſt es vorzüglich, was unſer Vf. als Meiſterſtück wahrer Politik und gemäſsigter Denkungsart hervorhebt: aber Friedrich handelte auch hier nur für ſich; er fühlte zu lebhaft den Vortheil, jeder Vergröſserungsabſicht des Hauſes Öſterreich zu widerſtreben, und zugleich als Schützer der Verfaſſung an der Spitze einer mächtigen Partey zu ſtehen, um nicht mit Aufopferungen ſeine Rolle zu übernehmen. Kam er hingegen ſelbſt in Colliſionen mit den Fürſten des Reichs, dann wurde bald ein anderer Ton angeſtimmt. Sachſens Beſitznahme während des 7jährigen Kriegs hatte die Convenienz, gewiſs aber nicht die Gründe des Rechts auf ſeiner Seite. Friedrich kann ſich ſogar nicht enthalten, von anderen Fürſten in einem ſehr wegwerfenden Tone zu ſprechen, wenn ſie es nur von weitem verſuchten, ſeinem Übergewichte in den Weg treten zu wollen. Mecklenburg wollte einſt das Recrutiren in ſeinem Lande und das Ausheben in einem Bezirke deſſelben nicht geſtatten. Daſs das Recht auf Seiten des Herzogs war, wird jeder fühlen, welcher die Verhältniſſe näher kennt. Aber man leſe in des Königs hiſt. Schriften Th. III, Cap. 2 Friedrichs Äuſserungen: „Sogar der Herzog von Mecklenburg nahm es ſich heraus, dem Könige Kränkungen zuzufügen — Er verſchaffte ſich ſelbſt Gerechtigkeit; einige mecklenburgiſche Soldaten wurden aufgehoben, und einige Beamte, die ſich der Werbung widerſetzt hatten, in Verhaft genommen u. ſ. w." Wenn aber Hr. *W.* verſichert, daſs Friedrich II ſich klug, ungleich klüger als ſeine Nachfolger, benahm, und den letzteren Satz eingreifend durchführt: ſo wird er wohl ſo ziemlich das ganze Publicum auf ſeiner Seite haben. Man fühlt zu innig, wie wehe ſich Preuſſen ſelbſt that, als es durch ſeinen Frieden 1795 in der That die bisherige Verbindung des deutſchen Reichs praktiſch aufhob, ein Vorwurf, den ſelbſt Frankreich gemacht hat; daſs es durch denſelben das ſüdliche Deutſchland der Übermacht Preis gab, ohne zu bedenken, daſs bald die Reihe auch an das nördliche und an Preuſſen ſelbſt kommen müſs-

Digitized by Google

te. Im erſten Taumel fühlten wir Nordländer nur die Seegnungen des Friedens hinter der Neutralitäts-Linie; der gröſsere Haufe prieſs den Friedensgeber laut, und der bedenklichere Mann durfte mit ſeinen Zweifeln kaum hervortreten. Aber bald fand man ſchon das Macherlohn bey den Koſten des Cordons zu hoch, und Miſsmuth verbreitete ſich, als es immer deutlicher und deutlicher wurde, daſs Preuſſen bey eigener Entſchädigung jeden ſeiner Mitgenoſſen aufzuopfern, ſich habe bereitwillig finden laſſen. Man erblickte das blinde Haſchen nach jedem noch ſo kleinen Gewinn, und alles Zutrauen war verloren, ehe man ſich die Möglichkeit des ſo nahen und plötzlichen Sturzes dachte. Preuſſen beſchloſs ſeine Vergröſserungs-Carriere durch einen kleinen, aber in der That das ganze übrige Benehmen in Miniatur darſtellenden Zug. Anſpach hatte es verloren; das bayreuther Unterland war von dem Oberlande durch ein Stück von Bamberg, und ein paar nürnbergiſche Ämter getrennt. Um den Zuſammenhang herzuſtellen, beſetzt es ohne weiters die Ämter. Dieſs wäre ſo arg noch nicht; Deutſchland iſt an kleine, von der Convenienz erzeugte Gewaltthätigkeiten gewöhnt. Aber man wollte einen Rechtsgrund zur Beſetzung vorweiſen, und holte dieſen von einem *Deſerteur* her, der von Nürnberg nach Bayreuth, in der Folge aber in den alten Dienſt zurück gegangen war. Dieſe Frevelthat muſste an der ganzen Stadt durch Wegnahme ihrer Beſitzungen gerächt werden; genau nach dem franzöſiſchen Verpflegungsfuſse der Truppen in Deutſchland, hatte man an das Militär die vorgeſchriebene Quantität und Qualität von Wein u. ſ. w. täglich zu liefern. Der Magiſtrat hielt den ganzen Vorgang für einen Miſsverſtand, und wendete ſich klagend an den König, welcher ſtatt der Antwort ſeinem Generale den Adlerorden zur Belohnung ſchickte. So viel Rec. weiſs, dauerte das Unweſen, bis das Vordringen der Franzoſen ihm ein Ende machte. Die ganze Verhandlung über dieſen gehäſſigen Gegenſtand erſchien in den öffentlichen Zeitungen, hat aber wegen des holperichen Kanzleyſtyls den Eindruck nicht auf das Publicum gemacht, welchen ſie der Natur der Sache nach erregen muſste. Auch Hr. *W.* übergeht dieſen Zug, mit welchem Preuſſen Abſchied von Deutſchlands Angelegenheiten nahm, legt aber deſto kräftiger das Schädliche des Benehmens bey den wichtigern Ereigniſſen unſeres Vaterlandes, und bey Polens Theilung, an das Herz, ohne in den ſpottenden oder ſchimpfenden Ton einzuſtimmen, welcher ſich, unſchicklich genug, jetzt von vielen Seiten gegen das unglückliche Preuſſen erhebt. Eine ſehr ſchätzbare Zugabe hat der Vf. durch die angehängten Tabellen dem kleinen Buche beygefügt, aus welchen nicht bloſs Preuſſens ehemalige und jetzige Gröſse, ſondern auch die Vertheilung der abgeriſſenen Stücke genau angegeben wird. Überdieſs ſtehen die Königreiche Preuſſen und Sachſen nach den gegenwärtigen Verhältniſſen neben einander; und von dem Königreich Weſtphalen ſind alle einzelnen Beſtandtheile mit Beyfügung ihrer Gröſse und Volksmenge angegeben. Für das Letztere bringt er 683 Q. Meil. und 1,901,150 Seelen heraus, eine Summe, welche mit der wirklichen Zählung im J. 1807 ſehr nahe zutrifft, denn dieſe giebt 1,912,303 Seelen. Deſſenungeachtet liegen in der Berechnung der einzelnen Theile manche Fehler; es iſt ausgelaſſen Corvey, Schmalkalden, Ravensberg; Hildesheim, Halberſtadt, Paderborn ſind zu niedrig angeſetzt, andere dagegen zu hoch. Wiederholt man die Zählung mit mehrerer Muſse: ſo finden ſich wohl gewiſs 2 Millionen Seelen. Wenn Preuſſen in ſeiner höchſten Gröſse hier 6181 Q. M. mit 10,500,000 Menſchen zugetheilt werden, und der Leſer dieſe Summe nach allen anderweitigen Berechnungen übertrieben finden ſollte: ſo vergeſſe er nicht, daſs das Kurfürſtenthum Hannover als preuſſiſcher Beſtandtheil mit eingerechnet iſt.

Vd. Hg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Bamberg*, b. Reindl: *Vorſchriften von* **M. H. Dorn**, Schreibmeiſter beym königl. Lycäum (Lyceum) in Bamberg. 1807. 3 Bogen. gr. 4. (14 Gr.) An den Gründen zu einer regelmäſsigen Currentſchrift, welche die erſte Vorſchrift darbieten, iſt durchaus nichts auszuſetzen, man müſste denn etwa die Lage einiger Buchſtaben zu ſchief finden. Alle unterwärts gezogenen Buchſtaben ſind deſto ſchwieriger mit einander zu verbinden, je ſchiefer ſie liegen. Auch die Muſter einiger Geſchäftshandſchriften, die auf dem dritten Blatte gegeben werden, ſind, bis auf einige Kleinigkeiten, zur Nachbildung zu empfehlen. Zu dieſen Kleinigkeiten gehört, daſs Hr. *D.* abgerundete *g*, *k*, *y* zu Anfange der Sylben gebraucht, die bloſs ihren Platz am Ende derſelben haben dürfen, und daſs er einige der groſsen Buchſtaben, z. B. M und W, aus mehr als einem Zuge entſtehen läſst. Das in dem Worte *Regel* gebrauchte R kann zu leicht mit dem T verwechſelt werden, als daſs es die Geſchäftsſchrift, die in allen ihren Zügen zunächſt unzweydeutig ſeyn muſs, aufnehmen dürfte. — Die liegende Kanzleyſchrift hat etwas dem Charakter der Kanzleyſchrift Widerſprechendes, und hat Rec. am wenigſten gefallen. Daſs Hr. *D.* die Fracturſchrift nicht vernachläſſigt hat, iſt zu loben. Die lateiniſche, franzöſiſche und engliſche Schrift zeichnet ſich vor vielen ähnlichen Muſterſchriften gar ſehr zu ihrem Vortheil aus. Der Stich, von Hn. *Vogel* in Nürnberg beſorgt, iſt ſehr accurat und nett.

Lz.

Eiſenach, b. Wittekind: *Beſchreibung der vorzüglichen Gärten in und bey Eiſenach und ihrer ſchönen Gegend, nebſt einem Verzeichniſs ſchönbluhender perennirender Gewächſe oder Zierpflanzen im herzogl. Carthausgarten zu Eiſenach*, von F. G. Dietrich. Zweyte verm. u. verb. Auflage. 1808. 143 S. 8. (8 Gr.) Beſchreibungen ſolcher ſchönen Gegenden, wie die Umgebungen von Eiſenach, wo mit der lieblichen Natur Fleiſs und Kunſt ſich paaren, müſſen jedem Freunde der Natur willkommen ſeyn. Hr. *D.* theilt in dieſer kleinen Schrift, deren erſte Ausgabe bekanntlich ihre Entſtehung einer Abhandlung deſſelben über die Gärten in Eiſenach im 6 Bande ſeines ökonomiſchen botaniſchen Garten-Journals verdankt, und beſonders abgedruckt ward, eine kurze Überſicht der vorzüglichſten Gartenanlagen und Merkwürdigkeiten in dem Bezirke von Eiſenach mit, für welche ihm jeder Eiſenacher, aber auch jeder Fremde, der dieſe Schweizergegend beſucht, und dem ſie zum Wegweiſer dienen kann, danken wird. Jedoch beſchränkt ſich der Vf. in dieſer zweyten ganz umgearbeiteten Auflage nicht bloſs auf die Beſchreibung der Gärten in Eiſenach und ihrer ſchönen Gegend, ſondern er liefert auch noch ein Verzeichniſs vorzüglicher Zierpflanzen in den dortigen herz. Gärten, die ſeiner Aufſicht anvertraut ſind, und giebt zugleich Winke, die weniger bekannten Arten derſelben zweckmäſsig zu erziehen und zu vermehren, ſo daſs dieſe Schrift, welche mit einer Titelvignette, nämlich der Ruine von Meulſtein geziert und mit einem Regiſter verſehen iſt, jetzt zwey Abtheilungen enthält.

— ſch —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 OCTOBER, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Königsberg, in der Hartungſchen Hof- und akademiſchen Buchdruckerey: *Kriegsartikel für die Unter-Officiere und gemeinen Soldaten* (der königl. preuſſiſchen Armee.) Den 3ten Auguſt 1808. 38 S. 4.

2) Ebendaſelbſt: *Verordnung wegen der Militär-Strafen.* 16 S. 4.

3) Ebendaſelbſt: *Verordnung wegen Beſtrafung der Officiere.* 15 S. 4.

4) Ebendaſelbſt: *Reglement über die Beſetzung der Stellen der Port-epée-Fähndriche und über die Wahl zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und Artillerie.* 1 Bogen 4.

Bey der Wiederherſtellung der preuſſiſchen Armee iſt das Geſetz allgemeiner Verpflichtung zur Vertheidigung des Staats, worauf ſich eigentlich ſchon die bisherige preuſſiſche Canton-Verfaſſung ſtützte, von allen einſchränkenden Bedingungen befreyt worden, welche bis zur franzöſiſchen Revolution ſo ſehr im Geiſte der Zeit waren, daſs, trotz derſelben, der preuſſiſche Staat derjenige war, welcher in ganz Europa die Verpflichtung zum Soldatenſtande am weiteſten ausdehnte. Die jetzige Aufhebung aller ehemaligen Einſchränkungen, *aus eignem freyem Willen der Regierung*, und in der Überzeugung, daſs es ſo dem Geiſte und den Bedürfniſſen des Volkes angemeſſen ſey, beweiſt, daſs nicht alle Früchte der franzöſiſchen Revolution verloren gegangen ſind, und daſs wir mitten unter Niederlagen und Umſturz doch wirklich fortſchreiten.

Dem Geſetz der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienſt ſtehen zwey andere, für die innere Verfaſſung einer Armee ſehr weſentliche Geſetze zur Seite, die als die nothwendigen Stützen deſſelben zu betrachten ſind: *ſolcher Strafmittel ſich zu bedienen, die mit der Cultur und den Sitten des ganzen Volks im gehörigen Verhältniſs ſtehen*, und dann, *vollkommene Gleichheit der Anſprüche auf Beförderungen.* Dieſe beiden Geſetze, die von Seiten der preuſſiſchen Regierung dem bis jetzt bloſs angekündigten Geſetz der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienſt mit Recht vorausgeſchickt werden, ſind es, die wir hier in No. 2 und 4 vor uns haben, und welchen entſprechend die Kriegsartikel (No. 1) ausgearbeitet ſind. Daher wird es für alle, die mit dem preuſſiſchen Staate in der Folge in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung ſtehen werden, vielleicht für alle Deutſchen intereſſant ſeyn, dieſe Verordnungen ihrem Geiſte nach kennen zu lernen.

Durch die Verordnung No. 2 ſind alle körperlichen Strafen abgeſchafft, und Arreſt, als allgemeines Strafmittel, an ihre Stelle geſetzt. Wenn man bisher ziemlich allgemein geglaubt hat, daſs die militäriſche Zucht bey deutſchen Armeen nicht anders, als durch widrige und erniedrigende körperliche Züchtigungen, erhalten werden könne: ſo iſt das ein Vorurtheil, deſſen wir uns, als Deutſche, ſchämen ſollten. Rec. iſt zwar überzeugt, daſs der Franzos durch Formen mehr zu leiten iſt, als der ſelbſtſtändigere Deutſche, der mehr auf die Sache geht und im gemeinen Leben durch Miſstrauen und Tadelſucht daſſelbe Princip zu erkennen giebt, das ihn anderswo in die tiefſten Unterſuchungen der Philoſophie führt; aber ſo lange man den Deutſchen moraliſch nicht abſolut unter den Franzoſen ſtellen kann: ſo lange muſs es auch für ihn edlere Strafmittel geben, als die des bloſsen ſinnlichen Schmerzes. *Einſamkeit, Mangel an Tageslicht*, ſind Entbehrungen, die die Seele mehr treffen, als den Körper, und ſelbſt *der Mangel anderer Nahrung als Waſſer und Brod, der Mangel einer Ruheſtätte*, ſind dem moraliſchen Menſchen noch näher verwandt, als die Züchtigung mit Ruthenſtreichen. Dieſer vier Mittel aber hat ſich der preuſſiſche Geſetzgeber bedient, um daraus drey verſchiedene Grade des Arreſtes zu bilden. Einſamkeit — Einſamkeit bey Waſſer und Brod — und endlich auch noch ohne Tageslicht und Ruheſtätte.

Wahrſcheinlich in Beziehung auf den gegenwärtigen Zuſtand der Armee, der ihm keine zu ſchnelle Wechſel zu erlauben ſchien, hat der Geſetzgeber eine der körperlichen Strafen fähige Claſſe von Soldaten zugeſtanden; indeſſen kann Niemand ohne gerichtlichen Urtheilsſpruch darein verſetzt werden, und auch für dieſe Claſſe iſt das widrige Gaſſenlaufen abgeſchafft. Rec. glaubt, dieſe Einſchränkung der Reform ſchade dem wohlthätigen Geiſte des Ganzen, ohne zu ſeyn, wofür man ſie zu halten ſcheint, — ein zweckmäſsiger Zuſatz von Strenge für die ganz rohen Gemüther; denn da die ſtrengeren Strafmittel *beiden Claſſen gemein ſind*, ſo bleibt kein Grund, warum ſie ſich in den gelindern unterſcheiden ſollen. Doch iſt mit Gewiſsheit zu erwarten, daſs dieſe Claſſe bald von ſelbſt aufhören werde, weswegen auch die Möglichkeit gelaſſen iſt, durch Beſſerung wieder aus derſelben herauszutreten.

Die Feſtungsſtrafe iſt in zwey Grade getheilt.

Digitized by Google

Beym erſten Grade machen die dazu Verurtheilten eine beſondere Abtheilung der Regiments-Garniſon-Compagnie aus, und müſſen unter ihrer Aufſicht arbeiten. Nach vollendeter Strafzeit treten ſie in ihre Corps zurück. Der zweyte Grad iſt die gewöhnliche Feſtungsſtrafe, ohne Rücktritt in die Armee. Als Todesſtrafen ſind für Dienſtverbrechen: das Todtſchieſsen und der Strang, für die übrigen die im Preuſſiſchen üblichen beybehalten. Ein ſehr humaner Geiſt zeigt ſich in Beſtimmung der Straferkenntniſſe. Der Commandeur des Regiments oder Bataillons kann nur auf drey Tage mit ſchwerem Arreſt, ein anderer Officier nur mit Anzeige an den Commandeur auf drey Tage mit mittlerem, und ohne dieſe Anzeige auf drey Tage mit gelindem Arreſt beſtrafen. Dagegen iſt, *um den unbedingten militäriſchen Gehorſam*, für Fälle, wo er entſcheidend iſt, *feſt zu erhalten*, dem Officier, deſſen Macht zu beſtrafen ſo beſchränkt iſt in allen gewöhnlichen Fällen, für auſserordentliche die Macht gegeben, *den auf der Stelle zu tödten, der den Gehorſam verſagt*. Bey der Unterſuchung, welche einem ſo auſserordentlichen Falle natürlich folgt, wird ausgemacht, ob militäriſche Gründe ſein Verfahren nothwendig gemacht haben oder nicht, und im letzten Falle folgt eine ſehr ſtrenge Beſtrafung des Officiers. Nicht bloſs hier, ſondern überhaupt in den Kriegsartikeln, zeigt ſich das Beſtreben durch eine vermehrte Strenge bey auſserordentlichen Verbrechen ſich die Freyheit zu verſchaffen, bey kleineren Vergehen gelinder zu ſeyn; ein Verfahren, bey dem ſich die franzöſiſche Armee von jeher gut befunden hat. Daher heiſst es Art. 16: *Ein Soldat, der vor dem Feinde zuerſt die Flucht ergreift, kann ohne Umſtände todt geſchoſſen werden, und gleiche Strafe trifft ihn, wenn ſolches nicht gleich auf friſcher That geſchehen ſeyn ſollte.* — Die Deſertion iſt beym erſten Male im Frieden mit 1jähriger, im Kriege mit 6jähriger Feſtungsſtrafe belegt; der Stifter eines Deſertions-Complottes von 3 und mehreren Menſchen iſt im Frieden mit 10jähriger Feſtungs-, im Kriege mit Todes-Strafe belegt. Um den oberen Behörden ein Mittel zu geben, den Geiſt der Diſciplin in den Regimentern immer unter den Augen zu behalten, ſollen jährlich von den Regimentern genaue Strafregiſter eingeſendet werden.

„Einen Anſpruch auf Officierſtellen" — heiſst es in No. 4 — „ſollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntniſſe und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die dieſe Eigenſchaften beſitzen, auf die höchſten Ehrenſtellen im Militär Anſpruch machen. Aller Vorzug des Standes, der bisher Statt gefunden, hört beym Militär ganz auf, und Jeder, ohne Rückſicht auf ſeine Herkunft, hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte."

Um dieſem Grundſatze, der eben ſo ſehr den wahren Bedürfniſſen einer Armee, als den natürlichen Rechten jedes ihrer Glieder gemäſs iſt, vollkommen zu entſprechen, iſt die militäriſche Beförderung auf folgende Ordnung feſtgeſtellt, die dem Rec. mit vorzüglicher Einſicht getroffen zu ſeyn ſcheint. Wer im Frieden Officier werden will, muſs in einer doppelten Prüfung vor einer in der Hauptſtadt des Armee-Corps niedergeſetzten Commiſſion beſtehen. Der erſten Prüfung muſs er ſich unterwerfen um Portepée-Fähndrich zu werden, deren ein jedes Regiment ſo viele hat, als es Compagnien zählt, und aus denen im Frieden die Officiere gewählt werden. Die Gegenſtände dieſer erſten Prüfung überſteigen nicht den Wirkungskreis einer ganz gewöhnlichen ſtädtiſchen (ſogenannten lateiniſchen) Schule. Sie ſind: *Rechnen, Schreiben, Anfangsgründe der Geometrie, Elementar-Geographie, allgemeine Weltgeſchichte, vaterländiſche Geſchichte und ein wenig Planzeichnung.* Die Letztere kann jeder junge Menſch von ſelbſt in kurzer Zeit ohne Schwierigkeit erlernen, wie Rec. aus Erfahrung weiſs. — Die übrigen Bedingungen ſind ein Alter von 17 Jahren, eine Dienſtzeit als Gemeiner von 3 Monaten und eine tadelloſe Aufführung. Wird eine Officierſtelle eröffnet, ſo wählen die Lieutenants 3 aus den Portepée-Fähndrichen, die über folgende Gegenſtände geprüft werden: *Fertigkeit in ſchriftlichen Aufſätzen; Überſetzung des Franzöſiſchen ins Deutſche; reine Mathematik bis zu den Gleichungen vom zweyten Grade; ebene Geometrie und Trigonometrie; Anfangsgründe der Feld- und Permanenten-Befeſtigung; richtiges Zeichnen der Situations-Karten und Pläne, ohne groſse Schönheit; Ausſtecken einer Verſchanzung, Anſtellung und Berechnung der Arbeiter und Arbeiten von Verſchanzungen; Aufnahme eines kleinen Bezirks; erweiterte Geographie und Statiſtik; Welt- und vaterländiſche Geſchichte.* Wenn es auch nicht wahrſcheinlich iſt, daſs Jemand dieſe Kenntniſſe gerade ſo von der Schule mitbrachte: ſo iſt doch nicht zu leugnen, daſs, wer nur durch eine ganz gewöhnliche Schulbildung den Grund dazu gelegt hat, in einem Jahre oder zweyen das hier vorgeſchriebene Ziel gröſstentheils ohne Lehrer wird erreichen können. Haben die 3 gewählten beſtanden: ſo wählen die Hauptleute aus ihnen einen, der dann vom Commandeur und den Staabs-Officieren, nöthigenfalls mit einem verneinenden Gutachten, dem Könige vorgeſchlagen wird. Im Kriege kann jeder Gemeine wegen einer ausgezeichneten That unmittelbar zum Officier gewählt werden. — Die in No. 3 enthaltenen Beſtimmungen ſind weniger wichtig, und bezwecken bloſs ein gegenſeitiges gutes Betragen zwiſchen niederen und höheren Officieren und eine wechſelſeitige Aufſicht der niederen auf einander.

Rec. wünſcht, daſs der edle und männliche Geiſt, welcher in allen dieſen Verordnungen herrſcht, durch eine verſtändige Ausführung ungeſchwächt auf die Armee ſelbſt übergehe, und ſich ſchnell mit dem Enthuſiasmus verbinden möge, der aus der neuen Entſtehungsart der Armee wie ein neugebornes zartes Kind hervorgehen wird, einer ſorgſamen Pflege bedürfend.

S — ſt.

Digitized by Google

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin u. Leipzig: *Über Preuſsens Verwaltung ſeiner ehemaligen polniſchen Provinzen.* Ein Verſuch zur Darſtellung der Gründe, die ihren Abfall vom Mutterlande veranlaſsten. 1808. 76 S. 8. (12 Gr.)

Die Inſurrection, welche in den ehemaligen polniſchen Provinzen des Königreichs Preuſſen ſogleich nach den erſten Unfällen der preuſſiſchen Armee ausbrach, und welche, ſo viel man aus den ſehr unvollſtändigen Nachrichten, die wir bis jetzt über dieſelbe erhalten haben, ſehen kann, ſehr ausgebreitet geweſen ſeyn muſs, giebt einen ſehr lehrreichen Beweis ab, daſs es äuſserſt ſchwer iſt, ein Volk durch vernünftige, höchſt wohlthätige Einrichtungen zu gewinnen, wenn es Gründe zu haben glaubt oder wirklich hat, um gegen diejenigen eingenommen zu ſeyn, von denen dieſe Einrichtungen herrühren. — Denn kein Unbefangener kann es verkennen, und auch unſer Vf. ſo wenig, als ein groſser Theil der Bewohner des jetzigen Herzogthums Warſchau, leugnet es, daſs dieſe Provinzen unter der preuſſiſchen Regierung ganz unendlich gewonnen haben, daſs von der Regierung mit groſsem Aufwande und wahrer väterlicher Fürſorge, ſehr vortreffliche und für den Wohlſtand und die Cultur des Landes höchſt folgenreiche Einrichtungen getroffen worden ſind. Und doch waren die Einwohner faſt durchgehends der Regierung abhold, und ſo viel man weiſs, dieſer Regierung ungleich mehr abhold, als die Bewohner der an Ruſsland und Öſterreich gekommenen Provinzen ihren neuen Herren, ungeachtet man doch gewiſs hier nicht mit ſo vieler Fürſorge gegen die Neuerworbenen zu Werke ging. Die mehrere Schonung nationaler Eigenthümlichkeiten und die gröſsere Gleichheit, welche zwiſchen dem Verfahren des neuen Perſonales und zwiſchen dieſem Perſonale ſelbſt mit dem alten Statt fand, hat unſtreitig dazu viel beygetragen. Doch ſcheint die Geſchichte unſerer Tage und das Beyſpiel vieler anderer Provinzen, mit welchen in unſeren Tagen Veränderungen aller Art vorgenommen ſind, zu zeigen, daſs dieſe Schonung wenigſtens nicht allenthalben nothwendig iſt, und daſs das Fügen oder Nichtfügen unter ein neues Regiment von manchen anderen Urſachen abhängt, deren Auseinanderſetzung hieher nicht gehört. Auffallend iſt es jedoch, daſs die Aufhebung der Vorrechte, welche einzelne Stände und Claſſen von Bürgern genieſsen, und welche für die übrigen Unterthanen höchſt drückend ſind, deren Aufhebung mithin der groſsen Mehrzahl höchſt willkommen ſeyn müſste, beynahe immer die meiſte Unzufriedenheit erregt, und gewöhnlich die vorzüglichſte Urſache iſt, wenn die Unzufriedenheit zur Exploſion kommt. So ſtark iſt die Macht der Gewohnheit!

Der Vf. findet den Grund der Inſurrection der Polen theils in der Vertilgung ihrer Nationalität, welche die theilenden Mächte bewirken wollten, theils in dem Benehmen des preuſſiſchen Gouvernements. Das erſte will er nicht auseinanderſetzen, glaubt auch, daſs dieſes nicht bloſs auf Polen, ſondern auf jedes Volk paſſe, das einen fremden Herrſcher bekomme, und dem dieſer nicht entweder eine nicht gehabte Nationalität ertheile, oder diejenige zu erhalten ſuche, die es beſaſs. — Zum Theil wahr, doch haben darin groſse Verſchiedenheiten und Abſtufungen Statt.

Unter den ſpeciellen Veranlaſſungen, die Preuſſen gab, führt der Vf. zuerſt das zweydeutige Benehmen Preuſſens vor der Theilung von 1793 an. — Die Religion gab eine zweyte Veranlaſſung. Doch nur in ſo fern, als die Prieſter dieſes benutzten; das Volk ſelbſt würde darauf eben nicht geſehen haben. Mehr wirkte die Verſchiedenheit in den Sitten und in der Sprache. Die erſte wurde beſonders ſichtbar darin, daſs man das ernſte, ordnungsmäſsige Betragen der neuen Beamten, und die regelmäſsige Behandlung der Geſchäfte, welche von der leichtfertigen, willkührlichen Behandlung in den vorigen Zeiten ſehr abſtach, gar nicht zu ſchätzen wuſste. Doppelt empfindlich ward aber dieſes durch die Entfernung aller Eingebornen aus den öffentlichen Ämtern, ohne Unterſchied, ob ſie ſolche lange bekleidet hatten, oder nicht, und ob ſie bloſs der Ehre und des Anſehens halber, oder der Beſoldungen wegen dienten. Mit volleſtem Recht nennt der Vf. eine Maſsregel dieſer Art zu grauſam und zu unrechtlich, als daſs ſie nicht überall von nachtheiligen Folgen ſeyn ſollte. Es liegt darin eine Härte, die, man mag den Buchſtaben noch ſo ſehr Gewalt anthun, nie weginterpretirt werden kann. Dieſe Härte traf in Polen das Civile und Militär. Die Geiſtlichen blieben; aber mit ihren Gütern ging eine groſse Veränderung vor. Sie wurden unter öffentliche Verwaltung gezogen, und die Geiſtlichen erhielten eine Competenz. Das Ganze ſahe einer Plusmacherey zu ähnlich, als daſs man ſich eine andere Abſicht dabey hätte denken können. Auch den Staroſten nahm man ihre ſogenannten weltlichen *Beneficia*, welche in anſehnlichen Gütern und Einkünften beſtanden. Dieſe Maſsregel wurde um ſo ärgerlicher, weil dieſe Güter nicht zur Verminderung der Abgaben eingezogen, ſondern einzelnen Perſonen — würdigen und unwürdigen — zu Geſchenken gegeben wurden. Sehr einſichtsvoll urtheilt der Vf. über dergleichen Schenkungen, die ſelten etwas taugen. — Dieſe mannichfaltigen Schritte wurden aber noch verderblicher durch unzeitige Humanität auf einer anderen Seite. Auch hierüber urtheilt der Vf. ſehr richtig. Das Reſultat iſt: daſs eine Regierung vorſichtig und ſchonend ſeyn müſſe bey Entwerfung von Geſetzen und bey Ergreifung von Maſsregeln, aber durchaus feſt und ſtreng bey Handhabung derſelben. Gerügt wird in dieſer Hinſicht das Benehmen gegen die Inſurgenten von 1794, beſonders daſs man ihnen groſse Geldſtrafen auflegte. Denn wahr iſt es, daſs es Verbrechen giebt, die entweder verziehen oder mit Blut beſtraft werden müſſen. Zu allem dieſem muſste freylich der den Polen ei-

Digitized by Google

gene Geiſt, ihr Streben nach Veränderung, die Selbſtſucht und der Parteygeiſt in der Nation hinzukommen, um das Feuer zu entzünden. Man kann noch hinzuſetzen, daſs die unruhige Lage Europa's ſeit bald 20 Jahren, die Unſicherheit, in welcher die Exiſtenz aller Staaten ſich befand, und die Eingebungen der ausgewanderten Groſsen, welche im Auslande dienten, und die, wer weiſs was für Verſprechungen und Aufmunterungen erhielten, die Hoffnung und den Haſs der Unterdrückten vor dem Erſchlaffen bewahrten. Der Erfolg iſt glücklich geweſen; man iſt jedoch öffentlich über den ganzen Zuſtand und über die eigentlichen Wünſche der Nation zu wenig unterrichtet, und die Nation iſt auch noch nicht genug ſich ſelbſt überlaſſen, um mit Gewiſsheit beurtheilen zu können, in wie fern ſie es einſieht, daſs die Verhältniſſe, in welche ſie getreten, muſterhaft ſind.

Eben ſo gerecht iſt der Vf. gegen Preuſſens Verdienſte um dieſe Provinzen. Das erſte iſt eine in jeder Hinſicht verbeſſerte Juſtizpflege. Beſſere Geſetze, die alten waren höchſt ungewiſs, ein beſſerer Proceſs- und Geſchäfts-Gang, ein beſſeres, rechtlicheres Perſonale. Ruhmvoll iſt es für die Juſtizbedienten, daſs, wie der Vf. ſagt, in den Zeiten, wo das etablirte polniſche Gouvernement alles anwandte, um das Volk gegen die alte und für die neue Sache zu entflammen, und wo Parallelen zwiſchen der preuſſiſchen und polniſchen Juſtizpflege gezogen wurden, dennoch kein Zweifel gegen die Integrität der preuſſiſchen Richter geäuſsert iſt. Eine zweyte Wohlthat war die Berichtigung des Hypothekenweſens. Sehr gut iſt dieſes Verdienſt, welches dem preuſſiſchen Staat eigen iſt, auseinandergeſetzt. Daſs der Wucher dennoch auch hier Gelegenheit gefunden hat übermäſsig zu erndten, iſt ein Übel, gegen welches wohl jede Geſetzgebung zu ſchwach ſeyn dürfte. — Verdienſtlich iſt ferner die Sorge für die Erhaltung des Vermögens der Minderjährigen, welches vorher dem Raube preis gegeben war. Manches geſchah für den öffentlichen Unterricht, und zu noch mehrerem ward der Grund gelegt. Groſs und vielfaltig waren die Verbeſſerungen des Bodens. Sümpfe und Brüche wurden ausgetrocknet, Flüſſe ſchiffbar gemacht, Kolonieen angelegt, Städte verbeſſert, und doppelt vortheilhaft war alles dieſes, weil dadurch groſse Summen baares Geldes in Umlauf kamen. Vorher dachte niemand an ſo etwas, konnte auch nicht daran denken, weil es an einem öffentlichen Fonds fehlte. Kein Pole konnte alles dieſes verkennen; allein man leugnete das Verdienſtliche, weil man behauptete, alles geſchehe nur um die Einkünfte zu vermehren. Richtig wird dieſe gemeine Anſicht, durch Vorurtheil und Parteygeiſt erzeugt, gewürdigt. — Die Koloniſten wirkten durch Lehre und Beyſpiel wohlthätig auf den Ackerbau der Polen, beſonders dadurch, daſs ſie Ackerbau und Viehzucht, vorher zwey ganz getrennte Beſchäftigungen, in Verbindung brachten. Die Viehzucht, vorher nicht ſehr bedeutend, weil man Vieh im Überfluſs aus den ruſſiſchen Provinzen bekam, glaubt der Vf., habe ſich in den Zeiten des preuſſiſchen Beſitzes um das Sechsfache, der Getreidegewinn um das Doppelte vermehrt. — Die Sitten wurden verfeinert, vorzüglich mehr Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit verbreitet, wofür man vorher gar kein Gefühl hatte. Die Leibeigenſchaft, ſonſt in Polen in ihrer vollen Härte zu Hauſe, ward ſehr gemildert. Man ging dabey jedoch ſehr bedächtlich zu Werke, ſchien mehr durch Lehre und Beyſpiel als durch Geſetze wirken zu wollen. Eine Mäſsigung, welche ſo lobenswerth ſie in ihren Urſachen war, vielleicht hier mehr geſchadet als genutzt hat. Auf den Domänen entfernte man die Juden, die ſchädlichen Beförderer der Völlerey der Bauern, aus den Krügen. Auch dieſes miſsfiel vielen Edelleuten — obwohl die Beſſeren dem Beyſpiel folgten — weil ſie die Völlerey der Unterthanen als eine der Hauptquellen ihrer Einnahmen betrachteten. Nicht in beſondere Rechnung bringt der Vf. die Verdienſte, welche Preuſſen hat, durch Anlegung und Verbeſſerung von Poſten, Wegen, Feuer-Societäten, Leihhäuſer und viele andere Stücke der Landes-Policey, wovon man in Polen nichts wuſste, und aus allem dieſem zieht er das Reſultat: daſs bey der Occupation und bey der Adminiſtration der ehemaligen preuſſiſch-polniſchen Provinzen das Intereſſe einzelner Individuen auf eine gewiſs ſehr ſchmerzliche Art gefährdet, daſs aber das Beſte des Ganzen auffallend dadurch befördert worden, und daſs der Grund der Inſurrection nicht in einem allgemeinen Widerwillen der ganzen Nation gegen das preuſſiſche Gouvernement, ſondern in der gereizten Empfindlichkeit Einzelner und in dem Einfluſs zu ſuchen ſey, den ſie auf den groſsen Haufen gehabt. Möge fortdauernde Ruhe dem unglücklichen Lande, das ſo lange ein Schauplatz der erbärmlichſten Factionen geweſen iſt, zu Theil werden, damit der gute Saame, welcher ausgeſtreuet worden iſt, unter einer feſten und weiſen Regierung gedeihen könne!

PN.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Joh. Gottfried v. Herders Anſichten des claſſiſchen Alterthums.* Nach deſſen Ideen geordnete Auszüge aus ſeinen Schriften, mit Zuſätzen aus deſſen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen und einem Regiſter von Dr. *J. T. L. Danz.* Zweyte Abtheilung. 1806. 476 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) S. Recenſ. der erſten Abtheilung. 1806. No. 67. Nachdem die dritte Abtheilung erſchienen ſeyn wird, kann der Rec. der erſten Abtheilung die jetzt noch nicht zu beſtimmenden Verdienſte des Herausg. um dieſes Werk würdigen.

Berlin, b. Gädicke: *Nachträge zu meinem Buche über das Alter und untrügliche Mittel alt zu werden*; von *Joh. Sam. Schröter*, Superint. u. Oberpfarrer zu Buttſtadt u. ſ. w. 1ſte Lief. 1807. IV u. 123 S. 8. (16 Gr.) S. Rec. des Buches ſelbſt 1805. No. 36.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller.* Ausgearbeitet von *J. G. Meuſel.* 8ter Bd. 1808. 584 S. 8. (3 Thlr.) S. Rec. der 4 erſten Bde. 1804. No. 234.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1808.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig, b. Nicolai: *Matériaux pour servir à l'histoire des années* 1805, 1806, 1807. Dedié aux Prussiens par un ancien compatriote. Nouvelle édition. 1808. 215 S. 8.

Unſere Anzeige dieſer Schrift kommt, wenn Anzeigen dieſer Art nur das bezwecken ſollen, die Kenntniſs von dem Daſeyn eines Buches zu verbreiten, und die Aufmerkſamkeit des Publicums rege zu machen, zu ſpät; denn es iſt gewiſs bereits in den Händen aller, die für neuere Geſchichte und Politik ſich irgend intereſſiren. Kein Werk iſt erſchienen, welches über Preuſſens Fall ſo viel Aufſchluſs gäbe. Wenn man es nicht längſt wüſste: ſo würde man das Buch gleichwohl nicht leſen können, ohne ſogleich zu fühlen, daſs es von einem Manne herrühre, der in dem geheimſten Rathe ſelbſt Sitz und Stimme und das von lange her hatte. Immerhin wird es daher für ſpätere Geſchichtſchreiber ſeinen Werth behalten, wenn die elenden Brochuren, womit wir überſchwemmt worden, welche für die Tabagien verdorbener Handwerker und Bauern, für die politiſchen Saufgelage in Dörfern und Städten, und zur Tödtung der läſtigen Langeweile das vornehmen Pöbels geſchrieben ſind, längſt vergeſſen ſeyn werden. Ein Werth würde dieſem Werke immer bleiben, ſelbſt dann, wenn es noch parteyiſcher wäre, als es iſt, wenn es noch beſtimmter die Richtung hätte, die zu vertheidigen, welche in dem geheimſten Rathe des Königs ſaſsen, und wenn noch mehr das Ganze darauf ausginge zu beweiſen, daſs alles ſo habe kommen müſſen, wie es gekommen. Alle Quellen, woraus wir für den Gang der öffentlichen Begebenheiten ſchöpfen, in ſo fern ſie von Perſonen herrühren, welche die Hand ſelbſt im Spiel hatten — von Urkunden iſt nicht die Rede — ſind nie ganz ungetrübt. Jeder, der ſeine Memoiren ſchreibt, oder die Memoiren derer, mit denen er lebte und die Geſchäfte betrieb, oder die Urſachen und Folgen der Begebenheiten, an denen er Theil nahm, entwickelt, iſt und muſs immer parteyiſch ſeyn, und er muſs es um ſo mehr ſeyn, je mehr er in den Geſchäften nicht ein Ball des Zufalls war, ſondern wuſste, was und warum er es wollte. Es iſt die Sache ſpäterer Zeit, ſpäterer Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber, dieſe verſchiedenen Ausſagen und Anſichten ſolcher mit den Geſchäften vertrauter Männer mit den Urkunden und den Thatſachen zu vergleichen und abzuwägen, und ſo bildet ſich ein motivirtes Urtheil, es bildet ſich das, was man das Urtheil der Nachwelt nennt. Als einen Beytrag, um zu dieſem Zweck zu gelangen, müſſen dieſe Memoiren angeſehen werden, wenn man auch gar nicht von der einſeitigen Anſicht ſich hinreiſsen läſst, und zugleich gar wohl fühlt, warum der Vf. keinesweges alles gab, was er wuſste, warum er über manches mit leichtem Fuſs hinweggleitete. Es iſt nur die Stimme einer Partey, aber dieſe hat einen nicht ungeſchickten Sachwalter gefunden; der Entwurf, die Compoſition, die Ausführung des Werks ſind mit vielem Verſtande, mit nicht geringer Kunſt gemacht. Über manches werden beſſere Nachrichten verbreitet, in einigen wird der Vf. die Unbefangenen und Unterrichteten gewinnen, *ganz* zu ſeiner Anſicht herüberziehen wird er ſchwerlich Jemanden. Wir wünſchten, daſs andere, die an den Geſchäften Theil hatten, auch ihre Darſtellung geben möchten; uns Übrigen bleibt das Vergleichen und Prüfen überlaſſen. Der Fall des preuſſiſchen Staats iſt ein ſo groſses Phänomen, das auf alle durch deutſche Sitte und Sprache Verbundenen einen ſo unberechenbaren Einfluſs hat, daſs man denen, die über den Gang der Begebenheiten reden, und die im Stande waren, beide zu kennen, mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit zuhört.

Bis S. 65 ſpricht der Vf. vom inneren Zuſtande der preuſſiſchen Monarchie. Dieſer Abriſs iſt ganz kurz; weitläuftig darüber zu ſeyn gehörte nicht zum Zweck. Das Rühmliche iſt bemerkt, über Mängel wird leicht hinweggeſchritten; doch enthält auch dieſer Abſchnitt einiges, was weniger bekannt war. Friedrich der Groſse hinterlieſs einen Schatz von 72,000000 preuſſ., ſein Nachfolger dagegen 28,000000 Schulden; Friedrich Wilhelm III aber hatte beym Ausbruche des Kriegs einiges bereits zur Beſtreitung der erſten Rüſtungen erſpart, einen bedeutenden jährlichen Überſchuſs, und die Schulden waren faſt ganz getilgt. Die erſte Zahl ſtimmt nicht mit dem, was man ſonſt annahm; doch muſs man glauben, daſs der Vf. beſſer unterrichtet war. Am intereſſanteſten in dieſem Abſchnitte hat uns das geſchienen, was über die Compoſition des Kabinets und deſſen Geſchäftsgang vorkommt. Das Verhältniſs deſſelben zu dem General-Directorio oder den Miniſtern war bekannt genug, und der ſcandalöſe Streit, der zwiſchen dieſen beiden Behörden öfters, und in der ſpäteren Zeit faſt immer erbitterter geführt

ward, war dem gröſseren Publico ſelbſt nicht unbekannt geblieben. Es war zu Aller Kunde gekommen, wie das Amt der Schreiber im Kabinet Friedrichs des Gr. unter den folgenden Regenten zum höchſten Miniſterium umgewandelt ward, und wie nunmehr die geheimen Kabinets-Räthe über die Miniſter herrſchten, und die letzteren immer mehr nur Büreau-Chefs wurden. Aber der Einfluſs des königlichen Freundes, des Hn. v. K....., oder wenigſtens die Inſtruction, die ihm der König am Tage ſeiner Thronbeſteigung gegeben, und die Manipulation der Geſchäfte in dieſem höchſten, geheimen Rathe war weniger bekannt. Bey dem hohen Pflichtgefühle des Königs, bey ſeiner Achtung für Recht, der Strenge gegen ſich ſelbſt, möchte auch in ruhigen Zeiten die alte Form, welche von hochverehrter Hand herſtammte, minder nachtheilig geworden ſeyn. Andere Zeiten aber führen andere Menſchen herbey: und dieſe bedürfen unter anderen auch anderer Formen. Doch es iſt ſo ſchwer das Alte zu ändern. Das Genie, das jene Formen geſchaffen hatte, hatte ſie zu ſeinem Gebrauch gebildet; daſs ſie unter anderen Händen ganz etwas anderes werden muſsten, war begreiflich; es war aber auch vielleicht ein nicht viel geringeres Talent, auf jeden Fall ein groſser Charakter dazu erfoderlich, die Formen zu zerbrechen, und andere und beſſere zu ſchaffen. Es war, ſo viel man vernommen, zuweilen die Rede von der Creation eines Kabinets- oder Principal-Miniſters, aber um dieſs durchzuſetzen, hätten die nächſten Umgebungen des Hauptes gewonnen, und der höchſte Wille ſelbſt damit einſtimmen müſſen: man weiſs, was ſich dagegen ſetzte. Unſer Vf. ſucht die Kabinets-Einrichtung zu rechtfertigen, indem er ſagt: die Glieder deſſelben ſeyen ja wirkliche Miniſter geweſen, nur hätten ſie den Namen nicht gehabt, das Ganze ſey ein bloſser Wortſtreit. Die Sache iſt wahr, ja mehr als dieſs, die Kabinets-Räthe waren allein die Miniſter, und die Miniſter waren es nicht. Daſs aber den Gliedern des Kabinets der Titel fehlte, war ſchon ein Übel, doch würde auch mit dem Titel der Sache nicht haben abgeholfen werden können. Die beiden Kabinets-Räthe, welche die wichtigſten, die inneren und auswärtigen Geſchäfte leiteten, waren bürgerlicher Abkunft, die Miniſter waren von Adel, aus den angeſehenſten Familien des Landes, ſie ſollten repräſentiren und imponiren, aber jeder wuſste, wie dieſe jenen dem Weſen nach untergeordnet waren. Konnte dabey Ordnung beſtehen? An Streit zwiſchen beiden Theilen fehlte es nicht, und dieſer Streit muſste höchſt verderblich werden. Es klingt ſeltſam, wenn man immer hört, der Adel habe Preuſſen zu Grunde gerichtet, da die beiden erſten Stellen in unadelichen Händen waren, und da eben damals und mit dadurch eine Reibung zwiſchen Adel und Nichtadel erwuchs, die bereits lange vor der ſchrecklichen Kataſtrophe beſtand. Es haben preuſſiſche Schriftſteller zu ſeiner Zeit ſo ziemlich als Blinde von der Farbe von der hannöveriſchen Secretarien-Regierung geſchrieben: aber in Hannover referirten die Secretäre den Miniſtern, und dieſs war in der Regel; in Preuſſen referirten gleichſam die Miniſter den Secretären, und dieſs war es nicht. Auch haben wir geleſen, daſs mit den preuſſiſchen Kabinetsräthen die Staats-Secretäre in den neuen im weſtlichen Europa gegründeten Reichen ſind verglichen worden. Allein wie kann man dieſs, wenn man einigermaſsen nur mit dem Gange der Geſchäfte und den Formen dieſer Reiche vertraut iſt? Hier iſt nur *Ein* Staatsſecretär; und dieſer hat den Rang der Miniſter, oder er iſt es wirklich, doch iſt dieſs noch das wenigſte. Der Regent hat einen Staatsrath, darin haben alle Miniſter Sitz und Stimme, der Regent präſidirt, vernimmt in wichtigen Angelegenheiten ſeine Miniſter und Staatsräthe, ganz unabhängig von ſeinem Staatsſecretär. In Preuſſen war dieſs, der hergebrachten Form nach, nie der Fall. Es iſt aber ganz etwas anderes, wenn der Regent den Rath ſeiner Miniſter und Räthe in der Verſammlung vernimmt, und wenn ein einzelner Miniſter beym Könige um eine Audienz bittet, in den Angelegenheiten ſeines Departements mit ihm ſpricht, und das Reſultat davon abhängt, wie nachmals die Sache im Kabinet, wohin der Miniſter keinen Zutritt hat, verhandelt wird. So viel uns bewuſst, war weiland nur in Öſterreich eine ähnliche, jedoch weſentlich verſchiedene Einrichtung. Zu Wien war auch ein Kabinet, das über die Miniſter hinausging, und die Einführung des Conferenz-Miniſterii, wo der Kaiſer präſidirte, welche ein trefflicher Prinz einleitete, gedieh nicht. Aber weſentlich verſchieden war doch die Einrichtung von der zu Berlin. Denn in Wien war ein Kabinets-Miniſter aus gräflichem Geſchlecht, er war der Form und der Sache nach immer der Principal-Miniſter, und wenn es eben nun nicht beſſer ging, ſo war nur die Wahl nicht auf den rechten gefallen, aber die Form war offenbar beſſer.

Wir ſind weit entfernt, auf eine Form zu viel geben zu wollen; allein es iſt auch nicht gleichgültig, welche zur Betreibung der Geſchäfte gewählt werde, und es giebt Formen, die, indem ſie gleichſam einen perpetuirlichen inneren Krieg veranlaſſen, wenn anders nicht Eine allmächtige Hand alle in Schranken hält, nimmer zu rechtfertigen ſind. Am aller fühlbarſten muſsten die ſchlimmen Folgen ſich in Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zeigen, da der Miniſter dieſer freyen Zutritt zum Könige hatte, das Kabinet aber auch, und alle drey Theile oft gar verſchiedener Meinung waren. Läſst ſich nicht daraus ſchon das Schwanken erklären? Bey den fehlerhafteſten Formen vermögen freylich auſserordentliche Menſchen Auſserordentliches zu leiſten, aber ein ſolcher Mann iſt — ein Geſchenk der Götter. Zuweilen hat man ſein Auge auf einen Fürſten geworfen, der durch Geburt und Anſehen imponiren konnte; aber ſeine politiſche Schüchternheit, ſein Alter, machten ihn zum Zweck untüchtig, auch entſprachen Andere, auf die man hoffnungsvoll hinſah, dem Zweck nicht.

Digitized by Google

Die ſchwierige Lage entwickelt unſer Vf. nachher bis S. 100, und erwähnt die Verhältniſſe Preuſsens bis zur dritten Coalition: „*Deux causes expliquoient la fortune de la Prusse, la superiorité morale de son gouvernement et sa position géographique. Deux causes en devaient être l'écueil, un homme de génie sur quelque trône voisin et dans ses rapports géographiques un bouleversement essentiel.*" Hierüber wird in der Folge commentirt, höchſt belehrend oft, höchſt unterrichtend, aber wie immer, auch nicht ſtets überzeugend. Freylich lautet Preuſſens Lage nach unſerem Autor ganz anders, als die, welche Preuſſens Fähndriche, — Journaliſten, und das berliner Theater-Publicum in ſpätern und noch weit ſchwierigern Zeiten annahmen. Schrecklich aber iſts zu ſagen, daſs ſolche Menſchen, die einen ſo engen Geſichtskreis hatten, früh wie ſpät Einfluſs auf die öffentliche Meinung gewannen, und noch ſchrecklicher, daſs man ſie nicht zu zügeln vermochte. Wir haben immer dafür gehalten, es müſſe der Bildung einer falſchen öffentlichen Meinung durch die Regierungen ſo vorgebaut werden, daſs ſie die beſſeren Schriftſteller für ſich gewinne. Aber dieſe beſſeren, politiſchen Schriftſteller ſind nicht unterſtützt worden.

Es iſt nicht möglich, dem Vf. in Allem zu folgen, wir müſsten ein Buch ſchreiben, und es iſt unnütz, einen Auszug zu geben, da Jedermann daſſelbe geleſen hat. Wir beſchränken uns deſshalb auf Einiges. Iſt es wahr, daſs Preuſſen auf der höchſten Stufe des Anſehens und der Ehre ſtand, als Friedrich der Groſse ſtarb? Der bayerſche Succeſſions-Krieg, die Verbindungen der beiden Kaiſerhöfe, die Plane, die ſie auf Bayern und ſonſt hatten, ſind ſie unbekannt? Der Löwe ſtand auf, er ſchüttelte ſeine Mähne, ein Reſt hoher perſönlicher Achtung, welche die talentvolle Regentin des Nordens, welche der ſüdliche jüngere Nachbar vor ſo verdientem Alter hatten, leiſteten wohl mehr, als der Fürſtenbund; die Projecte wurden aufgeſchoben, nicht aufgehoben. So kam Friedrich Wilhelm II zur Regierung, die Lage war ſchwierig, die Regierung ward ſchlecht, und immer ſchlechter, und nur eine Hand wie die, welche die Treibhauspflanze künſtlich erzogen, konnte ſie auch ferner erhalten. Die Fehler dieſer Regierung werden dreiſt geſchildert. Iſt aber das Urtheil über den Gr. Herzberg auch nur gerecht, hat ſich nichts Fremdartiges eingemiſcht? Des hocheiteln Mannes hocheiteles Benehmen kann Niemand vertheidigen; daſs er dadurch geſchadet, wer kann es leugnen? Aber ihn als einen Don-Quixotte darzuſtellen, wie hier geſchieht, wer möchte da nicht zum Unwillen gereizt werden? Giebt es keine Nachwelt für die, welche ihm folgten? Als Herzberg das Heft übernahm, war Preuſſen ohne alle Verbindungen, die Kaiſerhöfe dagegen in Allianz. Die Expedition nach Holland führte zur Verbindung mit England; Türken und Schweden und Polen gegen Ruſsland oder Öſterreich zu unterſtützen, war ſein Plan, er wollte nicht Polen zerreiſsen; für Danzig und Thorn, das er begehrte, ſollte Polen Galizien haben, Öſterreich auf Koſten der Türken entſchädigt werden. Wer hat die Dreiſtigkeit, dieſen den Plan eines Thoren zu nennen? Es war der einzige, der aus höchſtverdrieſslicher Lage zu retten vermochte. Waren denn die Kräfte zu ungleich? Herzberg ſagt, daſs er nicht frey habe handeln können, daſs man im Innern ihm die Hand gelähmt habe. Alles ſcheiterte, Preuſſen zog gegen Frankreich, Polen ward getheilt, Herzberg geſtürzt, das Vertrauen zu Preuſſen wankte immer mehr, und was man von der Hand Catharinens von Polen erhielt, war, wir müſſen es annehmen, daſs es das preuſſiſche Kabinet ſelbſt fühlte, eine Erniedrigung, kein Glück zu nennen. Im Krieg gegen Frankreich und Polen büſste der militäriſche Ruhm der Preuſſen die jungfräuliche Ehre ein. Freylich folgte nun auch der Friede von Baſel, dem der Vf. mit Recht Böſes nachſagt; doch lieſs er ſich noch entſchuldigen, wenn man an die Selbſtſucht und die Fehler der Coalition denkt. Niemand von den Alliirten, als allein Spanien, Niemand war von kleinlichen Nebenrückſichten frey. Freylich folgte nun Eins aus dem Anderen; aber das erſte Glied der Kette anders eingehakt, wäre auch alles anders gekommen. Konnte aber das, was dem baſeler Frieden folgte, die Stände des nördlichen Deutſchlands mit dem Vertrauen beſeelen, das etwa im ſiebenjährigen Kriege geherrſcht hatte? Wer auch jenen Frieden aus jenen Gründen allenfalls vertheidigen möchte, wer könnte aber das, was bis zum Ausbruch des zweyten Coalitions-Kriegs erfolgte, zu vertheidigen übernehmen?

Die Art, wie Kaiſer Paul drohend den Beytritt zur zweyten Coalition foderte, mochte die Ablehnung eines ſo hochmüthigen Antrags allenfalls auch entſchuldigen. Aber gab es ſpäter keinen geſchickteren Moment, der Coalition beyzutreten, und das Vertrauen der Mächte wieder zu gewinnen? Unſer Vf. ſagt mit Recht: Frankreich zu vernichten, war Preuſſens Intereſſe gar nicht; dieſs iſt wahr, aber davon war man auch weit entfernt. Und wären die Alliirten ſo vereint geblieben, und ſo glücklich, was würde dann aus Preuſſen geworden ſeyn? — Wer konnte es erwarten, ſagt unſer Vf. ferner, daſs, als die Thorheiten des Directoriums und das Glück der Alliirten Frankreich ſo ſehr gedemüthigt hatten, daſs eben damals ein Schifflein glücklich über die Wogen durch die Flotte der Feinde, Cäſarn und ſein Glück unverſehrt nach Frejus tragen würde? Freylich wuſste dieſs Niemand, aber bevor Er an die Spitze kam, waren auch ſchon die Begebenheiten bey Zürich vorgefallen, und die Engländer in Holland eingeſchifft. Wenn geholfen werden ſollte, muſste die Hülfe früher kommen.

Indeſs, ſcheint es uns, giebt es noch eine andere Rechtfertigung. Die Finanzen waren erſchöpft; wie wenig von einer Coalition zu hoffen ſey, war leider aus früheren Beyſpielen bekannt, wenn man nicht auf ausgezeichnete Individuen rechnen konnte;

Digitized by Google

endlich aber ſaſs damals in Ruſsland Paul auf dem Thron, der gar wandelbaren Geſinnungen ergeben war. So ward die Schlacht von Marengo denn gewonnen, der Friede von Lüneville und Amiens erfolgte. — Als der Streit nach dem letzten Friedensſchluſs bald darauf zwiſchen Frankreich und England wieder ausbrach, wollte das erſtere Hannover beſetzen. Früher war Preuſſen der nordiſchen Coalition gegen England, nicht aber der ſpäteren ruſſiſchen darauf erfolgten Convention beygetreten. Man fühlte die Gefahr der franzöſiſchen Nachbarſchaft in Hannover; es ward von Preuſſen nicht ohne Hoffnung, daſs Frankreich einſtimmen werde, (und dieſs iſt nie ſo bekannt geweſen) England angetragen, daſs preuſſiſche Truppen Hannover beſetzen, und es ſo der franzöſiſchen Occupation entziehen ſollten, unter der Bedingung, daſs Preuſſen die volle neutrale Fahrt, etwa nach der Convention vom J. 1780, zugeſtanden würde. Für Preuſſen wäre dieſs unendlich viel, für Frankreich, ſelbſt für England nicht unbedeutend geweſen. Der Vorſchlag ward zu London verworfen. Unſer Vf. ſagt, aus brittiſchem Stolz, der von ſeinen prätendirten Seerechten nicht laſſen wollte. Dem ſey wie ihm wolle, gewiſs war dieſs wenigſtens nicht allein der Grund, ſondern das gewiſs eine Urſache mit, daſs der König von Groſsbritannien, vollends als Kurfürſt von Hannover, kein Vertrauen zum berliner Kabinet mehr hatte: und nach allem, was vorgefallen war, wie konnte er es haben? Sobald die Franzoſen Hannover beſetzt hatten, waren der Discuſſionen zwiſchen Frankreich und Preuſſen unendliche, doch wurden ſie noch nicht mit Bitterkeit geführt, Napoleon wuſste, daſs und wie der König über ihn urtheile.

Von S. 100 bis zu Ende wird von dem dritten Coalitionskrieg, von dem Betragen Preuſſens während deſſelben, von ſeinem ſpäter erfolgten eigenen Krieg und Unglück geſprochen. Zuerſt wird bemerkt, wie die verbundenen Mächte dieſs Mal gar nicht Preuſſen zum Beytritt gegen Frankreich angingen, dann wie Ruſsland, durch ein Corps, Preuſſen dazu zwingen, und, da das letztere Ernſt zeigte, dazu bereden wollte. Doch der König war aus Überzeugung für die Neutralität. Aber Ruſſen ſollten in Pommern landen, und Hannover den Franzoſen abnehmen, und Preuſſen hatte dieſen früher verſprochen zu verhindern, daſs kein Feind Frankreichs Hannover beſetzen ſolle; und auf dieſs Verſprechen hin hatte Napoleon die Zahl ſeiner Truppen daſelbſt vermindert. Jetzt war man von neuem in der Klemme, und ein Krieg mit Ruſsland, oder eine Entehrung zu wählen, als gleichſam recht unverhofft und glücklich Bernadotte durch die preuſſiſch-fränkiſchen Beſitzungen zog. Dieſs ward nun bekanntlich benutzt und gegen Frankreich declarirt, man ſey hiedurch nun zu nichts weiterem verbunden. Höchſt intereſſant iſt, wie der König früher erklären wollte, daſs er in ſeinen fränkiſchen Beſitzungen, wie in den früheren Kriegen geſchehen, und wie kaum, ohne in gröſsere Übel zu verfallen, zu vermeiden war, den kriegenden Theilen den Durchzug verſtatten wolle, und wie das Kabinet ſeine entgegengeſetzte Meinung durchſetzte, um nicht eine Schwäche zu geſtehen, von der man jedoch auf allen Dächern ſprach. Der Kaiſer von Ruſsland kam nach Berlin, und am 3 Nov. 1805 ward, durch den Tractat zu Potsdam, der König den Alliirten zugeſellt. Nun endlich, nach langem Zaudern, kommt die entſcheidende Stunde. Es wurden billige Bedingungen zum allgemeinen Frieden zwiſchen Öſterreich, Ruſsland und Preuſſen verabredet; aber man war überein gekommen, daſs der Graf Haugwitz erſt dieſe Bedingungen Napoleon vorlegen ſollte, und wenn er ſie verwürfe, daſs alsdann erſt der König zum Krieg verbunden ſeyn ſollte. Gleichwohl war die Niederlage der Öſterreicher bey Ulm, das Vordringen der Franzoſen auf Wien bekannt genug; jetzt ſchien der Moment zu ſeyn, ſogleich zu handeln. Hier heiſst es nun, die preuſſiſche Armee habe erſt von der Weichſel zurück gemuſst; nach dem Urtheil der Kenner habe ſie vor dem 15 December nicht gegen Frankreich agiren können. Iſt dieſs aber gewiſs? Es iſt ohne Zweifel einer der wichtigſten, zu erweiſenden Puncte. Die Schlacht von Auſterlitz erfolgte den 2 Dec.; nach dieſer Schlacht war freylich an nichts weiter zu denken. Aber noch einmal, iſt es gewiſs, daſs die Preuſſen nicht vor dem 15ten agiren konnten? Was wir damals geſehen, was wir vernommen haben, ſchien dagegen zu ſprechen; aber die officielle Entſcheidung müſſen wir anderen überlaſſen. — Haugwitz zu Wien lieſs den Friedensvorſchlag nach jener Schlacht ruhen, und kam mit einem Vertrag zwiſchen Frankreich und Preuſſen zurück. Cleve und Neufchatel ſollten an Frankreich, Anſpach an Bayern abgetreten werden, jedoch ſollte das letztere Preuſſen zum beſſeren Arrondiſſement für Bayreuth einen Strich mit 20000 Menſchen abtreten, und Frankreich den Preuſſen Hannover geben. Der Vf. iſt ein groſser Verehrer dieſes Vertrags: aber war denn die Weſer eine ſo feſte Grenze, während das ſüdliche Deutſchland franzöſiſchen Alliirten hingegeben war? Freylich mehr Land und Leute wurden erworben; aber man bedachte denn auch nicht, daſs man in einen Krieg mit England kommen und der Handel zur See nebſt 400 Schiffen, wie geſchah, verloren ſeyn würden. Zwar meint der Vf., das würde mit jenem Tractate allein noch nicht erfolgt ſeyn: aber wir bezweifeln es. In Berlin ward der Vertrag nur mit Modificationen angenommen, der Moment war verſäumt. Napoleon ward beleidigt, er gebot, und man gehorchte; aber Bayern ward von den abzutretenden 20000 Menſchen frey geſprochen, und Preuſſen ſollte die Häfen der Nordſee den Engländern verſchlieſsen. So führte Zaudern zu neuem Übel.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1808.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig, b. Nicolai: *Matériaux pour servir a l'hiſtoire des années* 1805. 1806. 1807. etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Schweden blockirte auch die preuſſiſchen Häfen der Oſtſee, und Ruſsland verbot Rache an ihm in Pommern zu nehmen. So weit war man denn mit allem Zaudern und Laviren gekommen! Aber Napoleon ſchritt fort, als wäre kein Preuſſen mehr, er verachtete es, der rheiniſche Bund ward erklärt, Preuſſen quälte ſich vergebens ab, einen nordiſchen zu Stande zu bringen, und nun kam die Nachricht, daſs Frankreich beym Frieden mit England Hannover auch wohl gar an Georg III wieder abtreten könne; dazu das Geſchrey der Officiere und des Volks nach Krieg: ſo brach er aus, ohne alle weitere vorläufige Verbindung, der ſchreckliche Kampf. S. 159 u. ff. heiſst es unter andern: *Le roi n'avoit pas été patient, pacifique par indifférence. L'honneur chez lui étoit délicat, ombrageux même. Il auroit ſacrifié beaucoup au charme de la gloire, ſi le devoir n'avoit pas été plus à ſes yeux. Tout ſon regne n'avoit été qu'une ſuite de victoires remportées ſur lui-même. Méconnu, pour avoir préféré ſon peuple à des conſidérations ſéduiſantes, ſa recompenſe n'étoit plus que dans ſon coeur. Pour ſauver cette dernière conſolation, ſa propre eſtime, il falloit qu'au beſoin il ſe retrouvât conſéquent, et qu'après avoir repouſſé la guerre, pour ne la faire qu'en défenſeur de ſon peuple, il ne la craignît pas quand ſon peuple étoit menacé. La diſproportion des moyens étoit immenſe, mais en eux-mêmes les ſiens étoient beaux. Se laiſſer dépouiller à la tête de deux cent mille hommes, ſans eſſayer du moins ce que pourroit l'heroïsme, il n'étoit pas de calcul qui colorât ce deshonneur.* Späterhin kommen die merkwürdigen Worte vor: *et ſi, de l'autre côté, l'enthouſiasme de la nation, le cri des cours, l'amertume des écrivains, la déſolation de l'armée n'étoient devenues pour le roi une tyrannie inſupportable. L'opinion étoit enfin une puiſſance. — Le roi étoit abſolu. — Mais on s'effraye de l'idée des choſes, qui pouvoient être vrayes un jour, ſi la nation ſe croyoit enfin avilie, et qu'au lieu des reproches vagues, balancés, qu'on avoit fait long-tems au gouvernement, un mépris fondé ſur des faits et ſur des faits graves, devenoit le ſentiment général.* —

So war man denn zum Krieg gekommen, zum Krieg gezwungen, zum Krieg ohne alle weitere Hülfe, zu einem Krieg, der allein unternommen, was auch die Energumen ſagten, nothwendig zum Verderben ausſchlagen muſste, und ſo hatte denn freylich alles kommen müſſen, wenn man zugiebt, daſs alles Vorhergehende ſo und nicht anders ſeyn konnte. Dieſs iſt es aber, wovon wir uns nicht überzeugt halten, und wir zweifeln, daſs irgend jemand, der nicht zum voraus bereits Partey iſt, durch dieſe Schrift davon ganz überzeugt werde. Es iſt und bleibt ein entſetzliches Schauſpiel, aber mit Necker zu reden: Wer kann für einen Anderen Charakter haben? —

Die letzten Bogen beſchäftigen ſich damit, die Begebenheiten bis zum Frieden zu Tilſit mit wenig Worten anzuführen, die Urſachen zu entwickeln. Dieſs alles geſchieht auf eine einleuchtende, befriedigende Weiſe; jeder wird im Ganzen damit einverſtanden ſeyn. Nach den erſten gewaltigen Schlägen ſandte der König Luccheſini und Zaſtrow an Napoleon, ſie fanden eine beſſere Aufnahme, als ſie erwarteten, der Friede ward entworfen. *Les conditions étoient dures, mais comparées à la paix de Tilſit, elles étoient une fortune.* Von Südpreuſſen ward darin gar nicht die Rede, und Magdeburg und die Altmark blieben dem Könige, 25 Millionen ſollten als Kriegs-Contribution bezahlt werden. Friedrich Wilhelm unterzeichnete mit ſchwerem Herzen. Aber in der Zeit lieſen die Nachrichten ein, wie ganze Corps und die bedeutendſten Feſtungen auf den Klang einer feindlichen Trompete fielen, jetzt wurde vom Kaiſer der bekannte Waffenſtillſtand zu Charlottenburg, unter dem 16 Nov., in Vorſchlag gebracht, von den preuſſiſchen Abgeordneten unterzeichnet, aber vom Könige verworfen; denn wie hätte er auch die Neutralität gegen die Ruſſen in Oſtpreuſſen behaupten können? Der preuſſiſchen, mit den Ruſſen vereinten Armee wird der wohlverdiente Ruhm gezollt. Friede zu Tilſit.

S.

München, auf Koſten der königl. Akad. der Wiſſenſchaften: *Sammlung römiſcher Denkmäler in Bayern.* Herausgegeben von der *königl. Akademie der Wiſſenſchaften in München.* Erſtes Heft. 40 S. Zweytes Heft. 26 S. 1808. gr. 4. (Zum erſten Hefte gehören 7, und zum zweyten 16 Tafeln in Folio mit lithographiſchen Abdrücken der vorzüglichſten gemachten Entdeckungen.)

Die erneuerte königl. Akad. der Wiſſenſch. zu München eröffnet ihre Laufbahn auf eine ſehr würdige und zweckmäſsige Art durch kräftige Unterſtützung der Bemühungen zur näheren und zuverläſſigern Kenntniſs des ehemaligen Zuſtandes von Bayern. Auch die ältere Akademie hatte auf dieſen Punct vorzügliche Rückſicht genommen, und es finden ſich in ihren Commentarien mehrere hieher gehörige ſehr ſchätzbare Aufſätze. Doch ſchienen ſie gröſs-

Digitized by Google

rentheils das Einſeitige zu haben, daſs man gewiſſe Sätze von dem Urſprunge der Nation, von der Lage der bey den Römern vorkommenden Städte u. ſ. w. ohne weitere Unterſuchung als erwieſen vorausſetzte, nur über einzelne Gegenſtände abweichende Muthmaſsungen wagte, und mehr durch Räſonnement als durch forſchenden Blick auf die vor Augen liegenden Denkmale die Lage der Orte zu beſtimmen ſuchte. Durch Hn. Prof. *Mannerts Bojoaria* erlitt das ganze Gebäude, folglich auch das angenommene Syſtem von der Stelle, wo einſt ſich römiſche Städte befanden, eine Erſchütterung. Er glaubte aus dem Zuſammenhange der Straſsen erweiſen zu können, daſs es nie zwey *Campodunum*, ſondern nur eins, die Stadt Kempten, gab; daſs man die wichtige Station *Pons Oeni* unmöglich in der Gegend von Alt-Oetting, ſondern in der Nähe von Roſenheim ſuchen dürfe u. ſ. w. Nothwendig muſsten dieſe Neuerungen, welche alles ſeit Generationen als Wahrheit Angenommene zu vernichten droheten, lebhaften Widerſpruch von allen denen finden, welche in den ehemaligen Ideen aufgewachſen waren. Er erhob ſich ſchnell von mehreren Seiten, und zum Theile mit einer Heftigkeit, welche ſehr natürlich iſt, wenn Männer nicht nur für die Vertheidigung ihrer individuellen Überzeugungen kämpfen, ſondern auch die Ehre einer Akademie compromittirt glauben. Die Folgen bringen gewöhnlich dem Publicum Vortheil; denn wenn die erſte Hitze ſich gelegt hat, fängt man an, auf einen Theil ſeiner Überzeugungen Miſstrauen zu ſetzen, und das Neue kaltblütiger zu unterſuchen; reinere Wahrheit tritt dann als Reſultat hervor. Jetzt ſchon zeigt ſich die Wahrheit dieſes Satzes. *M's.* Schrift hatte den Stoff zur Unterſuchung der Denkmale und Straſsen an Ort und Stelle gegeben; mit ungewöhnlichem Eifer wird ſie faſt in allen Gegenden Bayerns betrieben, und die vorliegenden beiden Hefte ſind die erſten Früchte dieſer von der Akademie geleiteten Bemühungen. Sie beweiſen, daſs Hr. *M.* zwar im Allgemeinen, aber nicht in ihren einzelnen Wendungen die Richtung der Straſsen getroffen hatte; daſs der *Pons Oeni* in der von ihm bezeichneten Gegend, aber nicht auf dem angegebenen Puncte lag u. ſ. w.

Dieſe Aufklärungen verdankt das Publicum vorzüglich den Bemühungen des geheimen Referendärs Hn. *v. Stichaner*. Er vereinigt alle die Eigenſchaften in ſich, ohne welche ein ähnliches Unternehmen nie gedeihen kann: warmen Eifer für die Sache, unparteyiſchen Unterſuchungsgeiſt unterſtützt durch vielfache Kenntniſſe, entfernt von Hypotheſenſucht, und von dem Hange zur Mikrologie, welcher ſo gerne Gelehrte in einem Lieblingsfache zu beſchleichen weiſs, daſs ſie ſehr merkwürdig finden, was für die übrige Welt unbedeutende Sache iſt. Alle dieſe Vorzüge, ſelbſt ein beträchtlicher Aufwand von Geld, würden unterdeſſen bey einem bloſs ſeinen eigenen Kräften überlaſſenen Manne nichts als Bruchſtücke von Entdeckungen hervorbringen; allgemeines Wirken iſt nur einem Staatsmanne möglich, welcher hinlänglichen Einfluſs hat, um ſeinen Bemühungen die Unterſtützung vieler anderer durch ganz Bayern zerſtreuter ſachkundiger Unterſucher beyzufügen, und dadurch eine allgemeine, durch eigene wiederholte Forſchung berichtigte Überſicht hervorzubringen. Mit ſolchen Mitteln ausgerüſtet konnte Hr. *v. St.* viel leiſten, und in dieſen beiden erſten von ihm bearbeiteten Heften den Anfang von den Reſultaten ſeiner Anſtrengungen der Akademie vorlegen. Das erſte Heft verbreitet ſich über den Zuſtand der bisherigen Kenntniſſe von den Denkmalen Bojoariens, über die unvollſtändigen Unterſuchungen der vielen vorhandenen römiſchen Denkmale, über die entgegenſtehenden Schwierigkeiten und über Hn. *M's.* Behauptungen, von welchen oben geſprochen wurde. Es wird gezeigt, daſs die Straſse von Salzburg nach *Pons Oeni* ihre Richtung nicht ſüdlich vom Chiemſee, wie *M.* glaubt, ſondern auf der Nordſeite hielt, und daſs *Bedaium*, der wichtigſte Ort dieſer Straſse, ſeine Lage in der Nähe von Secon beym Dorfe Bidenhart hatte. Wobey jedoch Rec. vermuthet, daſs die gegebenen Zahlen der Entfernungen, den vorhandenen Denkmalen unbeſchadet, ein näheres Hinrücken nach dem Chiemſee bey Seebruck erfodern. Von *Pons Oeni* wird hier nur im Allgemeinen, ausführlich aber im zweyten Hefte geſprochen, wo die Lage dieſer ehemaligen Stadt und Feſtung durch die vorhandenen Denkmale ſichere Beſtimmung erhält, und die intereſſanteſten Theile der Denkmale ſelbſt eine Beſchreibung erhalten, welche unſere Theilnahme erregt.

Eine Stunde Wegs nördlich vom Flecken Roſenheim liegt an dem weſtlichen Ufer des Inns das Dorf *Langen-Pfunzen*, und ihm gegenüber auf der Oſtſeite das Dorf *Pfunzen;* im Mittelalter hieſs es *Pontena;* es iſt die Stelle von dem *Pons Oeni* der Römer. Noch ſind zwar die Rudera der Gebäude ſelbſt nicht aufgefunden, aber die Meilenſteine in den umliegenden Gegenden, die Spuren der hieher leitenden alten Straſsen, und die vielfachen in der Nähe ausgegrabenen Alterthümer erlauben keinen Zweifel gegen die Annahme, daſs die Stadt an der Stelle des heutigen Dorfes, oder wenigſtens ganz in der Nähe lag. Die ausgegrabenen Alterthümer beſtehen theils aus Urnen, Schaalen, Lampen, Münzen vom *Marc. Aurel*, *Diocletian*, *Conſtantius*, und aus geſchmolzenen Glasſtücken, welchen eiſerne Nägel u. ſ. w. innig einverleibt ſind: zum Beweiſe, daſs ein hier ſtehendes Gebäude durch Feuer vernichtet wurde, welches zwar das Glas, aber nicht die Metalle zum Schmelzen brachte. Vor allem aber zieht das Auge des Beobachters das ungeheure Magazin von Töpferarbeit an ſich, welches bey dem nahe gelegenen Weſterndorf nur einen Schuh tief unter der Erde entdeckt wurde, bis auf 5 Schuh Tiefe ſich erſtreckt, und den ganzen Flächenraum eines Morgen oder Tagwerk Landes ausfüllt; es ruht auf einem Boden von viereckigen gebrannten Steinen. Gefäſse von der mannichfaltigſten Art liegen hier ſo dicht auf- und ſo gedrängt an einander, daſs die meiſten unter der drückenden Laſt längſt zerbrochen ſind, die übrigen aber nur durch äuſserſte Vorſicht unbeſchädiget, oder ſo, daſs die Trümmer ſich wieder in ein Ganzes fügen, hervorgeholt werden können. Man kommt in Verſuchung, die unermeſsliche Sammlung nicht für ein Magazin, ſondern für die Fabrik zu erklären, wo dieſe Vaſen für das

Digitized by Google

Bedürfniſs ganzer Länder bereitet wurden; um deſto mehr, da man Gefäſse von der nämlichen Structur und Ausfertigung nicht nur an der Nordſeite der Donau, ſondern auch bey den neuen Entdeckungen in Frankreich und bey dem Bade zu Woodcheſter in England einzeln vorgefunden hat, und weil thönerne Röhren mit thönernen Zapfen und Unterſätzen häufig in dem nämlichen Magazine zum Vorſcheine kommen, welche vielleicht zur Leitung des Feuers in den Brennöfen angewendet wurden. Der Schluſs ſcheint äuſserſt natürlich, daſs der feine Thon der Gegend beſonders brauchbar für dieſe Arbeiten gehalten, und zu einer öffentlichen Anſtalt benutzt wurde. Doch ſteht dieſer ſehr wahrſcheinlichen Vermuthung eine bedeutende Schwierigkeit entgegen. Die römiſchen Töpfer hatten den Ehrgeiz, jedem von ihnen verfertigten Gefäſse ihren Namen aufzudrücken; und hier findet ſich dieſer Namen eine ſolche Menge, daſs durch die genaue Abzeichnung derſelben die ganze 13te u. 14te Foliotafel des zweyten Heftes angefüllt iſt, ob man gleich nur einen kleinen Theil der Gefäſse aus dem Boden hervorgeholt hat. Es bleibt alſo keine andere Wahl übrig, als anzunehmen, daſs entweder bey der groſsen Fabrik ſehr viele Meiſter angeſtellt waren, oder daſs man die Vaſen aus vielen Gegenden hieher in das allgemeine Magazin lieferte.

Sie ſind ſämmtlich aus feiner Töpfererde verfertigt, ſehr hart gebrannt, roth im Anbruche, und gröſstentheils auf der Auſsenſeite mit einem glänzenden, rothen Firniſſe überzogen. Überdieſs zeigt dieſe Auſsenſeite geſchmackvolle Verzierungen, ungefähr ſo, wie wir ſie jetzt an den Einfaſſungen der Papiertapeten in unſern Zimmern haben; und dann noch die mannichfaltigſten Figuren von allen Gottheiten, mythiſchen Vorſtellungen, Opferceremonieen, Menſchen, Thieren und Vögeln aller Art. Die Figuren wurden einzeln dem Thone eingedruckt; ſelbſt die Matrizen, durch welche der Abdruck geſchah, finden ſich in dem Magazine, und beſtätigen die Vermuthung, daſs hier die Stelle der Fabrik ſelbſt war. Die Namen der Töpfer etc. erhielten ihr Daſeyn nicht mit einem Abdrucke im Ganzen, ſondern durch die Stempel der einzelnen Buchſtaben; denn die nämlichen Namen erſcheinen auf den Vaſen auf verſchiedene Art abgedruckt, z. B. der Töpfer SECVNDINVS findet ſich auch ſo: SECANDINAZ. Sehr richtig bemerkt Hr. *v. Stichaner*: „dieſer geringe Umſtand iſt nicht unwichtig, wenn man bedenkt, wie nahe die Römer der Kunſt waren, welcher wir die wohlthätigſten Folgen für das menſchliche Geſchlecht zueignen, und daſs es nur eines Schritts bedurfte, um von der Töpferarbeit zur Buchdruckerey überzugehen."

Unentbehrlich für die Beſchreibung ſind die mit lobenswürdiger Sparſamkeit beygefügten Abdrücke der Figuren. Sie enthalten, auſser den hieher gehörigen Straſsen der *Peutingeriſchen Tafel*, den Feſtungen der *Notitia Imperii*, und den aufgefundenen Meilenſteinen, eine ſehr ſchön und richtig gezeichnete Situationskarte der umliegenden Gegend; ferner die unbeſchädigt hervorgeholten Urnen, Vaſen, Schaalen, Lampen, und dann eine Menge einzelner Bruchſtücke, theils mit ſchwarzem Abdrucke, theils in ihrer natürlichen rothen Farbe. Die Auswahl wurde nicht nach bloſser Liebhaberey, ſondern mit ſtrenger Auswahl deſſen gemacht, was zum Beweiſe des Vortrags dienen kann. Folglich erblickt der Leſer die Abbildungen von den verſchiedenen Arten der angebrachten Verzierungen, die Gottheiten, und die übrigen Figuren, getreu der Natur nachgezeichnet, ohne alle Verſchönerungen, welche in den franzöſiſchen Prachtwerken, und in dem „*Account of Roman Antiquities discovered at Woodcheſter, Lond.* 1797." ſo häufig trügen. Auſser der Treue empfehlen ſich dieſe Zeichnungen auch durch ihre Wohlfeilheit, da ſie nicht von Kupferplatten abgedruckt, ſondern in der Steinſchrift ausgefertigt ſind, welche zu München einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erreicht hat. — Neue Ausbeute bringen ohne Zweifel die noch immer an Ort und Stelle fortgeſetzten Unterſuchungen. Die nächſten Hefte werden ſich mit der Hauptſtraſse beſchäftigen, welche von *Pons Oeni* theils nach Augsburg, theils mit gerader Durchſchneidung des Landes weſtlich nach Kempten lief. Häufig zeigt ſich nach beiden Endpuncten hin die Richtung der alten Straſse, und römiſche Denkmale begleiten ſie überall in der langen Strecke. Auch in den übrigen Gegenden Bayerns häufen ſich die gemachten Entdeckungen mit jedem Tage, und gewinnen an Zuſammenhang: ſo daſs wir innerhalb weniger Jahre einem, ohne Hypotheſenſucht, ohne leere Stützung auf erzwungene Namensähnlichkeiten, vollendeten Ganzen entgegen ſehen dürfen, wie es kaum ein anderes Land aufzuweiſen haben wird. Der Dank des Publicums erwartet den reinen, von allem Privatintereſſe entfernten, Eifer des Hn. *v. St.*, und die ihr Ehrenmitglied mit voller Theilnahme unterſtützende königliche Akademie der Wiſſenſchaften. Vd. Hg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Beleuchtungen phyſiologiſcher und pſychologiſcher Gegenſtände.* Von F. H. d. r. R. ſen. Rr. *v. Stransky v. Stranka v. Greiffenfels*, Dr. der Philoſophie und Medicin. I Th. 1805. 207 S. 8. (1 Thlr.)

Der Hr. Ritter bewahrt ſich in der Vorrede vor allem Lebloſen, vor den Geſpenſtern der Einbildung, oder des leeren Gedankens, und vor zuſammengeleimten Beobachtungen. Er will mit den Leichen nichts zu ſchaffen haben, ſondern leben und leben laſſen; doch auf das Todte aufmerkſam machen, einige Hinderniſſe aufräumen, die den alten Weg lebendiger Wiſſenſchaft unzugänglich machen, und allenfalls ein oder das andere Material zum Beſſern liefern. Dabey hat er in warmem Eifer für das Gute zugleich auſser dem vorliegenden Werke noch zwey andere Schriften: *Principien der geſamten Philoſophie*, und *Kritik der neueſten Philoſophie*, nebſt dem zweyten und dritten Theil über *Pflanzen- und Thier-Phyſiologie und Gegenſtände der Pſychologie* (wie in einem Athemzug) angekündigt. Wir wollen ſehen. — Zuerſt vindicirt die Einleitung den Alten den Beſitz und Genuſs des tiefſten Einklangs in der Wiſſenſchaft. Dieſs iſt in der Art, wie der Vf. meint, daſs ſich nämlich die Alten um Zeugung wiſſenſchaftlicher Principien bekümmert haben, ganz unnöthig; auch möchte ſo ein doppelſinniger Begriff von den Al-

Digitized by Google

ten, der ſich bemüht, den kräftigen Sinn und Verſtand derſelben mit ſogenannten Principien der Wiſſenſchaft auszuſtatten, ſehr neu ſeyn, wie denn in dieſen Tagen viel Unklares und Läppiſches über die Alten umherläuft. Daſs man geſondert hat, und das Lebendige zerlegt, iſt wahr: hier ſoll's in einander gefügt werden. Daher zuerſt die Bemühung vom inneren Grund der Erſcheinungen zu zeigen, daſs er *auch* ein unſterblicher ſey, denn über das Letzte ſey gar viel Streit geweſen; durch das Waffenglück des Hn. Ritters ſoll er aber beſeitigt werden, und zwar vermittelſt der *Ableitung* des *Niedern* aus dem *Höheren.* Der Kampf beginnt ſo: Entweder (S. 7) hat d. materielle Welt, als ſolche, ihren Urſprung aus ſich ſelbſt genommen; oder danket ſie dieſen einem *Anderen.* Da nun der Hr. Ritter, getreu jener einbilderiſchen Natur ſo vieler irrender Edelleute aus ſeiner Zunft, die materielle Welt eben (was man ſo nennt) als materiell anſieht: ſo iſt er natürlich der Kämpfende für die *andere* Partey, und behauptet ſtandhaft, d. h. das ganze Buch hindurch, das Niedrige ſtamme aus Höherem, das Zeitliche aus dem Ewigen; das pſychiſche Centrum beherrſche die körperliche Peripherie; — alſo innerlich lauter Seele, äuſserlich lauter Leib. Hier hält dann der Hr. R. ſeine Waffenwache, und die Seele iſt da ganz gleich jenem Kaſtellan in der Schenke, den der ſcharfſinnige, edle Don Quixotte von la Mancha gar beſonders geehrt und über ſeine niedrige Zeitlichkeit erhoben hat, ſo daſs er ſich mit der äuſseren Lumpenwelt nur aus der barmherzigen Regung abgiebt, um ihren natürlichen Gebrechlichkeiten abzuhelfen, und darum allein das Wirthsſchild ausgehängt hat. Aus dieſer hohen pſychiſchen Burg führt nun der Hr. R., eingeweiht und waffenfähig, alles Niedere verklärt hervor, und ſchwingt ſich in friſcher Begeiſterung zum Höchſten auf, zum ewigen immanenten und abſoluten Centrum aller Peripherie; die Weihe der Ritterſchaft hat ihn leicht über das kleine Hinderniſs hinweggebracht, daſs vom Centrum aus die Peripherie wieder als das Höchſte erſcheint, und auf keine Weiſe dulden will, daſs das Centrelle etwas Beſſeres und Höheres ſey, denn ſie ſelbſt. — Und wird denn die kindiſche Abgeſchmacktheit und Thorheit der Menſchen niemals aufhören, den lebendigen Gott in ihre Feder- u. Windmühlen-Gefechte von Gegenſätzen und wechſelſeitigen Einflüſſen zu ziehen, ihn zu conſtruiren, und überhaupt ſo zu thun, als ob gar kein Gott ſey, vor dem ſie, der unnützen Worte wegen, Rechenſchaft zu geben hätten? Der Unbefangene weiſs wohl, was von ſolchen Emanationslehren zu halten ſey, verſteht alſo auch leichtlich den Standpunct des Mannes, der hier alten Worten nachbetet, zu würdigen — aber ſelbſt von dieſem Standpunct aus iſt die hiſtoriſche Betrachtung ſo herumſchweifend, daſs man z. B. S. 14 bey Aufzählung der pſychiſchen Phyſiologen Pythagoras, Platon, Ariſtoteles, die Neuplatoniker, Paracelſus, Rob. Flud und van Helmont alle unter dieſer einen Rubrik findet. Auch wieder etwas Ähnliches mit jenes Ritters Anſicht, welcher die Gegenſtände ſo herzhaft verwechſelte. So gründlich philoſophiſch und kritiſch hiſtoriſch geht es dann weiter in der Einleitung fort.

Der in dieſem erſten Theile ergänzenden Beleuchtungen ſind drey: 1) *Von den materiellen Uranfängen.* Von der Geneſis des Univerſums habe alle Philoſophie begonnen, wobey denn das Chaos unvermeidlich geweſen. Da nun das Niedere aus dem Höheren ſtammt, ſo iſt allerdings jenes Chaos das Höhere. Wenn nur der Hr. R., der ſo Viel geſehen, uns Etwas vom tiefen Gefühle des Göttlichen in ſolchem Chaos, wie dieſs bey den früheſten Philoſophen Statt gefunden, hätte mittheilen wollen oder können. Auch hievon abgeſehen — möchte die hiſtoriſche Anſicht, wo es S. 26 heiſst: „Das göttlich-weibliche und männlich-zeugende Princip der *Chaldäer* in dem *Bel* und *Moladta* lehrten die *Ägypter* in den heiligen Namen von *Phtas* und *Neitha*, gleiche Weisheit herrſchte unter den *Hebräern* in ihren geheimen Schulen, und wurde zu gleicher Zeit von *Indien* aus durch ganz *Arabien* und Ägypten gelehrt", ein für allemal das weitere Reden über ein ſolches Product abſchneiden, wenn wir nicht Hoffnung hätten, doch hie und da einen guten Gedanken zu finden. Wie denn wirklich in den Äuſserungen über die einzelnen Elemente einiges nicht Verwerfliche iſt. Doch wie dieſelben wieder im Zuſammenhange betrachtet werden ſollen, zeigt ſich ſogleich die ſchiefſte Beurtheilung des tiefen Weſens der Chemie, welches weder wiſſenſchaftlich, noch hiſtoriſch richtig aufgefaſst iſt. Es herrſcht vielmehr ein ſolcher Wirrwarr der Vorſtellungen von Feuer, Elektricität, Wärme, Licht, Waſſer, Erde, Magnetismus, Metallität, Luft und allem, was leibt und lebt, daſs es in der That eine kurze Unterhaltung gewähren kann, die Anſtrengungen zu betrachten, womit auf ſo mannichfaltige Dinge die Beleuchtung geworfen werden ſoll. — 2) *Von der ſogenannten unorganiſchen Welt.* Wenn die Lehre von den Elementen richtig iſt, ſo giebts dreyerley Welten: Feuer-, Waſſer- und Erden-Welten. Die Luft iſt gemeinſames Leben, iſt die Iris und der Hermes zwiſchen allen. Dieſs wird nun aus der Natur des Ternarius weiter durchgeführt, wobey denn der Hr. R. wirklich einigemal richtig in die Sonnen- und Sternen-Welt blickt, aber ſehr verblendet wieder heraus. Dabey kommt die Frage: „ob ſich unſer Planet im Sonnenſyſteme gebildet hat, oder ob früher oder ſpäter als jenes? ..." Wir ſuchten im ganzen Aufſatz umſonſt nach der Bedeutung der Aufſchrift. Nicht eine Ahndung von dem geheimniſsreichen, lebensſchwangeren Geiſt des Unorganiſchen! obgleich ſehr viel und mitunter wacker von der Bildungsgeſchichte der Erde geſprochen wird, jedoch auch wieder ſo unweltkörperliche Vorſtellungen von den Weltkörpern, daſs ſie nothwendig auch gewachſen ſeyn müſsten. — 3) *Einleitende Ideen in die höhere Phyſik des Organismus.* Hier lernen wir dann, daſs ſich die Organismen zum Mineralreiche wie die zweyte Dignität zur erſten, wie das Quadrat zur Wurzel verhalten, und das Mineralreich alſo kraft des Gebots jenes Inneren, Centralen, Höheren u. ſ. w. mit ſich ſelbſt multiplicirt das herrliche organiſche Leben auf Erden erzeuge. Wir rathen d. Hn. Ritter künftig, da er denn doch einige gute Gedanken hat, dieſelben einzeln und fragmentariſch niederzuſchreiben, und wenn er allzuheftig davon getrieben wird, ſie auch mitzutheilen, doch nicht weiter von Wiſſenſchaft und allem, was aus einem Guſs iſt, zu reden. Doch unſer Rath wird ſo wenig fruchten, wie die Verbrennung der fatalen Ritterbücher nach dem erſten Auszug des Helden von Mancha.

K. J. W.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 OCTOBER, 1808.

MATHEMATIK.

Gotha, b. Becker: *Tabulae ſpeciales aberrationis et nutationis in aſcenſionem rectam et in declinationem, ad ſupputandas ſtellarum fixarum poſitiones ſive apparentes, ſive veras, una cum inſigniorum CCCCXCIV ſtellarum zodiacalium Catalogo novo, in ſpecula aſtronomica Erneſtina, ad initium anni MDCCC conſtructo, cum aliis tabulis eo ſpectantibus.* Auctore *Franciſco Lib. Bar. de Zach.* Vol. I. 1806. 208 S. Einleitung u. CLVI S. Tafeln. Vol. II. 1807. 508 S. gr. 8. (20 Thlr.)

Der zweyte Theil dieſes wichtigen Werkes wurde ſchon vor mehreren Jahren gedruckt, und der erſte, der bald nachfolgen ſollte, durch vielfältige wichtige Geſchäfte des berühmten Vfs. aufgehalten, erſt im Jahre 1806; indeſſen ward der zweyte 1807 noch vervollſtändiget, und auch nicht eher ausgegeben. Beide Theile machen ein vollſtändiges, den Aſtronomen unentbehrliches Ganzes aus, das ſich durch ſeinen Inhalt eben ſo ſehr auszeichnet, als durch die äuſsere Eleganz des Papiers und des Drucks. Der Dedication an den Herzog von Marlborough und den früheren Äuſserungen des Hn. *v. Zach* zufolge ſind dieſe Tafeln auf Koſten dieſes Beſchützers der Aſtronomie gedruckt.

Die Vorrede enthält die Geſchichte ähnlicher früherer Tafeln, worauf eine ſehr lehrreiche Einleitung folgt, die uns den hauptſächlichſten Stoff zu unſerer Anzeige darbieten wird. Unſere Leſer ſind es ſchon gewohnt, von Hn. *v. Z.* nur Werke zu erhalten, die die Gegenſtände, womit ſie ſich beſchäftigen, völlig erſchöpfen; auch hier wird ſo leicht Niemand etwas hiehergehöriges vergebens ſuchen, und ſehr oft wird er mehr finden, als er hoffen konnte. Rec. glaubt auch ſeinerſeits etwas zur Erfüllung der Zwecke, die Hn. v. Z. zur Ausarbeitung dieſes vortrefflichen Werks beſtimmten, beytragen zu können, wenn er einer ſummariſchen Anzeige ſeines Inhalts einige Bemerkungen hinzufügt, die ihm beym aufmerkſamen Durchleſen aufſtieſsen.

Der Vf. fängt, wie billig, mit der Präceſſion und Abnahme der Schieſe der Ekliptik an; einer hiſtoriſchen Darſtellung der hiehergehörigen Bemühungen alter und neuer Geometer folgen S. 18 die Reſultate der ſehr eleganten *Euler*ſchen Theorie, und S. 21 die der von *Lagrange* in den *Mém. de l'Acad. de Berlin* 1782 gegebenen, vom Vf. nach der neuen Beſtimmung der Präceſſion modificirt; den weit bequemeren Näherungsformeln, welche *Laplace* in den Pariſer *Mémoires* 1798 gab, hat Hr. *v. Z.* auch die neuere Präceſſion zum Grunde gelegt, und wir erhalten ſie hier in dieſer veränderten Geſtalt. Der Vf. beſtimmte die Conſtante der jährlichen Präceſſion = 50",054, und nahm nach *Laplace* die Verrückung des Äquators auf der Ekliptik = 0",18506, und der Ekliptik auf dem Äquator 0",20174; Beſtimmungen, auf die wir nachher zurückkommen werden, und die den S. 26 gegebenen, die Präceſſion u. ſ. w. von 300 Jahr vor bis 2000 Jahr nach Chriſti Geburt, enthaltenden Tafeln zum Grunde liegen. Die Säcularänderung der Breite eines Fixſterns finden wir hiernach *Laplace* = 52",6318 Sin. (Long. * + 8° 53' 13"), die der Länge auſser dem conſtanten Theile = 52",6318 Cos. (Long. * + 8° 53' 13") tang. lat. * angegeben, und den S. 29—32 befindlichen 4 Tafeln, die zur Erleichterung dieſer Rechnungen dienen, zum Grunde gelegt. Die Conſtruction dieſer Tafeln hat etwas Eigenthümliches, wodurch man ganz ohne Rechnung und ohne einen Logarithmen aufzuſchlagen, zum Reſultate gelangen kann. Um nämlich die Multiplication mit der Tangente der Breite zu vermeiden, ſetzt Hr. *v. Z.* tang. lat. * = 10 Cos. α, oder wenn tang. lat. * > 10. = 100 Cos. β; dadurch verwandelt ſich der obige Ausdruck nach einer leichten Transformation in

$$263'',159 \text{ Cos. } (\text{long.}^* + 8^\circ 53' 13'' + \alpha) + 263'',159 \text{ Cos. } (\text{long.}^* + 8^\circ 53' 13'' - \alpha)$$

oder in

$$2631'',59 \text{ Cos. } (\text{long.}^* + 8^\circ 53' 13'' + \beta) + 2631'',59 \text{ Cos. } (\text{long.}^* + 8^\circ 53' 13'' - \beta)$$

Nun enthält die erſte Tafel, deren Argument die Breite iſt, den Winkel α, und die 4te die Producte 263",159 in den Coſinus jedes Winkels von 0 bis 360° multiplicirt; man nimmt aus ihr die den Argumenten long. * + 8° 53' 13" ± α correſpondirenden Zahlen, deren Summe = 52",6318 Cos. (long. * + 8° 53' 13") tang. lat. *, oder der geſuchten Säcularveränderung der Länge gleich iſt. Die zweyte Tafel enthält den Winkel β, die dritte die Werthe von 52",6318 Sin. (long. * + 8° 53' 13"). Dieſe Art von Tafeln iſt, ſo viel Rec. weiſs, neu, und hat allerdings das Bequeme, daſs man, ſelbſt ohne Logarithmentafeln bey der Hand zu haben, die Rechnung führen kann; indeſs ſcheint es dem Rec. doch, daſs man in manchen Fällen mittelſt der Logarithmen, die ein jeder Aſtronom doch immer bey ſich liegen hat, vielleicht noch ſchneller rechnet. Unleugbare Vorzüge hat dieſe Einrichtung vor den Tafeln mit doppelten Eingängen, die in ſehr wenigen Fällen eigentlich brauchbar ſind, und ſelten groſse Bequemlichkeit, noch ſeltener aber die gewünſchte Schärfe

gewähren. Von den Veränderungen der Länge und Breite geht der Vf. zu den der AR und Decl. über, und führt die von *Laplace* in der *Mécanique Céleste* II S. 310 hiezu gegebenen Ausdrücke an. Indeſs hat ſich hier ein Irrthum eingeſchlichen, indem bey den Variationen der AR ſowohl als der Decl. das von der Abnahme der Schiefe der Ekliptik abhängende Glied wegbleiben muſs. *Laplace* bezieht das dortige $\delta\Theta$ nur auf die periodiſchen Ungleichheiten, und die Ausdrücke, die er dort giebt, enthalten die Reduction auf den ſcheinbaren, nicht den mittleren Ort eines Sternes. Die Änderung der Schiefe kann auch deſshalb keinen Einfluſs auf die Variationen der geraden Aufſteigung und Abweichung haben, weil dieſe auf den in dieſer Hinſicht unbeweglichen Erdäquator bezogen werden. Rec. erwähnt noch, daſs die in den Formeln S. 36 vorkommende Präceſſion nicht die *ganze*, ſondern die Luniſolar Praec. ſeyn muſs. Die Veränderungen der Präceſſion in den zukünftigen und verfloſſenen Jahrhunderten giebt die Tafel S. 37 ſehr bequem; wir ſchreiben aus ihr nur die Zahlen für 1800 ab:

Praeceſſio univerſa = 50'',06568
— Luniſolaris = 50'',25075
— in AR. = 45'',89315 + 20'',00996 Sin. AR. tang. Decl.
— Decl. = 20'',00996 Cos. AR.

S. 41 erwähnt Hr. *v. Z.* der von der Sonne herrührenden Ungleichheit der Präceſſion, oder der Solarnutation, und giebt S. 42 die *Maskelyne*'ſche Tafel, aus welcher man für jeden Tag des Jahres einen Decimalbruch nimmt, der, in die jährliche Präceſſion multiplicirt, die Reduction mit Einſchluſs der Solarnutation geben ſoll. Rec. kennt zwar die Gründe nicht, nach welchen *Maskelyne* dieſe Tafel conſtruirte, begreift aber wohl, daſs man unter dieſer Form nicht alle Glieder der Ungleichheit darſtellen kann, daſs ſie alſo nur als eine Nahrung brauchbar iſt. Dann geht der Vf. zur Herleitung der Präceſſion ſelbſt über, wozu er Vergleichungen ſeiner eigenen Rectaſcenſionen und der *Berry*'ſchen Declinationen mit den Sternverzeichniſſen von *Mayer* und *Bradley* benutzte. Dieſer Gegenſtand iſt vortrefflich abgehandelt, und Rec. iſt überzeugt, daſs ſich bey den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln nichts Beſſeres über dieſe wichtige Materie ausarbeiten läſst. Vier verſchiedene Wege führten Hn. *v. Z.* zu äuſserſt wenig verſchiedenen Reſultaten, aus welchen wir oben das Mittel 50",054 ſchon angeführt haben. Die Vergleichung der Declinationen von *Mayer* und *Bradley* gab im Mittel 50",0405, die der Rectaſcenſionen 50",0675, wovon Rec. die letztere Beſtimmung vorziehen würde, wenn ſie einander nicht ſo nahe lägen, daſs man ohne Bedenken das Mittel nehmen kann; *Delambre* fand 50"10, *Piazzi* 50"11. Sonderbar iſt es, daſs in den Differenzen zwiſchen den älteren Katalogen und dem *v. Zach*'ſchen eine gewiſſe Regelmaſsigkeit herrſcht, die darauf hinzudeuten ſcheint, daſs die Präceſſion nicht an allen Theilen des Himmels gleich iſt, oder daſs vielleicht eine eigene Bewegung des Sonnenſyſtems ihren Effect an der einen Stelle zu vermehren, an der anderen zu vermindern ſcheint. Als die im zweyten Theile befindlichen Aberrationstafeln unter der Preſſe waren, hatte Hr. *v. Z.* dieſe Beſtimmung der Präceſſion noch nicht vorgenommen, weſshalb er die jährlichen Variationen nach *Wollaſton* etwas zu groſs annahm, und hier eine Verminderung von $\frac{1}{25}$ verlangt. S. 60 iſt eine nach dieſen Werthen der Präceſſion berechnete Tafel für die jährliche Veränderung der Rectaſcenſion und Declination, der der ſchon oben erwähnte Kunſtgriff zum Grunde liegt, und aus welcher man alſo das Geſuchte ohne trigonometriſche Rechnung nimmt.

Auch bey Erfindung der eigenen Bewegungen der Sterne zieht Hr. *v. Z.* die *Bradley*'ſchen und *Mayer*'ſchen Obſervationen den älteren, freylich eine längere Zwiſchenzeit, aber eine verhältlich noch gröſsere Unſicherheit gebenden, mit Recht vor. Zwey Tafeln S. 64 u. 65 enthalten die eigenen Bewegungen von 36 Sternen, ſowohl in AR. als Decl., nebſt allen zu ihrer Herleitung gebrauchten Elementen, ſo wie ſie aus *Bradley's* und *Maskelyne's* Beobachtungen folgen. Eine dritte S. 66 vergleicht *Mayer's* Declinationen mit *Piazzi's*, und eine 4te ſtellt alle dieſe Reſultate mit den von *Maskelyne* neuerlich gefundenen zuſammen. Die Bewegungen in Rectaſcenſion ſind unter einander in ſchöner Harmonie; nur hat *Maskelyne* die poſitiven ſämmtlich etwas geringer, die negativen etwas gröſser, welches die natürliche Folge einer etwas verſchieden angenommenen Präceſſion iſt, und gar keinen Einfluſs hat, wenn man nur nicht *v. Z's.* Präceſſion mit *Maskelyne's* eigener Bewegung, oder umgekehrt, zuſammenbringt; beym Sirius hat ſich ein unrichtiges Zeichen durch einen Druckfehler eingeſchlichen. Etwas minder gut iſt die Harmonie der Bewegungen in Declination; allein die Zweifel, die übrig bleiben, ſind, wenn man die vom Hn. *v. Z.* ſelbſt angezeigten Druckfehler verbeſſert, nicht von groſsem Belange. Der häufige Gebrauch des Polarſterns zu aſtronomiſchen und geographiſchen Zwecken veranlaſste Hn. *v. Z.* ſeine eigene Bewegung in Declination ſorgfältig zu unterſuchen, und deſshalb die *Flamſteed*'ſchen Beobachtungen dieſes Sterns mit den neueren zu vergleichen; die lange Zwiſchenzeit von 100 Jahren gab deſto gegründetere Hoffnung eines ſicheren Reſultats, da die Fehler, die man den *Flamſteed*'ſchen Beobachtungen vorwerfen kann, ſich deſshalb faſt aufgehoben haben müſſen, weil der Stern ſehr oft über und unter dem Pole beobachtet wurde. Im Mittel fand ſich für 1690 die Declination 87° 38' 19",03, und da Hr. *v. Z.* aus eigenen Beobachtungen für 1790 88° 11' 10",232 gefunden hatte: ſo ergiebt ſich daraus die jährliche eigene Bewegung = + 0",03156, oder ſo gering, daſs ſich darüber mit Sicherheit nichts feſtſetzen läſst, indem eine 100jährige Veränderung der Declination von 3" ſelbſt durch die *Flamſteed*ſchen Beobachtungen nicht entſchieden werden kann. Die Berechnung der Declination des Polarſterns aus ſeiner Länge und Breite, die hier vor-

Digitized by Google

kommt, könnte man auch mit den gewöhnlichen Logarithmentafeln von 7 Decimalſtellen führen. Macht man nämlich die Tangente eines Hülfswinkels $\mu =$ Coſ. l tang. λ, ſo hat man tang. AR. = Cotang. l $\frac{\text{Sin.}\,(\mu - \varepsilon)}{\text{Sin.}\,\mu}$ und Cotang. p = Sin. AR. Cotang. $(\mu - \varepsilon)$, wobey die Buchſtaben die Bedeutung S. 75 haben. Eine Tafel, die die mittlern geraden Aufſteigungen und Abweichungen des Polarſterns für jedes Jahr von 1790 bis 1820 angiebt, iſt von vielfältigem Nutzen für die Aſtronomen. S. 77. *De Aberratione Lucis.* Hr. *v. Zach* begnügt ſich nicht damit, die Conſtante der Aberration ohne weitere Unterſuchung anzunehmen; er berechnet ſie ſelbſt aus den *Bradley*ſchen Beobachtungen = 20",282, ſehr nahe mit der von *Delambre* aus den Finſterniſſen des erſten Jupiterstrabanten gefundenen (20",255) übereinſtimmend; ſeinen Tafeln legt er indeſs dieſes letztere, auf einem ſicheren Wege gefundene Reſultat zum Grunde. Die Aberrationstafeln ſelbſt ſind durch einen, dem ſchon mehrerwähnten ähnlichen Kunſtgriff ſo eingerichtet, daſs man ohne trigonometriſche Rechnung ſowohl die Aberration in AR. als in Decl. finden kann. Freylich erhält die Formel für AR. dadurch 4 Glieder, die für Decl. 6, ſtatt daſs man nach der gewöhnlichen Methode nur 2 und 4 zu berechnen braucht; indeſs kann dieſes den Tafeln keinesweges zum Vorwurfe gereichen, da die gewöhnlichen auch beygefügt ſind, alſo Jeder das, was ihm am bequemſten ſcheint, wählen kann; ſie ſind übrigens zur Bequemlichkeit der Rechnung ſämmtlich additiv eingerichtet. S. 103. eine Vorſchrift, auf eine ſehr leichte Weiſe die von der elliptiſchen Bewegung der Erde herrührende Correction der Aberration zu berechnen; ſie iſt bekanntlich conſtant, und man findet ſie aus den ſpeciellen Tafeln für jeden Stern leicht, wenn man mit der Länge des Sonnenperigeums in ſie eingeht, und von der correſpondirenden Zahl $\frac{1}{80}$ nimmt. Dann eine Anweiſung und eine Tafel, die tägliche Aberration zu berechnen. Am bequemſten iſt es unſtreitig, die Aberration eines Fixſterns aus einer für ihn ſpeciell berechneten Tafel zu nehmen; indeſs kann man nicht für alle Fixſterne ſolche Tafeln haben, weſshalb Hr. *v. Z.* hier Ausdrücke für die, einer Änderung in der Rectaſcenſion und Declination zugehörenden Änderungen der Aberration giebt, und die von *Camerer* berechneten Tafeln beybringt. Man kann, wenn keine groſse Genauigkeit erfoderlich iſt, die für einen Fixſtern berechnete Aberration vermöge dieſer Tafeln auf einen anderen in ſeiner Nähe ſtehenden reduciren, oder mit ihrer Hülfe beurtheilen, ob man die für den einen berechnete, ohne merklichen Irrthum, für den anderen anwenden kann; es ergiebt ſich aus ihnen u. a. die allgemeine Folgerung, daſs die ſpeciellen Tafeln für die Zodiacalſterne, ohne Gefahr ½" zu irren, 60 Jahre vor, oder nach der Epoche, für welche ſie berechnet wurden, angewendet werden können. — S. 85. Z. 25 muſs — Coſ. obl. Ecllpt. Sin. AR *. Coſin. Long. $\odot$ geleſen, auch Z. 24 das Zeichen des erſten Gliedes in — verwandelt werden.

S. 115—143. *De Nutatione axis terreſtris:* Die Axen der Ellipſe beſtimmte Hr. *v. Z.* nach dem in ſeinen neueſten Sonnentafeln angenommenen Werthe der Maſſe des Mondes = 9",648 und 7",1822. Den Nutationstafeln liegen die oben erwähnten Hülfswinkel zum Grunde; die Formel für AR. beſteht alſo aus 5 Gliedern, die durch Hinzufügung von Conſtanten ſämmtlich additiv gemacht ſind. S. 119 iſt von der Solarnutation die Rede; und die Formeln für die daraus entſpringenden Correctionen der AR. und Declination ſind aus den von *Euler* beſtimmten Werthen dieſer Nutation entwickelt. Indeſs ſind die Endausdrücke durch Druckfehler ſehr entſtellt, und müſſen geleſen werden:

$$d\,AR. = (-0'',4468\ \text{Sin. 2 Long.}\odot\ \text{Sin. AR.} - 0'',6022\ \text{Cos. 2 Long.}\odot\ \text{Cos. AR.})\ \text{tang. Declin.} - 1'',0292\ \text{Sin. 2 Long.}\odot$$

$$d\,D = -0''4468\ \text{Sin. 2 Long.}\odot\ \text{Cos. AR.} + 0'',6022\ \text{Cos. 2 Long.}\odot\ \text{Sin. AR.}$$

Nach *Laplace* (*Méc. Céleste* 5 Buch, 13 Satz) ſind die Conſtanten 0",3982, 0"434 und 0"9173. Man kann von der Solarnutation leicht Rechnung tragen, wenn man aus den für die Lunarnutation entworfenen Tafeln, mit dem Argumente 2 Long. $\odot$ die entſprechenden Zahlen nimmt, und ſie dann durch 16,074 dividirt, oder mit 0,06221 multiplicirt. Eine ähnliche Unterſuchung, wie für die Aberration, iſt hier über die kleinen Veränderungen in den Sternörtern entſprechenden Variationen der Nutation geführt, und durch zwey Tafeln erläutert, aus welchen folgt, daſs man ſich der Nutationstafeln für die Zodiacalſterne 60 Jahre lang bedienen kann, ohne Gefahr in AR mehr als 0",2, und in Declin. noch weniger zu irren. Am Ende erklärt ſich Hr. *v. Z.* noch gegen die Meinung eines neueren Aſtronomen, der den wahren Ort des Mondknotens ſtatt des mittlern, bey der Berechnung der Nutation gebrauchte.

S. 144—158. *De ſtellarum inerrantium poſitionibus mediis et apparentibus.* Vorzüglich iſt zu genauen Beobachtungen eine feſte unveränderliche Lage der Inſtrumente erfoderlich; Hr. *v. Z.* ſtellt mit Recht die ſeeberger Sternwarte in dieſer Hinſicht als ein Muſter auf. Es war immer ein Gegenſtand ſeiner Bemühungen, die geraden Aufſteigungen der Zodiacalſterne, die deſshalb häufiger gebraucht werden, weil der Mond ſie bedeckt, oder weil die Planeten ihnen oft nahe kommen, mit der gröſsten Genauigkeit feſtzuſetzen. Die Unterſtützung, die ſeine hierauf verwandte Sorgfalt durch das vortreffliche *Ramsden*ſche Paſſageninſtrument, und durch den auſserordentlich regelmäſsigen Gang der *Arnold*'ſchen, mit einem Stoſswerke und Zapfenlöchern von Edelſteinen verſehenen Uhr erhielt, laſſen ſchon im Voraus den Grad von Genauigkeit beurtheilen, den man von dem *von Zach*'ſchen Sternverzeichniſſe erwarten kann. Die Methoden, das Paſſageninſtrument zu berichtigen und von ſeinen Fehlern Rechnung zu

tragen, werden hier umſtändlich auseinander geſetzt, und mit Beyſpielen erläutert; gewöhnlich gebrauchte Herr *v. Z.* zu dieſem Zwecke die Culminationen ſehr hoher und niedriger Sterne, welche er den Durchgängen der Circumpolarſterne über und unter dem Pole, in vielen Fällen mit Recht vorzuziehen ſcheint. Eine S. 156 angegebene Methode, die ſich durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, bedarf einer kleinen Verbeſſerung, indem die Nutation für Sterne von gleicher Rectaſcenſion, und gleichen, aber entgegengeſetzten Declinationen, *nicht gleich* iſt. Man kann alſo den mittleren Unterſchied der AR. eines ſolchen Sternenpaars nicht für den wahren annehmen, ſondern muſs noch eine Correction wegen der Nutation hinzufügen. Die Übereinſtimmung des Beyſpiels S. 157 mit dieſer irrigen Vorausſetzung liegt in einem Rechnungsfehler, indem die Nutation für *α Leporis* nicht — 0",459, ſondern — 0",295 ſeyn muſs. Nach dieſen Vorbereitungen handelt Hr. *von Zach.*

S. 158 — 163. *De fixarum catalogo.* Der *Maskelyne*'ſche Katalog der 36 Fundamentalſterne, den dieſer berühmte Aſtronom zuerſt 1770 bekannt machte, dann 1790, und endlich 1802 verbeſſerte, liegt dem *von Zach*ſchen Verzeichniſſe zum Grunde. Bekannt iſt den Aſtronomen, daſs dieſe letzte Verbeſſerung in der Addition von 3",8 zu der Aſcenſion des *α Aquilae*, von welcher der ganze Katalog abhing, beſtand, und daſs mehrere Aſtronomen, durch die Wichtigkeit des Gegenſtandes veranlaſst, ſich bemühten, durch eigene Unterſuchungen die darüber entſtandenen Zweifel zu heben. Durch dieſe vereinten Bemühungen wurden die abſoluten Aſcenſionen der Hauptſterne mit einer Sicherheit bekannt, die ſelbſt die unbeſcheidenſten Wünſche befriedigen muſste. Zwar liegt dem *v. Zach*ſchen Verzeichniſſe dieſer *neueſte* Maskelyneſche Catalog nicht zum Grunde, indem die Beobachtungen und Rechnungen ſämmtlich vor 1802 beendigt waren; allein die Beobachtungsmethode, nach welcher immer ſo viele von den Fundamentalſternen verglichen wurden, als nur irgend möglich war, gab ein leichtes Mittel an die Hand, den Irrthum des älteren Katalogs zu verbeſſern. Der mittlere Unterſchied der Kataloge von 1790 und 1802, iſt (wenn man dieſem die von *Piazzi* und *Bürg* ſehr harmoniſch beſtimmte Poſition des *α Aquilae* zum Grunde legt) + 0,"2758 in Zeit oder + 4",137 in Bogentheilen, und dieſe Correction erfoderte daher auch das *v. Zach*ſche Verzeichniſs. Zur *genauen* Beſtimmung der Declinationen der Fixſterne hat die ſeeberger Sternwarte kein Inſtrument, weſshalb Hr. *v. Zach* ſein Verzeichniſs auf die Rectaſcenſionen beſchränken, und die Declinationen anderen, beſſer dazu ausgerüſteten Aſtronomen überlaſſen muſste. Indeſs hatten auf der mannheimer Sternwarte *Barry* und *Henry* die Declinationen der *Flamſteed*ſchen Zodiacalſterne, mittelſt des dortigen 8 fuſsigen Birdſchen Mauerquadranten und des *Siſſon*ſchen Zenithſectors beobachtet, und Hn. *v. Zach* mitgetheilt, der ſie ſeinen Aſcenſionen beyfügt. Sehr lobenswerth iſt die Anzeige der zur Reduction der beobachteten Zenithdiſtanzen gebrauchten Elemente; man wird dadurch in den Stand geſetzt, etwanige Fehler in der angenommenen Breite der Sternwarte 49° 29' 13", und der gebrauchten *Bradley*ſchen Refraction noch in der Folge zu verbeſſern, zumal da *Barry* ſelbſt vermuthet, daſs die Breite wohl 4—5" zu klein angegeben ſeyn könnte. Von einer S. 163 — 184 vorkommenden Beſchreibung und Gebrauchsanweiſung verſchiedener in dieſem Bande enthaltener Tafeln, werden wir bey Gelegenheit der Tafeln ſelbſt etwas erwähnen.

S. 184 — 203. *De luminis aberratione, qua ſtellarum inerrantium loca afficiuntur. Euler, de la Caille* und *de la Lande* nanuten die aus den Tafeln berechneten Örter der Planeten mittlere; Hr. *v. Z.* nennt ſie paſſender wahre, und nachdem die Aberration dabey angebracht iſt, ſcheinbare. Bekannt iſt die von *Lambert* zur Berechnung der Aberration der Planeten und Kometen gegebene Tafel, durch deren Hülfe man das Geſuchte durch eine ſimple Addition von zwey Zahlen erhält; ſie iſt hier (S. 187) neu berechnet. Die Formel für die Aberration S. 191 hätte Rec. hier bewieſen zu ſehen gewünſcht; ſie ſcheint ihm, eben ſo wie die S. 192 folgenden Formeln, durch den Setzer ſehr entſtellt zu ſeyn. Die allgemeinen Tafeln S. 195 und 196 ſind, wenn man die ſcheinbare Bewegung eines Planeten, und ſeine Entfernung nicht kennt, ohne Zweifel die bequemſten Hülfsmittel, ſeine Aberration zu berechnen; indeſs bleibt dieſe Rechnung noch immer mühſam, und ſie kann in mehreren Fällen die Näherungsformeln, die Hr. *v. Z.* S. 207 beybringt, ſehr willkommen machen. Was S. 203 gegen die von *Maskelyne* und *Duſejour* vorgeſchlagene Art, von der Aberration eines Planeten dadurch Rechnung zu tragen, daſs man ſeinen Ort nicht für die Zeit, für welche man ihn zu wiſſen verlangt, ſondern für den Augenblick berechnet, in welchem das Licht, was er uns zuſchickt, von ihm ausging, eingewandt iſt, hält Rec. nicht für richtig. Der Ort der Sonne wird ja für daſſelbe Moment berechnet, wodurch man den, dieſer Zeit zugehörigen, wahren Ort des Planeten erhält, der in aller Schärfe dem geſuchten ſcheinbaren gleich ſeyn muſs. Indeſs ſetzt dieſe Methode die Kenntniſs der Entfernung des Planeten von der Erde voraus, die nicht immer ohne mühſame Rechnung zu erhalten iſt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Paderborn, b. Weſener: *Der Kinderfreund.* Ein Leſebuch für Bürger- und Land-Schulen. Von *Friedr. Eberh. v. Rochow.* Nebſt einem Anhange über das Gemeinnützige aus der Naturkunde und einer Einleitung in die Religions- und Pflichten-Lehre. Herausgegeben von *Peter Anton Clement.* Vierte verbeſſ. u. mit einer Geſundheitslehre verm. Aufl. 1808. VIII u. 248 S. 8. (8 Gr.)

Berlin, in d. Realſchulbuchh.: *Kurzgefaſste franzöſiſche Sprachlehre für Anfänger.* Herausgegeben von *A. J. Hecker*, königl. preuſſ. Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schul-Rath und Director der ſämtlichen Anſtalten der königl. Realſchule zu Berlin. Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1808. 166 S. 8. (5 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1808.

MATHEMATIK.

Gotha, b. Becker: *Tabulae ſpeciales aberrationis et nutationis in aſcenſionem rectam et in declinationem etc.* Auctore *Franc. Lib. Bar. de Zach etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion).

Seite 203—208. *De Parallaxi et Diametro planetarum.* Die bekannten Vorſchriften, die jedoch hier der Vollſtändigkeit halber nicht fehlen durften. In dem Täfelchen für die Parallaxe der Ceres, Pallas und Juno haben ſich einige Irrthümer eingeſchlichen, die Rec., jedoch ohne Rückſicht auf die Neigung der Bahnen und die Excentricität der Erdbahn, ſo verbeſſern würde:

	Elong. Sign.	in Aphel.	in Diſt. med.	in Perihel.
Ceres.	o	2″,183	2″,309	2″,450
	VI	4.385	4.922	5.611
Pallas.	o	1,937	2,309	2,617
	VI	3,556	4.922	7.993
Juno.	o	2,001	2,372	2,912
	VI	3.707	6.219	8.813

Die Tafeln ſelbſt eröffnet der Maskelyneſche Katalog der Rectaſcenſion der 36 Fundamentalſterne, mit den beygefügten Differenzen der Kataloge für 1790 und 1770; dann Tafeln für Nutation und Aberration dieſer Sterne in Zeit. S. XIII die mittleren Maskelyneſchen Declinationen derſelben Sterne, mit ihren Differenzen von dem Verzeichniſſe für 1770, und von ihren, vom Hn. Prof. Bürg nach ſeinen neuen Refractionstafeln corrigirten Örtern. Rec. hat dieſe in vielfacher Rückſicht ſehr intereſſante Zuſammenſtellung, die es beweiſet, daſs bey den Declinationen noch viel zu wünſchen übrig bleibt, ſehr gern geſehen; Tafeln für Aberration und Nutation in Decl. machen dieſes Verzeichniſs vollſtändig. Sehr angenehm werden den Aſtronomen die S. XXIII gegebenen, für 1790, 1800, 1810 und 1820 berechneten Tafeln der Aberration und Nutation des Polarſterns ſeyn. S. XXIV—XXIX ein Auszug aus dem groſsen Piazziſchen Verzeichniſſe, das Sternenpaare enthält, deren AR. faſt gleich iſt, und deren einer etwa eben ſo weit nördlich vom Äquator abſteht, als der andere ſüdlich; den Zweck dieſes Verzeichniſſes haben wir ſchon oben erwähnt. 48 Seiten von XXXII an, nimmt ein ſehr wichtiger Theil dieſes Werks, der *v. Zach*ſche *Zodiacalkatalog* ein, — die Frucht eines eiſernen Fleiſses und einer raſtloſen, durch vortreffliche Hülfsmittel unterſtützten Thätigkeit, die gewiſs unſere ſpäten Nachkommen noch oft mit Dank benutzen werden! — Das Verzeichniſs hat 1830 Sterne, die ſämmtlich mit der gröſsten Genauigkeit beſtimmt, und auf die Epoche 1800 reducirt ſind. Eine Columne, die die Vergleichung mit dem Piazziſchen Kataloge enthält, zeigt, zu welcher hohen Stufe von Sicherheit man jetzt in dieſen Beobachtungen gelangt iſt; wenn man zu den Differenzen den Unterſchied der von dieſen beiden Aſtronomen gebrauchten Fundamentalkataloge (+4″,1) addirt, ſo finden ſie ſich gewöhnlich in den Grenzen von 1—2″, weit ſeltener betragen ſie 4-5″, u. wenn ſie dieſe Gröſse überſteigen, ſo glaubt Rec., daſs öfterer die Reductionen als die Beobachtungen ſelbſt Schuld daran ſind. So z. B. hat *Piazzi* ſeine Aſcenſion des Sterns 72 *Piſcium*, bey welchem beide Kataloge 21″,7 abwichen, ſelbſt corrigirt, wodurch der Unterſchied auf 0″,2 heruntergebracht wird. Bey einigen Sternen dieſes Verzeichniſſes iſt weder die Polardiſtanz, noch die jährliche Variation angegeben, auch nicht bemerkt, ob dieſe Sterne vielleicht Nachbarn der nächſtvorhergehenden oder folgenden ſind. Dürfte Rec. noch einen Wunſch äuſsern, ſo wäre es der, daſs Hr. *v. Z.*, wenn ſich eine Gelegenheit dazu finden ſollte, die Anzahl der Beobachtungen bekannt machen möchte, auf welche ſich jede Aſcenſion gründet; dadurch würde man in den Stand geſetzt werden, ſelbſt in der Folge die Sicherheit zu beurtheilen, die man jeder Beſtimmung beymeſſen darf. Von S. LXXXII bis CXIV geht das, aus den Beobachtungen auf der mannheimer Sternwarte hergeleitete Verzeichniſs der Declinationen der Zodiacalſterne. Die Differenzen mit dem Piazziſchen Kataloge ſind dabey gröſser und unregelmäſsiger als bey den *v. Zach*ſchen Rectaſcenſionen, und es ſcheint, daſs vielen Sternen nur einzelne Beobachtungen zum Grunde liegen. Angehängt iſt eine Tafel der jährlichen Präceſſion in AR., mit doppelten Eingängen, deren Argumente immer um 5° AR. und 3° Decl. wachſen. Die *La-place*ſche Refractionstafel mit den Logarithmen der Correctionsfactoren iſt identiſch mit der, in den vom pariſer *Bureau des longitudes* herausgegebenen Tafeln enthaltenen. S. CXXIII—CXLIV. Tafeln zur Verwandlung der aſtronomiſchen Zeiten, zum Theil aus Hn. *v. Zachs* neueſten Sonnentafeln genommen, und ſo eingerichtet, daſs ſie die gröſste Genauigkeit mit der möglichſten Bequemlichkeit verbinden. Die Tafel für die Zeitgleichung iſt nach der *Delambre*ſchen Formel conſtruirt, allein Hr. *v. Z.* hat einen weſentlichen Rechnungsfehler darin verbeſſert, in-

Digitized by Google

dem das zweyte Glied 80",778 ſtatt 79",887 geleſen werden muſs. 3 Regiſter über die in dieſem Bande vorkommenden Sachen und Tafeln, erleichtern ſeinen Gebrauch. Der 2 Theil enthält die ſpeciellen Tafeln für die Aberration und Nutation von 494 Zodiacalſternen; eine koſtbare Sammlung, die die Aſtronomen täglich mit Dank gebrauchen! Da dieſe Tafeln früher berechnet wurden, als der Vf. ſeine Unterſuchungen über die abſoluten Quantitäten der Nutation und Aberration beendet hatte: ſo liegen ihnen noch die älteren Angaben zum Grunde; man kann ſie indeſs leicht auf die neueren reduciren, wenn man zu den Aberrationen $\frac{1}{60}$ und zu den Nutationen $\frac{3}{50}$ addirt. Dem über jeder Seite verzeichneten Orte des Sterns, dem ſie gewidmet iſt, muſs man den im *v. Zach*ſchen Kataloge (Vol. I) enthaltenen ſubſtituiren, indem dieſe durch die Addition der oben erwähnten 4",1 und durch eine andere Präceſſion, verbeſſert ſind. S. 501—504 allgemeine Aberrations- und Nutations-Tafeln; dieſe nach *Laplace's* Conſtanten berechnet. S. 505—508 Tafeln für die Länge des ☽ Knotens nach *Bürg*.

Rec. kann, ehe er ſich von dieſem Werke trennt, es nicht unberührt laſſen, daſs auch hier Hn. *v. Zachs* Bemühungen, ſich ſelbſt ungeübten Rechnern und angehenden Aſtronomen verſtändlich zu machen, überall hervorleuchten; die deutlichen Vorſchriften, die immer eine Folge eben ſo klarer Ideen ſind, ſind überall mit zweckmäſsigen Beyſpielen erläutert, und Rec. glaubt, nicht zu viel zu ſagen, wenn er dieſes Werk Jedem, der nur die erſten Anfangsgründe der Aſtronomie inne hat, als verſtändlich empfiehlt. LL. AL.

JUGENDSCHRIFTEN.

Erfurt, b. Keyſer: *Der thüringiſche Kinderfreund beſtimmt für ſolche Kinder, die ſchon gut leſen können, an eigenem Leſen Vergnügen finden, und gern etwas Nützliches leſen wollen.* Herausgegeben von *Carl Dilthey*. 2ter Theil. 1806. VI und 173 S. 8. (9 Gr.)

Unter den vielen bisher erſchienenen Jugendſchriften zeichnet ſich die vorſtehende vorzüglich aus. Herablaſſender, populärer Ton, um Kindern verſtändlich zu ſeyn, wohlgewählte und nicht mit allzulanggedehnter ermüdender Moral durchwebte Aufſätze, Mannichfaltigkeit, ſind die Eigenſchaften derſelben. Dieſer 2te Band hat 5 Abſchnitte. Der 1ſte enthält Dialogen; der 2te Erzählungen; der 3te Sitten und Gebräuche fremder Nationen; dieſer und der vorhergehende ſind zum Theil aus Reiſebeſchreibungen entlehnt; der 4te Karls und Auguſts Briefwechſel über naturhiſtoriſche Gegenſtände; der 5te Gedichte von *Ehrhart* in Nordhauſen, die der Jugend aber unter allen übrigen Aufſätzen gerade am wenigſten Intereſſe geben dürften, da auch Kenner den *Ehrhart*'ſchen Gedichten keinen Geſchmack abgewinnen können. — Wir verbinden mit dieſer Schrift, deren Fortſetzung wir ſehr wünſchen, noch eine andere unſeres Vfs., nämlich:

Erfurt, b. Keyſer: *Kurze doch hinreichende Naturgeſchichte für Bürger- und Land-Schulen.* Erſten Bandes zweyte Abtheilung. Mit 11 Abbildungen. Fortgeſetzt von *Carl Dilthey*, Lehrer am Gymnaſio in Nordhauſen. *Säugthiere.*

Auch unter folgendem Titel: *Möglichſt vollſtändige Naturgeſchichte für Bürger- und Land-Schulen. Säugthiere.* 1ſten Bandes 2te Abth. Mit 11 Abbildungen. 1806. 11 Bogen mit fortlaufender Seitenzahl. 8. (Mit ſchwarzen Kupfern 10 Gr., mit illuminirten 20 Gr.)

Schon im erſten Theile des vorhergehenden *Kinderfreundes* hatte der Vf. die Naturgeſchichte einiger merkwürdiger Thiere mitgetheilt. Allein im zweyten Theile vertauſchte er dieſen Abſchnitt mit dem Briefwechſel über naturhiſtoriſche Gegenſtände, weil ihm vom jetzigen Verleger die Fortſetzung der gegenwärtigen Naturgeſchichte übertragen wurde, wovon die 1 Abth. des 1ſten Bandes bey dem ſeitdem verſtorbenen Verleger Müller in Erfurt erſchienen war. Wenn man ehemals in den beſten Stadt- und Land-Schulen den Unterricht in der Naturgeſchichte für überflüſſig hielt: ſo hält man ſie nun ſelbſt in den geringeren Landſchulen für nothwendig. Eine Menge Schriften über Naturgeſchichte ſind auch ſeitdem zu dieſem Endzweck erſchienen. Aber die wenigſten eignen ſich für Bürger- und Land-Schulen, weil ſie bald zu viel, bald zu wenig enthalten. Soll eine ſolche Naturgeſchichte zweckmäſsig ſeyn: ſo muſs ſie hauptſächlich anzeigen, worin dieſes oder jenes Thier dem Menſchen nützt oder ſchadet, welche Vortheile es uns bringt, welchen Nachtheil u. ſ. w. Aber zu wiſſen, ob der Zahn eines gewiſſen Thieres 1½ Zoll, oder 1¼ Zoll lang ſey, das gehört für den eigentlichen Naturforſcher, nicht für den Bürger und Landmann. Nach dieſem Plane, der ſelbſt von ſeinem Vorgänger, dem Herausgeber der erſten Abtheilung dieſer Schrift, nicht befolgt war, arbeitete der jetzige Herausgeber, Hr. *Dilthey*, ſeine 2te Abtheilung aus. Er behielt die Linneiſche Ordnung bey, gab den weſentlichen Charakter jeder Ordnung und jeder Gattung kürzlich an, und bey den Arten der Thiere erzählt er in einem angenehmen Styl bloſs das Merkwürdigſte und Intereſſanteſte ihrer Eigenſchaften, Lebensart u. dgl., wobey man manche nicht allgemein bekannte Nachrichten über die Thiere erfährt, die der Vf. aus vielen der beſten Reiſebeſchreibungen nach und nach geſammelt hat. So wird dieſe Schrift, außer dem mündlichen Unterricht und den Erläuterungen, die der Lehrer Gelegenheit hat dabey zu ertheilen, zugleich auch ein angenehmes nützliches Leſebuch für die Jugend. Die ſchwarzen Kupfer, die 11 Arten Thiere vorſtellen, ſind zwar nur Holzſchnitte, aber doch deutlich.

Λλκ.

Eisenach, b. Wittekind: *Die kleinen Freunde der Pflanzenkunde.* Von *Adolf Friedrich Hopfner.* Dritter Theil. 1806. VIII u. 244 S. 8. (12 Gr.)

Die fortdauernde Nachfrage, die den Vf. in den Stand ſetzte, auch noch dieſen dritten Theil zu lie-

Digitized by Google

ſern, hätte für ihn billig ein ſtarker Bewegungsgrund ſeyn müſſen, das Werkchen durch eine zweckmäſsigere Modification des Plans, und durch eine fleiſsigere Ausarbeitung mehr zu vervollkommnen: aber er hat ſich an alle Erinnerungen ſeiner Recenſenten nicht gekehrt, ſondern iſt bey ſeiner Manier geblieben. Seine Geſprächsform iſt daher noch immer die durch unſere gemeinen Katechiſmen gebildete; ſeine Wahl der Sachen iſt nicht durch das Bedürfniſs der Kinder, ſondern von dem Zufalle, der ihm eben dieſe oder jene Collectaneen in die Hände warf, beſtimmt; in der Ausführung hat er weder einen Plan vor Augen gehabt, noch irgend einige Mühe angewandt, nur das für Kinder Intereſſante, und dieſes immer ganz richtig zu ſagen.

Der Pflanzen, wovon dieſes Mal gehandelt wird, ſind ſieben und achtzigerley. Die meiſten ſind einheimiſche; mehrere darunter aber doch auch ausländiſche, und Kindern gewiſs ſehr gleichgültige, als der Keuſchbaum, die Gleditſchie, der Salamanderbaum, u. dgl. m. Die angegebene Benennung eines jeden iſt nur die gemeine deutſche; die botaniſche iſt verſchwiegen, ob der Vf. gleich für Kinder der gebildeten Stände geſchrieben hat, die die botaniſche Benennung gewiſs eben ſo oft hören werden, als die gemeine. In der Beſchreibung der Pflanzen werden zwar gemeiniglich einige Kennzeichen aus der botaniſchen Charakteriſtik aufgeführt; da es aber ſelten die beſtimmt unterſcheidenden ſind: ſo würden ſie das Kind, wenn es auch davon Gebrauch machen könnte, doch nie ſicher leiten. Von den Pflanzen ſelbſt iſt bisweilen Etwas über ihren Bau, öfter Etwas über ihren Nutzen geſagt: Unvollſtändigkeit bezeichnet aber den Vortrag überall.

Zum Beweiſe unſeres Urtheils mag Folgendes dienen. S. 168 — 169, *der Wunderbaum.* Anſtatt die Charakteriſtik davon zu geben, begnügt ſich der Vf. damit, zu ſagen, daſs ihn die Kinder kennen; und nennt dann gleich das Vaterland, und erklärt den Namen deſſelben — es iſt wirklich ein wunderbarer Baum, weil man nicht weiſs, ob man ihn zu den Kräutern oder Bäumen rechnen ſoll. — Nun von einigem Gebrauch des Saamens und des Marks; dann wieder ein paar Worte zur Erklärung des Namens; und damit iſt der Vortrag zu Ende. S. 220 fragt der Vater: „Was iſt denn ein Zwiebelgewächs?" das Kind antwortet: „Ein ſolches, welches eine ſaftige, weiche Wurzel hat." Der Vater läſst es dabey, als ob das Kind es getroffen hätte. Entſtehen daraus aber nicht unrichtige Begriffe bey den Kindern? Die Bolle der Zwiebel, die der Vf. hier meint, iſt ja die Wurzel nicht; und wenn ſie es auch wäre; wie ſoll das Kind bey ſo einer Beſtimmung die Zwiebel von der Rübe unterſcheiden? S. 20 ſagt das Kind, ohne zurecht gewieſen zu werden, „die Pappelwurzeln geben oft den Stoff zu der Erzeugung der Oſteokolle." S. 62: Die Stechpalme hat am Rande mit *einem* Stachel verſehene Blätter. S. 237 giebt der Vf. die Benutzung der Lupine an; übergeht aber die vorzüglichſte, nämlich die zur grünen Düngung. S. 237 bemerkt er von den Linſen, daſs ſie den Pferden tödtlich ſeyn ſollen; woran ſie doch ſo unſchuldig ſind. a.

ERLANGEN, b. Palm: *Fibel für Kinder von edler Erziehung*, nebſt einer genauen Beſchreibung meiner Methode für Mütter, welche ſich die Freude verſchaffen wollen, ihre Kinder ſelbſt in kurzer Zeit leſen zu lehren. Von D. *Heinr. Stephani*, Conſiſtorialrath und Hofprediger zu Caſtell. Mit drey Kupfern. Die Beſchreibung 67, die Fibel 64 S. 8. (Velinpap. 1 Thlr. Druckpap. 16 Gr., ohne Kupfer 6 Gr.)

Im J. 1802 gab Hr. *St.* eine kleine Fibel, oder ein ſogenanntes *Elementarwerk zum Leſenlernen* heraus, welches auf einen ganz allgemeinen Gebrauch berechnet war, und, ſo viel wir wiſſen, eine 3te Auflage erlebt hat. Dieſem Werkchen folgte 1803 ein *kurzer Unterricht, Kindern das Leſen zu lehren*, als eine Anweiſung zum Gebrauch jener Fibel, wovon wir ebenfalls eine zweyte Auflage vor uns liegen haben. Im vorigen Jahre erſcheint nun *dieſelbe* Fibel mit unbedeutenden Abänderungen abermals, und iſt jetzt ausſchlieſsend für Kinder *edler* — ſoll wahrſcheinlich heiſsen adlicher oder vornehmer — Erziehung beſtimmt. Rec. geſteht, daſs er es nicht einzuſehen vermag, wodurch bey einer ſo höchſt unweſentlichen Veränderung in der Form ſowohl, als im Inhalte, dieſe Fibel eine ſo anſehnliche Standeserhöhung erlangt hat. Denn warum ſollten die hinzugekommenen Gedichte, die ſchon in hundert anderen Fibeln und Leſebüchern für Kinder abgedruckt ſtehen, nicht auch von Kindern *unedler* (d. h. bürgerlicher) Erziehung geleſen werden können? Unter den, in der avancirten Fibel weggelaſſenen Stücken befinden ſich auch die Gebete für Kinder, etwa weil vornehmer Leute Kinder nicht nöthig haben zu beten? Vielleicht aber glaubte ſich der Vf. zu jenem ſtolzen Titel berechtiget, weil er dieſes wiedergeborene Töchterlein mit drey ſtattlichen Kupfern ausgeſchmückt hat, „die ihr eben ſowohl zur Zierde, als zur Empfehlung dienen ſollen" (S. 63). Durch das eine dieſer Kupfer will der Vf. vorzüglich zum Mutterherzen ſprechen (S. 66), und die beiden anderen ſollen durch ihre ſchönen Formen den äſthetiſchen Sinn der Kinder wecken und nähren, und durch die Erklärung der *zartſinnigen* Mutter das moraliſche Gefühl beleben (S. 63). Aber Rec. war nicht wenig erſtaunt, hier die Kunſt zu finden, „die das Schöne für ſittliche Bildung bearbeitet", da der Vf. in dem vorerwähnten kurzen Unterrichte u. ſ. w. S. 39 ausdrücklich geſagt hatte: „Kindern durch *vorgezeigte* Bilder den Unterricht ergötzlicher machen wollen, heiſst ſie an Zerſtreuung gewöhnen, und ſie von der, in der erſten Jugend ſo nöthigen Angewöhnung an *anhaltende* und *ununterbrochene* (?) Thätigkeit abhalten. Eben deſswegen haben wir uns gehütet, unſere Fibel mit Bildern zu *verunzieren.*" — Was alſo eine Fibel *verunziert*, ſoll eben derſelben Fibel zur *Zierde* gereichen! Zwar meint

Digitized by Google

der Vf., man ſolle lieber dieſe, der Fibel *beygebundenen* Kupfer wieder herausſchneiden, und ſie zu einem zweckmäſsigen Schmucke des Lehrzimmers benutzen: aber muſs ſie die Mutter nicht wieder von der Wand herabnehmen und den Kindern *vorzeigen*, wenn ſie dieſelben zu moraliſchen Erörterungen benutzen will? Welche Inconſequenz!

In der vorgedruckten Beſchreibung ſeiner Leſemethode — die im Weſentlichen mit dem oben erwähnten *kurzen Unterrichte* genau übereinſtimmt — ſagt der Vf.: er ſey aller Prahlerey ſo von Herzen gram, daſs er es bisher ſorgfältig vermieden habe, viel Geſchrey von ſeiner Methode zu machen. Und dennoch leſen wir S. 4: „Hier biete ich Ihnen eine Methode an, die ſo einfach und leicht iſt, daſs Sie ſich ſolcher nicht nur *in Einer einzigen Stunde* völlig zu eigen machen können, ſondern bey der Sie nun auch im Ganzen nicht mehr Zeit aufzuopfern brauchen, als *zwey bis drey Tage* (S. 21 werden doch ſchon *einige Wochen* daraus), um Ihre Kinder *vollkommen richtig, ſchön und fertig* leſen zu lehren. Schon iſt dieſs *in allen Gegenden Deutſchlands* durch ſo viele tauſend Verſuche (?) an Kindern *allzuwahr* gefunden worden, als daſs der Erfinder dieſer Methode noch befürchten dürfte, jener Verſicherung wegen der Prahlerey beargwohnt zu werden." Und nun folgt von S. 5—12 eine Apologie ſeiner Methode, die mit der ſelbſtgerühmten Beſcheidenheit des Vfs. in einem ſehr intereſſanten Contraſte ſteht. Allerdings iſt die *Stephani*ſche Leſemethode einfacher, leichter und natürlicher, als die unſeelige Buchſtabirmethode, welche in unſeren Schulen immer noch herrſchend iſt; aber dennoch iſt ſie ſehr unvollkommen, ſteht nicht ſelten mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, und hat in wiſſenſchaftlicher Hinſicht lange nicht den hohen Werth, den die *Olivier*'ſche Methode hat, die, trotz des vielen Geſchreibes darüber, lange nicht ſo gekannt und geſchätzt iſt, als ſie es ihrem inneren Gehalte nach verdient. Daſs Hr. *St.* ſelbſt dieſe Methode nicht kennt, zeigt eine Aeuſserung S. 18: „In wie fern der würdige *Olivier* in ſeiner gleichzeitig mit der Meinigen bekannt gemachten Methode den Buchſtaben (ſollte wohl heiſsen Conſonantlauten als Namen ihrer Zeichen) ein *ſcharfes e* nachfolgen, und ſie *ſche, me, be* u. ſ. w. nennen läſst, verfehlt er die Angabe der wahren Laute, und geräth damit in das Gebiet der *Buchſtabirmethode*." Durch welche Stelle des *Olivier*ſchen Elementarbuchs mag doch der Vf. wohl dieſe grundloſe Behauptung belegen wollen? Übrigens iſt es auch unrichtig, daſs *Olivier* ſeine Methode zu derſelben Zeit bekannt gemacht habe, als Hr. *St.* mit der ſeinigen hervortrat. Jener trat mit der Bekanntmachung derſelben durch öffentliche Verſuche und durch ſeine erſte Schrift ſchon im Jahre 1800, Hr. *Stephani* hingegen mit ſeiner Fibel 1802, und mit ſeinem eigentlichen Unterricht erſt 1803 auf.

Es iſt ſehr löblich und wohl gerathen, daſs ſich Hr. *St.* wegen des Unterrichts der Kinder im Leſen an die Mütter gewandt hat, denn wer kann ein höheres Intereſſe für die Geiſtesentwickelung der Kinder haben, und wer wird den Unterricht mehr mit Liebe und Eifer, alſo auch mit einem glücklicheren Erfolge betreiben, als die Mütter? Wenn die harte Schulzucht eines ſtrengen Orbil den Frohſinn der Kinder ertödtet: ſo wird ihn die liebevolle Behandlung der Mutter wecken und beleben. Wenn jener den ihm läſtigen Elementarunterricht mit Unluſt und Widerwillen betreibt: ſo wird ihn dieſe mit Luſt und wohlwollendem Herzen betreiben. Möchten nur die Mütter überall recht viel Sinn für die Freuden haben, die mit der Beförderung der geiſtigen Entwickelung ihrer Kinder verbunden ſind! Rec. zweifelt aber doch recht ſehr, daſs ſich die Mütter, auch bey dem beſten Willen, werden aus den, von Hn. *St.* beſchriebenen Operationen der Sprachorgane vernehmen, und den richtigen Ton der Summſer, Stoſslaute und Sauſelaute treffen können. Wenn ſie nicht ſchon die reinen Elemente der Mitlauter kennen: ſo werden ſie augenblicklich in die alte Methode zurückfallen. — Warum der Vf. auf dem Titel des Buches *edle* Erziehung, und in der Anweiſung immer *ädle* Mütter ſchreibt, kann Rec. nicht begreifen. S. 13. Z. 15 muſs *aufs* für *auf*, und S. 21. Z. 19 *lang* für *lange* ſtehen. Eben ſo ſind in der Anweiſung die Numern 6 bis 12 (von S. 49 bis 56) falſch, und paſſen nicht auf die in der Fibel angegebenen Erläuterungen. Unter den acht einfachen Grundlauten der Fibel, S. 3, muſs ſtatt des zweyten o und *a*, *oe* und *ae*, und über das, auf 53 befindliche Stück nicht 18, ſondern 37 ſtehen.

L. Th.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Berlin*, b. Dieterici u. *Leipzig*, b. Supprian: *Stoff zur Bildung des Geiſtes und Herzens.* Für den häuslichen und Schulunterricht bearbeitet von *Karl Hahn*, Rect. d. Garniſonſchule zu Berlin. *Erſtes Bändchen, zweyte vermehrte Aufl.* 1804. XXXVI u. 248 S. *Zweytes Bändchen* (in Comm. Leipzig, b. Köhler) 1804. VI u. 280 S. 8. Da das erſte Bändchen, welches in einigen Schulen als Leſebuch eingeführt ward, nach einem Jahre neu aufgelegt werden muſste, ſo hat der Vf. wenig geändert. Es fängt mit einer wohldurchdachten Abhandlung über Verſtandesübungen an. Hr. *H.* bemüht ſich, dieſe ſo nützlichen Übungen in eine Art von Syſtem zu bringen. Wenigſtens muſs man ſeine Arbeit als einen guten Beytrag dazu anſehen. In kurzen und meiſtentheils anziehenden Erzählungen werden Verſtandes- und Vernunft-Begriffe erklärt, eine Anzahl meiſt in Reimen verfaſster Räthſel und Charaden und angenehme, vielleicht etwas zu tändelnde, gereimte Aufſätze als Stoff zu Memorirübungen geliefert. Der zweyte Theil iſt ſchon auf Kinder von höherer Bildung berechnet, und enthält Erzählungen, freundlich und ſcherzhaft — und freundlich und ernſthaft vorgetragen; meiſtentheils ſehr ſcharfſinnige Worterklärungen ſinnverwandter und anderer wichtiger Begriffe, wie: eitel, eingebildet, ſtolz, aufgeblaſen, hochmüthig u. ſ. w. Zuweilen werden auch den proſaiſchen Erzählungen einige Reime eingemiſcht, die zwar nicht immer auf poetiſchen Werth Anſpruch machen, aber ſich doch durch die Abſicht, das Nachdenken der Kinder zu wecken, als nicht unzweckmäſsig rechfertigen. Wir können daher dieſe Schrift empfehlen.

Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

München, b. Fleiſchmann: *Die neueſten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg;* nebſt einem Gemälde des Bergſturzes am Rigi und Lauwerzer-See. 1807. I Bändchen. 218 S. mit 2 Kpfn. II Bändchen. 480 S. mit 1 Kpf. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Ebel und *Normann* haben zwar in geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht die gröſsten Verdienſte um die Schweiz; allein da ſich ihre Nachrichten noch aus den Zeiten vor der Revolution und der neuen Regierungsveränderung herſchreiben, und ſeit 10 Jahren ſo weſentliche Veränderungen vorgefallen ſind: ſo ſind die vorliegenden Briefe, die uns die Verfaſſung beſonders des Kantons Appenzell in den allerneueſten Zeiten darſtellen, ſehr angenehm, zumal da ſie auſser dem reichhaltigen Inhalt auch ein gefälliger Vortrag empfiehlt.

In Lindau, wohin unſer Reiſender zuerſt kam, redete ihn ein Appenzeller an; aber keiner verſtand den anderen, weil der geſchwinde Accent der appenzeller Mundart etwas ſo Auffallendes und Eigenes hat, daſs er für einen Deutſchen, der an den reinen niederſächſiſchen oder meiſsniſchen Dialekt gewöhnt iſt, ſchlechterdings nichts Verſtändliches hat. Hier giebt der Vf. für Reiſende den ſonderbar ſcheinenden Rath, in der Bibelſprache und langſam zu reden, weil unter den reformirten Appenzellern noch häufig die löbliche Sitte herrſcht, an den Sonntagen mit ihren Familien die Bibel zu leſen, und ihnen alſo dieſe Ausdrücke bekannt ſind. Aus dem Städtchen Rheineck machte der Vf. eine Luſtfahrt nach Roſchach, einer zum Kanton St. Gallen gehörigen kleinen niedlichen Stadt. Hier iſt der gröſste Kornhandel des ganzen Landes, da das meiſte Getreide, welches aus Deutſchland in die Schweiz kommt, hier ausgeladen und verkauft wird; auch die Geſchäfte, die hier mit allen Arten von Leinwand gemacht werden, ſind von groſser Wichtigkeit. Im Rheinthal, wo das Städtchen Rheineck liegt, wächſt ein ſehr guter feuriger Wein, der gemeiniglich ſchon im erſten Jahre in dem Kanton Appenzell und St. Gallen ausgeführt wird, weil man wegen des überall eintretenden Waſſers die Keller nicht tief genug graben, und alſo den Wein nicht gut aufbewahren kann. Auſserdem iſt dieſes Thal reich an Obſt, wovon man ſehr vieles dörrt und ins Ausland verkauft, aber noch mehr zu dem hier ſehr beliebten Getränke, dem Cyder, benutzt. — Obgleich der Weinbau die Hauptbeſchäftigung des thätigen Rheinthalers iſt: ſo ſucht man doch auch Manufactur und Fabrik-Arbeiten, beſonders in den Städten Altſtädten und Rheineck nicht vergeblich, wo man beträchtliche Geſchäfte mit engliſchem Garne, mit Muſſelin und Baumwoll-Tüchern macht. — Das ganze Rheinthal, ein kleines, aber von Natur und Kunſt begünſtigtes Ländchen, das nur 8¼ Stunden lang und 2 Stunden breit iſt, zählte im J. 1796 nach den Kirchenliſten 22006 Menſchen. Altſtädten war die erſte Gemeinde des Rheinthals, welche die verbeſſerte Religionslehre Zwingli's bey der Reformation annahm, und der bekannte Karlſtadt war ihr zweyter reformirter Prediger. Die Schickſale dieſes Mannes, welche hier zur Ergänzung und Berichtigung einer Stelle aus *Planks Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs*, erzählt werden, ſind intereſſant. —

Das dringende Bedürfniſs eines beſſeren Schulunterrichts fängt man auch in der Schweiz an ſeit einiger Zeit ſo dringend zu fühlen, daſs man, beſonders in den reformirten Kantonen zu Chur, Arau, Zürich, St. Gallen u. ff., mit vielen Koſten eigene Kantonsſchulen errichtet und andere Verbeſſerungen im Schulfache gemacht hat. Vornämlich hat ſich *Peſtalozzi* durch ſeine neue Methode ſo berühmt gemacht, daſs ſelbſt Kaiſer und Könige Abgeordnete zu ihm nach Yverdün (im Kanton Waadt) ſendeten, die ſeine Methode ſtudiren ſollten, um in ihren Ländern ähnliche Inſtitute errichten zu laſſen.

Gaiſs hat eine überaus romantiſche Lage, und iſt unſtreitig der höchſte Ort im appenzeller Lande, aber die Gegend iſt etwas kahl. Die Einwohner dieſer Stadt ſind ſehr fleiſsig, und befinden ſich bey ihrem beträchtlichen Muſſelingewerbe in einem blühenden Wohlſtande. Schon ihre groſsen geſchmackvollen Wohnungen, die angenehm ins Auge fallende Bauart ihrer hölzernen Giebelhäuſer, der ſchöne geräumige Gemeindeplatz an der Kirche, am Pfarr- und Wirths-Hauſe, wo überall Reinlichkeit und Ordnung ſichtbar iſt: alles nimmt für dieſen Ort ein. Daher kommen auch jährlich viele Fremde hieher, die im reinen Genuſſe der Bergluſt ihre Geſundheit wieder zu erlangen ſuchen. — Der Kanton Appenzell iſt rings umher von dem Kanton St. Gallen eingeſchloſſen, und über alle umliegenden Landſchaften beträchtlich erhaben. Dieſe Landſchaft iſt vielleicht eine der bevölkertſten in ganz Europa. Denn ungeachtet ſie ungefähr nur 10 — 11 Stunden Länge und 6 Stunden Breite hat: ſo rechnet man ihre Be-

völkerung doch auf 51,600 Seelen, welches ſehr viel iſt, wenn man bedenkt, daſs dieſes Land ſeiner Lage nach zur Landescultur zu uneben, zu rauh, und an mehreren Orten oft ganz unzugänglich iſt. Man darf nur einen Weg von wenigen Stunden zurückzulegen haben, ſo iſt man nicht im Stande, eine Viertelſtunde zu durchwandern, ohne nicht fürchterliche Bergſpalten oder Tiefen, ſelbſt mit Lebensgefahr, paſſiren zu müſſen. — Schade iſt, daſs Appenzell faſt keinen anderen Nahrungszweig als die Muſſelin - und allenfalls etwas Leinwand-Weberey kennt, um ſich bey einem zu befürchtenden Handelsſtillſtand vor mancher Gefahr zu ſichern, und auf zweckmäſsige Mittel zu denken, der Armuth und Brodloſigkeit durch andere Beſchäftigungszweige vorzubeugen. Ihre vortrefflichen Alpenweiden bieten ſo erwünſchte Gelegenheit dar, auch groſse Schafheerden zu ernähren, und dieſe würden ihnen Wolle im Überfluſſe darbieten, und Manufacturen der feſteſten Art die feſteſte Baſis gewähren. Das rohe Product ſollte man zu vervielfältigen und in möglichſter Veredlung im Lande ſelbſt zu erzeugen ſuchen, es auch nicht gleich von der Schur ins Ausland gehen, und höchſtens nur als Garn ausführen laſſen. — Der reformirte Theil des Kantons Appenzell hat viele angeſehene Handelshäuſer, und mehrere daſige Kaufleute halten bekanntlich in Frankreich, Italien, Ruſsland u. ff. ihre eigenen Comtoirs, und treiben die ausgebreitetſten Geſchäfte; aber in dem kathol. Theile findet man weder ein Handelshaus, noch einen Webermeiſter; hier lebt man lieber im Schoos der Ruhe, und bringt ſeine Tage bey einfacher Lebensart unter ſeinen Geiſen und Kühen zu.

Trogen, der Hauptort und Sitz der Regierung von Auſser-Roden, iſt zugleich ein wichtiger Handelsplatz mit Leinwand, Baumwoll- und Muſſelin-Tüchern u. ſ. w. — Die Namen der beiden Hälften des Kantons *Auſser-Roden* und *Inner-Roden*, kommt her von Rotten, Haufen, *cohortes*, weil in alten Zeiten die Gemeinden ſich in gewiſſe Compagnieen oder Rotten vereinigten und zu Felde zogen. Auſser-Roden bewohnen die Reformirten, Inner-Roden die Katholiken. Bis zu Ende des 16 Jahrh. lebten beide Religionsverwandte unter einander vermiſcht, aber im J. 1597 fand man es der inneren Ruhe wegen für zuträglicher, ſich um der Religion willen zu theilen. — Ehedem hatte dieſer und alle anderen Kantons das Recht Kriege anzukündigen, Frieden zu ſchlieſsen und Bündniſſe mit anderen Mächten einzugehen, aber ſeit dem J. 1803 kann, vermöge der Vermittelungsacte des damaligen erſten Conſuls der franzöſiſchen Republik, kein einzelner Kanton weder mit einem anderen Kanton, noch mit einer fremden Macht in Verbindung treten, als nach den Bundesvorſchriften der helvetiſchen Republik. Bey mancherley angenehmen Seiten, die eine demokratiſche Regierungs-Verfaſſung hat, iſt dieſes ein groſser Nachtheil, daſs hier kein Eifer weder für öffentliche Schulen, noch für Zucht- und Arbeits-Häuſer, Hoſpitäler u. ſ. w. keimet, und daſs auch die Policeyanſtalten ſehr mangelhaft ſind. Aber lobenswerth iſt der Eifer, den die Regierung von Auſser-Roden ſeit mehreren Jahren bey Anlegung neuer und fahrbarer Straſsen bewies.

Der Ackerbau wird hier faſt gar nicht betrieben. In der Gemeinde Appenzell giebt die Regierung jedem Armen ein Stück Gemeindeboden, das er lebenslang mit ſeiner Familie zum Anbau von allerhand Sommerfrüchten benutzt. Der Erdapfelbau nimmt in dieſem Kanton immer mehr zu. Die Obſtcultur iſt in einigen Gemeinden beträchtlich, aber zum Weinbau iſt dieſe gebirgige Gegend zu rauh und kalt. Der wahre Stolz eines appenzeller Landmanns iſt eine fette Alpenweide, auf welcher eine Heerde Kühe und Geiſen den Sommer hindurch Nahrung und Obdach findet. Inner-Roden ernährt im Sommer gegen 15,000 Stück Vieh aller Art auf ſeinen Fluren, wovon ungefähr 5—6000 Kühe in den hohen Alpen weiden. Ein weniger beträchtliches aber in den hieſigen Gegenden ſehr geſchätztes Naturproduct iſt der Honig. Schade, daſs man dieſe Liebhaberey noch nicht mit Einſicht zu behandeln verſteht.

Die Kinder wachſen hier oft ohne Unterricht und Erziehung auf, und erreichen wohl das 18 und 20 Jahr, und wollen zum erſten Nachtmals-Unterrichte gehen, ohne daſs ſie nur die Buchſtaben kennen gelernt haben. — Auffallend iſt es, wenn man hier von den Kanzeln bekannt machen hört, daſs eine Anzahl von Kühen, Kälbern u. ff. verauctionirt werden ſoll, daſs Dem und Jenem wegen eines Verbrechens, Wein und Moſt zu trinken, verboten ſey, und daſs jeder Wirth im Lande ihm denſelben eine beſtimmte Zeit lang nicht reichen dürfe. Aber vielleicht iſt eben dieſes die Urſache, warum der Vf. dieſe Kirche ſo volkreich fand. In der Liturgie ſcheint man noch ſehr weit zurück zu ſeyn, daher gereicht es der gegenwärtigen Regierung und mehreren einſichtsvollen Geiſtlichen des Landes ſehr zur Ehre, daſs man ſich ſeit einiger Zeit eifrigſt bemüht, Verbeſſerungen in Kirchen und Schulen vorzunehmen.

Die Kloſterbibliothek der ehemaligen Abtey St. Gallen iſt ſehr intereſſant wegen ihrer ſchätzbaren Handſchriften, und kann wegen ihrer Seltenheiten in Abſicht auf Literatur, Numismatik und das Mineralreich, die erſte und vorzüglichſte Bibliothek der Schweiz genannt werden. Bey der Flucht des Abts waren die koſtbarſten Bücher und Manuſcripte, die ſchönſten Steine und Conchylien, das prächtige Münzkabinet und andere Seltenheiten in 230 groſsen Kiſten nach Tyrol transportirt worden, kamen aber auf Requiſition der Regierung bald wieder hier an.

In Rückſicht des Handels iſt die Stadt St. Gallen gleichſam der Stapelplatz für die franzöſiſchen Kaufleute, die hier viele Geſchäfte machen. — Obgleich das Schulweſen in dieſem Kanton noch auf keiner hohen Stufe ſteht: ſo bemüht man ſich doch von Jahr zu Jahr, es immer mehr zu verbeſſern und zu veredeln. In der Stadt St. Gallen blüht ſeit einiger Zeit ein akademiſches Gymnaſium, wo aber nur diejeni-

Digitized by Google

gen Jünglinge ihre Studien beendigen können, die ſich der Theologie gewidmet haben. Um den Landſchulen aufzuhelfen, bildete die Regierung einen Erziehungsrath, der den Zuſtand der niedern Schulen unterſucht, und ſie zu verbeſſern bemüht iſt. Die Procedur hiebey iſt hier ſehr gut detaillirt. Freylich hemmt die immer mehr zunehmende Irreligioſität unter den Erwachſenen die guten Fortſchritte; indeſſen wird wirklich ein guter Saame in die Seelen der jetzigen Jugend gelegt, ſo kann man wenigſtens in Zukunft durch dieſe Bemühungen beſſere Menſchen erwarten.

Wichtig ſind im *zweyten Bändchen* die Bemerkungen über Kirchen- und Schul-Weſen. — Appenzell Auſser-Roden, das, nach den allerneueſten Berichten über dieſen Kanton, ungefähr 38538 Seelen zählt, und nur 20 Pfarrſtellen von reformirter Seite zu beſetzen hat, leidet Mangel an jungen Predigern, und ein Jahr ins andere gerechnet, findet man jährlich nicht über 2 Studirende, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen, weil Eltern, die nur einiges Vermögen beſitzen, ihre Kinder entweder das Baumwollgewerbe lehren, oder ſie zur Handlung beſtimmen, wo ſie mehr Gewinn vor ſich ſehen, als bey mehrentheils gering dotirten Pfarrſtellen, ob ſich gleich der Gehalt der Prediger ſeit der Revolution um vieles verbeſſert hat. — Was den Schulunterricht betrifft, ſo befinden ſich in dieſem Kanton nicht einmal gute Dorfſchulen, vielweniger Lyceen oder Gymnaſien, und nur ſehr ſelten ſchicken Eltern ihre Kinder auf fremde Schulen. Zum Glück giebt es hie und da einige Prediger, die jungen Leuten den nöthigen Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen ertheilen, bis ſie im Stande ſind, die Akademie zu beziehen. Gemeiniglich wählen ſie die Univerſitätsſtadt Baſel, ſelten Zürich, und noch ſeltener eine ausländiſche deutſche Akademie. In Baſel kann man in einem Jahre, oder wenn's ſeyn muſs noch früher, ſeinen *Curſum theologicum* beendigen, ſich examiniren und ordiniren laſſen, und ſchon als *Studioſus Theologiae* die ſchönſten Ausſichten auf eine Pfarrſtelle haben; man kann daraus ſchlieſsen, wie kenntniſsreich die mehreſten Prediger dort ſeyn müſſen.

Die Urſache, warum die Landſchulen ſo ſchlecht ſind, liegt ohnſtreitig darin, weil die Vorſteher jeder Gemeinde ihren Schulmeiſter ſelbſt ſetzen, und zwar ohne vorhergegangene Prüfung, und ohne den Rath ihrer Prediger, oder anderer ſachkundiger Männer darüber anzuhören; doch giebt es zum Glücke hier Ausnahmen, und ſeit der Revolution, da der Kanton Appenzell zu St. Gallen geſchlagen, und mit anderen umliegenden Gegenden unter dem Namen Kanton Säntis vereiniget worden iſt, wird dieſer Sache von Seiten der Regierung mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt, als vorher. Schon im J. 1800 erſchien auf Befehl des Erziehungsraths zu St. Gallen eine gedruckte Anleitung für Landſchullehrer des Kantons Säntis, wodurch ſie zur nützlichen und zweckmäſsigen Führung ihres Amtes ermuntert werden, und in welcher in gedrängter Kürze dem Schulmeiſter der ganze Umfang ſeiner Pflichten vorgelegt, und die Methode gezeigt wird, wie er es anzufangen habe, wenn er in ſeinem Wirkungskreiſe Gutes ſtiften wolle; zugleich wurde aber auch für ſeinen Unterhalt und nöthigen Gehalt geſorgt, daſs er mit Freuden ſein Amt verwalten ſolle. Zwar kam alles Gute, was man auf dieſe Art zu bewirken geſucht hatte, wieder in Verfall, als im J. 1803 durch die Vermittelungsacte des damaligen franzöſiſchen Oberconſuls, der Kanton Appenzell faſt gänzlich in ſeine alte Verfaſſung eingeſetzt wurde; — aber einige einſichtsvolle Männer wendeten ſich mit Vorſtellungen an die Regierung, und ſo wurden denn alle von Neuem eingeriſſene Miſsbräuche wieder abgeſchafft, und das Schulweſen nach und nach möglichſt verbeſſert. Die Armenanſtalten ſind lobenswerth, ſo wie denn überhaupt kein Staat in Europa, England ausgenommen, mehr zur Linderung des menſchlichen Elends beyträgt, als die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. Ein Beyſpiel der neueſten Zeiten kann dieſes beweiſen. Als der Handelsſtand von Ulm für die durch den Krieg im J. 1805 verunglückten Einwohner Schwabens eine Collecte veranſtaltete: gab die Schweiz, die ſich theils von der Revolution noch nicht ganz erholt, theils durch die Handelsſperre nach Frankreich und Italien ſo ſehr viel verloren hat, am meiſten, und ſogar mehr, als das reiche England. Zwar ſind hier keine Hoſpitäler, Waiſenhäuſer oder ähnliche Aſyle für Unglückliche und Arme; aber jede Gemeinde iſt verpflichtet, für ihre Armen zu ſorgen, und dieſes thut man durch einen eigenen Armenpfleger, der das Allmoſen vor den Kirchthüren einſammelt und davon Hülfsbedürftige unterſtützet, auch für Kleidung und Schulgeld ſorgt. Beſonders ſorgt der reformirte Appenzeller ſehr thätig für ſeine Armen.

Das traurige Gemälde, das uns der Vf. von der verminderten Moralität und Religioſität der Appenzeller macht, brachte den Rec. auf den Gedanken: daſs nicht bloſs die Revolution daran Schuld ſey, ſondern daſs der Anfang ſchon vor dieſer Zeit, und zwar in den Gebräuchen geſucht werden müſſe; daſs aber die Revolution die Immoralität ſchneller entwickelt habe, kann nicht geleugnet werden.

Auſser Geſang und Tanz, welches die beiden Lieblingsvergnügungen dieſes Bergvolks ſind, beſchäftigen ſich Jünglinge auch gern mit Steinſtoſsen, und Mancher hat es durch Übung nach und nach ſo weit gebracht, daſs er Steine von 150 bis 180 und mehr Pfund, mit leichter Mühe in die Höhe heben und weit von ſich werfen kann. Das Thalerſchieſsen, ein ſehr einfaches Spiel, findet hier auch viel Beyfall, und beſteht darin, daſs man eine kleine Vertiefung in die Erde macht, und in einer Entfernung von 8 bis 10 Schritten einen Thaler hineinzuwerfen ſucht; wer ſeinen Zweck erreicht, erhält den dazu ausgeſetzten Preis. Sitzende Spiele lieben die Appenzeller nicht, und theatraliſche ſind im ganzen Kanton verboten.

Digitized by Google

Der Vf. ſchlieſst ſeine intereſſanten Briefe mit einem Anhange, worin er zwey geſchätzte Schriftſteller gleiches Gegenſtandes, als der ſeinige iſt, auf eine anſtändige Weiſe zurechte weiſt. Sein längerer Aufenthalt in der Schweiz und ſeine daſigen Bekanntſchaften mögen ihn ohnſtreitig in Stand geſetzt haben, von dieſem Lande die richtigſte Anſicht zu verſchaffen, ſo wie es ihm nicht an Talent fehlt, das Geſammelte und reiflich Erwogene eben ſo ſchön als deutlich vorzutragen.

Z. Dn.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Magdeburg*, b. Heſſenland und in Commiſſion der Leichſchen Buchhandlung zu Brandenburg: *Lehr- und Leſe-Buch für Volksſchulen.* 1803. X u. 206 S. u. Anhang von 32 S., ohne die Inhaltsanzeige. (6 Gr.) Auſser dem Anhange, der das Vornehmſte von der deutſchen Sprache, Rechtſchreibung und dem guten Ausdruck in verſchiedenen ſchriftlichen Aufſätzen enthält, beſteht das Buch aus vier Hauptſtücken: I. Übungen des Verſtandes und Nachdenkens in der Auseinanderſetzung verſchiedener Geſchäfte, Pflichten, einzelner Begriffe und Belehrungen vom Aberglauben, von Zahlen und Maſsen, von dem Menſchen und der Geſundheit, von den Ländern auf der Erde, von der Naturgeſchichte und dem Vorzuge des Menſchen vor den Thieren. II. Belehrungen von den Seelenkräften, ihrer Anwendung und Ausbildung und von der Sittlichkeit. Das allgemeinſte Vermögen der Seele wird S. 65 das Gefühlsvermögen genannt. Bequemer wäre wohl der Ausdruck: Empfindungsvermögen. III. Sittenlehre zum Theil in Erzählungen eingekleidet. IV. Von den Übeln in der Welt, und von den Werken der Schöpfung, in ſo fern Gottes Weisheit und Güte daraus hervorleuchtet. Alles iſt ſehr faſslich vorgetragen, und es iſt zu wünſchen, daſs ſich viele Schullehrer dieſes wohlfeilen Buches bedienen mögen, um daraus zu lernen, wie ſie ihren Lehrlingen eine Menge nützlicher Kenntniſſe mittheilen ſollen. Übrigens ſchreibt der Vf. *mogte* für *mochte*, weil ihm vermuthlich die Regel unbekannt iſt, daſs der Beſtimmungsgrund der Rechtſchreibung, der aus der Ableitung hergeleitet iſt, alsdann ſeine Kraft oder ſein Recht verliert, wenn ein Übellaut entſteht, wie durch den Zuſammenſtoſs von zwey harten Buchſtaben geſchieht. Eben ſo ſchreibt er *ſammeln* für *ſammlen*, *überflieſſig* für *überflüſſig* u. ſ. w. Auch ſcheint er die volle Ausſprache des *äu*, die zum Theil im Magdeburgiſchen herrſcht, und mehr wie öu lautet, dadurch in Schutz zu nehmen, daſs er den Umlaut auf das u ſetzt, und alſo ſchreibt: *Baüme*, *Glaübige*, *betaüben*, *Saügthier* u. ſ. w. Schwerlich möchte dieſs von Sprachkennern gebilliget werden, wenn es auch hin und wieder Nachahmer finden ſollte.

Gz.

Frankfurt a. M., im Verl. b. Simon: *Joh. Chriſtoph Pfaum's*, geweſ. Lehr. am Gymn. zu Heidelberg, *Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion*, nach Anleitung der Fragen an Kinder. *Dritte rechtmäſsige Auflage.* 1803. 190 S. 8. (8 Gr.) Die Sätze, welche die Antworten zu den bekannten Zürcher Fragen enthalten, ſind hier in einen zuſammenhangenden Text gebracht, welcher ganz unverändert nach der vorigen Ausgabe, welche 1795 erſchien, wieder abgedruckt iſt. Auſser mehreren einzelnen Stellen hätte beſonders der Abſchnitt: Begriff eines guten Menſchen S. 110 ff. manche Verbeſſerung nach geläuterten Moralideen bedurft. Ohne Zweifel würde das Publicum gewonnen haben, wenn, ſtatt dieſer unveränderten Auflage, die, wie Rec. erfahren hat, von einem anderen Gelehrten bereits vollendete Umarbeitung dieſer Schrift hätte erſcheinen können.

Z—d.

Berlin, b. Sander: *Kurzer Entwurf der chriſtlichen Religionslehre für die Jugend.* Von *E. F. W. Koſer*, Pred. zu Bettſcho und Wildenhagen. 1805. 52 S. 8. (3 Gr.) Die ganze Religions- und Sittenlehre auf ſo wenige Seiten zu bringen, wäre im Fall des glücklichen Gelingens freylich ein noch nicht vorhandenes Kunſtſtück. Indeſſen kann man, wenn man weglüſst, was man will, wohl auch die ganze Weltgeſchichte im Nothfall auf einige Seiten bringen. Wenigſtens müſste jedes überflüſſige Wort vermieden, nur das Wichtigere herausgehoben, und alles in gute Ordnung geſtellt ſeyn. Daſs aber Hr. *K.* bey ſeinem ſichtbar guten Willen darauf nicht eben groſse Rückſicht genommen hat, lehrt der Augenſchein. Das Ganze beſteht auſser einer Einleitung, worin die Geſchichte Jeſu abgehandelt wird, in kurzen Sätzen, die gar nicht immer in einander eingreifen und nicht, wie Theile eines Hauſes, auf einander gebaut ſind. 1) Von Gott und ſeinen Abſichten mit uns Menſchen, 2) von unſerem rechtmäſsigen Verhalten, unſere Beſtimmung zu erreichen, oder von unſeren Pflichten. Der letzte Theil zerfällt wie gewöhnlich wieder in die Pflichten gegen Gott, gegen uns ſelbſt und gegen Andere. Ungern vermiſst man überall genaue Begriffserklärungen, worauf es doch bey einem ſo kurzen Unterrichte vorzüglich ankommt, z. B. „Liebe zu Gott (S. 26) begreift nicht ſowohl einzelne Handlungen als vielmehr die ganze Beſchaffenheit des Gemüths.“ Weiſs nun Jemand, was Gott lieben heiſst? Oder: „Ehrfurcht gegen Gott muſs ſich beſonders bey jeder Neigung zum Böſen zeigen.“ Nicht auch bey dem Beſtreben Gutes zu thun? Auch iſt die Sprache nicht allemal rein genug, z. B. S. 24 vor dem Sterben dürfen wir uns gar nicht fürchten.

L. M. H.

Vermischte Schriften. *Gieſsen*, b. Krieger: *Abhandlung von der vortheilhaften Grabung, der guten Faſſung, und dem rechten Gebrauche der ſüſen (ſüſsen) Brunnen, um reines und geſunder Waſſer zu bekommen.* Von *Franz Ludwig von Cancrin*, Ihro kaiſerl. ruſſiſchen Majeſtät Collegienrathes u. ſ. w. 2te Aufl. 1804. VI u. 64 S. 8. (4 Gr.) „Ich habe, ſagt der Vf., wie ich wenigſtens glaube, ſchon lange wahrgenommen, daſs die Brunnen nicht mit der Vorſicht gegraben, gefaſst und gebraucht werden, die man anwenden muſs, wenn man u. ſ. w.“ Kann man hieraus etwas anderes ſchlieſsen, als daſs der Vf. ſelbſt ungewiſs ſey, ob er dieſe Bemerkung gemacht habe oder nicht? Sein Werkchen zerfällt in 4 Cap., deren erſtes, *von dem Begrif (griffe) und der Beſchaffenheit des Waſſers* handelt. In dieſem Cap. heiſst es: *das Waſſer iſt in ſeinem natürlichen Zuſtande unelaſtiſch.* Hätte der Vf., ehe er dieſes ſchrieb, *Zimmermann* über die Elaſticität des Waſſers, *Bellogradi della Riſleſſione etc, Spallanzani*, *Nollet*, *Muſchenbroek* und andere Schriftſteller, oder *Gehlers* und andere phyſikaliſche Wörterbücher nachgeleſen: ſo würde er dergleichen nicht behaupten. Die Verſuche des Oberſalzinſpector *Abick* ſollten dem Vf. als Bergmann doch wohl bekannt ſeyn. Auſser dem Angeführten wird in dieſem Cap. noch ſehr viel Unrichtiges vom Waſſer geſagt. Das 2te Cap. handelt *von der Unterſuchung des Waſſers.* Der Vf. ſpricht hier ſehr umſtändlich über *Gar Nichts*, denn er ſpricht von Verſuchen mit dem Waſſer, die man anſtellen müſſe, um ſeinen Gehalt zu erfahren, welche Verſuche aber, und wie, will er übergehen, da er ſie ſchon in einem anderen Werke angeführt habe. Das 3 Cap. giebt Anweiſung, Quellen in der Erde zu entdecken, Brunnen zu graben, ſie zu faſſen und zu überbauen, und endlich das 4 Cap. handelt vom rechten Gebrauche der Brunnen. — Rec. kann nicht begreifen, wie von dieſer Brochüre eine zweyte Auflage hat nöthig werden können, noch weniger aber, wie der Name *Cancrin* auf den Titel gekommen iſt. Denn daſs ein ſo fehlerhaftes, unwichtiges und höchſt unbedeutendes Product von dem Vf. ſo mancher wichtigen und intereſſanten bergmänniſchen Schriften herrühre, kann Rec. nicht glauben. Eine Menge der gröbſten Schreibfehler in ſo wenigen Bogen ſind noch überdieſs dem Leſer ſehr läſtig.

♂.

Druckfehler. In No. 224. S. 563. Z. 9. v. u. l. *ernſtlich* ſt. *erſtlich*; S. 564. Z. 7. v. o. muſs nach *abgiebt* ein Semikolon ſtatt des Comma ſtehen. In No. 225. S. 569. Z. 3. v. u. l. *Mehrheit* ſt. *Wahrheit*; S. 570. Z. 1. v. o. muſs nach *Begriff* ein Comma ſtehen; S. 574. Z. 16. v. o. l. *ſqq. (ſequentibus)* ſt. 599; S. 576. Z. 12. v. o. l. *fehlt* ſt. *ſteht.*

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Weiſs: *Jucunde.* Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen. Von *Ludwig Theobul Koſegarten.* Neue verbeſſerte Ausgabe. 1808. 190 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Das Erſcheinen dieſer neuen Ausgabe von der *Jucunde* zeigt hinlänglich, welche Aufmerkſamkeit und welchen Beyfall ein groſser Theil des Publicums dieſem poetiſchen Werke, das ſich jetzt in noch verſchönerter Geſtalt ihm darbietet, gleich vom Anfange an geſchenkt hat. Und ſehen wir auf die mancherley Vorzüge, die dieſe idylliſche Darſtellung ſchmücken, auf den Geiſt, der ſie belebt, auf das Gemüthvolle, das ſie durchwärmt, auf das Einfache, Edle, Unſchuldige, Zarte, das daraus hervorherrſcht: ſo iſt es wohl begreiflich, wie einige Leſer die *Jucunde* ſogar mit einer Vorliebe betrachten können. Es wird der Seele wohl, im Drange einer verborgenen Sehnſucht, die nach einem vollkommenern, glücklichern Zuſtande, nach Vereinigung der höchſten Unſchuld mit dem reinſten Lebensgenuſſe, nach Verbindung von Geiſt und Natur ſtrebt, ſich unter glücklich lebende, zufriedene Menſchen zu verſetzen, die, gleich weit entfernt von der anfänglichen Rohheit eines thieriſch-ſinnlichen Zuſtandes, und von den Fehlern und Schwächen einer höheren Sinnen- und Geiſtes-Cultur im Angeſichte des Himmels und im Schoſse der Natur geiſtig- und ſinnlich-froh zugleich gemächliche, heitere Tage verleben, und gleichſam wie beſeelte Pflanzen, die nicht von der erſten Quelle des Lebens abgewichen ſind, ungeſtört dem Lichte entgegen blühen. Je ſchwächer das Bild von dem ewig verborgenen Paradieſe in den meiſten Gemüthern dämmert: deſto vergnügter ergreifen ſie auch ſchon alle entfernteren Schilderungen und Abbildungen eines ſolchen Zuſtandes; und je weiter ſie vom Urbilde des Lebens mit ihren erkünſtelten Bedürfniſſen und Verhältniſſen ſich verirrt und verloren haben: deſto leichter laſſen ſie ſich durch idylliſche Darſtellungen und Dichtungen anlocken und zufrieden ſtellen. Daraus folgt denn aber auch, daſs ihr Beyfall, bey dem geſchwächten Gefühle für das Natürliche, keinesweges für die Wahrheit und den Werth eines idylliſchen Kunſtproducts entſcheidend ſeyn kann, und der Vf. hat, unſeres Erachtens, nur halb Recht, wenn er in der Einladung gradezu in Beziehung auf dieſe *ländliche Dichtung* ſagt:

> Euren Gerichtshof nur, holdſelige Frauen, erkenn' ich;
> Frauen richten gerecht über die Lieb' und das Lied.

Man kann zugeben, daſs alles, was gebildete Leſerinnen in einem ſolchen Gedichte ſchön finden, der Sache, dem Inhalte, aber deſshalb gerade nicht immer der Form und der Darſtellung nach ſchön und zugleich wahr ſey. Und auch ſelbſt nach dieſer materiellen Anſicht möchte ihnen ſchwerlich das Miſsfällige ganz entgehen, das ſich hier in der *Jucunde* nur zu ſichtbar neben das Gute ſtellt. Wollen ſie ſolche vollends als ein Ganzes betrachten und genieſsen: ſo müſsten ſie vieles im Leſen bey Seite ſtellen und gefliſſentlich überſehen, wenn das Gute ihnen unverleidet zu Theil werden ſoll. Ja es möchte ihnen ſchwer werden, den Grundton immer ungeſtört zu verfolgen, da bey der Zartheit und Unſchuld und herrſchenden Gutmüthigkeit ſich ſo Vieles einmiſcht, was mit dieſen Eigenſchaften nach dem Gefühle der Einheit nicht beſtehen kann. Dahin rechnen wir vorzüglich das Städtiſche, das Moderne, das Gelehrte, und ſelbſt das Gemeine, das neben zu groſser Feinheit um ſo ſchlimmere Wirkung thut. Durch die zarten Mädchenſeelen hören wir oft den Paſtor ſprechen, dem die Mittheilung eines ſchönen Gedankens oder einer gelehrten Meinung zu ſehr am Herzen lag, als daſs er ſie bis zu einer anderen Zeit hätte verſparen können. Durch das Geiſtreiche, durch das Gebildete, wie es hier iſt, geht oft die wahre Naivetät verloren, die ſich nachher durch derbe Ausdrücke und gemeine Redensarten nicht wieder einholen läſst. Neben der Würde und der Erhabenheit, zu der ſich der Dichter durch den Pfarrer von *Medow* gern aufſchwingt, kann die Beſchreibung von kleinen und kleinlichen Dingen kein Genüge thun. Und ſehen wir auf den Zuſammenhang der gröſsern Parthieen: ſo vermiſſen wir auch hier einen reinen, gediegenen, auf das Ganze berechneten Fortgang. In genauer Beziehung ſtehen nur die erſte, zweyte und fünfte Ekloge, wo Jucunde und Thecla ſich einander beſuchen, von ihren Hoffnungen und Wünſchen reden, und zuletzt durch die Ankunft des Bruders und Liebhabers in ihrer Erwartung und Ahnung angenehm überraſcht werden. Dazwiſchen mag die Uferpredigt in der dritten Ekloge wegen ihrer Neuheit noch mit Ehren ihren Platz einnehmen; aber was in der vierten erzählt wird, iſt völlig müſsig und überflüſſig, und vereinzelt ſich noch dazu in ſo vielerley kleine Auftritte, daſs es auch an ſich für die Phantaſie kein zuſammenhangendes Bild giebt. Überhaupt hat das Werk im Anfange ein weit reizenderes Anſehen, als es nachher gewinnt, und es würde ganz ins Unbedeu-

Digitized

tende und ins Kleinliche ſich verlieren, wenn es durch den Schluſs nicht wieder etwas gehoben und hergeſtellt würde. Im Plan der kleinen idylliſchen Geſchichte iſt vorzüglich der Einfall zu loben, daſs Jucunde den Freund ihrer Freundin, den dieſe zum Bräutigam für ſie beſtimmt hat, ſchon früher auf einer einſamen Inſel ſehen und lieben muſste. Doch ſtreift dieſer Auftritt ſelbſt mit dem plötzlichen Verlieben ans Romanhafte, und ſteht mit den übrigen Motiven und zu der Einfachheit und Ruhe des Ganzen in keinem gehörig abgewogenen Verhältniſſe. Mit der *Luiſe* von *Voſs* hat das Werk, ſowohl in Abſicht des einfach-edeln Tons, als des vorkommenden Familienkreiſes, allerdings groſse Ähnlichkeit. Ein Landprediger, ſeine Tochter und ein Fräulein treten in beiden auf, und ſtatt der ſorglichen Hausmutter in der *Luiſe* ſehen wir hier ein kleines munteres Mädchen, das durch kindliche Naivetät und Klugheit nebenbey angenehm unterhält. Auf den erſten Anblick erſcheinen die Perſonen ſogar geiſtreicher, und manchem vielleicht willkommener als dort; aber ſie bewähren ſich nicht in der Folge, und erhalten keine feſten Züge, keine rechte Perſönlichkeit und gediegene Einheit. Die Ehrwürdigkeit des Paſtors verliert ſehr durch die Scherze, die er ſich in Unterthänigkeit von dem Fräulein gefallen läſst. Den Liebhaber der Jucunde lernen wir faſt gar nicht kennen, und obgleich die Schweſter ihm ein groſses Lob von Unſchuld, Zartgefühl und Beſcheidenheit beylegt, ſo bleiben wir deſshalb doch noch in Zweifel, weil ſelbſt die Schweſter ihn ſeit zwey Feldzügen, denen er beygewohnt hat, und ſeit ſeiner Reiſe nach Paris, London und Kopenhagen, während welcher Zeit ſeine idylliſche Natur gewiſs groſse Gefahr laufen konnte, nicht zu Geſichte bekam. Er erſcheint hier nur wie eine Figur in einem Romane, die beſtimmt iſt, zuletzt einen Knoten zu ſchürzen. — Bey dem allen bleibt des Guten in dieſer Dichtung noch viel, und die gedachten Vorzüge beweiſen auf den Geiſt des Leſers gewiſs mehr Anreizung und Kraft, als die gerügten Fehler, die ein ungünſtiges Licht auf ſie werfen. Von beiden nun einige Beyſpiele und Proben. Zu dem Reizenden und Anmuthigen rechnen wir beſonders die Zuſammenkunft der Mädchen Abends ſpät auf dem Hünenhügel; und ſeelenvoll und zartgedacht dünkt uns dabey mancher einzelne Zug, wie z. B. dieſer von dem eingeſchlafenen und aufgeweckten Kinde:

den roſigen Mund ihr
Deckend mit glühendem Kuſs, gelang es mit Noth ihr, dem Schlummer
Sie zu entreiſsen. Es ſchlug das Kind die trunkenen Augen
Träumend zum Himmel empor, erblickte die glänzenden Sterne,
Schauerte leiſ', und bog ſich zurück zum Buſen der Pathin.

Eben ſo die Stelle vom Erwachen, da am anderen Morgen Jucunde geputzt vor ihr ſteht:

Leiſe regte den Mund und die Wimper das Mägdlein. Mit einmal
Schlug ſie die Augen auf, die blauenglänzenden. Schimmernd
Sahe ſie ſtehn die Schweſter. „Jucunde, liebe Jucunde",
Rief ſich ermunternd, „du ſiehſt ja ſo weiſs und ſo ſchön wie ein Engel.
Sage, was haſt du? was giebt es? doch ich beſinne mich; Sonntag
Iſt es ja heut, und vielleicht ſchon Zeit in die Kirche zu gehen."

Eben dieſe Zartheit bemerken wir auch bey ſinnlichen Bezeichnungen und Beſchreibungen:

Siehe, da trat wie die Frühe ſo friſch, wie der röthliche Morgen
Blühend, zur Thüre herein ſein erſtgeborenes Mägdlein.
Blumen, ſo eben entblüht, von den Tropfen noch blinkend der Frühe,
Brachte die fromme Tochter dem blumenliebenden Vater.

Ein wohlgefälliges Lächeln gewinnt die Naivetät, wo ſie mit einem Anſtrich von antikem Ernſt und redſeliger Treuherzigkeit verbunden iſt. Z. B. in der Stelle, wo der Pfarrer ſeine Tochter am Morgen geputzt erblickt, und er ſie noch zu einer kleinen Vermahnung heranwinkt:

„Köſtlich biſt du geſchmückt mit güldenen Ketten und Spangen,
Mit vielfarbiger Seid' und glänzender Locken Geringel.
Nicht verdamm' ich es, Kind, den Leib zu zieren, den Gott ſchuf.
Aber entſinnſt du dich auch, was der heilige Petrus im Erſten
Seiner Brief' uns ſchreibt, zu Anfang des dritten Capitels?" —
Lächelnd erwiederte drauf die kindlich geſinnete Jungfrau;
Nicht entſinn' ich mich, Vater, was uns der heilige Petrus
Schreibt im Erſten der Brief' zu Anfang des dritten Capitels.
Sey ſo gut und ſag' es, damit auch die Tochter es wiſſe.

Eben ſo ländlich-ſchön und herzlich klingt es, wenn nachher die Leute verwundernd ſprechen: *Wo mag Pfarrers Jucund' hingehn allein in der Frühe des Sonntags?* und andere, die ſie nicht kennen, fragen: *wer iſt doch dieſe, die ſchön wie die Engel, und wie die Bräute geſchmückt, die ſtaubige Straſse daher kömmt?* worauf der kundige Nachbar antwortet: *Und kennt ihr Pfarrers Jucunden nicht, die ſo gut und lieb iſt, und freundlich gegen die Ärmſten im Volk, und nicht hoffärthig im mindſten!* — Etwas Imponirendes hat die Scene der Uferpredigt, das Gewimmel von Menſchen in dem Thal und das nahe Wogen des Meeres. Aber erhebender als die Predigt ſelbſt, die nur Dinge nennt und aufzählt, und in dem Gedanken nicht weiter kommt, dünkt uns der Lobgeſang, worin aber ſtatt der Diſtichen fortgehende Hexameter vielleicht noch beſſere Wirkung thun würden, indem ſie dem aushallenden Lobe und der langen Anreihung von Wohlthaten mehr entſprechen. Alsdann bliebe es alſo forttönend:

Lob', o Seele! den Herrn, und du, mein Inn'res, verkünd' Ihn!
Lobe den Herrn und vergiſs nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Sinnreich iſt am Ende dieſer idylliſchen Erzählung das allmähliche Annähern der Liebenden in drey Momente gefaſst, und ein gleiches Fortſchreiten zum Ziele, während das Fräulein beym Vater die Verbindung einleitet, durch das Umherwandeln um die Burgtrümmer in den Worten wie in der Erſcheinung vergegenwärtiget, ſo daſs das Beſprochene gleichſam in Bildern immer hervortritt und ſichtbar vorüberſchwebt, bis Bild und Gedanke ſich zu Einer Wirklichkeit vereinigen, und die Perſonen in der Schluſsſcene zur engeren Verwandtſchaft und Freundſchaft ſich förmlich verbinden. Der gröſste Fehler in dieſer Dichtung iſt die Fremdartigkeit der Theile, die ſich hier überall beygemiſcht finden. Dahin gehört ohne Zweifel die Vorleſung über die Liebe, womit Thecla ihre Freundin aus dem Plato bey ihrem Beſuch unterhält, nicht der Idee nach, welche darin beſteht, ein ſtillliebendes Mädchen ihre Empfindung in einem heidniſchen Buche, das ſie un-

Digitized by Google

willig von ſich wegwirſt, wieder finden zu laſſen, wohl aber den Worten und der Ausführung nach, weil die Überſetzung einen zu gelehrten Anſtrich hat, und in dieſer Geſtalt ohnmöglich den Mädchen zu Herzen dringen konnte. Es iſt darin beſtändig von Wahnſinn die Rede, das wohl zehnmal wiederkehrt, und zuletzt dem Ohre ganz unleidlich wird, und Worte wie Manie, Mantik und Oioniſtik muſsten den Mädchen vollends unverſtändlich ſeyn. Der Vf. ſcheint dabey groſsen Werth darauf zu legen, die klügere Thecla mit der Kenntniſs der griechiſchen Sprache ausgerüſtet zu haben, was aber in dieſer ländlichen Dichtung ſehr gut zu entbehren, und als ein guter Rath für gebildete Frauenzimmer wohl auf ein andermal paſslicher war. Auch manche andere Dinge und Ausdrücke, wie der binſenbewachſene *Baſſin*, die geſchliffene Linſe, des Sturmwindes *Päan*, im Lobliede die Sterne Sirius, Rigel und Yed, Azimech, Antar, Arktur, und Redensarten wie: *unter dem Herzen der Mutter das ſchlafende Pünctchen*, und *ſchlürfen den flüſſigen Stahl des unendlichen Äthers*, erinnern zu ſehr an Kenntniſs und Gelehrſamkeit, und ſind ſelbſt vom Pfarrer zu Medow zur Unzeit angebracht. — Eine Rückſicht auf ſtädtiſche Sitten, wie das hier vorkommende Haar, *nicht von des Weizens Blüthe (!) beſtäubt*, iſt völlig unidylliſch, weil die ländliche Einfalt ſich darum nicht kümmert, und ſolche negative Bezeichnungen im reinen Naturgenuſſe nur ſtöhrend werden. Auf der anderen Seite ſtoſsen wir dagegen auf manches, das von Bildung überhaupt nur zu weit entfernt liegt, und in ſeiner Grobſinnlichkeit Unſchuld und Naivetät ſchlecht bezeichnet, z. B. wenn es beym Abendbrode der Schnitter heiſst: *Es neidete keiner um die Erquickung des Tranks und der Speiſe Labung den Andern;* oder wenn von ihnen am Morgen geſagt wird: *Auch wachend dehnten ſie noch wolluſtig auf hartem Pfühle die Glieder;* oder wenn die kleine Thecla des alten Hiſtorienbuchs erwähnt, das *von Thrane getränkt* ſey. Eben ſo kann die ganze Beſchreibung von der Fiſcherſtube, wo man an den Balken ſtöſst, und die Wand an den Kleidern abfärbt, mit allen Umſtänden des dort gehaltenen Mahls keine idylliſche Lieblichkeit gewinnen. Es iſt eitles Wortgepränge oder Empfindeley, wenn man Dingen Annehmlichkeiten anſinnen will, die ſie doch ſelbſt nach der Beſchreibung nicht haben; ſchon genug, wenn man die gute Seite auffaſst, die der Gegenſtand erlaubt, und lieber des Beengenden gar nicht erwähnt. Wem in der Beſchränkung wohl iſt, der weiſs auch nichts von den engen Schranken, und erzählt nichts davon. — Eben ſo laufen auch einige bildliche Redensarten mitunter, die in der Proſa ſchon ans Gemeine ſtreifen, und ſelbſt in der Idylle keineswegs für naive Sprache gelten können, z. B. wenn das Fräulein von der läſtigen Geſellſchaft erzählt, die ſie bald fortwünſchte:

— ∪ ∪ — — — — — ∪ ∪
Sahen ſie nach der Uhr mich *ſchaun* und der ſinkenden Sonne
— — — — dann endlich *merkten ſie Unrath.*

und wenn Jucunde nachher ſagt: was mir die Bruſt belaſtet, iſt *bey Lichte beſehn* — wenig; ferner: *Alles aufs Reine zu bringen* — lag ihr am Herzen. Wenn in der Predigt geſagt wird: ſchauet nicht auf den *blühenden Klos*, der euch nährt: ſo trifft dieſs weder ganz den bibliſchen Ton, noch die Einfalt einer ländlichen Vorſtellungsart. Auch ſolche Bemerkungen, wie: der melodiſche Küſter, als dem die Sonn' und die *Pſalmen ausgetrocknet den Schlund*, ließs ſich die Labung belieben; und daneben der Paſtor auf dem *krachenden* Lehnſtuhl, der noch vor Andacht nicht eſſen kann und wortkarg daſitzt — geben der Phantaſie wenig erfreuliche Bilder. Beſtrebt ſich aber der Vf., geradezu ſcherzhaft zu ſeyn, dann miſslingt es ihm vollends. Dahin gehört beſonders das Betragen des Fräuleins gegen den ehrwürdigen Pfarrer, wenn ſie z. B. ihn heirathen will, und ausruft:

Kund und zu wiſſen demnach ſey jedermänniglich hiemit,
Daſs ich, Thecla von Thurn, Herrn Fürchtegott Leberecht Flemming,
Medows ĕhrwūrdĭgēn Pfarrer, zum Ehegemahl mir erkieſe.
Habt ihr dagegen was einzuwenden, ſo ſprecht, da es Zeit iſt.

Was die Sprache und die Verſe betrifft, ſo herrſcht zwar im Ganzen viel Anmuth und anſprechende Lieblichkeit darin, und mitunter auch Kraft und Würde; aber überall finden ſich Abweichungen vom gewöhnlichen Gebrauch und von den Regeln der beſſeren Metrik. So leſen wir mit verändertem Artikel: *die Tropfe, das Kühl, lauſchendes Still*, Provincialismen, wie: rings von *ſtickelen* Bergen umſtarrt; und in den Hexametern iſt nicht nur die gehörige Abwechſelung bey den Abſchnitten und Einſchnitten, ſondern neben einer Menge Trochäen, die ſtatt Spondeen dienen, auch die gehörige Würdigung der langen Sylben häufig verabſäumt, ſo daſs man an eine Vergleichung mit Voſſiſchen Verſen gar nicht denken kann. Der *ehrwürdige* Pfarrer verliert gewöhnlich in der erſten Sylbe ſeinen Ernſt und ſein Gewicht, und muſs ſich leichtfüſsig in den Gang der flüſſigen Daktylen fügen; nur einmal widerfährt ihm, mit dem nachgeahmten Du, ſein Recht:

Jetzt erſchieneſt auch du, ehrwürdiger Pfarrer von Medow.

Gleich Anfangs im dritten Verſe iſt ein Sinnwort zur kurzen Sylbe gemacht: Ganz gewiſs von Thecla von Thurn! Gieb her denn, *gieb* eilig. Nur mit Zwang bringt man in dem Lobliede den Daktyl mit *alle* heraus: Deinĕ Sündĕ vergiebt er und heilt *ăllĕ* deine Gebrechen. Wogegen man wieder in einem anderen Verſe, der mit: *die du iſt* anfängt, Mühe hat, einen Nachdruck auf *die* zu legen. Am häufigſten aber muſs man, um die Füſse eines Hexameters herauszubringen, kurze Sylben zu langen ausdehnen.

Welcher iſt ſchön, vornēhm, ūnd | ein *Lieb*|haber der Mādchen.
Doch er erſ|mānntō | ſich ūnd | ſprach die geflügelten Worte.

Zuweilen wird der Übelſtand noch dadurch vermehrt, daſs gerade neben zu groſser Hemmung das Anhalten leichter Sylben gefodert wird, wie z. B. in dieſem Verſe:

Nichts Unzeitigs; *ſo* pflegt auch in *dās* Scherzes Umhüllung.

Wenig iſt auch für die Gliederung der Verſe und eine geſchmeidige Fügung geſorgt. Wie fällt z. B. dieſer aus einander!

Digitized by Google

Hoch von Wuchs | und ſchön von Geſtalt, | und herrlich zu ſchauen.

In der *neuen* Ausgabe, wo man überall die nachbeſſernde Hand des Werkmeiſters gewahr wird, finden wir manchem Übelſtand abgeholfen, auch manchen Zug in der Erzählung beſtimmter angegeben, durch Zuſätze verdeutlicht oder mit dem Folgenden in nähere Beziehung gebracht; doch erſtrecken ſich dieſe Verbeſſerungen nur auf das Einzelne, und das Ganze bleibt ungeſtört in ſeinem vorigen Gange. Zu den Worten, womit das Gedicht beginnt: *Freundlicher Bote, woher?* iſt durch den kleinen Zuſatz: *Alſo das blühende Kind* — deutlicher, als zuvor, die kleine Thecla als die Sprecherin bezeichnet. Wir erblicken jetzt Jucunden bey den Bohnen, und wiſſen nachher bey der Sorge für die Schnitter ihr Geſchäft im Garten, wo ſie vorher nur unter Blumen ſpazieren ging. Die Mädchen werden ſichtbar mit Kränzen umwunden, und die Scene der zurückkehrenden Schnitter gewinnt dadurch an Leben. Vorher ſprühten Roſen herein zum offenen Fenſter, jetzt milder und ſchöner: *Magiſche Schimmer verklärten des Vaters Antlitz.* Der Übelklang in der Wiederholung deſſelben Worts: entluden den Wagen des *Vorraths* nahmen des köſtlichen *Vorraths* — verſchwindet jetzt durch den Gebrauch eines anderen Ausdrucks. Und ſo iſt überhaupt manches gefeilt, geebnet und verbeſſert. Beſonders hat der Dichter mehr Fleiſs auf Vers und Metrum gewandt, manche Sperrungen in angrenzenden Vocalen verſchlungen, manche Trochäen durch Spondeen erſetzt, und andere Sylben mehr nach Gewicht und Nachdruck gewürdigt. Für *pflegte auch* ſteht jetzt *pflegt' auch;* für: Drauf antwortete *ihr* — *Ihr antwortete drauf; für Wangen glühten* — *Wangen erglühten.* Richtiger heiſst es jetzt für: Gāb ihr vōrzeitig den Tod — den Tōd vōrzeitig; anſtatt Hōltĕ *fröh*lockend — Hōltĕ ſie emſig; und dergl. mehr. Auch in Abſchnitt und Endung iſt das Eintönige öfterer vermieden, z. B.: brachten aus Trämſ' und *Rade* | gewaltig bauſchende *Kränze;* jetzt: brachten gewaltige Kränz', geflochten aus Trämſ' und Rade, wo freylich der männliche Abſchnitt *Kränz'* durch eine unzeitige Abkürzung nur erzwungen iſt. Beſſer gelingt die Fügung des Einſchnitts und der Zuſammenkettung in der Änderung des Verſes: Flimmen zu ſehen die *Leuchtung* | ſchon zu vernehmen des *Donners*, der im folgenden nicht mehr ſo auseinander fällt: Flimmen die Leuchtung zu ſehn, fernher ſchon zu hören des Donners. Doch ſind dergleichen Fehler noch in Menge ungeändert geblieben, und man ſtöſst auch noch auf viele verletzte Spondeen, wie: *Dünſte der Nācht, gleich Entkörperten Seelen;* und alle anderen Nachläſſigkeiten von der gerügten Art. Beym Genuſſe eines ſolchen Gedichts iſt einem jeden Leſer Gutmüthigkeit und Leichtſinn zur Nachſicht mit dergleichen Fehlern und Schwachheiten, als hier namentlich aufgeführt ſind, recht wohl zu gönnen; aber bey der Prüfung eines Werks in Rückſicht auf Kunſt und vollendete Schönheit dürfen ſie nicht überſehen und verſchwiegen, noch die Vorwürfe eines Liebhabers, als ob man damit das Gute nur verdunkele, gefürchtet werden. Das Lob des Gelungenen kann nur dann erſt Glauben und Werth erhalten, wenn auch in der Beleuchtung des Miſsrathenen der Kampf mit den entgegenſtrebenden Schwierigkeiten deutlicher und auffallender an das Licht geſtellt wird. T. Z.

Berlin, b. Voſs: *Die Inſelfahrt oder Aloyſius und Agnes.* Eine ländliche Dichtung in ſechs Eklogen von *Ludwig Theobul Koſegarten.* 1804. 255 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jeder wird, gleich dem Rec., ſich freuen, auch in dieſem Gedichte wieder zu finden, was in *Koſegartens* Werken überall uns anzieht, den kindlich religiöſen Sinn, die vertraute Bekanntſchaft mit der Natur und die Freude an ihr, und die fromme Anhänglichkeit an das Vaterland und die Freunde. Aber, was Rec. bey der Leſung der anderen poetiſchen (und hiſtoriſchen) Schriften von K. klar geworden, davon iſt er auch durch dieſe Inſelfahrt aufs Neue überzeugt worden: der talentvolle Mann iſt mehr noch Redner als Dichter. Nicht immer klingen die Töne, wie die Poeſie es will, unmittelbar aus der Tiefe der anſchauenden Seele: oft merkt man ihnen an, daſs ſie durch das Medium des reflectirenden Verſtandes hindurch gegangen ſind, was ſie aus poetiſchen zu declamatoriſchen macht, und dem Ganzen bald durch Gelahrtheit bald durch Pretioſität u. ſ. w. an ſeiner Objectivität ſchadet, und ihm zuviel Subjectives und Manierirtes giebt. Nur dieſe Stellen zum Beyſpiel. S. 21:

Aber es lechzt das Gemüth nach den uranfänglichen Waſſern,
Deren erſchwellende Fluth im Schlaf, im Rauſch, im Entzücken
Nur an die Seele koſend tritt, in deren *Abyſſus*
Einſt zu verſinken und gar zu zerrinnen, der Beſſeren Troſt iſt.
S. 35. In das Aſyl idylliſcher Ruh und bukoliſcher Einfalt.
S. 104. — Ein Emblem elyſiſcher Ruh und edeniſcher Unſchuld.
S. 208. Nacht! Vertraute des Herzens, Auslegerin dunkler Orakel,
Myſtagogin, Prophetin, Theurgin, Hierophantin.
S. 231. Zündet die Kugeln an, die rings um das ruhende Centrum
Tanzen dädaliſchen Tanz u. ſ. w.

Auch das Metrum hat der Vf. nicht immer ſo in ſeiner Gewalt, wie den oratoriſchen Rhythmus, und es kommen (in der Zueignung) Jamben vor, wie dieſe:

Schimmernd von Anmuth und Holdſeligkeit
Ländlicher Einfalt, ſinnvoller Natur,

und in dem Gedicht Hexameter, wie folgende. S. 25:

Aber gepreſster ſich fühlend diesmal und beklommner. Hörbar
S. 95. Plötzlich das ſtürmende Meer erſtarrt in der Höhe des Orkans.
S. 100. Hier ein Quarz, ein Porphyr dort, und dort ein Granitblock
S. 148. Ein Auszug iſt dieſs aus der alten goldnen Legende u. ſ. w.

Aus Werken, welche ſolche Achtung für ihre Urheber einflöſsen, wünſcht man Flecken dieſer Art vertilgt, und nur darum hat Rec. derſelben erwähnt. Er bemerkt zuletzt noch, mit dem Angenehmen am liebſten ſchlieſsend, daſs da, wo Rede und Poeſie in Eins zuſammenfallen, der Vf. gewöhnlich am meiſten dichteriſch iſt, wie z. B. die Rede des Pfarrers (2 Ekl.) beweiſt; aus welcher hier nur dieſe Stelle ſtehen mag:

Freunde! das Leben des Alls iſt ein tauſendzüngig Geſpräch nur.
Was nur lebet, das ſpricht, die Sprache urkundet das Leben.
Alles ſpricht mit allem. Das Bienlein ſpricht mit den Blumen,
Mit dem Geröhricht der ſäuſelnde Weſt, mit der Lerche das Frühroth.
Am vertraulichſten ſprechen zum Menſchen die Stimmen des Alls.

GL.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 19 OCTOBER, 1808.

STATISTIK.

Landshut, b. Thomann: *Statiſtik als Wiſſenſchaft*, bearbeitet von Dr. *Wilhelm Butte*, ord. Prof. der ſtaatswirthſchaftlichen Section in Landshut. Erſte Lieferung. 1808. XXXII u. 336 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dieſe erſte Lieferung enthält nur die Einleitung nebſt einigen vorläufigen Unterſuchungen; wird der Vf. die noch übrigen zu behandelnden Gegenſtände in derſelben weitläuftigen Manier bearbeiten, wie dieſs zum Theil hier geſchehen iſt: ſo möchte wohl kaum die zweyte Lieferung, mit der das Werk geſchloſſen ſeyn ſoll, dazu hinreichen. Überhaupt geſteht Rec., daſs ſeine Erwartungen durch dieſe erſte Lieferung nicht vollkommen befriedigt worden ſind. Vorzüglich war es Mangel an Klarheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, eine mit philoſophiſchen Kunſtausdrücken überhäufte Sprache in Materien, welche ſich doch eben ſo gut, wo nicht noch klärer und deutlicher, in der gewöhnlichen allgemein verſtändlichen Sprache vortragen laſſen, und eine häufig ermüdende Weitſchweifigkeit, welche bey Rec. nach dem Durchleſen dieſer Schrift einen ſehr unangenehmen Eindruck zurückliefs. Eben ſo wenig kann Rec. mit den meiſten Behauptungen des Vfs, ſobald er *Schlözer* verläſst, einverſtanden ſeyn. Rec. geſteht offenherzig, in der 9 Bogen ſtarken *Schlözeriſchen Theorie der Statiſtik* ungleich mehr Belehrung und Geiſtesnahrung gefunden zu haben, als in dieſer weitläuftigen Schrift. Unſer Vf. holt ſehr weit aus. Zuerſt von dem All, welches Ganze der Gröfse und Ganze der Totalität entfaltet. Dieſer letzteren giebt es 3 einzig mögliche Arten, Organismus, Syſtem und Geſellſchaft. Der letzteren oder der in Zweckgemeinſchaft zur Totalität gediehenen Mehrheit von (dadurch zu Mitgliedern erhobenen) Individuen gehört der Staat an. Der generelle Zweck jeder Geſellſchaft iſt Wohl der Allheit; dabey kann aber eine jede ſehr wohl noch ſpecielle Zwecke haben. So kommt endlich S. 36 unſer Vf. auf den Staat und den Staatszweck zu reden. Es werden hier die vorzüglichſten Meinungen darüber geprüft. Der Vf. unterſcheidet zwey Parteyen, diejenigen, welche den Staat für eine Art von Geſellſchaft erklären und ihm einen Zweck beylegen; ſie heiſsen ihm Altgläubige, und die entgegengeſetzte Partey der Neugläubigen, welche die geſellſchaftliche Natur des Staats und damit auch zugleich die Exiſtenz eines beſtimmten Staatszwecks leugnen. Nach einer ziemlich weitläuftig gerathenen Widerlegung der letzteren (S. 38—62) geht der Vf. zur Prüfung der von den Altgläubigen verſchieden angegebenen Staatszwecke über. Da ihm keiner von den bisher gewöhnlich angenommenen genügt: ſo erklärt er mit Ariſtoteles, Autarkie, Selbſtſtändigkeit für den Staatszweck. Er erklärt ſie durch Negation alles fremden nicht aſſimilirbaren Einfluſſes — negative Seite, Unabhängigkeit — und das Setzen eines Zuſtandes des Lebendigen und in ſich Geſchloſſenen, in welchem die volle Entwickelung deſſelben aus ſich in freyer Nothwendigkeit (Handeln nach Einſicht und gerechtem Willen) beſteht. Ihre beiden Factoren ſind Macht und Recht, ihre Copula Cultur. Über die verſchiedenen Grade der Selbſtſtändigkeit bey den verſchiedenen Staaten wird hier beyläufig, wie Rec. dünkt, viel Heterogenes mit eingemiſcht. Unſer Vf. macht ſich endlich S. 101 ſelbſt einen Einwurf, den ihm auch Rec. zu machen geneigt iſt. Es ſey nämlich freylich unleugbar, daſs der Staat Selbſtſtändigkeit haben müſſe, und daſs er nie aufhören könne, nach ihr zu ringen, doch ſey ſie nicht ſowohl ſelbſt Staatszweck, als vielmehr Vorbereitung des ſonſt wo zu ſuchenden wahren Zwecks. Auch Rec. geſteht gern, daſs er zu denen gehört, welche zwar Selbſtſtändigkeit des Staats — unſer Vf. proteſtirt zu wiederholten malen dagegen, daſs man dieſen Begriff nicht mit dem der Unabhängigkeit verwechſeln ſolle — für eine nothwendige Bedingung jeder freyen Wirkſamkeit der in die Staatsverbindung getretenen Geſellſchaft halten, ſich aber unmöglich davon überzeugen können, daſs Selbſtſtändigkeit allein den Staatszweck ausmache. Dem Rec. erſcheint Selbſtſtändigkeit als ein bloſs formaler Zweck, der das Treiben und die Thätigkeit der Regierung vollkommen unbeſtimmt und ſchwankend läſst. Was man auch immer als Staatszweck annehmen will — Rec. bekennt ſich zu denen, welche allgemeines Wohl als ſolchen erkennen, überzeugt, daſs ſich die meiſten Meinungen anderer, wenn gleich den Worten nach verſchieden, doch hierin endlich werden vereinigen laſſen — nie werden wir uns überzeugen können, daſs ein ſo rein formales Princip, als das der Selbſtſtändigkeit, als Staatszweck angenomme werden könne.

Nachdem der Vf. den Staatszweck beſtimmt hat, giebt er uns folgende Definition vom Staate: eine ewige Geſellſchaft Vollbürtiger, die ſich für den Gewinn des Zuſtandes der möglichſten Selbſtſtändig-

Digitized by Google

keit öffentlich zu Macht und Recht (in dieſen ſtillſchweigend und nothwendig zu deren Copula — Cultur) bekennen. Rec., der in der Beſtimmung des Staatszwecks von unſerem Vf. abweicht, ſieht nicht ein, warum ſich derſelbe nicht mit der einfachen gewöhnlichen Definition begnügen will: Der Staat iſt eine unabhängige Geſellſchaft, welche ſich unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte zur Erreichung eines gleichfalls gemeinſchaftlichen Zwecks vereinigel hat. Eben ſo wenig genügt dem Rec. der Beweis des Vfs., daſs nur allein Vollbürtige als Mitglieder des Staats anzuſehen ſeyen. Sind ſie gleich hauptſächliche Glieder des Staats: ſo ſind ſie darum doch nicht die einzigen; unmöglich wird man zugeben können, daſs alle nicht Vollbürtigen auſser dem Staate leben. So weit gehen die Vorbegriffe über Wiſſenſchaft und Staat überhaupt. S. 123 fängt endlich der Vf. im erſten Abſchnitte über das Alter der Statiſtik an zu ſprechen. Er ſucht hier zuerſt die *Schlözer*iſche Behauptung über das junge Alter dieſer Wiſſenſchaft gegen die entgegengeſetzte Meinung der Hn. *Goeſs* und *Peuchet* zu rechtfertigen. Beide Schriftſteller verwechſeln die uralten Materialien der Statiſtik mit ihrer neuen wiſſenſchaftlichen Form. Rec. ſtimmt hierin mit dem Vf. vollkommen überein. *Von Seckendorf's* Fürſtenſtaat wird hier als das erſte Werk genannt, in welchem das Streben ſichtbar wird, die ſtatiſtiſchen Materien in eine mehr wiſſenſchaftliche Form zu ordnen. Nach ihm brachte *Conring* zuerſt die Statiſtik auf das Katheder; *Achenwall* und vorzüglich *Schlözer's* unſterbliches Verdienſt erhoben ſie zu dem Range einer Wiſſenſchaft, den ſie heut zu Tage ſo ehrenvoll behauptet.

Der 2te Abſchnitt von S. 157 an handelt von der Benennung, Rechtſchreibung und dem Begriffe der Statiſtik. Unſer Vf. überſetzt Statiſtik durch Staats - Zuſtands - Wiſſenſchaft. Das treffliche von *Schlözer* empfohlene Wort *Staatenkunde* verwirft er, weil ihm alle zuſammengeſetzten Worte, bey denen die Ineinsbildung nicht vollendet iſt, miſsfallen, und weil er in dieſem Worte zugleich alle Beziehung auf den Begriff des Zuſtandes vermiſst. Dann folgt von S. 162—187 eine verſuchte Beantwortung der von *Schlözer* aufgeworfenen Fragen über den Urſprung, die Bedeutung und die Rechtſchreibung des Wortes Staat. Ob dieſe weitläuftige Unterſuchung, die doch am Ende höchſtens nur ein wahrſcheinliches Reſultat giebt, hier eingerückt zu werden verdiente, läſst Rec. dahin geſtellt ſeyn. In dem 2 Cap. des 2 Abſchnitts ſucht der Vf. den Begriff der Statiſtik zu fixiren und neu zu definiren. Die vorzüglichſten bisher gegebenen Definitionen theilt er mit Angabe ihrer unterſcheidenden Charaktere in 4 Claſſen. Einmal die, zu der ſich *Achenwall* und *Schlözer* bekennen, welche als *punctum ſaliens* Staatsmerkwürdigkeiten, Staatsverfaſſung und Staatszuſtand hat. Die zweyte Claſſe, an deren Spitze *Mannert* und *Peuchet* ſtehen, wählt dazu Staatskräfte. Die dritte, zu welcher allein *Niemann* von unſerem Vf. gezählt wird, nennt nur das Statiſtik, was Regeln der Staatenkunde ſind, alſo die ſogenannte Theorie der Statiſtik. Die vierte endlich, zu welcher der einzige *Sinclair* gehört, verbindet einen unter uns Deutſchen gänzlich neuen Begriff mit Statiſtik; er verſteht darunter Unterſuchungen eines Landes zur Erforſchung der Summe des unter ſeinen Einwohnern verbreiteten Lebensgenuſſes und der Mittel zur künftigen Erhöhung deſſelben. So wenig Rec. mit den 3 zuletzt angegebenen Definitionen zufrieden iſt, welche ihm ſämmtlich zu eng erſcheinen: eben ſo wenig kann er jedoch in den Tadel einſtimmen, welchen der Vf. auch gegen die erſte *achenwalliſch - ſchlözeriſche* Definition: Statiſtik iſt Inbegriff der ächten Staatsmerkwürdigkeiten, äuſsert. Er behauptet, dieſe Definition ſey nur Deſcription, d. h. ſie gebe zwar das zu Ermeſſende, nicht aber, wie eine Definition ſolle, zugleich den Maſsſtab an. *Schlözer* ſelbſt ſagt jedoch ſehr deutlich, was er unter Staatsmerkwürdigkeiten verſtanden wiſſen will — alles dasjenige, was Einfluſs auf das Wohl des Staats, auf den Staatszweck hat. Des Staatszwecks will aber unſer Vf. in der Definition nothwendig Erwähnung gethan wiſſen. Wie derſelbe jedoch deſshalb die ganze Definition verwerfen mag, ſieht Rec. wahrhaftig nicht ein. Man braucht ja nur die von *Schlözer* ſelbſt gegebene Erklärung des Worts Staatsmerkwürdigkeiten mit in die Definition aufzunehmen, und unſer Vf. hat alles, was er will — Erwähnung des Staatszwecks. Doch hören wir ſeine eigene Definition: Wiſſenſchaftliche Darſtellung derjenigen Daten, aus welchen das Wirkliche der Realiſation des Staatszwecks gegebener Staaten, in einem als Jetztzeit fixirten Momente, gründlich erkannt wird, iſt Statiſtik. Rec. geſteht offenherzig, daſs er in dieſer Definition nichts anders finden kann, als die *Schlözeriſche*, nur in etwas unverſtändliche Worte gekleidet; denn was ſind die Data, aus welchen das Wirkliche der Realiſation des Staatszwecks gegebener Staaten gründlich erkannt wird anders, als die Schlözeriſchen Staatsmerkwürdigkeiten, d. h. alles dasjenige, was auf die Erreichung des Staatszwecks, auf das allgemeine Wohl Einfluſs hat? Die weitläuftige Rechtfertigung der Behauptung, daſs die Statiſtik es nur mit dem als Jetztzeit fixirten Momente zu thun habe, wird gewiſs jeder Sachkundige dem Vf. gern ſchenken, obgleich derſelbe in der ſtrengen Trennung des Geſchichtlichen von der Statiſtik uns zu weit zu gehen ſcheint. Rec. weiſs ſehr wohl, daſs der geſchichtliche Standpunct beym Vortrage der Statiſtik immer der untergeordnete ſeyn und bleiben muſs; zugleich weiſs er aber auch aus eigener Erfahrung, daſs der Vortrag der Statiſtik in vielen Stücken ſehr mangelhaft, trocken und unverſtändlich bleiben muſs, wenn man alle und jede geſchichtlichen Notizen aus demſelben verbannen will. Rec. überzeugt ſich immer mehr, daſs das zu ängſtliche Streben, genau verwandte empiriſche Wiſſenſchaften trennen zu wollen, nothwendig zu einer den allgemeinen Überblick und die Einſicht in den Zuſammenhang derſelben ſehr erſchwerenden Ein-

Digitized by Google

ſeitigkeit führen muſs. — Zuletzt ſucht noch unſer Vf. in einer eigenen Deduction, ſowohl die innere und äuſsere Möglichkeit, als auch die innere und äuſsere Nothwendigkeit der Statiſtik, als einer eigenen Wiſſenſchaft, zu begründen. Rec. hat dieſen ganzen letzten Abſchnitt mit Vergnügen geleſen, welcher ihm überhaupt unter die am beſten gerathenen Theile des Buchs zu gehören ſcheint. Was der Vf. gegen die, in den neueren Zeiten ſo viel Lärm machenden, Nützlichkeitsapoſtel ſagt, hat vorzüglich unſeren vollen Beyfall. Eben ſo unterſchreibt Rec. alles dasjenige, was hier über den Nutzen und die Nothwendigkeit des ſtatiſtiſchen Studiums bemerkt wird. A. L.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Maurer: *Blüthen des Lebens* von *Hartwig Hundt*. Erſte Sammlung. 1807. 224 S. 8. (18 Gr.)

2) Duisburg und Essen, b. Bädecker u. Comp.: *Poetiſche Spaziergänge* (auch unter dem Titel: *Wanderungen durch Duisburgs Fluren*) von *J. H. C. Nonne*, Candid. d. Theol. 1808. 124 S. 8. (12 Gr.)

3) Meiningen, b. Haniſch: *Gedichte* von *Georg Carl Friedrich Emmrich*, Hofkaplan in Meiningen. 1807. 167 S. 8. (18 Gr.)

Dieſe Dichter, die ſich alle drey ihrer Nachbarſchaft nicht zu ſchämen haben, ſo ſehr auch ihre Geſangesweiſen von einander abweichen, gehören zu denen, welche die Natur mit Talent für Poeſie, aber mit keinem vorzüglichen, ausgeſtattet hat, und die eigentlich mehr Empfänglichkeit dafür, als wahre Schöpfungskraft oder Genie beſitzen.

Der *erſte*, der ſich durch eine gewiſſe Zartheit, und durch heiteren Leichtſinn den Leſern gefällig und angenehm macht, hat Tändeleyen und Liebesſcenen zu ſeiner gemüthlichen Ergötzung erwählt, und läſst ſeine Phantaſie, zuweilen mit zu dreiſter Berührung, gern um ſinnliche Reize ſchweben. Hölty und Anakreon ſind ſeine Geiſtesverwandten, und die Vorbilder ſeines Strebens. Dem letzteren beſonders ſucht er unverhehlt nachzuſingen, und ſeine Liederchen ſind ohngefähr folgender Art:

Treffen mit Eros.
Mit Eros war ich einmal
In einem ſchweren Treffen.
Ich ſiegte ſchon, doch ſchalkhaft
Entfloh der holde Kleine
In Mina's vollen Buſen,
Das war ihm eine Feſtung.
Da war es wohl kein Wunder,
Daſs er mein Herz beſiegte.

Dieſe Blüten der Poeſie findet man um vier kleine Erzählungen geſtreut, wovon die erſte: *die Perücke*, dem Rec. am meiſten gefallen hat. Das unerhebliche Geſchichtchen iſt ohne Umſchweif mit Klarheit in ziemlich ſprechenden Scenen und Zügen recht artig vor die Augen geſtellt, und, da ſich Alles bey guter Laune ſo leicht fügt, ſo behält man dabey immer eine heitere Miene. Die beiden folgenden Erzählungen holen zu weit aus, und verlieren ſich in Kleinigkeiten oder umſtändliche Vorbereitungen; die letzte: *der Ring*, läſst in ihrer geringen Verwickelung zu bald das Ende errathen.

Der Vf. von *No.* 2 liefert in leichten Jamben mit männlichem Ausgang, und in einer würdevollen, und zugleich anmuthigen Sprache eine Beſchreibung der Gegend um Duisburg, die bey denen, welche die Gegend kennen, angenehme Erinnerungen wecken, und bey andern, welche ſie zu ſehen wünſchen, ſchöne Erwartungen erregen muſs. Ein Unbekannter genieſst an dieſen Schilderungen vorzüglich nur die idylliſche Friedfertigkeit und den genügſamen, kindlichen Sinn, mit welchem ſie vorgetragen ſind. Der gefühlvolle Vf. würde ſeinen Landſchaften mehr inneres Leben verliehen, und das unmittelbare Intereſſe des menſchlichen Herzens darüber verbreitet haben, wenn er durch einzelne Vorfälle und Auftritte das Örtliche zugleich in etwas Geſchichtliches verwandelt hätte. Wenigſtens hätte er den Spaziergang, der ſich in Einem fort durch die ganze Gegend erſtreckt, nach verſchiedenen Tages- und Jahres-Zeiten in mehrere Abſchnitte eintheilen, und dadurch dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit, und dem Einzelnen mehr ſinnliche Wahrheit geben ſollen. So muſs man ſich oft mit den allgemeinen Bedingungen des Verſtandes: *wenn* und *wann* es Winter iſt, wenn der Abend kommt — dann iſt es hier ſo — begnügen, und dadurch den Genuſs der Gegenwart unterbrechen. In ſeiner lieblichen Sprache ahmt er *Krummachers* kindliche Anmuth nach.

Der Vf. von *No.* 3 betrachtet das Leben von ſeiner ernſten und melancholiſchen Seite, ſtrömt Klagen aus über die Vergänglichkeit und die mancherley Leiden deſſelben, und bewaffnet den Menſchen gegen die Macht des Schickſals mit moraliſchen Sätzen und religiöſen Troſtgründen. Schon die Überſchriften ſeiner Gedichte, wie z. B. *an den Glauben; Elegie eines verführten Mädchens; der Blutmenſch Collot d'Herbois in der Todesſtunde; getäuſchter Liebe Schmerz; der Wittwe Sehnſucht nach dem Tode; an Gott; an die Natur* u. ſ. w., bezeugen die Lieblingsbeſchäftigung ſeines Geiſtes. Daher auch ſeine Poeſie, voll männlicher Kraft und prieſterlicher Hoheit, in das Gebiet der Rednerkunſt hinüberſchweift, und mehr an den Verſtand als an die Phantaſie gerichtet iſt. Statt einen Gegenſtand in unmittelbarer Wechſelwirkung mit anderen Dingen erſcheinen zu laſſen, wodurch ſich aus der Fülle des Lebens ſchon von ſelbſt ein Kreis, ein Bild der Welt, abrundet, liebt er, ein Ding nach ſeinen einzelnen Eigenſchaften (wie in Reden und Abhandlungen) zu beſchreiben, wobey das thätige Gegengewicht fehlt. Daraus entſpringt, wie immer, eine ſich ſelbſt überlaſſene Weitſchweifigkeit, und der fühlbare Mangel an einer inneren Nothwendigkeit und äuſseren Begrenzung. Wo iſt z. B. das Ende, wenn er anfängt, die Prädicate der handelnden Natur herzunennen? — Wenn der Dichter die Ewigkeit nicht *in* dem einzelnen Dinge findet: ſo wird er ſie auch durch keine Ausdehnung und Zahl erfliegen.

Digitized by Google

Merkwürdig iſt es, daſs dieſe drey Dichter alle Etwas von Hölty haben. Der erſte erinnert unter anderen in folgenden Verſen an ihn:

Bald wehn vielleicht die Abendwinde
Auf unſer frühbemooſtes Grab
Von jener ſtillen *Kirchhoflinde*
Die ſchönſten Blumen uns herab.

Der Zweyte iſt ſeiner in dieſen Worten eingedenk:

Begeiſtert ruf ich dann voll Hochgefühl:
O wunderſchön iſt unſers Gottes Welt,
Und werth, darauf ein froher Menſch zu ſeyn.

Und der Dritte ſagt ohne Hehl:

Und der Todtengräber gräbt ein Grab.

Das iſt aber das Zeichen und das Werk guter Dichter, daſs ſie, wenn ſie ſchon todt ſind, noch empfänglichen Gemüthern eine Sprache leihen. T. Z.

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Methodik des Clavier- und Pianoforte-Spiels*, von *Friedrich Guthmann*. 1805. 51 S. gr. 4. (16 Gr.)

„Daſs bey der Erlernung jeder Kunſt und Wiſſenſchaft ſehr viel auf die Methode ankomme, daſs dieſe die Fortſchritte hemmen und befördern, erleichtern und erſchweren könne — iſt eine allgemein anerkannte Wahrheit. Jeder Sprachkenner weiſs, daſs eine gute Grammatik immer noch einen guten Lehrer nothwendig macht, der ſie nach einer guten Methode recht zu nutzen, und ihr Geiſt und Leben einzuhauchen verſteht. Eben ſo beym Clavier- oder Pianoforte-Spiel, und überhaupt in der ganzen praktiſchen Muſik. Die Anweiſungen, Clavier- und Pianoforte-Schulen ſind als bloſse Grammatiken zu betrachten, welche die Kunſt nach ihren Regeln Punct für Punct ſyſtematiſch abhandeln. Ihr richtiger Gebrauch bleibt den Lehrern und Spielern überlaſſen. Der Lehrer kann mit ſeinen Schülern die Gegenſtände nicht in der Ordnung und in dem Zuſammenhange nehmen, wie ſie die Clavierſchule vorträgt. Er nimmt bald von dieſem bald von jenem Etwas, je nachdem es ſeinem Schüler nöthig iſt; er ſucht es den Bedürfniſſen und Fähigkeiten deſſelben anzupaſſen etc. Die Clavierſchule giebt uns die Regeln, die Methode lehrt ſie uns anwenden."

Schon aus dieſen Wahrheiten, mit deren Vortrage der Vf. die Einleitung ſeines Werkes beginnt, geht hervor, daſs ein Werk über die Lehrart eines ſo allgemein beliebten Inſtruments, deſſen Erlernung noch überdieſs als ein Gegenſtand der guten Erziehung und Bildung der Jugend, beſonders der Jugend des ſchönen Geſchlechts, betrachtet wird, eine im Fache der muſikaliſchen Literatur ſehr willkommene Erſcheinung ſey, weil die Erfahrung lehrt, daſs unter der groſsen Menge derjenigen, die ſich mit dem Unterrichte auf dieſem Inſtrumente beſchäftigen, die gröſsere Hälfte derſelben einer Unterſtützung dieſer Art bedarf. Es iſt daher bey der unter den praktiſchen Tonkünſtlern ſo ſehr eingeriſſenen Vernachläſſigung aller, den praktiſchen Kunſtfleiſs unterſtützenden, Lectüre ſehr zu wünſchen, daſs dieſes Werk von denjenigen, für die es zunächſt beſtimmt iſt, fleiſsig geleſen, und von den in denſelben enthaltenen Winken Gebrauch gemacht werden möge.

Der Vf. hat ſeine Methodik in 24 Abſchnitten vorgetragen, von welchen der erſte die Einleitung enthält. Der zweyte Abſchnitt handelt von den allgemeinen Erfoderniſſen eines guten Clavierſpiels; der dritte von dem Stufengange des Unterrichts, und der vierte von den Vorübungen. Im fünften Abſchnitte verbreitet ſich der Vf. über die Erlernung der Noten; im ſechſten, über die Wahl der Übungsſtücke, und in dem ſiebenten, über das Einſtudiren der Stücke. Der achte Abſchnitt hat die Erlernung des Tactes, der neunte die Applicatur, und der zehnte den Vortrag zum Gegenſtande. Das *prima viſta* Spielen, die Paſſagenübung, die Eintheilung der Unterrichtsſtunden u. ſ. w. füllen die übrigen Abſchnitte aus.

Weder an der Wahl der in dieſem Werke abgehandelten Gegenſtände, noch an der Art ihrer Behandlung, verkennt man die Hand eines geſchickten praktiſchen Tonkünſtlers, der nicht allein gewohnt iſt, über ſeine Kunſt zu denken, ſondern der auch in Hinſicht auf den Unterricht in derſelben viel Erfahrung geſammelt hat.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Weiſs: *Die Jungfrau von Nikomedia.* Eine Sage aus der kirchlichen Vorzeit. Von *Ludwig Theobul Koſegarten.* 1808. 61 S. 12. (12 Gr.) Dieſe Legende, die die ſtandhafte Frömmigkeit einer Jungfrau ſchildert, iſt in Ton und Behandlung durchaus rein gehalten. Der Dichter läſst die Sache ſelbſt ohne geſuchte Verzierung und fremdartige Zuthat in ihrer wunderbaren Geſtalt erſcheinen und wirken, und wie ein gläubiges Gemüth ſie aufzufaſſen pflegt, ſo ſtellt er ſie auch dar. Dieſs iſt einem künſtleriſchen Verfahren, wobey man die Natur eines Dinges den Zweck ſelbſt beſtimmen und erzielen läſst, völlig gemaſs, und muſs mit einer perſönlichen *Zuneigung* für ſolche in der Poeſie faſt zur Mode gewordenen Wunderdichtungen und andächtelnde Spielereyen nicht verwechſelt werden. Juliane, die Tochter eines Proconſuls von Nikomedien, ſchon in ihrem achten Jahre durch die Erſcheinung eines Engels im Traum vom Heidenthum zum Chriſtenthum bekehrt, und von einer Hirtin getauft, ſtrebt zweyer Kränze, von Lilien und von Roſen, die ſie beym Erwachen in ihrem Haar friſch blühend findet, und welche nie verwelken, wovon der eine der unbeſcholtenen Jungfrauſchaft (*Magdheit*) und der andere der blutigen Vermählung (Erlöſung durch den Tod) gewidmet iſt, dadurch würdig zu werden, daſs ſie gegen alle Macht der Erde, Ehre und Glanz, und gegen alle Marter und Pein ihrem höheren Geliebten unverbrüchliche Treue beweiſt, und ihrem Vorſatze und ihrem Schwure gemäſs keine irrdiſche Verbindung, auch nicht mit dem Angeſehenſten des Reichs, eingeht, bis ſie ſelbſt vor dem Angeſichte des ganzen Volks als eine Verächterin der vaterländiſchen Götter zum Tode geführt, und mit dem Schwerde hingerichtet wird. Und der dieſe Strafe über ſie verhängen muſs, iſt ihr edelgeſinnter Freyer, der mit dem Amte eines Oberrichters ihre Hand zu gewinnen hoffte, und nun den bitterſten Schmerz ſich bereitet hat. Schön und herrlich, wie an Geſtalt, ſo an Sinn und Betragen, zeigt die Jungfrau ſich überall, und gewinnt unſere ſanfte Theilnahme.

Als der Morgen nun den Oſt gelichtet,
Saſs ſchon wieder auf der Richtribune
Heliodorus, der auf Skorpionen,
Nicht auf weichem Flaum die Nacht verwachet.
Julianen hieſs er eiligſt bringen.
Eiligſt hergeführt ward Juliane. —
Majeſtätiſch ſtand und voll der Hoheit,
Welche leiht die Schönheit ſammt der Unſchuld,
Juliane vor der Richttribune u. ſ. w.

Dieſe Verſe zeigen zugleich, wie lieblich und anmuthig der Dichter erzählt, und wie er durch die Wahl fortgehender Trochäen den Ernſt und die Trauer ſo ſchön gemildert hat. T. Z.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1808.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Sajou: *Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparée*, par *C. Duméril*, Prof. d'Anat. et de Phyſiol. à l'École de Médecine de Paris etc. 1807 u. 8. 92 S. 8.

Wäre uns der Vf. nicht ſchon lange als einer der vorzüglichſten denkenden Phyſiologen in Frankreich bekannt: ſo müſste man ihn allein an dieſen, im Nationalinſtitut vorgeleſenen, Abhandlungen als ſolchen erkennen. Er iſt nicht ein Thieranatom, wie die meiſten deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten, die ſich vergleichende Anatomen nennen; er weiſs, daſs das nicht vergleichen heiſst, wenn man ein Thier nach dem anderen anatomirt, oder wenn man auch die Organe heraushebt, welche mehreren Familien gemein ſind, ſondern daſs man die Analogieen der Organe, ihren Geiſt, kurz das, was wir anatomiſche Bedeutung nennen, angeben müſſe, wenn man den Namen eines vergleichenden Anatomen verdienen will.

Ungeachtet wir die *erſte* Abhandlung *über den Geruch der Fiſche* (gel. im Aug. 1807) für miſslungen halten, vorzüglich weil den Franzoſen das Weſen des Geruchſinns noch nicht aufgeſchloſſen iſt: ſo finden wir in ihr dennoch überall die ſcharfſinnigſten Beziehungen, welche der Vf. für ſeine Meinung, daſs die Naſe den Fiſchen nicht zum Riechen ſondern zum Schmecken diene, zuſammenſtellt. Obwohl die Fiſche das Riechnervenpaar beſitzen, und es das erſte Paar in ihnen, wie in anderen Thieren iſt: ſo glaubt der Vf. dennoch aus dem Bau der Geſchmackswerkzeuge und aus dem Verhältniſs der riech- und ſchmeckbaren Stoffe zum Waſſer, in dem die Fiſche leben, Gründe zu der Annahme zu finden, daſs dieſe Nerven nicht dem Geruche, ſondern dem Geſchmacke beſtimmt ſeyen. Die Fiſche haben zwar alle Zungennerven, auſser dem *Hypogloſſus magnus*, welches Hr. *D.* noch insbeſondere beſtätigt hat; aber ihre Zunge iſt im Grunde nichts als ein unbeholfener Knochen mit einer warzenloſen Haut überzogen, und gewöhnlich mit Zähnen oder anderen knorpelichten Spitzen beſetzt, welches eben nicht für die Geſchmacksempfindung ſpricht. Da nun doch der Geſchmack den Thieren unentbehrlich ſey, ſo müſſe deſſen Organ anderswo — in der Naſe — geſucht werden. Dieſe Vorausſetzung des Vfs. ſcheint uns nicht gegründet zu ſeyn. Denn daſs die Fiſche ihren Fraſs nicht beſchmecken, beweiſt ihr ſchnelles Schlucken, ohne die kleineren Fiſche zu zerreiſsen, ebenſo daſs man ſie auch mit Papier u. ſ. w. an der Angel fangen kann. Ein Thier aber, das mit ſolcher Schnelligkeit ein anderes haſcht, und ſo ſchnell, ohne es zu zerbeiſsen, hinunterwürgt, kann unmöglich ſich des Geſchmackſinns bedienen wollen oder müſſen. Auch iſt der *Hypogloſſus* doch im Ganzen nur ein Bewegungsnerv.

Einen anderen Grund für ſeine Meinung führt der Vf. aus der Natur der Riechſtoffe an, daſs ihr Weſen nämlich in der Luftigkeit beſtehe, dagegen das der Geſchmackſtoffe in der Flüſſigkeit; ſo daſs man ſagen könnte, dieſelben Stoffe würden im Waſſer geſchmeckt, welche in der Luft gerochen würden, da ohnehin die Riechtheile des Köders entweder im Waſſer in die Höhe ſteigen, alſo verloren gehen, oder ſich mit dem Waſſer verbinden, alſo wie Geſchmackſtoffe wirken müſsten. Dafür wird auch noch angeführt, daſs die Wallfiſche gar keine Riechnerven haben, daſs die Naſhöhle der Fiſche nur vorne geöffnet ſey. Der zweyte Beweis fällt dadurch, daſs man erkennt, daſs das Riechen nicht von einem mechaniſchen Anſtoſsen der Riechſtoffe auf die Riechhaut entſtehe, ſondern von ihrer elektriſchen Spannung. Sie mögen daher im Waſſer verdünſten oder nicht, ſo wird doch die Elektricität des Waſſers dadurch geändert, und *dieſes iſt es, was die Fiſche riechen.* Wir ſind daher gerade der umgekehrten Meinung, nämlich daſs die Fiſche allerdings Geruch, aber keinen oder nur höchſt wenig Geſchmack haben.

Die 2 Abhandl. iſt *über den Mechanismus des Athemholens bey den Fiſchen* (gel. im Aug. 1807). Der Vf. zeigt, daſs dieſer Mechanismus ganz gleich ſey dem in einigen Amphibien, und daſs eben darum auch der Sitz und die Function des Riechorgans bey den Fiſchen ganz anders ſeyn müſſe, als bey den anderen Thieren. Über das letzte haben wir uns ſchon erklärt, und bleiben auch bey unſerer Meinung, ungeachtet der Reſpirationsweg bey den Fiſchen nicht durch die Naſe geht; für das erſte aber iſt das, was *Brouſſonet* und *Schneider* darüber zuſammengetragen haben, ſo geiſtvoll verglichen, und ſelbſt mit ſo vielen vortrefflichen Beziehungen und Unterſuchungen vermehrt, daſs wir es werth halten, es durchzugehen, und unſere Beobachtungen und Meinungen damit zu verbinden. Der Vf. führt für die gleiche Reſpirationsart zuerſt an die ſich metamorphoſirenden Amphibien, welche das Waſſer auch in das Maul nehmen, und es durch eine oder mehrere Kiemenöffnungen herausdrücken ſollen, daher die Kaulquappen der un-

Digitized by Google

beſchwanzten Fröſche mit dem *Synbranchus* des *Bloch*, wegen der einen Kiemenöffnung, die der *Molche* aber, der *Proteus*, die *Siren* und die anderen beſchwanzten Fröſche, mehr mit den Haien, beſonders *Schneiders Ciliaris*, deſſen Kieme zum Theil heraushängt, wegen mehrerer Öffnungen übereinkommen. Hiebey haben wir allerley zu bemerken und zu fragen. Nach dem Vf., der 3 Jahre Kaulquappen bey ſich ernährt hat, ſollen die der Fröſche keine äuſseren Kiemen haben; allein wir haben an allen, an vielen Hunderten ſie äuſserlich gefunden, auch bildet ſie *Röſel* ſo ab. Ob wirklich ein Kiemenloch vorhanden, und von dem Vf. ſelbſt beobachtet worden iſt, wünſchten wir zu wiſſen. Wir haben nichts dergleichen geſehen, aber freylich auch nicht abſichtlich geſucht; auch iſt das Loch, welches *Röſel* erſt, nachdem die Kiemen verſchwunden waren, und obendrein nur an der linken Seite, deren Fuſs zuerſt hervorzukommen pflegt, beobachtet hat, und worauf ſich der Vf. wohl ſtützt, ſeiner Function nach ſehr problematiſch. Dagegen fanden wir, daſs die Kaulquappen, auch die kleinſten, ſobald ſie nur von den Eyern frey ſind, alſo während ſie die Kiemen tragen, und lange ehe die Füſse hervorſproſſen, an die Oberfläche des Waſſers kommen, Luft ſchlucken, ſie in der Bauchhöhle einige Zeit aufbewahren, und dann wieder als eine ſehr deutliche Blaſe durch das Maul von ſich geben. Um dieſes zu beobachten, muſs man die Thierchen in ein Glas mit Waſſer bringen, und des Nachts mit dem Lichte das Glas von der Seite deſſelben, an die ſie ſich hängen, betrachten. Ohne Zweifel iſt dieſes ein wahres Athmen, und die Luft kömmt in die Lungen, welche ſich in das Abdomen erſtrecken; das Waſſer könnte auch nur von auſsen die Kiemen benetzen, doch geſtehen wir gerne, hierin Zweifel zu haben. Unſer Wunſch iſt es ferner, daſs die Franzoſen, beſonders *Lacépède* und *Lamarck* in dem Schaffen naturhiſtoriſcher Namen mehr die Linnéiſchen Regeln beobachten, und uns keine ſo hart klingenden und ungrammatikaliſchen Namen aufdringen möchten, wie ſie bisher gethan haben. So kömmt hier der Name *Unibranchaperture Lacép.* vor, der Schauer erregt. Auch iſt nicht einzuſehen, warum man unter *Mya etc.* nicht das Thier ſelbſt verſtehen, und daher *Myarius* ſagen ſoll. Es iſt ja doch die Schale mit das Thier, ſo gut als der Knochen zum Leib gehört. Endlich nehmen die Franzoſen gar keine Rückſicht auf die Namencolliſionen. Warum behalten ſie den Namen *Proteus* bey, da wir ſchon ein *Infuſorium* haben, das ſo heiſst? So iſt es mit *Triton*, *Phalangium*, *Hydrargyrum* (ein Fiſch bey *Lacép.*), *Caiman* und vielen anderen. Wo ſoll es mit der Naturgeſchichte auf dieſem Wege hinkommen!

Der Vf. geht nun zu den vollkommenen Fröſchen über. Da ihnen die Rippen fehlen, ſo muſs ihre Reſpiration natürlich durch andere Mittel unterhalten werden. *Herholdt* und *Rafn* haben zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, *Cuvier* und *Duméril* haben es beſtätiget und der letzte berichtiget, daſs ihr Athmen ein wahres Schlucken, vermittelt durch die Muskeln der Kinnladen und durch das elaſtiſche Zungenbein, ſey. Nach Hn. *D.* iſt keine Klappe in den Naſenlöchern, ſondern die hinteren Zungenſpitzen ſchlieſsen ſie beym Luftſchlucken in den Fröſchen; in den Salamandern aber ſind zu dieſem Behufe zwey Höckerchen im Maule. Daſs keine Klappe da iſt, iſt gewiſs, aber es ſcheint uns, daſs die Fröſche die Naſenlöcher durch Verengern ſchlieſsen können; daſs aber die Salamander keine Zunge haben, iſt eine falſche Behauptung des Vf., ſie iſt allerdings da, u. zwar ſogar *hinten* ausgerandet, was ein Grund mehr iſt, die Molche zu den Fröſchen zu rechnen. — Wenn man dieſen Thieren das Maul aufſperrt, ſo ſterben ſie, weil ſie nicht mehr Luft ſchlucken können. Die Schildkröten ſind in demſelben Falle wie die Fröſche, weil ihre Rippen unbeweglich ſind (bekanntlich nennen die Franzoſen dieſe Thiere *Cheloniens*, *Batraciens*, welche Namen *Brogniart* aus den Alten eingeführt hat. Die Deutſchen machen es auch ſchon nach; als wenn unſere Benennungen Schildkröten, Fröſche, Schlangen, Eidechſen weniger deutſch klängen, als Chelonier, Batrachier u. ſ. w.). Dieſe nämliche Reſpirationsart findet ſich bey den Fiſchen, auſser daſs ſie das zu reſpirirende Waſſer durch das Maul einziehen, und wie durch einen Schluckungsact wieder durch die Kiemen heraustreiben. Hr. *D.* beſchreibt dieſes ſehr klar, und geht ſelbſt die Verſchiedenheiten der Fiſche in dieſer Hinſicht durch, was von einer Menge Beobachtungen und von einem groſsen Beobachtungsgeiſte zeugt. Was er aber von dem Einathmen der *Rochen* durch Löcher hinter den Augen (die er durch ein Verſehen *Narines* nennt), weil die Thiere mit dem Maule auf dem Boden liegen, ſagt, glauben wir bezweifeln zu dürfen. *Monro* ſpricht zwar von dieſen Löchern; aber dennoch ſind ſie im Streite, wahrſcheinlichſt nur Schleimlöcher, und wenn ſie auch da wären, ſo könnten ſo kleine Löcher unmöglich die groſsen Kiemen mit zehn ſehr weiten Öffnungen verſorgen. *Monro* will überhaupt viel geſehen haben, was gar nicht exiſtirt, ſogar die äuſseren Ohrlöcher bey den Rochen. Der Hauptfehler an *Monro's* theurem Werke mit den ſchlechten unbeholfenen Kupfern iſt, daſs das Meiſte nicht wahr iſt, und ſein Hauptvorzug iſt, daſs es *Camper* und *Schneider* verbeſſert haben. Rec., der die *Rochen* lebendig in der See unterſucht hat, hält ſich überzeugt, daſs ſie das Waſſer durch das Maul einnehmen, woran ſie gar nicht durch den Meeresboden verhindert werden, denn dieſer iſt nicht ſo unruhig, daſs Sand und Schlamm in das Maul mit dem Waſſer kommen könnte.

Der Mechanismus des Athmens bey der *Lamprete* und dem *Gaſtrobranchus*, welche ſich mit dem Maule anſaugen, und daher durch dieſes das Waſſer nicht einziehen können, ſcheint hier naturgemäſs aus einander geſetzt zu ſeyn; aber dennoch bleibt Zweifel übrig. Das Waſſer gehe nämlich durch das Spritzloch ein, und durch Schluckung in den Kiemenraum. Dieſe Kiemenhöhle iſt ſehr erweitert bey Schlamm-

Digitized by Google

fiſchen, um Waſſer in Vorrath einnehmen zu können, z. B. bey *Lophius*, *Silurus* u. ſ. w., auch bey den ſich verſteckenden *Ammodytes*, *Cottus* u. ſ. w. Fiſche, welche einige Zeit im Trocknen leben können, haben noch eine Nebenkieme. *Dum.* nennt 5 dieſer Fiſche, worunter der Aal nicht iſt.

Die dritte Abhandlung iſt *über die Eintheilung der Batrachier (Fröſche) in zwey natürliche Familien* (geleſ. im 7 Sept. 1807). In ſeiner *Zoologie analytique*, überſetzt von *Froriep*, und in ſeinem *Traité élémentaire d'hiſtoire nat.*, überſetzt Erfurt bey Hennings 1806, iſt dieſe Eintheilung ſchon getroffen; aber hier ſind die Unterſcheidungszeichen und die Übereinſtimmungen im Einzelnen durchgeführt. Die *Salamander* und *Sirenen* ſind unter dem Namen geſchwänzte Fröſche (*Batraciens urodeles*) mit dieſen (*Bat. anoures*) in eine Abtheilung, aber in zwey Familien gebracht, wofür zuerſt *Brogniart* geſprochen, was aber von *D.* mehr im Einzelnen bewieſen worden iſt, und was wir für vollkommen gelungen halten, auch wenn man die gewählten Charaktere als Eintheilungsprincip nicht zugiebt. Hr. *D.* macht den Anfang mit einer Muſterung der Linnéiſchen Charaktere der Amphibien, und zeigt, daſs ſie nicht zureichen; dann giebt er die Ähnlichkeiten der beiden Familien und ihre Unähnlichkeiten an, und zwar in dem ganzen Habitus, in der Haut, dem Verhältniſſe der Gliedmaſsen, der Gegenwart des Schwanzes, der Zunge, dem Paukenfell, dem After, der Art der Befruchtung, den Eyern und endlich in der Form und Organiſation der Kaulquappen, was alles wahr und mit Sachkenntniſs zuſammengeſtellt iſt. Wir machen nur über einiges unſere Bemerkungen. Mit Recht erhebt Hr. *D.* die neuere Methode in der Naturgeſchichte, die das Anatomiſche wie das Äuſsere berückſichtiget, über die ältere, und da es doch vorzüglich *Cuvier* iſt, welcher den erſten Anſtoſs nicht nur gegeben, ſondern auch am meiſten Facta, und zwar ſie zuerſt als ein Ganzes geliefert hat, ſo werden wir ihm nie würdig dafür danken können. Möchten nur auch die Deutſchen dieſes einſehen, und darin die Franzoſen, nicht aber in ihren äuſseren Formeln nachahmen! Ein armſeliges Zuſammenklauben, ein Handlangerweſen ohne Plan, ein ſinnloſes Gerüſt ohne abgemeſſenen Platz zum Gebäude droht die deutſche Naturgeſchichte zu werden, wenn der bereits eingeriſſene Ton fortdauert oder gar allgemein wird. *Blumenbach* iſt allgemein von den Naturforſchern geachtet, eben weil er das Handlangerweſen haſst, und kein Artenfanger iſt; aber dennoch hat er es bey allen ſeinen Bemühungen nicht dahin bringen können, die Deutſchen von ihrem mikrologiſchen Wühlen weg-, und zur freyen, umfaſſenden, ideenvollen Naturbehandlung zu wenden.

Wir erkennen auch den Werth der vergleichenden Anatomie und ſelbſt der Phyſiologie an für die Eintheilung der Thiere, halten uns aber überzeugt, daſs die einzelnen Theile nur das leitende, ganze anatomiſche Syſteme aber nur das conſtitutive Princip der Naturgeſchichte werden können, ſo wie die einzelne chemiſche Analyſe zu keiner Eintheilung auſser der Chemie taugt. Die Anatomie lehrt uns, die Thiere in ihren durchgreifenden, alſo ganz natürlichen Verwandtſchaften zuſammen zu ſtellen; aber wenn der Naturforſcher einmal damit in Ordnung iſt: ſo darf er keine einzelnen anatomiſchen Kennzeichen mehr angeben, ſondern es liegt ihm nun ob, die ganzen Syſteme und die äuſseren Kennzeichen aufzuſuchen, auf welche er vorzüglich durch die inneren geleitet wird, und dann wird das Thierſyſtem ein Vollendetes ſeyn, wenn die einzelnen anatomiſchen und phyſiologiſchen, und ſelbſt die chemiſchen, nur Bekräftigungen der Syſtematik ſind; ja es können die anatomiſchen Theile, wenn ſie nicht als ganze Syſteme aufgefaſst werden, nicht einmal durchgreifende Charaktere werden, da nicht einmal die Eintheilung in gewirbelte und ungewirbelte Thiere, welche in der neueſten Zeit ſo viel Aufſehen und Beyfall erregt hat, Stich hält, wie es ſelbſt der Vf. in der *Lamprete* und in dem *Gaſtrobranchus* gefunden, und auch ſogar die Leber nicht den Schnecken eigenthümlich iſt: wenigſtens hat ſie Rec. beſtimmt in *Lernaea branchialis* ſehr entwickelt angetroffen, welche doch niemand zu den Schnecken rechnen wird. Hr. *D.* hat die Amphibien zuerſt durch ſtrenge Merkmale abgeſondert, nämlich als *gewirbelte Thiere mit Lungen, kaltem Blute, ohne Haare, Federn und Zitzen.* Das Blut könnte wegbleiben. Die Zitzen betreffend, ſo iſt es zwar in der Idee richtig, daſs alle Säugthiere Zitzen haben müſſen, und der *Ornithorhynchus* wird davon keine Ausnahme machen: aber wirklich laſſen ſie ſich doch bey den männlichen Wallthieren nicht aufzeigen; es könnte daher hier noch einen anderen Charakter leiden, etwa noch „ohne horizontale Schwanzfloſſe.“ In der beſchwanzten Familie iſt die Charakteriſtik der Zunge „*Lingua oſſea, integra, immobili, undique gulae infixa*“ unrichtig, auch ſind die Eyerſchalen unſerer Eidechſen allerdings häutig, nicht kalkartig.

Die vierte Abhandlung enthält *Betrachtungen über die Verhältniſſe der Structur zwiſchen den Knochen und Muskeln des Stammes aller Thiere* (geleſen im Febr. 1808), und theilt ſich in 3 Momente: 1) Übereinſtimmung des Gebrauchs, der Formen und der Bewegung aller Wirbel; 2) von dem Kopfe, betrachtet als ein Wirbelbein, von ſeinen Muskeln und ſeinen Bewegungen; 3) von den Rippen und Beckenknochen, als Verlängerungen der Queerfortſätze der Wirbel betrachtet; alle drey ſind meiſterhaft und ideenvoll behandelt. Der Vf. fängt bey dem erſten Erſcheinen eines Rückgrats an in der *Lamprete* und dem *Gaſtrobranchus*, wo es noch nicht in Wirbel abgetheilt iſt, ſteigt durch die *Rochen* und *Haien*, die übrigen Fiſche, Salamander, Schlangen, Fröſche, Schildkröten, Eidechſen zu den Vögeln und Säugthieren, wobey er das allmähliche Hervortreten der Wirbelfortſätze, die Lage derſelben und die übrigen Verhältniſſe der Wirbelſäulen zu einander zwar ſehr kurz aber beſtimmt angiebt. Von dem Kopfe zeigt er, daſs das Hinterhauptsloch dem Wirbelka-

Digitized by Google

nal entſpreche, und ſein Anfang ſey, daſs der Keilbeinfortſatz den Körpern der Wirbel, der Hinterhauptshöcker den Stachelfortſätzen, die Zitzenfortſätze den Querfortſätzen, die Gelenkknöpfe den Gelenkflächen der Wirbel entſprechen. Dieſes wird nachgewieſen durch die Thierclaſſen, und endlich beſonders durch die correſpondirenden Muskeln, welche den Kopf und das Rückgrat bewegen. Durch dieſe Arbeit iſt ein weites und für die Phyſiologie ſehr fruchtbringendes Feld geöffnet. Hr. *D.* ſchlieſst ſich dadurch an *Okens* Bearbeitung an, der zu zeigen geſucht hat, daſs der Kopf aus drey Wirbeln und noch aus der Repetition der vier Extremitäten nebſt der Bruſt und des Bauches beſtehe. In der Nachweiſung der Correſpondenz einiger Muskeln hat ſich Hr. *D.* verſehen, ſo wie auch die Beckenknochen nicht bloſse Wirbelquerfortſätze bedeuten, ſondern andere viel höher entwickelte Knochen, welche Bedeutung wir aber hier nicht angeben können, weil ſie ohne Beweis nicht geglaubt wird, und dieſer in die Entwickelung des Weſens der Geſchlechtstheile und des ganzen Skelets, mithin in das Skelet aller Thierordnungen eingreift. Einen Wink dazu hat ſchon *Vicq-d'Azyr* gegeben, wo er das *Os ilii* mit der *Scapula* vergleicht, aber er iſt dabey ſtehen geblieben. Merkwürdig bleibt es doch, daſs dieſer groſse Anatom dennoch die Correſpondenz der Muskeln der oberen und unteren Extremitäten gröſstentheils nicht getroffen hat. Möge dieſe Paralleliſirung den neueren Phyſiologen beſſer gelingen, damit einmal die noch Widerſtrebenden klar davon überzeugt oder wenigſtens überwieſen werden, daſs die Natur aus einem einzigen Organe alle gemacht habe.

On.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Erlangen*, b. Palm: *Bibliothek für Luſtgärtner und Blumenfreunde* oder *Deutſchlands neuere Literatur der ſchönen Gartenkunſt.* 1806. XII u. 168 S. 8. (14 Gr.) Der Zweck des Vfs. war, bey dem groſsen Zuwachs, welchen die botaniſche und gärtneriſche Literatur ſeither erhalten hat, dem Gartenfreunde hinreichende Data zu verſchaffen, mittelſt deren er ſich über den Inhalt ſolcher Bücher vorläufig belehren könne. Zu dem Ende hat er die angeführten Bücher nach den Namen ihrer Verfaſſer alphabetiſch geordnet, um zugleich das Aufſuchen derſelben zu erleichtern; für diejenigen aber, welche nur einzelne Zweige der Luſtgärtnerey intereſſiren, und ſich von der Zahl der hierüber vorhandenen Schriften unterrichten wollen, eine methodiſche Überſicht geliefert. Das Auſserweſentliche der Büchertitel z. B. die Titulaturen hat er weggelaſſen; für diejenigen aber, welche die Vff. der angezeigten Bücher genau kennen lernen wollen, iſt durch ein (S. 150. ffg.) beygefügtes Namenregiſter derſelben geſorgt. Auf das Bücherverzeichniſs folgt ein Anhang einiger die Luſt- und Blumen-Gärtnerey betreffender Aufſätze, welche in verſchiedenen Journalen und Büchern zerſtreut und meiſt von trefflichen Gelehrten gefertiget ſind.

Die oben angegebene Abſicht des Vfs. iſt glücklich erreicht; allein auf Vollſtändigkeit der Sammlung ſelbſt kann er keinen Anſpruch machen. Die Obſtpflanzkunſt, welche Nutzen und Vergnügen zugleich verſchafft, und daher mit Recht zur äſthetiſchen Pflanzkunſt gehört, hätte allerdings mehr berückſichtiget und ausführlich behandelt werden ſollen. Die Schriften eines *Chriſt, Diel, Kraft, Manger, Sickler* u. a. m. ſollten durchaus nicht fehlen. Ferner ſchöne Grasplätze ſind eine wahre Zierde der Natur- oder ſogenannten engländiſchen Gärten. Daher ſollten in dieſem Bücherverzeichniſs auch verſchiedene Schriften, welche vom Wieſenbaue handeln und die hiezu tauglichen Futterpflanzen kennen lehren, angezeigt ſeyn, z. B. die Schriften von *Schreber, Riem, Maucke* u. a. m. Hr. Prof. *Weber* hat in Rückſicht auf die Anzeige der in die Gartenkunſt einſchlagenden Schriften viel mehr geleiſtet, und ſich noch überdieſs dadurch verdient gemacht, daſs er den Werth und die Brauchbarkeit der Bücher durch beygefügte Zeichen angegeben hat. Wer ſich alſo *Webers Handbuch der ökonomiſchen Literatur* (Berlin b. Frölich. 1803.) angeſchafft hat, der kann dieſe *Bibliothek* ſehr wohl entbehren.

H — ch.

Breslau, b. Hamberger: *Verſuch eines Entwurfs zur Beſchreibung eines Eiſenhütten-Werks.* 1804. S. 4. (16 Gr.) Der Vf. dieſes ſehr zweckmäſsigen Werkchens, ſagt in der Vorrede: es ſey die Einrichtung getroffen, daſs die Subalternen und Zöglinge der ſchleſiſchen Hüttenämter von Zeit zu Zeit ſchriftliche Aufſätze und Beſchreibungen von den mancherley Gegenſtänden des Hüttenweſens ausarbeiten und einreichen müſſen. Die Unvollſtändigkeit verſchiedener dieſer Aufſätze habe ihn zu dieſem Entwurfe veranlaſst, um angehenden oder ſolchen Hüttenleuten, welche die Beſchreibung eines Hüttenwerkes zu verfertigen genöthigt, aber zu ſehr mit anderen Geſchäften überhäuft wären, einen Leitfaden zu geben, den ſie bey ihrer Arbeit folgen könnten. — Von einem ſolchen Leitfaden iſt man Gründlichkeit, Genauigkeit und ſyſtematiſche Ordnung der zu beſchreibenden Gegenſtände zu erwarten berechtigt, und ſo unbedeutend manchem die Beſchreibung eines Hüttenwerkes auch wohl ſcheinen möchte, ſo viele Schwierigkeiten führt ſie mit ſich, da ſie eine ſehr viel umfaſſende Kenntniſs vorausſetzt. — Von gewöhnlichen oberflächlichen Beſchreibungen iſt hier nicht die Rede, ſondern nur von ſolchen, die plan- und ordnungsmäſsig bearbeitet ſind. Alles, was man nun von dem Schema einer ſolchen Beſchreibung erwarten darf, wird man gewiſs in dieſem Werkchen finden. Der Vf. geht ſyſtematiſch von einem Gegenſtande zum anderen über, und zeigt ſich überall als einen mit Sachkenntniſs ausgerüſteten Mann. Rec. empfiehlt daher allen Hüttenleuten, die ihr Fach mehr als mechaniſch treiben, dieſe Schrift angelegentlichſt, mit der Verſicherung, daſs ſie dieſelbe mit dem beſten Nutzen auch als Leitfaden bey Beſichtigungen, jährlichen Bereiſungen der Werke, Hütten u. ſ. w. gebrauchen werden.

♂.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, b. Korn: *Die Kunſt zu zeichnen*, für Lehrer und Lernende, von *C. Bach*, mit Kpfn. Auch unter dem Titel: *Nouvelles Etudes de Dessin* par *Charles Bach.* Ohne Jahrzahl. 7 S. Text und 12 in ſchwarzer Kreide-Manier ſauber gearbeiteten Kupfertafeln, nebſt einem auf eben ſolche Weiſe gearbeiteten Titelblatt. Querfolio. (3 Thlr. 12 Gr.) Die 12 zu Vorlegeblättern für Anfänger im Zeichnen beſtimmten Kupfer enthalten Augen, Ohren, Geſichter und ganze Köpfe, wie auch einige Hände und Füſse, alles in einer leichten maleriſchen Manier vom Vf. gezeichnet und von *Sander* geſtochen. Es fehlt denſelben nicht an Gefälligem, Zartem in Geſtalt und Ausdruck, wohl aber an ſtrenger Richtigkeit des Umriſſes. Im Text behauptet *Hr. Bach*, und zwar mit Recht, daſs es nachtheilig ſey, die Anfänger nach Vorbildern zeichnen zu laſſen, welche Gegenſtände nach einem gegen die natürliche Gröſse beträchtlich verkleinerten Maſsſtabe darſtellen. Er empfiehlt ferner dem Lehrer, die Verſuche der Anfänger im Zeichnen nicht ſogleich ſelbſt zu corrigiren, ſondern er ſoll ihnen bloſs die begangenen Fehler bemerklich machen, damit ſie ſelbſt trachten, ſolche zu verbeſſern. Dieſe Unterrichts-Methode iſt ohne Zweifel ſehr gut, und hat ſich überall, wo man ſie anwendet, bewährt erwieſen. Weniger dürfte hingegen von Hn. *Bachs* Vorſchlag zu erwarten ſeyn, „dem Anfänger allemal, wenn er eine Zeichnung vollendet hat, das Vorbild ſowohl als ſeine Copie wegzunehmen, und ihn denſelben Gegenſtand nun noch einmal aus dem Gedächtniſs zeichnen zu laſſen. Die Geduld junger Leute, die kein vorzügliches Talent zur Kunſt beſitzen, möchte dadurch auf eine viel zu harte Probe geſtellt werden.

Wenn dieſes 1 Heft den Beyfall des Publicums erhält, ſo werden demſelben andere nachfolgen.

—y—H.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Weiſs: *Beliſar. Über den Unterricht der Blinden.* Von *Auguſt Zeune*, Doctor der WW., Director der königl. Blindenanſtalt u. ſ. w. Mit Kupfern. 1808. VIII u. 168 S. 8. (Druckp. 1 Thlr. 4 Gr., Holl. 1 Thlr. 12 gr.)

Hr. *Zeune*, Director der *erſten* öffentlichen Blindenanſtalt in Deutſchland, liefert in dieſer Schrift theils eigene Beobachtungen, (ein würdiges Seitenſtück zu *von Baczko's* bekanntem Werke;) theils verſchiedene Aufſätze, welche Ausländer über Blinde und den Unterricht derſelben geſchrieben haben. Er meint S. VI: „Es könne dieſs Büchlein als eine Sammlung mehrerer Aufſätze über Blinde in mehreren Sprachen (gleichſam wie eine Blinden-Chreſtomathie) zum Sprachunterrichte dienen, da die beiden nächſten, neueren, deutſch-römiſchen Sprachen, Engländiſch und Franzöſiſch, (jenes näher dem Deutſchen, dieſes mehr mit dem Lateiniſchen verwandt,) darin vorkommen." Wir wollen über Worte nicht rechten, ſonſt würden wir gegen die *Blinden-Chreſtomathie* Manches zu erinnern haben. — Den Anfang macht *Lettre sur les aveugles de Diderot*. Hr. *Z.* hat ihn mit *Anmerkungen* begleitet, und Rec. ſieht ſich genöthiget, über dieſe Anmerkungen wieder Anmerkungen zu machen. Mit Emſigkeit ſuchte er nach, was Hr. Z. über die Frage ſage: Wie würde ein Denkender, von Geburt Blinder und Tauber, von der Seele denken? Und wider alles Vermuthen ſah er ganz und gar keine Bemerkung darüber. *Diderot* behauptet, er würde ſie in ſeinen Fingerſpitzen finden. Uns dünkt, die Seele wird nie ein eigentliches Object des Denkens, ja überhaupt gar nicht Object für den Taubblindgebornen werden. — Wenn *Diderot* ſchreibt S. 23: „*Comme de toutes les démonstrations extérieures qui réveillent en nous la commisération et les idées de la douleur, les aveugles ne sont affectés que par la plainte je les soupçonne en général d'inhumanité. Quelle différence y a-t-il pour un aveugle entre un homme qui urine, et un homme qui sans se plaindre verse son sang?*" ſo widerſpricht ihm Hr. *Z.* S. 123 mit Recht: er fand in ſeinen Erfahrungen das Gegentheil. Sonderbar aber wahr bleibt es, daſs das Gehör viel mehr als das Geſicht beyträgt, Theilnahme zu erwecken und zu verſtärken. *Rousseau* (*Collection complette des oeuvres de J. J. Rouſſeau. Tom. XVI. p.* 218 *et* 219—220. *Aux Deux-Ponts, chez Sansons* 1782. 8) iſt eben derſelben Meinung: „*Les couleurs sont la parure des êtres inanimés; toute matière est colorée; mais les sons annoncent le mouvement, la voix annonce un être sensible; il n'y a que des corps animés qui chantent. — On voit par-là que la Peinture est plus près de la nature, et que la Musique tient plus à l'art humain. On sent aussi que l'une intéresse plus que l'autre, précisément parce qu'elle rapproche plus l'homme de l'homme et nous donne toujours quelque idée de nos semblables. La Peinture est souvent morte et inanimée: elle vous peut transporter au fond d'un désert; mais si-tôt que des signes vocaux frappent votre oreille, ils vous annoncent un être semblable à vous; ils sont, pour ainsi dire, les organes de l'ame; et s'ils vous peignent aussi la solitude, ils vous disent que vous n'y êtes pas seul. Les oiseaux sifflent, l'homme seul chante; et l'on ne peut entendre ni chant, ni symphonie, sans se dire à l'inſtant: un autre être ſenſible est ici.*" Der Sinn des Geſichts bringt mehr eine Nüchternheit, der Sinn des Gehörs mehr eine Ahnung in uns; und wenn man bedenkt, daſs jedes Dunkel mehr die Einbildungskraft erregt, als die Helle, da ſelbſt Apelles und Raphael nicht ſo lebhaft malen, als der innere Maler in uns: ſo müſsten die Blinden im Ganzen weit mehr zum Mitleiden geneigt ſeyn, als die Sehenden. Ein Blindgeborner, ſonſt ganz roher, Knabe weinte bitterlich, als Hr. *Z.* ihm *Bürgers* Lied *vom braven Manne* vorlas. Ohne Widerſpruch iſt *Diderot's* Behauptung vollkommen *à la Françoise, c'est à dire en bon françois*, das iſt auf gut Deutſch geſagt: Wie der Hahn über die Kohlen! — Der Seufzer eines Thieres, das ausgeſtoſsene Geſchrey ſeines leidenden Körpers, zieht alle ihm ähnlichen herbey, welche, wie oft bemerkt iſt, traurig um den Winſelnden ſtehen, und ihm gerne helfen möchten. Auch bey den Menſchen erregt der nur den Augen dargeſtellte Schmerz eher Schrecken und Grauſen, als zärtliche Mitempfindung: alle, die den von *Juan de Valdes* gemalten halbtodten Menſchen anſahen, welchen die Würmer zerfreſſen, hielten die Naſe ſich zu, ohne Mitleiden zu zeigen; ſo bald aber ein Ton des Leidenden unſer Ohr trifft, verlieren wir die Faſſung, und eilen ihm zu: es überwältigt uns, es geht uns ein Stich durch die Seele. Iſt es, weil der Ton das Gemälde zum lebendigen Weſen erhebt, alſo alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurück bringt und auf Einen Punct vereint? Oder giebt es, wie *Herder* (*zerſtreute Blätter* I, S. 133 ff.) glaubt, noch eine tiefere organiſche Urſache? Genug, die Erfahrung iſt wahr, und ſie zeigt bey dem Menſchen den Grund

Digitized by Google

ſeines gröſsern Mitgefühls durch Stimme und Sprache. An dem, was nicht ſeufzen kann, nehmen wir minder Antheil, weil es ein unvollkommneres Geſchöpf iſt, uns minder gleich organiſirt. — Rec. achtet ſich verpflichtet, ein offenherziges, und mit ſeiner Überzeugung völlig übereinſtimmendes Bekenntniſs nicht mit Stillſchweigen zu übergehen. S. 129-130 ſchreibt Hr. *Z.*: „*Diderot* erwähnt nicht des ſo oft angeführten Farbentaſtens, wovon Hr. *Kieſewetter* und Hr. *Nicolai* ſelbſt Beyſpiele geſehen haben wollen. Ich glaube, man kann dieſe ſo oft behauptete und beſtrittene Sache bejahen und verneinen, wie man will. Einen mechaniſchen Unterſchied der Oberfläche durch Farben kann man nicht ganz leugnen; ſo fühlt ſich ſchwarz, weil es mehr beym Färben gebrannt wird, härter an. Aber ob der eigentliche optiſche Unterſchied getaſtet werden könne, bezweifle ich. Man ſtelle den Verſuch ſo an: man nehme Porcellantäfelchen von allen Farben, vorzüglich von den drey Hauptfarben (Regenbogenfarben), Roth, Gelb, Blau, und laſſe nun taſten. *Hauy*, bey ſeiner groſsen Erfahrung, hat noch kein einziges Beyſpiel gehabt, wo ein Blinder Farben hätte unterſcheiden können, und mir bey meiner kleinen ſind ſchon vier Beyſpiele vorgekommen, wo Blinde in dem Ruf ſtanden, Farben unterſcheiden zu können, und es nicht konnten; ja ſelbſt von meiner Anſtalt iſt erzählt worden, die Blinden lernten darin Farben taſten. Wunderglaube der Sehenden und Eitelkeit der Blinden hat zu dieſem Gerücht beygetragen." *Leibnitz* erzählt (*Leibnitziana* Th. 6. S. 323): „Der verſtorbene *Longueil* ſagte mir, er habe in Maſtricht einen Blinden geſehen, der die Farben durch das Anrühren erkannt hätte. Ich weiſs nicht, ob er es ganz allgemein konnte. Er fand, daſs das Weiſse und das Schwarze rauher ſey, als das Rothe." *Leſſing* ſchreibt (*Collectaneen zur Literatur*. B. 2, S. 356): „Manche haben ſich den Mangel des Geſichtes durch andere Sinne zu erſetzen gewuſst; wie *Joh. Vermaaſen*, der die Farben durchs Gefühl unterſcheiden konnte." Auch von unſerem berühmten Blinden, *Ludwig von Baczko*, wird es faſt allgemein verſichert, daſs er dieſe Geſchicklichkeit beſitze. Deſſen ungeachtet muſs Rec. es bezweifeln. Vor mehreren Jahren ſah er einen ſehr bekannten, noch lebenden Blinden, er hatte Porcellantäfelchen von allen Farben, und fühlte die Farben mit einer wunderbaren Fertigkeit, worüber Jeder erſtaunte. Als man es genau unterſuchte, kannte er die Figuren der Porcellantäfelchen, aber nicht die Farben. Gewöhnlich iſt es — Charlatanerie. — Dem *Diderot*iſchen Briefe, welcher ungleich mehr verſpricht als er leiſtet, folget *An account by Cheſſelden* aus den *Philoſophical transactions, Vol. XXXV, London.* 1729. *Numb.* 402. *for the months of April, May and Juny*, 1728. Hr. *Z.* hat nur eine kleine geographiſche Note hinzugefügt, und doch hätte ihm folgende Stelle die ſchönſte Gelegenheit gegeben, zur Kindheit zurück zu ſteigen, und über die Entwickelung der Seelenkräfte, immer mit beſonderer Beziehung auf ſeinen Gegenſtand, viel Vortreffliches zu ſagen: „*When he firſt ſaw, he was ſo far from making any jugment about diſtances, that he thought all objects whatever touched his eyes*, (as he expreſſed it) *as what he felt did his ſkin; and thought no objects ſo agreeable as thoſe which were ſmooth and regular, tho' he could form no judgment of their ſhape, or gueſs what it was in any object that was pleaſing to him. He knew not the ſhape of any thing, nor any one thing from another, howewer different in ſhape or magnitude; but upon being told what things were, whoſe form he before knew from freeling, he would carefully obſerve, that he might know them again; but having to many objects to learn at once, he forgot many of them, and* (*as he ſaid*) *at firſt he learned to know and again forgot a thouſand things in a day. One particular only, tho' it may appear trifling, I will relate: having often forgot which was the cat and which the dog, he was aſhamed to aſk; but catching the cat, which he knew by feeling, he was obſerved to look at her ſtedfaſtly and then ſetting her down ſaid: So puſs! I ſhall know you another time.*" (S. 136—137.) — *An account by Grant*, aus *The tatler, Volume II. London*, 1774. *No.* 55. *Tueſday, Auguſt* 16, 1709, iſt ebenfalls nur mit einer unbedeutenden geographiſchen Note verſehen. — Das Intereſſanteſte ſind unſtreitig Hn. *Zeune's eigene Beobachtungen* (148—168), worin man einen tiefen Blick und hohen Beobachtungsgeiſt mit Freuden bemerkt. Es trägt ganz das ernſte, methodiſch zugeſchnittene Gewand der deutſchen Philoſophie, welche ausländiſchen Flitterputz nicht achtet, was Hr. *Z.* S. 125 und S. 153—154 gegen das Leſen der Blinden erinnert. Er bemerkt dabey nicht bloſs den Zeitverluſt, ſondern vorzüglich den Raumverluſt: „Eine nach *Hauy's* Art gedruckte Bibel würde gewiſs ein ziemliches Zimmer ganz und gar ausfüllen; denn die Lettern ſind groſs, der Zwiſchenraum der Zeilen breit, und nur Eine Seite kann bedruckt werden, wozu noch kommt, daſs dieſe Blindenbücher nicht vom Buchbinder geſchlagen werden können, weil ſonſt das Erhabene der Buchſtaben vernichtet würde. Hiezu kommen die bedeutenden Koſten einer ſolchen erhabenen Schrift, wofür *Hauy* die Ausgabe auf zwölfhundert Thaler anſchlug. Nun würde freylich dieſer beträchtliche Aufwand erſpart, wenn nach den Gedanken unſeres geſchickten techniſchen Scheidekünſtlers, des Hn. Profeſſors Tourte, die gewöhnlichen Lettern angewendet würden, und nur unter die Druckſchwärze etwas Klebriges gemengt würde, ſo daſs man nach dem Drucke eines Bogens feinen Staub aufſträute (aufſtreute), wodurch auch eine Erhabenheit entſtünde (entſtände). Indeſſen bleibt doch der Weg des mündlichen Vortrags bey Blinden ungleich ſchneller und eindringender, und es möchte hier wohl das Statt finden, was Platon in ſeinem Phädros (Vol. X, S. 380 Bip.) von der Schrift überhaupt ſelbſt für Sehende ſagt, daſs durch die Buchſtaben zwar äuſsere, aber nicht innere Erinnerung geweckt, und ſtatt Weisheit Vielwiſſerey erzeugt werde." Das Leſen mit den Fingern fällt ſelbſt denen, die am geübteſten darin ſind, z. B. dem blind gewordenen *Fournier*, der mit *Hauy* herum reiſte, ſo beſchwerlich, und geht ſo langſam von Stat-

Digitized by Google

ten, daſs ihm ſelten ein Blinder Geſchmack abgewinnen wird. Geſchähe es, ſo wäre er ungemein zu bedauern, da der Bücher für ihn ſo wenige ſind, und ſeine Bibliothek in hundert Jahren höchſtens auf zehn Bände anwachſen könnte. Auch bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daſs z. B. Hr. *Baczko* der Geſchichtkundige nie geworden wäre, welcher er wirklich iſt, wenn er auf die Weiſe die Geſchichte ſtudirt hätte. Von den pariſer erhabenen Noten urtheilt Hr. *Z.* daſſelbe, was er von den erhabenen Buchſtaben ſagte (S. 163—164): ſie fodern Zeit, Raum, Geld. Rec. ſetzt noch hinzu: ſie haben wenig Nutzen. Da die Blinden die Noten mit den Fingern leſen, ſo geht es natürlich ſehr langſam her, ehe ſie ein neues Stück lernen, wenn ſie ſich nicht durch das Gehör helfen. — Bey den Inſtituten für Blinde ſcheint man es oft vergeſſen zu haben, daſs ſie bloſs zum Nutzen dieſer unglücklichen Menſchen, und *nicht zur Schau* dienen; denn man treibt darin gern zur Beluſtigung der Zuſchauer — unnütze Tändeleyen. Auch hier muſs man, wie bey allen übrigen Anſtalten, von dem Grundſatze ausgehen, ſolche nicht zur Schau und Ergötzung neugieriger Gaffer zu ſtiften, ſondern lediglich zu dem reellen Zwecke, dem Staate nützliche tugendhafte Bürger zu erziehen. Man lehre demnach den Blinden, nebſt der Moral und Religion, hauptſächlich eine Arbeit, mit der er ſich ſein Brod, wo nicht ganz, doch zum Theil, erwerben möge. Zeiget er Luſt, Talent und Genie zu einigen Nebendingen, die ſeinen Geiſt, ſein Gemüth oder ſein Herz auf eine angenehme Art beſchäftigen: ſo wird es nicht ſchwer fallen, dieſen Hang auf eine zweckmäſsige Art zu befriedigen. Am beſten geſchieht es wohl dadurch, daſs man ihn in ſeinem Gange nicht ſtört. Nach dieſem Plane gründete der menſchenfreundliche Einwohner *Liverpool's*, deſſen Hr. *Z.* S. 167 erwähnt, die daſelbſt noch blühende Blindenanſtalt. Die Arbeiten, welche ſie darin lernen, beſtehen in der Verfertigung von Körben, Peitſchen, Stricken u. ſ. f. Einige lernen Muſik, doch nur Kirchenmuſik, vorzüglich Orgelſpielen und Singen. Man will die Blinden zu nützlichen Bürgern bilden; aus der Urſache läſst man ſie mit Bedacht keine Inſtrumente lernen, die ſie zum Herumziehen auf der Straſse, in Gaſthöfen und Tanzſälen verleiten könnten! Wir geben Hn. *Z.* zu erwägen, ob er dieſs nicht durch die Flöte (S. 163) veranlaſſe; billigen es hingegen ſehr, daſs er die Blinden Fiſchernetze und Geldbeutel machen läſst. Überhaupt hat Hr. *Z.* die verſchiedenen Standpuncte bey dem Zwecke des Blindenunterrichts, ſowohl zu allgemeiner als zu nur mechaniſcher Bildung, mehrentheils richtig aufgefaſst; doch das Schwierigſte hat er auſser Acht gelaſſen: ihnen richtige Sprachbegriffe beyzubringen. Die Blinden verſtehen unſere Sprache kaum halb, und verknüpfen mit vielen Wörtern eine ganz andere Bedeutung, z. B. mit *Anſchauung*, *Einbildung*, *Dar- und Vorſtellung*, *Licht und Schatten*, *das Bildliche*, *Untaſtbare;* und eine Menge davon abſtrahirter Wörter gewähren ihnen keinen deutlichen Begriff. Es lohnt ſich der Mühe, über alle dieſe Gegenſtände ihnen, ſo viel als möglich, einen Aufſchluſs zu geben.

Rec. wünſcht dieſer reichhaltigen Schrift des Hn. *Z.*, deſſen wahre Talente er von ganzem Herzen ſchätzet, um ſo mehr recht viele Leſer und noch mehrere Käufer, je löblicher die Abſicht derſelben iſt. Der Vf. ſchreibt nämlich S. VI: „da der für unſer ganzes Deutſchland ſo verderbliche Krieg auch die Hülfsmittel meiner durch des edlen Friedrich Wilhelms Groſsmuth gegründeten Anſtalt verſiegen machte, ſo will ich den Ertrag dieſes Werkchens zur Erhaltung dieſer Anſtalt ſelbſt verwenden, und man wird nun den Titel *Beliſar* deſto paſſender finden." Wir rufen jedem, der ſehen und leſen kann, zum Beſten der armen Mitmenſchen, die weder ſehen noch leſen können, das unter der Vignette auf dem Titelblatte befindliche Motto zu: *Date obolum Beliſario!* Die Vignette iſt von Hn. Leopold ſauber geſtochen, ſie ſtellt den *Beliſar* mit einem Knaben in der gewöhnlichen Stellung vor. Die beygefügten Kupferſtiche ſind Saunderſon's Rechenmaſchine ſchraffirt, und eine Erdkarte geätzt, mit roth bezeichneter Topographie zur Erläuterung von des Vfs. S. 159 beſchriebenen Blinden-Globus. Der Druck iſt correct, und das Äuſsere macht der neuen Verlagshandlung, welche mit dieſem Werke, als einem ihrer erſten debütirt, Ehre.

Ad.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Vorleſungen über die wichtigſten weiblichen Pflichten für edle Töchter und Mütter.* Ein Verſuch von M. *Chriſt. Friedr. Benj. Viſcher*, Diakonus in Ludwigsburg. 1807. 207 S. kl. 8. (16 Gr.)

Es gehört zu den erfreulichen Erſcheinungen unſerer Zeit, daſs die Angelegenheiten der weiblichen Erziehung und Bildung, mehr als ſonſt, nach ihrem wichtigen Einfluſſe in das Wohlergehen des Staats und der Familien gehörig gewürdiget, und in den Schriften des Tages, von Zeit zu Zeit, zur Sprache gebracht werden. *Brandes*, *Hippel*, *Jean Paul*, *Pockels*, eine *Caroline Rudolphi* u. a. haben ſich, unter den Deutſchen, von dieſer Seite bedeutende Verdienſte erworben. Beſonders ſind mehrere deutſche Schriftſteller bemüht geweſen, das weibliche Geſchlecht auf ſeinen ausgezeichneten, eigenthümlichen Beruf aufmerkſam zu machen, und daſſelbe über Alles, was zu einer verſtändigen, ſittlichen, religiöſen und häuslichen Bildung deſſelben erfoderlich iſt, zu belehren. *Campe*, *Ehrenberg*, *Ewald*, *Marezoll*, eine *Sophie la Roche*, *Schwarz*, *Wedag* u. a. haben dieſs, in mannichfaltiger Form und Einkleidung, mit Glück gethan. Hr. *V.* verſucht etwas Ähnliches, und er beſtimmt dieſe Vorleſungen, laut der Vorrede, „für Leſerinnen aus den gebildeteren, oder wenigſtens nicht ganz ungebildeten Claſſen des Mittelſtandes." Den letzteren beſonders kann denn auch dieſe Schrift, die ſich über weibliche Beſtimmung, über die Pflichten der Tochter, der Gattin, der Hausfrau, der Mutter verbreitet, und eine geſunde Moral in einer nicht ungefälligen Sprache enthält, nützlich ſeyn.

Kypr.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Wien: Verſuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodiſchen Geverdezeichen der Taubſtummen.* Eine Einladungsſchrift zur öffentlichen Prüfung der Taubſtummen. Von *J. M. Weinberger.* 49 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Der Taubſtumme und deſſen Brauchbarmachung zu burgerlichen Handwerken und anderen Gewerben.* Eine Einladungsſchrift — von *J. M. Weinberger.* 28 S. 4.

Eine zweckmäſsig eingerichtete Mimik iſt bey den Taubſtummen zur Vervielfältigung ihrer Realkenntniſſe und anſchaulichen Vorſtellungen höchſt nothwendig; aber ſie kann ſich leider nie über Gegenſtände höherer Abſtractionen ausdehnen. Hn. *W's.* kleine Schrift (No. 1) enthält viele treffende Bemerkungen, und erweckt ein günſtiges Vorurtheil von den Talenten des Vfs. Doch trifft man in ihr auch beträchtliche Irrthümer und grundloſe Sätze. Zu dieſen rechnet Rec. die Behauptung, daſs man in den älteſten und neueſten Schriften bey den vorgeſchlagenen und befolgten Lehrmethoden nicht von Beobachtungen über die natürliche Denkart der Taubſtummen ausgegangen ſey. Hat denn Hr. *W.*, der ſonſt ſo viel Beleſenheit zeigt, nie etwas von *Arnemann's kleinen Beobachtungen über Taubſtumme* (Berl. 1799. gr. 8.), *Arnoldi's praktiſcher Unterweiſung, taubſtumme Perſonen reden und ſchreiben zu lehren* (Gieſſen 1777. 8.), *Heinike's Beobachtungen über Stumme und über die menſchliche Sprache* (Hamb. 1778. 8), *Senſe's Anleitung zum Sprachunterrichte taubſtummer Perſonen* (Leipz. 1793. 8.), und *Thornton's* Preisſchrift über Schriftſprache in den *Transact. of the American philoſophic. Society.* Vol. III. p. 312. gehört? — Am Ende dieſer Schrift ſpricht der Vf. von der Wichtigkeit und dem Nutzen der Tonſprache bey dem Unterrichte der Taubſtummen. Ohne Zweifel iſt die Art des Unterrichtes der Taubſtummen, da man ſie ſprechen lehrt, ſehr viel vortheilhafter, als die Geberdenſprache oder die bloſse Schriftſprache. Jene iſt zu unvollkommen, um alle Verbindungszeichen der Gedanken auszudrücken, und ein Lehrer derſelben wird ſich zur Beſchleunigung und Ausdehnung ſeines Unterrichtes immer der Schriftſprache und des Gedankenwechſels durch dieſe bedienen müſſen. Die Zuſammenreihung von Buchſtaben, ohne Bezug auf einen vorzuſtellenden Schall oder auf die ihn hervorbringende Bewegung, iſt ſchwer zu faſſen, wird leicht vergeſſen, weil ſie unmöglich in bloſser Vorſtellung wiederholt werden, und folglich der Taubſtumme ſich nicht beſtändig in Gedanken darin üben kann. Er ſoll geſchriebene Buchſtaben und Wörter mit dem Gedächtniſſe faſſen, dieſelben ihm einprägen, ſie aufbewahren, bey ſichtbarer Vorſtellung der Dinge oder Handlungen einzeln wieder aus dem Gedächtniſſe holen, und ſie zu Papiere bringen, ohne daſs ſein Gedächtniſs eine zum Grunde liegende Scala dazu erhielt. — Gewiſs das muſs einem ſolchen Unglücklichen ungemein beſchwerlich ſeyn. Der Unterricht im Sprechen, im Bilden von Tönen und Worten gehört alſo höchſt weſentlich zur Cultur der Taubſtummen, und macht davon den wichtigſten Beſtandtheil aus, um ihren Organen eben auf die Weiſe beyzukommen, bey der es noch einzig möglich iſt, ihnen reine Sprachbegriffe beyzubringen, und ihnen dadurch den Weg zu bahnen zu dem, was das Weſen von der eigentlichen Cultur ihrer Humanität ausmacht. *Kant,* an dem man mit Recht den tiefen Blick und die Gabe, bey jeder Sache den richtigſten Geſichtspunct zu wählen, bewundert, trifft auch hier vollkommen den rechten Punct, indem er in der *Anthropologie* S. 55. 2 Aufl. ſagt: „Der Sinn des *Sehens* muſs bey dem Taubgeborenen aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bey ſeiner Belehrung abgelockt hat, in ein *Fühlen* der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln deſſelben verwandeln." — Zu dieſem Unterrichte iſt *Le Mecanisme de la Parole, ſuivi de la description d'une Machine parlante et enrichie de XXVII Planches par Mr. de Kempelen* (Wien, 1791. 8.) und *Kempelen's Mechanismus der menſchlichen Sprache nebſt der Beſchreibung ſeiner ſprechenden Maſchine* (Wien, 1791. 8.) ein vortreffliches Werk. Es ſchränkt ſich jedoch nicht bloſs auf eine Verbeſſerung des Unterrichtes der Taubſtummen ein, ſondern erläutert auch einiges in der Phyſiologie. Bis zur Evidenz beweiſet es, daſs *Epee's* Zeichen mit den Händen, von denen er behauptete, daſs ſie aus der Natur der Dinge geſchöpft wären, viel zu willkührlich und bisweilen zu geſucht ſind; daſs die Luftröhre nicht die Luft, ſondern umgekehrt, die Luft die Luftröhre in Vibration bringt u. ſ. f. Es verdient ganz das Lob, welches Hr. *W.* ihm ertheilt.

Die Notizen, welche Hr. *W.* über die Entſtehung der Taubſtummen-Inſtitute in No. 2 mittheilt, ſind weder neu noch richtig: ſie finden ſich ſchon in *Ammann's redendem Tauben*, überſetzt von *Ventzky* (Brenzlau u. Leipz. 1747. 8.) in der Vorrede des Überſetzers S. 15—20, in *Ahlemann's Beſchreibung des Taubſtummen-Inſtituts in Berlin*, 2te Aufl. S. 8 und 26—28 (Berlin, 1804. 8.), in *Niemeyer's Grundſätzen der Erziehung und des Unterrichts*, 5te Aufl. S. 455—456. (Halle, 1805. gr. 8.), vorzüglich in der, *Raphel's Kunſt, Taube und Stumme reden zu lehren* (Leipz. 1801. 8.) beygefügten *Literatur zu einer Geſchichte des Taubſtummenunterrichts*, S. 1—34 u. ſ. f. — Es iſt keinem Lehrer der Taubſtummen zu verdenken, wenn er keine groſse Beleſenheit in den Schriften ſeines Faches beſitzt, denn nur aus ſehr wenigen wird er etwas lernen; aus vielen wird er Sachen erfahren, die noch in keines anderen Menſchen Kopf gekommen ſind, wie z. B. einſt der tieferleuchtete *Heinike* zu Leipzig ſeine Taubſtummen mit Vocalen und Conſonanten *futterte*, denn er erklärte öffentlich in 6 Schriften, daſs er dem fehlenden Sinne des Gehöres *den Geſchmackſinn* ſubſtituire, und wie Einer ſeiner Nachfolger, welcher meinte, daſs die Geruch- und Gehör-Nerven zuſammenhängen, den hörloſen Zöglingen die Buchſtaben *zu riechen* gab. Verzeihbar iſt alſo jedem dieſer Mangel; aber dann muſs er ſich auch nicht ſtellen, als ob er einen Überfluſs an Beleſenheit hatte. — Ganz fälſchlich ſchreibt Hr. *W.* die Erfindung der Kunſt, die Taubſtummen zu unterrichten, den Spaniern zu; der Aufſatz in der *neuen berliniſchen Monatsſchrift* December-Stück 1800, No. 6: *Erſter Lehrer der Taubſtummen: ein Märker*, kann ihm ſeinen Irrthum zeigen. Übrigens ſcheint es uns weniger darauf anzukommen, wer eine Sache erfand, als wer ſie zur Vollkommenheit brachte; denn der erſte Keim eines Syſtems iſt doch nicht gleich das Syſtem; das erſte Element eines Gedankens iſt ja nicht gleich der Gedanke. Ob *Joach. Paſch* (geb. 1527, geſt. als Inſpector zu Wuſterhauſen an der Doſſe 1578) und *Pet. Ponce* (ſpaniſcher Benedictiner-Mönch, geſt. 1584) den Unterricht der Taubſtummen nur gleichſam gewagt, eine Lehr-Methode nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, bloſs mit Bildern ſich begnügt, und ihre Taubſtummen erzogen haben, ohne daſs es ihnen eingefallen iſt, über das Weſen der Erziehung nachzudenken; oder ob die Didaktik von den Neueren in ihrem Zuſammenhange gedacht, in den erſten Begriffen feſt gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden iſt: — das alles iſt doch nicht eins wie das andere. Warum wollen wir denn in einem einzelnen Gedanken ein ganzes Syſtem ſehen, und nur dem alle Ehre weihen, der die erſte Idee faſste? Die erſte Idee faſſen heiſst oft nichts; ſie auffaſſen, richtig beſtimmen, ausbilden, oft alles. — Daſs die Taubſtummen in Spanien zu *Geiſtlichen und Soldaten* gebildet worden ſind, wie Hr. *W.* nacherzählt, — *credat Judaeus Apella!* Wie haben ſie denn als jene die Ohrenbeichte und als dieſe das Commando-Wort vernommen? — Es iſt eine gewöhnliche Krankheit der Menſchen, Wunder zu glauben und zu verkünden, die gar nicht möglich ſind; aber ein Schriftſteller unſerer Zeit ſollte daran nicht laboriren. — Endlich hat Hr. *W.* ſehr Unrecht, wenn er behauptet, daſs man in den Werken, welche über die Taubſtummen im Druck erſchienen ſind, Eine der wichtigſten Fragen unberührt gelaſſen habe: *Wie wird der Taubſtumme für das bürgerliche Leben brauchbar gemacht? Wie ſichert man ihn vor Armuth, und wie bringt man ſelbſt das mittelmäſsige Talent des Taubſtummen dahin, daſs er ſich ſelbſt ſein Brod verdienen kann?* Auſser den in vielen Schriften hierüber ertheilten Winken lieferte Hr. *Cäſar* in der *Monatsſchrift für Deutſche* 1800 S. 241—288 eine ganze Abhandlung, welche auch *Raphel's* oben erwähnter Schrift S. V—XXXI vorgedruckt iſt.

Ad.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Euripidis Tragoediae* ad fidem MSS. emendatae et brevibus notis emendationum potiſſimum rationes reddentibus inſtructae. In uſum ſtudioſae juventutis. Edidit *Richardus Porſonus* A. M. graec. literarum apud Cantabrigienſes Profeſſor. Tom. I. Hecuba. Oreſtes. Phoeniſſae. Medea. *Editio in Germania altera* correctior et auctior indicibusque locupletiſſimis inſtructa. 1807. LXVI und 571 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Porſon fing bekanntlich im J. 1797 an, die Tragödien des Euripides herauszugeben; zuerſt die Hekuba zu London, dann 1798 den Oreſt, und in den folgenden Jahren die Phöniſſen, die Medea und die Hekuba zum zweyten Male. Sehr gut berechnet, bey den für uns enormen Preiſen engliſcher Bücher, war die Speculation des Leipziger Buchhändlers, die vier genannten Tragödien nach einem correcten Abdruck in einem Bande um billigen Preis zu liefern; und da die Beſorgung der Sache einem gelehrten Philologen übertragen wurde, der das Buch mit Regiſtern bereicherte, wie ſich deren nur an wenig Büchern finden: ſo wurde, wie wir hören, ein groſser Theil der erſten Ausgabe von 1802 noch in England ſelbſt abgeſetzt. Vermöge einer Parliamentsacte nämlich kann jedes in England erſchienene, und auswärts nachgedruckte Buch wieder eingeführt werden, wenn es über einen Bogen Zuſätze erhalten hat. — Daher wurde bald die vor uns liegende *Editio in Germania altera* nothwendig. — Indeſs hatte ſich in England das Gerücht verbreitet, Hr. Prof. *Hermann* habe die Ausgabe in Deutſchland beſorgt, welcher deſshalb in dem *Critical Review* 1805 einen lateiniſchen Brief drucken lieſs, worin er ſich gegen dieſen Verdacht zu verwahren ſucht. — So nennt ſich denn uns in der zweyten Edition als Herausgeber Hr. Prof. *Schäfer* in Leipzig, und beſchenkt die Noten mit kleinen, aber gehaltreichen Zuſätzen. Unterzeichnet ſind ſie zwar nur mit S, aber am Ende des Buchs, S. 569, vor einem Briefe kommt der volle Name zum Vorſchein.

So viel zur Literärgeſchichte dieſes Buches, unſtreitig eines der merkwürdigſten, das ſeit mehreren Jahren im Gebiet der Philologie erſchienen iſt.

Porſons Arbeiten ſind lange genug in den Händen unſerer Philologen, daſs man endlich ein beſtimmtes Urtheil, parteylos, wie es uns geziemt, ſelbſt bey einem Manne, der gegen die Deutſchen eingenommen ſcheint — über ihr Weſen, über den Gewinn, den ſie der Wiſſenſchaft verſprechen, ſo wie über die Richtung erwarten darf, die durch ihre Einwirkung das kritiſche Studium der griechiſchen Sprache nehmen kann. — Ganz unabhängig davon ſcheint eine andere Frage: welchen Vortheil Euripides aus dieſer Bearbeitung ziehe. — Denn dieſer dient zum Theil nur als das Gefäſs, worin uns goldene Früchte, durch langen Fleiſs und groſse Sorgfalt gezeitiget, dargeboten werden. Dieſe aber beſtehen unabhängig in ihrem eigenthümlichen Werth, wenn es auch am Ende klar werden ſollte, daſs die Bearbeitung des ſehr verdorbenen Tragikers hier weder kritiſch, noch exegetiſch vollendet ſey.

Daſs dem engliſchen Herausgeber ein eigenthümliches Ziel vorſchwebe, welches von dem, das Andere verfolgen, verſchieden ſey, ſieht man aus manchen Äuſserungen, dann zumal, wenn er verſichert, ſeine Anſichten und Belehrungen ſeyen nur für Jünglinge, die denn auch häufig angeredet werden, weil er Ältere ſeinem Unterricht ſchon entwachſen glaubt. Z. B. *Ad Med. not. p.* 338. In *Porſon* hat ſich nach dieſen Äuſserungen ein Ideal ſeiner Wiſſenſchaft erzeugt, dem ältere Mitarbeiter dieſes Faches ſich nicht accommodiren, für welches er aber das aufblühende Geſchlecht emporbilden möchte. — Sehen wir auf den gegenwärtigen Zuſtand der Philologie, beſonders in England, um die Widerſacher zu finden, gegen die er ankämpft: ſo befindet ſich dort, bey der allgemeinen und ſtets wachſenden Verkörperung der Nation, auch ein Vergehen der philologiſchen Studien in Seichtigkeit auf der einen Seite, und auf der anderen in — Sachkrämerey. Denn ſo möchten wir das hauptſächlich in Deutſchland entſprungene Beſtreben derer nennen, die unbekannt mit dem, was an den Alten eigentlich bilde und zu bewundern ſey, voll Staunen und Ärgerniſs, wenn Jemand z. B. einen Dialog des Plato für ein Meiſterwerk erklärt, und dennoch behauptet, daſs er kaum fünf geſunde Ideen enthalte — in ihrer Beſchränkung das Alterthum als eine Fundgrube betrachten, aus der man mancherley — *quod utile, quod non* — hervorgraben und aufſchichten könne, und die, verdorben für gründliche Erforſchung des Organs griechiſcher Bildung — der Sprache — von dem unglücklichen Eifer, nur Sachen zu erjagen, getrieben werden. — Sollte aber auch P. in England darauf Verzicht thun, die Erwachſenen zu belehren: in Deutſchland ſind

Digitized by Google

ſie ſämmtlich ſeine eifrigen Schüler, da der Geiſt ſeiner Behandlungsart derſelbe iſt, der unſere Philologen erfüllt; nur daſs er ſich in keinem anderen noch in dieſer Vollendung, wie in *Porſon*, geoffenbaret hat. Es iſt derſelbe, der, von den groſsen Batavern angefacht und von *Bentley* gepflegt, ſich endlich herausfand aus der Sucht, Folianten zu machen, und zu den Grammatikern zurückkehrend, unſtreitig, wenn man ſie würdigen und nutzen kann, den beſten Interpreten ihrer Landsleute, zugleich auch achtend auf den mannichfaltigen Gebrauch der Rede und der Dialekte in verſchiedenen Zeitaltern, das Gebiet der Sprache ſelbſt zu ermeſſen, ihren Umfang und Gehalt, ſo wie ihre Geſetze und Anomalieen, aufzufinden und zu verzeichnen anfing, um endlich zu einem herrlichen Reſultate zu gelangen, und mit Sicherheit zu beſtimmen, was Griechiſch ſey oder nicht, was einem Zeitalter, einem Schriftſteller angehöre oder ihm fälſchlich beygelegt werde. — Zwar iſt ſo die Baſis dieſer Wiſſenſchaft faſt unermeſslich breit geworden, und gewinnt noch beſtändig an Umfang, weil dieſer durch jede neue Beſtimmung erweitert wird; aber ſie iſt ihr mit jeder anderen Diſciplin gemein, die aus zuſammengefügten Wahrnehmungen ihre Geſetze conſtituiren, und aus dieſen groſse Reſultate ziehen muſs. — Auch darum wird ſie kein Verſtändiger tadeln, daſs jene Grundlage dem Anſcheine nach aus unbedeutenden Kleinigkeiten, aus Bemerkungen über Accente, Rechtſchreibung, Flexionen, Buchſtaben und Formen, einzelne Worte und Redensarten — von den Thoren, die drauſsen ſind, *Wortklauberey, Sylbenſtecherey* und mit welchen Ehrennamen ſonſt noch genannt! — überhaupt aus einer Anzahl von Einzelnheiten gewonnen wird. — Denn ſo unbedeutend auch eine jede derſelben erſcheinen mag, wenn man ſie für ſich betrachtet, ob z. B. die Attiker auch τλᾶς, oder bloſs τλάς, ob ſie nur ἀεὶ oder auch αἰεὶ haben, ob καγὼ mit oder ohne Jota zu ſchreiben ſey, ob einem einzelnſtehenden Oxytonon der Strich nach der linken oder nach der rechten Hand gebühre u. ſ. w.: ſo erſcheinen ſie doch ſchon darum achtungswerth, weil ſie nur durch ein ſehr tiefes Eingehen und förmliches Durchdringen der Sache hervorgetrieben werden können, und dann von unbeſtimmbarer Wichtigkeit, wenn man das angegebene Reſultat, ſomit aber gründliches Studium des Alterthums überhaupt, für ſo wichtig als folgenreich gelten läſst, und durch eigenes Eingehen in den Gegenſtand ſich überzeugt hat, daſs nur dieſer Weg ſicher zum Ziele führen kann. Darum dürfen wir auch wohl *Porſon* für den gröſsten Mann des Faches erklären; denn daſs keiner in Erforſchung des geſammten Sprachſchatzes ſo weit gekommen iſt als er, daſs keiner die tiefſte Kenntniſs griechiſcher Rede mit ſo groſser Umſicht und Beſonnenheit verbinde, und demnach die höchſten Vorzüge eines Kritikers in ſolchem Vereine beſitze, wird Jedem deutlich werden, der von dem Studium ſeiner trefflichen Vorgänger zu ihm übergeht, oder nur das Verhältniſs wahrnimmt, in das er ſich in ſeinen Arbeiten gegen ſie zu ſtellen weiſs. — Zwar übertrifft ihn *Bentley* an genialer Kraft des Geiſtes, und *Valckenaer* an Fülle der Gelehrſamkeit; aber nicht eben Genialität bildet den groſsen Kritiker, ſondern dieſes Verſenken in ſeinen Gegenſtand und ein ruhiger unbefangener Blick, den wir an *Bentley* vermiſſen, ſo wie an *Valckenaer* Sauberkeit des Geſchmacks und Urtheils in dem Maſse, wie ſie ſich bey *Porſon* vorfindet. Wenn alſo *Porſon* nicht durch einzelne Vorzüge die trefflichſten Männer um ſich überſtrahlt: ſo geſchieht es durch harmoniſche Ausbildung der verſchiedenſten Erfoderniſſe und durch die daher gewonnene Vollendung. — Dieſes aber, verbunden mit einer geiſtreichen Heiterkeit, die ſich unvermerkt durch das Werk verbreitet, und den Schweiſs verbirgt, den es gekoſtet hat, iſt es gerade, was beym Studium ſeiner Arbeiten uns mit dem Wohlbehagen erfüllt, das der Umgang mit ungewöhnlichen Menſchen nicht immer zu erregen pflegt, und die Arbeit nicht nur lehrreich, ſondern auch angenehm macht. —

Weniger unbedingt wird unſer Lob, wenn wir uns, abgeſehn von dieſen Vorzügen, die für ſich beſtehen, es mag bearbeitet werden, welcher Schriftſteller da wolle, zu der Ausgabe des Euripides wenden, und das zum Maſsſtabe nehmen, was man von *Porſon*, alſo dem gewichtigſten Manne, bey ſolch' einer Arbeit fodern konnte. Zwar ſpannt er ſelbſt unſere Erwartungen herab, indem er ſagt, er habe nur kurze Noten hinzugefügt, gröſstentheils um ſeine Änderungen zu rechtfertigen, ſich auch dem Geſchäft des Interpreten entzogen, um aus dem *Büchlein* kein *Buch* zu machen (warum dieſe abgegriffene Entſchuldigung in *Porſon*'s Munde?); doch aber fehlt vieles, was ſelbſt in einem *Büchlein* nicht, noch weniger in einer Ausgabe in *uſum ſtudioſae juventutis*, fehlen ſollte. Einmal braucht man ſich nicht das ganze, gewiſs ſehr wichtige Geſchäft des Interpreten aufzubürden, und kann doch auf die Schwierigkeiten, noch mehr auf verdorbene Stellen die Jünglinge hinweiſen, ihre Schäden enthüllen, wenn man ſie auch für unverbeſſerlich hält. — Das iſt zwar hie und da, bey weitem aber nicht oft genug geſchehen. — Aus der Hekabe zeichnen wir in dieſer Hinſicht aus V. 840—843, eine der ſchwerſten Stellen des Stücks, die mit der flüchtigen Notiz „841 *οἱ χρόνοι ex conjectura Musgravii edidit Brunkius*" abgefertiget wird. — Eben ſo ungnügend iſt es, in der Stelle V. 1017—1022 bey V. 1019 vor ἐκπέσῃ ein ἢν oder ὅταν zu verſtehen. — Wo wird doch dergleichen ausgelaſſen? und auch ſo wird ein Sinn nur *erpreſst*. — Zu den Vermuthungen darüber möge noch dieſe hinzukommen:

Οὔπω δέδωκας, ἀλλ' ἴσως δώσεις δίκην·
Ἀλίμενόν τις ὡς ἐς ἄντλον πεσὼν
Λέχριος ἐκπεσεῖ φίλας καρδίας,
Ἀμέρσας βίον· τὸ γὰρ ὑπέγγυον
Δικᾳ καὶ θεοῖς οὔτω ξυμπιτνεῖ.
Ὀλεθρίῳ κακῷ.

Digitized by Google

d. i.

Noch hat die Strafe dein geſchont; doch trifft ſie dich;
So wie hineingeſtürzt in buchtloſe Fluth,
Wirſt du in jähem Fall ſcheiden von deiner Bruſt,
Des Daſeyns beraubt: denn was der Racherin
Iſt und dem Gott geweiht, ſtürzt alſo hinab
In der Vernichtung Weh.

Unter die bodenloſen Stellen im Oreſt, die gar nicht behandelt ſind, gehören V. 335—339. V. 481. 2 (etwa *καλὸν* ſtatt *δοῦλον*?), 901—903 (ob *γάρ* paläographiſch aus *ὡς*, verbunden mit *ἰδουϑ'*?) und in den folgenden Stücken andere, die nicht minder Schwierigkeiten haben. *Valckenaer* ſchrieb einmal an den ehrlichen *Larcher*, der um Erklärung einer Stelle des Herodot nachgeſucht hatte, daſs er nicht nur dieſe, ſondern auch hundert andere nicht verſtehe, und *Musgrave* fand im Euripides ſo viel Dunkelheiten, daſs er ſeine Pflicht als Herausgeber erfüllt glaubte, wenn er nur hie und da durch Verbeſſerung der Fehler und Erläuterung des Schwierigen die Mühe des Leſens etwas verminderte. — Gleichwohl zeigen *Valckenaer*, *Musgrave*, und andere Ausleger die Stellen höchſt ſelten an, die ſie nicht verſtehen; — und ſo gehen auch die Nachfolger darüber hin; der Schriftſteller aber bleibt mit dem gröſsten Theil ſeiner Nebel und Flecken ſich ſelbſt überlaſſen. Uns ſcheint dieſes ein Hauptgebrechen der Philologie, wodurch die Wiſſenſchaft in einem ewigen Kreiſel ſich drehend erhalten wird, und es iſt nicht abzuſehen, wie ſie herauskommen und ihr Geſchäft vollenden will. —

Doch auſserdem, daſs *Porſon* nicht bey den Stellen, wo es nöthig war, ſondern wo es ihm gefiel, Noten beyfügte, trifft noch ein zweyter Tadel ſeine Behandlung der *Chorgeſänge*. Zwar loben wir die Vorſicht, womit er dabey zu Werke geht, denn die Kenntniſs der Metrik, die er dargelegt hat, erſcheint, wenn es über Jamben und Trochäen hinauskommt, nicht ſo bedeutend, daſs ſie zu Herſtellung zerrütteter lyriſcher Geſänge hinreichte; doch konnte auch ſo noch mehr geſchehen, als wir gethan finden. Nicht einmal von dem ſchlechten Grundſatze finden wir ihn frey, daſs es hinreiche, wenn in den ſich entſprechenden Reihen nur gleichviel Sylben ſeyen. Es iſt alſo, auſser leichten Zurechtſetzungen bekannterer Versarten, für dieſen unſtreitig ſchwerſten Punct der Kritik eines Tragikers ſo gut wie nichts gethan. Was aber ſchlimmer iſt, die Chorgeſänge ſind auch in exegetiſcher Hinſicht keiner näheren Unterſuchung gewürdiget worden. Sonſt würde ſich gefunden haben, daſs ſie zum Theil nicht nur ſehr verdorben, ſondern auch höchſt *lückenhaft* auf uns gekommen ſind, und demnach als *zerrüttete Fragmente* eine ganz eigene Behandlung erfodern. Man betrachte z. B. gleich den erſten in der Hekabe V. 188:

ΕΚ. Ὦ *τέκνον, τέκνον*
Μελεας ματρός.
ΠΟΛΥΞ. *Τί τόδ' ἀγγέλλεις;*

Auf jeden Fall fehlt in der Anrede der Hekabe dasjenige, worauf die Frage *τί τόδ ἀγγέλλεις* ſich bezieht, welche durch die bloſse Benennung *τέκνον, μελέας ματρός* unmöglich veranlaſst werden kann — Noch auffallender iſt eine Lücke gleich vorher V. 182:

ΕΚ. Ὦ *μοι, τέκνον.*
ΠΟΛ. *Τί με δυσφημεῖς; Φροίμιά μοι κακά.*

Hier fehlt offenbar wieder das Ende von der Rede der Hekabe; denn wie liegt in dem Ausruf: *ὤ μοι, τέκνον* eine Dysphemie gegen die Polyxena, welche dieſe gehört hat? (*τί με δυσφ.*) und eben ſo abgeriſſen ſtehen die Worte *Φροίμιά μοι κακά*, und deuten auf etwas verlorenes, wodurch ſie Sinn und Zuſammenhang erhielten. — Eine gleiche Auflöſung findet ſich V. 194—200, wenn man die höchſte Verworrenheit und Inconſequenz der Gedanken unterſucht. — Wie groſs aber die Zerſtörung ſeyn möge, kann man an der enormen *Varietas lectionis* ermeſſen, die ſich in der Nähe herum bey Stellen findet, die doch noch einen Sinn haben. Z. B. V. 164. 5. (Vgl. *Dionyſ. Hal. de ſtruct. Orat. Tom. II. p.* 29. 8 *ed. Huds.*) Um helfen zu können, muſs freylich die Vergleichung mehrerer Handſchriften abgewartet werden; doch war es Pflicht eines Herausgebers, das Mangelhafte und Unhaltbare auch hier aufzudecken.

Dieſe allgemeinen Bemerkungen werden hinreichend beweiſen, daſs hier keine genügende Bearbeitung des Euripides, ſondern nur Noten zu erwarten ſind, die der Text des Schriftſtellers veranlaſst hat. — Daſs aber, ungeachtet der einzelnen wahren Berichtigungen ſehr viele ſind, auch gegen das Einzelne ſich manche Einwendungen machen laſſen und manche Zuſätze anderer Art nöthig ſind, dafür mag folgende Reviſion der Ausgabe den Beweis liefern. Die Vorrede zur Hekabe übergehen wir. Sie iſt allgemein bekannt, wird mit Recht als der Schmuck des Buches geprieſen, und ihr Inhalt hat ſchon die Würdigung anderer erfahren. — *Hec.* V. 13.

νεώτατος δ'ἦν Πριαμιδῶν. ὃ καὶ με γῆς
ὑπεξέπεμψεν.

Die gewöhnliche Erklärung des *ὃ καί* ſt. *δι' ὃ καί* iſt dem Sprachgebrauche des Euripides ſo angemeſſen, daſs dagegen die von *P.* vorgeſchlagene *ὃ i. q. τὸ εἶναι νεώτατον* ſich ſchwerlich halten kann. — Phoeniſſ. V. 155, 6.

εἴη τάδ', ὦ καὶ, ξὺν δίκῃ δ'ἥκουσι γῆν.
ὃ καὶ δέδοικα, μὴ σκοπῶσ' ὀρϑῶς ϑεοί.

Ibid. V. 272 *ὃ καὶ δέδοικα*, wo zu unſerer Verwunderung *Valckenaer ὢ καὶ* vorſchlägt, welche Verfälſchung ſich bey der vorigen Stelle V. 155 allein in der *Aldina*, bey dem Vers der Hekabe aber im *Cod. Harl.* fand, und aus beiden Orten verwieſen wurde, um — von dem trefflichen Batayer hier eingeführt zu werden. *Ibid.* V. 1613 *ὃν καὶ πρὶν εἰς φῶς μητρὸς ἐκ γονῆς μολεῖν ἄγονον Ἀπόλλων Λαΐῳ μ' ἐξέσπισε.* Daſs der doppelte Accuſativ *ὃν — με* fehlerhaft ſey, iſt auch von *Porſon* bemerkt. — Wir leſen *ὃ καὶ πρὶν εἰς φῶς* etc., wo dann dieſelbe Conſtruction zum Vorſchein kommt: „das Schickſal ſelbſt beſtimmte mich zum Unglück: *ὃ καί* — weſshalb auch etc. — Was dort P's. Vorſchlag wolle: *Legerim cum interrogatione οὐ, καὶ πρὶν εἰς φῶς*, begreift Rec. nicht. — Hecub. 27. *μεϑῇχ' ἵν' αὐτὸς χρυσὸν ἐν δόμοις ἔχῃ*, Dieſer Conjunctiv widerſtreitet ſo ſehr allem

Begriff von *Modus*, daſs wir nicht begreifen, warum *Porſon* nicht nach dem bekannten Kanon ἔχοι ſchrieb, da zumal in ſolchen Fällen die Verwechſelungen ſo gar häufig ſind. Auch in dieſem Buch ſtieſs Rec. auf eine ſehr auffallende: Oreſt. 644 ff. richtig ἀπόδοτο δ' — ὅπως σὺ τὴν σὴν ἀπολάβοις ξυνάορον, wo P., da das Griechiſche im Texte ſteht, wahrſcheinlich nicht das Gegentheil ἀπολάβῃς aus einigen Handſchriften und Ausg. aufnehmen würde. — Es heiſst von der Hekabe: V. 53: περᾷ γὰρ ἥδ' ὑπὲρ σκηνὴν πόδα Ἀγαμέμνονος. Was ſoll doch hier ὑπὲρ σκηνὴν Ἀγαμέμνονος *ultra tentorium Ag.*, da ſie ja wohl aus dem Zelt des Agamemnon, ihres Herrn, kommen muſs, wie der Chor τὰς δεσποσύνους σκηνὰς προλιποῦσ' V. 101, und wie es aus dem Verlauf des Stücks noch mehr erhellt. Die andere Lesart ὑπὸ σκηνῆς iſt freylich nichts werth; deſto mehr aber die Verbeſſerung derſelben ἀπὸ durch Kingius, dem *Porſon* in der erſten Ausgabe folgte. — Oft genug finden ſich beide Präpoſ. verwechſelt. Oreſt. V. 665 καὶ μὴν περῶσα τυγχάνει δόμων ὕπερ — Ἡδ' iſt ebenfalls in den Codd. zwiſchen ὕπερ, ὕπο und ἄπο zu wählen. Wer wollte dort mit *Porſon* ὑπὲρ aufnehmen! — Der Sinn unſerer Stelle iſt: *ſie bewegt ihren Fuſs vom Zelt des Agamemnons* (im Hintergrunde) *hieher* (auf die vordere Bühne, wo der Geiſt des Sohnes ſtand und ſprach). Die Bedeutung des ὅδε, ἥδε, τόδε, *huc*, iſt häufig genug. S. V. 1043. Oreſt. 342 καὶ μὴν βασιλεὺς ὅδε δὴ στείχει, wo faſt alle Handſchriften die Gloſſe des Erklärers ὧδε ſelbſt gegen das Metrum im Texte haben; und ſonſt häufig. — Es iſt, das alles zuſammen genommen, wohl auch klar, wie die angeführte Parallelſtelle Oreſt. 665 zu ordnen und zu verſtehen ſey. —

Hecub. 60. 61. ἄγετ', ὦ παῖδες, τὴν γραῦν πρὸ δόμων,
ἄγετ' ὀρθοῦσαι νῦν ὁμόδουλον,
Τρῳάδες, ὑμῖν, πρόσθε δ' ἄνασσαν.

Da mit dem zweyten ἄγετε ein neuer Satz angeht, ſo kann nach unſerem Erachten der Artikel vor ὁμόδουλον nicht ohne Solöcismus fehlen; zumal da aus den verſchiedenen Lesarten durch eine leichte Combination die wahre ἄγετ' ὀρθοῦσαι τὴν ὁμόδουλον gefunden werden kann. —

V. 62. λάβετε φέρετε, πέμπετ'
ἀείρετέ μου δέμας
γεραιᾶς χειρὸς προσλαζύμεναι.

Porſon hat mit Unrecht die Meinung angenommen, daſs in dieſem Chorgeſange kein rein anapäſtiſches Syſtem ſey (bloſs die Hexameter ſchlagen aus): daher ſind die wahren Lesarten *varietas lectt.* geblieben, und den genannten Worten fehlt es ganz an Rhythmus. Zuvörderſt tilge man δέμας mit *Aug.* 2 und *Moſq.* 4 als ein Gloſſem zu μου, und vertauſche γεραιᾶς mit der kurzen Form γραίας, die auch ſonſt von γεραιᾶς verdrängt wurde; z. B. V. 278, καὶ τῆσδε γραίας προσπιτνῶν παρηίδος, wo Ald. τῆσδε γεραιᾶς zuſammt einem Anapäſt liefert, und *Aeſchyl. Agam.* 305 (*ed. Schütz. prior.*) γραίας ἐρείκης θωμόν, was man freylich nicht mit dem ſeltſamen Herausgeber durch *Grajae ericae acervum* (*ſic!* ein Haufen *griechiſches* Reisholz —) überſetzen darf (*Comment. in Aeſchyl.* S. 189.) Zwar will man behaupten, γεραιᾶς habe αι kurz und nach *P's.* Meinung *ad Phoeniſſ.* V. 1302 geſellt ſich noch brüderlich δειλαιᾶς dazu; aber die ganze Sache iſt ſo unerhört in dem Gebiet griechiſcher Proſodie, daſs es noch ganz anderer Beweiſe bedarf, wenn wir ſie glauben ſollen. — Demnach ordnen ſich die Verſe nach einer Umſetzung, um die Cäſur zu gewinnen:

φέρετε λάβετέ μου, πέμπετ' ἀείρετε γραίας χειρὸς προσλαζύμεναι

V. 71—77 findet ſich auch nach *P's.* Ausgabe folgende Verbindung: ἀποπέμπομαι ἔννυχον ὄψιν — ἂν εἶδον φοβερὰν ὄψιν, wo das zweyte ὄψιν ſo offenbar als Gloſſem und die Verbindung ſo elend erſcheint, daſs wir uns gar nicht hineinfinden, wie dergleichen von *Porſon* ertragen werden konnte. — Nimmt man nach Ausſtoſsung des ὄψιν aus der Aldina γάρ auf, ſo iſt der Verbindung und dem Rhythmus geholfen:

εἶδον, φοβερὰν γὰρ ἔμαθον ἐδάην.

V. 88 Κασάνδραν mit Einem σ wird von *Porſon* und anderen geſchrieben (auch von *Schäfer Melett.* p. 1); doch iſt nach *Euſtathius* p. 219. *ed. Baſ.* ausdrücklichem Zeugniſs Κασσάνδραν, Ἁλικαρνασσός und ähnlich die ältere Form, die auch den Tragikern zukommt. — V. 90. εἶδον — σπασθεῖσαν ἀνάγκᾳ οἰκτρῶς. — Fehlt ἀνάγκᾳ, ſo iſt klar, wie σπασθεῖσαν ἀνοίκτρως beym Concurs der Sylben αν — ἀν verwiſcht werden, auch wohl, wie ſich ἀνάγκῃ einſchieben konnte. Der Rhythmus erfodert nothwendig zu leſen, wie auch in der Note angegeben wird.

σφαγομέναν, ἀπ' ἐμῶν γονάτων σπασθεῖσαν ἀνοίκτως.

καὶ τόδε δεῖμά μοι. ἦλθ' ὑπὲρ ἄκρας
τύμβου κορυφᾶς φάντασμ' Ἀχιλέως.

Doch iſt ſo die Interpunction noch nicht berichtiget. Steht nach μοι eine gröſsere, daſs mit ἦλθ' ein neuer Satz angeht: ſo verlangt die griechiſche Rede γάρ: ἦλθε γὰρ ὑπὲρ ἄκρας. Zwar mangelt auch anderwärts in ähnlicher Fügung dieſe Partikel; doch gewöhnlich aus Schuld nachläſſiger Bearbeiter, oder gar, weil man die Stelle durch Conjectur verdarb, wie *Porſon* Oreſt. V. 1266. — Man unterſcheide daher:

καὶ τόδε δεῖμά μοι ἦλθ' ὑπὲρ ἄκρας
τύμβου κορυφᾶς, φάντασμ' Ἀχιλέως

daſs φάντασμ' Ἀχιλέως als Appoſ. zu τόδε δεῖμα tritt. — V. 98.

ἀπ' ἐμᾶς οὖν, ἀπ' ἐμᾶς τόδε παιδὸς
πέμψατε δαίμονες, ἱκετεύω.

Der erſte Vers hat wegen mangelnder Cäſur in der Mitte einen zerſtörten Rhythmus: daſs er von P. nicht angefochten wurde, wundert uns nach den obigen Bemerkungen über ſeine Metrik keineswegs, zumal da von ihm ſelbſt ein ähnlicher ἄμουσος zur Aufnahme vorgeſchlagen wird *ad Oreſt.* 342: Μενέλαος, πολλῇ δ' ἁβροσύνῃ. — Rec. ſchreibt in der Hekabe mit einer leichten Umſetzung:

ἀπ' ἐμᾶς, ἀπ' ἐμᾶς οὖν τόδε παιδὸς etc.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 OCTOBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Euripidis Tragoediae etc. Edidit Richardus Porſonus etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Vers 103 ſchreibt *Porſon: In anapaeſtis neque nunquam neque ſemper Dorica dialecto utuntur Tragici. Uti igitur in communi forma MSS. conſentiunt, communem formam retinui; ubi codex unus aut alter Dorismum habet, Dorismum reſtitui.* Wie können hier in einer ſo ſchwankenden Sache, wo die Handſchriften nur der Willkühr folgen, dieſe von P. als Richtſchnur aufgeſtellt werden, der anderwärts (*ad Oreſt.* 64) in einem Falle über das ν ἐφελκυστικόν, wo ebenfalls a *prioriſche* Beſtimmung nöthig iſt, den Freund der Handſchriften mit dem kräftigen Ausſpruch nicht unbillig zurückwies: *ineptus eſſet, quicunque ad Mss. in tali cauſa provocaret, cum nulla ſit eorum autoritas.* — Es gehört nur eine ganz gewöhnliche Beſinnung über den Gebrauch des Dorismus in den Chorgeſängen hinzu, um zu der Bemerkung getrieben zu werden: wo die Anapäſten ſich zum Chorgeſang erheben, oder in das Syſtem deſſelben als Theile verflochten werden, müſſen ſie das doriſche α annehmen, hingegen ihr η behalten, wenn ſie bloſs im Verlauf des Dialogs oder ohne lyriſche Bedeutſamkeit auftreten. — Nun beginnen von V. 100—220 anapäſtiſche Syſteme, die ſich, ehe das Ganze in ein Fragment zertrümmert wurde, von V. 156 an in Strophen und Gegenſtrophen entſprachen, ſo daſs kein Zweifel ſeyn kann, der Dorismus müſſe in dem *ganzen* Geſange hergeſtellt werden. V. 297. τὸ δ' ἀξίωμα, κἂν κακῶς λέγῃς, τὸ σὸν πείσει. λέγῃς iſt nach *Hug. Grotius* Verbeſſerung ſtatt λέγῃ aufgenommen; doch die dabey aufgeſtellte Regel: *cum perſonam circumlocutione ſignificant Graeci, quam citiſſime ad ipſam perſonam revertuntur* — paſst nicht auf vorliegenden Fall, wo doch τὸ ἀξίωμα τὸ σὸν unmöglich als Umſchreibung von σύ angenommen werden kann. — So iſt auch die Lesart πείθει der anderen πείσει weit vorzuziehen, womit die des Gellius νικᾷ dem Tempus nach übereinſtimmt. — Eben ſo wenig durfte V. 337 τολμᾶν ſtatt τολμᾷ emendirt werden. Wer wird doch verbinden ὡς κακὸν τολμᾶν ἃ μὴ χρή, was am Ende nichts anderes heiſst, als: *wie übel iſt es übles zu erdulden.* — Da die Conſtruction etwas leidet, ſo ſchlagen wir vor:

αἲ αἲ· τὸ δοῦλον ὡς κακὸν πεφυκέναι,
τολμᾷ δ' ἃ μὴ χρὴ, τῇ βίᾳ νικωμένον.

δέ (p. 9) häufig cauſal ſo viel als γάρ, ſo daſs der zweyte Vers den Grund des erſten enthält. — Hingegen iſt V. 429 ὦ τῆς ἀώρου θύγατερ ἀθλίας τύχης richtig ἀθλία geſchrieben; nicht aber, weil *valde invenuſtum eſt duplex epitheton,* ἀώρου ἀθλίας *(adde: ſine copula eidem ſubſtantivo additum)*, ſondern, was bekannt iſt, weil dieſe Zuſammenfügung nur der lyriſchen Poeſie erlaubt war: So die Hauptſtelle bey Äſchyl. Perſ. 881. ὁ γεραιὸς πανταρκὴς ἀκάκας ἄμαχος βασιλεύς. — 471 leſen wir zu unſerem nicht kleinen Erſtaunen καλλιδίφροι' Ἀθηναίας, und werden belehrt: *pro* καλλιδίφρου (wo — ου durch den Accent des Verſes lang gezogen wird, alſo tadellos iſt) *ſcripſi ionice* καλλιδιφροιο, *ut hiatum vitarem.* — Fürs erſte halten wir es für ſehr bedenklich, die *wahren* Ionismen in den Tragikern, wie εἰσοιχνεῦσι *Aeſchyl. Prometh.* V. 122, ἀελίοιο *Oreſt.* 812 und ähnliche durch Conjecturen zu vermehren; zumal da ihrer ſehr wenige ſind. Denn Endungen der Dativen auf — σι und — σιν, die Optative auf — οιατο, die Formen ἔμεθεν, σέθεν, ἕθεν u. a. gehören dem Attiker ſo gut wie dem Ionier, und diejenigen haben es zu verantworten, die ſie mit fertiger Fauſt überall aus den Attikern ausgeſtrichen haben, wo ſie von den MSS. geboten wurden. Auch widerſtreitet die Änderung einer ſehr weitgreifenden Bemerkung von Hn. Hermann zum Orpheus, daſs man nicht elidirt, wo man andere Formen hat, nicht ἤλυθ' ſetzt, da ἦλθεν zu Gebote ſteht, nicht Πηληϊάδα' Ἀχιλῆος, wie uns neulich faſt wäre angemuthet worden, da wir Πηληϊάδεω haben. — V. 763. ποῖ, τῶν τότ' ὄντων χωρίσας τέκνων μόνον. Es iſt ſonderbar, wie in allen Editionen die Interpunction nach ποῖ bleiben und die natürliche Verbindung ποῖ χωρίσας hemmen durfte. —

V. 767. ΑΓΑΜ. Θνήσκει δέ πρὸς τοῦ, καὶ τίνος πότμου τυχών;
'ΕΚΑΒ. τίνος πρὸς ἄλλου; Θρῇξ νιν ὤλεσε ξένος.

Die gewöhnliche Lesart τίνος γ' ὑπ' ἄλλου würde wohl ſchwerlich entſtanden ſeyn, wenn τίνος πρὸς ἄλλου, eine Conjectur, die wahre wäre. — Dient die Partikel γε, was keinen Zweifel leidet, überall bloſs das Wort, oder die Wendung zu *verſtärken,* ſo gut wie *quidem*, dann iſt auch ihre Bedeutſamkeit an dieſer Stelle klar: *durch wen ſtarb er?* Hek. Durch *wen wohl* anders u. ſ. w. Wir finden alſo *Porſons* Tadel *iſtud* γε *nihil ad ſenſum aut elegantiam confert* eben ſo ungegründet, wie die Änderung in τίνος πρὸς ἄλλου *quod et melius quaeſtioni reſpondet* — unnütz. Warum doch überall auf ſolche *Regelge-*

rechtigkeit dringen? — V. 788. ein Vers. der durch viele Anmerkungen und Conjecturen und ſelbſt durch *Porſons* goldene Note nicht berichtiget iſt. Urſprünglich: ξενίας τ' (*Steph.* τῆς) ἀριθμῷ πρῶτα τῶν ἐμῶν φίλων. *P.* las in der erſten Ausgabe πρῶτος ὢν ἐμῶν φ. und hat es auch, ungeachtet aller Anfechtungen, in der zweyten beybehalten. — Rec. ſieht weder, was ἀριθμὸς ξενίας, noch was πρῶτος ἀριθμῷ ξενίας ſeyn ſoll. Ihm ſcheint nur nöthig in der alten Lesart das *jota ſubſcr.* in ein ν zu verwandeln, um den Vers

ξενίας τ' ἀριθμῶν πρῶτα τῶν ἐμῶν φίλων

zu emendiren. Πρῶτα ξενίας oder τὰ πρῶτα τῆς ξενίας, *das Vorzüglichſte der Gaſtlichkeit*, *die vorzüglichſten Gaſtgeſchenke unter meinen Freunden zählend.* Vgl. *Aeſchyl. Perſ.* 855. *Ariſtoph. Ranae* 444. *Eurip. Med.* 922. *Hippol.* 995. — V. 789 ohne Sinn und oft verſucht. Man leſe τυχὼν δ' ὅσων δεῖ καὶ λαβὼν (nämlich den Sohn des Priamus, wie aus den folgenden Verſen erhellt) προμηθίᾳ (gewöhnlich προμηθίαν) *aus Vorſicht*, nämlich ſeiner Eltern. — Gleiche Schwierigkeit hat V. 1175. 6. Vorher geht: Tadle nicht das ganze Geſchlecht der Frauen:

πολλαὶ γὰρ ἡμῶν, αἱ μὲν εἰσ' ἐπίφθονοι,
αἱ δ' εἰς ἀριθμὸν τῶν κακῶν πεφύκαμεν.

Daſs eine Negation in den Text müſſe, iſt klar. *Musgrave* will οὐδὲν εἰσ' ἐπ., *Beck* αἱ μὲν οὐκ ἐπ., *Hermann* αἱ δ' οὐκ ἐς ἀριθμὸν, *Porſon*, faſt den Vers umſchmelzend:

πολλαὶ γάρ· αἱ μὲν οὐδὲν εἰσ' ἐπ.

Faſt ohne Veränderung, auſser zweyen ε in α, leſe man:

πολλαὶ γὰρ ἡμῶν εἰ μὲν εἰσ' ἐπίφθονοι
εἶτ' εἰς ἀριθμὸν τῶν κακῶν πεφύκαμεν.

Denn ob von uns auch manche ſey des Haſſes werth,
Sind wir darum geboren zu der Übel Zahl,

was allerdings aus Polymneſtors Rede γένος γὰρ οὔτε folgte. — V. 1186. War einmal im vorhergehenden Verſe δύναιντ' ἂν aufgenommen, ſo lag die Emendation von dieſen

κακῶς δ' ὄλοιντο· κοὔτις ἐξήλυξέ πω.

nahe genug, und wurde doch überſehen.

II. — *Oreſt.* V. 34:

ἐντεῦθεν ἀγρίᾳ ξυντακεὶς νόσῳ νοσεῖ
τλήμων Ὀρέστης· ὁ δὲ πεσὼν ἐν δεμνίοις
κεῖται.

Schon lange fühlte man, daſs hier der Faden der Rede verzogen oder zerriſſen ſey. Die Lesarten οὐδὲ, wodurch für *Musgr.* ein feiſter Anapäſt gewonnen wurde, und ὅς, bey *Canterus* und anderwärts übergeſchrieben, helſen zu nichts. Auch V. 152:

χρόνια γὰρ πεσὼν ὅδ' εὐνάζεται,

womit *Brunck* und *Porſon* die Vulgata vertheidigen, führt zu nichts. Wie kann ein fremder Vers *Zuſammenhang* in eine Stelle bringen? Wir ſchreiben

ἐντεῦθεν ἀγρίᾳ ξυντακεὶς νόσῳ νοσεῖ
τλήμων Ὀρέστης οὗ, πεσὼν δ' ἐν δεμνίοις
κεῖται.

V. 100. ὀρθῶς ἔλεξας kann hier, wo die Rede an dem wiederkehrenden λέγειν ermattet, ſich nicht gegen die elegante Verbeſſerung von *Reiske* ἐλέγξασ', behaupten, da zumal wirklich ein derber Tadel vorhergeht. Man leſe darum, ähnlich dem, was *Porſon* will:

ὀρθῶς γ' ἐλέγξασ' οὐ φίλως ἐμοῦ λέγεις.

Im Vorübergehn wird in *Soph. Antig.* 742

ὦ παγκάκιστε διὰ δίκης ἰὼν πατρί

vorgeſchlagen ὦ παῖ κάκιστε δ. κ. τ. λ. Warum ſoll ſich παγκάκιστος nicht nach der bekannten Analogie halten, zumal da es irgendwo in der Medea wiederkommt? — Doch wahrſcheinlich veranlaſste der gewünſchte Gegenſatz zwiſchen παῖς und πατήρ dieſe Conjectur. Aber das παῖ iſt, ſo viel wir wiſſen, nur eine *vox blande compellantium*, und demnach enthielte ὦ παῖ κάκιστε eine eben ſo ſeltſame *contradictio in adjecto*, wie bey uns: *Mein Kind, du Böſewicht.* V. 584. ff.

ὁρᾷς; Ἀπόλλων ὃς μεσομφάλους ἕδρας
ναίων βροτοῖσι στόμα νέμει σαφέστατον,
ᾧ πειθόμεσθα πάντες.

Hier iſt weder Conſtruction noch Verbindung. Verbindung wäre ὁρᾷς; Ἀπόλλων — στόμα νέμει σαφ. Das ὃς vernichtet ſie, und *Porſons* Verweiſung auf *urbem quam ſtatuo* und ähnliches belebt ſie nicht. — Man leſe, nur mit Veränderung der Interpunction und mit einem Apoſtroph nach Απ.

ὁρᾷς Ἀπόλλων' ὃς μ. ἕδρ

V. 676: τὸ δ' αὖ δύνασθαι πρὸς θεῶν χρήζω τυχεῖν. Wie konnte *Porſon* an dem bekannten πρὸς mit dem Genitiv anſtoſsen, daſs er es ſo feſt ſtrich, und παρὰ ſchrieb? Eine Übereilung iſt es nicht; denn noch zu Medea V. 139. S. 402 ſagt er: *Ibi* παρὰ *edidi pro* πρὸς, *non male, opinor.* — Dergleichen erinnert auch uns an die *humana incogitantia*, die er ſich zuweilen ſelbſt vorwirft. V. 774:

καί τις ἂν γε μ' οἰκτίσειε. ΠΥΛ. μέγα γὰρ ηὑγένειά σου.

Der Artikel iſt als *accuratior ſcriptura* nach *Valck. ad Phoen.* 407 aufgenommen; doch muſste bemerkt werden — nicht wie *Valck. neque ſolet in talibus articulus apud Tragicos omitti;* — ſondern daſs es in dem Falle nirgends ohne Solöcismus fehlen könne: μέγα εὐγένεια, oder μέγα τι εὐγένεια ſt. ἡ εὐγεν. nämlich ἐστι heiſst — nichts.

Nach einem aſtrophiſchen Geſange, worin jedoch deutliche Spuren der ehemaligen Strophen ſich zeigen, folgt V. 1002 ein anapäſtiſches Syſtem, wo aus dem Schluſsvers 1009 πολυπόνοις ἀνάγκαις mit Hülfe der Lesart σὺν πολυστόνοις ἀν. ſich leicht der letzte und nothwendige Paroemiakus ξὺν πολυπόνοισιν ἀνάγκαις herausfinden läſst. Bald nachher erſcheint ein anderer Chorgeſang, deſſen Behandlung *Porſon* ſo wenig, wie die der meiſten anderen, geglückt iſt. Dem 1245 Verſe:

τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν ἕδος Ἀργείων,

wo der ſchlechte Rhythmus der Aldina beybehalten iſt, wenn man die Verbindung dieſer Reihe

◡ – ◡ ◡ ◡ ◡ – ◡, ◡ ◡ – –

noch überhaupt rhythmiſch nennen kann — dieſem ſoll in der Gegenſtrophe, V. 1262

κόραισι, δίοπτε διὰ βοστρύχων πάντη

entſprechen, (*ſic!* — *dactylus anapaeſto* —). Beide

Digitized by Google

Krüppel machen in der That einen wunderſamen Tanz, da ſie zumal nach verſchiedenen Seiten ausſchlagen. — Sodann, was ſoll doch nun

ἐλίσσετε νῦν βλέφαρα
κόραισι, δίδοτε διὰ βοστρύχων πάντῃ —

was ſoll das heiſsen? „Dreht nun die Augenlieder den Pupillen, gebet überall durch die Locken — ?" Wie konnte P. den Scholiaſten unbemerkt laſſen, der *κόραισι δίδοτε* in Verbindung und *πάντα* aufführt? — Die beiden correſpondirenden Reihen aber, die nun hervorgehen

τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν —
κόραισι δίδοτε πάντα —

kündigen zwey Trimeter an, in denen wegen ihrer Verflechtung in den lyriſchen Geſang, die Auflöſungen und dazu gehörigen Reihen gleich ſind, und gleich ſeyn müſſen. — Die Schlüſſe *Ἀργείων ἕδος* und *βοστρύχων διά* geben ſich von ſelbſt. — Der Gang des Geſanges iſt von vorn herein folgender:

Emblema { duo. jamb. trim. El. —

Stroph. a	{ Electr. / Chor.	Antiſtr. a	{ Electr. / Chor.
Anhang.	{ Electr. duo jamb. trim.	Anh.	{ Electr. duo jamb. trim.
Stroph. b	{ Chor. / Electr.	Antiſtr. b	{ Chor. / Electr.
Anhang	{ Semich. a, duo jamb. / Semich. b, un. jamb.	Anh.	{ Sem. a, duo jamb. / Sem. b, un. jamb.

Um dieſe Harmonie zu gewinnen, braucht es nur einer kleinen Umſicht in der *Variet. Lectt.* und am Ende einer etwas geänderten Folge der Perſonen, die durch den inneren Gang des Geſanges ſelbſt dargeboten wird. — Man ſchreibe:

Strophiſches Syſtem.

ΗΛ. *Μυκήνιδες ὦ φίλαι.*
τὰ πρῶτα κατὰ Πελασγὸν Ἀργείων ἕδος
ΧΟ. *Τίνα θροεῖς βοάν; πότνια παραμένει*
γάρ ἔτι σοί τόδ ἐν Δαναϊδῶν πόλει.

ΗΛ. *Στῆθ' αἱ μὲν ὑμῶν τήνδ' ἁμαξήρη τρίβον*
αἱ δ' ἐνθάδ' ἄλλον οἶμον, ἐς φρουρὰν δόμων.

ΧΟ. *Τί δέ με τόδε χρέος ἀπύεις;*
ἔνεπε μοὶ φίλα.
ΗΛ. *Φόβος ἔχει με μή τις ἐπὶ δώμασι.*
... *σταθεὶς ἐπὶ φόνιον αἷμα*
πήματα πήμασιν ἐξεύρῃ.

ΗΜΙΧ. a. *Χωρεῖτ' ἐπειγώμεσθ' ἐγὼ μὲν οὖν τρίβον*
τήνδ' ἐκφυλάξω, τὴν πρὸς ἡλίου βολάς.
ΗΜΙΧ. b. *Καὶ μὴν ἐγὼ τήνδ', ἣ πρὸς ἑσπέραν φέρει.*

ΗΛ. *Δοχμία νῦν κόρας διάφερ' ὀμμάτων*
ἐκεῖθεν ἐνθάδ', εἶτ' ἐπ' ἄλλην σκοπιάν.
ΧΟ. *Ἔχομεν ὡς θροεῖς.*

Antiſtrophiſches Syſtem.

ΗΛ. *Ἑλίσσετε νῦν βλέφαρα,*
κοραῖσι δίδοτε πάντα βοστρύχων διά.
ΧΟ. *Ὅδε τίς ἔρχεται; τίς ὅδ' ἄρ' ἐν τρίβῳ*
ἀμφιπολεῖ μέλαθρον ἀγρότας ἀνήρ;

ΗΛ. *Ἀπωλύμεσθ' ἄρ, ὦ φίλαι. κεκρυμμένους*
θῆρας ξιφήρεις αὐτίκ' ἐχθροῖς εἰ φανεῖ.

ΧΟ. *Ἄφοβος ἔχε κενός, ὦ φίλα,*
στίβος ὃν οὐ δοκεῖς.
ΗΛ. *Τί δὲ τὸ σὸν βέβαιον ἔτι μοι μένει;*
δὸς ἀγγελίαν ἀγαθάν μοι
εἰ τάδ' ἔρημα τὰ πρόσθ' αὐλᾶς.

ΗΜΙΧ. a. *Καλῶς τά γ' ἐνθένδ', ἀλλὰ τἀπὶ σοῦ σκόπει·*
ὡς οὔτις ἡμῖν Δαναϊδῶν πελάζεται.
ΗΜΙΧ. b. *Εἰς ταυτὸν ἥκεις· καὶ γὰρ οὐδὲ τῇδ' ὄχλος.*

ΗΛ. *Φέρε νυν ἐν πύλαισιν ἀκοὰν βάλω.*
τί μέλλεθ', οἱ κατ' οἶκον, ὡς ἡσυχίᾳ
σφάγια φοινίσαι.

Was den Sinn des oben berichtigten Verſes anlangt, ſo bedenke man, daſs der Chor in Trauer, alſo mit überhängenden Haaren aufgetreten war. — Demnach heiſsen die Worte *κόραισι δίδοτε πάντα βοστρύχων διά* nichts anders, als: „bemüht euch durch die überhangenden Locken alles zu ſehn."

III. *Phoeniſſae.* V. 51 u. 60 ſind nach *Valckenaers* Urtheil vertilgt. — Das Verfahren bleibt immer willkührlich, einen Vers, der verdächtig wird, ſofort aus dem Texte zu verweiſen, und muſs um ſo mehr gerügt werden, da groſse Kritiker das böſe Beyſpiel geben. Iſt er unverſtändlich, ermattet, oder wiederholt ſich an ihm die Rede: ſo hat man den Obelus, der ihn ſo lange bezeichnen kann, bis Conjectur oder Handſchrift ihm zu Hülfen kommen. — Der Grundſatz, von dem man ausgeht, und der von *Brunck ad Phoen.* 57 deutlich ausgeſprochen wird: *Caſtigatis ingeniis et limati judicii lectoribus placituram rationem noſtram confidimus;* verrückt den ganzen Standpunct der Kritik, und bringt dieſe Männer dem Unweſen nah, wodurch nach ähnlicher Vorausſetzung — in *uſum elegantiorum hominum* — die Alten gar kläglich gemiſshandelt werden.

V. 84 iſt *Valckenaers* unnöthige Conjectur *βροτῶν* ſt. *βροτόν* aufgenommen. — V. 90. 1. 3: *Diverſos modos jungit Euripides, quoniam ad tempora diverſa ſpectant:* — wohl mehr, weil *μή* auf den erſten Vers nur als Fragpartikel, auf den zweyten als Negation wirkt. — V. 277: *Ἅπαντα καὶ τολμῶσι* mit *Valckenaer* ſt. *γὰρ τολμῶσι* ohne Grund. *Τολμῶντες* ſind nicht gerade die Tapfern; ſondern überhaupt die etwas wagen. Dann erſcheint alles furchtbar, *ὅταν δι' ἐχθρᾶς ποὺς ἀμείβηται χθονός.* — V. 582: *Κεὶς σκῦλα γράψεις.* Ohne Grund wurde *Valckenaers* Änderung *κεἰς* ſt. *καὶ* aufgenommen; über *σκῦλα γράφειν*, was auffiel; ſ. *Wunderlich ad Tibull. p.* 105. — V. 384: *Οἴμοι τῶν ἐμῶν ἐγὼ κακῶν.* Hier iſt zuerſt ſtatt *ἐγώ* ein *τλήμων* vorgeſchlagen, und wem das noch nicht hinreicht, der ſoll aus Hel. 1243: *Οἴ 'γὼ τῶν ἐμῶν τλήμων κακῶν* leſen, wo alſo das unſchuldige *ἐγώ* wie von einer ſchlechten Policey erſt zum Thor hinausgejagt, und dann zur Hinterthür wie-

Digitized by

der hereingelaſſen wird. — Und warum? „*Valde jejuna eſt iſta repetitio pronominis*" heiſst es. — Οἴ μοι ἐγὼ κακῶν ſagt der Chor im Hippol. 591 von fremden Leiden. — Warum nicht Polyneikes οἴ μοι ἐγὼ τῶν ἐμῶν κακῶν von ſeinen eigenen? — V. 512 die Conjectur πλὴν ὀνόμασιν iſt für uns ein Räthſel, da wir zumal nicht einſehen, was in der gewöhnlichen Lesart πλὴν ὀνομάσαι zu beſſern ſey. Denn daſs ὀνόμασιν und ὀνομάσαι, wie angemerkt wird, leicht verwechſelt werden, oder daſs ὄνομα, λόγος [μῦθος iſt übergangen *Aeſch. Prom. vinct.* am Ende] dem ἔργῳ bey den Tragikern [wir denken, wohl nicht bey den griechiſchen Tragikern allein, ſondern in allen Büchern einer jeden Sprache, wo dazu Gelegenheit iſt,] entgegenſtehen, kann ſie ſelbſt doch wohl nicht anfechten. — Fehlte es *Porſon* an Stoff, nach *Valckenaer* Noten zu ſchreiben, daſs er zu kritiſchen Spielen ſeine Zuflucht nahm? — V. 1165—68. Dieſe Verſe ſind alle durch δέ, δέ, τε, δέ, δέ verbunden; doch auch bey *Porſon* ſo, daſs nicht alles zuſammenhängt, was zuſammen gehört. — Da in den Handſchriften einige Verſchiedenheit herrſcht, ſo iſt es ſchon darum erlaubt, die Partikeln dem Gange der Rede gemäſs zu ordnen. Wir verbinden darum:

ἠχῆς δ' ὅπως ἤκουσαν, οὔτις ἀργὸς ἦν,
πολλοὶ τ' ἔπιπτον κρᾶτας αἱματούμενοι·
ἡμῶν δ' ἐς οὖδας εἶδες ἂν πρὸ τειχέων
πυκνοὺς κυβιστητῆρας ἐκνενευκότας
ξηρὰν τ' ἔδευον γαῖαν αἵματος πνοαῖς·
ὁ δ' Ἀρκὰς κ. τ. λ. —

Auch V. 1250 muſs ſtatt τε aus Ald. u. Mſſ. δέ in der Bedeutung von γάρ aufgenommen werden. V. 1255.

ἐπὶ τοῖςδε δ' ἐσπείσαντο κἂν μεταιχμίοις
ὅρκους ξυνῆψαν.

Rec. ſcheint die Lesart ἐπὶ τοῖςδε nicht ächt. Zuerſt iſt der Concurs des doppelten δέ in τοῖςδε δέ mehr der Proſa als dem poetiſchen Styl eigen, und zum wenigſten verdächtig, wo er in einem Tragiker ſich zeigt. Sodann ſcheint zu Anfange des Verſes ein Anapäſt, der aus zwey Worten beſteht (ἐπὶ τοῖςδ'), im Euripides ſo wenig wie in einem anderen Tragiker, erträglich. Wie man ihn in *Soph. Electr.* zu Anfange τόδε γὰρ παλαιὸν Ἄργος vertilgt hat, ſcheint es auch hier geſchehen zu müſſen. Wir leſen:

τούτοισι δ' ἐσπείσαντο u. ſ.

Ein Erklärer, der die Conſtruction deutlich machen wollte, ſchrieb ἐπί bey, und kam das in die Reihe, ſo muſste τούτοισι δέ wohl in τοῖςδε δέ zuſammen ſchwinden. V. 1277. 8. Die Verſe haben zwey Verbeſſerungen erfahren, um ſie gegen *Valckenaer* zu behaupten. Vielleicht bedürfen ſie zu ihrer Her- und Sicherſtellung noch einer dritten:

ὡς ὁ κίνδυνος μέγας
κἄπαθλα δεινὰ δακρύοις γενήσεται u. ſ. w.

δακρύοις ſt. δάκρυά σοι. Wahrſcheinlich fand ſich die doppelte Form δακρύοις und δάκρυσιν vor, aus deren Vermiſchung die Vulgata ihren Urſprung nahm. —

IIII. *Medea.* V. 84—87:

τίς δ' — ἄρτι γιγνώσκεις τόδε,
ὡς πᾶς τις αὑτὸν τοῦ πέλας μᾶλλον φιλεῖ,
οἱ μὲν δικαίως, οἱ δὲ καὶ κέρδους χάριν,
εἰ τούςδε γ' εὐνῆς οὕνεκ' οὐ στέργει πατήρ;

So der Pädagog vom Jaſon. *Porſon* bemerkt, nach Aufzählung einiger Gedanken von anderen darüber, bloſs dieſes: *mihi videtur* (nämlich im V. 86) *ſententiam prioris verſus quodammodo mollire voluiſſe Euripides.* Mit dieſer nichtsſagenden Bemerkung werden dieſe Verſe ſich ſelbſt überlaſſen, die in der That nicht zerrütteter ſeyn können. Zwar läſst ſich nichts verbeſſern, da, nach des Scholiaſten Bericht, die Schauſpieler ſchon daran verzweifelten, und den 84ſten ſo ſprachen: τίς δ' οὐχὶ θνητῶν τοῦτο γιγνώσκει σαφῶς; alſo die beiden nächſten, die er als unächt bezeichnet, auslieſsen: doch wer mit dem Anſcheine von Einſicht, wie *Porſon* thut, über dergleichen hingeht, macht den Leſern Rauch vor. — V. 170 Θέμιν εὐκταίαν. Bey Vertheidigung dieſer Lesart gegen *Ruhnkenius* darf ein neuer Herausgeber *Huſchke's* treffliche Bemerkung *Analect. crit.* p. 133 nicht überſehen. — 218 ff. οἶδα γὰρ πολλοὺς βροτῶν σεμνοὺς γεγῶτας, τοὺς μὲν ὀμμάτων ἄπο, τοὺς δ' ἐν θυραίοις. — Nach *Ennius* Überſetzung in *Cicer. Epp.* VII. 6: *Nam multi ſuam rem bene geſſere et publicam patriae procul*, vermuthen wir — τοὺς μὲν οὖν δόμων ἄπο ſtatt des nichtsnutzigen ὀμμάτων. — Die ſeltenere Art des Gegenſatzes τοὺς μὲν οὖν — τοὺς δέ mag Gelegenheit gegeben haben, die Stelle zu verderben. V. 298. ἄλλης ἀργίας. *Porſon* ſchlägt αὐτῆς vor, oder ἄλλης πλεοναστικῶς zu nehmen. Was heiſst das? — ἄλλος muſs zuweilen durch *praeterea* überſetzt werden. — V. 317. Zu verbinden iſt nicht εἴσω φρενῶν ὀῤῥωδία μοι, wie die Interp. angiebt; ſondern εἴσω φρενῶν μή τι βουλεύσῃς als ſtarker Gegenſatz von λέγεις μαλθάκ'. — 585. Warum wurde ἓν γὰρ ἐκτενεῖ σ' ἔπος mit dem erzwungenen Sinn: *uno argumento ita te proſternam, ut quaſi mortuus jaceas* — aufgenommen, da ſich unter der *Var. Lect.* das einfachere ἓν γὰρ ἂν κτενεῖ σ' ἔπος vorfindet? — V. 610. Auch hier Interpunction, welche die natürliche Verbindung: λαβεῖν τι προσωφέλημα χρημάτων ἐμῶν vernichtet. — V. 908. Statt τῷ χρόνῳ wird σὺν χρόνῳ vorgeſchlagen, was auch nur dient, die unnöthigen Conjecturen zu vermehren. — V. 1127 wünſchen wir ἠκισμένην aufgenommen und mit κλύουσα verbunden. —

Noch lieſsen ſich manche Klagen erheben über die Interpunction, die nur an wenig Stellen verändert, alſo durchweg ſchlecht geblieben iſt, über nicht gehörige Benutzung mancher Hülfsmittel, z. B. der Scholiaſten, und über unvollſtändige Aufführung guter Lesarten. Um aber ein für das griechiſche Sprachſtudium ſelbſt ſo wichtiges Werk mit glücklichen Worten zu entlaſſen, ſo wünſchen wir, daſs es allgemein, auch von Jünglingen, geleſen und beherziget werde, auf daſs ihr Geiſt ſich an dem Anſchauen ſo trefflicher Forſchungen über griechiſche Rede erhebe. Dann wird die Idee der wahren Philologie immer mehr Eingang finden, und ihr ſegensreicher Einfluſs, entgegenwirkend dem Hereinbruch endloſer Verflachung, ſich ſtets wohlthätiger verbreiten.

— l — u —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 OCTOBER, 1808.

LATEINISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Didot: *Dicuili liber de Menſura orbis terrae* ex duobus codd. Mss. Bibliothecae Imperialis nunc primum in lucem editus a *Car. Athan. Walckenaer.* 1807. 77 S. 8. (1 Fr. 10 cent.)

Da, wie die Vorrede nach *Morelli* (*Bibliotheca manuſcr. Gr. et Lat. Tom. I. pag.* 371—385) zeigt, ſchon ſeit *Beatus Rhenanus* mehrere Gelehrte, beſonders *Salmaſius, Harduinus, du Cange,* Abſchriften dieſes Büchleins gehabt und benutzt haben; und da der Vf., *Dicuil,* ein ſchottiſcher oder irländiſcher Mönch des neunten Jahrhunderts iſt (*ſcripſ. 825 p. Chr.*): ſo wird man eben nicht geſpannt, Neues und Wichtiges hier zu erwarten. Auch enthält das Buch in der That hauptſächlich nur Excerpte aus Solinus und Plinius, aus Iſidorus Etymologieen, aus Priſcians lateiniſcher Überſetzung des Periegeten Dionyſius, aus der Kosmographie, die wir gewöhnlich einem *Aethicus Iſter* zuſchreiben, aus Servius Commentar zum Virgil und einigen Anderen, und könnte in dieſer Hinſicht kritiſchen Werth haben, wenn nicht die Codices, in denen es uns erhalten iſt, von höchſt unwiſſenden und ſorgloſen Abſchreibern geſchrieben wären. Allein, beſonders der erſte Theil des Werkes, enthält auſserdem Nachrichten, die ihm eigenthümlich ſind, und die wir ſonſt nirgends finden, nämlich von den Meſſungen der römiſchen Provinzen, die Theodoſius der Groſse im 15 Jahre ſeiner Regierung, 393 J. nach Chr., anſtellen lieſs, S. 3, und die vielleicht bey der ſo genannten *Peutingerſchen* Tafel zum Grunde liegen; dann einige Reiſenachrichten über Ägypten von dem Bruder *Fidelis* (denn ſo iſt S. 17 ſtatt *fidelis frater* zu leſen, *Fidelis* iſt Name); ferner Reiſenachrichten ungenannter Kleriker von den Inſeln nordwärts über Schottland und Irrland S. 29 und 30, die auch *Dicuil* zum Theil ſelbſt beſucht hatte, S. 28; und endlich folgende Notiz aus Deutſchland S. 37: „*Sed idem Julius* (nämlich *Solinus*) *nuntiando de Germania inſulisque ejus, unum de Elephantibus mentiens, falſo loquitur dicens, Elephantem nunquam jacere: dum ille ſicut Bos certiſſime jacet, ut populi communiter regni Francorum Elephantem, in tempore imperatoris Karoli, viderunt.*" Am wichtigſten darunter iſt, was *Dicuil* aus den *Miſſis Theodoſii* abgeſchrieben hat, woraus wir beſonders auszeichnen, daſs er oder jene *Miſſi* die ganze Nordſeite der Erde vom weſtlichen Ocean bis zum ſeriſchen Meer in Oſten zu Europa zu rechnen, und das Gebirge Taurus zur Grenze Europa's und Aſiens anzunehmen ſcheinen, S. 7, 8, 9; dann daſs ihm (wie in einem Theil der Kosmographie des Äthicus Iſter) das Mittelmeer das *tyrrheniſche* Meer heiſst, S. 43: „*Iſpa* (die vorher genannte Ausdehnung von 470 Millien) *eſt juxta Syriam latitudo maris Tyrrheni, cujus* (ſo ſteht in den Mss.; nicht *cui*) *longitudo ab inſulis Gadibus uſque ad Syriam extenditur;*" und daſs der Theil Aſiens, deſſen Südgrenze das kretiſche und karpathiſche Meer iſt, im Norden das *ägäiſche Meer* zur Grenze hat, S. 7, ſo daſs alſo das ſchwarze Meer noch unter dieſem Namen mit begriffen geweſen zu ſeyn ſcheint. — Der Bruder *Fidelis* hatte von Paläſtina aus eine Seereiſe nach Ägypten gemacht, hatte dort die ſieben Scheuren des heil. Joſeph gefunden, welche dieſer für die ſieben unfruchtbaren Jahre erbauet (wahrſcheinlich kleine Pyramiden), und will dann auf dem Nil in das rothe Meer geſegelt ſeyn, „*quamquam in libris alicujus auctoris fluminis Nili partem in Rubrum mare exire nequaquam legimus*" S. 17. — Die ſchottiſchen Kleriker meinten *Thule* erreicht zu haben, wo am längſten Tage die Sonne zwar unſichtbar, es aber doch durchaus nicht dunkel werde, S. 29; „*ſed quicquid homo operari voluerit, vel pediculos de camiſia abſtrahere, tanquam in praeſentia ſolis poteſt: et, ſi in altitudine montium ejus fuiſſent, forſitan nunquam ſol abſconderetur ab illis. —— Idcirco mentientes falluntur, qui circum eam concretum fore mare ſcripſerunt, et qui a vernali aequinoctio uſque ad autumnale continuum diem ſine nocte, atque ab autumnali, verſa vice, uſque ad vernale aequinoctium aſſiduam quidem noctem, dum illi navigantes in naturali tempore magni frigoris* (nämlich im Februar) *eam intrabant, ac manentes in ipſa dies noctesque ſemper praeter ſolſtitii tempus alternatim habebant: ſed navigatione unius diei ex illa ad boream congelatum mare invenerunt.*" Andere der kleinen Inſeln nördlich ſeyen unbewohnt, ſeit 100 Jahren hätten ſich Eremiten dort niedergelaſſen, nunmehr aber ſeyen ſie wieder verlaſſen, „*cauſa latronum Normannorum, plenae innumerabilibus ovibus, ac diverſis generibus multis nimis marinarum avium. Nunquam eas inſulas in libris auctorum memoratas invenimus.*"

Schon dieſe Angaben zeigen, daſs das Büchlein gedruckt zu werden verdiente, und daſs wir es alſo dem Hn. *Walckenaer* Dank haben müſſen, daſs er es abſchrieb und den Druck beſorgte. Warum er aber mit dieſem Abdruck ſo geeilt iſt, und uns nicht gleich den Commentar mitgegeben hat, den er bey einer künftigen Ausgabe nachliefern will, ſehen wir nicht

Digitized

ab, da die Schrift doch nicht von der Wichtigkeit iſt, daſs man nach mehreren Ausgaben davon verlangen ſollte; und nach den Proben von Kritik und Erklärung, die Hr. *W.* hier giebt, kann man ſich von dem Commentar wahrlich nichts Groſses verſprechen. — Hr. *W.* erklärt ſelbſt, daſs die beiden par. Mſſ., in denen dieſe Schrift ſich findet, ſehr fehlerhaft geſchrieben ſeyen: dennoch ſey er nur hin und wieder, wo die Lesart derſelben durchaus keinen Sinn gegeben, von den Mſſ. abgewichen, und habe ſelbſt die barbariſche Orthographie beybehalten, da dieſe vielleicht zum Theil vom Autor ſelbſt herrühre, einige *Indices* aber beygefügt, in denen er die richtigere Orthographie gegeben und einige *Grammaticalia* erklärt habe. Die wenigen Änderungen nun, welche Hr. *W.* gemacht hat, ſind faſt alle unrichtig. S. 2: „*Sermones quidem praedictorum Miſſorum, quia nimis vitioſe ſcripti ſunt, quantum potero corrigere curabo.*" In beiden Mſſ. ſteht *minus vitioſe*, wie es nothwendig heiſsen muſs: er ſtelle die Schrift der Commiſſarien des Theodoſius *contra temporum rationem* vorauf, weil ſie *weniger fehlerhaft* geſchrieben ſey, als die *exemplaria* des Plinius, die *nimis a ſcriptoribus ultimorum temporum diſſipata praevidi* (*Morelli l. c. p.* 372 hat *pervidi*). — Warum auf derſelben Seite *craſſabor* abſichtlich geändert iſt ſtatt *craſſabo*, wird nicht angeführt; und nach dem Index zu urtheilen, hat Hr. *W.* das Wort gar nicht verſtanden, das zu bedeuten ſcheint: roh, ohne genauere Beſtimmung oder Unterſuchung hinſchreiben. — S. 13 ſoll man ſtatt: *qui (ſc. poetae) in heroicis carminibus raro pedes alienos ab illis poſuerunt*, leſen *non alienos*, und bey *ab illis* ergänzen *verſibus amphimachris (ſic!) Theodoſii miſſorum;* da die Worte deutlich heiſsen: Die Dichter gebrauchen in heroiſchen Gedichten ſelten Füſse, die der Natur dieſer Gedichte entgegen ſind. — S. 23 haben die *Codd. ſubditus;* Hr. *W.* läſst drucken *ſuppoſitus*, und verweiſt auf die *Grammaticalia*; wo aber nichts zu finden. — Die barbariſche Orthographie wird alſo berichtiget: *Africa Cirinacia — Cirenaica; Trogodite — Troglodite; Citopolis — Scithopolis; Tuchidides — Thucidides; Lamſachenus — Lampſachenus; Onericretus — Oneſicretus. Heracleos Telas* dagegen bleibt ohne Berichtigung und ohne Erklärung S. 3 u. S. 64, wofür zu ſchreiben *Heracleos Stelas* oder ἡρακλεως στηλας. — Und was hinten erklärt wird, iſt höchſt armſelig: *coartatur pro coarctatur, Volscûm pro Volscorum;* oder gehört gar zu den *Grammaticaliis (ſic! S.* 77): „*ut, ſi quis notatu dignam aperiat ſententiam, nos eam moneat*" S. 74; „*a kl. (kalendis) febroarii usque kl. (kalendis) auguſti*" S. 29; oder erklärt offenbar verſchriebene Worte: „*Populiſſima. Barbarismus pro populo frequentiſſima*" iſt bloſs verſchrieben für *populoſiſſima.* — S. 73. *Aeronne nomen venti cujusdam lenis, ut favonii, zephyri. Nota. Nullibi reperitur hoc verbum. Corruptum ſane fuit; quippe cum eo metrum laborat.*" Die Verſe, in denen vom Atlas die Rede, heiſsen ſo:

Frigus in excelſis eſt, fervor ſolis in imis:
Et medium ſpatium fovet Aeronne ſerenus.

Daſs das Metrum nicht laborirt, ſieht jeder; daſs aber geleſen werden müſſe:

Frigus in excelſis, eſt fervor ſolis in imis;
Et medium ſpatium fovet aer omne ſerenus.

ſieht ein jeder eben ſo leicht. — Mithin bliebe Hn. *W.* noch das Verdienſt der Genauigkeit bey der Abſchrift und dem Abdruck; er ſelbſt rühmt ſeine *nimiam fidem*, ſeine *ſedulitatem et curam*, und daſs er 3—4mal den Druck des Buches nach dem par. Mſſ. No. 4806 revidirt habe. Aber auch dieſe Genauigkeit iſt nicht zuverläſſig. Rec., der beide Handſchriften zu vergleichen Gelegenheit gehabt, giebt davon nur einige Beyſpiele: S. 6. *Hiuſtia:* in den Mſſ. iſt *Huiſtia*, d. i. *Viſtula*, Weichſel. — S. 14 *a luna nona;* im lamonianiſchen Codex iſt *a luna nova.* — S. 21 *alii a Scith. mont.*; in den Mſſ. *alii volunt a Sc. mont.* — bey *altitudo ubi vadoſiſſimum eſt*, hätte aus *Cod. Lam.* die Variante: *magnitudo ubi vadoſiſſimus* wenigſtens angeführt werden ſollen. — S. 30: nach *aſſiduo* fehlt *vento.* — S. 36 ſteht in *cod. Lam.*, nicht *placere Deam*, ſondern *Deamē* (verſchrieben ſtatt *Dianae*). — S. 41 ſteht ohne Sinn: *Quidem in orientali oceano Aeg. inſulas eſſe non legimus, ſicut nec in mari Caſpio. — Paucas inſulas etc.*, ſtatt: *Quoniam in orientali oceano Aegypti inſulas eſſe non legimus, ſicut nec in mari Caſpio: paucas inſulas parvas Tyrrheni maris, quas multi narrare praeterierunt, hic equidem nuntiare congrue diſpoſuit Iſidorus.* — S. 52. *Quia disputari de primo verſu tertii illorum;* (der Bücher der Aeneis) und dazu S. 74: *disputari pro disputatur, vel de iis disputari videtur.* In der Handſchrift ſteht aber klar: *Quia disputans de primo verſu tertii illorum haec tractat dicens.* — S. 56: *Sublimem nimis in hoc verſu;* in den Mss. iſt *ſublimem nimis fieri in hoc verſu edocuit, dicens;* die unterſtrichenen Worte fehlen. — Die Abſätze ſind oft falſch, z. B. S. 7 iſt die angeführte Breite Daciens und Alaniens nicht *juxta Plinium;* ſondern vor *juxta* muſs ein Punct geſetzt werden. Nach dieſen Proben darf man nun nicht erwarten, daſs Stellen, deren Wiederherſtellung ſchwieriger, hier geheilet worden ſeyen, z. B. S. 3: *Hiſpania Luſitania, cum Aſturica et Galletia finitur ab oriente Noecantrum quae eſt ad mare oceanum in directa regione ab occaſu afflata. A ſeptentrione oceano. A meridie flumine Ana.*" Klar iſt, daſs vor *ab occaſu* interpungirt werden muſs; *Noecantrum* iſt ein verdorbener Name, höchſt wahrſcheinlich die Stadt, welche Strabon, Plinius, Mela *Noēga*, Ptolemäus aber *Noēga Uceſia* nennen, und die gerade auf der Grenze der Aſturer und Kantabrer lag, nah an der Küſte. *Ab occaſu afflata* ſteht in den Mss. gar nicht, ſondern *ab occaſu Afflatacum*, und in *cod. Lam. Afflatu cum;* auch hier möchte Rec. Verſchreibung von Abbreviaturen vermuthen *ſaltu cart.* (d. i. *cartaginenſi*). — Wenn aber Hr. *W.* ſagt, er habe keine Koſten geſcheut, *ut quam emendatiſſima evaderet editio noſtra*, und unter *emendatiſſima* die äuſsere Eleganz des Drucks verſteht: ſo iſt ihm hier ſein Wunſch erfüllt worden, wie es ſich von Didots Preſſe erwarten läſst.

G. G. B.

Digitized by Google

Roſtock und Leipzig, b. Stiller: *Erleichterte lateiniſche Grammatik für Anfänger*, von M. *Georg Ludwig Otto Plagemann*, Rector der lateiniſchen Stadtſchule zu Roſtock. I Theil. 1808. XVI u. 280 S. II Th. 1808. (eigentlich 1794) 203 S. 8. (1 Thlr.)

Der *zweyte* Theil oder die erleichterte *Syntaxis* erſchien ſchon vor einer beträchtlichen Reihe von Jahren, und erhielt bey dem Abdrucke des erſten Theiles nur einen neuen Titel. Wir halten daher eine neue Beurtheilung deſſelben für überflüſſig, und begnügen uns mit der Anzeige des *erſten* Theils. Der Zweck des Vfs. ging dahin, eine leichte, deutliche, kurzgefaſste und für ihre Abſicht dennoch ausreichende Anweiſung für den erſten Unterricht in der lateiniſchen Sprache zu ſchreiben. Er that nach ſeiner eigenen Verſicherung, was er konnte, *amore ſuscepti negotii*, und iſt offenherzig genug, zu geſtehen, was er ſelbſt nicht deutlich zu ergründen vermochte. Neu aufgefundene Materialien ſoll man hier nicht ſuchen, wiewohl es auch hin und wieder an neuen Anſichten nicht fehlt; aber das Beſte aus den beſten Grammatiken, auf die beſte und vollſtändigſte Art zuſammengeſtelt, verſpricht er zu liefern. Die Beſcheidenheit des redſeligen Alten in allen ſeinen Äuſserungen fodert auch uns zur Beſcheidenheit auf; gleichwohl dürfen wir uns um des Publicums willen dadurch nicht hindern laſſen, die lautere Wahrheit zu ſagen. Wir fragen daher, wie der Vf. bey dem mehrmals wiederholten Geſtändniſs: „Ich habe über dieſen Gegenſtand viel nachgedacht und nichts herausgebracht", ſich befugt halten durfte, überhaupt eine Grammatik, geſchweige eine erleichterte Grammatik für Anfänger, zu ſchreiben, deren Vorzug in Verdeutlichung und Vereinfachung des Vorgetragenen beſtehen ſollte? Hatte ihn ſeine 34jährige Erfahrung nicht belehrt, daſs in Sprachen das Nachdenken allein nichts hilft, ſondern noch das aufmerkſame Studium aller darin und darüber geſchriebenen Werke hinzukommen muſs, ehe man ſich vermeſſen darf, über etwas zu ſchreiben und abzuurtheilen? wie er unter anderen beym *Verbo* thut, mit dem er, ſeines langen Nachdenkens ungeachtet, nie hat zurecht kommen können. Kein Wunder daher, wenn das Buch bey manchem Guten noch von unrichtigen Anſichten wimmelt; wenn eigentlich nur das Leichte leichter gemacht, das Schwere aber gröſstentheils unerörtert geblieben iſt, wiewohl man im Vorberichte ein Quodlibet von Materialien aus einer räſonnirenden Grammatik findet. Zur Verdeutlichung gehört auch ein richtiger Ausdruck: dieſen vermiſſen wir ſogleich im Anfange, wo es heiſst: „Die lateiniſche Grammatik iſt der *Inbegriff*, die lateiniſche Sprache nach Regeln zu ſprechen und zu ſchreiben." Zu einer geſunden Methode gehört es ferner, daſs kein Kunſtausdruck, welchen man nicht aus einem vorbereitenden Unterrichte als bekannt vorausſetzen kann, früher gebraucht werde, als er erläutert iſt. Wie ſoll nun ein Anfänger die Anmerkung zu den *Nominibus adjectivis* verſtehen: „Die Participia gehören eigentlich *offenbar*, dem Gebrauche, aber nicht ihrer Species nach, mit zu den Adjectivis", wenn erſt im folgenden §. erklärt wird, was unter dieſem grammatiſchen Kunſtworte zu verſtehen ſey? Überhaupt gehört die philoſophiſche Erklärung der Redetheile ſo wenig, als alles andere, was eigentlich der Gegenſtand einer allgemeinen Sprachlehre iſt, in eine Specialgrammatik, es ſey denn in der Mutterſprache, welche billig vor allen anderen Sprachen grammatiſch erlernt werden ſoll. Iſt aber das allen Sprachen Gemeinſame in der Mutterſprache gezeigt, worin es am leichteſten begriffen wird: wozu bedarf es dann noch einer Wiederholung deſſelben in allen Grammatiken fremder Sprachen? Dergleichen Specialgrammatiken ſollen uns nicht ſagen, *was* eine Sprache zu bezeichnen hat, ſondern *wie* die zu lehrende Sprache das zu bezeichnen pflegt, was die allgemeine Sprachlehre zu bezeichnen fodert. Leider beginnen aber faſt alle Specialgrammatiken mit einer ſolchen allgemeinen überflüſſigen Einleitung, welche dann ohne das Studium einer allgemeinen Sprachlehre immer nur ſchief und äuſserſt unbefriedigend ausfällt. So macht es auch unſer Vf., der, alles ſeines Nachdenkens ungeachtet, nichts Befriedigendes zu geben vermochte. Wenn der gutherzige Vf. meint, daſs unter ſeinen Definitionen faſt keine einzige ſey, die nicht durch ihn neue Beſtimmungen erhalten hätte, und wenn er hofft, daſs dieſe neuen Beſtimmungen auch richtig ſeyen: ſo geben wir ihm zu bedenken, ob das Sprichwort: *Hodie mihi, cras tibi*, einen Beweis abgeben könne, daſs Adverbia auch bey Pronominibus ſtehen. Alle verwirren ſich durch Beybehaltung der von älteren Grammatikern feſtgeſetzten Redetheile, ohne zu ahnen, daſs uns durch die Haupttheile eines Satzes, *Subject, Attribut* und *Aſſertion*, die drey Hauptredetheile, ohne welche keine Sprache denkbar iſt, das *Subſtantivum*, *Adjectivum* und *Verbum*, ſo wie durch die 4 Kategorieen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität die *Numeralia*, die *Pronomina* mit den Artikeln, die *Praepoſitionen* ſammt den *Conjunctionen*, und die *Adverbia* nebſt den *Interjectionen* als minder nothwendige, und zum Theil durch Flexionen zu erſetzende Nebenredetheile gegeben ſind. Man wirft ſonderbar genug das *Subſtantivum* und *Adjectivum*, welchem man auch noch die *Numeralia* unterordnet, in Eine Claſſe zuſammen, weil ſie bey den Grammatikern den gemeinſchaftlichen Namen *Nomen* führen, während die unbedeutenderen Präpoſitionen u. Conjunctionen zwey Plätze unter den Redetheilen einnehmen, und man denkt nicht daran, daſs, wer den Namen *Nomen* erfand, nur drey Gattungen von Redetheilen durch *Nomen, Verbum* und *Partikel* bezeichnete. Noch ſonderbarer führt man das *Participium* als einen beſondern Redetheil auf, während man den Infinitivus, bloſs weil er fälſchlich ein *Modus Verbi* genannt wird, ſammt allen *Gerundiis* und *Supinis* dem *Verbo* unterordnet. Wie wenig dergleichen *Grammatiken-Schreiber* (denn *Grammatiker* kann man ſie nicht nennen) einen Be-

griff von den Redetheilen haben, welches gleichwohl in der Lehre vom Style zur Vertauſchung verſchieden gewandter Ausdrücke ſo nothwendig iſt, zeigt ſich meiſtens auch darin, daſs ſie von manchen Wörtern gar nicht einmal zu ſagen wiſſen, zu welcher Claſſe ſie gehören; beſonders miſchen ſie unter die Präpoſitionen und Conjunctionen unbezweifelte Adverbia. Wir können den Vf. nicht von gleichen Vergehungen frey ſprechen, finden aber ſeine Lieblingsidee, das Capitel von der Analogie und Anomalie, leſenswerth, und glauben, daſs es von Nutzen ſeyn würde, wenn er ſeine vielen darüber geſammelten Materialien *ex profeſſo* behandelte. Denn die leider! noch zu ſelten beachtete Analogie iſt ohne Zweifel bey Sprachen, ſelbſt bey der damit im Widerſpruche ſtehenden Anomalie, die Baſis aller Gründlichkeit, wenn ſie gleich nicht immer Gewiſsheit zu geben vermag. Auffallend waren uns einige Aeuſserungen des Vfs. über lateiniſche Rechtſchreibung und Ausſprache. Er ſteht in dem Wahne, als ſprächen wir jetzt das Lateiniſche nach falſchen Accenten aus, und als wäre bey den Römern Accent und Quantität nicht ſehr verſchieden geweſen. Der Vf. muſs den Quintilian nicht geleſen, wenigſtens nicht ſtudirt haben, wie die Legion derer, welche jetzt ihre Stimme über die Ausſprache des Griechiſchen nach Accenten erheben, und nicht wiſſen, was eigentlich *προσῳδία*, *producere* und *corripere*, iſt. Wenig Dichterſtudium verräth der Vf., wenn er das römiſche Jod nicht vom griechiſchen Ἰῶτα zu unterſcheiden weiſs, und geradezu behauptet, die Römer hatten (auch in der Ausſprache) kein Jod. Das römiſche V, meint er, ſey an die Stelle des Byta der Griechen getreten, und *etiam* ſey aus *et-jam* zuſammengeſetzt. Conſonanten, welche man im Anfange der Wörter beyſammen findet, ſollen auch in der Mitte der Wörter ungetrennt bleiben, wie die ganz grundloſe, alte Regel lautet. Er ſchreibt daher z. B. *a-ptus*, ohne auf die Bildung des Wortes aus der Stammſylbe *ap* und der Ableitungsſylbe *tus* einige Rückſicht zu nehmen. In dieſem erſten Theile iſt auch manches nachgeholt, was in dem zweyten früher geſchriebenen hätte ſtehen ſollen. Dahin rechnen wir den Gebrauch der Präpoſitionen, die Capitel von den nöthigſten grammatiſchen Figuren und vom römiſchen Kalender. Im Anhange handelt der Vf. die lateiniſche Proſodie oder Verskunſt ab, und zum Schluſſe fügt er noch unmaſsgebliche Vorſchläge hinzu, wie die ſogenannten *verſus memoriales* am zweckmäſsigſten zu gebrauchen ſind. VI—VII.

Ronneburg und Leipzig, b. Schumann: *Vollſtändiges lateiniſch-deutſches und deutſch-lateiniſches Handwörterbuch* nach den beſten gröſsern Werken, beſonders nach Scheller, Bauer und Nemnich, ausgearbeitet und mit vielen tauſend Wörtern vermehrt von *Johann Gottfried Haas*, Conrector der Schule zu Schneeberg. Zweyte, abermals mit mehrern tauſend Wörtern vervollſtändigte, wohlfeile und zum Gebrauche für Schulen beſtimmte Ausgabe. 1808. *Erſter Theil.* Lateiniſch-deutſch. VIII und 668 S. *Zweyter Theil.* Deutſch-lateiniſch. 612 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Dieſe Auflage unterſcheidet ſich von der erſten durch Verbeſſerungen einzelner Fehler und durch abermalige Vermehrung der aufgeführten Wörter: die Einrichtung iſt im Ganzen dieſelbe. In wiefern ein ſolches Wörterbuch, welches das Format eines Handwörterbuches hat, aber ſeiner Einrichtung nach ſich eher zu einem Taſchenwörterbuche qualificirt, zum Gebrauche für Schulen beſtimmt zu werden verdiene, muſs der Gebrauch entſcheiden; und er ſcheint, da ſo bald eine neue Ausgabe nöthig geworden iſt, bereits entſchieden zu haben. Der Vf. ſetzt den Zweck des Buches in Vollſtändigkeit, daſs Niemand, von dem Anfänger in beiden Sprachen an bis zu dem Gelehrteſten in denſelben, darin nach einem Worte vergebens ſuche. Er nimmt daher alles auf, was nur lateiniſch klingt, und begnügt ſich, um Raum für dieſe Vollſtändigkeit zu gewinnen, mit einer unvollſtändigen Erklärung und Verdeutlichung der aufgenommenen Wörter; gleichwohl haben wir noch mehrere Wörter und Terminen, wie *relatio*, *modalitas cet.* vergebens geſucht. Druck- oder Schreibfehler ſind uns nicht vorgekommen, und der Druck iſt deutlich und fein. Dem compendiöſen Drucke iſt es zuzuſchreiben, daſs bey aller Vermehrung des Buches die Seitenzahl gleichwohl etwas geringer ausgefallen iſt. F—G.

KURZE ANZEIGEN.

Lateinische Literatur. *Züllichau*, b. Darnmann: *Handbuch der Materialien zu deutſchen und lateiniſchen Abhandlungen aus der claſſiſchen Philologie und einigen ihrer Hauptwiſſenſchaften für geübte Jünglinge in Gelehrtenſchulen.* Nebſt genauerer Auseinanderſetzung der nöthigſten Ideen zur Erleichterung des Selbſtdenkens. Von M. *Karl Heinrich Sintenis*, emeritirtem Director des Zittauer Gymnaſiums. 1808. XXVIII u. 435 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Es bedarf nur einer kurzen Anzeige, um den Werth dieſes Handbuches zu beſtimmen. Das Ganze iſt, bis auf wenige Ausarbeitungen, nichts weiter, als eine bloſse Compilation; dem Vf. iſt nur die Auswahl und Anordnung der Materialien eigen. Der Vorzug vor ähnlichen Hülfsbüchern beſteht darin, daſs alle darin aufgenommenen Abhandlungen die claſſiſche Philologie und einige ihrer Hauptwiſſenſchaften betreffen. Die Hauptwiſſenſchaften, aus welchen der Vf. ſeine Aufgaben gewählt hat, ſind die bürgerliche und philoſophiſche Geſchichte der Griechen und Römer, ihre Alterthümer und Mythologie. Auf dieſe Weiſe zerfällt das Buch in 5 Abtheilungen, deren jede ſich in 2 Abſchnitte theilt, von welchen der 1ſte der griechiſchen, der 2te der römiſchen Literatur gewidmet iſt. Zu Anfange einer jeden Abtheilung iſt immer eine Abhandlung als allgemeine Einleitung vorausgeſchickt: die übrigen Abhandlungen ſchränken ſich bloſs auf die wichtigſten Gegenſtände ein, und ſind nach der Verſchiedenheit der excerpirten Hülfsmittel theils in lateiniſcher, theils in deutſcher Sprache geſchrieben. Wir zweifeln keinesweges an dem Nutzen praktiſcher Anleitungen zum Selbſtdenken bey eigenen Aufſätzen und Ausarbeitungen für Jünglinge: wir ſind ebenfalls überzeugt, daſs der kritiſche Unterſuchungs- und Prüfungs-Geiſt der Jünglinge durch philologiſche Aufgaben am leichteſten geweckt und geübt, und zugleich nützlich und angenehm beſchäftiget werde. Allein wir hätten gewünſcht, daſs der Vf. mehr Selbſtthätigkeit bewieſen, und die zuſammengetragenen Materialien mehr ſkizzirt hätte. Ausführlich abgeſchriebene oder aus verſchiedenen Büchern mühſam zuſammengeſtoppelte Abhandlungen können zwar den Lehrern bey ihrem Unterrichte eine groſse Erleichterung, aber den Jünglingen ſelbſt nur wenig Nutzen gewähren. F—G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1808.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Braunes: *Teut, oder theoretiſch-praktiſches Lehrbuch des geſammten deutſchen Sprachunterrichts.* (Zweyter Titel: *Sprachlehre der Deutſchen.*) Von *Th. Heinſius*, Prof. am berliniſchen Gymnaſium. 1807. XXXVI u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Dieſs iſt der erſte Theil eines Werks, welches in 4 Bänden die deutſche Sprache nach ihrem philoſophiſchen und empiriſchen Theile, die Rhetorik, Poetik und Declamatorik, ſo wie die Geſchichte unſerer Sprachliteratur abhandeln ſoll; ein 5ter Theil wird eine Sammlung von Aufgaben und Diſpoſitionen zu ſchriftlichen Arbeiten enthalten. Da von der groſsen Zahl deutſcher Grammatiken, welche vorzüglich in den letzten 5 Jahren erſchienen ſind, die meiſten kurze Lehrbücher ſind, und die gröſseren ſich die Popularität zum Hauptziele vorgeſteckt haben: ſo erregte die Ankündigung dieſes Werks in dem Rec. die angenehme Erwartung, daſs wir jetzt einem Werke von gröſserer Vollendung entgegenſehen durften. Dieſe Hoffnung iſt zwar eitel geweſen; indeſſen verdient doch dieſer erſte Theil, mit welchem die Grammatik der deutſchen Sprache bereits geſchloſſen iſt, eine rühmliche Erwähnung. Der Vf. hat mit vielem Fleiſse benutzt, was über den Geiſt der deutſchen Sprache in vollſtändigen Werken und einzelnen Abhandlungen zerſtreut war, und vieles wörtlich in ſein Buch aufgenommen, wodurch daſſelbe bedeutende Vorzüge vor mancher anderen Grammatik erhalten hat. Dieſer Geiſt des Vfs., Alles, was zur Vervollkommnerung der Mutterſprache geſchrieben wird, zu ſammeln, ſorgfältig zu prüfen und das Beſte zu behalten, iſt eine Aufmunterung für den Rec., dieſs ſchätzbare Buch nicht bloſs dem Freunde der Mutterſprache zum Ankaufe und ſorgfältigen Gebrauche zu empfehlen, ſondern auch dem fleiſsigen Vf. über einen und den anderen Punct ſeine abweichenden Anſichten mitzutheilen, und überhaupt denſelben durch einige Anmerkungen auf Manches aufmerkſam zu machen, was dem Rec. anders ſeyn zu müſſen ſcheint. Wenn dieſer Anmerkungen viele werden ſollten: ſo möge der Vf. darin einen Beweis erkennen, daſs Rec. das Buch beym Durchleſen lieb gewonnen hat, und es daher dem Buche ſchuldig zu ſeyn glaubt, hier weitläuftiger zu ſeyn, als er bey ſchlechten, oder auch mittelmäſsigen Büchern zu ſeyn pflegt.

Die Orthoepie iſt freylich mehr für den mündlichen, als für den ſchriftlichen Unterricht geeignet; wenn ſie aber einmal zum Gegenſtande ſchriftlicher Belehrung gemacht wird: ſo muſs ſie erſchöpfend und ſo abgehandelt werden, daſs ſie den Lehrling auch in Ermangelung eines mündlichen Unterrichts möglichſt ſicher leite. Olivier hätte hier zu einem ſicheren Leitſterne dienen können. Der Vf. hat nur negativ angegeben, daſs z. B. *a* nicht wie *ä* oder *o*, *ä* nicht wie *eh* ausgeſprochen werden ſolle; wie nun aber jene Vocale eigentlich geſprochen werden müſſen, wird nicht angegeben. Daſs das *ä* faſt wie *e* lauten ſolle in: *rächen, Bäche*, iſt unrichtig; wohl hätte aber hier bemerkt werden mögen, daſs ſich das *ä* im Conjunctive des Imperfects derjenigen Subjectivverbe, in deren Stamme ein wie *ä* geſprochenes *e* ſich befindet, dem *e* in der Ausſprache nähere; in den Sätzen: er *gebe* es mir (*det mihi*), und: er *gäbe* es mir (*mihi daturus eſſet*), wird das *e* wie *ä*, und das *ä* wie *e* geſprochen. Dieſer Übergang des tieferen *ä* in das höhere *e* wird hier nicht willkührlich angenommen; die Verſtändlichkeit der Sprache fürs Ohr fodert ihn, und die Schriftſprache beurkundet die Wirklichkeit dieſes Übergangs noch hin und wieder dadurch, daſs ſie in den Conjunctiv ein *ö* ſtatt *ä* aufnimmt, z. B. ſtahl, ſtöhle, ſchalt, ſchölte, rann, rönne, galt, gölte, empfahl, empföhle, ſogar *ü* ſtatt *ä*, z. B. half, hülfe. Dem *e* legt der Vf. einen dreyfachen Laut bey: 1), ſagt er, iſt es lang, 2) ähnlich dem *ä*, 3) wird es verſchluckt. In dieſen Worten liegt wenig Genauigkeit. Das *e* hat eine Länge und Kürze als Quantität, und eine Höhe und Tiefe als Qualität der Ausſprache. In dem angeführten Worte *geweſen* iſt das *e* der erſten Sylbe keinesweges *lang*, ſondern *kurz*, aber es iſt *hoch*; in der zweyten Sylbe iſt es *tief* und *lang*; in der dritten *tief* und *kurz*. Von *i* und *u* iſt bloſs Länge und Kürze angegeben; allein auch dieſe Vocale haben Höhe und Tiefe: ſo iſt *i* in dem Artikel *die* hoch, in dem Verbe *dienen* tief, und in beiden lang; *u* in *zu*, *du* hoch, in *Zunder*, *Wunder* tief. Ein feines Ohr unterſcheidet die Höhe und Tiefe genau, und wird ſehr beleidiget, wenn dieſelben im Sprechen nicht gehörig gehalten werden. Bey den Conſonanten lehrt der Vf., daſs *b* und *d* am Ende hart, wie *p* und *t*, lauten, alſo Lop, grop, Tot, Bat, (das Bad). Zu dieſer falſchen Lehre hat ſich der Vf. wohl durch Adelung verleiten laſſen; daſs ihr ja Niemand folge! *Pſ* ſoll lauten wie *Pz*, alſo Pzychologie!! G am Ende wie *k*! Alſo wäre zwiſchen: *erſank*, und: *erſang*, kein Unterſchied? Nein! wir müſſen alle Lehrer dringend ermahnen, doch ja

bey ihrem Unterrichte ſtreng auf die genaue Unterſcheidung der verwandten Conſonanten zu halten, und die Ausſprache ihrer Schüler nicht durch dergleichen unrichtige, aus der fehlerhaften Ausſprache Oberſachſens hergenommene Lehren zu verderben. Die Muſterkarte ſchlechter, oder vielmehr ſchlecht ausgeſprochener Wörter konnte füglich wegbleiben, und an deren Stelle etwas Beſſeres geſetzt werden; das Richtige richtig gelehrt macht eine Anführung des Fehlerhaften wenigſtens überflüſſig; auf jeden Fall gehört die Aufführung ſolcher Provincialismen nur in ein populäres, nicht in ein wiſſenſchaftliches Werk. — Der Zuſammenſetzung der Subſtantive, meint der Vf., liege keine feſte Regel zum Grunde, weil man ſage *Landmann* und *Landsmann*, *Amtmann* und *Amtsverwalter*, *Hungertod* und *Hungersnoth*. Sollte folgende Regel nicht durchgreifend ſeyn? Wenn der erſte Theil der Zuſammenſetzung den zweyten Theil bloſs claſſificirt: ſo nimmt er kein *s* an; bezeichnet er einen Beſitz: ſo wird er mit *s* verſehen. So iſt *Stadtskämmerey* die Kämmerey irgend einer Stadt; aber *Stadtkämmerey* muſs man ſagen, wenn man entweder von Kämmereyen überhaupt, oder von mehreren Arten von Kämmereyen ſpricht. *Ein*, oder auch *der* Schiffcapitän kann ein bloſser Titel ſeyn; ein Schiffscapitän iſt aber der wirkliche Capitän eines Schiffes. Alle Compoſita ſollten daher, in wie fern ſie einen bloſsen Titel bezeichnen, ohne *s*, wann ſie aber ein wirkliches Amt bezeichnen, mit *s* geſchrieben werden; daher iſt es in den meiſten Fällen unrichtig, wenn man Amtsrath ſtatt Amtrath ſagt. Indeſſen *abuſus non tollit uſum*. Die Regel muſs immer als Leitſtern aufgeſtellt werden, wenn auch Unkunde ſchon ſtark der Regel entgegengewirkt hat. — Zu den ſprachwidrig gebildeten Wörtern wird S. 48 auch das Wort *Vervollkommnerung*, als den Wohllaut beleidigend, gerechnet. Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, ob *Vervollkommnung* lieblicher laute, als *Vervollkommnerung*, müſſen aber das letzte als das richtige ſo lange in Schutz nehmen, als wir *Verſchlimmerung*, *Verkleinerung*, *Vergröſserung*, und nicht *Verſchlimmung*, *Verkleinung*, *Vergroſsung* ſchreiben. S 55. *Redetheile*. Der Vf. ordnet die Redetheile nach der Form des Urtheils, wodurch ein grober Verſtoſs gegen die Logik entſtanden iſt. Erſt werden nämlich 4 Hauptformen: *Subject*, *Prädicat*, *Copula* und *Conjunction* aufgeſtellt; dann wird, was unter dieſen Formen liegt, einzeln aufgeführt und für Redetheil erklärt. Nun liegen aber nur unter den beiden erſten Formen ſolche Theile; der Vf. muſste daher, wollte er die *Copula* und *Conjunction* mit in die Tabelle der Redetheile bringen, der Logik zum Trotz, ſie aus ihrer Sphäre herausheben und mit jenen Theilen des Subjects und Prädicats coordiniren, ungefähr ſo, als wenn man den fränkiſchen Kreis erſt mit dem ober- und niederſächſiſchen Kreiſe, und hinterher auch mit dem Herzogthume Mecklenburg coordinirt. Die Redetheile einer beſtimmten Sprache aus der Form des Urtheils abzuleiten, iſt eben ſo unmöglich, als aus dem Begriffe eines Hauſes zu beſtimmen, welche Art von Baumaterialien zum königl. Schloſſe in Berlin gewählt worden ſind. Dieſes Beyſpiel giebt den Geſichtspunct, aus welchem die Anordnung der Redetheile aufgefaſst werden muſs, ſehr genau an. Was man aus dem Begriffe eines Hauſes für die Baumaterialien überhaupt ſchlieſsen kann, das und nicht mehr kann man aus dem Begriffe oder der Form des Urtheils für die Redetheile ſchlieſsen. Die Redetheile einer beſtimmten Sprache ſind etwas Gegebenes; dieſes Gegebene muſs in der Sprache aufgeſucht, und nach den Regeln der Logik eingetheilt werden, und wenn die Eintheilung einmal richtig gemacht worden iſt, ſo muſs alles Schwanken zwiſchen einer gröſseren oder kleineren Zahl von Redetheilen für immer aufhören. Wie wenig eine Eintheilung der Redetheile nach den drey Theilen des Urtheils oder Satzes gelingen konnte, hätte dem Vf. einleuchten müſſen, als er die Theile aufführte, welche ausſchlieſslich unter dem Subjecte und dem Prädicate liegen ſollen. Unter das Prädicat ſetzt er bloſs das Adjectiv und das Adverb. Allein es braucht kaum bemerkt zu werden, wie häufig auch das Subſtantiv Prädicat des Satzes iſt. Ferner gehört das Adjectiv eben ſo gut dem Subjecte als dem Prädicate an. Zum Subjecte und deſſen Bezeichnung ſollen gehören: 1) das Subſtantiv, 2) der Artikel, 3) das Pronomen, 4) die Präpoſition, 5) das Zahlwort. Allein wie ſteht es nun um folgende Sätze? *Oft iſt nicht immer; weiſs iſt nicht ſchwarz; leben iſt beſſer als ſterben* u. a. Von den neun Redetheilen, die der Vf. aufführt, muſs Rec. wenigſtens das Pronomen wegſtreichen, welches eben ſo wenig, als das *Nomen proprium*, einen beſonderen Redetheil conſtituiren kann. Eine andere, begründete Abtheilung der Wörterclaſſen der deutſchen Sprache wird Rec. zu ſeiner Zeit dem Publicum vorlegen, daher er dieſelbe jetzt zurückhält. — Im Decliniren folgt der Vf. Adelungen, und meint, daſs bey Verminderung der Declinationsſcheme ſich nur die Ausnahmen häufen. Nicht doch! wenn man alle Wörter unter drey Declinationsſcheme bringt: ſo giebt es der Ausnahmen ſehr wenige; eigentlich und urſprünglich hat die deutſche Sprache nur zwey Scheme; das dritte iſt dadurch nach und nach entſtanden, daſs nicht jeder Schreiber decliniren konnte, daher falſch beugte, Nachahmer fand, und ſonach ein Afterſchema ſchuf. Die meiſten Wörter dieſes Schems werden ſelbſt von Adelung als zweifelhaft in ihrer Declination angegeben, und ſollten daher von dem Grammatiker ihrem Scheme wieder zugewieſen werden. Die fremden Wörter *Profeſſor* u. ſ. w. ſind in ihrer deutſchen Declination wahre Ungeheuer; denn welcher rein deutſche Mund wird je aus *Profeſſor* in der Mehrzahl *Profeſſoren* bilden? Dieſe Ausländer müſſen daher, ſollen ſie als eingebürgert in unſerer Sprache erſcheinen, ſich nach deutſcher Sitte bequemen, und aus einem Profeſſor muſs ein Profeſſer, und aus Profeſſoren müſſen die Profeſſer, wie der Feldmeſſer, die Feldmeſſer, gebildet werden. Wenn dieſe Fremdlinge ihre barba-

Digitized by Google

riſche Beugung mit einer ächt deutſchen vertauſchen, und wenn die deutſchen Wörter von zweifelhafter Declination einer der zwey Declinationen, die allein in der deutſchen Sprache begründet ſind, zugewieſen werden: ſo werden wenig Wörter der dritten, oder nach Adelung, der 6ten Declination übrig bleiben, die, durch einen langen Miſsbrauch geheiligt, als Ausnahmen aufgeführt werden müſſen. Nur dann, wann die Grammatiker auf die zwey ächten Declinationen der deutſchen Sprache zurückgekommen ſeyn werden, kann die Erlernung der Declinationen dem Lehrlinge von Nutzen ſeyn; jetzt ſtehen die 8 Declinationen nur zur Parade in den Grammatiken. Denn wenn der Schüler auch alle 8 Scheme mühſam erlernt hat: ſo weiſs er doch noch nicht, ob er decliniren ſoll „*des Bärs*“ oder „*des Bären.*“ Es fehlt bey 8 Declinationen durchaus an einem ſicher leitenden Principe, wie der Vf. ſelbſt dadurch beurkundet, daſs er decliniren lehrt: *der Knabe, des Knabens.* Bey den griechiſchen Eigennamen verbietet der Vf. die Endung *es* wegzuwerfen, *os* aber, und in den lateiniſchen *us* und *ius*, ſollen weggeworfen werden dürfen. Wir haben den Grund dieſer ſonderbaren Lehre nie errathen können; Adelung behauptete zwar, *es* wäre weſentlich, *os* zufällig, allein das war eine leere Meinung. Das Pronomen wird herkömmlich als Stellvertreter des Subſtantivs aufgeführt und dabey geſagt, daſs daſſelbe erſt durch die erhöhete Cultur erzeugt worden ſey. Dieſe gewöhnliche Anſicht iſt gewiſs unrichtig; nach des Rec. Dafürhalten gehört das Pronomen der Kindheit der Sprache an, welches mit dem Erwachen des Perſönlichkeitsgefühls, alſo recht früh, entſtehen muſste. Auch läſst ſich der frühere Urſprung wohl hiſtoriſch nachweiſen; wenigſtens ſind in den morgenländiſchen Sprachen die *ſuffixa*, gewiſs ein uralter Sprachtheil, aus dem perſönlichen Pronomen entſtanden, folglich iſt dieſes noch eher geweſen, als jene. Man möchte daher wohlthun, wenn man den Namen Stellvertreter wieder aufgäbe, auch die Benennung *pronomen* antiquirte, und dieſe Wörterclaſſe *perſönliche Subſtantive* nennte. — Um den Schüler im Gebrauch des *Seyn* und *Haben* bey den *verbis neutris* ſicher zu ſtellen, wird eine 26 Seiten lange Tabelle von Verben eingeſchaltet, und bey jedem Verbe bemerkt, ob daſſelbe mit *Haben* oder mit *Seyn* zu conjugiren ſey. Durch ſolche Tabellen ſcheint die Grammatik in das Gebiet des Wörterbuchs überzuſchreiten. Die Grammatik muſs Alles auf Regeln zurückführen. Wir wünſchten daher, der Vf. hätte ſich dieſe lange Tabelle durch eine feſte Regel zu erſparen geſucht, um ſo mehr, da die Tabelle, trotz ihrer Länge, dennoch nicht gegen Fehler ſchützt. In der Tabelle heiſst es z. B. *Fallen*, *Wachſen* mit *Seyn*. Der Schüler wird alſo auch, wenn von der *Dauer* des Fallens und Wachſens die Rede iſt, das Verb mit *Seyn* conjugiren, und folglich durch die Grammatik ſelbſt zu Fehlern verleitet werden. — Den fälſchlich ſogenannten *unregelmäſsigen* Verben hätte der Vf. mehr das Wort reden ſollen; durch das verderbliche Bemühen der Grammatiker und der anderen Schriftſteller, die ſubjective Verbform zu verdrängen, wird die deutſche Sprache eines ihrer ſchönſten Vorzüge beraubt. Was noch zu retten iſt, muſs ja der Grammatiker zu retten ſuchen, daher z. B. nicht ſagen, daſs der Sprachgebrauch über die Regelmäſsigkeit des Verbs *braten* noch nicht entſchieden habe, vielmehr beſtimmt erklären, *daſs* und *warum* es fehlerhaft ſey, *bratete* ſtatt *briet*, oder *briet* ſtatt *bratete* zu gebrauchen. Die Form *kömmſt*, *kömmt* gehört nicht bloſs dem gemeinen Leben an; ſie iſt die allein richtige, und *kommſt*, *kommt* durchaus fehlerhaft. — Doch wir enden hier mit unſeren Bemerkungen über ein Buch, das, wenn gleich noch nicht vollendet, doch einen ehrenvollen Platz unter den Grammatiken der deutſchen Sprache einnimmt, und dem verdienten Vf. die Achtung ſichern wird, die ihm für das raſtloſe Bemühen, das Studium der deutſchen Sprache zu fördern, gebührt. ſt.

BERLIN, b. Öhmigke d. ä.: *Neue deutſche Sprachlehre, oder faſsliche Anweiſung zur Erlernung der deutſchen Sprache, auch für Ausländer.* Von M. *Friedrich Rambach*, Mitglied des Senats der königl. Akadem. der Künſte, königl. Profeſſor und Prorector des Friedrichs-Gymnaſiums u. ſ. w. 1802. 12 Bogen 8. (9 Gr.)

Wenn man die groſse Anzahl der neueren deutſchen Sprachlehren bedenkt, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren: Entweder müſſen unſere bisherigen Sprachlehren ſehr fehlerhaft, oder es muſs ſehr leicht ſeyn, allerley Verbeſſerungen anzubringen und ſeine Vorgänger zu übertreffen. Man möchte alſo dieſes kleine Buch mit einem günſtigen Vorurtheile annehmen, zumal da es auch den Ausländern eine erleichterte Anweiſung zur Erlernung der deutſchen Sprache verſpricht. Allein bey näherer Beurtheilung wird ſich zeigen, daſs beide Gedanken groſse Einſchränkung erhalten müſſen. Der erſte ſcheint zwar durch den kurzen Vorbericht beſtätigt zu werden, denn darin eignet ſich der Vf. *eine* Verbeſſerung der Declinationen ſchon wirklich zu, und *eine zweyte* verſpricht er aufs Künftige. Er ſagt, er habe die ſeit *Gottſcheds* Zeit unabänderliche Zahl von acht Declinationen vermindert, und werde auch künftig die Conjugationen Zahl vermindern. Allein wenn man die Zahl der Haupt-Regeln vermindert, hingegen die Zahl der Ausnahmen vermehrt, kann man ſich nicht mit Grunde rühmen, daſs man dem Gedächtniſs eine Hülfe verſchafft habe. Dieſs iſt hier offenbar der Fall. Wenn alſo nur ſcheinbare, aber unerweisliche Fehler der Vorgänger bemerkt und vermieden werden: ſo ſind auch die Verbeſſerungen nur ſcheinbare. Hier iſt der Beweis. Im §. 41 werden die Wörter weiblichen Geſchlechts ohne alle Ausnahme für indeclinabel erklärt. Wenn das richtig wäre: ſo hätte der Vf. einen groſsen Fehler ſeiner Vorgänger verbeſſert. Allein er hat offenbar nur einige Wörter überdacht, die in der einzelnen Zahl unverändert bleiben und keine Mehr-

Digitized by Google

zahl zulaſſen, z. B. die Güte, Liebe, Treue u. ſ. w. Aber wir haben ja viele andere Wörter weiblichen Geſchlechtes, die eine Mehrzahl oder einen Plural haben, und ihn nicht auf einerley Art bilden. Bey einigen kömmt bloſs der Umlaut hinzu, z. B. die Mütter, die Töchter u. ſ. w.; bey anderen wird ein *e* angehangt, z. B. die Hinderniſſe, Betrübniſſe u. ſ. w.; bey anderen wird *en* angehängt, oder wenn ſie ſich auf einen Lautbuchſtaben endigen, ein bloſses *n*, z. B. die Birnen, Pflaumen, Blumen u. ſ. w., oder es wird auch zugleich mit dem angehängten *e* der Umlaut hinzugefügt, z. B. die Wände, die Nüſſe u. ſ. w. Die angeführte Regel müſste alſo auf den Singularis eingeſchränkt werden, oder vielmehr, man muſs die Declinationen nicht nach dem Geſchlechte der Wörter beſtimmen. Eben ſo kann man die Behauptung §. 44 weder für richtig, noch für eine Verbeſſerung erklären: *der Dativ des Singulars iſt durchaus dem Nominativ gleich.* Jeder gute Deutſche ſagt doch wohl mit Luthern: *an dem Tage, nach dem Bilde, in dem Felde, Walde* u. ſ. w., nicht: an dem Tag u. ſ. w. Aber, ſagt Hr. R., dieſs angehängte *e* iſt nur ein Wohllauts *e*. Es ſey alſo, ſo werden wir eine neue *declinationem euphonicam* machen müſſen. Dadurch wäre aber dennoch die angeführte Regel noch nicht allgemein berichtiget. Wir haben ja auch Wörter, worin der Dativ eben wie der Genitiv, die Bildungs-Sylbe *en* bekommt, z. B. dem *Fürſten, Prinzen, Grafen* u. ſ. w. Will Hr. R. etwa *Beckmann* und andere in Schutz nehmen, welche immer ſchreiben: *dem Fürſt Georg* u. ſ. w., als wenn das Wort *Fürſt* im Singular indeclinabel wäre? Dieſer Gebrauch rührt aber vermuthlich aus einem bloſsen Miſsverſtande her. Wenn man ehemals einen Eigennamen mit einem Namen der Würde zuſammenſetzte: ſo unterdrückte man das Zeichen des Endfalls bey dem Standes-Namen, und brachte es nur bey dem Eigen-Namen an. Man ſchrieb alſo *dem Fürſt Georgen*. Mit der Zeit erklärten einige Sprachlehrer die Eigennamen für indeclinabel, oder hielten es wenigſtens für unſchicklich, denſelben die Endfalls-Sylben anzuhängen. Man fing alſo an, einen grammatiſchen Fehler zu vermeiden, aber den anderen zu überſehen. Was ſollen nun Ausländer von unſerer Sprache denken, wenn ſie ſolche ungewiſſe und unſichere Regeln leſen, die doch ohne Einſchränkung vorgetragen werden? Von dem *e* des Dativs hat *Heynatz* in ſeinem neunten Briefe über die deutſche Sprache ausführlich gehandelt. Doch der Vf. ſcheint von den Bemühungen ſeiner Vorgänger, die zum Theil viele Jahre auf die Ausbildung der deutſchen Sprache, und auf die Berichtigung der Sprach-Geſetze verwendet haben, keine gehörige Kenntniſs gehabt zu haben. Man muſs nothwendig auf dieſe Gedanken gerathen, wenn man die oben angeführten Worte des Vorberichts anſieht, worin der ſeit *Gottſcheds* Zeiten unabänderlichen Zahl von 8 Declinationen gedacht wird. *Gottſched* ſelbſt nahm fünf Declinationen an, ſeine Nachfolger aber haben dieſe Anzahl bald vermindert, bald vermehrt. *Bodmer* nahm nur 2 Declinationen an, machte aber ſo viele Ausnahmen, daſs dennoch 9 Declinationen, die *Heynatz* annahm, zuſammengezählet werden konnten. *Fulda* beſtimmte 6, *Adelung* 8, *Mäzke* aber nur 3 Declinationen. Wie ſoll man alſo den Ausſpruch des Vfs. rechtfertigen? Wenn auch *Bodmers* Grundſätze der deutſchen Sprache (Zürich 1768), weil er ein Schweizer war, ganz überſehen wären: ſo war es doch unrecht, von *Heynatz, Fulda* und *Mäzke* ganz zu ſchweigen. Wenn die *Adelungi*ſche vierte Declination hier die adjectiviſche genannt wird: ſo wird man von der vorgeblichen Erleichterung der Erlernung der deutſchen Sprache eben ſo denken, als von *Baſedow*, der nur 3 Redetheile annehmen wollte.

Aus allem erhellet, daſs dieſs Buch noch eine ſorgfältige Überarbeitung verdient, wenn es ein brauchbares Schulbuch werden ſoll. Alsdann wären auch einige Behauptungen entweder wegzulaſſen, oder beſtimmter vorzutragen, z. B. daſs die Schriftſteller Geſetzgeber der Sprache wären. Sie können den Sprachgebrauch nicht nach Belieben ändern, daher ſind ſo viele Vorſchläge in der Rechtſchreibung und Wortverbindung ohne Erfolg geblieben. So wollen manche Neuere die trennbaren Partikeln *ab, an* u. ſ. w. nicht leiden; aber kein Menſch ſagt ihnen zu gefallen: du *abbezahlſt* mich, oder du *anklagſt* mich u. ſ. w. Auch die Vorſtellung von den Haupt-Mundarten der deutſchen Sprache, im 7 §. des Vorberichts, verdient berichtiget zu werden.

Übrigens leugnet Hr. R. die verſchiedene Declination der Hauptwörter nach ihrer verſchiedenen Bedeutung, und ſchreibt daher *Worte*, aber nicht *Wörter*. Geſetzt, man wollte ihm dieſes zugeſtehen, und den Unterſchied der *Wörter* im grammatiſchen Sinn, und der *Worte* in oratoriſcher Verbindung fahren laſſen: ſo wäre noch ein anderer Vorſchlag des Rec., dieſe verſchiedene Declination durch einen grammatiſchen Unterſchied zu rechtfertigen. Nämlich man könnte einen *Pluralem collectivum* in *Worte, Lande, Bande* u. ſ. w. annehmen, hingegen einen *Pluralem diſtributivum* in *Wörter, Länder, Bänder* u. ſ. w.

Gz.

N e u e   A u f l a g e n.

Altona, b. Hammerich: *Thomas Bugge*, Juſtizraths und Profeſſors der Mathematik und Aſtronomie an der Univerſität in Kopenhagen u. ſ. w., *grundliche und vollſtändige theoretiſch-praktiſche Anleitung zum Feldmeſſen* oder *zur praktiſchen Geometrie.* Aus dem Däniſchen überſetzt von *Ludolph Hermann Tobieſen*, D. der Philoſophie und Mitgliede der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Göttingen. Nebſt einer Vorrede des Hn. Prof. *J. G. Büſch* in Hamburg, u. 2 Abtheilungen des Überſetzers über das geometriſche Vertheilen der Felder u. Höhenmeſſung durchs Barometer. Neue verbeſſ. u. vermehrte Aufl. M. 17 K. 1807. XLII u. 390 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Leipzig, b. Gräff: *Praktiſches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks der Gedanken*, zum Gebrauch für Schulen. Von M. *J. C. Vollbeding*, Frühprediger und Rector in Straſsburg in der Ukermark u. ſ. w. 3te verm. u. verbeſſ. Aufl. 1809. 366 S. 8. (16 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1808.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Gotha, b. Steudel u. Keil: *English Library. Authors in verſe.* Vol. I, containing the firſt part of *Milton's Paradiſe Loſt.* 1805. 332 S. Vol. II, containing the ſecond part of *Milton's Paradiſe Loſt* and *Paradiſe regained.* 1805. 211 S. Vol. III, containing *the Seaſons by Thomſon.* 1806. 268 S. Vol. IV, containing *the Poems of Oliv. Goldſmith and Cunningham.* 1807. 267 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Auch unter den Titeln: *Paradiſe Loſt*, a poem in twelve books, written by *John Milton.* Vol. I-II — *The Seaſons*, written by *James Thomſon.* — *The Poems of Oliv. Goldſmith* and *Cunningham.*

Was Rec. bey der Anzeige der im obigen Verlage erſchienenen engliſchen Proſaiker zu äuſsern für nothwendig hielt (1805. No. 177), gilt in einem noch höheren Grade von den jetzt gelieferten älteren Dichtern, die durchaus einer kritiſchen und exegetiſchen Beleuchtung bedurft hätten, wenn dem Abdrucke derſelben bleibender Werth hätte zu Theil werden ſollen. Wer kennt nicht die Schwierigkeiten, die man bey der Lectüre des *verlornen Paradieſes* zu überwinden hat, wenn man ganz in den Sinn des Dichters eindringen, und zu ſeinem hohen Schwunge ſich erhebend, die ganze Fülle ſeines Geiſtes faſſen und ſich aneignen will? — Schwierigkeiten, durch die ſelbſt Engländer vom erſten Range in der Literatur ſich bewogen fanden, jenes Gedicht kritiſch und exegetiſch zu bearbeiten. So hielt es ſelbſt *Bentley* nicht für überflüſſig, eine Ausgabe deſſelben mit ſeinen Anmerkungen im J. 1732 zu veranſtalten, in welchen er Verbeſſerungen vorſchlug, die im folgenden Jahre von Dr. *Pearce* in einer Überſicht des Textes abgewogen und mit neuen Bemerkungen begleitet wurden. Im J. 1734 lieferten die beiden *Richardſon*, Vater und Sohn, erklärende Anmerkungen; von welchem allem man das Vornehmſte und Wichtigſte in der zu London 1761 erſchienenen Ausgabe, welche *Thomas Newton* beſorgte, beyſammen findet. Wie leicht wäre es geweſen, dieſe Vorarbeiten zu benutzen; und es zu thun, hätte unerlaſsliche Pflicht ſeyn ſollen.

Einer noch gröſsern Aufmerkſamkeit der Kritik bedürfen *Thomſon's Jahrszeiten*, von denen der Winter, der Sommer und der Frühling in dieſer Folge erſt einzeln in den Jahren 1726, 1728 und 1729, und dann mit dem Herbſte vereint 1730 ans Licht traten. Darauf wurden ſie wieder im J. 1738 abgedruckt, und machten den erſten Theil von *Thomſons* ſämmtlichen Gedichten aus. Dieſe Ausgabe ſtimmte zwar beynahe mit der erſten überein, war aber doch von dem Dichter mit einigen Zuſätzen bereichert worden. Bedeutender ſind dagegen die Veränderungen, womit *Thomſons* letzte Feile, die im Jahr 1744, vier Jahre vor ſeinem Tode, erſchienene Ausgabe ausgeſtattet hat, welche nun eigentlich bey allen folgenden Abdrücken unverändert hätte zum Grunde gelegt werden ſollen. Dieſes geſchah aber nicht, ſondern ſie wurde auf die mannichfaltigſte Art entſtellt, und ſo gleichfalls mit den abweichendſten Lesarten nach Deutſchland verpflanzt. Auch in vorliegender Ausgabe finden ſich befremdende Spuren davon. So heiſst es, um nur Ein Beyſpiel aufzuſtellen, im Frühling V. 65 fgg.:

— then with victorious *hand,*
Diſdaining little delicacies, ſeiz'd
The plow, and greatly independent ſcorn'd
All the vile ſtores, corruption can beſtow:

ſtatt daſs in den übrigen Ausgaben, die Rec. verglichen, und deren verſchiedene Lesarten er geſammelt hat, ſo wie ſelbſt in der von *Patrick Murdoch* 1787 beſorgten ſteht:

— then with unwearied *hand*
Diſdaining little delicacies, ſeiz'd
The plow, and greatly independent liv'd.

Nur in einigen Ausgaben findet ſich *deſcending* ſtatt *unwearied.* — Woher rühren nun jene Abweichungen, und weſswegen ſind ſie der gewöhnlichen Lesart vorgezogen worden? Hierüber hätte doch Aufſchluſs gegeben werden müſſen.

Man ſieht, daſs, der Nothwendigkeit erklärender Anmerkungen nicht zu erwähnen, für Kritik ſich hier ein nicht kleines Feld darbietet. Oder ſollen wir die ausgezeichneten Schriftſteller ſpäterer Zeiten nicht der Aufmerkſamkeit werth halten, die wir denen des Alterthums ſchenken? Mag es ſeyn, daſs manche ſo denken, beſonders da bey den öffentlichen Lehranſtalten die neuere Literatur und Sprachkunde meiſtens noch in den Händen der elendeſten Sprachmeiſter gelaſſen wird. Rec. kann dieſem Vorurtheil nicht beypflichten, und wünſcht herzlich, daſs Deutſchland bald mit einer, auch durch ihr Äuſseres ſich auszeichnenden Ausgabe der vorzüglichſten engliſchen Schriftſteller beſchenkt werden möge: denn der obigen fehlt es noch an Allem, was ſie einer unbeſchränkten Empfehlung werth machen könnte, indem ſelbſt die Richtigkeit der Interpunction auf das Unverzeihlichſte vernachläſſiget worden iſt.

Rw.

Digitized by Google

Oldenburg, b. Schulze: *The polite Preceptor, or a Collection of entertaining and inſtructive Eſſays, ſelected from the beſt Engliſh writers, and arranged in the moſt natural order; with a view to inſpire into the minds of youth the love of virtue, and the principles of true taſte and juſt reaſoning. Vol. I.* 1808. XI u. 305 S. 8. (20 Gr.)

Nach der fünften Auflage, London 1795, abgedruckt. Es iſt eine Sammlung moraliſcher Abhandlungen, aus den weiland berühmten engliſchen Wochenblättern, *the Spectator*, *Tatler*, *Guardian*, *Adventurer*, *Rambler* (der hier oft *Ramler* gedruckt ſteht), *Idler*, *the World*, und aus *Cheſterfield's* Briefen entlehnt. Der uns unbekannte Herausgeber, Hr. *S.* (vielleicht der Verleger), wünſcht und hofft, dieſer Abdruck werde ſowohl dem Freunde als dem Lehrling der engliſchen Sprache willkommen ſeyn. Nicht beiden, und wahrſcheinlich keinem von beiden. Der beleſene Freund der engliſchen Sprache kennt jene Werke längſt in ihrer Vollſtändigkeit, wenn er auch nicht jeden Aufſatz darin des Durchleſens gewürdiget hat. Den deutſchen Jüngling aber, auf den es hier wohl eigentlich abgeſehen iſt, bedauern wir, wenn wir uns ihn, unter der Aufſicht eines urtheilloſen Lehrers, dieſe zum Theil recht ſehr langweiligen und matten Betrachtungen aborgelnd denken. *Addiſon*, *Steele* und *Johnſon* waren vortreffliche Köpfe, und ſchrieben für ihre Zeit erbaulich und angenehm. Schriftſteller jeder Zeit und jeder Nation aber waren ſie keinesweges. Daſs ihre Landsleute ihrer noch gern in Ehren und dankbar erwähnen, geſchieht aus gerechtem Nationalvorurtheil; geleſen werden ſie wenig, auſser von Leuten, die nur Altes leſen, und was wohlfeil zu haben iſt. Iſt nicht der fromme, herzliche *Gellert* unſeren jungen Leuten ſchon aus den Händen geſunken? Sie finden ihn trocken, kraftlos, wohl gar abgeſchmackt. Und doch iſt ſeine Moral reiner, ſeine Religioſität wärmer, ſein Wahrheitsſinn menſchlicher, ſein Vortrag verſtändlicher, als bey ſeinen Vorgängern in England. Niemand lieſt mehr den *nordiſchen Aufſeher* und dergleichen Schriften aus jenem Zeitalter. Die Menſchen der damaligen Periode lieſsen ſich gern erbauen, und falteten ſchon bey dem Worte Tugend die Hände. Die heutige Welt will, für Verſtand und Herz, ſtarke Vernunftgründe, heftige Rührung. Zweifelſucht und hohe Dichtungen haben der Erbauung das leichte Spiel verderbt.

Auf dieſe Gedanken, die er hier nicht weiter verfolgen darf, iſt Rec. bey der Durchblätterung der vorliegenden Sammlung, faſt wider ſeinen Willen, gerathen. Er rächt ſich für ſein Gähnen durch Mittheilung einer Probe, die er vor anderen dazu auswählt, weil das Langweilige bald kommt, da man ſonſt das ſehnſuchtsvolle Vergnügen hat, auf ganzen Bogen damit hingehalten zu werden. Sie ſteht S. 213. und iſt aus dem vormals hoch geprieſenen *Guardian* (von *Addiſon* und *Steele*) entlehnt. „*Über den Stolz.* Keine Leidenſchaft beſchleicht das Herz unvermerkter, keine vermummt ſich vielfacher, als der Stolz. Wenn irgend eine Leidenſchaft, irgend ein Laſter mir durchaus fremd iſt: ſo iſt es der Stolz; obgleich vielleicht dieſe Meinung von mir ſelbſt gewiſſermaſsen eben aus dieſer verderbten Quelle herrührt. Entzückt hat mich immer der Spruch aus der heiligen Schrift: Stolz ziemt dem Menſchen nicht (*Pride was not made for man*). Der Menſch, wie er dermalen iſt, bietet auch nicht Eine Seite dar, die nicht alle geheimen Samenkörner des Stolzes in uns zu erſticken; die nicht vielmehr, die Seele in die tiefſte Demuth, in die im Katechismus ſogenannte Selbſtvernichtung zu verſenken, hinreicht. Der Stolz ziemt dem Menſchen nicht, da er 1) ein ſündhaftes, 2) ein unwiſſendes, 3) ein elendes Weſen iſt. Weder in ſeinem Verſtande, noch in ſeinem Willen, noch in ſeiner gegenwärtigen Lage iſt etwas, wodurch ein Nachdenkender zum Stolz oder zur Eitelkeit verleitet werden könnte. Aber gerade dieſe drey Urſachen, warum er nicht ſtolz ſeyn ſollte, machen ihn dazu. Wäre er nicht ein ſündhaftes Geſchöpf: ſo würde er einer Leidenſchaft nicht unterliegen, die aus der Verderbtheit ſeiner Natur entſpringt; wäre er nicht ein unwiſſendes Geſchöpf: ſo würde er ſehen, daſs er auf nichts ſtolz ſeyn kann; und wäre nicht die ganze Gattung elend: ſo hätte er nicht die jämmerlichen Gegenſtände der Vergleichung vor Augen, die ſeine Leidenſchaft veranlaſſen, und machen, daſs ein Menſch ſich über den anderen erhebt. Der Weiſe wird ſeine Herrlichkeit gelaſſen dahin verſchoben ſehen, wo er wirklich verherrlicht; wo ſein Verſtand erleuchtet, ſein Wille gebeſſert, ſeine Glückſeligkeit geſichert; in anderen Worten, wo er weder ſündhaft, noch unwiſſend, noch elend ſeyn wird."

Nicht weiter. Dergleichen Geſchwätz hat *Lichtenberg* mit dem von ihm erfundenen Worte *Candidatenproſe*, charakteriſirt. Zum Behuf der jungen Leute in Deutſchland, die Engliſch lernen wollen, ſollte man ſolche, für engliſche Knaben gemachte Sammlungen entweder gar nicht, oder mit ſorgfältiger Auswahl, abdrucken laſſen. So wie man ſie giebt, iſt es kein Wunder, wenn ſie Maculatur werden. Bey dieſer wird es übrigens nicht die Mühe lohnen, noch von den auf jeder Seite vorkommenden Druckfehlern zu reden.

Oh.

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *The Complete Engliſh Letter-Writer on the moſt common Occaſions in Life*, oder *Übungen zum Überſetzen aus dem Deutſchen ins Engliſche*, mit untergelegter Phraſeologie und mit Hinweiſungen auf die Abweichungen der deutſchen Sprache von der engliſchen. Von D. *Johann Chriſtian Fick*, Lector der engliſchen Sprache auf der Friedrich-Alexanders Univerſität zu Erlangen. 1806. 250 S. 8. (18 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Anhang zur praktiſchen engliſchen Sprachlehre für Deutſche beiderley Geſchlechts.* Nach der in *Meidingers* franzöſiſcher Grammatik befolgten Methode, und nach *Sheridan's* und *Walkers* Grundſätzen der reinen Ausſprache bearbeitet.)

Digitized by Google

Dieſes Werk beſteht aus einer Sammlung ſehr zweckmäſsig gewählter Briefe zum Überſetzen ins Engliſche. Da ſie aus einem mehrmals in London aufgelegten Briefſteller, betitelt: *The Complete Letter-writer, containing familiar letters on the moſt common Occaſions of Life. Alſo a Variety of elegant Letters for the Direction and Embelliſhment of Style etc.* entlehnt worden ſind: ſo bedarf es kaum der Bemerkung, daſs man die, dem deutſchen Text untergelegten Wörter und Redensarten überall paſſend findet. Auſser der genau bemerkten Abweichung der engliſchen Wortfügung von der deutſchen ſind auch hie und da Fingerzeige auf die vorzüglichſten Sprachregeln beygebracht worden, ſo daſs dieſes Werk allen denen empfohlen zu werden verdient, die ſich in der Abfaſſung geſchmackvoller engliſcher Briefe über die mannichfaltigſten Gegenſtände einige Fertigkeit verſchaffen wollen. Rw.

1) Grätz, b. Ferſtl: *Neues franzöſiſch-deutſches Taſchenwörterbuch.* Vorzüglich für jene (diejenigen) bearbeitet, welche die franzöſiſche Sprache nach der Meidingerſchen Grammatik, verbeſſert von *J. B. Lugino*, Lehrer der franzöſiſchen Sprache, erlernen. Zweyte, vermehrte und verbeſſerte Auflage, bereichert mit einer Sammlung franzöſiſcher Synonymen. 1808. 503 S. kl. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaſ.: *Neues deutſch-franzöſiſches Taſchenwörterbuch.* Vorzüglich für jene u. ſ. w. Zweyte Auflage u. ſ. w. 1808. 463 u. 71 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) Ebendaſ.: *Recueil de ſynonymes François.* Sammlung franzöſiſcher Synonymen aus den beſten Werken über dieſen Gegenſtand. Von einem Liebhaber der franzöſiſchen Literatur. 1808. 71 S. (10 Gr.)

Zur Verlängerung des Titels mag es der Verleger bequem gefunden haben, die bekannten Namen *Meidinger* und *Lugino* in ſolchem Verein zu erwähnen; oder er hat durch ſie ſein Lexikon verkäuflicher machen, und der bey ihm ans Licht getretenen Lugino-Meidingerſchen Grammatik durch das Wörterbuch mehr Bekanntſchaft verſchaffen wollen. Dieſe Speculation iſt wohl nicht glücklich ausgedacht. Denn mancher, der gerade ein kleines Wörterbuch haben muſs, und das Ferſtlſche zu Geſicht bekommt, wird es lieber nicht kaufen, wenn er nicht eben auch mit jener Grammatik im Bunde ſteht. Es iſt übrigens keine Gefahr dabey. Das Wörterbuch beſteht für ſich; man findet keine Hinweiſungen auf irgend ein anderes Buch darin. Es iſt, wie mehrere dergleichen Hülfsbücher in unſeren Zeiten zu ſeyn pflegen, ein Abdruck aus den bereits vorhandenen. Die Vocabeln ſind in ihren verſchiedenen Bedeutungen angegeben, und ganz und gar keine Phraſeologie beygefügt. Daſs keine auffallenden Unrichtigkeiten vorkommen, davor kann man, nach ſo unzählich vielen lexikographiſchen Behandlungen der franz. Sprache, ziemlich ſicher ſeyn. Eben ſo natürlich iſt es, daſs mancher Ausdruck, unter dem Zwange der Kürze, ſchielend und irreführend ausfallen müſſe. Einige Unfüglichkeiten dieſer Art will Rec. angeben. *Chartrier* wird durch *Urkundenarchivbewahrer* erklärt. Ein langes Wort, welches man ſprachgemäſser durch *Archivar* ausdrücken würde, wenn dieſes nicht einen ſachkundigen Aufſeher, jenes aber nur einen treuen Mann zu bedeuten ſchiene, der auf die Behältniſſe und Schlüſſel des Archivs Acht hätte. Und doch iſt es keines von beiden, ſondern eigentlich das *Archiv* ſelbſt, und zwar ein Kloſterarchiv. *Richelet* erklärt es lateiniſch durch *Tabularium*, und franzöſiſch durch: *Tréſor, lieu où l'on garde les chartres d'une Abaïe, d'un Couvent, d'une ſeigneurie.* Er fügt freylich hinzu: *Dans les Couvents, il y a un Religieux Chartrier.* Die erſte Bedeutung aber iſt die vornehmſte, und das Wort gleich mit dem beym *Dufreſne* vorkommenden *chartularium*, von ihm durch *ſcrinium*, χαρτοφυλακιον, erklärt; zu deutſch alſo: *Urkundenſchrank, Briefhalter.* — *Jacobin*, hier zu deutſch: *Revolutionsmann.* Das bedarf für den Unkundigen eine weitläuftige Erörterung, der Kundige weiſs, was er unter *Jakobiner* zu verſtehen hat. *Jacobite* fehlt ganz; obgleich die *Jakobiten* in der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts einen ungleich breiteren Raum, als die Jakobiner, einnehmen. *Mépriſer* hätte unter *Mépris*, nicht unter *Mépriſe* (Miſsgriff) ſtehen ſollen. Den Beſchluſs des *franzöſiſch-deutſchen* Wörterbuchs macht ein nützlich angebrachtes Verzeichniſs der unregelmäſsigen franzöſiſchen Zeitwörter.

Von dem *deutſch-franzöſiſchen* Wörterbuche gilt im Ganzen daſſelbe. Es ſcheint, da dieſs die zweyte Auflage iſt, ſeit Erſcheinung der erſten nicht revidirt zu ſeyn. Man findet keinen *rheiniſchen Bund*, keinen *Fürſt-Primas* u. ſ. w. darin. Auch hier iſt eine Tabelle der unregelmäſsigen deutſchen Zeitwörter angehängt, welches nicht ganz vollſtändig iſt. *Dingen* z. B. fehlt. — Zu allerletzt folgt die, auch beſonders unverändert abgedruckte *Sammlung franzöſiſcher Synonymen*, die, ſowohl in Anſehung des Vorraths, als der Erläuterung, viele Mängel hat. *Artiſan* heiſst auf deutſch: *Handwerker*, nicht *Arbeitsmann.* Was heiſst: „*On regrette* einen oder etwas, der oder das nicht iſt?" Der Druck iſt correct. Cch.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Nürnberg, b. Grattenauer: *Gemeinnütziges Lexikon für Leſer aller Claſſen, beſonders für Unſtudirte u. ſ. w.* Von *J. F. Roth*, Diakon zu Nürnberg. Zweyter Band. M—Z. Dritte verm. und verbeſſerte Auflage. 1806. 614 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Leipzig, b. Seeger: *Deutſches Handwörterbuch für die Geſchäftsführung, den Umgang und die Lectüre.* In zwey Bänden. Zweyten Bandes erſte Abtheil. I—Q. 1806. 338 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir beziehen uns bey dieſen beiden Fortſetzungen auf das Urtheil, welches wir bey Anzeige der erſten Theile in dieſen Blättern No. 69. Jahrg. 1807 gefällt haben. Alles, was wir dort zu loben und zu tadeln fanden, finden wir hier wieder. Es mag frey-

Digitized by Google

ſich ſeine Schwierigkeiten haben, einem Wörterbuche für Leſer aller Claſſen ſeine beſtimmte Gränzlinie zu ziehen, allein ohne dieſe Linie iſt durchaus nicht an Vollendung zu denken. Für Leſer aller Claſſen ſollte billig gar kein Buch geſchrieben werden, weil es in der Natur der Sache liegt, daſs ein ſolches Buch ein Unding iſt, d. h. daſs es für keinen Leſer paſſen kann, weil es für Alle paſſen ſoll. Ausſtellungen über Miſsverhältniſs zwiſchen den einzelnen Artikeln zu einander, über unnöthige Verdoppelung vieler Artikel, über mangelhafte Erklärungen, über tadelnswerthe Auslaſſungen u. ſ. w. lieſsen ſich allerdings auch bey dieſen Fortſetzungen in nicht geringer Zahl machen: allein wollte Rec. dergleichen zum Frommen der Vff. machen, ſo würde er dieſe Wörterbücher von einem Ende bis zum anderen durchnehmen müſſen, welches die Grenzen einer Recenſion weit überſchreiten möchte. ſt.

Leipzig, b. Hinrichs: *Syſtematiſche Encyklopädie der ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften.* Ein Lehrbuch der deutſchen Sprache nach ihrem ganzen Umfange und in ihrer gegenwärtigen Geſtalt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz.* 1805. 276 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf. dieſes Lehrbuchs iſt durch ſein Elementarbuch, ſeine allgemeine Sprachkunde u. ſ. w. als eifriger Beförderer der deutſchen Literatur hinlänglich bekannt. Da er aber in allen dieſen Schriften einen und denſelben Gegenſtand, nur für ein verſchiedenes Publicum, behandelt: ſo haben wir es hier nicht ſowohl mit der Sache, als vielmehr mit der Form zu thun. Vorliegendes Lehrbuch ſoll zur Grundlage der halbjährigen akademiſchen Vorleſungen des Vfs. dienen. Er ſetzt darin mit Recht einen Curſus der empiriſchen Grammatik und der praktiſchen Stylübung voraus, und behandelt daher das Studium der deutſchen Sprache mehr wiſſenſchaftlich. Den Anfang macht eine Einleitung, welche des Vfs. eigenthümliche Anſicht der für die Äſthetik gegenwärtig nöthigen Geſtalt enthält, die aber mit den hier behandelten ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften nicht in nothwendiger Verbindung ſteht. Hierauf folgen Grammatik, Theorie des proſaiſchen Styls, Poetik und Rhetorik; letztere hätte ſich aber wohl ſchicklicher an die Theorie des Styls anſchlieſsen laſſen. Jedem Abſchnitte ſind die wichtigſten Schriften der neueren Literatur angehängt. — Wir billigen die ebenmäſsige Behandlung der einzelnen Theile dieſes Lehrbuchs, und wiſſen keines, das zu akademiſchen Vorleſungen über deutſche Sprache beſſer geeignet wäre; aber wir dürfen auch glauben, daſs unſere Univerſitäten einen groſsen Theil desſelben, beſonders den empiriſchen Gebrauch der Redetheile, für ihre höheren Zwecke entbehrlich finden möchten, da unſere gelehrten Schulen für dieſen Theil des Unterrichts durch alle Sprachclaſſen hindurch geſorgt haben. nx.

KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Berlin*, b. Matzdorf: *Kleine deutſche Sprachlehre für die erſten Anfänger.* Von *A. Hartung*, Prof. an der Militär-Akademie u. ſ. w. 1807. 12 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. iſt aus ſeiner gröſseren Sprachlehre ſchon als Grammatiker rühmlich bekannt, und ſein Name wird daher dieſer kleinen Grammatik, die gewiſſermaſsen ein Auszug aus jener iſt, ſchon zur Empfehlung gereichen. Wenn wir erklären, daſs wir dieſe kleine Grammatik für ihren Zweck ſehr brauchbar finden: ſo wird es der Vf. um ſo weniger übel aufnehmen, wenn wir einige Bemerkungen hinzufügen. Zuvörderſt iſt es ſehr zurückſtoſsend, wenn eine deutſche Grammatik mit einem undeutſchen Titel ins Publicum eintritt. *Eine kleine deutſche Sprachlehre* iſt ein Titel, der der Grammatik Hohn ſpricht. Denn was iſt nun *klein*, die Lehre, oder die Sprache? und eben ſo: was iſt *deutſch*, die Sprache, oder die Lehre? Der Vf. tadelt ſelbſt, mit Recht, den Ausdruck „*ſeidene Strumpfmanufactur*,“ allein jenes iſt um kein Haar beſſer. In der Grammatik ſelbſt wird das ſogenannte ſtumme e durch ë bezeichnet, welches zu einer falſchen Ausſprache verleitet; die Ausſprache muſs zwiſchen e und ä ſchweben, darf aber durchaus kein kurzes dumpfes ŏ werden. G ſoll am Ende wie k tönen, alſo Geſang wie Geſank ausgeſprochen werden. Wie iſt es doch möglich, eine Ausſprache, vor welcher jede Grammatik warnen ſollte, durch eine Grammatik ſogar zu autoriſiren. Auch iſt es unrichtig, daſs pf im Hochdeutſchen wie das milde f ausgeſprochen werde; der Oberſachſe mag ſo ſprechen, allein dieſem gebührt auch wohl gerade am wenigſten ein Stimmrecht, wenn von Ausſprache die Rede iſt, ihm, der d mit t, b mit p, eu mit ei u. ſ. w. ſtets verwechſelt. Von ihm hätte daher auch der Vf. die Unrichtigkeit nicht entnehmen ſollen, daſs ſ vor t und p wie ſch ausgeſprochen werde. Der Redetheile ſind nicht weniger als 11 aufgeführt; man findet unter denſelben die *Interjection*, zweyerley *Adverbe*, um der anderen nicht zu gedenken. Wenn auch eine logiſche Begründung nicht in eine ſo kleine Grammatik gehörte: ſo war es doch Sache des Vfs., vor der Aufſtellung der Redetheile, die Logik zu befragen, ob jeder aufgeführte Redetheil vor ihrem Tribunal beſtehen könnte. Wie kann je die *Interjection* ein Redetheil werden, da ſie in ein ganz fremdes Gebiet gehört? und nun vollends zwey *Adverbe*, alſo einen Untertheil zu einem Obertheil erhoben! Bey der Declination werden 6 Caſus aufgeführt, obgleich die deutſche Sprache dem Körper nach deren nicht ſo viele, dem Geiſte nach aber weit mehrere hat. Den Ablativ erklärt der Vf. durch Ausgehungsfall, weil derſelbe das Verhältniſs bezeichne, von welchem die Prädicate ausgehen. Dieſe Erklärung kömmt ſehr ins Gedränge, wann Präpoſitionen, wie *zu*, *nach* u. ſ. w. mit dem Ablative verbunden werden, in welchem Falle an kein Ausgehen des Prädicats zu denken iſt. Schwerlich würde der Vf. 6 Caſus aufgeſtellt haben, wenn er nicht die lateiniſche Grammatik vor Augen gehabt hätte. Die gewöhnlichen 8 Declinationen ſind hier um 2 vermindert worden, und bey der vierten wird die neue Bemerkung gemacht, daſs der Genitiv ſich auf *es* endige, wenn das Hauptwort etwas *lebendiges*, auf *ens* und *es* aber, wenn es etwas *lebloſes* bezeichne, z. B. der Fürſt, des Fürſten, der Fels, des Felſens. Der Genitiv *ens* iſt der deutſchen Sprache ganz fremd, und wo er vorzukommen ſcheint, da liegt ein veralteter Nominativ auf *en* zum Grunde, z. B. des Friedens, des Namens u. ſ. w. von den Nominativen der Frieden, der Namen. Der Genitiv Felſens kömmt her von dem Nom. der Felſen. Fels hat im Genit. Felſes. Die zuſammengeſetzte Declination iſt zu mangelhaft abgehandelt worden. Das Imperfectum wird *beziehende Gegenwart* genannt, eine Benennung, welche den Charakter dieſer Form nur zur Hälfte bezeichnet, nicht zu gedenken, daſs der Ausdruck *beziehende Gegenwart* unrichtig, und mit den *blaſenden Inſtrumenten* ungefähr von Einem Gehalte iſt. Man behalte doch lieber die lateiniſchen Benennungen bey, als daſs man dieſelben durch fehlerhafte deutſche erſetzt; jene haben den Vortheil, daſs ſie als *Nomina propria* dem Lehrlinge erſcheinen, dieſe verwirren ihn. Überhaupt aber hätte der Gebrauch der Zeitformen gehörig erklärt werden, auch die 5 Modi auf 3 reducirt werden ſollen. Da das Buch einen ſo kleinen Zuſchnitt hat: ſo hätten alle Beyſpiele wegfallen, auch die Capitel mehr zuſammengezogen werden können. ſt.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 OCTOBER, 1808.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Mohammedis filii Chavendſchahi, vulgo Mirchondi, hiſtoria Samanidarum, perſice.* E codice bibliothecae Gottingenſis nunc primum edidit, interpretatione latina, annotationibus hiſtoricis et indicibus illuſtravit *Fridericus Wilken*, Philoſ. D. et Hiſt. in acad. Heidelberg. P. P. O. 1808. 222 S. 4. (1 Thlr. 18 Gr.)

Hr. Prof. *Wilken*, Vf. der in Leipzig 1805 herausgekommenen und mit Beyfall aufgenommenen perſiſchen Grammatik, macht den Liebhabern der perſiſchen Literatur ein neues ſehr angenehmes Geſchenk durch dieſe Herausgabe des *Mirchond*. Bekanntlich hat *Mirchond* ein groſses hiſtoriſches Werk, das von Erſchaffung der Welt bis aufs J. 1471 fortgeht, mit ſorgfältiger Benutzung aller ihm bekannten Vorarbeiten, verfaſst, wovon die göttingiſche Univerſitätsbibliothek eine Abſchrift beſitzt. Aus dieſer Handſchrift excerpirte Hr. *Wilken*, während ſeines Aufenthaltes in Göttingen, unter anderen die Geſchichte der Samaniden, welche er jetzt mit einer lateiniſchen Überſetzung, hiſtoriſchen Anmerkungen und Regiſtern herausgiebt. Was die Geſchichte ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie ziemlich ausführlich in Erzählung der Eroberungen und kriegeriſchen Unternehmungen der ſamanidiſchen Fürſten, beſonders der letzten Regenten aus dieſer Dynaſtie; über die Anſtalten aber, welche dieſe, nach dem Zeugniſs aller orientaliſchen Geſchichtſchreiber, die Wiſſenſchaften und die Handlung thätig befördernden Prinzen zur Verbreitung jener, oder zur Aufnahme dieſer in ihrem Reiche gemacht haben, ſo wie über die ganze innere Verwaltung ihrer Staaten, beobachtet ſie ein tiefes Stillſchweigen. Höchſtens rühmt ſie in allgemeinen Ausdrücken dieſen oder jenen Regenten als einen gelehrten oder humanen Fürſten, der ſich die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben gewuſst habe, und nach ſeinem Tode allgemein bedauert worden ſey, ohne ſich weiter darauf einzulaſſen, welche nützliche Einrichtungen er zum Beſten ſeines Volks gemacht habe. Die Überſetzung des Hn. *W.* iſt treu und flieſsend, und bewährt ihn als einen gelehrten Kenner der perſiſchen Sprache und Literatur. Dem Werke ſind zuvörderſt hiſtoriſche Anmerkungen hinzugefügt, in welchen beſonders *Abulfeda*, *Abu'lfarag* und *de Sacy's* Auszüge aus dem *Tarich Jemini* benutzt werden. Wichtiger und reichhaltiger würden noch ohne Zweifel dieſe Bemerkungen geworden ſeyn, wenn der Vf. bey der Herausgabe dieſes Werks den reichen Schatz von orientaliſchen Büchern und Handſchriften in der göttingiſchen Bibliothek hätte benutzen können. Auf dieſe folgen ein hiſtoriſches und ein geographiſches Regiſter. Das letzte hat durch Auszüge aus *Ebn-Haukals* Geographie vorzüglichen Werth erhalten.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Litterae patentes Imperatoris Sinarum Kang-hi, Sinice et Latine*, cum interpretatione R. P. *Ignatii Koegleri* S. I. Pekini Math. Trib. Praeſ. Mandarini Sec. ordinis, Adſeſſoris Sup. Trib. Rituum et Aniſt. Miſſ. Sinenſ. et Japon. — ex archetyp. Sin. edidit notitiis Sin. add. *Chriſt. Theophil. de Murr*, c. tab. aenea variisque characteribus lig. inciſ. 1802. 58 S. 4. (10 Gr.)

Bey dem neuen Eifer, welcher für chineſiſche Literatur erwacht iſt, wird auch eine verſpätete Anzeige dieſer Schrift nicht unwillkommen ſeyn, zumal da Rec. nunmehr über das Original ſelbſt aus Autopſie urtheilen kann.

Die Jeſuiten, welche in China das Evangelium verbreiteten, hatten den Neubekehrten erlaubt, die im ganzen Reiche allgemein eingeführten, und von allen Religionsparteyen beybehaltenen Gebräuche, zum Andenken der Verſtorbenen, und zur Ehre des Philoſophen *Confucius*, beyzubehalten. Auch bedienten ſie ſich in ihren Vorträgen und Religionsbüchern der chineſiſchen Benennungen *Tiěn* (*Coelum*) und *Sháng-ti* (*auguſtus imperator*) für das höchſte Weſen. Der gute Fortgang der jeſuitiſchen Miſſionen in China hatte ſchon lange den Neid und Haſs der Dominicaner erregt, und ſie nahmen nun Gelegenheit, jene bey dem römiſchen Stuhl zu verklagen, indem ſie behaupteten, daſs ſie den Neophyten heidniſche Ceremonieen zulieſsen, und die Wörter *Tiěn* und *Sháng-ti* den materiellen Himmel bedeuteten. So grundlos nun auch dieſe Beſchuldigungen waren, ſo machten ſie doch in Europa, wo man die Sache nicht genau wiſſen konnte, groſses Aufſehen. *Morales*, ein Dominicaner, der i. J. 1645 nach Rom kam, erhielt vom P. Innocenz X ein Decret wider die Erlaubniſs, welche die Jeſuiten gaben; *Martin Martini* S. I. aber, welcher ein Jahr ſpäter von dieſen an den Papſt geſendet wurde, und die Sache von der rechten Seite vorzuſtellen wuſste, brachte es dahin, daſs die Congregation *de Propag. fide* die Ceremonieen der Chineſen billigte, indem ſie dieſelben für das, was ſie wirklich nur waren, nämlich für bloſse Civilgebräuche anſah. Alexander VII beſtätigte darauf im J. 1656 den Ausſpruch der Congregation zum Vortheil

Digitized by Google

der Jeſuiten, und ſo ruhte der Streit eine lange Zeit hindurch. *Maigrot*, Mitglied der Sorbonne, der erſt *Vicarius apoſtolicus* der Provinz *Fō kien* war, und hernach Biſchof von *Conon* wurde, gab im Jahre 1693 in China ſelbſt eine Verordnung heraus, welche beide Streitfragen, den Jeſuiten zuwider, entſchied. Dieſe wurde darauf 1696 dem Papſte mit der Bitte vorgelegt, die Sache auf einmal zu beendigen. Der Papſt ſetzte auch wirklich eine beſondere Congregation zur Unterſuchung der Streitigkeiten der chineſiſchen Miſſionäre nieder, und bey dieſer wandten die Feinde der Jeſuiten nun Alles gegen ſie an, ſo daſs in der That im J. 1704 ein Decret des Papſtes Clemens XI erſchien, welches die Ceremonieen der Chineſen verdammte. Dieſs wurde in Europa erſt 1708 bekannt gemacht, zu *Nân-king* aber ſchon 1707, in einem Mandate des Cardinals Tournon, Erzbiſchofs von Antiochia angekündigt. Der Papſt hatte dieſen, als Patriarchen von Indien und *Legatus a Latere*, nach China an den Kaiſer *Kăng - hī* abgeſendet, um mündlich mit ihm über die Angelegenheiten der chineſiſchen Miſſionen zu berathen. Die Biſchöfe von Ma - kao und Ascalon nebſt 41 anderen Jeſuiten appellirten aber wegen dieſes Mandats, und ſchickten, mit Bewilligung des Kaiſers, die PP. *Barros* und *Beauvolier* nach Rom, um daſelbſt ihre Sache zu verfechten; unglücklicher Weiſe aber litten dieſe Schiffbruch, und fanden ihr Grab in den Wellen. So dauerte der Streit noch lange fort, indem bald die Ceremonieen der Chineſen in Rom verworfen, bald gebilligt wurden, bis ihn endlich Benedict XIV endigte, und dieſelben in einer Bulle vom Jahre 1742 öffentlich verdammte. — Auf dieſen Streit nun bezieht ſich auch der offene mandſhuiſch - chineſiſch - lateiniſche Brief des Kaiſers *Kăng - hī*, den Hr. *v. M.* gegenwärtig chineſiſch und lateiniſch, nebſt der Interlinear - Überſetzung des P. I. *Koegler*, herausgegeben hat.

Rec. beſitzt ebenfalls ein Exemplar des zu Peking gedruckten Originals, welches unter die zu Canton ankommenden Europäer vertheilt wurde. Es iſt auf einen groſsen Bogen chineſiſches Baumwollen-Papier mit zinnoberrother Farbe gedruckt, und mit einem anderthalb Zoll breiten Rand, der mit Drachen und anderen myſtiſchen Figuren, als Reichswappen, ausgefüllt iſt. Die Charaktere ſind ſehr ſauber gearbeitet; zur Linken ſteht der mantſhuiſche Text in 12 Columnen, in der Mitte die chineſiſche Überſetzung in 13 Col., welche Hr. *v. M.* ſehr genau hat nachſtechen laſſen, und zur Rechten die lateiniſche in 15 Zeilen, nebſt der Unterſchrift von 16 Miſſionarien, gröſstentheils Jeſuiten; dieſe lautet folgendermaſsen:

Nos Itoury, Voamtaokoa, Tchaoticham, Aulae Ouintien et ejusmodi ubi libri conficiuntur, locorum Mandarini, obedientes reverenter Imperatoris mandato, ad omnes qui ex Europa appulerunt, ſcribimus.

Anno Kam - hi 45 (1706) P. P. Ant^s. Barros et Ant^s. Beauvolier: anno Kam - hi 47 (1708) P. P. Joſe. Provana et Raymondus de Arxo de mandato Imperatoris in Europam miſſi ſunt. Multis ab hinc annis non modo nullum reſponſum venit, unde verum a falſo diſcerni non poteſt, ſed etiam confuſi rumores afferuntur. Idcirco Moſcovitis rurſus tradita eſt epiſtola deferenda, quam vereſimile eſt perveniſſe. Certe quidem cum homines a nobis miſſi redierint, et negotia omnino clara fuerint, tunc adhiberi fides poterit. At niſi homines a nobis miſſi revertantur, deerit verum fundamentum: et etiamſi quaecunque epiſtolae vel nuntia venerint, omnino credi non poteſt. Et veriti ne litterae penetrare non poſſint, has ſcribimus: his verſio Europaea adjiciatur: omnia typis mandentur: Proregis Cantonienſis ſigillo muniatur: non autem claudantur: plurimaque Exemplaria omnibus recenter advectis Europaeis diſtribuantur, quae ipſi ſecum aſportent. Datum An: Kam - hi 55 (1716) *9^a^ Lunae die 17^a^ (Octob. 31).*

De Mandato Imperatoris ſubſcripſimus.

Hier folgen nun die obenerwähnten Unterſchriften der 16 Miſſionäre. Was aber die Interlinear-Überſetzung anbetrifft: ſo iſt ſie mehr eine Erklärung jedes einzelnen Charakters, als eine genaue Übertragung des Sinnes, und würde für die Anfänger in der Sprache ziemlich brauchbar ſeyn, wenn die chineſiſchen Worte richtiger und nach einer beſtimmten Schreibart ausgedrückt, und ihnen die Accente beygeſetzt wären. Dem Ganzen hat Hr. *v. M.* noch einige unbedeutende Anmerkungen beygefügt, die ſich hauptſächlich auf die unterſchriebenen Namen beziehen.

Hierauf folgt ein *Status Miſſionis Sinenſis Jeſuitarum ab a.* 1766 *ad a.* 1800, der manche recht hübſche Notizen, aus Briefen der Miſſionarien an den Vf., enthält. Dieſem ſchlieſst ſich ein *Catalogus libror. math., phyſic. et philoſophicorum, ſinice ſcript. et editorum a Miſſ. Soc. Jeſu*, an, der aber ſehr unvollſtändig iſt, und nicht einmal alles, in Europa bekannte, enthalt. So fehlt z. B. *Typus eclipſis ſolis anno Chr.* 1669 *Imper. Kăm - hȳ VIII, die primo Lunae IV i. e. d.* 29mo *Aprilis ad Meridianum Pekinenſem; nec non imago adumbrata diverſorum digitorum in ſingulis Imper. Sin. provinciis obſervatorum. Auct. P. Ferd. Verbieſt S. S. in Regia Pekinenſi Aſtronomiae praefecto*, welcher zu Pĕ - king Chineſiſch - Mantshuiſch erſchien. Auch von *Adam Schall* fehlen mehrere bekannte Werke. Überhaupt ſcheint Hr. *v. M.* die Quelle, aus der er dieſen Katalog geſchöpft hat, abſichtlich zu verheimlichen, um ſich das Anſehen eines groſsen chineſiſchen Literators zu geben; ſie iſt der *Catalogus Patrum Societatis Jeſu, qui poſt obitum S. Franc. Xaverii usque ad An.* 1681 *in Imp. Sinar. fidem propagarunt* 1686. 4to, denn das Wenige, was er aus *Fourmonts Grammatica Sinica* hinzugefügt hat, iſt ebenfalls nicht neu, und unbeträchtlich. — S. 37 irrt der Vf., wenn er glaubt, das 18 Jahr der Kăng-hȳ ſey 1674, dieſer Kaiſer beſtieg den Thron 1662, es iſt alſo 1680. — S. 40. Ob das Buch *De Pictura*, welches im *Catal. Patr. Soc. Jeſu* S. 15 unter den Schriften des *P. Sambiaſi* aufgeführt wird, die Hoă - tă (*Reſponſio de Pictura*) ſey, die ſich auf der pariſer Bibliothek befindet, iſt gar nicht ausgemacht.

S. 41 geht ein neuer Abſchnitt, betitelt *Notitiae Sinicae*, an, der allerley enthält, was auf die Fortſchritte

Digitized by Google

der chineſiſchen Literatur in Europa Bezug hat, aber leider von Unrichtigkeiten wimmelt, von denen Rec. nur die vornehmſten bemerken will. S. 42 ſagt Hr. *v. M.* in der Anmerkung c) *Quatuor enim ſunt libri (Sou chou) qui vulgo Confucii libri adpellantur, conſtituuntque ſimul quintum librum τῶν Ou-kīng ſ. quinque librorum ſacrorum.* Dieſs iſt aber ganz falſch, die Ü-king (im Deutſchen pflegt man nicht Ou-king zu ſchreiben) ſind das Yĕ-king, Shŭ-king, Shiking, Lĭ-kí und Tſhŭn-thiĕn, aber nie werden die vier Bücher des Confucius dazu gerechnet. — S. 46 verwechſelt er das bekannte Wörterbuch *Hái-pĭen* mit dem *Kăng-hī-tſé-tiĕn,* da doch jenes, welches faſt ein bloſser Katalog aller chineſiſchen Charaktere iſt, unter der Regierung des Kaiſers *Hông-vû* († 1398) von *Tſhing-gîn* geſammelt wurde, dieſes hingegen, welches ein wirkliches kritiſches und ſehr weitläuftiges Lexikon iſt, auf Befehl des Kaiſers *Kang-hў*, von der Akademie *Hân-lîn* verfaſst und im J. 1717 herausgegeben wurde. Es beſteht auch nicht, wie Hr. *v. M.* glaubt, aus 121 Bänden, ſondern nur aus 40. — S. 48 wird *Joſept de Guignes* unverdienter Weiſe von dem Vf. als ein groſser Kenner der mantshuiſchen Sprache ausgegeben. Zwar hatte dieſer vortreffliche Gelehrte ſehr gründliche Kenntniſſe in mehreren orientaliſchen Sprachen, vorzüglich im Chineſiſchen, aber mit der Sprache der Man-tſhu hat er ſich nie beſchäftigt, auch wurde ſie erſt in ſeinem ſpäten Alter durch *Amiot* und *Langlès* in Europa bekannter. Unter ſeinen Schriften ſind vergeſſen *Le Chou-king* 1772. 4to und *Memoire ſur l'origine des Huns*, *Paris* 1748. 8to. u. m. a. — S. 49. Die von *Titsringh* mitgebrachte japaniſche Encyklopädie, deren *Hager* erwähnt, führt den Titel *Sān-tſāi-tu* und nicht wie Hr. *v. M.* meint *Xáng-pĭn-hī-chun;* dieſs iſt die Auſſchrift einer Theekiſte (!!!) — S. 53. Die beiden Charaktere *Tſhing-ting* (nicht *Tſhung-ki*) bedeuten *duplici commentario inſtructum*, und nicht *duplex collectio.* Der Vf. des auf derſelben Seite angeführten botaniſchen Werks *Pèn-çaò-kāng-mǒ* iſt *Lì-ſhi-tſhing*, dieſen ſcheint Hr. *v. M.* nicht einmal zu kennen. Den Beſchluſs des Ganzen macht eine Notiz dieſes Werks und eine Vergleichung der chineſiſchen vierfüſsigen Thiere mit dem *Linné*, wozu eine Holzplatte mit den ziemlich gut gravirten Charakteren derſelben gehört. — Mit ruhiger Selbſtgenügſamkeit blickt der Vf. nochmals ſein Werkchen an, und ſchlieſst mit dem Horaziſchen *ſi quid noviſti rectius iſtis etc.*, welches vielen gehaltloſen Schriften zur Bruſtwehr dienen muſs, da immer dem Leſer, auf eine humane Art, die Erlaubniſs ertheilt wird, mehr zu wiſſen, als der Vf. weiſs. Überhaupt ſollte doch niemand Beyträge zur chineſiſchen Literatur liefern wollen, dem wenig Hülfsmittel mehr zu Gebote ſtehen, als *Fourmont* und *Bayer*, wie Hr. *v. M.* ſelbſt S. 54 geſteht.

C. L. P.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Chreſtomathia Syriaca maximam partem e codicibus manuſcriptis collecta.* Edidit *Guſtavus Knös.* 1807. VI S. Vorrede und 119 S. Text. 8. (1 Thlr.)

Daſs Hr. *Knös* ſich entſchloſs, nach *Michaelis*, *Kirſch*, *Grimm*, *Tychſen*, noch eine ſyriſche Chreſtomathie herauszugeben, war an ſich wohl nicht überflüſſig, da es den Liebhabern der ſyriſchen Sprache doch immer erwünſcht ſeyn muſs, mehrere Handbücher zu haben, die ſie zu ihrer Übung gebrauchen können. Allein nach ſolchen Vorgängern hätte man billig mehr von dem Herausgeber fodern und erwarten können. Schon der Titel enthält eine Unrichtigkeit, indem nur der geringſte Theil dieſer Chreſtomathie aus Handſchriften genommen iſt. Die 4 erſten Stücke ſind aus *Aſſemani's orientaliſcher Bibliothek*, das 5te aus *Barhebraei Chronicon* entlehnt, das 7te, welches Hr. Kanzleyrath *Tychſen* in Roſtock dem Herausgeber mitgetheilt hat, ſteht auch ſchon abgedruckt in dem *Breviario feriali Syriaco SS. Ephrem et Jacob Syrorum*, *Romae* 1787. 8. *pag.* 2 *ſqq.* Es ſind alſo nur die übrigen drey Stücke, No. VI, VIII u. IX, ungedruckt. Nächſtdem iſt der Abdruck an vielen Stellen fehlerhaft, wodurch beſonders Jünglinge, welche die Sprache erlernen wollen, und für die das Buch eigentlich beſtimmt iſt, leicht irre geleitet werden können. In dem erſten halben Bogen hat Rec. folgende Druckfehler angemerkt: S. 4 Z. 12. ܡܢܢܬܐ für ܡܢܘܬܐ. S. 5. Z. 2: ܦܘܕܚܪܐ für ܦܘܕܚܪܐ. S. 7. Z. 9: ܚܠܠ für ܚܒܠ. Z. 2, v. u. ܘܡܘܫܡܐ für ܘܡܘܫܡܐ. S. 8. Z. 13: ܘܦܪܥܐ für ܘܦܪܥܐ. Z. 16: ܕܛܥܝܝܐ für ܕܛܥܝܝܐ. Noch fehlerhafter iſt das 7 Stück abgedruckt. Z. B. S. 55. Z. 6 ſteht ܡܘܪܒܢܐ für ܡܡܪܒܢܐ und ܘܪܒܢܐ für ܡܘܪܒܢܐ. Z. 8: ܠܡܣܡܘܠ ſtatt ܠܡܣܡܘܠ. Z. 9: ܒܫܠܐ ſtatt ܒܡܫܠܐ und ebendaſ. ܒܘܠܠ ܕܒܪܐ ſtatt ܕܒܠܠ ܕܒܪܐ. Z. 10: ܙܘܡܚܐ ܐܝܚܪܐ ſtatt ܙܘܡܚܐ ܐܝܚܪܐ. Z. 12: ܕܙܘܡܚܐ ſtatt ܕܙܘܡܚܐ und ebendaſ. ܠܐܠܝܗܘܢ ſtatt ܠܐ ܠܝܗܘܢ. Z. 13: ܐܬܟܠܘ ſtatt ܐܬܟܠܘ u. ſ. w.

Endlich wird der Gebrauch dieſer Chreſtomathie für Anfänger noch ſehr dadurch erſchwert, daſs derſelben kein Wörterbuch beygefügt iſt. Die gröſseren ſyriſchen Lexica ſind ſelten in den Händen der Anfänger. Zwar verſpricht der Herausgeber noch eine Überſetzung der *particularum ineditarum* mit kritiſchen und philologiſchen Anmerkungen, und ein *Gloſſarium* ſowohl über dieſe als über die *Michaelis*'ſche Chreſtomathie nachzuliefern: aber es wäre, nach Rec. Meinung, beſſer geweſen, wenn ein genaues, ſich bloſs über dieſe Chreſtomathie erſtreckendes Gloſſarium ſogleich dem Werke beygefügt worden wäre. Die in demſelben enthaltenen Stücke ſind folgende: I. *Fata Neſtorianiſmi in Perſia.* II. *Thomae Margenſis in hiſtoria monaſtica ſcribenda conſilium.* III. *Eliae Epiſcopi Mucanenſis memorabilia.* IV. *Sabarjeſu Damaſceni ſcholarum in Perſia reformatio.* V. *Imperium Arabicum ſub primis Chaliphis propagatum. E Barhebraei chronico.* VI.

Martyrum Homeritarum hiſtoria. E cod. Paris. VII. *Specimen Gazophylacii ſeu ritualis ſyr. Ms.* VIII. *Jacobi cujusdem carmen de Alexandro M. metro Jacobitico conſcriptum. E cod. Paris.* IX. *Iſaiae presbyteri carmen in Tamerlanum, metro Ephraemitico conſcriptum. E cod. Paris.* Die beiden letzten, und bey weitem vorzüglichſten Stücke dieſer Sammlung verdankt der Herausgeber dem Hn. *Sylveſtre de Sacy* in Paris. *

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Briefe über die bürgerliche Selbſtſtändigkeit der Weiber.* Herausgegeben von *L. W. Weiſſenborn.* 1806. 216 S. 8. (18 Gr.)

„Dieſe Briefe ſind zunächſt darauf berechnet, das weibliche Geſchlecht über ſeine Anſprüche auf bürgerliche Selbſtſtändigkeit zu unterrichten, und demſelben die Mittel anzuzeigen, durch welche es nach und nach aus der ungerechten Dienſtbarkeit heraus zu kommen vermöge. — Auch mein eigenes Geſchlecht wünſchte ich für die Überzeugung zu gewinnen: daſs der Zutritt der Weiber zu der Betreibung der bürgerlichen Geſchäfte nicht nur rechtmäſsig, ſondern auch nützlich ſey, und wenn ich mein Geſchlecht recht kenne, ſo dürfte es immer noch leichter durch den letzteren Grund bewogen werden, als durch den erſteren, den Weibern die Handhabung bürgerlicher Geſchäfte zu geſtatten." Alſo erklärt ſich Hr. *W.* in der Vorrede über den Zweck ſeiner Schrift. Er iſt ein beſcheidener Mann, der „ſeinen ſchwachen Kräften" ſelbſt nicht zutrauet, daſs ſie im Stande ſeyn werden, „die halsſtarrigen Herren der Schöpfung von der Nichtigkeit ihrer Anſprüche auf die Alleinherrſchaft in den bürgerlichen Verhältniſſen zu überzeugen, und ſie zu der Entſagung dieſer Anſprüche zu bewegen!" Und in der That iſt Rec. — es thut ihm Leid, es ſagen zu müſſen — gleichfalls der Meinung, daſs durch ihn und ſein Buch „der alte Proceſs" wohl nicht entſchieden worden iſt; und doch kann Hr. *W.* ihm glauben, daſs er, wiewohl er ein Mann iſt, beym Leſen der Schrift nicht an ſein Geſchlecht gedacht, ſondern lediglich an die vorgebrachten Gründe. Dieſe Gründe aber ſind ſo bekannt und trivial, daſs keiner etwas aus dem Buche lernen wird; denn der Hauptgrund, welchen Hr. *W.* für ſeine Clientinnen vorbringt, iſt der, daſs die Weiber eben ſowohl vernünftige Weſen ſeyen, als die Männer, mithin u. ſ. w.

Nebenbey enthält die Schrift einen kleinen Roman; aber die Anlage deſſelben iſt ſo ſchlecht, als die Ausführung; und ſchwerlich wird Hr. *W.* den Leſern durch die Entſchuldigung genug thun, daſs es ihm nur um Mittheilung ſeiner Ideen zu thun geweſen ſey, und er deſswegen die Form weniger beachtet habe. Er hätte ſie einfach heraus ſagen ſollen ohne Roman; wollte er aber dieſen nicht aufopfern, ſo hatte er auch die Darſtellung für weſentlich halten ſollen. — Es ſind 4 Perſonen, die hier auftreten; 2 junge Männer und 2 junge Damen: Hr. Robert kommt nur einmal. Der eine Mann, Eduard, und das eine Mädchen, Emma, ſind ein Paar Weſen, ſo tugendhaft, als die Kantiſch-Fichtiſche Moral nur ſeyn kann. Sie ſind es, welche die Sache der Weiber führen, und dieſen alle Rechte der Männer vindiciren, darum weil das Recht iſt; ſie ſind bereit, Alles dafür zu opfern und zu thun, unbekümmert, ob es nützlich oder ſchädlich iſt: wie kann man darauf ſehen, wenn von Pflicht und Tugend geredet wird! Nebenbey ſind ſie ſterblich in einander verliebt, aber aus purer Tugend laſſen ſie ſich nichts gegen einander merken; und wenn Eduard endlich den Schritt thut, von ſeiner Liebe zu reden, da geſchieht es mit einer Tugend und mit der Beredſamkeit des Marquis Poſa, daſs man ſeine Freude darüber hat. Aber es iſt auch natürlich, alſo zu einem Mädchen zu reden, deſſen drittes Wort *Grundſätze* iſt, und *Pflicht* und Wahrheit. Welch' eine Rigoriſtin dieſe Emma ſey, mag man daraus beurtheilen, daſs ſie ſich, im Fall jemand mit bloſsem Schwerd einen anderen verfolgte, der ſich in ihr Haus geflüchtet hätte, mit *Fichte* in die Thüre ſtellt, und dem Wüthenden, der ſie fragt, wo der Flüchtling geblieben ſey? — keck heraus erklärt: ſie werde es ihm nicht ſagen; ſie wiſſe es, aber er müſſe ſich durch ihre Ermordung den Weg zu ihm bahnen. — Der andere junge Mann, Wilhelm, iſt Doctor beider Rechte, und dazu da, jenem Eduard das Widerſpiel zu halten. Ihm geht nichts über einen trocknen Spaſs; aber er iſt nachgiebig gegen Eduards Weisheit, wiewohl er ungebeſſert bleibt. Denn er will ſeiner Braut, Henriette, dem anderen Mädchen, gar das nicht geſtatten, was Eduard und Emma wollen. Die Henriette iſt ein gutes Kind, aber Emma weiſs ihr ſo lange zuzuſetzen, bis ſie auch ganz der Meinung iſt, daſs Alles unter Männern und Weibern gemeinſchaftlich ſeyn ſollte, dieſe ſollen curiren, plaidiren, predigen, Schuhe machen u. ſ. w., jene in die Küche gehen. Eduard und Wilhelm ſchicken ſich im Anfange einige Briefe. Dem letzteren aber wird das Ding bald zu langweilig; er bricht daher mit einer ſcherzhaften Ermahnung ab, daſs Eduard doch kein Narr ſeyn ſolle, ſo lange mit der Liebeserklärung an Emma zurückzuhalten. Dann treten die beiden Mädchen auf, und jene verſchwinden ganz. Die Hauptbriefſtellerin iſt Emma, die mit Eduard ein Erziehungsinſtitut errichtet, und nun von ihren Zöglingen Bericht erſtattet. Dieſe werden nun dahin gebildet, daſs Weiber und Männer einander näher kommen. Henriette findet alles ſehr lehrreich, was Emma ſagt, und wiewohl ſie „viel über Peſtalozzi gehört und noch mehr geleſen hat:" ſo hat ſie doch aus einigen unbedeutenden Äuſserungen Emma's „mehr von ihm *erfahren*, als durch alles, was vorher Andere über ihn geſagt und geſchrieben hatten." Das Ende iſt die Heirath zwiſchen Eduard und Emma. Hr. Robert giebt dazu ſeine Einwilligung, nachdem er durch die Zöglinge ihres Inſtituts erfahren hat, daſs ein jeder ſeine eigenen Begriffe von Glückſeligkeit habe, und daſs man ihn dabey laſſen müſſe.

Im Übrigen iſt Hn. *W.* die Angelegenheit der Weiber „zu wichtig, als daſs er je aufhören könnte, ſich damit zu beſchäftigen; und er iſt geneigt, die ferneren Reſultate ſeines Nachdenkens entweder als Fortſetzung dieſer Briefe oder etwa in einer Zeitſchrift dem Publicum mitzutheilen, wenn dieſes es der Mühe werth findet, von ihm noch etwas über den Gegenſtand zu hören, den er mit reiner Liebe und der innigſten Überzeugung ergriffen hat." Kt A.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1808.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Ernſt Heinrich Ahlemann's*, ehemaligen Feld- und Garniſon-Predigers zu Berlin, und nachherigen Stadtpredigers an der Hauptkirche zu St. Marien in Frankfurt an der Oder, *geiſtliche Reden.* Ausgewählt und nebſt einer kurzen Biographie des Vfs. herausgegeben von *Wilhelm Traugott Krug*, ordentl. Prof. der Philoſ. zu Königsberg. 1805. XX u. 380 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Eine verſtändige Wahl der Hauptſätze und eine gewiſſe Herzlichkeit in der Ausführung derſelben kann man dieſen Predigten nicht abſprechen. Auch iſt das Beſtreben des Vfs., unabhängig von äuſserer Autorität, wahre Religion und Sittlichkeit in den Gemüthern ſeiner Zuhörer zu befördern, nicht zu verkennen. Aber um ſich den hohen Grad von Verehrung und Anſehen zu erklären, in dem der Verſtorbene, nach der Verſicherung ſeines Freundes, bey Allen, die ſeine Vorträge hörten, ſtand, muſs man ſich nothwendig die Liebenswürdigkeit ſeines perſönlichen Charakters und das Einnehmende ſeiner äuſseren Beredſamkeit hinzudenken, wodurch er — ebenfalls nach dem Zeugniſs des Herausgebers — ſich ganz vorzüglich auszeichnete. Denn ſeinen Predigten ſelbſt fehlt ſehr viel, um ſie über das Mittelmäſsige zu erheben. Zuerſt vermiſst man in ihnen nur zu häufig die ſo nöthigen logiſchen Vollkommenheiten eines zuſammenhängenden Vortrags, Conſequenz, Gründlichkeit und natürliche Ordnung der Gedanken. Der Vf. führt oft das gar nicht aus, was er im Thema ankündiget, beſchäftiget ſich ſo lange mit Nebengedanken, und ſelbſt mit heterogenen, nicht zur Sache gehörigen Reflexionen, daſs er darüber den Hauptgedanken beynahe ganz aus dem Geſicht verliert. So z. B. in der dritten Predigt, die das Thema abhandeln ſoll: „*Wie der wahre Chriſt ſelbſt im Tode noch ein Menſchenfreund iſt und ſeyn kann?* 1) ſoll dieſe Frage beantwortet, und 2) das Geſagte durch das Beyſpiel Jeſu erläutert und beſtätiget werden. Der Unzweckmäſsigkeit in der Haupteintheilung nicht zu gedenken, ſo iſt auch die Beantwortung der Frage ſelbſt ſo wenig befriedigend, daſs derſelben kaum einige Zeilen gewidmet ſind. Deſto weitläuftiger ſind die ganz fremdartigen Betrachtungen, die der Vf. anſtellt. Er fängt damit an, daſs er über die falſchen, unbilligen Urtheile klagt, die gute Menſchen in der Welt zu erdulden haben. Hierauf unterſucht er die Quellen, aus denen dieſe Urtheile entſpringen, zeigt, daſs ſie theils von dem Stolz, theils von der mangelhaften Erkenntniſs der Beurtheilenden herrühren, daſs aber auch die Verkannten oft ſelbſt daran Schuld ſind, wenn ſie nicht ſo geſchätzt werden, wie ſie es verdienen. Hieraus leitet er die Ermunterung ab, daſs man behutſam in der Beurtheilung Anderer ſeyn müſſe. Da aber dieſs — fährt er dann fort — ſo lange das Leben dauert, ſelten der Fall iſt: ſo muſs der gute Menſch um ſo mehr in ſeinem Tode zeigen, daſs man ſich in ihm geirrt habe. Ehe er aber dieſen Satz ausſpricht, ſtreut er wieder eine ziemlich lange Bemerkung darüber ein, daſs nicht jeder Rechtſchaffene einen ruhigen Tod ſterbe, ſo wie nicht jeder Böſewicht unter vielen Leiden des Körpers und Quaalen der Seele ſeinen Geiſt aufgebe u. ſ. w. Wer hätte dieſs alles bey der Ankündigung des Themas erwartet? Eben dieſe Abſchweifung von der Hauptſache, dieſer ungeordnete Ideengang, dieſe oberflächliche Behandlung des Wichtigeren iſt auch in den meiſten übrigen Reden bemerkbar. Hiezu kommt zweytens, daſs dem Vf. das, was den Adel und die Würde einer geiſtlichen Rede ausmacht, faſt gänzlich fehlt. Zu dem erhabeneren Styl und Ton, zu dem der Kanzelredner ſich erheben ſoll, und der gar wohl mit einer edeln Simplicität vereiniget werden kann, ſcheint der Verſtorbene gar keine Fähigkeit gehabt zu haben. Seine Sprache iſt mehr ruhig philoſophirend, als durch eine kraftvolle Darſtellung erwärmend. Selbſt ſeine Gebete ſind gröſstentheils matt, und nichts weniger als äſthetiſch zweckmäſsig; und es muſs alſo durchaus mehr in ſeinem Äuſseren gelegen haben, wenn er auf ſeine Zuhörer lebhafte Eindrücke machte. Um ſo deutlicher erhellet aus ſeinem Beyſpiel, wie wichtig für einen Prediger ſittliche Würde des Charakters und ein guter äuſserer Vortrag ſind, da dieſe Eigenſchaften, ſelbſt ohne beſondere Rednertalente, ſchon allein ſehr viel ausrichten, und alſo in Verbindung mit einer eindringenden Beredſamkeit um ſo wohlthätigere und heilſamere Wirkungen hervorbringen müſſen.

D. K. N.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch für Landprediger und Schullehrer bey den ſogenannten Kinderlehren in den Kirchen, beſonders in den Filialkirchen, enthaltend kurze Religionsvorträge für erwachſene Schulkinder mit Liederverſen und katechetiſchen Wiederholungen.* Erſter Th. 1808. 192 S. 8. (12 Gr.)

Digitized by Google

Dieſe Schrift, die nach dem Ideal der Gottesverehrung der leipziger Freyſchule entworfen zu ſeyn ſcheint, entſpricht ganz ihrem Zwecke. Die Vorträge ſind faſslich, einleuchtend, gefällig und herzlich. Die Liederverſe ſind wohlgewählt, und zum gröſsten Theil aus den vortrefflichen chriſtlichen Religionsgeſängen für die Freyſchule in Leipzig entlehnt. Die Gebete ſind kräftig, die Katechiſationen zweckmäſsig, und der ganze Vortrag iſt möglichſt kurz eingerichtet — ein nothwendiges Erfodernifs einer ſolchen religiöſen Übung, wenn ſie die Aufmerkſamkeit der Jugend und des Landvolks nicht ermüden ſoll. Der Vf. hat dabey nicht nur die Abſicht, zu belehren, religiöſe Gefühle zu wecken und zu beleben, und überhaupt ächte Religioſität zu befördern, ſondern auch vorzüglich die Jugend auf die Kanzelvorträge des Predigers vorzubereiten und dafür empfänglicher zu machen, weil er überzeugt iſt, daſs die meiſten Zuhörer die Predigten nicht gehörig benutzen, oft auch nicht einmal recht verſtehen (ſo faſslich ſie auch übrigens ſeyn mögen) oder die nöthige Aufmerkſamkeit ihnen widmen, weil ſie nicht von Jugend auf dazu geleitet ſind. Und wer wollte ihm hier nicht beyſtimmen, da es auſserdem beynahe unerklärbar iſt, warum die Zuhörer, auch ſogar die Gebildeten, gemeiniglich ſo wenig aus der Predigt behalten, und oft nicht einmal ſagen können, wovon eigentlich geprediget worden iſt, vielweniger daſs ſie ſich über die Ausführung der abgehandelten Sache erklären und verbreiten ſollten. Es war daher eine ſehr gute Übung unſerer chriſtlichen Vorfahren, die ihre Kinder nach der Kirche zu fragen pflegten, was ſie aus der Predigt gelernt hätten, und ſie ermunterten, darauf aufmerkſam zu ſeyn; und die Schullehrer ſelbſt muſsten die Jugend dazu anhalten, und mit ihnen, wie man zu ſagen pflegte, die Predigt repetiren. Dieſe gute Sitte iſt, wie viele andere, zu unſeren Zeiten gröſstentheils aufgehoben worden. — Daher aber auch der wenige Nutzen öffentlicher Vorträge für unſere Zuhörer. Übungen von der Art, als in dieſer Schrift enthalten ſind, müſſen alſo dem guten Geiſte des Zeitalters ſehr willkommen ſeyn, und die Hoffnung in ihm wecken und beleben, daſs, wenn dieſe Übungen nach und nach allgemein und anhaltend fortgeſetzt werden, die jungen Chriſten nicht nur verſtändiger und an religiöſen Kenntniſſen reicher, ſondern auch mit den öffentlichen Vorträgen überhaupt vertrauter werden, und ſich dadurch in Stand geſetzt ſehen, mehr, als bisher gewöhnlich war, daraus zu profitiren, und alſo für religiöſe Tugend und Sittlichkeit beſſer erzogen und gebildet werden. Die Vorträge handeln von dem hohen Werth der chriſtlichen Religion; vom Frühlinge, als einem lehrreichen Bilde der Jugend; von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in ſeinen Werken; von den Empfindungen und Geſinnungen, welche die Erkenntniſs in uns hervorbringen muſs (ſoll); von dem Aberglauben; von der Tugend der Arbeitſamkeit; von der Sorge für die Geſundheit; vom Gebet und den groſsen und ſegensreichen Wirkungen eines Gott wohlgefälligen Gebets. Die katechetiſche Wiederholung dieſer Vorträge iſt bloſs eine in Fragen und Antworten abgefaſste geſchickte Zergliederung der vorgetragenen Sachen, und der Vf. konnte und wollte ſich hier nicht in ſokratiſche Erklärungen einlaſſen, die den Faden nur zu oft zu weit ausſpinnen, und mehr zum Denkenlernen, als öffentliche Erbauung zu befördern, geeignet ſind. Rec. würde zu ſolchen ſokratiſchen Katechiſationen in der Kirche nie rathen, wo man bloſs Belehrung und Erbauung ſucht. Sie gehören in die Schulen, müſſen aber auch da ihr Maſs und Ziel haben, damit nicht, bey dem ewigen Erklären und Zerſplittern der Begriffe, der Verſtand mehr zum Grübeln als zum Denken und praktiſchen Wirken geleitet, und an reellen Kenntniſſen vielleicht leer gelaſſen werde. Doch iſt zu wünſchen, daſs geſchickte Lehrer die entworfenen Fragen nach Beſchaffenheit der Umſtände verändern, und ſo die Kinder und Erwachſenen auch zu einigem freyem Nachdenken und zu einer möglichſt gründlichen Vorſtellung der Sache mit anleiten. Überdieſs würde das Mechaniſche der Fragen und Antworten den Zuhörern ſelbſt widrig ſeyn, und etwas Verabredetes verrathen. Doch dürfen die Nebenfragen nicht ausſchweifend ſeyn, und der Faden muſs ſo bald als möglich wieder angeknüpft werden. Über den Gebrauch dieſer Vorträge hat ſich der Vf. hinlänglich und befriedigend erklärt, und Rec. wünſchte, daſs der Raum die trefflichen Bemerkungen aufzunehmen erlaubte. Doch wünſchten wir auch darüber ein Wort zu leſen, wie auch Prediger von dieſen Vorträgen und Katechiſationen Gebrauch machen könnten. Sollen ſie dieſelben ableſen! Wie erniedrigend für ſie! Und würde das die Gemeine auch gerne ſehen? Und wie bequem würden ſich dann die Herren ihre Arbeit nicht machen? Wiewohl es tauſendmal beſſer wäre, wenn der Prediger eine fremde gute Predigt, als eine eigene ſchlechte abläſe. Vielleicht ſollen ſie für Prediger nur ein Wink und Fingerzeig ſeyn, wie ſie etwa die Sache anzugreifen hätten, und ihnen wenigſtens einigen Stoff und einige Form zu ihren Arbeiten liefern. Dieſs wünſcht Rec. und erſucht den Vf., dieſe ſehr nützliche Arbeit mit Liebe fortzuſetzen, und glaubt ihm in voraus den Dank aller derer, die davon Gebrauch machen, verſichern zu dürfen. Es ſind vielleicht Kleinigkeiten, wenn wir bemerken, daſs hie und da die Religion mit der chriſtlichen verwechſelt iſt, daſs die jugendlichen Freuden zu ſchön *geſchildert* ſind, u. auf die dabey, ſelbſt in den Herzen der Jugend, bisweilen aufſteigenden Zweifel, beſonders aus ihrer groſsen, obgleich für ſie wohlthätigen, Einſchränkung zu wenig gerechnet iſt, und daſs in einem Gebete der Ausdruck vorkommt: *wir Kinder*. Kann ſich der Lehrer auch unter die Kinder mit zählen?

Φ.

Rinteln, b. Steuber: *Menſchenleben und Schickſal, Tod und Unſterblichkeit.* Zwölf Predigten nebſt zwey Anhängen und einer Friedenspredigt. Von *J. W. Wolfrath*, Doct. d. Theol. u. der Philoſ., erſtem Profeſſor der Theologie wie der Geſchichte, Conſiſtorialrath und Superintendent d. Grafſchaft Schaumburg. 1808. 208 S. kl. 8.

Dieſe Predigten ſind ein Nachtrag der vom Vf. ſchon

Digitized by Google

im J. 1785 u. 1787 herausgegebenen Predigten *über die Beſtimmung des Menſchen zum ewigen Leben, und die Ausſichten in die unſichtbare Welt.* Die hohe Wichtigkeit dieſer ſchon ſo oft behandelten Gegenſtände veranlaſst zu gröſsern Foderungen an religiöſe Vorträge über ſie, und läſst erwarten, hier manche neue, erhebende Anſichten derſelben, manche tiefer geſchöpfte Bemerkungen aus der religiöſen Betrachtung des Menſchenlebens zu finden. Dieſe Erwartung findet man zwar durch obige Predigten nicht ganz befriedigt: allein ſie werden demungeachtet, wie wir ihnen auch wünſchen, dankbare Leſer finden, die Erbauung und Rührung aus ihnen ſchöpfen. Das allgemeine Intereſſe der auf dem Titel bezeichneten Gegenſtände wird viele auf ſie aufmerkſam machen, und die bilderreiche, warme Sprache, die vorzüglich beabſichtigte Rührung des Gefühls werden ſie Vielen empfehlen. Die Zahl dieſer Vorträge läſst ſogleich urtheilen, daſs ſie nicht ein zuſammenhängendes Ganzes bilden ſollen, in welchem das Wichtigſte über jene Materie in einiger Vollſtändigkeit behandelt wäre. Der Vf. hat alſo nur zwölf gehaltene Predigten, die in einiger Verwandtſchaft des Inhalts ſtanden, unter obigem Titel zuſammengefaſst. Wir theilen ihre Hauptſätze und einige kritiſche Bemerkungen mit. I. *Das Menſchenleben auf der Erde, gleich einem ſchnellen Gedanken.* Nach Pſalm 90, V. 9, 10. II. *Das Menſchenleben auf Erden iſt gleich einem Morgentraum.* Nach Pſalm 90, V. 3—6. III. *Der Frühling in der Natur, ein Bild des Menſchenlebens.* Nach Pſalm 103, V. 15. IV. *Der Herbſt in der Natur, ein Bild des Alters im Menſchenleben.* Nach 1 Petr. 1, V. 24. Wir wundern uns, daſs es dem Vf. nicht ſehr miſslich erſchien, Vergleichungen, von denen auch die ausgeſuchteſten hinken, zumal ſo ſpeciell wie die beiden erſten, in ganzen Predigten durchzuführen. Zur Verdeutlichung und Belebung des Vortrags, und zur Erhöhung der Rührung, mag eine flüchtige Vergleichung als Bild ihre Wirkung erreichen. Wird aber die Vergleichung ſo weit ausgeſponnen, daſs die einzelnen Züge des Bildes aufgeführt und praktiſche Folgerungen aus ihnen gezogen werden: dann tritt das Hinkende gar vielfach und ſtark vor das Auge. Überdieſs ſcheinen uns die Vergleichungen in den beiden erſten Predigten unglücklich gewählt, und nöthigen den Vf. zu einer künſtelnden Behandlung. Wie kann man ſo unbedingt ohne Einſeitigkeit und Übertreibung darthun wollen, das Leben gleiche in ſeiner *ſchnellen* Flüchtigkeit und in ſeinem groſsen entſcheidenden Gewichte einem ſchnellen Gedanken? Wie kann man das, was einen Augenblick des Lebens ausfüllt, zum Vergleichungspunct für das Leben ſelbſt machen? Wie wird das Leben, anſtatt es in ſeinem bedeutenden Gewichte darzuſtellen, herabgewürdigt, wenn man es mit einem Gedanken vergleicht, deren es im Leben ſo viele Millionen höchſt unbedeutende giebt? V. *Eine weiſe Berechnung der unmerklich ſchnell entflohenen Vergangenheit mit der unabſehlich ſcheinenden Zukunft.* Nach 1 Chron. 30, 13. VI. *Zeiten im Menſchenleben, wo wir fühlen, wie viel die Religion uns werth iſt.* Joh. 6, V. 66—68. VII. *Die Weisheit des Chriſten, unabänderliche Unannehmlichkeiten gelaſſen zu ertragen.* Im erſten Theile ſoll gezeigt werden: daſs ſie pflichtmäſsig und unentbehrlich ſey; allein es wird nur bewieſen, daſs eine ungeduldige Ertragung jener Unannehmlichkeiten thöricht, gefährlich und ſtrafbar ſey. VIII. *Das irdiſche Leben des Weiſen und Edeln ſchon als ein Theil ſeiner himmliſchen Unſterblichkeit.* 2 Cor. 5, 4—9. Wir erwarteten hier vergeblich eine höhere Anſicht des Gegenſtandes, der im Hauptſatze richtiger bezeichnet ſeyn ſollte. Die Ausführung enthält das Gemeine. *Künftige* Unſterblichkeit *des Geiſtes*, und *ſterbliche* Irrthümer, Vorurtheile, Übereilungen, Verirrungen u. ſ. w., ſind unbequeme Ausdrücke. IX. *Das gefühlvolle Andenken an unſere vollendeten edeln Freunde iſt ein ſehr wirkſames Mittel zu unſerer gröſseren Vollendung.* Ebr. 13, 7. X. *Je weiter vom Tode, deſto dringender iſt die Ermunterung zu einem weiſen, edeln, gemeinnützigen Leben.* Matth. 24, 42. 44. 47. Es iſt ſehr ſchwer, die ſonderbare Verbindung dieſer beiden Sätze einzuſehen: ſonſt glaubte man aus dem Gedanken an die Nähe des Todes eine ſolche Ermunterung ziehen zu können. Eigentlich ſind wohl beide Arten der Ermunterung ein dürftiger Behelf der Kanzelmoral. Weniger noch begreift man den Inhalt des erſten Theils: *je weiter wir uns vom Tode entfernt halten, deſto näher ſind wir ihm vielleicht;* am wenigſten wie die Ausführung dreymal den Satz aufführen kann: *je weiter* du dich vom Tode glaubſt, *deſto* näher ſtehſt du ihm. So ſollte man ja verlangen, daſs die Menſchen ſich dem Tode recht nahe dächten (was weder der Moralität noch dem Weltbeſten zuträglich ſeyn würde); dann fiele aber obige Ermunterung, und mit ihr der ganze Inhalt dieſer Predigt hinweg. Der homiletiſche Fehler, aus ſpeciellen Fällen allgemeine unbedingte Sätze zu ziehen, findet ſich in dieſen Predigten häufig. S. 156: „Gottes Hand drükt das Siegel auf deine Gruft, bis es die Stimme des Richters am Weltgerichte eröffnet, und allen verſammelten Geſchlechtern kund macht: du haſt lange genug gelebt; denn du haſt wohl gelebt," iſt eine ſehr ſinnliche Vorſtellung. XI. *Das furchtbare, traurige, und rührende Denkmal des Todes eines Laſterhaften, eines ſpät Gebeſſerten und eines Frommen.* Luc. 23, 39-43. XII. *Die ſanfte Tröſtung am Grabe der Unſrigen: Sie kommen nicht wieder zu uns; aber wir kommen zu ihnen.* 2 Sam. 12, 22, 23. — Die beiden Anhänge enthalten: *Jeſu Abſchied von der Erde.* Ein Paſſions-Oratorium, als Text zu einer Kirchenmuſik für eine etwanige Compoſition, und *Inſchriften auf Särge und Grabmäler.* V. Pf.

FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: *Predigten an vaterländiſchen Feſten* gehalten, von *Maximilian Friedrich Scheibler*, evang. luth. Pred. zu Montjoie. Zum Beſten eines Unglücklichen, der durch den Krieg gelitten hat. 1807. 110 S. 8.

Erwartungsvoll nahm Rec. dieſe, ſchon durch ihre Überſchrift anziehenden Predigten in die Hand, und muſs, nach wiederholter Leſung derſelben, eingeſtehen, daſs ſeine Erwartungen nicht unbefriedigt geblieben ſind. Dieſs Bändchen enthält *vier* Predigten. 1. *Am Geburtstage Napoleons I.* über 1 Timoth. 2, 1—3. *Von dem Werth der Fürbitte chriſtlicher Unterthanen für ihre Regenten.* 2. *Nach dem Siege bey Friedland*, über Pſ. CXVIII, 15. 16. *Wie unſere*

Digitized

Freude über den letzten groſsen Sieg unſeres Regenten beſchaffen ſeyn müſſe, wenn ſie eine würdige Freude ſeyn ſoll. 3. *Am Dankfeſte wegen des tilſiter Friedens*, über Pſ. XLVI, 9—12. *Wozu das ſtille Nachdenken über die wieder eingetretene Ruhe uns ermuntern ſoll.* 4. *Bey der erſten Feyer des auf den erſten Sonntag im September feſtgeſetzten allgemeinen Buſstags*, Jeſaias I, 13—17. *Was ſollen öffentliche chriſtliche Buſstage ſeyn?* — Was die Behandlung des in vielfacher Hinſicht wichtigen Stoffes ſelbſt betrifft, ſo hat dabey der Vf. die Würde des Gegenſtandes, über den er ſprach, eben ſo weislich berückſichtiget, als die Würde des Orts, an dem er ſprach. Alles gewinnt bey ihm eine religiöſe Anſicht, überall gehen die feinſten moraliſchen Reflexionen hervor; und wenn er dabey auch die Gelegenheit, von der er redet, nie aus dem Geſicht verliert, ſo hält er ſich doch immer in einer gewiſſen Entfernung davon, um die durch ſie erweckten ächt chriſtlichen Empfindungen deſto freyer ausſprechen und mittheilen zu können. Da der Ton dieſer Predigten nicht ſowohl panegyriſch als didaktiſch iſt: ſo haben ſie freylich nicht den Schwung, den ſie nehmen könnten, und den der Vf. ihnen zu geben fähig war; aber ein warmes und erwärmendes Gefühl für alles Wahre, Groſse und Gute, eine reine Humanität und vorurtheilsfreye Würdigung alles Irdiſchen wehet uns in denſelben an, und theilt ſich uns durch die reine, edle, ächt redneriſche Sprache und logiſche Ordnung, in der alles vorgetragen wird, nur ſchneller mit.

Unvermeidlich waren, bey der Ähnlichkeit des Stoffs, in der zweyten und dritten Predigt Wiederholungen, wie S. 48, 49, desgleichen 72, 73 und anderwärts vorkommen. In der Eintheilung der zweyten Predigt: „Unſere Freude über den letzten groſsen Sieg iſt eine würdige, wenn ſie 1) durch Theilnehmung an den Schickſalen der Beſiegten gemäſsiget, 2) durch Dankbarkeit gegen Gott geheiliget, 3) mit Vertrauen auf ihn verknüpft, 4) durch Wohlthätigkeit gegen unſere Mitbürger ſich äuſsernd, 5) zum ehrenvollen Sieg über uns ſelbſt anfeuernd, und 6) zur muthigen Bekämpfung der inneren Feinde unſerer bürgerlichen Wohlfahrt ermunternd iſt, ſtände wohl 1 füglicher nach 3. Wahrſcheinlich aber vergegenwärtigte dem Vf. ſein menſchliches Gefühl die leidende Menſchheit zuerſt. In der vierten Predigt konnte nach *Zollikofer* und *Reinhard*, die eben dieſen Stoff trefflich behandelt, nichts Neues geſagt werden. Was S. 86 ff. von der Erwartung eines allgemeinen, ewigen Friedens geſagt wird, iſt zwar herzlich gut gemeint; aber wenn wir die Geſchichte der Welt und den Geiſt unſeres Zeitalters befragen, doch wohl nur ein ſüſser, menſchenfreundlicher Traum. rf.

Hannover, b. Hahn: *Betrachtungen für Confirmanden zur Vorbereitung auf die Confirmation*, von G. C. *Breiger*. 1805. 237 S. 8. (8 Gr.)

Die Schrift des Vfs. kann in den Händen ſolcher Confirmanden, die einen guten Unterricht genoſſen haben, theils zur Wiederholung des erhaltenen Religionsunterrichts, theils zur Erbauung und Belebung eines guten Sinnes ſehr wohl dienen; obgleich zur letzteren Abſicht hie und da mehr Wärme, mehr eindringende Sprache, mehr Einfachheit, mehr Leben und Geiſt zu wünſchen wäre. Die Materialien ſind zweckmäſsig gewählt, und für ſolche Confirmanden, die ſich nicht durch einen bis jetzt noch ungewöhnlichen und ſeltenen Grad von Bildung auszeichnen, wird man nicht leicht einen beherzigungswerthen Gegenſtand vermiſſen. Die Einleitung handelt von dem Begriff, Urſprung, Zweck und Nutzen der Confirmation. Hierauf wird die Frage beantwortet: wie muſs man ſich auf die Confirmation vorbereiten? Dieſe Abhandlung giebt reichen Stoff zum Nachdenken. Dann folgen drey Reden an Confirmanden einige Tage vor der Confirmation. Die erſte ſtellt den Confirmationstag als *den Scheidepunct der Kindheit und der Jugend* vor; allein die angegebenen Gründe ſtehen in zu geringer Beziehung auf die höhere Angelegenheit dieſes Tages. Vor allen hätte wohl die Urſache angeführt zu werden verdient, daſs von dieſem Zeitpunct an mehr eigene Verantwortlichkeit auf den Confirmanden liege. In der zweyten Rede ſagt der Vf. S. 47: „eure Eltern und Lehrer lehrten euch (bisher) nicht bloſs was ihr glauben und thun ſolltet, ſondern ſie ſuchten euch auch die Gründe vorzulegen, warum ihr es glauben und thun müſstet, damit ihr dieſe Gründe ſelbſt prüfen und zur eigenen, feſten Überzeugung gelangen könntet. *Dieſs alles war für eure Kinderjahre nöthig; aber dieſs alles iſt nun in gewiſſem Sinne beendigt.* So ſcheint es Rec. nicht. Kinder ſind noch am wenigſten fähig, jene Gründe zu faſſen u. ſ. w. Erſt die reifere Jugend von der Confirmationszeit an iſt zu dem Geſagten geſchickt. In der dritten Rede S. 59 ff. (über die Wichtigkeit des Confirmationstages, als *des Tages, an dem man ſein Religionsbekenntniſs ablegt*) iſt für Confirmanden, auf die das Ganze berechnet iſt, die Fülle der Gedanken unfehlbar zu groſs, und der Mangel an kraftvoller Simplicität um ſo bemerkbarer, je mehr dieſelbe gerade hier erfoderlich war. In der darauf folgenden Abhandlung wird mit Erwägung der dabey obwaltenden Schwierigkeiten gezeigt, „*in wiefern man ein Glaubensgelübde auf ſein ganzes Leben mit gutem Gewiſſen ablegen könne?*" Allein wenn der Prediger ein wahrhaft aufgeklärter und ächt religiöſer Mann iſt: ſo wird er ſeine Confirmanden auf gar nichts Schwieriges verpflichten. Der 7—10te Abſchnitt enthält eine ſehr zweckmäſsige Anleitung zur ſtillen Selbſtprüfung; und der 11 und 12te fromme, in Gebet übergehende Betrachtungen am Morgen des Confirmationstages und bey der Feyer des Gedächtniſſes Jeſu. Neue, originelle Ideen würde man in dieſen Betrachtungen vergeblich ſuchen; auch werden ſich die, welche in religiöſer Hinſicht auf *Schellings* oder *Feſslers* Standpunct ſtehen, durch den proſaiſchen Vortrag des Vfs. nicht befriedigt finden; aber darum kann ihm das Verdienſt, daſs er ſich um eine gewiſſe Claſſe von jungen Menſchen, wie man ſie gröſstentheils in ſogenannten gebildeten Familien findet, erworben hat, gewiſs nicht abgeſprochen werden.

D. K. N.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 OCTOBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam u. Kölln, b. Hammer: *D'Alembert à Fréderic II sur le demembrement de la Pologne.* Prédiction accomplie d'un contemporain temoin oculaire des deux premiers gouvernemens Saxons en Pologne. 1808. XLII u. 184 S. kl. 8. (1 Thlr.) Mit einer zur Seite ſtehenden deutſchen Überſetzung.

Hr. D. *Karl Fiſcher* zu Jena iſt Herausg. der vorliegenden Schrift, welche ſeiner Angabe zufolge von einem Unbekannten, wahrſcheinlich einem Franzoſen, herrührt, dem Vf. mehrerer anderer handſchriftlichen Aufſätze über Polen zur Zeit der erſten Theilung (die ſich gleichfalls in den Händen des Herausgebers befinden), welcher ſich 40 Jahre lang in Polen aufhielt, und ſeinen Landsmann *d'Alembert* wegen eines Friedrich II über die erſte Theilung von Polen abgeſtatteten Glückwunſches rechtfertigen wollte. Der Titel der Schrift ſcheint Rec. ſehr unpaſſend gewählt, indem man dadurch verleitet wird, etwas ganz anderes zu erwarten, als man wirklich findet. Die Prophezeihungen, auf welche hier angeſpielt wird, ſind eine groſse Nebenſache, und betreffen einige im J. 1776, der Zeit, wo wahrſcheinlich der Vf. ſchrieb, gewagte Vermuthungen über das künftige Schickſal von Polen, welche ſchon damals ſehr wahrſcheinlich erſcheinen muſsten. Ein ungleich paſſenderer Titel wäre wohl: *Bemerkungen über den Zuſtand Polens bey ſeiner erſten Theilung, deren Vortheile und Nachtheile.* Dieſem Aufſatze hat der Herausg. einen Auszug aus der Correſpondenz Friedrichs II und *d'Alemberts* vorausgeſchickt, zugleich auch als Anhang eine Unterſuchung über den wahrſcheinlichen Vf. des Aufſatzes nebſt einer Anzeige der übrigen, von ihm herrührenden, Polen betreffenden Schriften hinzugefügt. Der Aufſatz ſelbſt, auf den es hier allein ankommt, bewährt den Vf. als einen Mann, der mit vieler Kenntniſs des Inneren des Landes warme Anhänglichkeit an den Thron, vorzüglich an den letzten unglücklichen König, Stanislaus Poniatowsky, verband. Jedoch beweiſt auch er, wie leicht eine einſeitige Anſicht zu unrichtigen Urtheilen verleite. Das Gemälde, welches der Vf. von dem Zuſtande Polens bey ſeiner erſten Theilung entwirft, iſt leider nur in allen ſeinen Zügen zu wahr! Die zahlreichſte Claſſe der Nation, die Bauern in der drückendſten Knechtſchaft, tyranniſirt von der hohen Geiſtlichkeit und dem hohen Adel, den eigentlichen Regenten des Landes, die zahlreiche Claſſe des niederen Adels roh und bereit zu allem, wozu die Groſsen ihn zu brauchen für gut fanden, das Militär ſchwach und gänzlich desorganiſirt, die Verwaltung der Gerechtigkeit verkäuflich, der Bürgerſtand nur dem Namen nach vorhanden, dagegen aber deſto mehr Juden, wechſelsweiſe die Unterdrückten und die Unterdrücker — ein ſolcher Staat, aus ſolchen Beſtandtheilen beſtehend, konnte freylich, zumal ſeitdem das königliche Anſehen zu einem bloſsen Schatten herabgeſunken war, der Anarchie unmöglich entgehen. Der Vf., durchdrungen von dieſem Gefühle, tritt daher kühn als Vertheidiger der Theilung von Polen auf, ſowohl in Beziehung auf die Nation ſelbſt, welche dabey, wie er meint, unſtreitig gewann, als auch, weil dieſe Theilung durch das politiſche Syſtem der nordiſchen Höfe ſich ſehr gut entſchüldigen laſſe. Mit Recht ſucht der Vf. in der unklugen Eiferſucht des Adels auf das königliche Anſehen, in der Begierde, daſſelbe auf jede nur erſinnliche Weiſe zu ſchwächen, den Grund der Anarchie und des nachmaligen Falles von Polen. Dieſe Eiferſucht war es, welche den Verfall der Finanzen und der Armee herbeyführte, indem man ſich leider in Polen ſelbſt mit der Hoffnung ſchmeichelte, die Eiferſucht der benachbarten Mächte auf einander werde es nicht zulaſſen, daſs eine derſelben einen Theil von Polen an ſich riſſe. Als Stanislaus Poniatowski den Thron beſtieg, war die Anarchie in Polen ſchon ſehr weit gediehen; Ruſsland vorzüglich hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit einen mächtigen Einfluſs auf das Reich zu verſchaffen gewuſst, und nur die Theilung und Schwächung von Polen konnte nach unſerem Vf. die übrigen benachbarten Mächte gegen die Gefahren ſichern, welche ein in Anarchie und bürgerliche Unruhen verſunkener Staat fürchten lieſs; die Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts ſchien dieſs Opfer von ihnen zu fodern. Jedoch geſteht unſer Vf., daſs von einer anderen Seite betrachtet, das Betragen der theilenden Mächte höchſt ungerecht erſcheinen könne, daſs dieſe Mächte allerdings Polen eine ſolche Verfaſſung hätten geben können, durch welche ohne eine Theilung doch der Zweck wäre erreicht worden, das Gleichgewicht zu erhalten und Polen als eine nützliche Scheidewand zwiſchen ihnen ſelbſt zu gebrauchen. Er ſucht dagegen die theilenden Mächte dadurch zu entſchuldigen, daſs nun einmal ein ſolches offenes legales Betragen dem Zeitgeiſte nicht mehr angemeſſen ſey, daſs vielmehr allenthal-

ben die Selbſtſucht den Sieg über die Billigkeit davon trage. Er hält es für einen groſsen politiſchen Fehler der theilenden Mächte, daſs dieſe nicht gleich Anfangs ganz Polen zertheilten, und ſo auf ein Mal jeden Zunder der Zwietracht vernichteten, der nachher noch zu wiederholten Malen Polen zum Schauplatze der blutigſten Gräuel gemacht hat. So viel Scheinbares dieſs Räſonnement des Vfs. auch auf den erſten Blick haben mag: ſo wenig kann doch Rec. mit ſeinen Reſultaten übereinſtimmen. Er hält noch immer die Theilung von Polen nicht nur moraliſch für eine nicht zu billigende Handlung, ſondern iſt auch feſt überzeugt, daſs ſie ſelbſt aus dem Geſichtspuncte der Politik betrachtet, wenn man ja Moral und Politik einander entgegenſetzen will, dem Scharfblicke der dabey intereſſirten Höfe wenig Ehre machte. Weit entfernt dazu zu dienen, das Gleichgewicht zu erhalten, war es vielmehr dieſe Theilung, welche ihm den erſten tödtlichen Stoſs verſetzte. Die ungeſtrafte Zernichtung einer groſsen unabhängigen Nation, bis dahin etwas Unerhörtes in der Geſchichte des neueren Europas, muſste nothwendig zur Nachahmung reizen, und ſo die Baſis des Syſtems des Gleichgewichts, rechtliche Gleichheit aller Staaten, zertrümmern. Eben ſo nichtig iſt die Entſchuldigung, die unſer Vf. von dem eigenen Beſten der Nation hernimmt, und von der Verbindlichkeit für die benachbarten Staaten, die Flamme der Zwietracht und der Kriege, welche beſtändig in Polen wüthete, zu erſticken, indem man von der Nation ſelbſt keine Beſſerung habe erwarten können. Daſs dieſer letzte Vorwurf vollkommen ungegründet ſey, zeigt am beſten die Conſtitution von 1794, ein rühmliches Denkmal der Weisheit und der Trefflichkeit polniſcher Patrioten; eine Conſtitution, welche ungleich ſicherer die Wiedergeburt der polniſchen Nation bewirkt haben würde, als eine fremde und eben deſshalb ſchon der Nation verhaſste Cultur, welche ihr die theilenden Mächte, vorzüglich Preuſsen, zu geben bemüht waren.

Die deutſche Überſetzung des Herausgebers, welche dem franzöſiſchen Texte zur Seite ſteht, iſt, ſo weit ſie Rec. verglichen hat, vollkommen treu, dabey zugleich gefällig und ohne alle Härte. Da, wo der Herausg. franzöſiſch ſchreibt, wird ſein Styl zuweilen rauh und der deutſche Urſprung bemerkbar. A. L.

Berlin, b. Maurer: *Von dem Einfluſſe des bedenklichen Verhältniſſes zwiſchen Patronen und Predigern in ihre gegenſeitige Stimmung und in die Moralität des groſsen Haufens auf Pfarrſtellen adlichen Patronats.* Allen würdigen Patronen und Predigern zugeeignet. 1806. X und 138 S. 8. (12 Gr.)

Ein kleines Buch; aber über ein nicht kleines Übel geſchrieben. Wer kann den moraliſchen Schaden berechnen, welcher leider durch eine oft vorkommende Antipathie zwiſchen Landpredigern und ihren Patronen in Landgemeinden ſchon geſtiftet worden iſt! Ein alter ehrwürdiger Mann, der ſchon ſich ſeine Grabſtätte bezeichnet zu haben verſichert, und dem man es anmerkt, daſs ihm Moralität und Religion am Herzen liegen, ſpricht hier aus langer Beobachtung, unparteyiſch und wahr in drey Abſchnitten. Der erſte handelt von dem Verhältniſſe zwiſchen Patronen und Predigern überhaupt; der zweyte zeigt die vielen Colliſionen in dieſem Verhältniſſe; der dritte die üblen Folgen, die daraus für das gemeine Beſte entſtehen. Das öftere Verlangen der Patronen, der von ihnen verſorgte Prediger ſoll nun nicht bloſs dankbar, ſondern ihnen ganz unterwürfig ſeyn; die Unmöglichkeit, den, welcher einmal neben ihnen am Orte unwiderruflich Platz genommen hat, ſeines Dienſtes wieder zu entſetzen, wenn er ſpäterhin miſsfällt; die Achtung, welche der Patron den durch den Staat geſchützten Gerechtſamen des Pfarrers widerfahren laſſen muſs; der leicht mögliche Neid, wenn die Gemeinde dem Pfarrer mehr Vertrauen und Liebe ſchenkt, als dem Patron; die entſtehende Furcht vor den Einſichten des Pfarrers, wenn etwa der Patron gegen einen ſeiner Unterthanen die Grenzen der Billigkeit überſchreitet; die Nachbarſchaft der Ritterguts- und Pfarr-Ländereyen; die Aufhetzung von Perſonen, die ſich bey dem einen oder dem anderen beliebt machen wollen; das veränderte Betragen des vorher bittenden Candidaten und des nun ſein Amt mit Würde verwaltenden Religionslehrers; die Unklugheit und das ſchlechte Betragen mancher Prediger ſelbſt; die oft vorkommende Unwiſſenheit und Religionsſpötterey der Patronen, wohl gar verbunden mit öffentlichen Laſtern — dieſe und noch andere Dinge rechnet der würdige Vf. zu den mannichfaltigen Colliſionen. Freylich wenn Patron und Prediger das ſind, was ſie ſeyn ſollen; wenn ſie, die einander ſchon wegen des Umgangs auf dem einſamen Dorfe werth ſeyn müſſen, ſich in ihren Bemühungen unterſtützen und in die Hände arbeiten: — Himmel, welche Summe des Guten kann da in einer Gemeinde bewirkt werden! Wer denkt hier nicht an den edlen Rochow auf Reckahn? Am Schluſſe des Buches finden ſich Vorſichtsregeln für den Prediger, deren Beobachtung jedem zu empfehlen iſt. Die Sprache iſt herzlich und eindringend; nur zuweilen voll von Wiederholungen. Wenn aber der Vf. S. 124 die Frage aufwirft: wie Männer, welche die groſsen Lehren der Moral und Religion von Amtswegen unaufhörlich überdenken, die Wirkung davon doch ſo wenig an ſich ſelbſt ſpüren, und oft ſo tief fallen können: ſo weiſs er dieſes Problem nicht anders zu erklären, als durch den Ausſpruch: „gleich wie ſie nicht geachtet haben, daſs ſie Gott erkennen, *hat Gott auch ſie dahin gegeben.*“ An dieſer Antwort hat wenigſtens die Pſychologie keinen Antheil. Weiſs denn der Vf. nicht, daſs immer dem Verſtande vorſchwebende und beſtändig wiederkehrende Vorſtellungen zuletzt nicht den tiefen Eindruck machen, den ſie auſserdem machten? Ein ſcharfes Inſtrument, oft gebraucht, wird zuletzt ſtumpf. Aber gerade ſo,

Digitized by Google

iſt es mit Ideen, die man oft behandelt, woran aber das Herz kein lebhaftes Intereſſe genommen hat. So ſah z. B. Rec. oft gelehrte Schulmänner, welche alle Tage ihren Cicero laſen, und recht gut ihren Schülern erklärten, und doch ſelbſt ſchlecht lateiniſch ſchrieben. Hiezu kommt, daſs der Prediger, welcher oft beten, ermahnen, und ſo viele andere kirchliche Handlungen verrichten muſs, ohne in der gehörigen Stimmung des Herzens zu ſeyn, gerade am meiſten Gelegenheit hat, dieſe Dinge mechaniſch, wenigſtens ohne inneres Intereſſe zu behandeln, dabey kalt zu bleiben und bloſs mit dem Verſtande thätig zu ſeyn, während daſs das Herz daran keinen Theil nimmt.

Das ſoll zwar weit entfernt ſeyn, den gewiſſenloſen Prediger zu entſchuldigen; aber es kann doch dazu dienen, ein Phänomen gewiſſermaſsen zu erklären, woran ſchon Mancher Anſtoſs genommen hat. L. M. H.

Rudolstadt, b. Klüger: *Mannichfaltigkeiten aus der fränkiſchen Erdbeſchreibung und Geſchichte*, zur Unterhaltung für Liebhaber, beſonders zur Erläuterung des Grundriſſes zum Vortrage der vaterländiſchen Erdbeſchreibung und Geſchichte in Franken. Von *J. K. Bundſchuh.* Erſtes Heft. 1807. 194 S. Zweytes Heft. 1808. 188 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dieſe Schrift iſt eigentlich zur Erläuterung des Grundriſſes beſtimmt, welchen der Vf. im J. 1806 über die Erdbeſchreibung und Geſchichte in Franken herausgegeben hatte, der aber, als bloſser Leitfaden, nicht mit derjenigen Ausführlichkeit behandelt werden konnte, welche in den Lehrſtunden nur bey dem mündlichen Vortrag zu berückſichtigen iſt. Da die hier vorkommenden Abhandlungen wenig Neues enthalten, ſondern gröſstentheils als Auszüge aus anderen hiſtoriſchen Werken zu betrachten ſind: ſo wird es genug ſeyn, unſeren Leſern nur die Rubriken anzuzeigen, worin Hr. B. ſeinen Grundriſs zu erläutern gedenkt.

I Heft. 1) *Klodwig, der Franken König.* 2) *Kilian, der Apoſtel der Franken.* In der Domkirche zu Würzburg wird noch das Evangelienbuch aufbewahrt, deſſen ſich Kilian bedient haben ſoll. In welcher Hinſicht es für den Alterthumsforſcher merkwürdig ſey, hätte Hr. B. billig bemerken ſollen. 3) *Winfried, nachmals Bonifacius.* 4) *Die Grafen von Franken, nach ihren zwey Hauptlinien, die fränkiſch-babenbergiſche und fränkiſch-heſſiſche.* Die bekannte Fehde und nachherigen Schickſale dieſer Herren werden hier kürzlich erzählt; auch gedenkt Hr. B. des angeblichen Betrugs, den Erzbiſchof Hatto von Mainz an Graf Adelberten begangen, und ihn dadurch in die Hände des Königs geliefert haben ſoll. Dieſe Angabe iſt aber in *Wenk's heſſ. Landesgeſchichte* Th. II S. 620 aus guten Gründen für eine Mönchsfabel erklärt worden. 5) *Konrad I, König der Deutſchen*; in Rückſicht ſeiner Herkunft und Beſitzungen in Franken. 6) *Über den nürnberger Fleiſs.* 7) *Muſter eines Fehdebriefes und die Antwort darauf*; vom Ritter Ulrich von Birkenbach zu Tannenberg an die Stadt Rothenburg vom J. 1411. 8) *Die Hofnarren wie ſie aufkamen, nebſt einigen Proben ihres Witzes.* 9) *Über Turniere und Scharfrennen.* 10) *Altfränkiſche Sprachſitte.* 11) *Über den Ertrag von wilden Bienen.* 12) *Über den Bau der Kirſchen in Franken.* 13) *Biſchof Eginhard zu Wirzburg, ein wahrer Menſchenfreund.* 14) *Andreas Bodenſtein, Karlſtadt genannt.* Er war Decan der theologiſchen Facultät zu Wittenberg, aus deſſen Hand Luther 1512 den theologiſchen Doctorhut erhielt. 15) *Eine merkwürdige Wallfarth aus Franken zum heil. Grabe zu Jeruſalem vor den Kreuzzügen.* 16) *Die 12 Artikel, welche 1524 von der aufrühriſchen Bauerſchaft aufgeſtellt wurden.* 17) *Von der fränkiſchen Familie der Küchenmeiſter und ihren Wohnſitzen.* 18) *Wie der Oberrath zu Wirzburg 1391 die Policey handhabte.* 19) *Verſuch einer Geſchichte der Auflagen und Abgaben im Fürſtenthume Wirzburg, nach 6 verſchiedenen Zeitabſchnitten.* Dieſer Aufſatz, der den gröſsten Theil dieſes Heftes ausmacht, hat für den Statiſtiker ein vorzügliches Intereſſe, auf deſſen Dank der Vf. mit Recht Anſpruch machen kann. Er iſt in 6 Zeitabſchnitte abgetheilt, als: 1) vom Urſprunge des Frankenbundes (244) bis auf die Einführung des Chriſtenthums; 2) vom 8ten Jahrhundert bis 1147; 3) vom Anfange der Kreuzzüge in Franken bis zu Einführung des römiſchen Rechts, oder von 1147 bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts; 4) vom Anfange des 15ten Jahrh. bis 1648; 5) vom weſtphäliſchen Frieden 1648 bis zum neueſten Reichsdeputations-Receſſe von 1803; und 6) von der baieriſchen Beſitznahme 1803 bis auf die, vermöge des preſsburger Friedens vom 26 Dec. 1805, erfolgte Übergabe an Sr. königl. Hoheit, Erzherzog Ferdinand von Öſterreich.

II Heft. 1) *Leben und Thaten D. Gregorius Heimburgs*, eines groſsen fränkiſchen Rechtsgelehrten und Staatsmannes, der im 15ten Jahrh. lebte. 2) *Über die Ehe; Vorſtellung verſchiedener Völker über Enthaltung von derſelbigen und ewige Jungfrauſchaft; über Eheloſigkeit der katholiſchen Geiſtlichkeit und manche deſshalb in Franken obgewaltete heftige Streitigkeiten.* 3) *Einige oſtfränkiſche Heirathsgebräuche und Heirathsmaximen.* 4) *Das Kleeblatt dreyer ſchändlicher Weiber, die ungemein viel Unglück in das Land brachten, Amalberg, Brunnehild und Fredegunde.* 5) *Über den Kalender der alten Deutſchen und die durch Karl den Groſsen vorgenommene Verbeſſerung deſſelben.* 6) *Philipp Adam Ulrich, Profeſſor zu Würzburg*; groſser Wohlthäter ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachkommenſchaft durch Einführung des Klee- und Kartoffel-Baues. Er lebte zu Anfang des 18ten Jahrh. und vertauſchte ſein juriſtiſches Lehramt gegen die Landwirthſchaft, die er durch die Einführung des Klee- und Kartoffel-Baues in Franken ungemein verbeſſerte. 7) *Chriſtoph Winkler* von Kronach und *Conrad Schauer* von Wallenfels, ausgezeichnete Beförderer der Induſtrie im Bambergiſchen. Sie errichteten auf eigene Koſten eine Steinfabrik, und verfertigten eine

Menge von Schleifſteinen, Wetzſchaalen, Barbier-, Terpentin-, Flinten-Steinen und andere Stein-Fabricate, die bisher vom Auslande bezogen wurden. 8) *Nicht bloſs der Adel, ſondern auch die Gemeinen legten ſich auf die einträgliche Handthierung, vom Stegreife*, d. h. vom Straſsenraube, zu leben. 9) *Steife Anhänglichkeit der Einwohner Oſtfrankens an ihre alten heidniſchen Gebräuche u. ſ. w.* 10) *Vom Bau des Gräns oder Merretigs in Franken;* eine ökonomiſche Abhandlung, worin die Regeln bemerkt werden, die beym Anbau dieſer Wurzel zu beobachten ſind. Von einem Morgen Märretig kann man mehrere 100 fl. Ertrag rechnen. 11) *Wie man ſchon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts über Mönche und Klöſter dachte.* Eine etwas fabelhafte Erzählung aus *Frieſens* würzburg. Chronik. Die vom K. Lothar II belagerte Stadt Limpurg war von allen Lebensmitteln entblöſset, und weil die darin befindlichen Mönche ihre Vorräthe an Getränke, Wein u. ſ. w., nicht öffnen wollten: ſo gab ein edler Knecht den Rath, man ſollte einen feiſten Mönch nach dem anderen abthun und eſſen, denn es ſey beſſer, die Mönche alle, als den Flecken zu verlieren. 12) Über die Ausdrücke, *Niederwerfen* und *Schnapphahn*. Unter erſterem verſtand man Verwundung und Todtſchläge, der letztere aber bezeichnete einen Straſsenräuber. 13) *Über die ältere und neuere Kleidung des Landvolks im ſchweinfurter Gau.* 14) *Würzburgiſche Verordnung über Einlieferung einer gewiſſen Anzahl von Spazenköpfen.* 15) *Über die Eintheilung Oſtfrankens in Gaue; die Urſachen, warum dieſe Ländereintheilung aufhörte, und über den Umfang des Radenzgaues.* Ein Auszug aus *Günderode* Preisſchrift: *de cauſis praecipuis interitus pagor. in Germania praeſertim ad Rhenum* (1778) *in Act. Theodor. Palat.* T. IV, — und aus *v. Schultes* hiſtoriſchen Schriften und Urkunden-Sammlung zur Erläuterung der deutſchen Geſchichte und Geographie des mittleren Alters. 1798. A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Gräff: *Gedanken über die Wiederherſtellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhaftern Friedens, als bisher möglich geweſen.* Von einem Staatsmanne. 1808. 52 S. 8. (6 Gr.) Etwas Ueberflüſſigeres hätte nicht leicht geſchehen können, als dieſe Gedanken eines 70jährigen Staatsmannes, welche ſchon in einer der vielen Zeitſchriften, wenn Rec. nicht irret, in den Intelligenzblättern der neuen Feuerbrände, zu leſen geweſen ſind, noch einmal beſonders abzudrucken. Alle Plane und Ideen zu einer Verbindung der Staaten, wie ſie der Vf. will, und alle die Vorſchläge, welche zur Begründung eines ewigen, oder eines dauerhaften Friedens von gutmüthigen Seelen vielfach erſonnen ſind, laufen ſo ganz gegen die menſchliche Natur und gegen das Weſen und die Tendenz unabhängiger Staaten und ihrer Vorſteher, daſs auch ſehr geiſtreiche Männer, welche ſich mit der Entwickelung ſolcher Ideen beſchäftigt haben, ins Triviale verfallen ſind, und den denkenden Leſer ſehr wenig befriedigt haben. Das Gefühl des Zweckloſen, des Unnützen, iſt bey jedem verſtändigen Leſer ſo ſtark, daſs, wenn dieſer Gegenſtand nicht bloſs poetiſch, ſondern als etwas Ernſthaftes und Ausführbares behandelt wird, jedes andere Gefühl dadurch ganz und gar unterdrückt, oder am Entſtehen gehindert wird. Das Gefühl iſt in Zeiten, wo der ganze Staatenbund von Europa, durch das Beſtreben, alles Gleichgewicht auf ewige Zeiten zu vernichten, in Bewegung gebracht und in Zerrüttung geſtürzt worden iſt, noch lebhafter. Denn wie iſt auch nur gedenkbar, daſs die Macht, welche ſo vieles verſucht, gewagt und ausgeführt hat, um durch *Übergewicht* einen ewigen Frieden zu begründen, den das *Gleichgewicht* nicht zu geben vermochte, jetzt, wo ſie beynahe am Ziel ihres Strebens ſeyn dürfte, zurückkehren, und ſich unter ein Joch fügen ſollte, welches ihr die Früchte ihrer Siege entziehen würde! Wer einmal ſo weit aus der Reihe der Übrigen hervorgetreten iſt, von dem iſts zu viel verlangt, freywillig wieder zurückzutreten, und wer befehlen kann, wird nicht gehorchen wollen. Die Vorſchläge des Vfs. ſind überdieſs von einer ſolchen Art, daſs ſie ſchwerlich hinreichend ſeyn dürften, nur einige Dorfgemeinden, deren Intereſſe collidirte, und welchen es an einem kraftvollen Obern fehlte, auch nur ein Jahr in Ordnung und Ruhe zu erhalten. Sie gehen kürzlich dahin: ſämmtliche Staaten ſollen ſich einander nach Verhältniſs der Macht eines jeden — welche in Rückſicht der zu haltenden Truppen und Kriegsſchiffe feſt zu beſtimmen iſt — eine gewiſſe Anzahl Stimmen — z. B. Frankreich 16, Öſterreich 10, Ruſsland 17, England (die gröſste Zahl) 19, ſämmtlichen Staaten 97 — zugeſtehen. Bey vorkommenden Streitigkeiten zwiſchen zwey Staaten, welche zu einem Kriege führen könnten, ſolle die Streitſache allen Bundesſtaaten, durch und mittelſt eines Cancellariats, ausführlich vorgelegt werden, und ein jeder Souverän ſoll dann über die Differenz ſeine Meinung und Stimme abgeben. Nach geendigter Abſtimmung ſollen alle Staaten auf die Seite desjenigen Staats, deſſen Sache durch die Mehrheit der Stimmen für die beſſere erkannt worden iſt, zutreten, und im Fall, daſs es zu einem Kriege kommen ſollte, ihm mit hinlänglicher Macht beyzuſtehen verbunden ſeyn. Dieſe Idee iſt mit einer Ernſthaftigkeit ausgeführt, als wenn ſie morgen realiſirt werden ſollte. Sogar die Schreibmaterialien und das Briefporto ſind nicht vergeſſen. Mehr darüber zu ſagen würde überflüſſig ſeyn. Ewiger Friede muſs in den Plan der Weltordnung nicht gehören, muſs der Menſchheit nicht wohlthätig ſeyn: — dieſer Gedanke muſs den Menſchenfreund, welcher an der Auffindung eines Mittels zur Erreichung dieſes Zweckes verzweifelt, tröſten, denn auch von dem alles beherrſchenden Uebergewicht eines Staats läſst ſich ſchwerlich auf die Länge die Erfüllung dieſes Wunſches hoffen. Iſt doch auch das Uebergewicht ein Werk hinfälliger Menſchen und wandelnder Kräfte! P. N.

Schöne Künste. *Leipzig* u. *Breslau*, b. Buchheiſter: *Geſchenk für die Jugend, enthaltend praktiſche Anweiſung zum Illuminiren aller Gegenſtände, desgleichen zur Selbſtbereitung und Miſchung der Farben, durch ſchwarze und illuminirte Kupfer erläutert, nebſt einer Farbentabelle.* Ohne Jahrzahl. längl. Quart. (20 Gr.) Aus 8 erbärmlichen, zum Theil ſchlecht illuminirten Kupfern und 12 Seiten eben ſo unbrauchbaren Texts beſteht das ganze Büchlein, und iſt alſo ein völlig werthloſes Geſchenk, womit die liebe Jugend beſſer wäre verſchont geblieben. — y — H.

Zwickau u. *Leipzig*, b. Schumann: *Albrecht Ahlberg und ſeine Freunde*, oder: *auch die Liebe führt wunderbar.* Eine Geſchichte aus dem wirklichen Leben. 1804. 288 S. 8. (18 Gr.) Ein Roman, der, wie wohl die meiſten unter den jetzt curſirenden, ſich aus der Lectüre anderer Romane gebildet hat. Die Geſchichte nimmt gleich einen ſo bekannten Anfang, daſs man ungewiſs iſt, ob man eine alte Geſchichte noch einmal, oder eine neue zum erſtenmale lieſet; und das Ganze iſt ſo gut auf den gemeinen Schlag von Leſern und Leſerinnen berechnet, daſs man faſt nicht anders kann, als ſich einen ſolchen Leſer als Vf. zu denken. Doch will Rec. hiemit keinesweges in Abrede ſtellen, daſs nicht einige Züge aus dem wirklichen Leben in den Gang der Begebenheiten verflochten ſeyn mögen. Der Ton der Erzählung iſt ganz einfältig, ohne prunkendes Geſchwätz; und dieſs iſt etwas, das Lob verdient.

Qm.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

October 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat October in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Ahlemanns geiſtliche Reden. Herausgegeben von *Krug* 254. 193.
Albrecht Ahlberg und ſeine Freunde, oder: auch die Liebe führt wunderbar 255. 208.
d'Alembert à Fréderic II sur le demembrement de la Pologne 255. 201.
An Se. königl. Maj. Friedrich Wilhelm III nach dem Frieden zu Tilſit 236. 49.
Anweiſung für Prediger zur Führung der Regiſter des Civilſtandes. 2te Aufl. 232. 21.

B.

Bach die Kunſt zu zeichnen 246. 136.
— — Nouvelles études de deſſin 246. 136.
Bank tabellariſche Darſtellung alles deſſen, was die Beamten des Civilſtandes im Königreiche Weſtphalen in Anſehung der Acte des Civilſtandes zu beobachten haben 232. 20.
Baur über den Einfluſs der äuſseren Wärme und Kälte auf den lebenden menſchlichen Körper 234. 35.
Bibliothek für Luſtgärtner und Blumenfreunde oder Deutſchlands neuere Literatur der ſchönen Gartenkunſt 246. 135.
Breiger Betrachtungen für Confirmanden zur Vorbereitung auf die Confirmation 254. 199.
Briefe, die neueſten, aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg. 1. 2 Bändchen 243. 105.
Bugge gründliche und vollſtändige theoretiſch-praktiſche Anleitung zum Feldmeſſen oder zur praktiſchen Geometrie. Aus dem Däniſchen überſetzt von *Tobieſen*. Neue Aufl. 251. 175.
Bundſchuh Mannichfaltigkeiten aus der fränkiſchen Erdbeſchreibung und Geſchichte. 1. 2 Heft 255. 205.
Butte Statiſtik als Wiſſenſchaft. 1 Liefer. 245. 121.

C.

Cancrin Abhandlung von der vortheilhaften Grabung, der guten Faſſung und dem rechten Gebrauche der ſüſsen Brunnen, um reines und geſundes Waſſer zu bekommen 245. 112.

D.

Darſtellung der preuſſiſchen Monarchie in ihrem Entſtehen, Wachsthum und Verluſte nach Gröſse und Volksmenge. Entworfen von *K. D.* in G., herausgegeben von *Winkopp* 237. 60.
— — — hiſtoriſch-ſtatiſtiſche, der preuſſiſchen Monarchie vor und nach dem am 9 Jul. 1807 zu Tilſit abgeſchloſſenen Frieden 236. 49.
Dicuili liber de menſura orbis terrae, nunc primum ed. a *Walckenaer* 250. 161.
Dietrich Beſchreibung der vorzüglichen Gärten in und bey Eiſenach und ihrer ſchönen Gegend. 2te Aufl. 237. 64.
Dilling ſtatiſtiſche Ueberſicht der preuſſiſchen Monarchie vor dem Kriege mit Frankreich 1806 und nach dem Friedensſchluſſe zu Tilſit den 9 Jul. 1807 236. 49.
Dilthey der thüringiſche Kinderfreund. 2r Theil 242. 99.
Dorn Vorſchriften 237. 63.
Drummer Theorie des Würderungseides 231. 9.
Dumeril Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparée 246. 129.

E.

Emmrich Gedichte 245. 123.
Erörterung, umſtändliche, der Fragen: was wird Preuſſen in Zukunft ſeyn? und wie kann Deutſchland überhaupt wieder unabhängig, mächtig u. blühender werden, als es je war? 236. 50.
Euripidis Tragoediae, ed. *Porſonus*. Tom. I. Ed. in Germania altera 248. 145.

F.

Fick Anhang zur praktiſchen engliſchen Sprachlehre für Deutſche beiderley Geſchlechts 252. 180.
— — the complete Engliſh Letter-Writer on the moſt common Occaſions in Life, oder Uebungen zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Engliſche 252. 180.

G.

Gedanken über die Wiederherſtellung des Gleichgewichts in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher möglich geweſen iſt 255. 207.
Geiſt Jeſus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer in einem ganz neuen theologiſchen Gewande allen Denkern zur Betrachtung aufgeſtellt 230. 7.
Geſchenk für die Jugend, enthaltend praktiſche Anweiſung zum Illuminiren aller Gegenſtände 255. 208.
Guthmann Methodik des Clavier- und Pianoforte-Spiels 245. 127.

H.

Haas vollſtändiges lateiniſch-deutſches und deutſch-lateiniſches Handwörterbuch. 2te Ausgabe. 1. 2 Theil 250. 168.
Hahn Stoff zur Bildung des Geiſtes und Herzens. 1 Bdchen. 2te Aufl. 2 Bdchen. 242. 103.
Handbuch für Landprediger und Schullehrer bey den ſogenannten Kinderlehren in den Kirchen. 1 Theil 254. 194.
Handwörterbuch, deutſches, für die Geſchäftführung, den Umgang und die Lectüre. 2 Bandes 1 Abth. 252. 181.
Hartung kleine deutſche Sprachlehre für die erſten Anfänger 252. 183.
Hecker kurzgefaſste franzöſiſche Sprachlehre für Anfänger. 5te Aufl. 241. 96.
Heinſius Teut, oder theoretiſch-praktiſches Lehrbuch des geſammten deutſchen Sprachunterrichts. 1 Th. Auch unter dem Titel: Sprachlehre der Deutſchen. 1 Th. 251. 169.
v. *Herders* Anſichten des claſſiſchen Alterthums, von *Danz*. 2te Abth. 238. 71.
Höpfner die kleinen Freunde der Pflanzenkunde. 3r Theil 242. 100.

Digitized by Google

Hoſeas von *Böckel* 230. 4.
Hundt Blüthen des Lebens. 1 Sammlung 245. 125.

I.

Jörg Verſuch und Beyträge geburtshülflichen Inhalts 235. 45.
Joſephi über die Schwangerſchaft auſſerhalb der Gebärmutter, und über eine höchſt merkwürdige Harnblaſenſchwangerſchaft insbeſondere 235. 47.

K.

Knös Chreſtomathia Syriaca maximam partem e codd. mſ. collecta 253. 190.
Koſegarten die Inſelfahrt oder Aloyſius und Agnes 244. 120.
— — — die Jungfrau von Nikomedia 245. 127.
— — — Jucunde. Neue Ausgabe 244. 115.
Koſer kurzer Entwurf der chriſtlichen Religionslehre 243. 111.
Kriegsartikel für die Unterofficiere und gemeinen Soldaten 238. 65.

L.

Lehr- und Leſe-Buch für Volksſchulen 243. 112.
Leth Handbuch für die Friedensrichter des Königreichs Weſtphalen. 1 Heft 232. 17.
Library, Engliſh. Authors in Verſe. 1—4 Vol. 252. 177.
Litterae patentes Imperatoris Sinarum Kang-hi Sinice et Latine, c. interpretatione *Koegleri*, ed. *de Murr* 253. 186.
Locré Eſprit du code Napoléon tiré de la Diſcuſsion, ou Conférence hiſtorique et analytique et raisonnée du Projet de Code civil, etc. T. I — V. 233. 25.
— — Geiſt des Geſetzbuches Napoleons aus der Verhandlung geſchöpft. Verdeutſcht von *Müller* und *Stickel*. 1 Heft 233. 25.

M.

Magazin, hamburgiſches, für die Geburtshülfe. Herausgegeben von *Gumprecht* und *Wigand*. 1 Stück 235. 41.
Matériaux pour ſervir à l'hiſtoire des années 1805, 1806, 1807. Nouv. éd. 239. 75.
Mein Vaterland Preuſſen nach ſeinem Entſtehen und Aufblühen, oder Entwickelungsgeſchichte der preuſſiſchen Monarchie 236. 49.
— — — — 2te Aufl. 236. 49.
Meuſel Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller. 8 Band 238. 72.
Milton Paradiſe Loſt. 1. 2 Vol. 252. 177.
Mohammedis filii Chavendſchahi, vulgo *Mirchondi* hiſtoria Samanitarum, perſice. Ed. *Wilken* 253. 186.
Müller Verſuch über den Schätzungseid 231. 9.
Münter Haandbog i den aeldſte chriſtelige Kirkes Dogme hiſtorie. 1. 2 Deel 230. 1.
— — Handbuch der älteſten chriſtl. Dogmengeſchichte. Deutſch herausgegeben von *Ewers*. 1. 2 B. 230. 1.

N.

Naturgeſchichte, kurze doch hinreichende, für Bürger- und Land-Schulen. Fortgeſetzt von *Dilthey*. 1 Bdes. 2 Abtheilung 242. 99.
— — — möglichſt vollſtändige, für Bürger- und Land-Schulen. Säugthiere. 1 Bdes. 2 Abtheilung 242. 100.
Nonne poetiſche Spatziergänge 245. 125.
— — Wanderungen durch Duisburgs Fluren 245. 125.
Notariat, das, in Frankreich 232. 17.

O.

Oſiander Annalen der Entbindungslehranſtalt auf der Univerſität zu Göttingen vom J. 1800. I B. 1. 2 St. II B. 1. 2 St. 235. 45.

P.

Pflaums Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion. 3te Aufl. 243. 111.
Poems, the, of *Goldſmith* and *Cunningham* 252. 177.
Plagemann erleichterte lateiniſche Grammatik für Anfänger. 1. 2 Theil 250. 165.
Pölitz ſyſtematiſche Encyklopädie der ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften 251. 183.
Preceptor, the polite, or a Collection of entertaining and inſtructive Eſſays, ſelected from the beſt Engliſh writers. Vol. 1. 252. 179.
Preuſſens Länderverluſt und Länderbeſtand nach dem Frieden zu Tilſit vom 9 Jul. 1807 236. 50.
Preuſſens Monarchie vor dem Ausbruche des Kriegs und nach dem Schluſſe des Friedens. 1 Bdchen. 236. 49.
— — Steigen und Sinken und Verluſt dieſer Monarchie an die Königreiche Sachſen, Weſtphalen und Holland, an das Herzogthum Warſchau und an Rufsland 236. 49.

R.

Rambach neue deutſche Sprachlehre, oder faſsliche Anweiſung zur Erlernung der deutſchen Sprache, auch für Ausländer 251. 174.
Recueil de Synonymes françois 252. 181.
Regenten, die hohenzollernſchen, auf dem preuſſiſchen Throne 236. 49.
Reglement über die Beſetzung der Stellen der Port-epée-Fähndriche und über die Wahl zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und Artillerie 238. 65.
v. Rochow der Kinderfreund. Herausgegeben von *Clemens*. 4te Aufl. 241. 95.
Roth gemeinnütziges Lexicon für Leſer aller Claſſen. 2r Band. 3te Aufl. 252. 182.

S.

Sammlung franzöſiſcher Synonymen aus den beſten Werken über dieſen Gegenſtand 252. 181.
— — — römiſcher Denkmaler in Bayern. Herausgegeben von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in München. 1. 2 Heft 246. 82.
Scheibler Predigten an vaterländiſchen Feſten gehalten 254. 198.
Schöne Verſuch eines ſyſtematiſchen Entwurfs der geſammten Medicin. 1 Th. 234. 33.
Schröter Nachträge zu meinem Buche über das Alter und untrügeriſche Mittel alt zu werden 238. 72.
Sintenis Handbuch der Materialien zu deutſchen und lateiniſchen Abhandlungen 250. 167.
So endete Preuſſen 236. 49.
Staat, der preuſſiſche, von ſeiner erſten Entſtehung bis auf jetzige Zeiten 236. 49.
Stephani Fibel für Kinder von edler Erziehung 242. 102.
Stransky v. Stranka v. Greiffenfels Beleuchtungen phyſiologiſcher und pſychologiſcher Gegenſtände. 1 Th. 240. 86.

T.

Taſchenwörterbuch, neues franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches. 2te Aufl. 252. 181.
Teutſchland und Preuſſen oder das Intereſſe Teutſchlands am preuſſiſchen Staate 236. 49.
Thomſon the Seaſons 252. 177.

U.

Ueber Preuſſens Verwaltung ſeiner ehemaligen polniſchen Provinzen 238. 69.
Unterweiſung, vollſtändige, der Beamten des Civilſtandes in ihren ſämmtlichen Verrichtungen 232. 21.

V.

Venturini Verordnungen des napoleoniſchen Geſetzbuches über die Führung der Geburts- Heiraths- und Sterbe-Regiſter 232. 20.

Verordnung wegen Beſtrafung der Officiere 258. 65.
— — — wegen der Militär-Strafen 258. 65.
Verſuch eines Entwurfs zur Beſchreibung eines Eiſenhütten-Werks 246. 138.
Vezin Handbuch für Friedensrichter und andere bey dieſem Gericht angeſtellte Perſonen 252. 17.
Viſcher Vorleſungen über die wichtigſten weiblichen Pflichten für edle Töchter und Mütter 247. 142.
Vogel Reflexionen und Memorabilien für die Criminaljuſtiz 251. 15.
Vollbeding praktiſches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks der Gedanken. 3te Aufl. 251. 176.
Von dem Einfluſſe des bedenklichen Verhältniſſes zwiſchen Patronen und Predigern in ihrer gegenſeitigen Stimmung. 255. 205.

W.

Weinberger der Taubſtumme und deſſen Brauchbarmachung zu bürgerlichen Handwerken und anderen Gewerben 247. 145.
— — — Verſuch über eine allgemeine anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodiſchen Geberdezeichen der Taubſtummen 247. 145.
Weiſſenborn Briefe über die bürgerliche Selbſtſtändigkeit der Weiber 255. 193.
Wezel Sieg über die Hypochondrie oder gemeinfaſsliche Anweiſung das Uebel der Hypochondrie zu erkennen und gründlich zu heilen. Herausgeg. von *Vogel* 254. 381.
Wirſchinger Verſuch einer neuen Theorie über das Juramentum in Litem oder den Würderungseid 251. 9.
Witting von der Führung der Regiſter des Civilſtandes und von dem rechten Verhalten bey Trauungen nach den Verordnungen des Geſetzbuches Napoleon 252. 26.
Wolfrath Menſchenleben und Schickſal, Tod und Unſterblichkeit. 12 Predigten 254. 196.

Z.

de Zach Tabulae ſpeciales aberrationis et nutationis in aſcenſionem rectam et in declinationem. Vol. I. II. 241. 89.
Zeune Beliſar. Ueber den Unterricht der Blinden 247. 157.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademiſche Buchh., neue, in Marburg 234.
Anonyme Verleger 236 (6). 238. 240. 247 (2).
Bädeker und Comp. in Duisburg und Eſſen 245.
Barth in Leipzig 254.
Becker in Gotha 241.
Braunes in Berlin 236 (2). 251.
Brummer in Kopenhagen 250.
Buchheiſter in Leipzig u. Breslau 255.
Campe in Nürnberg und Leipzig 245. 252.
Darnmann in Züllichau 250.
Didot in Paris 250.
Dieterich in Göttingen 235. 253.
Dieterici in Berlin 242.
Eichenberg in Frankfurt a. M. 254.
Ferſtl in Grätz 252 (3).
Fleckeiſen in Helmſtädt 252 (2).
Fleiſcher d. J. in Leipzig 238. 248.
Fleiſchmann in München 243.
Frieſe in Pirna 231.
Frölich in Berlin 254.
Gabler in Jena und Leipzig 231.
Gädicke in Berlin 238.
Göbbels u. Unzer in Königsberg 230.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 231. 240.
Gräff in Leipzig 251. 255.
Grattenauer in Nürnberg 252.
Hahn in Hannover 232. 254.
Hamberger in Breslau 246.
Hammer in Amſterdam u. Kölln 255.
Hammerich in Altona 251.
Haniſch in Meiningen 245.
Hartknoch in Leipzig 238.
Hartungſche Hof- u. akadem. Buchdruckerey in Königsberg 238 (4).
Herzog in Leipzig 236.
Heſſenland in Magdeburg 243.
Hinrichs in Leipzig 252.
Kaiſerliche Druckerey in Paris 233.
Keyſer in Erfurt 234. 242 (2).
Klüger in Rudolſtadt 255.
Köhler in Leipzig 242.
Königl. Buchdruckerey in Caſſel 232.
Korn in Breslau 246.
Krieger in Gieſsen 245.
Krüll in Landshut 231.
Kümmel in Halle 232.
Leichſche Buchh. in Brandenburg 243.
Matzdorf in Berlin 252.
Maurer in Berlin 245. 255.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 237.
Monath u. Kuſsler in Nürnberg u. Altdorf 253.
Nicolai in Frankfurt u. Leipzig 259.
Oehmigke d. Aelt. in Berlin 251.
Oehmigke d. J. in Berlin 236.
Palm in Erlangen 242. 246.
Perthes in Gotha 253.
Quien in Berlin 234.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 241.
Reindl in Bamberg 237.
Sajou in Paris 246.
Sander in Berlin 243.
Schmidt in Hamburg 235.
Schmidt in Wien 230.
Schumann in Ronneburg und Leipzig 250.
— — — in Zwickau u. Leipzig 255.
Seeger in Leipzig 252.
Simon in Frankfurt am Mayn 243.
Steinkopf in Stuttgardt 247.
Steuber in Rinteln 254.
Steudel und Keil in Gotha 252.
Stiller in Roſtock 235. 250.
Supprian in Leipzig 242.
Taſché und Müller in Gieſsen 233.
Tauchnitz in Leipzig 235.
Thomann in Landshut 245.
Unger in Berlin 236.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 230. 253.
Vieweg in Braunſchweig 232.
Voſs in Berlin 244.
Weiſs in Berlin 234. 245. 247.
Weſener in Paderborn 241.
Wittekind in Eiſenach 237. 242.
Waiſenhausbuchdruckerey in Caſſel 232 (2).
Zeitmayr in Regensburg 236.

III. Intelligenzblatt des October.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchh. in Frankfurt a. d. O. Verl. 70. 583.
Breitkopf und Härtel in Leipzig neue Muſikalien 78. 647.
Bureau der Ausländer in London Verl. 72. 597.
Frölich in Berlin Verl. 73. 606.
Frommann in Jena Verl. 70. 581. 78. 645.
Gabler in Jena und Leipzig Verl. 69. 575.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 73. 605.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg Verl. 72. 597.
Gräff in Leipzig Verl. 72. 600.
Hemmerde und Schwetſchke zu Halle Verl. 70. 581.
Hartknoch in Dresden und Leipzig Verl. 73. 608. 74. 615. 76. 630.
Hirſch in Berlin, an Mathematiker 74. 614.
Heyer in Darmſtadt und Gieſsen Verl. 75. 617.
Hermann in Frankfurt am Mayn Verl. 78. 645.
Knick in Erfurt Verl. 76. 629.
Köhler in Leipzig Verl. 73. 608.

König in Straſsburg Verl. 71. 591.
Kunſt- u. Induſtrie-Comptoir in Amſterdam Verl. 70. 583.
Kühn in Poſen und Leipzig Verl. 71. 597. 598. 699.
Leske in Darmſtadt Verl. 78. 647.
Macklot in Carlsruh Verl. 74. 615.
Mallinckrodt, Gebr., in Dortmund Verl. 78. 646.
Müller in Bremen Pränumerationsanzeige 75. 605.
— — — — Verl. 75. 619.
Martini in Leipzig Verl. 76. 629.
Meyerſche Buchh. in Lemgo Verl. 76. 631.
Nicolovius in Königsberg Verl. 76. 627.
Oehmigke d. Aelt. in Berl. Verl. 73. 604.
Palm in Erlangen Verl. 74. 616.
Perthes in Hamburg Verl. 78. 618.
Realſchulbuchh. in Berlin Verl. 73. 603.
Reinhards Predigt am Reformationsfeſte 1807. 2te Ausg. 76. 630.
Stettiniſche Buchh. in Ulm Verl. 78. 645.
Tourneiſen Sohn in Caſſel Verl. 72. 599.
Treuttel u. Würtz in Straſsburg u. Paris Verl. 73. 6 3.
Voſs in Deſſau und Leipzig Verl. 71. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 73. 607. 74. 611. 613. 75. 618. 619.
Waldeck in Münſter Verl. 69. 573. 71. 592. 73. 606.
Waltherſche Kunſt- u. Buchh. in Erlangen Verl. 76. 630.
Waltherſche Hofbuchh. in Dresden Verl. 70. 584.
Weiſs in Berlin Verl. 73. 604.
Winkopp, der rheiniſche Bund, ins Franz. überſ. 72. 595.
Winkler Bisma von Toredo 76. 619.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Brehm in Leipzig 72. 593.
Bucher in Marburg 72. 594.
Burdach in Leipzig 72. 593.
Gärtner in Hanau 77. 633.
Hahn in Glochau 72. 594.
Heiſen in Vacha 72. 593.
Joſephi in Roſtock 72. 593.
Kopp in Hanau 77. 633.
Krug in Königsberg 72. 595.
Leonhard in Hanau 77. 633.
Loder in Moskau 72. 593.
Mayer in Offenbach 77. 633.
Schott in Leipzig 72. 593.
Sebald in München 72. 593.
Weiſs in Leipzig 72. 593.

Nekrolog.

Krebs in Breslau 72. 594.
Neveu in Paris 72. 594.
Renazzi in Rom 72. 594.
v. Sievers zu Bauerhof bey Riga 72. 594.
Thomas in Stralſund 72. 594.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Amiens, Preisfragen der Akademie 72. 595.
Garonne-Departement, Ober-, Sitzung der Société d'agriculture et de commerce am 16 Aug. 77. 633.
Hanau, Stiftung der wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde 77. 633.
Jena, öffentliche Sitzung der mineralogiſchen Geſellſchaft am 4 Sept. 72. 595.
München, Sitzungen der phyſikaliſch-mathematiſchen Claſſe der königl. Akademie der Wiſſenſchaften am 23 Jun. und 13 Aug. 76. 626.
Nürnberg, Stiftungsfeyer der Geſellſchaft zur Beförderung vaterländiſcher Induſtrie 72. 596.
Padua, Preisaufgaben der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte 77. 634.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Bern, Bericht über die Agriculturanſtalten zu Hofwyl auf dem Landtage der Schweiz 76. 625.
Coblenz, Programme des Cours qui seront donnés pendant l'année 1808 — 1809 70. 579.
— — Promotionen 70. 579.
Gieſsen, Lectionsverzeichniſs für das Winterhalbjahr 78. 641.
Helmſtädt, Promotion 73. 601.
Hofwyl, Bericht über *Fellenbergs* Agriculturanſtalten auf dem Landtage der Schweiz, und ſonſtige Auszeichnung derſelben 76. 625.
Jena, Lectionskatalog für das Winterhalbjahr 69. 569.
— — Promotionen und Proömium zum Lectionskatalog 70. 577.
Marburg, Promotion 73. 601.
— — Lectionsverzeichniſs für das Winterhalbjahr 74. 609.
Paris, Preisvertheilung in den 4 Lyceen, und Specialſchulen 76. 625.
Rinteln, Promotion, Prorectoratswechſel und Deputation an den König von Weſtphalen 73. 601.
Weimar, Errichtung einer Claſſis ſelecta und Einführung eines neuen Lehrers 70. 578.
Wetzlar, Anzeige der Vorleſungen auf der Rechtsſchule für das Winterſemeſter 78. 642.
Würzburg, Promotionen 73. 602.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Bekanntmachung der herz. S. Landes-Policey zu Weimar, *Clements* und *Bronners* Geſuch betr. 77. 640.
Beylage zur Recenſion der *Kieſewetterſchen* Logik in der Jen. A. L. Z. No. 215 75. 621.
Bonaparte, Lucian, in Rom entdeckt ein altes Landhaus 73. 602.
Bücherauction in Frankfurt am Mayn 75. 620. 77. 635.
— — — in Gieſsen wird aufgeſchoben 73. 608.
— — — in Hannover 76. 632.
— — — in Offenbach 76. 632.
— — — in Weimar 77. 636.
Bücher zum Verkauf bey der akademiſchen Buchhandlung in Jena 69. 576.
Canova in Rom findet das Grabmal der Servilier 73. 602.
Chaptal Chimie appliquée wird ins Holländiſche überſetzt 73. 604.
Curaudeau zu Paris erfindet ein Zimmererkältungsmittel 72. 596.
v. Deyn Erklärung 76. 632.
Encyclopédie méthodique par ordre de matières iſt die 72 Lieferung erſchienen 77. 635.
Expedition der Jen. A. L. Z. an die Abonnenten 72. 600.
Esprit de Rivarol verdient Aufmerkſamkeit 73. 602.
Geoffroy zu Paris wird nach Portugall geſchickt 77. 634.
Keil in Kölln, Anzeige eines unverſchämten und fehlerhaften Nachdrucks der erſten Ausgaben der *Daniels'ſchen* Ueberſetzung des Geſetzbuchs Napoleons 77. 637.
Lettres de H. S. John Lord Vicomte de Bolingbroke enthalten koſtbare Materialien 73. 603.
Mémoires pour servir à la vie de M. de Penthièvre von *Porraire* ſind anziehend 73. 603.
Maynz, der erſte Grundſtein zum erſten Gebäude wird auf dem Guttenbergsplatze gelegt 77. 636.
Oſtfriesland, die Geſchäftsmänner werden angewieſen, ſich auf die holländiſche Sprache zu legen 70. 582.
Paris, das Muſeum der Naturgeſchichte will den Prof. *Fabricius* ein Denkmal errichten 77. 635.
Rom, Kunſt- u. Alterthums-Nachrichten aus einem Briefe 73. 632.
Salzmann in Montpellier Nachricht für Botaniker und Entomologen 71. 592.
Tableau historique et pittoresque de Paris depuis les Gaulois jusqu'à nos jours iſt intereſſant 73. 603.
Zimmermann in Hamburg Druckfehleranzeigen 78. 6 8.

Digitized by Google

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER, 1808.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Weygand: *Reine Auffaſſung des Urchriſtenthums in den pauliniſchen Briefen.* Ein Seitenſtück zur bibliſchen Theologie des neuen Teſtaments. 1805. VI u. 370 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. überzeugte ſich bey ſeinem Studium des N. T., wie ſehr es bey der Unterſuchung über das urſprüngliche Chriſtenthum nöthig ſey, die Lehre Jeſu ſelbſt, ſo wie er ſie, nach dem Berichte der Evangeliſten, vortrug, von dem, was ſpäterhin die Apoſtel lehrten, zu unterſcheiden; und dieſs bewog ihn, vorzüglich die pauliniſchen Briefe in eine genauere Unterſuchung zu ziehen, um die Vorſtellungen dieſes Apoſtels und ihre Verſchiedenheit von der Lehre des Meſſias aufzufinden. Mit Übergehung des Briefes an die Hebräer (weil er dieſen nicht für pauliniſch annehmen kann) ſucht er die Lehren Pauli aus deſſen 13 Briefen auszuheben, und in ein zuſammenhängendes Lehrgebäude zu ordnen. Er ſieht dabey von allen kirchlichen Syſtemen weg, prüft nicht, in wie fern Paulus mit denſelben übereinſtimmen dürfte, ſondern will nur finden und ausheben, was derſelbe lehrte. Dieſs rein, ohne alle ſpätere Art der Vorſtellung und Beſtimmung, ohne alle Beymiſchung aus philoſophiſchen Syſtemen und kirchlichen Bekenntniſſen aufzufaſſen, iſt ſein vorzüglichſtes Beſtreben.

Gegen dieſe Grundſätze des Vfs. wird kein Unbefangener etwas einzuwenden haben. Die Vorſtellungsarten der einzelnen neuteſtamentlichen Schriftſteller müſſen von einander unterſchieden, und jeder muſs aus ſich ſelbſt erklärt werden. Aber wie nun der Vf. dieſes von ihm aufgeführte pauliniſche Lehrgebäude, das S. 7 „nach ſeinem Beſtreben auf dasjenige geht, welches Paulus für die erſten Chriſten brauchte", eine „*reine Auffaſſung des Urchriſtenthums*" nennen konnte, ſieht Rec. nicht ein. Dieſer Titel berechtiget uns, mehr in dieſem Buche zu ſuchen, als wir darin finden. Den, welchen *Meyer* für ſeine mit dieſer verwandte Schrift wählte: „*Entwickelung des pauliniſchen Lehrbegriffs*", müſſen wir für paſſender erklären. Eine nähere Betrachtung der einzelnen Theile dieſes Gebäudes wird den Leſer in den Stand ſetzen, auch hierüber zu urtheilen.

Das Ganze iſt in 3 *Hauptſtücke* vertheilt: I) *Das vormeſſianiſche Zeitalter.* II) *Das Menſchengeſchlecht unter der Herrſchaft des Meſſias auf Erden.* III. *Übergang der Chriſten zum himmliſchen Reiche des Meſſias und Gottes.* Dieſe *Hauptſtücke* zerfallen wieder in *Abſchnitte*, und dieſe in §§., welchen Buchſtaben beygeſetzt ſind, unter denen die Beweiſe aufgeführt ſtehen. Dieſe Anordnung der Materien wäre an ſich gut; aber unter der Hand des Vfs., der nur ſelten das rechte Ziel zu treffen weiſs, und ſich gar oft auf Erörterungen einläſst, die kein Menſch vermiſſen würde, — ſind daraus Wiederholungen entſtanden, welche, mit Inbegriff der berührten Auswüchſe, dieſe Schrift zu einer Lectüre machen, die nichts weniger als angenehm iſt. Dazu trägt denn auch die etwas ſteife, mitunter geſuchte, und undeutſche Schreibart des Vfs. das Ihrige bey. — Abſchnitt I. *Die vormeſſianiſchen Menſchen unter der Herrſchaft der Sünde und des Todes.* §. 1. „Die Sünde fand ſich ſchon bey den erſten Menſchen a). Der Stammvater des Menſchengeſchlechts ſündigte, und durch ihn kam die Sünde auf ſeine Nachkommen: dieſe alle ſind durch ihn Sünder geworden b). Das über den Stammvater ausgeſprochene Urtheil des Todes ging nicht nur an ihm in Erfüllung, ſondern auch an ſeinen ſündigenden Nachkommen. Er brachte den Tod in die Welt c). So lange die Menſchen ihrem Stammvater ähnlich ſind, bleiben ſie im Zuſtande der Unvollkommenheit und der Vergänglichkeit d)." Wuſste das der Vf. nicht kürzer und beſtimmter auszudrücken? Aber ſollte das alles in der That Pauli Lehre ſeyn? Iſt es gar reines Urchriſtenthum? — Was wir unter a—d dafür leſen, dürfte nicht ſelten verkehrt ſeyn. Eine Probe aus a). „Man ſagt, P. wolle, wenn er die Sünde auf Adam zurückführt... nur erläutern, und was aus der Erzählung des A. T. für ſeinen Zweck gefolgert werden könne, benutzen... Darf man denn nicht ſagen, daſs diejenigen Sätze, welche zur überzeugenden Einſicht der Hauptſätze eines Syſtems gebraucht werden, nicht da ſtünden, um zu lehren (nun ja! Geſetzt, z. B. ein Strom lauft den Berg hinauf), wohl gar ſagen, daſs ſie der Schriftſteller ſelbſt nicht annähme? (!).. Alles, was man (dagegen) ſagen hört, iſt das Angeführte!" [Alles? der Vf. muſs nicht ſorgfältig genug in den vorhandenen Schriften nachgeſehen haben!] P. ſtellt Tod und Leben, Sünde und Heiligkeit u. ſ. w. einander entgegen [weil er daran glaubte!]" Nun wuſste und glaubte er, daſs Adams Sünde den Tod auf die Erde gebracht habe; warum ſollte ihm das nicht für ſein Evangelium wichtig ſeyn, [wer bezweifelt das?] da eben von dieſem [dem leiblichen?] Tode der Meſſias, durch den die Menſchen erſt wieder zu leben anfangen, errettet hat?

Digitized by Google

Wie darf man ſich alſo wundern, daſs man bey ihm, der nicht gern etwas übergeht, welches ſeiner Chriſtologie zur Erläuterung und vollſtändigeren Einſicht dienen kann [gut!], auch der Entſtehung der Sünde und des Todes in einigen Stellen ſeiner Briefe gedenkt [gedacht findet], da die Wohlthaten des Meſſias darauf hinzielen, die Menſchen von dieſen [welchen?] Übeln zu befreyen, und ſie zur Tugend und Unſterblichkeit zu führen." Der Vf. ſpricht ſo viel gegen, wie für ſich, und berührt Dinge, wovon die Rede gar nicht iſt. — Proben aus b). „Wir ſind alle durch den Einen Sünder geworden. Durch Zurechnung der Schuld des Vaters? Oder durch phyſiſche Fortpflanzung deſſelben? Oder heiſst: *die Sünde kam durch Adam in die Welt* nur ſo viel: er ſündigte zuerſt? Das alles (?) bleibt unentſchieden. Das letzte ſcheint beynahe in der erſteren Stelle (Röm. V, 12) zu liegen, welche deſswegen auch Adams Söhne ſterben läſst, weil *ſie* — ſündigten." Dieſs reicht wohl zum Beweiſe vollkommen hin, wie wenig der Vf. in den rechten Sinn der Stelle Röm. V, 12 ff. eindrang. Die Folgen davon ſind bedeutend. Es ſoll zwar weiterhin nachgeholfen werden, indem es heiſst: „da Sünde und Tod bey Adams Nachkommen, ſo wie bey ihm, in Verbindung ſtehen, ſo dachte man ſich, daſs auch die Sünde durch ſeinen Ungehorſam über das Menſchengeſchlecht gekommen ſey" — aber damit wird nichts gewonnen. — Proben aus c). „Weil der Tod von allem, was dem Menſchen widerfährt, das Auffallendſte iſt, vergaſs man [wer?] alle unglücklichen Wirkungen der Sünde über dem Tode (!) und belegte alles durch Adam gewirkte Elend mit ſeinem (dem) Namen (Tod) . . . Er, der ſündige (?) Körper, iſt dem Tode unterworfen, daher bey Paulus σῶμα τοῦ θανάτου Röm. VII, 24 das nämliche iſt, als das σῶμα τῆς ἁμαρτίας [Urſache = Wirkung] und den Körper andeutet, der deſswegen, weil die Sünde in ihm wohnt, dem Tode und dem Elende [werden wir *Elend*, nach dem obigen, nicht ausſtreichen müſſen?] unterworfen iſt." Röm. V, 14: „um dieſes einzigen Sündigenden willen muſsten ſo viele ſterben." [Wie paſst das zur Erklärung des Vfs. von V. 12?] 15: „Weil er ſündigte [wir erwarteten: weil *ſie!* ſündigten]: ſo erging ein Strafurtheil, das ſich auf alle (viele) erſtreckte" u. ſ. w. Nach 1 Kor. XV, 22 (nicht 26) ſoll durch Jeſu Verdienſt „die völlige Verbannung des Todes" erfolgen. Unter c) wird auch noch 1 Kor. XV, 45, 47 erklärt, und dann geſagt: „Dieſe letzten Stellen zeigen wenigſtens, wie geläufig es dem Apoſtel iſt, nach Judenſprache (!) den Meſſias dem erſten Menſchen, welchen die Geneſis nennt, entgegen zu ſetzen. Man konnte leicht in der Vorſtellung verwechſeln, daſs Adam zuerſt wegen einer Geſetzübertretung der Tod angekündiget wurde, und daſs er ihn in die Welt gebracht habe. Wenigſtens verhinderte jenes P. nicht, zu ſagen: der Tod drang zu allen Menſchen hin, weil ſie alle ſündigten. Röm. V, 12. Und weil auch vor dem moſ. Geſetze die Sünde in der Welt war: ſo war auch der Tod eben ſo [worauf geht dieſe Vergleichung?] von Adam bis auf Moſe verbreitet. Man ſieht alſo, daſs man [wer? — der Vf.?] den Tod eben ſo ſchwankend, ſowohl in Anſehung des Begriffes, den man damit verband, als auch in Anſehung des Sprachgebrauches von Adam herleitete." Ja wohl iſt alles ſchwankend und überladen! — Unter d) hören wir nur wenig, aber deſto bemerkungswerthere Dinge! 1 Kor. XV, 49, 50: „für den Zuſtand der Unvergänglichkeit iſt nicht das gegenwärtige Hinfällige und Vergängliche." Ein Mann, der das ſagte, hätte glauben ſollen, die Menſchen wären ohne Adams Fall *unſterblich* geweſen? S. 2. „Wir ſehen alſo, daſs Paulus die Bürger des Meſſiasreiches, ſo viel vollkommener ſie auch ſchon hier durch die Grundſätze dieſes Staates geworden ſind, doch noch ihrem irdiſchen Stammvater ähnlich und im Stande der Unvollkommenheit und Vergänglichkeit bleiben [als Körper-Weſen einen Körper haben!] läſſet." — Wir gehen zu §. 2 über. „Seit Adams Übertretung herrſchte die Sünde über das Menſchengeſchlecht. Der Menſch trägt in ſeinem Inneren das Sittengeſetz [bey der Annahme dieſer geſetzgebenden Vernunft, die jede Vergehung beſtraft, ſoll P. geglaubt haben: die Sünde ſey durch Adam in die Welt gekommen? vgl. §. 1,] und giebt ihm ſeinen Beyfall, und doch gehorchte er jener Beherrſcherin. Der Tod ſtets im Gefolge der Sünde herrſchte auch. [Doch nicht über die kleinen Kinder — weil *ſie* — nicht geſündigt haben!] Beide braucht [nämlich im vormeſſianiſchen Zeitalter u. ſ. w.] der Teufel zum Unglück der Menſchen. [Nach dem obigen verſteht entweder P. unter *Tod* alles durch Adam gewirkte Elend = Unglück, oder er vergaſs dieſes über dem *Tode*, und denkt dabey bloſs an den *leiblichen* Tod. Allein was mochte ſich in dem Falle wohl P. Röm. VII, 24 wünſchen?] Von ihm kömmt das ſittliche Verderben der Menſchen mit ſeinen Folgen, der verdorbene Zuſtand der Menſchheit vor dem Meſſias, und noch jetzt [ſo wird beſtändig das Zeitalter vor und *unter* dem Meſſias durch einander geworfen] auſser dem Meſſias [wie undeutſch und unbeſtimmt!]. So beſtand denn vor dem Meſſias ein Reich des Teufels, ein Reich der Finſterniſs, und es bleibt noch bey denen Menſchen, welche auſser dem Meſſias leben." Das §. 1 Geſagte ſuchte der Vf. auf 6 eng gedruckten Seiten zu begründen; hier zur Begründung §. 2 hat er gar 8 Seiten nöthig! Wir heben nur einiges aus. Nach Röm. V, 12, ſoll die Sünde durch den Tod herrſchen; es heiſst aber *daſelbſt:* der Tod kam διὰ τῆς ἁμαρτίας in die Welt. S. 20: „Allerdings war die Sünde in der Periode von Adam bis Moſe in der Welt, V. 13. Allein es findet ſich (weil das poſitive Geſetz noch nicht vorhanden war) *keine ausdrückliche und angekündigte* Zurechnung der Sünde." Das Eingeklammerte ſollte nicht eingeklammert ſeyn, und die groſs gedruckten Worte ſind ein bloſser erklärender Zuſatz des Vfs. Paulus ſagt V. 13: *Denn ſchon vor der Promulgation des moſaiſchen Geſetzes war die Sünde vorhanden, allein ſie wird nicht imputirt, wo kein promulgirtes Geſetz iſt.* — Dieſs würde im offenbaren Widerſpruche mit V. 12 ſtehen, wenn daſelbſt geſagt werde: die Menſchen ſeyen mit dem

Digitized by Google

Tode beſtraft worden, weil *ſie* geſündigt hätten. Vor dem promulg. Geſetze fand ja keine Imputation Statt! S. 21: „Sie wird aber doch zugerechnet; ſonſt hätte der Tod (V. 14) ihre Folge nicht ſeyn dürfen. [Wir fragen: weſſen Sünde?] Nur, will der Apoſtel ſagen, findet ſich nichts Ausgezeichnetes [? Was iſt das?] hierüber, ſo wie über die nach Moſe von den Iſraeliten begangenen Sünden. (?)" — Die Stelle daſelbſt: „Alle — beherrſchte" ſteht *hier* ganz überflüſſig. Zu S. 23 bemerken wir, daſs ἀὴρ Epheſ. II, 2, nicht uneigentlich, ſondern eigentlich, entweder für *Luft* oder *Finſterniſs*, genommen werden müſſe. Zu S. 24 f. Die Juden nahmen an, daſs der Satan die erſten Menſchen verführt habe; 2 Kor. XI, 3, mag ſich darauf beziehen; ob aber davon P. überzeugt war? dieſs iſt eine andere Frage. Vrgl. Röm. VII. etc. S. 26 muſs 2 Theſſ. 2, 9 ſtatt 19, und L. h. ſtatt k geleſen werden. — §. 3: „Die über alle Menſchen verbreitete, und ſie beherrſchende Sünde äuſsert ſich in böſen Begierden, welche gegen ein dem Menſchen eigenes Geſetz der Vernunft, das Geſetz Gottes, ſtreiten. [Hier ſollte Lit. m. ſtehen.] Die Sünde hat mit ihren böſen Neigungen ihren Sitz im Körper [Lit. n ſtatt m], bereitet dem Menſchen Elend, und bleibt ihm mit ihren unglücklichen Folgen eigen, ſo lange er den irdiſchen Körper behält. [Die Folgen der Sünde ſollten nicht länger fortdauern?!] Ungeachtet der Herrſchaft der Sünde giebt es Menſchen, welche Rechtſchaffenheit ausüben, bey vielen aber kömmt es zu roher Sinnlichkeit." [Bedeutende Stücke der pauliniſchen Chriſtologie! Aber wie? wenn nun nicht der Menſch, ſondern das gute und böſe Princip — am Guten oder Böſen Schuld wäre? S. Röm. VII. VIII. 1 Kor. XV, 10. 2 Kor. XII, 9—11 u. ſ. w.] S. 30: „Glücklich werden wir nicht ſeyn, völliges Leben wird uns nicht zu Theil werden, bis das Leben Jeſu Chriſti ſich in dem ſterblichen Leibe zeiget, d. h. bis wir einen vollkommneren Körper erhalten." Sollte das 2 Kor. IV, 11, coll. 1 Kor. XV, 50 geſagt werden? In dem Falle würde es V. 12 heiſsen: ihr habt dieſen vollkommneren Körper, wir Apoſtel nicht!! S. 31: „Die Menſchen vor dem Meſſias waren im Ganzen genommen, *äuſserſt* laſterhaft." — Wir fragen: laſterhafter, wie jetzt?! — §. 4: „Diejenigen, welche ſich im Reiche der Finſterniſs befinden, ſind, ob ſie gleich Gott aus der Natur erkennen, unwiſſend und verblendet in Anſehung der Religion (die ihnen Röm. II, 14. 15 ins Herz geſchrieben war?). So bisher die Heiden. Sie entfernten ſich durch Trugreligion von aller Wahrheit in der Erkenntniſs Gottes (?), und ſanken, indem ſie Geſchöpfe an die Stelle des Schöpfers ſetzten, zu dem entehrendſten Götzendienſte herab. Dieſer hinderte nicht nur die Verehrung Gottes [hier muſs u ſtehen], ſondern riſs auch zu den abſcheulichſten Laſtern hin [v ſtatt u]. So weit kam es mit Menſchen, welche ſich gelehrter Einſichten und der Weisheit rühmen, deren Weisheit aber nie zu wahrer Religions-Einſicht und zu guten Geſinnungen führen konnte [w ſtatt v]." Die armen Heiden! Zurückweiſungen ſcheint der Vf. nicht zu lieben, daher wird uns unter r) das nochmals zu Gemüthe geführt, was wir ſchon S. 24 f. hörten. S. 34 tritt der Vf. auf die Seite derer, welche unter ἀδικία Röm. 1, 18 die *Abgötterey* verſtehen, weil Paulus, als er dieſe Worte dictirte, ſchon die Vorſtellung, welche er V. 21 f. ſo deutlich vorlegt, vor Augen ſchwebte, und er V. 24 f. die Gräuel des Laſters unter den Heiden erſt aus der Götzenverehrung hervorgehen läſst. Allein ἀσέβεια V. 18 dürfte in jedem Falle hinreichen. Die Meinung des Apoſtels ſcheint zu ſeyn: die Heiden ſeyen bey aller Erkenntniſs der wahren Religion Götzendiener und immoraliſche Menſchen. — Unter v [nicht u] ſucht der Vf. ſeine Leſer *in der Sprache der alten Welt* zu unterrichten. Wir nennen dieſs: das Alterthum dachte ſo über dieſen oder jenen Punct. — §. 5. „Die Juden halten ſich ſchon wegen ihrer Herkunft von Abraham und wegen anderer Vorfahren ausſchlieſsend für Lieblinge Gottes. Sie halten die moſ. Geſetze für die einzige Norm, ſich der Gnade Gottes werth zu machen. [Dieſs glaubte P. als Jude vormals! Doch wir ſtehen ja im vormeſſ. Zeitalter!] Die Folge hievon iſt, daſs ſie alle anderen Menſchen auſser ſich, weil ſie das jüdiſche Geſetz nicht beobachten, von der Gnade Gottes ausſchlieſsen; ſich ſelbſt aber, weil ſie eine andere Vorſchrift nicht annehmen, für alle geiſtige Religion unempfänglich machen, und in einem ſteten Geiſte der ſklaviſchen Furcht vor Gott verbleiben." Das alles gehörte in die Anmerkungen zur Erläuterung. Der Vf. bringts in einen §! Wer das weiter oben gehörte wieder vergeſſen hat, der kanns §. 6 noch einmal hören. „Das ſittliche Übel, heiſst es unter anderen, konnte bey den Juden einen noch höheren Grad erreichen, weil ſie ſtolz auf ihr väterliches Geſetz ſich über die Heiden erhoben, und dadurch zum Haſſe gegen ſie vermocht wurden." Der Vf. ſucht das auf 11 Seiten zu begründen! Man kann ſich daher leicht vorſtellen, wie viele Wiederholungen und Auswüchſe hier vorkommen müſſen. Um den Leſer in den Stand zu ſetzen, den 1 Abſchnitt vollkommen zu beurtheilen: ſo mag noch der 7te und letzte §. hier ſtehen: „Allen, welche ſo die Wahrheit der Religion verkannten und ihr ungehorſam waren, allen, welche ſo den verdorbenen Leidenſchaften folgten und in Sünden und Bosheit lebten, ſteht Gottes Strafe bevor. Bey der zweyten Ankunft des Meſſias [war denn im vormeſſ. Zeitalter der Meſſias ſchon da geweſen?] wird ſie vorzüglich ausbrechen. Sie trifft den Juden nicht minder als den Heiden; dieſen, wenn er laſterhaft lebte, auch ohne daſs er Inhaber des moſ. Geſetzes war; jenen, wenn er Sünde ausübte, nach der Norm dieſes Geſetzes." S. 62 ſteht Joh. 3, 7 ſtatt 17. S. 63 zu Röm. II, 9. 10. I, 16 heiſst es: „die Ausleger ſagen uns nichts (?) über das auffallende πρῶτον." Wir ſchlagen das *Handbuch zur Erkl. des N. T.* auf; hier ſteht: „Vornehmlich über die Juden, welche die Vorſchriften zur Tugend u. ſ. w. in der geoffenbarten Religion haben und ſie nicht erſt durch Nachdenken aus der Betrachtung der Natur ſchöpfen müſſen" u. ſ. w. *Roſenmüller*: „*Sicut*

Judaeum in privilegiis praepoſuerat Apoſt. I, 16; *ſic et eundem praeponit in poenis: id enim exigit ratio, ut qui plus accipit, eo plus crucietur, ſi beneficio non reſponderit. Luc. XII,* 47." Noch ſ. *Morus, Herzog* u. ſ. w. Der Vf. denkt bey dieſem Worte an die ausdrückliche Ankündigung der Strafen und die vielen Warnungen vor denſelben bey Moſ. und d. Proph., welche die Strafe des Juden weniger bezweifeln lieſsen. — Das über Röm. II, 12 Geſagte S. 64 würde Niemand vermiſst haben, wenn es weggeblieben wäre. — *Abſchn. II. Veranſtaltungen und Verheiſsungen Gottes in der vorineſſ. Zeit.* Um nicht über die Grenzen einer Recenſion auszuſchweifen, wollen wir nunmehr nur noch eins und das andere ausheben. S. 88. Röm. VIII, 10. „Bewohnt euch der Geiſt des Meſſias etc.: ſo iſt euer Körper todt durch die Sünde (δι' ἁμαρτ.); der Geiſt aber lebt für die Tugend (διὰ δικαιοσυνην). — Hauptſt. II. *Abſchn.* 1. *Perſon und Beſtimmung des Meſſias.* S. 100. Röm. VIII, 3. „Gott ſandte ſeinen Sohn, ähnlich dem Leibe der Sünde" für ἐν ὁμοιώματι σαρκὸς ἁμαρτιας iſt zu wörtlich und undeutſch. Dieſs gilt auch daſelbſt von „*Weibgeborner*" ſ. Gal. IV, 4. S. 108 ἀνελήφθη ἐν δόξῃ 1 Tim. III, 16 „unter herrlichen Naturerſcheinungen iſt er (Jeſus) in den Himmel aufgenommen worden." S. 113 wird Jeſus ἀρχηγὸς τῆς ζωῆς genannt. Wie konnte das der Vf., da er den Brief an die Hebräer nicht für einen pauliniſchen annimmt? Denn dieſe Benennung kommt bloſs Heb. II, 10. XII, 2 vor. Mehrmals hat der Vf. dagegen verſtoſsen, z. B. S. 67. 119. 126 u. ſ. w. S. 126 heiſst es: „Auch Phil. II, 6—8 kann P. von einem niedrigen menſchlichen Zuſtande, im Gegenſetze der Gröſse, die ſich hernach offenbarte, reden, nicht die vorherging." Nein, V. 6 fällt zwar gewiſſermaſsen mit V. 9 ff. in eins zuſammen, aber gleichwohl iſt das, was hier der Vf. ſagt; ganz und gar nicht treffend. Es heiſst: ὃς ἐν μορφῇ Θεοῦ ὑπάρχων... ἐταπείνωσεν ἑαυτόν... διὸ καὶ ὁ Θεὸς αὐτὸν ὑπερύψωσε. Hier iſt doch gewiſs von einer *vorhergehenden* Gröſse die Rede. Wie ſähe es auch ohne dieſe Annahme mit der ganzen Vergleichung aus? Dergleichen Bemerkungen, deren nicht wenige vorkommen, hätte der Vf. zu ſeiner Ehre unterdrücken ſollen. Aber es ſcheint, er kann nicht wohl etwas zurückbehalten. — *Abſchn.* 2. *Errettung und Veredlung durch den Meſſias.* S. 136. *Abſchn.* 3. *Aufnahme zur errettenden Gnade durch den Glauben.* S. 181—233! Nach S. V der Vorrede iſt der Vf. ſehr begierig, ein Urtheil beſonders darüber zu vernehmen, was er über die *errettende Gnade* und den *Opfertod Jeſu* geſagt habe, welchen Begriff er mit den Worten σωτηρία und δικαιοσύνη ἐκ πίστεως verbindet u. ſ. w. Allein wir haben hier gar wenig Neues, wohl aber manches Schielende gefunden, ſo, daſs wir nicht wiſſen, ob Mangel an Beleſenheit, oder Mangel an Scharfſinn und Beurtheilungskraft an jener Auffoderung Schuld ſey. Was kann aber auch über die meiſten dieſer Puncte noch Neues geſagt werden? S. 198. Es iſt bey Röm. VI, 3—11 und 1 Joh. V, 8 (18?) dem Vf. „merkwürdig, daſs, da er ſeiner Gemeinde, die er durch ſein Blut gereinigt hatte, Vergebung der Sünden erworben hat, es ſeine Abſicht war, daſs ſie, die Gereinigte, ſich nun auch rein und unbefleckt erhalten ſollte." — Was doch dem Vf. nicht alles *merkwürdig* iſt! S. 225. „Hier (bey der δικαιοσύνη ἐκ πίστεως) wird immer ein groſses Glück (!) gemeint, zu welchem man durch die Annahme des Chriſtenthums und die treue Befolgung ſeiner Grundſätze, welche man ſich ganz zu eigen gemacht hat, (?) gelangt. Wem dieſe Piſtis (?) eigen iſt, (wer ſie beſitzt), der iſt zu dem wahren Mitte (Mittel) der Gottgefälligkeit gekommen, er befindet ſich auf dem Wege, der dahin führt [er iſt im Hafen = er iſt auf dem Wege zu dem Hafen!] und das iſt doch nichts anderes, als er *hat* die wahre Religion, die δικαιοσύνη Θεοῦ, eine Anweiſung, welche Gott ſelbſt giebt, damit man daraus lerne, wie man ſein Wohlgefallen zu *erlangen habe.*" Nach dem Vf. ſind alſo bey P. σωτηρία, χάρις τ. Θεοῦ, δικαιοσύνη ἐκ πίστεως, πίστις, δικαιοσύνη Θεοῦ Synonyma!!! Dieſe Proben werden wohl zur Beſtätigung unſeres Urtheils hinreichend ſeyn? — S. 178 und 189. vgl. S. 186 beſchenkt uns auch der Vf., nach ſeinem Auslegergefühl, mit einer neuen Erklärung von Gal. III, 20. 28. „Es iſt Ein Gott, der zu ſeinem Volke und zu ſeiner Gnade Juden und Heiden aufnimmt." Röm. 3, 30. „Gewiſs iſt er nicht nur der Juden Gott." V. 29. „Alle ſollen *Eins* werden, durch die Religion in *Eine* Verbindung treten. Gal. 3, 28. Moſe ſollte die Menſchen nicht zu dieſem *Verein* bringen; aber Gott blieb doch immer *Einer.* V. 20. S. 189. „Es kömmt nicht in Betracht, ob Jemand Jude odes Heide iſt (?) — — als Chriſten ſeyd ihr alle Εἷς, wie ein Mann, d. I. ihr machet *Eines, ein Ganzes* aus. Gal. 3, 28. Moſe war freylich nicht μεσίτης eines ſolchen Ἑνὸς geweſen, ſeiner Vermittlung nach blieben Juden und Heiden noch getrennt, obgleich Gott Εἷς iſt, der Eine Gott aller Menſchen. V. 20. vgl. Eph. 3, 6." Auf dieſe Deutung, die wir wohl nicht erſt in ihrer groſsen Blöſse darzuſtellen nöthig haben, ſcheint der Vf. beſonders durch V. 28 gekommen zu ſeyn. Doch der Apoſtel ſoll und muſs ja aus ſich ſelbſt erklärt werden! Die Stellen, in welchen nun z. E. εἷς vorkommt, darf man daher nur ſammeln, neben einander ſtellen u. ſ. w.: ſo iſt alles gerechtfertigt! — *Abſchn.* 4. *Heiligung der Gläubigen.* Abth. 1. *Gebeſſerte Geſinnung der Gläubigen.* Abth. 2. *Vorſchriften der chriſtlichen Sittenlehre für die durch den Meſſias Geretteten und Begnadigten.* *Hauptſt.* 3 geht von §. 37 bis 48 ohne weiter in Abſchnitte zu zerfallen. — Doch genug! — Aus allem geht nach unſerem Urtheile hervor: daſs der Vf. auf ſeine Schrift nicht nur vielen Fleiſs, ſondern ſogar eine Über-Anſtrengung verwandte, weil derjenige, welcher ein ſolches Werk unternimmt, bloſs ſeinem Schriftſteller angehören muſs, ohne ſich von fremden Vorſtellungsarten, Beſtimmungen und Autoritäten leiten zu laſſen, und der Vf. in mancher Rückſicht nicht unabhängig genug iſt, — kurz, weil er ſich an eine Arbeit wagte, die, ohne daſs er es vielleicht ſelbſt fühlte, ſeine Kräfte überſtieg.

ψ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Code de Commerce.

Paris, b. d. Gebr. Clament: *Code de commerce*, Collationné ſur les regiſtres du conſeil d'état, par *M. Raynal*, chef du bureau des procès-verbaux. Edition des archives du droit français. 1807. 183 S. Text und 146 S. Regiſter, gr. 8.

(Fortſetzung der in No. 198 *abgebrochenen Recenſion.)*

Die bisherigen Gegenſtände dieſer Recenſion waren: Geſchichte, Plan und Umfang, Quellen des *Code de Commerce;* der Recenſent aber, welcher dieſe Gegenſtände bearbeitet hat, mag bey ſeiner geringen Kenntniſs von dem Praktiſchen der Handlung nicht wagen, weiter fortzufahren, da es nunmehro vorzüglich noch darauf ankommen wird, eine beſcheidene Kritik des Inhalts des *C. d. C.* zu verſuchen. Es folgen demnach nunmehr von einem anderen, auch der Handlungswiſſenſchaft kundigen Rechtsgelehrten

Einzelne Bemerkungen über den Inhalt des Code de Commerce.

Der erſte Titel des erſten Buchs iſt nicht ſo geblieben, wie er im Project war, indem mehrere Definitionen weggefallen, und die Definition von Handelsgeſchäften in das vierte Buch über die Handelstribunäle gewieſen iſt. Er hat ein Verdienſt vor den früheren franzöſiſchen Geſetzen voraus, die zu wenig mit den Minorennen und den Frauenzimmern, die Handlung treiben, ſich beſchäftigten. — Der zweyte Titel ſchreibt die von den Kaufleuten zu haltenden Bücher vor. Auch dieſer Titel iſt ſehr reformirt. Das Project legte den Kaufleuten in Hinſicht der Bücher unerzwingliche Laſten auf. Sie ſind um vieles vermindert. Die Haltung eines Journals für alle ſeine Ausgaben und Einnahmen und eines Copiebuchs, der Abſchluſs einer jährlichen Bilance und Buchung derſelben iſt dem Kaufmanne zu einer unerlaſslichen Pflicht gemacht. Wenn man weiſs, daſs bey den ſchlechtdenkenden Menſchen unter den Kaufleuten in der ganzen handelnden Welt Bankerotte als *Modi acquirendi* behandelt, und daſs auch ſelbſt in denjenigen Staaten, wo die Concursgeſetze dem Falliten ordentliche Bücher abfodern, ſolche in vielen Concursfällen kurz vor dem Falliſſement *pro forma* geſchrieben werden: ſo begreift man, wie das gerichtliche Paragraphiren der Bücher eine Nothwendigkeit geworden. Die einfachſte Operation hätte uns die geſchienen, einen ſeidenen Faden durch die Bücher zu ziehen, und ihn auf eine Weiſe vorn und hinten in den Büchern mit Gerichtsſiegeln zu verſiegeln, daſs Betrügereyen unmöglich würden. Die Aufmachung einer jährlichen Bilance iſt bey Handelsoperationen nach fremden Welttheilen faſt unmöglich. Indeſs ſo weit ſie geſchehen kann, muſs ſie geſchehen. Der Abſchluſs derſelben iſt eine der weiſeſten Vorſchriften, die gegeben werden können. *De nicht ſchrift, de nicht blift*, ſagt eins der wahrſten Sprichwörter, und unter zehn Falliten findet man faſt bey keinem einzigen Bilancen der letzten Jahre; und doch würden dieſelben einen mächtigen Damm gegen den Strom der Verſchwendung und gegen die Gefahren gewagter Unternehmungen abgegeben haben. Dem Rec. iſt nur ein einziger Fallit bekannt geworden, der mit der gröſsten Regelmäſsigkeit jährlich ſeine Bücher abgeſchloſſen hatte, und der durch das immer wiederkehrende Reſultat: „30,000 Fr. *meer uitgegeven als ingenomen*" ſich nicht abhalten lieſs, auf dem Wege fortzuwandern, welcher am Ende auf die hohe Schule der Beſſerung, ins Zuchthaus, führte. — Der dritte Titel von den Handelsgeſellſchaften erkennt deren drey, nämlich: die Geſellſchaft unter einem gemeinſchaftlichen Namen, die Geſellſchaft, wobey nicht alle Intereſſenten an Beſorgung der Handlungsgeſchäfte Theil nehmen, und die anonymiſche Geſellſchaft. Es iſt ſehr hart für die Freyheit rechtlicher Speculation, daſs bey der erſten Societät die Firma Namen der wirklichen Theilnehmer enthalten muſs, und daſs man nicht mehr mit den Namen ſeiner Vorgänger ſich Kunden gewinnen darf, daſs die Reputation einer Firma erſterben ſoll mit dem Stifter derſelben. Aber die enorme Betrügerey, die mit der Adoption alter oder berühmter Namenſchilder getrieben iſt, rechtfertiget den Kaiſer. Die zweyte Section des dritten Titels handelt von der Abmachung der Conteſtationen zwiſchen Handelsgeſellſchaften, und es wird für das Weſen der Handlung unendlich wohlthätig, daſs dieſelben in erſter Inſtanz durch Schiedsrichter abzumachen ſind. Es ſteht indeſs eine Appellation frey von dem Laudo. — Nach dem vierten Titel iſt die unter Eheleuten vor oder während der Ehe vorgenommene Separation der Güter zur Publicität zu bringen. Die Friſten der Oppoſition für die Creditoren ſind zu kurz berechnet, daſs das Ausland nur den Nutzen davon haben kann, daſs in dem Augenblick des Concurſes keine Colluſion Platz

Digitized by Google

greift. Gerechter für das Ausland wäre es geweſen, die Friſten zu verlängern oder dem Beykommenden zu injungiren, durch ſeine Bücher oder anderweitig zu beweiſen, daſs er keine auswärtigen Creditoren oder ihren Conſens habe, ſo wie nach der hamburgiſchen Fallitenordnung kein Auswärtiger von der Maſſe eines Falliten präcludirt wird, der in den Büchern des Falliten als Creditor aufgeführt ſteht. — Der fünfte Titel über Börſen, Wechſelagenten und Mäkler enthält Diſpoſitionen, die gröſstentheils mit denjenigen in Harmonie ſind, welche in anderen Ländern die Geſetze vorſchreiben, aber (was das Handelsverbot für Mäkler betrifft) leider! nicht befolgt werden. Da es ein Grundſatz des Handelsrechts iſt, den Handel ſo wenig zu geniren und mit Koſten zu belegen, als möglich: ſo wird es im Norden und in England auffallend ſeyn, daſs auch Notarien (Art. 79) auſser dem Aſſecuranzmäkler bey der Ausfertigung der Police concurriren ſollen. — Der ſechſte Abſchnitt enthält Beſtimmungen über die Rechte der Commiſſionäre, die zum Theil in dem *Code Napoléon* enthalten ſind, ohne, wie bey dem Abſchnitte über die Separation der Güter, in bloſse Verweiſungen gebracht zu ſeyn. Der zweyte Abſchnitt dieſes Titels handelt von Commiſſionären für den Land- und Waſſer-Transport. Der 101ſte Artikel beſagt, daſs der Frachtbrief bloſs einen Contract bildet zwiſchen dem Commiſſionair und dem Fuhrmann. Dieſe Diſpoſition wird hoffentlich nicht die Folge haben, daſs dem Eigenthümer der Waaren, der die Fracht bezahlt, kein Klagerecht gegen den Fuhrmann in Fällen, wo dieſs convenable iſt, zuſteht, da Spediteure und Commiſſionäre eigentlich nur *ex mandato* des Eigenthümers handeln. In dem dritten Abſchnitt über die Fuhrleute halten wir den 105ten Artikel, daſs der Empfang der Waaren und die Bezahlung der Fracht jede Klage gegen den Fuhrmann erlöſcht, für präjudicirlich, da oft die Diebſtähle der Fuhrleute mit ſolcher Geſchicklichkeit gemacht werden, daſs keine äuſsere Spur der Verletzung vorhanden iſt, und da ſie die geſtohlenen Sachen durch andere von gleicher Schwere erſetzen, ſo daſs das Gewicht auskömmt, und da die Emballirung vieler Waaren von der Art iſt, daſs ſie nicht anders als durch Einſchraubung in Preſſen oder auf eine andere ſchwierige Weiſe wiederholt werden kann. Wenn man nun in dergleichen Fällen nach geſchehener Auspackung auf dem Wege des Fuhrmanns Spuren findet, daſs er in Wirthshäuſern Sachen, wie die geſtohlenen, verkauft hat, ſoll man ihn da nicht in Anſpruch nehmen können? Man ſcheint ſich zur Bejahung der Frage auf den Art. 108 berufen zu können, der von Präſcription der Klagen gegen Fuhrleute und Commiſſionäre handelt, und *les cas de fraude et d'infidélité* ausnimmt. — Der ſiebente Titel handelt von der Erweiſung eines Handels (der in der Regel ſchriftliche Spuren haben muſs), zu welchem nur nach dem jedesmaligen Gutdünken der Richter Zeugenbeweis zugelaſſen wird. — Der achte Titel beſchäftiget ſich mit den gezogenen Wechſeln und den Sola-Wechſeln. Kein Papier wird als ein geſetzlicher Wechſel erſter Art angeſehen, wenn es nicht von einem Orte auf einen anderen gezogen iſt. Das Geſetz erlaubt kein Bianco-Indoſſement. Ein Wechſel muſs wegen Nichtbezahlung den Tag nach dem Verfall unfehlbar proteſtirt werden. Es ſind alle Reſpittage abgeſchafft. Die Gründe, welche der Berichtserſtatter in dem geſetzgebenden Corps dafür anführt, genügen uns nicht, und die Ausführung des Geſetzes wird in denjenigen Orten, wo die Zahlung nicht baar geſchieht, ſondern durch Abſchreibung in einer Bank, wie z. B. in Hamburg, unmöglich, da man erſt den folgenden Tag erfährt, ob die verfallene Wechſelſchuld abgeſchrieben iſt oder nicht; ſodann iſt die Vorſchrift, den Proteſt durch zwey oder drey Perſonen machen zu laſſen, auch zu koſtſpielig oder umſtändlich für die Handlung. Eine geſchworene Perſon iſt, ſo wie in Hamburg, genug für die bloſse Formalität des Proteſtes. In England, wo auch mehrere Perſonen erfodert werden, unterſchreiben die Zeugen den Proteſt, ohne von dem Act ſelbſt directe Wiſſenſchaft zu haben. Es iſt bey dem Wechſelgeſetz gar keine Rückſicht auf den Abgang und die Ankunft der Poſten genommen.

Das zweyte Buch handelt von der Schiffahrt. Es endigt gleich anfänglich den alten Federkrieg, ob Schiffe für Mobilien oder Immobilien zu halten ſind, indem es ſie zur erſten Claſſe zählt, jedoch ſie für namhaft gemachte Schulden verhypothecirt erklärt. Der Rec. vermiſst ungern unter dieſen privilegirten Summen diejenigen Vorſchüſſe auf Havereygelder, welche ſo oft Ladungsdeputirte ertheilen, und die ſie vor der Aufmachung der Dispache durch die Schulden der Ladung gedeckt glauben, und die nach aufgemachter Dispache ſich dennoch zur Laſt des Schiffes ergeben. Macht ein Schiff auſserhalb Landes Haverey mit einer reichen Ladung: ſo werden gewöhnlich die Eigenthümer der Ladung durch ihre Repräſentanten die Geſchäftsmänner der gemeinſchaftlichen Angelegenheit. Sie werden für diejenige Summe, welche ſie dem Schiffe zur Laſt glauben, ſich durch Bodmerey zu decken ſuchen. Die Rheder oder Capitäne ſuchen dieſe Summe aber immer möglichſt geringe zu ſtipuliren. Schiffe verſegeln und werden oft verkauft, ehe eine Haverey definitiv regulirt iſt. Es hätte eine geſetzliche Gewiſsheit begründet werden müſſen, daſs derjenige, der privilegirte Havereyfoderungen bezahlt, das Privilegium der Cedenten behalte. — In dem vierten Titel heiſst es, daſs der Capitän beym Einlaufen und Auslaufen des Schiffes am Bord ſeyn muſs. Der Rec. hätte auch die geſetzliche Diſpoſition in dem *Code* gewünſcht, daſs, während das Schiff ſeine Ladung am Bord hat, wenigſtens zwey Drittheile der Mannſchaft, und der Steuermann in Abweſenheit des Capitäns am Bord ſeyn müſſe. — In dem Abſchnitt über das Engagement und die Löhnung der Matroſen finden wir es hart, daſs die Matroſen, die auf Cabotagereiſen in dem Lande des Schiffes nicht anders entlaſſen werden können, als mit Reiſekoſten, bis zum Ort ihres Engagements. Ein Matroſe muſs in

Digitized by Google

jedem Seehafen ſeines Landes zu Hauſe ſeyn. In Dänemark heiſst es richtiger: der Matroſe darf nicht abgedankt werden, als in des Königs Landen. Der Staat bey uns erleichtert die Landreiſen der Seeleute und läſst ſie nicht dem Rheder zur Laſt. Dagegen findet der Rec. das franzöſiſche Geſetz gerechter, als manches andere, in der Beſtimmung, daſs die während der Reiſe erkrankten Matroſen auf Koſten des Schiffes curirt werden müſſen, und nicht bloſs, wenn ſie durch einen dem Schiffe erzeigten Dienſt erkranken. — In dem ſechſten Titel von Certepartieen iſt der ſo häufige Fall nicht berührt, wo Schiffe Stückgüterreiſen machen. Es ſollen in allen Fällen Certepartieen exiſtiren; aber in dergleichen Fällen können keine exiſtiren. Das Connoiſſement iſt in dergleichen Fällen die Certepartie. — Es iſt in dem jetzigen Seerecht bey der Verderbtheit der Menſchen ein ſchwieriger Punct, zu beſtimmen, wem man den Diebſtahl von Waaren beymeſſen ſoll, der vor der Verſchiffung, während der Verſchiffung, und nach der Verſchiffung, ehe ſie aus einander gemacht werden, geſchehen ſeyn kann. Der *Code* ſcheint bey der Lehre von dem Connoiſſemente auf dieſes Übel der Zeit keine hinreichende Rückſicht genommen zu haben. Rec. findet dagegen in der Beſtimmung des Art. 297 ein ſehr weiſes Geſetz, daſs der Beweis der Navigabilität für den Ablader gegen das Beſichtigungscertificat am Abganghafen zuzulaſſen ſey, nur muſs dieſes *vice verſa* ſeyn. Es finden nur zu oft auf beiden Seiten Colluſionen Statt. So iſt jetzt ein Proceſs vor dem König von Dänemark pendent über einen Fall, in welchem der Correſpondent eines hamburger Schiffes in Havannah nicht Luſt hatte eine Ladung Zucker an Bord eines in Hamburg, zum Behuf dieſer Ladung an einen Dänen verfrachteten Schiffes zu verladen, um nicht ſeinem Handelsfreunde mehrere Effecten anzuvertrauen, als dieſer bereits in Händen hatte. Er lieſs daher das Schiff von Kunſtverſtändigen für unnavigabel erklären, und das Gericht, von welchem er der gewöhnliche Präſes war, liberirte ihn von der Certepartie. Der hamburgiſche Capitän erhielt dagegen das Certificat ſeines ſpaniſchen Zimmermanns, daſs das Schiff vollkommen navigabel geweſen. Er verſammelte ferner, ehe er von Havannah abging, alle proteſtantiſchen, derzeit in Hannavah anweſenden däniſchen, amerikaniſchen und hamburgiſchen Capitäne, ſie unterſuchten das Schiff, und ertheilten dem hamburger Capitän ein Certificat über die Navigabilität des Schiffes. Es kam hierauf in einer ſchnellen Reiſe directe auf Hamburg zurück und zwar mit Ballaſt, welcher viel ſchwerer über See zu ſchaffen iſt, als eine Ladung. Es wurde ſogleich von den hamburgiſchen Kunſtverſtändigen unterſucht, und für vollkommen navigabel erklärt, die auch aus der Natur der Sache erhärteten, daſs das Schiff in Havannah müſſe vollkommen navigabel geweſen ſeyn. Die übrigen Capitäne und Kaufleute, die mit der Hebe (ſo hieſs das Schiff) in Havannah geweſen waren, kamen nach und nach zurück, und wurden *in perpetuam rei memoriam* abgehört. Der Rheder klagte ſeine Fautfracht ein, und bat mit ſeinen Beweiſen der Navigabilität admittirt zu werden. Seine Bitte wurde in der untern Inſtanz abgeſchlagen, weil man ſich unrichtiger Weiſe durch das römiſche Recht gefeſſelt erachtete. — Die Zeit von 14 Tagen, für welche die Fracht ein Privilegium hat, iſt zu kurz. In groſsen Seehäfen, und faſt überall, caſſiren Schiffsmakler die Frachten ein, und ſind vorzüglich bey Stückgüterladungen, in Rückſicht auf Zoll und andere Nebenkoſten, nicht im Stande, bey gehäuften Geſchäften, die Frachtrechnung immer in 14 Tagen aufzumachen. Sechs Wochen zum wenigſten müſste die Fracht- und Haverey-Foderung privilegirt ſeyn. — Bey dem Abſchnitt von den Bodmereyen iſt der wichtige Unterſchied, ob durch Verwendung des Bodmereygeldes der urſprüngliche Werth der verbodmeten Sache *vermehrt*, oder ob er dadurch nur *wieder hergeſtellt* worden ſey, wodurch in dieſe verwickelte Materie ſo viele Einfachheit gebracht werden kann, den *Beneke* in ſeinem Syſtem des Aſſecuranzrechtes ſo ſchön auseinander geſetzt hat, nicht gehörig gemacht. — Nach dem Art. 347 iſt die Aſſecuranz auf eingebildeten Gewinn und auf die zu verdienende Fracht verboten. Ferner iſt in dem 353 Art. die Baratterey des Capitäns von dem Riſico des Verſicherers im Allgemeinen ausgenommen. Dieſe Verfügungen ſind in Widerſpruch mit der Geſetzgebung vieler anderer Länder, und mit der von *Beneke* vorgeſchlagenen Modification müſste die Verſicherung auf den eingebildeten Nutzen allenthalben erlaubt ſeyn, nämlich, daſs der Verſicherer dem Verſicherten bey Verunglückung ſeiner Waare denjenigen Gewinn bis zum Belauf der verſicherten Summe erſetze, den er bey glücklicher Ankunft derſelben gehabt haben würde. — In dem 364 Art. des zweyten Buches iſt eine offenbare Wiederholung desjenigen, was viel kürzer im 351 Art. geſagt war. — Daſs eine geſetzliche Präſumption vorhanden ſeyn ſoll, wenn der Calcul von einer Stunde auf 1½ Lieues ergiebt, daſs die Nachricht von der Ankunft oder dem Schiffbruch an dem Ort der Verſicherung hätte ſeyn können, iſt ſehr gefährlich. Hätte hier nicht Rückſicht auf das In- und Ausland, auf die Jahreszeiten, auf die gröſsere und geringere Diſtance u. ſ. w. genommen werden ſollen? — Jede Caution der Wiederklage halber iſt bekanntlich eine ſehr dem Miſsbrauch unterworfene Sache. Dieſe Erfahrung aller Länder hätte die Verfügung des 384ſten Artikels reſtringiren ſollen, daſs nämlich im Abandonnementfällen der Aſſecurateur jedesmal zum Gegenbeweis zugelaſſen, und auf ſeine Admittirung dazu zwar die Bezahlung der verſicherten Summe nicht zu ſuſpendiren iſt, der Verſicherte aber dagegen Caution zu ſtellen hat, die erſt in 4 Jahren erliſcht. Dieſe Verfügung ſcheint einer Modification zu bedürfen.

Das dritte Buch handelt von den Falliten und Bankerotteurs. Ein Kaufmann, der ſeine Zahlung ſuſpendirt, iſt Fallit. Er hat dieſs anzuzeigen. Auf ſeine Anzeige oder auf die Notorität der Thatſache wird ſogleich von Obrigkeitswegen bey ihm verſiegelt, und dann wird er unter Arreſt geſetzt. Es

Digitized by Google

werden von dem Gerichte auf 14 Tage, höchſtens einen Monat, 2 Agenten ernannt, welche unter Oberaufſicht eines Commiſſärs den Zuſtand der Bücher nachſehen, und die nöthigen Adminiſtrationsgeſchäfte betreiben. Sie ſuchen eine Bilance aufzumachen, oder die ſchon aufgemachte zu verificiren, und auf ihren Bericht wird der Fallit entweder in Freyheit geſetzt oder nicht. Sobald aus den Büchern oder anderweitig durch ſie eine gehörige Anzahl der Gläubiger ausgemittelt iſt: ſo werden dieſe zur Wahl von proviſoriſchen *Curatoribus bonorum* (von *Syndicis*) aufgefodert, die ſie vorſchlagen und das Gericht wählt. Nach ihrer Anſtellung wird inventirt, alles eingehende Geld wird in eine öffentliche Caſſe gebracht, woſelbſt es Zinſen trägt, oder befindet ſich unter 2 Schlöſſern in Privatverwahrſam. Von den Curatoren und einem Commiſſär müſſen die Paſſiva der Maſſe in einem beſtimmten Termin liquidirt und verificirt werden. Wenn die Foderungen der Gläubiger für richtig anerkannt ſind, und der Fallit keine *Falſa* begangen oder ſonſt ſchwer *in Culpa* iſt: ſo wird unter gerichtlicher Vermittelung ein Accord zwiſchen ihm und den Gläubigern, worüber die Mehrheit von ¾ der Gläubiger unter Approbation des Gerichtes entſcheidet, tentirt. Kommt kein Accord zu Stande: ſo wählt die Mehrheit der Creditoren Definitiv-Curatoren und einen Caſſirer. Dieſe Curatoren haben dann alles Fernere zur definitiven Liquidirung der Maſſe und deren Vertheilung zu beſorgen. Dem Falliten ſteht ein relatives *Beneficium competentiae* zu. Die Hypothekarien werden aus den Hypotheken, und diejenigen, welche handhabende Pfänder beſitzen, aus denſelben, ſo weit ſie zureichen, befriedigt. Die Ehefrauen nehmen dasjenige, welches ſie erweislich in die Ehe gebracht, oder in der Ehe durch Erbſchaft u. ſ. w. acquirirt haben, zurück, wenn keine Gütergemeinſchaft vorhanden iſt. Die Frau kann keine Klage anſtellen gegen die Maſſe, um Vortheile geltend zu machen, die ihr zu Gunſten im Ehecontract feſtgeſetzt ſind; dagegen aber auch nicht die Maſſe auf Emolumente, die der Mann zu Folge deſſelben von dem Vermögen der Frau zu genieſsen hat.

Die Diſtribution der Activmaſſe geſchieht partiell, ſo oft beträchtliche Fonds in der Maſſe ſind. Die Gläubiger haben das Recht, nach Vorladung der Falliten ſich zu jeder Zeit gerichtlich autoriſiren zu laſſen, ſich über Ausſtände der Maſſe zu vergleichen. Die gerichtliche Güterabtretung hebt das Nachmahnungsrecht nicht auf, ſondern tilgt nur die Erlaubniſs, den Schuldner perſönlich arretiren laſſen zu dürfen. Betrüger, Fremde, Vormünder und Depoſitarien können nicht *bonis* cediren. Unbezahlte Güter, die noch nicht bey dem Falliten oder ſeinem Commiſſionär, der beauftragt war, ſie zu verkaufen, angelangt ſind, können vindicirt werden, es wäre denn, daſs ſie ohne betrügliche Abſichten auf die eingeſandten Documente verkauft wären. Ein Fallit wird für einen einfachen Banqueroutirer gehalten, wenn er auſserordentlichen Aufwand gemacht, oder groſse Summen zu bloſs gewagten Unternehmungen verbraucht hat, wenn es erhellet, daſs, ungeachtet ſein Paſſiv-Vermögen 50 p. C. ſein Activ-Vermögen berſteigt, er groſse Summen angeliehen hat; wenn er Wechſel unterzeichnet, die ſein Activ-Vermögen 3mal überſteigen; diejenigen, welche unordentlich Buch gehalten haben, ſind ferner einfache Bankerottirer, und es kann Gefängniſsſtrafe von einem Monat bis zu 2 Jahren gegen ſie erkannt werden. Betrügliche Bankerottirer ſind diejenigen, die falſche Ausgaben oder Verlüſte angeben, die Effecten untergeſchlagen haben, die falſche Handelsgeſchäfte gemacht, die Bücher verheimlicht und falſche Bücher gemacht, die Depoſita veruntreuet haben. Dieſe und ihre Theilnehmer ſollen von dem Fiscal gerichtlich verfolgt und nach dem Criminal-Codex beſtraft werden. Die Theilnehmer ſind überdieſs zu dem Erſatz des Doppelten verbunden. Falliten und einfache Bankerottirer, die erweislich alles bezahlt haben, können wieder in den vorigen Stand geſetzt werden. Kein geweſener Kaufmann, der nicht wieder in den vorigen Stand geſetzt iſt, kann die Börſe beſuchen. Dieſes iſt der Hauptinhalt.

Ein ungeheurer Miſsbrauch, aus welchem in den mehreſten ſeehandelnden Staaten Bankerotte in Erwerbarten übergegangen ſind, würde durch die franzöſiſche Fallitenordnung beſchränkt, wenn ſie im Allgemeinen Geſetz würde. Viele von denjenigen, die in den letzten Jahren in Seeſtädten Bankerott machten, verſchrieben ſich von allen Orten der Welt Waaren. Sobald ſie die Connoiſſemente in Händen hatten, deckten ſie ihre Verwandten, ihre Mitbürger damit, und verkauften die übrigen, um Gelder zu einem neuen Etabliſſement zurücklegen zu können. In England, Holland, Hamburg, bey den Obergerichten in Holſtein und Schleswig war keine Rettung gegen den Verkauf der Connoiſſemente. Auch der *Code de Commerce* erlaubt die in gutem Glauben geſchehende Veräuſserung der Connoiſſementen-Frachtbriefe und Facturen. Wenn man aber bedenkt, daſs eigentlich dieſe Papiere keine Gegenſtände des gewöhnlichen Handels ausmachen: ſo ſollte ihre Veräuſserung nicht anders erlaubt ſeyn, als wenn der Inhaber ſeinem Käufer beweiſen könnte, daſs er durch Rimeſſen oder anderweitig die Waaren bezahlt, oder die dafür gezogenen Tratten eingelöſt habe. In Rückſicht auf die ganze Dispoſition der franzöſiſchen Falliten-Ordnung iſt die erlaubte Veräuſserung der Connoiſſemente in Frankreich weniger ſchädlich, als in anderen Ländern, wo kein ſolches Geſetz iſt. Den Handel der Connoiſſemente vertheidigt man aus der Nothwendigkeit der unbedingten Freyheit, die im Handel Statt finden muſs, und weil junge Kaufleute und andere ohne groſse Fonds bey Havereyfallen und dergleichen oft bloſs deſshalb würden falliren müſſen, wenn ſie ihre Connoiſſemente nicht verkaufen dürften. So lange indeſſen Connoiſſemente veräuſserbar ſind, wird der Unfug der Deckung unmöglich gehemmt werden können. Man hat in denjenigen Seehandelsländern, worin der *Code* mit Modificationen wird eingeführt werden, auf keinen Punct aufmerkſamer zu ſeyn, als auf die Lehre von der Verkäuflichkeit der Connoiſſemente.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1808.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Beſchluſs der Recenſion des

Code de Commerce.

Übrigens ſcheitern alle Falliten-Ordnungen, worin Abkürzung der Maſſenregulirung bezielet wird, an zwey Klippen, daſs die Verſchleppung der Liquidation ſtreitiger Foderungen, oder Beytreibung von Ausſtanden, worüber Conteſtationen entſtehen, den Zweck vereiteln. So ſind in Hamburg, wo auch eine vortreffliche Falliten-Ordnung iſt, viele groſse Falliſſements von 1799 unbeendigt. Die erſte Klippe ſcheint durch ſtrenge Anwendung des *Code* vermieden werden zu können. Die zweyte wird es dann werden, wenn alle Nationen der Erde den *Code* annehmen. — Allein ſo lange es noch ſolche Juſtizgreuel in England und anderen Ländern giebt, wie weiland die Verſchleppung der Proceſſe bey dem Kammergerichte und Reichshofrath, ſo lange wird man dieſer Klippe nicht entgehen.

Das vierte Buch beſchäftigt ſich mit der Handelsjurisdiction, und zwar im erſten Titel mit der Organiſation der Handelstribunäle, nach welchem nur Kaufleute zu Mitgliedern des Tribunals von Kaufleuten gewählt werden können und *gratis* zu fungiren haben. Indeſs ernennt die Regierung einen Secretär bey jedem Tribunal, und ſind nur Advocaten mit einer ſpeciellen Vollmacht vor dem Tribunal zuläſſig. In dem zweyten Titel iſt die Competenz der Handelstribunale entwickelt, welche nicht bloſs über Streitigkeiten zwiſchen Kaufleuten, ſondern über alle Handelsſachen auch zwiſchen Nichtkaufleuten zu entſcheiden haben. Der dritte Titel bezieht ſich auf die Form der Procedur vor den Handelsgerichten. Es ſind in demſelben ſehr zweckmäſsige Verfügungen getroffen, um Verſchleppungen und Chikanen vorzubeugen. Die Friſt von einem Ausſpruch eines Handelstribunals zu appelliren iſt auf drey Monate beſtimmt. Die Appellation hat ſelten ſuſpenſive Wirkung, und kann nur in Betreff von Summen, die über 1000 Franken ſich belaufen, interponirt werden.

So groſs die Wohlthat ſeyn wird, welche der *Code de Commerce* über Frankreich und diejenigen Länder verbreiten muſs, die ihn annehmen: ſo ſind doch diejenigen Staaten, welche es vorziehen, ſich ihn mit Modificationen zuzueignen, aufmerkſam auf die ungeheuren Koſtenlaſten zu machen, mit welchen die Regiſtrations- und andere von ihm feſtgeſetzte Gebühren den Handel bebürden. Es ſind in den Bemerkungen über das Project des *Code* auffallende Beyſpiele von der Gröſse der Koſtenſummen angeführt, und vieles, welches in dem Project vorgeſchrieben war, iſt deſshalb unterdrückt. Aber nach der Procedur, die das Geſetz ſanctionirt, ſind die Koſten gleichwohl immer noch zu groſs.

Rec. ſchlieſst dieſe Bemerkungen mit der innigſten Überzeugung, kein Zeitalter und kein Land habe einen *Code de Commerce* aufzuweiſen, der mit dem neuen franzöſiſchen in Parallele geſtellt werden könnte. Er wird auf immer in dem Tempel der Geſetzgebung verehrt werden; und wenn auch das von *Napoléon* proclamirte, durch Eroberungen ausgebreitete und weiter zu befeſtigende Pacificationsſyſtem durch Zufälle künftiger Zeiten wieder zerriſſen werden ſollte: ſo ſichert dem groſsen Kaiſer ſeine Geſetzgebung bey den aufgeklärteſten Menſchen aller Zeiten und aller Völker einen Ruhm, der unvergänglich ſeyn wird.

J. A.

Überſetzungen des Code de Commerce.

1) Hamburg, b. Campe: *Franzöſiſches Handels-Geſetzbuch.* Nach der officiellen Ausgabe des *Code de commerce* überſetzt. Mit zur Seite ſtehendem Originaltext, den wichtigſten darin berührten Geſetzſtellen und einer nach den Reden der Staatsräthe über dieſen Gegenſtand bearbeiteten Einleitung verſehen. 1808. 63 S. Einleitung, 319 S. Text. 8.

2) Leipzig, b. Fleiſcher d. jüng.: *Das Handels-Geſetzbuch des franzöſiſchen Reichs.* Nach der officiellen Ausgabe überſetzt. 1808. 275 S. Text und 8 S. Regiſter. 8. (1 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Hinrichs: *Handels-Geſetzbuch.* Nebſt einem alphabetiſch geordneten Wort- und Sach-Regiſter. Nach der officiellen Ausgabe überſetzt von *K. L. M. Müller.* 1808. 8. (16 Gr.)

4) Dessau u. Leipzig, b. Voſs: *Napoleons I, Kaiſers der Franzoſen u. ſ. w., Handelsgeſetzbuch.* Nach der franzöſichen Originalausgabe verdeutſcht, mit einer Einleitung und einigen erklärenden Anmerkungen auch einem erklärenden vollſtändigen Sachregiſter, herausgegeben von D. *Chriſtian Daniel Erhard,* königl. ſächſiſchem Oberhofgerichtsaſſeſſor u. ſ. w. Mit kö-

Digitized by Google

nigl. ſächſiſchem Privilegium. 1808. XL S. Einleitung, 161 S. Text, u. 45 S. Regiſter. 8. (20 Gr.)

5) Kölln, b. Keil: *Handlungsgeſetzbuch.* Nach der officiellen Ausgabe aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Daniels*, Subſtituten des kaiſerlichen General-Procurators bey dem Caſſations-Hofe zu Paris. 1808. 146 S. Text, u. 43 S. Regiſter. 8.

6) Coblenz, b. Pauli u. Comp.: *Handlungs-Geſetzbuch.* Nach der einzig officiellen Original-Ausgabe aus der kaiſerl. Druckerey, überſetzt von *Fr. Laſſaulx*, ordentl. Profeſſor an der hohen Schule der Rechte in Coblenz. 1808. 198 S. in gr. 8. (18 Gr.)

7) Ebendaſ.: *Neue franzöſiſche Wechſel-Ordnung, ausgezogen aus dem Handlungs-Codex.* 1808. 24 S. in gr. 8. (2 Gr.)

Unter den deutſchen Überſetzungen geben wir im Allgemeinen denjenigen den Vorzug, welche den franzöſiſchen Text zur Seite haben, weil man in jedem Falle, wo man wichtigen Rath aus dem Geſetzbuche zu ſchöpfen hat, die Richtigkeit der Überſetzung leichter ſelbſt oder durch andere auszumitteln Gelegenheit hat. Eine Undeutlichkeit haben die mehreſten dieſer Überſetzungen, die zu den lächerlichſten Confuſionen führen würde, wenn man ſie buchſtäblich ausführte. Die Kaufmannsbriefe werden bekanntlich auf den Comptoirs gefalzt, und ſodann in Bündel zuſammengeſchnürt und weggelegt. Dieſs ſchreibt auch das franzöſiſche Geſetz vor: *Le commerçant est tenu de mettre en liasse les lettres qu'il reçoit.* Dieſe Worte haben faſt alle Überſetzer incorrect überſetzt. Nun würde aber derjenige Kaufmann, welcher alle Briefe einheften laſſen würde, eben ſo handeln, wie derjenige, der ein Concert zu veranſtalten hatte, und dem man ſagte: er müſſe ja die Noten von allen Stimmen zuſammen haben. Wie das Concert anheben ſollte, präſentirte er den Tonkünſtlern, die ihre Stimmen foderten, ein dickes Buch in Maroquin, worin alle Stimmen gebunden waren. Um ſie ja alle zuſammen zu haben, hatte er es vorgezogen, ſie zuſammenbinden zu laſſen. Eben ſo groſs, wie die Verlegenheit, welche hierüber entſtehen müſste, würde die Noth ſeyn, wenn ein junger Kaufmann, der ſeine Briefe eingeheftet hätte, einige davon zu *further proofs* nach Priſengerichten, andere nach Aſſecuranzgerichten ſchicken ſollte, und Jahrelang Chikanen darüber zu gewärtigen haben würde, daſs am Rande einzelne Wörter oder Zahlen abgeriſſen wären.

Die Überſetzung No. 1, welche in einer groſsen Handelsſtadt verlegt und vermuthlich auch veranſtaltet iſt, hat den Vorzug, daſs die einmal bekannten techniſchen Ausdrücke im Seerecht, Wechſelrecht u. ſ. w. gebraucht ſind, die in den übrigen Überſetzungen durch Umſchreibung und neue Verdeutſchung ausgedrückt ſind. Sie iſt flieſsend geſchrieben und faſt durchgängig getreu; doch ſind einzelne Ausdrücke unrichtig überſetzt. Z. B. Art. 2. *Acte d'autoriſation* durch Vollmacht Art. 112. *Pilotage, tonnage et lamanage* durch Lootsgeld aller Art. Art. 621. *Au scrutin individuel* durch Umfrage.

No. 2 iſt nicht ſo getreu und nicht genug revidirt. Z. B. Art. 72 iſt *fret ou nolis* Land- und See-Fracht überſetzt, obgleich der Vf. weiter unten zu erkennen giebt, daſs er den Sinn der Worte kennt. Art. 76. *Constater le cours* iſt nicht richtig durch „den Cours beſcheinigen" überſetzt, es heiſst vielmehr den Cours feſtſetzen. Art. 80. *Constater le cours du fret ou nolis* heiſst daher auch nicht „Atteſtate über den Cours der Fracht- und Lade-Koſten zu ertheilen." Art. 197. *Le privilège sera purgé* iſt gänzlich ſinnentſtellend durch „das Privilegium iſt zu ſichern" überſetzt; es heiſst vielmehr im Contexte „wird vom Privilegio befreyt." Art. 204. *La première mise à prix* (der erſte Einſatz) durch „das erſte Gebot." Art. 217. *Les navires équipés en guerre* (zum Krieg ausgerüſtete Schiffe) „Schiffe, die in Kriegszeiten ausgerüſtet werden. Das Buch von dem Falliſſement iſt dagegen ſehr gut überſetzt, und da der Text zur Seite iſt, ſo kann man ſich leicht orientiren.

No. 3. Die Überſetzung von Hn. *Müller* iſt, im Ganzen genommen, nicht ungezwungen genug, und enthält einige in Deutſchland unbekannte Wörter. Z. B. Art. 320. *Le fret acquis* „das erworbene Fret" ſtatt „die verdiente Fracht." An anderen Stellen iſt ſie nicht getreu genug. Art. 565 iſt *la cession judiciaire* durch „gewöhnliche Ceſſion" überſetzt. Art. 575. *Personnes comptables*, „Perſonen die auf Rechnung ſitzen," wäre deutlicher durch „Perſonen die Rechnung abzulegen haben," geſagt. Art. 583. *Tiré au domicile du failli* (ſo gezogen, daſs der Zieher bey dem Falliten domicilirt iſt), iſt unrichtig durch „auf den Wohnort des Falliten gezogen," überſetzt. Auf einen Ort oder auf eine Perſon ziehen, heiſst: *tirer sur un lieu — sur une personne.* Vergl. Art. 110 und 111. Art. 357. *Dol ou fraude,* iſt vorſetzlicher Betrug. Art. 358. *Ni dol ni fraude,* iſt „wenn kein Betrug Statt findet," überſetzt.

No. 4 gehört zu den gelungenſten Überſetzungen. Der Vf. bemüht ſich, überall deutſche Ausdrücke zu wählen, mit Hintanſetzung der techniſchen. Warum kann es aber nicht *Rheder* ſtatt Schiffseigner, *Fracht* ſtatt Frachtgeld, eben ſo gut im Geſetz als in der kaufmänniſchen Welt heiſsen? Einige Incorrectheiten und Unrichtigkeiten ſind dem Verf. gleichfalls entſchlüpft. So überſetzt er: Art. 231 *dettes civiles* durch „bürgerliche Anſprüche." Art. 503. *Contradictoirement* durch „mündliches Verfahren." Art. 226. *L'acte de Francisation* (Naturaliſationspatent des Schiffes) durch „Bürgerbrief." Art. 369 ſind die Worte: *en cas d'arrêt d'une puissance étrangère* gar nicht überſetzt. Einen nicht unbedeutenden Vorzug hat dieſe Überſetzung, wovon bereits eine zweyte verbeſſerte Auflage erſchienen iſt, auch durch eine, vorzüglich aus den Reden der Staatsräthe gezogene Einleitung über den Geiſt und die Eigenheiten des *C. d. C.*; die erklärenden Anmerkungen, deren der Titel gedenkt, ſind dagegen ohne Bedeutung.

No. 5 liefert eine Arbeit, die ſich in Treue vor-

Digitized by Google

züglich dadurch auszeichnet, daſs ſie ſich ſo viel als möglich an die Worte und Wortfügungen des Textes hält, ohne jedoch dadurch der Regel nach unverſtändlich oder ſehr undeutſch zu werden. Hr. *Daniels* lebt in Paris, konnte alſo über den Sinn der Ausdrücke in den Geſetzen bey den Quellen ſelbſt ſich Raths erholen. Doch iſt er nicht frey von Fehlern. Art. 409 überſetzt er: „*l'exercice d'action d'avarie*" durch „die Anlegung der Havarierechnung." Art. 204. „*La première mise à prix*," durch „das erſte Gebot," welches doch offenbar der erſte Einſatz heiſsen muſs. Zuweilen umſchreibt er, wo er es nicht nöthig hat. Z. B. Art. 273: *Les noms du fréteur et de l'affréteur* (die Namen des Ver- und Befrachters) durch „die Namen des Rheders und des Befrachters, des Miethers und Vermiethers."

No. 6 trägt die Spuren der Flüchtigkeit, iſt in Worten und Wortfügungen oft mehr franzöſiſch als deutſch, und bricht bey jedem Buche in der Zahlenfolge der Artikel ab. Dagegen iſt dieſe Überſetzung, auſser einem Sachregiſter, theils mit Noten, theils mit einem beſonderen Anhange ausgeſtattet worden. In jenen findet man die einſchlägigen Artikel des C. N. und des C. d. P. c., desgleichen einige auf den Text ſich beziehende Gutachten des Staatsraths und Worterklärungen. In dieſem trifft man folgende vier Stücke an: Reglementariſches Geſetz vom 25 Sept. 1807 — den Titel des C. d. P. c. von dem Verfahren vor den Handlungsgerichten — das Geſetz vom 14 Apr. 1798 über den Perſonal-Arreſt in Handlungsſachen — das Geſetz vom 3 Sept. 1807 über den Zinsfuſs in Handlungsſachen.

No. 7 iſt von No. 6 nur dadurch unterſchieden, daſs darin nicht der ganze C. d. C., ſondern nur der vom Wechſelrechte handelnde Theil enthalten iſt, und zwar unter einem beſonderen Titel.

Die Verleger dieſer Überſetzungen haben zugleich auch franzöſiſche Abdrücke des *Code de Commerce* beſorgt, ſo daſs man den franzöſiſchen mit dem deutſchen Texte, aber jeden von beiden auch einzeln, bekommen kann. Lächerlich iſt es, wenn Hr. *Hinrichs* ſeinen franzöſiſchen Text mit folgendem Titel verſehen hat: „*Code de commerce — Edition conforme*" — (ohne zu ſagen, womit die Ausgabe conform iſt.)

J. A. et —k—

Schriften zur Erläuterung des Code de Commerce.

1) Paris, b. Gignet u. Michaud: *Code de Commerce, d'après l'édition originale et officielle, précédé des discours de MM. les conseillers d'état.* On y a joint le titre XXV du Code de procédure civile, sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce, et rapporté tous les articles du Code Napoléon et du Code de procédure civile auxquels la loi renvoie; avec les notes et formules, par *M. Legras*, Avocat au conseil d'état, et l'un des rédacteurs et réviseurs du Code de commerce; suivi de la loi sur le taux de l'intérêt de l'argent. MDCCCVII. CXXX. 210 und 155 S. gr. 8.

2) Ebend.: *Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce*, suivant les dispositions du titre XXV du Code de procédure civile, et formules de plusieurs actes à faire pour l'instruction des procès, par *M. Legras*, avocat au conseil d'état, et l'un des rédacteurs et réviseurs du Code de commerce. MDCCCVII. XII u. 155 S. gr. 8.

No. 1 enthält zuerſt auf CXXX Seiten die Reden, womit der *C. d. C.* im geſetzgebenden Corps von den Staatsräthen motivirt ward, und welche bekanntlich eins der vorzüglichſten Hülfsmittel zur Erklärung des *C. d. C.* abgeben. Darauf folgt von S. 1—144 der Text des Codex, nebſt dem, wegen ſeines Vollſtreckungstermins gegebenen Geſetze vom 15 September 1807. Unter dem Texte findet man die Stellen des *C. N.* und des *C. d. P. c.* mit Notenſchrift abgedruckt, worauf der *C. d. C.* verweiſt. Die Einrichtung der Artikelfolge iſt die ältere, nach welcher mit jedem Buche eine friſche Zahlenreihe anfängt; und eben dieſe ältere Folge iſt auch bey den vorangehenden Reden der Staatsräthe zum Grunde gelegt. Von S. 145—194 ein ſehr vollſtändiger Realindex über den Text des Codex. S. 195—210 das Geſetz über den Zinsfuſs vom 13 Sept. 1807, nebſt der vom Staatsrath *Jaubert* im geſetzgebenden Corps darüber gehaltenen Rede, und einem Rubrikenverzeichniſs des *C. d. C.* Hieran ſchlieſst ſich ſodann unter einer neuen Seitenzahl von S. I—XII und S. 1—155 der Commentar des Hn. *Legras* über den in genauer Verbindung mit dem *C. d. C.* ſtehenden 25 Titel des *C. d. P. c.* — Das Hauptwerk iſt nicht zu empfehlen, weil es nicht nach der in der officiellen Ausgabe neu angenommenen, ununterbrochen fortlaufenden Titelfolge eingerichtet iſt. Wer eine franzöſiſche Ausgabe des *C. d. C.*, (ſo wie auch des *C. N.* und des *C. d. P. c.*) in Begleitung der nöthigen officiellen Hülfsmittel zur Erklärung zu haben wünſcht, der wird ſich in mehrerem Betrachte bey der Didotſchen weit beſſer ſtehen, als bey der vorliegenden. Dagegen iſt das mit angehängte Werk über das Verfahren in Handelsſtreitigkeiten, wo der um die Redaction und Reviſion des *C. d. C.* ſo ſehr verdiente *Legras* ſämmtliche Artikel des *C. N.*, und vorzüglich des *C. d. P. c.*, welche ſich auf das Handelsrecht und auf den Handelsproceſs beziehen (wohin namentlich der ganze 25 Titel des *C. d. P. c.* gehört) auf das lehrreichſte commentirt und ſie mit Formularen erläutert. Der Form nach gehört dieſer Commentar in die Literatur des *C. d. P. c.*, weil die Materie von dem Verfahren in Handelsſachen, ob ſie gleich zuerſt im Entwurfe des *C. d. C.* ihren Platz bekommen hatte, dennoch hinterher bey der Discuſſion von da weg und in den *C. d. P. c.* verſetzt ward. Der Sache nach aber gehört er in die Literatur des *C. d. C.* Es iſt dieſes der Commentar, von welchem bereits oben in der Recenſion bemerkt ward, daſs er nicht ohne Einfluſs auf die Discuſſion des *C. d. C.* geblieben ſey.

Digitized by Google

No. 2 iſt der eben gerühmte Commentar des Hn. *Legras*, der unter dieſem eigenen Titel auch beſonders verkauft wird, und den man, bey der wenigeren Brauchbarkeit der Ausgabe des *C. d. C.*, wozu er bey No. 1 einen Anhang macht, ſich freuen muſs, beſonders kaufen zu können. —k—

Paris, b. Crapart, Caille, Ravier u. Hacquart: *Dictionnaire du Code civil*, ou le texte du Code civil rangé par ordre alphabétique, et son usage rendu beaucoup plus facile, par une Concordance de tous les mots, sur lesquels chacun peut avoir besoin de consulter le Code; avec une table des dates des Sanctions et Promulgations de chacun des titres dudit Code; ouvrage utile aux Officiers publics, et indispensable à tout père de famille. Par *A. G. Daubanton*, Ex-Juge etc. 1806. 479 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Wir haben den Titel dieſes Werks deſshalb ganz mitgetheilt, weil er ſelbſt am deutlichſten angiebt, was man in demſelben zu ſuchen und zu finden hat, und zu welchem Zweck es abgefaſst worden iſt. Das Ganze iſt ein Mittelding zwiſchen einem Realindex und einer Concordanz, indem man wechſelſeitig Auszüge aus dem Geſetzbuch, und *in extenſo* mit kleinerer Schrift abgedruckte vollſtändige Artikel in alphabetiſcher Form aufgeſtellt findet; nur ein einzigesmal findet man ein *Arrêté du gouvernement du* 20 *Prairial an XI* benutzt, welches nähere Beſtimmungen über die Dispenſationen bey der Ehe feſtſetzt. (S. 140.) Wie wenig bedacht der Vf. auf die Vervollkommnung ſeines Buchs geweſen iſt, wird beſonders da ſichtbar, wo er von den *Dispensés de la tutelle* ſpricht, und den 427ſten Artikel des *Code civil* mittheilt, worin es heiſst: *Sont dispensés de la tutelle les membres des autorités établies par les titres* 2, 3 *et* 4 *de l'acte conſtitutionnel. — Tous citoyens exerçant une fonction publique* u. ſ. w., und wo er mit Rückſicht auf die Umſchmelzung dieſes Artikels bey der künftigen neuen Bearbeitung des Geſetzbuchs unter dem Namen *Code Napoléon*, aber ohne Rückſicht darauf, daſs die Conſtitution durch das organiſche Senatusconſult vom 28 *Floréal an XII* in dieſem Puncte modificirt worden, nur als Bemerkung und Schluſsfolge aus der letzteren oben angeführten Dispoſition des Artikels hinzufügt: *Conſéquemment, sont aussi dispensés de la tutelle tous les grands officiers de l'empire, institués par le sénatus-consulte organique du* 28 *Floréal an* 12. Und doch behauptet der Vf. in der Vorrede, daſs *à l'aide de ce dictionnaire, il n'est aucune question de droit civil dont on ne puisse avoir* p a r s o i - m ê m e, *et sur le champ, la solution exacte, puisqu'il comprend tous les mots, sous lesquels chacun peut avoir besoin de consulter le Code* (iſt unwahr!), *puisqu'il donne à la minute toutes les concordances de tous les articles du Code civil de l'un à l'autre.* (Rec. hat dieſe Concordanzen nicht immer ſo vollſtändig gefunden, daſs er den verſprochenen Nutzen davon gehabt hätte.) Und doch hat derſelbe Vf. ein ähnliches *Dictionnaire* über den *Code de procédure civile*, und den *Code de Commerce* herausgegeben! Rec. kann auf keine Weiſe ein ſo äuſserſt dürftiges und entbehrliches Werk anpreiſen, als das vorliegende; er erlaubt ſich aber einen Wunſch, der gewiſs auch der aller Deutſchen iſt, welche die franzöſiſche Legislation ſtudiren wollen, nämlich, daſs es doch *einem Deutſchen* gefallen möchte, ein kritiſches Wörterbuch des *Code Napoléon* zu liefern, worin beſonders die juriſtiſchen Kunſtwörter, und manche andere in unſerer Sprache nur mit einer Bedeutung verſehene, bey den Franzoſen aber wohl unterſchiedene Wörter erklärt würden. Dieſer Wunſch drängt ſich dem Rec. um ſo mehr auf, als er ſieht, wie gewiſſenlos in dieſer Hinſicht die Vff. der deutſchen Überſetzungen (*keine* ausgenommen!) verfahren ſind. Gute Materialien würden auſser dem Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie das leider unvollendete *Catholicon de la langue Française*, und ein älteres Werkchen *Ferrière dictionnaire du droit*, ſo wie auch *Merlin repertoire de jurisprudence* liefern.

J. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Göttingen*, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Vermehrung der ſchwediſchen Mortalitätstafel mit neuen, zum Behuf verſchiedener Rechnungen erfoderlichen Columnen, die alle auf die Wargentinſche Tafel gegründet ſind.* von *F. A. Mahlert*. 1806. 12 S. u. 2 Tab. 4. (6 Gr.) Die ſchwediſche Mortalitätstafel von *Wargentin* iſt bekanntlich allen bisher verfertigten vorzuziehen, wegen der groſsen Genauigkeit, womit die Data dazu aufgenommen ſind. Sie empfiehlt ſich auch bey der Anwendung auf die Berechnung von Leibrenten und ähnlichen Inſtituten durch die gröſsere Sicherheit der Berechnung, die ſich auf die hier offenbar geringere Sterblichkeit gründet, ſtatt deſſen die Sterblichkeit nach den aus mehreren Ländern zuſammengeſetzten Datis auf der Süſsmilchſchen Tafel viel gröſser iſt. Es war daher eine ſehr verdienſtliche Arbeit des Vfs., der Wargentinſchen Tafel einige Hülfscolumnen hinzuzufügen, wodurch man den Werth von Leibrenten und anderen Inſtituten, wo die Lebensdauer des theilnehmenden Intereſſenten in Betrachtung gezogen werden muſs, ungleich leichter auf die Sterblichkeit nach jener Tafel berechnen kann. Die Einrichtung und Anordnung derſelben nach dem verſchiedenen Zinsfuſs von 3, 4 und 5 pC. iſt dieſem Zweck vollkommen angemeſſen; auch verdient es Beyfall, daſs der Vf. in Anſehung der Formeln dieſer Rechnungen auf *Tetens* Einleitung zu Berechnung der Leibrenten und Anwartſchaften verweiſet. Überhaupt aber wird der Sachverſtändige auch durch Vergleichung der Reſultate dieſer Columnen und derer, welche ſich auf die gewöhnlich nach der Süſsmilchſchen Tafel berechneten gründen, die Bemerkung beſtätigt finden, daſs es ſchlechterdings nothwendig ſey, dergleichen Berechnungen für jedes Land von beträchtlichem Umfange auf heimiſche Erfahrungen zu gründen. Befaſst ein Staat Länder, die in dieſer Rückſicht merklich von einander verſchieden ſind: ſo mögen ſie freylich in eins gezogen werden, weil die Theile immer als ein Ganzes verbunden ſind, und der eine des anderen Mängel mittragen muſs, wie er deſſen Vortheile mit genieſst. Aber warum Schweden z. B. Leibrenten nach der weit gröſseren Sterblichkeit von Hamburg berechnen ſollte, weil etwa aus den Sterbeliſten von Hamburg vorzüglich genaue und bequeme Tabellen verfertigt wären, dazu laſst ſich ſchwerlich ein anderer Grund angeben als Unkunde und Unachtſamkeit. Es muſs daher ein ſonderbares Miſsgeſchick über dieſen Theil der politiſchen Rechenkunde gewaltet haben, indem das, ſonſt allerdings vorzügliche, *Süſsmilchſche* Werk faſt ohne weitere Unterſuchung *allgemein* angewandt ward.

R.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 NOVEMBER, 1808.

MEDICIN.

Leipzig, b. Feind: *Neueſte Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Pocken und der Luſtſeuche*, von Dr. *Schauſus*, praktiſchem Arzt zu Greitz im Voigtlande. 1805. 160 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede, daſs den Geſchichtforſchern das Vaterland der Pocken und der Luſtſeuche bis jetzt immer ein Nebelland geblieben, das bey vermeinter Annäherung immer wieder verſchwunden ſey. Obgleich er nun glaubt, einige ſichere Anzeigen von Land entdeckt zu haben, ſo beſorgen wir doch, er möge ſich in ähnlicher Täuſchung befinden, wie zuweilen Reiſende in den afrikaniſchen Sandwüſten, welche, von Durſt erſchöpft, mit Gewiſsheit einen Waſſerſpiegel vor ſich zu ſehen glauben, endlich aber wahrnehmen, daſs es nur Sandwellen vom Winde gebildet, durch den Lichtreflex wogendem Waſſer ähnlich, ſind.

Zuerſt von den Pocken, welche allen Nachrichten zufolge ſich zuerſt unter der habeſſiniſchen Armee im Elephantenkriege gezeigt, und dieſe zu Grunde gerichtet haben. Die Anſteckung geſchah wahrſcheinlich durch die baumwollenen Waaren, welche ihnen durch Plünderung der Caravanen, die Arabiens und Indiens Producte nach Dsjidda führten, in die Hände fielen. Da man nun in der Mythologie der Hindus Mariatale als Schutzgöttin der Pocken aufgeſtellt findet, welcher noch jetzt Feſte veranſtaltet werden: ſo könne man als unleugbar annehmen, daſs in Indien die Pocken ſeit lange einheimiſch geweſen ſeyen. Auch ſcheint es ganz natürlich, daſs die Reſte jener habeſſiniſchen Armee die Krankheit ins Vaterland mitbrachten, von wo aus ſich die Anſteckung weiter fortpflanzen konnte . . . Dieſs alles iſt eben ſo möglich, als daſs die nicht gereinigte Wäſche des Studenten, der von Upſala nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach eben überſtandenen Blattern, reiſte, dort die Krankheit allgemein verbreitete.

Daſs aber Indien das wahre Vaterland dieſer Krankheit ſey, erhelle aus *Sonnerats* Nachrichten, nach welchen die Pocken gewöhnlich vom Februar bis in den April epidemiſch daſelbſt herrſchen, und mit dem Eintritt der Landwinde verſchwinden. Eine Beobachtung, die bis jetzt in keinem anderen Lande gemacht ſey, indem ſie immer nur als Seuche, durch Anſteckung fortgepflanzt, erſcheine.

Über das Vaterland der groſsen Pocken [*la groſſe verole*]. Auch hier iſt *Sonnerat* des Vfs. Gewährsmann, welcher behauptet: „daſs die Luſtſeuche von jeher in Indien zu Hauſe geweſen ſey u. ſ. w.“ [Da der Raum nicht geſtattet, die Beweisſtelle hier ganz zu wiederholen: ſo verweiſen wir den Leſer auf den erſten Theil von deſſen *Voyage aux Indes et à la Chine*.] Ein anderer Beweis wird aus den Gebräuchen der verſchiedenen Caſten hergeholt, nämlich in der Art, wie die Höheren das Getränke in den Mund zu gieſsen verpflichtet ſind, ohne das Gefäſs mit den Lippen zu berühren; und in der Schuldigkeit der Paria's, die Hand vor den Mund zu halten, wenn ein Hindu höherer Caſte mit ihnen redet. Daſs dieſe Gebräuche aber ganz andere Gründe haben, iſt keinem Kenner der indiſchen Geſchichte fremd; wäre dieſe Deductionsart ſtatthaft, ſo wäre es vielleicht ſo ſchwer nicht, aus den Vorſchriften des jüdiſchen Ceremoniels eben ſo gut zu beweiſen, daſs die veneriſche Krankheit dieſer Nation immer eigen geweſen ſey. Es iſt kaum zu begreifen, wie der Vf. auf dieſe Abwege gerathen konnte, da er doch genaue Kenntniſs der übrigen Geſetze und Geſinnungen des verjährten Abſcheues der verſchiedenen Caſten gegen die letzte darlegt, aus welchen ganz klar hervorgeht, daſs ſie nicht *feſtgeſtellt* ſeyn konnten, um der Anſteckung der, wie er ſelbſt ſagt, durchaus allgemein verbreiteten Luſtſeuche auszuweichen. Da ſie demnach in allen Caſten herrſchte, zugegeben, daſs ſie in der der Paria's noch gemeiner war: ſo müſste ja, wenn der Hauch anſteckend ſeyn ſollte, die Sitte, die Hand beym Reden vor den Mund zu halten, ebenfalls in allen geübt worden ſeyn. Und ſollte eine ſo groſse Volksmenge den Charakter einer ſo allgemeinen Krankheit in ſo langer Zeit nicht genauer haben kennen lernen, um gewiſs zu wiſſen, daſs das Waſſerſchöpfen aus dem nämlichen Brunnen, oder das Reichen der Hand einem in den Abgrund Gefallenen die Krankheit nicht mittheilen könne? . . Die Geſchichte des Menſchen zeigt uns nur zu häufig, wie ſolche chimäriſche Caſteneintheilung nach und nach entſteht, und durch Verjährung geheiliget wird . . . Noch viel barocker iſt es, wenn der Mythos des Lingam zum Beweis für die einmal feſtgeſtellte Meinung herbeygezogen, und die ganze kindiſch orientaliſche, höchſt abgeſchmackte Mähre *in extenſo* dem Leſer aufgetiſcht wird. Mag hier tiefeingehüllte Weisheit, religiöſe Myſterien, von Tiefdenkern inſtallirt, finden, wer da wolle, uns dünken alle indiſchen Mythen von Chiwen und Wiſchnu, Chamadguini und Bruma ab-

Digitized by Google

geſchmackter noch, als das Mährchen von meiner Mutter Gans; und es ſcheint uns gewiſs zu ſeyn, daſs damit hier gar nichts erwieſen iſt . . . Der Gebrauch, das Getränke in den Mund zu gieſsen, iſt übrigens bey mehreren Völkern ſeit undenklichen Zeiten, und gewiſs aus anderen Gründen, wenn wir nicht irren, in Japan oder Cochinchina eingeführt.

Auf die erwieſene Annahme, die aber nichts weniger als erwieſen iſt, wird nun die Fortpflanzung nach Europa durch die Auswanderung des Volks, welches, nach Timurs Feldzügen in Indien, dieſen Welttheil überſchwemmte, gegründet. Dieſes Volk waren die Zigeuner, die ſich zuerſt gegen das Jahr 1417 in der Moldau, Ungarn u. ſ. w., im folgenden in Deutſchland, zehn Jahre ſpäter in Frankreich unter dem Namen Cygani zeigten; ſie brachten die veneriſche Krankheit aus ihrem Vaterlande in dieſe Länder mit, welche aber längere Zeit, bey ihrer iſolirten Lebensart, nur ihrem Stamme eigen blieb, bis ſie in der Folge in einige Gemeinſchaft mit den letzten Volksclaſſen traten: aus vielen anderen Urſachen dauerte es in der damaligen Zeit, bey Seltenheit der Ärzte u. ſ. w., länger, ehe dieſe Krankheit zu allgemeiner Kunde kam; auch deſswegen, weil Schriftſteller ſo ſelten waren . . . Eben ſo hypothetiſch wird nun angenommen, die Zigeuner hätten auch das Heilverfahren gegen die Krankheit aus Indien mitgebracht, und die angeſteckten Europäer hätten ſich ganz natürlich deſshalb an ſie gewendet; dieſs beweiſe die Ähnlichkeit der damaligen Heilmethode mit der in Indien, denn beide hätten in Tiſanen und Abführungen beſtanden. — Lieber Himmel! wie vielen Krankheiten wurde nicht vor 30 Jahren noch, vorzüglich in Frankreich, einzig dieſe bequeme Curart entgegengeſetzt!! — Brächte der Vf. nur ein einziges, aber gültiges, Zeugniſs bey, nach welchem es beſtätiget würde, daſs unter dieſer nomadiſchen Horde die Seuche wirklich geherrſcht habe, oder noch allgemein ſey: ſo hätte er doch einen Grund gehabt, worauf er ſeine Behauptung ſtützen könnte, die aber jetzt zu den ganz willkührlichen verwieſen werden muſs. Wäre dieſe Krankheit allgemein unter den Zigeunern geweſen: ſo hätte ſie wohl, bey der Auswanderung aus einem ſehr heiſsen Klima und der ganzen Lebensart, ſelbſt im härteſten Winter in einem ſo ganz entgegengeſetzten kalten Klima, unter freyem Himmel in zer Zeit den ganzen Stamm aufreiben müſſen, da es bekannt iſt, daſs nichts nachtheiliger auf ſie wirkt. Geleugnet wird übrigens nicht, daſs ſie zugleich auch aus Amerika habe nach Europa eingeführt werden können, da ſie die Spanier dort allgemein verbreitet fanden: ſie könne ſich ja in dem einen Welttheile eben ſo gut entwickelt haben, als im anderen. Wäre das aber auch nicht: ſo lieſse ſich leicht darthun, wie ſie aus Indien dorthin gebracht worden ſey, da ja Amerika von Aſien aus bevölkert wurde.

Der ganze übrige, bey weitem gröſste Theil dieſer Abhandlung liefert Excerpte aus allen Reiſebeſchreibungen über die Südſeeinſeln, mit einigen Reflexionen des Vfs. Man ſieht es der Breite jener (ſie füllen faſt 100 Seiten) zu deutlich an, daſs ſie zu Füllung der Bogen dienen ſollten. Bey der Vergleichung der entgegengeſetzten Meinungen, nämlich der von Cook und Wallis, nach welchen die Krankheit von den Europäern auf die Inſeln der Südſee gebracht wurde, und der von Bougainville, den beiden Forſters, Samwell und Rollin, nach welchen ſie dort vor der Ankunft der Europäer exiſtirte, entſcheidet ſich der Vf. für die letzten; ſein Reſultat geht dahin, daſs die Seuche höchſtwahrſcheinlich ſchon lange vor der Ankunft des Capit. Cook unter den Eingeborenen der Sandwichsinſeln geherrſcht habe, und ſchlieſst mit der Vermuthung, daſs, da dieſe, ſo wie ein groſser Theil der Übrigen, von den Malayen wahrſcheinlich bevölkert worden ſeyen, die Krankheit auch hieher aus Indien einwanderte, weil der Malayen Vaterland die groſsen Inſeln im indiſchen Meere ſind.

Nach dieſer gegebenen Überſicht glauben wir, der Leſer werde ohne Zweifel auf unſere Seite treten; wenn wir dafür halten müſſen, daſs die „ſicheren Anzeigen" von Land, die in der Vorrede angekündiget werden, ebenfalls nur ein Nebelland zur Schau legen.

2 p; 2 T; E et i.

STUTTGARDT, b. Erhard: *Fragmente über einige Anſteckungsſtoffe, vorzüglich über dieſe — der Pocken, nebſt der Geſchichte über die* (der) *in den badiſchen* (badenſchen) *Landen verbreitete* (n) *Vaccination*, von D. *J. C. Flachsland*, kurfürſtl. badiſchem (badenſchem) Hofrath, Mitglied der Sanitäts-Commiſſion, und Regierungs-Medicinal-Referent u. ſ. w. 1804. 114 S. 8. (10 Gr.)

Wenn Hr. *Flachsland* in der Vorrede erklärt, er habe durchaus keine Rückſicht auf literariſche Notizen genommen; wenn er ſeine Erklärungen als gewagt ankündigt: ſo hat er dadurch ſich ſelbſt einen ſchweren Vorwurf zubereitet, welcher ihn denn auch noch um deſto mehr belaſten wird, je mehr die Abhandlung ſelbſt jene vorangeſchickten Äuſserungen beſtätigt. Denn bey einem Gegenſtande, welcher, ungeachtet ſeiner Wichtigkeit und ſeines Intereſſe, doch noch bis auf den heutigen Tag in ſo tiefem Dunkel vergraben liegt, wie die Lehre von den Anſteckungsſtoffen, ſollte ſich niemand an einen Erklärungsverſuch wagen, der ſich nicht bewuſst wäre, daſs er den reichſten Schatz von empiriſchen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen mit ruhiger, bedachtlicher Hand dem aufzuführenden Gebäude zum Grunde legen könne. Ohne auf ſichere und beſtändige Thatſachen geſtützt zu ſeyn, bleibt jeder Verſuch, eine Naturerſcheinung zu erklären, leere Hypotheſe: und wie will nun ein Schriftſteller im Stande ſeyn, das Wahre von dem Falſchen der Erfahrungen zu ſichten, und eine feſte Grundlage zu legen, wenn er, wie unſer Vf., alles von der Hand weiſet, was vor ihm über dieſen Gegenſtand öffentlich zur Sprache gebracht iſt? Iſt es nicht beynah, als habe er ſich vorgeſetzt, einmal einen naturhiſtoriſchen Roman zu ſchreiben? — Sodann muſs es befremden, daſs der Vf. ſeinen Geſichtspunct nur auf *einige* An-

Digitized by Google

ſteckungsſtoffe, und zwar eigentlich nur auf die der *Pocken* beſchränkt. Es iſt nicht einzuſehen, wie es möglich ſeyn könne, über die Natur und Wirkungsart der Anſteckungsſtoffe verborgene Wahrheiten zu erforſchen, wenn man ſich dabey nicht alle bekannten Stoffe dieſer Art in ihren Erſcheinungen vor Augen nimmt. Unzuläſſige Axiome werden eine unausbleibliche Folge einer ſolchen Einſeitigkeit ſeyn. Selbſt über einzelne Anſteckungsſtoffe möchte ſich ſchwerlich etwas Zuſammenhängendes und Zureichendes erforſchen laſſen, wenn nicht im Allgemeinen die Natur und Wirkungsart der Anſteckungsſtoffe dabey zu Rathe gezogen werden.

Zu dieſen Vorwürfen iſt man ſchon berechtigt, ehe man noch zu der Abhandlung ſelbſt ſchreitet, welche dann auf nicht mehr, als 48 Seiten, den ſo wichtigen und reichhaltigen Gegenſtand erörtern ſoll. Hier findet man aber neue Veranlaſſung zur Unzufriedenheit. Die ſehr dürftig benutzten empiriſchen Wahrnehmungen ſind mit groſser Einſeitigkeit aufgefaſst, ohne Ordnung hingeſtellt, und als den Schlüſſel dazu bietet der Vf. ein lockeres Gemiſch von längſt bekannten Vorſtellungen und neuen Hypotheſen dar, alles ſehr willkührlich angenommen, und in einer wahrhaft fragmentariſchen Form. Beweiſe zu den aufgeſtellten Sätzen vermiſst man ganz. Ja, es offenbart ſich an mehreren Stellen deutlich genug, daſs der Vf. mit ſeinen Vorſtellungen für ſich ſelbſt noch nicht einmal im Klaren geweſen iſt.

Hier nun einige Proben aus dem Buche, über deſſen Werth alsdann unſere Leſer leicht ſelbſt urtheilen werden. — S. 10 wird geſagt, daſs die Schweiſse der an petechial- und ſonſt vorzüglich nervöſen Fiebern krank Liegenden der Luft ein Übermaſs von Stickſtoff mittheilen, und bey mehr zutretender Wärme und überhäuftem Waſſerſtoff ein feinſtes thieriſches ammoniakaliſches enthalten; und ſo werde dann durch eben dieſe Luft gerade dieſelbe Krankheit wiederum anderen mitgetheilt. — S. 12 wird geſagt, daſs, nach geſchehener Heilung, dieſelben Miasmen dem nämlichen Subjecte dieſelbe Krankheit, wiewohl ſelten zu der nämlichen Stärke, hervorbringen können. S. 13 aber wird dagegen wieder behauptet, daſs durch *heftig reizende* Miasmen hervorgebrachte Krankheiten das Individuum nur einmal befallen können, weil die Reizempfänglichkeit für dieſe ſpecifiſchen Stoffe auf immer vertilgt ſey; welches letztere in der Folge, mit demſelben Grunde, noch öfter wiederholt wird. — Nach S. 15 ſollen aus der ſtärkeren oder minderen Reizung des Organismus durch die Ausſchlagsſtoffe die verſchiedenen Arten der Ausſchläge zu erklären ſeyn. — S. 20 wird behauptet, daſs erſt durch den Aufenthalt im (organiſchen) Körper der Ausſchlagsſtoff zu einem wahren werde, indem ihm dadurch ein eigener reizender, animaliſirter, gleichſam zeugender, producirender u. ſ. w. Stoff mitgetheilt werde. — Die Miasmen hält der Vf. durchgehends für zuſammengeſetzte Stoffe, und er ſcheint das Ammoniak bey allen für einen Hauptbeſtandtheil zu halten. — Über die Entſtehung des Pockenſtoffes redet der Vf. S. 25 ſo: „Unter dem Zuſammentreffen verſchiedener Urſachen und vermiſchter Erzeugungen thieriſcher Stoffe unter ſich entſtand auch ganz gewiſs der erſte Blatternſtoff, der eines Theils bey ſeiner Flüchtigkeit dennoch in einem veränderten dichten Schleime ſich fixirte, ſo daſs er wegen der immer weiter und weiter in das Unendliche gehenden Verbreitung ein verheerendes Gift wurde und blieb, und der gänzlichen Ausrottung trotzte." — Die Schutzkraft der Kuhpocken (deren Gift ein, weniger als das Blatterngift flüchtiger, mehr fixer und in heller Lymphe ſchwimmender Stoff ſeyn ſoll) wird S. 47 folgendermaſsen erklärt: „Wird dieſer Stoff gar von auſsen impfweiſe angebracht, ſo wird wegen des äuſseren anhaltenden revulſiven Reizes der in dem Rande tiefſchwülſtigen Puſtel und wegen der dann eher eintretenden Reſolution der Stockungen in den keines Überreizes, und keiner Zerſtörung u. ſ. w. dann unterliegenden lymphatiſchen Organen die allgemeine Erregung und die Folge noch gelinder — und wirkt er ſo nach der erklärten Vorausſetzung, ſo muſs auch die Empfänglichkeit für den natürlichen Blatternreiz dennoch dadurch für immer aufgehoben ſeyn." — Doch genug der Proben! Wir bezweifeln, daſs der Vf. viele Leſer finden werde, welche dieſe Abhandlung zufriedener, als wir, aus der Hand legen. —

Der Beytrag zu der Geſchichte der Schutzblattern läuft von S. 51 bis zu Ende fort, und enthält, unter vielen alltäglichen, auch manche intereſſante Nachrichten, welche jedoch faſt alle bloſs empiriſch aufgeſtellt, und ſehr kurz erzählt ſind. Es beſtätigte ſich hier unter anderen aufs Neue, daſs die Kuhpocken kein Sicherungsmittel gegen das Scharlachfieber ſind. Bey Geimpften, die am Keichhuſten krank lagen, bildete ſich die Vaccine vollkommen, und es wurde davon mit dem glücklichſten Erfolge weiter geimpft: hieraus ſcheint abermals die contagiöſe Natur des Keichhuſtens zweifelhaft zu werden.—

Endlich müſſen wir den Vf. noch erſuchen, bey etwanigen künftigen literariſchen Arbeiten mehr Fleiſs auf ſeinen, jetzt äuſserſt ſchleppenden, langweiligen Styl zu verwenden, und beſonders die ſo mühſam zu leſenden, unverſtändlich gedehnten Perioden ohne alle ſcharfe Einſchnitte zu vermeiden. Auch wird er wohl thun, ſich der Spielerey zu enthalten, welche er mit den ihm ſehr werthen Diminutiven treibt, z. B. *Schüppchen*, *Membranchen der Röhrchen*, *das Häutchen* und ſein *Kläppchen*, *Impfpöckchen* u. ſ. w.; anderer groben Härten und Unrichtigkeiten nicht zu gedenken, z. B. *vergelegenheitet* (veranlaſst), *bey verderbt ſich machender Ernährung*, *ein ¾ jähriges Mädchen ſäugte* (ſog) u. dgl. m.

* * *

Lyon, b. Reymann, und Paris b. Periſſe: *Mémoires ſur les fièvres peſtilentielles et inſidieuſes du Levant*, avec un apperçu phyſique et medical du Sayd; par *Pugnet*, médecin de l'armée d'Egypte. 1802. Mit 1 Kupfer. 266 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Digitized by Google

Der Expedition der Franzoſen nach Ägypten verdankt die Medicin viel Gutes und Belehrendes, ſowohl in hiſtoriſcher als in praktiſcher Hinſicht. Auch iſt nicht zu leugnen, daſs ſich bey dieſer Expedition, ſey es durch ein glückliches Zuſammentreffen, oder durch eine weiſe Auswahl von Seiten der Regierung, eine Anzahl der vorzüglichſten und unermüdetſten Ärzte und Beobachter Frankreichs vereinigten, um die Reſultate ihrer Beobachtungen und Erfahrungen gehaltreicher, als es wohl bey ähnlichen Veranlaſſungen der Fall war, dem Publicum vorzulegen. *Desgenette's*, *Larrey's*, und einiger Anderer ſehr verdienſtliche Arbeiten dieſer Art ſind bekannt. An ſie ſchlieſst ſich mit gleichem Verdienſt und gleicher anziehender Reichhaltigkeit des Inhalts der Vf. der vorliegenden Abhandlungen, *Pugnet*, an. Er folgte der ägyptiſchen Armee mehrere Jahre auf allen Zügen nach den verſchiedenen Theilen dieſes Landes, beſonders nach Oberägypten oder *Sayd*, wo er lange verweilte, ſo wie nach Syrien, Paläſtina u. ſ. w., war mit bey der durch Peſt und Waffen-Unglück mörderiſchen Belagerung von Acre, ſo wie in den von dem Feind und von der Peſt gleich bedrängten Citadellen von Alexandrien, Damiette u. ſ. w., und bewies hier — wie die vorliegenden Abhandlungen unverkennbar zeigen — durchaus einen ausgezeichneten und enthuſiaſtiſchen Eifer für ſeine ſo beſchwerlichen und überall Verpeſtung und Tod drohenden Dienſtgeſchäfte, und zugleich eine eben ſo unermüdliche als zweckmäſsige Thätigkeit. Jede der *ſechs Abhandlungen*, aus denen das Buch beſteht, ſchrieb er ſogleich an Ort und Stelle nieder, wo er ſeine Beobachtungen anſtellte, ſo daſs die eine zu Gheneh, eine andere zu Cairo, eine dritte auf dem Berg Carmel u. ſ. w., zum Theil unter den miſslichſten und gefahrvollſten Umſtänden, entworfen iſt; wodurch der Vf. zugleich das Unvollſtändige mehrerer ſeiner Beobachtungen und Bemerkungen, beſonders literariſcher Art, bey dem Mangel an allen Hülfsmitteln, entſchuldigt. Man wird ihm dieſen Mangel an gelehrtem Aufputz ſeiner Arbeiten (der jedoch in der zweyten, mit vielen Citaten geſchmückten Abhandlung, die am meiſten die Feile nach des Vfs. Zurückkunft nach Frankreich erhalten zu haben ſcheint, nicht ſichtbar iſt,) gerne nachſehen, wenn der innere Gehalt ſeiner Beobachtungen befriedigt. Und dieſs wird ohne Zweifel bey den meiſten Leſern um ſo mehr der Fall ſeyn, da der Vf. ſeine Wahrnehmungen mit Beſtimmtheit ohne alle ſelbſtgefällige Prunkſucht und in einem körnigen und doch angenehmen Vortrag wiederzugeben weiſs. — Die *erſte* Abhandlung beſchäftigt ſich mit einer allgemeinen Darſtellung des phyſiſchen, moraliſchen, und mediciniſchen Zuſtandes *Sayd's* oder Oberägyptens und ſeiner Einwohner. Wenn gleich denen, die mit *Bruce's*, *Denon's*, und mehrerer anderer Reiſenden, ſo wie mit den in den franzöſiſchen Memoiren des ägyptiſchen Nationalinſtituts mitgetheilten Details bekannt ſind, Vieles in der vorliegenden Skizze nicht neu noch auszeichnungswerth vorkommen wird: ſo findet man doch hier auch nicht wenig Intereſſantes, neu und originell Aufgefaſstes, und (was in jenen Nachrichten bekanntlich nicht immer der Fall iſt,) ſehr viel wahr und treu Beobachtetes, ſo daſs dieſe Abhandlung als ein vorzüglicher Beytrag zur Topo- und Demographie Oberägyptens zu betrachten iſt. Erſt eine geographiſche Skizze von Sayd; ſeine Gebirge und ſein in den Höhen ſehr trockener und kalkiger, in der Tiefe am Nil hin, ſchlammigter und fruchtbarer Boden, Lauf des Nils, ſeine Überſchwemmungen; Beſchaffenheit ſeines Waſſers, das der Vf., wenn es nur ſeinen Schlamm abgeſetzt hat, gar nicht für ſo ungeſund hält, als die meiſten Reiſebeſchreiber, ob es gleich gewöhnlich im Herbſt einen chroniſchen, flechtenartigen Hautausſchlag (der näher beſchrieben wird) hervorbringt. Klima des Landes, welches geſünder iſt, als das von Niederägypten, ſo wie auch die Sommerhitze, wenn ſie gleich öfters bis zu 37° (im Sande ſogar bis zu 54°) ſteigt, im Ganzen doch weniger drückend iſt, als in dem offenern und dürrern Niederägypten. Endemiſche Krankheiten: Der *Habbe-nil*, d. i. eben der vorerwähnte Ausſchlag; die Peſt; der *Dem-el-mouia* (von welchen beiden in folgenden Abhandlungen beſonders die Rede iſt); der *Demaouia*, eine Hirnentzündung vom Sonnenſtich mit beharrlich verbundener Leberentzündung, welche oft ſchon in den erſten 30—36 Stunden in tödtliche Gangrän übergehen; die Ruhr; die wäſſerige Augenentzündung (deren Beſchreibung von *Desgenettes* viel beſſer gegeben iſt); die Kinderblattern, die hier ſehr mörderiſch ſind; dennoch wird die Impfung ſehr verabſcheut. Bevölkerung von Sayd; der Vf. ſchätzt ſie auf 730000 Menſchen, alſo nach Verhältniſs des Flächenraums ſehr gering. Unter den Gebornen überſteige die Zahl der Mädchen die der Knaben um ein Viertel. — Phyſiſche Verſchiedenheit der Ägyptier von den Kophten (den Ureinwohnern des Landes, die als ein ſehr ſchöner und kräftiger Schlag von Menſchen beſchrieben werden), Türken und Arabern. Sitten und Lebensart der Oberägyptier. Ihre Speiſen und Getränke; Hausarzneymittel etc. Ein ſehr reichhaltiger und intereſſanter Abſchnitt, dem wir nicht in ſein Detail folgen können, da er ſelbſt ſehr gedrängt bearbeitet iſt. — Heilkunde und Heilungsmethoden der Eingebornen. Häufiger Gebrauch des Aderlaſſens, Schröpfens, und des brennenden Eiſens. Ungewöhnlichkeit der Klyſtiere. Das Abortiren iſt ſehr häufig und wenig gefährlich etc. — Die *zweyte bis fünfte* Abhandlung haben bloſs die *Peſt*, ſo wie ſie der Vf. in Ägypten, namentlich in Cairo, Damiette, und Roſette, dann auch in Syrien beobachtete, und an einer groſsen Menge von Soldaten behandelte, zum Gegenſtand, und enthalten eine Menge der intereſſanteſten und treffendſten Bemerkungen über ihre Entſtehung, ihren Gang, ihren verſchiedenen Charakter, die Urſachen ihrer endemiſchen Natur in Ägypten und Klein-Aſien, die Erſcheinungen bey den Leichenöffnungen, und ihre Behandlungsart. — Die letzte Abhandlung giebt eine lehrreiche Beſchreibung der endemiſchen Krankheit *Dem-el-mouja*, welche ein höchſt bösartiges Wechſelfieber, aber nicht (nach *Proſper Alpin*) eine Typhomanie ſey. Abr.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 NOVEMBER, 1808.

MEDICIN.

Berlin, b. Gädicke: *Der freymüthige Heilkünſtler.* Ein Buch für Regenten und Ärzte. Von *Eduard Löbel*, Dr. der Medicin und Chirurgie u. ſ. w. I Theil. 1805. X u. 185 S. II Th. 1806. VIII u. 172 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Was der Vf. in der geharniſchten Vorrede zum erſten Theil ſeines Werks als mögliche oder vielmehr als vorausgehörte Stimme der Kritik angiebt, könnte leicht, auſser einigen ohne Grund von ihm geahneten Vorwürfen, eine Hindeutung auf *die* Seite enthalten, wo er ſchwächer iſt, als er ſcheinen möchte; und wo wir ihn ſtärker wünſchten, als wir ihn gefunden haben. Da eine Freymüthigkeit der anderen werth iſt: ſo geſtehen wir, daſs er in ſeinem Werke hier zu wenig, dort zu viel geſagt, ſelten aber die Erwartung ganz befriediget hat, welche der Titel des Buches erweckte. Löblich iſt allerdings der Enthuſiasmus, mit welchem er dem deliſchen Gotte huldiget, und ihm ſein ganzes Leben hindurch getreu zu ſeyn verſpricht. Allein auch der *Minerva medica* gebührt ihr Opfer, und dieſs ſollte ihr kein praktiſcher Arzt, am wenigſten einer, der zugleich der Welt durch Schriften nützen will, verſagen. Denn von ihr kommt dem Heilkünſtler Verſtand und Beobachtungsgeiſt, wie vom Apoll Begeiſterung und Muth. — Ob der *freymüthige Heilkünſtler* unter dem begünſtigenden Einfluſſe beider Gottheiten, oder unter dem der einen mehr als der anderen das Licht der Welt erblickte? — dieſe Frage mag eine kritiſche Beleuchtung der in ihm enthaltenen Abhandlungen beantworten.

II) *Über die Wahl der Leibärzte.* Auſser anderen Obliegenheiten, die der Leibarztſtand vorzugsweiſe mit ſich führt, ſoll der erſte Arzt des Regenten auch die Chirurgie theoretiſch kennen, und im Fall der Noth ſelbſt auszuüben verſtehen. Wir halten dieſs für einen ſehr wichtigen Punct bey Beſtimmung der Qualificationen eines Archiaters, der, wenn es ihm an aller chirurgiſchen Kunſtfertigkeit gebricht, nicht ſelten, wie ein Halblahmer an der Krücke, ſchwanken wird. Wenn aber S. 12 von ihm verlangt wird, daſs er den *geſunden* Fürſten zuweilen ſelbſt bey Nacht beobachte, ſeinen Athem belauſche, ob er ruhig von Statten gehe, oder ob er ängſtlich, beklommen und pfeifend ſey; daſs er die Hautperipherie unterſuche, ob ſie mit Schweiſs bedeckt, oder bloſs normal feucht ſey: ſo glauben wir, daſs dieſe Maſsregel wohl etwas zu weit getrieben ſey, und bey der Ausführung mancher Unzuträglichkeit unterliegen möchte. Auch wird ſchwerlich der Leibarzt eines *weiſen* Fürſten, wegen eines Stotterns oder Nichtantwortens aus Unkunde der am Hofe üblichen, fremden Sprache, in eine ſolche Ungnade verfallen, daſs ſeine Ehre, ſein guter Ruf und ſeine ſchon ſo lange erkannten ärztlichen Verdienſte mit einemmal (wie der Vf. S. 13 wähnt) im Staube liegen. III) *Über das Berathſchlagen am Krankenbette.* Nichtärzte ſollten, nach Rec. Überzeugung, durchaus nie bey ſolchen Berathſchlagungen gegenwärtig, für das Reſultat derſelben aber ſollten alle daran theilhabenden Ärzte gleich verantwortlich ſeyn. Die in derſelben Abhandlung (S. 26) vorgeſchlagene Zubereitung der Arzney durch den Leibarzt ſelbſt iſt in wichtigen Fällen ſehr empfehlenswerth; in minder bedeutenden würde es für einen gewiſſenhaften und geſchickten Apotheker eine Entehrung ſeyn, und ihm beym Publicum unendlich ſchaden. V) *Von den Zeichen der Vergiftungen.* Was hier über die *Aqua Toffana* — dieſen von manchen Groſsen der Erde ſo ſehr gefürchteten Würgengel — geſagt wird, veranlaſst uns, bevor wir des Vfs. Wunſch, daſs ein talentvoller Arzt deſswegen auf eine Entdeckungsreiſe nach Neapel geſandt werden möge, zweckmäſsig finden, als eine Hauptbedenklichkeit bey dieſer Unterſuchung, die Frage in Anregung zu bringen: ob überhaupt ein ſolches Giftwaſſer exiſtire. Die Verſicherungen vieler, ſonſt allen Glauben verdienender Reiſenden ſcheinen uns bey dem gänzlichen Stillſchweigen der in jener Königsſtadt jetzt waltenden Medicinalbehörden nichts weniger als unverdächtig. S. 47. Als Gegenmittel bey arſenikaliſchen Vergiftungen dürfte, auſser *frühzeitig* gegebenen Brechmitteln und reichlichen Gaben Milch (der Vf. will am liebſten die von Ziegen), der innere Gebrauch milder Öle und Seifen nicht zu vernachläſſigen ſeyn. — S. 57 fehlen die Nachweiſungen zu den im Text angedeuteten Datis. — Die Ausführung des S. 56—61 gemachten Vorſchlags, an den Körpern der zum Tode verurtheilten Verbrecher Giftverſuche, beſonders mit der *Aqua Toffana*, anzuſtellen, wird die Philoſophie des Rechts nie gut heiſsen. Der Verbrecher bleibt bis zum letzten Hauche ſeines Lebens Menſch, und behält als ſolcher, wiewohl er der menſchlichen Geſellſchaft moraliſch abgeſtorben iſt, immer noch gegründete Anſprüche, daſs nicht andere an ihm den Charakter der Menſchheit entehren, indem ſie ſein phyſiſches Weſen als Mittel zu ihren Nebenzwecken herabwürdigen. Er gehört als Opfer allein dem Arme der

Digitized by Google

Gerechtigkeit an, der Heilkunſt aber kommt es zu, ſich ihm nur ſchmerzenlindernd, nicht qualenbringend, zu nahen. Selbſt *nach* dem fatalen Augenblick des Hintrittes möchte ein ſolcher experimentirender *auto da — medicina* kaum mit den Gründen der davon zu hoffenden Aufklärung problematiſcher Fragen zu entſchuldigen, vielweniger zu rechtfertigen ſeyn. — X) *Ungerechtigkeiten der Medicinal-Collegien.* Ein Tentamen, wie es S. 69 geſchildert wird, wo Habſucht, Dummheit und Stolz den Vorſitz haben, verdient den ſtärkſten Tadel. Daſs es aber in manchen Ländern zweckmäſsig gefunden worden, junge, zumal vom Auslande hereindringende Ärzte einer neuen Prüfung zu unterwerfen, zu dieſer, hin und wieder vielleicht zu ſtreng und weit getriebenen Maſsregel hat doch in der That die nicht ſelten übergroſse Ignoranz gewiſſer mediciniſcher Kunſtjünger Veranlaſſung gegeben. In wohleingerichteten Medicinal - Collegien darf indeſs ſo wenig der Münzfuſs, als die Stimme eines Einzigen gelten: auch wird hier der weſentliche Theil der Prüfung nicht mündlich, ſondern ſchriftlich, und im Abweiſungsfalle mit Publicität verhandelt. XI. S. 90—92 ſcheint Animoſität des Vfs. Feder geführt zu haben. Warum nicht lieber ſeinen Gegner nennen? Dieſs wäre eines *freymüthigen Heilkünſtlers* würdiger. — Der von mehreren mediciniſchen Schriftſtellern jetzt häufig gebrauchte, und auch von dem Vf. nicht verſchmähte Ausdruck *Iatriſt* ſcheint uns verwerflich, weil Iatriſt ſich nach griechiſchen Sprachbegriffen zum Ιατρος ungefähr wie Sophiſt zum σοφος, oder wie bey uns Muſicant zum Muſiker verhält. — Die Abhandlungen XII) *Über Quackſalberey und wie dieſs Übel auszurotten ſey,* und XIII) *Dürfen Regimentsärzte und alle Unterärzte des Militärs die mediciniſche Technik ausüben?* — ſind löblich ausgeführt, und verdienen geleſen zu werden. XIV) *Über die Nothwendigkeit, Getreidemagazine in Staaten anzulegen.* Wer ſucht in einem Aufſatze, wie hier der Titel verſpricht, und der nichts, als was unmittelbar προς ἀλφιτον gehört, enthalten ſollte, Stellen wie folgende: „Plato, Spinoza, dachten ſo [als ſchaffend, zerſtörend und wiedererzeugend] die Natur, und der groſse Schelling hat neuerlich erſt wieder dieſes Licht des vortrefflichen im reinſten Geiſte der Menſchheit *zugeſonnt* (!)" „So weit unſer Wiſſen ſich erſtreckt, wiſſen wir alles, was da iſt, und im Spiegel der Anſchauung ſpricht es ſich ſo aus, wie es unſer Ich conſtruirt hat; allein zu erhaben u. ſ." — Nach einem darauf folgenden Geſtändniſſe, daſs es unterm Monde viele nicht zu enträthſelnde Erſcheinungen in der Pflanzen- und Thier-Welt gebe, wohin auch der Inſtinct gewiſſer Thiere gehöre, im Sommer durch Einſammlung ihrer Nahrungsmittel für die Zukunft zu ſorgen, heiſst es von dem Hamſter und der Ameiſe: „dieſe beiden organiſchen Thiere (giebt es auch andere?), welche vom dunkeln, bewuſstloſen Triebe, von auſsen durch die Spontaneität erzeugt, ſich unſeren Beobachtungen darbieten, wollen wir manchen Staaten zur Nachahmung aufſtellen." XV) *Über die Wohnorte der Menſchen und über das Schädliche der Fabriken, Manufacturen und Kirchhöfe in Städten.* — Bey Anlegung von Fabriken und Manufacturen, die einen Abfluſs in einen nahen Strom erfodern, iſt es wohl nicht genug, daſs dieſe auſserhalb der Städte liegen; ſie müſſen auch *unterhalb* des Stroms ſich befinden, der durch dieſe Städte flieſst. — Das Verbrennen der Leichname bey den Griechen und Römern erſtreckte ſich nicht auf alle, ſondern nur auf Todte aus vornehmen oder reichen Häuſern.

Im *zweyten* Theil iſt *die Erſcheinung der Hygiea* nach dem Celſus (?) nicht ohne proſodiſchen und poetiſchen Werth; doch fehlt es ihr im 6 und 7 Vers v. E. an Correctheit. I) *Welcher Heilkünſtler ſoll ſich dem Studium der alten Ärzte hingeben?* Der Vf. will das Studium der mediciniſchen Claſſiker ausſchlieſsend für akademiſche Lehrer beſtimmen. Wir denken, daſs die eigentliche Beſtimmung dieſer Frage von verſchiedenen, theils äuſseren, theils inneren Verhältniſſen der *Zeit* und der Perſon abhange, und das Forſchen in den Schriften der alten Ärzte jedem Neueren zu empfehlen ſey, der ausgerüſtet mit den dazu erfoderlichen Fähigkeiten, begünſtigt mit Muſse, woran es bey einem guten Zeithaushalt nicht leicht fehlt, und im Beſitz eigener Erfahrung, den claſſiſchen Boden der alten mediciniſchen Literatur zu betreten würdig iſt, über welchen der Geiſt der reinſten Beobachtung, und ſcharfſinnigſten Unterſcheidung im reichſten Maſse waltet, und dem Eingeweiheten lehrreich erſcheint. — In den S. 7 angezogenen, griechiſchen Stellen kommt mehr als einmal σφυγμου ſtatt σφυγμου vor. — II. *Über den Trödelhandel und Verkauf alter und neuer Kleidungsſtücke, in wiefern er den Bewohnern* (der Kleidungsſtücke? —) *ſchädlich werden kann.* Ein jeder Sterbefall, der nach einer anſteckenden Krankheit erfolgte, ſoll vom Arzt gehörigen Orts angezeigt, der verdächtige Nachlaſs des Verſtorbenen verbrannt, die hiedurch beeinträchtigten Erben aber aus einer Aſſecuranz-Caſſe entſchädiget werden, deren Fonds aus Beyträgen bey Tauf-, Heiraths- und Rangerhöhungsfällen zuſammen zu bringen wäre. Dieſen ſoll der Staat garantiren, dem es gleichfalls obläge, einen einzigen beeidigten und privilegirten Trödelhändler anzuſtellen. — Die Ausführung dieſes Vorſchlags würde ſicherlich den Staat vor manchen, im Finſtern ſchleichenden, und oft kaum zu entlarvenden Übeln verwahren. Wie beherzigenswerth uns indeſs gedachter Rath auch ſcheint, ſo können wir es doch nicht billigen, wenn der Vf. den Faden der Unterſuchung gleich Anfangs an das Weltall und den Einfluſs der Geſtirne knüpft, und ſich von dort auf den ſublunariſchen — Trödelhandel herunterläſst; ein Fehler, der um ſo widriger auf den Leſer wirkt, als ähnliche hochfliegende Eingänge in den übrigen Abhandlungen nicht ſelten wiederkehren. — An verſchiedenartiger Beleſenheit aber iſt in einigen Aufſätzen ſo wenig Mangel, daſs man über die angeführten Stellen anderer Schriftſteller wohl gar hin und wieder den anführenden Autor ſelbſt vergeſſen, und ihm die weitere Ausdehnung fremder Gedanken gern erlaſſen möchte. Dieſs gilt vorzüglich von denen Abhandlungen, deren wir nicht erwähnt

Digitized by Google

haben, weil ſie uns *chartam conſumere natae* zu ſeyn ſchienen. N. A. A.

Leipzig, b. Reinike: *Hygiene für Frauen und Kinder; oder warum ſehen wir ſo viele kränkliche Frauen und ſo ſchwächliche Kinder, und wie iſt dem Übel der Zeit abzuhelfen?* Ein Buch für Ärzte. Von L. Loebel, Dr. d. Med. und Chirurgie u. ſ. w. 1804. 12 Bog. gr. 8. (21 Gr.)

Der Vf. dieſes Jugendverſuches zeigt keine ſehr genaue Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande, und ſucht, um Eindruck zu machen, alles zu übertreiben. Damit aber hat man nie etwas Gutes ausgerichtet. Nur die Wahrheit ſiegt. — Der erſte Abſchnitt iſt überſchrieben: „*Warum ſehen wir ſo viele kränkliche Frauen?*" Wenn der Vf. alles das erweiſen ſollte, weſſen er das ſchöne Geſchlecht beſchuldigt: ſo möchte er wohl in groſse Verlegenheit gerathen. Man höre nur das einzige Schreckliche, deſſen er die weibliche Jugend beſchuldigt: „Wem iſt es wohl unbekannt, daſs junge Mädchen wöchentlich in groſsen Städten einige Mal zuſammen kommen, und daſelbſt durch erkünſtelte Geſchlechtsruthen ihre heimlichen Lüſte zu befriedigen ſuchen?" Der Vf. müſste ein beſonderes Glück oder Unglück gehabt haben, wenn er völlig davon überzeugt ſeyn könnte, daſs das wahr ſey, was er ſchreibt: „daſs dieſes Laſter ſeit einigen Jahren ſchrecklich unter den Damen um ſich gegriffen habe, und unter den gemeinen Dirnen wüthe." 2 Abſchnitt. „*Der Tanz.*" Der Vf. iſt im Ganzen nicht gegen das Tanzen. Menuetten ſollen den Organismus nicht ſo angreifen; aber die Walzer und engliſchen Tänze ſollen reizentziehend und zerſtörend auf alle Syſteme wirken; „dieſe Arten von Tänzen ſollten aus unſeren Tanzſälen verbannt werden, und die ſchöne Welt ſollte vielmehr darauf ſinnen, daſs man ſolche ausrottete, und keine aus Frankreich und England aufnähme." Die Menuet iſt aber doch auch aus Frankreich; folglich wird die ſchöne Welt wohl Spaniſch oder Koſakiſch tanzen müſſen. 3 Abſchnitt. „*Die Kleidungsſtücke.*" „Vor 50 und mehreren Jahren zwang man die Brüſte in einen Panzer u. ſ. w." ſo fängt dieſes Capitel an. Der Vf. muſs nicht wiſſen, daſs es erſt *funfzehen* Jahre ſind, daſs in Deutſchland zwey Preisſchriften über die Schädlichkeit der Schnürbrüſte herauskamen. Es iſt alſo noch lange nicht 50 Jahre, daſs man dieſe Mode ablegte. Und in wiefern dieſes Kleidungsſtück ſchädlich war, werden die Ärzte aus jenen Preisſchriften bereits beſſer wiſſen, als ſie es hier erfahren. 4 Abſchnitt. „*Die Romane.*" Ein in aller Zucht erzogenes Mädchen müſſe durchaus keine ſchlüpfrigen Romane leſen, wo auf jeder Seite von Lieben und Geliebtwerden die Rede ſey; keine mit ſittenloſen Scenen, wie im *Erasmus Schleicher. Voſſen's Louiſe* werde ihm beſſer bekommen. 5 Abſchnitt. „*Das viele Sitzen wirkt aſtheniſch auf den weiblichen Organismus.*" „Die Theile werden durch das lange Sitzen *mechaniſch* gerieben und geſchwächt, daher ein groſser Andrang in den kleinen Gefäſsen, auch häufiger Andrang in den Geburtstheilen." — Es giebt freylich auch ein metaphoriſches Reiben; denn über dem vielen Sitzen bey Romanen wird das Herz wund gerieben; dies muſs wohl der Gegenſatz von dieſem mechaniſchen Reiben entgegengeſetzter Theile ſeyn. 6 A. „*Über das Verheirathen.*" Eine geſunde Ehe müſſe eine glückliche, freye, aus beiderſeitiger Zuneigung geſchloſſene ſeyn. „Frey, heiſst es, muſs der Menſch lieben, wenn er dem Ausbruche der totalen Natur individuell als Glied derſelben folgen will." Das Gleichniſs S. 31. „wenn wir nicht durch *Mannichfaltigkeit* der Speiſen unſer Zungen- und Gaumen-Gefühl zu erquicken ſuchen, ſo würde das Einerley in uns Abſcheu oder Ekel erwecken", paſst ſchlecht zu dem Rath eines ſparſamen Genuſſes der ehelichen phyſiſchen Liebe. — Das Gleichniſs würde ja geradezu dem fleiſsigen Wechſel in dem Gegenſtande der Liebe auffodern. — Durch zu häufigen Genuſs entſteht nach dem Vf. eine erſtaunliche Reizentziehung, worauf alsdann „die normale Energie des geſammten Syſtems, aber auch die des individuellen Organs fehlt." 7 A. „*Die Schwangerſchaft.*" Von dieſer weiſs der Vf. wenig mit der Erfahrung Übereinſtimmendes zu ſagen. „Nehmen wir an, daſs nicht nur durch die Entziehung der Reize durch das Kind die Mutter in einen poſitiven Zuſtand des Übelbefindens verſetzt wird, ſondern daſs dieſe mechaniſche Einwirkung, *die das Kind durch ſich ſelbſt ſetzt*, eine Schwächung entſteht, daſs der Uterus ausgedehnt werde, dadurch die Harnblaſe, die Därme, und durch die Fortpflanzung des Drucks die Reſpirationsorgane *ſogar mechaniſch* gedrückt, und eine ungewöhnliche Verſchiebung der edlen Theile, die unmittelbar zum Leben erfoderlich ſind, geſchehen: *ſo kann unmöglich geleugnet werden, daſs die Schwangerſchaft eine Krankheits-Erſcheinung ſelbſt bey relativ geſunden Frauenſeyn muſs.*" Allerdings kann es geleugnet, und das Gegentheil durch tägliche Erfahrung erwieſen werden. Befinden ſich nicht viele Frauensperſonen während einer Schwangerſchaft weit geſünder und munterer, als auſser derſelben, und können nicht viele von Anfang bis zu Ende, ungeachtet des Drucks und der Verſchiebung in ihrem Leibe, die ſchwerſten Haus- und Feld-Arbeiten mit der gröſsten Munterkeit verrichten? Weit beſſer wäre es geweſen, wenn uns der Vf. das Räthſel gelöſt hätte, wie hochſchwangere Frauen, ſelbſt aus den vornehmſten Ständen, bey vollkommenem Wohlbefinden ihrer ſelbſt und ihrer Leibesfrüchte anhaltende Anſtrengungen und Strapazen aushalten können. 8 A. „*Von dem Beyſchlaf bey Schwangeren.*" S. 50 heiſst es: „Wem iſt es unbekannt, daſs vor *einigen Jahren* in Frankreich eine Wehmutter lebte, die ſich *bloſs* vom Abtreiben der Kinder nährte, ſowohl bey Verheiratheten, als Unverheiratheten." Rec. muſs geſtehen, daſs er davon nie etwas gehört oder geleſen hat, ſeit der Geſchichte der pariſer Hebamme Conſtantine, die aber ſchon vor mehr als 100 Jahren deſswegen gehenkt wurde. Die Folgen vom Beyſchlaf in der Schwangerſchaft vergleicht er mit den Folgen von dem zur Gewohnheit gewordenen Arſenikverſchlucken und Bleygenieſsen. 9. „*Von der Geburt.*" Von den Hebammen, ſagt der Vf.: „Ihre Begriffe ſind dunkel, wie die Nacht u. ſ. w. und er begreife nicht, wie es komme, daſs

ſich bis jetzt groſse Geburtshelfer nicht gegen den Miſsbrauch geſtemmt haben, Weiber in einem halben bis ganzen Jahr in der Hebammenkunſt zu unterrichten, und daſs man nicht auf Akademieen das Geſetz habe ergehen laſſen, keine Hebammen unter 2—3 Jahren zu abſolviren, und dann noch öffentlich eine Prüfung mit ihnen vorzunehmen." — Das wäre gewiſs das ſicherſte Mittel, gar keine unterrichteten Hebammen mehr zu haben. Frauen, denen es ſauer ankommt, ein halbes Jahr von ihrem Hauswefen abweſend zu ſeyn, und Gemeinden, denen es hart fällt, eine Frau ſo lange unterrichten und beköſtigen zu laſſen, würden nach einem ſolchen Befehl alle Luſt zum Lernen und Unterrichtenlaſſen verlieren. Und Rec. hat das öffentliche Examen von Hebammen angehört, die nur ein halbes Jahr unterrichtet waren, und in Wahrheit mehr Vernünftiges vom Geburtsgeſchäft wuſsten, als aus der gegenwärtigen Schrift hervorleuchtet. 10. „*Die Behandlung der Kindbetterin.*" Wenn man zur Löſung der Nachgeburt die Hand oder gar Stahl-Inſtrumente einführe: ſo müſſe *mechaniſch* eine gewaltige Losreiſsung geſchehen, worauf Blutung und Krebs der Gebärmutter folge. Warum gebe man nicht lieber reizende Einreibungen von auſsen, und innerliche Reizmittel, wie *Tinct. Opii*, und lau reizende Injectionen? — Er behaupte und wolle es ſtreng beweiſen, daſs die Unterdrückung der Lochien poſitiv, der Aſthenie im Uterus wegen, nicht erfolgen könne. Nachher aber beweiſst er, daſs die Unterdrückung wirklich aus Schwäche geſchehe. 11. „*Über das Säugen.*" Italien und Frankreich, meint der Vf., müſſe allerdings geſündere Menſchen hervorbringen, als Grönland. — Ohne Zweifel, weil die Kälte ſchwächt. Und doch iſt gewiſs das Regiſter von Krankheiten, die man in Italien und Frankreich kennt, gröſser als das in Grönland. — Unſere mehreſten Frauen dürfe man durchaus nicht ſtillen laſſen, wenn man nicht Hektik und das Kindbettfieber hervorbringen wolle. 12. „*Das Einwickeln der Kinder.*" „Wenn wir, ſagt der Vf., eine enge Weſte anziehen, ſo *gapſen* wir ängſtlich nach Luft; und unſere Organe ſind bey weitem nicht ſo zart und fein, als die der Kinder." Man könne daher denken, wie es einem eingewickelten Kind ſeyn müſſe. Ein wollenes Strumpfzeug, *Flecy hojiery*, (*Fléecy etc.*) ſoll man ihnen in den erſten Wochen anlegen, und dann erſt in ein Hemd hüllen. — Das Strumpfzeug aber iſt nichts beſſeres, als die bekannten geſtrickten wollenen Wickelbinden. 13. „*Das Wiegen.*" Das Wiegen wirke auf den ganzen Organismus auſserordentlich ſchwächend. — Man kann es alſo als ein Naturwunder anſehen, daſs aus dieſen *gewiegten* deutſchen Vorältern noch ſo ſtarke Kriegsmänner wurden, welche Harniſche trugen, von denen unſere nicht gewiegten jungen Herrn wohl noch mehr *gapſen* und beklommen würden, als von einer engen Dimidiweſte. 13. „*Reinlichkeit.*" Es iſt dem Vf. wahrſcheinlich, daſs neben unverdaulichen Speiſen der Schmutz unrein gehaltener Kinder, *welcher mechaniſch die Drüſen ſchwäche*, und ſodann auf den ganzen Organismus ſchwächend wirke, das urſächliche Moment der Skropheln ſey. — Da bleibt es denn doch eine groſse Merkwürdigkeit, daſs die ſchmutzigen Zigeuner und Hottentotten nicht alleſammt ſkrophulös ſind. 14. „*Etwas über die Zeit des Badens.*" Des Abends ſey es beſſer als des Morgens, weil ſich der Kinderorganismus des Abends im Zuſtand der indirecten Schwäche befinde. 15. „*Über die Nahrungsmittel bey Kindern.*" Fleiſchbrühen, ſüſser Wein mit Waſſer, und Sago mit Fleiſchbrühen gekocht, ſeyen dem Verdauungsſyſtem eines Kindes von einem Jahr angemeſſener, als Grieſs, Gräupchen und Mehlſuppen mit Milch gekocht. — Und doch ſieht man Kinder bey letzteren ſtark und wohlgenährt werden. — Daſs man bey den Kindern gewiſſe beſtimmte Zeiten zum Reichen der Speiſen beobachte, ſey widerſinnig; — denn der individuelle Organismus ſtrebe in jedem Moment ſich zu vervollkommnen. — Und doch ſehen wir Menſchen und beſonders junge Hausthiere nur bey dieſer Ordnung wohl gedeihen. 16. „*Über die ſogenannten ſchlafmachenden Mittel bey Kindern.*" Ein gewaltiger Eifer gegen mediciniſche Collegia, welche Pfuſcher privilegiren, und rechtliche Ärzte verdrängen; „wie das einen jungen Mann von Genie und Talent ärgern müſſe, der mit Aufopferung ſeines väterlichen Vermögens und ſeines Körpers bloſs aus Liebe zur Kunſt auf Akademieen, wie Jena, Göttingen, Halle, Bamberg und Landshut, wo die vortrefflichſten Denker und gelehrteſten Ärzte, als Lehrer der Medicin, in ihrem ganzen Umfang lehren, dieſe Wiſſenſchaft ſtudirt habe, und nun riskire, von einer Facultät oder einem mediciniſchen Collegio ſchikanirt oder von einer ſolchen *Examinir fabrik* gar abgewieſen zu werden, in der ſich Männer befinden, die oft 10 Jahre noch in der Doctrin der Medicin weit dem geprüft werdenden Subjecte nachſtehen." — 17. „*Von den Wärterinnen und Kindermuhmen.*" Das unſittliche und höchſt nachtheilige Verfahren dieſer Perſonen, Kinder durch Reiben an den Schaamtheilen in Ruhe zu bringen, habe er *oft beobachtet*, und mache daher jeden Arzt hierauf aufmerkſam. Eine ſolche Dirne ſollte man gleich verabſchieden, und in öffentlichen Blättern jede Mutter vor ihrem Dienſt warnen. 18. „*Etwas über das Brechen und Purgiren der Kinder.*" *Wichmann* habe Unrecht, daſs Geitern, trübe Augen, Durchfall etc. nicht von d. Zahnarbeit der Kinder entſtehe; und es ſey ſonderbar, daſs er das Schmerzhafte bey dieſer Naturerſcheinung leugne. Ein einziger Weisheitszahn werfe ja oft den ſtärkſten Menſchen bey ſeinem Hervorbrechen nieder; und das langweilige Streiten von *Wichmann* und ſeinen Gegnern, ob das Hervorbrechen der Schneid-, Spitz- oder Backen-Zähne gefährlicher ſey, könne er mit einigen Worten triftig und einleuchtend erklären. — Altes komme nämlich hier auf die Beſchaffenheit des individuellen Organismus des Kindes an. Wenn das Kind von den Haus- und Leibärzten vorher wacker purgirt und geſchwächt worden ſey, ſo könne man poſitiv verſichert ſeyn, daſs der Zahnproceſs gefahrvoll von Statten gehen werde. — Zuletzt noch einmal ein heftiger Eifer gegen Regierungen, Profeſſoren, Ärzte, u. ſ. w.

Bn.

Digitized by Google

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, in der Realſchulbuchhandlung: *Reden an die deutſche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte.* 1808. 490 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Voll groſser Erwartung nahm Rec. dieſe Reden in die Hand. Er wurde zuerſt zu noch gröſserer geſpannt, dann ſeltſam getäuſcht, darauf von entgegengeſetzten Gefühlen, von Freude und Trauer, von Furcht und Hoffnung, von Schmerz und Unwillen abwechſelnd ergriffen, endlich von hoher Achtung für den Redner wunderbar durchdrungen, wiewohl das Ganze keinen reinen, klaren Eindruck in ihm hinterlaſſen hat. Die Reden nämlich ſind auf eine eigene Art gemiſcht aus Wahrheit und Irrthum, Einſeitigkeit und Überſicht, Gründlichkeit und Unkunde, philoſophiſcher Grübeley und praktiſchem Sinn, Conſequenz und Widerſpruch; die Kraft, mit welcher ſie ausgeſprochen werden, entartet hin und wieder in leere Declamation; der hohe Ernſt, der ihnen eigenthümlich iſt, geht nicht ſelten über in bittere Satyre, aber durch die Einförmigkeit, mit welcher dieſe Satyre ſowohl hier ausgeſprochen iſt, als in anderen Schriften *Fichte's*, erregt ſie ein Lachen, das den Abſcheu, welchen ſie erregen ſollte, zerſtört; die Billigkeit, mit welcher hier über das Thun und Treiben der Menſchen geurtheilt wird, thut wohl: ſie möchte ſich ſchwerlich in einer anderen Schrift dieſes Vfs. alſo finden, wiewohl auch hier der verbiſſene (oft gerechte) Ingrimm gegen die Naturphiloſophen zuweilen gewaltſam durchbricht; durchweg aber erhebt die Freymüthigkeit, mit welcher hier Wahrheiten geſagt werden, die Wenige auszuſprechen wagen möchten, der Muth, mit welchem der Vf. die Folgen ruhig zu erwarten ſcheint, und es erfreuet zu bemerken, wie der Gegenſtand des Vfs. ganzes Gemüth füllt. Um dieſes allgemeine Urtheil zu bewähren, ſcheint nöthig, daſs Rec. von dem Buche einen vollſtändigen Bericht erſtatte. Dazu mahnt noch manches: die Zeit, in welcher dieſe Reden gehalten ſind und erſchienen, eine Zeit, die für Deutſchland, für Europa, für die Welt einzig iſt, und ſchwerlich verglichen werden kann mit irgend einer anderen aus den verfloſſenen Jahrhunderten: die Überſchrift, an eine alte Nation, die lange ehrwürdig dageſtanden, wenn nicht in hohem Glanz, doch in eigenthümlicher Kraft, die aber jetzo, wenn nicht völlig untergegangen, doch entartet und herabgeſunken iſt zu einer Ohnmacht, die ſich jede Foderung ihres Beſiegers gefallen laſſen müſste, und daher genöthiget iſt, als Groſsmuth zu preiſen, was in den Tagen der Vergangenheit Keiner gegen ſie gewagt hatte; ihr Zweck, der auf nichts Geringeres geht, als dieſe Nation vom gänzlichen Untergange zu erretten, ſie aufzuregen zu einem neuen Leben, und durch ſie und in ihr die Menſchheit; die Art, mit welcher dieſer Zweck erſtrebt wird; der Urheber dieſer Reden, von welchem Deutſchland ſo lange gewohnt war, nur etwas Tiefgedachtes und Eigenthümliches zu erhalten; endlich kommt hinzu, daſs bey dem dermaligen Zuſtande unſerer Literatur der groſsere Theil des Publicums die Bekanntſchaft mit einem neuen Buche erſt durch das Medium gelehrter Blätter zu machen pflegt: ein Vorſchlag aber, von deſſen Befolgung ein Mann, wie *Fichte*, das Heil der Menſchheit, und ſogar die Fortdauer der Menſchheit abhängig macht, muſs ſo viel als möglich zu Jedermanns Kunde gebracht werden, damit ein Jeder dafür thue, als nach ſeiner Einſicht dafür geſchehen muſs, und als er, nach ſeiner Kraft dafür thun kann. Alſo ruft *Fichte* ſeinen Zuhörern, „als Stellvertretern der Nation", und ſonach durch ſie der ganzen Nation zu: „Es ſind Jahrhunderte herabgeſunken, ſeitdem ihr nicht alſo zuſammenberufen worden ſeyd, wie heute: in ſolcher Anzahl; in einer ſo groſsen, ſo dringenden, ſo gemeinſchaftlichen Angelegenheit; ſo durchaus als Nation und Deutſche. Auch wird es auch niemals wiederum alſo geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, laſſet ihr auch dieſe Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren, oder als ein wunderlickes Ungethüm an euch vorübergehen: ſo wird kein Menſch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal beſinnt euch. Gehet nur nicht dieſesmal von der Stelle, ohne einen feſten Entſchluſs gefaſst zu haben u. ſ. w. — Dieſe Reden beſchwören euch, Jünglinge, ohne Säumen zu thun, worauf ſie dringen, jeder als ob das Heil von ihm allein abhinge; — ſie beſchwören euch, Alte, zu fördern, oder wenn ihr dazu zu ſtumpf ſeyd, nicht zu hindern; — euch, Geſchäftsmänner, beſchwören ſie, die ihr dem abgezogenen Denker, bisher ſo feind waret; — euch, Gelehrte, Denker, Schriftſteller, die ihr dieſes Namens werth ſeyd; — Fürſten Deutſchlands, euch beſchwören ſie, die ihr Völker beherrſcht, treu, bildſam, des Glücks würdig; — euch, Deuſche insgeſammt, beſchwören ſie, und mit ihnen vereinigen ſich, euch zu beſchwören, eure Vorfahren, eure Ahnen aus der grau-

Digitized by Google

en Vorzeit, die ſich der römiſchen Weltherrſchaft entgegenſtemmten, ſo wie die ſpäteren, die da fielen im heiligen Kampf für Religions- und Gewiſſens-Freyheit, und die ungeborenen Nachkommen; — das Ausland ſelbſt beſchwört euch, und alle Zeitalter, alle Weiſe und Gute, die jemals auf dieſer Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahndungen eines Höheren, miſchen ſich in dieſe Stimmen, und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; ja die Vorſehung ſelbſt beſchwört euch, ihre Ehre und ihr Daſeyn zu retten!" — Wer fühlt ſich nicht bewegt, und wünſcht zu wiſſen, wovon die Rede iſt? Wir wollen davon Bericht erſtatten, und in dieſen Bericht hin und wieder unſere Bemerkungen einflechten. Etwas Umſtändlichkeit iſt hiebey nothwendig.

In der kurzen Vorrede ſchon ſagt Hr. *Fichte* und wiederholt nachher mehrmals: dieſe Reden ſeyen eine „Fortſetzung der *Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.*" Rec. glaubt, dieſe Anführung ſey nicht unwichtig. Denn in den Grundzügen d. g. Z. leitet Hr. *F.* bekanntlich aus der Grundidee des Erdenlebens 5 Weltalter ab, in deren 3tem das (damals) gegenwärtige Geſchlecht ſtehen ſollte. Wenn nun die Idee des Erdenlebens wahr iſt, und die 5 Epochen deſſelben als richtige Folgerungen aus ihr fließen: ſo iſt offenbar nothwendig, daſs die Menſchheit dieſe 5 Epochen durchlaufen muſs, und wer ein Geſchlecht in der 3ten Periode ſieht, der kann nicht zweifeln, daſs ein folgendes in die 4te und in die 5te eintreten werde. Die Periode der Verſöhnung und Heiligung kann eben ſo wenig in der Freyheit der Menſchen ſtehen, d. h. in einer ſolchen reellen Freyheit, vermöge welcher das Eintreten in dieſe Perioden von den Menſchen auch unterlaſſen werden könnte, als die Periode der vollendeten Sünde durch menſchliche Freyheit herbeygeführt war. Es ſcheint uns nothwendig, daſs derjenige, welcher es in die Macht eines beſtimmten Geſchlechts ſtellt, ob die Menſchheit gerettet werden ſolle, und wer daher an dieſes Geſchlecht die Foderung macht, dieſe Rettung zu übernehmen — es ſcheint uns nothwendig, daſs ein ſolcher jene Idee vom Erdenleben der Menſchheit, und die daraus abgeleiteten 5 Epochen geradezu aufgiebt. Hr. *F.* nun macht dieſe Foderung in dieſen Reden an uns; er ſchreibt ſonach uns die Kraft zu, daſs wir ſeiner Auffoderung zu folgen vermögen, oder auch nicht; er ſcheint ſonach ganz die Idee aufzugeben, die dort aufgeſtellt wurde; wenigſtens ſcheint er von einem ganz anderen Puncte auszugehen, und mithin dieſe Reden mit Unrecht eine Fortſetzung jener Grundzüge zu nennen. Und dieſs möchte das Richtige ſeyn. Jene Grundzüge möchten wohl, wenigſtens der Abſicht nach, vom Standpuncte der Philoſophie entworfen ſeyn; in dieſen Reden aber kommt Hr. *F.* nicht über die Moral hinaus. Wir wollen gern zugeſtehen, daſs in den gegebenen Verhältniſſen das letzte Vorzug und Lob verdiene; wir wollen ſelbſt nicht leugnen, daſs dieſe Reden an irgend einem Puncte jener Vorleſungen angeknüpft ſeyn mögen: aber in demſelben Geiſt ſcheinen ſie uns nicht. — Nachdem Hr. *F.* darauf, weil „ein leerer Raum auszufüllen war" (wir glauben geleſen zu haben, daſs die erſte Rede *Fichte's* nicht die Cenſur paſſirt ſey, entweder ganz oder zum Theil, darauf ſcheint ſich dieſes zu beziehen), einige Stellen mitgetheilt hat aus einer Abhandlung über Macchiavelli, die vorher in der zu Königsberg erſchienenen Veſta vom Freyherrn *von Schrötter* geſtanden hat, und eine andere aus der Vorrede zu einigen ungedruckt gebliebenen Geſprächen über Vaterlandsliebe und ihr Gegentheil, beginnt er in der *erſten* Rede damit, daſs die Zeit mit uns Rieſenſchritte gehe (ein Ausdruck, der wohl nicht gut gewählt iſt, da die Zeit doch wohl nirgends iſt, als in uns), daſs ſeit den 3 Jahren, welche ſeit jener Deutung der damals laufenden Zeit verfloſſen ſind, die Selbſtſucht, als der Charakter damaliger Zeit, *irgendwo* ganz vollendet, durch ihre vollſtändige Entwickelung ſelbſt vernichtet, und ſomit jener Zeitabſchnitt irgendwo vollkommen abgelaufen ſey und beſchloſſen. Man möchte glauben, das ſey nun eben kein Unglück, daſs das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit abgelaufen ſey, und daſs „die Selbſtſucht ihr Selbſt und deſſen Selbſtſtändigkeit verloren habe"; vielmehr möchte man ſich freuen, daſs ſie „zugleich verloren hat das Vermögen, einzugreifen in den Zeitfluſs, und den Inhalt deſſelben zu beſtimmen." Aber wir wollen billig ſeyn. Was Hr. F. von der Selbſtſucht ſagt, das verſteht er von einem Zeitgeſchlecht, von einem Volke, welches durch ſeine Selbſtſucht ſein Selbſt und deſſen Selbſtſtändigkeit verloren hat. Hätte er dieſes geradezu geſagt, und nicht mit dem *irgendwo* Verſtecken geſpielt: ſo hatte die Rede jene ſeltſame Wendung nicht erhalten. — Etwas, fährt der Redner fort, was ſeine Selbſtſtändigkeit verloren hat, kann ſich nur erheben aus dem Zuſtande, in welchem ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrig iſt, unter der Bedingung, daſs ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erſchaffung es einen neuen, ihm eigenen Abſchnitt in der Zeit begönne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte; welche neue Welt jedoch der Gewalt, der jenes unterworfen iſt, unbekannt bleiben müſste. Nun halte er, ſeines Orts, dafür, daſs es eine ſolche Welt gebe, und es ſey der Zweck dieſer Reden, das Daſeyn und den wahren Eigenthümer derſelben nachzuweiſen. Hiebey iſt klar, daſs, wenn ein Geſchlecht ſein eigenes Selbſt verloren hat, alsdann dieſes Volk gewiſs nicht der Eigenthümer dieſer neuen Welt ſeyn könne; alſo klar, daſs, wenn z. B. die Deutſchen gemeint wären, die Deutſchen gewiſs nicht Eigenthümer dieſer neuen Welt ſeyn könnten. Und wenn auch dieſe Welt auſſer ihnen exiſtirte, und ſie ſollte ihnen nur aufgehen: ſo könnten ſie ihr Selbſt nicht verloren haben; ja ſie könnten dieſes eben ſo wenig, wenn wir auch Rückſicht darauf nehmen wollten, daſs ſogleich geſagt wird: „dieſe Reden ſollten die Mittel zur Erzeugung dieſer Welt angeben," gleichſam als ob ſie noch nicht da wäre, wie doch

Digitized by Google

Hr. *F.*, ſeines Orts, dafür hält. In jedem Fall wird dem Geſchlechte, welches ſein Selbſt verloren haben ſoll, noch ein höheres Selbſt beygelegt, das nicht verloren iſt; mithin den Deutſchen, falls ſie gemeint wären, ein unverdorbenes Selbſt untergeſchoben, wenn ihnen angemuthet wird, daſs ſie ſich aus einem verdorbenen Zuſtand erheben ſollen. Man mag daher annehmen, daſs von der Selbſtſucht die Rede ſey, oder daſs geſprochen werde von einem Geſchlecht oder Volk: in jedem Fall iſt es nur das Schlechte, welches untergegangen und vernichtet iſt, das Gute aber, welches die Kraft hat, ein ganz neues, d. h. ein mit jenem Schlechten unverbundenes, und ganz von ihm unabhängiges Leben anzufangen, iſt geblieben. Und wer muſs ſich nicht darüber freuen! Aber wen kann es freuen, daſs Hr. *Fichte*, er, der vormals ſo ſcharf, ſo beſtimmt und ſchneidend geſprochen, jetzo ſo ſchwankend und zweydeutig ſpricht, lediglich durch das doppelte Beſtreben, dieſe Reden mit den mehrgenannten Vorleſungen in eine Verbindung zu bringen, die nicht Statt findet, und dann durch rhetoriſche Wendungen die Sache den Zuhörern tiefer einzureden! — Ehe der Redner ſeine Aufgabe zu löſen unternimmt, macht er einige Bedingungen, unter welchen ihm dieſes nur möglich ſey: er rede zu Deutſchen und für Deutſche ſchlechtweg, ohne alle Unterſcheidung, als zu einer Einheit, in welcher jedes Glied das Schickſal eines anderen Gliedes für ſein eigenes Schickſal halte (bey Hn. *F.*, dem wahrhaftig deutſchen Manne, hören wir dieſs gerne; andere Preuſſen, die, nachdem ſie ſich lange genug von uns losgeriſſen hatten, jetzo, im Unglück, auch verſuchen, ſich den Deutſchen etwas plump anzubiedern, haben uns Schmerz und Unwillen erregt!); er rechne auf Zuhörer, die nicht ganz verloren ſeyen im Schmerz über ihren Verluſt, ſondern ſich erhoben hätten zur Beſinnung: denn kein Gott werde ihnen helfen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht hölfen; endlich auf Zuhörer, die den Muth hätten, das Übel ins Auge zu faſſen, und daſſelbe ruhig, kalt, und frey zu durchdringen. Darauf, weil die Vernichtung der Selbſtſucht unſere eigentliche Gegenwart und der Fortſchritt der Zeit ſey, von welcher die Rede ausgehen müſſe, ſoll zuerſt gezeigt werden: wie und warum eine ſolche Vernichtung der Selbſtſucht aus ihrer höchſten Entwickelung nothwendig erfolge. Die Selbſtſucht ſey entwickelt, wird behauptet, wenn ſie ſich nicht nur der Regierten, ſondern auch der Regierenden bemächtige, ſo daſs ſie nach auſsen alle Vorſicht vernachläſſigen, nur ihre träge Ruhe wollend, im Inneren aber ſchlaff und ohne Würde die Zügel der Regierung halten. Dann gehe das gemeine Weſen zu Grunde; aus Furcht vor dem Fremden ſondere Alles ſich ab; „bis ſpaterhin auch die Regierenden genöthigt werden, durch Unterwerfung und Folgſamkeit gegen fremde Plane ihre Fortdauer zu erkaufen, und ſo nun auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernen, dieſelben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So geſchieht es, daſs die Selbſtſucht durch ihre höchſte Entwickelung vernichtet, und denen, die gutwillig keinen anderen Zweck, denn ſich ſelbſt, ſich ſetzen wollten, durch fremde Gewalt ein ſolcher anderer Zweck aufgedrungen wird." Eine alſo zur Abhängigkeit geſunkene Nation könne ſich nicht wieder durch die bisher gebrauchten Mittel zu Leben und Selbſtſtändigkeit erheben. Bisher aber ſey die Theilnahme am Ganzen geknüpft geweſen an die Theilnahme des Einzelnen an ſich ſelbſt durch die Bande der Furcht und Hoffnung für ſeine eigenen Angelegenheiten aus dem Schickſale des Ganzen in einem künftigen oder dem gegenwärtigen Leben. Dieſe Bande ſeyen zerriſſen; Furcht und Hoffnung ſeyen für uns nichts mehr. Über ſie hinaus aber liege der geiſtige Antrieb der ſittlichen Billigung und Miſsbilligung; dieſer Antrieb müſſe (und das ſey das einzige Rettungsmittel) alſo erregt werden, daſs der Anblick eines unwürdigen und ehrloſen Daſeyns unſerer Selbſt und unſerer Stamms-Genoſſen uns unerträglich werde; dazu bedürfe es einer völligen Umbildung; mithin „iſt es eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungsweſen, welches Hr. *F.* als das einzige Mittel die deutſche Nation im Daſeyn zu erhalten, in Vorſchlag bringt." Die bisherige Erziehung ſey traurig geweſen u. elend: man erkenne dieſs an ihrer Frucht, die reif und abgefallen daliege; ſie ſey keine Kunſt geweſen, denn ſie habe ihr Gelingen abhängig gemacht von einem Talente, welches ihr im Zöglinge hätte gegeben werden müſſen; ſie ſey nur Wenigem zu Theil geworden. Die neue ſolle durchgreifen in den Kern des Lebens, ſolle Kunſt und alſo unfehlbar ſeyn, ſolle Alle umfaſſen, und nicht Volks- ſondern eine wahre deutſche National-Erziehung ſeyn. — Der Schluſs der Rede iſt, in äſthetiſcher Rückſicht, vortrefflich.

Da nun dieſe neue Erziehung hervorgehen ſolle aus der Zeit und der deutſchen National-Eigenthümlichkeit (die alſo, wie man ſieht, und wie nothwendig war, noch als daſeyend vorausgeſetzt wird), und wieder eingreifen in die Zeit und die National-Eigenthümlichkeit: ſo müſſe ſie mit dieſen, und dieſe mit ihr zuſammengehalten und beide in ihrer Durchdringung dargeſtellt werden. Das Weſen der neuen Erziehung wird daher zuerſt geſchildert in der zweyten und dritten Rede. — Die neue Erziehung müſſe einmal unfehlbar ſeyn. Es ſey der erſte Irrthum der bisherigen, daſs ſie einen freyen Willen des Zöglings, d. h. einen Willen, der unentſchieden ſchwankte zwiſchen Gutem und Böſem anerkannt habe. Der Wille ſey ja die Grundwurzel des Menſchen: könne er nicht gebildet werden, ſo könne der Menſch überhaupt nicht gebildet werden. Daher beſtebe die neue Erziehung darin, daſs ſie die Freyheit des Willens gänzlich vernichte, und dagegen ſtrenge Nothwendigkeit der Entſchlieſsungen hervorbringe. Rec. braucht nicht zu erinnern, denn jeder ſieht es, daſs ſo etwas nicht mehr Entſchlieſsungen genannt werden könnte; eben ſo weiſs ein jeder, daſs die alte Erziehung, im Allgemeinen,

ein Seyn angeſtrebt habe, welches feſt und bleibend wäre; ſie hat das Schwanken des Willens gewiſs aufzuheben und den Zögling alſo zu machen geſucht, daſs er nur das Gute ſollte wollen können, und ihr geſchieht viel zu viel, wenn man ſie beſchuldigt, ſie habe das Religiöſe oder Moraliſche nur durch Predigen und Ermahnen an den Zögling zu bringen unternommen. Nein, ſie unternahm wohl mehr; ſie ſuchte den Zögling zu geſtalten, ſein Weſen zu formen, ſeinen Charakter alſo zu machen, daſs er allezeit wäre, der er ſeyn ſollte; aber ſie war beſcheiden genug zu geſtehen, daſs ihr dieſes Beſtreben nicht immer gelinge, wahrſcheinlich weil ſie darüber Erfahrungen gemacht hatte. Für unfehlbar hielt ſie ſich daher nicht. An die neue Art ſind nun freylich die Foderungen leicht zu machen: es wird nur darauf ankommen, ſie zu erfüllen, und darum wäre alles Streiten dagegen eitel. So viel iſt indeſs gewiſs, daſs, wenn die Erziehung bilden ſoll, ihr der zu bildende Stoff gegeben werden muſs. Dieſer Stoff aber iſt nicht ein todter, ſondern ein lebendiger, ſich ſelbſt bewegender. So gewiſs das Individuum Individualität hat, ſo gewiſs iſt es einzig, und daher ſcheint die Meinung einiger Erzieher, daſs jeder Zögling eine eigenthümliche Behandlungsart verlange, ſo ganz unrecht nicht, und eben ſo wenig die Foderung, daſs das Weſen des Zöglings bildungsfähig ſeyn müſſe, wenn er Bildung erhalten ſolle. Daher möchte Vielen die Unfehlbarkeit der neuen Erziehung ſeltſam dünken; aber man werde nur nicht bange; ein paar Seiten weiter wird eingelenkt: „Ohne Ausnahme muſs dieſe Erziehungskunſt ihren Zweck ſicher erreichen, oder, *wo ſie ihn etwa nicht erreichte, wenigſtens wiſſen, daſs ſie ihn nicht erreicht hat*, und daſs ſomit die Erziehung noch nicht geſchloſſen iſt.“ Zu der Einſicht hatte es die alte Erziehung denn doch auch gebracht! — Weil man zweytens nur wollen kann, was man liebt: ſo müſſe die neue Erziehung an die Stelle der alten Selbſtliebe die Liebe zum Guten ſetzen ſchlechtweg als ſolchen; eine ſolche Liebe aber ſey Wohlgefallen; ſie müſſe alſo ein ſo inniges Wohlgefallen am Guten zum Seyn des Zöglings machen, daſs er dadurch getrieben werde, dieſes Gute in ſeinem Leben darzuſtellen. Dazu aber ſey nöthig, daſs der Zögling Bilder des Zuſtandes, den er liebt und darſtellen will, ſelbſtthätig in ſich zu erzeugen vermöge. Daher müſſe die neue Erziehung die Selbſtthätigkeit des Zöglings alſo anreizen, daſs ſie an dem Gegenſtande offenbar werde, und ihm nebſt dieſem gefalle. Dieſs iſt Bildung des Erkenntniſsvermögens; der Zögling lernt, und gern. Die Erkenntniſs wird aber nicht beabſichtigt, nur die freye Geiſtesthätigkeit wird beabſichtigt, und jene wird, obgleich ein weſentlicher Beſtandtheil der Bildung, gelegenheitlich miterworben. Dieſes wird ausgeführt, und mit dem, was die alte Erziehung gewollt haben ſoll, verglichen: aber wir möchten wiſſen, woher Hr. *F.* wohl ſeinen Begriff von der alten Erziehung bekommen haben mag, wenn wir gleich nicht leugnen, daſs manches vortreffliche Wort gegen die alte Erziehung geſagt werde, die wir keinesweges zu vertheidigen gemeint ſind, und die auch ſchwerlich als Eine Erziehung ſo wenig vertheidigt als verurtheilt werden kann. — Dieſe Weiſe der geiſtigen Bildung nun ſey die unmittelbare Vorbereitung der ſittlichen; die Wurzel der Unſittlichkeit werde von der neuen Erziehung ganz ausgerottet, indem ſie den ſinnlichen Genuſs, den die alte zuerſt ausbildete, niemals Antrieb werden läſst: die Bildung zum reinen Wollen werde das erſte, und darüber komme dann die Selbſtſucht nimmer auf. Um dieſs möglich zu machen, müſſe der Zögling von dem Gemeinen gänzlich abgeſondert, und nur die geiſtige Entwickelung an ihn gebracht werden. Dennoch gebe dieſs etwa nur die Form eines ſittlichen Willens, welche noch nicht der ſittliche Wille ſelbſt ſey (alſo eine Form ohne Inhalt), der doch hervorgebracht werden ſolle. Aber wie kann die Erziehung (wie Hr. *F.* ſpricht, oder vielmehr der Erzieher, da jene ja ein Begriff iſt) jemals wiſſen, daſs ihr dieſes gelungen ſey? Dafür werden nun zwar allerley Mittel angegeben, aber Mittel, aus welchen, nach des Rec. Meinung, keine Gewiſsheit hervorgeht. Die Zöglinge nämlich ſollen, in ihrer Abgeſondertheit, ein gemeines Weſen für ſich bilden. Darin ſoll nun die gröſste Ordnung herrſchen. Sie werden, ſelbſt durch Strafen zu vielen Unterlaſſungen angehalten und gezwungen. Aber weil daraus noch immer nicht folgt, daſs das zu Unterlaſſende aus Liebe zum Guten, und nicht etwa aus Furcht vor der Strafe unterbleibt: ſo ſollen ſie auch Manches thun, z. B. „die hier zum Ideale (?) veredelten Arbeiten des Ackerbaues.“ Dabey ſollen ſie nicht gezwungen werden, und diejenigen Zöglinge, welche nun hier Liebe und Eifer beweiſen, und Freude an den Mühen, können entlaſſen werden, denn ſie ſind vollendet. Aber, fragen wir, wie ſteht es um diejenigen, welche dieſe Liebe und Freude etwa nicht zeigen? Hr. *F.* ſchweigt von ihnen, und das war unſtreitig leichter, als den Beweis zu führen, deſſen Führung ihm doch oblag, daſs nämlich Alle ohne Ausnahme und unfehlbar dieſe Liebe und Freude zeigen würden. — Aber durch die Bildung zur reinen Sittlichkeit vermittelſt der geiſtigen Entwickelung ſey der Zögling nur vollendet für die Welt, keinesweges an und für ſich ſelbſt; denn er ſey nicht bloſs Mitglied dieſes Lebens, ſondern auch einer höheren überſinnlichen Weltordnung. Daher ſey es das letzte Geſchäft der Erziehung, den Zögling zur wahren Religion (nicht zu der falſchen, der Dienerin der Selbſtſucht, die in der alten Erziehung herrſchte) zu erziehen. Dadurch erſt werde die Erziehung die Kunſt, den ganzen Menſchen durchaus und vollſtändig zum Menſchen zu bilden. Wir müſſen übergehen, was über dieſen Punct geſagt wird. Es hängt zu genau zuſammen mit dem Weſen der *Fichte*'ſchen Philoſophie, auf welches wir uns hier keinesweges einlaſſen können, u. iſt an und für ſich zu ſehr Stückwerk, als daſs es mit Wenigem verſtändlich gemacht werden könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Reden an die deutſche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Über Welt, Gott und Seyn wird hierauf geſprochen. Daher iſt zu erwarten, daſs Hr. F. bey dieſem Puncte ſich nicht verleugnen, ſondern die neueſten Philoſophen beyläufig etwas züchtigen werde; und das unterbleibt denn auch allerdings nicht. Indeſs iſt er ſchonender als gewöhnlich, und das hat ſeinen guten Grund. Denn er hegt die Hoffnung und ſpricht ſie aus, daſs die neue Erziehung zugleich eine wahre Erziehung für die deutſche (d. h. *Fichte*'ſche) Philoſophie, die bisher leider nur hat predigen können, und leider nur tauben Ohren, ſeyn werde, ſo wie dieſe Philoſophie auch nur die neue Erziehung leiten könne. Wegen dieſer Hoffnung oder Überzeugung, daſs die Zeit kommen werde, in welcher dieſe Philoſophie verſtanden und mit Freuden angenommen werden wird, fodert Hr. F. denn auch, nicht unnaiv, *das Zeitalter* auf, nur ja nicht zu verzagen! Folgende Auſserung mag hier ſtehen: „Bisher wurde *die Menſchheit*, was ſie eben wurde und werden konnte; mit dieſem Werden *durch das Ohngefähr* iſt es vorbey; denn da, wo ſie ſich am *allerweiteſten entwickelt* hat, iſt ſie zu *Nichts worden*. Soll ſie nicht bleiben in dieſem Nichts, ſo muſs ſie von nun an zu allem, was ſie noch weiter werden ſoll, ſich ſelbſt machen.“ Ob das philoſophiſch ſeyn mag oder religiös? Im Übrigen iſt Hr. F. der Meinung, daſs in Abſicht der Zeit dieſes Sichſelbſtmachens, dieſe Zeit eben jetzo ſey, und daſs dermalen das Geſchlecht in der wahren Mitte ſeines Lebens auf der Erde ſtehe; in Abſicht des Raums aber, daſs es zu allernächſt den Deutſchen anzumuthen ſey, die neue Zeit zu beginnen.

Nach dieſer Schilderung des Rettungsmittels, der neuen Erziehung im Allgemeinen, kommt Hr. *Fichte* in der *vierten* Rede auf das Zweyte, welches geſchehen ſollte, auf die deutſche Nationaleigenthümlichkeit. Es ſoll daher die Hauptverſchiedenheit zwiſchen den Deutſchen und den übrigen Völkern germaniſcher Abkunft dargeſtellt werden. Dieſe Hauptverſchiedenheit wird nun darein geſetzt, daſs die Deutſchen in den urſprünglichen Wohnſitzen des Stammvolks blieben, die übrigen Völker aber auswanderten, und daſs jene die urſprüngliche Sprache des Stammvolks behielten und fortbildeten, während dieſe eine fremde Sprache annahmen und allmählich nach ihrer Weiſe umgeſtalteten. Auf das Erſte legt Hr. F. ſelbſt wenig Gewicht, und deſswegen braucht nichts dagegen erinnert zu werden; das Zweyte aber dürfte als Factum unbezweifelt ſeyn, und Hr. *Fichte* hält dieſe Veränderung der Sprache für ſo ſehr bedeutend, daſs er darauf einen vollkommenen Gegenſatz zwiſchen den Deutſchen und den übrigen Völkern germaniſcher Abkunft gründen zu können glaubt; „denn die Menſchen werden weit mehr von der Sprache gebildet, als die Sprache von den Menſchen.“ Um die Folgen dieſer Verſchiedenheit zu zeigen, wird eine Abhandlung über *das Weſen der Sprache* überhaupt eingeſchaltet. Die Sache ſcheint zu wichtig, und die Folgerungen, die Hr. *Fichte* daraus herleitet, ſind zu weſentlich, als daſs wir nicht etwas darüber ſagen müſsten.

Richtig iſt die Behauptung gewiſs, daſs die Sprache überhaupt nichts willkührliches ſey, und daſs jeder Begriff in den menſchlichen Sprachwerkzeugen nach einem feſten Geſetze zu dieſem und keinem anderen Laute werde. Aber Spielerey iſt es, zu ſagen, daſs nicht eigentlich der Menſch rede, ſondern in ihm die menſchliche Natur. Denn iſt der Menſch verſchieden von der menſchlichen Natur, und iſt dieſe noch irgendwo anders als im Menſchen? Nein; der Menſch alſo redet, aber er redet nicht nach Willkühr oder Ohngefähr, ſondern nach Geſetz und Regel, weil ſein Weſen weder Willkühr noch Ohngefähr iſt. Dieſe einzige nothwendige Menſchenſprache, die darum nirgends geſprochen wird, weil ſie überall geſprochen wird, zerſchlägt ſich dann gewiſs nach einem ſtrengen Geſetz in Volksſprachen. Aber der Grund zu dieſen liegt gewiſs nicht da, wo Hr. *Fichte* ihn ſucht, im Himmelsſtriche und in anderen äuſseren Einwirkungen auf die Sprachwerkzeuge. Wir haben uns gewundert, bey Hn. *Fichte* dieſe gewöhnliche und gemeine Anſicht zu finden; nein, er liegt eben da, wo der Grund der Zeitalter und Individuen liegt; und jene äuſseren Einwirkungen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, ſind nichts als die äuſseren Bedingungen, unter welchen das ewige Geſetz eintritt in die Wirklichkeit. Die folgenden Bemerkungen, daſs der Anfang aller menſchlichen Sprache Bezeichnung der Gegenſtände ſinnlicher Wahrnehmung ſey, und daſs, wenn ein Volk ſich zur Erfaſſung des Überſinnlichen erhebt, alsdann eine ſinnbildliche Sprache entſtehe, übergeben wir, und geben zu, daſs die ſinnbildliche

Digitized by Google

Bezeichnung des Überſinnlichen ſich jedesmal nach der Stufe der Entwickelung des ſinnlichen Erkenntniſsvermögens dieſes Volks richten werde, und daſs ſie deſswegen in verſchiedenen Sprachen ſehr verſchieden ſeyn könne. Aber unmöglich können wir eingehen in Hn. *Fichte's* Meinung über ein Volk, welches nicht in ſteter ununterbrochener Fortbildung ſeiner eigenthümlichen Sprache bleibt, ſondern ſeine urſprüngliche Sprache verändert, und eine fremde annimmt. In Anſehung des ſinnlichen Theils der Sprache ſoll freylich eine ſolche Begebenheit ohne Folgen ſeyn, aber durchaus nicht in Rückſicht des überſinnlichen. Nämlich: „für die Eroberer einer fremden Sprache enthält das Sinnbild eine Vergleichung mit einer ſinnlichen Anſchauung, die ſie entweder ſchon längſt, ohne die beyliegende geiſtige Ausbildung, überſprungen haben, oder die ſie noch nicht gehabt haben, auch wohl niemals haben können. Sie können ſich daher nur das Sinnbild und die Bedeutung erklären laſſen; dadurch erhalten ſie aber nur die flache und todte Geſchichte einer fremden Bildung, und Bilder, die, wie der ſinnliche Theil der Sprache, völlig willkührlich erſcheinen. Die Sprache iſt für ſie im ganzen Umkreiſe ihrer Sinnbildlichkeit todt und abgeſchloſſen; und wenn ſie dieſelbe auch über dieſen Umkreis (der Sinnbildlichkeit?) hinaus nach ihrer Weiſe wieder lebendig fortbilden mögen (alſo müſſen doch die Menſchen die Sprache fortbilden können!): ſo bleibt doch jener Beſtandtheil die Scheidewand, an welcher der urſprüngliche Ausgang der Sprache, als einer Naturkraft, aus dem Leben — ohne Ausnahme ſich bricht. Eine ſolche Sprache kann den Schein des Lebens haben, aber in ihrer Wurzel iſt ſie todt." Dieſs ſcheint uns eine ſeltſame Anſicht, ſeltſam die Trennung zwiſchen dem Menſchen und der Sprache. Iſt es doch, als wenn das Volk, welches aus ſeinen urſprünglichen Wohnſitzen auswandert, und in einem anderen Lande zu einer anderen Sprache kommt, zugleich aufhörte aus Menſchen zu beſtehen, ohne Denken und Empfinden! Wenn das aber nicht der Fall iſt, wenn das Weſen der Menſchlichkeit in ihnen bleibt und in ihnen lebt, und wenn die Sprache nichts anderes iſt, als das Durchbrechen dieſes Weſens von Einem zum Anderen, oder wenn die Menſchen ſich nicht in ſich abſchlieſsen müſſen, ſondern ſich mittheilen können: ſo muſs ja wohl die Sprache, die ſie reden, lebendig ſeyn, und Leben erregen. So gewiſs ſie nicht ſchweigen, ſondern fortreden und ſich verſtändlich machen jeden Augenblick: ſo gewiſs bleibt *ihre* Sprache ununterbrochen lebendig, wiewohl die alte Sprache, die ſie bisher redeten, oder die neue, die allmählich an ſie kömmt, als eine für ſich beſtehende, und auſser den Menſchen gedachte Sammlung von Wörtern, eine Veränderung erleidet. Und das iſt der Fehler, daſs Hr. *F.* die Sprache ſo anſieht. Es mag ſeyn, daſs den vorhandenen Wörtern, die ein fremdes Volk, nicht auf einmal, ſondern im Verlauf der Zeit, annimmt, eine Bedeutung beygelegt wird, die ſie früher nicht hatten; aber dafür wird ſich, wie der Sinn, ſo auch die äuſsere Geſtalt der Wörter ändern; und geſetzt, das geſchähe nicht: tödtet das die Sprache der Menſchen? Nein, ſondern nur die alte Sprache erſtirbt, die vorher, ehe dieſes Volk einwanderte, im Munde der Menſchen war, und jetzo daraus verſchwindet; und ſie erſtirbt gerade inſofern, als ſie daraus verſchwindet, nicht aber inſofern ſie übergeht in die Rede der Eingewanderten. Nur demjenigen, welcher auſser dieſem Volke ſteht, kann daher die Bezeichnung willkührlich ſcheinen, nicht aber dem Volke ſelbſt, in deſſen Sprachwerkzeugen ſich gewiſs der Begriff derſelben Nothwendigkeit zum Worte bildet, mit welcher dieſes bey ihren Stammverwandten geſchieht, die in den urſprünglichen Wohnſitzen geblieben ſind. Überhaupt iſt es nicht die Sprache, die, weil ſie beſchränkt iſt, den Geiſt beſchränkt, ſondern umgekehrt erzeugt der beſchränkte Geiſt eine beſchränkte Sprache. Wenn dieſes wahr iſt, und wie wir nicht zweifeln, einleuchten muſs: ſo können wir den unterſcheidenden Grundzug des Deutſchen vor den anderen Völkern germaniſcher Abkunft, nicht mit Hn. *Fichte* in die Sprache legen, ſondern müſſen dafür halten, daſs die Verſchiedenheit ihrer Sprache nur die Verſchiedenheit des Geiſtes beweiſe, und daſs der Grund davon viel tiefer liege. So tief wir auch den Werth unſerer alten vortrefflichen Sprache fühlen, und ſo gerne wir es hören, wenn ihre Herrlichkeit geprieſen und ihr Vorzug vor den Sprachen anderer Völker dargethan wird: ſo können wir doch nicht einſehen, daſs ſie ſich zu dieſen verhalte, wie das Leben zum Tode, und daſs mithin gar keine Vergleichung Statt finden könne. Daher ſcheinen uns denn auch mehrere von den folgenden Behauptungen Hn. *Fichte's* wegzufallen, z. B. „daſs der Deutſche, wenn er wolle, den Ausländer immerfort überſehen, und ihn vollkommen, ſogar beſſer, denn er ſich ſelbſt, verſtehen, und ihn nach ſeiner ganzen Ausdehnung überſetzen könne, welches dem Ausländer nicht möglich." Der Deutſche mag allerdings wiſſen, und beſſer als der Ausländer, welche Bedeutung das von dieſem gebrauchte alte lateiniſche Wort urſprünglich hatte: aber, was er (der Ausländer) damit ſagen will, das weiſs unſtreitig der Redende am beſten. Ja, man möchte glauben, daſs es dem Ausländer eher möglich ſey den Deutſchen zu verſtehen, als umgekehrt, gerade darum, weil in der Entwickelung der deutſchen urſprünglichen Sprache Geſetzmäſsigkeit waltet, während bey der Bildung der ausländiſchen die Willkühr geherrſcht zu haben ſcheint. Im Übrigen giebt Hr. *F.* mehrere Folgen dieſes Unterſchieds in der Sprache an. 1) Beym Volke der lebendigen Sprache greife die Geiſtesbildung ein ins Leben; beym Gegentheile gehe geiſtige Bildung und Leben jedes ſeinen Gang für ſich. 2) Dort ſey es mit aller Geiſtesbildung rechter Ernſt, hier ſey ſie ein genialiſches (?) Spiel: hier nur Geiſt, dort Geiſt und Gemüth. 3) Dort redlicher Fleiſs und Mühe, hier ein Sich gehen laſſen im Geleite ſeiner glücklichen Natur (?). 4) Dort iſt das

Volk bildſam, und die Bildner wollen auf daſſelbe wirken, hier ſcheiden ſich die gebildeten Stände vom Volke, und achten daſſelbe nur als Werkzeug ihrer Plane. Wer hätte denken ſollen, daſs Hr. F., der ſeit langer Zeit den Deutſchen nur den Text zu leſen pflegte, und ſie, wegen ihrer Unwiſſenheit, Ungründlichkeit, ihres Unernſtes, ſo tief zu verachten ſchien, daſs er ſich nicht einmal ſo weit mit ihnen gemein machen wollte, um ihnen den Text zu leſen, jemals ſo viele herrliche Eigenſchaften an ihnen rühmen würde! Man ſieht, wie viel die Umgebungen vermögen, und wie gütig der Menſch iſt, wenn er eine Vergleichung durchſetzen will!

In der *fünften* Rede werden die angegebenen Folgen weiter entwickelt. Wir dürfen uns nicht länger dabey aufhalten; aber es iſt eigen, zu bemerken, mit welcher Einſeitigkeit und Keckheit zugleich dieſes geſchieht. Den Deutſchen wird eigentlich nur Ein Volk, deſſen Name jedoch nicht vorkommt, entgegengeſetzt, und von dieſem Volke behauptet, was meiſtens geſagt zu werden pflegt: es habe keine Philoſophie, keine Dichtung u. ſ. w. Hr. *Fichte* zeigt, warum das nicht der Fall ſeyn könne, und dehnt ſeine Behauptung über alle nichtdeutſchen Völker germaniſcher Abkunft aus. Ja zuweilen lieſse ſich wohl behaupten, der Anblick Berlins habe Sätze erzeugt, die ſtreng philoſophiſch abgeleitet ſeyn ſollen. Das Reſultat iſt endlich folgendes: Der ausländiſch gewordene Theil der friſchen (germaniſchen) Nation habe durch Annahme der Sprache des Alterthums eine viel gröſsere Verwandtſchaft zu dieſem erhalten. (Wer, der einen Begriff hat von dem Leben der alterthümlichen Menſchheit, und nicht bey dem Äuſseren der Sprache ſtehen bleibt, mag das behaupten!) Daher werde denn auch das Studium des claſſiſchen Alterthums bey ihnen beginnen; aber ohne eigenthümliches Leben; durch ſie werden dann die Bilder der alten Welt, ſchon in die neue Form geſtaltet, zu dem Urſtamm (den Deutſchen) gekommen ſeyn, und hier erfaſst werden in der Tiefe als Beſtandtheile eines Lebens; dann werde das Mutterland zurückwirken, nachdem es vom Auslande einen Wink und eine Anreizung bekommen. Welche Armſeligkeit! Hr. F. wuſste, daſs das Studium des claſſiſchen Alterthums nicht in Deutſchland begann, und das ſollte erklärt werden, und das führte auf die ganze Meinung. Aber wenn der Grund nicht tiefer lag als in der Sprache: ſo, dächten wir, lieſsen ſich noch wohl manche andere Gründe anführen, warum es nicht in Deutſchland beginnen konnte. Und weiſs Hr. F. denn nicht, daſs Deutſchland, ſobald nur in Italien der Anfang gemacht war, weder hinter Frankreich noch hinter irgend einem anderen Lande zurückblieb? Wie ging denn das zu, da doch die Franzoſen, wegen ihrer Sprache, wohl dem Alterthum verwandter waren, als die Deutſchen?

In der *ſechſten* Rede ſollen nun die deutſchen Grundzüge in der Geſchichte dargelegt, es ſoll aus der Geſchichte bewieſen werden, daſs der Fortgang der Bildung bisher immer folgender geweſen: Anregung vom Auslande, Vollbringung durch Deutſche, Rückwirkung auf das Ausland. Aber viele Beweiſe werden nicht gegeben; die kirchliche Reformation dient ſtatt aller. Die Einſicht, durch welche ſie hervorgebracht worden, habe früher im Auslande Statt gefunden, aber nur Lachen erregt (wir wünſchten, dieſs wäre nicht bloſs geſagt!); der Ernſt eines deutſchen Mannes, um ſeine und ſeiner Mitmenſchen Seligkeit beſorgt, habe ſich an das Volk gewandt, und die Sache ſey durchgeſetzt. Das Ausland ſey dadurch genöthigt, auf die Befeſtigung ſeiner alten Lehre zu denken. Dadurch ſey wiederum im Auslande freyes Nachdenken erregt, aber die Philoſophie ſey nur in Deutſchland vollendet („welches man ſich jedoch begnügen müſſe, nur zu ſagen"). Nun ſey die Idee eines vollendeten Staats im Auslande angeregt, aber ohne Wirkung: natürlich; denn der vollendete Staat ſetze die gehörige Erziehung voraus. Es ſey daher an Deutſchland, die Idee zu realiſiren; wolle es aber dieſes, ſo müſſe es zuvor die gehörige Erziehung wollen und realiſiren. Mit Vergnügen lieſet man die trefflichen Worte über den deutſchen Luther; gern die Bemerkungen, daſs in Deutſchland bisher alle Bildung vom Volk ausgegangen. Von ganzem Herzen ſtimmen wir ein in den Wunſch, daſs, um den deutſchen Geiſt wieder zu heben, eine begeiſternde Geſchichte der Deutſchen aus dem ſogenannten Mittelalter durch einen Mann von Gelehrſamkeit und philoſophiſchem Sinne, geſchrieben würde, die da National-Buch werden könnte, ſo wie Bibel oder Geſangbuch es ſind, bis wir ſelbſt wiederum etwas des Aufzeichnens Werthes hervorbrächten.

Die *ſiebente* Rede beginnt mit dem Einwurfe, daſs, wenn dieſs deutſche Eigenthümlichkeit ſey, dermalen in Deutſchland wenig Deutſches zu finden ſeyn möchte. Darauf wird geantwortet: von der Anregung bis zur Schöpfung werde Zeit erfodert. In ſolchen Zeiträumen müſſe das Urvolk mit den Ausländern verfloſſen ſcheinen. In einem ſolchen Zeitraum aber ſtänden wir dermalen, und daher die viele Ausländerey in Deutſchland. Um den Gegenſatz zwiſchen Deutſchheit und Ausländerey, ſie mag ſich nun auſser Deutſchland oder in Deutſchland befinden, noch tiefer aufzufaſſen, wird die ausländiſche und deutſche Philoſophie mit einander verglichen, bey welcher Gelegenheit die Naturphiloſophen erfahren werden, daſs ihre Philoſophie pure Ausländerey ſey; dann die Staatskunſt, und dabey wird den Staatskünſtlern trefflich gezeigt, daſs ihre Staatsmaſchine höchſt vollendet ſeyn würde, wenn ihr nur nicht Eins fehlte, nämlich der Geiſt, der ſie in Bewegung ſetzen könnte; ferner die Anſicht der Geſchichte, endlich die des Lebens. „Und ſo trete denn endlich in ſeiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unſerer bisherigen Schilderung unter Deutſchen verſtanden haben. Der eigentliche Unter-

ſcheidungsgrund liegt darin, ob man an ein abſolut Erſtes und Urſprüngliches im Menſchen ſelber, an Freyheit, an unendliche Verbeſſerlichkeit, an ewiges Fortſchreiten unſeres Geſchlechts glaube, oder ob man an alles dieſes nicht glaube, ja wohl deutlich einzuſehen und zu begreifen vermeine, daſs das Gegentheil von dieſem Allen Statt finde. Alle, die ſelbſt ſchöpferiſch und hervorbringend das Neue lieben, oder das Nichtige wenigſtens entſchieden fallen laſſen, oder die Freyheit wenigſtens ahnden, ſie nicht haſſen, ſondern lieben — ſind urſprüngliche Menſchen, ſie ſind, als Volk, ein Urvolk, das Volk ſchlechtweg, Deutſche. Alle, die ſich darein ergeben, ein Zweytes zu ſeyn und Abgeſtammtes, — ſind ein Anhang zum Leben, ein Nachhall einer ſchon verſtummten Stimme, ſie ſind, als Volk, auſserhalb des Urvolks und für daſſelbe Fremde und Ausländer. Was an Geiſtigkeit und Freyheit der Geiſtigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung derſelben will, das, wo es auch geboren ſey, und welche Sprache es auch rede, iſt unſeres Geſchlechts, es gehört uns an, und es wird ſich zu uns thun. Was an Stillſtand, Rückgang und Cirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung ſetzt, dieſes, wo es auch geboren ſey, und welche Sprache es auch rede, iſt undeutſch und fremd für uns." Wir fragen nur: wo bleibt denn nun die Theorie von der Sprache und die Grundverſchiedenheit, die in ihr liegen ſollte? Der Naturphiloſophie aber, dieſer „abgeſtorbenſten aller Philoſophieen, die in den Schatten von den Schatten der Schatten hängen geblieben iſt", überlaſſen wir, was ihr hier geſagt wird, zu beantworten, und nachzuleſen, wie und wodurch „die deutſche Philoſophie" ihr entgegengeſetzt wird. Da dieſs hier nur bey Gelegenheit geſchieht, ſo geht es uns nichts an.

Die *achte* Rede, in welcher, um den Beweis zu vollenden, daſs die Deutſchen die neue Zeit beginnen, und folglich die neue Erziehung einführen müſſen, die Frage aufgeworfen und beantwortet wird: was ein Volk ſey und was Vaterlandsliebe? iſt höchſt vortrefflich, und verdient allgemeine Beherzigung. Die Gedanken ſind — ein paar Ausdrücke abgerechnet — mit groſser Klarheit ausgeſprochen, ſchön, mit Kraft und Feuer. Wie Vielen iſt nicht die Vaterlandsliebe bloſs jene Angewöhnung des Thieres an den Boden, wo es graſet, an die Hütte, wo es Schutz findet! Hier aber wird ihnen gezeigt — was freylich dem Denkenden keine neue Wahrheit iſt — daſs der edle Menſch die ewige Fortdauer ſeiner Wirkſamkeit auf dieſer Erde wollen und erſtreben und erſehnen müſſe, daſs er aber dieſe Fortdauer nur gründen könne auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er ſich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeiten deſſelben, ohne Einmiſchung eines Fremden; denn dieſe Eigenthümlichkeit ſey die ewige Ordnung der Dinge, in die er ſein Ewiges lege.

Die *neunte* Rede geht einen Schritt weiter. Das Deutſche müſſe gerettet werden; die Nationalangelegenheit der Deutſchen habe ihren bisherigen Sitz am Ruder des Staats — deſſen Verſchiedenheit vom Vaterlande die vorige Rede gezeigt hat — verloren; ihr müſſe, damit ſie nicht ausgetilgt werde, ein Zufluchtsort bereitet werden in den Bürgern. Bey dieſen ſey ſie noch nicht; wäre ſie bey ihnen, ſo ſtünden die Sachen nicht ſo, wie ſie ſtehen. Sie müſſe ſonach zu ihnen gebracht, „die Mehrheit der Bürger müſſe zu dem vaterländiſchen Sinn erzogen werden, und, damit man der Mehrheit ſicher ſey, müſſe dieſe Erziehung an der Allheit verſucht werden. (Alſo die Erziehung ſoll an Allen verſucht werden, damit man der Mehrheit gewiſs ſey? Wie wird es da mit der Unfehlbarkeit der Erziehung, von welcher die zweyte Rede ja ſo viel zu ſagen wuſste? Iſt die ſchon, vor allem Verſuche vorher, aufgegeben?) Weil nun dieſe Erziehung, deren Zweck und Sinn noch einmal ausgeſprochen wird, zur Stunde ausgeübt und ins Leben eingeführt werden ſoll, ſo wird gefragt: an welchen Punct in der Wirklichkeit die Ausführung ſich anknüpfen ſolle? und zur Antwort gegeben: „an den von *Johann Heinrich Peſtalozzi* erfundenen, vorgeſchlagenen, und unter deſſen Augen ſchon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsplan ſoll ſie ſich anſchlieſsen." Dieſe Antwort wird dann in dieſer und der folgenden zehnten Rede gerechtfertiget, und der *Peſtalozzi*ſche Erziehungsplan geprüft und erweitert. Mit innigem Vergnügen lieſt man, was über den Erfinder dieſer Erziehungsmethode geſagt wird: in ihm habe ſich, wie in Luthern, das wahrhaftig deutſche Gemüth offenbaret, und herrlich offenbaret. Hr. *F.* hält den Grundbegriff *Peſtalozzi's* für durchaus geeignet, die neue Nationalerziehung zu begründen. Er hat freylich noch nichts von der wirklichen Ausübung geſehen und ſehen wollen; aber er meint, durch einen richtigen Begriff von der wahren Abſicht *Peſtalozzi's* ergebe ſich der Begriff vom Erfolge ohne alles Probiren von ſelbſt. Ob dem ſo ſey, laſſen wir unentſchieden; ſo viel aber wiſſen wir aus der Geſchichte der Erziehung, daſs mehrere Männer, ſich ihres redlichen Wollens bewuſst und feſthängend an ihrer Idee, vorausſehend die Zöglinge, wie ſie ihr gemäſs ſeyn ſollten, mit unerſchütterlicher Gewiſsheit geglaubt haben an den Erfolg ihrer Bemühungen, ſo lange bis die wirkliche Ausübung ſie vom Gegentheil überzeugte. In Abſicht der Form wolle *Peſtalozzi*, ſtatt des bisherigen Herumtappens, eine feſtere und ſichere Kunſt; in Anſehung des Inhalts aber ſey es die freye Geiſtesthätigkeit des Zöglings, die ſie anrege, ſein Denken, in welchem ſpäterhin die Welt ſeiner Liebe ihm aufgehen ſolle, gerade ſo, wie Hr. *F.* es in der zweyten und dritten Rede verlangt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1808.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Reden an die deutſche Nation* durch *Johann Gottlieb Fichte* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die geſammten Miſsgriffe des *Peſtalozzi*'ſchen Unterrichtsplans leitet Hr. F. aus der Einen Quelle her, daſs der dürftige Zweck, auf welchen zunächſt hingearbeitet wurde (nämlich den vernachläſſigten Kindern aus dem Volke nothdürftige Hülfe zu leiſten), und das zu einem weit höheren Zwecke führende Mittel, in Vermengung und Widerſtreit mit einander gerathen. Wenn man jenen erſten Zweck vergeſſe, ſo erhalte man einen völlig mit ſich übereinſtimmenden Begriff. Aus dieſer Quelle werden einige Irrthümer *Peſtalozzi's* erklärt, z. B. ſein Überſchätzen des Leſens und Schreibens, ſeine Anſicht der Sprache. Gegen die häusliche Erziehung, welche P. in ſeinem Buche für Mütter will, erklärt ſich Hr. *F.* natürlich durchaus; eben ſo gegen den ganzen Inhalt des Buches. Die wahre Grundlage des Unterrichts wäre ein ABC der Empfindung. „Wie das Kind anfängt, Sprachtöne zu vernehmen, und ſelbſt nothdürftig zu bilden, müſste es geleitet werden, ſich vollkommen deutlich zu machen, ob es hungere oder ſchläfrig ſey, ob es die mit dem oder dem Ausdrucke bezeichnete ihm gegenwärtige Empfindung ſehe oder höre u. ſ. f." Ein ſolches ABC der Empfindung, meint Hr. F., habe *Peſtalozzi* wirklich angeſtrebt, nur ſey ihm ſein Streben nicht klar geworden. Nach dieſer Grundlage ſey alsdann zur Entwickelung des erkennenden Subjects ſelbſt das ABC der Anſchauung vollkommen zweckmäſsig, und wenn zur Ausbildung der körperlichen Fertigkeit noch ein ABC des körperlichen Könnens, der Kunſt, hinzukäme: ſo wäre mit der Ausführung dieſes Plans der erſte Haupttheil der neuen Nationalerziehung vollendet. Aber dieſer ganze erſte Theil ſey nur Mittel und Vorübung zu dem zweyten weſentlichen der bürgerlichen und religiöſen Erziehung, über welche ſchon in der zweyten und dritten Rede im Allgemeinen geſprochen wurde: „Eine beſtimmte Anweiſung zur Kunſt dieſer Erziehung zu geben, iſt die Sache derſelben Philoſophie, welche eine deutſche Nationalerziehung überhaupt in Vorſchlag bringt; und dieſe Philoſophie wird, wenn nur erſt das Bedürfniſs einer ſolchen Anweiſung durch vollendete Ausübung des erſten Theils eintritt, nicht ſäumen, dieſelbe zu liefern." Mit vortrefflichen Bemerkungen über die Entwickelung „derjenigen Liebe, welche den Menſchen an den Menſchen bindet, und alle Einzelne zu einer einigen Vernunftgemeine dergleichen Geſinnung verbindet", über welchen Gegenſtand *Peſtalozzi* in den *Anſichten, Erfahrungen und Mitteln zur Beförderung einer der Menſchennatur angemeſſenen Erziehungsweiſe* (Leipzig 1807) zwar mit Begeiſterung, aber nicht mit nöthiger Klarheit geſprochen; ferner mit Bemerkungen über die Einrichtung ſolcher Nationalerziehungs-Inſtitute u. ſ. w. wird die Rede geſchloſſen.

In äſthetiſcher Hinſicht würde der *eilften* Rede groſses Lob ertheilt werden können; ihr Inhalt aber zeigt, wie leicht der Menſch im Anſchauen einer Idee die Verhältniſſe des Lebens überſieht, und die Ausführung von Entwürfen für leicht hält, die dieſen Verhältniſſen widerſtreiten. Es wird die Frage aufgeworfen: wem die Ausführung der neuen Nationalerziehung übertragen, wer an die Spitze geſtellt werden ſoll? und darauf wird geantwortet: der Staat, weil, wie früher gezeigt wurde, die Vaterlandsliebe den Staat begeiſtern, und die treibende Kraft ſeyn muſs in allen ſeinen Beſchlüſſen. Es wird daher dem Staate vorgerechnet, daſs er dabey nicht verlieren, und daſs ſeine Wirthſchaft dabey recht wohl gedeihen könne; dann wird ihm gezeigt, daſs ihm gar nichts anderes zu thun übrig bleibe, daſs er durchaus das Nichtsthun erwählen, oder die Erziehung ergreifen müſſe. „Unſere Verfaſſungen wird man uns machen, unſere Bündniſſe und die Anwendung unſerer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Geſetzbuch wird man uns leihen; ſelbſt Gericht und Urtheilsſpruch und die Ausübung derſelben wird man uns zuweilen abnehmen; mit dieſen Sorgen werden wir auf die nächſte Zukunft verſchont bleiben. Bloſs an die Erziehung hat man nicht gedacht; ſuchen wir ein Geſchäft, ſo laſst uns dieſes ergreifen. Es iſt zu erwarten, daſs man in demſelben uns ungeſtört laſſen werde." — Wie? alſo iſt der Zuſtand der Dinge? Was berechtiget da zu der letzteren Erwartung? Wenn wir uns keine Verfaſſung geben, keine Geſetze, wenn wir keine Bündniſſe ſchlieſsen, und über unſere Kräfte verfügen dürfen; bilden wir da noch einen Staat? Wo mag Hr. *F.* den Staat wohl ſuchen, an wen ſeine Rede richten? Kann ihn, den Scharfſichtigen, die Puppe alſo täuſchen, daſs er nicht bemerken ſollte, ſie ſey aus Wachs gebildet? Setzt nicht — die Vortrefflichkeit des Plans angenommen — die Ausfüh-

rung Freyheit voraus und Unabhängigkeit? An die Erziehung hat man nicht gedacht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil keine da war; aber würde man nicht an ſie denken, ſobald ſie anfinge ſich zu zeigen, und das Häusliche zum Nationalen würde? Wer daran zweifelt, der muſs wenig die Geſchichte der Jahrtauſende ſtudirt, und aus ihr und aus der Natur des Staats das Streben der Staaten gegen einander begriffen haben. Und wenn wir annehmen wollten, unſere Staaten ſeyen noch da, aber ſo ſchwach und abhängig, wie Hr. *F.* ſie ſchildert — kann man von dem, welchem das Waſſer bis an die Kehle geht, und der fürchten muſs, in dieſem Moment verſchlungen zu werden oder im nächſten, erwarten und verlangen, daſs er das Wohl ſeiner Kinder berathen ſoll? Im Gewoge der Fluthen kämpft er nur, um das Leben einen Augenblick länger zu friſten. Erſt muſs das Leben geſichert ſeyn, ehe nach der Würde des Lebens geſtrebt werden kann; ſo liegt es in der Natur, die kein Entwurf eines freybildenden Geiſtes zu ändern vermag. — Im Übrigen hat es uns ſehr gewundert, daſs Hr. *F.* lehrt: in der Vorausſetzung, daſs die Menſchen ungeneigt wären, ihre Kinder von ſich zu trennen (welches für nothwendig erklärt wird) und herzugeben für eine ſolche Erziehung, „*habe der Staat, als höchſter Verweſer der menſchlichen Angelegenheiten, und als der Gott und ſeinem Gewiſſen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, das vollkommene Recht, die letzteren* (die Unmündigen alſo, aber aus dem Zuſammenhange iſt klar, daſs die Ältern gemeint ſind, die ſich nicht von ihren Kindern, der neuen Erziehung wegen, trennen wollen) *zu ihrem Heile zu zwingen.*" Wir haben viele ſeltſame Aeuſserungen Hn. *Fichte's* übergangen; aber daſs Hr. *F.*, der Lehrer des Rechts, einen ſolchen gefährlichen Satz prediget, das können wir nicht mit Stillſchweigen übergehen. Woher hätte denn der Staat dieſes Recht? wer hat es ihm eingeräumt? Der Staat iſt ein Begriff; es können nur gemeint ſeyn die Regierenden, und zum Überfluſſe werden hier auch noch die Staatsmänner genannt. Woher haben denn dieſe Regierenden das Recht, die Regierten zu zwingen zu dem, was ſie für gut und nothwendig und für das Heil der letzteren halten? Wohin ſollte das führen? In dem hier vorgelegten Falle möchte dieſes Recht zum wirklich Guten führen; aber wird das immer der Fall ſeyn? Können ſie ſich nicht irren, und im Irrthum gerade das Böſe und Verderbliche für gut und heilſam halten? Wir möchten des Verfaſſers oben angeführte Worte gebrauchen: macht die Regierenden gut wie Gott, könnt ihr ihnen auch göttlichen Verſtand einſetzen? Das Recht abe welches ſie in dem einen Fall haben, müſſen ſie ſtets haben. Und wenn deutſche Staatsmänner es haben ſollen, ſo begreifen wir nicht, warum es dem fremden Eroberer weniger zukommen ſollte, dem wir uns unterworfen haben. Die Vergleichung dieſes Rechts mit dem Rechte des Zwangs zu Kriegsdienſten paſst ganz und gar nicht. Dieſes Recht folgt nothwendig aus dem Begriff des Staats, und ſo gewiſs der Bürger im Staate leben will, ſo gewiſs muſs er dieſem das Recht zuſchreiben, ſeine Bürger insgeſammt zu ſeiner Erhaltung zu gebrauchen, wenn er, der einzelne Bürger, gleich ſelbſt gern eine Ausnahme machen möchte; keineswegs folgt aber das Recht des Zwangs zur Erziehung aus dieſem Begriffe. In einem beſtimmten Staate kann es, durch Übereinkunft der Bürger, Statt finden: aber es findet nicht Statt im Allgemeinen und ohne dieſe Übereinkunft; und der *Fichte*ſche Satz iſt eben ſo falſch als gefährlich. — Wenn übrigens der Staat nicht eingehen will in den Plan: ſo hofft Hr. *F.* auf reiche Gutsbeſitzer, auf die Städte u. ſ. w. Nach jenem geht an dieſe ſeine Ermahnung, doch ja die Ausführung nicht zu verſchieben. Da indeſs, wenn auch nicht alle Hoffnung getäuſcht würde, dieſe Ausführung Zeit erfodern muſs: ſo wird in der *zwölften* Rede geſprochen über „die Mittel, uns bis zur Erreichung unſeres Hauptzwecks aufrecht zu erhalten;" und das war in Reden zu erwarten, deren „allgemeiner Zweck es iſt, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerſchlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der gröſsten Bedrängniſs leicht und ſanft hinüber zu leiten." Dieſe zwölfte und die folgenden Reden haben uns ganz vorzüglich gefallen, und uns, wenn wir auch nicht jedem Punct beyſtimmten, mit Freude und Bewunderung erfüllt. Möchten doch recht Viele, denen der Name Vaterland noch nicht ganz zum leeren Schall geworden iſt, die noch etwas fühlen, wenn von Deutſchland geredet wird, von Freyheit, Unabhängigkeit, Recht und Geſetz, dieſe Reden leſen und beherzigen, und möchten doch die herrlichen Worte Eindruck machen auf Geiſt und Gemüth! — Und welches Mittel wird uns hier angerathen, um uns aufrecht zu erhalten? Nur eins. „Wir müſſen zur Stelle werden, was wir ohnedieſs ſeyn ſollten, Deutſche," und nun wird beſchrieben, wie wir ſeyn ſollten. Wir ſind der Meinung, daſs dieſs der eigentliche Punct iſt, worauf es ankommt. Wenn aber dieſes geſchähe, wenn wir Deutſche würden, eingedenk unſeres Stamms, würdig unſerer Vorfahren, freyer Enkel nicht unwerth; wenn wir würden, wie Hr. *F.* uns will: ſo wäre uns geholfen. Wir halten dafür, daſs wir ſo ſeyn müſsten, um einen ſolchen Vorſchlag, als Hr. *F.* uns macht, ausführen zu können; aber wir halten auch dafür, daſs alsdann die Ausführung wenigſtens zum Theil überflüſſig ſeyn würde. Die Abſonderung der Kinder von uns wäre nicht nöthig; unſere Nähe würde ſie nicht vergiften, und ein jeder Vater würde für ſich ſeinem Sohne geben, was Noth iſt für Vaterland und Freyheit, wenn gleich nicht ſtets auf Peſtalozziſche Weiſe. In der That: wie lieſse ſich eine ſolche vollkommene Abſonderung auch nur denken! Die Zöglinge ſollen ja doch einmal entlaſſen werden aus der Anſtalt; ſie mögen geformt ſeyn und gemacht, wie ſie wollen, Sinnenweſen bleiben ſie, und bedürfen Mancherley. Wenn nun auſser ihrer Anſtalt Alles beym Alten bliebe; wenn z. B. die Wurzel Alles Übels in der bürgerlichen Geſellſchaft, das Privateigenthum mit dem ungeheuren Heer ſeiner Folgen

Digitized by Google

bliebe, wie es iſt: was könnte aus dieſen alſo erzogenen Menſchen werden? Der Unterſchied der Stände hätte in der Erziehungsanſtalt aufgehört, alle wären gleich: hier würde er nur deſto ſchneidender ſeyn. Es iſt wahr, die Griechen, auf welche ſich Hr. F. beruft, bildeten auch den Knaben zum Bürger durch die Erziehung. Aber ging die Staatsorganiſation aus von der Erziehung, oder hatte die Erziehung ihren Urſprung in der Staatsorganiſation? Wir denken das letztere, wiewohl ſie dann zurückwirkte. Der Geſetzgeber wandte ſich an ſeine Zeitgenoſſen, und brachte dieſe zu Entſchluſs und That, dann erfolgte die Erziehung von ſelbſt; der umgekehrte Weg ſcheint uns unmöglich. Alſo ſind Wir es, die ſich ändern müſſen, die werden müſſen, was unſere Kinder ſeyn ſollen. Machen wir uns dazu nicht: ſo werden wir wahrlich auch unſere Kinder nicht dazu machen, und wenn ſie Deutſche werden, ſo werden wir nicht Schuld daran ſeyn. — Auf eine vortreffliche Weiſe wird denen geantwortet, deren es unter uns leider! ſo viele giebt, die da meinen, „wir würden auch ohne politiſche Selbſtſtändigkeit doch unſere Sprache, unſere Literatur behalten, in dieſen immer eine Nation bleiben, und damit über alles andere uns leichtlich tröſten können.“ Ach, ihr Blinden, worauf baut ihr denn eure Meinung! Iſt nicht ſchon ein Theil von Deutſchland unſerer Sprache faſt abgeſtorben? wird nicht einem anderen ſogar die holländiſche aufgedrängt? Und bemühen ſich nicht unter uns ſchon viele, die fremde Sprache lieber zu ſtümpern, als die vaterländiſche zu reden und zu ſchreiben? Möchte man doch beherzigen, was Hr. F. ſagt, wahr und ergreifend! Und möchten doch Alle, die durch Furcht und Angſt ergriffen, das Lautwerden deutſcher Stimmen an die Deutſchen entweder nicht wagen oder zu unterdrücken ſuchen, leſen und erwägen, was Hr. F. ſagt, und mit ihm auf jede Gefahr ſagen und thun, was ihnen Noth ſcheint.

Die *dreyzehnte* Rede war beym Cenſor durch Zufall verloren gegangen; Hr. F. hatte keine Abſchrift. Was er giebt, führt die Überſchrift: Inhaltsanzeige der 13 Rede. Aber dieſe Inhaltsanzeige iſt, wenn nicht länger, doch wenigſtens eben ſo lang als eine der übrigen Reden. In der Form weicht ſie von dieſen ab; ſie iſt bey weitem mit weniger Kunſt geſchrieben: aber die Reichhaltigkeit, die Lebendigkeit, die Wärme, die Klarheit, hat nicht dabey verloren. Die angefangenen Betrachtungen werden fortgeſezt: über das politiſche Gleichgewicht von Europa, deſſen Gedanken jedoch Hr. F. nicht aus der Geſchichte entlehnt zu haben ſcheint; über eine neue Univerſalmonarchie u. ſ. w. Das, was über und gegen jene heilloſen Schriftſteller geſagt wird, welche durch Anklagen des eigenen Vaterlandes, durch Schmähungen auf Einrichtungen, Stände und Perſonen, ohne Schaam vor Menſchen, ohne Scheu vor Gott, ſich einen unſeligen Ruf, oder einen ſegenloſen Gewinn zu erwerben geſucht haben, iſt ſchon zum Theil durch andere Blätter bekannter geworden. Sie ſelbſt, dieſe Menſchen, die vielleicht dem Vaterlande mehr geſchadet haben, als irgend ein anderes Ereigniſs, ſind zuverläſſig unverbeſſerlich, denn ſie haben eben ſo wenig Gemüth gezeigt, als Geiſt. Daher wünſchen wir, daſs das von Hn. F. vorgeſchlagene Mittel, welches Rec. ſchon längſt angewendet hat, allgemein in Ausübung gebracht werde, daſs ſich nämlich Alle entſchlieſsen möchten, keine Schmähſchriften mehr zu leſen; alsdann wird zuverläſſig ihr Druck unterbleiben.

Kräftig, warnend, drohend, ermahnend, beſchlieſst die *vierzehnte* Rede, aus welcher wir ſchon im Anfange einige Proben mitgetheilt haben, das Ganze nicht ohne Feyerlichkeit. Wir aber glauben, die Leſer in den Stand geſetzt zu haben, zu beurtheilen, was in dieſen Reden, und wie es vorgetragen iſt. Wir hoffen, daſs Hr. F. auf diejenigen, zu welchen er zunächſt ſprach, ſo vielen Eindruck gemacht, ſie ſo weit überzeugt haben wird, daſs ſie einen Verſuch machen, das Vorgeſchlagene in Ausübung zu bringen. Dabey wird Er gewiſs durch Rath und That behülflich ſeyn, folglich Gelegenheit haben, Erfahrungen zu machen. Wenn dieſe auch ſeine Anſicht und Überzeugung nicht ändern: ſo werden ſie doch für dieſelbe von weſentlichem Nutzen ſeyn. Zu beklagen wäre er, wenn gar nichts geſchähe; denn es iſt allein dieſe Hoffnung, weſswegen er noch leben mag — welches uns freylich nicht ſehr philoſophiſch ſcheint. Wir geben den Glauben an die Menſchheit nicht auf, und an die Fortentwickelung der Cultur, es geſchehe, was da wolle. So lange Menſchen ſind, iſt nicht Alles verloren; und ſo lange wir ſelbſt, nicht einmal Alles für Deutſchland. PIK.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Seeger: *Handbuch der niedern und höhern Reitkunſt* von *Seyfert von Tennecker*. Erſten Bandes erſte Abtheilung. 1805. VI u. 501 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem beſonderen Titel: *Handbuch der niedern Reitkunſt etc.* Erſter Band. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

In 986 §§. übergiebt Hr. *v. T.* dem Publicum die erſte Abtheilung ſeines Werkes, deſſen Durchleſung aber wegen der ſo äuſserſt ermüdenden Weitläuftigkeit und Unordnung ſehr geduldige Leſer verlangt. Da der Vf., wie er in ſeiner Vorrede ſagt, ſich Leſer denkt, die entweder Cavallerie-Officiere, oder ſolche Männer von Metier ſind, welchen es ſowohl an praktiſcher Feſtigkeit, als auch an Gabe des deutlichen Unterrichts fehlt, die alſo nicht ganz unkundig in der Sache ſelbſt ſeyn können: ſo wäre wohl eine ſo übertriebene Weitläuftigkeit nicht nöthig geweſen —; und hätte der Vf. auch geglaubt, daſs er ohne genaue Auseinanderſetzung nicht verſtändlich oder nützlich genug ſeyn könnte: ſo hätte er doch wenigſtens jedem Capitel einen kurzen Auszug vorausſchicken ſollen, woraus der Leſer das Reſultat hätte überſehen können.

Gleich zuerſt vermiſst Rec. die Anweiſung, wie der Lehrer ſich gegen den Lernenden, vermöge ſeines Temperaments, körperlicher Kräfte, Alters, und

Digitized by Google

der Zeit, binnen welcher er lernen will und kann, zu verhalten habe: eine ſehr nothwendige Lehre für einen, der unterrichten will. Der Vf. hat zwar hie und da einige Wörter darüber fallen laſſen, aber im Ganzen nichts Beſtimmtes geſagt. Sodann hätte eine Anweiſung vorausgehen ſollen, auf was für Weiſe, und durch welche Mittel ein Lehrenwollender ſich zu einem geſchickten, nützlichen Lehrer bilden könne. Denn daſs dieſes ein ganz eigenes Studium iſt, das nicht bloſs in der Theorie, ſondern in praktiſchen Beweiſen liege, und nicht durch Bücherleſen allein geſchehen könne, wird Jeder, der mit Nachdenken unterrichtet hat, wiſſen. — Übrigens hat der Vf. im Ganzen nichts Neues geſagt. Seine ganze Lehre wird auf verſchiedenen Manegen Deutſchlands ſchon längſt vorgetragen, nur mit dem Unterſchied, daſs es ihm an vielen Orten an richtigem Beweis ſeiner Meinung fehlt. Hier nur Einiges zum Beweis.

Von der Wirkung des äuſsern und innern Zügels ſagt der Vf. §. 468: Bey der Cavallerie und den meiſten Reitern, die zwar mit den Regeln der Reitkunſt bekannt ſind, nicht aber ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Führung der Fauſt anwenden können, muſs der auswendige Zügel nicht nur die Wendung ausführen, ſondern ſie auch beſtimmen u. ſ. w. Hier muſs, ſagt der Vf., eine andere Zeichenlehre zum Grunde liegen als die gewöhnliche, nach welcher wir dem Pferde die zu wendende Seite durch ein Gefühl auf derſelben Lade, vermittelſt der Zügel, beybringen; er ſagt ferner: „der Druck des linken Zügels am Halſe, indem wir bey der Wendung rechts auch die Fauſt rechts führen, zeigt ihm dieſe Wendung an, beſtimmt das Thier hiezu, wirkt alſo als der inwendige Zügel, und der Eindruck, welchen ſodann derſelbe Zügel auf die Lade vermittelſt des Mundſtückes hervorbringt, führt die Wendung aus." Weiter weiſs der Vf., wie er hinzuſetzt, ſich dieſs nicht zu erklären, und hat eigentlich hier noch gar nichts erklärt. — Rec. iſt ganz entgegengeſetzter Meinung. Denn da das Thier, nach den in der Natur feſtgeſetzten Grundſätzen, durch Schmerz und Gewohnheit geleitet wird, die Wendung bey dem Pferde aber dadurch entſtehet, daſs man ihm auf der Lade der Seite, wohin man wenden will, durch den Anzug des Zügels einen Schmerz hervorbringe, welchem es auszuweichen, den Kopf und Körper dahin biegt, und ſo die Wendung hervorgebracht wird: ſo kann nach dieſen Grundſätzen der Druck und Anzug des äuſseren Zügels nur das Entgegengeſetzte hervorbringen; aber Gewohnheit, wodurch man alles bewirken, und auch das Thier lehren kann, bringt hier dieſes, für den Reiter ſehr unmerklich hervor. Ein jedes junges Pferd wird, ſowohl bey Cavallerie als auch von anderen Perſonen, ſobald man es zäumt, nicht mit bloſser Stange, ſondern zugleich mit einer Unterlegdrenſe geritten, und bey der Wendung die Drenſe anfänglich mehr gebraucht als die Stange; indem nun die Drenſe bey der Wendung rechts mit der rechten Fauſt angezogen wird, ſchiebt der Reiter aus alter Gewohnheit mit der linken Hand nach der rechten Seite zu, wodurch der Druck des linken Zügels an den Hals und das Mundſtück auf die Laden hervorgebracht wird. Eben ſo auch bey der Wendung links, wo die Drenſe mehr verkürzt wird, und bey dem Herunterziehen der Hand der rechte Zügel wieder den nämlichen Druck hervorbringt. Auf dieſe Art wird das Thier durch die öftere Wiederholung gewöhnt, ſich ſo, auch zuletzt ohne die Drenſe, zumal wenn die Schenkel mit zu Hülfe genommen werden, durch den Druck des äuſseren Zügels wenden zu laſſen. In dem Abſchnitte über die Haltung unſeres Körpers zu Pferde und den Schluſs klagt der Vf. ſehr, daſs, ſo in die Augen ſpringend auch der Vorzug der Campagne-Reiterey vor der Schulreiterey für jeden ſey, man doch dieſen Vorzug noch nicht einſehen wolle; ſchmäht auf diejenigen, welche gedankenlos ihren Unterricht auf Schulpferden ertheilen, und beſchwert ſich, daſs, da er hierüber ſeine Meinung öffentlich geſagt, man ihn darüber ſogar gerichtlich belangt habe. Rec. verwundert ſich hierüber gar nicht. Denn die Art, wie der Vf. bey ſolchen Fällen, wo er das Recht für ſich zu haben glaubt, verfährt, wo er oft ſo unbedingt und unüberlegt auf alles, was nicht ſeiner Meinung iſt, ſchmäht, muſs ihm am Ende in ſolche Lagen bringen; und im Ganzen zeigt ſich hiedurch nur gar zu ſehr, daſs er den wahren Nutzen der Schulreiterey noch gar nicht kennt, ſo wie das Publicum durch die Länge der Zeit überzeugt worden iſt, daſs der Vf. über viele Sachen leichter etwas ſchreiben, als ſie ausführen kann. —

Was den Unterricht ſelbſt betrifft, ſo ſagt der Vf. §. 625 beym Reiten im Schritt, daſs bey jeder Vernachläſſigung einer Regel der Scholar ſogleich durch Zurechtweiſung wieder in die vernachläſſigte Poſitur, Haltung im Gleichgewichte u. ſ. w. zurückverſetzt werden müſste, wobey es ohnausgeſetzt zu ſprechen giebt. Auch hier iſt Rec. anderer Meinung. Er glaubt, es ſey beſſer, wenn man von dem angehenden Reiter, der vom Anfang wenig Faſſung und Beſinnung, aus Furcht u. ſ. w. hat, anfänglich (nachdem ihm aber vorher alles auf dem Pferde erklärt worden) nur 2 oder 3 Hauptſachen verlangt, damit er nicht confus wird, da alles zu merken ihm auf einmal unmöglich iſt, und das viele Reden und Corrigiren des Lehrers nur mehr verwirrt. Man gehe erſt die Hauptregeln durch, ſuche die auf, welche ihm am ſchwerſten werden, corrigire nach dieſen zuerſt, und ſo wie der Lehrling eine gefaſst hat, fahre man in jeder Stunde fort, von ihm mehrere Regeln und deren Ausübung zu verlangen: ſo wird er gewiſs mit mehr Luſt und Schnelligkeit lernen. Auf dieſe Weiſe wird es dann auch ſehr gut möglich, mehrere Scholaren in Einer Stunde mit Nutzen zu unterrichten.

Endlich würde der Vf. wohl gethan haben, wenn er alles zum Unterrichte nicht Hiehergehörige, als Geſchichtchen, Anſpielungen und Sticheleyen auf andere Lehrer u. dgl., die hier von keinem Nutzen ſind, weggelaſſen hätte. Solches macht dem Leſer, der unterrichtet ſeyn will, und der ſo genug mit der überflüſſigen Weitläuftigkeit dieſes Werks zu kämpfen hat, verdrüſslich, und bringt auf den Gedanken, daſs dem Vf. mehr an der Bogenzahl, als an dem Nutzen ſeines Werks gelegen habe.

rs.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 NOVEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Erziehungswiſſenſchaft*, aus dem Zwecke der Menſchheit und des Staates praktiſch dargeſtellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ord. Prof. des Natur- und Völkerrechts auf der Univerſität Wittenberg. Zwey Theile. 1806. I Th. XVI u. 336 S. II Th. XII u. 434 S.; nebſt 8 Beylagen. gr. 8. (3 Thlr.)

Obgleich auch dieſe Schrift eines bekannten Polygraphen unverkennbare Spuren von Flüchtigkeit an ſich trägt, und ihren wichtigen Gegenſtand nichts weniger als befriedigend abhandelt: ſo erkennt man doch bald den denkenden Kopf, der mit ruhigem, vorurtheilsfreyem Blick auf dem Gebiete der Pädagogik umherſchaut, und durch Beobachtung und Nachdenken das Wahre vom Täuſchenden zu ſondern ſucht. In vielen Stellen zeigt der Vf. ein für die Bildung des aufblühenden Menſchengeſchlechts erwärmtes Herz, einen edlen, männlichen Sinn, der durch Erziehung und Unterricht aus dem Sturm der Zeit einen beſſeren Tag der Zukunft zu bereiten ſucht. Der Erzieher und Lehrer wird alſo hier manche vortreffliche Winke und manche lehrreiche Bemerkungen finden; er wird ſich nicht ſelten mit warmer Liebe für die Gröſse ſeines Berufs durchdrungen fühlen. Aber eine gründliche und vollſtändige Darlegung des ganzen Umfangs ſeiner Wiſſenſchaft, ein tiefes Eindringen in die einzelnen Theile derſelben, eine vertraute Bekanntſchaft mit allen bedeutenderen Erſcheinungen der letzteren Zeit, neue originelle Anſichten und befriedigende Aufſchlüſſe über ſtreitige Puncte: alles dieſs darf der Leſer nicht ſuchen. Und doch berechtigen ihn Titel und Vorrede zu ſolchen Erwartungen; denn der Vf. verſichert in der Vorrede zum erſten Theil S. VII, daſs er ſchon im J. 1794 in Leipzig Vorleſungen über die Pädagogik gehalten, und ſeit dieſer Zeit das Bedeutendere im Gebiete der Lehr- und Erziehungs-Kunſt mit Prüfung verglichen und ſtudirt habe. Würde man dann aber wohl nach den neueren Erziehungslehren eines *Wagener*, *Schwarz*, *Herbart* und *Tillich*, nach einer prüfenden Angabe alles deſſen, was *Peſtalozzi* begonnen und ausgeführt, nach allen den Fortſchritten, welche beſonders die Methodik des Unterrichts in den neueren Zeiten gemacht hat, vergebens ſuchen müſſen? Würde man dann wohl in der beygebrachten Literatur ſo manches wichtige und intereſſante Werk vermiſſen?

Die Vorrede giebt den Geſichtspunct an, aus welchem der Vf. dieſe Schrift beurtheilt wiſſen will. Da durch die groſse Erſchütterung, die *Kant* durch den Umſturz der bis dahin herrſchenden Metaphyſik im Gebiete der Philoſophie bewirkte, auch die Pädagogik, in Hinſicht auf ihre ſyſtematiſche Darſtellung, eine neue Geſtalt erhielt, und dieſe erſt nach einer tieferen Begründung der praktiſchen Philoſophie zu dem Range einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft erhoben wurde: ſo ſuchte der Vf. ein feſtbegründetes pädagogiſches Syſtem aufzuſtellen, und dieſs auf Principien zu bauen, die unmittelbar aus der praktiſchen Philoſophie abgeleitet ſind. Dieſes ſollte nun nicht im Geiſt und in der Terminologie eines herrſchenden philoſophiſchen Syſtems, ſondern in einer unbefangenen Neutralität gegen alle herrſchenden Schulſyſteme, bey einem eigenen ruhigen Forſchen und Prüfen geſchehen. Dennoch aber haben wir überall den Geiſt und Sinn der kritiſchen Philoſophie vernommen, und eben nicht gefunden, daſs ſich des Vfs. forſchender Geiſt frey und feſſellos bewege. Wir erkennen dankbar die groſsen Verdienſte, die ſich *Kant* durch die Aufſtellung eines reinen und ſicheren Moralprincips, und durch die Aufklärung der ſittlichen Natur des Menſchen um die Erziehungswiſſenſchaft erworben hat: aber ſoll er denn den Schluſsſtein an ein Gebäude gelegt haben, das durch die vereinten Bemühungen und durch das fortgeſetzte Studium ſo vieler achtungswerther Männer täglich an Schönheit und Feſtigkeit, an innerer und äuſserer Ordnung gewinnt? Zugegeben, daſs ein feſtbegründetes, von allen Seiten genau begrenztes Syſtem der Pädagogik möglich ſey — wogegen doch wohl manche bedeutende Zweifel erhoben werden möchten: — ſo iſt es doch jetzt noch viel zu früh, an den Aufbau eines ſolchen Syſtems zu denken. Erſcheinen nicht auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik faſt mit jedem Jahre neue Lehr- und Erziehungs-Methoden, deren richtige Würdigung zum Theil erſt nach Decennien möglich iſt? Giebt es nicht in allen Theilen jener Wiſſenſchaften Lücken, die erſt durch längere Erfahrungen und fortgeſetztes Studium ausgefüllt werden müſſen? Überdieſs ſind wir ja auch mit der Erforſchung unſerer eigenen Natur noch gar nicht aufs Reine gekommen, und die Wechſelwirkung, in welcher der Geiſt und Körper des Menſchen unter einander ſtehen, iſt uns noch überall ein Räthſel. Auch fehlt es uns noch ganz an einer pragmatiſchen Geſchichte des Erziehungsweſens. In ſo fern alſo dieſe

*Pölitz*iſche Pädagogik das *Kanti*ſche Princip der höchſten Sittlichkeit zum Grunde gelegt, und daſſelbe allenthalben durchzuführen geſucht hat, und in ſofern ſie ein wohlgeordneter Inbegriff zuſammengehöriger Wahrheiten und Erfahrungen iſt, mag ſie eine Erziehungswiſſenſchaft heiſsen: aber der Name eines feſtbegründeten, mit Einheit und Conſequenz durchgeführten Syſtems iſt zu anmaſsend für ſie.

Die Literatur über den wiſſenſchaftlichen Anbau der Pädagogik überhaupt und der einzelnen Theile insbeſondere, iſt nicht ſo gründlich und vollſtändig, als man nach der Äuſserung des Vfs. erwarten ſollte. Nicht ſelten vermiſst man Hauptwerke. Auch wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. den wichtigeren Werken ein kurzes Urtheil hinzugefügt, oder, nach dem Beyſpiele des *Niemeyer*ſchen Handbuches, das Vorzügliche durch ein beſonderes Zeichen hervorgehoben hätte. Zwar verſichert er S. VIII, daſs er ſie in ſeinen Vorleſungen ausführlich erläutere: aber ſchrieb er denn dieſes Werk bloſs für ſeine Zuhörer? —

Die Erziehung des jungen Menſchen umſchlieſst nach der Angabe des Vfs. „den ganzen Inbegriff von *abſichtlichen* Anregungen und Anſtalten, durch welche derſelbe vorbereitet, geübt und fortgeführt wird bis zur ſelbſtthätigen Realiſirung des Zweckes der Sittlichkeit.“ Die Einſeitigkeit dieſer Erklärung muſs der Vf. ſelbſt gefühlt haben, indem er S. 8 die Pädagogik als eine wiſſenſchaftliche Darſtellung der Grundſätze und Regeln definirt, „nach welchen der junge Weltankömmling in den Jahren der moraliſchen Unmündigkeit zum Menſchen *und Bürger* erzogen werden ſoll, verbunden mit der Angabe der weſentlichen Anſtalten und Übungen, durch welche das Erziehungsgeſchäft *im Staate* zur Vollendung erhoben wird.“ *Erziehungskunſt*, meint der Vf., ſey nicht ſo richtig, als die Ausdrücke Erziehungswiſſenſchaft und Erziehungskunde, weil man leicht ſchielende und ſchwankende Begriffe damit verbinden könnte. Hat man aber nicht ſchon längſt die praktiſche Pädagogik, oder die Summe der Kenntniſſe und Fertigkeiten, welche ein Erzieher beſitzen muſs, Erziehungskunſt genannt, und ſie dadurch aufs beſtimmteſte von der Theorie der Erziehungsgeſetze oder Erziehungswiſſenſchaft unterſchieden? In der §. 6 angegebenen Literatur der Pädagogik vermiſste Rec. ungern: *Vergerius* Schul- und Erziehungs-Schriften; *Vergius de liberorum educatione*; *Luthers* treuherzige Vermahnung u. ſ. w., oder die, freylich ſehr mangelhafte, Schrift von *Gedike: Luthers* Pädagogik; *Bacon de Verulamio de augmentis ſcientiarum*, worin er ſeine Zeitgenoſſen zur Verbreitung einer höheren Cultur, durch die Verbeſſerung des Unterrichts, dringend auffodert und dazu manche vortreffliche Vorſchläge thut; ferner *Ratich nova didactica*, die er den, zur Wahl des Kaiſers Matthias zu Frankfurt, im J. 1612, verſammelten Reichsſtänden vorlegte; des berühmten *Amos Comenius opera didactica*, die er 1627 herauszugeben anfing, und worin er ſich der Reformation der öffentlichen Erziehung und des Schulunterrichts mit dem feurigſten Enthuſiasmus annahm; und endlich die 1635 zu Antwerpen von einem Jeſuiten herausgegebene *Ratio atque inſtitutio ſtudiorum*. Und verdienten denn ein *Melanthon*, *Erasmus* und *Reuchlin* keiner ehrenvollen Erwähnung? der bey *Niemeyer*, im zweyten Theil ſeiner *Grundſätze* (§. 199), angeführten Schriftſteller nicht zu gedenken. — Unter den beſſeren neueren Schriften fehlen: *Grivels* neues Lehrgebäude der Erziehung; *Layritz* Betrachtungen über eine verſtändige Kinderzucht; *Iſelins* Grundriſs der pädagogiſchen Kenntniſſe; *Briefe* über die Erziehungskunſt, die 1786 zu Gera herauskamen; *Lehmus* Verſuch über die Erziehung des Menſchen; *Coſte's* neue Verſuche über die Erziehung; *v. Heſs* Schriften über das Schulweſen und die Erziehungswiſſenſchaften; das *Pädagogiſche Handbuch* für Schulmänner und Privaterzieher, wovon 1790 zu Halle der *erſte* Theil erſchien: *Heilbronn's* praktiſches Erziehungs-Handbuch; *Degen's* Vorträge über Gegenſtände der Erziehung und Bildung; *Schwarz* Briefe, das Erziehungs- und Prediger-Geſchäft betreffend; *Wolken's* kurze Erziehungslehre; *Brauns* Gedanken über die Erziehung; *Weiſſenſtein's* Fragmente zur Erziehung und zum Unterricht; *Ehler's*, *von Heſs*, *Stuven's*, *Gedike's*, *Lieberkühn's* Sammlungen von Schul- und Erziehungs-Schriften. Bey der Literaturgeſchichte fehlen: *Ludovici Hiſtoria ſcholarum*; *Ruhkopf's* Geſchichte des Schul- und Erziehungs-Weſens in Deutſchland, und die kleineren Schriften von *Burckhardt*, *Schöttgen* und *Köhler* u. ſ. w. Der Schriften der Ausländer, und namentlich der Engländer *Knox*, *Parſons*, *Williams*, *Grahams* und *Cawte*, der Franzoſen *Verdier*, *Lozembrune*, *Ballexſerd*, *Chalotais*, *Caillières* und Mad. *Genlis*, und einzelner trefflicher Abhandlungen in verſchiedenen Journalen nicht zu gedenken. Zu den Schriften, welche ſich mit dem Begriff und Zweck der Erziehung beſchäftigen, kann man noch hinzufügen: *Niethammer's* Aufſatz über Pädagogik als praktiſche Wiſſenſchaft und die groſse Schwierigkeit der genauen Beſtimmung ihres eigenthümlichen Gebiets — im *philoſ. Journal* 3ten Bandes 4tes Heft. Von dem, was *Fichte* in mehreren ſeiner Schriften über dieſen Gegenſtand Scharfſinniges ſagt, findet man nicht die geringſte Erwähnung. Unter den Zeitſchriften, welche das Erziehungsweſen betreffen, fehlen: *Reſewitz* Gedanken, Vorſchläge und Wünſche zur Verbeſſerung der öff. Erziehung; die *Charakteriſtik* der Erziehungsſchriftſteller Deutſchlands; *Wiedeburg's* philologiſch-pädagogiſches Magazin; die neueſten *Erziehungsbegebenheiten*; die *Kinderbibliothek* für Eltern und Erzieher; das *Magazin* für die Erziehung und Schulen in den preuſſ. Staaten; *Schütz* pädagogiſcher und liter. Briefwechſel; *Gedikens* Annalen; *Schünemann's* Journal für Studenten und Schüler der oberen Claſſen; die *Deſſauiſche* Jugendzeitung; *Nürnbergiſche* Kinderzeitung; das *Niederſächſiſche* Wochenblatt für Kinder; *Weiſsen's* leipziger Wochenblatt für Kinder und *deſſen* Kinderfreund;

Digitized by Google

pragmatiſche Geſchichte der vornehmſten Gymnaſien und Schulen in Deutſchland. — Wir würden die Grenzen, welche uns der Zweck dieſes Inſtituts angiebt, zur Ungebühr übertreten, wenn wir alle Lücken, welche ſich in der Literatur der einzelnen Theile dieſes Werks finden, mit derſelben Vollſtandigkeit ausfüllen wollten, und begnügen uns zur Erſparung des Raums nur die wichtigſten der fehlenden Schriften anzudeuten.

Der *erſte* Theil enthält die *theoretiſche* Pädagogik und umfaſst die phyſiſche, intellectuelle, äſthetiſche, moraliſche und religiöſe Erziehung, woran ſich noch die Lehre von der Diſciplin und die Erziehung zum Bürger anſchlieſst, „weil nur dadurch das Geſchäft der Erziehung ſelbſt vollendet, und die Beförderung der ſubjectiven Bildung und Reiſe mit der objectiven Brauchbarkeit des Zöglings ins Gleichgewicht gebracht wird“ S. 36. Vor jedem dieſer Hauptabſchnitte geht immer erſt eine philoſophiſche Erörterung des Gegenſtandes voraus, woran man den ſtrengen Kantianer nicht verkennen kann. Die *phyſiſche* Erziehung (S. 36—57) enthält nichts weiter, als was man ſchon in allen früheren Erziehungslehren, und zwar in den meiſten vollſtändiger und praktiſcher findet. S. 43 fehlen *Fourcroy's* Briefe über die phyſiſche Erziehung der Kinder, *Verdier sur la perfectibilité de l'homme*, und die *Anweiſung* wie man Kinder von ihrer Geburtsſtunde an bis zum mannbaren Alter erziehen ſoll, damit ſie geſund bleiben und groſs und ſtark werden. Leipz. 1784. — S. 51 hätte noch das älteſte Werk über die *Onanie*, das im 17ten Jahrh. in England herauskam, und im J. 1765 nach der 15ten Ausgabe ins Deutſche überſetzt wurde; ferner *Beckers* Verhütung und Heilung der Onanie, und eine Schrift, die faſt alle anderen über dieſen Gegenſtand entbehrlich macht, *Schummel* über Kinderzucht und Selbſtbefleckung — angeführt werden ſollen. — In dem Abſchnitt von der *intellectuellen* Erziehung (S. 57—134), die als „der Inbegriff aller der Anſtalten und Übungen, wodurch die Entwickelung des Vorſtellungsvermögens bis zur ſelbſtſtändigen Erkenntniſs der Wahrheit befördert wird“ definirt worden iſt, handelt der Vf. von der Cultur des Vorſtellungsvermögens, des Anſchauungsvermögens, des Verſtandes, der Urtheilskraft, der Vernunft, der Phantaſie, des Gedächtniſſes, des Witzes und des Scharfſinns. Als Grundgeſetz aller Entwickelung der verſchiedenen geiſtigen Kräfte giebt Hr. P. S. 60 an: „die Beförderung der gleichmäſsigen Ausbildung aller geiſtigen Vermögen zur Hervorbringung eines beſtimmten Gleichgewichts ihrer Wirkſamkeit, in dem Zeitalter der ſittlichen Reife des zu erziehenden Individuums.“ Sollte aber nicht, zum Nachtheil der übrigen Geiſteskräfte, auf die Cultur der Vernunft ein zu groſser Aufwand von Zeit und Mühe verwendet werden? Übrigens enthält der ganze Abſchnitt recht viel Gutes, obgleich wenig Neues und Eigenthümliches. Mehr Intereſſe würde derſelbe, ſo wie das ganze Werk, für den praktiſchen Erzieher haben, wenn der Vf. ſolche Beyſpiele und praktiſche Winke, die dem *Niemeyer'ſchen* Handbuche einen ſo entſchiedenen Werth geben, mit in ſeinen Vortrag verwebt hätte. Und war man nicht dem Titel nach berechtiget, dergleichen in dieſem Werke zu erwarten? Was helfen dem angehenden Erzieher und Lehrer ſolche allgemeine Regeln, als: der Lehrer muſs Sorge tragen, daſs ſpeculative Köpfe nicht ganz fürs wirkliche Leben verloren, und praktiſche dagegen nicht bloſs oberflächliche Menſchen werden I, 133; man übe das von der Natur vernachläſsigte Gedächtniſs unabläſſig S. 114; der Erzieher gebe dem lebhaften und ſtarken Gefühle die wohlthätigſte Richtung S. 150; man wecke und nähre überhaupt den Sinn für die Erhabenheit, Gröſse und Schönheit der Natur S. 155; der Erzieher gewöhne den Zögling daran, ſich ſtets im Zuſtande der Beſonnenheit zu erhalten S. 221, u. a., wenn er nicht weiſs, wie und wodurch er jene Foderungen befriedigen ſoll? Der §. 33: Über die *Ideale des Menſchen und deren Berückſichtigung in der Erziehung*, würde unſtreitig viel reichhaltiger geworden ſeyn, wenn der Vf. den Aufſatz *Niemeyer's*: *über die Erziehung für die wirkliche und ideale Welt*, im dritten Bande ſeiner Grundſätze, hätte benutzen können. Doch würde er auch in einem Aufſatze von *Villaume: ob und inwiefern bey der Erziehung die Vollkommenheit des einzelnen Menſchen ſeiner Brauchbarkeit aufzuopfern* (Reviſ. W. III. 435), viel Durchdachtes gefunden haben. S. 98 tritt Rec., durch eine vielfache Erfahrung belehrt, ganz der Meinung des Hn. P. bey: „Bis zu dem Zeitpuncte der höheren Reife des Jünglings werden gewiſs alle Schauſpiele nachtheilig wirken, und wäre es auch nur dadurch, daſs ſie der Seele eine Maſſe von Bildern zuführen, die ſie noch nicht gehörig verarbeiten kann, und die nicht ſelten ein dumpfes Brüten der Phantaſie zur Folge haben.“ Übrigens findet man in *Blankenburg's* Zuſätzen zu *Sulzer's* Theorie u. ſ. w. unter dem Artikel: *Theater*, ein langes Verzeichniſs aller der Schriften, die über die Beantwortung der Frage: *dürfen Kinder das Schauſpiel beſuchen?* gewechſelt worden ſind. — Unter den Bilderbüchern, die ſich vor allen anderen vortheilhaft auszeichnen, hätten wohl noch *Baſedow's* Elementarwerk, *Hirſchmann's* Tempel der Natur, *Grohmann's* hiſtoriſch-technol. Schauplatz, *Löhr's* Familie Thalberg, das *hiſtoriſche Bilderbuch* für die Jugend, das *geograph. naturhiſt.* Bilderbuch, das *neue Bilderbuch* für die Jugend, die *Seidel'ſchen* Bilderbücher und der *Schauplatz der Natur und der Künſte*, angeführt werden ſollen. Auch erwartete Rec. bey dem Abſchnitt: *von der Cultur des Verſtandes*, eine Anzeige der vorzüglichſten Schriften, welche Erweckung des Nachdenkens und Übung des Verſtandes zum Gegenſtand haben. Welche treffliche Werke beſitzen wir nicht gerade in dieſem Theile der Pädagogik! — So lange ſich auch der Vf. bey der Cultur des Gedächtniſſes verweilt, ſo iſt Rec. doch dadurch nicht befriediget worden. Auch fehlen in der beygebrachten Literatur: *Klüber's* Compendium der Mnemonik; *Aretin's*

Digitized

Theorie der Mnemonik; *Käſtner's* Überſ. und Erklärung der drey wichtigſten Stellen bey den Alten von der Gedächtniſskunſt; *Gräfe's* Unterſuchung über das Gedächtniſs im *vierten* Bande ſeines N. katechetiſch. Journals.

Durch die *äſthetiſche* Erziehung (S. 136—190) ſoll die Entwickelung des Gefühlsvermögens überhaupt, und insbeſondere die Ausbildung des dem Menſchen inwohnenden Sinns fürs Schöne, ſo wie die Reife ſeines Geſchmacks befördert werden. Sehr richtig bemerkt der Vf., daſs die äſthetiſche Erziehung nicht eher iſolirt behandelt werden konnte, als bis durch die Reſultate der neueren Philoſophie das Gefühlsvermögen ſelbſt als ein von dem Vorſtellungs- und Begehrungs-Vermögen verſchiedenes, urſprüngliches und gleichmäſsig wirkendes Vermögen dargeſtellt, und die alte Eintheilung des geiſtigen Menſchen in Verſtand und Willen dadurch berichtigt und verändert wurde. Der Vf. hat dieſen Abſchnitt mit beſonderer Sorgfalt bearbeitet, und wir haben nicht gefunden, daſs er irgend einen weſentlichen Punct der Bildung des Gefühlsvermögens unberührt gelaſſen hätte. Er fand freylich ſchon durch *Schiller*, *Niemeyer*, *Heydenreich* und *Fehſe* ſehr gut vorgearbeitet. Darin aber kann Rec. dem Vf. nicht beyſtimmen, daſs man das Kind *frühzeitig* mit dem *vielfachen* Elende, und mit der Noth der Welt bekannt machen ſoll, S. 179. Man wird dadurch bey den Kindern das Gefühl des Mitleids eher abſtumpfen als ſchärfen, und gefühlvolle Kinder entweder um den frühen Genuſs der Kindheit bringen, oder ſie zu einer weinerlichen Empfindeley gewöhnen. Heilſamer wird der Anblick fremder Leiden auf das Gemüth des Jünglings wirken; doch muſs auch er nicht zu oft durch die Noth der Welt erſchüttert werden, wenn er nicht den Sinn für dieſelbe verlieren ſoll. In der beygebrachten Literatur vermiſſen wir: *Muratori* über die Einbildungskraft, mit Zuſätzen von *Richerz*; *Maaſs* über die Einbildungskraft; *Heydenreich* über Empfindung und Phantaſie, im fünften und ſechſten Bande von *Cäſars* Denkwürdigkeiten; *Königs* Lehrbuch des guten Geſchmacks für Jünglinge und Mädchen, und *Schütz* Lehrbuch zur Bildung des Verſtandes und des Geſchmacks.

Nicht ſo befriedigt fanden wir uns durch die Abhandlung von der *moraliſchen Erziehung* (S. 191-261), „wodurch die Entwickelung des Begehrungsvermögens bis zur Unterordnung aller iſolirten Zwecke des Menſchen unter den Zweck der Sittlichkeit befördert werden ſoll." Bey einer groſsen Unvollſtändigkeit fehlt ihr ganz jene vertraute Bekanntſchaft mit der Kinderwelt, welche dem Ganzen eine mehr praktiſche Tendenz und eine erhöhetere Brauchbarkeit gegeben haben würde. Doch war es uns erfreulich zu bemerken, daſs der Vf. überall dem herrſchenden Geiſte der Zeit, der Schlaffheit und Sittenloſigkeit entgegen zu arbeiten, und das heranreifende Menſchengeſchlecht für eine beſſere Zukunft zu erziehen ſucht. Der kalte Egoismus hatte die Tugenden der alten Freyheits- und Vaterlands-Liebe getödtet, und den Sinn für das Groſse und Allgemeine untergraben. Bey dem Haſchen und Jagen nach Sinnengenuſs, und nach den Gütern der Welt dachten wir nur an den vorbeyfliegenden Augenblick des Lebens, und vergaſsen darüber das Heil und Glück der kommenden Tage. Wir ſtanden in Gefahr, die erſten und heiligſten Güter der Menſchheit zu verlieren. Durch ſchmerzhafte, tieferſchütternde Erfahrungen ſind wir aufgeſchreckt worden aus unſerer Gedankenloſigkeit und Trägheit; und wollen wir nicht begraben werden unter den Trümmern einer ſtürmiſchen Zeit: ſo muſs ein neuer und beſſerer Geiſt unter uns einheimiſch werden. Und da iſt es dann für uns Lehrer und Erzieher, denen das Wohl der Zukunft in die Hände gegeben und ans Herz gelegt iſt, heilige Pflicht, dem Charakter der Jugend Selbſtſtändigkeit und Muth zu geben, und ſie mit dem Geiſt reiner Sittlichkeit zu beleben, damit ſie zum Gefühl ihrer Würde gelange, und Recht und Freyheit männlich ſchütze. —

Die *religiöſe* Erziehung (S. 263—274) ſoll nach des Vfs. etwas weitſchweifiger Definition „das jugendliche Gemüth mit den richtigen Begriffen über religiöſe Gegenſtände bekannt machen, das religiöſe Gefühl zweckmäſsig bilden, und in dem Zöglinge eine Handelsweiſe begründen, welche der geläuterten Religionserkenntniſs völlig angemeſſen iſt." Vorher (S. 184—190) hatte der Vf. ſchon vom *religiöſen Gefühl* gehandelt, und im zweyten Theil (S. 426—434) kommt noch die Methodik des Religionsunterrichts beſonders vor. Wiederholungen waren bey dieſer Trennung zuſammengehöriger Materien kaum zu vermeiden. Wie trefflich hätte der Vf. den, durch Ausweichung ſolcher Wiederholungen gewonnenen Raum benutzen können, um dem Lehrer über die verſchiedenen Stufenfolgen des Religionsunterrichts und über die Geſetze einer guten Lehrart bey demſelben, ferner über den zweckmäſsigen Gebrauch der Bibel und über das Beſuchen der chriſtlichen Religionsverſammlungen von Seiten der Jugend, lehrreiche Winke zu geben! Auch durfte man wohl mit Recht erwarten, einige Auskunft über die Vorſchläge zu finden, welche *Salzmann*, *Niemeyer*, *Schwarz*, *Peſtalozzi* und *Niederer* zur Erweckung und Beförderung der Religioſität gethan haben. S. 267 ſagt der Vf.: „Es wird nicht befremden, daſs in dieſem Abſchnitte die Anwendung der Erziehung zum Chriſtenthume, als der trefflichſten unter allen poſitiven Religionen, nicht näher aus einander geſetzt wird. Die Pädagogik, wie ſie hier im inneren ſyſtematiſchen Zuſammenhange verſucht worden iſt, iſt eine bloſs philoſophiſche Wiſſenſchaft, eben ſo wie die philoſophiſche Religionslehre, oder die ſogenannte natürliche Religion." Allein ſchon dadurch, daſs der Vf. die Erziehungswiſſenſchaft aus dem Zwecke des Staates *praktiſch* darſtellen wollte, hörte ſie auf, eine bloſs philoſophiſche Wiſſenſchaft zu ſeyn, und wurde auf dem Gebiete der Empirie aufgebaut.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Erziehungswiſſenſchaft, von Karl Heinr. Ludw. Pölitz* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Das Ganze erhielt nun eine durchaus praktiſche Tendenz, und ſo durfte die Erziehung zum Chriſtenthum nicht fehlen. Denn wachſen nicht unſere Kinder im Chriſtenthum auf? Werden ſie nicht von den erſten Jahren an durch die gottesdienſtlichen Verſammlungen und durch die religiöſen Feſte der Chriſten, durch die Taufe und Einſegnung ihrer Geſchwiſter u. dergl. auf die Grundſätze und Symbolik dieſer poſitiven Religion hingeleitet? Und iſt es denn nicht auch nothwendig, der aufblühenden Jugend in der Religion Jeſu eine feſte und ſichere Stütze zu geben, auf welche ſie ſich ſofort unter allen Stürmen des Lebens lehnen könne? Kann ihnen ein ſchwankendes Ahnen des Ewigen, ein ätheriſches Ergreifen des Überſinnlichen den feſten inneren Glauben einer geoffenbarten Religion erſetzen? Daſs jede Weckung des religiöſen Gefühls auch eine Beziehung zum Chriſtenthum hin erhalten, und jeder Religionsunterricht ſich auf die Lehren des Chriſtenthums gründen müſſe, hat der Vf. ſelbſt gefühlt: denn er will, daſs durch die Darſtellung des Lebens Jeſu auf das unverdorbene Gemüth des Kindes kräftig gewirkt werde; er ſpricht von dem Leſen eines guten Bibelauszugs und von einer ſummariſchen Darlegung der Religionsgeſchichte. Rec. freute ſich, hier (S. 269) ein treffliches Wort gegen die myſtiſchen Verirrungen unſeres Zeitalters zu finden. — In der angegebenen Literatur vermiſste Rec.: *Heckers* Gedanken über die zweckmäſsige Einrichtung eines Lehrbuchs zum Religionsunterricht für die Jugend; *Schwarz* Religioſität, was ſie ſeyn ſoll, und wodurch ſie befördert wird; *Scherwinzky* über den zu frühen Religionsunterricht; *Bauers* Geſpräche eines Lehrers mit ſeinen erwachſenen Eleven über die Wahrheiten der chriſtlichen Religion; *Wagenitz* Moral in Beyſpielen; *Loſſius* Gumal und Lina. Bey der *Religionsgeſchichte* fehlen die Werke von *Lenz*, *Liebner*, *Fröbing*, *Horn*, *Heerwagen*, *Gockel*; bey den *Lehrbüchern* der Religion, die von *Cramer*, *Joachim*, *Forſter*, *Wagnitz*, *Otterbein*, *Pfeiffer*, *Cludius*, *Beſecke*, *Junker*, *Velthuſen*, *Fabricius*, *Reichard*, *Ewald*, *Glatz*, *Langs* Erklärungen über den groſsen Katechismus und *Beyers* Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über Luthers Katechismus; bey der *Moral* die Werke von *Campe*, *Keil*, *Plato*, *Küſter*, *Ramann*, *Vogler*, *Erneſti*, *Reſewitz*, *Meinecke*, *Sintenis*, *Herrmann*, *Holzſchuher* und *Kirſch*. — Der Lehre von der *Disciplin* oder von der moraliſchen Heilkunde, die in unſeren bisherigen Lehrbüchern der Pädagogik immer in dem Cap. von der moraliſchen Erziehung abgehandelt wurde, hat der Vf. einen eigenen Abſchnitt gewidmet (275—306). Allein Rec. kann dieſe Abſonderung nicht billigen. Denn abgeſehen davon, daſs Wiederholungen und Zurückweiſungen unvermeidlich ſind, ſo iſt ſie auch ganz gegen den ſyſtematiſchen Zuſammenhang der Pädagogik, den doch der Vf. ſo gern begründen möchte. Weiſs man, wie das Gute hervorgebracht und das Böſe verhütet wird: ſo weiſs man auch, wie dem letzteren entgegengewirkt, und jenem die Herrſchaft verſchafft werden kann. Handelt man von der Erweckung der Tugenden des Gehorſams, des Fleiſses, der Ehrliebe, der Dankbarkeit u. ſ. w.: ſo wird man von ſelbſt auf die entgegenſtehenden Fehler und Laſter geführt, und indem man die guten Triebe und Neigungen ſtärkt und erhöhet, ſchwächt und mindert man auch die böſen. Die Lehre von der Belohnung und Beſtrafung ſteht auch nothwendig unter den allgemeinen Grundſätzen der ſittlichen Erziehung, und ſie iſt ſo weſentlich mit derſelben verbunden, daſs überall Lücken entſtehen müſſen, wenn man ſie herausnimmt und für ſich abhandelt. Da ſich der Vf. S. 278 beklagt, daſs es uns immer noch an einer, mit umſchlieſsendem Geiſte geſchriebenen und aus rein ſittlichen Principien abgeleiteten Theorie der Disciplin fehle: ſo konnte Rec. mit Recht erwarten, dieſem Bedürfniſſe hier, wenigſtens zum Theil, abgeholfen zu finden. Aber gerade dieſer Abſchnitt hat uns, wegen ſeiner Oberflächlichkeit, am wenigſten befriedigt. Die Disciplin wird in die *negative* und *poſitive* getheilt. Die *negative* beſteht darin, daſs der Erzieher, bey der ſorgfältigen Beobachtung der Art und Weiſe, wie ſich die Kräfte ſeines Zöglings ankündigen, jede Entfernung derſelben von ihrer naturgemäſsen Entwickelung und Ausbildung zu verhüten ſucht, während daſs die *poſitive* Disciplin diejenigen Kräfte, welche ſich bereits von ihrer naturgemäſsen Entwickelung entfernt haben, wieder auf den rechten Weg zurückführt. Von der *erſteren* erfahren wir faſt gar nichts, aus dem natürlichen Grunde, weil ſie ſchon früherhin bey der Lehre von der moraliſchen Erziehung theilweiſe vorgekommen war; und auch die *letztere* iſt ſo dürftig abgehandelt worden, daſs von den Heilungsmitteln der Untu-

Digitized by Google

genden des Eigenſinns, des Trotzes, des Geitzes, der Selbſt- und Zankſucht, des Stolzes u. ſ. w. nichts geſagt wird. Es ſoll nach der Lehre des Vfs. auch eine Diſciplin der Phantaſie, des Verſtandes, des Gefühlsvermögens u. ſ. w. geben; hätte der Vf. dieſelben hier aufſtellen wollen, ſo würde er nothwendigerweiſe alles Vorhergehende haben wiederholen müſſen, und darum mag er ſie auch hier wohlweislich mit Stillſchweigen übergangen haben. — Eben ſo wenig wie dieſer Abſchnitt hat uns der letzte des erſten Theils befriedigt. Er hat die Überſchrift: die *Erziehung zum Bürger*, und umfaſst auch die Bildung und Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Wie unvollſtändig die dabey angebrachte Literatur ſey, ſieht man bey einer nur flüchtigen Vergleichung derſelben, mit dem Verzeichniſs der Schriften, die Erziehung der Töchter betreffend, welches Hr. *Petri* in ſeiner *neuen Damenbibliothek* aufgeſtellt hat.

Die erſte Hälfte des *zweyten* Theils — welcher die *praktiſche* Pädagogik umfaſst und wieder in den *politiſchen* und in den *didaktiſchen* Theil zerfällt — iſt mit ſichtbar gröſserer Sorgfalt geſchrieben. Man bemerkt bald, daſs Hr. *P.* hier recht eigentlich zu Hauſe iſt, und von Allem mit Sachkenntniſs Auskunft zu geben weiſs. Das hier aufgeführte Gebäude iſt nach einem guten Plane angelegt, und nur in den einzelnen Theilen deſſelben würden vielleicht andere Baumeiſter eine Abänderung wünſchen. Möchten es nur die Groſsen der Erde, denen das Wohl der Völker anvertraut iſt, mit Überzeugung erkennen, daſs das wahre Heil des Staats nur durch eine höhere Cultur ſeiner Mitbürger erreichbar iſt, und daſs derſelbe alſo einen groſsen Theil ſeines Vermögens zur Beförderung der Aufklärung und Menſchenbildung anwenden müſſe! Aber das Fach der Menſchenbildung hält noch nicht gleichen Schritt mit ihrer deſsfalls ſteigenden Kraft, ob es gleich ſeinem Wachsthume nicht an groſsem äuſseren Scheine fehlt. — Die meiſten Vorſchläge des Vfs. möchten auch deſshalb ſchwerlich ausgeführt werden, weil ſie einen zu groſsen Koſtenaufwand erfodern. Der Vf. verlangt, daſs das Erziehungsweſen im Staate in einem inneren und nothwendigen Zuſammenhange zu einer beſtimmten Einheit verbunden werde. Deſshalb muſs es von allen übrigen Theilen der Staatsverwaltung getrennt und die Oberaufſicht darüber einem eigenen Departement anvertraut werden. Mit dieſem *Oberſchulcollegium* ſollen gewiſſe *Schulinſpectoren* in Verbindung ſtehen, welche ſämmtliche Schulen des Landes bereiſen und beſuchen, und über deren Zuſtand Bericht abſtatten müſſen. Über 200 Dorfſchaften, mit Einſchluſs der in dieſem landſchaftlichen Bezirke gelegenen Bürgerſchulen und Lyceen, wird *ein* Inſpector geſetzt, der jede Schule wenigſtens einmal in jedem Jahre beſuchen muſs. Die Wahl und Anſtellung der Lehrer ſteht keinem Patron und keiner Gemeinde, ſondern einzig dem Oberſchulcollegium zu. (Sehr heilſam!) Auf jedem Dorfe muſs eine *Landſchule*, in jeder Stadt von 2—3000 Einwohnern eine *Bürgerſchule*, und auſserdem noch für die Söhne des höheren und gebildeteren Bürgerſtandes eine *Realſchule* errichtet werden. Auf 1000000 Einwohner werden höchſtens 4—5 *gelehrte Schulen* (Gymnaſien oder Lyceen), und auf eine Provinz von 2—3000000 *eine Univerſität* gerechnet. Mit den Land- und Bürger-Schulen werden *Induſtrieſchulen*, und in gröſseren Städten, wo beſonders ein lebhafter Handelsverkehr Statt findet, mit den Realſchulen *Handelsſchulen* und andere *technologiſche* Inſtitute verbunden. Auſserdem ſollten in jedem kleineren Staate *eine*, in gröſseren Staaten aber nothwendig mehrere *ökonomiſche Schulen* für künftige Gutsbeſitzer, Beamte, Landprediger und Ökonomen angelegt werden, womit nach Beſchaffenheit der Umſtände auch *Forſt-* und *Berg-Akademieen* verbunden werden können. In Haupt- und Reſidenz-Städten müſſen auch *Kunſtſchulen*, und in gröſseren Staaten *Akademieen der Künſte und Wiſſenſchaften* errichtet werden. Eben ſo ſollen *Soldaten-* und *Juden-Schulen*, und Inſtitute für *Waiſen*, *Taubſtumme* und *Blinde* angelegt werden. Was nun die Anſtalten für die Bildung des *weiblichen* Geſchlechts betrifft, ſo beſuchen die Töchter des Landmanns und des Bürgers in den kleinen Städten mit den Knaben dieſelbe Schule, und werden entweder mit dieſen zugleich, oder, wo es möglich iſt, getrennt unterrichtet. Für die Töchter aus den höheren Ständen aber müſſen eigene Schulen vorhanden ſeyn. Alle Privat-Erziehungsinſtitute, ſowohl für Knaben als für Mädchen, ja ſelbſt die häusliche Erziehung, ſtehen unter der Leitung und Aufſicht des Staats. — Damit nun für alle dieſe verſchiedenen Lehr- und Bildungs-Anſtalten geſchickte und würdige Lehrer gebildet werden, muſs der Staat *Seminarien* für Lehrer in Land- und Bürger-Schulen, ein anderes für die Lehrer in den Realſchulen, ein drittes für künftige Hauslehrer und ein viertes für Lehrer in Gymnaſien und Lyceen anlegen. — Dieſs iſt der Plan des Vfs. zur inneren Organiſation des Schul- und Erziehungs-Weſens in einem Staate, den er aber nicht in dem hier aufgeſtellten Zuſammenhange, ſondern ziemlich unordentlich und verworren ausgeführt hat. Es ſey uns erlaubt, demſelben einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wir würden dem Inſpector über die gelehrten Schulen nicht auch die Aufſicht über die Landſchulen übergeben, weil die gelehrten Männer nur zu oft mit der Lage, der Cultur und den Bedürfniſſen des Landmanns unbekannt ſind, und durch dieſe Unkunde zu falſchen und ungerechten Maſsregeln verleitet werden. So fand es z. B. *Sack* problematiſch: ob das *Leſenlernen* nicht für den ärmeren Theil des Landvolks entbehrlich ſey? Dagegen ſetzte *Teller* bey ſeinen Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Landſchulen beym gemeinen Manne wieder einen zu hohen Grad von Bildung voraus. Auch würde Rec. einem Inſpector nie mehr als 100 Schulen zur Aufſicht anvertrauen. Es iſt nicht geſagt, ob auch die

Digitized by Google

Induſtrie-, Handlungs- und Landwirthſchafts-Schulen unter der Leitung eines ſolchen Schulinſpectors ſtehen ſollen. Wie wenig verſteht aber oft der Gelehrte von ſolchen Dingen! — S. 24 entſcheidet der Vf. die Frage: *ob der Staat das Recht habe, auch die häusliche Erziehung in ſtrenge Aufſicht zu nehmen*, bejahend. Rec. iſt eben dieſer Meinung. Kann es denn dem Staate, der das ganze Erziehungsweſen zu einem inneren Zuſammenhange verbinden, und dadurch die Menſchheit zu einem groſsen Zwecke hinleiten ſoll, der einen Jeden — auch den Schwachen und Unmündigen — in dem ungeſtörten Gebrauch ſeiner perſönlichen Rechte ſchützen, und das heilige Gut der Sittlichkeit in ihm möglichſt bewahren ſoll — kann es ihm gleichgültig ſeyn, wenn ſeine künftigen Mitbürger in Unwiſſenheit und Aberglauben aufwachſen? wenn ſie von unvernünftigen Ältern grauſam und hart behandelt werden? wenn ſie durch das ſträfliche Beyſpiel ihrer Erzeuger zu allen Laſtern angeführt werden, und jeder Keim des Guten in ihnen gewaltſam zertreten wird? Wer ſoll die Kinder im Beſitze ihrer unveräuſserlichen Menſchenrechte gegen die Grauſamkeit und den Unverſtand entarteter Ältern ſchützen, wenn es der Staat nicht thut, für den es, als Repräſentanten des allgemeinen Willens, Pflicht iſt, den Menſchen nicht verwildern zu laſſen? Sehr wahr und treffend ſagt *Stephani* in ſeinem *Syſtem der öffentlichen Erziehung:* „Kinder bleiben ein heiliges Familiengut, aber unter der Aufſicht und Garantie des Staats." — Durch welche Mittel ſoll nun aber der Staat mit Kraft und Erfolg eingreifen in das häusliche Erziehungsweſen? Die Schwierigkeiten, welche ſich bey der Beantwortung dieſer Frage aufdrängen, mögen wohl manche Pädagogen zur Beſtreitung einer ſolchen Staatsaufſicht vermocht haben. Auch unſer Vf. übergeht die Beantwortung dieſer Frage mit Stillſchweigen; denn was er anführt, paſst nur auf die Familien, welche ſich Hauslehrer halten. Am beſten hat unſeres Erachtens der Prediger *Meyer*, in den beiden erſten Heften von *Guths-Muths Bibliothek* Jahrg. 1808, dieſen Gegenſtand bearbeitet. — Mit demſelben Rechte verlangt der Vf. S. 92 u. f., daſs der Staat auch die gröſseren Inſtitute für Privaterziehung, oder die ſogenannten Penſionsanſtalten in ſeine Aufſicht nehme, und den Geiſt der Erziehung und des Unterrichts in denſelben leite. Wer wüſste es nicht, wie ſelten die Unternehmer ſolcher Inſtitute von einem reinen Eifer für die Erziehung geleitet werden; wie wenig Einſicht, Erfahrung und Übung ſie und ihre Gehülfen oft zu dieſem ſo wichtigen Geſchäfte mitbringen; wie ſie gewöhnlich nur *ad panem lucrandum* ein Werk unternehmen, das ſie ſich möglichſt bequem machen, und dann im mechaniſchen Schlendrian forttreiben! Sollte hier der Staat nicht mit Ernſt und Strenge ins Mittel treten dürfen? Wo er aber ſieht, daſs reine Liebe und Begeiſterung für die Veredlung der Menſchheit einen ehrwürdigen Kreis achtungswerther Männer vereiniget, da darf er durch Vorſchriften und Geſetze, durch Tabellen und Lectionsplane den Geiſt des Ganzen nicht beſtimmen wollen. Er würde dadurch nur die freye Thätigkeit des Geiſtes hindern; denn der Buchſtabe tödtet, der Geiſt nur macht lebendig. Würden ſich *Salzmann's* und *Peſtalozzi's* Inſtitute ſo herrlich erhoben haben, wenn ſich der Staat in Lehr- und Erziehungs-Art hätte miſchen wollen? Aus einem ähnlichen Geiſte waren die verſchiedenen Anſtalten des Hn. *von Türk*, *Tillich's* Inſtitut zu Deſſau, und der *Carol. Rudolphi* Penſionsanſtalt zu Heidelberg entſtanden. Einer beſonders ſtrengen Aufſicht bedürfen aber die weiblichen Penſionsanſtalten, deren Vorſteherinnen in der Regel abgelebte Gouvernanten, verarmte Wittwen, alte Jungfrauen u. dergl. ſind, und ſelten aus reinen und edeln Abſichten bey ihren Unternehmungen geleitet werden. — S. 26 dringt Hr. P. mit Nachdruck auf die Verbeſſerung der bürgerlichen Exiſtenz des Schulmanns. Aber leider iſt das wohl das Einzige, worin ſich unſer, durch ein vielfaches Intereſſe getheiltes Vaterland faſt überall gleich bleibt, nämlich in dem möglichſt geringen Aufwand auf Schulen und in der kärglichen Beſoldung der Lehrer. — Was S. 28 von einer allgemeinen Schulſteuer geſagt wird, zu welcher jeder Hausvater ohne Ausnahme, auch derjenige, der keine Kinder hat, beytragen ſoll, möchte wohl vielen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn. — Da, wo der Vf. von den Vorzügen der öffentlichen Erziehung vor der Privaterziehung ſpricht (S. 101 ff.), ſagt er: „Unter der Vorausſetzung, daſs die Privaterziehung der öffentlichen, *bis zum 5 oder 6 Jahre*, vorausgehen müſſe, hat von dieſem Lebensalter an — beſonders für die Erziehung des männlichen Geſchlechts — die öffentliche Erziehung weſentliche Vorzüge vor der Privaterziehung." Was der Vf. zur Unterſtützung dieſer Behauptung anführt, hat Rec. doch nicht von der Wohlthätigkeit derſelben überzeugen können. Alle Geſundheit der Seele geht mit dem Sinn für Häuslichkeit verloren, und dieſer Sinn iſt es eben, welcher der Privaterziehung einen ſo entſchiedenen Werth giebt. Wie viele und mancherley Lagen giebt es nicht im häuslichen Leben, durch welche die Empfindungen theilnehmender Liebe geweckt, der Ausbruch wilder Leidenſchaften gehindert, und der Sinn für ſtille Glückſeligkeit und für ein geräuſchloſes Wirken befördert und genährt wird! Stöſst man das unmündige Kind zu früh hinaus in die Fremde, und giebt es den Einwirkungen einer kalten, wohl gar feindſeligen Umgebung preis, wie viel zarte und edle Triebe werden da im erſten Aufkeimen erſtickt! Was wird ihm in der ſtürmiſchen Welt die mütterliche Liebe und die väterliche Sorge erſetzen? Alſo nicht eher, als bis der Knabe eine gewiſſe Reife erlangt hat, etwa im 12—14ten Jahre, werde er der öffentlichen Erziehung übergeben. Wenn auch in vielen Familien ein ſchlechter, für die ſittliche Entwickelung des Kindes gefährlicher Geiſt herrſcht: ſo iſt doch dieſs nicht ſo allgemein, daſs überdie häus-

liche Erziehung im Ganzen der Stab gebrochen werden müſste. Welche höchſt traurige Ausſicht würde ſich für das ganze Menſchengeſchlecht eröffnen, wenn der Staat ſich aller Kinder vom 5ten Jahre an bemächtigen müſste! Am glücklichſten ſind die Ältern, welche ihre Kinder in eine gute öffentliche Lehranſtalt ſchicken, und dabey die Erziehung derſelben im traulichen Familienkreiſe fortſetzen können. — Alles, was Hr. P. S. 66—86 über die Pflichten und Verhältniſſe des Hauslehrers ſagt, iſt faſt ganz aus *Niemeyer's* Grundſätzen der Erziehung entlehnt. Der Vf. dankt auch dem würdigen Manne für die treffliche Vorarbeit. Aber warum die Ideen eines Buches wiedergeben, das gewiſs in den Händen jedes Erziehers iſt? — Sobald auf jeder Univerſität ein gut eingerichtetes pädagogiſches Seminarium beſteht — und dieſs iſt doch faſt durchgängig der Fall — ſo ſind beſondere Seminarien für künftige Hauslehrer nicht ſo nothwendig. — Was S. 107—123 über die *Landſchulen*, und S. 132—143 über die *Bürgerſchulen* geſagt iſt, hat unſeren ganzen Beyfall. Durch einen ſo zweckmäſsigen Unterricht wird der gemeine Mann gewiſs einer höheren Cultur und einer vernünftigen Aufklärung entgegengeführt. Über die Induſtrieſchulen aber haben wir von *Erhard* und *Lachmann* ſchon etwas Gehaltvolleres, als hier geliefert iſt. Ein ſehr brauchbarer Aufſatz über dieſen Gegenſtand befindet ſich im 12ten Stück des *Braunſchw. Journ.* v. J. 1788, und eine bis zum J. 1794 ſehr vollſtändige Literatur über Land- und Induſtrieſchulen ſteht im 61ſten Theil von *Krünitz Encyklopädie.* Sie iſt auch einzeln daraus abgedruckt. — Für die Nützlichkeit und Wohlthätigkeit groſser ökonomiſcher Schulen ſprechen die beiden trefflichen Inſtitute von *Thaer* und *Fellenberg* überzeugend genug. Daſs aber von den ſonntäglichen Belehrungen der erwachſenen Landjugend über die Verbeſſerung der Landwirthſchaft durch die Prediger und Schullehrer viel zu erwarten ſey, muſs Rec. recht ſehr bezweifeln. Denn in der Regel verſtehen beide von der praktiſchen Landwirthſchaft nicht ſo viel als der Landmann, und haben ſich auch wegen der Vorbereitungsſtudien zu ihren Ämtern früherhin nicht damit beſchäftigen können. Zwar verlangt der Vf., daſs die künftigen Landprediger ihre ökonomiſche Bildung in einem groſsen landwirthſchaftlichen Inſtitut, das unter der Autorität des Staats ſteht, erhalten ſollen: allein, um mehrerer anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, woher ſoll der Prediger, der wahrlich jeden Augenblick ſorgſam benutzen muſs, wenn er ſich auf eine würdige Art zu ſeinem Amte vorbereiten will, die Zeit nehmen, um ſich *drey* Jahre lang (denn dieſe werden doch mindeſtens zu einem *vollſtändigen* Unterricht über alle Theile der Landwirthſchaft, wo die Theorie *durchgehends* mit der Praxis verbunden werden ſoll — S. 168 —, erfodert) einem ſolchen Studium ausſchlieſsend zu widmen? — Bey dem Abſchnitt von den *Kunſtſchulen* (S. 180—189), die der Vf. in beſondere Inſtitute 1) für die zeichnenden und bildenden Künſte, 2) für die ſchöne Gartenkunſt, 3) für die mimiſchen Künſte, und 4) für die Tonkunſt abtheilt, wünſcht er auch noch eine Anſtalt, wo die *Beredſamkeit* im höheren Umfange geübt werde. Wenn aber dieſe Kunſt, die bey den Alten auf einer ſo hohen Stufe der Vollkommenheit ſtand, bey uns gedeihen ſoll: ſo müſste ein ganz anderer Geiſt in unſere gerichtlichen Verhandlungen und in die ganze Staatsverwaltung eingeführt, und das, was jetzt in ungeheuren Actenhaufen durch die Feder entſchieden wird, von der Rednerbühne herab verhandelt werden. Jetzt iſt die Kanzel der einzige Ort, wo dieſe edle Kunſt einen Zufluchtsort gefunden hat. Die Einrichtung einer Schule für die zeichnenden und bildenden Künſte würde nach dem Plane des Vfs. einen ſehr groſsen Koſtenaufwand verlangen. — Bey den *Handlungsſchulen* (S. 174—179) ſind die Gegenſtände des Unterrichts ſo vielfach, daſs man von einem Jüngling, der nicht mit auſserordentlichen Talenten begabt iſt, bey Beendigung ſeiner Studien kaum die erſten Anfangsgründe der erlernten Wiſſenſchaften verlangen kann. Eben ſo übertrieben ſind die Foderungen, welche der Vf. an den Ökonomen, Künſtler u. ſ. w. macht. Rec. hat gegen ein ſolches encyklopädiſches Vielwiſſen einen gewaltigen *horror*, und ihm fällt dabey immer der Ausruf eines unſerer gröſsten Philologen beym Anblick eines ſolchen buntſchäckigen Lectionsplans ein: *da fehlt ja nichts als die Vieharzneykunſt!* Wie beherzigenswerth iſt hier das goldene *Ne quid nimis!* Der Vf. bemerkt ja ſelbſt S. 344 ſehr richtig: „*Gründlichkeit* iſt jeder Halbwiſſerey und jedem oberflächlichen Lernen vorzuziehen. *Non multa, ſed multum!* Was (S. 198—223) über die *Realſchulen* geſagt wird, iſt ſehr gut und anwendbar; die *Töchterſchulen* aber werden ſehr kurz und oberflächlich (S. 189—197) abgefertigt, und dennoch ſind ſie in einem gut organiſirten Schulweſen von der höchſten Wichtigkeit.

Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Benj. Fleiſcher: *Kleine Geſchichten für Kinder von 6—10 Jahren, die gern etwas leſen, was ihnen verſtändlich, nützlich und angenehm iſt.* 1ſter Th. 3te durchaus verbeſſerte Aufl. 1805. VIII u. 198 S. 2ter Th. 260 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Unter den vielen Jugendſchriften, die durch Rec. Hände gegangen ſind, können nur wenige dieſen kleinen Geſchichten den Vorzug ſtreitig machen. Bey aller Leichtverſtändlichkeit fällt der Ton nie zum Unedeln herab, ſondern behauptet vielmehr immer eine anſtändige Würde, die unwillkührlich anzieht, wenn man ſich in die Seele des Kindes denkt. Auch verſichert der Vf., daſs ſich die hier gegebenen Geſchichten wirklich zugetragen haben, welches auch nicht unwahrſcheinlich iſt, da ſich das Meiſte in Familienſcenen herumdreht, wo alles dieſes leicht vorfallen konnte.

Kp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 12 NOVEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Erziehungswiſſenſchaft*, aus dem Zwecke der Menſchheit und des Staates praktiſch dargeſtellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Wie mangelhaft auch der Abſchnitt von den *Gelehrtenſchulen* (Gymnaſien oder Lyceen) ſey, wird man ſehr leicht aus einer Vergleichung mit dem einſehen, was *Niemeyer* und *Gedike* über denſelben Gegenſtand geſagt haben. Eben ſo würden wir hoffentlich vom Vf. über die *Univerſitäten* etwas Durchdachteres erhalten haben, wenn er die neuerdings erſchienenen Schriften von *Schleiermacher*, *Villers*, *Tittmann*, *Beck* und *Meiners* hätte benutzen können. Er behauptet, Deutſchland habe zu viel Univerſitäten, und mehrere derſelben könnten ſehr zweckmäſsig in andere Inſtitute verwandelt werden. Dabey könnte man von dem doppelten Grundſatze ausgehen: entweder eine Univerſität, die 10 Jahre hindurch in Hinſicht auf ihre Frequenz unter 200 Studirende gefallen iſt, verdient aufgehoben zu werden, oder für eine Provinz von 2 bis 3 Millionen Bewohnern bleibt nur *eine* Univerſität ſtehen. Dieſe Univerſitäten müſſen dem Zeitgeiſte und dem gegenwärtigen Standpuncte der Wiſſenſchaften gemäſs, verjüngt und neu organiſirt werden. Anſtatt des bisherigen zunftmäſsigen Facultätswesens werden folgende wiſſenſchaftliche Sectionen eingeführt: die *philoſophiſche* Section mit 8 ordentlichen Profeſſoren; die *cameraliſtiſche* mit 3; die *philologiſche* mit 10; die *hiſtoriſche* mit 6; die *mathematiſche* und *phyſikaliſche* mit 7; die *mediciniſche* mit 7; die *juriſtiſche* mit 9; die *theologiſche* mit 4; und endlich die *artiſtiſche* mit 6 ordentlichen Profeſſoren. (Zu der letzteren Section gehören auch der *Bereiter*, und der *Fecht*- und *Tanz-Meiſter*.) Auſser dieſem, aus 60 Perſonen beſtehenden Collegium werden noch mehrere auſserordentliche Profeſſoren und Privatdocenten angeſtellt. Die erſteren bekommen die Hälfte, die letzteren das Drittheil von dem Gehalte eines ordentlichen Profeſſors. Nur nach einer ſtrengen Prüfung und nach wiederholten Beweiſen einer guten Lehrfähigkeit kann Jemand Privatdocent werden. Dieſer avancirt zum auſserordentlichen Profeſſor, wenn er wenigſtens zwey Jahre mit Beyfall geleſen, und ſich durch ein gründlich geſchriebenes Buch als Schriftſteller bekannt gemacht hat. Öffentliche Disputationen fallen ganz weg, und das zeitraubende Programmenſchreiben wird ſehr eingeſchränkt. Jeder geprüfte Lehrer muſs das Recht haben zu leſen, was er will, und auf praktiſche Übungen und Prüfungen über das vorgetragene Penſum ganz beſonderen Fleiſs wenden. Wer von den Privatdocenten und auſserordentlichen Profeſſoren *zwey Jahre* hindurch keine Zuhörer bey der oberſten Erziehungsbehörde belegen kann, wird von der Univerſität auf eine andere, ſeinen Kenntniſſen angemeſſene Stelle verſetzt. Jeder Student bezahlt jährlich an eine dazu ernannte Commiſſion ein gewiſſes Quantum, das unter alle Docenten gleichmäſsig vertheilt wird. Wenigſtens *vier* Jahre lang muſs der Student auf der Univerſität bleiben, und darf nur nach dieſem Quadriennium eine auswärtige Univerſität beſuchen. Nächſt den oben angeführten Lehrſtellen muſs die Univerſität noch haben: Predigercollegia; ein Klinicum; ein Hebammeninſtitut; ein anatomiſches Theater; einen botaniſchen Garten; ein Obſervatorium; eine Naturalienſammlung und Apparat zur Experimentalphyſik; ein Seminarium für Lehrer in Realſchulen und Lyceen; einen technologiſchen Apparat und Modelle; ein Grundſtück zum praktiſchen Unterricht in der Ökonomie; ein chemiſches Laboratorium; Reitbahn; Tanzſaal; Fechtboden; abgeſteckte Bäder und eine *vollſtändige*, jährlich beträchtlich zu vermehrende Bibliothek. Übrigens hat die Univerſität ihre eigene Gerichtsbarkeit und Policey. Der Prorector wechſelt jährlich, und wird entweder von der Regierung oder durch die Wahl der Collegen ernannt. — Gern verweilten wir noch einige Augenblicke bey den verſchiedenen *Seminarien*, deren innere Organiſation im Ganzen vortrefflich und überall anwendbar iſt (nur daſs auch hier wieder zu viel gelehrt wird): aber wir haben uns ſchon zu lange bey den vorigen Abſchnitten aufgehalten.

So ſehr wir nun auch im Ganzen durch den politiſchen Theil der Erziehungswiſſenſchaft befriedigt wurden: ſo wenig konnte uns der *didaktiſche* Theil (S. 318—434) derſelben ein Genüge leiſten. Denn alles iſt hier mit oberflächlicher Kürze abgefertigt, und zeigt, daſs der Vf. in ſeinen Gegenſtand nie tief eingedrungen iſt. Faſt bey allen Abſchnitten beſchränkt er ſich bloſs auf einige allgemeine Regeln, und führt dann eine lange Reihe von Büchertiteln an, die eine eben ſo mangelhafte als ungründliche Kenntniſs der Literatur in dieſem Fache verrathen. S. 323 tadelt der Vf. mit Recht, daſs *Heuſinger* in dem Aufſatz: *Über Erziehung und Unterricht*, eine

ſo ſcharfe Grenzlinie zwiſchen dem Lehrer und Erzieher gezogen hat; denn beide müſſen nie von einander getrennt werden, und der Unterricht, der nicht zugleich erziehend iſt, hat in unſeren Augen gar keinen Werth. Niemand hat noch dieſe ſchöne Vereinigung glücklicher und überraſchender dargeſtellt, als *Peſtalozzi.* — S. 331 ſagt Hr. P.: die *katechetiſche* Lehrform ſollte nicht bloſs auf moraliſche und religiöſe Begriffe, ſondern auch beym Unterricht in der *Naturgeſchichte, Geographie, Grammatik* u. ſ. w. angewandt werden. Rec. weiſs es recht gut, daſs die katechetiſche Methode, mit Einſicht und Gewandtheit gebraucht, den Geiſt weckt, die Urtheilskraft ſchärft, und die Aufmerkſamkeit wach erhält: aber wie will man ſie da anwenden, wo es nicht auf Entwickelung und Bildung der Begriffe, ſondern vorzüglich auf Belehrung und auf Bereicherung des Gedächtniſſes ankommt? — S. 349 berührt Hr P. die *Peſtalozziſche* Lehrmethode, fertigt ſie aber kurz mit der Aeuſserung ab: „ſie führt zu einem Mechanismus, der ſelbſt für Dorf- und Bürger-Schulen zu weit getrieben iſt; ſie iſt für die höhere, umſchlieſsendere Menſchenbildung durchaus unanwendbar, beſonders da ihrem Stifter alle eigentlichen gelehrten Kenntniſſe abgehen; ſie kann keineswegs als eine allgemeine Methode gelten, da ihre Anwendung auf alle Gegenſtände, wo man mit der bloſsen Anſchauung nicht ausreicht, unverſucht geblieben iſt. *Peſtalozzi* beſitzt mehr Wärme des Herzens, als Klarheit der Begriffe (?); und daher ſind ſeine pädagogiſchen Schriften nicht ohne Verworrenheit. Auch fehlt ihnen Zuſammenhang, Ründung, Beſtimmtheit des Ausdrucks und umſchlieſsende Umſicht." Wir halten es für überflüſſig, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren, da der Vf. durch dieſe Aeuſserungen hinlänglich bewieſen hat, wie vertraut und befreundet er mit dem Geiſt der *Peſtalozziſchen* Lehrmethode ſey. Unter den angeführten Büchern über dieſe Methode fehlen die Schriften von *Herbart, Zeller, Witte, Ström, Trapp* und der Proſpect des peſtalozziſchen Inſtituts zu *Münchenbuchſee*, in Verbindung mit der Erziehungsanlage zu *Hofwyl.* — Was Hr. P. über die Leſemethode *Oliviers* ſagt, zeigt deutlich, daſs er ſich nicht die Mühe genommen habe, deſſen Elementarwerk zu leſen. Es iſt überhaupt nicht ſo leicht, über dieſe Methode abzuſprechen, weil ſie ein langes und gründliches Studium vorausſetzt. Von *Campens, Gedikens* und *Pöhlmanns* Leſemethoden erfahren wir nichts. Was aber Hr. P. über *Stephani's* Leſelehrart ſagt, iſt aus deſſen Syſtem der öffentlichen Erziehung genommen. — Die *hebräiſche Sprache* will der Vf. S. 389 ganz von den öffentlichen Lectionen des Unterrichts auf Gymnaſien ausgeſchloſſen wiſſen, weil ſie als eine unvollkommene Sprache ein ſehr geringes Intereſſe gewähre. „Künftige Prediger mögen ſie in Privatſtunden lernen" — wahrſcheinlich um mit noch gröſserer Kälte und Geringſchätzung gegen eine Sprache erfüllt zu werden, welche für die früheſte Geſchichte der Menſchheit ſo ehrwürdige Documente aufzuweiſen und uns ſo manche köſtliche Blüthen und Früchte des Orients aufbewahrt hat, ohne welche auch unſere Religions-Urkunden nicht gründlich und zuverläſſig erklärt werden können. — S. 391 verlangt Hr. P., man ſolle den Knaben nicht bloſs mit grammatiſchen Regeln martern, *ſondern ihn in die Welt des Alterthums ſelbſt führen.* Dieſe Welt aber zu erfaſſen und zu begreifen, iſt nur der Lohn eines langen und gründlichen Studiums der Alten, und den Knaben über das Mühſame der Grammatik zu früh hinweg heben und ihm eine Welt eröffnen wollen, für die er noch keinen Sinn hat, heiſst den unmündigen Icarus mit wächſernen Flügeln der Sonne entgegenführen. Darum will ja *Jean Paul*, daſs man die alten Claſſiker eigentlich erſt auf der Univerſität leſen ſoll. Auf jeden Fall aber muſs der Jüngling erſt dann in die alte claſſiſche Welt geführt werden, wenn ihm die Grundſätze der Grammatik ganz ſicher und gewiſs geworden ſind. — Die acht angehängten *Beylagen*, welche Lectionsplane für Land- und Bürger-Schulen, für Realſchulen und für Gymnaſien (einer nach Vertheilung der Lehrgegenſtände zu denſelben Stunden in allen Claſſen, und ein zweyter für ſechs Lehrer, von denen jeder beſtimmte Scienzen durch alle Claſſen des Inſtituts vorträgt), ferner eine Tabelle über das ganze Schuljahr, und eine monatliche Cenſur-Tabelle enthalten, ſind gut und brauchbar.

Der Styl, der im Ganzen leicht und flieſsend, hin und wieder auch edel und kraftvoll iſt, trägt, wie die ganze Schrift, häufige Spuren von Flüchtigkeit. Wir haben uns *viele* Beweiſe dieſer Behauptung geſammelt, und nur der Raum hindert uns, ſie hier vorzulegen. Manche Perioden haben wir wegen der verworrenen Conſtruction gar nicht verſtanden; z. B. I. S. 191 und 208; II. 329. Überhaupt wenn der Vf. ſeine Kräfte nicht durch ein zu vielſeitiges Studium zerſplitterte, und dafür ſeinen Fleiſs auf *einen* Gegenſtand ganz beſonders concentrirte: ſo hätten wir gewiſs von ihm etwas Ausgezeichnetes zu erwarten, und ſein literäriſcher Ruhm würde dabey mehr gewinnen, als wenn er mit jeder Meſſe immer neue Producte ſeines Fleiſses zu Markte bringt. Er bemerkt ja ſelbſt ſehr richtig, II. S. 71: „Der Gelehrte, der nicht Charlatan, ſondern gründlich gebildet iſt, kann nicht Polyhiſtor ſeyn." —

L. Th.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Manuel du Muſeum Français*, contenant une deſcription analytique et raiſonnée, avec une gravure au trait, de chaque tableau, tous claſſés par Ecoles, et par Oeuvres de grands maitres. 8. (Seit 1802—1808 ſind von dieſem Werk nach und nach 10 Lieferungen erſchienen, welche zuſammen 67½ Francs koſten.)

Künſtler und Liebhaber der Kunſt, wer in Paris

Digitized by Google

anweſend iſt ſowohl als Auswärtige, haben alle gleich viel Urſache mit dem vorliegenden Werk zufrieden zu ſeyn: der Künſtler, weil er in demſelben, obgleich nur leicht und ſkizzenhaft entworfen, eine Menge ſchöner Erfindungen berühmter Maler antrifft, die er ſich bekannt machen, ſtudiren und unter einander vergleichen kann. Liebhaber der Kunſt erhalten nicht nur eine vollſtändigere Überſicht der Werke groſser Meiſter, ſondern ſie werden auch von den weſentlichſten Eigenſchaften derſelben aus den beygefügten Urtheilen unterrichtet. Für diejenigen, die ſich wirklich in Paris befinden, muſs es eben ſo angenehm als nützlich ſeyn, das *Muſeum Français* mit dieſem Werk in der Hand zu ſehen, und an demſelben einen wirklich guten und verſtändig urtheilenden Ausleger zu haben. Auswärtige endlich erhalten hiedurch umſtändliche Kunde von den im *Muſeum français* aufbewahrten Schätzen.

In jeder der 10 Lieferungen ſind die Werke eines oder nach Beſchaffenheit auch mehrerer berühmter Meiſter zuſammengeſtellt, welches eine bequeme, den allgemeinen Überblick ihrer Kunſttalente ſehr erleichternde Einrichtung iſt. — Die erſte Lieferung enthält Umriſſe nach 19 Gemälden von *Nic. Pouſſin*, worunter das Bildniſs des Künſtlers und 3 Landſchaften ſind. Die zweyte Lieferung 16 Stücke nach *Domenichino*, worunter 3 Landſchaften nebſt noch ein paar anderen Bildern, welche ebenfalls zum Fach der Landſchaften können gerechnet werden: ferner 4 Stücke nach *Leonello Spada*. Lieferung No. 3. 48 Stücke nach *Rubens*, verſchiedener Art. Lieferung No. 4. 39 Bilder nach *Rafael*. Die 5 Lieferung 34 Tafeln nach Gemälden von *le Brun*, worunter ſich deſſen Bildniſs befindet. Sechſte Lieferung, 8 Tafeln nach *Adrian van Oſtade*, 13 nach *Gerhard Douw* und 28 theils hiſtoriſche Darſtellungen, theils Bildniſſe nach *Ant. Vandyk*. Die ſiebente Lieferung iſt mit 29 Landſchaften nach *Vernet* angefüllt. Lieferung No. 8 mit 24 Stücken nach *Titian*, hiſtoriſche Darſtellungen und Bildniſſe. Lieferung No. 9 hat 17 Kupfer nach Gemälden des *Paul Veroneſe*, worunter nur ein Porträt befindlich. Die 10 Lieferung endlich zeigt 25 Tafeln nach Gemälden des *E. le Sueur*, welche alle, eins ausgenommen, das Leben des heil. Bruno darſtellen.

Wenn man den hiezu gehörigen Text vom rechten Standpunct unbefangen betrachtet: ſo erſcheint auch Er allerdings verdienſtlich; allein man muſs gefaſst ſeyn, einige den franzöſiſchen Kunſtrichtern gewöhnlich anklebende Vorurtheile zu überſehen. So wird z. B. in der erſten Lieferung von *Nic. Pouſſin*, dem wir in Deutſchland Ehre anzuthun glauben, wenn wir ihn unter die Maler vom zweyten oder dritten Range rechnen, geradezu behauptet: „*derſelbe habe in Hinſicht auf das Ganze ſeiner Gemälde alle anderen Künſtler übertroffen*.“ In der 4 Lieferung iſt beyläufig dem wackeren *Pietro Perugino* eine froſtige proſaiſche Manier Schuld gegeben u. ſ. w. Im Gegentheil fehlt es aber auch nicht an manchen feinen Bemerkungen, an Urtheilen, welche Einſicht verrathen; die Foderungen, welche im Allgemeinen an das Kunſtwerk geſchehen, ſind ſelten ganz ungegründet, allein zuweilen über die Gebühr geſteigert und an Splitterrichterey grenzend. —y—H.

Lemgo, b. Meyer: *Deutſches Künſtlerlexikon oder Verzeichniſs der jetztlebenden deutſchen Künſtler.* Verfertiget von *Joh. Georg Meuſel*, königl. preuſs. Hofrathe u. ſ. w. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. Erſter Band. 1808. 588 S. 8. (1 Thlr.)

Die groſsen faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Vf. eines Werks, wie das anzuzeigende Künſtlerlexikon iſt, zu bekämpfen hat, erwerben demſelben billig ein milderes Urtheil und mehrere Nachſicht, als bey irgend einem anderen literariſchen Unternehmen ſonſt geſchehen dürfte. Denn erſtlich iſt die Grenze, wo der Künſtler aufhört und der bloſse Handwerker anfängt, ſehr ſchwer abzuſtecken, und zweytens wird es nie möglich ſeyn, zur Vollſtändigkeit zu gelangen, weil ſelbſt während der zum Druck erfoderlichen Zeit manche von den aufgezeichneten Künſtlern geſtorben ſeyn, und manche, welche der Aufzeichnung werth geweſen wären, ſich unterdeſſen erſt bekannt gemacht haben werden; überdieſs kann der Vf. es nicht vermeiden, ſich unzuverläſſiger Hülfsmittel, z. B. Zeitungsnachrichten, zu bedienen, woraus aber der Nachtheil entſpringt, daſs zuweilen nur mittelmäſsige Verdienſte verſchwenderiſch mit Lobſprüchen überſchüttet werden, anderen aber nach Verhältniſs zu wenig Ehre geſchieht, noch anderen iſt in dieſem Lexikon ein Platz eingeräumt worden, welche auf den Namen eines Künſtlers keine gegründeten Anſprüche haben. Ungeachtet dieſer Mängel, die uns von dem Unternehmen ſelbſt unzertrennlich ſcheinen, erkennen wir gerne die Brauchbarkeit des Werks im Ganzen, den Fleiſs und die Mühe an, welche Hr. Hofr. *Meuſel* ſich um die Sache der deutſchen Kunſt gegeben, und wünſchen, es möchte ein jeder, der es vermag oder Gelegenheit hat, zur Berichtigung und Vervollſtändigung beytragen. Hier iſt weder ein ſchicklicher Ort noch Raum für beträchtliche Zuſätze. Rec. will indeſſen doch, um ſeinen guten Willen zu beweiſen, einiges anmerken, was er ſich beym Durchleſen aufgezeichnet hat.

Der S. 96 angeführte *Bittner* iſt wohl kaum ein anderer als der vor etwa 3 Jahren als kurheſſiſcher Hofmaler zu Caſſel verſtorbene Prof. *Böttner*, welcher in ſeinen früheren Jahren und beſonders in Italien geſchichtliche Gegenſtände mit Glück dargeſtellt, nachher aber war er meiſtens mit Bildniſsmalen beſchäftiget. *Friedrich Bury* aus Hanau, von dem S. 126 geredet wird, lebt ſeit mehreren Jahren nicht mehr in Dresden, ſondern in Berlin. — *Demiani* oder *Dimiani*, ein geſchickter Mignaturmaler in Dresden, iſt an ſeinem Orte aufzuzeichnen vergeſſen worden; eben ſo vermiſst man auch den im Fach landſchaftlicher Darſtellungen mit Öl- und Waſſer-Farben rühmlichſt bekannten Hn. *Bellermann*, Kaufmann in Erfurt. — Dem Wenigen, was S. 308 vom

dem Landſchaftenmaler *Graſs* geſagt wird, wäre fürs Erſte noch beyzufügen, daſs derſelbe in Jena ſtudirt, ſich nachher einige Zeit in der Schweiz aufgehalten, wo er im vertraulichen Umgange mit dem bekannten zürcher Maler *Heſs* bedeutende Fortſchritte in der Kunſt gemacht, dann nach Italien gegangen und vornehmlich Sicilien durchreiſet. — Der S. 356 angeführte Zeichner, Namens *Hartmann*, iſt wohl nur eine Perſon mit dem ſich in Dresden aufhaltenden ſtuttgardter Maler *Ferdinand Hartmann*, deſſen S. 354 bereits Erwähnung geſchehen. — *Conrad Horny*, von welchem S. 421 geredet wird, war zu Höchſt, unter Frankfurt a. M., geboren, nicht eigentlich ein Kupferſtecher, ſondern erſt Porzellanmaler, ſpäter arbeitete er vornehmlich mit Aquarellfarben, und verfertigte auch Ölgemälde; nur nebenher hat er ſich mit Radiren beſchäftiget. Man kann dieſen Künſtler auch unter die Schriftſteller zählen, denn die im Programm zur J. A. L. Zeitung 1807 eingerückten Bemerkungen über den Landſchaftenmaler *P. Brill* ſind aus ſeinen Papieren ausgezogen. *Horny* ſtarb zu Ende des Jahres 1807. — Der geſchickte Hofebeniſt zu Jena heiſst nicht, wie S. 433 nach der Zeitung f. d. E. W. gemeldet wird, *Jecke*, ſondern *Keck*. — Noch findet man den *Joh. Külla* (denn ſo ſchrieb er ſich, nicht *Koella*) zu Stäfa am zürcher See S. 490 als lebend angeführt, da derſelbe doch ſchon vor mehr als 30 Jahren verſtorben iſt.

— y — H.

KURZE ANZEIGEN.

Lateiniſche Sprachkunde. 1) *Erfurt*, b. Keyſer: *Lectiones Latinae, veterum gentium hiſtoriam continentes.* In uſum Juventutis Latinae linguae ſtudioſae edidit notisque philologicis e Broederi Grammatica maj. exornavit *Georgius Philippus Schuppius*, Gymnaſii Hersfeldenſis Collaborator. Pars prima Hiſtoriam ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. complectens. 1805. 160 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaſ.: *Tabulae ſynchroniſticae ex hiſtoria veterum gentium.* Edidit *Georg. Phil. Schuppius.* Periodus prima. Ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. 1805. 11 Bog. 4. (8 Gr.)

Die Idee, nach welcher Hr. *Sch.* die *Lect. lat.* gearbeitet hat, die lateiniſchen Lectionen zugleich zur Wiederhohlung der Geſchichte zu benutzen, iſt lobenswerth; die Methode, nach welcher er Geſchichte lehrt, daſs er nämlich erſt bloſs mit wenigen Worten und chronologiſchen Beſtimmungen die Hauptbegebenheiten aus der Geſchichte eines Volkes heraushebt, dann ſie im Zuſammenhange entwickelt, hat ſich auch dem Rec. bewährt; und der lateiniſche Ausdruck des Vfs. iſt einfach und klar, und zeigt von vieler Beleſenheit und einer beſonders fleiſsigen Übung im Lateiniſchſchreiben. Daher wir das Buch durchaus empfehlen würden, wenn wir es nicht für noch nützlicher hielten, mit dem Schüler die lateiniſchen Hiſtoriker ſelbſt zu leſen, wodurch der Zweck des Vfs., den Unterricht im Lateiniſchen mit dem Unterrichte in der Geſchichte in Verbindung zu ſetzen, noch vollkommener erreicht werden möchte. Denn wie gut auch Hn. *Sch's.* lateiniſcher Styl iſt; doch muſs ſich auch der vollendeteſte Latiniſt unſerer Zeit beſcheiden, nicht wie ein Römer der beſſeren Periode zu ſchreiben. Sicherer lernt man das ächte Latein aus Cornelius, Livius, Salluſt; und der Gewinn für Geſchmacksbildung iſt doch auch in Anſchlag zu bringen. Denn, wie ſchon die Seitenzahl des Buches erwarten läſst, es iſt nur Compendium: Neigung aber für Geſchichte, Geiſt und Gefühl überhaupt wird am lebhafteſten aufgeregt durch lebendige Entwickelung und Darſtellung des Einzelnen. Daher, wenn eine allgemeine Anſicht der Geſchichte gegeben iſt, es für das Studium der Geſchichte gewinnvoller ſeyn möchte, die wichtigen an ſich groſsen und intereſſanten Begebenheiten und Charaktere ins Einzelne hinein zu verfolgen, und vollſtändiger ausgebildet darzuſtellen, als Alles, und nur in kurzen Andeutungen, zu umfaſſen.

Die *Tabellen* ſcheinen uns weniger ihrem Zweck zu entſprechen: ſie enthalten auf einer Seite zu wenig, und geben alſo gerade das nicht, was man von Tabellen erwartet, Überſicht. Z. B. die 13 Tab. enthält einen Zeitraum von 20 Jahren 543 vor Chr. bis 514, und in der breiten Columne *Graeci* ſteht weiter nichts als: *Anacreon. Hippias;* die Columne *Macedones* iſt ganz leer; und unter *Romani* nur: *Tarquinius Superbus regnum invadit.* — Die Tabellen aber, ſo wie die *Lectiones latinae*, zeugen von einer ſehr genauen Geſchichtskenntniſs; und wenn auch Rec. über manche Angabe in der älteſten aſiatiſchen Geſchichte anders denkt, ſo beweiſt doch alles Beleſenheit und Urtheil, und wir dürfen hienach glauben, daſs Hr. *Schuppius* als Lehrer vielen Nutzen ſtifte.

V. S. A.

Ausländiſche Sprachkunde. *Göttingen*, in Commiſſ. b. Dieterich: *Grundriſs der franzöſiſchen Sprache, verbunden mit praktiſchen Übungen zum Überſetzen ins Franzöſiſche über alle Regeln dieſer Sprache.* Von *St. D—s*, Ph. Dr., Lehrer dieſer Sprache auf der Univerſität zu Göttingen. 1808. 155 S. 8. (9 Gr.) Hr. *St. D—s (Dubois)*, Ph. Dr., muſs ſehr jung und des Publicums unkundig ſeyn, wenn er glaubt, daſs es ihm „ſeiner guten Abſicht wegen manchen Fehler überſehen werde.“ So gutartig iſt das Publicum nicht, und wird obendrein in ſeiner Liebloſigkeit durch die böſen Recenſenten beſtärkt. Der gegenwärtige will ihm indeſſen das Leben nicht ſauer machen, ſondern ohne Umſchweife geſtehen, daſs ſich ſein Grundriſs nicht recenſiren läſst, weil alles auf den Kopf geſtellt, weder Anfang noch Ende, weder Ordnung noch Deutlichkeit darin iſt. Der Vf. ſcheint ſelbſt zu fürchten, daſs, auſser ihm, wenige ſein Buch werden leſen wollen. „Mancher Lehrer, ſagt er, wird dieſen Grundriſs nicht als Leitfaden annehmen, weil er vielleicht durch ſeine Unwiſſenheit in Verlegenheit gerathen könnte, indem bloſs angezeigt iſt, was man wiſſen muſs, und der *Lehrer* folglich die nöthigen Kenntniſſe haben muſs, um es zu erklären, welches leider der Fall nicht immer iſt.“ Es war doch auch nicht edel vom Hn. *D.*, die armen unwiſſenden Lehrer nicht erſt beſſer zu unterrichten. Denn Manchem wird wunderlich werden, wenn er S. 11 den Imperativ ſo erklärt lieſt: „Nichts iſt gemeiner im geſellſchaftlichen Leben, als der Ton (!) zu befehlen, zu bitten, zu ermahnen, zu ermuntern, hiezu der *Imperatif.*“ Oder S. 15: „Durch die zwey erſten Perſonen verſteht man eigentlich nur Menſchen, aber durch die dritte Perſon verſteht man alles, wovon man redet, Menſchen oder Thiere oder Sachen.“ Alſo wird der Marder in der Fabel nun nicht mehr zu der erhaſchten Taube ſagen: *Ich* will *dich* freſſen, ſondern: *Er* will *ſie* freſſen.

Cch.

Deutſche Sprachkunde. *Berlin: Redetheile der deutſchen Sprache für untere Schulclaſſen.* 1 Blatt. Fol. (2 Gr.) Eine nützliche Wandzierung unterer Schulclaſſen! Wenn der Schüler mit dem Inhalte dieſer Tabelle bekannt iſt: ſo hat er ſchon einen guten Grund in der deutſchen Grammatik gelegt; eines Mehreren, als dieſer Bogen enthält, bedarf es für den Anfänger nicht. Da nun eine einzige Tafel für den Gebrauch einer ganzen Schulclaſſe hinreicht, und dieſe nur 2 Gr. koſtet: ſo wird ſich das Blatt ſchon verkaufen.

ſt.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Staatslehre für denkende Geſchäftsmänner, Cameraliſten und gebildete Leſer,* dargeſtellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz,* ord. Prof. des Natur- und Völker-Rechts und Director des akademiſchen Seminariums auf der Univerſität Wittenberg. 1808. I Theil. VIII u. 312 S. II Theil. X u. 418 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Die Staatslehre in ihrem ganzen Umfange abzuhandeln, ein Lehrbuch der Politik nach allen ihren Zweigen zu liefern, war die Abſicht des Vfs. bey dieſem Werke. Was er ſelbſt von ſich in der Vorrede bemerkt, ſeine lange Bekanntſchaft mit *Kanti*ſchen Ideen möge auch wohl in ſeiner Darſtellungsart ſich zeigen, fand Rec. beym Durchleſen des Werks ſehr häufig auffallend beſtätigt. Wir geſtehen, daſs uns dieſe Behandlungsart des Gegenſtandes aus einem philoſophiſchen Geſichtspuncte, nicht eben als die zweckmäſsigſte erſcheint. Ungleich glücklicher würde nach unſerer Überzeugung der Vf. gewählt haben, zumal da er für Geſchäftsmänner und gebildete Leſer überhaupt, alſo nicht ausſchlieſslich für Gelehrte von Profeſſion, ſchreiben wollte, wenn er ſein Thema hauptſächlich aus dem hiſtoriſchen Standpuncte unterſucht hätte. Die praktiſche Brauchbarkeit des Buchs würde dadurch unſtreitig ſehr gewonnen haben. Das ganze Werk zerfällt in 2 Theile, von welchen der erſte den reinen, der zweyte den angewandten Theil der Staatslehre enthält. Der erſte, welcher am meiſten dem Vf. Eigenthümliches enthält, verdient deſshalb auch hier eine genauere Anzeige. Gleich in der Einleitung ſtellt der Vf. als Ideal einer philoſophiſchen Rechtslehre den Satz auf: befördere das vollendete Gleichgewicht zwiſchen dem äuſseren freyen Wirkungskreiſe aller mit dir zur Geſellſchaft vereinigten Weſen. Dieſem Ideale ſucht der Staat die Menſchen anzubilden. Es iſt eine Rechtsgeſellſchaft, wo das Gleichgewicht zwiſchen der Freyheit aller unter der Bedingung des Zwangs hervorgebracht und erhalten wird. Nach dieſer Definition des Staats zerfällt die ganze Staatslehre bey dem Vf. in 2 Theile, in den reinen, welcher die vernunftmäſsige Begründung der rechtlichen Form des Staats nach ſeinen inneren und äuſseren Verhältniſſen entwickelt oder das Staatsrecht, und in den angewandten, welcher die, in der rechtlichen Form des Staats enthaltenen Bedingungen ſeines organiſchen Lebens nach allen einzelnen Theilen ſeiner Verwaltung darſtellt, oder die Politik. Der Vf. erklärt übrigens ſelbſt dieſe beiden Abtheilungen als ſynonym mit den gewöhnlichen Benennungen, Staatsverfaſſungs- und Staatsverwaltungs-Lehre.

Nach dieſer Einleitung folgt die reine Staatslehre ſelbſt. Der Vf. theilt ſie in 3 Hauptabſchnitte: 1) in die Lehre von der rechtlichen Organiſation der Form des Staats — oder wie das Recht im Staate zur Herrſchaft gelangen ſoll; 2) in die Lehre von der rechtlichen Organiſirung des Zwangs im Staate, — oder wie das Recht im Staate ſeine Herrſchaft durch den Zwang behaupten ſoll; und da mehrere Staaten neben einander exiſtiren, 3) in die Lehre von dem rechtlichen Nebeneinanderſeyn mehrerer Staaten und die Beſtimmung der Art und Weiſe des rechtlich organiſirten Zwangs zwiſchen Staaten und Staaten. Was den erſten Theil betrifft, ſo umfaſst dieſer a) die Darſtellung der Urverträge, auf welchen der Staat als Rechtsgeſellſchaft beruhe. Wir finden hier die ganze weitläuftige Lehre von den verſchiedenen Urverträgen, dem Vereinigungs-, Verfaſſungs- und Unterwerfungs-Vertrage, welche, obgleich ſchon ſo oft und bündig widerlegt, dennoch in den Köpfen einiger Theoretiker nicht ausſterben zu wollen ſcheint, noch einmal von neuem vorgetragen. Rec., der trotz dem, was hier gegen die Gegner der Urverträge geſagt iſt, ihre Nothwendigkeit noch immer nicht einſieht, der es noch weniger begreift, was dieſe ganze Darſtellung in einem praktiſch ſeyn ſollenden Werke, das für gebildete Geſchäftsmänner und nicht allein für grübelnde Theoretiker geſchrieben iſt, nutzen ſoll, erinnert hier nur an das, was er ſchon bey einer anderen Gelegenheit in dieſen Blättern (No. 190—92) gegen dieſe ganze Theorie bemerkt hat. Es verdient doch gewiſs beherzigt zu werden, wie leicht mit dieſer Theorie Miſsbrauch getrieben werden kann, wie die Geſchichte unſerer Tage gezeigt hat! — Auf dieſe Theorie der Grundverträge ſtützt ſich bey unſerem Vf. b) die Lehre von der höchſten Gewalt im Staate und die Realiſirung des Staatszwecks durch dieſelbe. Er läſst die höchſte Gewalt aus dem allgemeinen Willen in Hinſicht auf den Zweck und die Form des Staats entſtehen, und theilt ſie in die geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Das Perſonale, welchem dieſe beiden Zweige der höchſten Gewalt anvertraut ſind, ſoll von einander getrennt, und jedes in ſeinem Wirkungskreiſe unabhängig ſeyn. Die Geſetzgebung übt das Volk durch ſeine Repräſentanten, und unter ihnen gilt der Beſchluſs der Mehrheit. — Es braucht kaum bemerkt zu werden, daſs der allgemeine Wille, welcher ſich durch die Repräſentanten ausſprechen ſoll, durch das ganze repräſentative Syſtem ſo gut als gar nicht mit Gewiſsheit ausgemittelt werden kann. Der völlige Mangel

Digitized by Google

eines geſetzgebenden Raths, meint der Vf., führe zum Despotismus und zur Tyranney. Freylich wo keine kräftige öffentliche Meinung vorhanden iſt, durch welche aber auch erſt die repräſentativen Corps etwas mehr als bloſse Formen werden können! Dänemarks Beyſpiel iſt hier die beſte Widerlegung. Die executive Macht, welche der Regent repräſentirt, ſoll von der legislativen ſtreng getrennt werden, wo nicht, ſo regiere Willkühr ſtatt des Rechts. Beide Gewalten ſollen aber dennoch von einander wechſelſeitig abhängig ſeyn, dadurch daſs dem Regenten die Initiative der Geſetze, dem geſetzgebenden Corps aber die Controlle der executiven Macht zuſtehe, und zwiſchen beiden ſoll fortwährend völlige Übereinſtimmung herrſchen. Die richterliche Gewalt ſieht der Vf. mit Recht für einen Zweig der executiven Macht an. Man ſieht, der Vf. hatte bey ſeiner ganzen Darſtellung die engliſche Staatsverfaſſung vor Augen; wie aber noch jetzt ein politiſcher Schriftſteller nach der groſsen Lection, welche die franzöſiſche Revolution allen Staatskünſtlern gab, welche das Heil eines Staats von einer ſchulgerecht verfaſsten Conſtitution erwarteten, behaupten kann, daſs, wenn die Conſtitution des Staats überhaupt die Realiſirung des Staatszwecks beabſichtige, die Staatsform nothwendig ein Syſtem der Repräſentation ſeyn müſſe, wie unſer Vf. es thut, iſt Rec. wahrhaftig unbegreiflich. Wenn der Regent, wie hier jedoch ausdrücklich behauptet wird, unwiderſtehlich ſeyn ſoll: ſo iſt es wenigſtens ſchwer einzuſehen, wie alsdann durch den bloſsen conſtitutionellen Mechanism noch eine Abhängigkeit der executiven Macht von dem geſetzgebenden Corps beſtehen kann. Noch ſchwerer wird die Foderung einer beſtändigen Übereinſtimmung zwiſchen dem Regenten und dem geſetzgebenden Corps zu realiſiren ſeyn. Unmöglich kann Rec. das von dem Vf. aufgeſtellte Gleichgewicht der Macht im Staate als die einzig mögliche Garantie der Fortdauer der Conſtitution anſehen. Wo nicht beſondere Umſtände hinzukommen, wird dieſe Theilung der Gewalten vielmehr der Zunder ewiger Zwietracht werden, und entweder den Staat in Anarchie ſtürzen, oder, wo die executive Macht ſtark genug iſt, den Weg zur unbeſchränkteſten Willkühr bahnen. Was einmal die Geſetzgebung und ihre rechtliche Form im Staate anbetrifft, ſo wird, als ihr höchſtes Princip, Freyheit durch das Geſetz angegeben, und alle Geſetze im Allgemeinen in Grundgeſetze und abgeleitete Geſetze eingetheilt. Die erſteren dürfen nur die Urrechte der Menſchen enthalten, die anderen haben ihren Namen daher, daſs jede rechtliche Beſtimmung im Staate auf eines dieſer Grundgeſetze muſs zurückgeführt werden können. Fünf organiſche oder Grund-Geſetze zählt hier unſer Vf. auf: 1) perſönliche Freyheit, 2) perſönliche Gleichheit vor dem Geſetze, 3) perſönliche Sicherheit, guten Namen und Sicherheit des rechtmäſsigen Eigenthums, 4) Freyheit des Gewiſſens und Publicität, und endlich 5) das Geſetz der Heiligkeit der Verträge. Die öffentliche Geſetzgebung zerfällt in ſo viele Zweige, als es Hauptgattungen von öffentlichen rechtlichen Verhältniſſen der Staatsbürger zu dem Staate und unter ſich giebt, nämlich in die Civilgeſetzgebung, in die Juſtiz- und Criminal-Geſetzgebung, in die Policey-, Finanz- und Militär-Geſetzgebung. Nur 3 dieſer angegebenen Zweige werden in dem erſten Theile behandelt, indem die Finanz- und Policey-Geſetzgebung in dem zweyten oder angewandten Theile, als Grundlagen der Staatsverwaltung, behandelt werden ſollen. Der Vf. ſpricht zuerſt von der Civilgeſetzgebung, welche theils die Verhältniſſe der Staatsbürger unter ſich nach ihren urſprünglichen, perſönlichen und durch Eigenthum und Verträge erworbenen Rechten, theils die Eintheilung der Staatsbürger nach ihrem Antheile an der Realiſirung des Staatszwecks beſtimmt. — Der Vf. geſteht zwar den Bürgern das Recht zu, den Staat zu verlaſſen, jedoch nicht eigenmächtig und nicht im Stillen; auch ſoll der Staat das Recht haben, diejenigen durch Zwang in ſeiner Mitte zu behalten, die nur deſshalb auswandern wollen, um ſich einer übernommenen Verbindlichkeit zu entziehen, und diejenigen zu ſtrafen, welche Inländer zum Auswandern verführen. Eine allerdings ſehr leicht zu miſsbrauchende Einſchränkung! Ein ſchlimmes Zeichen der Zeit bleibt es immer, daſs gerade in unſeren Tagen ſo viele ſtrenge Verordnungen gegen Auswanderungen nöthig geworden ſind; und dennoch zeigt ja die Erfahrung klar, daſs, wenn einmal finanzlicher und militäriſcher Druck bis zu einer gewiſſen Höhe geſtiegen ſind, der Staat ſich nicht, wie *Schlözer* ſagt, wie ein Stall verſchlieſsen läſst. Endlich ſpricht der Vf. noch von der rechtlichen Form der einzelnen Geſellſchaften im Staate, vorzüglich von der Kirche u. deren Verhältniſſe zum Staate, worin ihm Rec. vollkommen beyſtimmt.

Darauf wird von der rechtlichen Form der executiven Gewalt im Staate gehandelt. Dieſe Unterſuchung beginnt mit der Beſtimmung des Begriffs der Souveränetät. Der allgemeine Wille iſt, nach dem Vf., der ſouveräne Wille; dem Regenten, als Organ deſſelben, kommt alſo die executive Souveränetät zu. Sie iſt beſchränkt durch die Conſtitution, durch die Realiſirung des Staatszwecks; in Betreff der anzuwendenden Mittel dagegen iſt der Regent völlig unbeſchränkt. Wo die Souveränetät dem Regenten nicht ausſchlieſslich überlaſſen, ſondern unter mehrere Gewalten vertheilt iſt, da kann der Staat nie als organiſches Ganzes exiſtiren. So z. B. iſt die Souveränetät der rheiniſchen Bundesfürſten nach auſſen hin beſchränkt. Dann folgt eine ausführliche Aufzählung der Hoheitsrechte. Sonderbar genug rechnet darunter auch der Vf. das Recht der Geſetzgebung im engeren Sinne — *poteſtas rectoria* — da er doch vorher eine ſtrenge Scheidung der geſetzgebenden und executiven Gewalt verlangte. Freylich aber werden diejenigen, welche auf dieſer Scheidung ſtreng beſtehen, immer in Gefahr kommen, inconſequent zu werden, indem ſie doch unmöglich dem Regenten alle Befugniſs Geſetze zu geben — nenne man ſie immerhin Decrete oder *arrétés*, der Name thut hier nichts zur Sache — abſprechen können. — Dem Regenten kommt auſser der Souveränetät auch noch Majeſtät zu. Dieſe beruht darauf, daſs die höchſte Macht des Staats durch die Perſon des Re-

Digitized by Google

genten repräſentirt wird. Rec. kann den Unterſchied nicht einſehen, den nach dieſer Definition der Vf. dennoch zwiſchen Souveränetät und Majeſtät annimmt. Das Beyſpiel von England, wo dem Regenten zwar die Majeſtät, dem dirigirenden Miniſter aber die executive Souveränetät eigentlich zukomme, ſcheint Rec. ſehr unpaſſend gewählt zu ſeyn. Denn will man nur auf factiſche Umſtände Rückſicht nehmen: ſo möchte ſich die Behauptung des Vfs. wohl nicht allein von England rechtfertigen laſſen. Hier kömmt es nur auf das rechtlich Beſtimmte an, und danach iſt ja doch der Miniſter nur das Organ des Monarchen. In den folgenden Abſchnitten ſind die Pflichten des Regenten und der Unterthanen behandelt. Bey den letzteren iſt vorzüglich auf die Frage Rückſicht genommen: ob und in welchen Fällen dem Volke das Recht zuſtehe, ſich dem Regenten zu widerſetzen, ihn zu zwingen. Dieſes Recht ſoll dann dem Volke zuſtehen, wenn der Regent den Unterwerfungsvertrag von ſeiner Seite bricht, die Conſtitution vernichtet; — man ſieht leicht, wie unbeſtimmt und leicht zu miſsbrauchen dergleichen Äuſserungen ſind. Die verſchiedenen Stände, welche darauf unſeren Vf. beſchäftigen, ſind hier, wie es uns ſcheint, ziemlich unpaſſend in die höheren und niederen Stände abgetheilt, je nachdem die Bürger ein Staatsamt bekleiden oder nicht. Mit Recht erklärt ſich der Vf. gegen die Sitte, ein beſtimmtes Alter als nothwendig für den Eintritt in den Staatsdienſt feſtzuſetzen, da doch wahrhaftig nur in höchſt ſeltenen Fällen das Alter ein ſicherer Maſsſtab der Würdigkeit zum öffentlichen Dienſte abgeben wird, es müſste denn der unter einer ganzen Nation bey der Jugend allgemein herrſchend gewordene Leichtſinn eine ſolche Verordnung nothwendig machen, ſo wie dieſs in Frankreich geſchehen iſt. Bey der Anſetzung der Staatsdiener will der Vf. nur bey den höchſten Stellen dem Regenten vollkommen freye Wahl laſſen; alle anderen ſollen von den Behörden und Collegien ſelbſt durch Wahl beſetzt werden. Der Vf. ſcheint überſehen zu haben, wie ſehr eine ſolche Einrichtung den Nepotismus und den Kaſtengeiſt begünſtigen würde. Eben ſo wenig kann Rec. in die Foderung mit einſtimmen, dem nicht durch einen Rechtsſpruch entlaſſenen Staatsdiener müſſe ſein bisheriger *voller Gehalt* als Penſion gelaſſen werden. Obgleich auch wir das Entlaſſen ohne allen Gehalt für höchſt gefährlich halten: ſo glauben wir doch, daſs durch eine klug gewählte Mittelſtraſse dieſe Gefahr eben ſo gut vermieden werden kann. Dem, was endlich noch der Vf. von den nothwendigen fortſchreitenden Reformen im Staate ſagt, ſtimmt Rec. vollkommen bey.

Die Lehre von der rechtlichen Organiſation des Zwangs im Staate füllt den 2ten Hauptabſchnitt des Buches aus. Sie begreift die rechtl. Form der Gerechtigkeitspflege und die Erhaltung und Befeſtigung der öffentlichen Sicherheit im Staate überhaupt. Wie ſich erwarten läſst, verlangt der Vf. vollkommene Unabhängigkeit des Rechtsſpruches von dem Regenten, ob ſich gleich dagegen Manches nicht ohne Grund einwenden läſst. Den Unterſchied zwiſchen Verbrechen und Vergehen ſtellt unſer Vf. ſo, daſs er alle ſtrafbaren Handlungen, welche die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt verletzen, Vergehen, diejenigen aber, welche die öffentliche Sicherheit und die urſprünglichen und erworbenen Rechte der Staatsbürger beleidigen, Verbrechen nennt. Die erſteren gehören der Policey, die anderen der Staatsgeſetzgebung an. Er folgt darin, wie er ſelbſt geſteht, vorzüglich *Tittmann* in deſſen Grundlinien der Strafrechtswiſſenſchaft. Rec. geſteht, daſs ihm dieſe Eintheilung keinesweges alle Schwierigkeiten zu heben ſcheint. So iſt das Vergreifen an Schildwachen, welches der Vf. ſelbſt als Beyſpiel eines Policeyvergehens anführt, von der Art, daſs es nach dem Gefühle des Rec. als Verletzung der Sicherheit eben ſo gut zu den Verbrechen gerechnet werden könnte. Fährdet der Diebſtahl nicht eben ſo oft, wo nicht noch öfter, unmittelbar den Wohlſtand, als die Sicherheit? Die Verbrechen ſelbſt zerfallen hier in öffentliche und Privatverbrechen. — Das Duell, welches hier zu den Verbrechen gerechnet iſt, möchte Rec. jedoch lieber zu den Policeyvergehen zählen. Als Zweck der Strafe nimmt der Vf. an: Wiederherſtellung des verletzten Gleichgewichts in der äuſseren Sphäre des Rechts und Ahndung der geſchehenen Verletzung deſſelben. Gegen ewige Infamie und Landesverweiſung erklärt ſich der Vf. durchaus, obgleich doch wohl letztere in manchen Fällen ſich noch möchte vertheidigen laſſen. — Zu der Lehre von der rechtl. Organiſirung des Zwangs im Staate gehört zweytens noch rechtl. Form des Militärſtandes im Staate. Manche gute Vorſchläge, welche hier gegeben werden, glaubt Rec. übergehen zu dürfen, da ſie ſchon anderweitig bekannt und geprüft ſind. Nicht viel mehr Stoff zu Bemerkungen giebt der 3te Hauptabſchnitt dieſes erſten Bandes, welcher die Lehre von dem rechtl. Nebeneinanderſeyn mehrerer Staaten und die Art und Weiſe des rechtl. organiſirten Zwanges behandelt, der nach vorhergegangener Rechtsverletzung zwiſchen Staaten und Staaten eintreten darf. Als Baſis des ganzen Völkerrechts iſt nach unſerer Überzeugung das Princip der Selbſtſtändigkeit anzunehmen. Daraus läſst ſich das ganze Völkerrecht ohne Mühe deduciren. Auch unſer Vf. nimmt zwar dieſs Princip als eine der Grundlagen deſſelben an, ſtellt ihm aber noch mehrere andere Sätze an die Seite, welche doch nach unſerer Überzeugung ſchon durch das Princip der Selbſtſtändigkeit gegeben ſind, und nur unter Vorausſetzung deſſelben näher beſtimmt werden können. Auch hier nimmt unſer Vf. vollkommen überflüſſig einen ſtillſchweigenden Grundvertrag an, nach welchem die einzelnen Staaten neben einander exiſtiren, und welcher die 4 Bedingungen ihres Nebeneinanderbeſtehens, Selbſtſtändigkeit, gegenſeitige Gleichheit, ſicheren Beſitz des Territoriums und Heilighaltung der geſchloſſenen Verträge enthalte. Die Staats- oder Völker-Verträge theilt unſer Vf. in *pacta tranſitoria* und *foedera*. Rec. hält dieſe Eintheilung für unzulänglich, und nimmt keinen Anſtand, der von Hn. *Dreſch* in ſeiner gekrönten Preisſchrift über die Dauer der Völkerverträge aufgeſtellten Eintheilung den Vorzug zu geben, in Verträge, welche das Eigenthum, die Sicherheit und den Wohlſtand betreffen. Überhaupt iſt dieſer ganze Abſchnitt ziemlich flüchtig

und dürftig gearbeitet, und enthält nichts weiter als einen Auszug aus den gewöhnlichen völkerrechtlichen Compendien.

Der zweyte Theil des ganzen Werks enthält die angewandte Staatslehre oder die Staatsverwaltungslehre. Unter dieſem Namen begreift der Vf. die Nationalökonomie, die Staatswirthſchaft und die Policeywiſſenſchaft. In der Behandlung der erſteren folgt der Vf. nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe vorzüglich *Adam Smith*, jedoch mit Benutzung der neueſten Berichtigungen und Verbeſſerungen eines *Jakob, Lüder, Sartorius, Soden, Hufeland, Harl, Weber* u. ſ. w. Hin und wieder hat der Vf. ſelbſt neue Verbeſſerungen verſucht. Die Ordnung der Haupttheile der Nationalökonomie iſt im Ganzen dieſelbe, wie bey *Adam Smith*: 1) über die Entſtehung, Erhaltung und Vermehrung des Nationalreichthums; 2) über die Vertheilung deſſelben über die Conſumtion. Darauf folgt eine Kritik der beiden anderen wichtigſten Syſteme der Nationalökonomie, des mercantiliſchen u. phyſiokratiſchen. Rec. begnügt ſich mit dieſer kurzen Anzeige, da die Darſtellungsart des Vfs. wenig Eigenthümliches hat. Als Hülfswiſſenſchaften der Nationalökonomie führt der Vf. die ſogenannten Cameralwiſſenſchaften an, unter welchem Namen er die Landwirthſchafts-, Gewerbs- und Handelskunde verſteht. Den 2ten Hauptabſchnitt dieſes 2ten Theils füllt die Staatswirthſchaft aus. Es hat uns gefreut, daſs der Vf. die Ausdrücke Nationalökonomie und Staatswirthſchaft nicht gleichbedeutend gebraucht, ſondern ſie einander vielmehr, wie es ſeyn ſollte, geradezu entgegengeſetzt hat. Möchte doch ſein Beyſpiel allgemein befolgt werden, damit doch endlich einmal das ekelhafte Schwanken in der Bedeutung des Worts Staatswirthſchaft aufhörte! Wie der Name ſchon angiebt, iſt ſie die Wirthſchaft des Staats, der Regierung, welche mit der der Nation ganz und gar nichts unmittelbar zu thun hat. Sehr richtig definirt ſie unſer Vf. als die Wiſſenſchaft, welche die Bedingungen enthalte, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gebildet und angewandt werden muſs, und theilt ſie in zwey Theile, in die Staatswirthſchaft im engern Sinne, welche die allgemeinen Grundſätze beſtimmt, nach welchen die höchſte Gewalt Einfluſs auf die Leitung der National-Induſtrie haben kann und darf, und in die Finanzwiſſenſchaft, welche die Grundſätze für die Erhebung, Vertheilung und Anwendung der Staatseinkünfte feſtſetzt. In Beziehung auf die Staatswiſſenſchaft im engern Sinne, prüft und modificirt der Vf. den Grundſatz der *Smith*'ſchen Lehre, der Staat ſey zu gar keinem poſitiven Einfluſſe auf die Nationalwirthſchaft berechtigt. Der Vf. folgt in dieſer Unterſuchung vorzüglich *Sartorius*. — Die Vortheile des Zunftweſens ſcheint der Vf. doch etwas zu hoch anzuſchlagen, obgleich Rec. mit ihm darin vollkommen übereinſtimmt, daſs bey der Aufhebung des Zunftweſens mit groſser Behutſamkeit verfahren werden müſſe. Die Finanzwiſſenſchaft behandelt der Vf. unter den beiden Hauptgeſichtspuncten der Staatsausgaben und der Staatseinnahmen. Die letztern werden nach den drey gewöhnlichen Rubriken der Domänen, Regalien und Steuern behandelt. Der Vf. erklärt ſich geradezu für die Zerſchlagung der Domänen; nach unſerer Meinung hätten jedoch wenigſtens die erheblichen Gegengründe, welche zumal jetzt bey dem ſo ſehr geſunkenen Credite der meiſten Fürſten ein neues Gewicht erhalten, nicht gänzlich übergangen werden ſollen. Die Steuern theilt unſer Vf. in Steuern auf liegende Gründe, in die Gewerbs- und in die Conſumtions-Steuern. Auffallend war es Rec., der praktiſchen Eintheilung in directe und indirecte Steuern gar nicht einmal erwähnt zu finden. In einem eigenen Paragraphen wird von den Finanzoperationen gehandelt, wohin vorzüglich Staatsſchulden gerechnet werden. Der Vf. räth, ſie wo möglich, im Lande zu machen, um die Intereſſen im Lande zu behalten; indeſſen möchte es doch wohl allein von den Umſtänden abhängen, in wiefern es vortheilhafter ſey, ein groſses Capital auf ein Mal der Circulation zu entziehen, oder nach und nach minder beträchtliche Summen ins Ausland zu ſchicken. Auch die Behauptung, daſs Staatsſchulden in jedem Falle ein Nationalübel ſeyen, läſst ſich doch wohl nicht ſo unbedingt aufſtellen, indem dieſs vielmehr von den Zwecken abhängt, zu welchen die aufgeliehenen Summen verwandt werden. Was der Vf. über die Publicität im Finanzweſen bemerkt, verdient alle Beherzigung, je mehr in den neuſten Zeiten mancher Staat ſich genöthig geſehen hat, über dieſen Theil ſeiner Verwaltung den Schleyer des Geheimniſſes zu verbreiten.

Die Policeywiſſenſchaft füllt endlich den 3ten und letzten Hauptabſchnitt des 2ten Bandes aus. Sie begreift nach unſerem Vf. die Grundſätze, nach welchen theils die öffentliche Sicherheit und Ordnung im Staate vor möglicher Verletzung bewahrt, und die geſchehene Verletzung ſogleich erkannt, theils die Cultur der Staatsbürger nach ihrem ganzen Umfange begründet, befördert, erhalten und erhöht wird. Man ſieht, der Vf. nimmt die Eintheilung in Sicherheits- und Wohlfahrts-Policey, welche letztere er Culturpolicey nennt, an. Rec. hat dagegen einzuwenden, daſs ihm dieſe Eintheilung nichts weniger als ſcharf trennend erſcheint, indem Sicherheit und Wohlfahrt, wie ihm dünkt, ſich wohl einander ſubordiniren, aber nicht coordiniren laſſen. Laut und kräftig äuſsert ſich der Vf. gegen geheime Policey, welche höchſtens unter einem verderbten Volke in groſsen Städten ſich vertheidigen läſst, deren Nutzen aber auch dort immer ſehr problematiſch bleibt, indem dadurch nur zu leicht bey der Nation Miſstrauen gegen die Regierung geweckt und der Nationalcharakter verſchlimmert wird. Vollkommen geben wir dem Vf. unſeren Beyfall, wenn er einen genau beſtimmten Policeycodex verlangt, ein höchſt nöthiges Requiſit, um die Gefahr der Willkühr der Policeygewalt zu vermindern. Den zweyten Hauptabſchnitt der Policey macht bey unſerem Vf. die Culturpolicey aus. Sie begreift die Bevölkerungs-Induſtrie, Sitten-, Religions-, Aufklärungs- und Erziehungs-Policey. Auch hier iſt viel Gutes und Zweckmäſsiges, obgleich, ſo wie Rec. bemerkt hat, wenig neues geſagt.

Ein Hauptverdienſt des ganzen Werks, von dem man übrigens, keine neuen wiſſenſchaftlichen Reſultate erwarten darf, beſteht in einer reichhaltigen Literatur, welche bey den einzelnen Rubriken angeführt iſt. Möchte nur der Vf. bey *allen* angeführten Werken zugleich in wenig Worten eine kurze Kritik derſelben gegeben haben.

A. L.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER, 1808.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Wien, b. Wappler u. Beck: *Nöthige Anfangsgründe der Rechenkunſt, zum Gebrauch der Infanterie- und Cavallerie-Officiere der k. k. öſterreichiſchen Armee.* Vom Freyherrn von Unterberger. F. M. L. 1807. 152 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaſ.: *Nöthige Anfangsgründe der Planimetrie.* Von Ebendemſelben. 1807. Mit V Kupfertafeln. 177 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendaſ.: *Kurzer Unterricht vom Aufnehmen mit dem Meſstiſche.* Von Ebendemſelben. 1807. Mit VI Kupfertafeln. 133 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

4) Ebendaſ.: *Abhandlung über die Feldbefeſtigungskunſt.* Von Ebendemſelben. 1807. Mit VIII Kupfertafeln. 113 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

5) Ebendaſ.: *Abhandlung über die beſtändige Befeſtigungskunſt und nöthige Begriffe von dem Angriff und der Vertheidigung der Feſtungen.* Von Ebendemſelben. 1807. Mit XIII Kupfertafeln. 212 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

6) Ebendaſ.: *Nöthige Kenntniſſe von dem Geſchütz und deſſen Gebrauch.* Von Ebendemſelben. 1807. Mit III Kupfertafeln. 144 S. 8. (1 Rthlr.)

7) Ebendaſ.: *Weſentliche Kenntniſſe der Infanterie- und Cavallerie-Feuergewehre.* Von Ebendemſelben. 1807. 79 S. 8. (8 Gr.)

Der verdienſtvolle Vf. liefert durch dieſe Arbeit einen, bis auf die Taktik und Strategie, vollſtändigen Curſus der Kriegswiſſenſchaften, inſofern ſie für jeden Officier der Infanterie und Cavallerie brauchbar und unentbehrlich ſind. Er giebt daher hier in No. 1, 2 u. 3, nur einen Auszug aus ſeinem früher erſchienenen, gröſsern Lehrbuche der Mathematik: ſo daſs in No. 1 die Grundſätze der Arithmetik angegeben, und demnach im I Abſchn. von den Zahlen; im II Abſchn. von den algebraiſchen Gröſsen; im III Abſchnitt von den Bruchzahlen und Gröſsen; im IV Abſchn. von den Potenzen und ihren Wurzeln; und im V Abſchnitt von den Verhältniſſen gehandelt wird. Befremdet hat es Rec., der Decimal-Brüche gar nicht erwähnt zu finden, da ſie doch zu dem Verſtehen jeder mathematiſchen Berechnung durchaus nothwendig ſind, auch das neuere franzöſiſche Maſs und Gewicht auf dem Decimalſyſtem beruht.

No. 2 enthält die Lehren der Planimetrie, auf denen das Aufnehmen mit und ohne Inſtrumente beruht. Im I Abſchnitt wird von den Winkeln und Dreyecken; im IIten aber von den Linien gehandelt. Die Ausmeſſung der Linien durch Schritte, S. 23, iſt nicht befriedigend; man vermiſst das Verhältniſs der Schritte, ſo wie das bey dem Abgaloppiren der Linien zu beobachtende Verfahren. Parallel-Linien werden S. 47 bloſs auf dem Papiere, nicht aber auf dem Felde zu ziehen gezeiget, das doch bey dem Abſtecken der Feldſchanzen unentbehrlich iſt. Von den Linien gehet der Vf. im fünften Hauptſtück zu den Dreyecken und zu den übrigen Vielecken über, und lehret die Conſtruction derſelben. Im III Abſchnitt wendet er ſich zu den Flächen, kommt aber im erſten Hauptſtück wieder auf die Ähnlichkeit der Dreyecke zurück, von der er im *zweyten* zu der Gleichheit derſelben und den Parallelogrammen übergehet, deren Berechnung, ſo wie die der Kreisflächen, gelehret, und damit dieſer Theil beſchloſſen wird.

No. 3 beſchäftigt ſich mit dem Aufnehmen zum Kriegsgebrauch, und zwar ganz beſonders vermittelſt des Meſstiſches, der zu dieſem Behuf, ſo wie überhaupt, die richtigſten Reſultate giebt. Man muſs jedoch ein Pferdehaar, nicht aber eine Darmſeite in die Diopter ziehen; die letztere iſt zu ſtark, und gewährt bey weitem keine ſo ſcharfe Viſirlinie als erſteres. Bis zum 23 §. findet man die Beſtimmung verſchiedener Puncte; dann wird das Vermeſſen krummer Linien, z. B. der Ufer eines Fluſſes, eines durch einen Wald gehenden Weges, gezeigt, und endlich die Auftragung der Gebäude, Dörfer und Städte, gelehrt. Um die Bergzeichnung nach ihrer verſchiedenen Steile beſſer überſehen zu können, räth der Vf., die Gebirge aus Sand oder feiner Erde zu modelliren; Rec. bediente ſich immer des feinen Thones zu dieſem Behuf, aus dem ſich die Abſtufungen und verſchiedenen Wendungen der Berge ſehr gut zum Nachzeichnen formen laſſen. — Zuletzt folgen gute Bemerkungen über das Aufnehmen ganzer Gegenden. Bey dem kaiſerl. öſterreichiſchen Generalſtaabe hat man zweyerley Maſsſtäbe hiezu angenommen, den gröſsern zu 1000 Schritt oder 400 Klaftern auf 1 Wiener Zoll, und den kleinern zu 2000 Schritt oder 800 Klaftern auf 1 Zoll. Einige praktiſche Vorſchriften zu dem Aufnehmen nach dem Augenmaſs, machen den Beſchluſs; ſie ſind aber zu kurz, um das Bedürfniſs des Ungeübten zu befriedigen, dem Rec. in dieſer Abſicht vorzüglich den Gebrauch der Bouſſole empfehlen würde.

No. 4 giebt eine gedrängte Anleitung zu dem Bau

der Feldſchanzen, erklärt daher zuförderſt die dabey vorkommenden Kunſtwörter, und geht alsdann zu der Anordnung der Verſchanzungen ſelbſt, in Abſicht ihrer Gröſse und des Terrains über. Rec. vermiſst hier die Anwendung kleiner zugeſpitzter Pfähle, dem Feinde die Annäherung an den Graben zu erſchweren. Die Brückenſchanzen wie Horn- oder Kron-Werke mit Baſtionen anzulegen, würde Rec. nicht anrathen, ihre Tracirung ſowohl als ihr wirklicher Bau erfodern mehr Mühe und Zeit, als die der bloſsen Zangenwerke, die ſich überhaupt mehr zu jeder Art Feldſchanzen eignen, als jene. Die Beſchreibung der hölzernen Blockhäuſer, S. 86, iſt nicht deutlich genug, um ihre Verfertigung darnach anordnen zu können, die ohnedieſs ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Nur ſelten wird jedoch der Infanterie-Officier in den Fall kommen können, einen ſolchen Bau anordnen zu müſſen, wo er ſich aus *Müllers* und *Scharnhorſt's* Werken genauer unterrichten kann! Die Beſchreibung der Überſchwemmungen ſowohl, als der Fladderminen zu Verſtärkung der Verſchanzungen iſt zweckmäſsig und genügend; ſo auch die eigentliche Ausführung des Baues, mit der ſich das Werk ſchlieſst.

No. 5 giebt eine allgemeine Überſicht der Kriegsbaukunſt, und handelt daher zuerſt von dem Nutzen der Feſtungen, wobey mit Recht folgende Hauptgrundſätze aufgeſtellt werden: 1) „daſs man ſich auf allen Seiten, auf welchen ſich der Feind in der Entfernung der Schuſsweite zeigen kann, dergeſtalt zu decken ſuche, daſs demſelben die Einſicht in das Innere der Werke benommen werde, und daſs die Bedeckung ſelbſt ſo eingerichtet ſey, daſs man das eigene Geſchütz und Schieſs-Gewehr ungehindert brauchen könne; 2) daſs man dem angreifenden Feind die Annäherung zu den Werken ſo beſchwerlich und gefährlich zu machen ſuche, als es nur immer möglich iſt; und daſs man ihm alle Hinderniſſe in den Weg lege, um mit den Vertheidigern nicht handgemein werden zu können."

Der Vf. zeigt hierauf in einer kurzen Geſchichte der Befeſtigungskunſt ihre allmählichen Fortſchritte, von den früheſten bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Allein, dieſe Geſchichte giebt bloſs die wirklichen Erſcheinungen an, ohne ihrer Beweggründe und Veranlaſſungen zu erwähnen, wie z. B. die Belagerung von Wien 1525 die Nothwendigkeit des bedeckten Weges bewies u. ſ. w. Ausführlicher wird *Vaubans* Syſtem beſchrieben, von dem der Vf. zu den, von den franzöſiſchen Kriegsbaumeiſtern daran gemachten Verbeſſerungen übergeht, wobey die verſchiedenen Vorſchläge dazu durchgegangen, und in Hinſicht ihres Nutzens geprüft werden. Ref. vermiſst auch hier, wie in faſt allen Fortificationswerken, eine Erwähnung der *Montalembertiſchen* Vorſchläge, die doch auf ſo richtigen Grundſätzen beruhen, und bey einigen Einſchränkungen in Hinſicht des Mauerwerks, gewiſs die beſte und dauerndſte Vertheidigung gegen die ſo ſehr vermehrten Wurfgeſchütze gewähren. Der Vf. ſcheint hier ſeine Leſer nicht völlig unterrichten zu wollen; er ſagt S. 68: „Die Franzoſen nicht allein, ſondern auch Deutſche, haben in den neueren Zeiten an der Befeſtigungskunſt ſo vieles verbeſſert, daſs ſie mit der dermaligen Heftigkeit des Angriffs wieder in ein gewiſſes Gleichgewicht gekommen iſt. Es würde aber zu weitläuftig, und der Hauptabſicht zuwider ſeyn, alles, was hierin geſchehen iſt, anzuführen." —

Von der Verſtärkung der Feſtungen durch Gegenminen wird S. 68 ff. eine hiſtoriſche Überſicht gegeben, jedoch ohne der neuen in Frankreich angeſtellten Verſuche zu erwähnen, durch welche bey verſtärkter Ladung die Entbehrlichkeit der Minenverdämmung erwieſen ward, und die man in *Hoyers Milit. Magazin* beſchrieben findet. Die Beſchreibung der Überſchwemmungen, zu Vertheidigung der Feſtungen angewandt, macht den Schluſs dieſes Abſchnittes, von dem ſich der Vf. zu dem *Angriff und der Vertheidigung der Feſtungen* wendet. Hier werden die dabey vorfallenden Arbeiten erklärt; in Hinſicht des Batteriebaues aber wird auf das von dem Vf. herausgegebene Werk über die Geſchützkunſt verwieſen. Zur guten Vertheidigung einer Feſtung werden hier 6 nothwendige Bedingungen feſtgeſetzt: 1) „daſs die Werke in möglichſt gutem Stande und von ſolcher Beſchaffenheit ſind, daſs man bey gehöriger Wachſamkeit weder einer heimlichen, noch öffentlichen und gewaltſamen Überrumpelung und Beſtürmung ausgeſetzt iſt; 2) muſs die äuſsere Gegend der Feſtung wenigſtens keinen weſentlichen Nachtheil bringen; 3) muſs die Feſtung mit hinlänglicher Beſatzung verſehen ſeyn; 4) muſs ſie das erfoderliche Geſchütz, Pulver, Munition, Lebensmittel, Medicamente, und alle übrigen dahin gehörigen Nothwendigkeiten auf die Zeit, als ſie von aller auswärtigen Hülfe abgeſchnitten iſt, in ſich haben; 5) müſſen alle dieſe Bedürfniſſe, ſo viel als möglich, gegen das feindliche Feuer ſicher untergebracht, und gegen das Verderben geſchützt werden; 6) endlich *ſoll der Commandant ein Mann von Einſicht und Entſchloſſenheit ſeyn*; die Ingenieurs und Artilleriſten Geſchicklichkeit und Thätigkeit in ihrem Fache, und überhaupt die ganze Beſatzung Muth beſitzen."

Die zu dem Approviſionnement einer Feſtung nöthigen Dinge werden dem Namen, aber nicht der Menge nach aufgeführt. Hier hätten nothwendig die Grundſätze, nach denen die Menge jeder beſonderen Gattung im Verhältniſs der Gröſse und Wichtigkeit der Feſtung beſtimmt wird, aufgeführt werden ſollen. Es iſt ein Verluſt für den Staat, wenn die Feſtungen zu ſtark verſorgt werden, weil bey ihrer endlich doch erfolgenden Übergabe dieſe Vorräthe verloren gehen; eine zu kärgliche Anſchaffung hingegen zieht nothwendig den früheren Verluſt der Feſtung nach ſich. Die Vorſichtsmaſsregeln, welche der Commandant während der Belagerung zu beobachten hat, ſowohl als die Vertheidigung der Feſtung ſelbſt ſind von S. 166 an gut und für die Abſicht des Werks hinreichend aus einander geſetzt. Unter den Vertheidigungsmitteln vermiſſen wir jedoch die Con-

Digitized by Google

tra-Approchen, wo die Belagerten mit der flüchtigen Sappe auf den Flanken der Attaquen vorgehen, und einige leichte Batterieen etabliren, um die Bojeaux und die zweyte Parallele zu enfiliren. Dieſs ſcheint Rec. ein ganz vorzügliches Mittel, den Fortgang der Sappe zu hemmen, und ſo einige Tage zu gewinnen.

Alles, was nun hier über den Angriff und die Vertheidigung der Feſtung geſagt worden, nimmt der Vf. S. 195 zuſammen, um daraus die *Grundſätze* herzuleiten, *nach welchen Feſtungen in Anſehung ihrer mehreren oder wenigeren Haltbarkeit gegen den dermalen üblichen Angriff zu beurtheilen ſind.* Sie beſtehen in folgenden: 1) „Grenzfeſtungen müſſen immer einen Hauptzugang des Landes decken, und von dem Feinde nicht leicht umgangen werden können. Hinter ihnen liegen die gröſseren Hauptfeſtungen, am beſten da, wo Flüſſe oder Hauptſtraſsen zuſammen kommen; 2) Die Grenzfeſtungen dürfen nicht zu groſs ſeyn; die Hauptfeſtungen hingegen müſſen Raum genug haben, um die Kriegsbedürfniſſe für die Armee darin aufhäufen zu können; 3) Bergfeſtungen haben gewöhnlich mehr Nachtheile als Vortheile; 4) Feſtungen in ſumpfigen Gegenden ſind zwar beſchwerlich anzugreifen; aber auch leichter einzuſchlieſsen. Ein weſentlicher Nachtheil iſt die gewöhnlich da herrſchende ungeſunde Luft. 5) Eine, an einem Fluſſe liegende Feſtung muſs allezeit eine gut befeſtigte Brücke haben; 6) Seehäfen müſſen mit guten Strandbatterieen verſehen ſeyn, um ein feindliches Bombardement zu verhindern. Hiebey muſs Rec. bemerken, daſs ſie dieſs nie im Stande ſind, wenn ſie nicht, wie die von Montalembert in Frankreich angelegten, mehrere Etagen von Geſchütz über einander haben, um den feindlichen Schiffen eine gleiche Anzahl Kanonen entgegenſetzen zu können, und wenn ſich nicht Ofen zu glühenden Kugeln auf ihnen befinden, welche gegen jene die meiſte Wirkung thun. 7) Ein detaſchirtes Fort muſs entweder eine völlig geſicherte Communication mit der Hauptfeſtung haben, oder es muſs ſich allein einige Zeit halten können; 8) Ein verſchanztes Lager unter den Kanonen einer Feſtung gewährt ſehr weſentliche Vortheile; 9) Bey keiner Feſtung darf ſich innerhalb der Weite eines Kanonenſchuſſes ein gedeckter Ort, oder auch eine dominirende Anhöhe befinden; 10) je mehr unangreifbare Seiten eine Feſtung hat, deſto vortheilhafter iſt ſie; 11) Vorliegende geſchloſſene Auſsenwerke vermehren die Stärke einer Feſtung ungemein; 12) Dieſs iſt auch der Fall, wenn zwey neben einander liegende Fronten einen ſehr flachen Bogen, und faſt eine gerade Linie bilden; 13) Groſse und weit vorſpringende Raveline mit Reduits ſind vorzüglich vortheilhaft, und erſchweren den feindlichen Angriff auf das Baſtion; 14) Die Contregarden müſſen das Bollwerk nur in ſofern decken, daſs man noch über ſie hinwegſchieſsen kann; und der Graben vor der Contregarde muſs von dem neben liegenden Ravelin nicht allzu ſchief beſtrichen werden; 15) Die Horn- und Kron-Werke müſſen geräumige Baſtione haben, und dürfen inwendig nicht mit Häuſern verbaut ſeyn; 16) Alle detaſchirten Werke müſſen eine ſichere Communication haben; 17) Die Gräben müſſen breit und tief genug, auch überall gehörig flankirt ſeyn; 18) Niedere Tenaillen vor der Curtine ſind ſehr vortheilhaft; 19) Die Mauerverkleidung muſs hoch genug, jedoch von den Glacis völlig gedeckt ſeyn; 20) Die Hauptflanken müſſen lang genug und caſematirt ſeyn; 21) Die Wallgänge müſſen die gehörige Breite und bequeme Auffahrten haben; 22) Die dem Enfiliren ausgeſetzten langen Linien müſſen mit Traverſen verſehen ſeyn; 23) Palliſaden in bedeckten Wegen und Lünetten in den Waffenplätzen ſind durchaus unentbehrlich; 24) Die Communicationen nach den Auſsenwerken müſſen nach Eroberung des bedeckten Weges immer noch ſicher und brauchbar bleiben; 25) Überall, wo es das Terrain erlaubt, müſſen Contreminen angelegt werden; 26) iſt bey einer Feſtung die Seite des Angriffs ſchon durch die Lage beſtimmt; ſo müſſen die Baſtione inwendig gute, gemauerte Abſchnitte haben; 27) gute Caſematten verlängern die Vertheidigung auſserordentlich.“

No. 6 giebt die Erfindung des Schieſspulvers unrichtig an; es war zu Anfang des 14 Jahrhunderts bloſs den Mauren in Spanien und vielleicht früher noch den Saracenen und Chineſen bekannt. Nach einer kurzen hiſtoriſchen Überſicht der Artillerie geht der Vf. S. 12 zu dem bey der öſterreichiſchen Armee eingeführten Geſchütz über, das aus 24, 18, 12, 6, 3 und 1 pfündigen Kanonen; 10 und 7 pfündigen Haubitzen, und 100, 60, 30 und 10 pfündigen Mörſern beſteht; wo die Belagerungskanonen 23 bis 25 Kaliber, die Feldſtücke aber allgemein 16 Kaliber lang ſind. S. 29 *von dem Cavalleriegeſchütz*, wo der Vf. der öſterreichiſchen Einrichtung — bey der die Artilleriſten auf dem gepolſterten Munitionskaſten ſitzen — vor der reitenden Artillerie den Vorzug giebt. Es dürfte ihm jedoch ſchwer fallen, zu beweiſen, daſs jenes Geſchütz eine eben ſo ſchnelle Bewegung gewähre, als die letztere, wo im Nothfall die Reitpferde der Artilleriſten mit angeſpannt werden können, wenn in der Action die Zugpferde erſchoſſen werden. Für die ſiebenpfündigen Haubitzen werden bey der öſterreichiſchen Artillerie 40, 32, 24 und 16 löthige Pulverladungen mitgeführt, um ſie nach Verhältniſs der Wurfweiten anwenden zu können. Bey dem Feldgeſchütz hat man für die 12pfündigen Kanonen: 12 einpfündige, oder 28 12löthige, oder 60 6löthige, oder 114 3löthige harteſchkugeln; für die Sechspfünder 28 6löthige, oder 60 3löthige, und für die Feldhaubitzen 57 6löthige Kugeln in blechernen Büchſen. Unter den Kunſtfeuern vermiſst Rec. die bey der engliſchen und ſächſiſchen Artillerie eingeführten Brandbomben, welches gewöhnliche Bomben ſind, die oben neben dem gewöhnlichen Brandloche noch 3 oder 4 etwas gröſsere Löcher haben, um dem hineingefüllten Brandzeug mehr Ausgang zu verſchaffen. Sehr gut und zweckmäſsig handelt S. 62 folg. von der Wirkung und dem Gebrauch des Geſchützes, wo

wo zugleich die Schuſsweiten der öſterreichiſchen Kanonen und Haubitzen mit angeführt werden. S. 86 deutet der Vf. ſchon auf die Entbehrlichkeit der Bataillonskanonen, indem er ſagt: „Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daſs es in manchen Fällen vortheilhaft iſt, wenn jedes Bataillon ſein Geſchütz mit ſich führt, damit es den Feind bey jeder Gelegenheit ſogleich mit Kanonenſchüſſen begrüſsen kann. Es iſt aber auch nicht weniger wahr, daſs das mit dem Bataillon marſchirende Geſchütz, ſonderlich wenn es von ſchwerem Kaliber iſt, demſelben im Marſch oft ſehr hinderlich wird, und in coupirten Gegenden oder in ſteilen Gebirgen gar nicht nachkommen kann. Giebt man ferner den Bataillonen viel Liniengeſchütz: ſo wird damit zwar die ganze Fronte eines Treffens ſtark beſetzt, es kann aber wegen ſeiner groſsen Vertheilung eigentlich keinem Punct eine vorzügliche und oft erfoderliche Stärke geben, ja es macht ſogar bey mehreren Bataillonen wegen der unvortheilhaften Lage des Terrains vor demſelben nicht einmal eine gute Wirkung, oder ſtehet ganz unnütz, wenn nämlich die Bataillone, wie öfters geſchieht, nicht ins Feuer kommen, und dieſes Geſchütz könnte, wäre es nicht an die Bataillone gleichſam gebunden, anderwärts oft groſsen Nutzen ſchaffen. Aus allem dieſem iſt zu ſchlieſsen, daſs es in den meiſten Fällen am vortheilhafteſten ſey, den Bataillonen ſo wenig und ſo leichtes Liniengeſchütz zu geben, als es nur immer die Umſtände erlauben." — Bekanntlich ſind auch bey den Mächten des Rheinbundes, nach dem Beyſpiel der Franzoſen, die eigentlich ſogenannten Bataillonsſtücke abgeſchafft, und die Kanonen von kleinerem Kaliber, wie das Poſitionsgeſchütz, in Batterieen vereiniget worden. Der Grundſatz: „die Batterieen immer aus Geſchütz von gleichem Kaliber zuſammen zu ſetzen", iſt dahin zu modificiren, daſs Kanonenbatterieen immer ein paar Feldhaubitzen, und Haubitzbatterieen ein paar ſchwere 4- oder 6-Pfünder bey ſich haben müſſen, um bey jenen die Vortheile der Wurfgeſchütze, bey dieſen aber die des genauen und kräftigen Schuſſes auf groſse Entfernungen nicht entbehren zu dürfen.

Die Anwendung der Geſchütze bey Belagerungen, mit Einſchluſs des Batteriebaues, iſt dem Endzweck nach hinreichend erklärt. Mit Recht giebt der Vf. der ſchrägen Richtung der Demontirbatterieen gegen die auf die feindliche Fronte ſenkrechte Stellung den Vorzug, weil man dadurch nicht auf Einen Punct eingeſchränkt wird, von dem Feinde nicht ſo leicht beſchoſſen werden kann, und zugleich die ſchrägen Schüſſe gegen die Merlons der Feſtungsbatterieen mehr Wirkung thun. Zum Schluſs werden einige Begriffe von der Bahn der geſchoſſenen Kugeln gegeben.

No. 7 liefert endlich der Vf. eine Überſicht der Einrichtung ſo wie des Gebrauches des kleinen Gewehrs; der er eine ſummariſche Geſchichte der nach und nach gemachten Verbeſſerungen deſſelben vorhergehen läſst. Die öſterreichiſchen Infanteriegewehre ſchieſsen eine $1\frac{1}{2}$löthige Bleykugel mit $2\frac{1}{2}$ Quent. Pulver; ſie haben ein trichterförmiges Zündloch und einen cylindriſchen Ladeſtock. Die 3 Ringe, welche den Lauf im Schafte feſt halten, ſo wie die Zündpfanne ſind von Meſſing; der Lauf iſt 42, und das Bajonet 18 Zoll lang; der Lauf des Dragoner-Karabiners hingegen hat 32, und der des Huſaren-Karabiners nur 18 Zoll Länge. Die Jägerbüchſen haben einen $25\frac{1}{2}$ Zoll langen Lauf mit 7 Zügen, und ſchieſsen 1löthige Kugeln. Den Wunſch des Vf., daſs man ſich, anſtatt der Doppelhaken, 4löthiger gezogener Büchſen bedienen möge, ſahe Rec. in Sachſen realiſirt, wo ihm dergleichen Wallbüchſen vorgezeigt wurden.

Das *dritte Hauptſtück* beſchäftiget ſich mit dem Gebrauche des Feuergewehrs ſelbſt, und giebt darüber ſehr zweckmäſsige Vorſchriften. Bey dem Schieſsen mit dem gezogenen Rohre auf ſich bewegende Gegenſtände würde Rec., anſtatt des *Vorhaltens*, allezeit das *Fortziehen* im Zielen anrathen, das bey einiger Übung weit zuverläſſiger iſt, als jenes. Überhaupt wird nur das häufige Schieſsen im Flug und Lauf, beſonders nach Schwalben — wegen ihres ſehr unſtäten Fluges — im Stande ſeyn, einen guten und ſicheren Schützen zu bilden. Um mit der Piſtole zu treffen, räth der Vf. das *Tempoſchieſsen* an, ſo daſs man über die Fläche des Schloſſes längs dem Laufe hin zielt, letzteren aber im Moment des Schuſſes heraufwärts dreht. Sowohl im Stehen als Reiten fand Rec. es vortheilhaft, mit ſenkrecht gehaltener Piſtole Linie zu nehmen, dann die Mündung zum Schuſs herabſinken zu laſſen, und in dem Augenblicke, wo man das Ziel über die Fläche des Laufes erblickt, Feuer zu geben.

Einige gute Vorſchriften in Abſicht der Conſervation des Feuergewehrs beſchlieſsen dieſe Abhandlung, die ſich im Styl vortheilhaft gegen die anderen auszeichnet, und weniger öſterreichiſche Provincialismen enthält, als beſonders No. 4 u. No. 5, wo man ſie ſehr häufig findet, wie *verſindig*, *es handelt ſich von der Gattern* anſtatt *das Gatter*, die *Brünne*, die *Thüre*, die *Achſen* anſtatt die *Axte*. S. 179.

N. M. M.

FORTSETZUNGEN.

Prag, b. Haaſe: *Theoretiſch-praktiſches Rechenbuch für Lehrende und Lernende*. Von *S. Ganz*, Lehrer der Mathematik und des kaufmänniſchen Rechenfaches an der iſraelitiſchen deutſchen Hauptſchule zu Prag. 1808. 3te Aufl. 1ſter Th. 330 S. 2ter Th. VIII u. 416 S. 3ter Th. Auch noch unter dem beſonderen Titel: *Praktiſcher Unterricht in Berechnung ausländiſcher Waaren*, oder: *Waarencalculaturen über Waaren aus Holland, Hamburg, England, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Dänemark und Ruſsland*. Nebſt einem Anhange über Decimalbrüche, zur beſſeren Verſtändlichkeit des Nelkenbrechers oder ähnlicher Schriften überhaupt, und deren vortheilhaften Anwendung bey obbenannten kaufmänniſchen Berechnungen. XIV u. 346 S. 8.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Realſchulbuchhandl.: *Die Drangſale des Perſiles und der Sigismunda.* Von *Miguel de Cervantes Saavedra.* Eine nordiſche Geſchichte. Überſetzt von *Franz Theremin.* Erſter Theil. 1808. 474 S. 8. (2 Rthlr.)

Es iſt uns ein ſehr angenehmes Geſchäft, den Freunden der ſchönen Literatur dieſe Verdeutſchung eines ſo herrlichen Dichterwerkes, wie das letzte des groſsen Cervantes iſt, anzuzeigen. Sie iſt im Ganzen wohl gelungen, und überall läſst ſich das rühmliche Beſtreben erkennen, die Urſchrift mit der gewiſſenhafteſten Treue, dem beſonderen Geiſte wie der Form nach, in allen Eigenthümlichkeiten wieder zu geben. Erreicht auch dieſes Beſtreben nicht immer das Ziel, und vermiſst man öfters, zumal in der erſten Hälfte der Überſetzung, jene glückliche Gewandtheit, die immer den entſprechendſten Ausdruck treffend, die hervorſtechendſten Züge wie die feinſten Schattirungen mit anmuthsvoller Leichtigkeit nachzubilden weiſs: ſo bleibt dennoch Hn. *Theremin* das Verdienſt, daſs er zuerſt, und zwar zumeiſt mit Glück, dieſes Meiſterwerk in unſere Sprache zu übertragen verſucht hat. Ob das ſchwierige Unternehmen der Mühe werth war, kann nur von ſolchen gefragt werden, die Hn. *Bouterweks* Urtheil über dieſen Roman ihre Beyſtimmung geben. In ſeiner *Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit,* ſagt dieſer Kritiker: „Die Idee eines *ſolchen* Romans war keiner neuen Ausführung werth. Cervantes wollte am Ende ſeiner glorreichen Laufbahn noch den Heliodor nachahmen. Das Intereſſe der Situationen hat er auch hier behauptet; aber das Ganze iſt doch nicht viel mehr, als eine *romantiſche Reiſebeſchreibung* u. ſ. w.“ Armer Cervantes! Doch du magſt dich tröſten mit dem groſsen *Dante*, deſſen göttliche Komödie ja auch nichts weiter iſt, als „eine poetiſch-theologiſche Reiſebeſchreibung!“ — Es bedarf wahrlich keiner beſonderen Offenbarung, um inne zu werden, wie der Perſiles des Verfaſſers des Don-Quixote vollkommen würdig iſt, und wie aus dieſem letzten ſeiner Werke der groſse Sinn des Dichters gleich herrlich und allmächtig hervorleuchtet. Auch hier zeigt ſich jene göttliche Schöpfungskraft, die weder ins Allgemeine zerflieſsend, noch am Beſonderen feſt haftend, ſondern beides in ununterſcheidbarer Einheit verbindend, wahres Leben hervorbringt. Alle die verſchiedenen Geſtalten, in welchen ſich in dieſer umfaſſenden Dichtung die Liebe offenbart, ſind eben ſo viele Sinnbilder ihres Weſens, das im Perſiles und in der Sigismunda in der reinſten Lauterkeit erſcheint; um dieſes Liebespaar drehen ſie ſich gleichſam wie um die Sonne die Planeten in mannichfaltigen Abſtänden. Schon eine flüchtige Vergleichung mit dem Romane des *Heliodorus: Theagenes und Chariklea* lehrt, wie unendlich tief dieſe Geſchichte unter dem Werke des Cervantes ſteht, und wie man dieſes nur ſehr uneigentlich eine Nachahmung von jener nennen kann.

Wir wollen nun, ins Einzelne gehend, die Fehler und Mängel anführen, welche uns bey der vergleichenden Lectüre beſonders aufgefallen ſind. S. 1: *Es ertönte oben an der Öffnung* — ſtärker und genauer: Es erſcholl am engen Schlunde. S. 3 ſteht *Mundart* (Dialekt) unrichtig für Sprache. — S. 6: *Der ermüdete Jüngling*, und S. 7: *der ermattete Körper*, zu ſchwach für: Der ermattete (*fatigado*, nicht *canſado*), und der hinſinkende (*descaecimientos del cuerpo*). S. 18: „*So wähle ich ein Mittel unter vielen, woran meine Einbildung arbeitet, welches zwar mit gröſserer Gefahr meines Lebens verbunden ſeyn könnte, aber um deſto kürzerer und ſicherer ſeyn wird.*“ Dieſer Satz iſt ungelenk, und giebt den Sinn nicht ganz richtig wieder; beſſer ſo: Unter vielen Mitteln eins, das, wenn es auch mein Leben am meiſten aufs Spiel ſetzt, doch das ſicherſte und kürzeſte bleibt. — S. 21: *Merkwürdigkeiten*, beſtimmter: wiſſenswerthe Umſtände (*curioſidades*). S. 23 fehlt: Schoſſen zahlloſe Pfeile in die Luft. — S. 27: *Leiden* zu allgemein für harte Trübſale (*riguroſas trances*). *verwirrte Klänge* — undeutſch für: verworrene Klänge. S. 31: *Er ſah deutlich, es ſey Cloelia* — für: daſs es Cloelia war. S. 36: *Da keine Pfeile mehr vorräthig, aber noch Hände und Dolche vorräthig waren.* Aus ängſtlicher Treue ſchleppend, für: Da es nur an Pfeilen, aber nicht an Händen und Dolchen gebrach. — S. 37: *Legten Feuer an einen nahgelegenen Wald, als einem Beſitzthume.* für — als ein Beſitzthum. S. 60: *Um mich ihr ſchmeichelhaft und verliebt zu beweiſen* — für: Um mich ihr ſchmeichelnd (zärtlich) u. ſ. w. — S. 72: *So werdet ihr wohl thun, ihn für den Dienſt, welchen er uns leiſtete, durch den, ihn in unſere Geſellſchaft aufzunehmen, zu belohnen.* — Sehr ſchleppend und undeutſch für: Ihn für den geleiſteten Dienſt dadurch zu belohnen, daſs u. ſ. w. — S. 73: *Sie war in ſeiner Herrſchaft geweſen* — für: Gewalt (*poder*). S. 105: *Ohne Kummer*, — wohl beſſer — ohne Störung. S. 106: *Und zeigte dort deutlich ihre*

Digitized by Google

Schönheit. — Das deutlich zu abſtract für: vor aller Augen. — S. 106: *Ich ſtieg auf die Bühne, indem ich glaubte, ich ſtiege zu meinem Himmel hinauf, und bog die Knie vor ihr, ſo daſs ich durch meine Stellung faſt Anbetung kund gab.* — Steif für: Ich ſtieg auf die Bühne, wähnend, ich ſteige zu meinem Himmel hinan, und bog die Knie vor ihr, daſs ich faſt ſie anzubeten ſchien. — S. 118: *Ein kraftvoller lebhafter Jüngling* — zu allgemein für: Ein feuriger, muthvoller Jüngling. S. 123: *Die unter Irrthümern nach dem wahrhaften Glauben haſchen* (*que andan mendigando la Fé verdadera entre opiniones*); beſtimmter und genauer: Die aus allerley Meinungen den wahrhaften Glauben ſich zuſammenbetteln. — S. 200: *Die ich begegnete* — für denen. — S. 211: *auf dreyſsig Schritten* — Schritte. S. 214: *auf welche nicht mehr als Ein Schuſs zu thun erlaubt war* — für: Einen Schuſs. S. 216: *daſs ihr wiederkehrt, ihn zu beſuchen* — zu wörtlich für: daſs ihr ihn wiederum beſuchet. S. 224 *die gebildetſte und reichſte Einbildungskraft* — genauer: die feinſte und umfaſſendſte (*la mas sutil y dilatada*). — S. 242 *er wuſste, daſs er — wäre und verlaſſen habe* — für: war und hatte. S. 277 *dieſer Gelbſchnabel* — *lindo* heiſst ſo viel als *ſüſser Herr*. S. 289 *der, wie wir erfahren haben, folgendermaſsen lautete* — *uno, que se dice, decia de esta manera*. Dieſes Wortſpiel lieſse ſich etwa ſo wiedergeben: der, wie verlautet, folgendermaſsen lautete. — S. 302 *ſehr erregt war* — zu allgemein, denn es fehlt hier der Begriff der Freude, der in *alborozado* liegt. S. 316 *die Dame, wenn man ihr bey einem ſolchen Alter dieſen Namen geben kann* — zu wörtlich überſetzt, und dadurch ganz unverſtändlich; es muſs heiſsen: *die Schöne* u. ſ. w. S. 395 *pflücket eine ſo ſchlimme Frucht von dieſen Bäumen* — beſſer: Säubert dieſe Bäume von u. ſ. w. (*Despojad*) — S. 401 *vollſtändige Wolken Waſſers* — für: ganze. *Was hätte man von mir jetzt fodern können, was ich nicht als Freudengeſchenk, bey dem Glücke ſie zu finden, gegeben hätte* — ſchleppend für: das ich nicht vor Freuden über das glücklich wiedergefundene Kleinod gegeben hätte. S. 412 *ſie ſollte ſie bloſs antreiben, gleich als wäre dieſs das beſte Mittel, ſie zu retten, nach dem Ufer zu eilen, wo ſie im Hafen eine Schaluppe, bereit ſie aufzunehmen, finden würde* — gleichfalls ſehr ſchleppend für: als wäre dieſs das beſte Rettungsmittel, nach dem Ufer zu eilen, wo ſie im Hafen eine Schaluppe zu ihrem Empfang bereit finden würde. S. 449 *lieber ſterbe ich mit Ehre, als entehrt zu leben* — undeutſch für: lieber will ich ehrenvoll ſterben, als entehrt leben. — In dem erſten Sonette iſt der überdieſs ſehr gekünſtelte Vers:

Vor Scyllen noch Charybden hat es *Scheue.*

auch darum nicht zu billigen, weil die Negation auf eine unſtatthafte Weiſe ausgelaſſen iſt. Übrigens ſind die drey Sonette noch ſo ziemlich ausgefallen. — Wir wünſchen, daſs der zweyte Theil bald erſcheinen möge, dem hoffentlich, da die Überſchriften der Capitel weggelaſſen worden, ein Inhaltsverzeichniſs wird beygefügt werden.

Ha. Ha.

Berlin, b. Schüppel: *Roſaura.* Von *Friedrich Heinrich Bothe.* 1807. 307 S. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dem Titel nach erwartet man einen Roman; ſtatt deſſen finden ſich aber ſechs Erzählungen, welche Roſauren, der verewigten Freundin des Vfs., in einer kurzen verſificirten Zueignung gewidmet werden. Es iſt recht ſehr zu zweifeln, daſs der Verklärten „des früh verwais'ten Freundes Saitenklang zu ihrer Inſel *Freud* hinübertönen" werde, denn es iſt in dieſer Sammlung des Erfreulichen auſserordentlich wenig. Nur eins befindet ſich in dem ganzen Buche, das gelobt zu werden verdient, nämlich: das Lied, *die Jugend.* Die erſte Erzählung: *Mein Groſsoheim und ſeine Erzählungen,* iſt noch die beſte, aber doch auch nur mittelmäſsig, und verſpricht Anfangs mehr als ſie leiſtet. Von dem Humor des Groſsoheims, der über die Maſsen geprieſen wird, kommt nichts zum Vorſchein, und alles, was er vorbringt, iſt nur muntere Laune, die überdieſs unter der Redſeligkeit des Vfs., welche gar kein Ziel kennt, und ſich vornehmlich in recht umſtändlichen und mit ſauberen u. zierlichen Worten herausgeputzten Schilderungen gefällt, viel von ihrer Munterkeit einbüſst. In der dritten Geſchichte: *Franz von Lauenſtein oder der blinde Vormund,* lagert ſich vollends die Geſchwätzigkeit recht gemächlich hin; an dem Stoffe, den ſie vor ſich hat, iſt es ihr noch nicht genug, ſie zieht den lieben Leſer mit hinein, und ſpricht nun mit dieſem herüber und hinüber, und zwar, wie ſie vermeint, in einem recht launigen Tone. In der That, der Leſer, der ſich an dieſer Laune ergötzt, muſs recht genügſam und gutmüthig ſeyn. Auch die Geſchichte ſelbſt wird mit Scherz heimgeſucht; ſo werden z. B. ihrem Helden ein halb Dutzend Vornamen beygelegt, und bald nennt ihn der Autor bey dieſem bald bey jenem, wie nämlich der jedesmaligen Lage der Name Peter oder Alexander angemeſſen iſt. Als Einfall läſst man ſich dieſen Spaſs ſchon gefallen, aber, förmlich ausgeführt, muſs er langweilig werden. So unglücklich iſt der Vf. auch darin, daſs er durch eingeflochtene Reminiſcenzen recht abſichtlich an wahrhaft launige Schriftſteller erinnert, wie an *Diderot, Le Sage* u. ſ. w. Indeſſen lieſse ſich dieſe breite Redſeligkeit und unluſtige Laune noch überſehen, wenn die Darſtellung wenigſtens ſo viel wahres Leben hätte, daſs man ſich für die Charaktere und Begebenheiten intereſſiren könnte. — Dieſs iſt aber leider auch nicht der Fall; beide laſſen ſo völlig gleichgültig, daſs man ſich gewiſſermaſsen wundert, wie ein ſolcher Aufwand von gewählten Worten, eigenen Situationen u. ſ. w., ganz und gar keine Wirkung hervorbringen könne. Am fühlbarſten iſt der gänzliche Mangel an innerem Leben, an poetiſchem Darſtellungsvermögen in den beiden Rittergeſchichten: *Graf Montgomery* — und *Männerbeſcheidenheit und Weibergröſse.* Hier wird man kaum ir-

gend eins von den ritterlich romantiſchen Beſtandtheilen vermiſſen, aber weiter findet man auch nichts. Die Schaubühne iſt reichlich decorirt, aber es ſtreifen geſtaltloſe Schemen über das Theater, und man iſt herzlich froh, wenn der Spuk der *Ombres Chinoiſes* ein Ende hat. Mit der vorletzten Erzählung: *Gautier*, verhält es ſich nicht viel beſſer; hier werden vornehmlich Angriffe auf das Herz gemacht; aber das Herz bleibt ungerührt bey dieſen Allgemeinheiten, die ſich für Ideale einfacher Biederkeit ausgeben. Die letzte Geſchichte: *der Gewiſſensfall*, ſcheint auf Thatſachen zu beruhen. Sie giebt ein Beyſpiel von der empörenden Tyranney, welcher die lettiſchen Leibeigenen ausgeſetzt ſind. Der Vf. hat ſie ſchon einmal der Leſewelt mitgetheilt, und wiederholt ſie hier, weil ſie, wie er verſichert, Beyfall gefunden hat. Wer mag ſich wohl an ſolchen Barbareyen ergötzen?

Ha. Ha.

Leipzig, b. Gleditſch; *Neue Erholungen*, herausgegeben von *W. G. Becker*. Erſtes Bändchen. 1808. 198 S. 8. (broſchirt in farbigem Umſchlag 1 Rthlr.)

Es iſt bekannt, welche Verdienſte ſich Hr. *B.* ſowohl durch ſein Taſchenbuch als durch ſeine Erholungen ſchon ſeit vielen Jahren um die Unterhaltung des gebildeten Publicums erworben hat. Da die letzteren jetzt auf 48 Bändchen angewachſen ſind: ſo glaubt er mit einem neuen Titel und zugleich in einem ſchöneren Gewande dieſe neue Folge von Jahrgängen eröffnen zu müſſen, um die hinzukommenden Liebhaber nicht durch die groſse Anzahl der Bänder vom Ankauf abzuſchrecken. Die innere Einrichtung bleibt unverändert, d. h. man findet hier gröſstentheils kleine Erzählungen, auch wohl Proben von Überſetzungen nebſt einigen gröſseren und kleineren Gedichten. In Abſicht des Werthes würde es eben ſo leicht ſeyn, ſie zu tadeln, als zu loben, je nachdem man ſich ſelbſt einen Standpunct feſtſetzt, von wo aus man ſie betrachtet. Geht man vom höchſten Begriffe der Poeſie aus, welche die Welt und das ganze menſchliche Leben nach ſeiner unendlichen Mannichfaltigkeit und wunderbaren Schönheit bis in die unergründliche Tiefe in Anſpruch nimmt: ſo kann man ſich mit den *Erholungen* nicht befreunden, weil ſich hier die Welt und das Leben gewöhnlich nur in flachen Abdrücken und leichten Umriſſen zeigt. Allein — ſchwerlich hat der Herausgeber hiebey jemals an die höchſten Zwecke der Poeſie gedacht, und es wäre ſogar thöricht, bey einer Quartalſchrift dieſer Art daran zu denken, da ſie für einen ſo gemiſchten Haufen von Leſern und nur zur Erholung beſtimmt iſt. Wo ſollten auch gleich ſo viele vortreffliche Sachen, und wo — die vielen Leſer dazu herkommen? Für diejenigen, deren Blicke nicht ſehr weit reichen, und die nicht gern ihre ganze Kraft daran ſetzen — alſo für die groſse Leſewelt — ſind ſolche bloſs äuſserlichen Zeichnungen und Abbildungen naher Gegenſtände, Scenen aus dem Familienleben, Heirathsgeſchichten, häusliche Cabalen und Unglücksfälle zur bequemen Unterhaltung gerade recht, und das Publicum muſs dem Herausgeber ſogar danken, daſs er zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe immerfort ſo getreulich Sorge trägt. Eine andere Rückſicht aber dient vorzüglich zur Empfehlung der *Erholungen*, nämlich die Sicherheit, hier nichts Verfängliches oder Verderbliches zu finden. Wenn Leſer und Leſerinnen in den einſamen Stunden zur Lectüre greifen, werden ſie häufig in der Unterhaltung mit einem Buche betrogen, weil die meiſten Romanenſchreiber nur darauf ausgehen, ihnen durch den Reiz der Sinnlichkeit eine Theilnahme abzulocken, die ihnen ſelbſt verderblich iſt; auch das Abgeſchmackte, völlig Geiſtloſe und Pöbelhafte hält ſich oft verſteckt darin, und erfüllt ſie nachher mit Abſcheu oder mit der Langeweile. Für dieſen Fall iſt es gut, wenn ein gebildeter Mann, der Geſchmack mit Rechtſchaffenheit verbindet, ſich ihnen zum Vormunde aufwirft, und ihnen fortwährend eine Auswahl von Erzählungen und Unterhaltungen vorlegt, die ſie zur Ausfüllung ihrer Muſse, zur Zerſtreuung oder angenehmen Geiſtesbeſchäftigung jederzeit ohne Gefahr gebrauchen können. Aus einem ſolchen und keinem anderen Geſichtspuncte muſs man unſeres Bedünkens *Becker's Erholungen* betrachten, wenn man ihnen nicht Unrecht thun will. Freylich kommt zuweilen auch etwas darin vor, das zugleich auf ein wiſſenſchaftliches oder gelehrtes Intereſſe abzweckt; allein gerade dieſs, wenn man es auch das Beſſere nennen will, ſcheint uns hier am unrechten Orte zu ſtehen, weil es dem gewöhnlichen Leſer wenig frommt, und anderen in ſolcher Umgebung nicht genug bekannt wird. Dahin rechnen wir z. B. die einzelnen Geſänge aus dem *raſenden Roland* von *Bürde*, ſo löblich auch übrigens ſolche Mittheilungen ſind. Auch in dieſen *neuen Erholungen* findet ſich wieder ein Geſang davon. Was die Überſetzung ſelbſt betrifft, ſo kann man nur ſagen, daſs *Bürde*, der anfangs im rhythmiſchen Takte der Verſe ungewiſs hin und her ſchwankte, ſich ſehr gebeſſert hat, und daſs ſeine regelloſen Octaverime ſich jetzt wenigſtens mit Leichtigkeit leſen laſſen. Ein Hauptlieferant zu dieſer Quartalſchrift iſt *Kretſchmann*, der auch hier durch ſeine Erzählung: *die Hausmittel*, auf ſeine launige, bürgerlich-kräftige Weiſe die Leſer angenehm unterhält; nur ſollte er im Gebrauch fremder Ausdrücke, zum Vortheil der Unkundigen, für welche hier z. B. der ſchöne Einfall mit dem Anachronismus im Jungferntitel ganz verloren geht, ein wenig ſparſamer ſeyn. *Amalie Berg*, ebenfalls eine fleiſsige Erzählerin, theilt in *Weiber-Leichtſinn und Männer-Schwäche* eine warnende Geſchichte mit, an der uns der leichte und anmuthige Ton und die Klarheit in der Darſtellung geſellſchaftlicher Scenen, aber nicht der Ausgang gefällt, welcher als Folge von Leichtſinn und Schwäche zu ſchrecklich iſt, und gegen das Gelinde und Gewöhnliche des Übrigen zu ſehr abſticht. Die *Mythen* vom Prof. *Kanngieſser*, die kleinen Fabeln ähnlich ſehen, ſtellen zwar hie und da

ein menſchliches Verhältniſs im Bilde treffend dar, ſind aber im Ganzen zu leer und nicht ſcharfſinnig genug in der Erfindung. Unter den Gedichten haben wir keines gefunden, das ſich auszeichnete: auch das gröſsere von *Luiſe Brachmann: Helena* iſt zu geſchichtlich, in der Zuſammenſtellung und Farbengebung nicht ſparſam und zart genug behandelt, und nicht gehörig zu einzelnen Momenten zuſammengehalten. T. Z.

Cölln, b. Rommerskirchen: *Gedichte von Joh. Joſ. Pfeiffer.* 1808. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Ein groſses Gefallen an poetiſcher Lectüre, und ein vorherrſchender Formtrieb, der ſich im Leben auch wohl durch groſse Ordnungsliebe ausdrückt, und welcher macht, daſs Jemand ein vorzügliches Vergnügen daran findet, Verſe zu ſchreiben, haben ſchon manchen mit der Einbildung betrogen, ein Dichter zu ſeyn, und, wenn die Verſe einen hohen Grade von Wohlklang erreichen, auch das Publicum in dieſen falſchen Glauben geſetzt. Da dieſe äuſsere Fertigkeit im Dichten immer mehr zunimmt, und es nach den Werken groſser Dichter auch nicht an entlehnten Gedanken dazu fehlt: ſo kann man nicht ſtreng genug die Regel befolgen, bey allen poetiſchen Producten durchaus auf den inneren Gehalt zu ſehen, und zu fragen, ob ſich ein eigenthümlicher, ſchöpferiſcher Geiſt darin regt. Fehlt dieſer: ſo mögen die Verſe noch ſo ſchön ſeyn, es bleibt doch eine eitle Versmacherey, die nur dem Privatvergnügen und der heimiſchen Liebhaberey überlaſſen werden muſs. Hr. *Pf.* gehört auch in dieſe Claſſe. Er ſchreibt manche hübſche Stanzen, doch ſind ſeine Verſe nicht durchaus ſo ſchön, daſs ſie gleich jeden Leſer mit dem Anſcheine einer vorzüglichen Dichtungsgabe täuſchen ſollten. Vielmehr iſt noch vieles an ihnen auszuſetzen und zu berichtigen, z. B. *Sperrungen* wie: ich hab*e es*, ich wuſst*e es*, ſo ſagt*e er*, und Nachläſſigkeiten dieſer Art:

Stäts darbt das Herz, wo es ſich nicht genügt,
Es darbet auch bey ſicherm Überfluſſe,
Sein Mangel macht *ihn ihm* zum Überdruſſe.

Auch auf falſche Würdigung und Ausſprache der Sylben ſtöſst man, wie:

Sie merkte es, und legte in die Ketten
Mich ſchnell, die ich vorher mit *Mërcür* wand.

Dabey iſt der Vf. von einer unendlichen Redſeligkeit, ſo daſs, wenn ja noch eine poetiſche Einzelnheit ſich zeigt, ſie ganz von Worten und Redensarten, die mitunter ſehr proſaiſch ausfallen, überſchwemmt wird. In Erzählungen und Schilderungen, wie ſie hier beſonders von ſehr anſehnlicher Länge vorkommen, ſchadet eine ſolche Überfülle am meiſten, weil ſie das, was durch einzelne Züge klar und anſchaulich werden könnte, durch zu viele Farben verwiſcht oder vermengt. Auch hat der Vf., deſſen Natur vorzüglich zur Leichtigkeit und zum Scherzhaften hinſtrebt, ſich durch die langen Stanzen zu ſchwere Feſſeln angelegt, in welchen er bey dem Gewichte der forttönenden Reime ſich nicht, wie er wünſcht, mit Anmuth, und nach dem Bedürfniſſe einer flieſsenden Erzählung mit abgebrochenen Wendungen zu bewegen verſteht. Freylich unterſtützt ihn auch der dichteriſche Freyſinn, der dazu gehört, nicht genug, und er iſt bey einer bloſsen Anwandlung von Munterkeit, die aber noch lange nicht den ganzen Geiſt durchdringt, mit ſich ſelbſt im Irrthume, wenn er bey Gelegenheit einer mythologiſchen Dichtung ſagt: „doch ich hätte wohl nie das, was ich ſuchte, gefunden, hätte mich die Natur, und ihres Lucians Laune nicht beym Forſchen geführt, und mir zum Funde geholfen," wobey man zugleich bemerken muſs, daſs dies die poetiſchen Worte von *drey Hexametern* ſind. — In Abſicht des Inhalts liebt der Vf. vorzüglich, von Göttern und Nymphen zu ſingen, und von ihren luſtigen Streichen zu erzählen, wobey ihn eben die langen Verſe ſo niederdrücken. Auch liefert er mit groſser Anſpruchsloſigkeit eine Menge Denkſprüche, Lehren und Sinngedichte, die alle nur klein und gering ſind. Nur *eine* Bemerkung haben wir gefunden, die durch die maleriſche Zuſammenſtellung ihrer Theile ſich auszeichnet, und welche wir daher zum Lobe des Vfs. als das Beſte des ganzen Buchs hieherſetzen:

Alter und Geſchlecht im Contraſt.

Kindheit des Weibes, du zeigſt mir ganz das Alter des Mannes;
Kindheit des Mannes, du gleichſt gänzlich dem Alter des Weibs.
Sittſam, bedachtig erlaubt das Madchen ſich Lehren der Weisheit,
Von dem Seſſel herab giebt ſie auch ſo der Papa.
Stürmend raſet durchs Haus der noch unbänd'ge Knabe;
Alſo poltert durchs Haus Groſsmama, tobend, wie er.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Wien*, b. Degen: *Selico.* Eine Oper in zwey Aufzügen nach einer Novelle des Ritters von Saint Florian. Von *J. Hummel.* 1805. 84 S. 8. (4 Gr.)

2) Ebendaſ., b. Ebendem.: *Die Neger.* Eine Oper in zwey Aufzügen. Von *G. F. Treitſchke.* Für das k. k. privilegirte Theater an der Wien. 1804. 84 S. 8. (4 Gr.)

3) Ebendaſ., b. Ebendemſ.: *Mitgefühl.* Ein Liederſpiel in einem Aufzuge. Von *G. F. Treitſchke.* 1804. 38 S. 8. (4 Gr.)

4) Ebendaſ., b. Ebendemſ.: *Geſänge aus dem Singſpiele: die Verwechslungen.* Nach dem Franzöſiſchen von *Lambrecht,* Muſik von *Nicolo.* 1804. 23 S. 8. (2 Gr.)

No. 1—3 enthalten gute Lehren und lehrreiche Exempel für Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Fürſten und Staatsdiener u. ſ. w., und der menſchenfreundliche Sinn, in dem ſie geſchrieben, erweckt Liebe und Achtung für ihre Vff. Darum wünſchte Rec. noch mehr Gutes von ihnen ſagen zu dürfen, als dieſs: daſs ſie viel mehr werth ſind, als alle Theile des Donauweibchens. Sie befriedigen nicht den höheren Kunſtſinn, aber ſie beleidigen auch nicht den guten Geſchmack und das Zartgefühl: ſie beweiſen nicht viel für die productive Selbſtkraft ihrer Vff., aber für die Fertigkeit derſelben, Gegebenes und von anderen Erfundenes mit beſonnenem Fleiſse zu behandeln, und ſie haben ihre Wirkung auf der Bühne gehabt.

No. 4 enthält Geſänge, wie ſie in Stückchen dieſer Art zu ſeyn pflegen, z. B.:

Beſchloſſen iſt's! Wir wollen's ſo!
Der Bräutigam driſcht leeres Stroh.
Gegen ihn ſtehn wir nun im Bunde.
Es ſchlägt für ihn die Trennungsſtunde.
Er trolle ſich. Such' ſein Glück anderswo.

Gl.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 NOVEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Mylius: *Spittler's Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten.* Zweyter unveränderter Abdruck. Mit einer Fortſetzung bis auf die neueſten Zeiten verſehen von *Georg Sartorius.* 1807. I Theil. 560 S. II Theil. 688 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Erſt in unſeren Tagen erhält dieſes vorzüglichſte, von ſo vieler Beleſenheit und noch mehr von ſo vielem Scharfſinn zeugende Werk des berühmten Vfs. den ungetheilten Beyfall, welcher ihm ſchon bey ſeiner Erſcheinung gebührte. Er konnte ihm damals in dem vollen verdienten Maſse nicht werden. Tauſend theils entwickelte, theils nur mit wenig Worten bezeichnete aber tief greifende Ideen waren neu, unerwartet; manche ſchienen zu gewagt, mitunter auch wohl ein Haſchen nach dem Auffallenden zu verrathen. Zu allen Zeiten und in allen Fächern des höheren Wiſſens trifft ſichs nothwendig, daſs die gröſsere Zahl, ſelbſt von wirklichen Gelehrten im ſtrengen Verſtande, zwar mit den gangbaren Ideen und Kenntniſſen hinlänglich vertraut, und ſchon dadurch äuſserſt brauchbar iſt, die Wiſſenſchaft ſelbſt aber ſelten um einige Schritte vorwärts bringt. Jede neue von dem alltäglichen Gange abweichende Anſicht erſcheint ihnen beym erſten überraſchenden Anblicke in dem Grade mehr paradox, je weiter ſie von der gewöhnlichen abweicht; ſie kämpfen dagegen an, erklären dieſen und jenen Satz für unhaltbar, ohne die Gründe ihres Urtheils zu entwickeln; oder noch häufiger, ſie ſchlüpfen mit Leichtigkeit über das Allumfaſſende, über die Hauptmomente weg, welche den hohen Werth, ſo wie den Unwerth eines ſolchen Buchs ausſprechen, und halten ſich an das Einzelne der allgemein anerkannten Thatſachen, wo ſie zuverläſſig Stoff zum Tadel und zum Belege ihres eigenen überlegenen Wiſſens finden. Denn der Mann von höherem Geiſte und umfaſſendem Blicke giebt ſich ganz der Hauptmaſſe ſeines Gegenſtandes hin; lange ſteht er in dem Labyrinthe der einzelnen ſich widerſprechenden Angaben, und weiſs es ſelbſt noch nicht, welcher Faden ihn aus demſelben leiten wird, darf ſich auch keinen eigenen Faden knüpfen (denn dieſer führt den Forſcher faſt immer auf den Irrweg der Hypotheſen). Doch nach Anſtrengungen öffnet ſich ſeinem ungetrübten Auge der richtige Ausgang, und voll von den Überzeugungen, die wenigſtens für ihn zur individuellen Klarheit gekommen ſind, entwickelt er nun für den Zeitgenoſſen den einzelnen ihm gekommenen treffenden Gedanken, oder die zu einem Ganzen verbundene Reihe derſelben. Dieſes Ganze hat ſich ſeiner Seele bemächtigt, nur dieſes ſucht er lichtvoll und eingreifend niederzulegen; die Nebenideen ſchweben ſeiner Seele für dieſen Augenblick im Halbdunkel vor. Er muſs ſie ebenfalls angeben, und giebt ſie zuweilen mangelhaft, zuweilen irrig an, in feſter Überzeugung, durch das nächſte beſte taktfeſte Compendium die Zahlen berichtigen, die kleinen Flecken verwiſchen zu können. Er verwiſcht ſie nur unvollkommen auch beym wiederholten Durchleſen; immer liegt das Bild des Ganzen vor Augen, und manche von den Fehlern des Details entſchlüpfen dem anderwärts hingerichteten Geiſte.

Dieſs iſt nun auch der Fall bey Hn. *Sp.* vorliegendem Werke. Mit getheiltem Beyfalle ſprach man von dem Ganzen, und aus dem Einzelnen ſuchte man ſorgfältig die kleinen ſo leicht zu berichtigenden Verirrungen hervor. Aber wenn nur ein Buch bey ſeiner Erſcheinung durch voreilige Machtſprüche nicht zu Boden gedrückt wird, ohne in die Hände des gröſseren Publicums zu kommen: ſo behauptet es zuverläſſig ſeine Vorrechte, und arbeitet ſich aus der Überſchwemmung von mittelmäſsigen Schriften hervor. Bald fanden ſich Männer, welche dem Denker nachzudenken wuſsten; ſelbſt die Tadler wurden allmählich mit vielen Ideen vertrauter, adoptirten ſie in aller Stille, und in den Compendien der Staatengeſchichte finden ſich gegenwärtig *Spittlers* Sätze mit eingewebt, oft ziemlich abſtechend gegen den übrigen Vortrag, und ohne alle Bezeichnung der Quelle, aus welcher der neue Überfluſs geholt wurde. Man darf wohl behaupten, daſs in unſeren Tagen die meiſten Ideen des Vfs. herrſchend ſind, und daſs das Urtheil über die weit hervorragenden Vorzüge, ſo wie über das, was weniger in den gefaſsten Plan zu paſſen ſcheint, Stimme des Publicums iſt.

Die Vorzüge liegen hauptſächlich in der glücklichen Gabe, ſich zu concentriren, aus der Maſſe von Begebenheiten nur die heraus zuheben, welche auf die allgemeine Verkettung, auf das Wachſen und Sinken des Staats unmittelbaren Einfluſs hatten; ferner in vielen kurz hingeworfenen Gedanken, welche ſämmtlich den Denker bezeichnen, zum Theil durch ihre treffende Wahrheit ſo ſehr in die Augen ſpringen, daſs der Leſer glaubt, ſie ſelbſt gehabt zu

Digitized by Google

haben, zum Theil auf weiteres Denken hinführen, zum Theil auch im prophetiſchen Geiſte niedergeſchrieben ſind, durchgängig Menſchenkenntniſs verrathen, und den Satz praktiſch bewähren, daſs Geſchichte die groſse Lehrerin der Menſchheit ſey; und dann durch die Ausführung des Vorſatzes, vorzügliche Rückſicht auf die Verfaſſung jedes Staats zu nehmen, gegenſeitig aus den Begebenheiten die Abänderungen derſelben, und aus den Abänderungen die Triebfedern zu neuen Begebenheiten zu zeigen; kurz auf die innere Ausbildung der Staaten ungleich mehrere Rückſicht zu nehmen, als man vor ihm genommen hatte. Dieſer letztere, am meiſten bedeutende Vorzug, welchen Hr. *Sp.* ſeinem Buche gegeben hat, foderte keine höhere Geiſtesanſtrengung als das Hinwerfen der einzelnen, möglichſt kurz ausgedrückten Gedanken; aber er erfoderte eine ausgebreitete Beleſenheit in den Original-Schriftſtellern der einzelnen Nationen, in den Urkunden und anderen Quellen, deren Gebrauch dem Gelehrten möglich wird. Eben hiedurch konnte aber der Vf. ſeinem Werke noch einen neuen Vorzug durch die Bezeichnung der einzelnen, zur weiteren Nachſicht erfoderlichen Schriftſteller geben. Literarnotizen finden ſich in allen neuern Handbüchern, aber Notizen, welche nicht helfen, ſondern den Wiſsbegierigen zur Verzweiflung bringen. Hundert Büchertitel überblicken ſeine Augen, leſen kann er unmöglich alles, und zur nöthigen Auswahl fehlt die Angabe des Wichtigen und Minderwichtigen. Hier hingegen ſchlieſst ſich an jeden Titel das kurzbezeichnete Urtheil über den Werth und Unwerth, die Vorzüge und Mängel des angegebenen Buchs. Nun erſt erkennt der Leſer dankbar das Wohlthätige der Belehrung, und bewundert die ausgebreitete Beleſenheit des Mannes, der ſie zu geben wuſste. Die Beweiſe, daſs Rec. richtig urtheile, laſſen ſich hier unmöglich anders, als durch die Hinweiſung auf das Buch ſelbſt liefern; denn wie wollte man über das zweckmäſsige gedrängte Ausheben der Begebenheiten, über die Entwickelung der Verfaſſungen, über die Bezeichnung der Hülfsmittel, Beyſpiele geben, da ſie ſich durch das ganze Buch verbreiten? Selbſt die einzelnen Urtheile verlieren von ihrer Kraft, wenn ſie aus der Verbindung, in welcher ſie wirken, gezogen werden; doch da nur von dieſen ausgehobene Beyſpiele möglich ſind; ſo mögen einige wenige von dem Geiſte zeigen, der in vielen anderen herrſcht. S. 154: Das Urtheil über die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber. „Wo bey einem Volke öffentliche [illegible] fehlt, wo antiquariſch-publiciſtiſche Unterſuchungen leicht zum Verbrechen gemacht werden können, kann auch keine gute, wahre Geſchichte des Landes zum Vorſchein kommen." Die ſchöne Zuſammenſtellung der Urſachen, durch welche im Mittelalter das königliche Anſehen in Frankreich ſich aus ſeiner urſprünglichen Schwäche allmählich empor hob, iſt zum Abſchreiben zu lang; der Leſer findet ſie S. 174. — Jeder Kenner unterſchreibt wohl folgendes Urtheil über *Hume*, S. 302. „Man kann in *H's.* Geſchichte leicht auf einen Theil ſtoſsen, wo man ſichere Forſchung, gute Anordnung der Hauptheile und gewandten, abwechſelnden Erzählungston vermiſst; aber man kann keinen gröſseren Abſchnitt deſſelben leſen, ohne *viel* zu lernen, und *manche* ſchöne Spur des tiefen Denkers zu entdecken. Die Krone des Ganzen iſt unſtreitig die Geſchichte des Hauſes Stuart. *Robertſon* mag in ſeinem Werke von Seiten des hiſtoriſchen Styls Vorzüge vor *Hume* haben, und *Gibbon* mag maleriſcher, vielleicht auch in ſeiner Art gelehrter ſeyn als *Hume;* aber keiner von beiden iſt ihm an Gröſse des Geiſtes, Tiefe der Wahrnehmungen und geübter hiſtoriſcher Abſtractionsgabe gleich." — Bündig zuſammengeſtellt findet Rec. T. II. S. 322 ff. das Bild der urſprünglichen ungariſchen ganz aus der deutſchen des Mittelalters erwachſenen Verfaſſung. Und treffend iſt wohl auch die Bemerkung S. 618: „Wo groſse Kraft des Jünglings und ſchlechte Erziehung zuſammentrifft, da entſteht leicht ein Held, wie Karl XII (in Schweden) war."

Ein in jeder Hinſicht vollkommenes Werk von ſo groſsem Umfange wird wohl nie einem Manne gelingen; auch in dem gegenwärtigen findet ſich Manches, was ſelbſt der Verehrer von des Vfs. Verdienſten anders wünſchen möchte. Hieher rechnet Rec. nicht die kleinen Nachläſſigkeiten, welche der neue Herausgeber ohnehin berichtiget hat, und einige andere mit geringer Mühe hätte berichtigen können, z. B. die unvollſtändigen Büchertitel S. 28 *Cronica del S. Rey D. Fernando III etc.* und S. 180 *Bulaei hiſt. univerſ. Pariſ. etc.;* oder Schreibfehler S. 47: „*Wenn* (wann) er die Regierung werde antreten können? *Wenn* den Königsnamen führen dürfen? waren ein paar ſehr ſtreitige Fragen" u. ſ. w. — Auch einzelne Behauptungen, welche viele Leſer keinesweges unterſchreiben werden, finden wir nicht tadelhaft; es ſind die individuellen Überzeugungen, welche jeder Forſcher berechtiget iſt als erkannte Wahrheit dem Publicum hinzugeben. Z. B. S. 100: Spaniens *unpolitiſche* Theilnahme am engliſch-franzöſiſchen Kriege 1779—1783. War je eine neuere Theilnahme Spaniens an den Kriegen der Mächte Europens politiſch, ſo war es gewiſs dieſe. Nur unter den damaligen Umſtänden durfte es den Kampf gegen England wagen, durfte hoffen, ſeiner Seemacht einen neuen Umſchwung zu geben, und ehemals verlohrne Beſitzungen wieder zu gewinnen. Es hat auch dieſes einzige Mal gewonnen, und wenn nicht noch mehr gewonnen wurde, ſo trug nicht fehlerhafte Politik, ſondern die ſchlechte Ausführung der gewählten Maſsregeln die Schuld. Dieſs fühlte Hr. *Sp.* ſo innig als jeder ſeiner Leſer; ſeine Behauptung zielt auf die Gefahren hin, welcher Spaniens amerikaniſche Beſitzungen für die Zukunft ausgeſetzt wurden, wenn in Nordamerika ein unabhängiger mächtiger Staat ſich bildete. Aber der leicht mögliche Verluſt von Florida kam in keine Betrachtung gegen die für die Monarchie zu erringenden Vortheile, und bis die mexikaniſchen Beſi-

tzungen ernſtlich von der Landſeite her zu fürchten haben, vergehen zuverläſſig Jahrhunderte; es giebt dann nicht weiter einen nordamerikan. Freyſtaat, und Mexico hat durch den Wechſel der Zeiten in der noch entfernten Periode anderweitige Umänderungen erlitten. Doch, wie geſagt, jeder Forſcher bleibt in dem unſtreitigen Rechte, den Gedanken ſeiner Überzeugung niederzuſchreiben; und unſere Leſer ſehen, wie viele Worte dem Rec. die Beſtreitung Eines niedergeſchriebenen Wortes koſtete. — Aber weniger gleichgültig dünkt es uns, wenn ſtreitige Thatſachen mit der Mine der Zuverläſſigkeit ausgeſprochen werden; wenn z. B. S. 11 als zuverläſſiges Factum angegeben iſt: „Das übrige Europa erhielt von Spanien aus die Kenntniſs des Schieſspulvers." Oder Th. II, S. 343 Johann Hunyad ohne ein Zeichen des Zweifels als natürlicher Sohn des K. Siegmund daſteht; oder die ganze ungariſche Geſchichte in der Periode öſterreichiſcher Regenten zu einſeitig nach dem Sinne des ungar. Adels vorgetragen iſt. Dieſer Gegenſtand leidet hier keine nähere Erörterung.

Die vorzüglichſte Einwendung, welche Rec. zu machen hat, betrifft den Plan des Werks. Ein Compendium wollte der Vf. ſchreiben, und die äuſserſte Zuſammendrangung der Begebenheiten, die bloſse Anzeige von Regentennamen, welche zwar ein Bedürfniſs für den Zuſammenhang der Chronologie werden, in der Geſchichte ſelbſt aber keinen Platz behaupten, beweiſen, daſs er es ſchrieb, und zweckmäſsig ſchrieb. Nur zuweilen verurſacht das Zuſammendrängen der Namen einige Dunkelheit, wie bey den Königen Portugals aus der zweyten Periode bis auf Johann II. Er ſuchte ſeinem Vorleſebuche eine Ausſtattung zuzutheilen, welche vor ihm kein anderes hatte, nämlich eine nähere Hinweiſung auf die innere Verwaltung der Staaten, und vorzüglich auf die allmählichen Umwandlungen der Conſtitution. Wer wird ihm nicht für den Gedanken, ſo wie für die herrliche Ausführung deſſelben, herzlich danken? Aber anſtatt dieſe Umänderungen zu bezeichnen, und die Ausführung dem mündlichen Vortrage des Lehrers zu überlaſſen, entwickelt er gewöhnlich ſelbſt, fügt ſein Raſonnement bey, und giebt zuweilen die veranlaſſenden Urſachen mit einer Ausführlichkeit an, welche gegen das Gedrängte von Hauptbegebenheiten auffallend abſticht, und die ganze Idee eines Compendiums vernichtet. So findet ſich S. 62 die bekannte Hofkabale, bey welcher Anton Perez eine Hauptrolle ſpielte, mit ihren Nebenumſtanden erzahlt. — Der Vf. muſste mehr ausführen als hindeuten, er muſste ſein eigenes Urtheil durch die entwickelten Gründe motiviren und einleuchtend machen, weil gerade hierüber wenig oder nichts vorgearbeitet war, und der Leſer ohne dieſe nähere Darſtellung unmoglich die Ideen des Vfs. verfolgen, oder ihre Richtigkeit beurtheilen konnte. Rec. fühlt das ganze Gewicht dieſes Einwurfs, er iſt überzeugt, daſs Hr. *Sp.* ſo ſchreiben muſste, wie er ſchrieb, und bekennt dankbar, durch ſeine Auseinanderſetzungen vieles gelernt zu haben, durch ſeine Ideen zu mancher neuen Anſicht gekommen zu ſeyn. Doch hebt alles dieſes Anerkennen das Urtheil nicht auf, daſs das Ganze eine heterogene Zuſammenſtellung ſey; daſs es tauſendfachen Nutzen gewähre, dem Lehrer bey ſeinem Vortrage, dem Zuhörer beym Nachleſen, als Vorleſebuch aber, ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nach, um ſo weniger gebraucht werden dürfe, da es durch die Hinzufügungen für die neueſten Zeiten eine von den Grundzügen des Hn. *Sp.* weit entfernte Umwandlung erlitten hat.

Hr. *Sartorius*, welchem wir die Fortſetzung des Werks bis auf die Ereigniſſe unſerer Tage verdanken, hat ſich ganz in die Ideenreihen und in den Vortrag ſeines Vorgängers einzuſchmiegen beſtrebt. Auch er deutet auf Thatſachen nur hin, und liefert Raſonnement über die Verbindung und den Gang der Begebenheiten. Aber es iſt ſchwer, nach fremdem Plan und nach fremder Denkungsgabe zu ſchreiben. Daher traten hier zuweilen an die Stelle von *Spittlers* tiefen Gedanken, welche zu weiterem Nachdenken zwingen, ausführliche Betrachtungen. Man iſt an Hn. *Sp's.* gedrängten, kräftigen, obgleich nicht ganz reinen Styl gewöhnt; an Hn. *Sart.* findet man den Nacheiferer dieſes Styls, aber eben hiedurch ſtatt des Tiefgreifenden zuweilen Dunkelheit, oder wohl auch einen ſchiefen Gedanken, und ſtatt der Kraft im Ausdrucke einige Schwulſt. Ein paar Beyſpiele machen vielleicht das gefällte Urtheil einleuchtend. S. 352 ſpricht Hr. *Sart.* von der Aufmerkſamkeit, welche gewiſſe Plane im J. 1804 bewirkten, mit dem Ausdrucke: „Wunder erregende Aufſätze erſchienen in den officiellen und anderen Blättern." Rec. weiſs von keinen Wundern, die erregt wurden; die Coalition (welche doch auch als kein Wunder gelten kann) kam erſt ein Jahr ſpäter zum Vorſchein; es iſt bloſs einer von den überladenen Ausdrücken. Für ſchief erklärt ja wohl Hr. *Sart.* ſelbſt den Gedanken S. 105: „Wenn man über die Beantwortung der Frage: ob man trauren oder ſich freuen ſollte, einigermaſsen ungewiſs war: ſo entſchied das wiederkehrende Glück, die Erhebung Bonaparte's, die Frage ſogleich, und die lange verſchobene Kriegserklärung gegen Portugal konnte endlich nicht länger verweigert werden u. ſ. w." Über die von Spanien nothwendig zu nehmenden Maſsregeln konnte das wiederkehrende Glück der Franzoſen wohl entſcheiden, aber nicht über die Ungewiſsheit, ob man trauren oder ſich freuen ſollte. — Offenbar ſind dergleichen Abweichungen von der geraden Linie einzig durch den Eifer, ſich an ſeinen Vorgänger zu ſchlieſsen und Sätze auffallend vorzutragen, entſtanden; denn in ſeinem natürlichen Style iſt Hr. *Sart.* ungleich ungezwungener, und bey weitem die meiſten Stellen ſeiner Fortſetzung beurkunden den wirklichen gründlichen Geſchichtkenner und den denkenden Mann. Nirgends hat Rec. die Überſicht der neueſten engliſchen Geſchichte ſo lichtvoll und richtig gefunden, als in dieſem Werke. Sie läuft von S.

454—494, überſchreitet alſo bey weitem die Grenzen eines Compendiums, ſelbſt wenn man das höhere Intereſſe der neueſten Ereigniſſe mit in die Rechnung zieht: aber ſie wird ein vortreffliches Hülfsmittel zum Nachleſen. Der Unbefangene wird die meiſten Urtheile des Vfs. willig unterſchreiben. Rec. bedauert, daſs er ſo manche gelungene Stelle hier ſo wenig, als die wohlgerathenen Hauptmomente der neuen Schweizergeſchichte, ausheben darf. Vd. Hg.

Dresden, b. Walther: *Table Chronologique de l'Histoire universelle, depuis le commencement de l'année 1700, jusqu' à la paix générale de l'année 1802*; par l'Abbé *Mann*, Chanoine de l'Egliſe de N. D. à Courtray etc. 1803. 432 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

In jeder Hauptſtadt eines Landes ſollte ein vom Staate beſoldeter Mann mit der Aufzeichnung der vornehmſten Begebenheiten deſſelben beſchäftiget ſeyn. Er möchte eher zu viel als zu wenig aufzuſchreiben haben, weil Manches, was jetzt unbedeutend ſcheint, in der Folge wichtig werden kann. Auch könnte eine ſolche Chronik jährlich gedruckt werden. An Beyſpielen von ſolchen Jahrbüchern fehlt es uns nicht. Aus ſolchen lieſsen ſich nun allgemeine Annalen mit Zuverläſſigkeit zuſammenſetzen. Da aber ſolcher beſonderer Chroniken noch nicht genug vorhanden ſind: ſo giebt es für diejenigen, welche die chronologiſche Geſchichte eines gewiſſen Zeitraums zum Gegenſtande ihres Fleiſses wählen, meiſtens keine anderen Quellen, als Zeitungsnachrichten. Hat eine ſolche chronologiſche Darſtellung ein ganzes Jahrhundert, oder einen anderen groſsen Zeitraum zum Zwecke: ſo finden ſich auch wohl ordentliche Geſchichtbücher, die bey derſelben zu Rathe gezogen werden können. Dieſs iſt bey dem gegenwärtigen Werke der Fall. Über kein Jahrhundert der Weltgeſchichte iſt ſo viel und ſo viel Gutes als über das 18te geſchrieben worden. Nach der Behauptung des Vfs. haben wir noch kein Buch, welches die Geſchichte des ganzen Jahrhunderts umfaſst. Es fehlt uns jedoch in Deutſchland nicht an Büchern, die ſich mit den Begebenheiten des ganzen verfloſſenen Jahrhunderts beſchäftigen, wenn ſie auch den Foderungen, die man in Anſehung der Vollſtändigkeit und der Darſtellung an ſie machen könnte, noch nicht Genüge leiſten. Der Vf. beſtimmt ſein Werk zu einer Vorarbeit einer ſolchen Geſchichte, zur Auffoderung an einen kenntniſsvollen Mann, eine vollſtändigere und genauere Überſicht dieſer Art zu verfertigen. Durch den Krieg einer zahlreichen Bücherſammlung, die er zu dieſer Abſicht geſammelt hatte, beraubt, giebt er beſcheiden dieſes Werk für einen unvollkommenen Verſuch aus. Aber ſein Werk iſt nichts weniger, als ein unvollkommener Verſuch. Es enthält vielmehr einen groſsen Reichthum von politiſchen und anderen Begebenheiten, der neben den bekannten Welthändeln von *Büſch* noch ſehr brauchbar iſt. Man findet in demſelben eine genaue Anzeige von der Regierungsfolge der Regenten, von den merkwürdigſten Religionshandeln, von den Veränderungen, die Ritterorden, Univerſitäten, Akademieen und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten erfahren haben, von dem Tode der berühmteſten Gelehrten, von auſserordentlichen Naturbegebenheiten. Die kriegeriſchen Ereigniſſe werden bey jedem Jahre beſonders erzählt. Die letzten Jahre ſind mit vorzüglicher, doch nicht erſchöpfender, Umſtändlichkeit abgehandelt, und die chronologiſche Darſtellung der Revolutionsgeſchichte beweiſt es überzeugend, daſs der Vf. einen eben ſo aufmerkſamen als nahen Beobachter abzugeben Gelegenheit hatte. Selten iſt ein deutſcher Name unrichtig geſchrieben. Die wiſſenſchaftlichen Ereigniſſe ſind ziemlich fleiſsig angegeben, und von den Gelehrten hätte vielleicht mehr als einer wegbleiben können; aber die Erfindungen, an welchen das 18te Jahrhundert doch ſo reich iſt, ſind viel zu ſparſam angezeigt. Es fehlt unter anderen des D. *Jenners* Einführung der Kuhpocken-Einimpfung, und der Galvanismus. Ein Anhang enthält eine recht gut gearbeitete ſynchroniſtiſche Überſicht der Veränderungen, welche der franzöſiſche Revolutionskrieg in den europäiſchen Staaten hervorgebracht hat. Auf dieſe folgt ein tabellariſches Verzeichniſs des Verluſtes an Land und Einwohnern, welchen das deutſche Reich durch den Frieden zu Lüneville erlitten. Er iſt aus bekannten deutſchen Schriften entlehnt. Eben dieſes gilt von der allgemeinen Darſtellung der Veränderungen, die ſich in den deutſchen Staaten ereignet haben. Für die Ausländer mögen ſolche Nachrichten noch einigen Werth haben; für uns Deutſche werden ſie aber durch neuere und zuverläſſigere Angaben entbehrlich gemacht.

Ig.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Halle*, b. Gebauer: *Ernſt Birkenhayns Geſpräche mit ſeinen Kindern. Nebſt Guſtavs Briefen über ſeine Reiſe nach Teplitz.* 1807. 319 S. 8. (18 Gr.) Dieſe Geſpräche betreffen lauter Gegenſtände aus der Naturgeſchichte, und hauptſächlich ſolche, „welche unſere Jugend auf ihren Spaziergängen und in Haushaltungen faſt beſtändig bemerkt, und deren *genaue* Kenntniſs in vieler Hinſicht ſehr nützlich und nothwendig iſt, von welchen ſie aber oft nicht viel mehr weiſs, als von den Bewohnern der Südſeeinſeln." Der Vf., der doch in Leipzig lebt, wo die ſo berühmte Freyſchule iſt, denkt ſich ohne Zweifel unſere Jugend gar zu unwiſſend. Iſt ſie aber wirklich ſo unwiſſend, ſo wird er mit ſeinem Buche wenig unter ihr ausrichten: denn er verſteht nichts weniger, als einer ſolchen Unwiſſenheit zu Hülfe zu kommen. Es kömmt ja hiebey nicht darauf an, hie und da etwas Brauchbares und Wiſſenswürdiges zu ſagen, bald an dem einen, bald an dem anderen Orte eine nützliche Bemerkung zu machen u. ſ.; ſondern Alles muſs unter ſich in Verbindung ſtehen, und nach Einem Grundſatze und Einem Plane gearbeitet ſeyn. Zu was z. B. ſoll S. 35 das Recept zum Möhrenbrey? Zu was die häufig vorkommenden botaniſchen Beſchreibungen, die ohne Vorkenntniſſe in die Luft geſchrieben ſind? Auch hätte der Vf. auf den Ausdruck mehr Fleiſs und Sorgfalt verwenden ſollen. So heiſst es gleich S. 2: „Gewürze ſind ſolche Mittel, welche die Thätigkeit der Nerven befördern, Reizmittel, und für die Geſundheit nervenſchwacher Perſonen ſehr wohlthätig; ſie erſetzen bey Menſchen, welche eine ſitzende Lebensart führen, den Mangel an Bewegung, *und bewirken ſo die dadurch entſtandene ſchlechte Verdauung.*" So S. 82 von der gemeinen Rheinweide: „die ſchlanken zähen Zweige dienen zu Körben und guten Zahnſtochern, *wenn man die Holzfaſern herauspocht.*" Aus den Briefen über Teplitz iſt nicht viel zu lernen, auſser etwa, daſs Guſtav ein guter Bierkenner ſeyn müſſe.

P. s. e.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1808.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Oldenburg, b. Schulze: *Praktiſche Anweiſung zur deutſchen Sprache für geborne Deutſche*, inſonderheit für Ungelehrte, zum Gebrauch in Schulen, wie auch zum Selbſtunterricht und zum Nachſchlagen eingerichtet und mit vielen Beyſpielen zur eigenen Übung verſehen, von *C. Kruſe*, herz. holſt. oldenb. Conſ. Rath. Zweyte (,) vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1807. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede, daſs er bey dieſer neuen Auflage zu weſentlichen Veränderungen in Anſehung des Inhalts keinen Anlaſs gefunden, jedoch in vielen Abſchnitten einiges verbeſſert habe; das erſte ſey ihm um ſo lieber, da man das Buch hin und wieder in Schulen gebrauche. Von Vermehrung wird nichts geſagt, und es ſcheint daher, daſs dieſe neue Auflage mit der alten ohne groſse Ungemächlichkeit in Schulen wird gebraucht werden können. Rec. rechnet es der neuen Auflage eines Schulbuches immer zum Lobe an, wenn die Verbeſſerungen ſo beſonnen angebracht werden, daſs die erſte Ausgabe des Buchs ihre Brauchbarkeit für die Schule nicht verliert, und muſs daher Hn. *K's.* Verfahren um ſo mehr zur Nachahmung empfehlen, da ſelbſt berühmte Schulmänner ſich ſo oft in dieſer Hinſicht an den Schulen verſündigen.

Was den inneren Gehalt dieſer Anweiſung anbetrifft, ſo beziehen wir uns auf die Beurtheilungen der erſten Auflage, wollen jedoch dem Wunſche des Vfs. genügen, und ſeiner Prüfung und Benutzung einige Bemerkungen anheim ſtellen. Es werden für das Subſtantiv 4 Declinationen aufgeſtellt, und zwar vier beſondere für den Singular, und wieder vier beſondere für den Plural. Unterſucht man den Grund dieſer Vierzahl: ſo wird man bald inne, daſs ſich der Vf. aus der Grammatik in das Lexikon verirrt, und das Gegebene zum Princip der 4 Scheme gemacht hat. Wie der Plural der deutſchen Subſtantive laute, erfährt man in den meiſten Fällen nur aus dem Wörterbuche, folglich können die Endungen des Plurals inſofern keinen Grund zu einem Declinationsſcheme hergeben, denn die Declination muſs ſich auf eine *Regel* gründen. Unterwirft man aber den deutſchen Plural der Regel: ſo giebt es für denſelben nur eine einzige Declination, denn den Nominativ, als das Gegebene, weggenommen, gehen alle deutſchen Subſtantive nach ein und derſelben Regel. Wollte man die Verſchiedenheit des Nominativs als Declinationsgrund aufſtellen: ſo würde die lateiniſche Grammatik, ſtatt der herkömmlichen 5 Declinationen, deren über 20 aufführen müſſen. Bey dem Singular iſt wieder darin gefehlt, daſs der Genitiv zum Beſtimmungsgrunde der Declination gemacht worden iſt; gerade dieſer Caſus muſs ſelbſt erſt von auſsenher beſtimmt werden, und dieſs geſchieht durch den Plural, der daher mit dem Singular ein nicht zu trennendes Ganzes ausmacht. Da der Vf. einmal keine feſte Declinationstheorie zum Grunde gelegt hat: ſo iſt es ſehr natürlich, daſs er in Verlegenheit geräth, wenn er ein zweifelhaftes Wort unter eine der vier Declinationen mit Anführung des Grundes ſtellen ſoll. Es heiſst dann wohl „*richtiger*", aber worin das „*richtiger*" liege, erfährt man nicht. Daher kann man auch mit dem Vf. nicht rechten, wenn er das ein und andere als unrichtig bezeichnet. So würden wir den Plural *Hemden* als unrichtig verwerfen, allein der Vf. erklärt dieſe Form für richtig, und verwirft den Plural *Hemde*. Daſs in einer deutſchen Grammatik auch die 5 Declinationen der lateiniſchen Sprache aufgeführt werden, muſs freylich befremden; vielleicht möchte eine Anleitung, den Fremdlingen ein deutſches Gewand anzuziehen, für die deutſche Sprache erſprieſslicher geweſen ſeyn. Zuvörderſt ſollte man den Körper der lateiniſchen Wörter mit dem ächt deutſcher vergleichen, dann würde man finden, daſs viele ohne Abkürzen auf deutſche Weiſe declinirt werden können, z. B. Carmen, Pronomen u. ſ. w., wie das Wort *Namen;* ſelbſt die Wörter auf *us* können keine Schwierigkeit haben, wenn wir ſie an das deutſche, und nicht an unſer lateiniſches Ohr halten. Erſtlich haben wir viele ächt deutſche Wörter in *us*, nach welchen die Fremdlinge gebeugt werden können; ſodann vertragen viele eine Beugung in *en*, z. B. der Katechismen (der Katechism wird freylich nie dem deutſchen Ohre deutſch werden), das Evangelien u. ſ. w.; endlich läſst ſich die Sylbe *us* von vielen ohne Erſatz wegwerfen, z. B. der Chirurg. Kurz! eine beſondere Theorie, wie die Fremdlinge am beſten der deutſchen Sprache eingebürgert werden können, gehört in eine deutſche Grammatik, nicht die lateiniſche Declination. — S. 88 wird gelehrt zu ſagen: *zu Heinrichs gröſstem Vergnügen*, und doch: *mit Dero gütigen Erlaubniſs*, weil *Dero* ſtatt *Ihrer* ſtehe. Dieſer Grund iſt nicht haltbar; alle Genitive, auch der obige *Heinrichs*, laſſen ſich in ein Beſitzpronomen verwandeln, folglich könnte man die Beugung des Pronominalſatzes auf jeden Genitivſatz übertragen. — Der ſonſt ſo ſcharf

Digitized by Google

ſehende Vf. iſt auch noch der verderblichen Meinung, daſs ſich von den beiden Claſſen der deutſchen Verbformen die ſogenannte irreguläre Form immer mehr der regulären nähere, und daſs die letzte faſt allemal der erſten vorzuziehen ſey. Da die Schriftſteller längſt angefangen haben, *ſchmelzte* von *ſchmolz*, *bratete* von *briet* u. ſ. w. zu unterſcheiden: ſo wird hoffentlich das Vorurtheil von Ausmärzung irregulärer Verbe bald zu Grabe gehen, und man wird die betretene Bahn weiter verfolgen, und *buk* von *backte*, *muhl* von *mahlte* u. ſ. w. unterſcheiden, und ſo unſerer Sprache einen ihrer weſentlichſten Vorzüge ſichern. Da die ganze, von dem Vf. aufgeſtellte Tabelle der irregulären Verbe auf der Vorausſetzung der Annäherung des irregulären zum Regulären beruht: ſo muſs ſie danach beurtheilt und beym Gebrauche berichtiget werden. S. 138 bedauert der Vf., daſs die über *Seyn* und *Haben* von ihm aufgeſtellte Regel nicht ohne Ausnahme ſey, weil man auch ſage: *ein verdienter Mann*, obgleich das Perfect nicht heiſse *er iſt verdient*, ſondern *er hat verdient*. Die Grammatiker, und ſo auch unſer Vf., ergründen die Sache nicht, wenn ſie ſolche Wörter für Participe erklären. Schon die Bedeutung dieſer Wörter weiſt auf eine eigenthümliche Bildungsquelle hin. Verſoffener, verdienter, verruchter, bekannter, geſchworner u. ſ. w. ſind keine Participe, wohl aber zum Theil aus Participen gebildet. Ein *verſoffener* Mann iſt nicht ein ſolcher, der durch Flüſſigkeiten getödtet worden iſt, ſondern dem die Gewohnheit, geiſtige Getränke in Übermaſs zu ſich zu nehmen, zur anderen Natur geworden iſt; es wird daher das Particip *geſoffen* durch die Sylbe *ver* zu einem zwar nahe verwandten, jedoch verſchiedenen Begriffe modificirt. Eben ſo iſt *verdient* in „*ein verdienter Mann*" keinesweges das Particip von dem Verbe *verdienen*, ſondern ein aus dem Particip *gedient*, wie *verſoffen* aus *geſoffen*, durch die Partikel *ver* zu einem neuen Begriffe neugeſchaffenes Wort. Mögen die Grammatiker den gewieſenen Weg der Wortforſchung weiter verfolgen! So ſehr ſich übrigens der Vf. bemüht hat, die Verbindung der Subjectivverbe mit *haben* und *ſeyn* aufs Reine zu bringen: ſo iſt es ihm doch nicht ganz gelungen. Die Regel S. 139 §. 6 iſt zwar richtig angegeben; allein in der ſtrengen Anwendung wird gefehlt, und zwar vorzüglich dadurch, daſs der Vf. zu ſehr darauf bedacht iſt, jedem Verbe *ein* Hülfsverb ausſchlieſslich beyzulegen, da doch die meiſten beide Hülfsverbe zu ſich nehmen können. Wenn es den Rec. nicht zu weit führte: ſo würde er bey einem groſsen Theile der aufgeſtellten und mit einem einzigen Hülfsworte verſehenen Verbe die Anwendbarkeit auch des zweyten Hülfswortes zeigen. So heiſst es: *Schiffen* mit *ſeyn*. Alſo ſollte man ſagen: Wie lange *ſind* Sie geſchifft, ehe Sie den Ort Ihrer Beſtimmung erreicht haben?! Unter den als unrichtig geſchrieben und geſprochen verworfenen Wörtern ſteht auch Burgermeiſter, ſtatt deſſen man ſchreiben ſoll Bürgermeiſter. Beides iſt wohl unrichtig; der Mann, der ſo heiſst, trägt wohl ſeinen Namen nicht von dem Meiſterthume über die Bürger, ſondern von der Aufſicht über die Burg; er war ſonſt Burgvogt oder Burgmeiſter, daher man wohl am richtigſten Burgemeiſter ſchreibt und ſpricht. Auch verwirft der Vf. *worum*; iſt denn aber dieſes Wort nicht ganz analog gebildet mit *woran*, *worin* u. a.? und iſt es denn einerley, ob ich ſage; *warum* fragſt du mich? oder: *worum* fragſt du mich? Wir möchten daher der Form *worum* das Wort reden, und das *warum* auf den Urſachsbegriff beſchränken. Auch das Wort *weitläuftig* möchte nicht ſo geradezu zu verwerfen ſeyn. Zuvörderſt iſt es einmal durch einen langen Gebrauch geheiligt, auch durch einen figürlichen Begriff von *weitläufig*, dem nur der erſte und eigentliche Begriff anhängt, unterſchieden worden. Sodann iſt das Wort gewiſs nicht ohne Analogie; wir ſagen *triftig*, *tüchtig*, *ſtetig* u. ſ. w. und nicht *treffig*, *taugig*, *ſtehig*. — Bey den Präpoſitionen wird gelehrt: *Ein Mittel für das Fieber; das hilft für Zahnſchmerzen*. Dieſe Abweichung hätte begründet werden ſollen, um ſo mehr, da ſie den angenommenen Unterſchied zwiſchen *Für*, *Vor* und *Gegen* in völlige Verwirrung bringt. S. 221. *Es ſticht mich im Fuſse*. Wenn die wirkende Urſache innerlich iſt: ſo muſs der Dativ ſtehen; alſo: *es ſticht mir im Fuſse*, *es brennt mir in den Eingeweiden*.

In der Vorrede beſchuldiget der Vf. den M. *Vollbeding*, daſs derſelbe eine von ihm im J. 1800 über *Mir* und *Mich* herausgegebene kleine Schrift mit Vorſetzung des Namens *Vollbeding* ganz wörtlich habe abdrucken laſſen. Dieſs wäre allerdings ein arges Plagiat. Nun will Rec. zwar keinesweges die Vertheidigung des Hn. *Vollbeding* übernehmen, muſs jedoch bemerken, daſs dieſer bereits in den erſten 90ger Jahren eine kleine Schrift *über Mir und Mich* bey Fleckeiſen in Helmſtädt hat drucken laſſen. Es wäre alſo doch möglich, daſs dieſsmal dem Hn. *V.* durch die Beſchuldigung des Hn. *Kraſe* zu nahe getreten würde. Zwey Schriften über einen und denſelben Gegenſtand, zumal von ſo beſchränktem Umfange, können ſich leicht ſehr ähnlich ſehen, ohne daſs aus einer ſolchen Ähnlichkeit auf einen literariſchen Diebſtahl geſchloſſen werden darf. ſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Breslau u. Leipzig, b. Buchheiſter: *Poetiſche Verſuche* von *Luiſe von Fink*. Ohne Jahrzahl. 128 S. 8. (16 Gr.)

2) Salzburg, in der Mayr'ſchen Buchhandlung und Buchdruckerey: *Gedichte* von L. L. *Pfeſt*. 1804. 239 S. 8. Broſchirt. (20 Gr.)

3) Wien, b. Degen: *Sammlung deutſcher Dichter*. Auch unter dem ſpecielleren Titel: *Gedichte* von *Carl Streckfuſs*. 1804. 174 S. 8. Broſchirt. (1 Rthlr.)

4) Leipzig, in der Stageſchen Buchhandlung: *Gedichte* von *G. A. Neuhofer*, Adjunct an der evangeliſchen Pfarrkirche zum heil. Geiſt in Augsburg. 1804. Erſtes Bändchen. VIII und 183 S. Zweyt. Bändch. VIII u. 184 S. 8. (1 Thlr. 10 gr.)

5) Straubing, b. Reitmayr: *Vermiſchte Gedichte* von *Joſeph Martin Will*. 1803. Erſtes Bändchen. 231 S. Zweytes Bändch. 300 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Digitized by Google

6) Giessen, in Commiſſion b. Heyer: *Gedichte von Chriſtian Carl Auguſt Algeier.* Erſte Sammlung. 1806. 76 S. 8.

7) Halle, b. Trampens Erben: *Der Falke.* Ein Gedicht in acht Geſängen. 1805. 182 S. 8. (Broſchirt. 16 Gr.)

Mit Liebe hat die Verfaſſerin von No. 1 (die ſich unter der Dedication an den König und die Königin von Preuſſen *Charlotte* unterſchreibt) ihre Verſuche gegeben: mit Liebe wollen ſie aufgenommen ſeyn. Zahlreiche und ſehr achtungswerthe Freunde und Freundinnen haben die öffentliche Bekanntmachung dieſer Geſänge befördert, und werden, ſo oft ſie dieſelben leſen, der edlen Sängerin mit inniger Theilnahme gedenken. Die weiche Form *Höltyſcher* Weiſen ſagt dem weichen Gemüthe der Vfn. mehr zu, als die feſt beſtimmte, antike Odenform. Doch auch dieſe Bemerkung bittet Rec. als eine ſolche anzuſehen, die ſeiner Feder entſchlüpft iſt; denn er kann über die Ergüſſe eines ſolchen Herzens nicht kritiſirend ſchreiben.

Nach der Vorrede zu No. 2, in welcher der Vf. klagt, daſs er gedrückt und arm an Lebensfreuden ſey, erwartete Rec. Töne ſanfter Traurigkeit zu hören. Aber der Schmerz des Vfs. zeigt ſich in ſeiner Schrift nicht häufig als ein Schmerz in Liebe, ſondern mehr als Schmerz in Bitterkeit. Den gröſsten Theil der Schrift füllen xenienartige Hexameter und Pentameter, denen unter anderen mehr metriſche Correctheit zu wünſchen wäre. Der letzte Theil des Buchs (*Elegieen und vermiſchte Gedichte*), welchen Liebe zu Freunden und ſeinem neuen Regenten — Groſsherzog Ferdinand — dem Vf. eingegeben, hat gelungenere Stellen, und recht ſehr zu beherzigen iſt für Viele, was S. 70 über *Baus* Gedichte geſagt wird:

„er bauet,
„Setzt nach der Schnur nicht den Stein, ſetzt nach dem Steine die Schnur."

Dieſes kann nicht auf den Vf. von No. 3 angewendet werden. Hr. *Streckfuſs* iſt einer von den neuern Dichtern, die uns lieb und werth ſeyn müſſen. Er eifert den *Tiek, Novalis, Schlegeln* u. ſ. w. nach, ohne bloſser Nachahmer zu ſeyn, und ohne anſtöſsigen Schulzwang. In ihm iſt eigene Kraft und Geiſt, und innerliche Liebe zu dem Überirdiſchen und tiefe Sehnſucht nach der himmliſchen „Amanda." Seine Sprache iſt edel und einfach: ſeine Weiſen richtig gemeſſen und faſt immer paſſend. Nur der Sonetten Zahl iſt etwas groſs, jedoch ſind ſie mehr, als leeres Geklingel, und die „Sehnſucht" S. 21. ſpricht ſich in dem Dreyklangs-Reim etwas gekünſtelt aus. Selten finden ſich Hexameter, wie dieſer:

„Wohl mir der Göttlichen Huld hat die Gabe verliehen"

S. 120, und ſehr ſelten Reime, wie Frieden, gebieten, Müden S. 59.

Nur ein kleines, gar nicht auf- und ausgeſuchtes Gedicht ſtehe hier zum Zeugniſs, daſs dieſer Dichter werth iſt, geleſen zu werden. S. 46:

Liebe und Hoffnung.

Lieb' und Hoffnung! wie oft habt ihr mich grauſam betrogen,
Lieb' und Hoffnung, und doch habt ihr mich öfter beglückt!
Ewig will ich Euch Göttlichen traun, will lieben und hoffen,
Und ſo ſink' ich einſt lächelnd hinab in die Gruft.
Denn die Hoffnung verſpricht noch ſüſse Liebe mir jenſeits,
Und die Liebe, ſie drückt weinend die Augen mir zu.

Statt „weinend" läſe der Rec. in dem letzten Verſe doch lieber „hoffend" d. i. ewige Wiedervereinigung hoffend, eine Leſart, die der Geiſt des ganzen Gedichtes und inſonderheit die Harmonie der beiden letzten Verſe zu fodern ſcheint.

Der Vf. von No. 4 iſt ſeinem Publicum ſchon längſt bekannt, ſowohl durch Gedichte, theils einzeln, theils in verſchiedenen Zeitſchriften gedruckt, als auch durch ſeine *Klio und Euterpe* oder Taſchenbuch für Geſchichte und Unterhaltung (Augsburg b. Rollwagen). Beſcheiden überläſst er den Lorbeer „höheren Sängern", und will für ſich als Lohn „Gefühl für Freundſchaft und Natur." Und dieſer Lohn iſt ihm geworden. Natur und Menſchenleben geben ihm den Stoff zu ſeinen Geſängen: im Darſtellen iſt ſein vorzüglichſtes Streben gerichtet auf Deutlichkeit und auf Correctheit in Sprache, Metrum und Reim. *Uz* iſt ſein Muſter. Nicht bloſs die unmittelbaren Bekannten und Freunde des Vfs., ſondern auch andere werden in ſeinen Liedern bald Unterhaltung und Auffoderung zur Freude, bald Troſt und Beruhigung finden. Der erſte Theil enthält, auſser Gedichten vermiſchten Inhalts, die Probe einer metriſchen Überſetzung des Hiob, welche ſelbſt *Auguſti* und *de Wette*, die uns mit einer neuen Verdeutſchung des alten Teſtaments erfreuen wollen, nicht unbeachtet laſſen werden. Im zweyten Theil finden wir zuerſt Irenäen oder Friedensgeſänge, im Nachgefühl der Leiden des Krieges, die auch den Vf. ſchmerzlich trafen, geſungen, ſodann Erzählungen, Romanzen und Balladen, deren mehrere nach *Jauffret's charmes de l'enfance et les plaiſirs de l'amour maternel* frey und brav bearbeitet ſind, ferner 3 Cantaten und zuletzt Logogryphen, Charaden und Räthſel.

In der Vorrede zu No. 5 ſagt ein Freund des Vfs. (*Benno Michl*, damals Erzieher des Hn. *v. Fraunberg*) denen, welche die Dichtkunſt, als ganz unnütz, verachten, auf eine deutliche und belehrende Weiſe die Wahrheit, und nennt am Schluſs ſeinen Freund einen „Sänger der Tugend." Mit Recht. Denn der Tugend und Religioſität, dem Geiſte der Wahrheit und Wiſſenſchaft, der Liebe für das deutſche Vaterland, inſonderheit für Bayern, ſind dieſe Lieder geweiht. Der Vf. iſt noch ein junger Mann, der durch Fleiſs und Übung ſeine Verſification noch leichter, und ſeine Sprache reiner von Provincialismen machen kann. Ehre ſeinem guten Willen!

Hr. *Algeier* beweiſt durch No. 6, daſs er viele, beſonders deutſche, Dichter geleſen hat, und die Reminiſcenzen aus ſeiner Lectüre treten in ſeiner Sammlung bald dunkler, bald klarer hervor. Am häufigſten ſcheint er durch äuſsere Veranlaſſungen beſtimmt worden zu ſeyn, ſeine Empfindungen in Verſen auszudrücken, und kann in der That, als Gelegenheitsdichter, einem freundlichen Kreiſe, der in ſeinen Foderungen billig iſt, recht wohl gefallen. Sein Verlangen, die Gunſt der Muſe und ihrer Freunde zu gewinnen, iſt unverkennbar. Eine 2 Samml. haben wir noch nicht geſehen.

Den Stoff zu dem *Falken*, No. 7, hat der Dichter aus

Digitized by Google

dem neunten Bande der *Bibliothek der Romane* genommen. Seine Bearbeitung ſollte kein eigentliches Heldengedicht werden, ſondern zwiſchen dieſem und der einfachen Erzählung die Mitte halten. Es wäre unbillig, in der Beurtheilung des Werks eines ſo anſpruchloſen Mannes den *Oberon* zum Maſsſtab zu nehmen; aber bezeugen müſſen wir dem Vf., daſs er dem Sänger des Oberon mit Glück nachgeſtrebt hat, und daſs er, bey ſeinem unverkennbaren Talent und beſonnenen Fleiſse Achtung und Aufmunterung verdient. Ja! er folge ferner „dem lieblichen Winke der Muſen." GL.

1) Berlin, b. Maurer: *Virginia.* Tragödie in 5 Acten. Von *Jul. Graf v. Soden.* Mit Muſik des Chors vom Hn. Capellmeiſter *Himmel.* 1805. XXIV u. 133 S. 8. (15 Gr.)

2) Braunschweig, b. Vieweg: *Evelina* oder *das Burggeſpenſt.* Ein romantiſches Drama in 5 Aufzügen. Nach dem Engliſch. des *Caſtle Spectre* für die deutſche Bühne bearbeitet. 1804. 211 S. 8. (18 Gr.)

Die Geſchichte der Virginia iſt von dem Franzoſen *Capiſtron* (den der Vf. einen kalten genieloſen Reimer nennt), von dem Spanier *Don Auguſt. de Mont. y Luyando*, und dem Italiäner *Alfieri* bearbeitet worden. Der Vf. der deutſchen Virginia kennt indeſs die ſpaniſche und italiäniſche Bearbeitung nur nach einzelnen Stellen und durch Auszüge. *Leſſing* hat, nach des Vfs. Überzeugung, ſeiner Emilia Galotti dieſe Geſchichte zum Grunde gelegt, und ſeinen Prinzen nach Appius, Emilien nach Virginia, Odoardo Galotti nach Virginius, Marinelli nach Clodius, und Appiani nach Icilius copirt. Rec. will nicht bezweifeln, daſs die Geſchichte der Römerin unſern *Leſſing* auf entfernte Weiſe zu dem Gedanken an Emilia Galotti veranlaſst habe: aber davon kann er ſich nicht überzeugen, daſs der Vf. der Emilie mit Abſicht und klarem Bewuſstſeyn dieſen römiſchen Stoff zu bearbeiten ſich vorgeſetzt; denn *Leſſing* wuſste zu gut, daſs er, nach der Individualität ſeines Geiſtes, in eigenen Productionen nur zu moderner Darſtellung geſtimmt ſey, als daſs er ein Sujet ſtreng römiſcher oder griechiſcher Art, das denn doch auch, wie ihm wohl bekannt war, die entſprechende Form haben wollte, zur Materie ſeiner Bearbeitung gewählt hätte. Selbſt Philotas iſt zwar dem Namen nach Griechiſch: aber dem Weſen nach nichts weniger, als dieſs. Nein: *Leſſing* hat in ſeiner Emilie keine Virginia geben wollen; aber unter der Vorausſetzung, daſs er es gewollt, iſt die für ihn nachtheilige Entgegenſtellung ſeiner und der römiſchen Charaktere in der Vorrede des Vfs., gerecht und treffend.

Tragiſch iſt, nach dem Vf., „das, was mittelſt einer ſchmerzlichen Berührung Eine (einfache) erhebende, die Seele veredelnde Empfindung rein menſchlich ausſpricht, alſo dieſe Empfindung auch im menſchlichen Gemüthe aufregt." Die Tragödie iſt daher „ein dramatiſches Gedicht, das dieſe Empfindung, als ein in ſich vollendetes, freyes, ſelbſtſtändiges Ganzes, ſceniſch darſtellt," und mithin drey Beſtandtheile haben muſs: 1) die ſchmerzliche Berührung, die Leiden des Helden, die Fruchtloſigkeit ſeines Kampfes; 2) die erhebende Empfindung, die nicht bloſs Gefühl der Theilnahme allein, ſondern das lebendige Gefühl iſt, daſs wir ſelbſt erhabner, gröſser ſeyn würden, wenn wir dem Helden folgten oder folgen könnten; 3) das Ausſprechen einer einfachen, einzigen Empfindung, „weil nur dieſes Concentriren aller Strahlen auf Einen Brennpunct die elektriſche Flamme entzünden kann, jenen Grad von erhebendem Mitgefühl hervorzubringen vermag, welchen wir tragiſchen Effect nennen." Nach des Vfs. Anſichten von Tragödie haben wir deren wenige. Hamlet, Ariadne und der Cid von Corneille, Athalie von *Racine*, Don Carlos, Fiesko u. ſ. w. ſind keine Tragödieen: *Goethe* hat nur *eine* Iphigenia geſchrieben: *Schiller* einen Oedipus nur verſprochen. Rec. begnügt ſich, diejenigen, welche die Virginia noch nicht geleſen, auf die Ideen des Vfs. aufmerkſam zu machen, und bemerkt bloſs, daſs der Vf., ſeinem Begriff von Tragödie gemäſs, und in ſeiner bekannten Manier gearbeitet hat. Virginia wird als Lectüre und auf der Bühne einem groſsen Theil des Publicums gefallen: aber der Ausdruck *„Ziehfrau"* für mütterliche Erzieherin, wie Rec. hofft und wünſcht, kein Glück machen.

Im Burggeſpenſt No. 2 geht es, wie billig, ſehr fürchterlich und doch ganz natürlich zu. Der Böſewicht Osmond empfängt zuletzt ſeinen verdienten Lohn: Reginald, für todt gehalten, erſcheint wieder lebendig, und legt die Hand ſeiner Tochter Angela in die ſeines und ihres Befreyers Percy. GL.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Degen: *Neuere Gedichte* von *Joſeph Franz Ratſchky.* 1805. VIII und 245 S. 8. (20 Gr.) (Auch unter dem Titel: *Sammlung deutſcher Dichter.* 1805.) *Ratſchky's* Gedichte haben in ihrer Art unleugbaren Werth. Sie ſind gleich der unterhaltenden Rede eines gebildeten und zugleich in gelehrten Sachen erfahrenen Weltmannes, der ſeinen Kreis bald durch Ernſt, bald durch Scherz anzuziehen weiſs, und zum Stoff ſeiner Unterhaltung immer nur intereſſirende Materien wählt. Vermiſſeſt du Tiefe in dieſen Gedichten, ſo findeſt du doch viel Verſtand in ihnen: ſind ſie nicht reich an Ideen im erhabenen Sinne des Worts, ſo ſind ſie doch auch nicht ohne Witz, und wenn ſie keinen Anſpruch machen können auf den Namen von Poeſieen in der höheren Bedeutung, ſo gebührt ihnen doch das Lob wohllautender, flieſsender und gröſstentheils correcter Verſification, und ſie können, wo nicht immer mit, doch gewiſslich gleich nach den Gedichten der Freunde des Vfs., *Alxinger* und *Blumauer*, genannt werden. Dem Inhalt nach ſind dieſe Gedichte bald perſönlich oder örtlich, individuell, Schilderungen des Gemüths- und Geſundheits-Zuſtandes des Vfs., des Carlsbades u. ſ. w., bald allgemeiner, z. B. Loblieder auf das Landleben u. d. gl., bald Ergüſſe eines patriotiſch-öſterreichiſchen Herzens. Manches iſt dem Franzöſiſchen, Engliſchen, Lateiniſchen glücklich nachgebildet: vieles epigrammatiſch und ganz oder zum Theil polemiſch. In den geharniſchten Gedichten ſind indeſs die Waffen nicht immer ſcharf genug (wie in *Bürger's* Weibern von Weinsberg im modernſten Geſchmacke hexametriſirt u. ſ. w. und den Noten dazu), zuweilen ſogar Federn ſtatt Degen, z. B. in dem „Bruchſtück einer poetiſchen Controversrede gegen die neueſten Äſthetiker", wo es unter anderen S. 179 heiſst:

— — — „Durch *Merkels kühnes Muth*
Erſchüttert, ſenkt ſich ſchon der Grund, worauf er (der Richterſtuhl der neueſten Äſthetiker) ruht."

Einiges, namentlich der Prolog zu *Schillers* Jungfrau von Orleans, iſt ganz verfehlt, man mag es ironiſch nehmen oder nicht. GL.

Digitized by Google

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. und in Comm. b. Braunes: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1810, *nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Mit Genehmhaltung der königl. Akad. der Wiſſ. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Aſtronomen und Mitglied der Akademie. 1807. 268 S. 8. nebſt einer Kupfertafel.

Dieſes Jahr liefert nur zwey Finſterniſſe, beide an der Sonne und in unſeren Gegenden unſichtbar; eine Bedeckung des Jupiter, eine der Venus, drey des Aldebaran und 8 Bedeckungen kleinerer Sterne: es iſt alſo in dieſer Hinſicht nicht ſehr reich. Die Abhandlungen werden durch die Preisſchrift des Hn. Inſpector *Beſſel* in Lilienthal: *Unterſuchung der wahren elliptiſchen Bewegung des Kometen von* 1769 (S. 88 — 124) eröffnet. Eine hiſtoriſche Auseinanderſetzung der früheren Bemühungen, die Umlaufszeiten der Kometen aus *einer* Erſcheinung zu beſtimmen, beſchäftigt ſich umſtändlicher mit dem Kometen von 1769, und liefert uns eine Beurtheilung der bekannten von *Euler* und *Lexell* dieſerhalb unternommenen Arbeit. Die Urſachen, weſshalb dieſe Geometer ſo unbefriedigende Reſultate erhielten, liegen ſowohl in der Theorie als in den zum Grunde gelegten Beobachtungen und den Rechnungen ſelbſt: — die von *Euler* gewählte Methode war nicht geeignet, die Bahn eines Kometen *genau* zu beſtimmen; von den Beobachtungen war die erſte eine bloſse Schätzung, und der Rechnung kann man es vorwerfen, daſs die Örter des Kometen, auf die man ſie gründete, nicht von Aberration befreyt wurden. Auch hätte die Bahnbeſtimmung nicht auf einzelne Beobachtungen, ſondern auf die ganze vorhandene Reihe gebaut werden müſſen, und *Lexell* hätte ſo lange rechnen müſſen, bis er die Äuſserung: „es ſey faſt unmöglich, einen ſo langen Calcul ohne einige Fehler zu führen,“ wenigſtens auf *ſeine* Rechnung nicht mehr hätte anwenden können. Ein Calcul, von deſſen Richtigkeit man ſich nicht völlig überzeugt hat, hat wenig oder gar keinen Werth, und kann oft nachtheilige Folgen haben; aber wie die petersburger Aſtronomen eine Rechnung bekannt machen konnten, von deren Unrichtigkeit ſie einen ſo auffallenden Beweis durch die Vergleichung der Beobachtung vom 3 Sept. erhielten, begreift Rec. nicht. Ein verdientes beſſeres Zeugniſs erhält eine Arbeit, welche *Aſclepi* über dieſen Kometen unternahm, und deren Reſultate in Hn. *v. Zachs Mon. Correſp.* Sept. 1800 angeführt ſind. Obgleich Hr. *Beſſel* die Diſſertation von *Aſclepi* nicht ſelbſt erhalten konnte: ſo urtheilt er doch nach den ihm bekannt gewordenen Reſultaten, daſs *Aſclepi* den gröſsten Fleiſs auf dieſe Rechnungen verwandt, und nur deſshalb einen minder glücklichen Erfolg erhalten habe, weil ihm die beſſeren Hülfsmittel der *neueſten* Zeit, vollkommnere Sonnentafeln und beſſer beſtimmte Örter der verglichenen Sterne, mangelten. Die Arbeit des Hn. *Beſſel* ſelbſt zerfällt in 4 Abſchnitte: In dem erſten handelt er von der Auswahl und Reduction der Beobachtungen. Eine Hauptbedingung war es, daſs die der neuen Rechnung zum Grunde zu legenden Data neu reducirt, und dadurch von den Fehlern gereinigt werden muſsten, die die ſchlechten Beſtimmungen der kleinen Sterne, worauf ſie ſich gründen, ehemals hervorbrachten: es konnten alſo nur ganz im Original angegebene Beobachtungen benutzt werden, welche Bedingung eine groſse Menge von allen damals lebenden Aſtronomen angeſtellter Obſervationen ausſchloſs, und nur die von *Maskelyne* und *Meſſier*, die auch wegen der beſſeren Inſtrumente und der bekannten Geſchicklichkeit dieſer Aſtronomen gröſseres Vertrauen verdienen, zur Concurrenz zulieſs. Die Sterne, die weder im *Piazziſchen* Kataloge noch in der *Histoire Céleste* vorkamen, beſtimmte Hr. *B.* ſelbſt, vermöge des leeren Kreiſes eines 7 f. Teleſkops, und giebt uns hier ein Verzeichniſs davon. Allein auſser den Reductionen der Sterne auf den Tag der Beobachtung, erfoderten die Beobachtungen ſelbſt noch eine Correction, die von der Strahlenbrechung herrührt, und, wie es ſcheint, bisher ſelten oder nie angewandt wurde; der Vf. giebt hier Vorſchriften, dieſe Correction zu berechnen, und zeigt, wie unvollſtändig die von *Lalande* und Anderen gegebenen Formeln waren; eine Tafel erleichtert den Gebrauch der *Beſſel*ſchen Formeln, die aber (vergl. *Mon Corr.* 1801) durch einige Druckfehler entſtellt ſind. Dann folgt eine tabellariſche Darſtellung der Reduction der Beobachtungen, deren Anzahl über 250 geht, und die ſämmtlich mit der gröſsten Scrupuloſität benutzt ſind; oft weicht *Beſſels* Reduction von der *Meſſier*ſchen gegen 3' ab, wodurch die Nothwendigkeit jener bewieſen wird. — Der zweyte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit der Vergleichung und Auswahl der Beobachtungen. Das beſte Mittel, den Werth von Beobachtungen zu erkennen, iſt eine Vergleichung

derſelben unter einander, und dieſe kann am beſten durch die Hülfe einer vorläufig beſtimmten, der Wahrheit ſchon ſehr nahe kommenden Theorie geſchehen. Der Vf. benutzt alſo zu dieſem Zweck die *Asclepi*ſche Bahn, aus welcher er jeden Durchgang des Kometen durchs Fernrohr *einzeln* berechnet, um dadurch die Harmonie oder Disharmonie der verſchiedenen an einem Tage angeſtellten Obſervationen beurtheilen zu können. Sonderbar iſt es, daſs gerade die 4 erſten *Meſſier*ſchen Obſervationen ſehr mangelhaft ausgefallen ſind, und doch wird dieſes durch die angeführte Vergleichung mit völliger Evidenz dargethan. — Von der im dritten Abſchnitt enthaltenen Entwickelung einiger zu der Berechnung der elliptiſchen Bahn eines Kometen vorzüglich brauchbarer Methoden, können wir hier nur anführen, daſs die erſte, dort angegebene, auf eine auſserordentlich leichte Weiſe zum Ziele führt, aber vorausſetzt, daſs die Unterſchiede einer vorläufig beſtimmten Bahn von der zu ſuchenden wahren, durch $h + im + km^2$ ausgedrückt werden können, wobey h, i, k beſtändige Gröſsen und m die von einem beſtimmten Tage an gerechneten Zwiſchenzeiten bedeuten. Dieſe Bedingung, die immer Statt findet, wenn die Dauer der Erſcheinung nicht ſehr groſs iſt, und wenn die vorläufige Bahn der wahren ſchon ſehr nahe kommt, erfüllte dieſer Komet nicht, weſshalb der Vf. eine andere allgemein anwendbare, aber nicht ſo leichte Methode vorſchlägt. Schon *Euler* wandte ein ähnliches Verfahren an, was aber auf weit längeren Wegen zu viel weniger ſicheren Reſultaten führte, und deſshalb ſowohl von *Euler* ſelbſt, als von allen anderen Geometern, ſpäterhin nicht mehr gebraucht wurde. Etwas Eigenthümliches bey der *Beſſel*ſchen Methode iſt es, daſs man dadurch die Bahn unmittelbar aus den beobachteten Rectascenſionen und Declinationen beſtimmt, ohne dieſe erſt auf Längen und Breiten reduciren zu dürfen. — Der vierte Abſchnitt, die Berechnung der Bahn, wird durch die Formirung von 37 Örtern des Kometen, deren jeder das Mittel aus mehreren Beobachtungen iſt, eröffnet; eine Tafel ſtellt dieſe Örter, bey welchen nur die guten, vom 21 Aug. bis 1 Dec. gehenden Beobachtungen benutzt wurden, dar. Aus einer Vergleichung dieſer Tafel mit der *Asclepi*ſchen Bahn folgt, daſs ſich dieſe noch ſtark von der Wahrheit entfernt, indem eine Regelmäſsigkeit in dem Gange der Fehler exiſtirt, deren Aufhebung das einzige Kennzeichen ſich gut anſchlieſsender Elemente iſt. Dann folgen die *Beſſel*ſchen Elemente ſelbſt, welche dem Kometen eine Umlaufszeit von 2090 Jahren geben, und ſämmtliche Beobachtungen ſo gut als möglich darſtellen. Indeſs iſt dieſe Umlaufszeit, trotz der dabey angewandten auſserordentlichen Vorſichtsmaſsregeln, noch ziemlich unſicher, weſshalb Hr. *Beſſel* die Grenzen entwickelt, innerhalb welcher die dabey Statt findende Ungewiſsheit liegen muſs; er nimmt an, daſs die Bahn am Anfange, in der Mitte und am Ende der Erſcheinung, ſowohl in Rectascenſion als Declination 5" fehlen könne, und ſetzt voraus, daſs dieſe Fehler auf die nachtheiligſte Weiſe, die möglich iſt, conſpiriren; — ſo findet er die Grenzen der Excentricität = 0,99936265 und 0,99912537, und die der Umlaufszeit = 1692 und 2673 Jahr. Rec. glaubt aus der Übereinſtimmung der Elemente mit den Beobachtungen ſchlieſsen zu dürfen, daſs die Fehler der Bahn ſchwerlich 5" überſteigen, und daſs die Grenzen in der Wirklichkeit noch näher bey einander liegen; man kann nämlich 6 Fehler von gleicher Gröſse auf 42 verſchiedene Arten verſetzen, alſo 42 gegen 1 wetten, daſs der ungünſtigſte Fall, für welchen *Beſſel* die Grenzen entwickelte und entwickeln muſste, in der Natur nicht Statt findet, und daſs folglich der Schluſs, den er aus ſeiner Rechnung zieht, es gebe Kometen, die in ſehr langen, ſich über 1600 Jahr hinaus erſtreckenden, Perioden um die Sonne laufen, nicht zu gewagt iſt. Man hat nun ſchon von einigen Kometen die Perioden aus Einer Erſcheinung auf eine feinere Weiſe, als es wohl ſchon vorher geſchah, zu beſtimmen geſucht: hauptſächlich gehört hieher der groſse Komet, der im September des vorigen Jahres erſchien, und für welchen *Beſſels* Rechnungen eine Umlaufszeit von 1953 Jahren geben; der Komet von 1805, der nach Hn. Dr. *Gauſs* eine äuſserſt kurze Periode hat, und der von 1770, über welchen uns *Burckhardt* und *Laplace* neuerlich in der *Mécanique Céleste* aufgeklärt haben. Merkwürdig iſt es aber, daſs man noch bey keinem Kometen mit Sicherheit eine hyperboliſche Bahn gefunden hat. S. 125—136. *Über die geographiſche Länge von Havanna* von Hn. *Jabbo Oltmanns.* Das auf verſchiedenen Wegen beſtätigte Endreſultat = 5°38'51".5 weſtlich von Paris, ſcheint viel Vertrauen zu verdienen, indem es auf manche unverwerfliche Beobachtung gegründet und ſehr gut discutirt iſt. S. 136—140. *Tafel, um die auſser dem Meridian beobachtete Höhe des Polarſterns zu Berlin, auf die Meridianhöhe zu reduciren*, von Hn. *Bode* — geht bis zu dem Stundenwinkel von 36', und iſt bis auf Zehntel-Secunden genau berechnet. S. 140—142. *Sichtbare Lichtveränderungen des Algol in den Jahren 1808 bis 1810 incl.*, vom Hn. Prof. *Wurm* in Blaubeuern. S. 143—153. *Fortſetzung des im vorigen Bande des Jahrbuchs abgebrochenen vergleichenden Verzeichniſſes der Helligkeit der Fixſterne*, aus einem von *Herſchel* der londoner Societät vorgeleſenen *Mémoire.* S. 154—162. *Über die wahre geogr. Länge des in Peru gemeſſenen Breitengrades*, von Hn. *Jabbo Oltmanns.* Das Reſultat iſt 5°24'20" weſtlich von Paris, oder 81°5'0", ſtatt der bisher angenommenen aber ſchlecht begründeten 80° 15'. S. 162—167. *Zwey Tafeln zur Berechnung der jährl. Veränderung der geraden Aufſteigung und Abweichung der Fixſterne*, von Hn. *Bode.* Dieſe Tafeln ſind auf die gewöhnliche Art, allein nach den neueren Angaben berechnet, die erſte iſt jedoch etwas fehlerhaft, indem die ihr zum Grunde liegende Conſtante eben ſo wohl 20".02, hätte ſeyn müſſen, als bey der zweyten. Was die von *Burckhardt* in der *Conn. des Tems XII* gegebene Vorſchrift, bey

Digitized by Google

den jährl. Variationen die Abnahme der Schiefe der Ekliptik in Rechnung zu bringen, betrifft: ſo iſt Rec. der Meinung, daſs ſie falſch iſt; er würde daher nicht das hier gegebene Beyſpiel nach dieſer Vorſchrift verbeſſert haben. S. 167—169. *Beytrag zu den Methoden, eine Reihe Mondsdiſtanzen für die geographiſchen Längen in Rechnung zu nehmen*, von Hn. *Jabbo Oltmanns.* Ein Vorſchlag, nicht für jede Diſtanz die Reduction direct zu berechnen, ſondern ſie durch eine Interpolation aus 3 berechneten Correctionen zu finden — alſo vorzüglich auf eine zahlreiche Reihe von Beobachtungen anwendbar. S. 170—175. *Aſtronomiſche Beobachtungen auf der kaiſerl. Prager Sternwarte*, angeſtellt von Hn. *David* und *Bittner*. Wie gewöhnlich Finſterniſſe, Sternbedeckungen und einige Oppoſitionen. S. 176—183. *Erläuterung der Methode, durch Hülfe beobachteter Azimuthe, Erhöhungswinkel und relativer Erhöhung irdiſcher Gegenſtände, die geographiſche Poſition derſelben zu beſtimmen. Nebſt einigen zur Berechnung barometriſcher Höhenmeſſungen dienlichen Hülfstafeln* von Hn. *Jabbo Oltmanns.* Der Vf. ſetzt hier aus einander, wie er ſolche Beobachtungen berechnet hat; unter den angehängten Tafeln hat eine, die die täglichen Variationen des Barometers unter den Wendekreiſen enthält, den Rec. vorzüglich intereſſirt. S. 184—186. *Über das Troughton'ſche röhrenförmige Pendul*, von Hn. *W. Schnitter* in Aachen. Ein kleiner Aufſatz, der ſein Entſtehen vielleicht einer Undeutlichkeit im *Aſtron. Jahrbuche für* 1808 S. 249 zu verdanken hat; *Troughton's* Angaben der Dimenſionen ſind *ſehr richtig* berechnet, nur liegt die Schuld offenbar nicht an dieſem Künſtler, wenn hier zwey Ausdehnungen von Stahl und eine von Meſſing unterwärts gerechnet werden, ſtatt daſs alle drey von Stahl ſeyn ſollten. Die beiden Röhren von Meſſing haben zuſammengenommen eine Länge von 65,1 engl. Zollen, die Dräthe von Stahl u. ſ. w. 105,0 Zoll; nun geben Hn. *Troughton's* Verſuche die Ausdehnung beider Metalle für 60° des (Fahrenh.) Thermometers = 0,000640 und 0,000396б, alſo wird das Pendel niederwärts ausgedehnt 0,041643 Zoll und aufwärts 0,041664 Zoll, wo alſo beide Wirkungen ſich bis auf eine Kleinigkeit von *gar keiner* Bedeutung aufheben. Rec. geſteht, daſs er eine etwanige Incongruenz lieber in der Undeutlichkeit eines Ausdrucks oder in einem Druckfehler, und nicht, wie es hier geſchehen iſt, in einem Irrthum von *Troughton's* Seite geſucht haben würde. S. 186—188. *Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten* vom Hn. *van Beeck Calkoen* in Utrecht. Ein Regiſter vom Gange einer in Amſterdam von einem Hn. *Knebel* verfertigten Pendeluhr; die Beſtimmung der Meridiandifferenz zwiſchen Utrecht und Amſterdam vermittelſt einer Reihe von Pulverſignalen u. ſ. w. — S. 188—190. *Einige aſtronomiſche Beobachtungen auf der Inſel Leon* von *Canelas.* S. 190—194. *Aſtronomiſche Beobachtungen im Jahr 1806 auf der kaiſerl. Sternwarte in Wien angeſtellt* vom Hn. Dr. *Triesnecker.* S. 194—201. *Entdeckung und Beobachtung eines vierten neuen Planeten zwiſchen Mars und Jupiter*, vom Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Dieſesmal war die Entdeckung der Veſta kein bloſser Zufall, ſondern die Folge eines zur Durchmuſterung eines Theils des Himmels vom Hn. Dr. *Olbers* entworfenen und ausgeführten Plans. Wenn ein Aſtronom verdient, am Sternenhimmel Entdeckungen zu machen: ſo iſt es gewiſs der vortreffliche *Olbers*, der der Wiſſenſchaft mit unermüdlichem Eifer und raſtloſer Thätigkeit ſeine Muſse opfert. Die Veſta kömmt den älteren Planeten, in Abſicht der Beſtimmungsſtücke ihrer Bahn, am nächſten; Neigung und Excentricität ſind klein, und ſelten verläſst ſie die Grenzen des alten Thierkreiſes; deſto ſonderbarer iſt es, daſs auch dieſer Planet in keinem älteren Verzeichniſſe, und ſelbſt in der *Hiſtoire Céleste* nicht aufzufinden iſt. S. 201—208. *Beobachtung und Berechnung der Bahn des Kometen von* 1806. *Beobachtungen der Veſta, Juno u. ſ. w.* von Hn. *Beſſel* in Lilienthal. Sehr ungünſtiges Wetter erlaubte den lilienthaler Aſtronomen nur 2mal, den Kometen vor ſeiner Verſchwindung unter dem ſüdlichen Horizonte zu ſehen; indeſs reichten dieſe Beobachtungen in Verbindung mit einer früheren in Marſeille hin, die Elemente zu beſtimmen, und die Wiedererſcheinung vorherzuſagen, von welcher eine berechnete Ephemeride ſeines Laufs die näheren Umſtände angiebt. Der Komet ging zwiſchen den Südpolen des Äquators und der Ekliptik durch, und war in der Länge recht-, in der geraden Aufſteigung aber rückläufig; am ſüdlichen Himmel muſs er in einem ſehr lebhaften Glanze erſchienen ſeyn. Nach ſeiner Rückkehr von der Sonne beobachtete *Beſſel* den Kometen 3mal, und berechnete aus ſeinen eigenen und den Marſeiller Beobachtungen die folgenden verbeſſerten Elemente ſeiner Bahn, die allen Beobachtungen Genüge leiſten. Durchgangszeit durch die Sonnennähe 1806 Decl. 28,91829 Paris; Länge des ☊ 322° 18′ 37″,5; Peribel 94° 4′ 30″; Neigung 35° 4′ 5″; Log. des kleinſten Abſtandes von der Sonne 0,034198; Bewegung — rückläufig. Bemerkenswerth ſind *Beſſels* Obſervationen der Juno, die in dieſem Jahre wegen ihrer auſserordentlichen Lichtſchwäche von keinem anderen Aſtronomen geſehen wurde; ſie ſchlieſsen die Zeit der Oppoſition ein, und Dr. *Gauſs* hat ſie benutzt, die Elemente dieſes Planeten darnach zu verbeſſern. S. 209. *Meſſung der ſcheinbaren Gröſse der Veſta* vom Hn. Juſtizrath *Schröter* zu Lilienthal. Mit demſelben Teleſkope, mit welchem Ceres, Pallas und Juno gemeſſen wurden, fand ſich der ſcheinbare Durchmeſſer der Veſta am 26 Apr. = 0″,488; der Planet war einem Fixſterne ſehr ähnlich, und ſein Durchmeſſer war geringer, als der des 4ten Saturnstrabanten zu erſcheinen pflegt. S. 210—214. *Beobachtung der Veſta und Berechnung ihrer Bahn* vom Hn. Dr. *Gauſs* in Braunſchweig. Schon am 20 April, als die Beobachtungen 19 Tage umfaſsten, berechnete Dr. *Gauſs* die erſten Elemente der Veſta, die noch zu Anfang des May nicht merklich vom Himmel abwichen; ſchon mehrmals hat man dieſe, ſobald nach der Entdeckung eines Planeten glücklich

ausgeführten Rechnungen, als einen Beweis der heutigen Vervollkommnung der Aſtronomie angeführt, und gewiſs, man hätte keinen beſſeren auffinden können! es concurriren dabey ſo viele Elemente, die erſt jetzt eine groſse Vollendung erreichten, Sonnentafeln, Sternverzeichniſſe, die Beobachtungen ſelbſt, und — die feine Theorie des trefflichen *Gauſs*. S. 214—215. *Beobachtungen der Veſta auf der kön. Sternwarte in Berlin* vom Hn. Prof. *Bode*. Eine Reihe von Obſervationen am Mauerquadranten vom 13 April bis 11 May, und einige am Kreismikrometer, denen aber Hr. B. ſelbſt nicht vielen Werth beylegt. S. 216—221. *Aſtronomiſche Beobachtungen und Bemerkungen* vom Hn. Oberprediger *Fritſch* in Quedlinburg. Vieles über die geographiſche Länge von Quedlinburg, die Hr. *Fritſch* ſich, vielleicht ein wenig zu ſehr, beſtrebt, aus allen Beobachtungen harmonirend heraus zu bringen; ſo z. B. vergleicht er ſeine Obſervation des Mercurs Durchganges nur mit ſolchen auswärtigen, die ſeine — übrigens der Wahrheit vielleicht nahe — Annahme beſtätigen, und vernachläſſigt die weit zahlreichern, die ihr entgegen ſind: die „guten Gründe," die ihn dazu bewogen, führt er nicht an, ſie würden ſchwerlich auch viel Glück machen. Ein ſolches Verfahren iſt der aſtronomiſchen Unparteylichkeit gerade entgegen, und verdient — keine Nachahmung. Hätte Hr. *F.* — von der Richtigkeit ſeiner angenommenen Länge überzeugt — den Unterſchied in der Unſicherheit ſeiner Beobachtung, oder in anderen ſehr natürlichen Urſachen geſucht: ſo würde ihn gewiſs Niemand wegen eines Irrthums, der ſo verzeihlich iſt, getadelt haben. Den Durchmeſſer der Veſta findet Hr. *F.* = 4½"; *Schröter* fand nur 0,"488, und uns ſcheint *dieſe* Angabe mehr Vertrauen zu verdienen. S. 221—223. *Über ein Mercurial-Pendul* von Hn. *Thomas Blaker* aus London. Ein Glas, welches die Linſe des Pendels ausmacht, wird mit ſo vielem Queckſilber gefüllt, als erforderlich iſt, den Gang der Uhr genau regelmäſsig zu machen; man hat alſo den Vortheil, die Compenſation ſelbſt berichtigen zu können. Eine nähere Prüfung verdient die Bemerkung, daſs eine aſtronomiſche Uhr am richtigſten gehe, wenn ihr Pendel 2,8 Zoll vibrire. S. 224—228. *Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten* v. Hn. *de la Lande* in Paris (*geſt. 4 April 1807*). *Pigott* fand 1795 die Periode der Lichtveränderung des Sterns 5r Gröſse im Sobieskyſchen Schilde, zwiſchen 61,5 und 62,7 Tagen; er verſchwindet zuweilen faſt ganz. Einen Irrthum, den Rec. aus dem franzöſiſchen Original der *Hiſtoire de l'aſtronomie* des Hn. *de la Lande* verbeſſern kann, läſst er doch nicht unberührt; *Piazzi* fand nämlich nicht die jährliche Parallaxe der Wega = 0",875, ſondern er ſagt nur, die Parallaxe in Declination betrage 0,875 der totalen. *Calandrelli* und *Conti* in Rom fanden mit einem 9füſsigen Sector 5", mit einer Regelmäſsigkeit, die dieſem Reſultate einiges Gewicht zu geben ſcheint; Rec. geſteht indeſs, daſs ihm eine ſo groſse Parallaxe nicht einleuchten will. *Piazzi* hat die Schiefe der Ekliptik unterſucht, und im Winter 7" weniger gefunden als im Sommer. Er hält ſich überzeugt, daſs dieſer Unterſchied nicht von einer Ungewiſsheit in den Refractionen herrührt, ſondern ſchreibt ihn lieber einer Verſchiedenheit in der Brechbarkeit des Sonnen- und Fixſternen-Lichtes zu — eine Meinung, der Rec. durchaus ſeinen Beyfall verſagen muſs, indem Verſuche mit einem Prisma lehren, daſs die Brechbarkeit aller Arten des Lichts durchaus gleich iſt. Die Urſache, weſshalb alle Aſtronomen die Winterſchiefe groſser finden, als die im Sommer, ſucht *Laplace* in der Aufhangung des Thermometers im Beobachtungszimmer, ſtatt daſs es eigentlich im Freyen, gegen Norden aufgehangen werden muſs. Übrigens iſt die Differenz nicht nach allen Aſtronomen *gleich* groſs, und *Delambre* findet nur 4". S. 228—231. *Beobachtung über die Klimata und Atmosphäre des Saturns*, vom Hn. Dr. *Herſchel*. Der Vf. bemerkte Veränderungen in der Farbe der Polargegenden des ♄, und ſchreibt dieſelben einer Veränderung der Lufttemperatur auf dieſem Planeten zu, indem die weiſse Farbe der Polargegenden immer zunahm, wenn ſie von der Sonne ſchwächer erleuchtet wurden. S. 231—239. *Aſtronomiſche Beobachtungen auf der königl. Sternwarte in Berlin* von Hn. *Bode*. Auſser einer Anzahl beobachteter Culminationen der Planeten, Trabantenverfinſterungen, Sternbedeckungen u. ſ. w., auch Nachrichten von dem 2füſsigen *Troughton*'ſchen Kreiſe der Sternwarte. Eine Reihe gemeſſener Meridianhöhen des Polarſterns gab die Polhöhe von Berlin 52°31'23", und Meridianhöhen hoch culminirender Sterne 52°31'25". Bey einer umgekehrten Lage der Axe des Inſtruments, gab eine andere Reihe von Beobachtungen ein etwas hievon verſchiedenes Reſultat, das aber Hr. *Bode* nicht anführt, und wovon er ein anderes Mal Rechenſchaft abzulegen verſpricht. Ein dem Kreiſe zugeſtoſsener Unfall, das Zerbrechen der Waſſerwage, verhinderte die völlige Aufklärung der noch auf der berliner Polhöhe ruhenden Zweifel; im Jahrbuche für 1806 führt Hr. *Bode* noch viele Beobachtungen an, die ſie = 52°31'45" geben. *Mira* war den 12 Januar 1806 im Aufſucher nicht ſichtbar, den 22ſten war dieſer Stern kaum zu erkennen, allein im 3½füſsigen Dollond erſchien er als ein Stern achter Gröſse; den 7ten und 18ten Sept., ſo wie den 9ten und 18ten Octob. war keine Spur davon zu bemerken. S. 239—242. *Heliocentriſcher und geocentriſcher Lauf der Pallas und Juno für 1808*. S. 243—244. *Über bemerkte Unterſchiede in den ſcheinbaren Gröſsen einiger Sterne*, vom Hn. Dr. *Koch* in Danzig. Bey dem Bombardement wurden die Inſtrumente der in den äuſsern Feſtungswerken belegenen Sternwarte abgenommen, und in die Stadt in Verwahrung gebracht; Hr. D. *Koch* konnte alſo nichts Aſtronomiſches liefern auſser dieſen Bemerkungen. Der Stern 2 ♃ ♉ z. E. wird von *Bayer* und *Hevel* in die 6te, von *Flamſteed*, *Bradley* und *Mayer* in die 4te, von *Zanotti* und *Piazzi* in die 7te Claſſe geſetzt; Hr. Dr. *Koch* fand ihn in einem Zeitraume von 6 Monaten, unverändert von der ſechſten Gröſse.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 21 NOVEMBER, 1808.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf., und in Commiſſion b. Braunes: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr 1810, nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Von J. E. Bode u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

S. 244—246. *Aſtronomiſche Beobachtungen in Spanien*, von Hn. *Oltmanns* mitgetheilt. Die Breite von Madrid fand *Chaix* mit einem Repetitionskreiſe aus 544 Beobachtungen = 40° 24′ 57″. 8. für die Mitte des *Plaz a major.* Mittagsunterſchied zwiſchen Carthagena und Paris, im Mittel aus 3 Beobachtungen 13′ 30″, 1; Valenzia von Paris 11′ 2″, 2 weſtlich in Zeit. S. 247—248. *Phyſiſch-aſtronomiſche Bemerkungen* vom Hn. Hofr. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Bey der Mondsfinſterniſs den 4 Januar 1806 verſchwanden die verfinſterten Theile des Mondes nicht ganz, und die helleren Flecken blieben fortdauernd ſichtbar, — eine Erſcheinung, die man ſchon oft bemerkt hat. Auch Hr. *Huth* hat am 18ten Januar 1806 die Nachtſeite der Venus (vergl. *Jahrbuch* 1809) geſehen; am 26 May ſah er, daſs die nördliche Hälfte flacher gekrümmt war als die ſüdliche, und wirft hier die Frage auf, ob eine wirkliche Abplattung die Urſache dieſer Erſcheinung ſey? Rec. iſt nicht dieſer Meinung, denn wenn beide Halbkugeln gleichförmig geſtaltet ſind, müſſen ſie auch immer gleich erſcheinen, die Venus mag ſich uns projiciren, wie ſie will. S. 249—252. *Beytrag zu den geographiſchen Längenbeſtimmungen* von Hn. *Oltmanns.* Hauptſächlich die Länge von Callao, aus dem Mercurs-Durchgange den 8 Nov. 1802 = 5° 18′ 15″ 6 weſtlich von Paris; Reval aus einer Sternbedeckung 1° 29′ 43″; München 37′ 0″, 4; Hamburg 30′ 28″, 7; Dorpat 1° 37′ 24″, 5. S. 252—255. *Vorſchlag einer Methode zur Auflöſung einer aſtronomiſchen Aufgabe.* Vom Hn. Grafen von *Platen* zu Hallermund. Eigentlich nichts anderes, als die ſchon von *Rothmann* und *Tycho* gebrauchte Proſtaphäreſis, die aber ſeit Einführung der Logarithmen billiger Weiſe auſser Gebrauch gekommen iſt. Eine *Nachſchrift* des Hn. *Oltmanns* beſchäftigt ſich nur mit dem Beyſpiele, das Hr. Graf *von Platen* anführt, ohne den Geiſt der Methode ſelbſt aus einander zu ſetzen. S. 255—257. *Vorſchlag einer Methode, die Horizontal-Refraction durch die geographiſche Länge zu beſtimmen*, von Hn. *Jabbo Oltmanns.* Man ſoll Diſtanzen zwiſchen dem Monde und der Sonne meſſen, wenn das eine dieſer Geſtirne ſehr tief, das andere beträchtlich höher ſteht; die aus aſtronomiſchen Tafeln und der bekannten geographiſchen Länge des Orts berechnete Diſtanz, mit der gemeſſenen verglichen, giebt dann eine Correction der angenommenen Strahlenbrechung. Rec. iſt überzeugt, daſs dieſe Methode nie befriedigende Reſultate geben wird, indem ſehr viele Elemente unrechtmäſsigerweiſe dabey als fehlerfrey vorausgeſetzt werden müſſen. Die Beſtimmung der Strahlenbrechung können reiſende Beobachter, denen ſie Hr. *O.* vorſchlägt, paſſender den Aſtronomen auf wohl eingerichteten Sternwarten überlaſſen, die viel beſſere und ſichrere Mittel beſitzen, um zum Zwecke zu gelangen; oder wenn ſie ſich ja damit beſchäftigen wollen, ſo werden ſie beſſer thun, ſich mit einem guten, die abſoluten Höhen angebenden Inſtrumente zu verſehen, als eine Methode zu wählen, die bey allem anzuwendenden Fleiſse noch auſser den Grenzen der Unſicherheit der Refraction liegende Zweifel übrig laſſen wird. S. 257—259. *Zuſatz zu der Abhandlung über die beſte Geſtalt der Objectivſpiegel*, vom Hn. Prof. *Fiſcher* in Berlin. Hr. F. verbeſſert hier einen ſchon in No. 187 des vorigen Jahrgangs dieſer Zeitung erwähnten Irrthum, wegen des Vorzugs ſphäriſcher Spiegel vor paraboliſchen. Rec. glaubt hier noch ein Miſsverſtändniſs zu bemerken, denn ein Geſtirn entfernt ſich von der Axe des Spiegels immer gleich ſchnell, man mag eine ſtarke, eine ſchwache oder auch gar keine Vergröſserung ins Teleſkop ſchrauben; von der ſcheinbaren Bewegung im Sehefelde des Fernrohrs war nicht die Rede. Das Wort Brennlinie iſt allerdings etwas unrichtig gewählt. Von S. 260—268 *noch verſchiedene kürzere aſtronomiſche Nachrichten und Beobachtungen.* Hr. *von Humboldt* übergab der kön. Akademie der Wiſſenſchaften ein Manuſcript, welches *die aſtronomiſche und geodätiſche Beſtimmung von 290 Puncten in Amerika* enthält, wovon etwa 230 auf eigene, und die übrigen auf Beobachtungen der Hn. *Velasquez* und *Caldas* gegründet ſind, ſämmtlich von *Oltmanns* mit ausdauerndem Fleiſse berechnet und discutirt; Hr. Prof. *Harding* zeigt einige fehlende Sterne an u. ſ. w.

LL. AL.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hoffmeiſter u Kühnel: *Generalbaſs-Schule* von J. G. *Albrechtsberger*, Kapellmeiſter am Dom zu St. Stephan in Wien. Neue

Digitized by Google

vom Verfaſſer vermehrte Auflage. 23 S. Querfolio. (1 Rthlr.)

Unter den vielen im verwichenen Jahrhunderte herausgekommenen Anleitungen zum Generalbaſſe, laſſen zwar insbeſondere *Türks* Generalbaſs-Schule, und der zweyte Theil des *Bachiſchen* Verſuches über die wahre Art das Klavier zu ſpielen, als Lehrbücher darüber, weder in Hinſicht auf Ausführlichkeit, noch in Rückſicht auf Gründlichkeit ſowohl des theoretiſchen, als auch des praktiſchen Theils deſſelben, wenig zu wünſchen übrig. Dennoch wird dieſes Werk beſonders ſolchen Generalbaſs-Schülern willkommen ſeyn, die geneigt ſind, mehr mittelſt praktiſcher Übung, als vermittelſt der Beyhülfe einer zergliederten Theorie accompagniren zu lernen, und die insbeſondere, wie es gemeiniglich bey Dilettanten der Fall iſt, die Abſicht nicht haben, mit der Erlernung des Generalbaſſes zugleich die harmoniſchen Elementarkenntniſſe der Setzkunſt zu begründen.

Der Vf., der dem muſikaliſchen Publicum ſchon als ein guter Tonſetzer im ernſthaften und fugenartigen Style, und zugleich durch eine gründliche Anleitung zur Compoſition, bekannt iſt, hat ſich in ſeinem Werke, wie auch aus der im Titel angezeigten Seitenzahl ſchon von ſelbſt hervorgehet, eines äuſserſt gedrängten Vortrags bedienet. Das Werk iſt in zwey Abtheilungen getheilt, von welchen die erſte theils einige zum Vortrage des Generalbaſſes nöthige Vorkenntniſſe, theils kurze Übungsexempel über einzelne Accorde enthält. Im erſten §. wird von den gebräuchlichen Ziffern, oder, wie man ſich gewöhnlicher ausdrückt, von den Intervallen gehandelt, die bey der Bezeichnung des Generalbaſſes durch Ziffern vorgeſtellt werden. Der zweyte § hat erſtlich die Eintheilung der Intervallen in conſonirende und diſſonirende zum Gegenſtande. Ungeachtet der beabſichtigten Kürze des theoretiſchen Lehrvortrages, vermiſst Rec. ſehr ungern die allgemein angenommene Eintheilung der Conſonanzen in vollkommene und unvollkommene, und zwar nicht bloſs wegen ihrer weſentlichen Verſchiedenheit, ſondern hauptſächlich deſswegen, weil jene bey dem Wechſel der Accorde, oder in Anſehung ihrer Fortſchreitungen, auch bey dem Vortrage des Generalbaſſes ſolchen Einſchränkungen unterworfen ſind, die bey dieſen nicht Statt finden. Nächſt der Eintheilung der Intervallen handelt dieſer §. zugleich von dem vollkommenen und unvollkommenen Accorde. Beide beſchreibt der Vf. auf eine ihm eigenthümliche Art folgendergeſtalt: „Wenn drey Conſonanzen über einen Grundton genommen werden: ſo heiſst ein ſolcher Accord vollkommen oder unvollkommen. Der vollkommene Accord über jeden Grundton iſt nur $\substack{8\\5\\3}$ oder mit ſeinen zwey Veränderungen $\substack{3\\5\\8}$ oder $\substack{5\\3\\8}$. Der unvollkommene Accord iſt $\substack{8\\6\\3}$ oder mit ſeinen zwey Veränderungen $\substack{3\\6\\3}$ oder $\substack{6\\6\\3}$."

Die Quarte, ſie mag in Begleitung der Sechſte oder Quinte vorkommen, rechnet der Vf. ohne Unterſchied unter die Diſſonanzen. Des Griffes, den man den Sextquarten-Accord nennt, hat er S. 2 gar nicht gedacht, obgleich demſelben S. 3 unter den von ihm ſogenannten falſchen Accorden ein beſonderes Übungsexempel gewidmet iſt. Dieſen, gewöhnlich nur bey einer Gattung der Quinten gebräuchlichen techniſchen Ausdruck *falſch*, braucht der Vf. auch bey den Accorden, ſtatt des gewöhnlichen Ausdruckes *diſſonirend*. So ſagt er z. B.: „Falſche Accorde ſind alle drey Secund-, Quart-, Septimen- und die zwey Nonenaccorde." — Übrigens iſt dieſe Stelle ſelbſt dem ſchon mit der Harmonie bekannten Leſer undeutlich, weil vorher nicht angezeigt worden iſt, aus welchen Intervallen jede Art und Gattung dieſer genannten Accorde beſtehet. Man weiſs daher nicht gleich, ob der Vf. z. B. unter ſeinen drey Secunden- und Septimen-Accorden die Accorde $\substack{6\\4\\2}$, $\substack{5\\2}$, $\substack{6\\5\\2}$ und $\substack{7\\5\\3}$, $\substack{7\\4\\3}$, $\substack{7\\6}$ verſtehe, oder ob er, wie eigentlich ſeine Meinung iſt, die drey gewöhnlichen Gattungen des Secundenaccordes mit der Quarte und Sexte, die ſich durch die kleine, groſse und übermäſsige Secunde unterſcheiden, und die Septimenaccorde mit der groſsen, kleinen und verminderten Septime, verſtanden wiſſen will.

Im dritten §. verläſst der Vf. die gewöhnliche Methode des Generalbaſs-Unterrichtes, nach welcher man den Schüler, der nunmehr die Intervallen hat kennen gelernt, mit jedem Accorde insbeſondere, und mit den Intervallen, aus welchen er beſtehet, bekannt macht. Mit gänzlicher Übergehung dieſer ſpeciellen Kenntniſs der Accorde zeigt er dem Schüler bloſs, was er nächſt den über der Grundſtimme durch Ziffern angezeigten Intervallen noch für andere Intervallen zu greifen habe, wenn der Accord nur mit einer oder mit zwey Ziffern bezeichnet wird. Ein Beyſpiel dieſer Verfahrungsart mag folgendes ſeyn. „Zu allen Secunden (heiſst es S. 4) gehört eine Quarte und eine Sexte. Wenn aber eine Quinte über der Secunde geſchrieben ſtehet: ſo muſs man die Quinte oder die Secunde ſelbſt im vierſtimmigen Satze verdoppeln." Nach dieſer Lehrart brauchte zwar der Vf. der ſeltener vorkommenden Accorde mit der Secunde, nämlich $\substack{6\\5\\2}$ und $\substack{5\\4\\2}$ nicht zu gedenken, weil ſie mit den Zahlen aller Intervallen, aus welchen ſie beſtehen, bezeichnet werden müſſen. Nur hätte bey dieſer Gelegenheit, da einmal über den Griff der gewöhnlichen Secundenaccorde eine allgemeine Regel gegeben wurde, nicht übergangen werden ſollen, daſs der aus groſser Secunde, übermäſsiger Quarte und groſser Sexte beſtehende Secundenaccord ſehr oft, vermittelſt der Zahl 4, welcher ein Erhöhungszeichen beygefügt iſt, angezeigt zu werden pflegt. Es wäre überhaupt zu wünſchen, daſs ſich die Theoriſten in verſchiedenen Fällen, wo von der Secunde die Rede iſt, beſtimmter ausdrückten, um den Anfängern nicht Veranlaſſung zu einem Irrthume zu geben. Alle Lehrer der Harmonie ſtimmen über den Unterſchied der Secunde und None völlig überein. Das Intervall, welches aus zwey neben-

Digitized by Google

einander liegenden Stufen der Tonleiter beſteht, es werde übrigens als zweyte oder neunte Stufe vom Grundtone entfernt gebraucht, wird bald eine None, bald eine Secunde genannt, je nachdem entweder das obere oder das untere Ende dieſes Intervalls als Diſſonanz aufgeführt wird. Liegt das obere Ende dieſes Intervalls vorher, und geht nach dem ſogenannten Anſchlage eine Stufe abwärts zur Auflöſung: ſo pflegt man das Intervall eine None zu nennen; liegt hingegen das untere Ende vorher, und tritt nach dem Anſchlage eine Stufe abwärts: ſo wird das Intervall zum Unterſchiede der vorhergehenden Behandlungsart eine Secunde genannt. Bey der None diſſonirt demnach das obere Ende dieſes Intervalls gegen den Grundton; bey der Secunde diſſonirt der Grundton gegen die zunächſt darüber liegende Stufe. Es iſt daher unrichtig, wenn der Vf. im 4ten §., in welchem von der Verdoppelung der Intervallen gehandelt wird, ſagt: „Von den Diſſonanzen können verdoppelt werden: 1) die groſse Secunde bey dem $\begin{smallmatrix}4\\2\end{smallmatrix}$ Accorde.“ — — Bey dem $\begin{smallmatrix}4\\2\end{smallmatrix}$ Accorde iſt die Diſſonanz in der Grundſtimme enthalten; wenn daher die zweyte Stufe dieſer diſſonirenden Grundſtimme verdoppelt wird: ſo verdoppelt man ja in dieſem Falle keine eigentliche Diſſonanz, ſondern es wird bloſs das conſonirende Ende des diſſonirenden Intervalles, ſo wie bey dem Septimenaccorde mit ausgelaſſener Quinte, der Grundton der Septime, als das conſonirende Ende derſelben, verdoppelt. Eben ſo unrichtig iſt die faſt allgemein gebräuchliche Benennung und Bezeichnung dieſes Intervalls als einer Secunde, wenn der weſentliche Septimenaccord auf dem nachfolgenden Grundtone der Tonart aufgehalten wird. Die mehreſten Tonſetzer nennen die eine in dieſer Aufhaltung enthaltene Diſſonanz eine Secunde, und bezeichnen den Accord, der eigentlich aus None, Septime und Quarte beſteht, mit $\begin{smallmatrix}7\\4\\2\end{smallmatrix}$. Dieſes thut auch der Vf., denn er ſagt S. 6: „Wenn ſich aber die groſse Septime in die Octave hinauf reſolvirt, oder frey angeſchlagen vorkömmt: ſo muſs man jederzeit die reine Quarte und *groſse Secunde* dazu nehmen.“ Aus demjenigen, was oben über den allgemein angenommenen Unterſchied zwiſchen None und Secunde bemerkt worden iſt, geht deutlich genug hervor, daſs dieſer Satz keine Secunde, ſondern eine None enthalte, weil die Diſſonanz in einer der Oberſtimmen befindlich iſt, und der Baſs bey der Auflöſung derſelben auf ſeiner Stufe liegen bleibt.

Ob ſich gleich der in der Harmonie ſchon Geübtere über dergleichen Nachläſſigkeiten des Ausdrucks und der Benennung ohne Anſtoſs hinwegſetzt: ſo verhält es ſich dennoch ganz anders bey einem Anfänger, welcher, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, gar leicht dadurch veranlaſst wird, an den allgemein angenommenen Kennzeichen der None und Secunde irre zu werden.

Der 5te §. hat die Überſchrift: *Von den ſechs gefährlichen Gängen.* Der Vf. verſteht darunter ſolche Folgen von Accorden, bey welchen, um fehlerhafte Fortſchreitungen zweyer vollkommenen Conſonanzen zu vermeiden, entweder die Gegenbewegung ergriffen, oder in einem von zwey auf einander folgenden Accorden ein Intervall ausgelaſſen, und ſtatt deſſen ein anderes verdoppelt werden muſs. Hr. *A.* hat die Fälle, bey welchen es nothwendig iſt, eines dieſer Hülfsmittel anzuwenden, zuſammengedrängt, in ſechs verſchiedene Claſſen getheilt, und gezeigt, auf welche Art man die fehlerhaften Fortſchreitungen am beſten vermeiden könne.

Die zweyte Abtheilung des Werks iſt vorzüglich dem praktiſchen Theile des Generalbaſſes gewidmet. Der Vf. hat die Übungsexempel über die verſchiedenen Arten der Accorde nicht allein völlig zweckmäſſig eingerichtet, ſondern ſie auch mit zwar kurzen, aber guten Bemerkungen, die beſte Lage der Accorde, die hie und da nöthige Verdoppelung der Intervallen zur Erhaltung melodiöſer Mittelſtimmen u. ſ. w. betreffend, beygefügt; ſo wie überhaupt alles, was in dem ganzen Werke unmittelbaren Bezug auf den praktiſchen Theil des Unterrichts hat, unverkennbare Vorzüge vor dem theoretiſchen Theile deſſelben behauptet.

Es iſt ſchon oben beyläufig bemerkt worden, daſs der Vf. die Methode gewählt hat, ſtatt der ſpeciellen Kenntniſs der Accorde und der Intervallen, aus welchen jeder derſelben beſteht, bloſs zu zeigen, was zu jeder Ziffer einer bezifferten Grundſtimme noch für andere Ziffern oder Intervallen genommen werden müſſen, um jeden Griff 4ſtimmig zu machen. Sey es auch, daſs vermittelſt dieſer Methode die Erlernung der Generalbaſsbegleitung vereinfacht werden könne: ſo kann Rec. derſelben ſchon aus dem Grunde ſeinen Beyfall nicht vollkommen ertheilen, weil vermittelſt derſelben bloſse Empiriſten gebildet werden, die weder ihre Generalbaſs-Griffe mit den durchgehends gebräuchlichen Namen derſelben bezeichnen können, noch von dem erlernten Generalbaſſe den Nutzen haben, Schriften über Gegenſtände der Harmonie zu verſtehen, ohne einen Theil des Studiums des Generalbaſſes, nämlich die Kenntniſs der Accorde und der Intervallen, aus welchen ſie beſtehen, von neuem zu beginnen.

Ungeachtet der angezeigten kleinen Mängel dieſes Werks, welche die Kritik bey einer ſich von dem Gewöhnlichen unterſcheidenden Methode um ſo weniger übergehen durfte, behauptet es dennoch, auch bey ſeiner gedrängten Kürze, manche Vorzüge vor vielen anderen Schriften über den Generalbaſs. —o—

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Neue praktiſche Singſchule für Kinder*, nach einer leichten Lehrart bearbeitet, und als Beytrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Ältern und Erzieher herausgegeben, von M. *Karl Gottlieb Hering*, Conrector und Organiſt zu Oſchatz. Erſtes Bändchen. 1807. XVI S. Einl. und Elementar-Unterricht und 46 S. Lectionen. 4. (20 Gr.)

Der Vf., dem Publicum ſchon durch anderes für

Digitized by Google

den muſikaliſchen Unterricht der Jugend beſtimmte Werke vortheilhaft bekannt, macht mit dieſem Bändchen den Anfang zu einer Singſchule für Kinder, womit er ſich ohne Zweifel den Dank vieler Ältern und Erzieher verdienen wird. Weil erſt nach der Vollendung des Werkes die Kritik über den wahren Werth deſſelben entſcheiden kann: ſo begnügt ſich Rec. einſtweilen den Inhalt dieſes erſten Theils anzuzeigen, und über verſchiedene Gegenſtände deſſelben einige Bemerkungen beyzufügen.

In der Zuſchrift an Ältern und Erzieher hat ſich der Vf. über den Zweck ſeines Unternehmens, über den Nutzen des frühzeitigen Unterrichts der Jugend im Geſange, und über einige bey den Singübungen nöthige und die Geſundheit der kleinen Sänger betreffende Vorſichtsregeln verbreitet. Sodann handelt er von ſeiner gewählten Methode, über welche er ſich folgendergeſtalt erklärt: „Ich fange mit einem einzigen Tone an, und dazu ſchien mir das eingeſtrichene g am angemeſſenſten zu ſeyn. Dieſer Ton wird in den erſten beiden Lectionen auf verſchiedene Art vorgetragen. Dabey lernt der kleine Sänger ſowohl nach dem G-Schlüſſel den Stammton g auf der zweyten Linie, als auch den Zeitwerth der Noten, ganze, halbe und Viertel-Noten, praktiſch kennen. In der dritten Lection geſellt ſich noch ein Ton hinzu, und mit dieſen beiden Tönen werden nun verſchiedene Übungen angeſtellt, die bald den Accent, bald die Eintheilung der Noten beabſichtigen. So vermehren ſich dann die hinzukommenden Töne. Die Stimme der kleinen Sänger erweitert ſich nach und nach; die Noten werden ſo allmählich erlernt; die Kenntniſs der Ertheilung der verſchiedenen Noten wird wiederholt, und ſo lernen unſere Kinder, wenn wir ſie nur nicht zu ſehr übereilen wollen, ſicher nach Noten ſingen. Haben die kleinen Sänger nur die Übungen mit *vier* Tönen in den erſten fünf Lectionen ganz inne: ſo werden ſie dieſe vier Töne nach den folgenden Lectionen leicht auf die übrigen Tonfolgen anwenden lernen." Daſs dieſe Methode für Kinder ſehr zweckmäſsig, und dem Faſſungsvermögen derſelben angemeſſen ſey, bedarf keines weitläuſtigen Beweiſes.

Den Lectionen gehet von der IXten bis XVIten Seite ein kurzer Elementar-Unterricht voraus. Da, wo in demſelben die vollſtändige diatoniſche Tonleiter dargeſtellet, und hernach von der Octave und von der Verſchiedenheit der Schlüſſel gehandelt wird, möchte ſich wohl eine für die kleinen Schüler nachtheilige Lücke finden. Hätte der Vf. ſeine Schüler darauf aufmerkſam gemacht, daſs er ihnen als Lehrer alle in den Lectionen enthaltenen Tonfolgen, der Natur ſeiner Stimme zufolge, in einer tieferen Form oder in einer tieferen Region der Töne vorſingen muſs, als ſie ein Kind oder ein Frauenzimmer ſingt; oder hatte er überhaupt bemerkt, daſs jede erwachſene Mannsperſon eine ſolche Tonreihe gleichſam nach einem gröſseren oder tieferen Maſsſtabe ausüben muſs: ſo würde es ihm ſehr leicht geworden ſeyn, ſeine Schüler von der Nothwendigkeit derjenigen gröſseren Tonreihe, die man die vollſtändige diatoniſche Tonleiter nennt, auf eine ſinnliche Art zu überzeugen, und ihnen zugleich begreiflich zu machen, warum man ſich verſchiedener Schlüſſel bedient. Aus dieſer Anſicht der Sache würde überdieſs von ſelbſt hervorgegangen ſeyn, daſs die verſchiedenen Octaven dieſer Tonleiter weiter nichts ſind, als eine Wiederholung der ſieben verſchiedenen Töne in einer höheren oder tieferen Form.

Die Einrichtung der Lectionen wird man leicht von ſelbſt aus der vorhin eingerückten Stelle der Zuſchrift des Vfs. beurtheilen können. — Gleich bey den erſten Lectionen hätte der Vf. bemerken ſollen, ob bey den Singübungen das Solfeggiren vermittelſt der Ausſprache eines einzigen dazu ſchicklichen Vocals, oder vermittelſt der Ausſprache derjenigen Buchſtaben geſchehen ſoll, mit welchen man die Noten zu benennen pflegt. Beynahe läſst die Einrichtung der Lectionen vermuthen, daſs der Vf. den letzten Fall beabſichtigt habe, der aber, theils bey etwas lebhafter Bewegung der Töne, theils und insbeſondere bey dem Gebrauche ſolcher Tonarten, die mehrere Kreuze zur Vorzeichnung haben, manchen Nachtheil für die Schüler herbeyführen würde.

Es iſt bey dieſem Werke, in welchem eine für Kinder ſo paſſende Methode gewählt worden iſt, zu bedauern, daſs der Vf. zwey der wichtigſten Gegenſtände des Unterrichts im Geſange unberührt gelaſſen hat, nämlich die Übungen in dem *Portamento di voce*, und die Anzeige, wann und wo der angehende Sänger am ſchicklichſten Athem ſchöpfen muſs. Wahrſcheinlich war dem Vf. bey der Ausarbeitung dieſes Bändchens noch keine von den vorhandenen beiden Überſetzungen der Singſchule des Conſervatoriums zu Paris zu Geſichte gekommen; ſonſt würde ihn dieſes Werk, welches ſeine Vorzüge hauptſächlich durch den genauen Unterricht in den ſo eben angezeigten Stücken behauptet, gewiſs auf die Wichtigkeit dieſer Gegenſtände aufmerkſam gemacht, und ihn veranlaſst haben, auch in ſeiner Singſchule davon Gebrauch zu machen.

— o —

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Köthen*, in der Aueſchen Buchh.: *Die Emiſſarien einer neuen Propaganda, oder das genialiſche Incognito.* Aus den Papieren eines Reiſenden von *E. A. Seidel.* 1804. Zwey Bändchen. 302 und 280 S. 8. (2 Thlr.) Wenn auch nicht Alles in dem Buche, wie die Zueignung an Eulalia von Hn. *S.* ſagt, einen *tiefen hohen* Sinn hat; wenn auch die Gedichte der Vorzeit nicht immer in einem *hohen geheimen* Sinne hier ſtehen: ſo hat doch Vieles einen guten Sinn, und die beygenommenen Gedichte der Vorzeit finden ſich nicht immer an unrechter Stelle. Wir würden der Erzählung einen eigenen Reiz entnehmen, wenn wir das Incognito aufdecken, und viel von deſſen Genialität reden wollten. Wir begnügen uns, das Buch als ein gutes Ausfüllungsmittel müſsiger Stunden hiemit anzuzeigen, und es denen zu empfehlen, die leſen können, mögen, wollen oder müſſen.

22 x 37.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 NOVEMBER, 1808.

PHYSIK.

Breslau, b. Barth d. j.: *Grundriſs der Naturlehre zum Gebrauch für (bey) Vorleſungen*, von *C. A. Jungnitz*, Mitglied des königl. preuſſ. Schulinſtituts u. ſ. w. zu Breslau. Zweyten Theils zweyte Abtheilung. 1806. 218 S. 8. Mit einer Kupfertafel.

Dieſe zweyte Abtheilung eines ſchon im Jahrgange 1805. No. 111 von uns beurtheilten Werkes enthält den 3, 4 und 5 Abſchnitt nebſt einem Anhange. Im dritten Abſchn. lehrt Hr. J. die Grundzüge der Hydroſtatik und Hydraulik. Im vierten trägt er die Anfangsgründe der Aerometrie ſowohl, als die erſten Lehren von dem Schalle und Gehör vor, welche beide letzteren jedoch in einem beſonderen Abſchnitte ihren Platz hätten finden ſollen, da ſie ſich nicht allein auf die Luft, ſondern auf alle elaſtiſchen Körper beziehen. Im fünften iſt die Phyſik des Lichts, ingleichen die Grundlage der optiſchen Wiſſenſchaften, und endlich im Anhange die Erklärung der aſtronomiſchen Strahlenbrechung, des Regenbogens, der Höfe um Sonne und Mond, wie auch der Nebenſonnen und Nebenmonden und des Nordlichts enthalten.

Wir müſſen dem Vf. auch jetzt wieder das ihm gebührende Lob ertheilen, daſs er die genannten Lehren gröſstentheils faſslich vorgetragen, die mathematiſchen Beweiſe derſelben hinlänglich ſcharf geführt, und ſich auch dadurch um ſeine Auditoren verdient gemacht hat, daſs er am Ende faſt eines jeden ausgeführten Satzes auf die praktiſche Anwendung deſſelben hinweiſet. Allein eben ſo wenig dürfen wir unbemerkt laſſen, daſs er auch in dieſer Abtheilung zu eilfertig gearbeitet, und manche Hypotheſe ohne hinlängliche Prüfung aufgeſtellt hat.

Gleich zu Anfange des dritten Abſchnitts, S. 157, heiſst es: „Die Theile eines flüſſigen Körpers haben eine ſphäriſche Figur, beſondere Glätte, und groſse relative Geſchwindigkeit. Der Grund davon liegt in der Gleichförmigkeit der Kräfte und gleichförmigen Vertheilung derſelben nach allen Richtungen.“ Wenn man aber auch gleich dem Vf. darüber, daſs er der längſt verrufenen Corpuscularphiloſophie noch anzuhängen ſcheint, keinen Vorwurf machen darf: ſo läſst ſich doch mit Recht fodern, daſs er bey dieſem Satze hätte bedenken ſollen, wie wenig die Körper an und für ſich flüſſig oder feſt ſind, ſondern es bloſs durch die dazu erfoderliche hohe oder niedrige Temperatur und ſtärkere oder ſchwächere Anziehung ihrer Theile werden. Wäre aber die runde Figur und Glätte wirklich eine beſondere Eigenſchaft der Theile flüſſiger Weſen, und wären folglich die Theilchen der feſten Materien nicht rund und nicht glatt: ſo müſsten die Theilchen des Queckſilbers oder des Goldes ihre Figur verändern und ihre Glätte verlieren, wenn jene in ſtrenger Kälte feſte Maſſen bilden, dieſe aber im Schmelztiegel wie Waſſer zerflieſsen. Vielleicht verſteht jedoch der Vf. unter den Theilen der flüſſigen Körper bloſs die Tropfen derſelben, da er die Gleichförmigkeit der Kräfte und ihre nach allen Richtungen gleiche Vertheilung als den Grund gedachter ſphäriſcher Figur und Glätte und *groſser relativer Geſchwindigkeit* (?) angiebt. Allein in dieſem Falle würde doch ſeine Erklärung nicht auf die flüſſigen Körper überhaupt, ſondern bloſs auf die tropfbarflüſſigen paſſen, nicht zu gedenken, daſs er auch gegen den in der Naturlehre einmal eingeführten Sprachgebrauch gar ſehr verſtoſsen haben würde, wenn er die Tropfen in dem Sinne, welcher hiebey obwalten ſoll, Theile hätte nennen wollen, da jeder Tropfen ſelbſt ein Körper iſt. S. 167 ſteht: „Hieher,“ nämlich zu den Wirkungen der Haarröhrchen, „gehört auch das Emporſteigen der Säfte in den Wurzeln und Stämmen bey Pflanzen und Bäumen, der Übergang der Flüſſigkeiten aus weiten Gefäſsen in engere bey organiſchen Körpern u. ſ. w.“ Aber ein abgeſtorbener Baum grünt ja nicht wieder, wenn man ihn gleich in Waſſer ſetzt, und in einem getödteten Thiere circuliren ja die Flüſſigkeiten nicht mehr, wenn man gleich ſeine Gedärme mit flüſſigen Nahrungsmitteln füllt. Alſo iſt es in den Vegetabilien wohl nur die durch Licht und Wärme bewirkte periſtaltiſche Bewegung der Spiralgefäſse, welche den Saft von der Wurzel bis zum Gipfel treibt, und in den Thieren iſt es wohl nur die durch Lebenskraft bewirkte oscillirende Bewegung der feſten Theile, vermöge welcher die flüſſigen in ihnen circuliren. Auch möchte das Waſſer wohl in keinem lebloſen Haarröhrchen, ſo fein dieſes auch immer wäre, die Höhe eines hohen Baums erreichen, und an einem Dochte ſteigt ja das Öl ebenfalls nicht ſtubenhoch. Aus der in a. St. gefliſſentlich unternommenen Trennung der organiſchen Körper von den Pflanzen und Bäumen, ſollte man überdieſs faſt ſchlieſsen, daſs der Vf. die vegetabiliſchen Körper nicht zu den organiſirten zähle, und daſs wir ihn daher eines neuen Irrthums zeihen müſsten, wenn wir die Schluſsfolge als gegründet annehmen wollten. S. 174 — 175. „Der

Digitized by Google

Druck eines flüſſigen Körpers iſt in groſsen Tiefen ſehr beträchtlich, und polygonartige Körper, z. B. vierſeitige Flaſchen, werden ſchon in mäſsigen Tiefen zerquetſcht, oder der Korkſtöpſel hineingetrieben." Hier hätte hinzugeſetzt werden ſollen, daſs dergleichen flachſeitige Flaſchen bloſs dann in der Tiefe des Waſſers zerdrückt werden können, wenn ſie entweder gänzlich leer ſind, oder doch nur Luft enthalten. Denn mit Waſſer gefüllte Flaſchen halten in der gröſsten Tiefe des Meeres den Druck gewiſs aus, ohne zu zerplatzen, ſo flachſeitig ſie auch ſeyn mögen. S. 175. „Wäre das Fluidum auch nur wenig elaſtiſch: ſo würde ein harter Körper in der Tiefe nicht mehr im Gleichgewicht mit ihm ſtehen, ſondern nach der Höhe getrieben werden." Waſſer iſt aber doch auch ein Fluidum und, wie nicht nur die Abich-Zimmermanniſchen Verſuche beweiſen, ſondern auch das bekannte Lattenſchieſsen oder Stollenwerfen der Knaben längſt ſchon hinlänglich zu erkennen gegeben hat, allerdings beträchtlich elaſtiſch, ungeachtet harte Körper, die nahe unter ſeiner Oberfläche mit ihm im Gleichgewicht ſtehen, daſſelbe auch noch behalten, wenn man ſie in die Tiefe hinabſtöſst, vorausgeſetzt nämlich, daſs indeſſen die Temperatur des Waſſers ſowohl, als des feſten Körpers, dieſelbe bleibt. Nach der bisher gangbaren Vorſtellung von der Wirkung des Drucks elaſtiſcher Flüſſigkeiten ſollen zwar freylich die unteren Schichten derſelben von dem Drucke der oberen mehr als dieſe zuſammengepreſst ſeyn. Allein man muſs nur bedenken, daſs durch den Druck der oberen Schichten nicht allein die Dichte der unteren, ſondern in eben demſelben Verhältniſſe auch die Elaſticität oder Spannung derſelben verſtärkt wird. Vermöge dieſer ſtärkeren Spannung aber wirken die unteren gegen die oberen wieder eben ſo ſtark aufwärts, als dieſe vermöge ihres Druckes abwärts wirken, und auf dieſe Weiſe werden die oberen von der durch den Druck verſtärkten Spannung der unteren eben ſo ſehr aufwärts zuſammen gepreſst, als die unteren von dem Drucke der oberen verdichtet werden. Alſo iſt Waſſer in der Tiefe freylich nicht dichter, als an ſeiner Oberfläche, weil die Wirkung des Drucks aller elaſtiſchen Flüſſigkeiten, die durch den Druck nicht erſchlaffen, ihrer ganzen Tiefe oder Höhe nach durchaus gleich groſs, wiewohl in jedem einzelnen Falle, für ſich betrachtet, immer deſto gröſser iſt, je mehr Maſſe dieſe Flüſſigkeiten im Ganzen genommen haben, und je mehr ſie einem beſtimmten Drucke, ohne zu erſchlaffen, nachgeben. Gas iſt zwar allerdings in der Höhe lockerer, als in der Tiefe: allein dieſe Auflockerung wird nicht von der in der Höhe verminderten Anzahl ſeiner Schichten, die man alle von gleichem Gewichte ſetzt, ſondern von ganz anderen Urſachen bewirkt, welche ſich an dieſem Orte nicht erörtern laſſen, wiewohl wir dieſelben weiter unten kürzlich berühren werden. S. 177 wird jenes bekannten Verſuchs gedacht, in welchem die mit einem vollen Waſſergefäſs, worin ein bleyerner Körper an einem Faden hängt, ins Gleichgewicht geſetzte Wage einen Rückſchlag zeigt, ſo lange der bleyerne Körper nach Abbrennung des Fadens im Waſſer niederſinkt. Hiebey ſagt nun Hr. F: „Die Dünſte der Atmoſphäre gehören mit zu ihrem Gewichte; während dem Fallen derſelben als Regen, Schnee oder Hagel muſs das Gewicht der Atmoſphäre vermindert werden. Anwendung hievon auf die Barometerveränderungen." Dieſe Anwendung jener Thatſache machte man wohl ehemals, als man in den Kenntniſſen der in der Atmoſphäre ſich ereignenden chemiſchen Proceſſe noch gar zu weit zurück war, jetzt aber ſollte man ſie gänzlich vermeiden. Einen ſolchen Druck, wie hier die Wage von dem daran hängenden Waſſergefäſs und bleyernen Körper leidet, zeigt nämlich das Barometer ganz und gar nicht, ſondern giebt bloſs die verſchiedene Elaſticität oder Spannung desjenigen Theils der Atmoſphäre zu erkennen, in welchem es hängt oder ſteht. Aber dieſe Spannung muſs man nicht mit dem Drucke, der ſich nur auf Maſſe oder Gewicht gründet, verwechſeln, ob es leider gleich unbedachtſamer Weiſe ſchon oft geſchehen iſt. S. 237. „Nach dem Mariottiſchen Geſetz, und gemäſs der Erfahrung, ſind die unteren Luftſchichten dichter und abſolut elaſtiſcher, als die höheren; und es läſst ſich zeigen, daſs, wenn die Höhen in arithmetiſcher Reihe zunehmen, die correſpondirenden Dichtheiten oder abſoluten Elaſticitäten dieſer Schichten in geometriſcher Reihe abnehmen müſſen. Das Mariottiſche Geſetz kann indeſs nicht durchaus in allen Höhen richtig ſeyn, da ſonſt die Atmoſphäre unbegrenzt ſeyn würde." Allerdings muſs man dieſes gute Geſetz gewiſſer Unrichtigkeiten beſchuldigen, ſo lange man fortfährt, es nicht in ſeiner ganzen Kraft anzuwenden, ſondern, wie bisher geſchehen, nur zur Hälfte derſelben in die Atmoſphäre wirken zu laſſen. Wie bekannt, gebietet daſſelbe nicht bloſs eine dem Drucke von oben gemäſse Verdichtung der unteren Schichten, ſondern auch eine dieſer Verdichtung gemäſse ſtärkere Spannung derſelben. Will man daher nur bedenken, daſs dieſe unteren Schichten, vermöge ihrer ſtärkeren, durch den bloſsen Druck erhaltenen Spannung, wieder gegen die oberen zurückwirken, folglich dieſe gleichfalls und zwar aufwärts verdichten: ſo wird man, wie in dem *Lucifer* gezeigt worden iſt, mittelſt einer kurzen Analyſis leicht finden, daſs die bloſs durch Druck oder Gewicht bewirkte Verdichtung der Atmoſphäre nach dem, in voller Strenge genommenen, Mariottiſchen Geſetz ihrer ganzen Höhe nach durchaus gleich viel beträgt, und allenthalben im Verhältniſſe der Hälfte des ganzen atmoſphäriſchen Druckes ſteht. Andere analytiſche Betrachtungen des Gravitationsgeſetzes und der nach allen Richtungen gleichen Expanſionsvermögen eines jeden Lufttheils geben dann, in Verbindung mit der Gröſse und runden Figur der Erde, nicht nur die aufwärts fortſchreitende Auflockerung der Luft geſetzlich an, ſondern zeigen auch in Gemeinſchaft mit gedachtem Mariottiſchen Geſetz die zum Höhenmeſſen mit Barometern erfoderlichen Regeln richti-

Digitized by Google

ger, als die bisher in dieſer Sache angeſtellten Betrachtungen, die ſich nur auf die Anwendung der Hälfte des oft genannten Geſetzes gründen. Dieſes bleibt alſo dennoch in jeder Höhe, wo Luft zu finden iſt, vollkommen richtig, die Atmoſphäre mag irgendwo abbrechen oder unbegrenzt ſeyn. Für unſere ſinnlichen Empfindungen bricht ſie freylich in einer Höhe von etwa 10 oder 12 Meilen ab: ob ſie aber dort gänzlich zu verſchwinden beginnt, oder ſich nur bis ins Unendliche auflockert, wiſſen wir nicht. S. 242. „Veränderungen der Atmoſphäre, die am Barometer, Thermometer, Hygrometer und Manometer wahrgenommen werden, müſſen auch die Geſchwindigkeit des“ durch die Luft fortgepflanzten „Schalles verändern.“ Da aber das Hygrometer nur den Feuchtigkeitswechſel der Luft anzeigt, Feuchtigkeit hingegen keinesweges auf die Geſchwindigkeit, ſondern bloſs auf die Stärke des Luftſchalles ihren Einfluſs äuſsert, wie nicht nur aus der von *Newton* darüber aufgeſtellten Theorie, ſondern auch aus den von *Caſſini*, *Moraldi* nnd *de la Caille* ſehr ſorgfältig angeſtellten Verſuchen erhellet: ſo hätte hier wohl das Hygrometer nicht, ſondern dafür etwa der Windmeſſer mit genannt werden ſollen. S. 244. „Da das Waſſer, wenn ſchon nur wenig, elaſtiſch iſt: ſo leitet auch dieſes den Schall fort.“ In dieſer Stelle ſcheint alſo der Vf. ſeiner vorhin geäuſserten Meinung ſelbſt zu widerſprechen. Denn da, wie er oben ſagt, ein auch nur wenig elaſtiſches Fluidum einen in deſſen oberen Schichten befindlichen harten Körper, der mit ihm einerley eigenthümliches Gewicht beſitzt, in ſeiner Tiefe nicht leidet, ſondern ihn wieder in die Höhe treibt, beym Waſſer aber dieſes bekanntlich nie geſchiehet, ſo lange die Temperatur dieſelbe bleibt: ſo iſt nach dieſer vorhergehenden Behauptung das Waſſer nicht wenig, ſondern gar nicht elaſtiſch. Gut wäre es jedoch geweſen, wenn der Vf. hiebey zugleich geſagt hätte, was man dabey denken ſoll, wenn er ſchreibt: ein Körper iſt wenig, oder viel, oder vollkommen, oder gar nicht elaſtiſch. Meint er, ein Körper ſey wenig elaſtiſch, wenn er ſich von einem ſehr ſtarken Drucke oder überhaupt von einer ſehr groſsen comprimirenden Kraft nur ſehr wenig zuſammendrücken läſst: ſo iſt allerdings das Waſſer nur wenig elaſtiſch. Meint er aber, ein Körper ſey wenig elaſtiſch, wenn er von jeder comprimirenden Kraft merklich erſchlafft, folglich nach Beſeitigung derſelben ſich bey weitem nicht wieder gänzlich in ſeinen vorigen Raum ausdehnt: ſo iſt das Waſſer keinesweges wenig, ſondern ungemein ſtark elaſtiſch, wie dieſes die Abich-Zimmermanniſchen Verſuche zur Genüge beweiſen. Auch mag es den Schall wirklich eben nicht ſchwach leiten, da ihn die Fiſcher in ihm ſehr gut hören, obgleich dieſe Leitung in ihm nicht wie in der Luft, ſondern wie in feſten elaſtiſchen Körpern vollbracht werden kann. S. 244—245. „Verſuche hierüber“ über die nach dem Verhältniſs des Quadrats der Entfernung von dem ſchallenden Körper fortſchreitende Schwächung des durch die Luft fortgepflanzten Schalles, „können aus ſubjectiven Gründen nichts entſcheiden, und wegen der nicht vollkommen elaſtiſchen Luft, wegen der Reibung und Gegenwirkung der Lufttheilchen, geht immer Bewegung verloren.“ Was Hr. *J.* unter einem vollkommen elaſtiſchen Körper verſtehe, weiſs man, wie geſagt, nicht. Vollkommen elaſtiſch iſt aber ein Körper doch wohl, wenn er ſich, nachdem ihn eine beſtimmte Kraft viel oder wenig zuſammengepreſst hat, und nun gänzlich nachläſst, bey unveränderter Temperatur wieder ganz genau in ſeinen vorigen Raum ausdehnt, auch wenn er Jahrelang comprimirt erhalten worden iſt. Nun weiſs man aber durch Verſuche, daſs eine mehrere Jahre lang zuſammengepreſst erhaltene Luft ſich bey eben der Temperatur, bey welcher ſie comprimirt ward, wieder völlig in ihren vorigen Raum, nach Öffnung des Hahns, expandirt. Mithin muſs man ſie dennoch wohl zu den vollkommen elaſtiſchen Materien zählen; und ſo dürfte die Schwächung des durch ſie fortſchreitenden Schalles, inſofern dieſe Schwächung dem Verhältniſſe des Quadrats der Entfernung von dem ſchallenden Körper nicht entſpricht, nur von den ihn durchkreuzenden oder entgegenwehenden Winden, ingleichen von der in der atmoſphäriſchen Luft enthaltenen Feuchtigkeit herrühren. Gegenwirkung der Lufttheilchen, wenn etwa der Wind hiemit nicht gemeint iſt, kann zur Zerſtörung der Schallwellen nichts beytragen, da dieſe Gegenwirkung ſchon an jeder Stelle zu deren Erzeugung verbraucht wird. Was aber die Friction betrifft, welche die Lufttheilchen der fortſchreitenten Schallwellen an einander äuſsern ſollen: ſo dürften ſich gegen dieſe gleichfalls mancherley erhebliche Einwendungen machen laſſen, deren hier zu erwähnen jedoch das Maſs einer Recenſion nicht geſtattet. S. 264—265. „Da das Licht 8 Minuten 7,5 Sec. bedarf, um von der Sonne auf die Erde zu gelangen: ſo legt es in jeder Secunde 42000 Meilen zurück, und würde in dieſer Zeit faſt 9mal um die Erde herum laufen. Daher nimmt man mit Grund an, daſs ein entferntes Licht in dem Moment geſehen werden kann, in dem es entſteht. Daher iſt die Sonne ſchon unter dem Horizonte, wenn ſie unterzugehen ſcheint, und ſteht ſchon über dem Morgenhorizonte, wenn ſie aufzugehen ſcheint; überhaupt ſehen wir ſchon darum die beweglichen Sterne nie an ihrem wahren Orte. So kann es Fixſterne geben, aus deren unermeſslicher Ferne ihr Licht auf der Erde noch nicht angelangt iſt.“ Hier hat Hr. *J.*, vermuthlich aus Übereilung und um nur ſehr verſchiedene Sachen in einem Athem zu ſagen, Wahrheit mit Irrthum vermengt. Er weiſs nämlich ſehr wohl, daſs die Sonne kein Wandelſtern iſt, und daſs daher ihr voreilender ſcheinbarer Aufgang, ſo wie ihr verſpäteter ſcheinbarer Untergang, nicht von der endlichen Geſchwindigkeit ihres Lichts, ſondern lediglich von der aſtronomiſchen Strahlenbrechung herrührt. Aber er hätte auch bey dem entfernten Lichte, welches man gleich bey deſſen Entſtehung ſehen kann, nicht vergeſſen ſollen, hinzuzuſetzen,

Digitized by Google

daſs dieſes nur von einem irdiſchen Lichte, und nicht von einem himmliſchen zu verſtehen ſey, folglich nicht von einem Lichte überhaupt genommen. S. 275. „Die Refraction *a perpendiculo* findet alſo alsdann Statt, wenn die ſtörende Kraft des heterogenen Mittels der Geſchwindigkeit des Lichts entgegen wirkt; und umgekehrt, wenn die Erfahrung eine Brechung vom Einfallslothe zeigt, ſo finden gegenwirkende Kräfte des Mittels gegen das Licht Statt, die aber zu ſchwach ſind, deſſen Geſchwindigkeit ganz aufzuheben. Dieſs iſt der Fall bey dem Übergange des Lichts aus Waſſer, Glas u. ſ. w. in die Luft." Ferner S. 276. „Die Brechung *ad perpendiculum* findet alſo dann Statt, wenn die ſtörenden Kräfte des heterogenen Mittels mit der Geſchwindigkeit des Lichts zuſammen ſtimmen, und umgekehrt, wenn der Refractionswinkel kleiner, als der Incidenzwinkel iſt, ſo finden zwiſchen dem Lichte und dem Mittel anziehende Kräfte Statt." Nach dieſer Lehre wirkt alſo die Luft mit ihrer ſtörenden Kraft dem Lichte entgegen, wenn dieſes aus Waſſer, oder Glas u. ſ. w. in ſie übergehet, weil da die Brechung *a perpendiculo* geſchiehet. Gehet hingegen das Licht aus der obern verdünnten Luft in die untere verdichtete über: ſo ſtimmt ihre ſtörende Kraft mit der Geſchwindigkeit des Lichts zuſammen, das heiſst, es finden nun zwiſchen Luft und Licht anziehende Kräfte Statt, weil in dieſem Falle die Brechung *ad perpendiculum* erfolgt. Allein warum benimmt ſich denn die Luft mit ihrer ſtörenden Kraft gegen das Licht ſo ſonderbar, nämlich bald freundſchaftlich, bald feindſelig? Wäre es denn nicht genug, wenn, wie andere berühmte Naturforſcher lehren, ein ſtärker brechendes Mittel, bloſs vermöge ſeiner ſtärkern Anziehungskraft, einen aus ihm in ein minder brechendes Mittel fahrenden Strahl eben ſo ſehr an ſich zurück zu halten ſtrebte, als er beym Übergange aus dem minder brechenden, deſſen Attractionskraft geringer iſt, in das mehr brechende angezogen wird, wodurch er doch beym Übergange aus dieſem in jenes nothwendig eben ſo ſehr von dem Einfallslothe abgelenkt werden muſs, als er beym Übergange aus jenem in dieſes gegen daſſelbe gelenkt wird? S. 282. „Es iſt hier" (bey Erwähnung der einfachen Farben des Lichts) „die Frage nicht, was für Miſchungen aus drey Grundfarben" (vermuthlich Pigmenten oder Tincturen) „entſtehen; ſondern wie vielerley Farben im Sonnenlichte, der Erfahrung gemäſs, enthalten ſind, und ob die ſieben prismatiſchen Farben in noch einfachere zerlegt werden können, welches keinesweges der Fall iſt." Aber mit dem Gelben, Orangegelben, Hochblauen und Indigblauen iſt es der Fall doch. Hr. *J.* darf nur einen kleinen Theil des gelben oder blauen Strahls durch eine enge Öffnung einer groſsen weiſsen Tafel fahren laſſen, und ihn hinter derſelben, vermittelſt eines zweyten guten Eckſäulenglaſes, aufs Neue mit gehöriger Vorſicht nach eben dem Sinne brechen, nach welchem er ihn durch das erſte Prisma gebrochen hat, um klar zu ſehen, daſs jener an der zweyten oder hinterſten weiſsen Tafel ein zweytes, in den rothen, gelben und grünen Theil, dieſer aber ein zweytes, in den grünen, blauen und violetten Theil, zerlegtes Farbenbild giebt. Auch darf er nur mit zwey Prismen zwey farbenloſe Strahlen zerlegen, und in den grünen Theil des einen Farbenbildes den rothen des anderen, oder in den violetten des einen den grünen des anderen leiten, um deutlich wahrzunehmen, daſs die Stelle der beiden erſteren vollkommen gelb, die Stelle der beiden letzteren hingegen geſättigt hochblau erſcheint. Oder er darf auch nur in gehöriger Entfernung einen dünnen Stift queer vor das Farbenbild eines einzigen Eckſäulenglaſes halten, um ſich zu überzeugen, daſs der Schatten des gedachten Stifts in der gelben Stelle nach der Gegend des rothen Theils hin, mit einem geſättigt grünen, nach der Gegend des grünen Theils aber mit einem lebhaft rothen Saume glänzt, in der hochblauen hingegen nach der Seite des violetten Theils hin mit einer geſättigt grünen, und nach der Seite des grünen Theils mit einer geſättigt violetten Leiſte beſetzt iſt; nur muſs man zu dieſem Verſuche die Öffnung im Fenſterladen, aus bekannten Urſachen, ſehr klein, höchſtens 0",1 im Durchmeſſer, das Zimmer aber recht finſter machen, und auch die weiſse Tafel etwas weit hinter dem Prisma aufſtellen. Einfach ſind alſo nur drey Farben des Lichts, nämlich die rothe, die grüne, und die violette; denn dieſe laſſen ſich weder weiter zerlegen noch aus anderen zuſammenſetzen. S. 295 bemüht ſich der Vf., jenen Farbenwechſel des bekannten Schielertaffets, in welchem die Werfte oder der Aufzug z. B. roth, der Einſchuſs oder Eintrag hingegen blau oder grün gefärbt iſt, ingleichen S. 297 die beſondere Röthe an Sonne und Mond am Horizonte, auf eine ſehr gekünſtelte Weiſe aus derjenigen Zerlegung des Lichts zu erklären, welche innerhalb ſehr dünner durchſichtiger Lamellen Statt findet. Allein jener Farbenwechſel am Schielertaffet und anderen dergleichen ſchielenden Körpern, kömmt ja bloſs daher, daſs die Falten oder einzelnen Stücke derſelben, wegen ihrer verſchiedenen Lage gegen das Auge, uns bald nur den Einſchuſs, bald nur die Werfte, oder bald nur die ſämmtlichen ſehr kleinen Stellen der einen gefärbten Art, bald nur die der anderen Art, ſehen laſſen: ſo, wie die beſondere Röthe der durch Dampf oder Höhenrauch ſcheinenden beiden groſsen Himmelslichter auch wohl nur eben ſo entſtehet, wie die beſondere Röthe derſelben, die ſie uns, durch Dampfgläſer betrachtet, bloſs deſswegen zeigen, weil ſolche Gläſer, wie der Dampf und Höhenrauch, das violette und grüne Licht weit mehr, als das rothe, zu zerſtören oder zu ſchwächen vermögend ſind, und alſo hauptſächlich nur das rothe durchgehen laſſen.

V ~ H.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 NOVEMBER, 1808.

CHEMIE.

Berlin, b. Maurer: *Chemiſches Laboratorium.* Oder *Anweiſung zur chemiſchen Analyſe der Naturalien.* Nebſt Darſtellung der nöthigſten Reagentien. Von Dr. *Joh. Fr. John* etc. Mit einer Vorrede von Dr. *M. H. Klaproth* etc. Mit 2 Kupfern. 1808. XII u. 522 S. 8. (Druckpap. 2 Rthlr.)

Der Vf., welcher ſich bereits durch verſchiedene genaue chemiſche Unterſuchungen, als ein talentvoller Schüler des groſsen Analyſten, der vorliegende Schrift mit einer empfehlenden Vorrede begleitete, angekündigt hat, verſucht es, unter dem Titel eines chemiſchen Laboratoriums, eine, auf wenige Bogen ſich beſchränkende Anleitung zur Anſtellung analytiſcher Verſuche zu liefern; indem er ſeine eigenen Erfahrungen, die er zu befeſtigen und zu berichtigen beſonders durch die Erlaubniſs *K's.* Gelegenheit, erhielt, „denſelben bey ſeinen Arbeiten zu unterſtützen," mit den Methoden der berühmteſten Chemiſten vereint. Indem Hr. *K.* die Leſer darauf aufmerkſam macht, daſs das Werk ſeines Schülers ſich bloſs auf Erfahrungen gründe, eifert er zugleich gegen die bloſs theoretiſchen Chemiſten, ſo wie gegen diejenigen, welche durch oberflächlich angeſtellte Verſuche geleitet, glänzende Hypotheſen hervorgehen laſſen, die, der experimentellen Beſtätigung vergeblich harrend, den Satz beurkunden, daſs zu einem guten Chemiſten nicht bloſs Scharfſinn, ſondern vorzüglich auch Experimentirtalent gehöre! — Die Erwartung, welche Hn. *K's.* Vorrede erregt, und die durch den Umſtand noch erhöht wird, daſs — indem Hr. *K.* die in dem Buche vorhandenen Anleitungen zur Analyſe gut heiſst — ſich hier Vorſchriften zur chemiſchen Unterſuchung vorfinden, welche gleichſam aus den Händen des groſsen Analyſten ſelbſt hervorgingen, wird keineswegs getäuſcht; und wenn wir auch in nachfolgenden Bemerkungen hin und wieder einige Unvollſtändigkeiten rügen: ſo benehmen dieſe dem Werke ſelbſt doch ſo wenig an ſeiner praktiſchen Brauchbarkeit, daſs wir es mit gutem Gewiſſen allen Anfängern der chemiſchen Experimentirkunſt empfehlen können, um ſo mehr, da auſser *Göttlings Experimentirkunſt* (durch welche Hn. *J's.* Schrift indeſs nicht überflüſſig wurde,) noch kein Werk der Art exiſtirt. Denn es wird wohl keinem mit ſeiner Literatur bekannten Chemiſten einfallen, hier an *Kunkel's* Laboratorium, oder an die Compendien der Experimental-Chemie, oder endlich ſelbſt an *Vauquelins* und *Lampadius's* Anleitung zur Zerlegung der Foſſilien, und *Hermbſtädts* Anweiſung zur Analyſe organiſcher Subſtanzen zu erinnern, da *L's., V's.* und *H's.* Arbeiten theils nur einzelne Zweige der chem. Analyſirkunſt treffen, theils auch verſchiedener neuerer Zuſätze ſpäterer Entdeckungen bedürfen. — Hn. *J's.* Buch zerfällt in drey Hauptabtheilungen. In der erſten wird das Laboratorium und der nöthige Apparat beſchrieben; in der zweyten findet man die Bereitung, Prüfung und Anwendung der Reagentien angegeben, und die dritte beſchäftigt ſich mit der erwähnten Anleitung. Der 2te und 3te Abſchnitt ſind zur bequemeren Überſicht in paſſende Unterabtheilungen gebracht. Das Ganze würde dem Zwecke noch mehr entſprochen haben, wenn der Vf. ſtatt der zu weitläuftig gerathenen naturhiſtoriſchen Vorerinnerungen, die er den Einleitungen zur Analyſe der Mineralien und der organiſchen Subſtanzen einverleibt, und ſtatt mehrerer Wiederholungen bereits abgehandelter Gegenſtände, die nöthigſte Literatur beyzufügen nicht vergeſſen hätte. Denn wohl läſst ſich bey dem beginnenden Experimentator gehörige naturhiſtoriſche Vorkenntniſs, aber nicht in dem Maſse genaue Bekanntſchaft mit der Literatur der einzelnen Gegenſtände vorausſetzen. — Hr. *J.* empfiehlt zu Schmelzöfen eingemauerte Reisbleytiegel (Ypſertiegel); Rec. bedient ſich eines ſolchen Ofens mit Vortheil, nur hat er nach *Bouillon Lagrange's* Rath, ſtatt den Tiegelboden ganz herauszuſchlagen, drey groſse Zug- und Aſchen-Löcher einbohren laſſen, ſo daſs in der Mitte, zur bequemen Stellung der Tiegelunterlage, noch ein Theil des Bodens bleibt, und genieſst dadurch den Vortheil einer bequemeren Arbeit, und ſelbſt eines beſſeren Luftzugs. — Die längliche Wölbung der Retorten fand Rec. ſtets beſſer, als wie die runde, vorzüglich bey Deſtillationen über freyem Feuer. Um eine Blaſe (etwa zur Füllung mit Knallluft) leicht und ſchnell mit Waſſerſtoffgas zu füllen, bedient ſich Rec. eines Glaſes, deſſen Mündung aus einer offenen zinnernen Röhre beſteht, die luſtdicht eingeſchroben und vorne dünner wird; er füllt das Glas, ſo weit wie nöthig, mit Zink oder Eiſenfeile und verdünnter Schwefelſäure, ſchraubt ſchnell die Mündung auf, und bringt dieſe, unter Schütteln, ſammt dem anderen Theil des Glaſes, unter die Brücke der pneuv. Wanne, ſo daſs das Gas unmittelbar das überliegende Waſſer durchſteigend in die Mündung der luſtleeren Blaſe tritt. — Da, wo Hr. *J.* von der Aufbewahrung der chemiſchen Präparate handelt, wä-

Digitized by Google

ren vielleicht einige Vorſichtigkeitsregeln nicht am unrechten Orte geweſen; z. B. den Phosphor in Waſſer enthaltenden Flaſchen aufzuheben, *die in Blechkapſeln ſtehend*, an Orten aufbehalten werden, wo die Temperatur nicht zu hoch, *aber auch nicht ſo niedrig iſt, daſs das Waſſer gefriert.* — Bey Angabe der Arten von Schmelztiegeln vermiſſen wir diejenigen von Reisbley, und die von Speckſtein; auch würden wir in dieſem Abſchnitte eine wenigſtens namentliche Aufführung des Manometers, und beſonders der galvaniſchen Säule, erwartet haben, da die letztere gegenwärtig jedem Chemiſten immer mehr unentbehrlich wird, und ihr Gebrauch ſelbſt bey der vorläufigen Prüfung der Foſſilien eintritt, ja wohl gar die Zeit kommen konnte, wo man ſich derſelben zur genauen Zerlegung flüſſiger Miſchungen, beſonders aller Salze, bedient. — Bey der Angabe, die Reinheit der Schwefelſäure zu prüfen, iſt auf die Verunreinigung mit geruchloſer Salpeter- und Salz-Säure keine Rückſicht genommen, welches ſehr leicht dadurch hätte geſchehen können, daſs der Vf. angerathen hätte, die mit Kali geſättigte Säure zu kryſtalliſiren. Dem S. 35 ertheilten Rathe gemäſs, das geſchwefelte Waſſerſtoffgas aus Schwefelleber und Schwefelſäure zu entbinden, iſt weniger vortheilhaft, als wie zu gleichem Zwecke das Schwefeleiſen zu benutzen. — Rec. ſchüttete einſt concentrirte Salzſäure auf eine verhältniſsmäſsig groſse Menge Kupferfeile, um gelegentlich ſalzſaures Kupfer zu verfertigen; kaum waren einige Minuten verfloſſen, als beide ſich heftig erhitzten, und ohne alle Gasentbindung, bloſs vermöge der hohen Temperatur, das offene Cylinderglas ſprengten. Übrigens beſtätigt er die S. 38 berührte Leichtauflöslichkeit des metalliſch gefällten Kupfers in heiſser Salzſäure. — Auſser dem braunen und ſchwarzen Manganesoxyde, entwickelt auch die Mennige, mit Salzſäure begoſſen, oxydirte Salzſäure. S. 41 hätte wohl auch die Anwendung der Salpeterſäure zur Darſtellung der Korkſäure, und weiterhin bey dem Königswaſſer die Angabe ſeiner Beſtandtheile (nach der Miſchung) bemerkt werden können, um ſo mehr, da das Buch vorzüglich Anfängern gewidmet iſt; und aus demſelben Grunde hätte der Vf. conſequenterweiſe auch die bekannteſten Salzverbindungen, der Salpeter-, Salz-, Phosphor-, Arſenik-, Eſſig-Säure nebſt den übrigen angeben ſollen, da er bey der Schwefelſäure des vitriol. Weinſteins, des Bitterſalzes u. ſ. w. gedenkt, oder er hätte dieſe aufzuführen unterlaſſen müſſen. — Nach *Bucholz* bedient man ſich ohne alle Gefahr zur Entbindung der reinen Eſſigſäure am vortheilhafteſten des Bleyzuckers, wenn man nicht unterläſst, das Deſtillat mit Schwefelwaſſerſtoff zu ſchütteln. — *Prouſt's* Vermuthung des Stickſtoffgehalts in der Eſſigſäure hat *Trommsdorff* bekanntlich zu widerlegen geſucht. — Hr. J. ſah in der von dem verewigten *Lowitz* gedoppelt angefertigten Sammlung von Kryſtallmodellen (aus ſchwarzem Wachſe) 8 verſchiedene Kryſtalliſationen der Weinſteinſäure; Rec. beſitzt deren ſelbſt 4, die von den gewöhnlichen bedeutend abweichen. — Die Kleeſäure (deren relativer Flüchtigkeit nirgends erwähnt wird) aus dem theuren Kleeſalze zu ſcheiden, möchte wohl Niemanden einfallen, und füglich hätte das Verfahren kurz in einer Note berührt werden können; ſtatt des jetzt ſo theuren Zuckers würde Rec. Runkelrübenſaft zu jenem Zwecke vorſchlagen. — Da der Vf. die Gewinnungsart der Bernſteinſäure umſtändlich angiebt: ſo wäre auch wohl eine kurze Notiz über das neuerlich von *Vogel* beobachtete ſonderbare Product hier nicht überflüſſig geweſen. — S. 58 ſagt der Vf.: „Tröpfelt man wenige Tropfen davon (von der Galläpfeltinctur) in eine eiſenhaltige Flüſſigkeit, ſo wird das Eiſen nach Verſchiedenheit des Quantums und der dabey Statt findenden Verbindungen mit anderen Subſtanzen (wir ſetzen hier hinzu: beſonders nach Maſsgabe ſeines Sauerſtoffgehalts) mehr oder weniger violett (öfters vollkommen purpurfarben) oder bläulich-ſchwarz gefällt.“ Es wäre wohl der Mühe werth, den Zuſtand der Schwefelſäure nach der Niederſchlagung des Eiſens genau zu unterſuchen, um ſo mehr, da freye zugeſetzte Säuren den ſchwarzblauen Niederſchlag mit Zerſtörung ſeiner Farbe ſogleich zerſetzen. — Unter den Säuren würden wir hier noch die Boraxſäure und Fluſsſäure aufgeführt haben. S. 62 hätte wohl bey der Erwähnung des Glaſes der Kieſelfeuchtigkeit mit ein paar Worten gedacht werden können, und S. 65 würde ſtatt „das Ammonium oxydirt“ richtiger ſtehen: das Ammonium *befördert* die Oxydation des Kupfers u. ſ. w. — Zu den Erden zählt der Vf. mit *Klaproth*, nach der alten Eintheilung, den Kalk, Baryt und Strontian. Zur Darſtellung des Ätzbaryts giebt er *Fourcroy's* koſtſpieliges Verfahren an, Witherit in Salpeterſäure aufzulöſen (wozu wir *verdünnte* Säure anzuwenden rathen), und den erhaltenen ſalpeterſauren Baryt auszuglühen. Wird hiebey nicht anhaltende Hitze gegeben: ſo erhält man leicht eine (merkwürdige) Verbindung des Baryts mit Salpetergas-Baſis von grauer Farbe und ſtarker Cauſticität. Will man ſich des Witherits bedienen: ſo kann man wenigſtens die theure Salpeterſäure ſparen, wenn man ihn nach *Bucholz* mit Kohle ausglüht (wobey das von *Pelletier* und *Bucholz* bemerkte eigentliche Kohlenwaſſerſtoffgas entweicht). Rec. ſtellt ſowohl ſeinen Ätzbaryt als auch die übrigen Barytſalze aus dem Schwerſpathe dar, den er theils bloſs mit Kohle behandelt, theils durch Wechſelzerſetzung mit ſalzſaurem Kalk oder Kochſalz und Kohle (bey glühendem Fluſſe) in ſalzſauren Baryt verwandelt, der mit kohlenſaurem Kali gefällt, einen durch gelindes Glühen des Tiegels ätzend werdenden kohlenſauren Baryt darſtellt, und verſichert Hn. J., bey reinlicher Arbeit einen ſehr reinen (Schwefel- und Säure-freyen) Ätzbaryt erhalten zu haben. — Zu S. 74 bemerken wir, *daſs Chenevix* einſt mündlich gegen den Rec. behauptete, noch kein reines (Eiſen- und Schwefel-freyes) Kupfer unter Händen gehabt zu haben, und in der That möchte Rec. ſelbſt die abſolute Reinheit des metalliſch gefällten Kupfers

in Anſpruch nehmen. — Sonderbar iſt es, daſs der Vf. nur beym Queckſilber und Kupfer vollſtändige Methoden zur Darſtellung *reiner* Metalle angiebt, dieſs bingegen beym Eiſen, Zinn, Zink u. ſ. w. unterlaſst. Das letztere der nambaft gemachten Metalle möchte ſich wohl, nach vorangegangener Behandlung mit Schwefelleber, durch Deſtillation mit *Kohle* am reinſten darſtellen laſſen. — Zur Gewinnung eines möglichſt reinen blauſauren Kali extrahirt Hr. *J.* das Berlinerblau auf die bekannte Weiſe mit Kalilauge, fällt die erhaltene blauſaure Kalilöſung mit diluirter Schwefelſäure, ſondert das ſchwefelſaure Kali durch Kryſtalliſation ab, fällt die Flüſſigkeit mit eſſigſaurem Baryt, nimmt das zurückbleibende eſſigſaure Kali mit Alkohol weg, und befördert den zuletzt erhaltenen Rückſtand nach vorangegangener waſsriger Löſung, zur Kryſtalliſation, und erhält ſtrohgelbe, alſo noch eiſenhaltige Kryſtalle. Da ſich durch dieſes umſtändliche und genaue Verfahren (ſo wie durch gasförmige Entbindung der Blauſäure und nachfolgende Abſorption durch Kalilauge) dennoch kein reines eiſenfreyes blauſaures Kali darſtellen läſst: ſo ſollte man faſt glauben, daſs die Blauſäure ohne Eiſen als Blauſäure nicht exiſtirt. — Rec. verfertiget ſich ſein kohlenſaures Kali durch Verbrennen des rohen Weinſteins in Papierduten (nach *Hagens* Vorſchrift) oder bey gröſseren Quantitäten in eiſernen Keſſeln, und erhält ſtets ein ſehr reines kohlenſaures Kali, wenn er die mit Kohlenpulver gekochte Lauge nach dem Filtriren eine Nacht hindurch ſtehen läſst, um das, aus der etwa beym Verbrennen des Weinſteins in geringen Quantitäten entſtandenen Schwefelleber, durch Oxydation hervorgegangene ſchwefelſaure Kali durch Kryſtalliſation zu ſcheiden; hierauf dickt man die Lauge ein, und digerirt den trocknen alkaliſchen Rückſtand mit Alkohol, um theils das beygemiſchte Ätzkali, theils die etwa vorhandene Schwefelleber hinwegzunehmen. Auch kann man die ſtark eingedickte Lauge geradezu mit Alkohol miſchen, wo ſich durch Entziehung des Waſſers und der im Weingeiſt auflöslichen Theile das kohlenſaure Kali abſondert, wiewohl mit einigem Verluſte. Das auf die eine oder andere Weiſe geſchiedene kohlenſaure Kali wird dann nochmals in Waſſer gelöſt, und zur freywilligen Kryſtalliſation leicht bedeckt in den Keller geſtellt. Nur kryſtalliſirtes kohlenſaure Kali darf als zum chemiſchen Gebrauche tüchtig angeſehen werden. — Zur Entwickelung des kohlenſauren Gaſes wählt man zweckmäſsiger kohlenſaures Magneſia und verdünnte Schwefelſäure, weil bey Anwendung des Kalks der entſtehende ſchwerlösliche Gyps den vollſtändigen Angriff alles Kalkes hindert und die ganze Arbeit erſchwert. — Zu S. 101 würden wir hinzufügen, daſs das kohlenſaure Kali in dem Maſse ſchwerlöslicher wird, als wie ſein Gehalt an Kohlenſäure wächſt. — Um die kryſtalliſirte ſchwefelſaure Bittererde ſchnell von ſalzſaurer Bittererde zu reinigen, darf man ſie nur mit Alkohol digeriren. — S. 109 hätte wohl der ammoniumhaltige Alaun erwähnt werden können, da dieſer nicht ſelten im Handel vorkömmt, und bey gewiſſen Verſuchen der Ammoniumgehalt den Anfänger leicht irre führen kann. — Wenn S. 122 angerathen wird, den käuflichen Eiſenvitriol durch Auflöſen und Kryſtalliſiren zum chemiſchen Gebrauche zu reinigen: ſo erlauben wir uns, die Reinheit eines ſolchen Vitriols zu bezweifeln, und möchten wenigſtens (um das Kupfer auszuſcheiden) dem, der das obige Verfahren befolgt, anrathen, ſeinen Vitriol vor der Kryſtalliſation mit metalliſchem Eiſen zu kochen. — S. 125 heiſst es, der Ätzſublimat werde von ätzenden und kohlenſauren Alkalien oranienfarben gefällt; dieſs thut aber nur das Kalkwaſſer, die Ätzalkalien fällen ihn *gelb*, die kohlenſauren (fixen) *braun*. Zum galv. chemiſchen Gebrauche iſt auch ſelbſt das aus Glasretorten deſtillirte Waſſer noch nicht rein genug, wie dieſes die neueren Salzſäure- und Natron-Productions- (oder vielmehr Eductions-) Verſuche gezeigt haben; ja ſelbſt die früheren Verſuche über die ſcheinbare Verwandlung des Waſſers in Erde machten darauf aufmerkſam, daſs bey jeder Deſtillation etwas Kieſelerde ausgeſchieden, mithin Alkali des Glaſes aufgelöſst, und durch die Gewalt der Dämpfe herüber geführt werde. Übrigens zerſetzt das Waſſer auch die Auflöſung des Bernſteins in concentr. Schwefelſäure. — S. 141 bey der Rectification des Weingeiſtes über ſalzſ. Kalk bemerkt der Vf., daſs der für ſich deſtillirte Weingeiſt beym Verbrennen keine Kohle abſetze, hingegen ſowohl der Äther, als wie auch der über ſalzſ. Kalk abgezogene, was vielleicht einen geringen Äthergehalt dieſes Weingeiſtes verräth, womit *v. Rath's* Beobachtung (*Trommsdorff's Journ.* IX B. 1 St.) zu vergleichen iſt. *Sievers* behauptete bekanntlich vor mehreren Jahren, daſs unter gewiſſen Umſtänden aller Weingeiſt mit Ruſs brenne. — Ungern vermiſſen wir eine Notiz über *Lampadius* flüſſigen Schwefel und einige ähnliche Producte, ſo wie auch die Bemerkung, daſs ausgeglühte Kohle den Luftzuſtand umgebender Medien ſo ſchnell aufhebe, indem ſie dieſelben abſorbirt, und weiterhin, daſs das wirkſamſte von allen Reagentien für freye Säure die friſch bereitete Löſung des Chamäleon in abgekochtem deſtillirtem Waſſer ſey. — Ein Freund theilte dem Rec. einſt die Bemerkung mit, daſs auch die aufs Beſte gewaſchenen Schwefelblumen dennoch wieder Sauerſtoff abſorbiren, und nach und nach ſäuerlich werden; es wäre intereſſant zu erfahren, ob dieſe Beobachtung ſich beſtätigte. — S. 155 bey der Anwendung des Schwefels bemerken wir, daſs nach *Kaſtner's* Beobachtung (ſ. deſſen *Beyträge* II, 73), die Rec. bey der Wiederholung ſich beſtätigen ſah, der reine Schwefel für ſich Metalle aus ihren (waſſerhaltigen) Auflöſungen zu fällen vermöge, und auch hierin dem Phosphor ähnle. — Dem S. 157 angegebenen Verfahren, die Schwefelkalkerde auf naſſem Wege zu bereiten, muſs Rec. ſeinen Beyfall verſagen, da das hienach erhaltene Product ſtets Schwefelwaſſerſtoff (in zufällig quantitativ verſchie-

Digitized by Google

denen Verhältniſſen) und mehr oder weniger durch Oxydation des Schwefels entſtandenen Gyps enthält. Sicherer und einfacher iſt die bey vorſichtiger Arbeit ein ſtets gleiches Product liefernde Bereitung auf trocknem Wege. — Zum geſchwefelten Ammonium gebrannten carariſchen Marmor anzuwenden, hält Rec. für überflüſſig, da die fixen Beymiſchungen des gewöhnlichen gebrannten Kalks dem Deſtillate nicht ſchaden können. Übrigens ſcheint der Vf. auch zu irren, wenn er annimmt, daſs das durch den Ätzkalk aus dem Salmiak entbundene Ammonium zuvor den Schwefel auflöſe, dann das Waſſer zerlegt werde, den aufgelöſten Schwefel theils ſäure, theils hydrogenire, und ſo das bek. Prod. hervorgehen laſſe. Die Erfahrung lehrt, daſs Ätzammonium für ſich den Schwefel nicht angreift, mithin in jenem Falle nur in Verbindung mit Hydrogen; es tritt hier alſo — wie in vielen ähnlichen Fällen — disponirende Verwandtſchaft als Vermittlerin auf. Nämlich, das Ammonium disponirt den Schwefel, das Waſſer zu zerſetzen, und nachdem dieſes geſchehen, iſt erſt von Verbindung des Schwefels mit Ammonium die Rede, und das Deſtillat iſt eine Miſchung von Schwefelwaſſerſtoff im Maximo des Schwefelgehalts mit Ammonium. — Neben den vegetabiliſchen Pigmenten, die als Reagens dienen, würden wir noch für ſchweflichte Säure die Tinctur der friſchen Roſenblumenblätter angeführt, und bey der Curcumaetinctur bemerkt haben, daſs ſie nach *Bucholz* durch Uranſalze, nach *Kaſtner* durch eſſigſaures Kupfer, nach *Müller* und *Trommsdorf* vorzüglich merkenswerth durch Boraxſäure und mehrere andere Stoffe, wie von Alkalien verändert werde. Wir würden ſtatt der Curcumaetinctur die Rhabarbertinctur empfehlen, ohnerachtet auch dieſe nicht ganz ſicher iſt. — Gutheiſsen können wir es nicht, wenn der achtungswürdige Vf. im dritten Abſchn. hin und wieder in den Ton geiſtloſer Schwätzer fällt, z. B. wenn er die allgemeine Einleitung zu dieſem Abſchnitte mit der veralteten nichts ſagenden Formel beginnt: „Schon ein flüchtiger Blick, den wir auf unſeren Erdkörper werfen, zeigt uns, daſs alles (?) aus Körpern zuſammengeſetzt ſey.“ Wenn es ferner heiſst: der Hauptzweck der Chemie iſt, die Urſtoffe oder Elemente aufzufinden, und *aus ihnen neue Körper zu beleben:* ſo iſt das letztere derjenigen Naturanſicht gemäſs, welcher der Vf. — laut häufiger Bekenntniſſe, die aus ſeiner Schrift hervorblicken — huldigt, unwahr; denn Pflanzen und Thiere weiſs der Chemiſt nur zu zerſtören, wenn er ihre Beſchaffenheit zu erforſchen ſtrebt, hingegen *um aus chemiſchen Elementen neue belebte Gebilde hervorgehen zu laſſen,* fehlt ihm leider nur das geiſtige Band; *Encheiriſin naturae* nennt's die Chemie, ſpottet ihrer ſelbſt, und weiſs nicht wie. — Bey der Eintheilung der Foſſilien erinnert Hr. *J.*, daſs es ſehr ſchwer ſey, die Inflammabilien zu beſtimmen, und trennt, wie gewöhnlich, die Metalle von denſelben, zählt ihnen aber den ſo höchſt ſchwer verbrennlichen Demant bey, ohnerachtet ihn *Werner* neuerlich mit Recht — ſeine auſserordentliche Cohärenz berückſichtigend — wieder den Erd- und Stein-Arten beygeſellt hat. Jüngſt verſuchte es *Kaſtner* (Annalen der min. Soc. zu Jena III) den Mineralogen eine Claſſificationsweiſe vorzuſchlagen, die *Werners* und *Karſtens* Eintheilungsprincip ſo zu vereinen ſtrebt, daſs die Natur dadurch keinen Zwang erleidet. Übrigens wäre es wohl der Mühe werth, einmal *Delametherie's* Verſuche über die Verbrennungsfähigkeit der Kieſelerde auf die Probe zu nehmen. — Bey den phyſiſchen Kennzeichen der Foſſilien vermiſſen wir die hygroſkopiſche Beſchaffenheit derſelben. — „S. 184 heiſst es: in den Säuren löſt ſie (die Zirkonerde) ſich auf, und bildet damit Salze,“ wir würden hinzufügen „von einem ſchrumpfenden Geſchmacke;“ um ſo mehr, da der Vf. des Geſchmacks der Salze bey anderen Erden gedenkt. — Kleine Quantitäten von Kieſelerde würden ſich vielleicht ausmitteln laſſen, wenn man (S. 185) ſtatt der Salzſäure Fluſsſäure anwendete, den Brey in metallenen Gefäſsen (Platintiegel) bis zur Verflüchtigung der aufgelöſten Kieſelerde erhitzte, und nach dem Erkalten durch Wägen den Verluſt an Kieſelerde beſtimmte. Bey der Kieſelerdauflöſung in fixe Alkalien, können wir nicht umhin, aufs Neue die Frage in Anregung zu bringen, ob denn hiebey kein Verluſt an Kieſelerde Statt finde, oder ob dieſer bloſs die Alkalien trifft? *Schmidt's* (in Gieſsen) bekannte Beobachtungen über das beym Zuſammenſchmelzen der Glasingredienzien entweichende *Stickgas*, ſind wenigſtens, ſo viel Rec. weiſs, noch von keinem genügend widerlegt. Für die Analyſe ſowohl, als wie für die Wiſſenſchaft überhaupt, würde die entſcheidende Beantwortung von Wichtigkeit ſeyn. — Unbedingt genau ſcheint das S. 201 angegebene Verfahren, den Gehalt an Kohlenſäure zu beſtimmen, doch nicht zu ſeyn; denn einmal reiſst jede durch Säuren entbundene Kohlenſäure — auch bey dem langſamſten Eintröpfeln — etwas Waſſerdampf, und etwas von der zur Entwickelung angewendeten Säure mit ſich fort, welches ihr verſchiedener Geruch bezeugt, und zweytens bleibt auch nach vollkommen beendetem Aufbrauſen ſtets etwas Kohlenſäure in der Flüſſigkeit gelöſt, und ſelbſt auch als Gas im Gefäſse. — Mit Hn. *J.* den Bernſtein für das Harz eines unbekannten Baumes anzuſehen, ſcheint dem Rec. unter allen Hypotheſen über die Entſtehung des Bernſteins eine der unwahrſcheinlichſten, und er iſt ſo lange, bis Verſuche und weitere geognoſtiſche Beobachtungen hierüber etwas Beſtimmtes ausmachen, noch am meiſten der *Hermbſtädt*ſchen Vermuthung zugethan, daſs der Bernſtein oxydirtes Bergöl iſt, welches noch beſondere Modificationen erlitten zu haben ſcheint.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1808.

C H E M I E.

Berlin, b. Maurer: *Chemiſches Laboratorium.* Von *Joh. Friedr. Jahn* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Seite 245 ſuchten wir vergeblich eine Notiz über *Weſtrumbs* Stinkharz, ſo wie über *Schaub's* Methode (deſſen *Handbuch der Chemie* I.), den Schwefelwaſſerſtoffgehalt der Mineralwäſſer zu beſtimmen. — Rec. glaubt, daſs wir über die Natur des Demants näheren Aufſchluſs erhalten würden, wenn ein *Klaproth* Gelegenheit erhielt, hinreichende Mengen ächten Demantſtaubes, unter möglichſt ſtarkem Druck von auſsen, und bey heftiger Glühtemperatur mit fixen Alkalien, ſo wie auch mit dem glühenden Dampfe der Fluſsſäure zu behandeln. Vielleicht könnte man ſolchen Verſuchen geradezu entgegenkommen, wenn man es, nach der Weiſe längſt vergeſſener Alchemiſten, einmal verſuchte, das *Eiſen für ſich zu verglaſen.* — Bey mehreren Metallen hat der Vf. vergeſſen, ihre Verbindungsfähigkeiten mit fixen Alkalien und alkaliſchen Erden zu berühren; z. B. beym Eiſen, Titan, Mangan, Kobalt, Queckſilber, Bley (wo bloſs der fixen Alkalien gedacht wird), Silber und Golde. — Wenn der Vf. über die Seltenheit des Wolframs klagt: ſo ſcheint es ihm nicht bekannt zu ſeyn, daſs der Wolfram im ſächſiſchen und böhmiſchen Erzgebirge auf Halden liegend in groſser Menge angetroffen wird. Ein Freund des Rec. erhielt 1805 im Sommer über ¼ Ct., wovon er ihm einige Pfunde mittheilte. — Bey der Behauptung, das Zinn ſey unter allen das leichtflüſſigſte Metall, überſah Hr. *J.* das Queckſilber. — Das mit aufgeführte Niccolan iſt neuerlich (was der Vf. jedoch bey der Abfaſſung ſeiner Schrift nicht wiſſen konnte) durch *Hiſinger* und *Murray* als ein Gemiſch von Kobalt und Nickel erkannt worden. — Nach *Trommsdorff* wird das in Ätzkali aufgelöſte Zinn leicht durch Kupfer metalliſch gefällt. — *Bucholz* hat das Molybdänmetall zuerſt möglichſt reguliniſch, von 8,600 ſpecifiſchem Gewichte dargeſtellt, und uns über die verſchiedenen Oxydationszuſtände gehörig belehrt. — Rec. hat Gelegenheit, das angebliche von Hr. *J.* im Graubraunſteinerz als flüchtige Säure entdeckte Metall näher zu prüfen, indem er ſeit dem Winter 1804—1805 ein ähnliches Deſtillat beſitzt, wie Hr. *J.* zufällig erhielt, und wird damit Hn. *J's.* Verſuche wiederholen, und wo möglich zu erweitern ſuchen. Möge Hr. *J.* ſich indeſs dadurch nicht hindern laſſen, ſeine Entdeckungen über dieſe Subſtanz fortzuſetzen! Die Flüſſigkeit, welche Rec. dazumal erhielt, war anfänglich ſehr wenig gefärbt, und wurde erſt nach zwey Jahren ſo vollkommen roth, wie ſie zur Zeit noch iſt, indem ſie zugleich nach und nach ein violettes Pulver fallen lieſs. Von einigen Pharmaceuten erfuhr Rec., daſs bey der Verfertigung des hyperoxydirten ſalzſauren Kali öfters dergleichen bemerkt werde; es ſcheint alſo in mehreren Braunſteinarten jener Stoff verbreitet zu ſeyn. Sehr genügend hat der Vf. die ſich ſelbſt geſetzte, in der Wirklichkeit nicht vorkommende Aufgabe gelöſt, ein Gemiſch aller bekannten Metalle zu zerlegen; und treffend iſt die Bemerkung, daſs die verſchiedenen näheren Beſtandtheile der Pflanzen (und der Animalien), welche in den meiſten Eigenſchaften unter einander gleich ſind, dennoch ſo mannichfaltige Abweichungen von einander darbieten, daſs man oft in die Verlegenheit geſetzt wird, die Anzahl derſelben bey jeder Analyſe neuer Pflanzen zu vermehren; wodurch die Unterſuchung derſelben ſehr erſchwert wird. Dieſer Kampf mit ſtets neuen Individualitäten, den der Analyſt bey der chem. Unterſuchung der Organismen zu beſtehen hat, ſollte dieſen ſowohl als wie den Phyſiologen endlich auf die Erkenntniſs des Weſens der Organismen, und ihr Verhältniſs zur anorganiſchen Natur geführt haben; Winke, die neuerlich *Kaſtner* in ſeinem *Grundriſſe* und *Beyträgen* der Chemie zu benutzen verſuchte, und worauf ſpäterhin der Rec. des *Grundriſſes* in unſerer A. L. Z. 1808. No. 45 aufmerkſam machte. — Bey den entfernten Beſtandtheilen der Vegetabilien fehlt der Baryt, der in der Aſche einiger Gräſer vorkömmt; ſo wie wir unter denen, als problematiſch aufgezählten Stoffen den Keimſtoff, das beſondere Satzmehl der Alant- und Senega-Wurzel, den Kautſchuk ähnlichen Stoff des Sandarakharzes, den beſonderen Extractivſtoff des Kaffe, die thieriſch vegetabiliſche Subſtanz der Hülſenfrüchte, die Chinarindenſäure u. e. a. vermiſſen. — Rec. erhielt vor einigen Jahren von *Lampadius* einige Proben des in ſeiner (in Thüringen geweſenen) Zuckerſiederey fabricirten Runkelrübenzuckers, die der Mittelſorte des indiſchen raffinirten Zuckers an Güte gleich kamen, und *L.* verſicherte, daſs die Fabrication deſſelben ſehr vortheilhaft ſey, (wogegen Hr. *J.* proteſtirt), wenn man, wie es ſich von ſelbſt verſteht, Branntweinbrennerey und Viehzucht damit verbindet. — Rec. kann Hn. *J.* darin nicht beyſtimmen, das Pigment mit dem Extractivſtoff für identiſch zu halten; es iſt

in der Regel ſehr weſentlich davon unterſchieden und läſst ſich öfters ganz für ſich darſtellen. Daſs Extractivſtoff gebeizte Zeuge färbe, beweiſt ſo wenig für jene Identität, als wenn man etwas ähnliches von dem ebenfalls färbenden empyreumatiſchen Öle und ähnlichen Subſtanzen behaupten wollte. — Ungern fanden wir von dem Vf. die charakteriſtiſche Beſchaffenheit des Kampfers überſehen; in ſalzſaurem Gaſe und auf rauchender Salpeterſäure flüſſig zu werden. — Bey dem kryſtalliniſchen narkotiſchen Stoffe des Opiums (der ſogenannten Opiumſäure) fehlen *Sertürner's* Verſuche; Hn. *J.* iſt die Ausſcheidung deſſelben nicht gelungen. — Die Äpfelſäure (die *Bouillon-Lagrange*, wiewohl ohne hinreichende Gründe, für eine unreine Eſſigſäure hält) läſst ſich, ohne zu gähren, Jahre hindurch aufbewahren, wenn ſie ſtark genug eingedickt iſt. Reine Benzoesſäure iſt nach *Gieſes* Beobachtung geruchlos; bey der Ausſcheidung dieſer Säure aus dem Benzoesharze, muſs der Handgriff nicht überſehen werden, das gepulverte Harz zuvor mit dem Natron und etwas Waſſer zuſammen zu reiben, und dann während nachfolgendem Auskochen fleiſsig umzurühren, um das Zuſammenflieſsen des Harzes zu verhindern. Da indeſs nach dieſer Methode das ausgekochte Harz zum weiteren Gebrauche untauglich wird: ſo möchte Rec. vorſchlagen, die zerſtückelte Benzoes zuvor mit Waſſer zu deſtilliren, und dann mit Natron auszukochen; das ausgekochte Harz würde dann gepulvert leicht mit dem abdeſtillirten ätheriſchen Öle, welches bequemer in Weingeiſt zu löſen wäre, wieder vereint und ſo zum Räucherpulver (z. B.) wieder tauglich werden können. So viel Rec. weiſs, entdeckten *Bohm* und *Schrader* gleichzeitig die Identität der Blauſäure und des Bittermandeln-Gifts. — Der Vf. glaubt die brennende Eigenſchaft der Neſſeln und ähnlicher Gewächſe nicht ſowohl von den kleinen Stacheln, als vielmehr von einem eigenthümlichen im Safte dieſer Pflanzen enthaltenen Stoffe (den er ſehr unzweckmäſsig *Brennſtoff* nennt, eine Benennung, die theils zu falſchen Vorſtellungen über die Natur des angeblichen Stoffes, theils bey Anfängern auch zu Irrthümern leiten kann, zumal wenn dieſe ältere chemiſche Schriften geleſen haben) ableiten zu müſſen. Die Gründe für eine ſolche Folgerung und Annahme ſind indeſs viel zu ſchwach; und es muſs bey dem Vf. um ſo mehr befremden, einen ſo höchſt problematiſchen Stoff als eigenthümlich zu finden, da er früher gegen ähnliche Annahmen ſehr ſtark eifert. Der an ſeiner Hand mit dem Safte der *Urtica baccifer.* gemachten Erfahrung ſteht eine andere entgegen, die ſeit Jahren (als Hausmittel) ſich bewährt hat: nämlich daſs gegen Neſſelſtich der Neſſelſaft das beſte Mittel ſey; und übrigens fragt es ſich, ob ſein Neſſelſaft filtrirt, d. i. von kleinen Stacheln frey war? — Die bewunderungswürdige Analogie zwiſchen Vegetabilien und Animalien, die der Vf. laut der Einleitung zur Unterſuchung der Animalien — findet (einen Fund, den er in der Folge etwas zweydeutig macht), hat Rec. nie einleuchten wollen, ohnerachtet er ſeit einigen Jahren comparative Phyſiologie als Lieblingsſtudium in Stunden der Muſse treibt; ja er glaubt vielmehr, daſs gerade das Haſchen nach Analogieen der Art bisher dazu gedient hat, die eigenthümlichen Pflanzenverhältniſſe zu verkennen, oder wenigſtens durchgefärbte Gläſer zu beſchauen. — Bey der Aufzählung der entfernten Beſtandtheile der Animalien iſt die Fluſsſäure überſehen worden, und S. 415 vermiſſen wir unter den Subſtanzen, die einigen Thiergattungen ausſchlieſslich zukommen, den Wallrath, das Bibergeil (welches letztere ſpäterhin abgehandelt wird), die Ameiſen- und Raupen-Säure, das Gas der Schwimmblaſe der Fiſche und früher den Eiter. — Ungern vermiſsten wir einige (vorhandene) Notizen über das Blut kaltblütiger Thiere (die Unterſuchung des der warmblütigen, welches ſich nach Rec. Beobachtung unter anderen ſtets durch Natrongehalt charakteriſirt, hat der Vf. als Muſter aufgeſtellt), ferner über die Speckhaut — *cruſta inflammatoria* — über das Krebsgift, worüber *Crawford* Verſuche angeſtellt hat, über krankhaftes Blut, z. B. bey der zuſammengeſetzten Synocha, beym entzündlichen Gefäſsfieber, beym Typhus, Scorbut, Phthiſis und Bleichſucht; über die ausgebrochene ſchwarze Materie beym gelben Fieber, die *Cathrall* unterſuchte; über den krankhaften Urin, z. B. den *hellen* Fieberurin, den icteriſchen, den bey der honigartigen und bey der geſchmackloſen Harnruhr, bey der Arthritis, bey der Schwindſucht; über die waſſerſüchtige Flüſſigkeit des Herzbeutels, über die durch den Bauchſtich ausgeleerte, über diejenige der Hydatiden, über den Erb- oder Kopf-Grind, und vollſtändigere über den thieriſchen Schleim. Auch wäre wohl die Angabe des quantitativen Verhältniſſes der Beſtandtheile der ausgeathmeten Luft, nach *Lavoiſier*, nicht überflüſſig geweſen, ſo wie wir auch mit Recht S. 442 die Umwandlung des *Fleiſches* in eine wallrathartige Maſſe, und zuvor Nachricht von *Vauquelin's* Analyſe der Haare und den neueren Analyſen der Canthariden bemerkt erwarteten. — Rec. benutzt dieſe Gelegenheit, um die Reſultate der Analyſe der Canthariden mitzutheilen, die — durch Hn. Apotheker *Zitelmann* d. j. in Stettin vor mehreren Jahren, bey Gelegenheit ſeines in Berlin abgelegten pharmaceutiſchen Examens veranſtaltet, nie im Druck erſchienen iſt, und zufällig in die Hände des Rec. gerieth. „2000 Gr. gepulverter Canthariden gaben mit Waſſer deſtillirt ein weiſslich trübes, widerlich ſchmeckendes und riechendes, nicht ſcharfes Deſtillat. Mit Waſſer und ſpäterhin mit Weingeiſt ausgezogen, wurde das Gewicht der nun nicht mehr extractionsfähigen Canthariden bis auf 1200 vermindert. Die Flüſſigkeiten lieferten 190 Gr. ſchwärzlich braune Gallerte, 2.25 Gr. röthlich braunes Extract, etwas freye Säure und Gerbeſtoff und 200 Gr. einer grünlichen ſalbenartigen Subſtanz, die ſich im Weingeiſte, noch leichter im Äther, löſte, ziemlich feuerbeſtändig, höchſt ſcharf und blaſenziehend, in der Wärme ſchmelzbar, in der Kälte auf der Oberfläche

Digitized by Google

faſt kryſtalliniſch war, einen Geruch verbreitete, der dem ſchmelzenden Wachſe ähnelt, und zwiſchen Harz und fettem Öle zu ſchwanken ſcheint. Die trockne Deſtillation von 1000 Gr. der Canthariden lieferte braunes empyriſches Öl, viel kohlenſaures Ammonium, ſchweres brennbares Gas und 180 Gr. Kohle, die aber bey 2ſtündiger Weiſsglühhitze im Tiegel nicht eingeäſchert werden konnte, und nicht weiter berückſichtiget wurde. — Nach *Hermbſtädt* enthält das Muskelfleiſch oder vielmehr deſſen Gallerte ein ätheriſches Öl beſonderer Art, welches der Knochengallerte mangelnd, jener den angenehmen Fleiſchbrühe-Geruch ertheilen ſoll. — Mit Recht macht Hr. *J.* auf die Röthung der mit Alkalien gekochten Milch aufmerkſam; wir fügen hinzu, daſs der Chylus unter ähnlichen Umſtänden ähnliche Veränderungen erleidet. — Zum Schluſſe dieſer Bemerkungen ſey es uns erlaubt, jetzt, da man ſich von verſchiedenen Seiten mit der Unterſuchung der Alkalien beſchäftiget, an eine alte Beobachtung zu erinnern, die in Vereinigung mit *Vauquelin's* Verſuchen weiter verfolgt, dazu dienen kann, über dieſen Gegenſtand etwas mehr Licht zu verbreiten. „Bekanntlich enthalten oder geben friſche Eyer Natron; bey den gebrüteten Eyern iſt dieſes nicht mehr der Fall, aber ſtatt des ſchwindenden Natrons erſcheint eine gröſsere Menge von Kalk! Auch die faulenden Eyer verlieren in dem Maſse, wie ſich in ihnen Ammonium bildet (welches durch Kali entwickelt werden kann), ihren Natrongehalt." — Druck und Papier ſind gut; die Druckfehler meiſt angegeben, nur S. 128 Note 1) Z. 3 bemerkten wir folgenden: *ſtatt:* das Ammonium wieder auflöſt, *lies:* das Gold wieder auflöſt.

K. H.

Leipzig, b. Gräff: *Chemiſche Farbenlehre, oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey.* Herausgegeben von *Carl Friedrich Auguſt Hochheimer.* Vierter Theil. Mit einem Holzſchnitt und Regiſter. 1808. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

In dieſem vierten Theile ſind nicht bloſs Farbenbereitungen, ſondern auch andere Gegenſtände aufgenommen worden, z. B. Gummi, Traganth, Federharz, Ingredienzien zu Lackfirniſſen und ihren Bereitungen mit Weingeiſt und Ölen. Es hat auch hier die Bereitung des Theers, des burgundiſchen Pechs, die Vorbereitung der Öle, der Saflorfarbe zur Schminke, und die Bereitung der Schmelzfarben, einen Platz gefunden. Auch ſind die chemiſchen Operationen beſchrieben, welche nach des Vfs. Meinung bey der Bereitung der Farben vorkommen. Übrigens geht Alles ohne Wahl und Ordnung durch einander. Mehrere Farbenbereitungen ſind unvollkommen und fehlerhaft vorgetragen, z. B. die des Bleyweiſses, des kremnitzer Weiſses, des Waldindigs u. ſ. w. Der Holzſchnitt ſtellt *Tingry's* Ofen zur Schmelzung des Kobalts und Bernſteines, um dieſe Harze zur Bereitung der Lackfirniſſe vorzubereiten, vor; der Ofen hat Ähnlichkeit mit der Einrichtung, wodurch das Spieſsglanz von den Schlacken befreyet wird. Bey der Figur ſtehen die Buchſtaben nicht am rechten Orte, wodurch den Nichtgeübten die Anwendung ſicher erſchwert wird.

x + y.

ÖKONOMIE.

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Journal für Bienenfreunde* von *J. L. Büſching* und *E. F. Kaiſer.* 4ten Jahrgangs 1ſtes u. 2tes Heft. 108 u. 98 S. 1805. 8. (16 Gr.)

Nachdem die Vff., wie gewöhnlich, die Geſchichte der letztjährigen Bienenzucht ihrer Gegend (Cap. 1. 2) vorausgeſchickt haben: ſo unterſuchen ſie im 3ten Abſchnitt, ob die *Magazinbienenzucht* in Haidegegenden überhaupt anzurathen ſey? Die Frage wird zwar nicht durchaus entſchieden, doch ſind darüber verſchiedene Beſtimmungen angegeben, worunter diejenige von Wichtigkeit ſeyn möchte, daſs Magazinbienen vorzüglich dort anzurathen ſind, wo die Haupttracht im Frühjahr Statt findet, die ſpäteren Sommermonate aber daran Mangel leiden. Das zugleich in Frage geſtellte *Tödten* der Bienen dürfte ebenfalls nur in ſolchen Gegenden unterlaſſen werden können, weil dort das *Schwärmen* ohnehin ſeltener vorkömmt, als welches überhaupt den Maſsſtab jener Operation abgeben muſs, ohne deſſen Beobachtung die von der Bienenwirthſchaft beabſichtigte Honigausbeute, beſonders in ſchwarmreichen Gegenden, wenigſtens im Durchſchnitt mehrerer Jahre, gewiſs wegfallen, und den ſucceſſiven Untergang des ganzen Bienenſtandes zur Folge haben wird. Cap. 4 enthält eine Widerlegung der Meinung, daſs körnichter Honig ein den Bienen ungenieſsbares Futter ſey, welche jedoch nur zum Theil überzeugend ausfällt. — Cap. 5. Welche Richtung des Bienenhauſes iſt die vortheilhafteſte? Schon die Beobachtung der ihrer natürlichen Freyheit überlaſſenen Bienen, und deren Auswahl eines gegen die Sonnenſtrahlen geſchützten Wohnorts könnte für die Entſcheidung dieſer Frage hinreichende Gründe liefern, und den nordwärts gerichteten Ständen den Vorzug geben. Mehrere praktiſche Bienenkenner (vorzüglich *Staudtmeiſter*, ſ. deſſen *Bienenlehre*, Leipzig 1798) haben jenen Fingerzeig der Natur bey der künſtlichen Bienenzucht bewährt gefunden. Der Vf. dieſes Aufſatzes entſcheidet ſich gleichwohl für die oſt- und ſüdwärts geſtellten Bienenhäuſer. Rec. iſt aus eigener Erfahrung veranlaſst, der *Staudtmeiſter*'ſchen Meinung beyzutreten; auch ſind ihm mehrere Beyſpiele in niederſächſiſchen Haidegegenden bekannt, daſs Bienen in viereckichten Gärten, nach allen Himmelsgegenden gerichtet, ſich wenigſtens durchaus gleich erhalten haben; er glaubt indeſſen, daſs beide Parteyen zweckmäſsig vereiniget werden könnten, wenn ſie zwar die ſüdliche Richtung der Häuſer beybehalten, jedoch die Standbreter darin ſo weit zurückbringen wollten, daſs die Stöcke

ſchlechterdings in keiner Jahrszeit von der Sonne beſchienen würden, ſondern beſtändig im kühlen Schatten blieben. — Cap. 6. *Miſcellen.* Die petersburg. Nachricht von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Jahr in einer Eisgrube auf Eiſe [alſo doch wohl erſtarrt?] aufbewahrten Bienen, die, nachdem ſie wieder an die warme Luft gebracht worden, ganz munter aufgelebt ſeyn ſollen, möchte ſehr in Zweifel zu ziehen ſeyn, da die in einer geringeren Temperatur als die der Eisgrube erſtarrten Bienen ſchon nach wenigen Tagen nicht wieder lebendig werden. Wäre jene angebliche Erfahrung gegründet: ſo würden ſich die Vff. des B. J. durch deren Beſtätigung der Bienenzucht einen Vortheil von der gröſsten Wichtigkeit verſchaffen können. — Cap. 7. *Recenſionen neuer Bienenſchriften.*

Das 2 Heft enthält 1) *Geſchichte der Bienenzucht des Jahres* 1804 von *K.*; 2) *Die Bienenjahre* $\frac{1803}{1804}$ *und* $\frac{1804}{1805}$ von B.; 3) *über das Bepacken (Kneipen) junger Weiſel.* Nach den aufgeſtellten Erfahrungen werden die jungen wahrſcheinlich noch unfruchtbaren Bienenmütter oftmals von den Arbeitsbienen wie in einem Knaul umringt, und, dem Anſcheine nach, mit den Mundwerkzeugen gekneipt oder vielmehr geleckt; dieſer gewaltſame Zudrang, um mit denſelben die wegen ihrer Unreife verweigerte Begattung zu vollbringen, habe einen nachtheiligen Einfluſs auf die Geſundheit der Mutterbiene, und mache ſie unfruchtbar; ein Grund, warum die daraus entſtehende Weiſelloſigkeit mehr bey Nachſchwärmen und abgeſchwärmten Zuchtſtöcken, als bey Vorſchwärmen vorkomme. Verſchiedene hiebey bemerkte Umſtände entſcheiden die getheilte Meinung, ob die Arbeitsbienen oder die Drohnen die Männer der Königin ſeyen, mehr zum Vortheil der Arbeitsbienen. Der Nutzen der in Niederſachſen gewöhnlichen Weiſerkloben erhält hiebey zugleich einige Aufklärung, deren fernere Verfolgung für die Naturgeſchichte der Bienen ſowohl, als in Rückſicht mancher daraus für die Bienenzucht überhaupt zu ziehender Vortheile, zu empfehlen iſt. 4) *Warum die Bienen gewöhnlich in alten Stöcken beſſer als in neuen gerathen?* iſt ſo weitläuftiger von mehreren Schriftſtellern gezeigt worden. 5) *Miſcellen*, enthalten vorzüglich Beantwortungen verſchiedener von dem Pfarrer *Wurſter* in ſeinem *Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienenzucht* gegen die Vff. des *J. f. B.* gerichteter Kritiken, welche *Wurſter's* Beruf für dieſe Art von Schriftſtellerey ſehr zweydeutig machen.

KKW.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Heidelberg* und *Mannheim*, b. Schwan und Götz: *Magazin für Cameraliſten*, von *D. F. Seeger*, Prof. in Heidelberg. I Bds. 1 Stück. 1806. 144 S. 8. (16 Gr.) Der Vf. beſtimmt dieſes Magazin beſonders für praktiſche Cameraliſten, denen es theils an Mitteln fehlt, die neu erſcheinenden Werke dieſes Fachs anzuſchaffen, theils an Zeit, ſie ganz zu ſtudieren. In dieſer Abſicht will er vorzüglich die brauchbarſten Auszüge aus dergleichen Werken liefern, und ſie jenen in die Hände ſpielen. Ob wir nun freylich dieſen Plan im Ganzen nicht billigen, indem uns gerade eine Zeitſchrift mehr zu Originalaufſätzen geeignet zu ſeyn ſcheint, beſonders für Geſchäftsmänner, deren Muſse oft nicht geſtattet, eine gute Idee weiter, als in einer kurzen Skizze auszuführen: ſo würden wir doch auch, wenn der Vf. dieſen Plan nur theilweiſe befolgte, und bey dergleichen Auszügen mit mehr Auswahl und Ökonomie zu Werke ginge, nichts dagegen zu erinnern haben. Sollen in einer Zeitſchrift Auszüge aus fremden Schriften geliefert werden: ſo müſſen dieſe entweder aus gröſseren in- oder ausländiſchen Werken entlehnt ſeyn, die nicht jedermanns Kauf ſind, oder ſie müſſen von ganz beſonderem, vielſeitigem Intereſſe ſeyn. Bey gegenwärtigem erſtem Heft hat der Vf. dieſen Geſichtspunct freylich nicht vor Augen gehabt, indem die gelieferten Auszüge theils aus anderen Zeitſchriften, wie z. B. aus der landwirthſchaftlichen Zeitung, theils aus nur unbedeutenden und gröſstentheils bekannten Schriften gezogen ſind, auch bey weitem den gröſsten Theil der Abhandlungen ausmachen. Über den einzigen Originalaufſatz in dieſem erſten Heft: „*die Wirthſchaftslehre* vom *Herausgeber*," wollen wir uns des Urtheils um ſo mehr enthalten, da er noch nicht vollendet iſt. Daſs übrigens die bisherige Eintheilung der Cameralwiſſenſchaften einer Reform bedarf, iſt nicht zu leugnen, ſo wenig als das, daſs die neueren ſogenannten philoſophiſchen Anſichten, welche von hohen Problemen ſprechen, ſolche aber gewöhnlich ſehr niedrig löſen, mehr Verwirrung in das Ganze bringen, als den Knoten löſen. Welche Anſicht der Vf. geben wird, ſteht zu erwarten! Nach ſeinem Plan ſollen übrigens in jedem Hefte die weſentlichſten Schriften und Zeitſchriften aus dem Fache der Cameraliſtik angezeigt werden, welche Rubrik auch in dieſem Hefte ziemlich ſtark ausgefallen iſt. Wir wünſchten, daſs der Vf. ſich dabey nur auf die wichtigſten Werke beſchränkte, von jenen aber den inneren Geiſt um ſo ausführlicher darſtellte und beurtheilte, wobey er zugleich Gelegenheit finden würde, einen kernhaften Auszug zu machen, und lieber die Anzeige der ganz bekannten Zeitſchriften, wie des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen u. ſ. w. ganz überginge. Das Aufsere der Zeitſchrift empfiehlt ſich.

X.

Jugendschriften. *Nürnberg* u. *Sulzbach*, b. Seidel: *Bibliſches Spruch- und Leſe-Büchlein zum Gebrauch der evangeliſchen Schulen*, von *Joh. Friedr. Hochſtetter*, Pfarrer zu Sulzkirchen. 1805. 64 S. 8. (3 Gr.) Eigen iſt der Gedanke, ſo viel Rec. weiſs, den der Vf. hier ausführt, die Sprüche, wie ſie in den Büchern der Bibel auf einander folgen, *der Reihe nach* auszuheben und abdrucken zu laſſen; aber zu billigen iſt er keineswegs. Denn was hilft es, ein Chaos von ſo verſchiedenen Materien, als hier hinter einander vorkommen müſſen, welche in keiner inneren Verbindung mit einander ſtehen, der jugendlichen Seele einzuprägen? Iſt Ordnung der Sachen, die den Kindern vorgetragen werden, nicht beym Unterrichte das erſte nothwendigſte Erfoderniſs? So ſtehen aber hier die verſchiedenartigſten Sprüche, die bald von Demuth, bald vom Muthe; bald von Vertrauen, bald von Miſstrauen; bald von der Strenge gegen ſich ſelbſt, von der Keuſchheit, bald von der Güte Gottes handeln, bunt durch einander, wie ſie das Loos trifft, und nicht einmal immer die ausgeſuchteſten und kernhafteſten.

L. M. H.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleiſcher d. j.: *Botaniſches Stick- und Zeichen-Buch für Damen.* 3tes Heft, mit 12 Kupfertaf. in doppelten, ſchwarzen und ausgemalten Abdrücken, nebſt 12 S. Text. Ohne Jahrzahl. klein Queerfolio. (3 Thlr. 8 Gr.) Dieſe Stickmuſter beſtehen gröſstentheils aus Blumen und Pflanzen nach der Natur gezeichnet; die Umriſſe ſind gut, und der einfache Geſchmack in der Anordnung dieſer Gegenſtände zu Muſtern für Stickereyen verdient Beyfall. In einigen von den colorirten Blättern, z. B. Taf. III, V, IX, XII. ſind in unſerem vorliegenden Exemplar die Farben zu roh aufgetragen, wodurch das Ganze theils an gefälligem Anſehen, theils auch, wenn das Werk als Zeichenbuch dienen ſoll, an Brauchbarkeit verloren hat.

— y — H.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 NOVEMBER, 1808.

TECHNOLOGIE.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Chemiſch-technologiſche Grundſätze der geſammten Ledergerberey; oder theoretiſche und praktiſche Anleitung zur rationellen Kenntniſs und Ausübung der Lohgerberey, der Corduan- und Saffian-Gerberey, der Juſten-Gerberey, der Weiſs- und Sämiſch-Gerberey, und der Pergamentfabrication; zur allgemeinen Verbeſſerung und Vervollkommnung dieſer Kunſtgewerbe.* Auf eigene Erfahrungen gegründet, ſo wie nach den neueſten Entdeckungen der Chemie und Technologie bearbeitet von *Sigismund Friedr. Hermbſtädt*, königl. preuſſ. Geheimenrathe u. ſ. w. Zweyter Theil, welcher die Juſtengerberey, die Saffian- und Corduan-Gerberey, die däniſche Lederfabrication, die Weiſs- und Sämiſch-Gerberey, ſo wie die Pergament- und Chagrän-Fabrication abhandelt. 1807. 222 S. 8. (1 Thlr.)

Der erſte Theil dieſer Grundſätze der Ledergerberey iſt ſchon in dieſen Blättern (1808 No. 174) beurtheilt worden, und dieſer zweyte Theil, welcher, wie der Vf. in der Vorrede äuſsert, für praktiſche Gerber geſchrieben iſt, die ſich eine wiſſenſchaftliche Überſicht ihres Erwerbszweiges verſchaffen wollen, und die Fabrication der noch rückſtändigen Lederarten liefert, läuft, was die Paragraphen und Abſchnitte betrifft, mit dem erſten Theile fort. Der *6 Abſchnitt* beginnt mit der *Fabrication des Juſtenleders*. Das Verfahren davon iſt hier nicht anders beſchrieben, als wie man es ſchon in mehreren anderen Büchern findet, und es beſteht in dem Reinigen der Häute, im Enthaaren, im Schwellen, im Gerben oder Garmachen, im Tränken mit Birkenöl, im Zurichten, im Färben und endlich im Appretiren der Häute. Zu dieſem von der gewöhnlichen Lohgerbungsart wenig verſchiedenen Verfahren werden vom Vf. Bemerkungen geliefert, welche die Abkürzung deſſelben nach chemiſchen Grundſätzen betreffen. Die Anwendung der mit 300 Theilen Waſſer verdünnten Schwefelſäure ſey dem Gebrauch des vegetabiliſchen Sauerwaſſers vorzuziehen, wobey denn auch die Hundskothsbeize wegfallen könne; auch durch den Gebrauch einer ſchon fertigen Lohbrühe oder der vom Vf. im erſten Theile angegebenen Schnellgerberey, könne das Verfahren ebenfalls ſehr abgekürzt werden. Die Anwendung der Weiden-, Birken- und Fichten-Rinde zur Lohbrühe ſey aus dem Grunde der Eichenrinde vorzuziehen, weil ſolche die Häute zu dunkel färbe, und die Annahme des ſchönen Roths hindere. Nach des Vfs. Erfahrung ſeyen auch die Naterwurzel und die Tormentillwurzel zur Gerbung des Juſtens ſehr geſchickt. In Ruſsland werde das hiezu nöthige Birkenöl nach *Pallas* und *Lepechin* durch eine Art Verſchwelung der Birkenrinde erhalten. Der Vf. erhielt von einigen Gelehrten, die er über dieſen Gegenſtand zu ſprechen Gelegenheit hatte, die Nachricht, daſs man in Ruſsland zur Bereitung des Juſtens noch eine andere Subſtanz anwende, um dem Leder den ſpecifiken Geruch zu geben, und man habe die Vermuthung, daſs der wilde Roſsmarin (*Ledum paluſtre*) dazu gebraucht werde. Hiedurch wurde der Vf. veranlaſst, dieſs ſelbſt genauer zu unterſuchen, und das Reſultat dieſer Unterſuchung war, daſs nur allein das brandige Birkenöl ohne irgend einen fremden Zuſatz den Geruch an dieſem Leder bewirke. Für diejenigen, welche ſich mit der Darſtellung des Birkenöls beſchäftigen wollen, werden vom Vf. dazu eiſerne Retorten empfohlen, weil man bey der ruſſiſchen Verkohlung die zugleich zu gewinnende Säure nicht benutzen könne. Zur *Weiſslohgerberey* (im 7 *Abſchnitt*) gehört die Fabrication des Saffians, Corduans, und des däniſchen Leders. Die hiezu zu verwendenden Gerbematerialien ſind bekanntlich die Galläpfel, der Schmack, die Granatſchaalen und das Rauſch- oder Preiſselbeer-Kraut. Nachdem der Vf. die bisher bekannt gewordenen Fabricationsmethoden der marocaniſchen, levantiſchen, aſiatiſchen und kaſanſchen Saffiane aufgeführt, fügt er auch hier eine mehr wiſſenſchaftliche Unterſuchung dieſer Verfahrungsarten bey. Ob gleich von dem Hundskoth, deſſen ſich einige Fabriken zu ihrer Fabrication bedienen, noch keine chemiſche Unterſuchung vorhanden ſey, und dieſer Mangel die richtige Beurtheilung ſeiner Anwendung unſicher mache: ſo glaubt doch der Vf., daſs man ihn füglich entbehren könne, weil einige, z. B. die marocaniſchen und aſiatiſchen Fabriken den Hundskoth gar nicht bedürfen. Die Kleyenbeize aber, welcher ſich alle Fabriken bedienen, ſey nothwendig. Das Kochſalz, das man in Anwendung bringe, mache die Häute nicht geſchmeidig, ſondern vielmehr ſpröde, aber es widerſtehe der Fäulniſs, und begünſtige die Annahme der Farben, indem es den vorhandenen Alaun entmiſche, und ſalzſaure Alaunerde bilde. Salzſaures Zinn, gereinigter Weinſtein und Alaun mit der Brühe aus Cochenille und Curcumawurzel, gebe dem Leder ein ſehr angenehmes und feuriges Roth;

Digitized by Google

aber wenn die Häute vorher mit ſalzſaurem Zinn vorgearbeitet wurden, gelang nicht. Ein ſehr reines und lebhaftes Gelb könne dem Saffian durch die Querzitronrinde gegeben werden. Das Blaufärben des Saffians durch Indig könne am vollkommenſten geſchehen, wenn man ihn in Schwefelſäure auflöſe, damit die Wolle blau färbe, und nun dieſe blaue Farbe von der Wolle wieder an das Leder zu bringen ſuche. (In der Tuchfärberey hat man davon ebenfalls ſchon Anwendung gemacht.) Die angegebenen Gerbematerialien wähle man, wie ſchon erwähnt, bloſs aus dem Grunde, weil die Eichenrinde die Farben ändere. Auch bey der Fabrication des Corduans ſey die Hundskothsbeize nicht unmittelbar nothwendig, aber wohl die Behandlung mit Kleyen, gemahlnen Äpfeln oder Birnen, und auch die Anwendung des Kochſalzes. Von dem däniſchen Leder werden zweyerley bereitet, Weiſsgahres und Lohgahres. Der 8 *Abſchnitt* handelt *von der Weiſsgerberey überhaupt, ſo wie von der Alaunweiſsgerberey, der Fettweiſs- oder Sämiſch-Gerberey und der Pergamentfabrication insbeſondere.* Auch hier iſt das ſchon lange übliche Verfahren beſchrieben, es ſind aber wieder einige Bemerkungen von dem Vf. hinzugefügt. Die Kleyenbeize ſey nothwendig, indem dadurch eine Art Schwellung bewirkt werde, weil die Kleyen zu einem ſauren Fermente gelangen. Doch ſey der Alaun das wahre Gerbemittel, indem er ſeine Thonerde an die Haut abſetze, und in eine gefilzte Faſer umwandele. Das Kochſalz hindere die Kryſtalliſation des Alauns, indem beide ihre Beſtandtheile wechſeln, und ſalzſaure Thonerde entſtehe. Alaun und Kochſalz müſſen eiſenfrey ſeyn, weil ſonſt das Leder gelbe Flecken erhält; doch können dieſe Flecken durch verdünnte Schwefelſäure wieder weggenommen werden. Bey der Pergamentbereitung iſt auch in einem Anhange die Fabrication deſſelben, wo man Leinewand oder Papier zum Grunde legt, mit erwähnt. Die Leinewand wird auf Rahmen geſpannt, mit einer Vermengung aus Bleyweiſs, gebranntem Gyps und an der Luft zerfallenem Kalk, welche man mit dem Leim aus Pergamentſpähnen bereitet, anreibt, und auf die Leinwand trägt; dann wird es nach dem Trocknen mit Bimſtein abgeſchliffen, und ihm ein ölichter Überzug gegeben. Der Vf. giebt im 10 *Abſchnitt* von ſeiner Prüfung der *Aſchtonſchen* Gerbemethode durch ſchwefelſaures Eiſen Nachricht, die er aber ſeiner Abſicht nicht entſprechend fand; eben ſo fand er *Hattchet's* künſtliches Gerbematerial aus Torf mit Salpeterſäure behandelt, nicht anwendbar. Der 11 *Abſchnitt* iſt für die *Gerberproductenkunde* oder *die Kenntniſs zur Beurtheilung der mannichfaltigen Lederarten, welche in verſchiedenen Ländern fabricirt werden*, beſtimmt. Der 12 und *letzte Abſchnitt* giebt die *Theorie der Gerbekunſt und ihrer verſchiedenen Zweige.* Hier vergleicht der Vf. das Schwellen der Häute mit dem Einſäuren des Brodteigs. Eine nicht geſchwellte Haut zeige nach dem Austrocknen eine hornartige, halb durchſichtige Beſchaffenheit; eine nicht geſäuerte, oder mit einem Ferment angeknetete Mehlmaſſe liefere nach dem Backen eine harte, nicht poröſe, geſchmackloſe Maſſe. Eine geſchwellte Haut erhalte nach dem Abtrocknen im Innern eine faſrigte Textur, und eine geſäuerte Mehlmaſſe liefere nach dem Backen ein lockeres, poröſes und ſchmackhaftes Brod. Übrigens beruhe bey der Lohgerberey alles auf der Verbindung der in der Haut vorhandenen Gallerte mit dem Gerbeſtoff. Das angefügte Regiſter vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs.

x + y.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Phyſikaliſcher Kinderfreund*, von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth*, Director der Hauptſchule und Prof. der Mathematik zu Deſſau. 7tes Bändchen. 1804. Mit 4 Kupfern. 238 S. 8tes Bändchen. 1806. Mit 3 Kupfertafeln. 235 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Dieſes Werk hat in den vorhergehenden Theilen ſich den Beyfall des Publicums in einem ſo hohen Grade erworben, daſs man die Fortſetzung mit Ungeduld erwartete; und hoffentlich wird ſein Inhalt nun auch den Erwartungen des Publicums entſprechen. Die Abhandlung von der Brechung des Lichtes in ebenen Gläſern, die der Vf. bereits im 6ten Theile vorgetragen hatte, erwähnt er, des beſſern Zuſammenhanges wegen, noch ein Mal mit wenigen Worten. Dann folgt: die Brechung des Lichtes in krummen Gläſern, wo von coniſchen, insbeſondere aber von *Sammlungs-* und *Zerſtreuungs-Gläſern* geſprochen wird. Vorzüglich faſslich wird hier von Brenngläſern gehandelt, und ihr Brennpunct berechnet. Auch was von der *Camera obſcura* und der *Camera lucida* geſagt wird, hat gänzlich den Beyfall des Rec. Der Vf. ſagt bey der *Camera obſcura*, ſie könne auch zum Porträtiren gebraucht werden; er wiſſe aber nicht, ob es bis jetzt geſchehen. Rec. beſitzt zwey Gemälde von dem geſchickten Porträt-Maler *Holberg*, von denen auf dieſe Weiſe der erſte Umriſs aufgenommen iſt. Sie ſind täuſchend ähnlich. S. 43 bis 59 wird das menſchliche Auge beſchrieben. Man ſieht auch aus dieſer Abhandlung, daſs ſie von einem Manne herrührt, der nicht nur aus guten Quellen geſchöpft hat, ſondern der auch ſelbſt mannichfache Kenntniſſe der Art beſitzt. Die eigentlich lächerliche Frage: Warum ſehen wir die Gegenſtände nicht umgekehrt, da doch ihre Bilder im Auge umgekehrt ſtehen? hat Rec. noch nie ſo verſtändlich beantwortet gefunden. Auch die beiden Abhandlungen von der Kurzſichtigkeit und Weitſichtigkeit der Augen haben vielen Werth. Von gleichem Gehalte iſt die Abhandlung von den Brillen, und den Fehlern der Augen, und gewiſs ſehr vielen Dank verdient der Vf. für die beygefügte Abhandlung *von der Sorge für die Augen*, in der er zugleich ein paar Worte von den zweckmäſsigſten Lichtſchirmen ſagt. Die Anweiſung zur Verfertigung eines ſolchen Lichtſchirmes würde mancher für zu weitläuftig halten, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daſs der Vf. nur darum ſie ſo umſtändlich vortrüge, um *das Netz der*

Digitized by Google

Seitenfläche eines abgeſtumpften Kegels zu erklären. Die Zauberlaterne (*laterna magica*) wird von S. 111 bis 119, und das Mikroſkop von S. 120 bis 145 in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen und Arten beſchrieben. Dann geht der Vf. zu den Fernröhren über, und beſchreibt ſeinen jungen Leſern ſehr deutlich die Wirkungen mehrerer zuſammengeſetzter Gläſer, und wie es eigentlich zugehe, daſs wir durch ſie einen entfernten Gegenſtand nahe und deutlich erblicken. Es war Rec. angenehm, in dieſer Abhandlung zugleich einiges zu finden, welches das Weſentliche der Erfindung des Fernrohres betrifft; daſs aber die Ellipſe S. 192 deutlich genug erklärt ſey, bezweifelt Rec. Ein in einer Ebene ausgeſpannter Faden, der in Einem Puncte feſtgebunden iſt, beſchreibt, wenn er herumgeführt wird, einen Kreis. Das iſt ganz richtig, und einem Jeden ſogleich verſtändlich; allein: *Bindet man einen Faden nicht in Einem Puncte, ſondern in zwey Puncten feſt, deren Entfernung von einander kleiner als die Länge des Fadens iſt, und führt ſodann mit einem Bleyſtifte in dem ausgeſpannten Faden herum, ſo entſteht die Ellipſe.* Sollte da nicht eine Ausnahme Statt finden? Rec. verſteht die Meinung des Vfs. ſehr gut; allein ſollte ein Anfänger der Phyſik ſie auch wohl verſtehen? Dagegen iſt die Abweichung wegen ungleicher Brechbarkeit der Lichtſtrahlen beſſer erklärt. — Von eben dem unverkennbaren und entſchiedenen Werthe ſind auch folgende Materien: Von der Abmeſſung der Fernröhre, und von groſsen Fernröhren, die vorzüglich zu Beobachtungen am Himmel gebraucht werden. Hier bemerkt der Vf. die vielen und groſsen Schwierigkeiten, die mit den groſsen Fernröhren verbunden, und die Maſchinerieen, die allein zu ihrer Aufſtellung und Richtung nothwendig ſind. — Das Experiment, das der Vf. S. 223 angiebt, hat Rec., da ihm die angegebene Erſcheinung unbekannt war, mehrere Male verſucht, allein auch nicht ein einziges Mal iſt es ihm gelungen. Vielleicht daſs der Bau der Augen vielen Einfluſs auf das Gelingen hat. Die Erfindung der achromatiſchen Fernröhre und ihre Theorieen ſchlieſsen den 7 Theil. — Wenn wir bemerken, daſs auch der achte mit gleichem Fleiſse bearbeitet worden: ſo wird es kaum nöthig ſeyn, die Gegenſtände deſſelben auf gleiche Weiſe aufzuzählen, um ein Buch zu empfehlen, das wir für das zweckmäſsigſte ſeiner Art halten, das uns in einer langen Reihe von Jahren in die Hände gekommen iſt — Der Druck iſt auf gutem Papier, und, einige unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, ſehr correct.

♂.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Graffé: *Praktiſche Anweiſung in Wachs und Gips zu poſiren (boſſiren). Von dem Vf. der praktiſchen Anweiſung zum Lakkiren.* Mit 1 Kupfer. 1804. 48 S. 8. (6 Gr.) Man erwarte nicht auf dieſen 48 Seiten mehr zu erfahren, als ſich von einem gemeinen Arbeiter, der ſchlechte Bilder mechaniſch abgieſst, obenhin abſehen läſst. Vom Boſſiren, das der Titel verſpricht, enthält das Buch nicht eine Sylbe mehr als folgende Zeilen, die zugleich eine Probe des Styls abgeben: „Wachspoſiren heiſst: entweder aus freyer Hand oder Fauſst, oder mit Beyhülfe behöriger Formen allerhand Figuren, Statuen, Blumen u. dgl. aus Wachs verfertigen. — Das Wachs-Poſiren aus freyer Hand erfodert gute und geübte Wiſſenſchaft in der Zeichenkunſt; ſodann ein Stückchen Wachs gefärbt oder ungefärbt. Und endlich die Poſir-Hölzer, vorne rund, breit, ſchmal, viereckigt, dreyeckigt, ſpitzig u. ſ. w. aus hartem Holze, aus einem weiſsen Elfenbeine oder anderen guten Knochen." — Dann wird etwas über das Wachsbleichen, Färben, die Gypsformen, das Reinigen und Poliren der gegoſſenen Bilder, das Ausputzen der Figuren, das Löthen der Wachsbilder, die Verfertigung der Wachsblumen, Blätter, das Vergolden derſelben, das Gieſsen und Färben der Früchte von Wachs, Alaun, Pech, Verfertigung und Färbung der Blumen von holländiſcher Leinwand und Hauſenblaſe, das Abformen des Geſichts eines Todten, eines Lebenden, und das Gieſsen der Gypsbilder geſagt, aber alles ſo obenhin, oft mit Auslaſſung des Wichtigſten, wie man es von Perſonen, deren Beruf das Schreiben nicht iſt, in ſolchen Anleitungen ſchon gewohnt iſt. Bey dem Abformen des Geſichts eines Lebenden heiſst es: „man macht entweder in die Naſenlöcher zwey lange Tüten von ſtarkem Papier, oder man braucht dazu Federkiele, oder *die Perſon muſs ſich gefallen laſſen, eine halbe Viertelſtunde den Odem an ſich zu halten!!*" Und das ſcheint nicht etwa Scherz zu ſeyn. — Augenbraunen und Bart, wo es nöthig iſt, ſollen mit einem Kleiſter von feinem Mehl überſtrichen werden, der vor dem Gieſsen trocknen ſoll. Wem ſeine Haut lieb iſt, der nehme eine gute Pomade dazu. Man pflegt die Augenbraunen auch wohl mit Streifelchen von ganz dünnem mit Mandelöl getränktem Papier zu bedecken, aber erſteres iſt beſſer. Überhaupt aber entſpricht dieſe ganze Operation der Erwartung bey weitem nicht, und giebt nicht die groſse Ähnlichkeit, die man ſich davon verſpricht, beſonders bey etwas vollen Geſichtern. Sobald der Gyps anfängt zu kryſtalliſiren und ſtarr zu werden, zieht er ſich zuſammen, und verurſacht auf allen beweglichen Theilen eine höchſt unangenehme Spannung, ungefähr ſo, als wenn man ſtark ausgedehntes elaſtiſches Harz feſt auf die Haut drückt, und ſo zuſammengehen [illegible]; man fühlt dabey, daſs alle Muskeln auf eine unnatürliche Art angezogen werden, und dieſs iſt auch in dem falſchen Ausdruck des Geſichts nach dem Abguſs bemerklich, es muſs immer von einer geſchickten Hand überarbeitet und gebeſſert werden. Nur bey ſehr mageren Geſichtern und bey Todten, deren Muskeln ſchon ſtarr ſind, kommt die gewünſchte Ähnlichkeit hervor.

Gg.

Glogau, b. Günter: *Engelmanns gründlicher Unterricht in der Raſenbleiche.* 1807. 86 S. 8. (8 Gr.) Der Vf., deſſen kleine Schrift *über die chemiſche Bleichmethode* ſchon J. A. L. Z. 1806. No. 13 angezeigt worden iſt, giebt in dieſen wenigen Bogen auch den Raſenbleichern Belehrung, ihr Geſchäft zweckmäſsiger zu behandeln. Sie ſcheint vorzüglich für Schleſiens Bleicher beſtimmt zu ſeyn; aber jeder Bleicher wird darin für ſich Brauchbares finden. Sie ſoll, nach der Äuſserung des Vfs., einſtweilen die Stelle eines mündlichen Unterrichts vertreten, welchen hoffentlich unſere Bleicher künftig in einer Normalbleiche erhalten werden: und der alsdann freylich weit umfaſſender und viel ausführlicher ſeyn muſs, als er hier gegenwärtig aus Gründen aufgeſtellt wird. „Bekannt mit der Verfaſſung unſerer Bleichen, ſo wie mit dem intellectuellen Zuſtande der Bleicher, kleidete ich abſichtlich meine Vorſchriften gleichſam in Receptform ein, und vermied weitläuftige Demonſtrationen über die Gemengtheile der atmoſphäriſchen Luft und ihre Wirkungen bey den Bleichoperationen, weil ich feſt überzeugt bin, daſs ſie vor der Hand von keinem Nutzen ſeyn würden." Der Vf. betrachtet in dieſer Schrift das Waſſer, die alkaliſchen Salze, die Sode (Natrum), das Ammoniak, den Kalk, und handelt von der Bereitung der Laugen, Bereitung der ſcharfen, ätzenden oder kauſtiſchen

Digitized by Google

Pottaſchenlauge, und von den Arbeiten des Brühens oder Bückens der Leinwand. Das Waſſer, das zum Bleichen gebraucht werden ſoll, muſs ſo viel als möglich von Eiſen, Kalk und Gyps frey ſeyn. Die Reinigung des Waſſers durch Ätzkalk, welche man vorgeſchlagen habe, ſey der zu vielen und groſsen koſtſpieligen Gefäſse wegen, welche ſie nöthig macht, nicht anwendbar, und die Reinigung durch Pottaſche, wo 10 berliner Quart Waſſer 4 Loth Pottaſche zugeſetzt werden ſollen, ſey ebenfalls viel zu koſtſpielig. Was der Vf. hier von dem Urſprunge des Natrons ſagt, hätte, da er bloſs die gewöhnlichen Bleicher zu belehren ſucht, füglich wegbleiben können. Bloſsen Kalk zu brauchen, ſey allerdings ſchädlich; aber gar keinen Kalk anzuwenden, ſey Irrthum der Bleicher. Die Kohlenſtoffſäure muſs dem anzuwendenden Kalk allerdings durch Ätzkalk benommen werden, weil ſie die Löſung des Kali und ſeine Wirkung hindert, alſo unnöthigerweiſe verſchwendet werde. Der Vf. erhielt immer eine von Kohlenſtoffſäure freyere Lauge, wenn er durch wenig Waſſer zu Pulver gelöſchten Kalk anwandte, alles anfangs mit der Pottaſche und Waſſer zu einem Teige anrührte, und dann erſt eine gröſsere Menge Waſſer zuſetzte. Der Ätzkalk laſſe ſich in Bleichereyen dadurch am beſten aufbewahren, wenn man ihn zwiſchen Aſche in ein Faſs einſchichte, und ſolches gut verſpunde. Bey dem Bücken der Leinwand ſey es nicht rathſam, zu groſse Quantitäten davon auf einmal in Arbeit zu nehmen, weil man zu groſse Gefäſse brauche, und die Lauge zu lange über der Leinwand ſtehen müſſe.

x + y.

Geschichte. *Nürnberg*, b. Monath u. Kuſsler: *Des Hn. Marquis Johann von Alorna Beſchreibung der Gefängniſſe von Junqueira in Portugal; mit Nachrichten von daſigen Staatsgefangenen bis 1777.* Aus dem Portugieſiſchen von Hn. Abbé *Anſelm von Eckart.* Herausgegeben von *C. G. von Murr.* 1803. 80 S. 8. (6 Gr.) Die Geſchichte und Zeit habe längſt über die angeblich *pombalſche* Verſchwörungsgeſchichte abgeſprochen, und gegenwärtige kleine Schrift, wären auch nur zwey Drittheil der darin erzählten Greuel wahr, liefert einen neuen Beweis, was Verfolgungsſucht und despotiſcher Egoismus zu thun im Stande ſind, es mögen Religion oder Politik ihre Hebel ſeyn. *Junqueira* iſt ein kleines Fort am *Tajo*, worin ſich 19 Kerker, und unter dieſen 3 andere Gemächer befinden, von welchen 2 zum Kirchhof, das dritte zur Folterkammer dient. Der Aufſeher des Gefängniſſes war ein harter Mann, einer von den Blutrichtern von 1759, der jedoch 1777 die Demüthigung erlebte, daſs er den Gefangenen ihre Freyheit ſelbſt ankündigen muſste. Die Gefangenen beſtanden aus vornehmen Adlichen und Geiſtlichen, unter letzteren waren mehrere Jeſuiten und der Pater *Malagrida.* Eine beſondere Rangordnung war die, daſs an Feſttagen, wenn die anderen 2 Eyer erhielten, die *Edelleute* deren 3 bekamen. Mit den Kranken gab man ſich wenig Mühe, und die Geſtorbenen ſcharrte man wenig Stunden nach ihrem wahren oder muthmaſslichen Tode ein. Es würde zu weitläuftig ſeyn, hier die Geſchichte und Behandlung aller dieſer Staatsgefangenen, von welchen die meiſten im Kerker ſtarben, durchgehen zu wollen. Der Beſchreiber des Gefängniſſes, weil er unglücklicherweiſe ein Schwager des Marquis von Taxora war, befand ſich ſelbſt darunter. Sein erſter Kerker, im Thurme zu Belen, nachdem man ihn lange mit der Folter geſchreckt, lag über einer Ciſterne, auf deren Röhren er 6 Monate ſchlafen muſste. Seine Matratze war daher immer naſs, und das Waſſer tröpfelte von ſeiner Lagerſtatt. Dieſes zog ihm heftige Gichtſchmerzen am ganzen Leibe zu, und brachte ihn dem Tode nahe. Deſſenohngeachtet koſtete es viele Mühe, bis man ihm ein geſünderes Gefängniſs anwies. Zuletzt ſperrte man ihn zu *Junqueira* ein. Er ſchmachtete in dieſen Grüften und Finſterniſsen unter unſäglichen Leiden, bis der Tod Joſephs I die 18 Jahre lang lebendig Begrabenen wieder ans Tageslicht hervorrief. Eine der emporendſten Geſchichten ſteht im Anhange. Dem Manne der Maitreſſe des Bruders des *Pombal* gelüſtete nach dem Ankauf der angrenzenden Plantage, die ein gewiſſer *Delgado* in *Braſilien*, ein ſchon bejahrter Mann, beſaſs. Er wendete ſich an ſeinen Gönner, dieſer an ſeinen Bruder, den Miniſter, welcher dem Gouverneur von Braſilien befahl, dem *Delgado* die Direction einer Manufactur in Portugal anzutragen, und wenn er ſich wegen Übernahme derſelben weigere, ihn verhaften zu laſſen, und auf einem Schiffe nach Liſſabon zu ſenden. Letzteres geſchah, und der alte Mann wurde von der Straſse weggenommen, und mit dem ſegelfertigen Schiffe als Gefangener nach Europa geſchickt. Das plötzliche Verſchwinden des Vaters ſetzte die ganze Familie in die äuſserſte Beſtürzung. Als ſie endlich nach geraumer Zeit dem wahren Verlauf auf die Spur kam, wurde die Plantage um einen geringen Preis an den darauf ſpeculirenden Nachbar verhandelt, mit einem Theile des Geldes der Mutter und den Töchtern Plätze in einer Penſionär-Anſtalt gekauft, und mit dem übrigen Gelde reiſete der älteſte Sohn nach Europa, um die Befreyung des Vaters zu bewirken. Aber viele Jahre verſtrichen fruchtlos, denn ſeine eingereichten Suppliken blieben, wie ſo viele andere, uneröffnet und ungeleſen. Unterdeſſen ſtarb die Mutter, die Schweſtern kamen nach Liſſabon zum Bruder, und dieſer hatte ſich daſelbſt mit der Tochter eines Kriegs-Kanzeliſten verheirathet. Der Miniſter, dem bey der zunehmenden Krankheit des Königs, und dem nahen Ende ſeiner Gewalt, bange zu werden anfing, trug einem vertrauten Manne auf, mit vier Kanzeliſten, worunter auch der Schwiegervater des jungen Braſiliers war, die *uneröffneten* Brieffſchaften zu unterſuchen und zu verbrennen, welche, viele Tauſende an der Zahl, in ſeiner Bibliothek- und anſtoſsenden Zimmern auf der Erde umherlagen. Ein glücklicher Zufall führte dem Schwiegervater das Schreiben des Gouverneurs in die Hände, worin dieſer dem Miniſter Nachricht von der Gefangennehmung und Abſendung des alten *Delgado* gab. Es war noch unentſiegelt, alſo nie geleſen worden. Den 23 Febr. 1777 ſtarb der König, und der unglückliche Sohn übergab nun der Königin eine Bittſchrift, mit der Erzählung der ganzen Ungerechtigkeit. Allein ehe er noch Reſolution erhielt, erging ſchon der General-Befehl zur Freylaſſung aller Staatsgefangenen. Der Sohn lief ſogleich in alle Gefangniſſe, um ſeinen Vater zu ſuchen, und kam nach langem vergeblichen Forſchen in eines der entfernteren, gerade zu der Zeit an, als man ſeinen Vater aus einem Kerkerloch zog. Ach! er erkannte ihn nicht mehr. Der groſse ſtarke Mann war auf die Hälfte ſeiner ehemaligen Statur zuſammengeſchrumpft, denn 7 Jahre hatte er in dieſem Loche gekauzt. Er konnte kein Bein mehr ausſtrecken, hatte faſt ſein Geſicht verloren, und wurde 3 Tage darauf ganz blind.

— d.

Fortsetzungen.

Hamburg, b. Hoffmann: *Materialien zu neuen Anſichten für die Erfahrungsſeelenkunde und andere phyſikaliſche Gegenſtände.* Von *L. P. G. Happach*, Prediger u. Inſpector zu Mehringen bey Aſchersleben. 3tes St. 1805. 138 S. 4tes St. 1807. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.) S. Rec. des 1ſten u. 2ten Stückes. 1805. No. 162.)

Leipzig, b. Benjamin Fleiſcher: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn-, Feſt- und Apoſteltags-Evangelien und Epiſteln durchs ganze Jahr, in ausführlicher und abgekürzter Form.* 1808. 5ter Band. 1ſtes bis 3tes Heft. 344 S. 8. (1 Thlr.)

Görlitz, b. Anton: *Neue Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres, in Sturmiſcher Manier* ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtſammlungen der vorzüglichſten deutſchen Kanzelredner. 1ſten Jahrg. 2te Hälfte. 1807. in fortlauf. Seitenzahl. 402 S. 2ter Jahrg. 1808. Erſte Hälfte. VI u. 116 S. 2te Hälfte. VIII u. 232 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) S. Rec. des 1ſten Jahrg. 1807. No. 179.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletiſches Handbuch zum leichteren und nutzlicheren Gebrauch der gewöhnlichen evangeliſchen und epiſtoliſchen Perikopen auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamtes von M. *Traugott Leberecht Kumpfe*, Paſtor zu Langenberg bey Gera u. ſ. w. 2ten Bandes 2ter Th. 2tes Heft. 1808. in fortlauf. Seitenzahl. 391 S. 8. (12 Gr.) S. Recenſ. des erſten Hefts. 1806. No. 265.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 26 NOVEMBER, 1808.

HOMILETIK.

Berlin, b. Dieterici; Leipzig, in Commiſſ. b. Mittler: *Erinnerungen an Jeſus Chriſtus.* Zehn Predigten zur Faſten-, Oſter- u. Advents-Zeit des Jahres 1807 gehalten von D. G. A. L. Hanſtein, Probſte zu Cölln an der Spree, Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schulrath u. ſ. w. in Berlin. 1808. 14 Bogen gr. 8. (18 Gr.)

Der Vorzug einer einfachen, klaren, vielfältig auch lebendigen Darſtellung und Anwendung praktiſcher Lehren und Vorſtellungen des Chriſtenthums mit weiſer Beziehung auf die Bedürfniſſe der Zeit und des Orts, ein Vorzug, der ſchon frühere homiletiſche Arbeiten des Vfs. auszeichnete, findet ſich auch in derjenigen, von welcher wir jetzt Nachricht geben. Der Vf. ergreift die Gegenſtände der Religion und Moral eben ſowohl mit warmem Herzen, als mit hellem Verſtande, und kann ſo die Wirkung auf Herz und Verſtand der Hörer und Leſer, welche des Eindrucks religiöſer und moraliſcher Wahrheiten fähig ſind, gewiſs nicht verfehlen. Trifft man freylich bey ihm nicht gerade eine überraſchende Neuheit in der Wahl und Behandlung der Materien, und überhaupt nicht eine ſo glänzende Beredſamkeit, als in den Kanzelvorträgen eines *Reinhard's:* ſo verdienen ſeine Arbeiten doch durch den ihnen eigenen allgemeinen Charakter einer wahrhaft edlen Popularität und einer ſich ſo deutlich ausſprechenden hohen Achtung gegen Jeſus Perſon und Lehren, denen des berühmten dresdner Kanzelredners an die Seite geſetzt zu werden. In der gegenwärtigen Sammlung iſt nun ganz beſonders die Geſchichte des Lebens und des Todes Jeſu, auch nach ihren kleinern Umſtänden und nach zärteren Geſichtspuncten, auf eine fruchtbare Weiſe entwickelt worden, wobey ſich der Vf. zuweilen der wehmuthsvollſten Klagen über die herrſchende Gleichgültigkeit gegen die Lehre und den äuſseren Cultus des Chriſtenthums nicht hat enthalten können. Wir theilen die *Inhaltsanzeige* mit: 1) *Jeſus, in der Nähe der augenſcheinlichſten Gefahr.* 2) *Jeſus, umgeben von einem böſen Schein.* 3) *Jeſus, bey dem Urtheile der Welt.* 4) *Jeſus, bey(?) ſeinen wundervollen Thaten.* 5) *Jeſus in ſeiner zarten und ſchonenden Liebe zu Petrus.* 6) *Jeſus, bey der Stiftung des heil. Abendmahls.* 7) *Jeſus im Tode ſchon verherrlicht.* 8) *Das Oſterfeſt, ein Feſt der Verherrlichung Jeſu Chriſti.* 9) *Würdige Feyer des Oſterfeſtes, als eines Feſtes der Verherrlichung Jeſu Chriſti.* 10) *Von der Verehrung Jeſu Chriſti.* Die vier letzten Vorträge ſind, obgleich ſehr verwandten Inhalts, dennoch von ermüdenden Wiederholungen frey. Rec. hat ſie hinter einander und mit ununterbrochenem Intereſſe geleſen. Daſs der Vf. ſich auch zu einer kraftvollen redneriſchen Darſtellung erheben kann, davon liefern wir folgende Stelle als Beweis, die zugleich von ſeiner Berückſichtigung temporeller und localer Verhältniſſe zeugt. S. 65: „Mögen wir immerhin auf guten Wegen des Beyfalls und des Lobes der vernünftigen Welt uns würdig und immer würdiger machen; — — — aber *das verhüte Gott,* daſs *Menſchengefälligkeit* oder *Menſchenfurcht* uns unſerer Pflicht und unſerem Gewiſſen untreu mache, und von der Wahrheit zur Lüge, von der Aufrichtigkeit zur Verſtellung, von der Geradheit zur Heucheley, von der Gerechtigkeit zur Beſtechlichkeit verführe! *Das verhüte Gott,* daſs wir *nicht* (richtiger ohne Negation) Menſchen mehr gehorchen, als ihm — Menſchen mehr fürchten, als ihn! *Das verhüte Gott,* daſs wir, bey aller pflichtmäſsigen, chriſtlichen Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit, welche jetzt nach ſeinem Rath über uns Gewalt hat und Gewalt übt, jemals verleugnen ſollten die Liebe zu dem *Vaterlande,* welchem wir angehören, die Treue gegen den *König,* den Gott uns gab, die Achtung gegen die *ewigen Geſetze,* die nicht von Menſchen kommen, ſondern von Gott! *Das verhüte Gott,* daſs wir bey aller Duldung der Andersdenkenden und Andersglaubenden, bey aller brüderlichen Liebe mit ihnen, je um der Menſchen willen verleugneten unſern *Glauben,* gering achteten das hellere *Licht,* welches uns leuchtet, verlieſsen unſerer Väter würdige und reine *Gottesverehrung* und zu Verräthern würden an unſerem heiligen *Proteſtantismus!*" — Nur die Wendung: „*das verhüte Gott,*" ſo gewöhnlich ſie auch iſt, würde Rec. nicht brauchen, da alles das, was hier geſagt wird, Sache des eigenen Entſchluſſes und eigenen Bemühens der Menſchen ſeyn muſs; das bekannte: „*das ſey ferne,*" drückt den Sinn reiner und doch auch kräftig aus. — Zuweilen hat der Vf. auf eine ſehr beyfallswürdige Weiſe neuere exegetiſche Unterſuchungen benutzt oder berückſichtigt. S. 146 ſagt er: „Wenn gleich eine *Sonnenfinſterniſs zur Vollmondszeit,* und noch dazu eine dreyſtündige, *zu den Unmöglichkeiten* gehört, ſobald man an *die* Sonnenfinſterniſſe denkt, welche durch den Zwiſchentritt des Mondes zwiſchen Sonne und Erde verurſacht, und von den des Himmels kundigen Weiſen Jahrhunderte vor-

Digitized by Google

aus berechnet werden können: ſo war doch eine Verdunkelung der Luft, des Tageslichts, der Mittagsſonne ſelbſt, nicht ſelten die unmittelbare Voranzeige oder Folge von Erderſchütterungen in jenen Ländern, wo die Sonne heiſser glüht, und die Dämpfe feuriger, die Dünſte und Nebel dichter aus dem Schooſse der Erde hervorbrechen." Und S. 191: „Selbſt dann, m. Z., wenn es jemals erwieſen werden könnte, daſs, nach den Erſchöpfungen und Ermattungen des göttlichen Dulders, der ſo ſchwer gekämpft, aus ſo vielen Wunden ſein Blut vergoſſen, unter ſo mannichfaltigen Martern geduldet hatte, doch noch ein Funke von Lebenskraft, noch ein Hauch vom lebendigen Odem verſchloſſen und gehalten in der heiligen Leiche zurückgeblieben wäre; — ſelbſt dann, wenn es erwieſen werden könnte, daſs auch die ſtärkende und erregende Kraft der balſamiſchen Kräuter, welche bey hundert *Pfunden* (?) zu ſeiner Einbalſamirung mit der entſeelten Hülle in die Grabeshöhle gelegt wurden, mitgewirkt habe, um den Einen zurückgebliebenen Lebensfunken zu einer neuen Lebensflamme anzufachen, und ein neues erwärmendes Feuer über den Körper des Schlummernden zu verbreiten; — ſelbſt wenn das möglich und erweislich wäre: ſo war es denn doch keines anderen, als *Gottes*, *Gottes* Veranſtaltung und Allmacht, welche den ſchwachen, aller Menſchen Augen unſichtbaren Reſt des theuren Lebens bewahrte, und nun alle die einzelnen kleinen Umſtände herbeyführte und in Zuſammenhang ſetzte, die da erfolgen und zuſammenwirken muſsten, um den ſchlummernden Heiland zu erwecken, und nach dem Wiedererwachen zurückzuführen aus dem Reiche der Schatten und der Todesnacht in die Welt des Lichts, des Lebens, der Thätigkeit!" — Dagegen S. 176 läſst der Vf. noch Jeſum mit den Worten: „Brechet dieſen Tempel und in drey Tagen will ich ihn wieder aufrichten" (Joh. 2, 19) auf ſeine Auferſtehung hindeuten, obgleich die neuere liberalere Exegeſe (ſ. *Henke Progr. de Joanne apophthegmatum Jeſu Chriſti in evang. ſuo interprete — in Pott et Ruperti Sylloge commentt. theol.* Vol. I, p. 12 ſq.), nach unſerem Dafürhalten, mit entſcheidenden Gründen dargethan hat, daſs Jeſus dieſe Worte in dem Sinne, welchen freylich die Jünger (Joh. 2, 22) nachher annahmen, nicht ausgeſprochen haben könne. Rec. würde auch nicht, wie der Vf. S. 20, der *Stacheln der Dornenkrone* erwähnen, da es doch wenigſtens zweifelhaft iſt, ob Matth. 27, 29 ἀκανθῶν oder ἀκάνθων zu leſen ſey. (Vgl. *Philo adv. Flacc.* p. 522 *ed. Mang.*) — Übrigens ſind uns in dem ſonſt ſo gebildeten Style des Vfs, auſser den Hebraismen: S. 50 *Menſchenkinder*, S. 59 *Lehrer Gottes*, ſtatt: der von Gott geſandte oder geleitete Lehrer, S. 98 ff. *Der Heilige Gottes*, auch noch folgende nicht zu billigende Wendungen aufgefallen: S. 55: „*Jemandem* zum Anſtoſs *der Tugend* gereichen" und „*dem Läſterer in das Urtheil fallen*", anſt.: dem Urtheil des Läſterers anheim fallen. S. 58: „*die ihm Gehäſſigen*" (*ſenſu activo*, denn der *ſenſus paſſ.* eignet ſich nicht für den Context). S. 110: „*die liebeleere Härte.*" S. 180 ff.: „die *untertretene* Unſchuld." S. 207: „Es giebt Menſchen, welche — in dem *Wahne* ſtehen, *den ſie ihrem Glauben aufgezwungen haben.*" S. 216: „der ganzen Haltung und *Stimmung* unſeres *Blicks* und unſerer *Geſichtszüge.*" S. 172: „Nur zu leicht *tritt* die *Welt* in ihrem Urtheil *auf die Partey* der vom Glück Begünſtigten." Noch bemerken wir die Eigenheit, daſs die Predigt am zweyten Oſtertage mit *demſelben* vom Vf. ſelbſt ausgearbeiteten Gebete beginnt, mit welchem die Predigt am erſten Oſtertage ſchlieſst. Wir können dieſs im gegenwärtigen Falle nicht miſsbilligen. Dagegen den Ausdruck „*Faſten*-Zeit" auf dem Titel und ſogar auch in einigen Stellen der Predigten ſelbſt halten wir, da dieſe Predigten für proteſtantiſche Hörer und Leſer berechnet ſind, für unpaſſend. Auf dem Titel, wo eine Umſchreibung des Ausdrucks unanwendbar wäre, würde *Paſſionszeit* vorzuziehen ſeyn.

RMD.

1) Nürnberg, b. Monath u. Kuſsler: *Materialien zu Lebensläufen und ſogenannten Einſegnungen* für Landprediger, von *Joh. Georg Chriſtoph Müller*, Pfarrer zu Raſch. 1806. 342 S. 8. (1 Thlr.)

2) Liegnitz u. Leipzig, b. Siegert: *Hand- und Hülfs-Buch für angehende Prediger, wie auch für ſolche Schullehrer und Küſter, welche ſich die Verfertigung der ſogenannten Lebensläufe und Abkündigungen erleichtern wollen.* von *Joh. Gottl. Krauſe*, Paſt. an d. Oberkirche u. Präſes der königlichen u. Stadt-Schulen zu Liegnitz. 1805. 120 S. 8. (7 Gr.)

No. 1 nennt ſich mit Unrecht Materialien zu Lebensläufen und Einſegnungen, indem dieſe Schrift 10 Lebensläufe, 95 Eingänge zu Lebensläufen u. 88 Einſegnungen enthält, und zwar, wie der Vf. ſich ausdrückt, aus eigener Fabrik. Das Material aus den Kirchenbüchern iſt, nach S. 4, ein Ding, das doch einen Eingang haben muſs, und er hält es für unſchicklich, daſs dieſe Dinge gewöhnlich durch die Patrone gemacht werden (*ſic!!*). Zur Erleichterung der Herren Amtsbrüder, denen vielleicht die Patronenform fehlt, entſtand dieſs Werk. Der Vf. fürchtet S. 18 den Vorwurf, zu poetiſch ſich ausgedrückt zu haben, aber er glaubt, es ſey bey der Einſegnung weniger auf Belehrung als auf Rührung abgeſehen, und will rühren durch Declamation. Rec. glaubt, daſs das Morgenroth der Unendlichkeit, das Umſäuſeln der Gebeine, die Steppen der Prüfung, das Blumenthal der Wonne, die Diſtelgrube der Leiden, das Hinüberſchlummern, den Landmann unmöglich beſonders rühren könne. Für den Rec. war es rührend zu leſen: Sie betrat die Bühne dieſes Lebens, und wieder, das in Thränen ſchwimmende Weib hatte ſich beym Verkauf des Hauſes, wohlweiſslich Winkel und Ausnahme vorbehalten, in den Eingängen das jämmerliche Ding um aller Menſchenleben in den wilden Wogen und Wellen des Meeres zu finden, den Landmann zum Seemann umgeſtaltet, oder eine *wichtige Rolle!!* im Schauſpiel des Lebens ſpielen zu ſehen. Auch das poetiſche Gänſeblümlein gedeihet auf Ge-

Digitized by Google

melnplätzen, und es wäre wohl beſſer, ohne das Schellenkleid poetiſirender Gemeinheiten den entſeelten Leib, nicht, wie der Vf. will, die entſeelten Gliederreſte, zur Erde zu beſtatten.

No. 2. Dieſs Werk einer 20jährigen Erfahrung iſt noch viel ſchlechter. Es beſteht aus 85 Aufſätzen, die zu gröſseren Foderungen berechtigen, da ſie für eine Stadtgemeinde ſind bearbeitet worden. Statt einer natürlichen Lebensanſicht und Bearbeitung der biographiſchen Notizen für chriſtliche Zwecke hören wir ein einſtündiges Läuten, die Poſaune des Auferweckers, Sprüche und Liederverſe, wovon ſogar einige mit Poſaunen begleitet werden. Beide Vf. kennen, oder wollen die frühere und zum Theil claſſiſche Literatur in dieſem Fache nicht kennen. Sie wollen die Bahn brechen. Rec. wünſcht, daſs ihnen wenige nachtreten mögen. Z.

Brieg, b. Wohlfahrt u. Breslau, in Comm. b. Barth: *Mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift.* Zur Belebung und Stärkung des chriſtlichen Sinnes in 17 Predigten, von *Ernſt Traugott Lachmann*, Pred. in Ruppersdorf. 1803. 175 S. 8. (16 Gr.)

„Die Wahrheit bleibt in jeder beliebigen Form Wahrheit, und der Wahrheitsfreund lieſt auch dann und wann Predigten, wenn ihm die ſogenannte Modelectüre zu wenig Ausbeute gewährt. Und um Wahrheit war mirs zu thun, ich ſchöpfte deſshalb aus einem alten Buche, das den Stempel der Wahrheit an der Stirne trägt. Ob's aber dieſem und jenem nicht zu verlegene Waare, nicht im Ganzen zu überſpannt dünken dürfte, dafür kann der Vf. nicht, weil er ehrlich ſeiner vor ſich habenden Quelle folgte.“ — So fängt Hr. *L.* ſeine Vorrede an, und ſonach glaubte Rec., auch in ſeinen Predigten nichts als lautere und reine Wahrheiten der heil. Schrift zu finden. Hierin aber hat er ſich meiſtens geirrt. Zwar haſcht der Vf. immerfort nach bibliſchen Redensarten, um damit ſeine Gedanken vorzutragen: allein, das heiſst nicht ächte Wahrheit aus der Bibel lehren, ſondern nur ſeine eigenen, doch noch dunkel und ungewiſs bleibenden Vorſtellungen und Begriffe angeben. Es giebt der Zuhörer und Leſer vielleicht noch manche, die durch ſolche Vorträge ſich erbauet fühlen mögen: allein Rec. zweifelt, daſs der Gewinn für gründliche Belebung zur Moralität groſs ſeyn könne. Nicht ſelten iſt des Vfs. Sprache auch witzig und launig. Die Weihnachtspredigt S. 145 fängt an: „Biſt du allein unter den Fremdlingen zu Jeruſalem, der nicht wiſſe, was u. ſ. w.“ und endet auch ſo. S. 75: „er ſcheint über Feld gegangen zu ſeyn, unſer Freund; ſcheint uns den Rücken zu kehren, unſer Herr; hier ausharren, hier mit Petro ſagen können: auf dein Wort, das iſt unendlich mehr, als im Glück Herr, Herr rufen u. ſ. w.“ S. 90. „Es lieſt ſich ſo leicht, wenn ſichs auch ſo leicht thun lieſse.“ In der Predigt: Die groſse Pflicht des Chriſten, das Abendmahl des Herrn zu feyern, S. 100. „Offenbar wollte uns Jeſus dadurch etwas geben — geben war ſo immer ſeine Sache u. ſ.“ S. 104 in der Neujahrspredigt: Drey wichtige Fragen beym Eintritt ins neue Jahr, über die Epiſtel: „Sonſt heiſst es wohl, wer ſeine Hand an den Pflug legt, und ſiehet zurück, der iſt nicht geſchickt zum Himmelreich, aber heute könnts wahrlich keinem ſchaden, zurückzuſehen. Wenn Jeſus einmal recht was Groſses und Wichtiges ſagen wollte — ſo hatt' Er denn ſo ſeine beſonderen Redensarten u. ſ.“ So heiſst es Joh. 6, 53. „Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchenſohns und trinken u. ſ. w. — es wäre doch ſonderbar, wenn man den Chriſten im Ernſt ſo was zumuthen wollte, unter dem *Leibe* und *Blute ſeine Lehre* zu verſtehen. — Wie Jeſus das meint, ſehen wir in den Einſetzungsworten des heil. Abendmahls u. ſ. w.“ S. 97. Wie konnte Jeſus doch damals daran gedacht haben, einſt bey dieſer Mahlzeit die Erklärung davon geben zu wollen? Jeſus hatte ſich vorher ſchon V. 49. 50 das *Lebensbrod* genannt, das genoſſen werden müſſe. Nun geht er weiter und behauptet ſogar die Nothwendigkeit des Genuſſes ſeines Fleiſches und Blutes, womit er auf ſeinen möglichen gewaltſamen *Tod* hinwinkt. Den *Meſſias genieſsen* — אכל את – המשיח iſt aber eine alte Phraſe der Rabbinen, die aus den Pſalmen entlehnt iſt. Sie war der alten Welt ohnehin eigen; und wir finden noch in unſerer Sprache Spuren davon. Rec. will bloſs an *Eſſen*, *Genieſsen*, *Vergeſſen* erinnern. Sogar *obliviſcor* kommt von *veſcor* her. Mithin läſst ſich leicht verſtehen, was Jeſus durch jene Phraſe andeuten wollte. Was anders nämlich, als daſs man, mit ſeiner ganzen Lehre vertraut, ſeinen Geiſt aufgefaſst haben müſſe? Aber Hr. *L.* will das nicht wiſſen. Beſonders ſieht man aus ſeiner Predigt über 2 Cor. 5, 14. (Je mehr einer Sinn für Jeſus hat, deſto beſſer Chriſt iſt er) S. 78 f. daſs er mehr Sinn für Jeſus zu erwecken ſucht, als für den *Geiſt ſeiner Lehre*, vergl. 2 Cor. 5, 16; allein ſolche Predigten nützen nicht: denn ſie unterhalten eine unfruchtbare Chriſtolatrie; machen, daſs man immer noch in phyſiſcher oder pathologiſcher Liebe an Jeſus hängt, ohne ſich des Geiſtes ſeiner Lehre jemals bemächtigen zu wollen. „Es gab und giebt noch Stunden, (ſagt er S. 65) wo mir meine Trockenheit und Lauigkeit zu ihm wehe macht, wo ich ihn gern mehr lieben möchte, und über Mangel an Liebe klage.“ Überall wird die Liebe zu Jeſus, auch die Liebe Gottes zu den Menſchen S. 150. 151 durchweg, zu pathiſch vorgetragen: dadurch werden die Chriſten unſerer Tage zu Frömmlern verzogen. Frömmeley, weil es ihr an feſten Grundſätzen und Haltung fehlt, artet leicht in Schwärmerey, Myſticismus und Arbeitsſcheu aus: auch geht ſie wohl zuweilen in freye Religionsverachtung über. Selbſt Hr. *L.* hat Urſach auf ſeiner Hut zu ſeyn, daſs er nicht, vom Myſticismus ergriffen, ſeine Zuhörer und Leſer zum Myſticismus verleite. Hier iſt die leidige Quelle des Separatiſtenunfugs in Schwaben! „Möchten ſie (die Weggegangenen oder im Scheidewege Stehenden) das (was vorgetragen iſt) *anfaſſen*“ — ſagt der Vf. S. 166.

Warum braucht er dieſen Ausdruck, der ſonſt nur den mähriſchen Brüdern eigen zu ſeyn pflegt? Was will er damit lehren, wenn er S. 107 ſagt: „Meine *Taufgnade* ſpürte ich lange.? — Mit vielen anderen Chriſtens, ſie verloren, was ſie hatten; ſie haben Chriſtum längſt ausgezogen, und ſtehen durch eigene Schuld wieder unter dem Geſetz, nicht unter der Gnade." Wenn der Apoſtel Paulus dieſe Predigt hören oder leſen könnte: ſo würde er gewiſs glauben, daſs Hr. *L.* von ſolchen Menſchen rede, die zum Judenthum wieder zurückgetreten ſind. Wir anderen, oder die Heiden, haben uns niemals unter dem Geſetz befunden, wovon die Rede iſt.

Rec. glaubt gern, daſs der Vf. es ſehr gut mit ſeiner Gemeinde meine; es fehlt ihm aber an der Gabe, gründlich und unbefangen zu lehren. Er ſagt z. B. wohl, daſs man lernen ſolle, an Chriſtum zu *glauben*, Gottes *Kind* zu werden, Gottes Gnade ſich *züchtigen* zu laſſen; allein er *erklärt* nicht, was das ſey, und wie man es anzufangen habe S. 108. 152. Von der Secte der Phariſäer ſagt er, ſie ſey längſt ausgeſtorben, aber ihr Geiſt athme in der Chriſtenheit fort S. 42. — Das letzte mag wahr ſeyn, das erſte iſt es nicht. Unter den Juden giebt es noch ärgere Phariſäer in dieſen, als zu Chriſti Zeiten. S. 52 jammert Jeſus über die, welche ſich mit den Trebern dieſer Welt gleich dem verlorenen Sohne ſättigen. — S. 54 lernen wir, daſs Jeſus: Mich jammert des Volks, den Engeln zugerufen habe, wie ſie ſich über ſeine tiefe Erniedrigung als Menſch wunderten, und ſich darein nicht zu finden wuſsten. Nach S. 15 giebt es Arme genug, aber nur wenige, die ihre Geiſtesarmuth geſtehen. Aber nach S. 117 giebt es heute, wie mehrmals Arme *am* Geiſte (Matth. 5, 3. μακ. τω πν. *im* Geiſte), Männer und Weiber von Galiläa, die höhere Bedürfniſſe haben; die Erdenweſen nicht ſättiget u. ſ. w. Beide Stellen ſind unverträglich mit einander. — In der Himmelfahrtspredigt heiſst es: „Am heutigen Tage war ein groſser Feſttag im Himmel. Es war eine Zeit, wo dieſs Haus am heutigen Tage verſchloſſen blieb, wo man das Feſt am folgenden Sonntage erſt feyerte. Warum wurden unſere Kirchen wohl wieder geöffnet an dieſem Tage? Einen Ruhetag mehr zu haben? Schwerlich, — aber die Wichtigkeit des Tages und der Begebenheit, die darin vorfiel, öffnete unſere Kirchen wieder." — Aber folgte das? Hätte nicht der Wichtigkeit der Begebenheit unbeſchadet der Stoff derſelben dem folgenden Sonntage überlaſſen werden können? Oder iſt es dem Hn. *L.* unbekannt geblieben, daſs das ſtarke Vertrauen der Theologen zum Auguſtinus, der das Feſt *ab Apoſtolis* herleitet, und die Meinung, daſs die Apoſtel dieſen Tag beſonders gefeyert haben, in einigen proteſtantiſchen Gegenden die *Beybehaltung*, in anderen, z. B. den brandenburgiſchen Landen, die *Wiederzurückführung* veranlaſste? Wenn er S. 119 ſagt: „O es thut wohl, an *Wiederkunft* Jeſu glauben zu dürfen, und wenns auch die beiden Männer in weiſsen Kleidern nicht geſagt hätten: Er wird wiederkommen; wir müſstens darum glauben, wenns einmal anders und beſſer werden ſoll:" — ſo bedauert Rec. ſolche Überſpannungen des Chriſtenglaubens ſehr. Die 14 Predigt über Luc. 17, 11 f. von der groſsen Pflicht chriſtlicher Ältern, ihre Kinder dem Herrn zu widmen, daſs ſie bey ihm bleiben, S. 135 f., hat Rec. am wenigſten gefallen. Das Thema iſt auf keine Weiſe mit dem Text verwandt; und die Stelle S. 141. „Eure Kinder koſten ihm (der heute nach den neun Auſsätzigen fragte) mehr als dieſe neun Auſsätzigen, ſie koſten ihm ſein Blut" — iſt doch ſehr dürftig gefaſst! Solcher aber könnte eine groſse Menge aufgeführt werden, wenn die Abſicht wäre, den Hn. *L.* bloſs tadeln zu wollen. Rec. Abſicht iſt, gegen einen ſolchen Ton in Predigten zu warnen. Wie ſehr er ſchade, iſt ſchon oft gezeigt worden.

Bisweilen ſpricht Hr. *L.* auch recht gut und zweckmäſsig. Seine Predigt über 3 Moſ. 19, 9. *Die Wichtigkeit des Eides und die ſchwere Verſündigung der falſch oder leichtſinnig Schwörenden* — ſcheint uns die beſte in der ganzen Sammlung zu ſeyn. Wichtig iſt die Stelle S. 129, wo er ſagt, *daſs es unrecht ſey, einen Schwur vor Gericht abzulegen in Kleinigkeiten.* Hierüber wäre viel zu ſagen; es iſt aber auch Unrecht, noch höheres Unrecht, wenn Obere um Kleinigkeiten zu Eid fodern. Zugleich wäre zu wünſchen, daſs der Eid ſeine alte Geſtalt wieder erhielte, die er vor dem Einfall der Gothen in Italien noch hatte, da er wahrſcheinlich keine Verfluchung ſeiner ſelbſt und keine Verzichtleiſtung auf jedes Heil enthielt. Jedoch Rec. bricht ab, und führt nur noch an, daſs die Predigten über Marc. 16, 15—20 (eine Antrittspredigt). Matth. 9, 1—8. 22, 36. 42. Luc. 18, 9—14. Marc. 8, 1—9. 1 Joh. 4, 19. Luc. 5, 1—11. 2 Cor. 5, 14. Röm. 12, 17—21. 1 Cor. 11, 23—32. Gal. 3, 23—29. Apoſtg. 1, 9—11. 3 M. 19, 12. Luc. 17, 11—19. Tit. 2, 11—14 Joh. 6, 66—69. 1 Joh. 4, 17 gehalten worden ſind.

Tg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Homiletik. *Zullichau* und *Freyſtadt*, b. Darnmann: *Wie wichtig es ſey, auch bey eigenem Unglück unſer Herz für fremde Noth ſtets offen zu halten.* Eine Predigt am 22 Sonntage nach Trinitatis gehalten von *Samuel Gottlob Tſcheggeu*, drittem evangeliſchen Prediger in Freyſtadt. 1807. 36 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. wird die menſchenfreundliche Abſicht, in welcher dieſe Predigt gehalten und gedruckt worden iſt, nämlich um von dem Ertrag derſelben eine unglückliche Familie zu unterſtützen, gewiſs ſchon bey ſeinen Kirchkindern erreicht haben, und bey dem Publico nicht verfehlen. Das glücklich gewählte Thema iſt gut ausgeführt, und der Vf. weiſs ſeinen Zuhörern die Pflicht der Barmherzigkeit mit einer eindringenden Beredſamkeit und mit einer Fülle von Bewegungsgründen edlerer Art ſo ans Herz zu legen, daſs wir der leidenden Menſchheit viele ſolcher Wortführer wünſchen.

— rſ —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER, 1808.

KATECHETIK.

1) Lemgo, b. Meyer: *Verſuch eines Lehrbuchs der allgemeinen Katechetik und Didaktik, als Vorbereitung auf die religiös moraliſche.* Zum Gebrauche für akademiſche Vorleſungen von *F. W. Wolfrath*, Dr. und erſtem Prof. der Theol. wie der Geſchichte, Conſiſtorialrath und Superint. in Rinteln. 1807. XXXII u. 144 S. 8. (10 Gr.)

2) Ebendaſ.: *Verſuch eines Lehrbuchs der religiös moraliſchen Katechetik und Didaktik.* Zum Gebrauche für akad. Vorleſ. von *F. W. Wolfrath.* 1808. XXXII u. 304 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. vermiſste ein völlig brauchbares Compendium der religiös moraliſchen Katechetik und Didaktik. Er erklärt dieſen Mangel aus dem zu beſchränkten Plane, daſs man nicht die Principien der allgemeinen Katechetik und Didaktik habe vorangehen laſſen; ferner daraus, daſs man die Kunſt der Katechetik nicht genug von der Wiſſenſchaft geſchieden habe, daſs man nicht genug von logiſchen und pſychologiſchen Principien ausgegangen ſey, und daſs nicht genug die Verſchiedenheit der Subjecte berückſichtigt worden. In allem dieſem muſs Rec. dem Vf. beyſtimmen, und alſo ſeinen Entwurf für verdienſtlich zur Verbeſſerung der Katechetik erklären. Nicht ſo können wir ihm aber in einigen ſeiner Hauptbegriffe beytreten.

Unſeren Vf. befremdet es, daſs man das Weſentliche der katechetiſchen Form in der Fragmethode geſucht habe, da man ſie doch eigentlich als *Geſpräch*methode hätte betrachten müſſen, wodurch man ſich, die Weitſchweifigkeiten katechetiſcher Lehrbücher vermeidend, viel freyere Anſichten und beſſere Reſultate würde verſchafft haben. Hier liegt ein kleiner Irrthum zum Grunde. Das Geſpräch iſt freylich etwas ganz anderes als Frage und Antwort, aber es iſt auch etwas anderes, als eigentlicher Unterricht. Es iſt gegenſeitige freye Mittheilung, worin die Sprechenden gleich ſtehen, und das Verhältniſs zwiſchen Lehrer und Schüler wenigſtens verleugnet wird: der Unterricht dagegen ſetzt dieſes Verhältniſs nothwendig voraus, und katechetiſch iſt er alsdann, wenn er die Form des Fragens gebraucht. Wollten wir indeſſen von dieſem Sprachgebrauche abgehen: ſo würden wir unter der Katechetik die Methodik überhaupt verſtehen müſſen, und dann würde ſich die ganze Sache verändern; alsdann würde z. B. die heuriſtiſche Form des Unterrichts, wie etwa in der Mathematik, an die Stelle des Geſpräches treten. Was der Vf. an der bisherigen Behandlung der Katechetik rügt, und mit Recht rügt, trifft auch eigentlich die Vernachläſſigung der Methodik überhaupt. Auch führt keineswegs der Sprachgebrauch von κατηχειν, weder der kirchliche noch der frühere bibliſche und profane, auf die Geſprächform. Da es nun doch hier um den Religionsunterricht hauptſächlich gilt: ſo hätte der kirchliche Sprachgebrauch wenigſtens nicht übergangen werden ſollen.

Die Unterſcheidung in materielle und formelle, in allgemeine und beſondere (wozu die religiöſe gehört), in objective und ſubjective, in prüfende und belehrende Katechetik, iſt bündig und erſchöpfend aufgeſtellt, und verbreitet ſowohl auf dieſe Wiſſenſchaft, als auf die ihr zugehörige Kunſt, die ebenfalls hier richtig unterſchieden wird, mehr Licht, als man ſonſt in den Lehrbüchern findet.

Der andere Begriff, welchen wir in Anſpruch nehmen, iſt der des *Unterrichtens.* Unſer Vf. erklärt ihn ſo: „in dem Denkvermögen eines anderen entweder *ganz neue* Begriffe hervorbringen, oder die ſchon *vorhandenen* von *dunkeln* zu *klaren* und *vollſtändigen* erheben. Jenes iſt der *Elementar*-, dieſes der *fortgeſetzte* Unterricht.“ Nach dieſer Definition gehörte das Leſen-, Schreiben-, Zeichnen-, Muſik-Lernen u. dgl. gar nicht zum Unterricht. Offenbar iſt alſo der Begriff zu enge gefaſst, nämlich für den bloſs katechetiſchen Unterricht, wodurch denn deſſen Begründung in dem allgemeinen unterblieben iſt. Eben ſo unrichtig iſt die Unterſcheidung des Elementar- und fortgeſetzten Unterrichts ausgefallen. Denn da iſt ſo wenig ein ſpecifiſcher Charakter für jeden angegeben, daſs man dieſen zu jenem und jenen zu dieſem erklären kann, je nachdem man nur eine Anſicht faſst. Nimmt man nur an, daſs die Begriffe ſchon in der Seele liegen: ſo iſt das Beybringen der neuen nichts anderes als ein Aufhellen und Ausbilden der vorhandenen; und umgekehrt giebt jede ſolche Ausbildung dem Lernenden einen ganz neuen Begriff, ſo wie er es eben gerade anſieht. Die Lectüre der Claſſiker könnte dann zum Elementar-Unterricht gerechnet werden, weil ſie auf gewiſſe Art ganz neue Begriffe giebt, und der erſte Religions-Unterricht zum fortgeſetzten, weil er die Vorſtellungen, die in der Seele liegen, zu klaren Begriffen erhebt. Nein, der Unterſchied muſs ganz anders gefaſst werden, wenn man etwas dadurch gewinnen will. Er zeigt ſich als ſpecifiſch, nicht etwa nur dem Grade nach: dort ein Unterricht, wo-

Digitized by Google

durch die Kraft für jedes Lernen in ſich ſelbſt geübt wird, und hier, wo man ſie irgend einen gegebenen Stoff, wozu ſie vorbereitet worden, ſich aneignen läſst.

Durch dieſe Unrichtigkeiten in den Grundbegriffen iſt es geſchehen, daſs vieles in der Anwendung noch mancher Berichtigung bedarf, und daſs überhaupt das Weſen des Unterrichts keinesweges erſchöpft worden. Der Vf. ſagt zwar viel Gutes über die ſtufenweiſe Belehrung, aber die ſtufenweiſe Entwickelung des jungen Menſchen liegt nirgends vor, und die beſtimmte Rückſicht auf dieſelbe, ſo nothwendig ſie auch iſt, fehlt ganz. Sonſt könnte die ſcientifiſche Belehrung, ſo wie auch der Gebrauch des Lehrbuchs dabey, der für nothwendig (?) erklärt worden, nicht in den früheren, überhaupt nicht in den eigentlichen Jugend-Unterricht gezogen worden ſeyn; und die Methode in der Mathematik, Geographie, Geſchichte u. ſ. w., welche in dem Buche berührt iſt, würde nach der Entwickelung des Lehrlings, nicht nach dem wiſſenſchaftlichen Bau dieſer Gegenſtände angegeben ſeyn; auch wäre die Behandlung der Unterrichtskunde nicht ſo oberflächlich ausgefallen. In dieſer Hinſicht kann Rec. kaum einigen Gewinn für unſere Literatur in dem vorliegenden Buche erkennen, ſo ſchätzbar auch an ſich die vielen nützlichen Winke ſind, die hin und wieder gegeben werden, z. B. über die gleichmäſsige Ausbildung aller Seelenkräfte. Die beſondere Anleitung zum Mädchenunterricht enthält auch manches, was nicht befriedigt, insbeſondere iſt die Charakteriſirung des weiblichen Geſchlechts nicht ganz richtig: indeſſen iſt es ein Vorzug dieſes Buches vor anderen, daſs doch von der Verſchiedenheit des Unterrichts für Mädchen geſprochen wird. Die Anleitung, wie mehrere gemiſchte Lehrlinge gemeinſchaftlich belehrt werden ſollen, läſst auch noch Manches zu wünſchen übrig.

Die Theorie des Unterrichts iſt allerdings in dieſer Anleitung lange nicht tief genug bearbeitet. Dafür aber entſchädigen die Vorſchriften für das eigentliche Katechiſiren. Denn da der Vf. überall nur das logiſche Moment für den Unterricht vor Augen hat: ſo läſst ſich begreifen, daſs er gerade das Katechiſiren am beſten lehre. Er hat wirklich hierin die Hauptpuncte mit Deutlichkeit und Kürze, und doch vollſtändig genug angegeben, und ſo weit ausgeführt, daſs ſich auch der gemeine Schullehrer daraus belehren kann. Hin und wieder lieſse ſich die Sache noch etwas beſtimmter faſſen, z. B. über die Popularität; auch wohl noch einfacher, z. B. die Eigenſchaften der Fragen: 1) deutlich, 2) eigentlich, 3) beſtimmt, 4) bündig, 5) ohne Umſchweife zur Sache hinleitend, welche ſich alle auf die Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Zweckmäſsigkeit zurückführen laſſen. Rec. ſtimmt übrigens mehreren Erinnerungen des Vfs. auch da, wo derſelbe von anderen Katecheten abgeht, aus Erfahrung bey.

Der Begriff der religiös moraliſchen Katechetik wird in No. 2 nach dem allgemeineren in No. 1 beſtimmt, als eine beſondere Gattung der allgemeinen Katechetik, und auch hier nur formelle Wiſſenſchaft. Mit Recht wird aber die Betrachtung des Materialen dabey verlangt, obgleich nicht aus jenem höheren Grunde, welcher ſich in dem Verhältniſſe dieſes Stoffes zur Geiſtesentwickelung offenbart. Dieſes letztere iſt durchaus überſehen worden, und das hat zur Folge gehabt, daſs die ganze Beurtheilung des Stoffes nicht katechetiſch ausgefallen. Der Vf. geht nur von dem objectiven Geſichtspuncte aus, er wählt und ordnet das Materiale zum Religionsunterricht aus wiſſenſchaftlichen und logiſchen Grundſätzen: der pſychologiſche Gang, wie ſich die Religion nach und nach im Gemüthe entwickelt, und wie hienach der Unterricht im Chriſtenthum von der Kindheit bis zur Confirmation in Geiſt und Leben übergehen kann, mit einem Worte, der ſubjective Geſichtspunct iſt faſt ganz auſser Acht gelaſſen: denn das Wenige, was davon berührt wird, z. B. daſs man zwey Katechismen haben müſſe, einen für den Elementar-, den anderen für den fortgeſetzten Unterricht, kann nicht in Anſchlag kommen. Das iſt aber die Hauptſache, die der Katechet wiſſen muſs. Sein Studium der Theologie giebt ihm das Materiale, die Religions-Katechetik ſoll ihn die Form lehren, in welcher die Jugend darin belehrt wird. Statt der Unterſuchung über die Moral- und anderen wiſſenſchaftlichen Principien, worauf ſich dieſes Lehrbuch zum Theil einläſst, ſtatt der Annahme, daſs man im populären Unterrichte von keinem dieſer Principien auszugehen brauche, und ſich „an keine gewiſſe unausweichlich beſtimmte Lehrform zu binden habe" (§. 39 ff) — muſste ein ſubjectives Princip aufgeſtellt werden, nach welchem ſich ſtrenge entſcheiden lieſs, was und wie die frühere, und was und wie die ſpätere Jugend im Chriſtenthum gelehrt werden müſſe; ferner: welche Curſus dieſes Unterrichts es nach Maſsgabe der Geiſtesentwickelung gebe; und dann hätte der Inhalt und die Anordnung eines jeden dieſer Curſus gezeigt werden ſollen. Hätte der Vf. dieſen Weg eingeſchlagen, wie er durch den Begriff einer Katechetik als Verbindung des Materialen und Formalen im Religions-Unterricht beſtimmt wird: ſo würde auch ſein Urtheil über den Grund, warum es bis jetzt noch keinen recht guten Katechismus gebe, anders ausgefallen ſeyn. Er meint, es liege mehr in der Materie als in der Form, weil man nämlich faſt in allen (?) zu viel eingemiſchte Syſtems-Dogmatik finde. Wir dächten doch, daſs viele neuere Katechismen nun gerade dieſer Vorwurf nicht treffen könnte. Rec. iſt der Meinung, daſs der Fehler mehr in der Form liege, und daſs eben darum ein allgemein befriedigender Katechismus ein Unding ſey. Denn der Inhalt der chriſtlichen Religionslehre iſt einfach und dem Lehrer leicht: aber die Art, wie er für Kopf und Herz des Lehrlings verarbeitet wird, richtet ſich nach der Individualität des letzteren, und würde unendlich vielfach ſeyn — wie ſie es auch in gewiſſer Hinſicht ſeyn muſs — unbeſchadet der allge-

meinen Methode, welche ſich nach den Geſetzen des jugendlichen Gemüths auffinden läſst. Was der Vf. von den Eigenſchaften eines guten Lehrbuches der chr. Rel. und gegen den Gebrauch des luth. kleinen Katechismus ſagt, kann daher Rec. nicht unbedingt unterſchreiben; nur darin tritt er dem Vf. bey, daſs er ſich gegen einen allgemeinen Landeskatechismus erklärt; aber Rec. würde ſich unbedingt dagegen erklären, da er keinen ſo allgemein brauchbaren, der jedem Religionslehrer für ſeine Lehrlinge gleich gut diente, für möglich hält. Auch der 2te Abſchn., die Methode des katech. religiösmoral. Unterrichts insbeſondere, giebt nichts anderes als die Anwendung der allgemeinen katech. Regeln auf die *Lehren* der Religion.

In dem zweyten Theile, *prakt. Anleitung zum katech. rel. mor. Unterr.*, werden zwar die Rückſichten auf die verſchiedenen Fähigkeiten und Vorkenntniſſe der Lehrlinge angegeben; auch wird mit Recht dem früheren und zwar gelegentlich zu ertheilenden Rel. Unterricht das Wort geredet, und es wird ausdrücklich geſagt, daſs man auf den ſtufenweiſen Gang der Entwickelung Rückſicht nehmen müſſe: allein es wird nur auf die verſchiedenen Seelenfähigkeiten die Anwendung gemacht, die Mittheilung der Religionslehren ſelbſt wird mehr nach ihrem Inhalte gelehrt, und nach der Angabe der ſtufenweiſen Entwickelung des Kindes ſucht man vergeblich. Alles Subjective, das hier berückſichtiget wird, geht auf das Allgemeine hinaus, was von dem Erwachſenen ſo gut, wie von dem Kinde gilt. Soll nämlich der Stufengang des Religionsunterrichts befriedigend aufgezeigt werden: ſo muſs das in dem Kinde ſelbſt liegende religiöſe Bedürfniſs und die mit der Ausbildung ſich verſchieden geſtaltende Äuſserung deſſelben betrachtet, und in dieſer Stufenfolge auf die vorhandenen Lehren bezogen werden; ſonſt fehlt es den beſten einzelnen Regeln an Anwendbarkeit, und das Ganze kann nicht Methode heiſsen. Wirklich giebt unſer Vf. viele vortreffliche Regeln, auch für den relig. Mädchenunterricht, nach der ſchon oben gerühmten Abtheilung des Unterr. für das weibliche Geſchlecht: aber auf dem Wege, welchen er nun einmal erwählt hat, muſste ſich manches Irrige und Unbeſtimmte mit einmiſchen.

Aus allem dieſem ergiebt ſich, daſs in dieſen Lehrbüchern weder die neueſten Fortſchritte der Lehrkunſt, noch die neueſten Aufklärungen über das Weſen der Religion, beſonders in ſubjectiver Hinſicht, ſo benutzt ſind, wie ſie benutzt werden können; und Rec. muſs dieſes auch um des Vfs. willen bedauern. Denn er behandelt ſeinen Gegenſtand mit dem würdigſten Eifer, und was insbeſondere die allgemeine Katechetik betrifft: ſo beſitzt er darin tiefere Einſichten, als man ſonſt findet; und hat, nach des Rec. Erachten, dieſe Diſciplin um einige Schritte vorwärts gebracht, und zwar ſchon durch die gröſsere Vereinfachung ihrer Grundſätze und Regeln. In dem erſteren Buche verdient daher die eigentliche Katechetik und in dem zweyten der dritte Abſchn. ſammt dem Anhange von denjenigen, die ſich zu tüchtigen Religionslehrern bilden wollen, recht ſehr ſtudirt zu werden. Jener Abſchn. handelt vom katechet. Unterrichte bey gemiſchten Lehrlingen, der Anhang von der Bildung eines relig. Jugendlehrers. Auch was der Vf. über Schullehrer-Seminarien und gegen die für Landſchullehrer, die beſſer von ihrem Prediger gebildet würden, ſagt, beweiſet den Mann von Erfahrung. F. S.

Zerbst, b. Kramer: *Handbuch für Dorfſchullehrer über Luthers kleinen Katechismus.* 1808. 132 S. 8. (8 Gr.)

Soll denn *Luthers* kleiner Katechismus ewig in den Dorfſchulen bleiben? Soll die liebe Schuljugend nichts als die dürftigſte Elementarlehre in den zehn Geboten, und den unverdaulichſten Dogmatismus in den übrigen Hauptſtücken lernen? Was hilft das Erklären, wenn der Text an ſich dürftig oder unverſtändlich und ungenieſsbar iſt? Soll denn *Luthers* Katechismus ein Heiligthum bleiben, da er ihn ſelbſt nur für einen höchſt dürftigen Elementarunterricht ausgab, der nur für ſein Zeitalter paſste, und gut war, indem man noch nichts Beſſeres kannte? — Auch der Vf. ſagt in der Vorrede: „Ein Buch, wie das gegenwärtige, muſs in unſeren Tagen noch wendig gleich bey Erblickung ſeines Titels ein Vorurtheil gegen ſich erregen. Denn, daſs Luthers kleiner Katechismus ein zweckmäſsiges Lehrbuch des Chriſtenthums für unſere Zeiten ſey, darüber iſt man wohl ſo ziemlich allgemein einverſtanden; allein bey ſeinen bedeutenden Mängeln [das iſt aber gar nicht gut] hat er dennoch vor den beſten der vorhandenen neuen Lehrbücher Etwas voraus, die allgemeine Verbreitung, und das Anſehen Luthers beym Volk [jene iſt nicht mehr allgemein, und zieht ſich immer in engere Grenzen in dieſem und jenem Lande, in dieſer und jener Stadt zurück, und das Anſehen Luthers beym Volke ſoll ſich nicht auf den Buchſtaben, ſondern auf den Geiſt ſeiner Werke gründen, der ein liberaler, und alle menſchlichen Feſſeln in Religionsſachen zerſchlagender Geiſt iſt!]" — Der Vf. ſtellt ſich die allgemeine Einführung eines anderen Lehrbuchs zu ſchwer vor. Es ſind ja ganze Länder, wo dieſs bereits geſchehen iſt. Und wenn es auch ſchwer hielte: ſoll uns die Schwierigkeit abſchrecken? hielt es nicht auch ſchwer, das Lutherthum ſtatt des Papſtthums und Luthers Religionsſchriften ſtatt der bisher üblichen einzuführen? Und doch geſchah es. — Über das Werk ſelbſt aber erklärt ſich der Vf. alſo: „Ein Buch, welches dem Texte des Katechismus Luthers treu und ohne Übergehung und Verſchweigung folgend [das würde für den Religionsunterricht gar nicht gut ſeyn, wenn er ſich treu an den lutheriſchen Katechismus anſchlieſsen und gleichſam *Lutherum redivivum* in dem Volksunterrichte wieder darſtellen wollte], denſelben populär und praktiſch erklärte [wie iſt das möglich, wenn der Text weder des einen noch des anderen fähig iſt?], mit ſteter Hinſicht auf die beſonderen re-

Digitized by Google

ligiöſen und moraliſchen Bedürfniſſe des Landvolks [was ſind das für welche, als vernünftige! denn andere dürfen doch wohl nicht unterhalten und verewigt werden.] das ungezwungen anknüpfen lehrte, [das möchte bey einem ſolchen Texte wohl ſchwer halten] wovon im Katechismus oft nichts ſteht [wie kann man aber anknüpfen, wo nichts iſt?], was aber im religiöſen und Volks-Unterrichte ſchlechterdings nicht fehlen darf — ein ſolches Buch hielt ich für ein nützliches Hülfsmittel für weder unwiſſende noch überkluge Landſchullehrer, wenn ſie in dem Falle ſind, kein beſſeres Lehrbuch zu haben [aber dergleichen ſind ja ſchon genug vorhanden], ſondern über den kleinen Katechismus den Religionsunterricht ertheilen zu müſſen. [Dieſes *müſſen* möchte wohl in unſeren Tagen ſo viel nicht mehr zu bedeuten haben, und das Landvolk würde den kleinen lutheriſchen Katechismus auch nach und nach vergeſſen lernen, (den groſsen hat es ſchon vergeſſen lernen müſſen,) wenn gewiſſe unverſtändige, und blindeifernde Kirchen- und Schul-Lehrer nicht ſo viel von dem lieben lutheriſchen Katechismus ſprüchen und ein ſo groſses Gewicht darauf legten.]

Das Buch ſelbſt iſt nicht zu verachten, es ſteht manches Gute darin. Aber es enthält auch viel Unnützes und Zweckloſes. Man ſehe nur, was der Vf. gleich zu Anfang S. 3 über die Offenbarung Johannes geſagt hat: gehört das in Volksunterricht? Es enthält viel Falſches. Gleich Anfangs über das erſte Hauptſtück wird geſagt: die zehn Gebote ſind Gebote Gottes auch für uns Chriſten (auch das erſte und dritte?), wohin auch alle die dogmatiſchen Erklärungen vom zweyten Hauptſtück gehören. — Es iſt oft ſchwankend und unbeſtimmt und gleichſam hinter dem Berge haltend: z. B. Jeſus habe uns durch ſeinen Tod erlöſet, indem er durch die dieſem Tod von ihm ſelbſt zugeſchriebene Bedeutung und Kraft, Matth. 20, 28. 26, 28, den reuevollen Menſchen den getroſten Muth gewähre, der ſchon, um das Werk ſeiner Beſſerung mit Erfolg zu unternehmen, erfoderlich iſt. Der Vf. will ſich hier gegen Paläologie und Neologie in Sicherheit ſetzen, und ſagt im Grunde nichts. Wenn Luther dieſe und andere dergleichen Erklärungen ſeines Katechismus ſehen ſollte: ſo würde er ſagen: Ihr habt mich gröſstentheils gar nicht verſtanden oder verſtehen wollen. Meine Dogmatik iſt ganz anders; ihr wollt nur die Eurige anbringen, und dem Volke weiſs machen, es ſey die Meinige. Mit nichten! Es iſt die Eurige; ich kann euch dieſs ſchlechten Dank wiſſen. Ich rathe euch, verbrennt alle eure Katechismen, die weder kalt noch warm ſind, und auch den Meinigen, und laſst uns an einem neuen arbeiten, der vernünftiger, bibliſcher, zweckmäſsiger und dem Zeitgeiſte paſſend iſt!

Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. *Königsberg*, b. Göbbels und Unzer: *Die Lehre Jeſu* oder *Fragen an Kinder, die confirmirt werden ſollen.* Aufgeſetzt von *S. C. Dittmann*, Kirchen- und Schulen-Inſpector, auch Pfarrer zu Blaumenau und Heiligenwalde. Dritte verbeſſerte Auflage. 1804. 40 S. 8. (4 Gr.) Ungeachtet der dritten verbeſſerten Auflage muſs Rec. doch geſtehen, daſs ihm ſeit langer Zeit kein ſchlechterer Leitfaden zum Unterrichte in der chriſtlichen Religion vorgekommen iſt, als dieſer. Über den Gang, den das Büchlein nimmt, wollen wir nicht rechten, wenn nur ſonſt alles ſo angeordnet wäre, daſs man damit zufrieden ſeyn könnte. Wenn ein Kind oder höchſtens ein ſchlecht unterrichteter Katechumene die Beweiſe, daſs die h. S. Gottes Wort ſey, ſo führt, wie ſie in dem Machwerke angegeben ſind, ſo iſt das verzeihlich: aber von einem Lehrer der chriſtlichen Religion verlangt man beſſere. Daſs die Bibel Gottes Wort ſey, läſst der Vf. den Katechumenen ſagen, beweiſe ich: 1) alle ihre Weiſſagungen ſind erfüllt worden; 2) ſie iſt mit Wundern beſtätigt worden; 3) ſie behauptet es von ſich ſelbſt, daſs ſie von Gott ſey. Auch die alte Eintheilung vom *Geſetz* und *Evangelium*, beſonders mit der ſinnreichen Eintheilung des moſaiſchen Geſetzes in Kirchen- Polizey- und Sitten-Geſetz, von welcher *Luther* ſagte: daſs ſie *mit Unverſtand* gemacht ſey, kömmt noch vor. Das Kirchengeſetz hat Jeſus aufgehoben, aber nicht das Policeygeſetz; denn es heiſst in der 30ſten Frage: warum richten wir uns nicht nach dem Policeygeſetz Moſis? Antwort: weil wir in einem anderen Lande leben und unſere Lebensart von der alten Lebensart der Iſraeliten ſehr abweicht. O weh! Selig werden wir, wenn wir die 10 Gebote befolgen. Die ſehr weiſe Erklärung derſelben muſs man im Büchlein ſelbſt nachſehen. Nach der Erklärung des 3 Gebots darf der Chriſt am Feyertage keine Arbeiten und Berufsgeſchäfte verrichten. Wann verrichtet wohl der Vf. ſeine Berufsgeſchäfte? Der Befehl, die Bibel fleiſsig zu leſen, wird aus Joh. 5, 39 bewieſen. Selbſt in der Erklärung der Eigenſchaften Gottes iſt ein Chaos; Gottes *reiner Güte* wird gar nicht gedacht, ſondern das Kind lernt Gott nur als einen *barmherzigen* Gott kennen. Schwachheitsſünden ſind Sünden, die aus Unwiſſenheit begangen werden. Die Sünde wider den heil. Geiſt iſt, wenn ein Menſch von der Wahrheit ſeiner Religion überzeugt iſt, ſelbige aber dennoch verleugnet, und Gott läſtert. Das iſt freylich ein wahrer Teufel in Menſchengeſtalt. Die Gröſse der Sünde wird nach den böſen (ſchädlichen) Folgen geſchätzt. Buſse thun heiſst, ſich von der Sünde zu Gott bekehren; alſo ein bildlicher Ausdruck durch den anderen erklärt. Wir werden ſelig um *des Verdienſtes Jeſu willen:* gleichwohl wird der eigentlichen Lehre von der Genugthuung Jeſu nicht gedacht, ſondern die Erlöſung von Sünden bloſs darein geſetzt, daſs er uns durch ſeinen heiligen und frommen Lebenswandel zeigte, wie wir heilig und tugendhaft leben ſollen. Hat der Rec. nöthig, noch mehrere Beweiſe von der Seichtigkeit des Büchleins zu liefern? Angehängt iſt eine Beichte für Kinder, die der ſtrengſte Papiſt nicht ſtrenger hätte liefern können. Das Kind begiebt ſich am Schluſs der Beichte in die Seelſorge des Hn. Kirchen- und Schulen-Inſpectors, und in den *Gehorſam der Kirche.*

Z. f. E.

Jugendschriften. *Gieſsen* und *Wetzlar*, b. Taſché und Müller: *Handbibliothek für die Jugend* oder *Inbegriff des Nützlichſten zur Bildung des Verſtandes und Herzens.* (Auch unter dem Titel: *Kleines Leſebuch für die Jugend.* Herausgegeben von *F. W. D.* und *C. W. Snell.*) 1806. Zwey Bändchen. 158 S. 8. (1 Thlr.) Alles Gute, was ſich von Sammlungen der Art ſagen läſst, kann man mit gutem Gewiſſen auch von dieſer Handbibliothek ſagen. Was ſie aufgenommen hat, wird die Jugend anziehen, und einige ihrer Stunden auf eine für Verſtand und Herz nützliche Weiſe ausfüllen.

M.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 30 NOVEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Giessen und Wetzlar, b. Taſché und Müller: *Louis Annalen der Geſchichte und Politik, mit Beylagen.* Erſter Band. 1—5 Heft. Auch unter dem Titel: *Europa's Umwandlungen in ihrem Verhältniſs (ſſe) zu dem allgemeinen Beſten,* von *Louis.* 3 Hefte. No. 1, 2 und 5. 188 S. *Braſilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika,* von Dr. *Crome,* groſsherzoglich heſſiſchem geheim. Reg. Rathe u. Prof. in Gieſsen. No. 3. 72 S., und *Genealogie der jetzt regierenden europäiſchen Häuſer,* von *Fr. Wilh. Daniel Snell,* ordentlichem Profeſſor der Geſchichte in Gieſsen. No. 4. 104 S. 1808. 8. (Jedes Heft 8 Gr.)

Der Vorrede zufolge erſcheinen die bisher unter dem Namen *Louis* herausgegebenen hiſtoriſch-politiſchen Annalen jetzt als eine ganz neue Zeitſchrift, ſowohl dem Titel als dem Inhalte nach. Kein Aufſatz aus einem feindlich gegenüber ſtehenden Staate wird darin aufgenommen, und zugleich verſichert uns noch der Vorredner, daſs eine Menge vorräthiger intereſſanter Materialien es dieſem Journale möglich mache, in die Reihe unſerer angeſehenſten Zeitſchriften zu treten. Rec. wünſcht dem Hn. G. *Müller* Glück zu den noch vorräthigen intereſſanten Materialien, und zu dem Anſehen, welches dieſe ſeinem Journale verſchaffen werden, um ſo mehr, da die vorliegenden Hefte wohl eben nicht dazu geeignet ſeyn möchten, ſeine kühnen Hoffnungen zu erfüllen. Doch wir gehen zur Anzeige der gelieferten Aufſätze ſelbſt. Die Hefte No. 1, 2 und 5 enthalten die Umwandlungen von Europa in ihrem Verhältniſſe zum allgemeinen Beſten von *Louis.* Der Vf., welcher nach ſeiner eigenen Äuſserung einen gewiſſen Beruf in ſich fühlt, dem Publicum bey der Beurtheilung der Umwandlungen, welche Europa in den letzten Jahren erfahren hat, in etwas zu Hülfe zu kommen, verſpricht in einem, in ſechs Fächer getheilten Werke, in dem erſten, die allgemeinen Poſtulate zweckmäſsiger und trefflicher Staatengebilde anzugeben, in dem zweyten, das alte europäiſche Staatenſyſtem überhaupt, und in dem dritten, den alten politiſchen Organism von Deutſchland beſonders kritiſch zu beleuchten; in dem vierten ſollen die Umwandlungen, welche Europa erfahren hat, geſchildert, und in Beziehung auf die in dem erſten Fache entwickelten Grundſätze, und in Vergleich mit dem in dem zweyten dargeſtellten vormaligen Zuſtande von Europa beurtheilt, in dem fünften auf ähnliche Weiſe in Beziehung auf das erſte und dritte Fach das neue deutſche Staatenſyſtem, welches jetzt noch in ſeiner Bildung begriffen iſt, in Betracht gezogen, und in dem ſechſten endlich die Wirkungen unterſucht werden, welche die Umbildung des europäiſchen und deutſchen Staatenſyſtems auf die innere Verwaltung und den inneren Zuſtand der Länder haben und haben werden. Den ewigen Frieden herbeyzuführen, das iſt die groſse Aufgabe, welche auch unſer Vf. zu löſen verſucht. Dieſen erwartet er, wie er gleich Anfangs nicht undeutlich zu verſtehen giebt, von dem neuen Staatenſyſteme, welches in Europa durch Frankreichs Übermacht herbeygeführt iſt; denn nach ihm diente ja nur die alte chimäriſche Idee eines europäiſchen Gleichgewichts dazu, die Kriege zu verewigen. In den vorliegenden Heften erhalten wir nur den erſten Theil der Unterſuchung, und auch dieſen nicht ſo, wie des Vfs. Vorſatz war, erſchöpfend ausgeführt. Er verſpricht die weitern Entwickelungen in der Folge nachzuholen. Unſer Vf. holt ſehr weit aus. Das Verlangen, ſich gegen Gewaltthätigkeiten zu ſchützen, Sicherheit zu erhalten, trieb nach ihm die Menſchen zuerſt in den Staatenverein zuſammen. So ward die Herrſchaft gegründet, beſtimmt, Sicherheit im Innern und Schutz gegen äuſsere Feinde zu gewähren. Unerwartet kommt hier der Vf. auf die Theilung der Arbeit und die Beförderung und Vervollkommnung der Cultur zu ſprechen, als zwey wichtige Vortheile, welche auſserdem der Staatsverein erſt gewähre.

Sicherheit ſoll der Staat gewähren, allein er thut dieſs nicht immer in allen Fällen; das feindſelige Gegeneinanderſtreben der neben einander exiſtirenden Völker ſetzt die im Staate lebenden Menſchen neuen groſsen Übeln aus. Daher wird es höchſt nothwendig, daſs die einzelnen Staaten unter einander in eine ähnliche Verbindung treten, in welche die Individuen ſich vorher ihrer Sicherheit wegen begeben hatten. Hier ſpricht der Vf. von den Vortheilen eines freyen Verkehrs unter den Völkern nach dem Principe der Theilung der Arbeit, nach einer dem Rec. völlig unbegreiflichen Ideenaſſociation. Doch wie groſs dieſe Vortheile auch ſeyn würden, bisher haben die Völker noch in keiner dieſem groſsen Zwecke entſprechenden Verbindung gelebt: weder das griechiſche, noch das römiſche Staatenſyſtem, noch das Syſtem des Gleichgewichts entſprach dieſem Zwecke vollkommen.

Digitized by Google

Kriege hörten darum nicht auf, und die franzöſiſche Revolution zertrümmerte das letzte Syſtem gänzlich. Unſer Vf. führt die Schwierigkeiten auf, welche die Bildung eines, allen Foderungen derer, welche einen ewigen Frieden wünſchen, entſprechenden Staatenſyſtems zu verhindern ſcheinen. Es kommen hier zugleich auch ſehr ſtarke Äuſserungen gegen diejenigen vor, welche auch den Kriegen nicht alle wohlthätigen Wirkungen abſprechen, welche auch ſie für nothwendig in dem Plane der ewigen Vorſicht erkennen. Rec. geſteht, daſs auch er der hier verworfenen Meinung iſt; er glaubt es nachweiſen zu können in der Geſchichte alter und neuer Zeiten, daſs die meiſten Nationen nur durch Kampf das wurden, was ſie geworden ſind, daſs ohne die Rivalität mit Karthago nie Rom, ohne die zwiſchen England und Frankreich nie beide Nationen in dem Grade die Bewunderung der Welt ſich würden erworben haben. Wenigſtens möchten wohl See- und Entdeckungs-Reiſen, Geſchichte und Poeſie, und endlich gar eine fein chriſtliche Vorbereitung auf ein ſeliges Ende, welche Mittel unſer Vf. empfiehlt, um Verachtung des Todes und einen heldenmüthigen Charakter unter einem Volke hervorzubringen, kaum die Wirkung haben, eine ganze Nation aus der allgemeinen Erſchlaffung und Lethargie, welche ſich beynahe unvermeidlich im Gefolge eines langen ununterbrochenen Friedens einſtellen, zu reiſsen, ſie mit neuer Schwungkraft zu Selbſtverleugnung und Aufopferungen zu ſtählen, das erſtorbene Gefühl für Vaterland und Nationalität von neuem zu beleben und zu ſtärken. Rec. glaubt kaum bemerklich machen zu müſſen, daſs er darum nichts weniger als ein blinder Vertheidiger der Kriege ſey: nur gegen die träumenden Verbeſſerer der Ordnung der Dinge, welchen der Krieg das Höchſte der Übel ſcheint, da doch ein Frieden durch Weltherrſchaft erzwungen, wenn ſich dieſer je denken lieſse, ungleich verderblicher wäre, als der verheerendſte Krieg; nur gegen die, welche, ohne Rückſicht zu nehmen auf die menſchliche Natur, unbedingt den Frieden als das höchſte Ziel alles menſchlichen Strebens anſehen, nicht bedenkend, daſs auch Erdbeben und verwüſtende Donnerſtürme in dem Plane der ewigen Vorſicht die Quellen neuer Seegnungen werden, ſind dieſe Bemerkungen gerichtet. Pflicht iſt es in unſeren Tagen, gegen dieſe unberufenen Anpreiſer des Friedens zu eifern, da wohl nicht Ermahnungen zu träger Hingebung, zu welcher leider das Zeitalter nur zu geneigt zu ſeyn ſcheint, nöthig ſeyn möchten, ſondern vielmehr nicht oft genug wiederholt werden kann, daſs Erhaltung der nationalen unabhängigen Exiſtenz das höchſte heiligſte Intereſſe eines jeden Volks iſt, wofür es keine Aufopferungen und keinen Kampf ſcheuen ſollte. —

So wie ſich jedoch manche Staaten ſchwerlich entſchlieſsen möchten, auf die Befugniſs, eigenmächtig Kriege zu führen, Verzicht zu leiſten: eben ſo wenig möchte auch ein vollkommen freyer Handelsverkehr Einzelnen unter ihnen minder vortheilhaft ſcheinen, wegen der Gefahr, von ihren Nachbarn, welche ihre Fabricate zu wohlfeileren Preiſen zu liefern im Stande ſind, mit Waaren überſchwemmt zu werden. Den Zuſammenhang dieſes Räſonnements mit dem vorigen geſteht Rec. wiederum nicht einzuſehen, ſo wie denn überhaupt dieſer ganze Aufſatz nur zu ſehr das Gepräge einer zufälligen Zuſammenſtellung einzelner, dem Vf. gerade in den Kopf kommender Bemerkungen zu tragen ſcheint. Unſer Vf. bemüht ſich, die Vortheile eines freyen Handelsverkehrs anſchaulich darzuſtellen, und wiederholt dabey die einem jeden Sachkundigen längſt bekannten Gründe. Unter anderen wird denn hier auch der Irrthum mancher Regierungen gerügt, welche durch Beſchränkungen des Handels mit dem Auslande das baare Geld, dieſe *nerva rerum gerendarum* (*ſic!*), im Lande zu halten wähnen. Dann folgen einige Sätze aus *Smith's* Unterſuchungen über Handelsbilanz, ſtehendes und umlaufendes Capital und Circulation. Der Krieg und die Handelsbeſchränkungen, ſo führt unſer Vf. fort, werden nur aufhören können, wenn ſich die verſchiedenen Staaten in ein geordnetes Syſtem vereinigen. Ein ſolches Syſtem würde jedoch nach ſeiner Meinung immer nur ſehr beſchränkte Vortheile den Völkern gewähren, ſo lange dieſe noch immer in Bereitſchaft ſeyn müſſen, ſich mit den Waffen gegen Verletzungen ihrer Rechte zu ſchützen. Wollte man dagegen einem Staate eine höchſte richterliche Autorität einräumen: ſo würde dadurch wieder die Freyheit und die Unabhängigkeit der anderen Nationen beeinträchtigt. (Beyläufig einige Bemerkungen über den wohlthätigen Einfluſs bürgerlicher und politiſcher Freyheit auf ein Volk.) Da jeder äuſserliche Zwang, um die Nationen zum Eintritte in ein Staatenſyſtem zu bewegen, ſo nachtheilige Folgen haben müſste: ſo könnte man ſie durch geiſtige Motive dazu vermögen. Das moraliſche Gefühl ſoll bey den Fürſten ſo ſtark werden, daſs es eine ſichere Garantie für die Befolgung der zur Erhaltung eines dauernden Friedensſyſtems nöthigen Geſetze gewähre. Allein auch dieſe Hoffnung war bis jetzt vergeblich. Wollte ſich die Majorität jedesmal gegen den Streitbeginnenden verbinden: ſo wäre dieſs Mittel ungewiſs, indem der Angriff des Einzelnen, ſeine Beleidigung des Völkerrechts, ſehr verſchieden beurtheilt werden könnte. Dieſs zu verhüten, könne eine Bundesverſammlung dienen, beſtehend aus weiſen Männern, als Repräſentanten der einzelnen Staaten, um über den Fall der Verletzung des Völkerrechts zu urtheilen. Von ihr ſolle auch der Beſtand des Militärweſens der einzelnen Staaten regulirt werden. Doch der Vf. macht ſich ſelbſt den Einwurf, die gröſseren Mächte möchten ſich doch wohl ſchwerlich dem Spruche der Bundesverſammlung immer gutwillig fügen. Darin ſtimmt nun gewiſs jeder Vernünftige mit dem Vf. überein, wohl aber möchte ihn mancher mit Rec. fragen: wozu denn dergleichen abgeſchmackte Träumereyen hier noch einmal uns auftiſchen? Bey Leſern, welche Belehrung und Unter-

Digitized by Google

haltung erwarten, möchte der Vf. wohl ſchwerlich viel Dank einerndten, denn wahrhaftig ſeine Manier gewährt weder das eine noch das andere! — Doch noch auf eine andere Weiſe, fahrt er fort, können die Stipulationen des Völkerrechts eine Garantie erhalten, nämlich durch die bey allen Cabinetten in Kraft geſetzte Maxime, es erfodere das allgemeine Intereſſe aller einzelnen Theile des Staatenſyſtems darüber zu wachen, daſs kein Theil das Völkerrecht verletze, und ſich auf Koſten des anderen vergröſsere. Dieſs iſt der Grundſatz des wohlverſtandenen Syſtems des europäiſchen Gleichgewichts, welches aber ja leider unſer Vf. oben für eine bodenloſe Chimäre erklärte! Doch ach! der Krieg wird dadurch nicht ausgerottet, und das iſt ja doch die groſse Aufgabe, welche hier gelöſt werden ſoll. Ein groſser Gewinn iſt es jedoch ſchon, wenn die Kriege ſeltener gemacht und ihre Übel gemildert werden; — hier werden denn wieder einige Sätze aus dem neueren Völkerrechte in Kriegszeiten angeführt, — ſo wie wir auch manches über die Beeinträchtigungen der Schiffahrt in Kriegszeiten erfahren. Der Staatenbund ſoll immer weiter ausgedehnt, und der Ausdehnungstrieb der cultivirten Bundesvölker gegen die auſser dem Bunde lebenden Barbaren gerichtet werden; — die Eroberungen, welche von ihnen gemacht werden, können zu Compenſationsmitteln für Abtretungen der Bundesſtaaten unter ſich benutzt werden. Die kleineren Staaten endlich ſollen als Schutzverwandte an die gröſseren ſich anſchlieſsen.

So weit unſer Vf. Es hat Rec. viele Mühe gekoſtet, ihn bis zum Schluſſe zu folgen, und die tödtliche Langeweile, welche er beym Durchleſen dieſes Aufſatzes empfand, zu überwinden. Wozu und für wen iſt er denn eigentlich geſchrieben? Rec. wenigſtens weiſs ſich darauf keine Antwort zu geben. Soll der Aufſatz belehren? Allein er enthält nur oft geſagte und ungleich beſſer geſagte, jedem Kenner längſt bekannte Sätze. Soll er unterhalten? Allein die Darſtellung iſt ſo trivial, jede Spur von Ordnung ſucht man ſo ganz und gar vergebens, daſs Rec. mit Grunde fürchtet, die Leſer werden die Langeweile, die er empfand, im vollen Maſse theilen. Trotz des Berufs, welchen der Vf. ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach fühlt, das Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen zu lenken, möchte ihm doch Rec. wohlmeinend rathen, ſeine Ideen erſt beſſer zu ordnen und beſſer darzuſtellen, ehe er ſie dem Publicum mittheilt. Bis jetzt haben ſie deſſen Urtheil höchſtens nur verwirren können.

Nicht viel beſſer als mit dieſem Aufſatze ſteht es mit den beiden anderen Heften der politiſchen Annalen. Das dritte Heft enthält: *Braſilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika* von *Crome*. Unſere Erwartungen, wozu uns der Name des Vfs. berechtigte, ſind auch hier bey weitem nicht befriedigt worden. Gleich im Eingange ſeiner Schrift tadelt der Vf. ſehr bitter das Benehmen des portugieſiſchen Hofes, und ſchildert es als eine Folge der verderblichſten Unentſchloſſenheit und Schwäche, und einer unbeſonnenen Anhängigkeit an das bisherige Syſtem der Abhängigkeit von England. Bloſser Tadel überzeugt nicht. Es hätte zugleich die Anſicht derer berichtiget werden ſollen, welche den Schritt des portugieſ. Hofes, wenn auch das Verdienſt des Entſchluſſes ihm nur zum Theile gehöre, als einen Zug von Feſtigkeit und Charakter, ja wohl gar in politiſcher Rückſicht als einen Act hoher Weisheit, bewundern. Eine ſolche Berichtigung war gewiſs für einen ſolchen Politiker etwas ſehr leichtes. Das, was uns Hr. *C.* bis jetzt von Braſilien berichtet, betrifft ausſchlieſslich nur das Land, und iſt nicht viel mehr als ein Auszug aus *Raynal* und einigen anderen zum Theil ſehr bekannten Schriftſtellern. Von der Lebensart der Braſilianer ſowohl, als der Portugieſen in dieſem Lande, von ihrem Handel und Wandel ſoll in den folgenden Heften gehandelt werden.

Über das 4 Heft, welches die *Genealogie der jetzt regierenden europäiſchen Häuſer* von *Snell* enthält, hat Rec. nichts weiter hinzuzuſetzen, als daſs ihm dieſe, ſo weit er ſie verglichen, ziemlich genaue Compilation in alphabetiſcher Ordnung, ſehr unpaſſend als Heft einer Zeitſchrift erſcheint. — Zum Schluſſe ſieht ſich Rec. genöthigt, noch einer eigenen Rubrik des erſten und zweyten Heftes zu erwähnen, welche den prächtigen Titel: *Handzeichnungen nach Rabener* und *Lichtenberg* führt. Es gehört wahrlich eine arge Schaamloſigkeit dazu, den Namen des ehrwürdigen *Lichtenberg* dergleichen erbärmlichen Sudeleyen vorzuſetzen. Nicht witzig, aber plump über die Maſse wird hier der unberufene Schreiber, und gegen mehrere der geachtetſten Schriftſteller bellt er ſchamlos an. Wer dieſen Ausdruck zu hart findet, der leſe nur Heft 2 S. 15. Z. 8 ff. Möchte der Herausgeber doch bedenken, daſs dieſs wahrlich nicht der Weg iſt, ſeine Zeitſchrift bey dem geſitteten Publicum zu empfehlen.

Æ. L.

Hannover, b. Ritſcher: *Contraſte zu dem Gemälde der Weiber. Nebſt einer Apologie derſelben gegen die Befehdung im goldenen Kalbe.* Ein Anhang zu der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts. Herausgegeben von *Carl Friedrich Pockels*, Hofrath zu Braunſchweig. 1804. 112 S. 8. (9 Gr.)

Der würdige Vf. dieſer leſenswerthen Schrift hat hier einige fremde Gemälde des ſchöneren Geſchlechts, die theils durch idealiſche Schilderung, theils durch pikante und paradoxe Behandlung anziehend ſind, ausgehoben, und an dieſelben theils kürzere, theils umſtändlichere eigene Reflexionen gereiht. Jene ſind I) *St. Evremonts Frau. Nach dem Franzöſiſchen.* (*La femme, qui ne se trouve point, et qui ne se trouvera point. l. oeuvr. melées. Lond.* 1709.) II) *Noch ein Ideal des Weibes.* (Nach dem Cornelius Agrippa frey behandelt, mit eingeſchaltetem Räſonnement über dieſe phantaſtiſche Darſtellung des bekannten exaltirten, aber immer intereſſanten gelehrten Träumers.) III) *Die Weiber im goldenen Kalbe* mit den Noten zu dieſem Gemälde. Die letzten beſonders empfehlen ſich durch Behandlung

und Vortrag als eine feine Kritik des vorangehenden Textes, in welchem ſich die Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und der Manier ihres Vfs. üppiger Witz, Scharfſinn, und eine mit der Wahrheit oft nur ſpielende Laune und Imagination vorzüglich zu vereinigen ſcheinen. Hr. P. hat mit eindringendem Verſtande dieſe humoriſtiſche Schilderung zergliedert und gewürdiget, ihr Wahres vom bloſsen Schimmer der Wahrheit geſondert, und auch das ganz Eckige, Schiefe und Verzerrte des Gemaldes nicht geſchont. Hauptſachlich hat er die Frauenzimmer gegen die Vorwürfe des Leichtſinnes, der Inconſequenz und einer unheilbaren Selbſtſucht zu rechtfertigen geſucht. Schade, daſs bey der ruhigen Anſicht des Vfs. und ſeiner mehr nüchternen Manier der Darſtellung, die gegen die, worüber er commentirt, im Ganzen nicht unvortheilhaft abſticht, ſein Vortrag zuweilen auch von der Koſtbarkeit der letzten etwas aufnehmen muſste. Wir rechnen dahin Ausdrücke, wie folgende: *Polirter Spiegel der Vorſtellungskraft des Weibs*, S. 92; *ätheriſches Geſchütz der Thränen und Worte und Küſſe*, S. 93. K. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Neſtler: *Über das Alter.* 1803. 47 S. 8. (4 Gr.) Wer kennt und liebt nicht die kleine Schrift, in welcher Cicero den älteren Cato die Einwendungen und Anklagen, die das gemeinere Urtheil ſo oft gegen das Alter erhebt, entkräften und ſeine Vortheile anpreiſen läſst? Zwar iſt es nicht die dialogiſche Kunſt, die hier entfaltet wäre, was das Werkchen ſo anziehend macht. Es iſt bekannt, daſs der Redner Cicero dieſe nicht ſehr in ſeiner Macht hatte, wohl auch ſeinem Plato abzulernen ſich nicht die Mühe gab. Nur ſehr uneigentlich kann man den *Cato major* einen Dialog nennen, da nur von vorne herein die Einleitung dialogiſch iſt, und bald das Ganze ſich in einen Sermon eines Einzelnen verliert, wobey von den Anfoderungen an ein Geſpräch, inſofern Geſinnungen und Charaktere darin fortſchreitend ſollen entwickelt werden, weiter nicht die Rede iſt. Allein theils die Perſon des Wortführers, theils noch mehr die beredte Fülle ſeines Vortrags, die Gemüthlichkeit, mit der er zu ſeinen Freunden ſpricht, und der Reichthum von Erfahrungen, die hier niedergelegt ſind, die ſchönen aus dem Leben geſchöpften Belege, womit der würdige Greis ſeine Sätze erläutert, machen die Schrift zu einer ſehr anziehenden Lectüre. Es ſcheint demnach kein unglücklicher Gedanke zu ſeyn, daſs Hr. *Cario*, wie er ſich in der Zueignung unterzeichnet, der Vf. des vorliegenden Werkchens, indem er nicht nur ſich ſelber den Eintritt in das Alter mit einer dieſer Periode angemeſſenen Betrachtung erleichtern wollte, ſondern auch noch Gelegenheit ſuchte, einem nach Rang und Verdienſt ſehr ehrwürdigen Manne, ſeinem Fürſten Ferdinand, zum Geburtsfeſte auf eine würdige Weiſe Glück zu wünſchen, eher an jene berühmte Schrift ſich anſchlieſsen, als ſeinen Gegenſtand unabhängig von derſelben behandeln wollte.

Der Vf. folgt den bekannten vier Hauptpuncten, die in dem ciceroniſchen Werkchen erörtert ſind, und benutzt ſtellenweiſe vieles aus demſelben, jedoch mit freyer zweckmäſsiger Wahl. Er laſst eigene Reflexionen abwechſeln mit denen ſeines Vorgängers, und auch die von demſelben entlehnten Belege und Zeugniſſe aus dem Alterthum wechſeln mit Zügen aus der Charaktergeſchichte neuerer Zeit ab. Vergl. z. B. S. 13 und 18, wo Jeruſalem und Lord Chatam aufgeführt werden. Die Sprache iſt im Ganzen genommen nicht ohne Würde und Warme; auch wird ſie von einem reinen Intereſſe für das Sittliche belebt. Nur einzelne Ausdrücke und Wendungen ſchienen uns mit dem übrigen Ton zu ſehr abzuſtehen, oft auch zu koſtbar. Dahin gehören S. 9. *Die Hoffnung liſpelt mit ihrem Roſenmunde.* S. 13. *Ihr durch weiſe Erfahrungen aufgeklärter Kopf iſt ein Schmelztiegel, in dem ſich alle Ideen reinigen.* S. 24. *Sticht keine Gallweſpe der Leidenſchaft uns an.* S. 32. *Ehrlicher Hain, komm, wenn du willſt mit deinem Stundenglas und deiner fürchterlichen Hippe.* Auch kommt S. 12 dieſe *Asmus*'ſche Phraſe vor: *Es gehet uns, wie ſeinem Bruder Hain.* Bχ. T.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. J. G. B. Fleiſcher: *Ruprecht und Rudolph, die edlen Räuber*; mehr Wahrheit als Roman. 1807. Zwey Theile. 368 u. 304 S. 8. (2 Thlr.) Ein paar Studenten auf einer angeſehenen Univerſität Deutſchlands wollen die Stunden, die ihnen nach fleiſsiger Wiederholung ihrer Collegien übrig bleiben, wenigſtens zu ihrem Nutzen anwenden, und kommen auf den Gedanken, gemeinſchaftlich einen Roman zu ſchreiben. Sie ſind beide ein paar Dorfſchulmeiſtersſöhne, die, unter den ehrlichen Bauerjungen aufgewachſen, keine Erfahrung des Lebens weiter gemacht haben, als die ihnen der Poſtwagen auf der Reiſe nach der Univerſität und dieſe ſelbſt dargeboten; ihre Phantaſie aber iſt durch das Leſen des Rinaldo Rinaldini befeuert worden. Sie bilden ſich ein, ſie ſelbſt wären die Helden, und ſetzen deſshalb, als ſie mit ihrer Arbeit fertig ſind, auf den Titel: *Mehr Wahrheit, als Roman.* Um aber das Werk, nach ihrer Anſicht, in höchſter Vollkommenheit aufzuſtellen, fehlen demſelben noch einige Verſe vor jedes Capitel. Sie ſelbſt fühlen ſich unfähig, dergleichen zu machen; finden aber in dem Umkreis ihrer Bekanntſchaft einen Stiefelputzer, der ſich neben ſeinem Geſchäfte auch noch mit Verſemachen abgiebt. Dieſen fodern ſie auf, einige Strophen zur Probe beyzubringen. Es geſchieht, und die Probe lautete alſo:

Zu des Waldes Felſen-Sitze
Ziehn der Räuber Schaaren hin;
Doch vereint an ihrer Spitze,
Herrſcht der Freunde Edelſinn.

Muth und Treue lehrt mit Lächeln
Sie im Chor der Räuber gehn;
Denn ſie ſehn im Windes-Fächeln
Hoffnung beſſrer Zeiten wehn.

Ja, es blinkt am fernen Himmel
Euch der Hoffnung Zauberſtrahl,
Winkt euch, aus dem Raubgewimmel
Zu der Freundſchaft heiterm Mahl.

Es war vorauszuſehen, daſs ſolche Poeſie den höchſten Beyfall erlangen würde, und der Stiefelputzer wurde für das ganze Werk engagirt. Er hat noch einige treffliche Beyträge geliefert, die wir aber an Ort und Stelle ſelbſt nachzuleſen bitten müſſen. — So viel von der Entſtehung und allmählichen Ausbildung dieſes Buchs. Die Erzählung davon macht zugleich jedes weitere Urtheil überflüſſig. Wir können jedoch nicht unterlaſſen, um den Gaumen der Leſewelt ſchon im Voraus ein wenig zu kitzeln, Ruprechts und Rudolphs Aufnahme unter die Räuber hier mitzutheilen. „Um eine groſse, ſchwarzbehangene Tafel, auf welcher ein Todtenkopf, ein Dolch und eine Piſtole, übers Kreuz *gelegt, ſtanden*, hatten die verſammelten Räuber einen Kreis formiret. Hohe Kerzen verbreiteten Tageshelle in dem unterirdiſchen Zimmer. — Der Hauptmann ſtellte ſich an *ihre* Spitze, und Ruprecht und Rudolph ſtanden vor ihm. — Nach einer kurzen, von dem Hauptmann an die Verſammelten gehaltenen Rede (Rec. und mit ihm gewiſs die ganze Leſewelt erbitten ſich bey einer neuen Auflage dieſe Rede in *extenſo*), leiſteten unſere Freunde den Schwur der Treue. Mit einem Dolche muſsten ſie ſich in die Arme ritzen, und mit dem Blute ihre Namen in ein ihnen dargelegtes Buch ſchreiben. Der Hauptmann las heimlich ihre Namen in dem Blutbuche, und gab ihnen dann den Bruderkuſs, welchem Beyſpiele alle Räuber folgten." Wir gratuliren den beiden Herren zu dieſer Ehre recht herzlich, und erbeten uns, bey vorkommenden Fällen, ihre Freundſchaft und Wohlgewogenheit. Σα.

Monatsregiſter

vom

November 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat November in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Albrechtsberger Generalbaſs-Schule. N. Aufl. 275. 346.
Algeier Gedichte. 1 Samml. 271. 333.
v. Alorna Beſchreibung der Gefängniſſe von Junqueira in Portugal. Aus dem Portugieſiſchen von *v. Eckart*. Herausgegeben von *v. Murr* 277. 385.
Anweiſung, praktiſche, in Wachs und Gips zu boſſiren 277. 381.
Auffaſſung, reine, des Urchriſtenthums in den pauliniſchen Briefen 256. 209.

B.

Becker neue Erholungen. 1 Bdchen. 269. 317.
Birkenhayns Geſpräche mit ſeinen Kindern 270. 327.
Bode aſtronomiſches Jahrbuch für d. Jahr 1810 272. 337.
Bothe Roſaura 269. 316.

C.

Cervantes de Saavedra die Drangſale des Perſiles und der Sigismunda. Ueberſetzt von *Theremin*. 1 Th. 269. 313.
Code de commerce. Collationné sur les regiſtres du conſeil d'état, par *Raynal*. (Fortſetzung.) 257. 217.
Code de commerce, d'après l'édition originale et officielle, précédé des diſcours de MM. les conſeillers d'état par *Legras* 258. 229.
Crome Braſilien, eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika 280. 401.

D.

Dittmann die Lehre Jeſu oder Fragen an Kinder, die confirmirt werden ſollen. 3te Aufl. 279. 399.
Dubanton Dictionnaire du code civil 258. 231.

E.

Engelmanns gründlicher Unterricht in der Raſenbleiche 277. 382.
Evelina oder das Burggeſpenſt. Nach dem Engl. des *Caſtle Spectre* 271. 335.

F.

Falke, der 271. 333.
Fichte Reden an die deutſche Nation 261. 249.
v. Fink, Luiſe, poetiſche Verſuche 271. 334.
Flachsland Fragmente über einige Anſteckungsſtoffe, vorzüglich über dieſe der Pocken, nebſt der Geſchichte über die in den badiſchen Landen verbreitete Vaccination 259. 236.

G.

Geſchichten, kleine, für Kinder von 6—10 Jahren 1 Th. 3te Ausg 2 Th. 265. 287.
Grundriſs der franzöſiſchen Sprache, verbunden mit praktiſchen Uebungen zum Ueberſetzen ins Franzöſiſche über alle Regeln dieſer Sprache von *D—s*. 266. 296.
Gunz praktiſcher Unterricht in Berechnung ausländiſcher Waaren 268. 311.
— — theoretiſch-praktiſches Rechenbuch für Lehrende und Lernende. 3te Aufl. 1. 2. 3 Th. 268. 311.

H.

Handbibliothek für die Jugend. 1. 2 Bdchen. 279. 400.
Handbuch für Dorfſchullehrer über Luthers kleinen Katechismus 279. 398.
Handelsgeſetzbuch, das, des franzöſiſchen Reichs. Nach der officiellen Ausgabe überſetzt 258. 226.
— — — franzöſiſches, nach der officiellen Ausgabe des Code de commerce überſetzt 258. 225.
— — — Nach der officiellen Ausgabe überſetzt von *Müller* 258. 226.
— — — *Napoleons I*, Kaiſers der Franzoſen u. ſ. w. Ueberſetzt von *Ehrhard* 258. 226.
Handlungsgeſetzbuch. Nach der einzig officiellen Originalausgabe aus der kaiſerl. Druckerey überſetzt von *Laſſaulx* 258. 227.
— — — — Nach der officiellen Ausgabe aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Daniels* 258. 227.
Hanſtein Erinnerungen an Jeſus Chriſtus 278. 385.
Happach Materialien zu neuen Anſichten für die Erfahrungsſeelenkunde u. andere phyſikaliſche Gegenſtände. 3. 4 Stück 277. 383.
Hering neue praktiſche Singſchule für Kinder. 1 Bdchen. 275. 350.
Hermbſtädt chemiſch-technologiſche Grundſätze der geſammten Ledergerberey. 2 Theil 277. 377.
Hochheimer chemiſche Farbenlehre oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey. 4 Theil 276. 375.
Höchſtetter bibliſches Spruch- und Leſe-Büchlein zum Gebrauch der evangeliſchen Schulen 276. 376.
Hummel Selico 269. 319.

I.

John chemiſches Laboratorium 275. 361.
Journal für Bienenfreunde von *Büſching* und *Kaiſer*. 4 Jahrg. 1. 2 Heft 276. 374.
Jungnitz Grundriſs der Naturlehre zum Gebrauch für Vorleſungen. 2 Th. 2te Abtheilung 274. 355.

K.

Kämpfe homiletiſches Handbuch zum leichteren und nützlicheren Gebrauch der gewöhnlichen evangeliſchen und epiſtoliſchen Perikopen auf alle Sonn- und Feſt-Tage des ganzen Jahres. 2 B. 2 Th 2 Heft 277. 384.
Krauſe Hand- und Hülfs-Buch für angehende Prediger, wie auch für ſolche Schullehrer und Küſter, welche ſich die Verfertigung der ſogenannten Lebensläufe und Abkündigungen erleichtern wollen 278. 388.
Kruſe praktiſche Anweiſung zur deutſchen Sprache für geborne Deutſche. 2te Aufl. 271. 329.

L.

Lachmann mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift 278. 389.
Lambrecht Geſänge aus dem Singſpiele: die Verwechslungen. Nach dem Franzöſiſchen 269. 319.
Legras Commentaire sur la forme de procéder devant les tribunaux de commerce 258. 230.
Löbel der freymüthige Heilkünſtler. 1. 2 Theil 260. 241.
— Hygiene für Frauen und Kinder 260. 245.
Louis Annalen der Geſchichte und Politik. 1 B. 1—5 Heft 280. 401.

Digitized by Google

Louis Europa's Umwandlungen in ihrem Verhältniſs zu dem allgemeinen Beſten. 3 Hefte 280. 401.

M.

Mann Table chronologique de l'Histoire univerſelle, depuis le commencement de l'année 1700 jusqu'à la paix générale de l'année 1802 270. 327.
Manuel du Muſeum Français. 1—10 Livr. 266. 292.
Meuſel deutſches Künſtlerlexicon. 2te Ausg. 1 B. 266. 294.
Muhlert Vermehrung der ſchwediſchen Mortalitätstafel mit neuen, zum Behuf verſchiedener Rechnungen erfoderlichen Columnen, die alle auf die Wargentiniſche Tafel gegründet ſind 258. 231.
Müller Materialien zu Lebensläufen und ſogenannten Einſegnungen 278. 388.

N.

Neuhofer Gedichte. 1. 2 Bdchen. 271. 332.

P.

Pfeiffer Gedichte 269. 319.
Pfeil Gedichte 271. 332.
Pockels Contraſte zu dem Gemälde der Weiber 280. 406.
Pölitz die Erziehungswiſſenſchaft. 1. 2 Th. 264. 273.
— — die Staatslehre für denkende Geſchäftsmänner, Cameraliſten und gebildete Leſer. 1. 2 Th. 267. 297.
Predigtentwürfe, neue, über die gewöhnlichen Evangelia auf alle Sonn- und Feſt-Tage des Jahres, in Sturmiſcher Manier. 1 Jahrg. 2 Hälfte. 2 Jahrg. 1. 2 Hälfte 277. 385.
— — — — über die gewöhnlichen Sonn- Feſt- und Apoſteltags-Evangelien und Epiſteln durchs ganze Jahr. 5 B. 1—5 Heft 277. 385.
Puguet Mémoires ſur les fièvres peſtilentielles et inſidieuſes du Levant 259. 258.

R.

Ratſchky neuere Gedichte 271. 336.
Redetheile der deutſchen Sprache für untere Schulclaſſen 266. 296.
Ruprecht und Rudolph, die edlen Räuber. 1. 2 Th. 280. 407.

S.

Sammlung deutſcher Dichter 271. 332. 335.
Schaufus neueſte Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Pocken und der Luſtſeuche 259. 253.
Schuppius Lectiones Latinae, veterum gentium hiſtoriam continentes. P. I 266. 295.
— — — Tabulae ſynchroniſticae ex hiſtoria veterum gentium. Periodus I 266. 295.
Seeger Magazin für Cameraliſten. 1 B. 1 Stück 276. 375.
Seidel die Emiſſarien einer neuen Propaganda. 1. 2 Bdchen 273. 351.
Snell Genealogie der jetzt regierenden europäiſchen Häuſer 280. 401.
— — kleines Leſebuch für die Jugend. 1. 2 Bdchen. 279. 400.
v. Soden Virginia. Mit Muſik von *Himmel* 271. 335.
Spittlers Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten. 2 Abdruck. Mit einer Fortſetzung von *Sartorius*. 1. 2 Th. 270. 321.
Stick- und Zeichen-Buch, botaniſches, für Damen. 3 Heft 276. 376.
Streckfuſs Gedichte 271. 331.

T.

v. Tennecker Handbuch der niederen Reitkunſt. 1 B. 265. 270.
— — — Handbuch der niederen und höheren Reitkunſt. 2 B. 1 Abth. 265. 270.
Treitſchke die Neger 269. 319.
— — Mitgefühl 269. 319.
Tſcheggey wie wichtig es ſey, auch bey eigenem Unglück unſer Herz für fremde Noth ſtets offen zu erhalten 278. 391.

U.

Ueber das Alter 280. 407.
v. Unterberger Abhandlung über die beſtändige Befeſtigungskunſt, und nöthige Begriffe von dem Angriff und der Vertheidigung der Feſtungen 268. 306.
— — — Abhandlung über die Feldbefeſtigungskunſt 268. 306.
— — — kurzer Unterricht vom Aufnehmen mit dem Meſstiſche 268. 306.
— — — nöthige Anfangsgründe der Planimetrie 268. 305.
— — — nöthige Anfangsgründe der Rechenkunſt, zum Gebrauch der Infanterie- und Cavallerie-Officiere der k. k. öſterreichiſchen Armee 268. 305.
— — — nöthige Kenntniſſe von dem Geſchütz und deſſen Gebrauch 268. 305.
— — — weſentliche Kenntniſſe der Infanterie- und Cavallerie-Feuergewehre 268. 306.

V.

Vieth phyſikaliſcher Kinderfreund. 7. 8 Bdchen. 277. 380.

W.

Wechſelordnung, neue franzöſiſche, ausgezogen aus dem Handlungs-Codex 258. 237.
Will vermiſchte Gedichte. 1. 2 Bdchen. 271. 331.
Wolfrath Verſuch eines Lehrbuchs der allgemeinen Katechetik und Didaktik 279. 395.
— — Verſuch eines Lehrbuchs der religiös-moraliſchen Katechetik und Didaktik 279. 395.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Albrecht in Wolfenbüttel 276.
Anonymer Verleger 266.
Anton in Görlitz 277.
Au'ſche Buchh. in Köthen 273.
Barth d. J. in Breslau 274. 278.
Barth in Leipzig 277.
Braunes in Berlin 272.
Buchheiſter in Breslau u. Leipzig 271.
Campe in Hamburg 258.
Clament in Paris 257.
Crapart, Caille, Ravier und Hacquart in Paris 258.
Darnmann in Züllichau und Freyſtadt 278.
Degen in Wien 269 (4). 271 (2).
Dieterich in Göttingen 266.
Dieterici in Berlin 278.
Erhard in Stuttgardt 259.
Feind in Leipzig 259.
Fleiſcher, Benj., in Leipzig 265. 277. 280.
Fleiſcher d. J. in Leipzig 258. 273. 276.
Gädicke in Berlin 260.
Gebauer in Halle 270.
Gignet und Michau in Paris 258 (2).
Gleditſch in Leipzig 269.
Göbbels u. Unzer in Königsberg 279.
Gräff in Leipzig 276.
Graffé in Leipzig 277.
Günter in Glogau 277.
Haaſe in Prag 268.
Hertel in Leipzig 277.
Heyer in Gieſsen 271.
Hinrichs in Leipzig 258. 264. 267.
Hoffmann in Hamburg 277.
Hofmeiſter u. Kühnel in Leipzig 273.
Keil in Kölln 268.
Keyſer in Erfurt 266 (2).
Kramer in Zerbſt 279.
Maurer in Berlin 271. 275.
Mayr'ſche Buchh. in Salzburg 271.
Meyer in Lemgo 266. 279 (2).
Mittler in Leipzig 278.
Monath und Kuſsler in Nürnberg 277. 278.

Mylius in Berlin 270.
Neſſler in Hamburg 280.
Pauli u. Comp. in Coblenz 258 (2).
Periſſe in Paris 259.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 261. 269. 277.
Reinike in Leipzig 260.
Reitmayr in Straubing 271.
Reymann in Lyon 259.
Ritſcher in Hannover 280.
Rommerskirchen in Cölln 269.
Schulze in Oldenburg 271.
Schüppel in Berlin 269.
Schwan und Götz in Heidelberg und Mannheim 276.
Seeger in Leipzig 263.
Seidel in Nürnberg u. Sulzbach 276.
Siegert in Liegnitz u. Leipzig 278.
Stageſche Buchh. in Leipzig 271.
Taſché und Müller in Gieſsen und Wetzlar 279. 280.
Treuttel und Würtz in Paris 266.
Trampens Erben in Halle 271.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 258.
Vieweg in Braunſchweig 271.
Voſs in Deſſau und Leipzig 258.
Walther in Dresden 270.
Wappler und Beck in Wien 268 (7).
Weygand in Leipzig 256.
Wohlfahrt in Brieg 278.

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchh. in Frankfurt an d. O. Verl. 85. 705.
— — — — — — in Kiel Verl. 85. 687. 688.
Andreäiſche Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 79. 655.
Bädecker u. Comp. in Duisburg Verl. 81. 669. 670.
Dabelow Archiv für den Code Napoléon. 4 Heft 82. 677.
Dankwerts in Göttingen Verl. 85. 688.
Darnmann in Züllichau und Freyſtadt Verl. 86. 712.
Degen in Wien Verl. 84. 693.
Feuerbrände, neue. 17 Heft 81. 669.
Göpferdt in Jena Verl. 82. 678.
Hartknoch in Leipzig Verl. 86. 711.
Jordan in Siegen Verl. 79. 651.
Keil in Köln Verl. 79. 655.
Klügerſche Buchh. in Arnſtadt Verl. 85. 688.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Berlin Verl. 86. 709.
Macklotiſche Hofbuchh. in Carlsruhe Verl. 81. 670.
Mallinckrodt in Dortmund Verl. 80. 660.
Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 84. 693.
Perthes in Gotha Verl. 82. 677. 678. 679.
Spangenberg in Göttingen Commentar über den Code Napoléon 81. 670.
Unger in Berlin Verl. 80. 659.
Voſſiſche Buchh. in Berlin Ueberſetzungsanzeige 86. 712.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 79. 652.
Waltherſche Hofbuchh. in Dresden Verl. 81. 667. 85. 705.
Weidmanniſche Buchh. in Leipzig Verl. 80. 660.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ampere in Paris 84. 689.
Arnault in Paris 82. 675.
v. Baſſewitz in Mecklenburg-Schwerin 86. 705.
de Bauſſet in Paris 82. 675.
Bellant in Paris 84. 689.
de Bonald in Paris 82. 675.
Boy in Lübeck 86. 705.
v. Brandenſtein in Mecklenburg-Schwerin 86. 705.
Braun in Freyburg 86. 705.
Budan in Paris 84. 689.
Capados in Amſterdam 82. 674.
Champeaux in Paris 84. 689.
Coiffier in Paris 84. 689.
Cuvier in Paris 82. 675.
Daburon in Paris 84. 689.
Degen in Puſchendorf 82. 675.
Delamalle in Paris 82. 675.
Despaulx in Paris 84. 689.
Derrenaudes in Paris 82. 675.
Eichſtädt in Jena 86. 705.
Emmery in Paris 82. 675.
Fiſcher in Moskau 82. 674.
Freidhof in Berlin 82. 673.
Gueneau in Paris 84. 689.
Gueroult in Paris 82. 675.
Haacke in Halle 82. 674.
Hempel in Göttingen 82. 673.
Hennemann in Mecklenburg-Schwerin 82. 673.
Horner in Petersburg 82. 674.
Joubert in Paris 84. 689.
Juſſieu in Paris 82. 675.
Kaſtner in Heidelberg 84. 690.
Keferſtein in Halle 83. 684.
Kopp in Hanau 83. 684.
Langenbeck in Göttingen 82. 673.
Lefebre-Gineau in Paris 84. 689.
Legendre in Paris 82. 675.
Leonhard in Hanau 82. 675. 83. 684.
Lohmann in Halle 83. 684.
v. Maanen in Amſterdam 82. 674.
Meinicke in Halle 83. 684.
Meiſter in Nürnberg 82. 674.
Mellin in Halle 83. 684.
Moſer in Stuttgardt 82. 675.
Mozzi in Florenz 83. 682.
Noel in Paris 84. 689.
Nougarede in Paris 82. 675.
Oſiander in Göttingen 82. 673.
Paulus in Schorndorf 84. 689.
Petitot in Paris 84. 689.
Pictet in Paris 84. 689.
le Prevoſt d'Iray in Paris 84. 689.
Rendu in Paris 84. 689.
v. Reil in Amſterdam 82. 674.
Roman in Marſeille 84. 689.
Rouwenhof in Amſterdam 82. 674.
Royer-Collard in Paris 84. 689.
v. Schultes in Coburg 84. 689.
v. Sponeck in Heidelberg 84. 690.
v. Stingel in Wien 82. 674.
Strauſs in Aſchaffenburg 82. 673.
Turk in Halle 82. 674.
Villar in Paris 84. 689.
Wiggers in Roſtock 86. 705.
v. Ziegeſar in Gotha 86. 705.

Nekrolog.

Albertrandi in Warſchau 82. 675.
Bencivenni in Florenz 82. 675.
Bertinelli in Italien 86. 706.
Beyer in Barchim 82. 675.
Blum in Hanau 82. 675.
Ceretti in Modena 86. 706.
Gerhard in Breslau 82. 674.
Marillier in Frankreich 82. 675.
Meyer in Helmſtädt 86. 705.
Moitte in Dijon 86. 706.
Pignotti in Florenz 86. 706.
Reinhard in Erfurt 82. 675.
Reverdil in Genf 82. 675. 86. 706.
Rouſtan in Genf 82. 674.
v. Schreckenſtein in Donaueſchingen 86. 706.
Ventenat in Paris 82. 675.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Ain-Departement, Sitzung der Societé d'émulation et d'agriculture am 8 Sept. 83. 685.
Beſançon, Preisaufgaben der Akademie 86. 709.

Digitized by Google

Bordeaux, Preisvertheilung und Preisfragen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte 83. 682.
Florenz, Anordnung einer conſultirenden Kammer der Künſte und Handwerker zu Preisvertheilungen 84. 692.
— — neue Organiſation der florentiniſchen Akademie 83. 682.
Gand, die Société des artiſtes réunis feyert das Feſt des heil. Lucas am 18 Oct. 86. 710.
Halle, Stiftungsfeyer der naturforſchenden Geſellſchaft am 5 Jul. 83. 684.
Kiel, die däniſche Regierung ſetzt drey Preiſe auf die Beurtheilung von *v. Eggers* Entwurf eines peinlichen Geſetzbuchs 83. 688.
Kopenhagen, Sitzungen der königl. mediciniſchen Geſellſchaft am 31 März und 8 April 83. 685.
— — — Sitzungen der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft vom 12 May — 11 Jun. 83. 684.
Langenſalza, Preisvertheilung der königl. ſächſ. privileg. thüringiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft 82. 675.
Lyon, Preisvertheilung der Société des amis du commerce et des arts 83. 682.
Mayland, Preisertheilung der königl. Akademie der ſchönen Künſte 79. 650.
Paris, Bericht der Claſſe der Literatur und Geſchichte des Inſtituts über das Mſcpt. einer hist. de l'anarchie de Pologne 79. 649.
— — Bericht über die Arbeiten der Penſionnäre an der kaiſerl. Muſikſchule zu Rom, in der Sitzung der Claſſe der ſchönen Künſte am 1 Oct. vorgeleſen 85. 702.
— — das Inſtitut de France überreicht dem Kaiſer einige Schriften, und ſtellt ihm die neuen Mitglieder vor 83. 681.
— — Notiz von den Arbeiten der Claſſe der ſchönen Künſte des Inſtituts von 1807—1808 85. 697.
— — Preisfragen der ioniſchen Akademie 83. 681.
— — Sitzung und Preisvertheilung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale am 24 Aug. 86. 706.
— — Verſammlung und Preisvertheilung der Claſſe der ſchönen Künſte des Inſtituts vom 24 Sept. und 1 Oct. 84. 690.
Rouen, Preisvertheilung der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte am 10 Aug. 84. 691.
Venedig, die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften hält ihre erſte Sitzung am 4 Sept. 83. 684.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Altenburg, neuer Schulplan für das Gymnaſium 80. 658.
Bamberg, Preisvertheilung in den öffentlichen Bildungsanſtalten 81. 666.
Duisburg, Promotion 80. 657.
Erlangen, Promotionen, Pfingſtprogramm und Ankündigung eines landwirthſchaftlichen Inſtituts 80. 657.
Göttingen, Preisvertheilung an die Studirenden 81. 665.
Halle, Errichtung einer Bergwerksſchule, nebſt Nachrichten die kliniſchen Inſtitute und die Frankiſchen Stiftungen betreffend 81. 666.
Nordhauſen, neuer Schulplan 80. 658.
Paris, Preisvertheilung an die Zöglinge im Conſervatorium der Künſte und Handwerker am 15 Aug. 84. 689.
Rufsland, Reform des Clerus und der theologiſchen Seminarien 80. 658.
Turin, Preisvertheilung am Lyceum 81. 667.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Altäre, römiſche, werden zu Caſſel bey Maynz gefunden 83. 686.
Amſterdam, zwey junge Architekten werden nach Paris geſandt 81. 668.
Antikritik von *L. v. G.* gegen die Rec. der Lettres sur la Weſtphalie in der Jen. A. L. Z. nebſt Antwort des Rec. 79. 655.
Anzeige, die Lehenserbfolge in Biſchofsheim betreffend 80. 661.
de Bach in Wien hat einen Circus gymnaſticus eröffnet 82. 677.
Berichtigung der Realſchulbuchhandlung in Berlin gegen den Rec. von *Spaldings* Rede über die deutſche Sprache, nebſt Antwort des Rec. 81. 672.
v. Boſelager Nachricht an das Publicum 81. 671.
Bücherauction in Dresden 84. 694. 85. 704. 86. 712.
— — — in Hamburg 84. 694.
— — — in Hannover 80. 661.
— — — in Jena 83. 688.
Canova in Rom hat zwey neue Meiſterwerke verfertigt 84. 691.
Cours historique élémentaire de peinture ou Galerie du Musée Napoléon, 63 und 64 Lieferung, iſt erſchienen 80. 660.
Departement der Ober-Alpen errichtet dem K. *Napoleon* einen Obeliſk auf dem Mont-Genèvre — Inſchriften deſſelben 85. 685.
Expedition der Jen. A. L. Z., Nachricht an die Abonnenten 84. 695.
Gand, Kunſtausſtellung und Preisvertheilung an die jungen Künſtler 81. 668.
Hermann in Frankfurt a. M, Anzeige, die neuen theol. Annalen von *Wachler* betreffend 81. 671.
Hinrichs in Leipzig, Nachſchrift zu *Müllers* Antwort 82. 680.
Holland, Errichtung eines königl. Muſeums 81. 668.
Inghirami's Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet wird nicht zerſtückelt 84. 692.
Locré in Paris überreicht dem Kaiſer den Esprit du Code de commerce 83. 686.
v. Müller in Caſſel hat die vollſtändige Leitung der öffentlichen Unterrichtsanſtalten erhalten 86. 710.
Müller in Leipzig Antwort auf die freche Beſchuldigung des Buchh. *Keil* zu Cölln die Verdeutſchung der napoleoniſchen Geſetzbücher betreffend 82. 679.
Musée Français, publié p. *Robillard-Peronville* et *Laurent*, 61 u. 62 Lieferung iſt erſchienen 79. 650.
New-York, Errichtung eines groſsen Staatsgebäudes 82. 677.
Paris, *Biot* und *Mathieu* ſollen die Pendellänge von Bordeaux beſtimmen 83. 686.
— — der perſiſche Geſandte beſucht die kaiſerl. Bibliothek 82. 678.
— — die Kunſtausſtellung iſt auf den 14 Oct. feſtgeſetzt 80. 658.
Pohl in Merſeburg hat eine Vorbereitungsanſtalt für angehende Landwirthe errichtet 82. 678.
Rufsland, Vollendung des Mariencanals 83. 687.
Schufska in Ungarn Berichtigung 84. 695.
v. Seckendorf in Wien Erklärung an die Leſer und Mitarbeiter des Prometheus 79. 654.
Turin, Ausſtellung in der Schule der Baukunſt und Malerey 81. 676.
Voyage pittoresque de Conſtantinople etc. 3 Lieferung, wird dem Kaiſer überreicht 83. 686.
Washington, Errichtung eines Monuments zum Andenken der vor Tripoli gebliebenen Krieger 82. 677.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1808.

THEOLOGIE.

Lemgo, b. Meyer: *Die katholiſchen Briefe.* Neu überſetzt und erklärt, mit Excurſen und einleitenden Abhandlungen herausgegeben von *Johann Chriſtian Wilhelm Auguſti,* Prof. der orientaliſchen Literatur zu Jena. Zweyter Theil. 1808. VIII, 214 und 28 S. 8. (20 Gr.)

Es iſt gewiſs allen Freunden eines gründlichen Bibelſtudiums ſehr erwünſcht, daſs Hr. *A.* auf den im J. 1801 erſchienenen erſten Theil ſeiner Bearbeitung der ſo genannten katholiſchen Briefe des N. T. endlich den zweyten, der das Werk beſchlieſst, hat folgen laſſen. Bey einer genaueren Vergleichung findet man bald, daſs dieſer zweyte Theil ſehr bedeutende Vorzüge vor dem erſten hat, was der Vf. ſelbſt (in der Vorrede) als eine Folge der Verzögerung dieſer Arbeit andeutet. Er hat nicht nur auf neuere Unterſuchungen über die in dieſem zweyten Theile enthaltenen Briefe (den zweyten petriniſchen, den Brief des Judas, und die drey johanneiſchen) prüfende Rückſicht genommen, ſondern auch nicht ſowohl einen vollſtändigen, das Bekannte wiederholenden Commentar, als eine Auswahl von mehr eigenthümlichen exegetiſchen Bemerkungen, die zu neuen Forſchungen und Reſultaten führen können, geliefert. Doch vermuthen wir (— die Vorrede iſt ſchon im Januar 1807 geſchrieben —), daſs das Manuſcript ein Jahr lang in der Druckerey geruhet hat, denn ſonſt würde der Vf. auch wohl auf die neueren Unterſuchungen des Hn. D. *J. F. Flatt,* und des Hn. D. *Dahl* über die Ächtheit des zweyten petriniſchen Briefes, und des Briefes Judä, Rückſicht genommen haben. Er iſt freylich mit beiden zu Einem und demſelben Haupt-Reſultate, nämlich, daſs der dem Petrus zugeſchriebene zweyte Brief wirklich von dieſem Apoſtel herrühre, gelangt; aber in einzelnen Puncten, beſonders über das Verhältniſs des Briefes Judä zum zweyten petriniſchen Briefe, würde er vielleicht bey Berückſichtigung der Schriften jener Gelehrten ſein Urtheil anders fixirt haben. Am verdienſtlichſten ſind übrigens in dieſem zweyten Theile die vollſtändigen Einleitungen in die einzelnen Briefe. Sie zeichnen ſich aus durch hiſtoriſche Kritik und durch Scharfſinn in Gewinnung neuer Reſultate, die indeſs doch nicht für jeden anderen Forſcher gleich befriedigend ſeyn werden. Hat doch der Vf. ſelbſt zuweilen in dieſem zweyten Theile (z. B. S. 16 und 149) eine im erſten von ihm behauptete Meinung wieder zurückgenommen oder anders modificirt! — Die *neue Überſetzung,* welche der Vf. von dem zweyten petriniſchen und dem Briefe des Judas liefert (die in neueren Zeiten mehrmals mit Sorgfalt bearbeiteten drey johanneiſchen hat er gar nicht überſetzt), hat vor der *Stolz*iſchen den Vorzug, daſs ſie nicht ſo moderniſirt iſt, ſondern den Charakter des Originals treuer darlegt; ſie iſt aber auch dafür an einigen Stellen etwas ſteif geworden. 2 Petr. I, 9 hat Hr. *A.* überſetzt: „Bey wem dieſes alles nicht angetroffen wird, der iſt — blödſichtig, *indem Vergeſſenheit der Reinigung ſeiner vorigen Sünden ſich ſeiner bemächtiget.*" Warum nicht: „indem er der Reinigung von ſeinen vorigen Sünden uneingedenk iſt"? — V. 10 lautet in Hn. *A's.* Überſetzung ſo: „Wendet daher deſto gröſseren Fleis an, *Eure Berufung und Erwählung zu befeſtigen: denn* wenn das geſchieht, *dann* werdet ihr niemals das Ziel verfehlen." Rec. drückt die Stelle ſo aus: „Darum beſtrebet Euch denn um ſo mehr, Euch in dem, wozu Ihr berufen und erwählet ſeyd, zu befeſtigen: denn wenn Ihr dieſs thut, ſo werdet Ihr nicht ſtraucheln." V. 16 überſetzt Hr. *A.*, ohne die Hendiadys (*τὴν — δύναμιν καὶ παρουσίαν*) umzubilden: „Wir haben Euch, ohne ausgeklügelten Sagen zu folgen, mit *den Kraftäuſserungen und dem Daſeyn* unſeres Herrn Jeſu Chriſti bekannt gemacht." Rec. hält folgende Überſ. für ſchicklicher: „Ich habe, nicht auf ſchlau erſonnene Mährchen bauend, Euch *das glorreiche Leben* unſeres H. J. Ch. bekannt gemacht." C. II, 5 heiſst es: „Nur den Noah, den Prediger der Gerechtigkeit, erhielt er, *zuſammen acht Perſonen*", anſtatt: *nebſt ſieben Perſonen.* In den Anmerkungen S. 53 zieht Hr. *A.* die Erklärung vor, wornach zu überſetzen wäre: „Noah, der der achte Prediger der Ger. war"; allein jene andere iſt aus dem Sprachgebrauche ſehr wohl erweislich, wenn dagegen bey dieſer die Wortverſetzung immer hart bleibt. Manche andere Stellen der Überſetzung, welche uns auffallen, gründen ſich auf die uns nicht annehmlich ſcheinende Interpretation des Vfs. 2 Petr. I, 20 iſt überſetzt: „Hiebey beherziget vor allen Dingen, daſs jede Prophezeihung der Schrift *nicht nach eigener Auslegung* mitgetheilt wird." Dieſs wäre ein ſehr dunkler räthſelhafter Satz; Hr. *A.* verdeutlicht ihn zwar in den Anmerkungen: aber uns ſcheint die Erklärung doch ſehr geſucht; wir überſetzen mit *Morus*, *Roſenmüller* und anderen: „Wiſſet zuvörderſt, daſs kein prophetiſcher Ausſpruch der Schrift ſich von ſelbſt erklärt", d. h. an und für

Digitized by Google

ſich ſelbſt deutlich genug iſt; erſt der Erfolg muſs ihn aufklären. Dieſer Sinn paſst zum Context vortrefflich. C. II, 8 verbindet Hr. *A.* βλέμματι καὶ ἀκοῇ unmittelbar mit ὁ δίκαιος, wie auch einige andere Ausleger thun, überſetzt aber auf eine ihm eigenthümliche Art den ganzen Vers alſo: „er, der *als ein dem Anſchein und Gerücht nach rechtſchaffener Bürger* unter ihnen wohnte, muſste ſeiner rechtſchaffenen Seele durch Wahrnehmung ihrer geſetzwidrigen Handlungen mit jedem Tage neue Kränkungen zufügen." Wir zweifeln, daſs der Sprachgebrauch es erlaubt, βλέμματι ſo zu nehmen; überdieſs hätte doch Petrus, ſo wenig geübt er auch im griechiſchen Styl ſeyn mochte, wenn jenes der Sinn ſeyn ſollte, die Worte ſo ſtellen müſſen: ὁ γὰρ βλέμμ. καὶ ἀκοῇ δίκαιος. C. II, 11 hat Hr. *A.* überſetzt: „Nicht einmal die (böſen) Engel, die doch an Stärke und Macht weit gröſser ſind, vermögen es, den *Richterſpruch, den der Herr ihrer Läſterung wegen gegen ſie fället,* zu ertragen." Allein ſelbſt einem Styliſten, wie Petrus, kann man, ſo lange eine andere Erklärung zuläſslich, geſchweige denn ſehr anpaſſend iſt, es nicht aufbürden, daſs er βλάσφημον κρίσιν anſtatt κρίσιν περὶ τῆς βλασφημίας gebraucht, und noch dazu von Gott gebraucht habe. Wir drücken den Sinn nach der gewöhnlichen Erklärung ſo aus: „Doch tragen die (guten) Engel, die an Macht und Gewalt ſo weit über jene (frechen Menſchen) erhaben ſind, Bedenken, vor Gott ein ſchmähendes Urtheil über ſie (die höheren gefallenen Weſen, die böſen Engel) auszuſprechen." Vgl. Jud. V. 9. Im folgenden 12 Vers iſt Sinn und Ausdruck offenbar verfehlt — „Sie aber (die laſterhaften Irrlehrer), die wie die vernunftloſen Thiere von der Natur nur zum Fang und zur Vernichtung beſtimmt ſind, läſtern in ihrer Verblendung und werden, wozu ſie beſtimmt ſind, vernichtet." Die Prädicate φυσικὰ, γεγεννημένα εἰς ἅλωσιν ff. beziehen ſich nicht auf οὗτοι, ſondern auf ζῶα, wie der Vf. auch ſelbſt in den Anmerkungen angegeben hat. Rec. überſetzt aber auch die letzte Vershälfte anders, nämlich ſo: „dieſe Menſchen, die den vernunftloſen — Thieren gleichen, *läſtern etwas, das ſie nicht kennen, werden aber in ihrer eigenen Ruchloſigkeit umkommen.*" — Im Briefe des Judas V. 4 hat Hr. *A.* überſetzt: „Es haben ſich eingeſchlichen einige Leute, längſt ſchon aufgezeichnet für dieſes Strafgericht, welche ruchlos genug ſind, *die Gnade unſeres Gottes zu vertauſchen mit Üppigkeit,* und *unſeren alleinigen Gebieter und Herrn Jeſum Chriſtum zu verleugnen.*" Der Vf. giebt S. 151 zu, daſs dieſe Stelle, auch wenn man θεὸν als ächt im Texte (nach δεσπότην) behalte, keinen Beweis für die Gottheit Jeſu gebe; er will nun aber, indem er θεὸν nach den mehrſten kritiſchen Zeugniſſen für unächt erklärt, doch τὸν μόνον δεσπότην auf Chriſtum ziehen. Allein Rec. zweifelt ſehr, daſs Chriſtus μόνος δεσπότης genannt ſeyn kann; es wäre dieſs ganz gegen die ſonſtige Chriſtologie des N. T. Uns ſcheint der 4 Vers ſo überſetzt werden zu müſſen: „Es haben ſich einige Menſchen eingeſchlichen, die ſchon längſt zu dieſer Strafe [wovon ich jetzt rede] beſtimmt ſind, Verruchte, welche die Wohlthat unſeres Gottes (d. i. die chriſtliche Lehre) zur Befriedigung ſchändlicher Lüſte (εἰς ἀσέλγειαν) miſsbrauchen [ſ. V. 12] und die den einzigen Allherrſcher und unſeren Herrn (d. i. Lehrer) Jeſum Chriſtum verleugnen." V. 12 hat Hr. *A.* faſt übereinſtimmend mit *Stolz*: „Das ſind bey euern Liebes-Mählern die *Schandflecken*, ſchmauſend ohne Scheu, weidend ihren Körper." Allein σπιλάδες kann nicht gleichbedeutend mit σπίλοι ſeyn; daſs die Autorität des *Heſychius* hier nichts beweiſt, hat Hr. *A.* (S. 136) ſelbſt zugegeben. Rec. überſetzt: „Sie ſind gleichſam *Klippen* bey euren Liebesmahlen; ſie ſchwelgen mit euch ohne Scheu und mäſten ſich." Der Ausdruck *Klippen* kann, zumal da ſogleich noch ungewöhnlichere Bilder folgen, gar nicht auffallen. Brauchen doch auch römiſche Schriftſteller (*Cicero in Piſon. c.* 18. *Florus epit. IV*, 9) das latein. *ſcopulus* auf dieſelbe Art. — In der ſo viel beſprochenen Stelle 2 Petri III, 15. 16 ſtimmt Hr. *A.* S. 16, wie auch ſchon andere Ausleger gethan haben, für eine partielle Interpolation und zwar der Worte: καθὼς καὶ ὁ ἀγαπητὸς bis αὐτῶν ἀπώλειαν. Allein es bedarf, um die aus der angefochtenen Stelle hergenommenen Einwürfe gegen die Authentie des zweyten petrin. Briefes zu heben, nach unſerem Bedünken gar nicht einer ſo kühnen Conjectur; auch iſt dieſelbe gar nicht zuläſslich, da, wenn jene Worte als ſpäter interpolirt wegfallen, eine offenbare Lücke zwiſchen den Ermahnungen V. 14: Διὸ, ἀγαπητοὶ,— σωτηρίαν ἡγεῖσθε und V. 17: Ὑμεῖς οὖν, ἀγαπητοὶ, προγιν. ff. entſteht. — Daſs ſich 1 Petr. I, 14 auf Joh. XXI, 18. 19 beziehe, wie der Vf. S. 11 noch annimmt, iſt durchaus unwahrſcheinlich. S. *Dahl's Diſſ. de αὐθεντίᾳ epiſtolarum Petrinae poſterioris atque Judae* S. 66. — Um die Übereinſtimmung dieſer beiden Briefe zu erklären, ſtellt Hr. *A.* S. 104 ff. drey Fälle als möglich auf, und hält dann den dritten für den wahrſcheinlichſten, daſs nämlich beide Briefſteller — *Judas* iſt Hn. *A.* ſo gut *Apoſtel*, als *Petrus* — vorher eine *mündliche Verabredung* getroffen hätten; aber ſollte dieſe wohl eine *ſolche* Identität der Gedanken und Ausdrücke haben hervorbringen können? Hr. *A.* beſchränkt (S. 95) dieſe Identität freylich nur auf Jud. 13 und 2 Petr. II, 17; aber ſie geht nach unſerer geprüfteſten Überzeugung viel weiter. Auf gleiche Art muſs Rec. auch die vom Vf. im zweyten Excurſus S. 167 ff. aufgeſtellte Hypotheſe, daſs in den Briefen Petri, Judä und Johannis Spuren vom Eſſäismus vorkommen, in Zweifel ziehen, wenn er gleich zugiebt, daſs in den Moralgrundſätzen der Eſſäer und denen, welche Jeſus und die Apoſtel aufſtellten, manche Übereinſtimmung ſey, ſo wie überhaupt alle reineren und ſtrengeren Moralſyſteme vielfach harmoniren müſſen. — Daſs der *erſte Brief des Johannes* ein Begleitungs-Schreiben oder eine Beylage des Evangeliums ſey, worin der ganze Inhalt des letzteren noch einmal concentrirt dargeſtellt, und mit praktiſchen Bemerkungen begleitet

werde, hat Hr. *A.* S. 183 ff. allerdings ſehr wahrſcheinlich gemacht; doch bleibt der Einwurf, daſs in dem Briefe alle ausdrückliche Beziehung auf das Evangelium vermiſst werde; auch läſst ſich der vom Vf. zugleich aufgeſtellten Hypotheſe von der *katholiſchen Tendenz des Evangeliums* noch manches entgegenſetzen, das aber die Grenzen einer Recenſion überſchreiten würde. — Den *zweyten johanneiſchen Brief* erklärt Hr. *A.* S. 170 für ein *Circular-Schreiben* an Judenchriſten; S. 205 ff. aber ſucht er mit vielem Scharfſinn zu zeigen, daſs dieſer Brief *an die chriſtliche Gemeinde zu Jeruſalem* geſchrieben ſey. Der S. 204 bemerklich gemachte Umſtand, daſs ſich nicht wohl erklären laſſe, wie ein Handbillet an eine chriſtliche Matrone unter die *kathol. Briefe* aufgenommen worden, ſcheint uns jedoch nicht erheblich; man wollte die beiden durch irgend einen Umſtand in einer Hauptgemeinde zur öffentlichen Notiz gekommenen liebevollen Privatbriefe des verehrten Apoſtels gern für einen weiteren Umkreis und für die Nachwelt erhalten; man legte ſie alſo zu dem erſten Briefe, der wegen ſeiner allgemeinen Beſtimmung mit Recht einen Platz in dem Καθόλικον erhalten hatte. — Die berühmte Stelle 1 Joh. V, 6—8 weiſs Hr. *A.*, obgleich er die unächten Worte in derſelben wirklich als unächt ausſchlieſst, dennoch mit der *Lehre von drey Perſonen in der Gottheit* in die genaueſte Verbindung zu bringen. Rec. kann dabey bloſs den Scharfſinn des Vfs. anerkennen, der übrigens die drey Wörter ὕδωρ, αἷμα und πνεῦμα von den dreyen *Sacramenten, Taufe, Abendmahl* und *Abſolution*, erklärt. Um die Zahl der imponirenden Erklärungen dieſer Stelle noch um Eine zu vermehren, führt Rec. die ihm neulich von einem groſsen Gelehrten mündlich mitgetheilte Meinung an, daſs αἷμα nichts anders als die *Beſchneidung Chriſti* bezeichne. — Noch müſſen wir bemerken, daſs Hr. *A.* in dem oben noch nicht von uns erwähnten *erſten Excurſe* die *Chriſtologie in den katholiſchen Briefen* ſehr zweckmäſsig auseinandergeſetzt, und daſs er im Anhange eine literariſche Seltenheit, die bis dahin ungedruckte, ſehr wohl gelungene, *hebräiſche Überſetzung der Petriniſchen und Johanneiſchen Briefe* von dem ehemaligen Rector *Conradi* zu Ohrdruff mitgetheilt hat, wofür ihm gewiſs auſser dem Rec. noch andere Leſer danken werden. RMD.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Taufe* von *Adam Theodor Albert Franz Lehmus*, Diaconus in Dinkelsbühl. 1807. VI und 158 S. 8. (14 Gr.)

Dieſe Schrift iſt vorzüglich durch Synodalfragen, die das Conſiſtorium zu Anſpach für die Jahre 1805 und 1806 ſeiner Geiſtlichkeit aufgegeben hat; und durch den königlich preuſſiſchen Cabinetsbefehl, daſs kein Kind länger als ſechs Wochen ohne Taufe bleiben ſolle, veranlaſst worden. Der Anfang wird mit einer kurzen Geſchichte der Taufe gemacht, die lehrreich für den iſt, der ſie nicht kennt; aber noch viel nützlicher ſeyn würde, wenn ſie nicht bloſs aus neueren Schriften compilirt wäre, ſondern die benutzten Quellen angäbe, und wenn hier nicht die vielen Druckfehler, von welchen die Schrift auch ſonſt nicht frey iſt, beſonders ſchadeten. Auch würde hie und da mehr Weitläuftigkeit oder genauere Beſtimmtheit zu wünſchen ſeyn. Mancher wird es z. B. kaum glauben, daſs man noch im 17 Jahrhundert in England durch Untertauchen getauft hat. Sieht man ſich nun nach Gewährsmännern oder Zeugen über dieſe Nachricht um: ſo muſs man dieſe erſt anderswo ſuchen, und dann findet man die Sache alſo: In England geſchah, wie im ganzen Occident, die Taufe durch Beſprengung ſeit dem 13ten Jahrhundert; aber bey der engländiſchen Reformation ward freygegeben, *entweder* durch Untertauchung, *oder* durch Beſprengung zu taufen, und ſo iſt wirklich noch im 17ten Jahrhundert die Untertauchung zuweilen gebraucht worden.

Der zweyte Abſchnitt enthält Ideen über die Nothwendigkeit der Taufe, oder einen Verſuch einer philoſophiſchen Berückſichtigung derſelben. Dabey fällt der Vf. in den leider immer noch allzugewöhnlichen Fehler, daſs er die altdogmatiſchen Anſichten der Taufe zu wenig aus dem Geſichtspuncte derer betrachtet, die ſie hatten und gaben. Wie leicht können ſeine Einwürfe gegen ſolche Vorſtellungen widerlegt werden, wenn man die letzteren, z. B. im Sinn einer *Baumgarten*'ſchen Dogmatik nimmt, ſo unwiderlegbar ſie ſind, wenn man die Gedanken eines unphiloſophiſchen, altgläubigen Eiferers dabey vorausſetzt! Wie können doch Verſtand, Vernunft und Gemüth hier, wie überall in der chriſtlichen Religion, ſo ſchön in Übereinſtimmung gebracht werden, wenn man nur nicht vorausſetzt, daſs ſie in Streit ſeyn müſsten, ſondern bedenkt, daſs das Eine zwar weiter führen kann, als die anderen, daſs ſie aber alle auf einem geraden Wege zum Ziel führen müſſen, wenn dieſs das Richtige ſeyn ſoll. Die Nothwendigkeit der Taufe ſucht der Vf. daraus zu zeigen, daſs der religiöſe Sinn in dem Menſchen einen Anfang haben müſſe, und daſs der Menſch in dieſem Anfange ſich ein Symbol ſuche, um ſeinen inneren Zuſtand äuſserlich darzuſtellen, und daher, wenn er höre, daſs Jeſus die Taufe als ein ſolches eingeſetzt habe, es gewiſs in ſeiner religiöſen Begeiſterung ergreifen werde und *müſſe*. Die Kindertaufe will er angeſehen wiſſen als „Ausdruck des religiöſen Gefühls bey der Geburt eines menſchlichen Weſens, als ſymboliſche Seligpreiſung der Unſchuld, Gebet um Beendigung der Sünde, Herbeyrufung der Schuldloſigkeit und ermunternde Weiſſagung eines heiligen *Lebens*, ausgeſprochen über jeden Neugebornen, der zwar durch die ſeiner Natur inwohnende Nothwendigkeit dieſe drey Wege betreten muſs, aber durch Erziehung länger auf dem erſten erhalten, durch Freyheit ſich früher vom zweyten auf den dritten begeben kann." Er will ſie betrachtet wiſſen als „frohe Weiſſagung der gefallenen Seele und des freyen und ewigen Lebens in Gott mit Gebet und Ermahnung verbunden," und ſo als „noth-

wentliges Bedürfniſs chriſtlich frommer Ältern oder
Pfleger neugeborner Kinder." Dieſe Gedanken, ge-
hörig verſtanden, wird man vortreſſlich finden; auch
führen ſie weiter, als die ſonſt gewöhnlichen dog-
matiſchen Vorſtellungen; dieſe ſind aber, wenn man
ſie nur richtig und ſo verſteht, wie ſie ſich bey gründ-
lichen Dogmatikern finden, mit jenen wohl zu ver-
einigen, und dürfen vorzüglich darum nicht aus der
Acht gelaſſen werden, weil nicht alle chriſtlichen Äl-
tern ſo religiös ſind, aus dieſem Standpuncte die
Taufe zu betrachten, doch aber auch durch wahre
Gründe, nicht durch Aberglauben, nicht durch blo-
ſses äuſseres Geſetz, bewogen werden müſſen, ihre
Kinder taufen zu laſſen. Oder will man bloſs from-
mer Ältern Kinder taufen? Oder will man nicht
Fromme durch ſolche Gründe dazu bewegen, die nur
auf Fromme Gewicht haben können? Oder will
man ſie zwingen, oder durch Überredungskün-
ſte, bey denen nicht Wahrheit zum Grunde
liegt, ſie dahin bringen? Oder leugnet man ihr
Daſeyn in der chriſtlichen Kirche? Man wird zu-
geben müſſen, daſs, ſo lange man in der chriſtlichen
Kirche Unkraut unter dem Waizen hat, man ſich auch
nach Gründen zu Empfehlung der Religionshandlun-
gen umſehen muſs, die nichts Falſches enthalten dür-
fen, aber doch auch auf noch nicht chriſtlich geſinnte
Menſchen wirken. Dieſs iſt ihrer Natur nach bey der
Taufe vorzüglich nöthig, und man wird ſie finden,
wenn man nicht bloſs mit dem frommen Gemüthe, ſon-
dern auch mit der Vernunft und ſelbſt mit dem Verſtan-
de in den Urkunden und dem Weſentlichen des Chri-
ſtenthums, in dem Geiſte, wenn auch nicht in den
Worten alter *denkender* Dogmatiker danach ſucht.

In dem dritten Abſchnitt wendet der Vf. ſeine
Ideen auf unſeren kirchlichen Zuſtand an, oder er thut
Vorſchläge, wie die Taufhandlung zweckmäſsiger ein-
zuführen wäre, Vorſchläge, für welche jeder chriſtliche
Prediger ihn ſeegnen wird. Wären ſie nur ſo leicht
auszuführen! Auch dabey iſt zu wenig an die groſse
Menge mittelmäſsigdenkender und halbgutgeſinnter
Religionslehrer gedacht, für welche Formulare immer
ein Bedürfniſs ſeyn werden, wenn nicht die Religions-
handlungen mehr in Minderachtung kommen ſollen.
Sehr ſchön wäre es, nach des Rec. Urtheil, wenn das
ausgeführt werden könnte, was der Vf. räth, daſs in
jeder Gemeinde etwa alle 6 Wochen ein Tag beſtimmt
würde, an welchem alle etwa 6 Wochen alte Kinder öf-
fentlich in der Kirche zugleich in Gegenwart der Ge-
meinde getauft würden: aber wie ſoll das eingeführt
werden, ſo leicht es zu ſeyn ſcheint? Werden die Con-
ſiſtorien es wollen? Werden die Ältern damit zufrie-
den ſeyn? Kann, ſoll man es auch bey der Unzufrie-
denheit der Ältern einführen? Der Vf. räth, die Haus-
und Noth-Taufen denen zu verſtatten, die ſie für ihre
Kinder wollen; wird es nicht, wenn das geſchieht,
beym Alten bleiben?

Den Beſchluſs machen zwey Anhänge. In dem
Einen wird der oben erwähnte preuſſiſche Cabinets-
befehl ſehr richtig beurtheilt; aber noch ſchärfer ſoll-
te es gerügt ſeyn, daſs man die Taufe als bürgerlich
nothwendig betrachtet, da man hier die bürgerli-
chen Zwecke auf andere Weiſe beſſer erreichen könn-
te, daſs der Staat ſich *dieſer* Religionshandlung ſo
ſehr, und der anderen wenig oder gar nicht annimmt.
Warum kann dieſe nicht ſo gut wie die anderen frey,
oder warum können die anderen nicht ſo gut wie
dieſe erzwungen ſeyn? Der zweyte Anhang ent-
hält eine Kanzelrede über die Nothwendigkeit der
Kindertaufe, die vortreſſlich iſt, aber es noch mehr
ſeyn würde, wenn ſie an allen Stellen gleich popu-
lär wäre.

Dſr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Königsberg*, in Commiſſ. b. Nicolovius:
Commentatio ethico-theologica de Immanuele Kantio, veri-
tatis religionis Chriſtianae in foro rationis humanae non accuſa-
tore ſed vindice; ſcripſit *Steph. Wannowski*, Sacr. Reforma-
torum Miniſter, et ſcholae ex iisdem denominatae Rector.
1806. 32 S. 8. (3 Gr.) Veranlaſſung zu dieſer Schrift gab dem
Vf. die Jubelfeyer der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder,
welcher er für den vorzüglichen Antheil, den ſie an ſeiner
literariſchen Bildung hatte, bey dieſer Gelegenheit ein litera-
riſches Denkmal ſtiften wollte. Er wählte dazu den philoſo-
phiſchen Helden des Zeitalters, wie *er* ihn ſchildert — und
beſchloſs, denſelben gegen den Vorwurf gefährlicher Grund-
ſätze in Beziehung auf die geoffenbarte Religion zu vertheidi-
gen. In dieſer Abſicht geht er von ſeiner Erziehung aus.
Kant's Ältern ſowohl als ſeine früheren Lehrer waren dem
Spener'ſchen, hauptſächlich durch *Franc. Alb. Schulze* nach
Königsberg verpflanzten, Pietismus von ganzer Seele ergeben.
Mit dieſer frömmelnden Denkart machte auf der anderen Sei-
te die, von Friedrich dem Groſsen in den preuſſiſchen Staa-
ten jetzt immer mehr begünſtigte, franzöſiſche Philoſophie ei-
nen auffallenden Contraſt. *Kant* ging in der Mitte zwiſchen
beiden durch; ungeachtet die vollkommene Gewiſſensfreyheit,
welche man unter dem Schutze des Königs genoſs, ihn bey
freymüthigen Äuſserungen im Puncte der Religion über jede
Bedenklichkeit würde hinweggeſetzt haben. Er vermied es,
und zwar, nach des Vfs. Behauptung, *abſichtlich*, in der er-
ſten Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn über die Re-
ligion zu ſchreiben; und kam er, als Lehrer oder als Freund
und Geſellſchafter, in den Fall, ſich über ſie erklären zu müſ-
ſen: ſo geſchahe es allemal mit Beſcheidenheit, Mäſsigung
und Vorſicht. Da er ſich aber nun ſpäterhin hinlänglich vor-
bereitet und reif genug glaubte, um auch über die Religion
ein gediegenes Wort öffentlich ſprechen zu können, — was
hauptſächlich in ſeiner Schrift: *Die Religion innerhalb der
Grenzen der Vernunft*, geſchahe: ſo fiel ſeine Entſcheidung
dahin aus, jede vernünftige Gottesverehrung könne keinen
anderen als *rein ſittlichen* Zweck haben. *Wahr* hieſs ihm
daher die chriſtliche Religion, inſofern ſie als eine *rein ſitt-
liche* Lehre von ihrem Stifter vorgetragen wurde; die erſt nach-
her von anderen vorgenommenen Erweiterungen und geſchicht-
lichen Darſtellungen der chriſtlichen Offenbarung zu beur-
kunden oder zu rechtfertigen, überlieſs *Kant*, als Philoſoph,
denjenigen, deren Amt und Stand es mit ſich bringt, ſich hier-
auf einzulaſſen (S. 11). In der Auslegung der Bibel ſtimmte
er überall auf eine *vernunftgemäſse* Deutung ihres Sinnes, und
auf eine völlige Ausgleichung ſowohl als Vereinigung der ge-
offenbarten und natürlichen Religion, wie der Vf. meiſtens
mit *Kants* eigenen Worten zu beweiſen ſucht. Dieſe Be-
freundung beider, in welche Hr. *W*. die ganze *religioſe* Ten-
denz aller hieher gehörigen Schriften des königsbergiſchen
Philoſophen ſetzt, führt er nun vollends durch einzelne Lehr-
ſätze, z. B. vom Daſeyn Gottes, von einer, noch jetzt alles
leitenden und nach weiſen Zwecken ordnenden Vorſehung,
hindurch, und bemüht ſich, hiemit auch *im Einzelnen* dar-
zuthun, daſs *Kant vindex veritatis religionis Chriſtianae* gewe-
ſen ſey, *inſofern* zwiſchen chriſtlicher und natürlicher Reli-
gion, oder vielmehr, zwiſchen Religion und Sittenlehre, gar
kein weſentlicher Unterſchied mehr angenommen werde. Cr.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

1) Coblenz, b. Pauli u. Comp.: *Codex Napoleon.* Überſetzt von *F. Laſſaulx*, Prof. zu Coblenz. Zweyte, dem Geſetz vom 3 Sept. 1807 gemäſse, und mit allen bis zur Verkündigung dieſes Geſetzes erſchienenen, ins Civilrecht einſchlägigen Geſetzen und Verordnungen vermehrte Auflage. Mit einem Anhang und einem vollſtändigen Sachregiſter. 1807. 570 S. 8. (2 Thlr.)

2) Strassburg u. Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Codex Napoleon.* Überſetzt nach der neuen officiellen Ausgabe von einer Geſellſchaft Rechtsgelehrter, und durch Noten erläutert von *L. Spielmann*, kaiſerl. Procur. b. d. Civilger. zu Straſsburg, und auſserord. Prof. a. d. Rechtsſchule daſ. 1808. 677 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

3) Köln, b. Kei: *Code Napoléon.* Nach dem officiellen Texte überſetzt von Hn. *Daniels*, Subſtituten des kaiſ. Generalprocurators b. d. Caſſationshofe zu Paris. Zweyte Aufl. (welcher die Geſetze, kaiſ. Decrete, Gutachten des Staatsraths und Inſtructionen des Groſsrichters Juſtizminiſters, wodurch mehrere Verfügungen des Geſetzgeb. Nap. näher beſtimmt oder erläutert werden, an den gehörigen Orten beygefügt ſind.) 1808. 585 S. 8. (2 Thlr.)

4) Leipzig, b. Hinrichs: *Napoleons I. bürgerliches Geſetzbuch.* Nach der neueſten officiellen Originalausgabe und den decretirten Abänderungen vom 3 Sept. 1807, verdeutſcht und mit einigen erklärenden Anmerkungen, auch einem vollſtändigen Wort- und Sach-Regiſter verſehen von *K. L. M. Müller.* 1808. 351 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

5) Dessau u. Leipzig, b. Voſs: *Napoleons I. bürgerliches Geſetzbuch.* Nach der neueſten officiellen Ausgabe verdeutſcht und nebſt den von dem franzöſiſchen Rechtsgelehrten Hn. *Dard* jedem Artikel beygefügten Parallelſtellen des römiſchen und älteren franzöſiſchen Rechts, auch ſeinen eigenen Bemerkungen, und einem vollſtändigen Sachregiſter, herausgegeben von D. *Chriſt. Dan. Erhard*, kön. ſächſ. Oberhofgerichtsaſſeſſor, ord. Prof. d. Rechte zu Leipzig u. ſ. w. 1808. XX u. 624 S. 8. (2 Thlr.)

6) Strassburg u. Paris, b. Treuttel und Würtz: *Alphabetiſches Sachregiſter zu No. 2.* 1808. 147 S. 8. (12 Gr.)

Mit Macht ſcheint der *Code Napoléon*, deſſen groſse Vorzüge vor allen bisherigen Geſetzbüchern von einem anderen Recenſenten in dem 3 — 8 Stücke des vorigen Jahrg. dieſer Zeitung näher entwickelt worden ſind, ſich auch in Deutſchland Eingang zu verſchaffen. Nachdem derſelbe in dem Königreiche Weſtphalen, dem Groſsherzogthum Warſchau und dem Gebiete von Danzig bereits geſetzliche Kraft erhalten, haben nunmehr auch der Fürſt Primas und die Groſsherzoge von Baden und Heſſen ſich für deſſen Annahme erklärt; auch weiſs man mit Zuverläſſigkeit, daſs noch andere Fürſten des rheiniſchen Bundes denſelben in ihren Staaten einführen werden. — Es iſt demnach die höchſte Zeit, das deutſche Publicum durch eine *ſpecielle* Anzeige und Würdigung der ſeither erſchienenen *) deutſchen Überſetzungen in den Stand zu ſetzen, bey dem Studium jenes Geſetzbuches diejenige zu wählen, welche am meiſten dazu geeignet iſt, entweder ganz die Stelle des Originals zu vertreten, oder doch zu deſſen Erläuterung gebraucht zu werden. — Am ſicherſten werden wir dieſen Zweck erreichen, wenn wir dieſelben ſämmtlich aus einem dreyfachen Geſichtspuncte betrachten, nämlich I) nach ihrem Werthe im Allgemeinen mit Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit einer jeden, II) nach ihrem Verhältniſſe zu einander, mit Rückſicht auf die ſchwierigſten Stellen des Geſetzbuchs, und endlich III) nach den beſonderen Fehlern und Verſehen, die einer jeden einzelnen zur Laſt fallen.

I) *Allgemeine Würdigung.* a) Die *Laſſaulx*ſche Überſetzung ſteht allen übrigen in der Hinſicht offenbar ſehr bedeutend nach, daſs ſie nicht nur, der auf dem Titel geſchehenen Verſicherung ungeachtet, ſehr wenige der durch das Geſetz vom 3 Sept. 1807 erfolgten Abänderungen in dem Context ſelbſt, den bey weitem gröſsten Theil aber bloſs auf einem beygedruckten Blatte, enthält, ſondern daſs ſie auch am wenigſten unter allen auf Reinheit der Sprache Anſpruch machen kann, vielmehr durchgehends mit undeutſchen Redensarten angefüllt iſt. Die Überſetzung ſelbſt iſt mehrentheils richtig, und die an den gehörigen Stellen mit abgedruckten neueren franzöſiſchen Geſetze tragen ſehr zur Erläuterung bey, der Anhang aber, worin alle erſt nach dem Abdrucke der Überſetzung erſchienenen Geſetze mitgetheilt werden ſollten, iſt, ſo viel Rec. weiſs, ſo

*) Die officielle weſtphäliſche Überſetzung des *C. N.* war bey Abfaſſung dieſer ſchon im September eingegangenen Recenſion noch nicht erſchienen, und wird in künftigem Jahrgange unſerer A. L. Z. beurtheilt werden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

Digitized

wenig, als das verſprochene Sachregiſter, bis jetzt erſchienen. b) Die *Spielmannſche* Überſetzung zeichnet ſich durch einen flieſsenderen Styl und beſſeren Periodenbau, als man in den anderen in Frankreich erſchienenen Überſetzungen findet, vortheilhaft aus; dagegen aber machen bedeutende Nachläſſigkeiten und wirkliche Überſetzungsfehler ihren Gebrauch ohne Zuziehung des Originals ſehr miſslich und ſogar gefährlich; auch gereicht es nicht zu ihrer Empfehlung, daſs ſie von *mehreren* Rechtsgelehrten ausgearbeitet iſt, da man die ſehr verſchiedene Fähigkeit und Aufmerkſamkeit, womit ſolches geſchehen, deutlich wahrnimmt. Einen entſchiedenen Vorzug würden ihr die beygefügten Noten geben, wenn ſie dem Zwecke ganz entſprächen, den der Vf. damit beabſichtigte. Recht brauchbar ſind dieſelben, ſo lange er ſich auf das bloſs Hiſtoriſche beſchränkt und nur erzählt, wie die eine oder andere auf Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Verfaſſung ſich beziehende Verfügung damit zuſammenhänge; ganz werthlos, oft ſogar unrichtig (z. B. die zum 1238. 1385 und 1400 Art.) erſcheinen ſie dagegen, wenn der Vf. ſich auf wiſſenſchaftliche Erläuterungen einläſst; ſo wie auch die ſonſt höchſt lobenswerthe Beyfügung der Parallelſtellen durch ihre Unvollſtändigkeit oft mehr zum Irrthume, als zur Belehrung führt. Das viel ſpäter erſchienene Sachregiſter iſt, wie ſchon die Seitenzahl beweiſt, das ausführlichſte, welches wir bisher haben, wiewohl noch keineswegs vollſtändig, da z. B., um nur einige Hauptworte anzuführen, bey: *Bürgſchaft*, die Art. 123. 124. 963. 1153. 1216. 1550. 1613. 1653. 1692. 2185 und 2230, bey: *Friedensrichter* die Art. 392. 416. 453. 478. 479. 2198 und 2245, bey *Gütergemeinſchaft* die Art. 126. 217. 271. 818. 2066. 2208 und 2256, bey *Nutznieſsung* die Art. 389. 453. 1020. 1094. 1409 und 1546 fehlen, bey den Worten: *Familienrath, Minderjähriger, kaiſ. Procurator, Solidarität* u. ſ. w., aber kaum die Hälfte der dazu gehörigen Artikel angeführt iſt. Auſserdem hätten nothwendig mehrere Nachweiſungen Statt finden müſſen, da z. B. wer die geſetzliche Beſtimmung über Sachverſtändige ſucht, dieſelbe weder unter dieſem Worte, noch unter: Kunſtverſtändige, ſondern unter dem ganz undeutſchen Ausdrucke: Experten, findet. — c) Die *Danielsſche* Überſetzung behauptet, obgleich dieſe neue Ausgabe, ſo weit Rec. dieſelbe mit der früheren verglichen hat, ein bloſs wörtlicher Abdruck derſelben zu ſeyn ſcheint, noch immer den Rang vor allen, ſowohl früher, als gleichzeitig mit ihr, erſchienenen Überſetzungen, ſelbſt vor der *Müller*ſchen, welche übrigens, wie wir nachher bemerken werden, als treue Nachbildung derſelben zu betrachten iſt. Genauigkeit und Richtigkeit des Ausdrucks in Beziehung auf den Urtext ſind ihr gröſstes Verdienſt; nur ſelten ſtöſst man auf Stellen, in denen der Sinn nicht ganz getroffen iſt, durchgehends aber bemerkt man den Fleiſs und die Aufmerkſamkeit, womit der Vf. gearbeitet hat. Dem Style ſchaden hauptſächlich die allzu ſichtbare Beybehaltung des franzöſiſchen Periodenbaues, und die vielen aus dem Franzöſiſchen angenommenen, doch allerdings überſetzbaren Ausdrücke. Die auf dem Titel angegebenen Zuſätze zu dieſer neuen Ausgabe erhöhen noch ſehr ihre Brauchbarkeit. — Ungern geht Rec. von dieſer — d) zu der *Müller*ſchen Überſetzung — der erſten auf deutſchem Boden erſchienenen — über. Kommt auch den franzöſiſchen Überſetzern die Entſchuldigung zu Statten, daſs durch ihre Arbeit einem Bedürfniſſe ihrer Mitbürger abgeholfen ward, dem ſie nicht ſchnell genug begegnen konnten, und welches ihnen nicht geſtattete, auf ihre Arbeit ſo viele Zeit zu verwenden, als eine ſorgſame Prüfung jedes einzelnen Ausdrucks nothwendig erfodert hätte; giebt ihnen auch der Umſtand, daſs es eine fremde oder doch ihnen fremd gewordene Sprache iſt, in welche ſie das Geſetzbuch übertrugen, den gegründetſten Anſpruch auf Nachſicht: ſo ſteht dem deutſchen Gelehrten, der aus einer auch in Deutſchland ſehr bekannten in ſeine Mutterſprache überſetzt, und den noch kein Bedürfniſs jener Art zur Eile antreibt, durchaus nichts zur Seite, womit er es zu rechtfertigen vermöchte, ſelbſt nach dem Vorgange jener Aller nicht etwas Beſſeres als ſie geliefert zu haben, ja in manchem Betracht ſogar hinter denſelben zurückgeblieben zu ſeyn. Hr. *M.* hat möglichſt geeilt; um ja Niemanden vor ſich zu laſſen, hat zu dem Ende die *Daniels*ſche Überſetzung vor ſich genommen, in dieſelbe, was ihm gutdünkte, hinein corrigirt (wie einzelne ganz inconſequent ſtehen gebliebene Stellen auſser Zweifel ſetzen), mehrere Stellen verſchlechtert, und hierauf den Abdruck mit ſolcher Nachläſſigkeit beſorgen laſſen, daſs hin und wieder, beſonders auch in dem beygedruckten franzöſiſchen Texte (Art. 805. 906. 1201. 1233. 1246. 1500. 1537.) nicht bloſs einzelne Worte, ſondern ſogar ganze Stellen ausgelaſſen ſind — Endlich e) muſs ſich zwar auch die *Erhard*ſche Überſetzung nicht nur einer gleich ſtrengen Prüfung, wie die vorige, aus den nehmlichen Gründen, ſondern einer noch ſtrengeren ſogar in der Hinſicht unterwerfen, weil ihr Vf. und Verleger bey der Ankündigung ſelbſt die ganze Strenge der Kritik gegen ſich aufgefodert haben. Doch ſie verträgt auch weit eher eine ſolche Prüfung, verträgt inſonderheit die ſchärfſte Vergleichung mit allen ihren Vorgängern, ohne dadurch in Schatten geſtellt zu werden; obgleich Rec. bekennen muſs, daſs er, abſtrahirt von einer Vergleichung mit jenen, und nur auf die Erfoderniſſe einer ſolchen Überſetzung *im Allgemeinen* Rückſicht genommen, gerade von Hn. *E. noch bey weitem mehr* erwartet hätte, zumal da deſſen Arbeit einen ſo bedächtlichen Gang genommen hat, daſs das *dritte* Buch eben jetzt erſt erſchienen iſt, und daher von dem Rec. hier nicht hat berückſichtiget werden können. An einzelnen Stellen wird ſich dieſes minder vortheilhafte Urtheil nachher noch bewähren; einige allgemeinere Erinnerungen aber finden hier ſchon ihren Platz. Sie beſtehen darin, daſs 1) Hr. E. ſich oft zu wenig an die Worte des Textes gehalten, und inſonderheit dem Wunſche, Mannich-

Digitized by Google

ſaltigkeit und Abwechslung in den Ausdruck zu bringen, die erſte Pflicht des Überſetzers eines Geſetzbuches, dem Leſer das richtige Auffaſſen der darin enthaltenen Verfügungen zu erleichtern, und ihm jeden Zweifel über deren Richtigkeit zu erſparen, nicht ſelten nachgeſetzt hat. Man hat es, und mit Recht, Hn. *Daniels* vorgeworfen, daſs er durch ſeine allzu wörtliche Überſetzung und daher entſtehende Weitſchweifigkeit öfters ermüde, obwohl das getreue Wiedergeben des Urtextes bey einer Überſetzung, die, wie die *Daniels*'ſche, die Stelle des Originals für diejenigen, welchen dieſes als Geſetz gilt, vertreten ſoll, weit mehr Werth hat, als die beſtſtyliſirte Darſtellung des Sinnes der Geſetze, welche unvermeidlich der Gefahr ausſetzt, einzelne Ausdrücke, die an ſich wenig, im Zuſammenhange aber oft ſehr viel, entſcheiden, verloren gehen zu laſſen. Mehr Spielraum haben freylich bloſs wiſſenſchaftliche Überſetzungen; doch dürfen auch ſie einen billigen Mittelweg nicht überſchreiten, und Hr. *E.* hätte der ſeinigen gewiſs nicht geſchadet, wenn er mehr darauf Bedacht genommen hätte, durch genaueres Anſchlieſsen an den Text und durch Beybehaltung des nämlichen Ausdrucks für den nämlichen, wenn gleich öfter vorkommenden Gegenſtand, jeder Ungewiſsheit vorzubeugen. — Sodann 2) hat auch Hr. *E.* zu wenig Aufmerkſamkeit auf die Reinheit unſerer Mutterſprache verwendet, die uns doch jetzt, wo wir die Gelegenheit haben, ſie von ſo manchem fremden Ausdrucke, den wir dem römiſchen und kanoniſchen Rechte verdanken, zu ſaubern, und wo auf der anderen Seite alle Vorſicht anzuwenden iſt, um nicht die Sprache jenes neuen Geſetzbuches mit der unſrigen zu vermiſchen, ganz vorzüglich am Herzen liegen muſs. Einzelne Worte giebt es allerdings, die ſich nicht wohl verdeutſchen laſſen, wie z. B. *alternativ*, *Paraphernalien*, *Hypothek*, *Confuſion*, vielleicht auch *Competenz*; andere, die nur umſchrieben werden können, und daher bey öfterem Gebrauche, nach einmaliger Verdeutſchung, am beſten beybehalten werden, wie z. B. *Emancipation*, *Beneficiarerbe*, *Interdicirter*, *aliquoter Theil*, *ſolidariſch* u. ſ. w.; keines von beiden aber iſt der Fall mit *Formalität*, *Nullität*, *Seſſion*, *Sentenz*, *majorenn*, *Criminal*, *ſpeciell*, *Alimente*, *Reparatur*, *Uſufructuar*, *Signatur* u. ſ. w., deren ſich doch Hr. *E.* faſt durchgehends bedient hat. Ferner 3) hat Hr. *E.* es ſich erlaubt, auſser den beygefügten Noten unter dem Texte auch einzelne Erläuterungen in den Text einzuſchalten. Dieſs kann Rec. im Allgemeinen ſchon nicht billigen, da es den Leſer, welcher das Original ſelbſt nicht vergleichen kann, nothwendig irre macht; ein tadelnswerther Fehler aber iſt es, wenn dergleichen Erläuterungen ſogar Unrichtigkeiten enthalten. Dieſs aber iſt bey mehreren der *Erhard*'ſchen, und namentlich bey folgenden, offenbar der Fall: Im 76 Art. N. 5 werden *actes respectueux* durch „Urkunden über das ehrerbietige Geſuch (um den Beyrath der Ältern oder der Familie)" überſetzt; die eingeſchloſſenen Worte ſind zugeſetzt, und enthalten die unrichtige Vorausſetzung, daſs auch *an die Familie* dergleichen ehrerbietige Geſuche gerichtet werden müſsten. Eben ſo iſt in dem nämlichen Art. N. 6: *divers domiciles* durch „Wohnorte der Ehegatten" überſetzt; der Zuſatz: *Ehegatten* ſoll den Sinn aufklären, iſt aber falſch, da nach dem 168 Art. auch an dem Wohnorte derer, unter deren Gewalt ſich die Ehegatten befinden, das Aufgebot geſchehen muſs. Auffallender noch iſt die Überſetzung des 340 Art.: „es iſt verboten (Amtshalber) zu unterſuchen, wer der Vater eines Kindes ſey." Der Zuſatz: *Amtshalber* iſt völlig unrichtig, und dem Geiſte der franz. Geſetzgebung durchaus zuwider, indem alle dem Geſetze vorausgegangenen Verhandlungen zeigen, daſs durch daſſelbe die *Civilklage* auf Anerkennung eines unehelichen Kindes ausgeſchloſſen werden ſollte. Auch die im 448 Art. befindliche Einſchaltung: „(im Protocolle)" hätte füglich wegbleiben können, da ſie überflüſſig, vielleicht ſogar unrichtig iſt. — Endlich iſt auch noch etwas über die beygefügten *Parallelſtellen* und *Noten* zu ſagen, da zumal der Vf. darauf viel Gewicht zu legen ſcheint. Die erſteren ſind äuſserſt unvollſtändig, und deren bey weitem nicht ſo viele, als *Spielmann* geſammelt hat, obgleich auch dieſe faſt auf die doppelte Anzahl vermehrt werden könnten. Die Noten aber ſind theils eigene Bemerkungen, theils aus dem auch in Deutſchland ſchon bekannten Werke des Hn. *Dard* entlehnt. Die eigenen ſind nicht ſehr zahlreich und in exegetiſcher Hinſicht von weniger Bedeutung, oft ſogar, z. B. die zum 5. 6. und 45 Art., nicht ganz richtig; an anderen Stellen hingegen, wo ſie nöthig geweſen wären, fehlen ſie ganz, welches vorzüglich in Anſehung des 153 Art. mit Rückſicht auf die Rede des Staatsraths *Bigot-Préameneu* im geſetzgebenden Corps (und eine Entſcheidung des Appellationshofes zu Bordeaux: *Jurisprudence du C. C.* VIII, 232) eine Rüge verdient. Die Beyfügung der *Dard*'ſchen Noten iſt ſehr zweckmäſsig, doch möchte ein groſser Theil derſelben, welcher bloſs das franz. Gewohnheitsrecht zum Gegenſtande hat, die meiſten Leſer nicht intereſſiren, für den Gelehrten aber durch den in Leipzig erſchienenen beſonderen Abdruck ſämmtlicher *Dard*'ſchen Noten entbehrlich geworden ſeyn.

II) *Zuſammenſtellung und Vergleichung in Rückſicht beſonders ſchwieriger Ausdrücke und Stellen des Geſetzbuches.* — Vorerſt finden ſich in dem *Code Napoléon* viele zum Theil ſehr häufig gebrauchte Ausdrücke, die der franzöſiſchen Sprache, und inſonderheit dem franz. Geſchäftsſtyle, ſo gänzlich eigen ſind, daſs man im Deutſchen einzelne gleichbedeutende Worte vergebens ſucht, und daher entweder mehrere, mit denen man nach Verſchiedenheit der jedesmaligen Bedeutung abwechſelt, wählen, oder zu Umſchreibungen ſeine Zuflucht nehmen muſs. Über dieſe Ausdrücke muſs der Überſ. ganz mit ſich im Reinen ſeyn, wenn er auf Conſequenz und Richtigkeit der Überſetzung Anſpruch machen will. Alsdann aber fehlt es auch nicht an ganzen

Stellen, deren wahrer Sinn den erheblichſten Schwierigkeiten unterworfen iſt, ſo daſs dem Überſetzer ſelbſt die genaueſte Sprachkenntniſs nicht aushilft, ſondern nur ein gründliches Studium der Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Rechts und der damit in Verbindung ſtehenden Verfaſſung den rechten Weg zu zeigen vermag. — Die vorzüglichſten ſowohl jener, als dieſer, wollen wir einzeln durchgehen, hiemit jedoch, um dieſem Theile der gegenwärtigen Beurtheilung ein noch gröſseres Intereſſe zu geben, als der Gegenſtand ſelbſt ihm ſchon gewähren dürfte, eine Vergleichung mit der die officielle italiäniſche Überſetzung begleitenden *lateiniſchen* (welche weit vorzüglicher, als die in Paris erſchienene, iſt, und auch der deutſchen Überſetzung für das Königreich Weſtphalen beygefügt werden wird) verbinden, und zugleich auf *Zachariä's* ſehr lehrreiches Handbuch des franzöſiſchen Rechts, ſofern es als Hülfsmittel der Interpretation in Betracht kommen kann, durchgehends Rückſicht nehmen.

A) *Schwer zu überſetzende Ausdrücke.* — Dahin gehören: 1) die Worte *cité* und *traduit* in dem 14ten Artikel. *Daniels*, *Spielmann*, *Müller* und *Zachariä* nehmen dieſelben völlig gleichbedeutend, *Laſſaulx* überſetzt erſteres durch: *geladen*, letzteres durch: *gezogen;* eben das thut *Erhard*, jedoch mit der Bemerkung, daſs das Wort *traduit* nur auf ſolche Ausländer gehe, welche ſich in Frankreich aufhalten. Von der nämlichen Anſicht ausgehend, machte es noch kürzlich ein Rec. der *Spielmann*'ſchen Überſetzung den Verfaſſern derſelben ſehr zum Vorwurfe, daſs ſie den *weſentlichen Unterſchied* jener beiden Worte nicht beachtet hätten. Sowohl dieſer Rec., als Hr. *E.*, möchten ſich inzwiſchen dieſsmal irren; denn, bloſs grammatiſch genommen, heiſst *traduire devant un juge* nicht etwa, Jemanden perſönlich vor Gericht ſtellen, wie jener Rec. zu glauben ſcheint, ſondern nur: von ſeinem gewöhnlichen Gerichte ab- und vor ein anderes ziehen. Dieſs paſst zum Theil auch auf den erſten Fall des Artikels, mithin liegt jener Verſchiedenheit der Worte wohl mehr die Abſicht, mit den Ausdrücken abzuwechſeln, als irgend ein weſentlicher Zweck zum Grunde. Aber auch die Geſchichte der Abfaſſung des 14ten Art. iſt gegen jene Meinung, da in dem Projecte des Geſetzbuches für *beide* Fälle das Wort: *traduit* gebraucht war, und da überdieſs der bey dem zweyten Falle von dem Staatsrathe Anfangs beliebte Zuſatz: *s' il eſt trouvé en France*, ausdrücklich wieder weggeſtrichen wurde. Zudem hält ſogar einer der Redactoren des Geſetzbuches, *Maleville*, dafür, daſs man die beiden Sätze des Artikels füglich hätte in einen faſſen können, wobey er ſich bloſs des Wortes *cité* bedient, und endlich geht aus mehreren Entſcheidungen der Appellationshöfe in Frankreich (*Jurisprudence V*, 468. *Laſſaulx Journ. III*, 6, 175) klar hervor, daſs man jenen Unterſchied für gänzlich unentſcheidend gehalten hat, nicht einmal zu gedenken, daſs der Art. 15 ſelbſt das Wort: *traduit* von Einländern gebraucht, und Hr. *E.* kein Bedenken findet, es hier geradezu durch: *belangt* zu überſetzen. Übrigens machen die lateiniſche und italiäniſche Überſetzung ebenfalls keinen Unterſchied. — 2) Das ſo oft und bey ſo verſchiedenartigen Gelegenheiten vorkommende Wort: *acte*. Die Vf. der drey erſtgenannten Überſetzungen haben ſich damit leicht geholfen, indem ſie durchgehends den Ausdruck: *Act* beybehalten, und es dem Leſer überlaſſen, den jedesmaligen Sinn zu errathen. — Das Wort *acte* heiſst in der franzöſiſchen Rechtsſprache *jede Handlung*, mag ſie nun perſönlich, mündlich oder ſchriftlich geſchehen, inſonderheit die, welcher das Geſetz eine gewiſſe Form vorſchreibt. In ſehr vielen Fällen kann es durch *Urkunde*, in anderen muſs es durch *Rechtsgeſchäft*, noch in anderen durch *Handlung*, in einigen aber durch *Beſcheinigung*, überſetzt werden; die erſte Bedeutung hat es z. B. in dem zuſammengeſetzten Ausdrucke: *acte de l'état civil*, und im ganzen Titel vom Urkundenbeweiſe, die zweyte in den Art. 111, 219, 1451, die dritte in den Art. 151, 391, 779, die vierte endlich in den Art. 283, 287 und 2174. Theils unrichtig, theils wenigſtens nicht genau genug iſt es daher, wenn das Wort: *acte* von Hn. *M.* in den Art. 111 und 2174, und von Hn. *E.* in den Art. 111, 219 und 283 durch *Urkunde*, dagegen von erſterem in den Art. 931, 1335 und 1396, wo es offenbar einen ſchriftlichen Aufſatz, eine Urkunde, bezeichnet, durch: *Handlung*, überſetzt wird. — Beſonders ſchwierig iſt jenes Wort in dem zuſammengeſetzten Ausdrucke: *actes de l'état civil*, welches die drey franzöſiſchen Überſetzer ohne Umſtände durch: *Acte des Civilſtandes*, die übrigen aber auf ſehr verſchiedene Weiſe geben. Hr. *M.* ſagt: *Urkunden über den bürgerlichen Zuſtand*, (auch: *über die bürgerliche Rechtsfähigkeit*); Hr. *E.* wechſelt, nach der oben ſchon gerügten Methode, mit den Ausdrücken ab, indem er bald: *Beurkundung des bürgerlichen Zuſtandes*, bald: *Urkunden zur Beglaubigung des bürgerl. Zuſtandes*, oder auch: *des Civilſtandes* ſagt, bald dieſelben *Protocolle*, bald wieder *Scheine*, einmal ſogar *Regiſtraturen* nennt. Hr. *Zach.* endlich behält theils das franzöſiſche Wort *acte* ganz bey, und ſagt nun: *der Acte (maſc.) des Civilſtandes*, oder er überſetzt daſſelbe, wie *E.*, durch: *Protocolle*. Gegen eine jede dieſer Benennungen lieſse ſich gar Manches erinnern, wiewohl die *actes de l'état civil* mit unſeren Protocollen am meiſten übereinkommen; doch hat auch dieſer Ausdruck das immer gegen ſich, daſs er nicht ſelten zu Colliſion mit *procès verbal*, welches in der fanzöſiſchen Rechtsſprache eigentlich das Protocoll bezeichnet, Veranlaſſung geben würde. Der in einem Aufſatze in den *europäiſchen Annalen* einmal gebrauchte Ausdruck: *Urkunden des Perſonenſtandes*, ſcheint dem Rec. unter allen der paſſendſte.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Fortſetzung der Recenſion

von

Laſſaulx, Spielmann's, Daniels, Müllers und Erhard's

deutſchen Überſetzungen

des Code Napoléon.

Eine ähnliche Bewandniſs, wie mit dem Worte *acte*, hat es 3) mit dem Ausdrucke: *titre*, welcher in den transrhenaniſchen Überſetzungen wieder geradezu durch *Titel* gegeben wird, ſo unpaſſend dieſs auch oft iſt. *Titre* heiſst im Allgemeinen jeder Entſtehungsgrund von Rechten, mögen dieſe unmittelbar oder nur mittelbar darauf beruhen; daher ſowohl die juriſtiſche Handlung, welche Rechte begründet, als die Urkunde, welche darüber aufgenommen wurde. So bezeichnet dieſs Wort im 126 Art. die ſämmtlichen Documente, welche Jemand über die ihm zuſtehenden Rechte in Händen hat, z. B. Schuldverſchreibungen, Kaufbriefe u. ſ. w. In dieſem allgemeinen Sinne überſetzt man es daher wohl am beſten durch *Brieffſchaften*; *Laſſ.* hat *Rechtstitel*, *Dan. Erwerbungsbriefe*, *M. rechtliche Foderungen*, *Sp. Schriften* und *E. Documente* (Papiere), welches noch am richtigſten ſeyn würde, wenn es nicht ein fremdes Wort und die beygefügte Erläuterung allzu unbeſtimmt wäre. — So bezeichnet es ferner im 320, ſo wie *titre de naissance* in einigen der folgenden Artikel, die *Urkunde*, wodurch Jemand die wirkliche Zuſtändigkeit der ehelichen Geburt darthut, und ſo muſs man es auch überſetzen, wiewohl es auch in jenem erſteren Art., wo es allein und disjunctiv mit *possession* ſteht, von Hn. *E.* ganz richtig durch *Beweismittel* gegeben wird. *L.* hat bloſs *Titel*, *D.* und *M.*, *Rechtstitel*, *Sp.* aber *Urkunde*. Auch im 1331 Art. bedeutet es nichts anderes als *Beweismittel*, obgleich es auch hier von *L.* durch *Rechtstitel* und von *Sp.* durch *Urkunde* gegeben wird. — An anderen Orten, z. B. in den Art. 560, 653, 2265 und 2267 bezeichnet es wirklich das, was wir bisher *Rechtstitel* zu nennen pflegten, den Erwerbsgrund eines Rechts. Hier überſetzt man es am richtigſten durch *Rechtsgrund*. *L.* hat *Titel*, *D.* und *M.* im 560, 2265 und 2267 Art. ebenfalls *Titel*, im 653 aber *ſchriftlicher Beweis*, *Sp.* im 2265 Art. *Titel*, in allen übrigen, ſogar im 2279, *Urkunde*, *E.* im 560: *Erwerbtitel* und im 653: *Urkunde*. — Endlich giebt es noch einige Fälle, wo zwar auch die obige allgemeine Bedeutung paſst, wo aber keiner unſerer deutſchen Ausdrücke eine genaue Bezeichnung enthält. Hier muſs der Überſetzer nur auf die Sache ſelbſt ſehen, ohne ſich ganz ſtreng an die Worte zu binden; daher läſst ſich *titre constitutif ou d'établissement* im 695 und 698 (628 686, 690) Art. nicht wohl anders als durch *Art der Verleihung* geben (*L.* hat *Begründungstitel*, *D. urſprünglicher Titel*, *M. conſtitutiver Rechtstitel*, *Sp. Begründungsurkunde*, *E. Errichtungsurkunde*), und daher wird auch in den Art. 664 und 2229 das Wort *titre* am beſten ganz unüberſetzt gelaſſen; die 4 erſtgenannten Überſetzer beziehen zwar den Ausdruck: *à titre de proprietaire* im 2229 Art auf einen *Eigenthumstitel*, dieſs iſt aber unrichtig, da hier bloſs der bey jeder Verjährung nothwendige *animus*, *rem ſibi habendi* gemeint iſt, das Erfoderniſs eines beſtimmten Rechtsgrundes (*titulus*) aber erſt in den Art. 2265 und 2267, als ſpecielle Bedingung der zehnjährigen Verjährung, vorkommt; auch Hr. *Z.* hat daher ſeiner ganz paſſenden Überſetzung: *als Eigenthümer* dadurch ihren Werth benommen, daſs er den 2267 Art. dabey allegirt. — Noch kommt das Wort *titre* in einer Zuſammenſetzung vor, welche von mehreren jener Überſetzer offenbar miſsverſtanden worden iſt; es iſt dieſs *titre-nouvel* im 2263 Art. *L.*, *Sp.*, *Z.* und die Vff. der italiäniſchen und lateiniſchen Überſetzung haben es gleichbedeutend mit *titre nouveau* gehalten, und es daher durch *neuen Titel*, *neue Urkunde* gegeben. *Titre-nouvel* iſt nach *Ferriere* ein *terminus technicus* und bezeichnet die Beſcheinigung der bisherigen Rentenzahlung und die Anerkennung der fortdauernden Verbindlichkeit hiezu (*contre quittance*, *antapocha*), bloſs zu dem Zwecke, die Verjährung zu unterbrechen (2248). Alſo nicht eine förmliche Schuldverſchreibung, ſondern nur eine ganz einfache Recognition, ein neues Schuld-*Bekenntniſs*, wie *D.*, und nach ihm *M.*, richtig überſetzen, kann nach 28 Jahren der Gläubiger fodern. — Ein gleiches Schickſal, wie die Worte *acte* und *titre* bey den jenſeits rheiniſchen Überſetzern, hat 4) bey *allen* der Ausdruck: *excès* in den Art. 231 u. 259 gehabt, indem ſie ſämmtlich ihn völlig unerklärt in dem Worte: *Exceſſe* wiedergegeben haben. Und doch hätten ſie nur auf die nächſte Quelle der Interpretation — die Reden der Staatsräthe und Tribunen über den Geſetzentwurf — zurückgehen dürfen, um zu finden, welche Art von Exceſſen hier

gemeint ſey, und daſs darunter ebenfalls *Miſshandlungen*, nur von etwas niederem Grade, als das Wort *sévices* bezeichnet, verſtanden werden. Hr. *Treilhard* erklärt nämlich das Wort *excès* durch *mauvais traitemens personnels* und ſtellt ſie neben *sévices dans la rigoureuse acception du mot saevitia, cruauté*, und Hr. *Gillet* ſagt in dieſer Beziehung von dem ſchuldigen Ehegatten: *soit, qu'il attente à sa sureté par des excès, à sa sécurité par des sévices, ou à son honneur par des injures graves.* — Ein anderer im *C. N.* ſehr oft gebrauchter und ebenfalls ſchwieriger Ausdruck iſt ferner 5) das Wort: *arrérages*. Die gewöhnliche Bedeutung hievon iſt: *Rückſtände*, und an dieſe haben ſich die bisherigen Überſetzer faſt durchgehends gehalten, ſo ſehr auch der ganz falſche Sinn, den dieſes zur Folge hat, ſie zu einer beſſeren Wahl hätte auffodern ſollen. Schon das *Dictionnaire de l'academie* bezeugt, daſs unter *arrérages* nicht gerade nothwendig eigentliche Rückſtände, ſondern überhaupt fällige Zahlungen (*ce qui est du, ce qui est echu*) verſtanden werden, die franz. Rechtsſprache aber verbindet damit inſonderheit den Begriff der *jährlichen Gefälle von Renten* oder unaufkündbaren Capitalien (1909), im Gegenſatze von *intérêts* oder Zinſen von aufkündbaren Capitalien (*sommes exigibles* 529), und ſo iſt es durchgehends im *C. N.* gebraucht worden. Bisweilen kann es daher zufällig durch *Rückſtände* (jedoch immer mit dem Zuſatze: *von Renten*) gegeben werden (2277), oft aber würde es auf ganz unrichtige Principien führen, wenn man es ſo überſetzen wollte. Darf z. B. der Nieſsbraucher einer Leibrente ſich durch den 588 Art. berechtiget halten, die bey ſeinem Eintritte in den Nieſsbrauch vorgefundenen Rückſtände oder unbezahlt gebliebenen Termine dieſer Rente zu beziehen, oder gehören dieſe nicht vielmehr dem vorigen Inhaber, und ihm nur die noch fällig werdenden Nutzungen? oder könnte man auf der anderen Seite wohl durch den 385 Art. den Vater verbunden achten, die Zinsrückſtände, welche er bey dem Anfange ſeines Niesbrauches vorfindet, als eine auf dieſem haftende Laſt zu bezahlen? Und doch würde beides aus der Überſetzung von *L.*, *M.*, *Sp.* und *E.*: *rückſtändige und laufende Capitalzinſen*, nothwendig folgen. Nur allein Hr. *D.* hat bey dieſem und einigen anderen Artikeln *arrérages* ganz richtig durch *Renten* überſetzt: um ſo auffallender aber iſt es, daſs ſowohl hier, als vorzüglich beym 1409 Art., wo Hr. *D.* den wahren Sinn von *arrérages* ſo genau angegeben, Hr. *Müller*, ſonſt ſo treu ihm folgend, den ihm richtig vorgezeichneten Weg verlaſſen hat. Sogar beym 1254 Art. haben *L.* und *Sp.* ſich von ihrer einmal angenommenen Meinung nicht trennen können, und reden daher von *Schulden, welche Rückſtände hervorbringen!!* Nur beym 1983 Art. haben ſie ſämmtlich nachgeben müſſen, weil die Beziehung deſſelben auf Rückſtände eine ganz unvernünftige Verfügung zur Folge gehabt hätte. — Die lateiniſche Überſetzung giebt *arrérages* mehrentheils durch *annui reditus*, *Zach.* hingegen läſst es gewöhnlich (I, 245. II, 105) ganz weg, und ſetzt für *arrérages ou intérêts* bloſs: *Zinſen*. — Eine ähnliche Bewandniſs hat es 6) mit dem Worte: *caution*. Bekanntlich wird mit dieſem, aus der lateiniſchen auch in die deutſche Sprache aufgenommenen Worte im gemeinen Leben *jede Sicherheitsleiſtung* bezeichnet, und dieſe Bedeutung legen demſelben *L.*, *D.*, *M.*, *E.* und *Z.* auch im *C. N.*, wo es ſehr häufig einzeln vorkommt, bey. Die franzöſiſche Rechtsſprache aber weicht hievon weſentlich ab; nach ihr heiſst *caution* nicht *jede* Sicherheitsleiſtung, ſondern nur die, welche durch *Bürgen* geſchieht. Dieſs bezeugt nicht nur im Allgemeinen *Ferriere*, ſondern es erhellet ſogar aus den eigenen Verfügungen des Geſetzbuchs. Wem ein Urtheil oder Geſetz die Verbindlichkeit auflegt: *de fournir une caution*, ſoll hiebey nach dem 2040 Art. die Vorſchriften des 2018 und 2019 Art., *welche bloſs auf Bürger anwendbar ſind*, beobachten, und nach dem 2041 Art. erſt alsdann zur Sicherheitsleiſtung durch ein Unterpfand zugelaſſen werden, wenn er keinen Bürgen finden kann. Verlangen hingegen die Geſetze bloſse Sicherheitsleiſtung ohne Beſchränkung auf Bürgſchaft: ſo brauchen ſie, wie z. B. in den Art. 1752, 1912, 1977, 2071, jedesmal den Ausdruck: *suretés*. — *Sp.* iſt der einzige, welcher *caution* richtig durch *Bürgſchaft* überſetzt, indem ſelbſt die lateiniſche Überſetzung es durch *cautio* giebt. Sodann 7) bemerkt Rec. über den Ausdruck: *date certaine* nur dieſes, daſs, wo derſelbe auch vorkommt, die Verfügung des 1328 Art. ihm zur Erklärung dienen muſs; und es daher unzulänglich iſt, wenn Hr. *M.* im 1558 *date certaine antérieure* bloſs durch: *älteres Datum* überſetzt, aber ſogar unrichtig, wenn Hr. *Zach* die beiden Vorausſetzungen: *bail authentique ou dont la date eſt certaine* im 1743 Art. mit einander verbindet, und zuſammen von einer öffentlichen Urkunde verſteht, da doch letzteres ſich lediglich auf Privaturkunden bezieht. — Von minderer Bedeutung, aber doch immer einer beſonderen Prüfung werth, iſt 8) der Ausdruck: *Magiſtrat*. Er wird, gleich dem deutſchen Worte: *Obrigkeit*, gewöhnlich in einer zwiefachen Bedeutung genommen, ſowohl zur Bezeichnung einer jeden öffentlichen, vorzüglich der oberen Policeybehörde, als insbeſondere des Richteramts. In der franzöſiſchen Rechtsſprache, und namentlich in dem *C. N.* hat es aber immer nur die letztere Bedeutung, und es iſt daher nicht zu billigen, wenn *L.*, *D.*, *M.* und *E.* ſich in den Art. 236 und 1335 der Ausdrücke: *Obrigkeit* oder *Magiſtrat* bedienen, zumal die erſteren drey in den Art. 1349 und 1353 *Magiſtrat* durch *Richter* überſetzen, und dadurch ſehr natürlich auf die Idee einer Verſchiedenheit führen, die doch nicht Statt findet, da im 236 Art. ausdrücklich ſteht: *ce magistrat* in Beziehung auf den Präſidenten oder Richter, und auch die im 1335 Art. enthaltene Verfügung nur vom Richter geſchehen kann. *Sp.* hat dieſe beiden Stellen ganz richtig überſetzt; dagegen aber im 286 Art., wo ebenfalls nur vom Richter die Rede iſt (*Erh.*, *Laſſ.*) den Ausdruck: *obrigkeitliche*

Digitized by Google

Perſon gewählt. — 9) Für den Ausdruck: *Miniſtère public* (114. 184. 191. 285. 298. 308 etc.), ohne jedesmalige Umſchreibung einen treffenden deutſchen Ausdruck zu finden, möchte faſt unmöglich ſeyn, da die von einigen der obigen Überſetzer gebrauchten: *öffentliches Miniſterium* (*Laſſ.*, *Dan.*), *Staatsbeamten*, *öffentliche Beamten* (*M.*), *Staatsbehörde* (*Sp.*, *Erh.*), theils völlig unpaſſend, theils nicht genau genug ſind, und, wenn ſie ohne nähere Erläuterung abwechſelnd gebraucht werden, (Hr. *Erh.* ſagt bald öffentliche Staatsbehörde, bald kaiſerlicher Anwald, Hr. *Sp.* aber bedient ſich auſser dieſen beiden noch weiter der Ausdrücke: *von Staatswegen*, und: *von der Obrigkeit*). Am paſſendſten würde der Ausdruck: *Staatsbehörde*, ſeyn, wenn man hinzufügte, *ſofern dieſe bey dem Richteramte mitwirkt*, denn dieſs iſt eigentlich der Sinn von: *miniſtère public*, weſshalb es auch im 1597 Art. heiſst: *les magiſtrats rempliſſant le miniſtère public*; um indeſſen dieſe Umſchreibung zu erſparen, kann man, da zu dem *miniſtère public* keine anderen Perſonen, als die kaiſerlichen Procuratoren (und Generalprocuratoren) gehören, dieſe jedesmal nennen, wo jener Ausdruck vorkommt. — Als Spracheigenheiten des *Code Napoléon* ſind endlich noch die Ausdrücke: *biens*, *ſoulte*, *repriſes*, *ayant-cauſe*, *dette mobilière prix fait*, *loyaux couts*, *bordereau*, *oppoſition*, *inſcription de faux*, *miſe en accuſation*, *fins de non recevoir*, *executoire*, *de plein droit*, *s'il y a lieu*, und einige andere zu betrachten; doch erlaubt der Raum dieſer Blätter keine beſondere Rückſicht auf dieſelben.

B) *Einzelne beſonders ſchwierige Stellen des Geſetzbuches.* Dahin gehören: 1) der Art. 41, und inſonderheit deſſen Worte: *coté par première et dernière et paragraphé ſur chaque feuille.* Die natürlichſte und zweckmäſsigſte Überſetzung iſt wohl die: *auf dem erſten und letzten Blatte mit der Seitenzahl und auf einem jeden mit dem Handzuge verſehen.* Die lateiniſche Überſetzung dagegen hat: *a prima usque ad poſtremam paginam numeris ſucceſſivis notabuntur etc.*, und damit ſtimmen auch *L.* und *M.* überein. *D.*, *Sp.* und *E.* verlangen, daſs das Regiſter durchgehends foliirt, und auf dem erſten und letzten Blatte die Zahl der Blätter bemerkt werde, *Sp.* aber ſupplirt noch weiter, daſs dieſs mit Buchſtaben geſchehen müſſe. *Zach.* übergeht dieſen Punct ganz. — Rec. glaubt, daſs unſere deutſchen Überſetzer bey der bloſs wörtlichen Überſetzung ſo lange hätten ſtehen bleiben ſollen, bis für die abweichende Meinung ein beſtimmter und hinreichender Grund angeführt worden wäre. — 2) Die Worte des Art. 314: *ſi l'enfant n'eſt pas declaré viable.* Wörtlich überſetzt, wie man es in den ſämmtlichen bisherigen Überſetzungen, ſelbſt der lateiniſchen und italiäniſchen findet, würde dieſs heiſsen: wenn das Kind nicht für lebensfähig erklärt worden iſt, mithin eben ſo viel als: *wenn keine Erklärung darüber, daſs es lebensfähig ſey, Statt gefunden hat.* Dieſs iſt jedoch offenbar der Sinn des Geſetzes nicht; vielmehr beſteht die Vorausſetzung, unter welcher dem Vater die Verleugnung des Kindes geſtattet ſeyn ſoll, darin, daſs eine poſitive Erklärung über die *Nicht*-Lebensfähigkeit deſſelben geſchehen ſey, *la declaration de non viabilité de l'enfant*, wie Hr. *Lahary* in ſeiner Rede an das Tribunat ſich ausdrückt. Iſt aber demnach der Sinn des Geſetzes klar, und läſst darüber die noch beſtimmtere Äuſserung des Staatsraths *Bigot-Préameneu: il faut à cet égard, que les gens de l'art prononcent*, auch nicht den mindeſten Zweifel: ſo müſſen wir auch dieſen Sinn im Deutſchen klar ausdrücken, und dürfen nicht durch Nachbildung einer dem franzöſiſchen Sprachgebrauche eigenen Redensart Ungewiſsheit in dieſe ſo folgenreiche geſetzliche Verfügung bringen. — 3) Der Art. 558, in welchem beſtimmt wird, daſs dem Eigenthümer eines Teiches der Grund und Boden ſo weit zugehöre, als er bedeckt werde, wenn das Waſſer ſich *à la hauteur de la décharge de l'étang* befinde. Wann aber tritt dieſe Beſtimmung ein? — *D.* und *M.* ſagen: *wenn das Waſſer auf die Höhe geſtiegen iſt, daſs man den Teich ablaſſen kann*, *E.* überſetzt: *wenn es bis an den Abzug geſtiegen iſt*, *L.* und *Sp.* aber: *wenn es bis zum Abfluſſe des Teiches geſtiegen iſt* oder *demſelben gleich ſteht.* Die lateiniſche Überſetzung hat: *quum aquae ad effluvium perveniunt;* *Zach.* umgeht die Schwierigkeit, wie öfters, ganz. Der Sinn iſt offenbar der: die Ufer des Teiches ſollen dem Eigenthümer bis zu der Linie zugehören, welche das Waſſer nicht überſteigen dürfte, ohne auszutreten, und auf die anliegenden Grundſtücke (*terres riverains*) über zu flieſsen; wie ſolches der zweyte Satz des Art. klar beweiſt. Unrichtig iſt daher die erſterwähnte Überſetzungsart und wenigſtens gar nicht genau die von Hn. *E.* — *Höhe des Abfluſſes* möchte noch am paſſendſten ſeyn. — 4) Der Art. 638, welcher verfügt: *la ſervitude n'établit aucune prééminence d'un héritage ſur l'autre.* Was heiſst hier *prééminence?* — *L.*, *D.* und *M.* überſetzen: *Vorzug*; dieſs iſt aber nicht richtig, denn allerdings giebt eine Servitut dem Grundſtücke, zu deſſen Vortheile ſie gereicht, einen Vorzug vor dem, welches damit beſchwert iſt. *Sp.* und *D.* haben: *Vorrang*; dieſs kommt der Sache näher, iſt aber zu unbeſtimmt, indem dieſer Ausdruck gewöhnlich nur von dem Falle der Concurrenz zweyer Gegenſtände (oder eigentlich Perſonen) zu dem nämlichen Zwecke verſtanden wird. Der Lateiner ſagt: *praeeminentia* und *Zach.* hat den franzöſiſchen Satz ganz beybehalten. — Die Abſicht der geſetzgebenden Behörde war, wie *Maleville* bezeugt, und auch *Z.* ganz richtig bemerkt, lediglich die, jeden Gedanken an einen zwiſchen beiden Grundſtücken, wovon eins zum Vortheile des anderen belaſtet iſt, und alſo, nach dem römiſchen Sprachgebrauche, demſelben *dient*, Statt findenden Lehnsnexus zu entfernen; um dieſs auszudrücken und doch nicht jene Verfügung ihrer Allgemeinheit zu berauben, möchte der Ausdruck: *Abhängigkeit* am ſchicklichſten gewählt ſeyn, zumal wenn man, um jeder Miſsdeutung vorzubeugen, noch die Worte:

im Übrigen, einſchaltet: „die Servitut begründet im Übrigen keine Abhängigkeit des einen Grundſtücks von dem Anderen.“ — 5) Die Art. 786 und 787. In beiden kommt das Wort: *degré*, welches gewöhnlich einen *Grad* bezeichnet, vor, und wird auch ſo in ſämmtlichen Überſetzungen, die lateiniſche mit eingeſchloſſen, gegeben. Dennoch zeigt der ganze Zuſammenhang, daſs hier nicht von dem *Grade*, ſondern von der ganzen *Claſſe* der zur Erbfolge berechtigten Perſonen die Rede iſt, da unter *seul héritier de son degré* derjenige verſtanden wird, welcher *keine Miterben* hat, alſo nicht bloſs der Einzige in ſeinem *Grade* (denn Enkel ſind Miterben der Kinder, Kinder der Geſchwiſter Miterben dieſer), ſondern der Einzige in ſeiner *Claſſe* iſt, in welchem Falle die *devolution au degré subsequent* — auf die folgende *Claſſe* — eintritt. 6) Die Worte des Art. 842: *les titres d'une propriété divisée.* Sämmtliche Überſetzungen haben *propriété divisée* durch: *getheiltes Eigenthum* gegeben, welches die Idee erzeugt, daſs hier von einem *dominium diviſum* (*directum et utile*) die Rede ſey, da doch, wie der Lateiner richtig überſetzt, ein *praedium diviſum*, ein getheiltes Grundſtück, oder eigentlich wohl überhaupt: eine getheilte Erbſchaftsſache, den Gegenſtand der Dispoſition ausmacht. — 7) Der Art. 1052, in welchem die Ausdrücke: *acceptent une nouvelle libéralité* und *offriroient de rendre* groſse Schwierigkeit haben. Hr. *Zach.* ſcheint dieſs zwar nicht dafür zu halten, indem er geradezu die *gewöhnliche* Deutung annimmt, und, ohne ſich auf die entgegenſtehenden Bedenklichkeiten einzulaſſen, die von einem anderen Schriftſteller verſuchte ganz kurz für falſch erklärt. Alle bisherigen Überſetzungen, auch die lateiniſche, haben nämlich den buchſtäblichen Sinn jener Ausdrücke beybehalten, und überſetzen *accepter* durch *annehmen* (*acceptare*) und *rendre* durch *zurückgeben*, da doch letzteres gewiſs nicht die Zurückgabe an den Schenker, ſondern die Reſtitution an den ernannten Fiduciar bezeichnet, und erſteres, wenn man es nicht durch *erhalten*, *empfangen* (*accipere*) überſetzt, die ganze Verfügung, die ſich doch übrigens als ſinguläre Vorſchrift ankündigt, zu einer höchſt überflüſſigen Anwendung der bekannteſten Grundſätze von der Verbindungskraft der Verträge machen würde, wiewohl es ſich nicht leugnen läſst, daſs nach der vorgeſchlagenen Überſetzungsweiſe eine groſse Härte darin liegen würde. — 8) Der Art. 1283. Daſs dieſer Artikel einen Gegenſatz zu dem vorhergehenden bilde, iſt wohl klar; worin aber dieſer Gegenſatz beſtehe, iſt nach der bisher allgemein angenommenen Überſetzung ſehr zweifelhaft. Die Vff. derſelben ſcheinen ſämmtlich die Worte: *Originalurkunde*, in dem 1282ſten, und: *Hauptausfertigung*, in dem 1283ſten einander gegenüber geſtellt zu haben. Dieſs iſt jedoch unrichtig; die eigentliche Verſchiedenheit beruht vielmehr, wie man aus den Verhandlungen über den Geſetzentwurf völlig klar erſehen kann, darauf, daſs in jenem von *Privat*-Urkunden, in dieſem aber von *öffentlichen* Urkunden die Rede iſt. Hr. *Jaubert* namentlich ſtellt in ſeiner Rede an das Tribunat den Gegenſatz der beiden Art. ſo dar, daſs er den erſten auf den Fall: *si l'obligation n'est constatée, que par un acte d'écriture privée*, den zweyten aber auf den: *si l'obligation avoit été contractée par un acte public*, bezieht. Das franzöſiſche Wort: *grosse* führt die Beſchränkung auf öffentliche Urkunden weſentlich mit ſich, nicht ſo unſer deutſches: *Ausfertigung*; nothwendig iſt es daher, daſs bey dem Überſetzen die Beziehung auf öffentliche Urkunden ausdrücklich erwähnt werde. Hr. *Zach.* überſetzt *grosse* durch *Notariatsinſtrument*, hat alſo zwar den Sinn getroffen, aber dafür einen zu unbeſtimmten Ausdruck gewählt, weil man dabey auch an die *Minute* denken könnte. — 9) Der 1585 und 1587 Art. In dem erſten finden ſich die Worte: *la vente n'est point parfaite*, im letzteren die: *il n'y a point de vente.* Sind beide Ausdrücke gleichbedeutend, oder wie unterſcheiden ſie ſich? — *Sp.*, *Zach.* und der Vf. der lateiniſchen Überſetzung nehmen dieſelben völlig gleichbedeutend, *L.*, *D.* und *M.* überſetzen jene erſte Stelle: der Kauf iſt *noch nicht vollendet*, *D.* und *M.* die zweyte: es iſt *kein gültiger* Kauf vorhanden, und *L.* noch beſtimmter, wiewohl etwas undeutſch: es *giebt noch keinen* Kauf. — Die letzteren haben ohne Zweifel Recht; in dem Falle des 1585 Art. iſt der Kauf nur *nicht ganz vollſtändig*, es hat aber daraus ſchon eine Klage auf Erfüllung oder Entſchädigung Statt; in dem Falle des 1587 Art. hingegen iſt der Kauf als noch *gar nicht vorhanden* zu betrachten, *parcequ'il n'y a pas même un véritable consentement de la part de l'acheteur*, wie Hr. *Portalis* ſehr richtig hinzuſetzt. Überdieſs ſtellt das Geſetz ſelbſt dieſen Fall dem im 1592ſten enthaltenen offenbar gleich, indem es bey beiden den nämlichen Ausdruck: *il n'y a point de vente*, gebraucht; in dieſem letzteren Art. überſetzt aber *Sp.* geradezu: es hat *kein Kauf Statt*, *Zach.*: der Vertrag iſt *nichtig*, und der Lateiner: *venditio infecta eſt.* — 10) Der letzte Satz des 1717 Art.: *cette clauſe est toujours de rigeur.* L., *D.* und *Sp.* überſetzen: *dieſe Clauſel iſt immer unerläſslich*, *M.* hingegen: *dieſe Clauſel gilt ein für allemal.* So wenig das eine, als das andere giebt einen klaren Sinn, und läſst die richtige Deutung um ſo weniger errathen, als ſämmtliche Überſetzer für die faſt gleiche Redensart im 1661 Art.: *le terme fixé est de rigeur*, einen ganz verſchiedenen Ausdruck gewählt haben, ſo daſs man nothwendig an eine Verſchiedenheit der Dispoſition denken muſs, die doch in der That nicht vorhanden iſt. In beiden Stellen heiſst der Ausdruck: *est de rigeur*, *muſs ſtreng beobachtet werden*, wie auch jene in Anſehung des 1661 Art. ſelbſt anerkennen, und in Anſehung des 1717ten die Bemerkung des Tribuns *Mourricault*, daſs es bey mehreren Gerichten herkömmlich geweſen ſey, den in Frage ſtehenden Vorbehalt nicht zu reſpectiren, und man daher „*pour réformer cet abus et pour ramener les parties à la stricte execution de leurs engagements*,“ jene Verfügung nöthig erachtet habe. — Die lateiniſche Überſetzung hat in beiden Artikeln: *ſtricti juris eſt.* —

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1808.

JURISPRUDENZ.

Beſchluſs der Recenſion

von

Laſſaulx, Spielmann's, Daniels, Müllers und Erhard's

deutſchen Überſetzungen

des Code Napoléon.

11) Die Worte des 1787 Art.: *lorsqu'on charge quelqu'un, de faire un ouvrage.* Sie bedeuten überhaupt die Verfertigung irgend einer Arbeit, alſo zwar auch Bauarbeit, eben ſo wohl aber jede ſonſtige Arbeit irgend eines Handwerkers, der etwas z. B. Möbels, Kleider u. ſ. w. verfertigt. Dieſs beweiſt die von dem Staatsrathe *Bérenger* bey der Discuſſion des Geſetzentwurfs namentlich geſchehene Erwähnung der *Möbels*, und *Maleville's* Beziehung auf das römiſche Recht, und inſonderheit auf die *l.* 13. §. 6. *D. locati*, worin *veſtimenta polienda* den Gegenſtand der Verfügung ausmachen. Sehr richtig iſt daher die Ueberſetzung von *Laſſ.*: Wenn man Jemanden *eine Arbeit überträgt*, weniger genau die von D. und M.: wird Jemand gedungen, *ein Werk auszuführen*, und ganz falſch die von *Sp.*: wenn man Jemanden ein *Bauwerk* in Beſtellung giebt. Der Lateiner ſagt: *opus conficiendum*, *Zach.* hingegen: *die Fertigung einer beſtimmten Sache oder einen Bau.* — 12) Der Schluſsſatz des 1978 Art. *l'emploi d'une ſomme ſuffiſante pour le ſervice des arrérages.* — Iſt hier von den bereits verfallenen und alſo rückſtändigen Terminen der Leibrente, oder von denen die Rede, welche künftig fällig werden? ſoll alſo dem Berechtigten durch dieſen Artikel bloſs zur Befriedigung in Anſehung des ihm bereits ſchuldigen Betrags verholfen, oder ſoll ihm für die künftige Entrichtung Sicherheit verſchafft werden? — Erſteres haben M. und Sp., letzteres L. und D., und, wie es ſcheint, auch *Zach.* angenommen. *L.* ſagt ausdrücklich: eine *zur richtigen Leiſtung (Bedienung) der Rente* hinlängliche Summe u. ſ. w. Die lateiniſche Überſetzung hingegen hat: *redituum praeteritorum ſolutioni.* — Der ganze Zuſammenhang des Art. zeigt, daſs der Gläubiger für die ihm verſagte Aufhebung des Contracts wegen nicht erfolgter Zahlung entſchädigt, daſs ihm ein Mittel gegeben werden ſollte, ſein Capital oder die für deſſen Entbehrung ausbedungenen Vortheile zu ſichern, ohne jenes ſelbſt zurück zu nehmen. Dieſem Zwecke würde geradezu entgegen gehandelt werden, wenn das Vermögen des Schuldners bloſs zu Berichtigung der Rückſtände verkauft werden ſollte, indem nun gar nichts mehr übrig wäre, woran ſich der Gläubiger halten könnte. Zudem heiſst *emploi* im juriſtiſchen Sinne nicht: *Verwendung*, ſondern: *Anlegung* (126, 455, 1065, 1450, 1558), und *ſervice des arrérages* nichts anders, als *ſervice de la rente*, im 1979 Art.: *die fortwährende Bezahlung des jährlichen Rentenbetrags, payement annuel des arrérages*, wie Hr. *Duveyrier* in ſeiner Rede an das geſetzgebende Corps ſich ausdrückt. Die von Letzterem entwickelten Gründe des Geſetzes heben auſserdem jeden Zweifel. 13) Der 2119 Art. Etwas ungewöhnlich iſt allerdings die darin gebrauchte Redensart: *les meubles n'ont pas de ſuite par hypothèque*, und darum läſst es ſich entſchuldigen, wenn die Überſetzer den Sinn derſelben ſo verſchieden geben. *M.* und *Sp.*, und, wie es ſcheint, auch *Zach.* (der ſich jedoch nicht ſpeciell darauf einläſst) finden in jenem Satze die Beſtimmung, daſs Mobilien *gar nicht Gegenſtand einer Hypothek ſeyn können*, *L.* und *D.* hingegen nur die, daſs die darauf gelegte Hypothek *nicht gegen einen dritten Beſitzer geltend gemacht werden kann*; dieſe letztere Deutung nehmen auch die italiäniſche und lateiniſche Überſetzung an, und es iſt hier, wo es auf Erklärung einer eigenthümlich franzöſiſchen Redensart ankommt, ein wichtiger Umſtand, daſs gerade dieſe vier Überſetzungen, gegen jene beiden, völlig übereinſtimmen, obwohl letzteren der 2114 Art. das Wort zu reden ſcheint. In den Verhandlungen über den Geſetzentwurf ſucht man vergebens einige Aufklärung über den richtigen Sinn der Verfügung; ſehr bald aber überzeugt man ſich davon, wenn man auf das ältere franzöſiſche Recht zurückgeht. „*C'eſt notre règle* — ſagt *Domat*, dem man bey Abfaſſung des *Code Napoléon* ſehr häufig gefolgt iſt — *que l'hypothèque ſur le meuble ne dure, que tandis, qu'il demeure en la puiſſance de celui, qui eſt obligé; mais ſi le débiteur le fait paſſer en d'autres mains, on ne peut plus le ſuivre; c'eſt cette règle, qu'on exprime par ces mots, que meuble n'a point de ſuite par hypothèque.*" Auch *Comailles* bezeugt, daſs das franzöſiſche Gewohnheitsrecht auf dieſe Weiſe nur eine *unvollkommene* Hypothek auf bewegliche Sachen anerkannt habe, und daſs dieſer Grundſatz durch den 1229 Art. in den C. N. aufgenommen ſey. Worin übrigens das *praktiſche* Intereſſe jener Verſchiedenheit beſtehe, iſt hier der Ort

Digitized by Google

nicht auszuführen; daſs jedoch ein ſolches wirklich vorhanden ſey, leidet keinen Zweifel. — 14) Der Art. 2161. Die in dieſem Artikel vorkommenden Worte: *sans limitation convenue* ſind ſo geſtellt, daſs ſie eine dreyfache Beziehung, nämlich entweder auf *inscriptions priſes*, oder auf *auroit droit*, oder endlich auf *domaines différens*, zulaſſen. Alle drey Erklärungsarten haben ihre Anhänger gefunden; die erſtere liegt wohl der *Laſſaulx*'ſchen Überſetzung, obwohl nicht ganz deutlich, zum Grunde, die zweyte haben *D.* und *M.*, vorzüglich aber *Sp.* angenommen, und der dritten iſt man bey der lateiniſchen und italiäniſchen Überſetzung gefolgt. Hr. *Zach.* hat jene Worte ganz übergangen; in der Not. 2 zum 129§. jedoch eine Bemerkung aus *Laſſaulx* Journal beygefügt, welche die erſte Beziehung vorausſetzt. Der verſchiedene Sinn dieſer dreyfachen Beziehung iſt nun aber, daſs nach der *erſten* der Gläubiger, welcher zu einer allgemeinen Eintragung berechtigt geweſen wäre, dieſe, wiewohl *ohne ausdrückliche Übereinkunft* mit dem Schuldner, auf mehrere Grundſtücke deſſelben (alle oder einige) hat bewirken laſſen; nach der *zweyten* der Gläubiger, welcher, *im Fall keine vertragsmäſsige Beſchränkung Statt gefunden hat*, zu einer allgemeinen Eintragung berechtigt geweſen wäre, dieſe auf mehrere Grundſtücke hat vornehmen laſſen; nach der *dritten* hingegen der Gläubiger, welcher berechtigt war, eine allgemeine Eintragung zu verlangen, dieſe auch *ohne einige Beſchränkung (indistincte, senza limitatione)* hat bewirken laſſen. Dieſe dritte Meinung ſetzt voraus, daſs die Eintragung auf das *ganze* Vermögen des Schuldners bewirkt worden ſey, welches doch, wie auch *Zach.* richtig bemerkt, nicht gerade erfoderlich iſt; zudem läſst ſie das Wort *convenue* unüberſetzt, und hat auch dieſes gegen ſich, daſs die Worte *sans limitation convenue*, hinter *domaines différens*, oder wenigſtens hinter *seront portées* ſtehen müſsten. Die zweyte Meinung giebt ſo, wie ſie *Sp.* ausdrückt (die *Daniel*'ſche u. *Müller*'ſche Überſetz. ſind weniger beſtimmt), im Grunde gar keinen Sinn, oder macht doch die Worte: *sans limitation convenue*, ganz überflüſſig. Die erſte bleibt alſo allein übrig. Der Sinn iſt nunmehr der: Wenn der Gläubiger zu einer generellen Eintragung berechtigt geweſen wäre, und dieſelbe auf mehrere verſchiedene Grundſtücke hat vornehmen laſſen, ohne daſs jedoch dieſe *beſtimmte* Eintragung die Folge einer beſonderen Übereinkunft geweſen wäre: ſo ſoll der Schuldner die Reduction verlangen können; geſchahe ſie hingegen nach vorgängiger Abrede: ſo hat die geſetzliche Hypothek die Natur einer *vertragsmäſsigen* angenommen, wobey keine Reduction Statt findet. *Si le créancier et le débiteur avoient determiné et évalué les créances, le débiteur ne peut pas en demander la reduction* (*Maleville*. IV. 303). — 15) Der Art. 2164. Hierin heiſst es: *lorsque l'événement aura porté les créances indeterminées à une somme plus forte*; dieſs überſetzen *L.*, *D.* und *M.* ſo, als ob von dem Falle die Rede wäre, wo durch den Erfolg die vorher geringere Summe *wirklich erhöhet* worden wäre. *Sp.* ſagt ausdrücklich: auf eine höhere Summe *geſtiegen*, und *Zach.* ſogar noch beſtimmter: *wenn ein Umſtand eintritt, wodurch ſich in der Folge die Foderung erhöht*; auch die lateiniſche Überſetzung führt durch das Wort: *aſcenderit* auf dieſelbe Idee. Die Sache verhält ſich jedoch ganz anders; offenbar iſt hier davon die Rede, daſs, wenn gewiſſe unbeſtimmte Foderungen auf einen ungefähren Anſchlag gebracht ſind, und es ſich in der Folge ergiebt, daſs dieſer Anſchlag zu gering war, und ſie in der That mehr betragen, als worauf man ſie geſchätzt hatte, alsdann eine neue Eintragung Statt finden ſoll. Der Umſtand, daſs hier lediglich von *unbeſtimmten* nur nach einem *ungefähren Anſchlage* berechneten Foderungen die Rede iſt, muſs allein entſcheiden.

III) *Fehler und Verſehen, die jedem einzelnen dieſer Überſetzer zur Laſt fallen.* — Wollten wir hier ein ganz vollſtändiges Verzeichniſs liefern: ſo würden wir uns dabey noch länger als bey dem vorigen doch weit wichtigeren Abſchnitte aufhalten müſſen; in Anſehung der vier zuerſt genannten Überſetzungen werden wir uns daher bloſs auf Beyſpiele beſchränken, und nur die *Erhard*'ſche einer ganz ſpeciellen Kritik unterwerfen, da eines Theils dieſe am mehrſten Anſpruch auf allgemeinere Verbreitung macht, und andern Theils ſich von ihr, als der beſten, auf die übrigen ſchlieſsen läſst, obgleich man Hn. *D.* und ſelbſt Hn. *L.* Unrecht thun würde, wenn man deſshalb bey ihnen eine verhältniſsmäſsig groſse Anzahl eigentlicher Überſetzungsfehler vermuthen wollte. Die Reſultate unſerer Unterſuchung ſind folgende: 1) Der *Laſſaulx*'ſchen Überſetzung fallen, auſser einer unzähligen Menge undeutſcher Worte und Sprachunrichtigkeiten, z. B. *Soumiſſionsakt*, *Greffe*, *verifiziren*, *Homologation*, *Depot*, *ſignifiziren*, *Immöbel*, *Diſtanz*, *kaduzirt*, *Minute*, *Degradation*, *geſchuldete Summen*, *anſteigern*, *abrufen* ſt. abſchaffen, *in ſeinem Begehren unzuläſſig erklärt werden*, *Niederlaſſung durch die Ehe*, *mit Kenntniſs der Sache* (*en connoiſſance de cauſe*), *der evincirte Dritte* etc., unter anderen folgende ſehr auffallende Überſetzungsfehler zur Laſt. Seine *Freunde* (*ſon epoux*) im 25, *dieſe Akte* im 45 Art., welches im Franzöſiſchen gar nicht ſteht, *funfzig* Jahr ſt. funfzehn im 343, *funfzehn* Tage ſt. vierzehn im 2061. Art. u. ſ. w. — 2) Die Vf. der von *Sp.* herausgegebenen Überſetzung haben das ihnen oben bereits zugeſtandene Verdienſt einer flieſsenden und den Regeln des deutſchen Styls mehr angemeſſenen Überſetzung dadurch ſehr geſchwächt, daſs ſie, neben ſo vielen ganz fremden Wörtern, ſich auch Nachläſſigkeiten und wirkliche Fehler in ſehr groſser Menge haben zu Schulden kommen laſſen. Sie ſagen durchgehends: der *Contumax*, *declariren*, *ſignifiziren*, *celebriren*, *requiriren*, *Verbalproceſs*, *Experten*, wie auch: *losſchlagen* f. befreyen, *lebtägig* u. ſ. w., und überſetzen: *ſera foi* im 47 Art. durch *wird beglaubiget*, und *à la condition du deces* im 124 Art. durch *den eräugnenden Tode*. Im 513 iſt *d'emprunter* ganz ausgelaſſen, und im 613 *die Koſten*, unrichtig zugeſetzt; eben dieſs iſt mit *noch* im 676 Art. der Fall; im 734 ſteht: *Geſchwiſter* ſt. Verwandte, im 778: *und* ſt. oder, im 790: *nicht verzichtet* ſt. verzichtet; im

821 iſt das Wort *dagegen* ſehr unrichtig eingeſchaltet; im 828 ſind die Worte: *fournissements à faire à chacun des copartageans* durch *Auslieferung eines jeden Mittheilhabenden*, im 853 *indirect* durch *unmittelbar*, und auch im 860 die Worte: *le rapport n'a lieu, qu'en moins prenant* ganz falſch überſetzt; im 864 fehlt der Zuſatz: *faites par l'acquéreur*, im 866 ſteht *oder* ſt. und, und *récompenser ses cohéritiers* iſt durch *ſeine Miterben ergänzen*, gegeben; im 884 ſteht: *hört auf* ſt. fällt weg, oder: hat nicht Statt; im 907 iſt der ganze erſte ſehr wichtige Satz ausgelaſſen, im 1081 ſind die Worte: *de biens présents* unüberſetzt geblieben, und im 1098: *l'homme ou la femme* bloſs durch *eine Perſon* gegeben worden, welches hier nicht gleichgültig iſt; im 1119 hätte das erſte *nur* wegbleiben müſſen, im 1120 iſt *se porter fort* durch *ſich ſtark machen*, im 1183 *prévu* durch *vorhergeſehen*, und im 1300 *les deux créances*, durch *die beiden Foderungen* allzu buchſtäblich, und im 1191 *promises*, im 1217 *ou n'est pas*, und im 1404 *à titre de succession*, gar nicht überſetzt, im 1507 aber die Worte: *oder zum Theil* eigenmächtig zugeſetzt worden; im 1715 ſteht: einen Eid *auflegen* ſt. zuſchieben; im 1834 iſt *et outre* ausgelaſſen, im 1840 *donner* durch *geben* ſt. ſchenken, und im 2001 der Satz: *l'intérêt est du à dater du jour des avances constatées* ſo überſetzt, als ob die Verzinſung erſt von dem Tage anfing, wo der Beweis erbracht wurde; im 2026 ſind die Worte; *ne peut plus être recherchée*, und im 2151: *portant hypothèque* völlig undeutſch, und im 2230: *pour un autre* ganz unrichtig durch *unter einem anderen Titel* überſetzt worden. — 3) Auch Hr. *D.* hat ſich mehrerer Verſehen im Ausdrucke und hin und wieder ſogar wirklicher Überſetzungsfehler ſchuldig gemacht; ſo iſt z. B. *dès lors constans* im 323 Art. durch *wirklich* erwieſene ſt. *ſogleich* erweisliche, überſetzt; desgleichen im 379 *ecarts* viel zu hart durch *Ausſchweifungen*, im 771 unrichtig das Wort *andere* (Erben) zugeſetzt, im 1379 ſind die Worte: *si elle existe*, im 1429 *seul*, im 1451 und 1452 *et de biens*, im 1500 *tout*, im 1895 *toujours*, im 2103, n. 4: *d'office*, im 2229 *publique* und im 2275 *derniers*, unüberſetzt geblieben, im 1976 iſt der Ausdruck *Capital* viel zu eingeſchränkt, da nach dem 1968 und 1978 Art. auch Grundſtücke hieher gehören. Mehr die Sache ſelbſt betreffend aber ſind folgende Fehler: im 85 Art. ſind die erſten beiden Sätze: *cas de mort violente ou dans les prisons* in *einen* zuſammengezogen; im 116 ſteht *Unterſuchung* ſt. Zeugenverhör (*enquête*); im 1576 hatten die Worte *sans autorisation* auf das vorhergehende *aliéner* mit bezogen werden müſſen; im 1630 Art. n. 4. ſind *frais et loyaux - couts* durch *redliche* und geſetzliche Koſten, anſtatt: Koſten und geſetzmäſsige Gebühren, im 2061ſten: *quinzaine*, durch: *funfzehn* ſt. vierzehn Tage, im 2098ſten aber die Worte: *à raison des droits du trésor* gänzlich falſch überſetzt, im 2171ſten *privilegié* von den Worten: *sur l'immeuble* ganz getrennt, und im 2195ſten: *contrat de mariage*, durch: *geſchloſſene Ehe*, ſt. Eheſtiftung gegeben worden u. ſ. w. — Beynah alle dieſe Fehler finden ſich 4) auch in der *Müller*ſchen Überſetzung; auſserdem aber unter anderen noch folgende: im 14 Art. iſt *resider* durch: ſich *weſentlich* aufhalten, im 54ſten *actes relatifs à l'état civil* durch: Urkunden, die auf *Civilſachen* Bezug haben, im 99ſten *conclusions*, durch: *Beſchlüſſe* ſt. Anträge, im 285ſten *acte public* durch *gerichtliches* Atteſtat ſt. öffentliche (von einem Notar aufgenommene) Urkunde, im 305ten *de plein droit* durch *vollkommen rechtsgültig* ſt. kraft des Geſetzes, im 317ten der Satz: *les héritiers seroient troublés par l'enfant* gerade *umgekehrt* überſetzt worden; im 472 Art. fehlt der Zuſatz: *dix jours au moins avant le traité*, in der dem 476 Art. zunächſt vorhergehenden Rubrik iſt: Emancipation durch Befreyung von der *älterlichen* Gewalt, erläutert worden, da ſie ſich doch auch auf die vormundſchaftliche Gewalt bezieht; im 524ſten *colon partiaire* durch *Abpachter einzelner Theile des Gutes* gegeben, ferner im 906 Art. ſind die beiden erſten, zwey durchaus verſchiedene Fälle betreffenden Sätze dergeſtalt zuſammengezogen, daſs der Schluſs des erſten und der Anfang des zweyten *gänzlich fehlen*; im 931 Art. hat Hr. *M.* den von ſeinem Vorgänger *D.* richtig gebrauchten Ausdruck: Urſchrift (*minute*) in *Urkunde* umgeändert; im 1164 Art. ſind die Worte: *de droit*, im 1319ten: *par la mise en accusation*, und im 1350ſten *speciale*, unüberſetzt geblieben; im 1490ſten ſteht: einen *beſtimmten* ſt. aliquoten Theil (und im Franzöſiſchen: *quantité* ſt. *quotité*); im 1535ſten *aliénable* und *veräuſserlich* ſt. *inaliénable* und unveräuſserlich; im 1561ſten iſt gar *aliénable* durch *unveräuſserlich*, und im 1771ſten *quotité* durch: ein *gewiſſer* Theil überſetzt; im 2022ſten endlich iſt *premières* im Deutſchen ausgelaſſen u. ſ. w. — Bis hieher hat Rec. ſich auf Beyſpiele beſchränkt; auch ſie waren ſchon ziemlich zahlreich, doch zahlreicher noch werden, zumal im Verhältniſſe zu dem geringeren Umfange des Gegenſtandes, die Bemerkungen ſeyn, zu denen 5) die *Erhard*ſche Überſetzung den Stoff bietet, da Rec. es ſich zur Pflicht gemacht hat, hiebey nichts, was ihm bey der aufmerkſamſten Durchſicht des *erſten* Theils aufgeſtoſsen iſt, zu übergehen. Art. 45 ſind die Worte: *extraits delivrés conformes aux registres* bloſs durch *vidimirte Auszüge* gegeben worden, da es vielmehr *gleichlautende* hätte heiſsen müſſen, zumal die Beglaubigung (*et legalisés*) noch beſonders erfodert wird; im 49ſten iſt *tribunal de première instance* durch *Untergericht*, und *procureur impérial* durch *kaiſerl. Commiſſär*, im 59ſten (und 86ſten) aber *à la suite* gar nicht überſetzt worden; im 63 Art. bedeutet *un seul registre* nicht bloſs ein *eigenes*, ſondern ein *einziges* Regiſter, im Gegenſatz von *tenus doubles*, im 46 Art.; im 73ſten iſt *concourir à l'acte* durch: *bey der Einwilligung mitwirken*; desgleichen im 76ſten *prononcé de leur union* durch: *Ausſpruch*, *daſs ſie für Ehegatten zu halten ſeyen*, und im 85ſten *maitres* durch *Eigenthümer*, offenbar zu beſchränkt überſetzt; im 84ſten giebt der Ausdruck: *Enthaltungshaus* für *maison de réclusion* ſo wie *Andeutungen* für *significations* (Inſinuationen), keinen deutlichen Begriff; *expéditions* im 87ſten ſind nicht bloſse *Abſchriften*, wie ſchon der dabey angeführte 60 Art., in welchem *expédition* und *copie* ge-

Digitized by Google

nen unterſchieden wird, zeigt; *Muſterinſpector* (*insp. aux revues*) im 89 Art. ſollte wohl heiſsen: *Muſterungs-Inſpector*; im 129ſten fehlt der letzte Satz: *après trente ans d'abſence, la totalité des revenus leur appartiendra*, in der Überſetzung ganz, im 137 Art. werden *repréſentants ou ayant cauſe*, durch *Repräſentanten und Stellvertreter*, alſo gleichbedeutend überſetzt, da doch erſteres ſich auf Erben, letzteres auf *ſucceſſores ſingulares* bezieht; *célébré le mariage* im 157 Art. bezeichnet nicht bloſs die Aufnahme der Heirathsurkunde, ſondern das ganze Geſchäft der Eheabſchlieſsung; der 159 Art. enthält eine offenbare Unrichtigkeit, indem deſſen dritter Satz: *ſo wie ein Kind* u. ſ. w. ihm eine Allgemeinheit giebt, die dem franzöſiſchen Texte, welcher bloſs von natürlichen Kindern redet, geradezu entgegen iſt; im 163ſten ſteht *Baſe* für *Tante*, ſtatt daſs es, wenn man dieſs Wort nicht auch im Deutſchen beybehalten will, *Muhme* heiſsen müſste; im 166 enthält die Überſetzung von *du lieu où chacune* durch: *eines jeden Orts, wo jeder*, einen Pleonasmus, der den Sinn verwirrt; im 169ſten iſt *empereur* durch *Regierung*, und *il est loiſible* durch: *hat das Recht*, nicht ſehr paſſend, und im 174ſten (auch 417ten) *majeurs* durch *mündig*, ganz falſch überſetzt; *réſider* im 214ten heiſst nicht: *ſich niederlaſſen*, ſondern nur: *ſich aufhalten*, wie unter anderen der 9 Art. klar beweiſt; im 227ſten iſt *rechtskräftige Verurtheilung* nicht ſo angemeſſen, als *condamnation devenue définitive* (Art. 27); im 256ſten ſteht *hierzu* ſt. *hierin*, im 258ſten iſt das *prononcer* wieder nicht gut gegeben; *Einlegung der Einreden* im 265 Art. bezeichnet nicht genug das dem franzöſiſchen Rechte eigene Rechtsmittel der Oppoſition; im 267 und 302 Art. iſt *pour le plus grand avantage* bloſs durch: *zum Beſten*, überſetzt und der ſtarke Superlativ gar nicht ausgedrückt worden; im 277ſten fehlt wieder eine ſehr weſentliche Beſtimmung: *après vingt ans de mariage*, ganz; im 283ſten iſt *à l'inſtant* unüberſetzt geblieben; im 286ſten hätten ſtatt des aus *Daniels* entlehnten Ausdrucks *auf der Liſte der Notabeln ſtehende Perſonen*, die dabey eingeſchloſſenen Worte: *angeſehene Perſonen*, unbedenklich in den Text aufgenommen werden können; *pieces* im 288 Art. ſind nicht *Acten*, ſondern *Beweisſtücke*, jene heiſsen *dossiers*, und kommen im franzöſiſchen Proceſſe faſt gar nicht vor; *Zuchthaus* im 298 und 308 Art. iſt nach der einmal hergebrachten Bedeutung dieſes Wortes viel zu hart für *maiſon de correction*; *n'ait pas lieu* im 300 Art. geht auf die Zukunft oder Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit, und iſt daher unrichtig überſetzt: *gewährt worden ſind*; im 301 Art. ſind die Worte: *ſur les biens de l'autre époux* ausgelaſſen, auch hätte im 303ten das Wörtchen *y*, und im 321ſten *ſuffiſante* beſonders ausgedrückt werden ſollen; im 330 Art. ſteht *vor* ſt. *von*, welches einen falſchen Sinn giebt; im 331ſten haben einige franzöſiſche Ausgaben des *Code Napoléon*: *également reconnus*, weſshalb auch *D.* und *M.* überſetzen: *beiderſeits* anerkannt, die officielle Ausgabe hat: *légalement*, Hr. E. aber vereinigt beides und ſetzt: *beiderſeits geſetzmäſsig anerkannt*; *tuteur officieux* im 361 Art. iſt nicht gut durch *Pflegevater* überſetzt, weil dieſs die Frauensperſonen auszuſchlieſsen ſcheint; *Antrag des Friedensrichters* (*pourſuites du juge de paix*) im 406 Art. paſst nicht, da er ſelbſt den Familienrath zuſammenberuft; *aus ſeiner Gemeinde* im 409 Art. iſt unrichtig, da es oft der Fall ſeyn wird, daſs der Friedensrichter in einer anderen Gemeinde, als wo der Vormund zu beſtellen iſt, wohnt, und es doch nur auf letztere ankommt; *délibérer* im 415ten heiſst nicht *berathſchlagen*, ſondern *beſchlieſsen*; im 435ſten ſteht *eine dritte* ſt. eine *zweyte*; *rechtlich* im 443 und 476 Art. iſt nicht das franzöſiſche *de droit*, ſondern *geſetzlich*, *ipſo jure*, es kann etwas rechtlich und doch nicht *ipſo jure* geſchehen; im 452ſten ſteht *und* ſt. *oder*; im 465ſten iſt *partage* durch *Erbtheilung* zu eingeſchränkt überſetzt, und im 466ſten der Ausdruck *Looſe* ſt. *Theile* (*lots*) in der Hinſicht nicht gut gewählt, weil in demſelben Art. von dem Looſe (*ſort*) die Rede iſt; im 478ſten fehlt *dans le même acte*; *gültige Stimme* für *voix délibérative* im 495 Art. iſt nicht bezeichnend genug; im 499ſten gehören die Worte: *ſeine Güter*, bloſs zum letzten Satze; im 501ſten heiſst *être* nicht: *werden*, ſondern *ſeyn*; *anſchaffen* und *herbeyſchaffen* (zuſammenbringen) iſt ſehr verſchieden, jenes hat E. für *aſſemblés* im 532 Art. gebraucht; *Wanduhren* für *pendules* im 534 Art. iſt zu eingeſchränkt; nicht von einer *vorläufigen* (proviſoriſchen) Entſchädigung, ſondern von einer *vorgängigen* (im Voraus zu leiſtenden) redet der 545 Art., wenn er den Ausdruck *indemnité préalable* gebraucht, inzwiſchen hat dieſen Überſetzungsfehler Hr. *E.* mit *L.*, *Sp.* und *D.* an verſchiedenen anderen Stellen gemein; im 562 Art. ſteht wieder *und* ſt. *oder*; im 587ſten ſind die Worte *et valeur* unüberſetzt geblieben; *Ablauf dieſes Zeitraums* im 620 Art. iſt nicht paſſend, da hier vielmehr von dem *Eintritte* eines gewiſſen Zeitpuncts die Rede iſt; der 646 Art. redet nur von einer, nicht von mehreren im 682 Art. enthaltenen Ausnahmen; im 663ſten fehlt am Ende vor *Städten* das Wort *übrigen*; und im 696ſten (auch 597) Art. iſt *Durchgangsgerechtigkeit*, für *droit de paſſage* in zwiefacher Hinſicht unrichtig, einmal weil es nicht bloſs den Durchgang, ſondern auch den Übergang über ein Grundſtück, begreift, und anderen Theils, weil dieſs nämliche Recht in dem Abſchnitte, wo hauptſächlich davon die Rede war, nicht ſo, ſondern *Wegegerechtigkeit* genannt worden iſt, und man alſo ohne Vergleichung des franz. Textes ungewiſs bleibt, ob nicht an beiden Orten von ganz verſchiedenen Gerechtſamen die Rede ſey. — Endlich verdienen noch mehrere Sprachunrichtigkeiten, z. B. der *Gevollmächtigte*, *es macht ſich nothwendig*, *Gerichtswegen* ſt. von Gerichtswegen, *Blutsfreunde* ſt. Verwandte, *Kinder verlaſſen* ſt. zurücklaſſen, *dort* ſt. daſelbſt, *in getheilten Gütern leben*, *nach Erfolg*, *fortſtellen* (*reprendre*), *Oblaſten*, *ein Urtheil ablöſen* (*lever*), *Verhandlungen* ſt. Handlungen, *zum Behuf* (522), *Anziehwäſche*, *Hypotheken bezahlen*, u. ſ. w. eine beſondere Erwähnung. — Die von *Eccard* angekündigte Überſetzung wird, dem Vernehmen nach, nun gar nicht erſcheinen.

I. C. N. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 DECEMBER, 1808.

MEDICIN.

Halle, in der Curtſchen Buchhandlung: *Archiv für die Phyſiologie*, von D. *J. Ch. Reil*, Prof. in Halle. *Sechſter Band.* 1805. Mit zwey Kupfertafeln. 610 S. 17 S. Regiſter. *Siebenter Band*, von *Reil* und D. *J. H. F. Autenrieth.* 1807. Mit 9 Kupfern. 501 S. 11 S. Regiſter. S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Es iſt bemerkenswerth, daſs wir zwar in Deutſchland gegenwärtig, und im Grunde ſchon lange, zwey phyſikaliſche, ungefähr eben ſo viel mediciniſch-praktiſche Zeitſchriften, die monatlich erſcheinen, beſitzen, daſs aber noch keine einzige naturhiſtoriſche, oder phyſiologiſche, wir wollen nicht ſagen, monatliche, nicht einmal regelmäſsig periodiſche Zeitſchrift ſich erhalten hat, obſchon dieſe Fächer die Baſis ſind, vermöge welcher jene erſt Sinn erhalten. Mit anderen Worten heiſst dieſes alſo, es werden in Deutſchland nur die Schriften gekauft, welche zum Handwerke gehören, diejenigen aber, welche ein Eigenthum der Wiſſenſchaft ſind, mittelſt der man das Handwerk erſt mit Verſtand treiben und daher auch, aber freylich erſt mit der Zeit und nach manchen Aufopferungen des unmittelbaren Nutzens, weiter treiben kann, werden vernachläſſiget. Wo mag wohl der Grund liegen? Unmöglich in der Verſchiedenheit der Gelehrten, welche ſolche Zeitſchriften herauszugeben unternommen haben, da man vielmehr behaupten kann, daſs in manchen Fällen an den letzteren Fächern tüchtigere Menſchen arbeiteten als an den erſteren. Der Grund iſt alſo in unſerem Publicum zu ſuchen, und kaum darf man zweifeln, daſs er nicht in dem Unterſchiede zwiſchen dem Stande der Ärzte und den übrigen ſtudirten Ständen liege, daſs die Ärzte mithin diejenigen ſind, welche am wenigſten leſen, was über ihr tägliches Curiren hinausgeht. Es iſt unbegreiflich, wie ein Arzt ſich nicht ſchämt, *Reils* Archiv, welches doch ſeit langen Jahren das einzige iſt, nicht geleſen zu haben; und dennoch müſſen ſie ſich nicht ſchämen, da die Erſcheinung der Hefte bisweilen über ein Jahr zögert. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daſs die Abhandlungen vom J. 1802 an bis 1805 ſich in ihrem Werthe minderten; aber darin liegt gewiſs nicht die Urſache der kalten Aufnahme. Seit *Autenrieths* Beytritte iſt der Gang dieſes Archivs raſcher geworden; es läſst ſich aber vorausſehen, daſs es, ungeachtet der bisher ohne Erſchlaffung ſich gleichgebliebenen Abhandlungen, doch nicht durch unſer ärztliches Publicum dringen werde, wenn nicht die Herausgeber die Vorſchläge, welche wir uns hier erlauben, ausführen wollen. Man bemerkt leicht, daſs es den Herausg. an Mitarbeitern fehlt. So ideenvoll auch die Aufſätze ſind, ſo werden ſie doch einförmig, wenn ſie, wie es gröſstentheils jetzt geſchieht, nur von jenen allein geliefert werden; und wenn auch nicht, ſo will man doch nicht immer Einen allein ſprechen hören; auch kann Ein Mann nur einzelne Theile dieſes groſsen Feldes mit glücklichem Erfolg umfaſſen. Hiezu iſt alſo Concurrenz unumgänglich nöthig. Dieſe aber erhält nur Zuſammenhalt, wenn jeder Concurrent das von ihm Geleiſtete als Eigenthum behält, was nur geſchieht, wenn alle zuſammen Herausgeber ſind, wie es bey *Gehlens* Journal, bey den *Annales du Museum d'histoire nat.*, beym *Journal des Mines*, bey dem eben darum ſo vortrefflichen *Bulletin des Sciences* geſchieht. Es ſollten daher die Herausgeber alle Phyſiologen Deutſchlands einladen, und *Reil* könnte immerhin der Redacteur des Ganzen ſeyn. Dann ſollte die Anlage erweitert werden, ſo daſs alles Phyſiologiſche, was bey allen Völkern entdeckt wird, ſich hier beyſammen befände, und mithin der Arzt wüſste, daſs er durch dieſes Archiv mit dem ganzen Umfange dieſer Wiſſenſchaft immer in Bekanntſchaft bliebe. Wie daher die chemiſchen und phyſikaliſchen Entdeckungen nicht bloſs bey einer Nation bleiben, ſondern ſogleich nach allen Theilen der Welt wandern: ſo müſste es mit den phyſiologiſchen geſchehen, wozu es dann nicht an Raum fehlen würde, da ſich die Hefte geſchwinder folgen könnten. Schriften, beſonders deutſche, welche ſich jeder ſelbſt anſchaffen kann und muſs, würden dann nicht ausgezogen, ſondern nur beurtheilt werden. So iſt z. B. der Auszug aus *Autenrieths* Phyſiologie durchaus überflüſſig. Eben ſo iſt kein Grund vorhanden, warum deutſche Diſſertationen abgedruckt, und nicht bloſs als würdig des Kaufs angezeigt werden ſollen. Wenn ſich das Publicum und die Herausgeber auf dieſe Art die Hand bieten: ſo kann es nicht anders, als nach dem Wunſche beider gehen.

Da nur der ſechſte Band noch in die Periode unſeres Inſtituts gehört, ſo fangen wir damit an. Die drey Hefte deſſelben liegen nicht weniger als vier Jahre aus einander. In dem erſten 1802 erſchienenen Heft iſt nur Eine gute Abhandlung, die von *J. Barzellotti: Prüfung einiger neueren Theorieen über die nächſte Urſache der Muskelzuſammenziehung* S.

Digitized by Google

168—222. Aus ihr wird ſtreng erwieſen, daſs nichts Mechaniſches Urſache an der Muskelbewegung ſey, am allerwenigſten aber Eindringen des Blutes in die Muskeln, wodurch ſie dicker würden. Daſs aber das Blut gar nichts zur Muskelcontraction beytrage, weil dieſe noch erfolgte, nachdem auch alles Blut abgefloſſen und ſelbſt wenn es gefroren war, iſt zu weit geſchloſſen, da der Vf. ſtatt des Blutes andere Mittel an die Muskeln brachte. Auch läſst ſich aus den vielfältig und mit Verſtand, und nicht ins Blinde hinein angeſtellten Verſuchen des Vfs. mit Sicherheit folgern, daſs kein chemiſcher Zerſetzungsproceſs von irgend einer Art die Muskelbewegung bewirke; und überhaupt liefert dieſe einzige Abhandlung alle nöthigen Belege zur wahren Theorie der Muskelbewegung. — *Seilers Abhandlung über die Zergliederung des menſchlichen Körpers im Alter*, iſt eine Überſetzung eines lateiniſchen *Specimen*. Erlangen 1800, und hätte, ungeachtet es in ſeiner Art ſehr gut iſt, ganz wegbleiben ſollen, da es bloſs Anatomiſches enthält. Die Abhandlung: *Über die verſchiedenen Arten (Modi) des Vegetationsproceſſes in der animaliſchen Natur, und die Geſetze, durch welche ſie beſtimmt werden*, hat ganz die Phyſiognomie der damaligen formalen, halbnaturphiloſophiſchen Erregungstheorie, und hat daher auch das Geſchäft der Einſaugung bloſs nach der logiſchen, alſo in einem beſonderen Fache wegen der Allgemeinheit durchaus falſchen Eintheilung charakteriſirt, wie es in der deutſch-browniſchen Schule Mode geweſen. Wenn der Vf. dieſen Gegenſtand jetzt zu bearbeiten hätte: ſo würde er ihn ganz anders anfaſſen und ausführen. Jetzt hat dieſer Aufſatz keinen Werth, ſo wie alle Producte jener Zeit in dieſem Fache keinen haben. Man würde nicht wohl begreifen, wie ein Zweig der Literatur ſolche Momente von Geiſtesabweſenheit haben könne, wenn nicht die ganze Maſſe der Menſchheit ähnlichen Geſetzen, wie das Individuum, unterworfen, und in beiden Theilen das Leben nur ein *lucidum intervallum* wäre.

Das zweyte Heft erſchien 1804. Die erſte Abhandlung von Dr. *F. Hufeland: Auſserordentliche Erhöhung der Senſibilität; ein Beytrag zu den Erfahrungen über Somnambilismus und thieriſchen Magnetismus*, iſt die beſte, intereſſanteſte, klarſte und geiſtreichſte in allen drey Heften dieſes Bandes. Die Verſuche haben in einem einzigen weiblichen Individuum beynahe alle Phänomene hervorgebracht, welche bisher nur einzeln in Einzelnen beobachtet wurden, und die Verſuche waren ſo rein und einfach, daſs ſie unmittelbar zu den Beziehungen berechtigen, welche der Vf. mittelſt zahlreicher und treffender Combinationen zwiſchen den mesmeriſchen und den polaren Erſcheinungen, beſonders den galvaniſchen, aufſtellt, und daher durch einen tiefen Griff den Zitterfiſch mit dem Magnetiſeur vergleicht, von dem das höchſt ſenſible Nervenſyſtem der Somnambule Schläge erhält. Allerdings iſt alle Nervenaction nichts anderes, als ein höchſt zarter Spannungsproceſs, der in Kranken dieſer Art theils aufs Höchſte geſtiegen iſt, theils Modificationen und Verſetzungen erlitten hat, wobey die geringſte andere Spannung, wenn ſie in die Nähe kömmt, Änderungen hervorbringen muſs. Niemand darf, wer ſich mit der Theorie des Mesmerismus beſchäftiget, dieſen und den folgenden Aufſatz unverglichen laſſen, da in beiden ſchon beynah alle Reagentien, beſonders die Gegenſätze, erſchöpft ſind. Bey ähnlichen Erzählungen von Verſuchen ſollte man aber wie bey einem Protocolle zu Werke gehen, ſo unangenehm auch ſo etwas zu ſchreiben und zu leſen iſt; es ſollte der Stand, die geiſtige Bildung der Perſonen nicht etwa im Allgemeinen, ſondern bis in die einzelnen Fächer, die ſie gelernt oder getrieben haben, angegeben werden; auch wäre es gut geweſen, wenn der Vf. geſagt hätte, welche Organe, ob Leber oder Uterus u. ſ. w. die Perſon geſehen, oder der Form und Farbe nach gefühlt zu haben angab, da dieſes von der gröſsten Wichtigkeit iſt für das Specifiſche der mesmeriſchen Action, indem jedes Organ einem eigenthümlichen, alſo mehr oder weniger mit jener verwandten Proceſs entſpricht; wie denn auch der Patient nach dem folgenden Aufſatze vorzüglich klar ſein Rückenmark und die Intercoſtalnerven wahrgenommen hat. — Dieſem Aufſatze ſchlieſst ſich mit gleicher Wichtigkeit der Verſuche, die noch insbeſondere merkwürdig ſind, weil ſie an einem (epileptiſchen) Manne angeſtellt wurden, der folgende von *F. Fiſcher* an: *Einige Beobachtungen über thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus*, worin die Kenntniſſe, welche der Mesmerirte beſaſs, deſſen Stand und Bildung aber leider auch nicht angegeben iſt, beſonders ſehr vielen Aufſchluſs über den ſpecifiſchen Charakter ſeiner Empfindungen geben. Die offenbar elektriſchen Phänomene ſind bey dieſem auffallend hervorgetreten; den Abſcheu vor dem wunderbaren, geheimniſsvollen Metalle hatte er zwar mit Anderen gemein, ſprechend iſt aber ſeine Zuneigung zum Schwefel und den Harzen, die Beſchreibung des Nebels, den er um den Magnetiſeur ſah, und das Gefühl von Spinnengewebe von denſelben, die eigenthümlichen Affectionen aller Sinnorgane, die Beſchreibung ſeiner hellen inneren Organe, und die Vergleichungen, die er mit anderen Phänomenen im Somnambulismus anſtellte. Alles quadrirt vollkommen mit den Erfahrungen des vorigen Aufſatzes, und wenn ſich ein Phyſiolog die Mühe nehmen wollte, nur dieſe in Zuſammenhang zu bringen mit der in der jetzigen Zeit möglichen Theorie der Nervenactionen: ſo müſste aus dieſen Abhandlungen allein ſich mehr herauslocken laſſen, als in allen älteren Hypotheſen vorhanden iſt. — Die *anatomiſch-phyſiologiſche Erklärung der Sinnesverrichtung des Geſichts*, von Dr. *Weber* in Mainz, gehört wieder zu der erregungstheoretiſchen Gattung der mittleren Zeit mit der Nebenbeſtimmung, daſs viel Suffiſance den Schlag bezeichnet. Rec. muſste oft lächeln über die naiven Überzeugungen, mit denen der Vf. meint, ſeine kraftloſen Meinungen ſogar *a priori* bewieſen zu ha-

ben. Z. B. „Einige Anatomen ſagen, die Sehnerven kreuzen ſich, andere leugnen es. Um den Streit aufzulöſen, dürfen wir nur behaupten, daſs ſie ſich theilweiſe kreuzen, und theilweiſe grade fortlaufen; was wir ſo eben *a priori* erwieſen haben, hat nun *Ackermann* wirklich in einem Kranken anatomiſch entdeckt!!" *Reils* Unterſuchung über die Structur der Brüſte iſt vortrefflich, wie auch das hieher gehörende Kupfer. Aber auch hievon abgeſehen, hat das ganze Geſchwätz keinen Sinn. — Jedes Heft beſchlieſsen Recenſionen (meiſt von *Reil* ſelbſt), die wir aber nicht wieder recenſiren können.

Das dritte Heft des ſechſten Bandes erſchien 1805, und enthält zwey beſonders bedeutende Abhandlungen von *Vrolik* und *Meckel*, die erſte *über die gleichförmige Wirkung der Natur in der Hervorbringung der Pflanzenkörper*, überſetzt von *J. A. Schmidt* in Neuwied, die zweyte *über die Bildungsfehler des Herzens*, wobey doch die phyſiologiſche Tendenz fehlt. Jene ſchlieſst ſich treu an die neueren philoſophiſchen Anſichten in der Botanik an, und iſt beſonders zu der Bedeutung der Zwiebel ein wichtiger Beytrag. Intereſſant ſind noch *Camper's* und *Hunter's Gedanken über den Nutzen der Röhrenknochen bey Vögeln, näher erwogen und geprüft* von *Vrolik*, und *Veränderungen, welche das Blut unter einem Microscopium compoſitum auf die Einwirkung des Sonnenlichtes, der verſtärkten galvaniſchen Elektricität und verſchiedener Reagentien erleidet* von *Heidmann*, welche Verſuche gegen die Reizbarkeit der Blutfaſer ſprechen, wobey es aber dem Phyſiologen gleich ſeyn kann, ob dieſes durch Experimente auszumachen iſt oder nicht; indeſſen muſs alles verſucht werden. In jener iſt wiederholt das holländiſche Wort *Bek* durch *Becken* überſetzt, ſogar in folgender Verbindung: „In vielen Vögeln dringt die Luft unmittelbar hinter dem weichen Gaumen in die von einander weichenden Blätter des *Beckens!*" Sonſt iſt die Überſetzung gut. — *Etwas über das Athemholen und die thieriſche Wärme*, eine Vorleſung von *Vrolik*, iſt eine Vorleſung etwa für ununterrichtete Knaben, und hätte wegbleiben ſollen, ſo wie auch die hier gelieferten Abhandlungen von *Deimann*.

Die Hauptabhandlung des erſten Heftes des ſiebenten Bandes ſind die *Bemerkungen über die Verſchiedenheit beider Geſchlechter und ihrer Zeugungsorgane*, als Beytrag zu einer Theorie der Anatomie, von Dr. *Autenrieth*, Prof. in Tübingen. Man muſs dieſer Abhandlung das allerdings wichtige Verdienſt zugeſtehen, daſs ſie eine Theorie der Anatomie, die die meiſten Ärzte noch nicht einmal als Bedürfniſs kennen, dringend zur Sprache bringt, und daher Veranlaſſung ſeyn wird, daſs man dieſen Gegenſtand von mehreren Seiten bearbeite. Auch iſt die Aufgabe richtig ausgedrückt als die Lehre von den Bildungsgeſetzen des Organismus, vermöge der man im Stande ſeyn müſste, anzugeben, warum jedes einzelne Organ ſo und nicht anders geformt, und warum es an dieſe oder jene Stelle geſetzt worden iſt. Die Löſung der Aufgabe iſt mit einem Reichthume von empiriſchen Kenntniſſen und mit einem überall durchgreifenden Scharfſinne verſucht, daſs man bloſs darum dieſe Arbeit muſs gelten laſſen, weil ſie anderen ein vortreffliches Muſter iſt. Allein *A.* geht mit ſeinen Kenntniſſen zu ſchwelgeriſch um, holt immer vom Ey aus, geräth durch Ausſpinnungen des Gegenſtandes oder vielmehr der Hunderte von Gegenſtänden in Ausſchweifungen, die mit dem Satze, den der groſse Apparat beweiſen ſoll, nur loſe zuſammenhängen; daher verſchwendet er den Scharfſinn meiſtens an der unrechten Stelle, und ſo verliert ſeine Darſtellung an Wahrheit, weil er den Zuſammenhang vernachläſſigt, weil er alles Mögliche, auch das nicht Beweiſende zuſammenrafft, um den Satz zu beweiſen, weil er auch die einzelnſten Dinge, ſelbſt die Weite der Öffnungen, die Richtung einzelner Knochenſtücke und noch viel Unbedeutenderes erklären will, und daher nothwendig auf Gründe fällt, welche zu der Bildung der Organe etwa ſo viel beytragen mögen, als der Druck der Luft zur Bildung der Kryſtalle. Es iſt immer Etwas an der Sache, aber es iſt ſelten das Rechte und Eigentliche, Innerliche. Wer die Abhandlung geleſen hat, findet leicht die Belege für unſer Urtheil, da jede Zeile ein ſolche ſeyn kann, und wer ſie nicht geleſen hat, für den kann das Ausziehen nichts helfen. Es ſind freylich Polaritäten, welche die Production der Organe begleiten, und wir können immerhin die Nervenmaſſe den negativen, die Muskel- und Knochen-Maſſe den poſitiven Pol nennen. Dadurch wird allerdings Manches begreiflich, aber doch lange nicht die Anordnung dieſer Theile im Einzelnen, worin die Abhandlung nicht ſelten in Spielerey und ſelbſt ins Abenteuerliche ausläuft, beſonders wenn ſogar die Schwere ſoll Theil haben, daſs ſich in der Folge die unteren Organe mehr entwickeln. Mit der ſimpeln Polarität iſt nichts vollendet, und wir wiſſen durch ſie weder warum es einen Darmkanal oder ein Gefäſsſyſtem, noch warum es ein Knochen- u. Nervenſyſtem giebt, obſchon ſich dieſe Syſteme alle polar verhalten mögen; wenn wir aber gar daraus ableiten wollen, warum dieſer Darm rechts, der andere links u. ſ. w. liegt: ſo kann dieſs nur dazu dienen, die Polaritäten in Miſscredit zu bringen. Der thieriſche Organismus läſst ſich durchaus nicht durch Deductionen darſtellen, wenn ſie auch mehr als bloſse Endurſachen wären. Wir glauben daher nicht, daſs Hr. *A.* die rechte Methode gewählt habe, um zu einer Theorie der Anatomie zu gelangen. Es muſs ohne Zweifel zuerſt ausgemittelt ſeyn, welches das Verhältniſs der Geſchlechtstheile überhaupt zum Leibe iſt, ehe man nach den Gründen der Zerfallung in einzelne Theile fragen kann. Indeſs wenn auch dieſe Abhandlung keine Theorie iſt: ſo iſt ſie doch als ein Aggregat von einzelnen Ideen vortrefflich, z. B. in der Vergleichung des männlichen Leibes mit dem weiblichen, des oberen Theils des Leibes mit dem unteren, der männlichen Geſchlechtstheile mit den weiblichen. Wenn dieſe Abhandlung verſprochenermaſsen fortgeſetzt wird: ſo ſollte ſie ganz anders angefaſst werden, aber dieſes Anders müſste ſo ſeyn, daſs es dem er-

ſten gar nicht mehr gleich ſähe, ſondern als ein durchaus neues Beginnen mit einer ganz anderen Manier erſchiene. Daher wünſchen wir weniger eine Fortſetzung als eine nochmalige Behandlung des Gegenſtandes. — *Das Athmen iſt eine willkührliche Action, durch einige Thatſachen erwieſen* von *M. A. Caldani*, und mitgetheilt von *D. Weigel* in Dresden. Der Fall von einigen Menſchen, daſs ſie den Bauch oder die Bruſt willkührlich auftreiben, und dadurch Ungeſtaltungen an ſich hervorbringen konnten, iſt zwar wohl der Beachtung werth, aber es beweiſt doch offenbar nicht, was *Caldani* meint; denn die Perſonen haben ja dabey geſprochen, folglich geathmet, auch kann Jeder mit einiger Aufmerkſamkeit den Thorax ganz unbeweglich ſtellen, und bloſs mit dem Bauche athmen, wie auch umgekehrt. — *De Dysphagia luſoria*. Iſt eine Inauguraldiſſertation von *Autenrieth* und *Pfleiderer* von 1806, hier deutſch abgedruckt. Sie handelt von dem verhinderten Schlingen, wegen der dicht an der Speiſeröhre vorbeygehenden linken Schlüſſelbeinarterie, iſt mit ausnehmender Gelehrſamkeit geſchrieben, und werth, daſs ſie allgemein bekannt werde; aber da ſie ſchon einzeln gedruckt exiſtirt, ſo wäre ein kurzer Auszug hinreichend geweſen.

Zweytes Heft. *Über die Eigenſchaften des Ganglien-Syſtems und ſeinem Verhältniſs* von *zum Cerebral-Syſteme*, von *Reil*, iſt eine der erſten *Autenrieth* gleich geniale Abhandlung, vor der ſie aber an Klarheit und näherer Begründung ſehr vieles voraus hat. Sie ſtellt das Gangliensyſtem nicht nur als ein eigenthümliches Reich für ſich auf, ſondern giebt auch ſeinen Factoren zuerſt eine wiſſenſchaftliche Bedeutung, und enthält Winke für die Conſtruction der Leidenſchaften und des Mesmerismus, welche bald zum Wahren führen können. Was dem Aufſatz abgeht, ſcheint uns Folgendes zu ſeyn. Die meiſterhafte Zuſammenſtellung der Geflechte iſt zu ſehr auf die bloſs anatomiſche Anordnung beſchränkt, ohne daſs hingewieſen worden wäre, wie dieſes und jenes Geflecht vorzüglich dieſen zwey oder jenen drey Organen angehöre, worin ſelbſt Andeutungen zur phyſiologiſchen Abtheilung der Eingeweide, z. B. des Darmkanals, liegen; ferner iſt bey allem Scharfſinne das wahre Verhältniſs der Ganglien zu den Geflechten doch noch nicht ausgeſprochen, und endlich hat die Annahme, daſs ein dritter Factor in dieſem Rumpfsnervenſyſtem exiſtire, den der Vf. *Apparat der Halbleitung* nennt, z. B. die Verbindungsnerven zwiſchen je zwey Ganglien, keine eigentlich phyſiologiſchen Gründe für ſich, obſchon die angeführten pathologiſchen Phänomene auf ein beſonderes Verhältniſs hindeuten. Uns beſteht das Weſen des Hirns in der Duplicität der Rinden- und Mark-Subſtanz, beide ſcheinen zerfallen zu ſeyn im abdominalen Nervenſyſtem; was im Hirne Rinde iſt, iſt da Ganglion; was dort Mark iſt, iſt da Geflecht (iſt doch das Hirnmark nichts anderes als ein dichtes Geflecht), nicht etwa bloſs der Subſtanz nach, ſondern, und dieſes iſt das Vorzüglichſte, der Function nach. Die Rolle, welche die Rindenſubſtanz der Markſubſtanz gegenüber ſpielt, muſs daher das Ganglion im Abdomen ſpielen. Wenn im Hirne nicht eine Triplicität der Nervenfactoren vorkömmt: ſo wird ſie auch nicht in dem vorgebildeten Abdominalſyſtem ſeyn. Sollte der Zuſtand des Leitens und Iſolirens nicht dem ganzen Nervenſyſtem zukommen? Iſt in der That die Nervenaction etwas anderes als dieſes Wechſeln von Leiten und Iſoliren? *Unterſuchung ausgearteter Eyerſtöcke in phyſiologiſcher Hinſicht*, von *Autenrieth*. Dieſer Aufſatz hat mehr phyſiologiſchen Werth, als die Aufſchrift ausſagt. Es iſt eigentlich eine Theorie über die Erzeugung der Afterorganiſationen, und insbeſondere der Haare und Zähne in den Eyerſtöcken, gegründet auf den Gegenſatz der Haare zum Fette, worin ſich jene entwickeln, und der Knochen zur Gallerte, in der die Afterzähne ſich finden; daher die Haare als der Sauerſtoffpol auf dem Kopfe im Gegenſatze mit dem Hirne als dem Waſſerſtoffpol, bey Thieren dagegen längs des Rückgraths als Mähne, weil in ihnen das Rückenmark über das Hirn überrwiegt; daher auch in den Vögeln die Haarproduction auf dem Gipfel, während ſie bey den Fiſchen, den weniger athmenden, verſchwunden iſt. Wer erkennt nicht den Werth dieſer Andeutungen! Sie müſſen die Theorie fördern, obſchon noch unzählige Schwierigkeiten bleiben, z. B. daſs es wirklich behaarte Seethiere giebt, die *Aphrodita aculeata*, ſogar *Mytilus*, *Pinna*; ferner iſt zu beachten der fette Wallfiſch, die trockene Eidechſe. Auch iſt es ein wichtiger Griff, den Hr. *A.* gethan, indem er die Entſtehung der Afterorganiſationen in den Moment ſetzt, wo ein in Action gebrachtes Organ eine Art von Übergang in einen veränderten Zuſtand erleidet: ſo entſtehen Mutterkrebſe am Ende der Menſtruationsperiode, und Ausartungen der Eyerſtöcke wahrſcheinlichſt nach Aufreizung. Übrigens zeigt auch dieſe Abhandlung, daſs der Vf. nie das Ende finden kann, daſs er die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht zuſammen zu halten weiſs, wovon theils der gedehnte Periodenbau, theils die nie verſiegenden Nebenbemerkungen Schuld ſind. Was ſonſt noch von *A.* in dieſem Hefte von Werth iſt, iſt die Bemerkung, daſs auch die Leber eine Rinden- und Mark-Subſtanz habe, und dadurch in die Reihe anderer Organe, des Hirns, der Nieren, trete, woraus auf ein durchgreifendes Schema in der Bildung dieſer Eingeweide zu ſchlieſsen iſt. Daſs aber auch die Milz unter dieſes Schema gehöre, iſt vermöge ihrer Bedeutung eben ſo unwahrſcheinlich, als es von der Lunge iſt. — S. 301 theilt Prof. *Harles* die Abhandlung von *Duméril* mit: *Über die äuſserſten Phalangen bey den Säugthieren*, aus dem *Magasin encyclopèdique*, (welches nicht, wie hier geſagt wird, aufgehört hat). Zwey Kupfer von ſechzehn Nagelgliedern, unbeſtimmt von welchen Zehen, ſind beygegeben. Die Abhandlung iſt nicht phyſiologiſch, ſondern bloſs vergleichend anatomiſch, und hätte daher wegbleiben können. Hr. *H.* hätte im Überſetzen genauer ſeyn, und ſtatt Amphibien ſetzen können, amphibiſche Säugthiere; auch würde er dann *Galeopithèque* nicht mit Dickhäutler, wie *Pachyderme* gegeben haben.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 7 DECEMBER, 1808.

MEDICIN.

Halle, in der Curtſchen Buchhandlung: *Archiv für die Phyſiologie*, von Dr. *Joh. Chr. Reil* und Dr. *J. H. F. Autenrieth* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Das dritte Heft enthält eine Reihe von Abhandlungen über den nämlichen Gegenſtand, über den Faſerbau der Gebärmutter und die Theorie der Wehen. Die erſte Abhandlung von *L. Calza*, Prof. in Padua, *über den Mechanismus der Schwangerſchaft*, aus den *Atti dell' Academia di Padova*, und der Zuſatz aus *Meckels* und *Roſenbergers Diſſertation*, Halle 1791. 4. über denſelben Gegenſtand, ſind nur das Gerüſte, aber das meiſterhaft errichtete, mittelſt deſſen *Reil* in der dritten Abhandlung *über das polariſche Auseinanderweichen der urſprünglichen Naturkräfte in der Gebärmutter zur Zeit der Schwangerſchaft, und deren Umtauſchung zur Zeit der Geburt*, als Beytrag zur Phyſiologie der Schwangerſchaft und Geburt, die hierüber mögliche Theorie, unſeres Bedünkens, gegründet, und beynah vollendet hat. Einen Aufſatz wie dieſen, mit dem Reichthum an Sachkenntniſs, mit dem Scharfſinne, der Ordnung und den höheren, wahrhaft phyſiologiſchen Anſichten wird man ſelten zu leſen bekommen. Durch den erſten und zweyten Aufſatz iſt der Muskelbau, der auch in die Structur der Gebärmutter eingeht, entſchieden, und auf den 7 Kupfertafeln zur deutlichen Anſicht gebracht. Alle Erklärungen können wir *Calza* erlaſſen, theils weil ſie ſich auf die alte Phyſiologie gründen, theils weil ſie *Reil* beſſer gegeben hat. Des Abſtichs wegen hat R. die Abbildung des Uterus aus *Millot*, die Jederman für einen geflochtenen Korb anſehen wird, beygegeben, und dennoch hat deſſen aberwitzige Zeugungstheorie der bekannte *G. W. Becker*, Doctor in Leipzig, von dem ein Buch zu verlegen, ſich billig jeder Buchhändler ſchämen ſollte, aus ſeiner Sucht, das Publicum zu täuſchen, überſetzt. Gewiſs ſind Hn. *Reils* Behauptungen, daſs nichts Mechaniſches ein beſtimmendes Moment für die Ausdehnung und Verengerung des Uterus ſeyn könne, daſs weder jene durch die Anſammlung des Kindeswaſſers, oder gar durch das Wachſen des Kindes, noch dieſe durch zu groſse Ausdehnung der Gebärmutter, oder gar durch den Druck und die Bewegungen des Kindes bewirkt werden könne. Gewiſs iſt, daſs alle Schwangerſchafts- und Geburts-Phänomene von dynamiſchen Urſachen abhängen, und genievoll iſt der Griff, daſs während der Schwangerſchaft im Grunde des Uterus die Expanſion, im Halſe die Contraction, bey der Geburt aber umgekehrt vorwalte, daſs die Geburt nicht durch eine äuſsere Veranlaſſung erfolge, ſondern in Gemäſsheit des Reifens der Frucht, woran auch ein eigenthümlicher Zuſtand der Mutter gebunden iſt, vermöge deſſen ſo lange die Actionen im Uterus überwiegend ſind. Sobald aber hier dieſe Actionen ihren Zweck, nämlich die Vollendung des Foetus, erreicht haben, laſſen dieſelben nach, ſchlagen um, ſuchen den Uterus nun vom Grunde gegen den Hals zu verengern, und werfen ſich ſodann auf die Brüſte, welches Organ nun lebendig geworden iſt, nachdem der Uterus ſeinen Lebenslauf vollendet hat. Von der Menge der überraſchendſten anderen Anſichten, wie von dem polaren Verhältniſſe des Kindes zum Uterus, und dem hieraus entſpringenden Einfluſs auf die Lage des Kindes, und daher auf das Geburtsgeſchäft, in welchem Falle auch ſelbſt das Mechaniſche nur Folge des Dynamiſchen iſt, von den Entwickelungsepochen des Foetus, von denen der Geſchlechtstheile und ihrem Verhältniſſe zum übrigen Leibe, mit dem ſie erſt bey der Mannbarkeit in Mitleiden treten, kann und ſoll hier nichts ausgehoben werden, da es nur für die geſchrieben iſt, die es ſelbſt leſen, und da bloſs das Nennen ſolcher Ideen ſchon hinlängliche Belege für das Urtheil ſind. Erklärt wären unſeres Bedünkens alle genannten Phänomene, und der Grund der Wehen u. der Zeit der Geburt angegeben, inſofern es die Actionen betrifft, welche bey dem wirklichen Vorgange thätig ſind: allein es iſt noch nicht aufgefunden, welches denn der Grund der Polaritäten ſey, die bey der Geburt neu hervortreten oder umſchlagen. Allerdings kommen ſie bey der Reiſe der Schwangerſchaft zum Vorſchein, aber *was* ändert ſich bey dieſem Reifwerden, und *wie* ändert ſich es? Welches iſt der dynamiſche innere Zuſtand des Uterus, wenn die Schwangerſchaft am Ende ihres Lebens ſteht? Dieſer muſs die Urſache vom Anfange der Contractionen des Uterus ſeyn, die Contractionen ſind erſt die Urſache der Geburt. Das Weſen der Contractionen, als beſtehend in Gegenſätzen des Uterus, hat der Vf. vortrefflich entwickelt, aber nicht ihre Urſache. Dieſe hängt ohne Zweifel von dem Verhältniſſe des Foetus zum Uterus ab, und zwar zunächſt von der Bedeutung des Mutterkuchens zur Mutter, auch ſelbſt bey Bauchſchwangerſchaften. Was ferner die mechaniſchen Subſtrate betrifft, welche das Kind austreiben, es mag ſich mit den Faſern des Uterus verhalten, wie es will: ſo iſt es doch unmöglich,

Digitized by Google

daſs ſo dünne Schichten von Faſern ſo viel (Irritabilitäts) Kräfte beſitzen, als nöthig ſind, um eine bisweilen ſo fürchterlich groſse Laſt, wie das Kind wird, zu überwinden, oder die Hand des Geburtshelfers ſo einzuſchnüren, daſs er darin alle Empfindung verliert. Wir laſſen die Irritabilitätsbewegungen der Mutterhörner in Thieren auf galvaniſche Reize und ohne ſelbige in vollem Werthe, zweifeln auch nicht daran beym Menſchen: allein die Ausdehnung des Uterus und die Verdickung ſeiner Wände, wie auch die Verengerung deſſelben, ſind ſicher keine Irritabilitätsphänomene, ſondern müſſen ſowohl aus Gründen der Phyſiologie als der (Theorie der) Anatomie an die Erſcheinung der Erſtarrungen der Ruthe angereihet werden, und nur in ſo weit hier Faſerwirkung vorkömmt, wird ſie auch dort vorkommen. *Uterus gravidus eſt penis erectus, uteri contractio eſt penis relaxatio.* Und nun ſind wir an die Theorie des *Turgor vitalis* gewieſen. Nur der *Turgor vitalis* kann zu einem ſolchen Umfange, wie der ſchwangere Uterus, anwachſen, und kann zehn Monden andauern, die irritable Spannung einer Muskelfaſer aber nimmermehr. Noch wollen wir bemerken, daſs es aus allen Erſcheinungen durchaus unwahrſcheinlich iſt, daſs die *Decidua* eine Haut des Eies, ſondern daſs ſie vielmehr die innere aufgelockerte Haut der Gebärmutter ſelbſt ſey, und bitten, der Vf. möge doch bey ſeinen vielfältigen Gelegenheiten auf dieſe Bemerkung achten, damit auch noch dieſes Unbeſtimmte gehoben werde. — Den Bänden iſt ein Sachregiſter beygegeben, was wohl des Anführens werth iſt, da dieſes groſse Zeiterſparungsmittel von den nun eiligen Schriftſtellern allgemein vernachläſſiget wird.

Vom achten Bande iſt das erſte Heft erſchienen, worin *Reil* den Anfang von *Fragmenten über die Bildung des kleinen Gehirns im Menſchen* gemacht hat. Dieſe Zerlegung des kleinen Hirns und die dabey geäuſserten Ideen über die Bedeutung der ganzen Structur deſſelben geben mit einem Schlage eine von allen bisherigen Anſichten verſchiedene, und müſſen daher Epoche machen. Wir überlaſſen daher gern der Zukunft und Anatomen von Stande, insbeſondere aber Hirnanatomen, das Urtheil darüber, und zeigen nur an, daſs *Meckel* ſich an dieſe Unterſuchungen angeſchloſſen, und die Bildungsgeſchichte des kleinen Hirns in der Frucht und im Thierreiche darzuſtellen übernommen hat, welches, wie die Rückſichten, die *Reil* ſchon darauf genommen hat, lehren, zu den frappanteſten Reſultaten führen muſs. *Reils* Idee iſt, daſs das kleine Hirn ein galvaniſcher Apparat ſey, welches ihm ſogar in den einzelnſten Beſtandtheilen nachzuweiſen gelingt. Wir ſind der feſten Überzeugung, daſs das Denken weiter nichts als ein Spannungsproceſs zwiſchen den beiden Hirnſubſtanzen ſey; die nun begonnene anatomiſche Unterſuchung wird die Art der Erregung der Spannung aufzeigen. Die drey dazu gehörigen Kupfer, gezeichnet von Eberhard, geſt. von Schröter, ſind vortreſflich. Noch enthält dieſes Heft von *Reil über das Abſterben* (Todtſcheinen) *einzelner Finger*, und von *L. Breſſa über den Hauptnutzen der euſtachiſchen Röhre*, Pavia 1808, mitgetheilt von *Meckel*, dann, wie gewöhnlich, Bücher-Anzeigen. On.

Carlsruhe, b. Müller: *Beyträge zur Literatur über die Kuhpocken und ihre Impfung, vom Jahre 1795 bis 1807.* Von D. *Chriſt. Ludw. Schweikhard*, groſsherzogl. bad. Oberhofrath u. ſ. w. 1809. 326 S. 8. (1 Thlr.)

Rühmlich iſt allerdings die Beleſenheit und der Fleiſs des Vfs. bey dieſer Arbeit: mehr Anſpruch auf den Dank des Publicums aber würde er machen können, wenn er die bisher erſchienenen Schriften über die Kuhpockenimpfung vollſtändiger und in einer beſſeren Ordnung aufgeführt hätte, zumal da er das, was ſchon *Hecker*, *Hunold*, *Ploucquet* und *Ludwig* über dieſen wichtigen Gegenſtand der Literatur geliefert haben, benutzen konnte. Im erſten Abſchnitte hat der Vf. beſondere Abhandlungen über die Kuhpocken und deren Impfung, im zweyten Auszüge aus Abhandlungen verſchiedenes Inhalts, im dritten eigends für die Kuhpocken eingerichtete Zeitſchriften, im vierten Auszüge aus Zeitſchriften verſchiedenes Inhalts, mitgetheilt. Wollen wir auch gegen dieſe Abtheilungen keine Einwendung machen: ſo müſſen wir doch wünſchen, daſs die Schriftſteller, welche die Kuhpockenimpfung beſchäftiget hat, in einer der Sache angemeſſeneren Ordnung hier zuſammengeſtellt worden wären. Daſs Ärzte und Nichtärzte, die davon geſchrieben haben, unter einander ſtehen, wollen wir ungerügt laſſen. War es aber nicht zweckmäſsiger, daſs in einer beſonderen Rubrik die Vertheidiger, in einer anderen die Gegner der Kuhpockenimpfung namhaft gemacht wurden? Im zweyten Abſchnitte hätte der Vf. mehrere Schriften, worinn nur ſehr wenige Worte über Kuhpocken hingeworfen ſind, z. B. *Hahnemann* über Scharlachfieber, füglich weglaſſen können, andere dagegen, die Wichtigeres darüber enthalten, z. B. *Hufelands Syſtem der praktiſchen Heilkunde*, *Vogels anthropologiſche und medicin. Erfahrungen*, wo unter anderen von mehreren durch die Vaccination veranlaſsten, aber nicht verſchuldeten, Todesfällen die Rede iſt, erwähnen ſollen. Am Ende der Schrift leſen wir verſchiedene, die Kuhpockenimpfungsgeſchichte betreffende, aus öffentlichen Blättern genommene Notizen, die aber zum Theil nicht noch einmal gedruckt zu werden verdienten. Nur eine Beobachtung, welche im Jahr 1807 von der groſsherzogl. badenſchen General-Sanitäts-Commiſſion publicirt worden, und worauf mehrere Impfärzte künftig aufmerkſamer ſeyn ſollten, will Rec. hier anführen; nämlich: daſs bey Kindern, die zuvor an der Scharlach- und Maſern-Epidemie krank geweſen, der Impfſtoff nicht faſste, ſo, daſs unter mit ein und der nämlichen Lymphe geimpften Kindern ſolche, die vorher Scharlachfieber oder Maſern gehabt, die Schutzpocken gar nicht oder nur unregelmäſsig und unächt, ſolche hingegen, die vom Scharlachfieber oder von den Maſern verſchont geblieben, die Schutzpocken ſtets normal bekamen. — Das beygefügte Regiſter erhöhet den Werth der Schrift.

—ea.—

Digitized by Google

Leipzig, b. Schäfer: *Verſuch, die Entſtehung und Ernährung, das Wachsthum und alle übrigen Veränderungen der Knochen im geſunden und kranken Zuſtande zu erklären*, von *Joh. Claud. Renard*, Arzte d. C. Werrſtadt u. ſ. w. 1803. VII u. 144 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. erzählt in der Vorrede, die Analogie der Beinhaut mit dem Nevrilem habe ihn zu dem Entſchluſs gebracht, ſeine Ideen über die erſteren bekannt zu machen, deren Beſtimmung er aus dem kranken Zuſtande und den Folgen der Zerſtörung derſelben zu ergründen geſucht hatte. In der Einleitung ſtellt er dann die Hypotheſen vom Hippokrates an bis auf Haller und die neueſten Zeiten über die Entſtehung der Knochen auf, und erzählt, wie die Beobachtung des Nutzens der balſamiſchen Mittel bey Knochenkrankheiten ihn zuerſt auf die Idee geleitet habe, daſs die Beinhaut ein wichtiges Organ ſey, und die Mittel bloſs auf ſie zunächſt wirken; er ſey durch weitere Nachforſchungen zu der volleſten Überzeugung gekommen, daſs alle Veränderungen der Knochen von Veränderungen der Beinhaut abhangen, und daſs dieſe den Knochen zur Bereitung eines beſonders gemiſchten Blutes dienen müſſe. Dieſs hat er denn im erſten Abſchnitte zu beweiſen geſucht, ſo wie er im zweyten durch Unterſtützung chemiſch-phyſiologiſcher Sätze die Art und Weiſe aus einander ſetzt; wie die Entſtehung, Ernährung und überhaupt alle Veränderungen der Knochen im geſunden und kranken Zuſtande zu erklären ſind, und zwar iſt ſein Zweck nicht ein bloſs ſpeculativ-theoretiſcher, ſondern auch ein praktiſcher, und er trägt ſeine Ideen immer in Beziehung auf die Praxis vor; daher er auch zu Ende noch die Erweichung der Knochen von Überſchuſs der Phosphorſäure, und die dabey anzuwendenden Heilmittel kürzlich und gleichſam als eine Probe abgehandelt hat; und zwey wichtige Fälle von Knochenerweichung an einem anderen Orte ausführlicher zu beſchreiben gedenkt. — Rec. geſteht, daſs er dieſe kleine Schrift mit wahrem Intereſſe geleſen hat; der Gegenſtand iſt an ſich ſo dunkel, daſs niemand die überzeugendſte Aufklärung über denſelben von einem einzigen Manne erwarten wird, und der Vf. iſt beſcheiden genug, ſeine Anſicht nur als Winke und als einen Verſuch anzuſehen; gewiſs aber wird jeder aufmerkſame und vorurtheilsfreye Leſer bekennen, daſs man eben ſo viel Fleiſs und Scharfſinn als praktiſche Tendenz darin entdeckt, und daſs der Vf. eine ſehr glückliche Anwendung von der chemiſchen Anſicht des Organismus gemacht hat, indem er ſie in Verbindung der vitalen oder vielmehr dynamiſchen behutſam benutzt, um die chemiſchen Veränderungen des lebendigen Körpers begreiflich zu machen. Wir wollen, um den Geiſt dieſer Schrift näher zu entwickeln, die Hauptſätze derſelben kürzlich aufſtellen.

Im erſten Abſchnitte ſucht der Vf. zu beweiſen, daſs die Beinhaut beſtimmt ſey, das zur Ernährung der Knochen beſtimmte Blut zu dieſem Zweck vorzubereiten. Ernährung eines Theils geſchieht nach ihm ſo, daſs das Blut in jedem Organe anders gemiſcht werde, wie ſchon die Verſchiedenheit der Form, Farbe und der Verderbniſſe jedes Organs anzeige, und daſs nur gewiſſe Beſtandtheile des Blutes ſich mit anderen des Organs ſelbſt zu einer Flüſſigkeit verbinden, aus der ein Zellplättchen anſchieſse, das die Stelle eines zerſtörten einnehme. Die Nerven haben auch einen Antheil daran, der uns aber nicht bekannt ſey; die Ernährung habe viel Ähnlichkeit mit den Abſonderungen, und es ſcheinen bey jener wie bey dieſen eigene Gebilde da zu ſeyn, welche das Blut zur Bildung des jedem beſonderen Organ entſprechenden Zellſtoffs vorbereiteten. Als Hauptbeweiſe ſind folgende aufgeſtellt: daſs die Beinhaut aus Gefäſsen beſteht, die ſich in ihr verwickeln, und dann in den Knochen gehen; daſs von der Beinhaut entblöſste Knochen abſterben, und Entzündung, Brand der erſteren, Schmerz, Auswüchſe, Ergieſsung von Knochenſubſtanz, Eiterung und Tod des Knochens bewirken; daſs die Färberröthe den Knochen und doch nicht die Beinhaut und das Mark färbt, ohnerachtet dieſe ihr Blut aus der Beinhaut erhalten, und daſs die Beinhaut bey Kindern am dickſten, bey Erwachſenen aber immer dünner wird. Mehrere Beweiſe kommen in dem zweyten Abſchnitte vor, wo der Vf. nach dieſer Vorausſetzung alle Veränderungen der Knochen, erſt die im geſunden, dann die im kranken Zuſtande vorkommenden, vollſtändiger und mit ſorgfältiger Benutzung der von anderen an Knochen gemachten Beobachtungen zu erörtern ſucht. Den Ernährungsproceſs der Knochen denkt ſich der Vf. folgendermaſsen: Kalkphosphat macht den gröſsten Theil der Knochen aus, und dieſer iſt auch im Blute enthalten. Er nimmt nun an, es werde der mit Eiſen verbundenen Phosphorſäure, welche das Blut enthält, das Eiſen in der Beinhaut entzogen, das Blut der Knochen enthalte demnach freye Phosphorſäure, dieſe löſe die im Knochenzellſtoff befindliche phosphorſaure Kalkerde auf, bilde ſo flüſſigen Kalkphosphat, welcher ſich mit der übrigen hier befindlichen Lymphe verbinde; in dieſer ſättige ſich ein Theil der flüſſigen phosphorſauren Kalkerde mit erdigen Theilen zu feſtem Kalkphosphat, welcher ſich ſogleich mit den übrigen Grundſtoffen der Knochen zu hartem Knochenzellſtoffe vereinige. Die Entſtehung der Knochen geſchieht durch gallertartige Anfänge, die erſt von innen genährt werden, ſpäter erſt, nämlich erſt alsdann, wenn rothe Puncte in dem Knorpel erſcheinen, geht die Knochenbildung an, alſo erſt dann, wenn rothes, mit phosphorſaurem Eiſen verſehenes Blut herbeygeführt wird, und beym Fortrücken der Knochenbildung entſtehen rothe Gürtel von Gefäſsgeflechten auf der Oberfläche der Enden der Knochen, welche zur Beinhaut werden; bey Vögeln und Fiſchen werden die Knochen durch Hülfe des Dotters gebildet, indem dieſer phosphorſaures Eiſen enthält; bey Schwangern heilen Knochenbrüche ſchwer, weil das Blut derſelben zu viele Knochenbeſtandtheile an den Embryo abzugeben hat. — Das Wachsthum der Knochen hört auf, wenn die Beinhaut nach und nach dünn wird, und zu wenig Phosphorſäure frey gemacht werden kann; daher enthält auch der Urin bey Alten mehr Phosphorſäure, als in den frühern Jahren.

Digitized by Google

In dem *kranken Zuſtande der Knochen* findet ein Miſsverhältniſs der Phosphorſäure zur Kalkerde in ihnen Statt; der Knochenzellſtoff nähert ſich bald mehr dem neutralen Kalkphosphat, bald mehr der phosphorſauren Kalkerde mit Überſchuſs von Säure, bald enthält er wohl kaum eine Spur von dieſem erdigen Salze; daher denn vermehrte Härte und Maſſe, oder Zerbrechlichkeit, Poroſität oder Erweichung entſteht, und dieſe Zuſtände ſind insgeſammt in einer Veränderung der Beinhaut gegründet. Die Härte und Maſſe nimmt zu, durch Zuführung vieler Kalkerde ohne gleichmäſsige Zuführung von freyer Phosphorſäure, die Maſſe vorzüglich auch, wenn die Lymphgefäſse nicht genug zurückſaugen; Poroſität entſteht, wenn mehr eingeſogen als angeſetzt wird; der Knochen bekommt zu viele Kalkerde wie beym Scorbut und bey der Luſtſeuche; ſo auch wenn es an Phosphorſäure fehlt, wie bey Alten und Schwangern. Zerbrechlichkeit kann aber auch bey zu vielem Zufluſs von Phosphorſäure und zu vieler Rückſaugung des flüſſigen Phosphats entſtehen, welches bey der Erweichung der Knochen der Fall iſt. Die Erweichung der Knochen hängt davon ab, daſs mehr Phosphorſäure frey gemacht wird, als zur Ernährung des Knochens nöthig iſt, und ſtatt harter phosphorſaurer Kalkerde ein weiſses Phosphat jedem entſtandenen Knochenzellplättchen beygemiſcht wird; zugleich werden mehrere Beyſpiele von Sectionen angeführt, wo man bey Knochenerweichung die Beinhaut locker, dick und verändert fand. In den folgenden Capiteln werden die engliſche Krankheit, die Wiedererzeugung der Knochen, der Knochenbrand und die Vereiterung derſelben, die Brüche, Verwundungen, die Auftreibung der Knochen, der Winddorn u. ſ. w., nach dieſen Ideen näher erläutert. — Bey Rhachitis entſteht Knochenerweichung, wenn die Beinhaut zu viele Phosphorſäure zuführt, oder wenn Mangel an den nöthigen Stoffen und die nachfolgende fehlerhafte Verrichtung der Beinhaut verhindern, daſs phosphorſaure Kalkerde zum Erſatz der ausgeführten gebildet werde; daher man bey Rhachitiſchen bald Überſchuſs, bald Mangel an Phosphorſäure, im Verhältniſs zu der Kalkerde, antreffe. Die Wirkſamkeit der gewöhnlichen Veranlaſsungen der Rhachitis, beſonders Überfütterung, wird nun aus dieſer Anſicht erklärt; der Vf. hält es ſogar für eine wichtige Urſache dieſer Krankheit, wenn Kinder von Ammen geſtillt werden, die nicht gleichzeitig mit der Mutter geboren haben, weil ſich die Phosphorſäure in der Milch immer mehr und mehr vermindere. Eiſen iſt bey Rhachitis nützlich, weil es die zu ſtarke Entbindung der Phosphorſäure hindert, und zugleich incitirend wirkt. Die Knochen werden nach der Rhachitis härter; denn entſtand ſie von Überfluſs an Phosphorſäure: ſo wird ſie durch Zuführung von Kalkerde geheilt; und entſtand ſie von zu wenig phosphorſaurer Kalkerde: ſo wird bey Wiederkehr der Geſundheit die ganze Maſſe von Zellgewebe zwiſchen Beinhaut und Knochen zu Knochenzellſtoff werden. (Hievon leuchtet Rec. der Grund nicht ganz ein.) — Rhachitis entſteht nicht nach dem dritten Jahre, weil dann die Beinhaut ſchon zu dünn geworden iſt. Die Wiedererzeugung der Knochen geſchieht durch Anſchwellung und Entzündung der Beinhaut, wodurch der vegetabiliſche Proceſs vermehrt wird, wie aus *Köhlers* und *Blumenbachs* Verſuchen erhellt. Knochenbrand folgt auf Zerſtörung der Beinhaut, weil ſich die Entzündung auf ihn fortpflanzt, und dieſe aus Mangel an Nachgiebigkeit des Knochens ſehr leicht in den Tod deſſelben übergeht: es bildet ſich eine Abſonderungsfläche, dadurch, daſs der todte Knochen den geſunden Theil und die Beinhaut reizt, wodurch mehr Phosphorſäure frey wird; dieſe erweicht die Knochenenden, und macht ſie einſaugbar. Eben ſo wird die Entſtehung der ſogenannten Kloake erklärt. Daher wird Bohren und Brennen bey einem abgeſtorbenen Knochen nichts nützen, vielmehr ſchaden, weil man einen geſunden Theil deſſelben in Entzündung und Brand dadurch verſetzen kann; hingegen wird der Gebrauch der Phosphorſäure die Erweichung der geſunden Knochenenden begünſtigen. Bey Knochenwunden und Quetſchungen iſt zu verhindern, daſs die Entzündung ſich nicht auf den Knochen fortpflanze und ihn tödte; daher reizende Mittel, auf entblöſste Knochen gebracht, ſehr nachtheilig ſind.

Als Anhang trägt der Vf. noch etwas über die bey Knochenerweichung von Überſchuſs an Phosphorſäure anzuwendenden Mittel vor, was er ſelbſt nur als Fragment angeſehen wiſſen will. Wenn der Knochenzellſtoff ſich zu ſehr dem *Phosphate acidule de Chaux* nähere, ſo müſſen die Mittel den Zweck haben, der zu häufigen Befreyung der im Blute befindlichen Phosphorſäure Grenzen zu ſetzen, und, wenn dieſs nicht möglich wäre, durch Zuleitung von gewiſſen Stoffen, dieſer freyen Säure in den Knochen ſelbſt ein Bindemittel zu verſchaffen; das erſtere werde geſchehen durch Mittel, welche die Phosphorſäure mehr binden oder die Beinhaut in einen ſolchen Zuſtand verſetzen, daſs nicht mehr Phosphorſäure als nöthig iſt, durch ſie frey gemacht werde. Um die im Blute in zu groſser Menge befindliche Phosphorſäure zu binden, ſey Eiſen ein vorzügliches Mittel, und vielleicht wirken die anderen gerühmten Mittel auf gleiche Art. Die balſamiſchen und ätheriſchöligen Mittel ſtärken die Beinhaut; die Färberröthe werde von der Phosphorſäure nebſt der Kalkerde aufgenommen, und ſo haben vielleicht auch die China, der Kalmus, die Sabina u. ſ. w. Beſtandtheile, die ſich mit der Phosphorſäure verbinden und niederſchlagen, unſtreitig ſey dieſs der Extractivſtoff. Allein da dieſe Mittel auch Gärbeſtoff, Gallusſäure, harzige und ätheriſchölige Theile enthalten: ſo wirken ſie auch auf den ganzen Körper, und verändern ſeinen Miſchungszuſtand, worin ſeine verminderte Thätigkeit gegründet ſey. Zuletzt erzählt der Vf. noch einige Fälle von Knochengeſchwülſten, die auf den äuſseren Gebrauch des Terpentins in Verbindung mit ſtärkenden Mitteln und Bädern mit Schwefelalkali ſehr ſchnell wichen. Er verſpricht mehrere Fälle von wichtigen Knochenkrankheiten ein andermal zu liefern, denen Rec. mit Vergnügen entgegen ſieht.

N. W.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch's Wittwe: *Über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt.* Ein Verſuch von *Joh. Friedr. Euſeb. Lotz*, herzogl. ſächſ. hildburgh. Canzleyrathe und Centbeamten zu Heldburg. 1807. XXII und 620 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es treffen in einem kurzen Zeitraum mehrere Unterſuchungen über den Begriff und Umfang der Policey zuſammen, unter denen die oben genannte die ausführlichſte und vollſtändigſte iſt. Zuerſt iſt Hr. Prof. *Butté* als Reformator aufgetreten, der der Policey auch nicht einmal ihren Namen laſſen zu wollen ſcheint. Hr. *Henrici* dagegen hat ſie auf eine Höhe erhoben, die ihr bisher fremd war, indem er ihr einen Wirkungskreis anweiſet, der in der Staatsverwaltung alles umfaſst, was nicht von der Juſtiz in Beſitz genommen iſt. Ein Ungenannter hat über das Princip, die Grenzen und den Umfang der Policey Grundſätze aufgeſtellt, die den Begriff derſelben gleichfalls gar ſehr erweitern, obgleich ſie in der Anwendung ſich wieder den bisher gewöhnlichen Anſichten nähern. Auch Hr. *Lotz* iſt in der reichlichen Pflege ſeines Schützlings nicht zurückgeblieben. Er hat ihn mit viel und mancherley Gaben ausgeſtattet, die Andere ihm nicht gönnen werden. Der Begriff der Policey ſoll ſie, nach Einigen, nur als eine in ſich geſchloſſene Wiſſenſchaft darſtellen, nach Anderen ſoll er zugleich die Schranken bezeichnen, innerhalb welcher ſie ſich halten müſſe, damit ſie nicht in Deſpotismus ausarte. Unſer Vf. hat auch hierauf vorzüglich ſein Augenmerk gerichtet, wie ſchon der Titel ſeiner Schrift ankündiget. Wir wollen bey dieſer Gelegenheit die Leſer noch auf eine ſcharfſinnige Kritik des Begriffs der Policey in *Scherf's allgemeinem Archiv der Geſundheits-Policey* 1 Bd. 1 Heft, aufmerkſam machen, wo S. 44 die Ehre, einen in juridiſcher Hinſicht vorzüglich befriedigenden Begriff der Policey aufgeſtellt zu haben, den Ärzten, und namentlich Hn. *Röſchlaub*, vindicirt wird. Ohne uns hierüber auf ein Urtheil einzulaſſen, wollen wir im Allgemeinen nur bemerken, daſs ein groſser Unterſchied für die Beſtimmung des Begriffes der Policey darin zu liegen ſcheint, ob man denſelben in einer Theorie der allgemeinen Staatswiſſenſchaft oder des allgemeinen Staatsrechts aus den durch die Staatsverbindung zu erreichenden Zwecken überhaupt entwickelt, oder ob man denſelben aus demjenigen, was in den meiſten cultivirten Staaten unter dem Namen der Policey wirkſam iſt, zu abſtrahiren ſucht. Dieſer letztere Geſichtspunct hat offenbar auf die Anſichten der politiſchen ſowohl als der publiciſtiſchen Schriftſteller, und inſonderheit dieſer, einen groſsen, obgleich vielleicht zum Theil unwillkührlichen Einfluſs gehabt. Und wie leicht war dieſs nicht, und ſelbſt wie nothwendig in gewiſſer Hinſicht, da die urſprüngliche Bedeutung der *Politia* in der Praxis weit engere Grenzen erhielt, und das, was ſonſt das Ganze bezeichnete, nun auf einen Theil deſſelben beſchränkt wurde? Da aber die Praxis bald dieſs bald jenes unter die allgemeine Rubrik der Policey zog, oder aus derſelben entfernte; da ſie ſich nirgends ganz gleich blieb, und oft ſogar in auffallende Widerſprüche gerieth; da die Theorie den eigentlichen Sinn eines in *dieſer* Beziehung nur willkührlich gewählten Wortes, ſtreng genommen, gar nicht auszumitteln im Stande war, und ihr daher nichts übrig blieb, als entweder von dem Worte, wie es in der Praxis gebraucht wurde, gar keine Notiz zu nehmen, oder ſich ſeiner gewöhnlichen Bedeutung zu accommodiren, oder es gleichfalls nach Willkühr anzuwenden: ſo iſt es eben keine ſo auffallende Erſcheinung im Gebiete der Staatswiſſenſchaften, wie der Vf. ſie findet, daſs man noch bis jetzo ſich über einen Begriff der Policey nicht hat vereinigen können. Die meiſten Schriftſteller haben aus der Erfahrung die Gegenſtände der Policey geſammelt, und daraus den Begriff derſelben gebildet. Mehrere, dieſes empiriſche Verfahren verachtend, und doch nur den Anſchein deſſelben vermeidend, gingen vom Staatszwecke aus, leiteten aus ihm die verſchiedenen Obliegenheiten der höchſten Gewalt ab, und fanden dann auch für die Policey einen — bald mehr, bald weniger beſchränkten Wirkungskreis. Andere ſuchten, nicht mit Unrecht, in ihrem eigenthümlichen Zwecke die ſie bezeichnenden Unterſcheidungsmerkmale. Allein war ſchon über die Objecte der Policey unter den Gelehrten groſser Streit: ſo war der eigentliche Zweck derſelben noch weit mehr beſtritten. Endlich verſuchte es Hr. *Henrici*, ſich von allem Materiellen los zu machen, indem er dafür hielt, daſs der allgemeine Begriff der Policey vielmehr in ihrer Form, d. h. in den Grundſätzen, nach welchen ſie verfährt, als in ihrem Objecte, zu finden ſey. Die Sicherheit des phyſiſchen Daſeyns, und die Ausbildung des höheren menſchlichen Weſens ſind ihm die weſentlichen Zwecke der Staatsverbindung, deren Garantie zunächſt der Juſtiz,

Digitized by Google

und dann, wo dieſe nicht genügt, der Policey obliegt. Da nach ihm nur dieſe beiden, mit und neben einander, es ſind, durch welche der Staatszweck realiſirt werden ſoll: ſo brauchte er auch nur die Juſtiz von der Policey genau zu ſcheiden, um den eigenthümlichen Charakter dieſer zu beſtimmen. Da nun, ſagt er, die Policey nicht auf eine noch höhere Art, als das Recht, für den Staatszweck thätig ſeyn kann, da ſie es nicht auf eine rechtliche Art ſeyn ſoll: ſo bleibt ihr, als einer praktiſchen Wiſſenſchaft, welcher noch weniger ein Verfahren nach logiſchen oder äſthetiſchen Grundſätzen verſtattet iſt, nichts übrig, als ein Verfahren nach phyſiſchen Grundſätzen, und ſie iſt daher derjenige Theil der Staatsdiſciplin, welcher den Staatszweck (nicht nach rechtlichen Grundſätzen, ſondern) nach den Geſetzen des phyſiſchen Cauſal-Zuſammenhangs fördert, d. h. *Henrici* legt dem geſammten, von der Juſtiz verſchiedenen und getrennten Theil der Staatsverwaltung den Namen Policey bey.

Es war uns eine intereſſante Erſcheinung, zu gleicher Zeit zwey denkende Köpfe auf einem ähnlichen Wege zu finden, indem auch *Lotz* die gewöhnliche Methode, den Begriff der Policey zu deduciren, verlaſſen, und eine andere, die in der Hauptanſicht mit der *Henrici*'ſchen zuſammen zu treffen ſcheint, verſucht hat. Ohne über dieſe hier ein Urtheil fällen zu wollen, glaubten wir, durch eine kurze Darſtellung derſelben die Leſer zur Vergleichung der beiden neueſten Erörterungen des Begriffs der Policey, die wirklich Neues enthalten, auffodern zu dürfen, indem wir jetzt zu dem eigentlichen Gegenſtande der gegenwärtigen Anzeige zurückkehren.

Der Hauptgrund, warum unſere Philoſophen, Rechtsgelehrten und Politiker ſich über einen vollkommen genugthuenden Begriff der Policey noch nicht haben vereinigen können, ſchien Hn. *Lotz* in der nicht ganz richtigen Anſicht zu liegen; welche ſie beynahe alle (ſeiner Meinung nach) vom Zwecke des bürgerlichen Vereins haben, indem ſie ihn auf eine bloſse Garantie der Sicherheit der Rechte Aller beſchränken, da er doch unmöglich ein anderer ſeyn könne, als der — durch die vereinten Kräfte Aller jedes einzelne Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft auf den Standpunct der höchſtmöglichſten menſchlichen Vollkommenheit zu erheben. In dieſer Hinſicht könne die Regierung ſich auf keinen Fall bloſs darauf beſchränken, die Bürger durch pſychologiſchen Zwang von der Widerrechtlichkeit ab- und zur Rechtlichkeit hinzuleiten. Sie müſſe auſserdem noch theils dafür ſorgen, daſs der Wille der Bürger, falls er, der gebrauchten pſychologiſchen Zwangsmittel ungeachtet, dennoch widerrechtlich geworden ſeyn ſollte, doch nie die Grenzen des bloſsen Wollens überſchreite und nie zur widerrechtlichen That werden könne; theils auch dafür, daſs jeder Bürger im Stande ſeyn möge, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die die Vernunft als Mittel zur Erreichung des Endzwecks der bürgerlichen Geſellſchaft anerkennt. Dieſs vorausgeſetzt, müſſe ihre Thätigkeit immer gedoppelter Art ſeyn: einmal *indirect*, durch Geſetze, durch welche ſie, ohne zur Erreichung des Staatszwecks ſelbſt *unmittelbar* mitzuwirken, bloſs dem Willen ihrer Bürger die dem Staatszwecke angemeſſene Richtung zu geben ſucht, ohne übrigens dabey etwas mehr zu bezwecken, als daſs dieſer Wille nicht widerrechtlich werde; dann aber auch *direct*, durch Anſtalten, die auf eine ſolche Willensleitung, bey der ſich die Staatsregierung bloſs leidend verhält, zunächſt nicht berechnet ſind, ſondern wobey die Staatsregierung, auch abgeſehen von einer Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines ſolchen widerrechtlichen Willens, in Hinſicht auf die Erreichung des Staatszwecks *unmittelbar* ſelbſtthätig erſcheint. Soll nun die Staatspoliceygewalt einen eigenen, von den übrigen Zweigen der Staatsgewalt abgeſchiedenen Hauptzweig bilden; ſoll ſie ein eigenes, von den Gebieten der übrigen Staatsgewalten ganz abgeſchiedenes Gebiet angewieſen erhalten: ſo könne unter *Policey* unmöglich etwas anderes verſtanden werden, als *die directe Selbſtthätigkeit der Staatsregierung für die Erreichung des Staatszwecks ſeinem ganzen Umfange nach*, und die *Staatspoliceygewalt* könne nichts anderes enthalten, als *das Recht der Staatsregierung, in Abſicht auf die Erreichung dieſes Zwecks unmittelbar ſelbſtthätig zu ſeyn.* Bey der näheren Entwickelung dieſes Begriffs hebt der Vf. die zwey Puncte heraus: 1) daſs bey der Policey die Regierung immer nur als ein *unmittelbar ſelbſtthätiges Weſen* erſcheine; 2) daſs dieſe Selbſtthätigkeit auf die Erreichung des Staatszwecks *ſeinem ganzen Umfange nach* gerichtet ſey. In dem erſten findet er das Hauptmerkmal des Begriffs der Policey und hält dafür, jene *directe Thätigkeit der Regierung für den Staatszweck* ſey nichts anderes und könne nichts anderes ſeyn, als *die unmittelbare Wirkſamkeit der Regierung für den Staatszweck durch Anſtalten, welche theils darauf berechnet ſind, eine von dem rechtlichen oder widerrechtlichen Willen der Bürger unabhängige Sicherheit der Rechte derſelben herzuſtellen, theils auch darauf, den Bürgern die Erreichung des Endzwecks des bürgerlichen Vereins, die höchſtmöglichſte Vervollkommnung, möglich zu machen.* Von der indirecten Thätigkeit der Regierung für den Staatszweck unterſcheide ſie ſich ſowohl durch ihren *Zweck* als durch die ganz eigene *Form ihrer Wirkſamkeit.* Der Zweck jener könne unmöglich ein anderer ſeyn, als der, die Bürger bloſs negativ zur äuſseren Rechtlichkeit hinzuleiten, da hingegen die directe Thätigkeit für den Staatszweck, nicht zufrieden damit, den Hinderniſſen der Erreichung deſſelben dadurch entgegengearbeitet zu haben, daſs ſie durch entgegenwirkende Reizmittel den Willen der Bürger widerrechtlich zu werden hindert, einen vom Willen der Bürger ganz unabhängigen Sicherheitszuſtand herſtellen ſoll, zu deſſen Herſtellung ſie Anſtalten treffe, die auch dem, ungeachtet der gebrauchten Gegenmittel, dennoch entſtandenen böſen Willen alle Möglichkeit benehmen müſſen, zur widerrecht-

lichen That überzugehen, und, wenn dieſer Übergang demungeachtet erfolgt ſeyn ſollte (wir geſtehen, daſs wir nicht wohl begreifen können, wie es einem böſen Willen, dem *alle Möglichkeit benommen iſt*, zur That überzugehen, doch gelingen ſollte, den Übergang zu bewirken) die Folgen deſſelben ſo wenig, als nur immer möglich iſt, fühlbar zu machen. Auſserdem aber beſchränke ſie ſich nicht bloſs auf die Gewähr der Sicherheit, ſondern ſie ſuche auch noch die Möglichkeit der Vervollkommnung der Bürger dadurch zu begründen, daſs ſie ihnen theils die Wege zeige, die zu dieſem Ziele führen, theils den Fortgang darauf möglichſt zu erleichtern ſuche. Dieſe Verſchiedenheit der Zwecke der directen und indirecten Thätigkeit der Staatsgewalt für die Erreichung des Staatszwecks beſtimme nun auch die Form ihrer Wirkſamkeit, welche nicht anders als höchſt ungleichartig ſeyn könne, indem bey der indirecten Thätigkeit die Staatsgewalt ſich zunächſt bloſs leidend verhalte, und, was geſchehen ſoll, eigentlich durch die Bürger ſelbſt geſchehe, bey der directen Thätigkeit aber die Staatsgewalt geradezu ſelbſt handle, unbekümmert darum, ob der Dritte, deſſen Sicherung und Vervollkommnung der Zweck ihres Handeln ſey, die ihm für die Regulirung ſeiner Handelsweiſe nach den Foderungen der Rechtlichkeit dargelegten Motive geachtet oder nicht geachtet habe. Sonach betrachtet der Vf. die Staatsgewalt in der erſteren Hinſicht als *Leiterin des Willens der Bürger zur Rechtlichkeit*, in der anderen aber als *ſelbſtthätige Beförderin des Endzwecks des Staatsverbandes*, als *Gehülfin des Bürgers bey der Realiſirung ſeiner Wünſche nach Vervollkommnung*; und in dieſer Qualität könne ſie nicht anders, als für Erreichung des Staatszwecks *ſeinem ganzen Umfange nach* (— zweytes Hauptmerkmal des Begriffs der Policey —) thätig ſeyn. Die Staatsregierung müſſe hienach bey weitem mehr leiſten, als ſie dann leiſten könne, wenn man ihre directe ſowohl, als ihre indirecte Wirkſamkeit bloſs auf Wegräumung der Hinderniſſe des Staatszwecks beſchränke. Erſt in dieſem ausgedehnteren Wirkungskreiſe erſcheine ſie ganz als die reinvernünftige Intelligenz, die ſie nach dem Ideale des Philoſophen ſeyn müſſe u. ſ. w.

Mit dieſer Entwickelung des Begriffs der Policey beſchäftigt ſich der Vf. im *erſten Abſchnitte* ſeines Werkes. Es iſt ihm aber, nach Rec. Dafürhalten, keinesweges gelungen, einen richtigen, erſchöpfenden, alle Zweifel hebenden, alle Streitigkeiten endigenden Begriff der Policey aufzuſtellen. Indem er von zwey Hauptſtreitfragen über den Endzweck des Staats ſich für eine Entſcheidung unbedingt erklärt, hat er natürlicher Weiſe ſchon eine groſse Reihe bedeutender Gegner zu erwarten. Wir wollen uns jedoch an dieſe nicht anſchlieſsen, ſondern einräumen, daſs die Staatsverbindung mehr, als bloſs Sicherheit durch Rechtlichkeit, gewähren *kann*, und daſs daher auch die Staatsgewalt auf dieſes Mehrere ihre Bemühungen richten *muſs*. Aber der erſte und nächſte Zweck der Staatsverbindung bleibt doch immer Sicherheit, und offenbar iſt dieſe die vorzüglichſte Bedingung der Möglichkeit des ſteten Fortſchreitens zur Vollkommenheit. Wenn nun gleich hierin die Pflicht des Menſchen, in den Staat zu treten, gegründet iſt: ſo folgt doch nicht, daſs die Erreichung der höchſtmöglichſten menſchlichen Vollkommenheit der *unmittelbare* Zweck des Staats ſeyn muſs. Eben daher kann auch der Begriff der Policey *daraus* nicht unmittelbar abgeleitet werden. Sollten wir uns aber nicht damit begnügen können, aus dem erweiterten Endzweck der Staatsverbindung die Exiſtenz der Policey zu rechtfertigen, ihren Begriff hingegen aus der Art ihrer Entſtehung ſelbſt zu ſchöpfen, und ihn eben dadurch mit der gewöhnlichen praktiſchen Anwendung ihres Namens zu vereinigen? Iſt man einmal von der urſprünglichen Bedeutung des Worts abgewichen, und ſoll es, in einem engeren Sinne, einen gewiſſen Zweig der Staatsverwaltung oder Staatswiſſenſchaft bezeichnen, der von anderen Zweigen derſelben weſentlich verſchieden iſt: warum hält man ſich bey allgemeinen Speculationen auf, und geht nicht vielmehr auf den Urſprung der Sache, der allein aus dem Labyrinth leiten kann, in welches jene ſo leicht verwickeln? Hr. *L.* ſtand in der Einleitung auf dem Punct, der ihn auf dieſen, wie uns däucht, einzig ſicheren Weg leiten konnte. „Erſt mit der zunehmenden Cultur, ſagt er, die die Sicherheit gegen äuſsere und innere Feinde allmählich erzeugte, muſste der Regierung ſowohl, als dem Bürger, das Bedürfniſs ſolcher Inſtitute fühlbar werden, die auf etwas mehr, als bloſs auf Gewähr der Sicherheit vor äuſseren und inneren Feinden berechnet ſind." Überall erſcheint der Zweck der Sicherheit als erſter und nächſter; der Fürſt iſt urſprünglich nichts weiter als Richter im Frieden und Anführer im Krieg. Aber mit der fortſchreitenden Cultur regen ſich mehrere und höhere Bedürfniſſe, deren Befriedigung die Staatsverbindung auf mancherley Weiſe befördern und erleichtern kann. Die vereinigten Kräfte, an Perſonen und Sachen, bieten der Staatsregierung Hülfsmittel dar, die kein Einzelner zu erreichen vermag. Warum ſollte ſie nicht zum Beſten der Staatsbürger davon Gebrauch machen, ſobald dieſe dafür empfänglich ſind, und es ohne Verletzung des Zwecks der Sicherheit geſchehen kann? — Nunmehr ſcheidet ſich von der äuſseren Politik und von der Juſtiz die *Policey*, die nach und nach mit den Fortſchritten der Cultur durch die Erfahrung weiter ausgebildet wird. Wenn in roheren Zeiten Selbſthülfe mit der Rechtspflege kämpft; wenn kein Richter ſich findet, wo kein Kläger iſt; wenn die Obrigkeit nur von geſchehenen böſen Thaten Kenntniſs nimmt, und übrigens jedem ſelbſt überläſst, auf ſeiner Hut zu ſeyn, ſo gut er kann u. ſ. w.: ſo liegt ſogar der erſte und ſich gleichſam von ſelbſt aufdringende Zweig der Policey: die Sicherheit gegen Störungen zu bewahren durch Vorbauungsmittel — unentwickelt und ungenutzt im Dunkeln. Aber den gebildeten Menſchen drückt die ewige Sorge für ſeine Si-

Digitized by Google

cherheit, und er fodert vom Staate eine Aufmerkſamkeit, die dieſen weit leichter wird, als dem Einzelnen, und die in ihrer Verbreitung über das Ganze zugleich weit wirkſamer iſt. Äuſsere und innere Sicherheit iſt allerdings das erſte Bedürfniſs jeder Staatsgenoſſenſchaft, und dieſe *handhabt* freylich die *Juſtiz*, aber ſie *gewährt* ſie nicht im vollen Umfang. Ohnehin überläſst ſie übrigens den Staatsbürger in ſeinem Streben für erlaubte und nützliche Zwecke ganz ſich ſelſt. Durch die Staatsverbindung kann aber dieſs Streben unſtreitig erleichtert werden, und auch hier iſt es der gebildetere Menſch, der dieſe Erleichterung vom Staate erwartet. Der rohe Anfänger auf der menſchlichen Lebensbahn iſt noch nicht fähig, dieſs Bedürfniſs zu fühlen, und die Genoſſenſchaft, die nur aus Seinesgleichen beſteht, kann es nicht befriedigen: wohl aber der Verein eines gebildeten Volkes, und nur bey dieſem kann Policey ſeyn. Sonach wäre dann die *Policey derjenige Theil der Staatswiſſenſchaft, welcher ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die durch die Fortſchritte der Cultur erweiterten und erhöheten Bedürfniſſe der Staatsbürger durch Hülfe der Staatsverbindung zu befriedigen, oder doch deren Befriedigung zu erleichtern.* Rec. verkennt die Einwendungen nicht, die ſich hiegegen machen laſſen; er glaubt aber, daſs dieſer Begriff der Policey auf alle Fälle zutreffender ſeyn dürfte, als der *Lotziſche*, der nun einer genaueren Prüfung in allen ſeinen einzelnen Theilen unterzogen werden ſoll.

Directe Selbſtthätigkeit iſt, nach Hn. *L.*, ein unterſcheidendes Hauptmerkmal der Policey. Hier müſſen wir nun gleich einen Hauptirrthum des Vfs. bemerklich machen. Die Idee dieſer directen Selbſtthätigkeit iſt in ihm offenbar dadurch entſtanden, daſs er die allgemeinen Regierungsrechte den beſonderen, und vorzüglich die Geſetzgebung der Policey entgegenſetzt. Nun iſt es aber klar, daſs der Act der Geſetzgebung ohne Selbſtthätigkeit der Regierung nicht denkbar iſt, und daſs alſo wenigſtens die Selbſtthätigkeit der Regierung kein eigenthümliches Merkmal der Policey ſeyn kann. Wenn man nun aber auch annehmen will, die Selbſtthätigkeit der Geſetzgebung ſey nicht *unmittelbar* auf die Erreichung des Staatszwecks gerichtet, weil dabey die Regierung nicht ſelbſt dasjenige wirklich mache, was dafür geſchehen muſs, obgleich auch bloſse Acte der Geſetzgebung *direct* auf den Staatszweck gerichtet ſeyn können, und wirklich ſind: ſo läſst ſich doch das nicht leugnen, daſs die Anwendung der Geſetze, die keineswegs bloſs Sache der Policey iſt, eine directe Selbſtthätigkeit für den Staatszweck, ganz im *Lotziſchen* Sinne, involvirt, und daſs daher ſolche keineswegs ein eigenthümliches, unterſcheidendes Merkmal der Policey ſeyn kann. Wenn der bürgerliche Richter Streitigkeiten ſchlichtet, der peinliche Strafen verhängt: ſo iſt er doch wohl direct thätig für die Erreichung des Staatszwecks, und wenn die Policey entfernte Quellen von Streitigkeiten verſtopft, wenn ſie zu beſorgenden Störungen der Sicherheit vorbeugt, und dabey ſehr oft Mittel gebraucht, die nicht geradezu zum Ziele führen: ſo darf man von ihr dagegen mit Recht ſagen, auch ſie ſey *indirect* für die Erreichung des Staatszwecks thätig. Überhaupt iſt es vorzüglich die Policey, die häufig indirecte Wege einſchlagen muſs, und eine directe Selbſtthätigkeit darf ihr daher nicht ausſchlieſsend eigen ſeyn. Freylich beſchreibt der Vf. dieſe directe Selbſtthätigkeit der Policey ſo, daſs er wohl hoffen möchte, dadurch einem Theil der gemachten Erinnerungen vorzubeugen. Die Policey ſoll unmittelbar wirken durch *Anſtalten*. — Man weiſs, daſs ſchon längſt mehrere Schriftſteller gerade hierin das Charakteriſtiſche der Policey gefunden haben wollten: aber hat denn die Policey nichts, als Anſtalten? — Dieſe Anſtalten ſollen nun theils darauf berechnet ſeyn, eine von dem rechtlichen oder widerrechtlichen Willen der Bürger unabhängige Sicherheit herzuſtellen, und dadurch ſoll die Policey von der Juſtiz unterſchieden ſeyn. Allein, nicht zu gedenken, daſs die Definition der Policey hievon kein Wort enthält: ſo iſt auch dieſe Anſicht überhaupt unrichtig, und die Art, wie ſie ausgedrückt iſt, ſehr geeignet, Miſsverſtändniſs zu veranlaſſen. Sobald Hr. *Lotz* die Sicherheit durch die Policey nicht bloſs durch Maſchinen, welche die Ausbrüche des widerrechtlichen Willens verhindern, herſtellen, ſondern, wie er wirklich thut, der Policey im Allgemeinen Zwangsrechte gegen die Bürger beylegen will: ſo muſs dabey auch der rechtliche oder widerrechtliche Wille derſelben nothwendig in Betrachtung kommen, und ohne einen ſehr weſentlichen Einfluſs auf dieſen, würde eine Menge von Policey-Verordnungen, Befehlen und Warnungen ganz ohne Wirkung bleiben müſſen. Wenn daher die Policey nicht allein direct für den Staatszweck thätig iſt, und wenn ſie für denſelben ſehr oft auch indirect wirkt: ſo erſcheint das eine von dem Vf. aufgeſtellte Hauptmerkmal als unzureichend und unbefriedigend. Das andere aber — die Wirkſamkeit auf den Staatszweck *ſeinem ganzen Umfange nach* — iſt offenbar zu allgemein, um zur beſtimmten Bezeichnung einer Eigenthümlichkeit der Policey dienen zu können, und überdieſs unrichtig, da der Vf. nicht, wie *Henrici*, die äuſsere Politik in den Wirkungskreis der Policey gezogen hat.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Grätz*, b. v. Widmanſtätten: *Einige Blicke in die Natur nach Sander.* 1804. 51 S. 12. (8 Gr.) Kurze Betrachtungen über Haushaltung und Harmonie, Simplicität und Wirkſamkeit der Natur über ihre zerſtörenden Kräfte, Gleichgewicht, Kreislauf, Stufenfolge und Sorgfalt für alle Geſchöpfe, mit warmer Empfindung vorgetragen. Den Schluſs macht ein Gebet, mit tiefem Gefühl und wahrer Andacht gebetet. O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 DECEMBER, 1808.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hildburghausen, b. Haniſch's Wittwe: *Über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt.* Ein Verſuch von *Joh. Fried. Euſeb. Lotz* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Nach demjenigen, was bereits oben von des Vfs. unrichtiger Beurtheilung des Verhältniſſes der allgemeinen zu den beſonderen Regierungsrechten bemerkt iſt, war nichts anders zu erwarten, als daſs er in deſſen weiterer Auseinanderſetzung nur immer mehr ſich verwickeln werde. Das hat er denn auch im *zweyten Abſchnitte*, wo er mit der Beſtimmung der äuſseren Grenzen der Staatspoliceygewalt und ihres Verhältniſſes zu den übrigen Staatsgewalten ſich beſchäftiget, wirklich gethan. Indem der Vf. gänzlich auſser Acht läſst, daſs die Geſetzgebung auf alle und in allen einzelnen Zweigen der Staatsgewalt wirkt, und nur durch dieſe ihre Objecte erhält, quält er ſich mit einer Grenzſcheidung, die ganz überflüſſig iſt, und indem er eine ewige Wechſelwirkung der Geſetzgebung und Policey nicht verkennen kann, aber das eigentliche Verhältniſs derſelben gegen einander nicht einſieht, fürchtet er Grenzirrungen, die er durch die einzige ſo richtige Bemerkung ſelbſt hebt, daſs die Policeygeſetze eben ſo wohl Geſetze ſeyen, als alle übrigen Anordnungen der geſetzgebenden Gewalt. Eben daraus aber ergiebt ſich ſchon, wie unangemeſſen es iſt, dieſe der Policeygewalt entgegen zu ſetzen. Einſeitig iſt es auch, wenn der Vf. behauptet, die geſetzgebende Gewalt wirke immer nur *negativ*. Hat er denn ganz die ſo treffende Beſchreibung des Modeſtinus vergeſſen: *legis virtus haec eſt: imperare, vetare, permittere, punire?* — Was das Verhältniſs der Policey zu der richterlichen Gewalt betrifft: ſo hat ſich der Vf. die Sache leicht genug gemacht, indem er jener jede Art von Gerichtsbarkeit abſpricht. In Anſehung der Civiljuſtiz hat er die in *v. Berg's* Policeyrecht aufgeſtellten Grundſätze angenommen. Ein eigentliches Strafrecht räumt er der Policey überall nicht ein, und die ſogenannte Policeyjuſtiz iſt nach ihm nicht mehr und nicht weniger, als derjenige Zweig der richterlichen Gewalt, bey dem dieſe, durch ihre Wirkſamkeit auf die Beſtimmung des Willens der Bürger zur Rechtlichkeit, die Staatspoliceygewalt gegen die in dieſem rechtswidrigen Willen liegenden Hinderniſſe der Erreichung des Zwecks ihrer Thätigkeit zu ſichern ſucht. Er glaubt, ſowohl die Erörterung der Frage: hat das Subject, das die Policey einer Störung ihrer Wirkſamkeit für die Realiſirung des Staatszwecks beſchuldiget, dieſe Störung wirklich zu Schulden gebracht? als die Prüfung der beſtrittenen Rechtlichkeit der von der Policey zur Erreichung ihrer Abſichten eingeſchlagenen Wege, gehöre nicht für das Reſſort der Policeygewalt, ſondern für das der Juſtiz. Allein in der einen Hinſicht kommt alles darauf an, ob die Policey zur Anwendung und Vollſtreckung der Policeygeſetze in einzelnen Fällen berechtiget ſeyn muſs oder nicht; und die Bejahung dieſer Frage würde wohl am allermeiſten aus des Vfs. *directer* Selbſtthätigkeit folgen, von der in der That ſeine Theorie einen groſsen Theil an die Juſtiz abgiebt, und in der anderen Hinſicht, ob die Competenz der Juſtizgewalt ſich auch auf die Ausübung der Policeygewalt, ſo wie anderer Hoheitsrechte erſtrecke, was man bekanntlich wegen der Unabhängigkeit der höchſten Gewalt bisher nicht dafür gehalten hat. — Die Lehre des Vfs. von dem Verhältniſs der Policey zu der vollſtreckenden und oberaufſehenden Gewalt dreht ſich ganz um den ſchon gerügten Irrthum, und bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Er gedenkt einmal auch (S. 40) der *Finanzgewalt* und ihres Unterſchiedes von der Policeygewalt. In der Ausführung iſt ſie aber leer ausgegangen.

In dem *dritten Abſchnitte* wird von dem inneren Umfange der Staatspolicey gehandelt. Wenn man hier eine Anzeige der Gegenſtände erwartet: ſo irrt man. Es iſt von einer Grenzbeſtimmung der Rechte der Policeygewalt die Rede. Der Vf. unterſcheidet den doppelten Zweck der Policey: theils einen vom Wollen oder Nichtwollen der Bürger unabhängigen Sicherheitszuſtand der Rechte Aller herzuſtellen, theils den Bürgern die Erreichung des letzten Zwecks des bürgerlichen Vereins, ihre höchſtmöglichſte Vervollkommnung, möglich zu machen. Nach demſelben Geſichtspuncte hatte man bisher Sicherheits- und Wohlfarths-Policey unterſchieden, ohne jedoch ſo beſtimmt, wie der Vf., danach die Grenze der Zwangsrechte der Policey ziehen zu wollen. Dieſe läſst er nämlich nur in Anſehung des erſten, nur zum Theil zur Erreichung des anderen Zweckes gelten, und hienach bildet er zwey Haupttheile der Policey: *Zwangs-* und *Hülfs-Policey*. Da jedoch die letztere für die Erreichung ihres Zweckes ſehr oft wenigſtens *indirect* Zwang eintreten laſſen muſs, was in der weiteren Ausführung der Vf. ſelbſt ein-

Digitized by Google

räumt: ſo ſcheint durch dieſe neue Terminologie wenig gewonnen zu ſeyn.

Der Vf. geht nun in den *zwey Abtheilungen* dieſes Abſchnitts die einzelnen Gegenſtände der Zwangs- und Hülfs-Policey durch, und hier iſt es, wo er ſich durch Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Liberalität der Grundſätze um die Policeywiſſenſchaft vorzüglich verdient macht. Er urtheilt meiſtens mit Scharfſinn und Conſequenz, ſo daſs, beſonders in rechtlichen Erörterungen, mancher Streit als durch ihn entſchieden betrachtet werden kann, und manche Lücke mit glücklichem Erfolge ausgefüllt iſt. Das gilt aber hauptſächlich nur vom Einzelnen: überall, wo der Vf. auf allgemeine Principien zurückgeht oder allgemeine Regeln aufſtellen will, zeigt ſich die natürliche Folge der Unhaltbarkeit ſeines Begriffs der Policey, der Einſeitigkeit ſeiner allgemeinen Anſichten und der Unrichtigkeit ſeiner Haupteintheilung. So wird man in der Einleitung zu der Lehre von der Zwangspolicey zwar mehrere ſehr gründliche und nützliche Bemerkungen über die Anwendbarkeit äuſserer Zwangsmittel, d. h. über das Recht unter beſtimmten Umſtänden Zwang anzuwenden, aber keine befriedigende Auflöſung eines — vorzüglich in Beziehung auf die Policey ſo ſchwierigen Problems finden. Der Vf. hebt mit Recht den Unterſchied zwiſchen Strafrecht und Sicherungsrecht im engeren Sinne des Worts heraus, und beſchränkt die Fälle, wo die Policey von den für ihr Reſſort gehörigen Sicherungsmitteln Gebrauch machen könne, auf zwey, wenn nämlich einem Verbrecher, weil ſich nicht nachweiſen laſſe, daſs ſeine widerrechtliche Handlung Product ſeines *verſtändigen* Willens geweſen ſey, keine Strafe zugefügt werden könne, und er dennoch fortwährend der Sicherheit gefährlich ſey, und dann, wenn ſich bey einem Verbrecher *zum voraus überſehen laſſe*, daſs die gegen ihn zu erkennende Strafe ihn nicht von Störungen der Sicherheit abhalten werde. So richtig nun der Natur der Sache nach die erſte Regel iſt: ſo ſchwankend und unbeſtimmt iſt die zweyte, die allzuviel bloſsen Vermuthungen und Wahrſcheinlichkeiten, ſelbſt leidenſchaftlichen Vorurtheilen und ſogar der Willkühr überläſst.

Die Rechte der Zwangspolicey betrachtet der Vf. in zweyfacher Beziehung, 1) bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherheit des Erhaltungsrechts* und 2) bey ihrer Thätigkeit für die *Sicherung des Vervollkommnungsrechts*. Was die erſtere betrifft: ſo hat der Vf. wieder *zwey Abtheilungen* gemacht: 1) *Rechte der Zwangspolicey in Hinſicht auf die Erhaltung des Staats ſelbſt*, was bey anderen Schriftſtellern Recht der öffentlichen und allgemeinen Sicherheitspolicey heiſst, wo dann von Volksverſammlungen, öffentlichen und geheimen Geſellſchaften, Religionsgeſellſchaften, Aus- und Einwanderungen, und bey dieſer Gelegenheit von Abzugsgeldern und Nachſteuer gehandelt wird. Man ſieht leicht, daſs die letzteren Gegenſtände nicht ohne einigen Zwang hieher gezogen ſind. Man wird indeſſen, will man nicht, aus Liebe zu einem ſtreng abſondernden Syſtem, alles zerſplittern laſſen, dem Vf. deſshalb keinen Vorwurf machen dürfen, und übrigens die einzelnen Ausführungen gewiſs mit Vergnügen leſen, die ſich auch durch des Vfs. ſtete Vertheidigung der Freyheit der Bürger, die nie leichter, als unter dem Vorwande der Erhaltung des Staats gefährdet werden kann, auszeichnet. 2) *Rechte der Zwangspolicey im Bezug auf die Sicherung des Erhaltungsrechts der einzelnen Bürger*, und zwar zuerſt in Anſehung der *phyſiſchen* Kräfte der Bürger, ſodann in Anſehung ihrer *moraliſchen* Kräfte, hienächſt in Anſehung ihres Rechts auf *guten Namen und Ehre*, endlich in Anſehung ihres Rechts auf Erhaltung ihres *Eigenthums*. — Selbſtbeleidigungen, Selbſtmord, Entnervung durch Wolluſt und andere ſinnliche Ausſchweifungen weiſet der Vf. bloſs ins Gebiet der Hülfspolicey, jedoch mit der Einſchränkung: ſofern Dritte dadurch nicht in ihren Rechten gekränkt werden, und inſonderheit *ſofern dadurch die Erfüllung allgemeiner oder beſonderer Pflichten gegen den Staat oder gegen Mitbürger nicht unmöglich gemacht* werde: eine Einſchränkung, die von ſo weitem Umfang iſt, daſs dadurch die Regel ganz aufgehoben werden kann. — Hülfe in der Noth ſieht der Vf. mit Recht als Zwangspflicht im Staate, und die Verweigerung der für hülfsbedürftige Bürger nöthigen Unterſtützung als einen Gegenſtand der Zwangspolicey an: doch verſtehen ſich dabey manche Modificationen von ſelbſt. — In Beziehung auf die Erhaltung der moraliſchen Kräfte ſtehen *Bordelle*, die der Vf. als jeder Regierung ſchimpfliche Inſtitute verwirft, und die *Preſsfreyheit*, die er vertheidigt, neben einander. Jene hätten wohl unter der unmittelbar vorhergehenden Rubrik eine beſſere Stelle gefunden. — Des Vfs. Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der bisher aufgeſtellten Ehrenrechtstheorieen verdienen die beſondere Aufmerkſamkeit der Leſer. — In Anſehung der Erhaltung des Eigenthums zieht der Vf. zuvörderſt der Zwangspolicey ſehr enge Grenzen in Rückſicht auf Selbſtbeleidigungen, und rechtfertigt dadurch die heut zu Tage ſehr gewöhnliche Nachſicht gegen Verſchwender, nach welcher die Obrigkeiten meiſtentheils dann erſt hinzutreten, wenn wenig oder nichts mehr zu retten iſt. Wenn er jedoch auch hier die Bedingung hinzufügt, daſs derjenige, welcher leichtſinnig das Seinige verſchleudert, dadurch ſich nicht auſser Stand ſetzen müſſe, ſeine Verbindlichkeiten gegen Andere ſo wie gegen den Staat zu erfüllen: ſo eröffnet er eben damit der Zwangspolicey wieder einen ſehr weiten Spielraum. Auſserdem handelt er von den Verletzungen des Eigenthums durch Andere, und zwar theils von ſolchen, welche abſichtlich geſchehen, wie z. B. beym öffentlichen Handelsverkehr u. ſ. w., und durch Erwerbszweige, welche nur durch die Benutzung der Schwächen Anderer von Nutzen ſeyn können, als: Betteln, Spiel, Geldmachen u. d. gl., theils von unabſichtlichen, wie z. B. durch Unvorſichtigkeit mit Feuer und Waſſer.

Die Erörterung der Zwangsrechte der Policey

Digitized by Google

ey ihrer Thätigkeit für die *Sicherung des Vervoll-ommnungsrechts* geht von dem ganz einfachen und ichtigen Geſichtspuncte aus, daſs die Zwangspoli-ey hier weiter nichts zu thun hat, als dafür zu ſor-en, daſs Niemand in dem Gebrauch der Mittel ge-tört werden möge, auf die er zum Behuf ſeiner Ver-ollkommnung zu recurriren für nöthig und dien-ich findet. Die Anwendung dieſes Grundſatzes auf lie Vervollkommnung des Staats ſelbſt durch Beför-lerung der Volksmenge, der allgemeinen Geiſtesbil-lung und des Nationalwohlſtandes, ſo wie auf die Vervollkommnung der einzelnen Bürger in Anſehung ihrer phyſiſchen und geiſtigen Kräfte und ihres äuſseren Wohlſtandes (ihrer Wohlhabenheit) iſt dem Vf. vorzüglich gut gelungen.

Die ſchwierigſte Aufgabe war indeſſen für ihn in der Darſtellung des *Umfangs der Hülfspolicey* die Entfernung alles Zwanges. Er hat dieſes vorzüglich dadurch zu bewirken geſucht, daſs er überall nur von Anſtalten redet, deren Benutzung von dem eigenen Ermeſſen der Staatsbürger abhange. Allein gerade hier zeigt ſich, daſs die Policey wenigſtens bey der Anordnung, Erhaltung und Ausführung, ſo wie bey der Art der Benutzung ſolcher Anſtalten, des Zwanges nicht entbehren kann, und daſs es nicht angehet, die hierauf beruhenden Zwangsrechte lediglich in die Zwangspolicey, wie der Vf. ſie darſtellt, zurückzuweiſen. Aber auch hier verdient die Behandlung der einzelnen Gegenſtände Beyfall. Die Hülfspolicey, ſagt der Vf., umfaſst Alles, was ſowohl zu dem Ende geſchehen muſs, um diejenigen Hinderniſſe der Sicherheit der Rechte Aller zu beſeitigen, welche auſserhalb des widerrechtlichen Willens der Bürger liegen, als auch dasjenige, was eine Thätigkeit der höchſten Gewalt in der Abſicht erheiſcht und zuläſst, um die möglichſt leichte Realiſirung des Vervollkommnungsrechts der Bürger und ihres Strebens nach innerem und äuſserem Wohlſtande zu begründen. Zunächſt nun betrachtet er dasjenige, was der Policey obliegt, um die Kräfte des *Staats* ſelbſt, als eine moraliſche Perſon angeſehen, auf den höchſt möglichſten Grad ihrer Stärke und Wirkſamkeit empor zu heben, und zwar 1) durch *Beförderung der Volksmenge*. Alle hiezu führenden directen Mittel verwirft der Vf. als unzweckmäſsig, und hält für das Einzige die Erleichterung des Lebensunterhalts, was wenigſtens allerdings das Vorzüglichſte iſt, durch welches aber doch wohl in dieſer Hinſicht die Policey nur *indirect* wirkt? Darauf folgt 2) die *Beförderung des allgemeinen Geſundheitszuſtandes*, wobey der Vf. die einzelnen hiezu dienlichen Mittel, hauptſächlich nach *Franks* mediciniſcher Policey durchgeht. Wenn er nun hier z. B. die Entfernung öffentlicher Begräbniſsplätze, der Schlachthäuſer, Schindanger, Spitäler, Lazarethe, Gerbereyen u. ſ. w., aus der Mitte der Städte für nothwendig erklärt: ſo folgt von ſelbſt, daſs es dabey nicht immer ohne *Zwang* abgehen kann. Dergleichen Beyſpiele finden ſich beſonders in dieſem Abſchnitt noch ſehr viele, wodurch die *Hülfs*policey den ihr beygelegten Charakter verliert. In Beziehung auf den Staat ſelbſt werden 3) die Anſtalten zur *Beförderung einer allgemeinen Geiſtescultur* betrachtet, wobey der Vf. von der Nothwendigkeit ſolcher Anſtalten und den Vortheilen einer *allgemeinen* Aufklärung, von dem Hauptzwecke der öffentlichen Lehr- und Unterrichts-Anſtalten, der Bildung des Bürgers zum Menſchen und Bürger, von den Nachtheilen, welche daraus entſprungen ſind, daſs man das Bildungsgeſchäft der Kirche überlaſſen hat, von Schulanſtalten für die Jugend, von Bildungsanſtalten für Erwachſene, Kirchen, öffentlichen Leſeanſtalten und Akademieen handelt. — Endlich wird 4) der Umfang der Hülfspolicey in Hinſicht auf den Staat ſelbſt, bey Anſtalten zur Beförderung *des äuſseren Nationalwohlſtandes* erörtert. Bey dieſer reichhaltigen Abhandlung geht der Vf. von dem allgemeinen Grundſatze aus, daſs die Hauptmomente, auf die hier die Thätigkeit der Regierung berechnet ſeyn müſſe, keine anderen ſeyn können, als höchſtmöglichſte Vermehrung und Vervollkommnung der productiven Kräfte der Nation und zweckmäſsige Vertheilung der durch dieſe Kräfte erzeugten Genuſsmittel unter die Geſammtheit der bürgerlichen Geſellſchaftsgenoſſen. Er hat ſich durch die bisher herrſchend geweſenen ſtaatswirthſchaftlichen Maximen, durch die vormals ſo geprieſene, und doch in der That eben ſo verderbliche als lächerliche Idee, ein jeder Staat müſſe alles ſelbſt haben, ſelbſt produciren, ſelbſt fabriciren u. ſ. w. durch die beſchränkte Anſicht der auf Handel und Gewerbe vorzüglich beruhenden Verbindung aller Nationen, die, wenn nicht einen unendlichen Krieg Aller gegen Alle, doch einen ewigen und unfruchtbaren Kampf des Eigennutzes, der Habſucht und Überliſtung zu erzeugen droht, nicht verleiten laſſen, durch eine Menge von Vorkehrungen, Einrichtungen, Anſtalten, Verboten und Geboten die Policey zu überfüllen; er hat vielmehr (und vielleicht noch mit zu wenig Strenge) darauf gehalten, daſs gerade hier nichts gefährlicher ſey, als *zuviel* zu regieren. Vor allen Dingen fodert er die Gewähr der höchſt möglichſten Freyheit in der Wahl und dem Betrieb der einzelnen Gewerbszweige. Dann unterzieht er die einzelnen Beförderungsmittel einer zweckmäſsigen Reviſion, und ob es gleich Rec. ſcheint, daſs er bey einigen, wie z. B. Geld, Credit, Theilung der Arbeiten u. ſ. w., nicht ganz in das innere Weſen derſelben eingedrungen ſeyn dürfte: ſo hat doch die Entwickelung der Grundſätze durch feſtes Halten an das aufgeſtellte Grundprincip eine ausgezeichnete Klarheit und Conſequenz gewonnen. Mag daher auch gegen die Behauptungen des Vfs. im Einzelnen Manches zu erinnern ſeyn: ſo wird man ihm doch das Zeugniſs nicht verſagen können, daſs er die beſſeren Theorieen der neueren Staatswirthſchaftslehrer mit Beurtheilungskraft und verſtändiger Auswahl benutzt hat.

Der letzte Theil dieſes Werkes, welcher den Umfang der Thätigkeit der Hülfspolicey in Rückſicht auf die Vervollkommnung der einzelnen Bürger behandelt, hat durch Zurückweiſungen ſehr abgekürzt werden können. Er enthält indeſſen noch

manche leſenswerthe Bemerkungen, vorzüglich über Findel- und Waiſenhäuſer, über Gefängniſſe, über Stipendien, über Leihhäuſer, Hülfscaſſen und Verſicherungsinſtitute, endlich über Creditinſtitute. Ms.

GESCHICHTE.

Carlsruhe, in der Müllerſchen Hofbuchdruckerey: *Geſchlechtsbeſchreibung derer (der) Familien von Schilling.* Bearbeitet durch *Carl Friedrich Schilling von Cannſtatt,* groſsherzogl. badiſchen geheimen Rath. Mit Kupfern und Stammtafeln verwandter Familien. 1807. 430 S. Fol.

Schwerlich wird eine deutſche Familie des niederen Adels eine ſo ausführlich und gründlich bearbeitete Geſchlechtsgeſchichte aufzuweiſen haben, als die Familie der *Schillinge*, welche ſeit dem 11 Jahrhundert in Schwaben blühete, und ſich in mehrere Äſte ausbreitete. Für das groſse hiſtoriſche Publicum ſcheinen zwar Geſchlechtsbeſchreibungen von der Art wenig Intereſſe zu haben; es iſt aber doch nicht zu verkennen, daſs ſie zur Erweiterung der vaterländiſchen Geſchichte ungemein viel beytragen, und zugleich über die altväterlichen Sitten, über die Würden und Ämter der Vorzeit, über den damaligen Reichthum des niederen Adels u. d. m. manches bisher unbekannte Licht verbreiten. Der Vf., ſelbſt ein Mitglied der Familie von Schilling, hat mit ausgezeichnetem Fleiſse und der gröſsten Sorgfalt aus gedruckten Schriften und ungedruckten Urkunden ſeines Familien-Archivs die zu ſeinem Zwecke erfoderlichen Nachrichten aufgeſammelt, und die Schickſale ſeiner Vorfahren ohne Eitelkeit und Vorliebe mit ſo vieler Gründlichkeit entwickelt, daſs er auf den Dank ſeiner Geſchlechtsverwandten ſowohl als des Freundes der vaterländiſchen Geſchichte mit Recht Anſpruch machen kann. In der *Einleitung* macht der Vf. zum Theil ſehr treffende Bemerkungen über den Adel überhaupt, und ziehet die Parallele zwiſchen deſſen Zuſtand der älteren und neueren Zeiten. „Damals, ſagt er, war Leibesſtärke, Muth, Entſchloſſenheit, Rechtſchaffenheit, Bildung ſeiner Anlagen durch eigene und fremde Erfahrungen, neben einigen Glücksgütern, die Grundlage zur Gröſse eines Mannes. Die Zeiten haben ſich geändert. Der phyſiſche Menſch iſt geſunken, ohne daſs der geiſtige in gleichem Grade geſtiegen wäre. — Politik erſetzt den Muth, die *öffentlichen* Fehden des Adels haben aufgehört, aber *geheime* der Individuen ſind an die Stelle getreten. — Den Hinderniſſen wird nicht mehr Kraft und Ausdauer entgegengeſetzt, ſondern Umwege und Gewandtheit, die ſicherer zum Ziele führen; ſelten bedarf es dazu noch einiger Geiſtesüberlegenheit, Rechtſchaffenheit braucht nicht mehr ſo ernſtlich gemeint zu ſeyn, der Anſtrich davon iſt allzu oft hinlänglich, ihren Mangel zu erſetzen. Die Falſchheit iſt in gewiſſem Grad unentbehrlich geworden. Selbſt in hohem Grad wird ſie nicht zum Verbrechen gerechnet, höchſtens einer zu weit getriebenen Lebensklugheit zugeſchrieben; und volle Aufrichtigkeit in Worten und Werken iſt für den geradeſten Mann ein unverzeihlicher Fehler geworden." Nach dieſer etwas grellen Charakteriſtik des jetzigen Adels, giebt der Vf. allgemeine Nachrichten von der Ritterſchaft der Vorzeit, vom Erwerb der Ritterwürde, von ihren drey verſchiedenen Stufen, und von dem Werthe, den der Adel damalen bey den deutſchen Fürſten hatte. Das Beywort *von* war nicht allemal ein Kennzeichen des Adels, ſondern ſtand nur vor dem Namen, der von einem Eigenthum herrührte. Manche altadeliche Häuſer haben es daher bis jetzo nicht angenommen. Auch die Familie von Schilling ſchrieb ſich lange Zeit bloſs Schilling, und dann erſt Schilling von Cannſtatt; das Beywort *von* wird bey ihnen in alten Zeiten nicht angetroffen. Dieſe Familie, deren Alter Martin Cruſius noch von A. 550 datirt, hob ſich, durch die Thaten ihrer Glieder, zur Ritterbürtigkeit lange zuvor, ehe noch der Adel durch kaiſerliche Diplome ertheilet wurde. Schon im J. 1260 bekleidete ſie das Erbſchenkenamt in Schwaben, und war von älteſten Zeiten her in dem Canton Kocher, nachher im Canton Nekkar Schwarzwald begütert, wurde auch in den Deutſch- und Malthеſer-Orten aufgenommen. Von den Gütern, welche die Schillinge von Cannſtatt in verſchiedenen Zeiträumen beſeſſen haben, liefert der Vf. S. 9 nur ein, mit hiſtoriſchen Notizen verſehenes Verzeichniſs, und bemerkt, daſs die beträchtliche Beſitzung *Cannſtat*, wovon ſich dieſe Familie einen Beynamen beylegte, ſchon vor dem J. 1300 verloren gegangen, und nach und nach an Würtenberg gekommen ſey. Von dem Beſitze dieſer Stadt, welche eine Kanne im Schilde führt, will man zwar das Schillingiſche Wappen herleiten; der Vf. glaubt aber, daſs es wahrſcheinlicher von dem Erbſchenkenamt herrühre, welches die Familie 400 Jahre lang bekleidete. Die von ihm in 2 Kupfertafeln mitgetheilten Wappen von dem J. 1332 an bis auf die neueſten Zeiten ſind als ein nützlicher Beytrag zur Heraldik anzuſehen. Auch von den Lebensumſtänden der einzelnen, in den vorhergehenden Stammtafeln aufgeführten Gliedern finden ſich S. 23—68 ausführliche, mit Urkunden und Epitaphien belegte Nachrichten, welche für die Familie nicht ohne Intereſſe bleiben werden. Den gröſsten Theil des Werks nehmen (S. 143—335) die genealogiſchen Tabellen ein, indem ſie ſich über alle Branchen des Schillingiſchen Geſchlechts, und ſogar über weibliche Abkömmlinge deſſelben, und über einige mit demſelben in Verwandtſchaft ſtehende Familien verbleiten. Sechs vollſtändige Regiſter, als: 1) über die Beylagen zu den Lebensumſtänden der Schillinge, 2) über die Stammtafeln ihrer Abkömmlinge, 3) über die Stammbäume der Schillinge von Cannſtatt, 4) über die Geſchlechtstafeln anderer Familien von Schilling, 5) über die in den Stammbäumen vorkommenden Ahnen, und 6) über alle vorkommenden Familien-Namen, erleichtern den Gebrauch dieſes mühſamen Werks, für deſſen Bearbeitung der Vf. auf den lebhafteſten Dank des ganzen Schillingiſchen Geſchlechts allen Anſpruch zu machen berechtiget iſt.

A. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 10 DECEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts.* Von *G. G. Bredow*, Prof. der Geſchichte in Helmſtädt. Erſter Band, enthaltend die Jahre 1801, 1802 u. 1803. Zweyte Auflage. 1808. 732 S. Zweyter Band, enthaltend die Jahre 1804 u. 1805. 1807. (Sammt dem Regiſter über die erſten 5 Jahrgänge.) 1178 S. gr. 8. Zu jedem Jahr ein tabellariſches Regiſter. (5 Rthlr. 16 Gr.)

In der Nachſchrift zum 2ten Bande (Jan. 1807) ſagt Hr. *Br.* S. 1178: „Froheren Hoffnungen dürfen wir uns überlaſſen: Deutſchlands Univerſitäten genieſsen des franzöſiſchen Schutzes, und jeder Lehrer kann ungeſtört üben, was ſeine Pflicht iſt. So ward es auch dem Vf. vergönnt, in Ruhe die Chronik des Jahres 1805 zu vollenden, und nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen der Pflicht des Hiſtorikers zu genügen. Dieſer ſtellt dar, was geſchehen iſt; er erforſcht die Wahrheit, wo man ſie zu verhüllen ſucht; er giebt, wo die Forſchung zu keinem Ziele führt, Vermuthungen und Sagen (ſie bezeichnen oft die Volksſtimmung), und fodert auf zu Berichtigung; er ſucht den Zuſammenhang zu entwickeln, ſey es aus der Fügung des Zufalls, ſey es aus dem Charakter und den Abſichten der Menſchen; und ſtrebt als Menſch überall das Gefühl für Recht und Unrecht, für Gröſse und Schönheit zu befeſtigen und zu ſchärfen. So thue jeder das Seinige, und es wird der deutſche Name der Achtung bey ſeinen Siegern nicht ermangeln, und jeder Einzelne ohne Beſchämung vor Mitwelt und Nachwelt beſtehen."

Ein Werk von Gehalt redet ſonſt für ſich ſelbſt. Die ſämmtlichen Theile dieſer Chronik, auch die zweyte Auflage des erſten Bandes, ſind ohne alle Vorrede erſchienen. Doch ſcheint es Momente in den Zeitverhältniſſen zu geben, wo es nöthig iſt, daſs ein Mann für ſich und die Würde ſeines Studiums ſpreche.

Rec. ſetzt übrigens mit Recht voraus, daſs gegenwärtige Chronik ſchon nach ihren erſten Theilen (Jahre 1801—1803) durch treffende Aushebung und Zuſammenſtellung des Merkwürdigen, ſo wie durch einen würdigen und gefälligen Vortrag, hauptſächlich aber durch freymüthige Beleuchtung der Zeichen der Zeit und durch furchtlos ausgeſprochenes Gefühl für Recht und Unrecht, nicht geringes Intereſſe gefunden haben werde, wie ſich dieſes auch ſchon durch das äuſsere Argument der zweyten Auflage darthun lieſse. Indeſſen glaubt Rec. den Leſern ſchuldig zu ſeyn, ſie mit der Ausführung der oben vorgelegten Grundſätze des Vfs. hier, in Bezug auf den neueſten Band, noch näher bekannt zu machen.

Man weiſs, daſs ſo Manches aus unſeren Tagen nicht in öffentlichen Zeitungen und Journalen gedruckt wird, deſſen Aufzeichnung jedoch der Nachwelt vielleicht eben ſo wichtig ſeyn möchte, als ganze Sammlungen jener Tagblätter. (Rec. hat immer geäuſsert, daſs jeder, der in der Lage hiezu iſt, wenigſtens der Nachwelt eingedenk ſeyn möchte; es muſs auch nicht alles jetzt gleich in die Preſſe kommen. Ohnlängſt hat er einen Fund dieſer Art aus dem 30jährigen Kriege gethan, der dieſen Wunſch wieder erneuert hat.) Jeder fühlt und weiſs ferner, daſs ſchon die raſche Folge der Weltbegebenheiten von Zeit zu Zeit eine Überſicht nöthig mache, ſelbſt für die Gebildeteren, wie vielmehr noch für das übrige, kurzſichtige Publicum: und es wäre wünſchenswerth, daſs hiezu die ſämtlichen Berichte unſerer Zeitgenoſſen, das ganze ſtehende Heer der Tag- und Monat-Blätter, ſo wie ſie ins Publicum ausgehen, frühzeitig einer genaueren Sichtung unterworfen würden, damit das Urtheil der Leſer eine ſichere Leitung fände.

Man durfte ſich daher freuen, daſs ein Mann, wie Hr. *Bredow*, dieſem Bedürfniſs entgegenkommen wollte, und daſs er, den wir ſchon aus ſeinen anderen Arbeiten ſchätzten, auf dieſe Weiſe der Mit- und Nachwelt ſeine Pflicht bezahlt. Hr. *Br.* hat es auch nicht unter ſich gefunden, den beſcheidenen und einfachen Titel einer Chronik zu wählen, indem er ſich wohl bewuſst war, daſs auch an eine ſolche nach den Fortſchritten unſerer Zeit keine geringen Foderungen gemacht werden. Der Geſchichtſchreiber ſelbſt kann die groſsen Ereigniſſe unſerer Tage nicht wohl vornehmen, ehe erſt die *einzelnen* Begebenheiten ſowohl nach ihrem *chronologiſchen* als nach ihrem *inneren Zuſammenhange* gehörig entwickelt ſind. Dieſes aber iſt der weſentliche Charakter der Chronik, wonach ſie zwiſchen den politiſchen Tagblättern und der Geſchichte mitten inne ſteht. Ihre Beſtandtheile ſind von zweyerley Art: *Thatſachen*, und *Eindruck* der Thatſachen *auf die Zeitgenoſſen*. Auf beides beziehen ſich die vom Vf. aufgeſtellten Foderungen. Daſs er, „um darzuſtellen, was geſchehen iſt", der beſten Quellen mit Auswahl und möglichſter Vollſtändigkeit ſich bedient habe, bedarf bey ihm kaum angemerkt zu werden. Das hat Rec. beſonders gern geſehen, daſs er ſeine Quellen durchge-

Digitized by Google

Heſſen, *Sachſen* u. ſ. w. kommen nicht vor.) — Nun folgen die Nachbarſtaaten Deutſchlands: *Holland*. S. 399—403. *Schweiz*. — S. 406. *Dänemark*. — S. 409. Hierauf die *italiäniſche*, die *liguriſche* Republik, und *Etrurien*. *Jeſuiten*. S. 414. — *Groſsbritanniens* innere Lage; Pitt wird Miniſter. S. 419—434. Verhältniſs mit *Spanien*. S. 434 ff. (Nicht überflüſſig wird S. 438 bemerkt, der ſogenannte *Friedensfürſt* heiſse eigentlich *Fürſt von Paz*; Paz liegt in Südamerika in der Gegend des Plata.) — *Oſtindien*. S. 439. *Weſtindien*. S. 444. *Nordamerika*. S. 446. *St. Domingo*. *Deſſalines*. S. 452. — Schluſs.

Die Leſer werden in dieſer Überſicht die leitenden Ideen, welchen der Vf. gefolgt iſt, leicht erkennen. Man könnte zwar gegen den Plan ſelbſt Verſchiedenes erinnern; aber welche andere Anordnung würde nicht auch wieder ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten haben?

Die durchgreifende Allgemeinheit der Begebenheiten des Jahres 1805 gewährt mehr Einheit ſchon für die bloſs chronologiſche Darſtellung. Der Vf. hat aber das Ganze unter gewiſſe Hauptgeſichtspuncte geordnet. Anordnung und Inhalt der einzelnen Stücke wollen wir hier ebenfalls ausheben. I Abtheilung. Nach vorläufiger friedlicher Erklärung an England, Übung des franz. Einfluſſes auf Nachbarſtaaten (Holland), und Erweiterung der Würde und Macht Napoleons (in Italien). Napoleons *Friedensantrag* 2 Jan. 1805. (S. 503) Aufnahme und Geſinnungen in England. S. 505. ff. Ob nicht Napoleons Antrag an England eigentlich auf Kaiſer Alexander berechnet war? S. 514. Frankreichs Verhältniſſe zu den Landmächten, zu Anfang des Jahres 1805. S. 518. ff. Scheinbare Friedensverhältniſſe mit Öſterreich, S. 521. ff. Bemerkungen und Übergang zum Folgenden. Warum Frankreich jetzt noch Ruhe wollte? S. 525. *Italiäniſche* Republik, S. 526. Das Königthum. S. 531. (Nachrichten von Eugen Beauharnois und Mürat S. 529. f.) Die Actenſtücke dieſer Regierungsveränderung vollſtändig. S. 541—561. Napoleons Krönung in Mailand S. 561. (In der Note Nachrichten von der eiſernen Krone; hier hätte *Muratori* angeführt werden können.) *Eugen* Beauharnois Vicekönig. S. 565. ff. *Piombino*, als erſtes Beyſpiel wiederhergeſtellter Lehensverbindung. S. 574. Neue Organiſation *Liguriens*. S. 583. Schnelle Rückreiſe Napoleons. S. 588. Bemerkungen über die Regierungsveränderung von *Genua*. — *Parma, Piacenza* und *Guaſtalla* mit Frankreich vereinigt, S. 595. ff. *Lucca*, Herzogthum, kommt an den Fürſten von Piombino. S. 596. *Marino* und *Etrurien* retten noch ihre Selbſtſtändigkeit, S. 601, aus welchen Urſachen? — *Rom* und *Neapel* hauptſächlich nach ihrer inneren Lage. S. 605. ff. Gewöhnlich wird es den alten Chroniken als Fehler angeſchrieben, daſs ſie Kometen, Erdbeben, Waſſersnoth u. ſ. w. unter ihre Nachrichten aufnehmen. Der Vf. hat es weder für unzweckmäſsig, noch unter der Würde des Chroniſten gefunden, das Erdbeben im Neapolitaniſchen und den Ausbruch des Veſuvs 12 Aug. zu beſchreiben. Einleitung zu einer neuen Conſtitution von *Holland*, S. 612. ff. *Schimmelpennink* wird gerechtfertigt. S. 618. *Schweiz*. S. 633. ff. „Es iſt die Schweiz nicht von Einfluſs auf die öffentlichen Angelegenheiten Europa's; aber ſelten wird eine Sprache geredet, wie hier ihr Repräſentant (Landamman *Gluz*) ſie ſpricht; Aufmunterung kann ſie geben Allen, die in Ohnmacht ſich beugen zu müſſen vermeinen; Lehre, mit Würde auch im letzten Augenblick zu ſprechen und zu handeln." Einige Stellen dieſer kraftvollen Rede ſind abgedruckt. — Sittengerichte. S. 638. Die übrigen (entfernteren) Staaten Europa's, ſagt der Vf. S. 641, bieten ſelbſt in ihrem Inneren wenig merkwürdige Veränderungen dar, weil ihre Aufmerkſamkeit immer nur auf die auswärtigen Angelegenheiten geſpannt iſt. — *Dänemark* zeichnet ſich jedoch hierin durch ſeine wünſchenswürdige Abgeſchiedenheit vor den anderen aus. — Umſtändliche Nachrichten über die Berufung des Conſiſt. Rath *Hermes*, „den man in Berlin ſo ſanft bey Seite geſchoben, und nun, gegen die Beſtimmung der *Hermen*, abermals in den Weg ſtellte." S. 646. — *Schweden*, deſſen König unmittelbaren Antheil an den groſsen Weltbegebenheiten ſuchte. S. 649. Verhältniſſe mit Preuſſen und Frankreich. Bemerkungen des Moniteur, auch über die auffallende Zurückſendung des ſchwarzen Adlerordens. S. 656. ff. Begünſtigung des engliſchen Handels in Schweden. S. 658. — *Ruſsland* (S. 659) thut verhältniſsmäſsig noch am meiſten für innere Cultur, während ſeine Hauptſorge fortwährend auf Kriegsrüſtungen und auswärtige Verhältniſſe geht. (Der Zufluſs *fremder Anſiedler*, beſonders aus Deutſchland, S. 660, hätte ſeinen Veranlaſſungen nach auch bey der Geſchichte dieſes letzten Landes berührt werden können.) Verhältniſſe mit Perſien, S. 674. — *Türkey*, franzöſiſche Verſuche, ſie vom ruſſiſchen Intereſſe zu trennen, S. 678. Einige kritiſche Bemerkungen zum Moniteur, S. 681. Allianz der Türken mit Ruſsland. S. 684. Verwirrung in den meiſten türkiſchen Provinzen. Nun folgen die *einzelnen deutſchen* Staaten nach ihrem Innern. S. 700. *Öſterreich* zuerſt; Militär und Finanzen bleiben die Hauptſache. Nicht unbemerkt bleibt das Verbot der Tituskööpfe. S. 703. — *Preuſſen*, in ſeiner Neutralität durch die feindlichen Diſpoſitionen der Nachbarn immer mehr bedrängt, auch in ſeinen inneren Fortſchritten gehindert. S. 704. *Sachſen*, der Landtag. S. 710. *Bayern*, Fortgang der Landescultur. Die *Voſſiſche* Recenſion des *Wismair*ſchen Lehrplans; der Ton der kön. Reſcripte, das Schulweſen betreffend. *Schelling*. S. 719. *Baden*. S. 721. Heidelbergs Aufnahme. Commiſſion für den Thalweg des Rheins. *Würtemberg*, Verfolg der Streitigkeiten zwiſchen Herrn und Land. S. 723. ff. aus genauen Nachrichten. — Bemerkungen über eingeriſſene Immoralität ſeit den Militär-Durchzügen, S. 729. —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts.* Von G. G. Bredow u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Jetzt erſt kommt der Vf. auf die *Reichsſachen* im Allgemeinen; faſt das einzig Beneidenswerthe ſind aber die Verhandlungen des Reichstags über die Rheinſchiffahrtsoctroi. S. 730. Über alle Anſtände anderer Art wurde von den intereſſirten Parteyen einzeln in Paris angefragt. S. 731. *Die Reichsritter.* S. 731. *Lübeck, Hannover.* S. 733. — *Frankreichs innere Lage.* S. 735. Regiſter von den Beſchäftigungen und Beſchlüſſen des geſetzgebenden Raths, vom 27 Dec. bis 6 März. Finanzen. S. 746. Handel. S. 750. — Zur Vergleichung des franzöſiſch-republicaniſchen und des gregor. Kalenders iſt eine Tabelle vom Hofr. *Pfaff* beygegeben. Kirchenſachen, Schulen. S. 752 ff. Conſcription. S. 764 u. ſ. w. — *Groſsbritannien*, Addington mit Pitt verſöhnt, und Parlamentseröffnung. S. 772. ff. Die wichtigſten Gegenſtände der Parlamentsverhandlungen: 1) Verhältniſſe mit Spanien, 2) Budget für 1805, 3) Irland, 4) Negerhandel, 5) Landesvertheidigung und Marine-Adminiſtration. Eindruck, den das Auslaufen der franz. Escadern auf die engliſche Nation machte. S. 822 ff. Verrichtungen dieſer Flotten. Anklage Melville's und Pitt's. S. 838. ff. Lord Sidmouth entlaſſen. S. 847. Die Schlacht am Cap Finiſterre. S. 854 ff. Trafalgar, bey Ferrol. S. 865. Reſultate. S. 869. *Oſtindien.* Der Vf. beklagt ſich über Unvollſtändigkeit der Nachrichten und mangelhafte Geographie. — *Nordamerika*, nach äuſseren und inneren Verhältniſſen. S. 883. — Als Übergang zu der 2 Abtheil. Rüſtungen und Gefecht im Kanal. S. 896. Ob die Engländer im Ernſt eine Landung fürchteten, oder wie bald dieſe Furcht verſchwand? S. 905. Die Küſtenarmee marſchirt an den Rhein. Die zweyte Abtheilung enthält die Geſchichte der dritten Coalition. *Pitt* ſucht *Coalition.* S. 908. Würdigung ſeines Plans. Politiſche Verhältniſſe Englands, Ruſslands, Öſterreichs und Preuſſens zu Frankreich und zu einander. S. 910 ff. Bündniſs zwiſchen *England* und *Ruſsland*, S. 912, nach den Actenſtücken, welche im Jan. 1806 im Parlament vorgelegt wurden, nebſt Bemerkungen des Vfs. über die damaligen Verhältniſſe von Preuſſen, und über den Zeitpunct, wo der Tractat dem franzöſiſchen Cabinet bekannt geworden ſeyn möchte, und wie weit? S. 919. Novoſilzofs Sendung. S. 925 ff. Frankreich und Öſterreich, hauptſächlich nach (*Genz*) Fragmenten aus der neueſten Geſchichte u. ſ. w. Öſterreichiſcher Operationsplan und Beytritt zum Concerttractat. S. 940 ff. Diplomatiſche Eröffnungen. — Schwedens Convention mit England. S. 954. *Düroc* in Berlin. S. 956. Öſterreichiſche Armee auf dem Kriegsfuſs. S. 957. Die kriegeriſchen Begebenheiten ſelbſt werden nach folgenden Abſchnitten abgehandelt: 1) Übergang der Öſterreicher über den Inn. Das Verhalten des münchner Hofs nach den ſämmtlichen bekannt gewordenen Actenſtücken. — Die Erklärungen auf dem Reichstag von Seiten Öſterreichs und Frankreichs werden vom Vf. nur in die Anmerkungen gebracht. S. 970 ff. — 2) Der Übergang der Franzoſen über den Rhein. — Frankreich und Würtemberg. S. 980. (Nach *Häberlin's* Staatsarchiv, XIV und aus dem polit. Journal, Dec. 1805.) Frankreich und Baden. S. 987. Franzöſiſcher Operationsplan. „*Pour gagner tout, il faut hazarder tout.*“ Der König von Preuſſen möchte die Waffen ergreifen! — „*Ah, pour cela, il ne les prendra pas.*“ — 3) Capitulation von Ulm. 4) Die Franzoſen in Wien. Für beides werden auch öſterreichiſche Privatnachrichten benutzt. 5) Schlacht bey Auſterlitz. (Alles befriedigend genug. Zu der Geſchichte der Unterhandlungen des Grafen von Haugwitz gehören auch noch die Anmerkungen des franzöſiſchen Amtsblatts zu der engliſchen Beantwortung des ruſſ. Manifeſts, Allg. Zeit. 1808. Num. 22.)

Der Friede von Preſsburg und Napoleons Rückkehr in den letzten Tagen des Dec. ſchlieſsen zwar das Jahr 1805 mit einer wichtigen Epoche; doch ſcheint es in manchen anderen Rückſichten unbequem zu ſeyn, jedesmal gerade den Lauf eines Jahres zur Grenze zu nehmen, da, wie wir geſehen haben, der Vf. ſelbſt mehr dem Gange der *Hauptbegebenheiten*, als der ſtrengen *Zeitordnung* folgt. Dieſes Verfahren hat aber auch wieder ſeine beſonderen Schwierigkeiten. Mit was für einem Contraſt würden z. B. der 17 und 21 October in einer bloſs chronologiſchen Darſtellung erſcheinen; in der gegenwärtigen Chronik hingegen finden wir die beiden wichtigen Tage in groſser Entfernung von einander, S. 861 und 1005. Überhaupt werden jene wichtigen Seetreffen ſchon vor der Geſchichte der dritten Coalition erzählt, ungeachtet ſie mit dieſer parallel gehen. Da der Vf. auſserdem gewöhnlich die *ethnographiſche* Methode befolgt: ſo muſste, um den angezeigten Schwierigkeiten zu begegnen, jedem Jahr eine chronologiſche oder vielmehr *ſynchroniſtiſche* Tabelle zur vergleichenden Überſicht beygegeben werden.

Von der *Allgemeinheit*, mit welcher der Vf. den

Digitized by Google

Zeitgeiſt auffaſst, zeugt, daſs es, zufolge der Nachſchrift, gleich Anfangs in den Plan dieſer Chronik gehörte, auſser den politiſchen Begebenheiten auch die *wiſſenſchaftlichen* Fortſchritte zu geben, nicht für den Literator, ſondern zur Erleichterung des künftigen Geſchichtſchreibers. Weil aber hierin nicht wohl Alles von Einem geleiſtet werden kann: ſo iſt es ſehr rühmlich, daſs Männer wie *Schrader*, *Remer*, *Bruns*, Hofr. *Schulze*, zu dieſem Zwecke ſich verbunden haben. Dem erſteren verdanken wir, als Anhang zum Jahr 1804, einen gerade jetzt beſonders wichtigen und belehrenden Aufſatz: *Charakteriſtik des franz. Civil-Geſetzbuches.* Dem letzten eine (nur zu kurze) Abhandlung über die *Eigenthümlichkeiten der peſtalozziſchen Lehrmethode.* Der zweyte Band enthält übrigens noch die Anſicht der Jurisprudenz, Medicin, Phyſik, Chemie und die Bereicherungen der Erdkenntniſs in dem erſten Quinquennium dieſes Jahrhunderts. Der anziehende und lichtvolle Aufſatz über *Gall* wird beſonders intereſſiren.

— C. —

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. dem Verfaſſer: *Brenno, Opera ſeria compoſta e dedicata alla Sua Maeſtà Federico Guglielmo III*, Re di Pruſſia da *Giov. Feder. Reichardt*, Maeſtro di Capella di S. M. ſudetto. 309 S. Folio. (2 Louisd'or.)

Bey der ſo herrſchend gewordenen Vorliebe des muſikaliſchen Publicums für die anjetzt gewöhnliche Einrichtung der Oper, muſs es dem ächten Verehrer der Kunſt erfreulich ſeyn, zu ſehen, daſs ſich nicht allein noch hie und da auch ältere gute Kunſtwerke dieſer Art, trotz der anſcheinenden Allgewalt der Mode, in gleichem Werthe erhalten, wie ſolches der Fall bey der angezeigten Oper in Preuſſens kunſtliebender Königsſtadt iſt, ſondern daſs auch die Verfaſſer oder Herausgeber ſolcher, dem Modegeſchmacke nicht fröhnenden Kunſtwerke ſo viel Vertrauen in den Kunſtſinn Einzelner zu ſetzen ſich berechtigt glauben, daſs ſie die Herausgabe ſolcher Werke in vollſtändigen Partituren wagen können. Zuverläſſig hegt jeder Kunſtfreund mit Rec. den Wunſch, daſs das Publicum die Ausgabe der Oper *Brennus* dergeſtalt unterſtütze, daſs ſich auch die bis jetzt verzögerte Erſcheinung der vollſtändigen Partituren von den übrigen Opern des Vfs. hoffen laſſe.

Die Handlung dieſer Oper beginnt mit dem Kampfe des galliſchen und römiſchen Heeres unter der Anführung des Brennus und Fabius. Brennus erkämpft mit ſeinen Galliern einen entſcheidenden Sieg über die Römer, und wird von Cleanthes, einem ſeiner Freunde und Siegesgenoſſen, benachrichtiget, daſs ſich Hoſtilia (die Gemahlin des römiſchen Heerführers) unter den Gefangenen befinde. Hoſtilia erſcheint vor dem Überwinder, der ihr die Ketten abzunehmen befiehlt, und ihr Herz und Hand anbietet. Fabius ſucht ihr vergebens Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen, und Brennus läſst ihr die Wahl, entweder den Fabius zu verlaſſen, und als Gemahlin ihm die Hand zu reichen, oder den Fabius ſterben zu ſehen. Um das Vaterland zu retten, entſchlieſst ſich Fabius, ſeine Gemahlin dem Sieger zu überlaſſen; Hoſtilia aber kann ſich zu dieſem Opfer noch nicht entſchlieſsen. Unterdeſſen iſt Selinde, die Gemahlin des Brennus, als fremder Krieger verkleidet, zum Beyſtande der Gallier erſchienen, und giebt ſich ihrem Gemahl zu erkennen. Fabius und Hoſtilia ſchöpfen über dieſe Erſcheinung neue Hoffnung. Jedoch Feuer und Schwerdt drohen Rom den gänzlichen Untergang, und Hoſtilia entſchlieſst ſich, weil kein anderes Mittel übrig bleibt, das Vaterland zu retten, dem Überwinder Roms das von ihr verlangte Opfer zu bringen. Brennus, durch die Groſsmuth der Römerin und ihres Gemahls, und durch Selindens Benehmen gerührt, giebt Rom den Frieden, überlaſst Hoſtilien ihrem Gemahl, und kehrt in Selindens Arme zurück.

Daſs der Tonſetzer dieſer Oper einer der wenigen Singecomponiſten ſey, die ſich nicht allein in ihren Ausarbeitungen einer durchgehends richtigen Declamation des Textes befleiſsigen, ſondern die auch den Sinn des zu bearbeitenden Gedichtes rein auffaſſen, und in ihrer Compoſition wieder geben, iſt ſchon aus den vielen kleinern Geſangſtücken bekannt, womit der Vf. das Publicum beſchenkt hat. Auch die vorliegende Oper enthält faſt ohne Ausnahme die Beſtätigung dieſer Wahrheit. Übrigens gehet in dieſem Kunſtwerke das Streben des Vfs. vorzüglich auf die beſte und zweckmäſsigſte Wirkung des Ganzen als Ganzes betrachtet. Daher die Vermeidung ſolches zufälligen Flitters, der nur das Ohr ergötzen, aber nicht in die Wirkung des Ganzen eingreifen kann; daher ſowohl die Vermeidung der Überladung in Hinſicht auf die Ausdrucksmittel der Kunſt, durch deren überhäuften Gebrauch ſo oft der Totaleindruck geſchwächt wird, als auch die Vermeidung derſelben in Hinſicht auf die Begleitung, (beſonders der Blasinſtrumente,) wodurch die Singſtimme zu ſehr in Schatten gedrängt wird, und dem Auffaſſungsvermögen des Zuhörers Hinderniſſe in den Weg gelegt werden; und eben daher die Vermeidung langer Anfangsritornelle, die gewöhnlich den Zuſammenhang des Inhaltes des Satzes mit dem des vorhergehenden Recitatives ſtören, und überdieſs noch den Sänger in Hinſicht auf Action oft in die gröſste Verlegenheit ſetzen u. ſ. w.

Nach einem gut ausgeführten *Allegro con brio* aus d *dur* im C Tacte, welches als Sinfonie oder Ouverture dem Ganzen zur Einleitung dienet, ſich hauptſächlich auf den Kampf der beiden Heere beziehet, und worin beſonders der cantable Soloſatz der Blasinſtrumente nach der Halbcadenz des erſten Haupttheils vermittelſt des Contraſtes eine ſchöne Wirkung macht, beginnt die Oper mit einem kraftvollen Doppelchore, nämlich mit einem Chore der kämpfenden Römer und Gallier. Dieſes Chor fällt, wie man zu ſagen pflegt, in den Satz der Sinfonie ein, und iſt mit derſelben von gleicher Ton- und

Digitized by Google

Tact-Art, und von gleicher Bewegung. Durch die von dem Vf. dabey gewählte Einfachheit der Ausdrucksmittel hat es einen hohen Grad der Beſtimmtheit ſeines Charakters erhalten. Beſonders trefflich iſt in demſelben das *Vittoria* des galliſchen Heeres behandelt. Ungeachtet der guten Wirkung, die dieſem Chore nicht ſtreitig gemacht werden kann, ſtellet es Rec. dennoch dem eigenen Urtheile des Vfs. anheim, zu entſcheiden, ob die Wirkung deſſelben nicht noch mehr gewonnen haben würde, wenn der Vf. die rhythmiſchen Theile jedes beſondern Chores bey der Wiederholung des Textes mehr zuſammen gerückt hätte, ſo, daſs nämlich der eintretende Satz des einen Chores nicht immer das Ende des Satzes des anderen Chores abgewartet hätte. Wenigſtens glaubt Rec. überzeugt zu ſeyn, daſs das Ganze durch dieſe Einrichtung, und durch das mehr in einander Greifen ſeiner Theile noch mehr gehoben worden wäre, und noch weit mehr Energie erhalten hätte. Selbſt die Natur der zum Grunde liegenden Empfindung, und der Grad, in welchem ſie ſich in dieſem Falle äuſsert, ſcheinen dieſe Einrichtung zu fodern; denn ſicher iſt in einem Kampfe dieſer Art die Empfindung der Kämpfenden zu wenig gemäſsiget, als daſs jeder kämpfende Theil den Vortrag des anderen (beſonders bey wiederholten Sätzen) bis zum völligen Ende ruhig abwarten ſollte, ohne, wie man zu ſagen pflegt, dem Gegentheile ins Wort zu fallen.

Gleich in der zweyten Scene, oder in dem dieſem Chore unmittelbar folgenden Accompagnement lernt man den Vf. als einen Tonſetzer kennen, der ſich auch in dem Style des Recitatives, an welchem ſo viele unſerer jetzigen Operncomponiſten ſcheitern, völlig orientirt hat. Rec. muſs geſtehen, daſs es für ihn eine Art wohlthätiger Erſcheinung war, nach ſo vielen nichtsbedeutenden Recitativen, die ſich zugleich neben dem Dialog hin und wieder in viele unſerer modernen Opern verloren haben, in dem vorliegenden Werke eine Folge von Recitativen zu finden, deren Tonfolgen ſehr bedeutend ſind, und die ſich durch einen guten Zuſammenhang der Modulation und durch eine faſsliche Grundlage der Harmonie auszeichnen, aus welcher die Tonfolgen des Recitatives entwickelt worden ſind. Man muſs ſich in der That wundern, daſs man, bey den Fortſchritten, welche die Setzkunſt gemacht hat, den Recitativſtyl faſt allgemein vernachläſſiget, und daſs man in einem Zeitraume, in welchem man mit Recht von errungenen Vortheilen des Vortrages ſpricht, noch ſo oft die Sänger im Recitative 2 bis 3 Perioden in einem Athem herſchnattern hört, um gleichſam auf einem im Fluge zu erhaſchenden O! oder Ach! deſto länger verweilen, und ihr die möglichſt kleinſten Intervallen durchziehendes Geheul hören laſſen zu können. Möchte doch dieſe Bemerkung ein Wort zu ſeiner Zeit geredet ſeyn!

Die erſte Arie des *Brennus* aus *e* dur, in welcher er das Herz der gefangenen Römerin zur Liebe gegen ſich zu überreden ſucht, fängt mit einem *Largo* von 12 Tacten im Vierviertheiltacte an, nach welchem ſie in ein *Allegro non troppo* $\frac{2}{4}$ Tact übergeht. Treu der zum Grunde liegenden Empfindung, und gemäſs dem Charakter des mit Lorbeern gekrönten Liebhabers iſt dieſe Arie, in welcher die Hauptſtimmen nur von zwey Hörnern begleitet werden, überdieſs noch ſehr gut inſtrumentirt, ſo daſs ſie, mit dem ihr vorhergehenden Accompagnement auch als einzelne Scene in den Concertſaal verpflanzt, ihrer Wirkung verſichert ſeyn kann. Nur gehört dazu eine Baſsſtimme von mehr als zwey Octaven Umfang.

In der zweyten Partiturzeile der 45ſten Seite enthält der Satz einen für das Auge auffallenden Schreibefehler. Der Vf. hat nämlich (wahrſcheinlich durch den etwas ungewöhnlichen Gebrauch des Tones *fisfis* in der kleinen Octave für die Violine dazu verleitet) den unterhalben Ton der Tonart *gis* moll, wohin ſich die Modulation wendet, in der Tonſchrift als *g* vorgeſtellt, wodurch der Leſer bey der erſten Anſicht den Zuſammenhang der Modulation und der Harmonie verlieret.

Die *Cavatina* der Hoſtilia in der dritten Scene, mit obligatem Clarinett und Fagotte aus *es* dur im $\frac{3}{4}$ Tacte, iſt ſehr zärtlich gehalten; ſo wie ſich in der darauf folgenden Arie des Fabius römiſcher Seelen-Adel in dem auch überwundenen Feldherrn ausſpricht. Sie iſt ein *Allegro con fuoco* aus *d dur* im C Tacte geſetzt. Auch die Form dieſer Arie empfiehlt ſich durch eine originelle Behandlung. Mit dem Schluſſe der erſten Hauptperiode in der Tonart der Dominante nach den Worten:

Se il deſtin non mi contende
a ſalvar l'amato bene
mille morte e mille pene
d'incontrar non temerò,

führt der Vf. die Modulation vermittelſt eines kurzen *Uniſono*-Satzes in die harte Tonart der kleinen Sexte (ins *b* dur), in welcher er die zweyte Periode der Arie:

Paſſerò ſe'l vuole il fato
nuodo in mezzo a incendio ardente!
Andrò a nuoto in mar fremente,
all' inferno ſcenderò,

anfangen, und dabey die metriſche Bewegung der begleitenden Stimmen in lebhafteren Figuren einhergehen läſst. Die Modulation geht in dieſem Satze durch verſchiedene Nebentonarten in die Grundtonart zurück, in welcher die letzte Periode:

Ah l'idea di tal contento
quanto al cor dia lieto affanno
ſol que' fidi amanti ſanno
che il deſtino ſeparò,

zwar in dem nämlichen Tempo, aber vermittelſt einer ſanfteren metriſchen Bewegung, und bloſs von den beiden Clarinetten und Fagotten (mit Inbegriff der Grundſtimme) begleitet, vorgetragen wird. Nach dem Schluſſe dieſer Periode werden mit der Wiederholung der Worte: *Mille morte etc.* aus der erſten Periode zugleich einige Sätze aus dem erſten Theile

Digitized by Google

der Arie wiederholt, worauf der ganze Satz zum Schluſſe eilt. Die Arie des *Sulpicius* in der fünften Scene hat der Vf. mit Recht, als Arie einer Nebenperſon, mehr in Schatten gerückt. Dennoch fehlt es ihr nicht an Ausdruck und an Feinheiten der Ausarbeitung. Auch die eigenthümliche Sanftheit und das Innige und Einſchmeichelnde der in der ſechſten Scene folgenden Arie der Selinde wird keinen Zuhörer ungerührt laſſen. Jedoch der Raum erlaubt es nicht, dieſem wichtigen Kunſtwerke Schritt vor Schritt weiter zu folgen. Weil man ohnehin aus dem, was bisher darüber bemerkt worden iſt, ſchon von ſelbſt auf den Verfolg deſſelben einen richtigen Schluſs machen wird: ſo begnügt ſich Rec., nur noch einige Reſultate ſeiner aufmerkſamen Durchſicht dieſer Oper hier beyzufügen.

So wenig auch der Ausdruck und die gute Wirkung des im erſten Acte befindlichen Duetts verfehlt iſt: ſo muſs dennoch Rec. geſtehen, daſs er dabey gewünſcht habe, mehr Kunſtbearbeitung des eigentlichen Duetts zu finden, ſo wie er überhaupt ſchon längſt gewünſcht hat, die Art der älteren Bearbeitung dieſer Gattung der Geſangſtücke, bey welcher (ſo wie z. B. in den mehreſten Duetten von *Graun*) die feinſten Wendungen der Melodie durch die Umkehrung eines Satzes in dieſer oder jener Gattung des doppelten Contrapunctes zum Vorſchein kommen, und bey welchem Verfahren theils die Darſtellung der individuellen Empfindungsart zweyer von einer und eben derſelben Empfindung beſeelter Perſonen, theils auch die Einheit des Tonſtückes, ſo viel gewinnen kann, in dem Geſchmacke der Zeit wieder hergeſtellt zu ſehen. Leider aber ſcheint anjetzt noch hiezu wenig Hoffnung vorhanden zu ſeyn, wenn man bedenkt, wie unmöglich eine ſolche Bearbeitung bey der immer mehr und mehr einreiſsenden Vernachläſſigung des Studiums des Contrapuncts glücklich von Statten gehen kann.

Mit etwas mehr Kunſtbearbeitung geſchmückt, empfiehlt ſich das ſchöne Terzett im zweyten Acte. Vorzüglich aber hebt ſich das Quintett des dritten Acts. Dieſes Quintett, und die ebenfalls im dritten Acte enthaltene ſchöne Arie der Hoſtilia, mit obligatem Violoncell und Fagotte und mit zwey ebenfalls obligaten Hörnern begleitet, ſcheinen von dem Vf. ganz beſonders *con amore* bearbeitet worden zu ſeyn.

Zum Behufe derjenigen, die der italiäniſchen Sprache nicht mächtig ſind, hat der Vf. unter dem italiäniſchen Texte zugleich eine deutſche Überſetzung beygefügt. Die Art, wie dieſes geſchehen iſt, und die Übereinſtimmung der Wörter dieſer Überſetzung mit der Beſchaffenheit der Melodie, muſs allen denjenigen volle Genüge leiſten, die mit den Schwierigkeiten einer ſolchen Arbeit bekannt ſind.

Was endlich das Schulgerechte dieſes Kunſtwerks anlangt, ſo findet es ſich, daſs der Vf. in demſelben ungleich mehr Aufmerkſamkeit auf die Befolgung der grammatiſchen Regeln der Kunſt verwendet hat, als in den mehreſten ſeiner herausgegebenen Werke, welche kleine Geſangſtücke enthalten. Dennoch iſt es nicht ganz frey von Nachläſſigkeiten dieſer Art, wie z. B. die erſte Arie der Hoſtilia zeigt, wo ſich in den erſten drey Tacten der 51ſten Seite zwiſchen der Grundſtimme und der zweyten Violine ein octavenartiger Gang befindet, der, weil er aus der Verdoppelung der ſchon an ſich ſelbſt ſehr ſcharf durchſchneidenden groſsen Terz, und aus der Verdoppelung des diſſonirenden Intervalles der darauf folgenden Harmonie beſteht, das Ohr mehr beleidigt, als die beiden unmittelbar auf einander folgenden Octaven zwiſchen der Singſtimme und dem Baſſe von dem erſten zum zweyten Tacte der auf dieſer Seite befindlichen zweyten Partiturzeile.

Das Äuſsere dieſes Werkes ſtimmt mit ſeinem inneren Gehalte vollkommen überein. Der Stich iſt, auſser einigen hie und da fehlenden Verſetzungszeichen vor den Noten (ſo fehlt z. B. S. 40 in der dritten Partiturzeile vor dem zweygeſtrichenen c in der zweyten Violine, und vor dem eingeſtrichenen c in der erſten Violine gleich zu Anfange des Accompagnements S. 54, das Kreuz,) correct und deutlich, und das Papier dauerhaft und weiſs.

— o —

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Heidelbergs noch geltende Policeygeſetze von dem Jahre 1800 bis zum Ende des Jahres 1806*, geſammelt und mit einem dreyfachen Regiſter verſehen von *W. Deurer*, Regiſtratur-Actuar des daſigen Stadtvogteyamts. 1807. 124 S. kl. 8. (8 Gr.) Es wäre zu wünſchen, daſs jede Stadt eine ähnliche vollſtändige Sammlung ihrer Policeygeſetze beſäſse, welche ſich in Jedermanns Händen befände, dann würde man nicht ſo oft die Entſchuldigung der Unwiſſenheit von den Übertretern derſelben anzunehmen haben. Die vorliegende Sammlung begreift nur diejenigen kleineren Policeyordnungen, welche ſich noch nicht beſonders gedruckt in den Händen des Publicums befanden. Die Ordnung iſt chronologiſch, und ein dreyfaches Regiſter, 1) ein ſyſtematiſches nach den Materien, 2) ein alphabetiſches und 3) ein chronologiſches, erleichtert die Auffindung der einzelnen Verordnungen. Der Vf. verſpricht in dem Vorberichte, ſo wie das Bedürfniſs es erfodern würde, ſeine Sammlung heftweiſe fortzuſetzen.

A. L.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Merſeburg*, bey Wagner: *Merkwürdige und actenmäſsige Geſchichtserzählung des dreyfachen Mörders, J. G. G. Avenarius, welcher zu Lauchſtädt den 15 März 1805 mit dem Schwerd vom Leben zum Tode gebracht worden.* 1805. 74 S. 8. (4 Gr.) Keine bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnliche Schrift. Sie verdient in allen Schulen der Jugend mit Nachdruck vorgeleſen zu werden. Der Vf. derſelben iſt wahrſcheinlich einer der Geiſtlichen, der den Verbrecher zum Tode vorbereitet hat. Wahre Energie und ungeſchminkte Darſtellung der Stufenleiter des Laſters, ernſtliche Warnung gegen die Sitten des Zeitalters und rührender Vortrag ſind die vorzüglichſten Eigenſchaften derſelben. Nachdem eine Geſchichtserzählung und Bruchſtücke und Schilderungen aus dem Leben des Mörders vorausgeſchickt worden, wird ein treffender Blick auf die Menſchen geworfen, wie ſie in unſerem Zeitalter wirklich ſind. Dann tritt Avenarius als Mörder auf. Er wird von ſeinem böſen Gewiſſen verfolgt. Betrachtungen über ſeinen Weg nach Merſeburg und wie er als Fliehender die Nacht unter freyem Himmel zubringt; ſeine Gefühle unter ſeinen Schlachtopfern und im Gefängniſs, bey Anhörung ſeines Todesurtheils, und auf dem Wege zum Gerichtsplatze. Sehr rührend ſind die Folgerungen aus der Geſchichte des Mörders und die letzten Wünſche beym Rückblicke auf den gefallenen Mörder, und bey der Hinſicht auf die von dem Schaffotte zurückkehrende Menge.

W.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER, 1808.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Taſchenbuch der Reiſen, oder unterhaltende Darſtellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rückſicht der Länder (-,) Menſchen (-) und Productenkunde.* Für jede Claſſe von Leſern von *E. A. W. von Zimmermann.* Siebenter Jahrg. für das Jahr 1808. Mit 12 Kpfn. und 1 Karte. Taſchenformat (2 Thlr.)

Der Titel dieſes in vieler Rückſicht ſchätzbaren Taſchenbuchs ſteht mit dem Inhalt auf eine doppelte Weiſe im Widerſpruche. Einmal ſind es nicht bloſs des 18 Jahrhunderts Entdeckungen, die in demſelben dargeſtellt werden. Es fällt in die Augen, daſs, um dieſen letzteren mehr Relief zu geben, die Entdeckungen früherer Reiſenden nicht ganz übergangen werden durften. Überdieſs macht auch die beſondere Art, auf welche der Vf. ſeinen Gegenſtand behandelt, daſs er die Reiſenachrichten, die wir aus früheren Jahrhunderten überkommen haben, nicht entbehren kann, ſo wie z. B. in dem vor uns liegenden Jahrgange Braſilien groſsentheils nach den Berichten des ehrlichen, alten *Lery* beſchrieben worden iſt. Das Taſchenbuch enthält nämlich — und dieſs iſt der zweyte von den gerügten Widerſprüchen — nicht etwa eine Geſchichte der neueſten Entdeckungen, oder eine geographiſche Schilderung der Erdſtriche, durch welche im 18 Jahrhundert Reiſen unternommen wurden, ſondern eine ziemlich ſyſtematiſche Beſchreibung der Länder ſelbſt nach ihren mannichfaltigſten Beziehungen und Dimenſionen, ſo daſs, ohne Rückſicht auf das Ältere und Neuere, das Bekannte überhaupt, und zwar, wie eine Reihe von Jahrgängen beweiſt, nach und nach von ganzen Welttheilen mitgetheilt wird.

Das Taſchenbuch kündigt ſich für jede Claſſe von Leſern an. Rec. verhehlt es nicht, daſs er gegen Schriften, die dieſen Beyſatz an der Stirn führen, von jeher miſstrauiſch geweſen iſt, weil er immer gefunden hat, daſs ſie ihr Verſprechen, wenn es wirklich ernſtlich gemeint war, nicht anders erfüllen konnten, als indem ſie gegen die Wiſſenſchaft ſelbſt, der ſie ſich widmeten, eine Treuloſigkeit nach der anderen begingen. In der Geographie hat man dieſs verantworten zu können geglaubt; Rec. iſt anderer Meinung. Die Geographen ſcheinen ſich noch nicht auf den Standpunct erhoben zu haben, der die Würde ihrer Wiſſenſchaft vollkommen ſichert, und ihre Bemühungen als ſolche erſcheinen läſst, die einem rein menſchlichen Bedürfniſſe abhelfen. Man thut nicht wohl, wenn man die Geographie nur immer für das, was die Etymologie des Namens andeutet, für bloſse Erdbeſchreibung gelten läſst. In ihrem Entſtehen mochte ſie allerdings nichts weiter ſeyn, und dem reiſeluſtigen Kaufmann, dem Gelehrten u. dgl. mochte wohl freylich ein Dienſt geſchehen, wenn er die äuſseren Umriſſe der Länder, durch welche ſeine Reiſen ihn führten, und die Entfernungen der Orte genau kennen lernte. In neuerer Zeit iſt die Geographie nur nach auſsen hin erweitert worden; man hat auſser der Geſtalt der Länder auch ihre Producte bis auf die Mäuſe und Regenwürmer herab u. dgl. aufgeführt, und den Menſchen ſelbſt — denn wie hätte der Begriff einer Erdbeſchreibung etwas anderes erlaubt? — unter dieſen letzteren figuriren laſſen. Dadurch iſt dieſe Wiſſenſchaft eine Art von Rüſtkammer geworden, in welcher alles, was man anderwärts nicht füglich unterbringen kann, einen Platz findet, weil ſich, wenn nichts anderes, am Ende doch das von einer jeden Sache prädiciren läſst, daſs ſie auf der Erde iſt. So unermeſslich groſs nun auch der Umfang der Geographie war, und es immer mehr wurde: ſo ſtanden doch ihre Theile keineswegs in einem nothwendigen Zuſammenhange; der Tact deſſen, der ſie vortrug, vermittelte dieſen allein, und nur das allgemeine Bezogenwerden auf die Erde lieſs noch etwas Beharrliches in dem Wechſelnden, noch etwas Gleichartiges in dem Heterogenen durchſchimmern. Seitdem es der Forſchung gelungen iſt, einige tiefere Blicke in das Weſen des Menſchen zu werfen, dürfte dieſe Wiſſenſchaft würdevolleren Tagen entgegen zu ſehen haben. Demjenigen, welchem ſie Frucht bringen ſoll, muſs die Idee des rein menſchlichen Lebens bereits in voller Klarheit und Lebendigkeit aufgegangen ſeyn, und er muſs ſich nicht mehr bloſs an das Vaterhaus, auch nicht mehr bloſs als Bürger an den Staat (für dieſen gehört nur eine Geographie des Vaterlandes und höchſtens der benachbarten Staaten), er muſs ſich vielmehr als Glied an die Menſchheit anſchlieſsen, und in dem Darſtellen ſeines inneren Lebens in der Auſsenwelt ſie ergreifen wollen. Hiezu aber iſt erfoderlich, daſs er die Menſchheit mit den Beſtimmungen der Zeit erkenne, welche ihn ſelber umfängt. Dieſe Bekanntſchaft muſs er ſchlieſsen, bevor er hoffen darf, ſeinen Handlungen die Merkmale zu ertheilen, die ſie nicht nur als menſchliche — im Gegenſatz zu den bürgerlichen und anderen — ſondern auch als noth-

Digitized by Google

wendige und unentbehrliche Glieder in der Progreſſion der äuſseren Darſtellung der Menſchlichkeit, die das unabläſſig potenzirte Ideal derſelben logarithmiſch begleitet, erſcheinen laſſen.

Um aber die Menſchheit kennen zu lernen, muſs man ſie in den Völkern der Erde aufſuchen, denn in dieſen ſtellt ſie ſich dar. Die Art, auf welche ſie ſich in ihnen ausſpricht, giebt die Beziehungen an die Hand, in welchen man ſie betrachten, und die Grundſätze, nach welchen man ſie erfaſſen und kennen lernen muſs. Die Menſchlichkeit nämlich als reine Vernunftidee und als das, was den eigentlichen Charakter der Menſchheit an ſich ausmacht, beſteht in der vollkommenſten, durch Freyheit vermittelten Fertigkeit, unter allen gegebenen äuſseren Bedingungen zu leben das innere oder göttliche Leben. In dieſem abſoluten Sinne aber giebt ſie uns die Erſcheinung nicht. Dieſe hält ſie uns nur vor als einen höheren oder geringeren Grad der Freyheit, wiefern ſich dieſe entweder mit der Natur verglichen, oder ſie beſiegt hat, um das innere Leben zu ſtärken, und es äuſserlich darzuſtellen. In der Menſchheit iſt dieſe Freyheit unbedingt, in den Völkern als Repräſentanten derſelben erſcheint ſie jederzeit an eine gewiſſe Form gebunden, die durch die Nationalität derſelben und durch ihre beſonderen religiöſen Überzeugungen beſtimmt wird. In dieſer Form muſs die Freyheit nothwendig erkannt werden, theils um ſie im Begriffe ſelbſt leicht von derſelben entkleiden, und ſie in ihrer Unbedingtheit anſchauen zu können, theils um ihre Siege über die Natur zu berechnen, und die beſonderen Zwecke, um deren willen ſie ſich dieſelbe unterthänig macht, hinreichend zu erklären.

Dieſe doppelte Kenntniſs iſt dem, deſſen Inneres ſich ſo weit erhoben hat, daſs der Wunſch, ſich an die Menſchheit anzuſchlieſsen, ſich mit Heftigkeit in ihm regt, unerlaſslich, damit er, das Zufällige vom Weſentlichen unterſcheidend, den dermaligen Zuſtand der Menſchheit kennen lerne, und zu beurtheilen verſtehe, was er zu beginnen habe, wenn er kräftig in dieſen Zuſtand eingreifen, und das, was die Erſcheinung als nicht vorhanden, oder als bloſs angefangen, oder nur halb vollführt darſtellt, hervorbringen, fortſetzen und der Vollendung näher bringen will, um das Ideal in höherer Schöne in die Auſsenwelt herüberzutragen. Eine ſolche Kenntniſs aber erwirbt er ſich lediglich durch die Geographie.

Der Zweck der Geographie im höheren Sinne iſt demnach kein anderer, als die Schilderung der Verhältniſſe, welche die Freyheit auf der Erde mit der Natur zu einer gegebenen Zeit eingegangen iſt, wie fern ſie in ihrer Univerſalität die Stufe der Cultur bezeichnen, auf welcher die Menſchheit in dieſer Zeit erſcheint, und künftigen Darſtellungen der Idee in der Auſsenwelt zur Grundlage dienen ſollen. Um deſswillen muſs ſie zuerſt die Natur eines jeden Landes als Schauplatz und als Stoff beſchreiben, ſodann die Form, in welche ſich die Freyheit gefügt hat, d. i. das Nationale, damit ihr Weſen deſto beſſer einleuchte, kenntlich machen, und zuletzt die Verhältniſſe aufzählen, in welchen ſich die ſo beſtimmte Freyheit zu der Natur, mit der ſie ſich entweder verglich, oder die es ihr ſich zu unterwerfen gelang, dermalen befindet.

Hiemit iſt zugleich auch die Methode der Geographie und das Maſs gegeben, das ſie bey Ertheilung ihrer Schätze zu beobachten hat. Was insbeſondere das Letztere betrifft: ſo erhellet, daſs die Naturproducte nur in ſo fern von ihr einer Muſterung unterworfen werden, als ſich die Freyheit in der Gegenwart an ihnen verſucht, und daſs ein Aufzählen ſolcher Landeserzeugniſſe, die nicht benutzt und verarbeitet werden, nicht für die ernſte Wiſſenſchaft gehört. Selbſt die Beſchreibung der Naturkörper ſetzt ſie billig voraus, und nur auf die beſondere Beſchaffenheit derſelben in jedem Erdſtriche macht ſie aufmerkſam. Eben ſo wenig nimmt ſie ſich hiſtoriſche Unterſuchungen über die Geneſis der Formen der Freyheit und ihrer Reſultate heraus, denn ihr kömmt es nur zu, das in dem Augenblick Vorhandene zu ergreifen. Dagegen ſind Andeutungen der Tendenz des Erſcheinenden zu Zwecken der Menſchheit in ihr nicht am unrechten Orte, und zur Leitung des ungeübten Verſtandes brauchbar.

Rec. beſcheidet ſich gern, daſs der Name Geographie für die Wiſſenſchaft, deren Charakter und Umfang er hier angegeben hat, viel zu eng iſt; allein wer aus Liebe zur Etymologie nur die Form oder die Oberfläche der Erde, als Schauplatz betrachtet, beſchreiben wollte, der würde zwar etwas Verdienſtliches, offenbar aber nicht ſo viel thun, als das höhere und unausweichliche Bedürfniſs des menſchlichen Geiſtes erfodert, und als man von dieſer Wiſſenſchaft ſchon längſt zu erwarten gewohnt iſt, wenn gleich die Anſprüche, die man an ſie machte, nicht die beſtimmteſten waren. Will man indeſſen dieſem letzteren Syſtem von Kenntniſſen einen paſſendern Namen beylegen: ſo wird man allerdings wohl thun. Wir haben geographiſche Lehrbücher, die ungleich weniger enthalten, als hier gefodert wird, und ſie mögen noch immer für einzelne Stände Werth haben. Auch erwartet man das Bishergeſagte nicht immer in gleichem Umfange von einer Geographie, die einer gewiſſen Periode der Geſchichte zur Einleitung dienen ſoll, ob ſie gleich eine allgemeinere Tendenz haben muſs. Allein hier iſt die Rede von einer rein menſchlichen, und demnach einem allgemeinen Bedürfniſs abhelfenden Wiſſenſchaft, die ſich allein rühmen darf, allen Claſſen von Leſern zu genügen, die ausgenommen, in denen das Bedürfniſs noch nicht erwacht iſt. Eine ſolche kann wohl noch mehr geben, als von ihr gefodert wird; ſie kann aus den Gebieten der Geſchichte, Naturgeſchichte u. a. entwenden; aber ſie erſcheint als eine geſchminkte Dirne, die durch erborgten Reiz um Beyfall buhlt, den ihr nur der Nichtdenker zollt, und den ſie nicht anders, als mit Verluſt ihrer Würde, erkaufen kann.

Digitized by Google

Dem Vf. des vorliegenden Taſchenbuchs ſind dieſe Grundſätze nicht eigen. Abwechſelung und Mannichfaltigkeit ſind die Ziele, nach denen er ringt, und ſo kömmt es denn, daſs neben dem eigentlich Univerſalgeographiſchen, dem ſeine Feder ſich oft mit dem glücklichſten Erfolg widmet, manche hiſtoriſche, naturgeſchichtliche u. d. gl. Angabe ſteht, die die ſtrenge Wiſſenſchaft verſchmähen muſs. Am auffallendſten wird dieſes da, wo Naturſtoffe beſchrieben werden, mit denen die Freyheit noch nicht in die geringſte Berührung getreten iſt. Es iſt wahr, daſs der Neugierde durch dieſe Abwechſelung ein Feſt bereitet, und daſs ſie angenehm unterhalten wird; wahr, daſs es nichts, als dieſe angenehme Unterhaltung iſt, die man insgemein von einem Taſchenbuche fodert. Aber Rec. iſt der Meinung, daſs Ernſt und Liebe zur Wiſſenſchaft ſich ſorgfältig hüten ſollte, ſie zu einem Kitzel für die flache, zerſtreuungsſüchtige Welt zu gebrauchen. Er iſt nicht in Abrede, daſs auf dieſem Wege einige Kenntniſs verbreitet wird; da aber dieſe nur ſehr oberflächlich und keineswegs genugthuend ſeyn kann: ſo begünſtiget ſie nur den Dünkel und die Geſchwätzigkeit, wahre Cultur hingegen wird durch ſie nicht gefördert.

Von einem Manne, wie Hr. *v. Z.*, iſt man gewohnt, die Quellen gut genutzt zu ſehen. In dieſem Jahrgange findet man 1) *Braſilien* nach *Léry*, *Anſon*, *Lindley*, *Barrow* und einigen anderen. Auf das wichtige Buch des Biſchofs von Fernambukko, *Kotinko*, ſcheint uns zu wenig Aufmerkſamkeit verwendet zu ſeyn, ob es gleich der Vf. kennt. Es hätte noch manche wichtige Angabe liefern können. Die ſtatiſtiſchen und mercantiliſchen Data ſind aus *Raynal* entlehnt, die freylich noch immer die genaueſten ſind, ſo wenig ſie auch zum Theil für unſere Zeit paſſen dürften. Unſer Verwundern hat es erregt, daſs wir unter den Reiſenden, welche Braſilien gelegentlich ſahen, nicht auch *Hunter*, *Turnbull*, und vorzüglich *White* benutzt fanden, durch welchen Letzteren beſonders die Beſchreibung von Rio Janeiro um Vieles genauer und vollſtändiger ausgefallen ſeyn würde. 2) *Chili* nach *Vidore*, *La Peyrouſe*, *Vankouver*, *Molina*, *von Humbold*. So ausführlich die Topographie von Braſilien iſt, ſo wenig hat uns die von Chili befriediget, ungeachtet *Vidore* für die Topographie dieſes Landes ein eben ſo guter Führer iſt, als *Molina* für die Naturgeſchichte deſſelben. Zugleich wird eine Beſchreibung der Inſeln bey Chili, vornehmlich der Inſel Juan Fernandez und des Archipels von *Chiloe* geliefert. 3) *Patagonien* mit dem Feuerlande, der Staateninſel und den Malouinen oder Falklandsinſeln, nach *Falkoner*, *Bougainville*, *Cook*, *Byron*, *Pernetty* u. a. Ungern vermiſsten wir hier die erſten Nachrichten von den Patagonen, ſo wie ſie uns der das Sonderbare liebende, und das Ungewöhnliche gern übertreibende *Magelhaens* in ſeiner Reiſe mitgetheilt hat, aus welcher ſie nachher in die geographiſchen Lehrbücher gekommen ſind. Die Beſchreibung der Malouinen würde genauer ausgefallen ſeyn, wenn mehr auf *Penroſe's* Bemerkungen Rückſicht genommen worden wäre, nach denen auch europäiſche Gartengewächſe auf dieſen Inſeln gedeihen. Sie würden dem Vf. in Rückſicht auf die allgemeine Natur, die Flora und Zoologie dieſer Eylande manche ſchätzbare Data geliefert haben, die in ſeiner Beſchreibung nicht fehlen ſollten. Es nimmt uns um ſo mehr Wunder, wie eine ſo wichtige Quelle dem Vf. entgehen konnte, da ſie aus dem gröſseren Werke, in welchem ſie ſich befindet, einzeln in das Deutſche überſetzt, und von dem verſtorbenen *Sprengel* in den erſten Theil ſeiner älteren Beyträge aufgenommen worden iſt.

Es würde gewiſs ſehr zweckmäſsig ſeyn, wenn Hr. *v. Z.* vor der Beſchreibung eines jeden Landes ein Verzeichniſs der Quellen vorausgehen lieſse, aus denen er dieſelbe gezogen hat. Indem er dabey die Verhältniſſe, unter denen ein jeder Reiſende das Land beſucht hätte, die Geſichtspuncte, von denen er ausgegangen, und den Werth, der ſeinen Nachrichten beyzulegen wäre, anzeigte und beſtimmte, würde das Trockene, das ein ſolches Verzeichniſs, wenn es ein bloſser Nomenclator von Titeln iſt, haben könnte, vermieden werden, und ſein Taſchenbuch würde ſelbſt in den Augen derer, die bloſs nach Unterhaltung begierig ſind, einen neuen Reiz gewinnen. Dieſe Maſsregel ſcheint uns um ſo nothwendiger, da er in ſeiner Beſchreibung ſelbſt die Urheber der Nachrichten oft namentlich aufführt, von denen dann der ungeübtere Leſer nicht weiſs, wie weit er ſeinen Glauben an ſie auszudehnen oder zu beſchränken habe.

Das Splitterrichten iſt uns verhaſst; indeſſen wollen wir doch unſere Bemerkungen über einige einzelne Urtheile des Vfs. nicht zurückhalten. Wenn es S. 65 heiſst, der Anhinga ſey bis jetzt nur in Braſilien vorgefunden worden: ſo bedachte Hr. *v. Z.* nicht, daſs ihn der von *Barrow* u. a. zwar angefochtene, aber noch von keinem widerlegte *le Vaillant* auch in den Capländern angetroffen, und in ſeinem berühmten Reiſewerke beſchrieben hat. — Und warum ſollen die Miſſionäre eben ſeltſame Schwärmer ſeyn, wie ſie S. 73 wirklich genannt werden? Wann man dieſen Namen Männern geben will, die alles auf *eine* Idee beziehen, von der ſie getrieben werden, und dadurch eine bewundernswürdige Einheit und Kraft in alle ihre Beſtrebungen legen: ſo werden die erſten der Menſchen, ſo werden Lykurg, Sokrates, Brutus, und ſelbſt der Stifter der chriſtlichen Religion mit demſelben Namen zu belegen ſeyn. Aus Jahrhunderten, die mit Recht den Vorwurf der Schlaffheit tragen, verdienen die wenigen Äuſserungen wahrer Menſchenkraft mit Beſonnenheit gewürdiget und nach ihrem Werthe geſchätzt zu werden. Wir wiſſen zwar wohl, daſs man noch vor einigen Jahren über die Bemühungen der Miſſionarien ſpottelte, und von dem beharrlichen Eifer der däniſchen Regierung, das Chriſtenthum in fernen Weltgegenden auszubreiten, nur mit Wegwerfung urtheilte: aber laſst es uns bekennen, es liegt dieſen Beſtrebungen, ſo oft man ſie

miſsverſtanden, ſo viele Fehler man in der Wahl ihrer Mittel begangen haben mag, etwas Würdiges, wahrhaft Menſchliches zum Grunde.

Der Plan der Braſilier, von welchem S. 97 die Rede iſt, ſcheint freylich für das Entſtehen der Luſtſeuche in der neuen Welt zu ſprechen. Dagegen hat *Roscoe* in ſeinem Leben des Pabſts Leo X aufs neue wahrſcheinlich gemacht, daſs ſie europäiſchen, und zwar königlichen Urſprungs iſt, indem der ausſchweifende Karl VIII von Frankreich auf ſeinem Zuge nach Neapel zu Bologna zuerſt von ihr befallen wurde. — Sollte ferner der Naturmenſch wirklich ſo widrig ſeyn, als uns der Vf. S. 98 glauben machen möchte? Der Naturmenſch in der Idee iſt keinesweges Thier; er iſt ein Weſen, das das bloſse dunkle, aber noch unverdorbene Gefühl zu menſchlichen Zwecken hintreibt, die er nur ahnet, nicht zum Bewuſstſeyn bringt. Indeſſen in der Wirklichkeit iſt er nicht zu finden. Auf dem Scheidewege, auf welchen er geſtellt iſt, muſs gleich in den erſten Momenten ſeines Daſeyns ein Hinneigen zur Brutalität oder zur Cultur erfolgen, je nachdem die Umſtände mehr ſeinen Sinn oder ſeinen Verſtand anſprechen. So kömmt es denn, daſs den ungebildeten Urbewohnern Amerika's der Name Naturmenſchen mit Unrecht beygelegt wird. Sie ſind von dem Differenzpuncte, auf welchem ſie ihn allein führen konnten, längſt abgewichen, und zwar nach der Seite des Sinnes hin, ſo daſs das verwöhnte Gefühl ſie in Thierheit verſenkt hat, die allerdings widrig iſt, und nur einzelne Züge der Natürlichkeit haben ſich an ihnen erhalten, weil die Umſtände entweder noch nicht auf ſie wirkten, oder ſchonend an ihnen vorüber gingen.

Wenn S. 107 die Portugieſen wegen ihres Betragens gegen die Eingebornen getadelt und tief unter die engliſchen Koloniſten in dem nördlichen Amerika geſtellt werden: ſo hätte dabey nicht überſehen werden ſollen, daſs die Engländer nicht auf den Spuren des menſchenfreundlichen Pene u. a. fortgewandelt ſind, daſs ſie ſich ebenfalls groſse Härten und Ungerechtigkeiten gegen die Indianer erlaubt, ſie, wie z. B. die Delawaren, ganz aus ihren Wohnſitzen verdrängt, und moraliſches und phyſiſches Elend abſichtlich und in Menge unter ihnen befördert haben. Noch jetzt werden ſie von den Pelzhändlern in den Ländern der Hudſonsbai und an den kanadiſchen Seen um Tugend, Geſundheit und Habe betrogen; noch jetzt ſind die Gewaltthätigkeiten, die die rohen Pflanzer engliſcher Abkunft in den hinteren Gegenden der vereinigten Staaten, am Ohio, Clinch, Muskingum u. ſ. w. gegen jene unglückliche, und doch ſo intereſſante Menſchenraçe begehen, äuſserſt groſs. Alle europäiſchen Nationen haben Stolz, Aberglaube und Habſucht in dieſer Rückſicht unmenſchlich gemacht, und die Franzoſen, als ſie noch im Beſitz von Kanada waren, ſind vielleicht die einzigen, welche dieſer Vorwurf in einem geringeren Grade trifft. — Gegen die Nachrichten einiger Reiſebeſchreiber von der Armuth der Portugieſen in Braſilien hätte der Vf. miſstrauiſcher ſeyn, und ihnen das nicht auf Treu und Glauben nachſprechen ſollen, was er S. 124 von der letzteren bemerkt. Es iſt nicht zu erwarten, daſs unter Menſchen, die nicht nur, wie *Turnbull* bemerkt, ihre Kirchen auf das reichſte und prächtigſte verzieren, ſondern auch nach des Vfs. eigener Erinnerung ein ſehr groſses Capital auf den Ankauf von Sclaven verwenden, ein ſo auffallender Mangel an edlen Metallen herrſchen ſollte. — S. 133 ff. hält Hr. v. Z. dem Handel eine groſse Lobrede. In ſofern er dabey Braſilien im Auge hat, laſſen wir ihm vollkommen Recht; aber ohne uns an Mably und andere Eiferer gegen den Handel im Allgemeinen anſchlieſsen zu wollen, bemerken wir bloſs, daſs die Verhältniſſe eines Landes ihn in moraliſcher und politiſcher Rückſicht ſehr widerrathen können, und daſs z. B. die Schweiz gewiſs nicht beſtimmt iſt, ein Handelsſtaat zu ſeyn. In unſeren ſchmachvollen Tagen, in welchen der mercantiliſche Sinn leider der herrſchende geworden iſt, und mit dem Heiligſten und Ehrwürdigſten der ärgerlichſte Schacher getrieben wird, ſollte man ſich bedenken, Urtheile auszuſprechen, die dem verarmten Gemüth in ſeiner traurigen Leere allzuſehr ſchmeicheln, als daſs es den Verſtand dazu gelangen laſſen ſollte, das Unbeſtimmte und Einſeitige, das in ihnen liegt, aufzudecken, und es vor Verirrungen zu bewahren.

Die Schreibart iſt im Allgemeinen flieſsend und angenehm, indeſſen bemerkt man in dieſem Jahrgang mehr Nachläſſigkeiten in derſelben, als in den vorigen. Wir rechnen dahin Ausdrücke wie *Überwucht* S. 98, *bekommen* anſtatt fortkommen, *Benommenheit* anſtatt Entkräftung S. 243, Formen wie *gedeihete* anſtatt gedieh S. 252, Kakophonieen wie: ſo weit *befiel* ihn die Müdigkeit, daſs er — *verfiel* S. 242, und Conſtructionen wie: *die* von der Kunſt nachgeholfen wurden S. 29 (derſelbe falſche Gebrauch des Zeitworts nachhelfen, findet ſich auch S. 33), unter *die* vorzüglichſten Producte nennt Barrow u. ſ. w. Der Unordnung, in welcher ſich S. 191 die letzte Periode befindet, hätte bey einer nochmaligen Durchſicht des Manuſcripts, oder einer ſorgfältigen Correctur, ſehr leicht geſteuert werden können.

Die Kupfer ſind aus den gröſseren Reiſewerken getreu und ſauber nachgeſtochen worden. Auch die beygefügte kleine Karte von Südamerika zeichnet ſich durch feinen Stich und gute Illumination aus, aber ſie könnte viel reicher an Ortsnamen ſeyn. Am allerwenigſten leiſtet ſie Genüge, wenn man ſie bey der Topographie von Chili vergleicht, ſo dürftig auch die letztere ausgefallen iſt.

F. H. N.

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Schmidmer: Dr. *Carl Aug. Biſchofs*, königl. verpflichteten Geometers, und öffentlichen Lehrers an der Gemeinde-Schule zu Fürth, *kurzer Lehrbegriff kosmologiſcher und anthropologiſcher Wiſſenſchaften für die Jugend.* Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit 4 Kupfern. 1808. XVI u. 144 S. 8. (16 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER, 1808.

BOTANIK.

Carlsruhe, b. Müller: *Flora Badenſis, alſatica et confinium regionum cis et transrhenana, plantas a lacu Bodamico ad confluentem uſque Moſellae et Rheni ſponte naſcentes exhibens, ſecundum ſyſtema ſexuale, cum iconibus ad naturam delineatis*, auctore *Carolo Chriſt. Gmelin*, M. D. etc. etc. Tom. I. 1805. XXXII u. 768 S. Tom. II. 1806. 717 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Hr. *Gmelin* beginnt hier die *Flora* eines Landes herauszugeben, welches bisher groſsen Theils — nämlich der ganze Strich des rechten Rheinufers von dem Bodenſee an bis zu dem Ausfluſs des Neckars — in botaniſcher Hinſicht noch wenig bekannt war. Die Ausdehnung des gewählten Landes über beynahe 3 Breite-Grade, die Mannichfaltigkeit des Bodens, ſowohl in Anſehung ſeiner Oberflächenform, als ſeiner inneren Natur, die hohen Gebirge wie der Bölgen, Blauberg, Kaiſerſtuhl, der Kandelberg u. ſ. w., der ganze Rücken des Schwarzwaldes überhaupt auf der einen Seite; auf der anderen im Hintergrunde der Jura, dann das vogeſiſche Gebirge mit ſeinen Fortſätzen; die langen alten Waldſtrecken, die ſchönen Thäler, die groſsen Plänen, unzählbare Bäche, Seen und Flüſſe, und unter dieſen der alte Rhein, der von ſeinem hohen Urſprunge ſo manche nomadiſche Pflanze aus dem Mutterlande mit ſich fortführt, die vielfache Cultur des Landes: alles dieſes läſst im Voraus auf einen beträchtlichen Reichthum dieſer Flora ſchlieſsen, und die beiden vorliegenden Theile beweiſen die Richtigkeit dieſes Schluſſes zur Genüge, ob ſie gleich nur die erſten 14 Claſſen des *Linné* enthalten. Denn man findet hier nicht allein ſehr viele Bewohnerinnen der Alpenregion, wovon beſonders die Gattungen *Veronica*, *Valeriana*, *Primula*, *Androſace*, *Gentiana*, die *Umbelliferae*, *Saxifraga*, *Silene*, *Sedum*, *Spergula*, *Geum*, *Anemone*, *Bartſia*, *Tozzia*, *Erinus* u. ſ. w. zeugen; ſondern viele ſeltene Pflanzen der niedern Gebirge und des flachen Landes. Dabey ſteigt die Artenzahl in dieſen beiden Theilen ſchon auf 956, wiewohl unter dieſen viele in Gärten gezogene, halb oder ganz verwilderte Ausländer ſind. Auch iſt die Zahl der (wahrſcheinlich meiſtens) neuen Arten, wie weiter unten erhellen wird, nicht unbedeutend, und die deutſche Flora darf auf dieſe Art erwarten, daſs ſie durch Hn. *Gmelin* noch viele Beyträge erhalten werde. So viel zur Einleitung: nun zur nähern Betrachtung des Werkes ſelbſt.

Die ſyſtematiſche Grundlage iſt die alt-*Linné*ſche. Der Vorrede, die ſich über den Urſprung und die Anlage des Werkes erklärt, und dann ganz allgemeine topographiſche Notizen giebt, folgt ein *Clavis claſſium*, wie ihn *Linné* in der *Philoſophia botanica*, in dem *Syſtem. vegetab.* und an anderen Orten gegeben, und nach ihm ein Schwarm ſeiner Nachfolger ſo oft abgeſchrieben haben, der hier folglich, als längſt bekannt, überflüſſig ſteht. Jeder Claſſe ſteht ein *Clavis generum* nach *Linné's* Weiſe voran. Bey den einzelnen Gattungen iſt im Verfolg der Charakter abermals weitläuftig angegeben. Bey den Arten folgen den Trivialnamen und den ſpeciſiſchen Differenzen eine ziemlich weitläuftige, gewiſs gröſstentheils überflüſſige Synonymie, eine Angabe der beſten vorhandenen Abbildungen, der Wohnörter, der Blüthezeit, Fruchtreife und Lebensdauer. Dann die, meiſtens weitläuftige, ſorgfältig ausgearbeitete Beſchreibung der Pflanze ſelbſt, und am Ende Nebenbemerkungen medieiniſchen, pharmaceutiſchen, ökonomiſch-techniſchen, oder botaniſch-kritiſchen Inhalts.

Durch das ganze Werk erkennt man den groſsen Fleiſs des Vfs., theils in dem Reichthum der vorhandenen Arten, theils in der Sorgfalt, mit der ſie beſtimmt und beſchrieben ſind, ſo wie in dem beynahe ängſtlichen Sammeln der Nebenbemerkungen. Allein die Anlage deſſelben iſt zu weitläuftig; der gröſste Theil der Synonymie, ſo wie die oft ſehr weitläuftige Beſchreibung der trivialen, gemein bekannten Pflanzen durchaus überflüſſig, ſelbſt für Anfänger, die ſich doch mit dieſem Buche allein nicht begnügen können, und ſie in ſo vielen anderen früheren Schriften finden. Auch ein groſser Theil der Nebenbemerkungen hätte füglich wegbleiben können, ohne vermiſst zu werden, wie z. B. die zerſtreuten Angaben mehrerer exotiſcher Pflanzen, die in den groſsherzoglichen Gärten zu Carlsruhe und Schwezingen, oft nicht einmal im Freyen, gezogen werden: ſo daſs auf dieſe Art das Werk wenigſtens um ein Drittheil geringer in ſeinem Volum geworden wäre. So viel im Allgemeinen über dieſes an ſich ſehr vortreffliche Werk; nun noch Bemerkungen über mehrere einzelne Gattungen und Arten ſelbſt.

In der erſten Claſſe kommt *Feſtuca Myurus* als *Vulpia* vor. Dieſs heiſst der Natur Gewalt angethan; denn es kann dem Vf., dem es an Gelegenheit, eine groſse Anzahl von Schwingelarten zu beobachten, nicht fehlen konnte, ſchwerlich entgangen ſeyn, daſs ſie ſämmtlich eine zuſammenhängende Reihe von Übergängen bilden, die nicht getrennt

werden dürfen. Hat aber der Floriſt das Recht zu trennen, weil unter den wenigen ſeines beſchränkten Kreiſes allenfalls nur die Extreme ſich befinden? Und liegt hier nicht die *Feſtuca bromoides* ſo nahe, die er unter ihrer eignen Gattung hat ſtehen laſſen! *Veronica ſpuria* ſcheint *longifolia Schrad.*; *V. longifolia* deſſen *media*, ſo wie *V. Teucrium* deſſen *dentata* zu ſeyn. Zu was Ende der *V. filiformis Smith* einen neuen Namen, die hier *V. Tournefortii* genannt iſt? Sollte *Scirpus lacuſtris minor* wirklich eine eigene Art ſeyn? Rec. zweifelt daran. Er iſt hier *Sc. Tabernaemontani* genannt. *Eriophorum vaginatum* iſt das *caeſpitoſum Hoſtii*. *Agroſtis arundinacea* und *Calamagroſtis* ſtehen mit Unrecht noch unter dieſer Gattung, da ſie wahre *Arundines* ſind; hingegen iſt *A. minima* mit allem Recht unter ihren Verwandtinnen geblieben. *Poa pratenſis Gmel.* ſcheint von der *P. ſerotina Ehrh.*, die als Synonym hier angeführt wird, verſchieden, wenigſtens nur eine oder die andere Spielart dieſer unter ſo vielfacher Geſtaltung vorkommenden Art zu ſeyn; denn es fehlen in der Beſchreibung die eigene, nach hinten zu ins Purpurrothe übergehende goldgelbe Färbung des Randes der äuſseren Kronenſpelzen, der eisgraue Überzug der ganzen Pflanze, beſonders der Infloreſcens; auch ſollen die Blätter etwas breit hier ſeyn, nicht ſo dort. Endlich hat Rec. die *P. ſerotina* noch nie auf Wieſen gefunden, die einzige Varietät ausgenommen, welche für die *P. paluſtris Linn.* gehalten wurde. Bey den Gattungen *Bromus* und *Feſtuca* wünſcht man am meiſten, daſs dem Vf. die trefflichen kritiſchen Beſtimmungen des Hn. Prof. *Schrader* bekannt geweſen ſeyn möchten. *Feſtuca cinerea* ſcheint *Feſt. ovina β. villoſa Schrad.*, *F. rubra* und *pratenſis*, welche *Schrader* unter *F. rubra* befaſst, ſcheinen auch Rec. nur Vorkommen einer durch den Wohnort veränderten Art zu ſeyn, ſo wie *F. duriuſcula* und *heterophylla* zuſammen gehören. Daſs die *F. arundinacea Schreb.* die wahre *elatior Linn.*, die *elatior auctorum* die *pratenſis Linn.* ſey, hätte der Vf. ſchon aus *Smith's flor. Brit.* ſehen können. Welcher Pflanze iſt *F. fluitans* näher verwandt, als der *Poa aquatica*? Warum ſteht ſie nicht unter derſelben Gattung? *Arundo effuſa, calycibus unifloris; panicula effuſa, laxa; petalo exteriore apice ariſtato, culmo erecto ſimplici*, ſcheint eine eigene Art zu ſeyn, und zwiſchen *Calamagroſtis* und *Epigeios* zu ſtehen; *Ar. intermedia* aber mit der *ſtricta Timm.* eins zu ſeyn. *Lolium Halleri* oder *tenue auct.* ſoll von *L. perenne* dauernd verſchieden ſeyn. Rec. kann ſich nicht davon überzeugen. *Triticum Lachenalii* ſcheint *Feſtuca tenuiflora Schrad.* zu ſeyn, ſo wie *Tr. junceum* das *rigidum Schrad.*, wiewohl die angegebenen Merkmale weder ganz auf dieſes noch auf das wahre *junceum* paſſen. *Montia rivularis* iſt gewiſs nur eine Varietät der *fontana*. *Androſace Lachenalii, foliis lanceolatis, obtuſis, ſeſſilibus, craſſiuſculis, ſubhirſutis margine ſetuloſo ciliatis; ſcapo multifloro; involucris umbella multo brevioribus* ſteht zwiſchen der *Andr. carnea L.* und *breviſolia Vill.* mitten inne. *Primula uniflora* iſt die *acaulis Jacq.* Wozu dieſe Namenveränderung, die noch dazu unpaſſend iſt? Eher dürfte ſie *exſcapa* genannt werden. *Menyanthes nymphoides* bildet allerdings nebſt der *M. indica* eine durchaus natürlich eigene Gattung, ſcheinen ſelbſt nicht einmal einer Familie mit der *M. trifoliata* und ihren nächſtverwandten anzugehören, allein einer neuen Gattungsbenennung bedurfte ſie nicht, da ihr *Weber* ſchon *Waldſchmid's* Namen gegeben. Sollten *Campanula linifolia, puſilla* und *rotundifolia* wirklich ſpecifiſch von einander verſchieden ſeyn? *Vitis ſylveſtris* iſt gewiſs nur eine ſeit langer Zeit verwilderte aus Saamen aufgegangene Pflanze, keine eigene Art. *Bupleurum junceum Pollichii* oder *B. Gerardi Willd.* ſoll von dem *Gerard*'ſchen verſchieden ſeyn: der Vf. nennt es daher *B. Pollichii*. Das erſtere ſoll ſich durch einen *caulem dichotomum, ramos dichotome diviſos; folia amplexicaulia, ramea non ſtricta, majora; umbellas longius pedunculatas* unterſcheiden. *Selinum Lachenalii, vaginis foliorum amplis, foliis triplicato-pinnatis, lobulis ultimis lanceolato - linearibus, aculis, mucronatis, involucellis umbellam vix adaequantibus*, oder *de la Chenal's Selin. pyrenaicum* unterſcheide ſich von dem *Sel. pyrenaeum Gouan*, dem *Seſeli pyrenaeum Linn.*, im Allgemeinen ſchon durch den Habitus, den kürzeren einfachen Stengel, ſo wie vorzüglich dadurch, daſs dieſes *involucellas ſetaceas ſtrictas, umbellulis longiores* habe. *Laſerpitium Cervaria, foliolis oblique cordatis, argute ſerratis, hiſpidis, ſcabris* (des *L. ſcabrum Crantz*) ſcheint auch Rec. nach früheren Beobachtungen von dem *L. latifolium* ſpecifiſch verſchieden zu ſeyn. *Oenanthe Tabernaemontani, radice filipendula; foliis radicalibus pinnatis, foliolis cuneiformibus; caulinis lineari-filiformibus, fiſtuloſis, involucro polyphyllo*, oder *Oen. pimpinelloides Pollich.* ſcheint allerdings von dem *Linné*'ſchen gleichnamigen verſchieden zu ſeyn. Eine zweyte Art dieſer Gattung, von *de la Chenal* in der Gegend von Michelfeld bey Baſel geſammelt, wird hier folgendermaſsen definirt. *Oen. Lachenalii, foliis radicalibus ſubbipinnatis, foliolis longe cuneiformibus, ſuperne (apice) tridentatis, obtuſis, caulinis ſuperioribus pinnatis, foliolis lineari lanceolatis, integris, ſubfalcatis.* Man müſſe ſie nicht mit der *Oe. dubia Roth.* verwechſeln. *Oe. peucedanifolia Pollich's* iſt hier *Oe. Pollichii*. Abermals eine unnöthige Umtaufung.

Lilium pyrenaicum Gouan. iſt hier bloſs nach *Mapp's* Synonym angeführt, von dem Vf. nicht ſelbſt gefunden, folglich in doppelter Hinſicht zweifelhaft. *Convallaria Mappii* unterſcheidet ſich von der *majalis* bloſs durch die gröſseren Deckblättchen, und iſt wahrſcheinlich nur eine Varietät. *Rumex Hydrolapathum Timm, Aiton*, hier unter der neuen Firma *maximus*, iſt oft mit dem *aquaticus* verwechſelt, oft für identiſch mit dieſem gehalten worden. Auſser der verſchiedenen Blattform, und der abweichenden Bildung der Infloreſcenz, unterſcheidet er ſich aber auch noch durch die lederartigen Kelchlappen, die ſich bey fortſchreitender Reife immer mehr verdicken, bey dem *aquaticus* aber durchſichtig-ſpreuartig werden.

Digitized by Google

Anthericum calyculatum iſt hier als *Hebelia* aufgeführt. Hr. *Gmelin* nimmt davon zwey Arten an, deren eine er *H. collina*, die andere *Allemannica* nennt. Die erſtere hat eine verlängerte, lichte, die andere eine eyrunde, gedrängte Ähre; die erſtere wächſet auf thonſchüſſigen Kalkhügeln, die zweyte auf Moorgrund. Dieſe beiden Unterſcheidungsgründe allein ſind indeſſen nicht hinreichend, zumal da die zweyte Art auch oft mit verlängerten Ähren vorkommt. Eigen iſt es indeſſen doch, daſs beide nach langer Cultur in dem botaniſchen Garten zu Carlsruhe unverändert blieben. Auch ſoll die erſte in allen Theilen gröſser ſeyn.

Colchicum montanum iſt gewiſs nur eine Varietät des *autumnale*. Unter den angeführten Steinbrech-Arten, finden ſich zwey dem Anſchein nach neue: nämlich *Saxifraga Sponhemica, foliis radicalibus aggregatis, ſeſſilibus, cuneatis, quinquepartitis, laciniis rectis, ariſtatis; caulinis tripartitis; rameis ſetaceis integris adpreſſis: caule erecto, glabriuſculo, ramoſo: ſtolonibus reptantibus.* Zwiſchen Winterburg und Burgſponheim auf Felſen. *Saxifr. condenſata, foliis radicalibus aggregatis, ſeſſilibus, lineari-cuneatis, anguſtis, quinque- ſeu tripartitis, acutis, ariſtatis; caulinis inferioribus, quinquepartitis, ſuperioribus tripartitis; caule erecto, glabriuſculo, ſuperne paucifloro; ſtolonibus reptantibus, folioſis, condenſatis.* Wächſt mit der vorigen an einem Ort, und möchte ſich wohl nicht als eigene Art beſtätigen. Beide Pflanzen ſind abgebildet, doch fehlt in vorliegendem Exemplar die Abbildung der erſteren; Rec. urtheilt alſo bloſs nach der Beſchreibung. *Arenaria rubra* ſollte mit allen ihren Gattungsverwandtinnen, die zugerundete, fleiſchige Kelchblättchen haben, zu *Spergula* gezogen werden: dann wären beide Gattungen natürlich. *Sedum Telephium β. purpureum* verdient nähere Unterſuchung. Es unterſcheidet ſich von dem gemeinen nicht allein durch verſchiedenen Bau und Vertheilung der Blätter, die aufwärts an Gröſse abnehmend bey ihrem zerſtreuten, doch gedrängten Stand eine Pyramide bilden, welche an der gedrängt-blüthereichen Afterdolde ſich endigt. Auſserdem ſind alle Theile der Blüthe gröſser, die Pflanze ſey von üppigem oder verkümmertem Wuchſe. *Sedum Guettardi foliis teretibus, obtuſis, baſi ſolutis, alternis; cyma ramoſa, bifida,* ſcheint allerdings von *S. anglicum* verſchieden zu ſeyn, obgleich die abweichende Lebensdauer (es iſt einjährig) das hauptſächlichſte Unterſcheidungsmerkmal abgiebt. Von *S. annuum* ſoll es ſich durch die weiſsen Blumen unterſcheiden; allein nach *Ray* kommt dieſes auch mit weiſsen Blumen vor.

Euphorbia mollis, umbella quinquefida, trifida, dichotoma, bifida; foliis involucriſque ovali-lanceolatis, villoſis; petalis integris; capſulis non verrucoſis, longe piloſis Gm. ſoll ſich von der *E. piloſa* dadurch, daſs die Hüllenblätter die gelbe Färbung nicht angenommen haben, die Blätter, beſonders am Rande, länger behaart ſind, und durch die Kapſeln, die bey dieſer mit Wärzchen beſetzt ſind, unterſcheiden. *E. Gerardiana Linn.* und *Cajogala Ehrh.*, welche von den meiſten für eine Pflanze gehalten werden, unterſcheidet der Vf. *Roſa agreſtis, germinibus ſubgloboſis pedunculiſque hiſpidulis; foliolis rotundatis, obtuſis, aequaliter dentatis, ſubtus venoſis, albido-tomentoſis; caule aculeolis ſparſis, rectis; floribus ſolitariis, Gm.* ſcheint der *R. pumila Jacq.* (*auſtriaca Crantz. Poll.*), welche auch hier nach *Pollichs* Angabe vorkommt, vom Vf. nicht ſelbſt beobachtet worden iſt, nahe zu kommen; denn auch dieſe kommt öfters unter dem Getraide vor, wird dann etwas höher, äſtiger, legt viele ihrer Stacheln ab, und nur die Färbung der Blumenblätter ſcheint zu differiren. Auch hat ſie Rec. nur auf thonſchüſſigen Kalkboden, in dieſer Abänderung, gefunden.

Auch der *Rubus tomentoſus Borkh.* iſt hier umgetauft worden und hat die Benennung *argenteus* erhalten, welche Benennung ſchon darum nicht paſst, weil er auch mit oberhellgrünen Blättern vorkommt. Der *R. fruticoſus* des Vfs. ſcheint nicht der *Linné*ſche, ſondern *Smiths corylifolius* zu ſeyn, und *Linné* mehr die genannte Spielart des *tomentoſus* darunter verſtanden zu haben. Überhaupt verdienen die deutſchen *Rubus*-Arten noch näher unterſucht zu werden, indem ſie ſo mannichfach variiren und unter ſich Baſtarte erzeugen, überhaupt eine Leichtfertigkeit in der Begattung haben, in welcher ſie vielleicht nur von den *Pelargonien* übertroffen werden möchten, ſo daſs es oft ſchwer hält, ſich zu orientiren. Daſs Hr. *Gm.*, wie es ſcheint, dieſs nicht bemerkt hat, wundert Rec. um ſo mehr, da der Landesſtrich dieſer Flora ſo mannichfaltig gebildet iſt und daher dieſes Spiel der Erzeugung um ſo leichter befördert. *R. ſaxatilis* ſollte in der Nähe des *idaeus* ſtehen, dem er ſowohl durch den Bau und die Färbung der Früchte, als auch durch die Richtung der Blumenblätter, die wie bey letzterem aufrecht ſtehen, zunächſt verwandt iſt. Sollte *Fragaria collina Ehrh.* nicht in dem Kreis dieſer Flora wachſen? *Fragaria ſterilis* gehört gewiſs mit Recht zu dieſer Gattung, wohin ihr *Linné's* genialer Blick die Stelle anwies: denn nicht die fleiſchige Subſtanz des *thalamus*, ſondern die Lösbarkeit von der Kelchwand geben das eigentliche Charaktermerkmal ab. *Geum hederaefolium* bloſs nach *Mappius*, *C. Bauhin* und *Tabernaemontan* angenommen, von Hr. *Gm.* nie beobachtet, iſt vielleicht *G. intermedium*. *Papaver ſomniferum var. ſem. albis*, ſieht der Vf. als eigene Art an, die ſich vorzüglich dadurch unterſcheide, daſs die Poren unter dem *Stigma* ſtets verſchloſſen bleiben, und nennt es *P. officinale*. *Mentha badenſis, floribus verticillatis; foliis petiolatis rhomboideo-ovato-lanceolatis, acutiuſculis, inferioribus integris, ſuperioribus a medio ad apicem obſolete aequaliter ſerratis, glabriuſculis; ſtaminibus corolla duplo longioribus* iſt wahrſcheinlich nur eine Varietät der an mannichfachem Vorkommen ſo reichen *M. arvenſis*. Von *Antirrhinum Linaria* führt Hr. *Gm.* eine *Peloria* mit *floribus regularibus quadri- vel quinquefidis, tetrandris vel pentandris, nectariis corniculatis plane nullis* an, die er daher *anectaria* nennt. Schade, daſs dieſe merkwürdige Pflanze ſowohl an ihrem wilden Standort, als in dem Garten zu Carlsruhe, woſelbſt ſie viele Jahre gezo-

gen wurde, ausgeſtorben iſt. Ihr Andenken iſt indeſſen noch durch eine beygefügte Abbildung verewigt. Auſser ihr ſind überhaupt abgebildet in dem erſten Theil *Sagina apetala* und *Tillaea aquatica*, auf einer Tafel, ſehr ſchön; ferner *Androſace Lachenalii*, *Anagallis tenella*, *Selinum Lachenalii*, *Sium repens*; in dem zweyten *Hebelia collina* und *allemannica*, auf einer Tafel, *Pyrola umbellata*, *Saxifraga condenſata*, *Orobanche ramoſa*. *Saxifraga ſponhemica* ſoll nach des Textes Angabe gleichfalls abgebildet ſeyn; wahrſcheinlich aber iſt dieſs ein Irrthum, denn die Abbildung davon fehlt, und in der Reihe der numerirten übrigen Tafeln dadurch unterbrochen wäre. Die Abbildungen ſind alle ſehr ſchön. Mehrere, wie die der *Sagina apetala*, *Pyrola umbellata*, *Orobanche ramoſa* hätten unbeſchadet des Werths des Werks wegbleiben und dafür die als neu angeführten Arten in Abbildungen gegeben werden dürfen.

Rec. ſchlieſst die Anzeige dieſer beiden Theile mit dem Wunſche, daſs Hr. Gm. uns bald mit den nachfolgenden beſchenken, nur, ſo viel es angeht, bey denſelben die obigen Ausſtellungen beherzigen möchte. XX.

DRESDEN, in der Waltherſchen Hofbuchhandlung: *Synonymiſches Verzeichniſs aller im churfürſtl. (königl.) Orangengarten zu Dresden befindlichen Gewächſe*, von *Johann Heinrich Seidel*. Dritte vermehrte Auflage, geordnet von *Friedrich Wilhelm Löber*, churfürſtl. ſächſ. Hauptmann der Infanterie. Mit einem Kupfer. 1806. XII u. 216 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Pflanzenſammlung im königl. Orangengarten zu Dresden hat ſeit einigen Jahren beträchtlichen Zuwachs erhalten, und dieſer Umſtand veranlaſste Hn. Hofgärtner *Seidel*, ein neues Verzeichniſs zu fertigen. Die Namen der Pflanzen ſind in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt, wodurch ſich dieſe neue Ausgabe von den vorhergehenden unterſcheidet, ſodann die Linneiſchen Claſſen und Ordnungen, das Vaterland und die Standörter der Gewächſe durch Zahlen und Buchſtaben angezeigt. Der Plan und die Einrichtung des Ganzen iſt demnach zu billigen; nur hätte man auf die richtige Benennung der Pflanzen, auf die Correctheit der lateiniſchen Namen und auf die Synonymie mehr Sorgfalt verwenden ſollen, indem dergleichen fehlerhafte Darſtellungen die Anfänger in der Pflanzenkunde leicht zu Irrungen führen. Manche Pflanzen kommen in dieſem Verzeichniſs unter verſchiedenen Namen vor, z. B. *Carduus Caſabonae* und *Cnicus Caſabonae* iſt eine Pflanze, die wegen der federartigen Haarkrone (*Pappus plumoſus*) von den neueren Botanikern zu *Cnicus* gezählt wird. *Dianthus carthuſianorum*, wovon die Vff. mehrere Abarten angeben, iſt ohnfehlbar *D. barbatus*; die Carthäuſernelke (*D. carthuſianorum*), welche an ſonnigen und graſigen Orten in Deutſchland ſich findet, hat Rec. nie anders als mit rother Blume geſehen. *Populus candicans* und *P. graeca* ſind keine Varietäten, ſondern eigene ſelbſtſtändige Arten; dagegen iſt *Scabioſa ochroleuca* bloſs eine Abart von *S. columbaria*. *Cineraria populifolia* iſt ein Zierſtrauch und ſollte daher mit ♄ und *Hottonia paluſtris* mit ♃ bezeichnet ſeyn. Den ſchönen Schlingſtrauch *Cobaea ſcandens*, der S. VI ziemlich vollſtändig beſchrieben und auf der beygefügten Tafel gut abgebildet iſt, zieht Hr. *Seidel* im Treibhauſe, allein nach Rec. Erfahrung gedeihet er beſſer und blüht reichlich, wenn er im Sommer im Freyen ſteht, und dann im Glashauſe überwintert wird. In der Vorrede verſpricht Hr. *Seidel* Nachträge zu liefern; dann wäre aber ſehr zu wünſchen, daſs er in zweifelhaften Fällen ſein Manuſcript einem Botaniker zur Durchſicht übergeben, und die häufigen Fehler, welche im gegenwärtigen Verzeichniſs vorkommen, verbeſſern möchte.

DD — h.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Landshut*, b. Thomann: *Begründung des ſtaatswirthſchaftlichen Studiums, als einer eigenen Wiſſenſchaft und deſſen Behandlung*, von *Kaſpar von Hügens*. 1808. VI. 62 S. kl. 8. (6 Gr.) Man würde ſehr unrecht thun, wenn man dieſe Schrift, durch den vielverſprechenden Titel getäuſcht, für das nehmen wollte, was ſie ihm zufolge ſeyn ſollte. Sie zerfällt in 2 Theile, einen, mit manchen falſchen Anſichten reichlich verſehenen geſchichtlichen, von S. 1—19, der jedoch nur einige mangelhafte Data aus der Finanzgeſchichte Deutſchlands liefert, und einen theoretiſchen S. 20-62, welcher die Ausführung der im Titel angegebenen Unterſuchung ſelbſt enthalten ſoll. Statt deſſen erhalten wir aber weiter nichts, als eine nur etwas wortreiche Wiederholung der Tabelle der verſchiedenen Zweige der Staatswiſſenſchaft, welche *Schlozer* in dem erſten Theile ſeiner Staatsgelahrtheit nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zuſammenhange liefert. Neue Belehrungen ſucht man vergebens, findet aber ſtatt ihrer Sprach- und Rechtſchreibungs-Fehler, wie *Siſtem*- und *Emphiteukar*-Vertrag. Daſs dieſe grundloſe Begründung des ſtaatswirthſchaftlichen Studiums eben ſo gut hätte ungeſchrieben bleiben können, darin glaubt Rec. mit allen Leſern dieſer Schrift vollkommen einverſtanden zu ſeyn.

A. L.

THIERARZNEYKUNDE. *Erfurt*, b. Keyſer: *Praktiſche Roſsheilkunde oder Anleitung zur Kenntniſs und Heilung der örtlichen und allgemeinen Krankheiten, auch Erziehungsmethode, Wartung und Pflege der Pferde, zum Wallachen, Engliſiren und mehreren anderen Operationen*, nach den Grundſätzen der geläuterten Erregungstheorie für Thierärzte, Stallmeiſter, Pferdeliebhaber und denkende Ökonomen, von *Carl Hofmann*, ausübendem Thierarzte in Erfurt. 1ſter Bd. 1805. 372 S. 2ter u. letzter Bd. 1808. VIII u. 366 S. nebſt XVI S. Inhaltsregiſter. 8. (2 Thlr. 22 Gr.) Dieſe Schrift eignet ſich vorzüglich für Roſsärzte von Metier, weniger für Ökonomen und andere Laien der Thierarzneykunde, für die ſie wohl zu gelehrt geſchrieben ſeyn möchte. Vieles aber, was ausſchlieſslich für die Letzteren geſagt iſt, hätte für jene wegbleiben können, und manches hingegen für die erſteren weiter ausgeführt werden ſollen. Gewiſs würde dieſs auch von dem Vf., dem es gar nicht an Gelehrſamkeit der thierärztlichen Wiſſenſchaft fehlt, geſchehen ſeyn, wenn er ſich eine beſtimmte Claſſe von Leſern gedacht hätte. Dann wünſcht Rec. auch um des Vortheils des Vfs. willen, der ausübender Thierarzt iſt, und von ſeiner Praxis lebt, daſs er bey der Heilung einfacher und minder koſtſpielig verführe: ſonſt möchte es ihm nicht möglich ſeyn, in den jetzigen Zeiten, wo man die Wiſſenſchaft des Thierarztes noch ſo wenig belohnt, und höchſtens nur die von ihm zur Heilung angewandten Arzneyen bezahlt, als ſolcher auszukommen. Die ſeltene, ausdauernde Liebe des Vfs. zu ſeinem Fache verdient alles Lob.

L. T. L.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1808.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Der ökonomiſche Sammler, oder Magazin vermiſchter Abhandlungen und Aufſätze, Nachrichten und Notizen aus dem Gebiete der geſammten Land- und Haus-Wirthſchaft ſowohl ſelbſt, als ihrer Hülfs- und Neben-Wiſſenſchaften insbeſondere;* für Freunde der Landwirthſchaft unter allen Ständen, herausgegeben von *Friedrich Benedict Weber*, Profeſſor, vormals zu Leipzig, jetzt zu Frankfurt an der Oder. 1ſtes und 2tes Stück, 1801; 3tes, 4tes und 5tes Stück, 1802; 6tes, 7tes und 8tes Stück, 1803; 9tes Stück, 1804; 10tes St. 1805; 11tes St. 1806; 12tes Stück, 1808. gr. 8. Zum Theil mit Kupfern. (Alle 12 Stücke geheftet in grünem Umſchlage 9 Rthlr.)

Dieſe Zeitſchrift verſprach bey ihrem erſten Erſcheinen eine vollſtändige Überſicht der neuern ökonomiſchen Unterſuchungen, Erfahrungen und Schriften, und Rec. muſs bekennen, daſs der Erfolg dieſem Verſprechen des geſchickten Herausgebers und ſeiner bereits in Anſehen ſtehenden Mitarbeiter groſsentheils entſprochen hat. Um dieſes Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir den Hauptinhalt jedes Heftes in gedrängter Kürze darlegen. Wir machen durch dieſe Anzeige zwar eine Ausnahme von dem Plane dieſer A. L. Z., welche ſich, bey dem Reichthume an anderen Materialien, mit ausführlicher Anzeige einzelner Journalhefte nicht befaſſen kann; allein in dem gegenwärtigen Falle, da das *ökonomiſche Magazin* bereits geſchloſſen iſt, und der Inhalt auch andere Leſer, als diejenigen, für welche es zunächſt beſtimmt iſt, intereſſirt, wird eine ſolche Ausnahme keiner beſonderen Rechtfertigung bedürfen.

I Heft. 1) *Über den Plan und den Zweck der gegenwärtigen Zeitſchrift.* Man vermiſst darin die Auffoderung der getreuen Anzeige auch nicht gelungener Verſuche, die oft eben ſo lehrreich ſind als die gelungenen, weil ſie zugleich zur Warnung dienen: ein Mangel, deſſen ſich die meiſten Schriften dieſer Art theilhaftig machen. 2) *Über die noch immer herrſchenden Vorurtheile gegen den hohen Werth der landwirthſchaftlichen Beſchäftigung und des ländlichen Lebens, auch für die gebildeteren Stände; und über deſſen richtige Beſtimmung für dieſelben, ſowohl insbeſondere, als im Allgemeinen überhaupt; vom Herausgeber.* Keine neuen, aber wohlgemeinte Wahrheiten über die Beſtimmung des Landwirths, die ſich gleichſam als *Introitus* zu dieſem Werke ſehr gut rechtfertigen laſſen. — 3) Dr. *C. G. Röſſigs Abhandlung über die wahren Urſachen des Brandes im Getreide. Gekrönt von der fürſtl. Jablonowski'ſchen Geſellſchaft zu Leipzig im J.* 1781. *Aus dem lateiniſchen Original ins Deutſche überſetzt, und mit Zuſätzen verſehen vom Verfaſſer.* Nach der Meinung deſſelben, die in der That ſehr viel für ſich hat, entſtehe der Brand durch die zu groſse Feuchtigkeit in Verbindung mit zu vieler Fettigkeit, wodurch die Säfte der Pflanzen verdorben werden; und die genugſame Ausarbeitung und Gährung, welche eine ſüſse und geiſtige bleiben ſolle, arte in eine ſaure aus, wodurch das Öl ranzig werde, und die grüne Farbe ſich in eine dunkle, ſchwärzliche verwandle; oder überhaupt: überflüſſige Näſſe im Acker, in Verbindung mit zu vieler Fettigkeit, ſey die eigentliche Veranlaſſung des Brandes, daher man dieſen in tiefen Äckern häufiger finde, als in höher liegenden. Der Vf. empfiehlt daher zur Verhütung des Brandes, ſo viel möglich, die Säure und Schärfe des Ackers durch Ableitung der ſtehenden Feuchtigkeiten, oder durch verſchiedene Erdvermiſchungen und Ausgleichungen des Ackers in den vorhandenen Vertiefungen wegzuſchaffen; auch das Schwitzen des Saamens im Banſen durch frühes Ausdreſchen zu vermeiden, lieber alten als friſchen Saamen zur Ausſaat zu wählen, und endlich ſelbigen einzukalchen, durch welche erprobte Mittel ſchon allein der Brand verhütet werden könne, wenn jene Urſachen nicht zugleich mit eingetreten ſind. 4) *Über die Anlage der Wirthſchaftshöfe oder Hofröthen groſser Landgüter,* mit einem Kupfer; vom *Herausgeber.* Zuerſt allgemeine Regeln über die Anlage und Einrichtung eines dergleichen Hofes; dann die Beſchreibung eines ſolchen, wie er für groſse Güter, z. B. Domänen u. d. gl. ſchicklich ſeyn würde. Man findet zwar dergleichen gröſsere und kleinere Anlagen von *Leopold, Lange, Meinert, Schmidt, Behrens, Stieglitz, Cancrin, Weſtfeld, Borhek, Auth, Schütte, Heine,* bereits beſchrieben und abgebildet; auch der Vf. kennt ſeine Vorgänger; aber gleichwohl bleibt ſeine Idee zu einer ſolchen Anlage nicht überflüſſig, da er wahrſcheinlich aus jenen Muſtern das beſte Mittel zu ziehen wuſste, und ſeine Anlage in der That geſchmackvoll iſt. — 5) *Abbildung und Beſchreibung eines ſehr vortheilhaften Streichtiſches zu Braunkohlenziegeln, auf welchem zwey Druck- und Streich-Maſchinen angebracht ſind, wo vermittelſt dieſer Maſchinen in einem Tage ſo viel Braunkohlenziegeln geſtrichen werden, als man jetzt mit drey ge-*

Digitized by Google

wöhnlichen Streichtiſchen verfertigen kann. Von *H. Ernſt*, praktiſchem Mechaniker in Merſeburg; mit einem Kupfer. Durch die *Sandford*'ſche Erfindung zu Hartford in Connecticut, Backſteine und Dachziegel durch eine Mühle beſſer und wohlfeiler, als auf die gewöhnliche Art, zu erhalten, wurde Hr. *Ernſt* zu ſeiner Erfindung veranlaſst, mittelſt welcher täglich 12 bis 13000 Braunkohlziegeln durch 8 Mann geſtrichen werden, da hingegen auf die gewöhnliche Art durch 10 Mann nur 8 bis 9000 täglich gefertiget werden können. — 6) *Plan eines ökonomiſchen Collegii practici, welches unter dem Titel: Vorleſungen über die Landhaushaltungskunſt mit praktiſchen Ausarbeitungen, von Unterzeichnetem* (dem Herausgeber) *auf der Univerſit. Leipzig gehalten wird.* Daſs ein ſolches Collegium dem Landwirthe oder Güterbeſitzer, ſo wie auch dem praktiſchen Cameraliſten und Juriſten, vielen Nutzen bringen müſſe, iſt keinem Zweifel unterworfen. — 7) *Kurze landwirthſchaftliche Notizen:* über einige dem Raps und Rübſen gefährliche Inſecten; über die derzeitige Getreideerndte; über das Kaſtenſetzen des Getreides in einigen Gegenden; über den Mäuſefraſs; ein paar Erfahrungen im Betreff des ſpät beſtellten Wintergetreides, von *Hinze* in Helmſtädt. —

II Heft. 1) *Über die Wohnzimmer eines Landwirths und deren Einrichtung zu einem landwirthſchaftlichen Muſeo; vom Herausgeber.* Iſt eigentlich eine Fortſetzung des 4ten Aufſatzes im vorigen Hefte, die dem wiſſenſchaftlichen Landwirth nicht unangenehm ſeyn wird. — 2) *Einige Notizen vom Gartenrechte,* von *H. J. Hinze.* Dieſer Aufſatz, deſſen Vf. im J. 1802 verſtorben, hätte aus der Abhandlung *vom Gartenrecht* in *Neuenhahn's Annalen der Gärtnerey*, 10tes Stück, S. 1 anſehnlich erweitert werden können, obſchon auch dieſer Aufſatz die Sache nicht ganz erſchöpft. — 3) *An die Mitglieder der Geſellſchaft zur Verbeſſerung des ſächſiſchen Weinbaues und an alle Freunde dieſes Weinbaues*, von *J. C. F. Müller.* Ein Vorſchlag, gegenwärtigen Sammler zum Sprachſaal unter den Mitgliedern der Meisner Weinbau-Geſellſchaft zu machen. — 4) *Über zwey Traubenſorten. Anfrage und Nachricht an Freunde des Weinbaues,* von *J. C. F. Müller.* Es iſt hier die Rede von der *Malvaſiertraube* und von dem *kleinen Räuſchlinger*, auch *Ortlieber, Dürkheimer, Ottlinger, der faule Elſaſſer* genannt. — 5) *Geſammelte Nachrichten von den veranſtalteten und herausgegebenen Sammlungen der für die Land-, Garten- und Forſt-Wirthe intereſſanteſten Naturgegenſtände in natürlichen Exemplaren, oder in nach der Natur verfertigten Modellen; nebſt einer Anzeige der beſten Saamenhandlungen, Obſt- und Forſt-Baumplantagen, wo ökonomiſche und forſtwirthſchaftliche Sämereyen und Pflanzen verkauft werden.* Vom *Herausgeber.* Eine ſehr reiche Sammlung von Addreſſen, wofür der Vf. Dank verdient, von welchen aber ſchon jetzt manche durchgeſtrichen werden muſs, da ſie nicht mehr exiſtirt. — 6) *Beſchreibung einer Maſchine, worauf man ſich von Höhen ſicher und bequem herunterlaſſen kann.* Mit einem Kupfer. Eine ſchleſiſche Erfindung, die aber vom verſtorbenen Hn. *v. Meyer* in Görlitz verbeſſert ſeyn ſoll. Dieſe Beſchreibung erſchien auch zu Leipzig 1802 auf zwey Bogen 4. beſonders abgedruckt. — 7) *Über den Unterſchied zwiſchen Schäfereygerechtigkeit und Schäfereyrechte, und dem Rechte Schaafe zu halten; ein Beytrag zu dem ökonomiſchen deutſchen Privatrechte,* von D. *Röſſig.* Der Vf. verſpricht von Zeit zu Zeit mehrere Beyträge zum ökonomiſchen Rechte zu liefern. — 8) *Einige Worte über Holzanpflanzungen und Holzerſparniſſe*, von *M.* Der ungenannte Vf. verlangt den ſtärkeren Anbau des Buſchholzes, der Nadelhölzer, Weiden, Pappeln, Erlen, Akazien und dergl. ſchnell wachſender Holzarten, die in wenig Jahren haubar ſind; und zur Holzerſparung empfiehlt er, in unſeren Küchen von der papinianiſchen Maſchine Gebrauch zu machen, und dieſe, wegen der Gefahr des Zerſpringens, oben im Deckel mit einer Klappe zu verſehen, die durch eine Feder niedergedrückt würde, welche an Stärke ſchwächer ſey, als der Widerſtand der Dämpfe, ſo daſs dieſe die Klappe heben könnten. Der Gedanke iſt recht gut, wo aber Rec. nicht irret, ſo hat er irgendwo geleſen, daſs dergleichen aus Eiſen gegoſſene Töpfe in Hamburg bereits zu haben ſind, die im Deckel ein Ventil haben, wodurch alle Gefahr gehoben ſeyn ſoll. Am allerſicherſten aber würde die *Rumford*'ſche Erfindung ſeyn, die in einem Topfe mit breitem auswärts ſchlagendem Rande beſteht, in welchem eine tiefe Rinne ſich befindet, darein der Deckel paſst, welche Rinne dann voll Waſſer gegoſſen wird, das den Austritt der Dämpfe verhindern ſoll, die doch zugleich auch im Stande ſind den Deckel zu heben, ohne den Topf zu zerſprengen; wenn dieſe Erfindung, wegen des ſchnellen Vertrocknens des Waſſers in der Rinne, bewährt ſeyn ſollte. — 9) *Stunde der Muſe eines Landwirths.* Von *H. A. v. Steindel.* Ein gut gemeinter Zuruf an den Landwirth, gut zu düngen und tief zu ackern, und ſeinen trägen Arbeitern durch eigene Handanlegung ein Beyſpiel zu geben. — 10) *Ideen zu einer herbſtlichen und zu einer wintergrünen Anlage in Luſtpflanzungen,* von D. *Röſſig.* Iſt ein bloſses Namenverzeichniſs von Stauden und Sträuchern, welche im Winter im Freyen ausdauern, und zum Theil ſpät in den Winter hinein grünen; von Laubhölzern, welche ihre Blätter im Winter im Freyen behalten; von Nadelhölzern; von Gewächſen, deren Blätter ſich im Herbſte roth färben; von anderen, die im Herbſte ſchön ausſehende Früchte tragen; wiederum ſolche, die ſpäthin blühen; unter welchen allen ſich aber gleichwohl manches Gewächs befindet, das im nördlichen Klima im Freyen ſchwer durchzuwintern ſeyn möchte. — 11) *Kurze landwirthſchaftliche Notizen.* Über den Einfluſs der derzeitigen naſſen Witterung auf den Landbau. —

III Heft. 1) *Ökonomiſch-juriſtiſche Abhandlung über die Rittergüter, deren Eigenſchaften, Rechte, Freyheiten und Befugniſſe in Deutſchland, und beſonders in Churſachſen*, *vom Herausgeber.* Dieſe aus 141

S. beſtehende und bey weitem den gröſsten Theil dieſes Hefts einnehmende Abhandlung füllt eine Lücke in der ökonomiſchen Literatur aus, wofür der Vf. allen Dank verdient. Man findet zwar hin und wieder über die Rittergüter etwas geſagt, aber theils unvollſtändig, theils unſyſtematiſch, wie z. B. der dahin gehörige Aufſatz in *Rohr's Haushaltungsrecht.* Einen oder den anderen Gegenſtand dieſer Abhandlung findet man bisweilen in den juriſtiſchen Schriften berührt, aber gewöhnlich nur ganz kurz, und meiſt ohne Unterſtützung ökonomiſcher Sachkenntniſſe, und den Verfaſſern der ökonomiſchen Schriften, die das eine oder das andere von dieſer Materie erwähnen, fehlt es eben ſo oft an gehöriger Einſicht in die Jurisprudenz, um beſtimmt darüber zu ſprechen. Unſer Vf. hat mit vieler Mühe zu ſeinem Aufſatze alles geſammelt, was darüber bisher geſagt worden, und gewiſs wird er Vielen einen nicht geringen Dienſt dadurch geleiſtet haben. — 2) *Verſuch, durch einen algieriſchen Bock die Schaafe zu veredeln, nebſt Beſchreibung deſſelben.* Der Verſuch war nicht gelungen. — 3) *Geheimniſs für die, welche Hühner haben.* Ein gleichgültiges Maſs Leinhülſen, worin kein Saame mehr iſt, dörrt man in einem mäſsig warmen Ofen, läſst ſie wie Korn dreſchen, und ſchüttet ſie in kochendes Waſſer. Alsdann vermiſcht man ſie mit einer gleichen Menge Waizenkleye, rührt alles wohl durch einander, und thut eben ſo viel Eichelmehl dazu. Iſt das geſchehen, ſo gieſst man eine Menge Waſſer dazu. Mit dieſem Teige füttert man ſeine Hühner, die davon im Winter ſo gut wie im Sommer bis 4½ Loth ſchwere Eyer legen, von welchen die meiſten ein doppeltes Gelbes haben. — 4) *Über den Kalkdünger auf Kleeäckern.* Wird als das beſte Düngungs- und Stärkungs-Mittel für Kleeäcker empfohlen, wenn damit richtig verfahren wird, und man die dabey nöthigen Bedingungen beobachtet. — 5) *Beſondere Art des Waizenbaues in Norfolk, in der Landesſprache the Dibbling, oder nach einem Provincialausdruck Dobbing genannt. Nach engliſchen Originalen bearbeitet* von *Carl Slevogt.* Die bekannte engliſche Weiſe, den Waizen, ſowie die Erbſen, zu ſtecken, die in Deutſchland wohl wenig Nachfolge finden dürfte. — 6) *Wahre pommerſche Art und Weiſe Spickgänſe zu machen.* Befindet ſich ſchon bey Krünitz beſchrieben. — 7) *Über das Moos auf den Bäumen.* Wird, wie billig, als ſchädlich anerkannt. — 8) *Kurze landwirthſchaftliche Notizen.*

IV Heft. 1. *Praktiſche Bemerkungen über den Fruchtwechſel und über die Eintheilung der Felder in Arten. Eine Vorleſung in der Provincialverſammlung der leipziger ökonom. Societ. im März 1801 gehalten, vom Herausgeber.* Dieſe Vorleſung befindet ſich bereits im Auszuge in den Anzeigen der leipz. ökon. Societ. Oſtermeſſe 1801, und iſt auch von Hr. *C. R. Riem* in die zweyte Lieferung ſeiner neu fortgeſetzten Sammlung ökonom. Schriften auf 1802, ohne Wiſſen und Willen des Vfs., aufgenommen worden. Hier in unſerem *Sammler* erſcheint ſie nun vollſtändiger und mit Zuſätzen vermehrt. Die Regeln, die der Vf. giebt, gründen ſich auf eine richtige Kenntniſs der Fruchtwechſelwirthſchaft. — 2. *Zweckmäſsige Anordnung und Beſchreibung einer Maſchine zum geſchwinden Einſümpfen der Braunkohle.* Die Maſchine kann ohne das dazu gehörige Kupfer hier nicht deutlich gemacht werden. Aber daſs ſie einem Kohlenwerksbeſitzer groſsen Nutzen ſchaffen müſſe, iſt einleuchtend, denn ſie ſümpft in einer Viertelſtunde 182 Kubikfuſs Braunkohlenerde ein, aus welcher 1380 Ziegeln geſtrichen werden, die 9 Zoll lang, 5 Zoll breit und 3 Zoll dick ſind. Die Maſchine wird vermittelſt eines Pferdes oder Ochſen in Bewegung geſetzt, wodurch das der Geſundheit ſo ſchädliche Einſümpfen durch Menſchenfüſse wegfällt. Ihr Erfinder iſt *Heinrich Ernſt*, der Mechanik und Mühlenbaukunſt Praktiker, der ſeine Erfindung auch in Leipzig 1802 bey Fleiſcher auf 1½ Bogen in 4 herausgegeben und beſchrieben hat, woher ſie in dieſen *Sammler* aufgenommen worden. — 3) *Abbildung und Beſchreibung einer ſehr vortheilhaften Buttermaſchine, durch welche nicht allein bewirkt wird, daſs die Butter einen angenehmen Geſchmack bekommt, ſondern auch, daſs die Arbeit des Butterns leicht und geſchwind damit von Statten geht.* Hr. *Ernſt* hat auch dieſe Maſchine auf 3 Bogen 4. beſchrieben, und mit einem Kupf. bey Fleiſcher d. J. in Leipz. 1802 herausgegeben, woher ſie hier aufgenommen worden; auch iſt ſie im 8ten Heft des *Magazins zur Beförderung der Induſtrie* beſchrieben und abgebildet. Ihre Mechanik gründet ſich beſonders auf die Erfahrung des Grafen *v. Garaye* der zur Ab- und Auflöſung flüſſiger Körper keine ſchicklichere als die quirlende Bewegung fand. Dann iſt die Maſchine mit einem Dampfbehälter und einem Cylinder verſehen, in welchen man in heiſsen Sommertagen kaltes, im Winter aber warmes Waſſer gieſst, um beym Buttern immer gleiche Temperatur zu verſchaffen. Die Maſchine ſcheint doch ſehr zuſammengeſetzt zu ſeyn. Angehängt iſt dieſer Beſchreibung eine Anleitung, vermittelſt dieſer Maſchine eine ſehr wohlſchmeckende Butter zu bereiten, vom D. *Whäſsling* in Merſeburg, wo auch Hr. *Ernſt* wohnhaft iſt, der ſich zur Verfertigung dieſer Maſchine im Groſsen erbietet. — 4) *Über das Steigen und Fallen der Preiſe der Landgüter.* Eine ſehr gründliche Abhandlung über dieſe Frage, die vor einiger Zeit ſchon (1799) im Leipziger Intell. Blatte zur Sprache kam, und vom Prof. *Leonhardi* faſt auf die nämliche Weiſe, hier aber ausführlicher beantwortet wurde. Es giebt keinen ſichereren und zuverläſsigeren Barometer für die Veränderungen der Güterpreiſe, ſagt unſer Sammler, als die Veränderungen des Zinsfuſses. Mit dem Steigen des letzteren fallen die erſteren, und mit dem Fallen deſſelben ſteigen ſie. Die Güter werden künftig, und wahrſcheinlich bald, auf ihren *wahren* oder *Realwerth* herunterkommen, ſo daſs ſie ſich zu 4 oder 5 Procent, wie eben der Zinsfuſs ſeyn wird, verintereſſiren. Dieſer Realwerth iſt zwar bey jedem Gute relativ, oder hängt von der Beſchaffenheit deſſelben ab, wird aber doch allemal, wenn er gleich auch nicht ſo gar

Digitized by Google

hoch ſeyn kann, als ſeit einiger Zeit aus Liebhaberey der *Marktpreis* der Güter war, dennoch weit höher ſeyn müſſen, als er vor 15 oder 20 Jahren war. Es iſt alſo nicht daran zu denken, daſs die Güter wieder auf den alten Preis vor 15 oder 20 Jahren zurückfallen werden; aber es iſt auch nicht zu vermuthen, daſs ſie den übertriebenen Preis ſtets haben werden, um den ſie ſo oft in den letzteren Zeiten verkauft wurden. Zuletzt giebt unſer Vf. jedem Eigenthümer eines Gutes den Rath, wenn er ſelbiges unverhältniſsmäſsig theuer gekauft hat, und dabey nicht Landwirth genug iſt, um es, wie vielleicht möglich ſey, für dieſen Preis *durch eigene kluge Bewirthſchaftung* zu nutzen, es lieber jetzt noch zu verkaufen, wenn er eine andere Gelegenheit haben könne, ſein Geld vortheilhafter unterzubringen, als auf höheren Güterpreis zu warten. — 5) *Über Einführung der Stallfütterung und Abſchaffung der Viehweiden in waldigen gebirgigen Gegenden.* Der ungenannte Vf. hat alles, was von jeher für und wider die Stallfütterung geſagt wurde, zuſammengeſtellt, ohne ein eigenes Reſultat darüber zu geben. Doch ſchlieſst er mit dem Wunſche, daſs jeder, der es möglich machen kann, dahin beſorgt ſeyn möge, daſs er wenigſtens einen Theil ſeines Viehes im Stalle füttere, und auch dem auf die Weide gehenden Vieh nicht nur den Futtermangel in dürren Jahren erſetzen, ſondern auch es durch einige reichlichere Nahrung für ſeine Haushaltung ergiebiger machen möge. — 6. *Anfrage an Gartenfreunde, die Erziehung der Obſtbäume aus Schnittlingen betreffend.* Schwerlich iſt wohl der Erfolg nach Wunſch ausgefallen. In *Sicklers* Obſtgärtner findet ſich davon nichts. — 7. *Einige Worte über Stachelbeerwein und über andere künſtliche Weinarten.* Der Verſuch war nicht gelungen, wahrſcheinlich weil man dem Moſte nicht Zeit genug gegeben hatte. Der unbekannte Einſender leſe darüber *Sickler* Obſtgärtner, 22 B. 3 St. S. 139, wo er zugleich finden wird, daſs der Hofapotheker Neſtler in Gotha einen vortrefflichen (nach *Sicklers* Zeugniſs) Stachelbeerwein ohmenweiſe bereitet, und die Bouteille zu 14 Gr. verkauft. — 8. *Einige Arten Weintrauben aufzubewahren.* Es werden hier mehrere Mittel angezeigt, die zum Theil ſehr mühſam und koſtbar ſind. —

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Berlin*, in der Realſchulbuchh.: *Verhandlungen des am 20 Junius 1808 zu Mögelin zuſammengetretenen landwirthſchaftlichen Vereins. Nebſt einer genauen und wahrhaften Darſtellung von Mögelin beym Schluſſe des Wirthſchaftsjahres* 180⅞. Von *Friedrich Herzog von Holſtein-Beck.* Mit einer Karte (von Mögelin). 46 S. 8. (8 Gr.) Auſser den gegenwärtigen Mitgliedern des landwirthſchaftlichen Inſtituts zu Mögelin fanden ſich, der öffentlichen Einladung des verdienſtvollen Hn. *G. R. Thaers* zufolge, den 20 Junius a. c. 46 Freunde der landwirthſchaftlichen Cultur daſelbſt ein, welche in einem dieſer intereſſanten Schrift vorangeſchickten Protocoll ſämmtlich angegeben werden. Nachdem die Geſellſchaft von Hn. *Thaer* bewillkommt, der Herzog zu Holſtein-Beck einmüthig zum Präſidenten erwählt, und dem Kammerpräſident. *v. Vinke* die Secretariatsgeſchäfte übertragen worden waren, las der Vorletzte, der bey ſeinem vorherigen längeren Aufenthalte in Mögelin Veranlaſſung gefunden hatte, die Geſchichte der jetzigen Beſchaffenheit und Ausſichten der Wirthſchaft daſelbſt ſorgfältig zu erforſchen, der Geſellſchaft eine ſchriftliche überſichtliche Darſtellung derſelben vor, und begleitete ſie mit einer Skizze von der Eintheilung der Grundfläche, worauf ſich die Geſellſchaft, ſo zur eigenen Anſicht zweckmäſsig vorbereitet, zur Stelle begab, die ſämmtlichen Fruchtſchläge und andere merkwürdigere Theile des Guts in Augenſchein nahm, und dann wieder zurückkehrte. Daſs ſie jene verleſene Darſtellung, zu der bloſs eigene Erkundigungen und Fragen dem Herzog Friedrich den Stoff an die Hand gaben, und welche hier auf ausdrückliches Verlangen gedruckt erſcheint, durchaus in der Wahrheit gegründet, und durch eigene prüfende Anſicht im Ganzen und Einzelnen beſtätiget fand, und daſs beſonders die Mitglieder, welche vor 2 Jahren in Mögelin geweſen waren, die augenſcheinlichen Fortſchritte der daſigen Wirthſchaft in der Cultur ſehr auffallend bemerkten, das lieſs ſich von einem *Thaer* ſchon im Voraus erwarten. Er kaufte Mögelin im Jahr 1804, und wählte dieſes Gut weder ſeines vorzüglichen Bodens noch der ausgezeichneten Lage des Orts wegen, ſondern theils um ein vernachläſſigtes Gut mit Dreyfelderwirthſchaft nach ſeinem Sinne umzuſchaffen, und durch die That zu beweiſen, was eine zweckmäſsig eingerichtete Fruchtwechſelwirthſchaft vermöge, theils um ein Gut zu beſitzen, das einen Theil ſeiner Ländereyen auf der Höhe, den anderen im Bruche habe, und in deſſen Nähe es nicht an Mitteln (Mergel, Kalk- und Modererde) fehle, die Äcker in wenigen Jahren zum höchſten Ertrag zu bringen, zugleich auch nicht an Gelegenheit, Schwemm- und Berieſelungs-Wieſen anzulegen. Nebenbey beſtimmten ihn jedoch auch die zu ſeinem Zwecke geräumigen und bequemen Gebäude in Mögelin, die nur einer geringen Abänderung bedurften, gerade dieſes Gut zu wählen. Er theilte es vor der Hand in 7 (ziemlich gleiche, etwas über 100 Morgen groſse) Binnen- oder Haupt-Schläge und Auſsenſchläge, und ob man gleich daſelbſt, da er erſt im Frühjahr 1805 alle ſeine Operationen anfing, noch keine in allen ihren Theilen vollkommen eingerichtete, ſondern nur entſtehende Fruchtwechſelwirthſchaft ſuchen darf: ſo hat Hr. *Thaer* doch ſchon jetzt, trotz der groſsen Hinderniſſe und Schwierigkeiten, welche zu bekämpfen waren, und ungeachtet der vielen Baufuhren, Mergel- und Kriegsfuhren, welche gethan werden muſsten, den Beweis gegeben, *daſs das mit Stallfutterung verbundene Fruchtwechſelſyſtem vor jedem anderen den Vorzug verdiene;* erſt mit dem Jahre 1810 hofft er das ganze Gut zum höchſt möglichſten Ertrag zu bringen, und zwar bloſs durch das richtig angewendete Fruchtwechſelſyſtem. Wer ſich davon überzeugen will, der ſehe mit eigenen Augen, und wohne einer Zuſammenkunft in Mögelin, welche künftig in jedem Jahr im Monat Junius Statt finden ſoll, und an welcher jeder Freund der landwirthſchaftlichen Cultur Theil nehmen darf, bey! Vorzüglich verdiente die, einer deutlichen Beſchreibung unfähige Operation des Schöpfers der mögelinſchen Wirthſchaft, vermöge deren man mit Hülfe eines richtigen Nivellements und eines ganz unbedeutend ſcheinenden Waſſers allenthalben herrliche Wieſen ſchaffen kann, von jedem Landwirth in Augenſchein genommen zu werden! Mit groſsem Vortheil werden in Mögelin auch anſtatt des gewöhnlichen Landpflugs der baileyſche und ſmallſche Pflug, der Exſtirpator, die vorzüglichſten Drillwerkzeuge, die Thaerſche Pferdehacke, die engliſche 3ſchaarige Pferdehacke, die groſse engliſche Kartoffelhacke mit 2 beweglichen eiſernen Streichbretern, und andere ſonſt nicht gebräuchliche Werkzeuge gebraucht. Doch, Rec. empfiehlt dieſe kleine, aber gehaltreiche Schrift, der noch eine Culturtabelle angehängt iſt, um die Fruchtfolge mehr zu verſinnlichen, ſo wie ſie nach und nach in den Schlägen von Jahr zu Jahr bis zu Beendigung einer Rotation fortſchreitet, allen Freunden der Fruchtwechſelwirthſchaft angelegentlich zur eigenen Lectüre.

— ſch —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1808.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. j.: *Der ökonomiſche Sammler, oder Magazin vermiſchter Abhandlungen und Aufſätze, etc.* Von *Fr. Bened. Weber* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Fünftes Heft. 1. *Kritiſche Unterſuchung über die Wirkungs- und Anwendungs-Art der Salze im Pflanzen- und Thier-Reiche und der Landwirthſchaft.* Von Dr. *Laubender* Eine ſehr gründliche und auf die neueſten Grundſätze ſich ſtützende Abhandlung über den Gebrauch der Salze, die denkenden Ökonomen Stoff genug zum weiteren Nachdenken giebt. — 2. *Praktiſche Bemerkungen und Erinnerungen über den Kleebau, beſonders über die für den Landbau daraus oft entſtehenden Nachtheile und deren Vermeidung.* Vom *Herausgeber.* Gute, aber ſchon bekannte Regeln über den Kleebau. — 3. *Kurze Überſicht der Eigenſchaften eines vollkommenen Landwirthes.* Von *Th. A. v. Steindel.* Er ſoll Geſundheit, Ehrlichkeit, Ordnungsliebe, Feſtigkeit, Ernſthaftigkeit, Freundlichkeit, Munterkeit und Geduld im hohen Grade beſitzen; aber wo findet man den Mann mit ſolchen Eigenſchaften? — 4. *Über den Waldbrand und die Mittel und Maſsregeln zur möglichen Verhütung deſſelben und zur Erleichterung des Löſchens und zum Behuf eines Waldbrandpoliceygeſetzes.* Von Dr. *C. G. Röſſig.* Verdient Aufmerkſamkeit, beſonders da zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſo viel Waldbrände entſtanden. 5. *Notizen über den Weinbau in Frankreich.* Von *J. C. F. Müller.* Dieſe Notizen ſind aus *Chaptal's* berühmtem Werke über den Weinbau entnommen, welches ſich binnen wenig Monaten in Frankreich vergriff. Sie geben zu wichtigen Reflexionen Veranlaſſung, ſowohl für unſere deutſchen Weinbergsbeſitzer, als ſogar auch für unſere Weintrinker. Es würde gewiſs Gelegenheit zu den vortheilhafteſten Vergleichungen geben, wenn wir ähnliche Nachrichten über Lage, Boden, Aufwand und Ertrag unſerer inländiſchen Weinbergsgegenden hätten. In Frankreich ſind die Gegenden ſowohl, als die Arten, den Weinbau zu betreiben, ſo verſchieden, als bey uns; das Klima iſt in manchen Provinzen ſo hart, als bey uns; die Klagen über die Unwiſſenheit der Winzer, über Verſchiedenheit und Menge der ſchlechten Traubenarten eben ſo häufig, und in manchen Gegenden das Product des Weinſtocks ſo ſchlecht, daſs man es gewöhnlich nur zu Weingeiſt anwendet. Nicht bloſs vortheilhafte Lage und Himmelsſtrich ſchaffen die guten franzöſiſchen Weine, ſondern die beſten Weine werden nur da erzeugt, wo die Cultur am höchſten iſt. Laſſen wir es unſeren deutſchen Weinen an dieſer nicht fehlen: ſo haben wir alle Hoffnung, ſelbige ſehr zu verbeſſern. Aus dieſen Notizen werden unſere Weintrinker zugleich erſehen, was von der Ächtheit mancher Weinſorten zu halten ſey, die für einen ſehr mäſsigen Preis bey uns verkauft werden, da ſie doch in Frankreich ſelbſt weit mehr gelten. Es gehet damit, wie mit dem Mallaga, der zu 16 bis 20 Gr. die Bouteille bey uns als ſehr vorzüglich verkauft wird, da doch der vorzügliche an Ort und Stelle ſelbſt mit einem Ducaten und darüber bezahlt wird. Auch ergiebt ſich aus dieſen Notizen, was es für Weine ſind, die jetzt unter dem Namen *Graves*-Weine bey uns ſo beliebt ſind, und von den Ärzten empfohlen werden. Dieſe Empfehlung hat nicht, wie man etwa glauben könnte, in der Eigenthümlichkeit der Sorte ihren Grund, ſondern wahrſcheinlich in der Jugend des Weines, mit welcher die mehrere Geiſtigkeit und der gröſsere Reichthum an Luftſäure zuſammenhängt; denn das Vorurtheil der Weintrinker, daſs alle geiſtigen Getränke durch das Alter an Geiſt gewinnen, kann hinlänglich, ſchon durch jede Deſtillation, widerlegt werden, wie Rec. ſchon längſt in mehreren ſeiner Schriften behauptet hat: die geiſtigen Getränke gewinnen durch das Alter an Geſchmack, weil ſie ſich während der Zeit ihrer erdigen Theile entledigen; aber ſie verlieren auch an Geiſt, welcher ſich verzehrt und verfliegt. In dieſen Notizen findet man ferner genaue Berechnungen von *Chaptal* über den Weinbau in Frankreich, die in den letzten 10 Jahren vor der Revolution gemacht wurden, und ſehr intereſſant ſind. Man rechnet die Zahl des ſämmtlichen zum Weinbau verwendeten Landes auf 1 Million und 600,000 *Arpens*, (das ſind faſt 100 deutſche Quadratmeilen.) Den Ertrag eines *Arpens* Weinberge rechnet man auf 6½ *Poinçon* (8½ Ohm), und alſo in ganz Frankreich überhaupt auf 9 Mill. 688,000 *Barriquen*, (12 Mill. 500,000 Ohm *in circa*). Rechnet man die neuen Rheindepartementer dazu: ſo wird man 10 Mill. *Barriquen* annehmen können, die erbauet werden. Eben ſo intereſſant iſt eine beygebrachte Tabelle über die Exportation an Wein im J. 1798, in welcher angegeben wird: der Ort der Ausfuhre, wohin? wie groſs

die Quantität? ihr Werth; wo ſich dann ergiebt, daſs die Summe der Exportation an Wein im genannten Jahre auf 25 Mill. 215,788 Livres ſich erſtreckt hat; hiezu der ausgegangene Franzbranntwein, 3 Mill. 552,774 Livres; an Liqueuren 707,447 Livres; an Weineſſig 141,893 Livres: Totalſumme 29 Mill. 617,902 Liv. — 6. *Beyträge zu wirthſchaftlicher Benutzung mancherley ſcheinbarer Kleinigkeiten.* Von *Carl Slevogt.* Der Aufſatz betrifft die Waſſerlinſen, die Flachsknoten, die Weiſskohl- und Rüben-Blätter und Quecken; die Wacholderbeeren, wo zugleich angezeigt wird, daſs zu Wieſenthal und Dorndorf, zwey herzogl. ſächſ. eiſenachiſchen Dörfern, viel Wacholderſaft gekocht, und durch die Hauſirer weit verbreitet wird; die Eyerſchalen, die Schleen, zerbrochene Gläſer, Lichtputzenſchnuppen, Tabacksaſche, die Kartoffeläpfel, die Vogelbeeren, die Maykäfer, die Brenneſſeln, zerbrochene Ziegel- und Backſteine, Abfall der Heuböden, die gelbrothe Schnecke; deren Benutzungen ſämmtlich ſchon bekannt ſind. — 6. *Über Hopfen-Surrogate.* Die Mittel ſind: Quaſſia, Weidenbaſt, Fichten- und Tannen-Zweige, wobey die Verfertigung des Fichtenbieres in Amerika, und die Methode der Engländer, den Hopfen aufzubewahren, beſchrieben wird, was ebenfalls ſchon bekannt iſt. 8. *Nachträge und Berichtigungen zu einigen Stellen meiner im dritten Stück des Sammlers S. 2—141 gelieferten Abhandlung, über die Rittergüter in Deutſchland.* Vom *Herausgeber.* Es werden hier die neuen preuſſ. Geſetze in Beziehung auf die Rittergüter nachgetragen, wodurch jene Abhandlung mehr Vollkommenheit gewinnt. —

VI Heft. 1. *Praktiſche Beobachtungen über die engliſchen Grasarten, beſonders über ſolche, welche am ſchicklichſten ſind zu Beſtellung oder Verbeſſerung der Wieſen und Weiden; nebſt einer Aufzählung aller engliſchen Grasarten von William Curtis*, VI. der *Flora Londinenſis.* Aus dem Engliſchen nach der dritten Ausgabe von *R. Tuchar.* Mit ökonomiſchen Anmerkungen vom *Herausgeber.* Von einer Menge Grasarten, ihrem Nutzen und Schaden, in Hinſicht auf Wieſen- und Weiden-Bau, findet hier der Ökonom zwar kurze, aber intereſſante Nachrichten, die ihn auf manche Grasart aufmerkſam machen werden. Vorzüglich aber und als Krone aller Weiden werden folgende 6 Arten genau beſchrieben und in Abbildung beygefügt: das gelbe Ruchgras, der Wieſenfuchsſchwanz, das Wieſenriſpengras, das rauhſtenglichte Riſpengras, der gemeine Wieſenſchwingel, und das ſteife Kammgras. — 2. *Anleitung zum Studium der Ökonomie für Männer, welche dieſelbe nur durch Lectüre erlernen können und wollen, entweder um ſich einige überhaupt und allgemein oder zum Behuf ihres Amtes nöthige und nützliche ökonomiſche Kenntniſſe zu ſammeln, oder um ſich dadurch wirklich zur eigenen Verwaltung eines Landgutes vorzubereiten.* Vom *Herausgeber.* Eine ſehr zweckmäſsig getroffene Wahl von ökonomiſchen Schriften, um ſich allgemeine Kenntniſſe zu erwerben, die denn freylich aus *Beckmanns Landwirthſchaft*, und der darin befindlichen ausführlichern ökonomiſchen Literatur, ſehr vermehrt werden können. — 3. *Über zwey Hauptverderbniſſe unſeres Weinbaues.* Von *J. C. F. Müller.* Es werden hier bedeutende Fehler gerügt, die beherzigt zu werden verdienen. — 4. *Grundſätze meiner Ackerbau-Theorie.* Von *v. Steindel.* Bey den unzähligen Miſchungen der Acker- und Erd-Arten wird es noch lange dauern, ehe eine Vereinigung der Meinungen zu Stande kommen, und das Geſchäft des Ackerbaues zu einer gründlichen Wiſſenſchaft ſich emporheben wird. Unſer Vf. äuſsert in dieſer Abhandlung ſeine Meinung darüber, und bleibt bloſs bey zwey Haupterdarten ſtehen, wo er dann ſeine Behandlung des Ackerbaues in einer hoben und in einer niedrigen Lage beſchreibt. — 5. *Aſche, ein vortrefflicher Dung auf Äckern und Wieſen.* Von *C. Slevogt.* Daſs Holzaſche ſowohl im Winter- als Sommer-Felde gute Dienſte leiſtet, iſt bekannt. Hier iſt beſonders die Rede von der Braunkohlenaſche; vom *Salzpözig*, wie man ſelbigen beym ſchmalkalder Salzwerke oder *Hallpözig* in Schwaben, Franken nennt, der bloſs aus Braunkohlenaſche, mit allerley Beymiſchungen, beſteht. Dieſe Beymiſchungen ſind allerley Abgänge bey der Saline, als Ruſs aus dem Salinofen, der Abſchaum der Salzpfannen, alles Auskehrig und Geſtübe die Überbleibſel des Pfannenſteins, und aller übrige Abfall bey der Saline. Alles dieſes wird aufgeſchichtet, von Zeit zu Zeit mit Salzwaſſer begoſſen, dann und wann umgeſtochen und durch einander gemiſcht. Dieſes ſey ein vortrefflicher Dünger. Noch mehr Wirkung ſoll der *Dornſchlag* von der ſchmalkalder Saline leiſten, der eine Art Tropfſtein ſey, und aus einem Gemenge von Gyps, Selenit und Salztheilchen beſtehe. Dieſen Dornſchlag wenden die hümpferſhäuſer Bauern (im herzogl. ſächſ. Meiningiſchen) allgemein zum Überſtreuen ihrer Kleeäcker an, und nennen dieſe Operation ſchlechtweg *Kleeſalzen.* Sie dreſchen den Dornſchlag auf der Scheuntenne klein, treiben ihn durch die Knotenritter, und überſtreuen dann damit die Kleeäcker. Auf einem ſolchen geſalzten Kleeacker ſoll das Korn ſchöner und beſſer wachſen, als auf einem ungeſalzten Kleefelde. — 6. *Bewährte Erfahrungen über verſchiedene Maſtungsmittel.* Von *C. Slevogt.* Milch, gelbe Rüben, Kartoffeln, Lein und Hanfkörner werden empfohlen. Aber unbedingt kann man Kartoffeln allein doch nicht als ein gutes Maſtungsmittel empfehlen; denn es iſt gewiſs, und Rec. weiſs dieſs aus Erfahrung, daſs Kartoffelmaſt die elendeſte und ſchlechteſte Schweinemaſt iſt, ſelbſt wenn auch die Kartoffeln gekocht ſind; denn man bekommt einen Speck, der gröſstentheils ausläuft. Rohe Kartoffeln verurſachen den Schweinen im Magen groſse Blähungen. — 7. *Vom ſüſsen Kaſtanien- und vom Wallnuſs-Baum.* Eine vollſtändige Beſchreibung der Cultur dieſer nutzbaren Bäume. — 8. *Äpfel und Birnen lange Zeit aufzubewahren.* Auf den Boden eines Faſſes, z. B. eines Oxhoftes, legt man Fenchelkrautſtroh, hierauf eine Lage Äpfel oder Birnen, die aber nicht überreif ſeyn dürfen, neben einander, ohne ſich zu berühren; hierauf wieder Fenchelkrautſtroh,

Digitized by Google

und darauf wieder eine Lage Obſt, und ſo immer abwechſelnd, bis das Faſs beynahe voll iſt. Die oberſte Lage iſt Fenchelſtroh, auf welches ein hölzerner Deckel gelegt wird. Das Faſs wird hierauf ſo weit voll Brunnenwaſſer gegoſſen, daſs es über das Obſt und den Deckel weggeht, und damit es den Deckel nicht hebe, wird nur ſo viel Gewicht darauf gelegt, als nöthig iſt, um das Obſt nicht zu drücken, ſondern nur Deckel, Obſt und Stroh unter Waſſer zu halten. Auf dieſe Weiſe ſoll man in Thüringen Äpfel und Birnen bis nach Pfingſten ſehr friſch und gut erhalten, und beym Herausnehmen nur wenige verdorben antreffen. Aber der deutſche Obſtgärtner, der in Thüringen geſchrieben wird, ſagt doch nichts von dieſer Methode! Ein Hauptaugenmerk ſoll man darauf haben, daſs das Obſt nicht gedrückt oder im geringſten angeſtoſsen, ſondern ohne allen Fehler ſey; daher es mit der gröſsten Behutſamkeit vom Baume gepflückt ſeyn müſſe. — 9. *Zucker und Salpeter aus Runkelrüben. Ein Beytrag zu den neueſten Verhandlungen über die Runkelrüben.* Der Verſuch des Vfs. wollte nicht dem *Achard*ſchen entſprechen, wahrſcheinlich, wie er ſelbſt bekennt, weil er nicht den rechten Weg einſchlug; aber er machte dabey die Erfahrung, daſs die auf lehmartigen Boden erzielten Runkelrüben Salpeter in nicht geringer Menge enthielten, jedes Pfund 13 Quentchen. Er thut daher den Vorſchlag, auf thonigem Boden in eben der Zeit eine Salpeterſiederey auf Runkelrüben zu etabliren, wenn aus eben denſelben in einem ſandigen Boden, wie in der Mark Brandenburg, eine Zuckerplantage errichtet werden könne, wo denn jenes Etabliſſement vielleicht ein höheres Intereſſe abwerfe, als dieſes. — 10. *Von Verpflanzung junger Bäume.* Die Pomologen ſind immer noch nicht einig über die rechte Verpflanzzeit; unſer Vf. iſt im Ganzen für den Herbſt, und zwar aus mehreren Gründen; nur wenn der Boden feucht iſt, wählt er den Februar und März. — 11. *Ausführliche Anweiſung, Kartoffeln aus Saamen zu erziehen.* Erſt im dritten und vierten Jahre wurden ſie genieſsbar. Indeſſen geriethen doch die Verſuche anderer Ökonomen nicht, die erzogenen Kartoffeln waren ſchmierig, wäſſerich; dieſer Widerſpruch gründet ſich wahrſcheinlich auf die Witterung und den Boden. — 12. *Anmerkungen über das Hauen des Zimmerholzes.* Man ſoll kein unzeitig Holz zu Bauholz fällen; die angegebenen Kennzeichen der Reife ſind gleichwohl ſehr relativ; man ſolle es zu der Zeit fällen, wenn die Holzringe ausgewachſen und den möglichſt geringen Vorrath von Saft hätten, alſo ſpät im Herbſt; die Borke ſoll gleich nach dem Fällen des Holzes abgenommen werden. Sehr befördert würde die Dichtigkeit und Feſtigkeit des Holzes, wenn es noch auf dem Stamme ſtehend abgeborket werde. — 13. *Etwas über Eſſig und Prüfung deſſelben.* Unter mehreren Proben befindet ſich auch folgende: man ſolle zu gleicher Zeit die Oberlippe mit einem guten ächten Eſſig, und die Unterlippe mit dem zu prüfenden Eſſig beſtreichen, und beide Lippen an der Luft abtrocknen laſſen; bliebe auf der Unterlippe noch eine prickelnde, ſcharfe Empfindung zurück, nachdem ſie trocken geworden, ſo ſey der Eſſig gewiſs verfälſcht. — 14. *Über den Zungenkrebs des Rindviehes.* Iſt weder anſteckend, noch dem Rindvieh gefährlich. 15. *Erfahrung vom weiſsen Kohlſaamen.* Die Strünke des weiſsen Kohls, wenn man ſelbige mit Wurzel und Erde in einem mit Stroh und Erde bedeckten Loche durchwintert, dann im Frühjahre wieder pflanzt, ſollen gute Pflanzen, den beſten Kohl und den ſchönſten Saamen geben. — 16) *Von rothen Rüben zur Rindviehfütterung.* Man ſoll die Blätter abreiſsen, nicht abſchneiden, weil ſie ſich davon verbluten, die rothe Farbe verlieren und blaſs werden. Als Viehfutter ſey dieſe Rübe der Runkelrübe vorzuziehen. Auch als Kaffeeſurrogat wird ſie empfohlen. — 17. *Erfahrungen von der Fortpflanzung des gemeinen Haarmooſes durch Pferde.* Ein Ökonom fand dieſes Moos auf ſeinem Acker da, wo die Pferde hingeſtallt hatten, ſonſt nirgend. Er giebt daher den Rath, die Pferde von ſolchen Ackerfeldern ſo viel wie möglich zu entfernen, weil ſie das Moos freſſen, und anderwärts hin verpflanzen. — 18) *Etwas über den Anbau des Honiggraſes.* Wird ſehr empfohlen. —

VII *Heft.* 1) *Bemerkungen über das Walzen der Äcker und über die Ackerwalzen*, von *Joh. Friedr. Riemann.* Eine aus 96 S. beſtehende aber gründliche Abhandlung mit einem dazu gehörigen Kupfer, die uns nicht nur mit der Theorie der Walze, ihrer gehörigen Gröſse und Schwere, ſondern auch mit ihrem zweckmäſsigen Gebrauch bekannt macht. — 2) *Überſicht der wichtigſten und vorzüglichſten Grundſätze, Regeln und Rückſichten, die bey Beſichtigung und Erkaufung eines Ritter- oder anderen Land-Gutes zu befolgen, zu beobachten und zu nehmen ſind*, vom *Herausgeber.* Man findet zwar hin und wieder dieſe Materie ſehr gut abgehandelt; gleichwohl aber iſt der gegenwärtige Aufſatz nicht überflüſſig, da er eine vollſtändige, den neueſten Zeitumſtänden angemeſſene Darſtellung der wichtigſten ökonomiſchen und einiger juriſtiſcher Grundſätze enthält, die bey Kaufung eines Gutes zu wiſſen nöthig ſind. — 3) *Über die Vorbereitung eines Landwirths zu ſeinem Beruf und Stande.* Ein philoſophiſch moraliſches Raiſonnement über das vollkommene Ideal eines Landwirths. — 4) *Bemerkungen über das Brodbacken*, von *Weiſſenbruch* in Darmſtadt. Es iſt hier die Rede bloſs vom Hausbacken, wo denn nicht nur alle Vortheile, ſondern auch alle nöthigen Werkzeuge ausführlich beſchrieben werden. Nach der Bemerkung eines Gutsbeſitzers bey Berlin ſollen zu 7 berl. Scheffel Getreide 6 Centner Getreide und 6 Centner Holz, den Centner à 110 Pfund, zum Backen nöthig ſeyn. Angehängt ſind 3 Tabellen: eine Mahl- und Back-Tabelle; eine Mahl- und Brod-Tabelle zum Hausbacken; eine Tabelle zum Verbacken. — 5) *Von der baldigen Gewinnung guter Obſtbäume, ohne Pfropfen und Oculiren, durch Abſenken in der Höhe.* Iſt die bekannte Weiſe, einen Zweig durch den Boden eines Topfes zu ſtecken, und dieſen am Baum zu befeſtigen. — 6) *Über die vortheilhaftere Benutzung der Stangenſchlag- und Unterhölzer.* Obſchon die Be-

Digitized by Google

nutzung des Baum-, Stangen-, Unter- oder Buſch-Holzes in den Forſten ſich bloſs nach den Localumſtänden beſtimmen läſst: ſo zeigt doch der Vf., wie die Gehaue durch die Benutzung des Stangenſchlagholzes, ohne Nachtheil der Feuerbedürfniſſe, um den dritten Theil höher als zuvor benutzt werden können. — 7) *Neue Beobachtungen und Vorſchläge im Betreff der Wucherblume (Chryſanthemum ſegetum Linn.)*, von *C. L. Wundram*, Prediger zu Eboldshauſen im Göttingiſchen. Der Vf. bemerkte, daſs dieſe Unkraut nie auf Wieſen und Weideangern, oder anderen mit dichtem Raſen bedeckten Plätzen zu finden war, auch ſich in Äckern, die es häufig bedeckte, ſtark verminderte, wenn ſelbige mit frühem Flachſe, Luzerne oder Wickenfutter beſtellt wurden. Er thut alſo den Vorſchlag, zur Tilgung dieſes Unkrauts nur gedachte Producte anzuwenden, oder die mecklenburger Koppelwirthſchaft einzuführen, nämlich die Abwechſelung der Getreidefelder mit Angern, auch natürlichen und künſtlichen Wieſen.

VIII Heft. 1) *Über die Einrichtung der Gutsarchive, deren Nutzen und Nothwendigkeit, beſonders für Beſitzer von Herrſchaften und gröſseren Rittergütern.* Allerdings muſs es einem jeden Gutsbeſitzer nützlich ſeyn, die Geſchichte ſeines Gutes, die genaue Verzeichnung und Beſchreibung deſſelben, die ihm zuſtehenden Rechte, Freyheiten und Befugniſſe, die darauf haftenden Pflichten und Laſten, deſſen Grenzen, Theile und Zubehörungen u. ſ. w. zu kennen, und alte Pacht- und Kaufs-Acten, nebſt Anſchlägen, Wirthſchaftsregiſtern und Rechnungen u. dgl. vorzeigen zu können. Zu einer ſolchen Sammlung wirthſchaftlicher Documente und zu ihrer Einrichtung werden in dieſem Aufſatze vom *Herausgeber* die beſten Vorſchriften gegeben, und zugleich auch mehrere davon handelnde Schriften empfohlen, ſo daſs Freunde ökonomiſcher Ordnung ſich ganz daraus belehren können. — 2) *Eine ſkizzirte Beſchreibung der Rindviehpeſt oder ſogenannten Löſerdürre, nebſt deren gründlicher Curart*, von *Ernſt Friedr. Ayrer*, Univerſitätsbereiter zu Göttingen. Es iſt dieſs die Curart des Prof. *Peſſina* in Wien mit der eiſenhaltigen Salzſäure, die er bereits ſelbſt in einer kleinen Schrift: *Anleitung zur Cur der Rindviehpeſt* u. ſ. w. Wien 1802. 8., beſchrieben hat. Auch Dr. *Frank* in Gneſen hat die oxygenirte Salzſäure als ein ſpecifiſches Mittel gegen die Löſerdürre bekannt gemacht. Hier in dieſem Aufſatze wird ſowohl die Krankheit als ihre Cur ausführlich beſchrieben. Es iſt zu wünſchen, daſs ſich der gute Erfolg dieſes Mittels in allen Ländern beſtätigen möge. — 3) *Allgemeine Regeln, die Rindviehzucht und das Milchweſen betreffend*, von *Weiſſenbruch* in Darmſtadt. Wenn ſchon dieſer Aufſatz nichts Neues enthält: ſo verdient er doch die Aufnahme in dieſem *Sammler*, weil er das Wichtigſte über dieſen Gegenſtand, was Ökonomen nicht oft genug geſagt werden kann, gründlich und deutlich vorträgt. — 4) *Nachricht von dem Ausbruche der Blattern in der Schäferey des klöſterlichen Amtshaushalts zu Weende, und von dem Erfolge der dagegen vorgenommenen Einimpfung derſelben*, von *C. F. G. Weſtfeld*, königl. und kurf. Obercommiſſär zu Weende im Göttingiſchen. — 5) *Beobachtungen über die Modification des Anſteckungsvermögens der Blattern der Schaafe.* — 6) *Fortgeſetzte Verſuche zur Beſtimmung der Modification des Anſteckungsvermögens der Blattern der Schaafe.* Alle drey vorſtehenden Aufſätze ſind von dem gründlichen Ökonomen, Hn. *Weſtfeld* zu Weende, dem wir ſchon manche lehrreiche Beobachtung zu verdanken haben. Mit der ihm eigenen Genauigkeit erzählt er die Blattergeſchichte ſeiner Schaafe, und der Erfolg der von ihm dagegen vorgenommenen Einimpfung beſtätiget die bereits bekannten Erfahrungen des Hn. Oberamtmann *Fink* in Coeſita, des Hn. Herzogs *von Holſtein Beck*, und des Hn. Grafen *von der Schulenburg* auf Rippen in Preuſſen, indem dem Hn. *Weſtfeld* von 381 mit Eiter und Borke oder blutiger Lymphe geimpſten Schaafen kein einziges Stück geſtorben iſt. Um nun aber auch der landwirthſchaftlichen Policey zu Hülfe zu kommen, damit ſelbige die gehörigen Maſsregeln zur Abwehrung dieſer ſchrecklichen Krankheit in den Schaafheerden durch zweckmäſsige Sperrung ergreifen könne, gingen die Verſuche des Hn. *Weſtfeld* weiter, wo er denn durch ſeine Erfahrungen und Beobachtungen annehmen zu können glaubt: daſs 6 Wochen, höchſtens 2 Monate nach dem gänzlichen Aufhören der Seuche, die Anſteckung weder durch die Atmoſphäre, noch durch Blut, noch durch Wolle Statt findet; die Policey alſo bis dahin, daſs die Erfahrung das Gegentheil zeiget, einen ſolchen Zeitraum zur Sperrung für hinlänglich annehmen könne. — 7) *Erinnerungen an einige bey den mechaniſchen Arbeiten der Bedüngung der Felder gewöhnliche Fehler und Nachläſſigkeiten; und Regeln zur beſſern Verrichtung dieſer wichtigen ökonomiſchen Arbeit.* Vom *Herausgeber*. Sehr gute Erinnerungen für den Landwirth, die er zwar längſt weiſs, aber doch nicht immer befolgt. 8) *Warum werden die Schweine, die in die Maſtung gehen, niemals vollkommen fett und gemäſtet, ſo reichlich auch die Eicheln- und Buch-Maſtung immerhin ſeyn mag?* Von *C. C. Wundram*. Der Vf. iſt der Meinung, daſs das tägliche 13 bis 14 Stunden lange Herumlaufen der Schweine, wenn ſie Morgens um 5 bis 6 Uhr in die Holzungen, und Abends 6 bis 7 Uhr wieder nach Hauſe getrieben werden, der Maſt hinderlich ſey, weil dazu Ruhe, wenig Bewegung, gehöre. Es ſey dabey auch Feuersgefahr zu beſorgen, wenn die Schweine bey eingetretener Nacht mit Leuchten aufgeſucht werden müſsten. Er verlangt daher, daſs man die Schweine nur erſt bey völligem Tage austreiben, und noch vor Nacht nach Hauſe treiben ſolle, wo ſie dann mehrere Ruhe haben würden. Mangel an Ruhe iſt allerdings der Maſtung nachtheilig, ſie wird verzögert; aber gewiſs iſt es auch, und Rec. weiſs aus Erfahrung, daſs Eichel- und Buchen-Maſt auch bey der gröſsten Ruhe, und bey Stallfütterung, die Schweine nie fett macht; dieſe Maſt giebt zwar ein feiſtes Fleiſch, aber kein Fett; man muſs ſie ſchlechterdings in der zweyten Hälfte der Maſtung mit Schrot füttern, wenn man gute Speckſeiten gewinnen will.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 17 DECEMBER, 1808.

ÖKONOMIE.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Der ökonomiſche Sammler, oder Magazin vermiſchter Abhandlungen und Aufſätze, etc. Von Friedr. Bened. Weber* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

9) *Hyacinthen ſo groſs wie die holländiſchen zu erziehen.* Die hiergegebene Vorſchrift iſt ſchon von Mehreren beſtätiget gefunden worden. Man ſoll die Zwiebeln beynahe eine halbe Elle tief legen, ſie zwey Jahre unangerührt liegen laſſen; dann würden ſie im letztern Jahre zwar ſpäter, erſt wenn die im vorigen Herbſt gelegten bald abgeblühet haben, hervorbrechen, aber weit vollkommener, und mit 26 bis 30 Glocken blühen. Die ſtärſten Zwiebeln nimmt man dann, wenn ihr Kraut abgetrocknet iſt, auf, und legt ſie wieder im Herbſt. Läſst man ſie alle Jahre zum Blühen kommen, ſo können ſie ſich nicht verſtärken. — 10. *Meine Methode, ſehr reichlichen und guten weiſsen Kopfkohlſaamen zu ziehen.* Schon im 6ten Heft iſt eine Anweiſung dazu gegeben, die gegenwärtige weicht merklich davon ab. Man ziehet im ſpäten Herbſt die feſteſten und gröſsten Kohlköpfe mit der Wurzel aus, wählt von dieſen nur diejenigen, die einen dicken, kurzen, glatten und geſunden Strunk haben, und an denen nichts Wurmſtichiges noch Faules zu finden iſt. Den Fuſs des Strunks ſammt den Wurzeln hauet man mit einem ſcharfen Beile ab, läſst nun ein Beet, das Luft und Sonne hat, gut düngen, ſo tief als möglich graben, und zu Martini pflanzt man die Saamenköpfe in dieſes Beet, eine halbe Elle von einander, ſo daſs der Kopf halb mit in die Erde kommt, die man auf allen Seiten feſt andrückt. So bleiben ſie frey ſtehen, bis daſs es frieret. Dann bedeckt man ſie mit trocknem kurzem Stroh; friert es aber heftiger, mit lauigem Pferdemiſt, ungefähr 1½ bis 2 Ellen hoch. Bey gelinden Tagen im Winter räumt man den Miſt weg, und giebt Luft, bis es wieder kälter wird. Im Frühjahre nimmt man das Stroh ganz weg, gräbt den kurzen Miſt dazwiſchen unter, und tritt die Erde feſt an den Stamm. Um den Durchbruch des Hauptſtengels zu befördern, thut man oben in jedem Kopf durch die Blätter einen Kreuzſchnitt, aber alle Seitenſproſſen aus dem Strunke bricht man ab. Die Saamenſtengel bindet man in der Folge an Queerlatten, um ſie vor den Winden zu ſichern, und wenn die Saamenkapſeln gelblich, und die Körner röthlich ſind, ſchneidet man die Stengel ab, bindet ſie in Bündel, und läſst ſie auf einem Boden, wo ſie vor Vögeln und Mäuſen geſichert ſind, trocknen, da ſie alsdann gedroſchen und der Saame gereiniget wird. — 11. *Bemerkungen, die Vertilgung des Huflattichs betreffend.* Wo er ſich in Menge befindet, ſoll man das Land mit Mergel befahren. Oder man ſoll den Acker mit Miſte düngen, in welchen Scheben oder der Abgang des Flachſes geſtreuet worden, welchen Miſt man auch mit Eichen- und Büchen-Aſche beſtreuen könne. Auch vertreibe eine zwey- bis dreyjährige Ruhe den Huflattich vom Acker, weil das Kraut abgefreſſen werde, und die unbedeckten Wurzeln von unten auf abſtürben: daher man am ſicherſten ginge, wenn man das Kraut bey heiſsem Tage abſtäche, wo die Pflanzen gewiſs verderben müſsten. Bey dieſer Gelegenheit wird zugleich der Huflattich als ein gutes Präſervativ gegen die Fäule der Schaafe empfohlen. Man ſoll nämlich eine Handvoll Blätter in Milch kochen, mit einer halben Handvoll Ruſs, dieſes durchdrücken und jedem Schaafe ein halbes Nöſel davon lauwarm eingeben. — 12) *Über das Kahnen des Weins.* Von *J. C. F. Müller.* Man erwarte hier kein Mittel dagegen, ſondern man findet bloſse Erfahrungen, die Hn. *Müller* wichtig ſcheinen, und die zu mancherley Betrachtungen Anlaſs geben könnten. Er hält den Kahn für eine Pflanze, etwa von ähnlicher Art wie den Schimmel. — 13) *Meine Erfahrungen über den Anbau und die Benutzung der Hirſe (Panicum miliaceum)*, von *C. L. Wundram.* Iſt ganz aus *Krünitz* Encyklopädie entlehnt, und nur hin und wieder mit einigen Zuſätzen vermehrt worden. — 14) *Zwey Mittel gegen Ratten.* Man ſoll auf die Kornböden Leinwandlappen von der Gröſse eines Quadratfuſses legen, und dieſe mit Vogelleim beſtreichen. Die Ratten pflegen ſich gern darin einzuhüllen wie in Windeln, und werden alsdann leicht und ſchnell gefangen. Das zweyte Mittel iſt: man ſiedet die Kerne von welſchen Nüſſen in Pottaſchenlauge. Die Ratten freſſen dieſe gern und in Menge, und purgiren ſich dann zu Tode. Beide Mittel, wenn ſie probat ſind, haben das Gute, daſs ſie nicht gefährlich ſind.

IX *Heft.* 1) *Über Pflege, Wartung und Schutz der Saaten und Fruchtfelder, in ökonomiſcher und policeylicher Hinſicht*, vom *Herausgeber.* Dieſe ziemlich lange Abhandlung iſt ein Anhang zu einer vom Herausgeber im J. 1799 bey Voſs in Leipzig anonym

Digitized by Google

erſchienenen Schrift, in welcher er einen ökonomiſchen Unterricht über die Saatbeſtellungen ertheilte, und die Geſchäfte des Landwirths von der Zeit an, da der Acker zur Saat vorgerichtet worden, bis zur gänzlichen Vollendung des Saatwerks, d. h. bis dahin, wo die Saat aufgegangen iſt, beſchrieb. Die gegenwärtige Abhandlung giebt Erläuterung über alles das, was nach dem Aufgehen der Saat bis zur Ernite, ſowohl von Seiten der landwirthſchaftlichen Policey, als vornehmlich von Seiten des Landwirths ſelbſt, zu beobachten und zu beſorgen iſt: wie nämlich den Saaten die Vortheile zu verſchaffen, die ihrem Wachsthum nützlich ſeyn können, theils um ſie vor mancherley Gefahren bis zur Erndte möglichſt zu ſchützen, den unvermeidlich erlittenen Schaden ſo viel möglich zu erſetzen, und die nachtheiligen Folgen nach Kräften zu mindern. Zur Überſicht des Ganzen in dieſer Abhandlung dient, daſs die den Saaten zu verſchaffenden Vortheile aus der Natur zu nehmen ſind; die Urſachen der Gefahren aber, die die Saaten zu erleiden haben, ſich auf die Natur im Allgemeinen, auf die Beſchädigung durch Thiere und auf die Beſchädigung durch Menſchen, gründen. Nach dieſen Grundſätzen bearbeitet der Vf. ſeine Materie auf das gründlichſte, ſo daſs kein Landwirth bey Leſung dieſes Aufſatzes unbefriedigt bleiben wird. — 2) *Notizen über den Erdäpfelbau im Groſsen, wie derſelbe auf den gräflich-Schönburg-Rochsburgiſchen Gütern im Erzgebürge betrieben wird: aus eigenen handſchriftlichen Nachrichten des Hn. Reichsgrafen Heinr. Ernſt von Schönburg-Rochsburg geliefert* vom *Herausgeber*. Ein intereſſanter Aufſatz, deſſen Vorſchrift zum Kartoffelbau allgemein befolgt werden ſollte. Es werden auf gedachtem Gute jährl. ohngefähr 60 ſächſiſche Acker zu 300 Quadratruthen mit Erdäpfeln belegt. Im Herbſt wird das Land umgebrochen. Sobald die umgebrochene Furche im Frühjahr ganz in Fäulniſs übergegangen iſt, wird das Land zum zweyten Mal geackert. So bleibt es einige Zeit liegen, wird dann geeggt, und zum dritten Mal zu den Erdäpfeln umgebrochen. Die Erdäpfelkeime werden 6 Zoll weit von einander gelegt. Um die Arbeit zu fördern, werden drey Pflüge zu jeder Breite von 50 Schritten gebraucht. Dem erſten Pflug geben die Weiber und Kinder nach, und legen die Erdapfelkeime. Dieſen folgen die beiden anderen Pflüge, welche gleich zwey Furchen beywerfen. Weſentlich nöthig iſt, daſs das Feld in breite Beete getheilt werde. Zu dieſem Endzweck muſs es das letzte Mal mit Fleiſs die Queere geegget werden (in Sachſen nennt man das *Quiren*). Sechs Zoll tief wird geackert, und in der Regel dürfen die Erdapfelkeime nicht auf den Grund der Furche, ſondern ohngefähr zwey Zoll hoch auf die geackerte Furche, mit dem Keime oben, gelegt werden. Legt man ſie tiefer; ſo verurſacht es Schwierigkeiten beym Ausackern der Erdäpfel; kommen ſie höher zu liegen: ſo läuft man Gefahr ſie auszueggen. Gehen die Erdäpfel auf, oder ſtellt ſich Unkraut ein: ſo wird das Feld mit ſtarken zweyſpännigen Eggen der Länge und Breite nach tüchtig durchegget; aber mit Vorſicht, daſs man die Keime nicht ausziehe. Das Eggen wird wiederholt, ſo oft ſich Unkraut zeigt. Das iſt den Erdäpfelpflanzen vortheilhaft, ſie wachſen freudiger davon; denn Reinhalten vom Unkraut iſt die erſte Bedingung zum Gedeihen der Erdäpfel. Sind dieſe weit genug herausgewachſen, ſo werden ſie gehäufelt, nicht mit der Hacke, ſondern mit dem *Cultivator*, verſehen mit einem Hakenſchaar und zwey beweglichen Streichbretern, und nur mit einem Pferde beſpannt; die jungen Pflanzen dürfen aber nicht bedeckt werden. Bey nachher erlangter gehöriger Höhe, wird zum zweyten und letzten Mal mit dem nämlichen Cultivator gehäufelt, und nun recht hoch, ſo daſs nur die Spitzen der Pflanzen hervorſtehen. Das Ausnehmen der Erdäpfel geſchieht auch mit dem Cultivator, der auf ein Pfluggeſtell geſetzt und mit zwey Pferden beſpannt wird. Unmittelbar zu Erdäpfeln wird nie gedünget; zweckmäſsige Eintheilung der Felder, verbunden mit Stallfütterung und Abſchaffung der Brache, bey mittelmäſsigem Boden, geben den Ertrag dem Felde wieder, weil er als Futter verwendet wird. Auſserdem würde der Erdäpfelbau im Groſsen von ſelbſt aufhören müſſen, nachdem er zuvor die Felder erſchöpft hat. Der Ertrag war in dem Jahre, in welchem dieſer Aufſatz niedergeſchrieben worden, und in welchem die Erdäpfel in Sachſen beynahe durchgängig miſsrathen waren, in Rochsburg vom Acker zu 300 Quadratruthen, im Durchſchnitt etwas über 150 Säcke, jeder zu 142 Pfund, geweſen. — Rec. wünſcht, daſs die Ökonomen dieſen Aufſatz ſelbſt leſen, und beſonders die Gründe, warum man in Rochsburg das Legen der Keime, ſtatt der ganzen Erdäpfel, vorzieht, prüfen mögen. 3) *Erfahrungen über die Heilung des Brands der Bäume*. Von *C. F. Müller*. Zweyen 20jährigen Birnbäumen warf man die Spitzen ab, pfropfte ſie, und das gelang, die Bäume wurden wieder geſund. Man will den Kreislauf der Säfte im Baume dadurch beweiſen, und zugleich fragt man an: ob dieſes Mittel bey älteren und jüngeren, bey Äpfel- ſowohl als Birn-Bäumen, ſich wohl wirkſam beweiſen würde? Daſs man alte Bäume durch abermaliges Pfropfen verjüngen kann, iſt eine ſehr bekannte Sache; ſie hat aber nicht immer und auch nicht lange vielen Vortheil gewährt. Man pfropfte aber immer tief; wenn daher das höhere Pfropfen auch einen guten Erfolg haben ſollte, ſo dürfte es doch wohl ſehr viel Mühe und Koſten erfodern, einen alten groſsen Baum ſo zu behandeln. 4) *Über das Begieſsen der Gewächſe*. Von *C. F. Müller*. Sehr richtig wird hier der Rath gegeben, die Gewächſe lieber ſelten, aber deſto durchdringender zu begieſsen. Begieſst man ſie oft, und nur oberflächlich: ſo verbreiten ſich ihre Wurzeln nur in der Oberfläche, vertrocknen dann leicht, wenn man verſäumt, ſie ferner zu begieſsen, und die Pflanze leidet. Beym ſeltenern Gieſsen aber gehen ihre Wurzeln mehr in die Tiefe, um da Nahrung zu holen, können alſo oberhalb einen grö-

ſsern Grad der Trocknifs aushalten. 5) *Ein ſonderbarer Hygrometer.* Von *C. F. Müller.* Auſser den bekannten Arten der Hygrometer, als dem Saamen des Wildhafers, verſchiedenen Storchſchnabelarten, und der Gerſte mit ihrer Granne, wird hier ein Hygrometer von *Edgeworth* in England beſchrieben, das aus Tannen- und Fichten-Holz beſtehet, und wozu ihm das Austrocknen der Thüren und Fenſter bey trocknem Wetter, und die Ausdehnung bey feuchtem Wetter, die Veranlaſſung gegeben. 6) *Einige Betrachtungen über ſchmale und breite Ackerbeete.* Von *J. F. R.* Nach vorausgegangener Vergleichung beider Arten giebt der Vf. endlich das Reſultat, daſs, wenn nicht Localität, es ſey in Hinſicht auf die Lage des Erdreichs, das der Acker hat, oder auf die Beſchaffenheit der Beſtandtheile desſelben u. ſ. w. das Gegentheil ganz beſtimmt gebietet, *die breiteren Beete*, bey gehörigem Verhältniſs ihrer Breite zur Länge, den Vorzug vor den ſchmalen verdienen.

X Stück. 1. *Über die Feimen und das Feimenſetzen.* Vom *Herausg.* Nach Anzeige aller der bekannteſten Schriften, die von dieſer Materie handeln, beſchreibt derſelbe die hie und da üblichen Arten der Feimen, giebt Abbildung von ihnen, prüft ſie, zeigt den Vortheil und Nachtheil derſelben, und giebt endlich das Reſultat: daſs es vortheilhafter ſey, Getreide und Heu in Scheunen und Heuböden, als in Feimen aufzubewahren. Bey vergröſserten Erndten ſolle man die Scheunen und Heuböden erweitern, und wo ſich das nicht thun laſſe, und man zu Feimen ſchreiten müſſe, ſolle man die deſſauer oder auch die engliſche Art erwählen, aber bloſs zu Hafer, höchſtens zu Roggen, nicht zu Gerſte und Weitzen. — 2. *Über die ein- oder zweyſährige Herbſtbeſtellung, d. h. Beackerung des Sommerfeldes.* Eine abermalige Empfehlung vom Herausg. dieſer ſchon längſt empfohlenen, aber nur von wenigen Landwirthen befolgten Methode, Sommerfrucht und beſonders Hafer, mit weit gröſserem Vortheil zu erbauen. Dieſe Methode, die in Rec. Gegend überall längſt befolgt wird, beſteht darin: daſs das künftige Sommerfeld nicht im Frühjahr, ſondern bloſs im Herbſt, ein oder zweymal gut und gehörig tief gepflügt, im Frühjahr aber nur geegget, und dann, ſobald als möglich, beſäet werde. — 3. *Beſchreibung einiger ſchädlicher Inſekten.* Vom Dr. *Schwägrichen.* Von einigen Arten der Bremen (*oeſtrus*), Lausfliegen (*Hippoboſca*), die dem Rindvieh, Pferden, Schaafen und Hirſchen nachtheilig ſind; dann von dem dem Buchweitzen ſchädlichen Inſekt, dem *Scarabaeus Fullo*, und einem den Nadelwäldern ſchädlichen Käfer aus dem *genus anthribus Fabr.* mit dem Trivialnamen *varius*, werden hier einige, zwar nicht neue, aber doch für den Ökonomen nicht unwerthe Umſtände der Lebensart dieſer Thiere mitgetheilt, die um ſo mehr intereſſant ſind, da ihre Kenntniſs erſt in neueren Zeiten vervollkommnet, und ſelbige überhaupt noch nicht ſehr oft beſchrieben worden ſind. — 4. *Einige chemiſche Bemerkungen über das Mutterkorn.* Von *C. S. Weiſs.* Aus deſſen Verſuchen ergab ſich, daſs die Entſtehung des Mutterkorns nicht durch Inſektenſtiche geſchehe, ſondern daſs es eine durch Feuchtigkeit und ſchnell darauf folgende Hitze verurſachte pilzähnliche Excreszenz der Getreidekörner ſey. Der Vf. hält daher die Schädlichkeit des Mutterkorns, zumal bey einem geringen Verhältniſſe zu gutem Getreide, für übertrieben. — 5. *Etwas aus der holſteiniſchen Landwirthſchaft.* Von D. *Egge*, mit Anmerkungen des Herausg. Wir bemerken hieraus nur folgendes: Nicht immer iſt befeuchtetes Gras, junger Klee, und andere Blähungen erzeugende Kräuter, die Urſache des Aufblähens oder der Trommelſucht des Rindviehes; denn man hat geſehen, daſs das Vieh im Winter bey Stroh und Spreu, und bey nicht geringer Kälte, plötzlich aufgeſchwollen iſt. Dagegen wird folgendes Mittel mit dem beſten Erfolg empfohlen: In einem Quart ſüſse Milch löſe man ein Stück grüne Seife von der Gröſse einer Wallnuſs auf, und gebe es dem kranken Viehe ein. Dann nehme man einen Pflock, welcher nicht zu dünn iſt, ſtecke dieſen dem Viehe in der Quere, wie ein Gebiſs, ins Maul, und befeſtige ihn mit Seilen an beide Hörner. Hierauf laſſe man das Vieh langſam herumführen. Es wird ſich eine Menge Luft entwickeln und aus dem Halſe aufſteigen, und im kurzen iſt das Vieh geneſen. Sollte es aber nicht mehr gehen können, ſo muſs man es mit einem Strohwiſch reiben.

XI Stück. 1. *Fragmentariſche Beyträge zur Kenntniſs der Fortſchritte, der Veredlung der Schafzucht in einigen königl. preuſſ. Ländern bis zum Jahre* 1804. Vom *Herausg.* Eine Fortſetzung der dieſe Staaten betreffenden zwey Capitel in *Laſteyries* Geſchichte der Einführung der ſpaniſchen feinwolligen Schaafe in die verſchiedenen europäiſchen Staaten, vom Herzog Friedrich zu Schleswig-Holſtein-Beck. — 2. *Über den Übergang von einem Wirthſchaftsſyſtem zu einem anderen, und welche Regeln dabey zu beobachten ſind?* Dieſs iſt ein Anhang zu dem im 4 Stück befindlichen Aufſatz, über die Feldeintheilung und den Fruchtwechſel u. ſ. w. vom Herausgeber. Gewiſs ſind die hier gegebenen Regeln von Landwirthen wohl zu beherzigen, wenn ſie ſich vor Schaden hüten wollen. — 3. *Nachträge und Fortſetzung der im II Stücke gelieferten Nachrichten von Addreſſen für Land- Garten- und Forſtwirthe.* — 4. *Über den Sickiſchen Trokarie- und Schaafpockenimpfungs-Apparat.* Eine bloſse Empfehlung dieſes 1803 bekannt gewordenen Apparats, vom Herausgeber, der ſeiner Meinung nach verdiente allgemeiner bekannt gemacht zu werden. — 5. *Über die Anlage, Erbauung und zweckmäſsige Einrichtung der Schaafſtälle.* Vom *Herausgeber.* Obſchon ſehr gute Vorſchriften dazu bereits vorhanden ſind, auch der Herausgeber ſelbſt mehrere citirt: ſo iſt doch die gegenwärtige keineswegs überflüſſig. Die Durchwinterung der Schaafe im Freyen, nach engliſcher und irrländiſcher Weiſe, hält er in unſeren nördlichen Deutſchlande für ganz unthunlich. — 6. *Über eine verſchiedentlich anzutref-*

Digitized by Google

ſende Gewohnheit, auf ſchlechte Äcker Weitzen ſtatt Roggen zu ſäen, von *Joh. Friedr. Riemann*. Allgemein iſt man der Meinung, daſs der Roggen mit einem ſchlechteren Boden vorlieb nehme, als der Weitzen. Allein der Vf. beweiſet das Gegentheil aus den Gegenden der ſogenannten Hainleite, auch im Thüringiſchen, wo man den Weitzen gewöhnlich in die magerſten Äcker ſäet. Dieſe Äcker haben gröſstentheils einen ſehr lettigen Boden, mit vielen groſsen und kleinen Steinen; die eigentliche tragende Ackerkrume iſt kaum 4 Zoll hoch, und läſst ſich wegen der Steine mit vieler Mühe und nur ſchlecht pflügen. Bey mäſsiger Trockenheit wird der Boden feſt, berſtet ſtark und tief, es entſtehen viele Klümper, die nicht leicht zerfallen. Bey einiger Näſſe verſinkt man tief darein, das Waſſer läuft dem Pflugeiſen nach: in ſolchem ſchlechten Boden dieſer Gegenden gedeihet nie Roggen, aber ſehr gut der Weitzen, noch beſſer der ſogenannte Bartweitzen. Unſtreitig legt den Grund zu dieſer Behauptung die Erfahrung, daſs Winterroggen auf den Äckern weniger Näſſe verträgt, als Weitzen. Möchten doch die Ökonomen auf dieſe Erfahrung aufmerkſam werden!

XII und letztes Stück. 1) *Praktiſche Bemerkungen über Schaafſchur u. ſ. w.*, vom *Herausgeber*. Enthält wenig, was dem praktiſchen Landwirthe nicht ſchon bekannt wäre. Wir fügen einige Bemerkungen bey, welche uns bey Durchleſung dieſes Aufſatzes aufgeſtoſsen ſind. S. 20 ſcheint es, daſs der Vf. den Unterſchied zwiſchen Raude und Grind nicht gehörig zu machen wiſſe, wenn er behauptet, daſs die Schaaſe „*der Raude wegen*" zweyſchürig wären. Dieſs iſt aber in der Regel der Grind, welcher zwar im Äuſseren einige Ähnlichkeit mit der Raude hat, aber ſeiner Natur nach ſehr davon verſchieden iſt, indem er nicht, wie jene, anſteckend, ſondern faſt immer als Eigenthum einer ſehr fetten u. tiefen Weide erſcheint, wie dieſs auch der Fall da iſt, wo man ſogenanntes Schmiervieh hat. S. 28 behauptet der Vf. abermals, daſs die Raude austilgbar ſey und mithin auch das Schmiervieh. Das erſtere iſt zwar richtig aber der Schluſs nicht — weil eben gröſstentheils der Grind, und nicht die Raude, Urſache der Zweyſchürigkeit iſt, und dieſer iſt, unter gewiſſen Localverhältniſſen, nie ganz zu vertilgen. S. 41 rechnet der Vf. im Frühjahre 18—20 St. Schaaſe zu ſcheeren auf einen Mann. Das iſt wohl zu wenig. Nach Rec. Erfahrungen hat kein Mann, ſelbſt bey ſpaniſchen Schaaſen, welche doch in der Regel mühſamer zu ſcheeren ſind, weniger als 30—36—40 Stück in einem Tage geſchoren. — 2) *Über die Abſchaffung des Pferch- oder Horden-Schlags auf den Feldern u. ſ. w.* Der Vf. giebt die Gründe für und wider die Abſchaffung des Pferchs zwar richtig an; aber wir zweifeln doch, ob der Wunſch, daſs der Pferch aufgeſchafft werden möge, bey der Dreyfelderwirthſchaft je wird in Erfüllung gehen, und ob dieſe Erfüllung im Ganzen ſelbſt vortheilhaft ſey. Die Anmerkung über das Pferchrecht wird jeder mit Vergnügen leſen. — 3) *Über die Merino's* (aus der *Bibliothèque britannique*). Ein Schreiben des Hn. *Tollet* an Hn. *Arthur Young*. Der Vf. dieſes Schreibens nimmt die Merino's mit Recht in Schutz, gegen ihre Feinde, deren ſie unter den engliſchen Landwirthen, welche bey der Schaafzucht mehr das Fleiſch als die Feinheit der Wolle berückſichtigen, ſehr viele haben. Für den deutſchen Landwirth bedurfte es aber dieſer Vertheidigung nicht, da es wohl ſchwerlich noch viele geben möchte, welche nicht von den Vortheilen der Merino's überzeugt wären. Auch kann man wohl behaupten, daſs wenigſtens die meiſten ſächſiſchen Landwirthe beſſer von dieſem Gegenſtande unterrichtet ſind, als Hr. *Tollet*. Dieſes Schreiben begleiten einige Anmerkungen des Redacteurs (d. *B. b.*). Was derſelbe über die Baſtardböcke ſagt, ſtimmt nicht mit den in Deutſchland gemachten Erfahrungen überein. Die Regeln aber, welche überhaupt über die Wahl der Zuchtböcke ertheilt werden, ſind vortrefflich, und verrathen einen ſorgſamen und erfahrenen Beobachter. — 4) *Über die Nagelgeſchwüre, woran die Merino's leiden.* Schreiben des Hn. *Dandolo* an den Hn. *Pictet* zu Genf. — Ebendaher. Intereſſant und neu — Ob aber der Vf. ganz richtig dieſe Krankheit von dem ſogenannten Haarwurm unterſcheide, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Uns iſt ſie unter der von ihm beobachteten Form noch nicht vorgekommen, und ſchwerlich würden wir uns zu der von ihm vorgeſchlagenen Operation verſtehen. — 5) *Über den Runkelrüben-Syrup und Rohzuckerbereitung in jeder ländlichen Ökonomie.* Von *Achard*. Schon aus mehreren anderen öffentlichen Blättern bekannt.

Αλx. et J.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Hempel: *Jakob Hellwigs Reiſe nach Dresden*, oder: *So reiſt man mit Nutzen*. Ein Volksbuch zur leichteren Kenntniſs und Anwendung der kurſächſiſchen Landesgeſetze. Für Schulen und für den häuslichen Gebrauch. Von *J. G. D. Schmiedtgen*, herzogl. ſächſ. Rath. 1805. 222 S. 8. (16 Gr.) Obſchon der Titel etwas ganz anderes verſpricht: ſo iſt der Inhalt dieſer Schrift doch von dem Werth, daſs ſie eine groſse Anzahl Leſer verdient. Es iſt keine ſtatiſtiſche Reiſe, ſondern eine ſolche, die in einem gut eingekleideten Geſprächston die Leſer mit denjenigen vorzüglichſten Geſetzen von Kurſachſen bekannt macht, die jeder Landmann und Bürger durchaus zu wiſſen nöthig hat. Die Reiſenden treffen unterwegs bald den, bald jenen an, mit dem ſie lehrreiche Geſpräche über allerhand natürliche, policeyiſche und andere Gegenſtände halten, bey welcher Gelegenheit die Stellen aus den paſſenden Geſetzen auszugsweiſe beygebracht werden. Dieſs iſt allerdings die ſchicklichſte Art, dem Landmanne die Geſetze anwendbar darzuſtellen, beſſer, als wenn ſie nach ihrer weitläuftigen Form ein oder einigemal vor verſammelter Gemeinde vorgeleſen oder ans ſchwarze Bret geheftet werden. Die populärſten ſyſtematiſchen Darſtellungen fruchten noch weniger. Um dieſes Buch auch zum Nachſchlagen zu gebrauchen, iſt ein Regiſter der vorkommenden Geſetze und Verordnungen beygefügt.

W.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Braunes u. Comp.: *Almanach fürs Theater* 1809. Von *Auguſt Wilhelm Iffland*. 1809. 316 S. 12. (2 Rthlr. 16 gr.)

Es iſt erfreulich, einen erfahrnen, kenntniſsreichen Mann über die Ausübung ſeiner Kunſt ſprechen zu hören, und ſeinen Bemerkungen und tiefen Einſichten mit der Betrachtung zu folgen, beſonders wenn, wie hier, ein dreyfacher Beruf den Belehrenden dazu auffodert. *Iffland*, für die Bühne Theoretiker und Praktiker zugleich, und obendrein ſelbſt ſchaffender Dichter, darf vor allen anderen Aufmerkſamkeit und Beyfall, und vorzüglich dankbare Befolgung ſeiner Lehren erwarten, wenn er fortwährend mit jeder Ankunft eines neuen Jahres ſich der Mühe unterzieht, die groſsen Schwierigkeiten der Menſchendarſtellung nach ſeinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen den Genoſſen ſeiner Kunſt ſorgfältig zu zergliedern und vor die Augen zu ſtellen, und gewiſs wird man auch für das folgende Jahr dieſs angenehme Geſchenk nicht verſchmähen. Er eröffnet dieſsmal ſeine Mittheilung mit einer genaueren Erwägung der ſogenannten *undankbaren Rollen*, beſtreitet die herrſchenden Vorurtheile der Schauſpieler in dieſem Punct, und zeigt, wie viel ſich hier in den meiſten Fällen thun, und für ſie gewinnen laſſe. Dieſs macht er beſonders an dem Beyſpiele einer Darſtellung der Herzogin von Friedland, wie ſie *Schillers Piccolomini* und *Wallenſteins Tod* fodern, welche Rolle von Vielen zu den undankbaren gezählt wird, auffallend und überzeugend deutlich, wobey er nicht nur die Schauſpieler, ſondern auch die Zuſchauer und Kritiker zugleich angenehm und geiſtreich unterhält, weil er mit den Schwierigkeiten der Kunſt die Tiefe der handelnden Seele ſelbſt aufthut, und den Schein auf die Sache zurückführt. In ſeiner Abſchilderung, wenn er von den Bewegungen des Körpers ſpricht, ſchauen wir der Herzogin in das Herz; in ihrer Haltung, in ihren Mienen und Geberden tritt ihr ganzer innerer Zuſtand hervor. Indem er auf Würde und den Ausdruck einer erhabenen, ſanften Seele dringt, ſichert er auch hier den Begriff der wahren Schönheit gegen jenen falſchen Schimmer des bloſs ſinnlich-leidenſchaftlichen Reizes. Actionen, Taſchenücher, Winſeln und Jammern, ſagt er, würden alles entkräften. Hier erblicken wir zugleich eine Warnung gegen jenen Ausdruck des Affects, wo dieſer zum leiblichen Schmerze wird, und mit Verzuckungen und Zittern der Hände, mit Schäumen und Kopfſchütteln in das thieriſche Leiden übergeht, wo alle Würde, alle Freyheit, aller Wille, ja alle Menſchheit aufhört. Dergleichen können wir gern Anderen überlaſſen, die mehr ſinnlich als poetiſch ſind. — Nach gleichen Grundſätzen verfährt der Vf. in der zweyten Abhandlung *über körperliche Beredſamkeit*. Er wählt zum Beyſpiele die *Medea* von Gotter, wo zu ſeiner Zeit Madam *Seyler* bedeutend wahr und ſchön in wenigen Zeichen ihren Zuſtand verrieth; während eine andere Schauſpielerin die Wuth der höchſten Leidenſchaft ausdrückte, und die Zuſchauer in eine gleiche Raſerey des Beyfalls verſetzte, welche meinten, daſs es der Teufel nur mit ihr aufnehmen könnte. Die Dinge aber, fügt der Autor hinzu, in denen es der Teufel nur mit ihnen aufnimmt, ſind tragiſche Taſchenſpielerkünſte oder Schalksnarrenſtreiche; dergleichen ſollen dem Herbergsſpuk — dem Teufel — zu Lob und eigen allein verbleiben. — Der dritte Aufſatz: *Über die Bildung der Künſtler zur Menſchendarſtellung auf der Bühne* — handelt vorzüglich vom Räumlichen in der Darſtellung, Entfernung der Perſonen von einander, Gang und Bewegung, und zugleich von den nachhelfenden Kunſtmitteln im Gebrauch der Stimme. — Hierauf folgt ein *Verzeichniſs ſämmtlicher deutſcher(n) Theater und ihrer Mitglieder*, worin auch von manchen ſonſtigen Veränderungen, Ab- und Zugang von Schauſpielern, Gaſtrollen und neu einſtudirten Stücken Nachricht gegeben wird. Dieſs nimmt einen Raum von 108 S. ein, die leider noch durch Druckfehler an Brauchbarkeit hie und da verlieren. — Nach einer fortgeſetzten kurzen Anzeige über *Schillers Todtenfeyer* für deſſen Erben, welcher liebreichen Bemühung zur Abtragung der groſsen Schuld an den verſtorbenen Dichter wir von Herzen guten Fortgang wünſchen, macht den völligen Beſchluſs des Taſchenbuchs: *Die Einung*, Dialog für Geſellſchaftstheater. Es iſt kein eigentlicher Dialog, ſondern zur Übung darin ein Schauſpiel von ſechs Perſonen, eine Familienſcene, worin ein Hausvater die Seinigen bewegt, die Wirthſchaft einzuſchränken, um dem bedrängten Vaterlande ein freywilliges Opfer darbringen zu können. Ein dürres Thema, welches zu beleben auch einem *Iffland* ſchwer fallen muſste. Es hat wenig Spiel und Handlung, und erleidet noch überdieſs durch die Beziehung nach Auſsen in der Geſchloſſenheit, die es haben ſollte, eine gewaltige Störung. Wer ſich daran erbauen will,

muſs es praktiſch auffaſſen, und ſich beſonders an die Worte des Hausvaters halten: „Weg mit allem Tand der verweichlichten Sitte — ich möchte alle Bronzen, und was dazu gehört, gleich vor der Hausthüre öffentlich und jubelnd ausbieten. Je mehr die Sachen auſser Gehalt und Brauch kommen; je mehr ſuchen ſich die Menſchen, und ſie finden ſich, weil ſie ſich brauchen. Überall aufgeregte Herzen, überall erhöhter Wille, der Neid kommt aus der Mode, die Unterſcheidungen thun minder weh, — das ſoll ein Leben werden voll Herz und Ernſt — vivat das Schickſal! Es bringt uns auf die rechte Stelle!" — Bey dem Preiſe des Almanachs muſs man nicht überſehen, daſs drey Porträts und ein illuminirter Kupferſtich von groſsem Umfange, mit dem Zuge nach dem Reichstagspallaſte in Worms, aus *Martin Luther*, zur Zierde mitgegeben ſind, die dem Anblicke einiges Vergnügen gewähren.

T. Z.

1) Leipzig, b. Gleditſch: *Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.* Neunzehnter Jahrgang. 1809. Herausgegeben von *W. G. Becker.* 360 S. 12. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taſchenbuch für das Jahr 1809.* Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. 284 S. 12. (1 Thlr. 12 Gr.)

Vor vielen anderen haben dieſe beiden Taſchenbücher einer günſtigen Aufnahme ſich zu erfreuen, und im Ganzen verdienen ſie auch den beſonderen Beyfall, der ihnen gewiſs auch dieſes Mal wird zu Theil werden. Billigerweiſe darf man mit der Auswahl der Beyträge und mit der Sorge für eine mannichfaltige Unterhaltung zufrieden ſeyn, und man trifft ſogar in beiden Almanachen Einiges an, das auf wahren Kunſtwerth und auf eine mehr als augenblickliche Dauer gegründeten Anſpruch machen kann.

No. 1 zeichnet ſich, wie es von jeher zu thun pflegte, vornehmlich durch eine Mannichfaltigkeit aus, die ſeiner nächſten Beſtimmung aufs beſte entſpricht; es wird faſt Jedermann unter den Erzählungen und unter der Menge von Gedichten etwas antreffen, das ſeinem Geſchmacke angemeſſen iſt, und ſelbſt für den, der weder an dieſen noch an jenen viel Behagen finden ſollte, iſt durch Charaden, Räthſel und Logogryphen hinlänglich geſorgt. — Unter den *Erzählungen* verdient unſtreitig *der Todtentanz* von *Friedrich Kind* den Vorzug; die Darſtellung iſt ſo, wie der Inhalt ſie verlangt, nur iſt dieſer am Schluſſe der Geſchichte nicht recht befriedigend, und die Auflöſung entſpricht der geſpannten Erwartung nicht ganz. — *Die Sonnenaufgangsfeyer der Honoratioren in X*, von *A. G. Eberhard*, unterhält recht angenehm durch mancherley komiſche Situationen und Züge; die Form iſt jedoch zu locker, und der Vf. läſst ſich zu ſehr gehen, ſo daſs es an der gehörigen Harmonie fehlt, und bald hier zu wenig, bald dort zu viel gegeben wird. Gegen den Schluſs wird die Geſchichte ſehr matt, und man erwartet eine weit ſinnreichere Vereitlung des prinzlichen Plans, als die iſt, daſs er ſich verirrt glaubt. — Die altdeutſche Sage *Klein-Friedel*, und das morgenländiſche Mährchen *Hanud*, von *Kretſchmann*, ſind in der bekannten Manier des Vfs. ganz angenehm erzählt. — *Das Brautfeſt*, vom *Herausgeber*, iſt zu wenig belebt und zu einförmig, als daſs man über der Lieblichkeit der idylliſchen Form die Leerheit und Gewöhnlichkeit des Inhalts vergeſſen könnte. Die Darſtellung iſt hell und klar wie das reinſte Waſſer, aber der Stoff iſt eben ſo unpikant, eben ſo ohne Geſchmack wie dieſes Element. —

Die Anzahl der *Gedichte* iſt nicht gering, ſo daſs hier nur von einigen die Rede ſeyn kann. *Luiſe Brachmann* hat, wenn auch nichts Vorzügliches, doch manches Gute geliefert; der Ausdruck verzichtender Schwermuth ſcheint ihr am beſten zu gelingen, wie z. B. in: *der Schmerz, die Grabſchrift.* — *Gramberg* läſst wiederum ſehr liebliche Töne hören, unter anderen in der *Warnung.* Zart gedacht iſt das Sonet: *die Sonnenſtrahlen und die Roſenknoſpe;* aber nicht ſo zart iſt die Ausführung, der etwas Gekünſteltes anklebt. *Haug* giebt, wie ſonſt, manches artige Epigramm, z. B. *Prediger Bulla, an Lelio.* *v. Kyaw* iſt dieſesmal in ſeinen Einfällen nicht ſehr glücklich. Von *Pfeffels* wenigen Beyträgen verdient folgendes Epigramm wegen ſeiner doppelten Pointe ausgezeichnet zu werden:

Der Kirchenſchläfer.

Der taube Rolph ſchläft, wenn der grundgelehrte
Probſt Ulpho predigt, immer ein.
Wie kann doch nur der Mann ſo eitel ſeyn,
Zu thun, als ob er hörte!

Kind's Volkslied: *der Gang in die Pilze* iſt ein treffliches Gedicht, und vielleicht das beſte in der ganzen Sammlung. Eine beſonders gute Wirkung macht die Furchtſamkeit des angeführten Liebhabers. — *Langbein* giebt wiederum einige gut verſificirte Erzählungen zum Beſten. Das Gedicht: *der Schreiner in der Werkſtatt*, iſt aber nicht gelungen. — Von *G. P. Schmidt's* ſinnigen Dichtungen ſcheint *die Rückkehr ins Vaterland* die beſte zu ſeyn. *Schreiber* fährt noch immer getroſten Muthes fort, *Schillern* nachzuſingen, ſo wenig es auch damit gelingen will. *St. Schütze* läſst von neuem manches Schöne in den mannichfaltigſten Weiſen hören. Sehr beluſtigend iſt der mit munterer Laune vorgetragene Schwank: *Hannchen auf der Wacht*, und beſonders glücklich erfunden der Schluſs. Fein und zart ſind die *Gärtnerin* und *vertrauliche Liebe*, von origineller Laune die *Falſche* und *Wenns Zeit iſt*, ſinnreich *Politik*, *Brief auf Asbeſt*, und an *eine ſingende Malerin.* Von *Tiedgen's* Beyträgen iſt wohl der *Koſak und ſein Mädchen* das gelungenſte. Die lange Erzählung *Likas* und *Agle* würde recht hübſch ſeyn, wenn ſie nicht gar zu abenteuerlich wäre. —

In Anſehung der Gedichte ſteht No. 2 dem eben angezeigten nach, übertrifft daſſelbe aber in Hinſicht der Erzählungen. Unter dieſen findet ſich eine,

Digitized by Google

welche als ein ächt künſtleriſches Werk beſondere Auszeichnung verdient — nämlich: *die Rückkehr aus dem Kriege*, von *St. Schütze*. In dieſer Novelle herrſcht eine epiſche Beſonnenheit, eine klare Anſchaulichkeit, und eine durchgängige Haltung des Grundtons, wie man nur ſelten antrifft. Die einfache und ruhig anhebende Geſchichte verknüpft ſich unvermerkt und ohne der poetiſchen Wahrſcheinlichkeit etwas zu vergeben, zu einem höchſt ſeltſamen Labyrinthe, aus dem ſich der Ausgang nicht ahnden läſst, und eben ſo ſinnreich entwirren ſich wiederum die mannichfaltig verworrenen Fäden; das, was die bunte Verwirrung hervorbrachte, löſet ſie auch wieder auf, und die Liſtigkeit, die ſich nur zu dienen glaubt, muſs am Ende allen zum Vortheil gereichen. Am ergötzlichſten iſt die eben ſo originell als glücklich erſonnene Geſchichte da, wo ſie gleichſam auf ihrem Gipfel ſteht — in dem Moment, wo der Feldwebel ein fremdes Kind für ſein eigenes anerkennt, und von ſeinem wahren nichts wiſſen will. — Die Erzählung: *der Schiffer und ſeine Braut*, von der *Verfaſſerin der Maria Müller*, iſt eine einfach rührende Geſchichte, mit angemeſſener Einfachheit und Herzlichkeit ſehr gut vorgetragen. — *Die Briefe einer jungen Malerin von Minna S.* ſind anziehend geſchrieben, und nicht ohne Darſtellungstalent, beſonders weiſs die Verfaſſerin mit wenigen Zügen einen Charakter anſchaulich zu bezeichnen. — *Die beiden Locken*. Ein idylliſches Gemälde von *Amoene Otto*, iſt ein wenig geſchwätzig und zu ſüſs liebelnd, als daſs es viele Leſer befriedigen könnte. In dieſen drey Erzählungen ſtöſst man hin und wieder auf Sprachunrichtigkeiten, die man aber den talentvollen Verfaſſerinnen gern zu gute hält. — *Die Rohrflöte*. Volksmährchen von *H—h*. Eine geiſtreich vorgetragene Geſchichte, aber kein eigentliches Mährchen. Das Mährchenhafte, ſtatt das Ganze zu beleben, kommt erſt am Ende gleichſam als ein *deus ex machina* hinzu; jedoch iſt die Anwendung deſſelben ſinnreich genug. — *Die Nachleſe für meine Levana*, von *Jean Paul*, enthält manche ſchöne Bemerkung über die Kunſt des Erziehens. Hier eine kurze Stelle zur Probe: „Es iſt kein Zirkel des Schlieſsens und Hoffens, wenn man, da die jetzige Zeit (des deutſchen Vor- oder Nachwinters) eigentlich nichts heiſst, als die jetzige Menſchheit, gleichwohl von ihrer Pflege eine verbeſſerte Menſchheit erwartet und fodert; denn dieſs iſt eben das Schöne im Menſchen, nämlich die Allmacht ſeiner Liebe, daſs die liebenden Ältern dem Kinde eine Sittlichkeit einimpfen wollen, die ihnen ſelber gebricht — daſs jeder, um ſein Kind beſſer zu haben, als er ſelber iſt, ihm beſſere Beyſpiele giebt, als er nachahmt, ja, daſs mancher fähig wäre, hart vor der Hölle wieder umzukehren, bloſs damit ihm ſeine Kleinen nicht darein nachlieſen. Dazu treibt auſser der Liebe noch das Bewuſstſeyn, daſs man unter allen Verträgen keinen leichter zu brechen die Vollmacht hat, als den mit dem — Teufel, da jedem das Gewiſſen jede Minute ſagt: du ſollſt und kannſt dich zu einem Eden-Adam zurückſchaffen und zu einer Eden-Eva. Hat er hingegen eine *fremde* Freyheit in die Sünde und ins Joch gethan: ſo kann ſeine eigene für keine zufällige Verbeſſerung haften, obwohl für die eingeimpfte Verſchlimmerung." — *Die Monate der Liebesgötter*. Commentar an Pſyche, von *Z.*, iſt bey allem Aufwand von Witz und Gelehrſamkeit durchaus miſsrathen. — *Die Miſcellen* von *Adolph Wagner* ſuchen ihre Leerheit hinter einer vornehm wichtig thuenden Miene zu verſtecken, die gern imponiren möchte. — An *Gedichten* hat *Z.* das Meiſte und manches Gute geliefert, wie z. B. das *Sonet* und die *Elegie*, von welchen jenes einen originellen Gedanken enthält. Fein und zart iſt der *Flatterer*. — In *Mächlers* kleinerem Kreiſe von Familiengedichten möchten die beiden erſten wohl die beſten ſeyn. — *Die Lieb' am Brunnen*, von *St. Schütze*, iſt allerliebſt; das naiv Scherzhafte ſcheint dieſem Dichter vornehmlich zu gelingen. Das Kupfer dabey iſt eine wahre Abſurdität. — Die Gedichte von *Friedrich Thierſch* und von *Karl Beſſeldt* ſind Verſuche, die nicht viel verſprechen. — Was die Kupfer betrifft, ſo ſteht dieſer Almanach dem *Becker*ſchen ſehr nach, welcher ſich dagegen in dieſer Rückſicht rühmlich auszeichnet.

Re.

1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Concerto pour le Piano-Forte*, composé et dedié à Mons. et Mad. *Widal*, par *J. L. Duſsek*. (2 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Concerto pour la Flûte avec accomp. de l'orcheſtre etc.* par *A. E. Müller*. (2 Thlr.)

3) Ebendaſelbſt: *Concerto pour le Baſſon avec accomp. de l'orcheſtre etc.* par *Kummer*. (1 Thlr. 8 Gr.)

4) Ebendaſelbſt: *Variations pour un Baſſon principal avec accomp. de l'orcheſtre etc.* par *G. H. Kummer*. (16 Gr.)

5) Leipzig, b. Hoffmeiſter u. Kühnel: *Concerto pour la Flûte-traverſière avec accomp. de 2 Violons 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Baſse* etc. par *J. F. Taubert*. Oeuvre I. (1 Thlr. 8 Gr.)

6) Ebendaſelbſt: *Concerto pour la Flûte-traverſière avec accomp. de 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Baſse etc.* par *J. F. Taubert*. Oeuvre II. (1 Thlr. 8 Gr.)

7) Ebendaſelbſt: *Variations pour la Flûte-traverſière, 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Baſse*, comp. par *J. F. Taubert*. Oeuvre II. (16 Gr.)

8) Ebendaſelbſt: *Variations pour la Flûte-traverſière, 2 Violons, 2 Hautbois, 2 Cors, Alto et Baſse etc.* par *J. F. Taubert*. Oeuvre III. (16 Gr.)

Das unter No. 1 angezeigte Concert fürs Fortepiano von Hn. *Duſſek* iſt in der Tonart *g* moll geſetzt, und die Begleitung beſteht, nächſt den gewöhnlichen 4 Stimmen für die Bogeninſtrumente, aus 2 Hörnern, 2 Flöten, 2 Clarinetten, 2 Fagotten und aus 2 Trompeten nebſt den Pauken.

Ungeachtet der einzelnen harten Stellen dieſes Kunſtwerkes, die theils aus einem ſehr freyen Ge-

Digitized by Google

brauche der Wechſelnoten oder des ſogenannten irregulären Durchganges, theils und hauptſächlich aus verſchiedenen der öfteren Ausweichungen in entfernte Tonarten hervorgehen, deren man ſich häufig zu bedienen ſeit einiger Zeit angefangen hat, und ungeachtet eines gewiſſen Grades von wilder Ungebundenheit der Phantaſie, die ſich in allen 3 Sätzen dieſes Tonſtückes ausſpricht, iſt dennoch nicht zu leugnen, daſs dieſes Concert unter die ſehr wenigen Tonſtücke dieſer Gattung gehört, die ſeit der Erſcheinung der *Mozart*'ſchen Concerte ſich durch Originalität auszeichnen und für den Kenner anziehend ſind. Offenbar iſt dieſes Kunſtwerk Ausfluſs des Genies — eben ſo offenbar aber auch Ausfluſs eines Genies, dem entweder Zaum und Zügel läſtig ſind, oder dem es noch an dem höheren Grade der Cultur mangelt, welchen Ausbildung des Geſchmacks, Kunſtphiloſophie und eigene ruhige Kritik gewähren. Ohne Zweifel iſt dieſes auch die Urſache, warum dieſes Concert, bey den vielen ſo ſcharf ins Auge ſpringenden Geniefunken, keinen entſchiedenen Totaleindruck macht, und keinen beſtimmten Nachklang in der Seele des Zuhörers zurückläſst. — — Was würde der Vf., deſſen Geſchicklichkeit auf dem Inſtrumente man allgemein bewundert, auch als Tonſetzer leiſten können, wenn er ſich bemühen wollte, die originellen und mit reichen Umgebungen verſehenen Bilder ſeiner Phantaſie zu einem beſtimmteren Ideale reifen zu laſſen, anſtatt ſie noch allzu ungeregelt zu verarbeiten!

Das erſte *Allegro* (ein weit ausgeführter Satz im $\frac{4}{4}$ Tacte) iſt dem Vf. am vorzüglichſten gelungen. Das Adagio (in es dur, $\frac{3}{4}$ Tact) würde eine hervorſtechendere Wirkung thun, wenn das Gefühl des Rhythmus durch die Begleitung nicht zu ſehr verwiſcht, und dadurch die Faſslichkeit des Ganzen erſchwert worden wäre. Das Rondo behauptet ſich vorzüglich durch das Intereſſante des Hauptſatzes und durch die verſchiedenen Verſetzungen deſſelben in der Begleitung.

Der Vortrag der Concertſtimme verlangt einen ſehr fertigen und präciſen Spieler, der zugleich vollkommen tactfeſt ſeyn muſs, wenn es dem Orcheſter gelingen ſoll, die Begleitung gut auszuführen.

Auch das Concert No. 2 für die Flöte vom Hn. Muſikdirector *Müller* (in d moll, mit Hörnern, Hoboen, Fagotten, Trompeten und Pauken) verliert ſich nicht unter das gewöhnliche Machwerk der Concerte für Blasinſtrumente. Man vermiſst zwar in dieſem Tonſtücke die Originalität, wodurch ſich das vorhergehende auszeichnet; man verkennt aber in demſelben weder den gebildeten Künſtler, noch den Tonſetzer, der das Alltägliche und Abgenutzte zu vermeiden weiſs. Es empfiehlt ſich vorzüglich durch genauen Zuſammenhang der Melodie (die nicht, wie in den mehreſten Tonſtücken dieſer Gattung, aus allenthalben zuſammengerafften Gliedern beſteht) und durch die Art der Begleitung, die den mit der Harmonie vertrauten Tonſetzer verräth. Übrigens iſt es für Flötenſpieler berechnet, welche die reine Intonation der Töne auch in den für dieſes Inſtrument ungewöhnlicheren Tonarten völlig in ihrer Gewalt haben; für ſolche fallen die anſcheinenden Schwierigkeiten der Concertſtimme weg, weil alles, ſo wie es ſich von dem Vf. auch nicht anders erwarten läſst, ſehr applicabel geſetzt iſt.

In dem erſten Allegro iſt die Ausführung des Satzes ſehr muſterhaft. Nur würde Rec. in dem erſten Solo deſſelben die Wiederholung der ganzen Paſſage, die ſchon vom 75ſten bis 87ſten Tacte gehört wird, und die in der Folge mit dem 106ten Tacte von Neuem beginnt, in einem und eben demſelben Solo des Concerts, und zwar auf eben denſelben Tonſtufen, vermieden haben. — Im dritten Tacte des cantabeln Satzes, der mit dem 56ſten Tacte dieſes erſten Solo anhebt, hat der Vf. in der Grundſtimme den Ton b, der eigentlich ſchon in dem dritten Viertel anſchlagen ſollte, bis zum vierten Viertel verſchoben, und dadurch in den beiden äuſserſten Stimmen zwey ſehr unangenehm aufs Ohr wirkende Quinten herbeygeführt, die bey der Wiederholung des Satzes im 66ſten Tacte für das Ohr noch beleidigender werden, weil hier die Soloſtimme von der erſten Violine in der Octave unterſtützt wird. Weil dieſer Satz ſchon in dem erſten Ritornelle zweymal gebraucht iſt, und auch in der Folge bey dem Eintritte der harten Grundtonart nochmals vorkömmt: ſo iſt es um ſo weniger begreiflich, wie dem Vf. dieſe grelle Quintenfolge hat entgehen können.

Der zweyte Satz dieſes Concertes iſt ein *Andante grazioſo* in g dur, Viervierteltact; und der letzte, ein *Rondo alla polacca* in d dur. Der Raum erlaubt es aber hier nicht, in die Zergliederung dieſer Sätze einzugehen.

Die übrigen oben angezeigten ſechs concertirenden Tonſtücke gehören in diejenige Claſſe der Kunſtwerke, bey welchen die Kritik gemeiniglich eben ſo wenig zu loben, als zu tadeln findet. Es gehet in denſelben alles den gewöhnlichen und gebahnten Weg; jedoch gehören ſie allerdings unter die beſſern Werke, die dieſen Weg einſchlagen. Daher wird auch die Herausgabe derſelben denjenigen Concertſpielern willkommen ſeyn, denen es an einer hinlänglichen Anzahl von Concerten zur nöthigen Abwechslung mangelt.

ch.

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Felix und Leonore, oder die unglücklichen Coloniſten auf St. Domingo.* Aus dem Franzöſiſchen des Hn. *Berthier* frey überſetzt von *Keſsler*, groſsherzogl. badiſchem Hauptmann. Neue Aufl. 1808. 1ſter Th. VI u. 278 S. 2ter Th. 294 S. 8. (2 Thlr.)

Berlin, b. Maurer: *Karl Wilh. Ramlers kurzgefaſste Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums.* In 2 Theilen, nebſt einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollſtändiges Regiſter enthält. M. 14 K. 2te Aufl. 1808. XVIII u. 570 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER, 1808.

PÄDAGOGIK.

Hamburg, b. Schmidt: *Briefe über die Erziehung für das häusliche Leben*, von *J. A. Minder*, des hamb. Miniſterium Candidaten. Erſtes Bändchen. 1808. 103 S. 8. (8 Gr.)

Hr. *M.* beſtimmt ſeine Briefe denjenigen Ältern, welche überzeugt ſind, daſs ſie weder für Geld noch gute Worte den Kindern einen anderen Vater und eine andere Mutter erhandeln können, denen es aber an Zeit und Gelegenheit mangelt, durch ſyſtematiſche und wiſſenſchaftliche Schriften über Pädagogik ſich zu belehren, und die dennoch etwas im populären Tone darüber zu leſen wünſchen. Er rühmt vorzüglich den Sinn der Hamburger für das häusliche Leben: es iſt erfreulich in einer groſsen Handelsſtadt und zu einer Zeit, wo die Familienbande täglich lockerer werden, dieſen zu bemerken. Doch Hr. *M.* hat von unſerem Zeitalter eine ganz andere Anſicht: er erwartet von deſſen höherer intellectueller Cultur die Annäherung zur gröſseren Häuslichkeit. Möge ſeine Erwartung nicht getäuſcht und die Häuslichkeit, bey welcher der Menſch von mehr als einer Seite gewinnt, eifrig befördert werden! — Der Vf. entwickelt die Vortheile der Familienerziehung, und ſucht zu beweiſen, daſs ſchon die frühere Erziehung auf die Tugenden des Familienlebens und den Sinn für die Freuden deſſelben ſorgfältig hinwirken müſſe. Hierauf theilt er ſeine Gedanken von der Erziehung überhaupt anſpruchslos mit: ihr Hauptzweck ſey religiös-moraliſch; ſie müſſe nach feſten Grundſätzen unternommen werden, von denen man nie abweichen dürfe, ob man gleich allerdings auf die Individualität der Kinder Rückſicht zu nehmen habe. Rec. ſcheint die Erziehung ſo unendlich ſchwer nicht zu ſeyn, und er meint: Erziehung ſey nichts anderes, als bloſse Entwickelung der Naturkräfte und der natürlichen Fähigkeiten: ſie iſt eine Schöpferin in dem Sinne, wie die Dichtkunſt es iſt; ſie ſchafft nicht den Stoff, ſondern nur die Formen. Jeder Bildner muſs das Holz kennen, welches er ſchnitzen will, nach deſſen Eigenſchaft muſs er ſich richten, gegen die Natur kann er nicht handeln. Wenn auch Hn. *M's.* Bemerkungen, Beobachtungen und Erfahrungen mancher Berichtigung und Einſchränkung bedürftig ſind: ſo hat er doch in der Hauptſache gewiſs Recht. Immer iſt es uns angenehm, unſere Ideen, wenn ſie einen intereſſanten Gegenſtand betreffen, an Anderer Ideen zu prüfen, wir mögen dieſe mit den unſrigen übereinſtimmend finden oder nicht; und wir ermuntern den Vf., das zweyte Bändchen dieſer gut geſchriebenen Briefe uns bald mitzutheilen, überzeugt, daſs es der Leſer, wie das erſte, bey manchen Stellen nicht unbefriediget aus der Hand legen wird. Ad.

Fürth, im Büreau f. Lit.: *Der deutſche Schulfreund mit Beziehung auf Franken.* Eine Quartalſchrift von *Carl Georg Friedrich Goes*, Hoſpitalprediger zu Windsheim und Pfarrer zu Kühlsheim. Erſtes Stück. 1803. 144 S. Zweytes Stück. 128 S. Drittes Stück. 1804. 172 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Jedes Stück dieſer nunmehr geſchloſſenen Zeitſchrift enthält eine längere, oder zwey kürzere Abhandlungen; auf dieſe folgen 2 bis 4 Recenſionen „*auserleſener*" Schul- und Erziehungs-Schriften; hiſtoriſche Nachrichten über Schul- und Erziehungs-Angelegenheiten, Bildungsanſtalten, ſo wie die Schickſale verdienter Schulmänner, Auszeichnungen, Anekdoten u. dgl. ſollen, nach dem Plane des Herausgebers, den Beſchluſs machen. Um die Leſer mit dem Werthe dieſer Zeitſchrift bekannt zu machen, will Rec. den Hauptinhalt mit kurzen Bemerkungen begleiten.

Das 1 *Stück* enthält eine Abhandlung: *Über Volksaufklärung mit beſonderer Rückſicht auf Franken, ihre Mängel und deren Urſachen.* Der Vf. handelt nicht ſowohl über Volksaufklärung im Allgemeinen, ſondern bezieht dieſen Begriff nur auf Religion und Ökonomie, und läſst ſich bloſs darauf ein, ſolche Thatſachen aufzuſtellen, wodurch die „*Einſeitigkeit* und *Particularität*" der Volksaufklärung bewieſen wird. Der Vf. leiſtet dieſs recht gut, auch hat dieſes Thema wenig Schwierigkeit; es leuchtet ſehr bald einem Jeden ein, der das Volk in Hinſicht auf religiöſe Vorſtellungen nur mäſsig beobachtet hat. Wenn der Vf. S. 12 die Gleichgültigkeit gegen Religion als einen Gegenſtand allgemein gewordener Klagen der Religionsfreunde bemerkt, und ſie für eine beklagenswerthe *Verſtandesverirrung* und für *kein erfreuliches Zeichen aufſtrebender Volkserleuchtung* erklärt: ſo meint Rec. dagegen, ſie ſey beides. Sie iſt ähnlich dem Benehmen desjenigen, der bisher in dicker Finſterniſs ruhete, ſich jetzt in der Dämmerung erhebt, und ohne zu wiſſen, woran er iſt, umhertappt. Von S. 13 an redet der Vf. über die Aufklärung des Volks in Hinſicht auf Ökonomie. Das Reſultat dieſer langen Zuſammenſtellung einzelner Bemerkungen iſt

Digitized by Google

Es ſind in Franken gute Fortſchritte gemacht, aber es iſt noch viel zu thun übrig. Dieſes Reſultat bedurfte einer ſo weitläuftigen Auseinanderſetzung in einem *pädagogiſchen* Journale keineswegs. Sind doch ſogar ökonomiſche Recepte angeführt! — Zweckmäſsiger iſt, was der Vf. in der Folge über die Urſachen des Mangels an Aufklärung, und die Mittel ſagt, ihr entgegen zu arbeiten. Endlich wird alles auf fehlerhafte Schulverfaſſung und Volkserziehung hingeleitet. — Die Recenſionen, ſo wie die hiſtoriſchen Nachrichten, welche jedes Stück beſchlieſsen, bleiben hier unberührt.

2 *Stück. I. Über den Gemeingeiſt, ſeine Natur und Wirkung, Pflege und Verbreitung.* Der Gegenſtand iſt von anerkannter Wichtigkeit, und in ſofern als der Vf. pädagogiſche Winke zur Belebung des Gemeingeiſtes giebt, enthält dieſe Abhandlung allerdings ein ſchickliches Thema für dieſes Journal; nur wäre zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. ſich bloſs hierauf eingelaſſen, und z. B. die Unterſuchung der Aufgabe, ob der Gemeingeiſt in monarchiſchen Staaten Statt finden könne, und mehr dergleichen unberührt gelaſſen hätte. Auf eine genaue Beſtimmung deſſen, was er unter *Gemeingeiſt* verſtehe, läſst er ſich nicht ein. Es mag wahr ſeyn, daſs die Beförderung der Aufklärung, der Religioſität und Moralität zur Belebung des Gemeingeiſtes beytrage: aber der rechte Punct ſcheint damit gerade nicht getroffen. Denn man kann eben ſo wahr ſagen, daſs Gemeingeiſt ſich ſehr wohl in ſolchen Staaten anſiedeln könne, die unaufgeklärte, bigotte und keineswegs ausgezeichnet moraliſch gute Bürger haben. Wenn der Egoismus das Oppoſitum des Gemeingeiſtes iſt, und durch den Druck der Regierung und der Armuth begünſtigt wird: ſo möchte der Gemeingeiſt am beſten nur da gedeihen können, wo Verfaſſung und Regierung den Wohlſtand deutlich begünſtigen. Ein anderes Mittel findet der Vf. in der Verbeſſerung der Erziehung. Nach manchen trivialen Bemerkungen empfiehlt er beſonders Belehrung über die Vorzüge des Vaterlandes in phyſiſcher und ſtaatsbürgerlicher Hinſicht. Er hat Recht; nur müſſen dieſe Belehrungen nicht auf erſonnene Vorzüge gehen, damit die Jugend auch ihre Ältern in demſelben Ton des Vaterlands- und Regierungs-Lobes geſtimmt und ſpäterhin nicht etwa gar ſelbſt finde, daſs jene Belehrungen nur auf Dichtungen beruhten. Selbſt alle patriotiſchen Volkslieder, von denen der Vf. eine Schul- und Kirchen-Sammlung wünſcht, dann die Beredſamkeit der Prediger, die Beyſpiele des Patriotismus aus fernen Gegenden und Zeiten, die Nationalfeſte und öffentlichen Denkmäler, alles dergleichen möchte, ohne die obige Vorausſetzung, etwa wirken, wie ein Glas Wein auf die Gemüthsſtimmung des Trinkers.

Drittes Stück. 1) *Über nothwendige Verbindung des Induſtrieſchulweſens mit den Bürger- und Elementar-Schulen.* Im Eingange ſucht der Vf. den Satz zu erweiſen, daſs der Menſch nicht nur zum Menſchen, ſondern auch zum Staatsbürger erzogen werden müſſe; woraus er dann den Schluſs auf die Nothwendigkeit der Induſtrieſchulen macht. Jener Satz iſt an ſich ſehr einleuchtend, wenigſtens wird er durch des Vfs. Blicke auf den Staatsbürger Roms und Griechenlands nicht einleuchtender. Der Schluſs aus jenem Satze auf die Nothwendigkeit der Induſtrieſchulen, um dadurch dem Staate arbeitſame Bürger zu ſchaffen, ſcheint dem Rec. nicht ohne Zwang gezogen. In jenem Satze liegt nur, daſs unſere Schulen es nicht bloſs auf Bildung des Menſchen anlegen ſollen — womit es noch nie Noth hatte — ſondern daſs ſie bey dem zu ertheilenden Unterrichte auf die Rolle Rückſicht zu nehmen haben, welche die Jugend nach den Schuljahren übernehmen wird. Es liegt nicht darin, daſs ſie die Rolle ſelbſt ſchon einüben ſollen. Ob jene Rückſicht nun gerade durch Induſtrieſchulen befriedigt werden müſſe, iſt eine ganz andere Frage, deren Bejahung in jenem Satze nicht liegt. So wie hier, ſo auch in der Folge fehlt es dem Räſonnement des Vfs. oft an Bündigkeit. Nach ihm ſcheint der Hauptnerv des Staats, die Induſtrie, zu erſchlaffen ohne — Induſtrieſchulen. Ach, in ſolchen Schulen liegt nur ein geringer Theil der Spannung jenes Nervens, das hätte ihm ſein ehrliches Nürnberg deutlich beweiſen können, das ſchon ſeit ſo vielen Jahren ohne Induſtrieſchulen voll bewunderungswürdiger Induſtrie war und iſt, und ganz daſſelbe hätte ihn ein Blick auf England lehren können. Sind die Engländer darum ſo warme Patrioten, ſo gewandte Kaufleute, und ſo thätige Fabricanten und Manufacturiſten, können ſie ſich darum in dieſe ſtaatsbürgerlichen Rollen ſo gut finden, weil ihre Schulzeit darauf berechnet iſt? Sind ſie darum ſo induſtriös, weil ſie in Induſtrieſchulen erzogen werden? Rec. iſt gerade nicht gegen dergleichen Anſtalten, — ſie können recht nützlich und beſonders in gröſsern Städten nothwendig ſeyn, — nur vergeſſe man in ihnen nicht die Rechte der Kindheit, nur verabſcheue man dabey jede finanzielle Speculation für den Staat, nur werde man der phyſiſchen und geiſtigen Bildung der Jugend nicht nachtheilig, und gebe, ſo bald man Fabrikarbeit beabſichtigt, ihre *allgemeine* Ausführbarkeit auf. Auch ſchrieb Rec. das Obige nicht nieder, um Hn. G. zu widerlegen; er wollte nur andeuten, daſs viele Pädagogen auf eine merklich kurzſichtige Art zu viel auf ihre Schultern nehmen, wenn ſie das Wohl der Welt und des Staats immer nur gar zu gern von dem Schulweſen ableiten. Es liegen ſo viele und ſo durchgreifende Hauptmomente auſser der kurzen und gewöhnlich ſo bald vergeſſenen Schulzeit, die den Charakter eines Volks zum Patriotismus und Gemeingeiſt, oder zum Egoismus und Engſinn, zur Induſtrie oder zur Trägheit u. ſ. w. hinlenken, daſs man manche Pädagogen wohl einmal darauf hinweiſen, und ſie an Staatsverfaſſung, Regierung, geographiſche Lage u. dgl. ja wohl gar an Steinkohlen erinnern darf.

Erſt weiterhin ergiebt es ſich aus dem Vortrage des Vfs., daſs er von landwirthſchaftlicher Induſtrie redet, wenn er von der Nothwendigkeit der Ind. Schulen ſpricht. Er gieb Gründe für dieſe Noth-

Digitized by Google

wendigkeit an, die aus der Lage des Volks hergenommen ſind. Manche möchte der Rec. nicht unterſchreiben. Glaubt er z. B., die Landleute, welche die Bildung ihrer Kinder zur landwirthſchaftlichen Induſtrie übernehmen, ſeyen nach aller Erfahrung dieſem Geſchäfte nicht gewachſen, folglich müſſe durch Induſtrieſchulen ihnen zu Hülfe gekommen werden: ſo mag es allerdings richtig ſeyn, daſs die uralte gleichſam aus dem Boden geſchöpfte Erfahrung der Landleute das *non plus ultra* der ökonomiſchen Kunſt nicht in ſich ſchlieſse. Aber wie ſteht es, wenn des Vfs. Grund anwendbar auf die Landleute gemacht werden ſoll? Wird die Theorie der landwirthſchaftlichen Induſtrie-Schule, ſelbſt mit praktiſchen Verſuchen verbunden, wohl im Stande ſeyn, das feſtgewurzelte Verfahren zu verdrängen? Steht nicht die Jugend unter den Ältern, muſs ſie ſich nicht nach den Schuljahren willig in das ökonomiſche Verfahren derſelben fügen? Wie leicht iſt überdieſs die Schule vergeſſen, und wie leicht raubt ein einziges miſslungenes ökonomiſches Experiment der Induſtrie-Schule alles Anſehen und Zutrauen! Der Bauer verſteht nach ſeiner Meinung dergleichen Sachen beſſer als hundert Schulmeiſter; er lacht über ſie und ihre Schule, und ſeine Söhne lernen bald mitlachen. — Übrigens verkennt Rec. den Werth dieſer Abhandlung keinesweges; ſie iſt leſenswerth, und der Vorſchlag des Vfs. hat in ſo fern etwas Eigenes, als er namentlich nur auf *landwirthſchaftliche* Induſtrie-Schulen gerichtet iſt. — 2) *Bekenntniſſe, Erfahrungen und Verſuche eines Jugendlehrers.* Von *Fr. Muck*, Pred. zu Mt. Ippesheim. Dieſer Aufſatz enthält viel Praktiſches und wird vielen Jugendlehrern ſehr willkommen ſeyn. —

Der obige Inhalt giebt deutlich zu erkennen, daſs der Herausgeber ſeiner nützlichen Abſicht, vortheilhaft auf das Schulweſen ſeiner Provinz zu wirken, in obigen Heften immer treu geblieben iſt. Von ihm ſind die meiſten Abhandlungen. Möchte er in künftigen Schriften das Wortreiche ſeines Styls mäſsigen, das zu Bekannte nicht berühren, oder doch weniger erweitern! Eine Rüge verdient Hr. G., wenn er in der Vorrede bey dem Verſprechen, ſein Schulfreund ſolle *populär* ſprechen, einen Seitenhieb auf die Puriſten wagt, und ſich ſo vernehmen läſst: „Sollte dem Schulfreunde dann und wann ein fremdartiges, eingebürgertes Wörtchen entfallen — hoffentlich wird er dadurch den Rigorismus der Herren Puriſten nicht reizen (und doch fodert er ſie ſelbſt auf und reizt ſie ſelbſt), zumal da er nicht nur Männer von groſser Autorität längſt zu Vorgängern hat (beweiſet nichts), ſondern dergleichen naturaliſirten Wörtern eben nicht ſelten eine gröſsere Präciſion und mehr Wohlklang (!) beywohnt, als ſo vielen vermeintlich *rein deutſchen*, welche dem Purismus ſo erſt von der Drehbank, wohl gar, *ſalva venia*, vom —ſtuhl gefallen ſind.“ Rec. mag das Wort nicht ganz hinſchreiben. Es verräth wenig Einſicht in den Werth der Bemühungen der ſogenannten Puriſten, zu denen ſich Rec. nicht zählen darf; aber wohl eine ſich ſelbſt ausſprechende Geſchmackloſigkeit, wenn man ſich eine ſolche Plattheit verzeihen kann. Und dieſs ſagt ein Mann, der das impure, oft ſo unnöthig impure Deutſch nicht einmal richtig ſchreibt; dem nicht bloſs die ausländiſche, ſondern auch die inländiſche Unreinigkeit der Landſchaft anklebt, der ſein *förderſamſt* und *beede* auf S. 7 und 15 miſsklingen läſst; der ſtatt überhaupt, oder überall *in alle Wege*, mehrmahls *ins Aug ſpringen*, *noch bereits* ſt. bis jetzt, ſchreibt!

yn.

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Dresden, b. Gerlach: *Der Geſellſchafter für die Jugend auf ländlichen Spaziergängen.* 1tes bis 5tes Bändchen. — Vom 3ten Bändchen an auch unter dem Titel: *Ökonomiſches Bilderbuch, oder hiſtoriſch bildliche Darſtellung der Landwirthſchaft* u. ſ. w. Mit 104 colorirten Kupfern. 1802. 1803. 1804. Jedes Bändchen 110 bis 120 S. Taſchenformat. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 16 gr.)

2) Halle, in d. Rengerſchen Buchhandl.: *Technologiſche Spaziergänge*, oder *Geſpräche eines Vaters mit ſeinen Kindern über einige der wichtigſten Erfindungen* von *Gottfried Groſse*, Prediger zu Wolmirsleben. 2tes Bändchen. 1806. 274 S. 8. (20 Gr.)

Die erſten beiden Bändchen von No. 1 enthalten die Beſchreibung der gewöhnlichſten einheimiſchen Bäume, Sträuche, Getreidearten, Gemüſe und Handelspflanzen. Mit dem dritten Bändchen erhielt das Buch den Haupttitel: *Ökonomiſches Bilderbuch*, 1tes Bändchen; dabey iſt jener erſte als Nebentitel beybehalten und mit drey fortgezählt. Dieſes *ökonomiſche Bilderbuch*, von dem Rec. die drey erſten Bändchen vor ſich hat, enthält im 1ſten Bändchen die Landwirthſchaft überhaupt; den Landbau überhaupt, und den Getreidebau; im zweyten Bändchen die Cultur verſchiedener zum Ackerbau gehöriger Gewächſe, und den Wieſenbau; im 3ten Bändchen den Garten- und Wein-Bau. In den folgenden Bändchen, die Rec. noch nicht geſehen, kömmt die Viehzucht, das Forſtweſen, die Jagd, Fiſcherey, Bienenzucht, der Seidenbau, das Torfſtechen, Ziegelbrennen, Kalkbrennen und Steinbrechen an die Reihe: ſo daſs mit dem 8ten Bändchen das Ganze beſchloſſen iſt.

Der Fleiſs des Verfaſſers iſt nicht zu verkennen. Seine Abſicht bey der Abfaſſung dieſes Buchs war, jungen Leuten eine allgemeine hiſtoriſche Anſicht von den ſämmtlichen Gegenſtänden der Landwirthſchaft im weitern Sinne zu geben. Seine Verfahrungsart entſpricht dieſer Abſicht im Ganzen recht gut, und nur hie und da ſcheint er dem Rec. ſich etwas zu weit ins Einzelne eingelaſſen zu haben. Auch der Verleger hat das Werkchen äuſserlich ſehr gut ausgeſtattet, und durch eine Menge niedlicher Bilder ausgeſchmückt. Es kömmt demnach nur auf die Jugend an, ob ſie Intereſſe für ein Buch mitbringt, das durch keine Geſchichten unterhält, ſondern nur die Wiſsbegierde befriediget. Wo dieſe nicht ſchon iſt, da werden die Bilder betrachtet werden, das Buch ſelbſt wird ungeleſen bleiben.

Digitized by Google

Rec. ſagte oben, der Vf. habe fleiſsig gearbeitet, dieſs iſt gewiſs: aber ſeine Quellen mögen vorzüglich nur Bücher geweſen ſeyn; als praktiſcher Kenner würde er manche Unrichtigkeiten vermieden haben. Z. B. von der Birke ſagt er, ſie gebe einen Saft, der faſt wie Wein ſchmecke. Dieſs iſt falſch, dagegen bekannt, daſs ſich ein ſehr guter Wein daraus machen läſst, und daſs das Birkenwaſſer in England auch zum Bierbrauen benutzt wird. Das Holz des zahmen Apfelbaumes ſey nur brauchbar zum Brennen, das Holz des Kirſchbaumes tauge dagegen zum Brennen nicht. Dieſs iſt unrichtig; das erſte iſt ſehr brauchbar für Schreiner und Drechsler, das letztere ſteht an Güte als Feuermaterial zwiſchen Fichten- und Buchen-Holze. Von der groſsen Menge veredelter Stachelbeerſorten weiſs der Vf. nichts. Beym Dreſchen des Getreides läſst er die Quantität der Garben, die zu einem Stroh genommen werden, ſich richten nach der Zahl der Dreſcher, ſtatt nach dem Raume der Tenne und der Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit der die Ähren rein zu bringen ſind. Ferner läſst er nach jedem ausgedroſchenen Stroh das Getreide gleich reinigen. So lautet wenigſtens ſeine Angabe, ob er dieſs gleich nicht hat ſagen wollen. Den ſpaniſchen Klee läſst er viermal hauen; man iſt ſchon ſehr zufrieden, wenn er nur zwey gute und einen kleinen Hieb giebt. Die Lucerne giebt er für den nahrhafteſten Klee aus, und läſst ihn nur 4 Jahr dauern. Beides iſt falſch. Eben ſo fälſchlich läſst er Eſparcette dreymal ſtatt zweymal hauen und nur 5 Jahr dauern. Schon dieſs Wenige wird hiereichend ſeyn, um obiges Urtheil zu begründen.

Der Vf. von No. 2 unterhält die Jugend in dieſem 2 Bändchen über die *Witterung*, das Barometer, die Wetterpropheten unter den Thieren, die Poſt, den Telegraph, die Magnetnadel, den Taback, die Muſik, die Landcharten, das Porzellan, das Naturaliencabinet, die Kunſt zu ſchwimmen, über die Feuermaſchine und das Salz. Er läſst ſich nicht bloſs auf technologiſche Darſtellung der Gegenſtände, ſondern zugleich auf die Geſchichte ihrer Erfindung ein.

Man darf nur wenige Seiten leſen, ſo erkennt man in dem Vf. den gewandten Jugendfreund, der ſeinen Stoff vollkommen beherrſcht, ſelbſt das Trockne durch Munterkeit des Tons, durch hiſtoriſche Data und durch leicht anſchauliche Darſtellung angenehm und intereſſant zu machen verſteht. Die meiſten Gegenſtände, die der Vf. hier behandelt hat, ſind für die Jugend ziemlich trockner Natur; und dennoch wird, zwar nicht das Kind — für dieſes kann das Buch gar nicht beſtimmt ſeyn — aber gewiſs der angehende Jüngling, der das Denken ſchon liebgewonnen, die Schrift faſt durchaus ſehr unterhaltend finden. Sehr glücklich weiſs der Vf. die Beſchreibung der Maſchinen auf die Hauptſache zu beſchränken, um dadurch jede Verwirrung und langweilende Erklärung zu umgehen. Man leſe z. B. ſeine Darſtellung der Feuer- oder Dampf Maſchine. Schade, daſs er bey dieſer Fertigkeit, wie es ſcheint, dergleichen Beſchreibungen perhorreſcirt, und z. B. von der Einrichtung des Telegraphs gar nichts ſagt, die Fabrication des Tabaks ganz übergeht u. dgl. — Der Vf. verdient alle Aufmunterung. Soll Rec. ſeine Schrift claſſificiren: ſo gehört ſie in der Claſſe der angenehm belehrenden zu den beſten.

ya.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Schödel: *Beyträge zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und der Thorheiten gelehrter Männer.* 1804. IV u. 84 S. 8. (8 Gr.) So wenig auch der Titel dieſer Schrift verſprechen möchte: ſo enthält ſie doch manche intereſſante Bemerkung. Es werden darin die oft ſonderbaren Meinungen und Behauptungen gelehrter Männer aufgeſtellt. Einige kleine Anekdoten von *Antonius le Grand*, *Chriſt. Kortholt*, *Mauritii*, *Lactantius*, *L. Coquens*, *Moebius* u. a. machen den Anfang, ſind aber von geringem Gehalte. Merkwürdiger iſt der folgende Aufſatz. *Jac. Horſt*, Prof. in Helmſtädt, unterſucht (1594) den Zahn eines ſchleſiſchen Knaben, der angeblich Gold ſeyn ſoll, auf die verſchiedenſte und genaueſte Art, ſogar mit dem Probierſtein, und findet: daſs es ein wirklich goldener Zahn ſey. Die Schlüſſe und Folgerungen, die Hr. *H.* hieraus gezogen hat, zu leſen, iſt gewiſs der Mühe werth. Rec. könnte zur Charakteriſtik des Dr. *Horſt* manchen Beytrag liefern. Er beſitzt unter anderen ſeine *wunderbarlichen Geheimniſſe der Natur.* Der Vf. hat in den 5 Band mit eigener Hand folgende Worte geſchrieben: „Dieſes Buch ſoll niemand leſen, als der nicht ein gottesfürchtiger frommer Geſell und Ehemann iſt, denn wer es miſsbraucht, der wird es vor Gott ſchwer zu verantworten haben." — Auf die Geſchichte des goldenen Zahnes folgt etwas von *Lipſius* und *Buddeus*; dann ein ſchöner Beytrag zur Policey in Madrid, der ein Beweis iſt, wie weit die Ärzte daſelbſt 1760 in der Aufklärung gekommen waren. Eine Abhandlung von *Galilei*: Vertheidigung und Widerruf ſeines Syſtems, macht den Beſchluſs und gewährt ebenfalls eine angenehme Unterhaltung ♂.

Leipzig, b. Steinacker: *Anweiſung, das Pedal der Orgel zu treten.* Theoretiſch und praktiſch erläutert. Für Organiſten in Städten und Dörfern. 1804. 20 S. 4. (8 Gr.) So vollkommen auch Rec. im Allgemeinen mit der Meinung des unbekannten Vfs. dieſer zwar kleinen, aber ſehr nützlichen Schrift übereinſtimmt, daſs es nöthig ſey, auf dem Inſtrumente, dem man ſich widmet, die gröſste Fertigkeit zu erlangen, damit man im Stande ſey, das Leichtere deſto beſſer und präciſer zu ſpielen: ſo muſs dennoch der Grad dieſer zu erlangenden Fertigkeit von der natürlichen Beſchaffenheit eines jeden Inſtruments begrenzt werden. So wenig man den Clarin-Spieler zumuthen wird, daſs er, um die für ſein Inſtrument paſſenden Soloſätze gut vorzutragen, auf der Trompete Flötenconcerte üben müſſe: eben ſo zweckwidrig iſt es in Hinſicht auf das Spiel der Orgel, wenn man von dem Organiſten verlangt, Paſſagen aus Claviterconcerten auf dem Pedale zu üben. Daher kann Rec. den in dieſem Werke von S. 15 bis zum Schluſſe vorgeſchriebenen Übungsexempeln ſeinen Beyfall nicht ſchenken. Nicht einmal zu gedenken, daſs unter Tauſenden kaum einer dahin gelangen kann, dieſe Sätze deutlich herauszubringen, würde die Übung ſolcher der Natur und dem Zwecke des Pedals widerſprechenden Schwierigkeiten den mehreſten angehenden Orgelſpielern, bey der ohnehin überhand genommenen Sucht, bloſs durch mechaniſche Fertigkeit zu glänzen, mehr nachtheilig als vortheilhaft ſeyn, und das ohnehin anjetzt faſt bis zur Ohnmacht hingeſunkene Orgelſpiel würde durch Uebungen ſolcher Art noch eine ſchiefere Richtung bekommen.

Alles übrige dieſes kleinen Lehrbuchs iſt ſo beſchaffen, daſs es nicht bloſs angehenden Orgelſpielern, ſondern ſelbſt ſolchen Organiſten anempfohlen werden kann, die ſich einer mangelhaften Pedal-Applicatur bedienen.

— o —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 21 DECEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. kurf. ſächſ. Zeitungs-Expedition u. b. Richter, u. Wien, b. Geiſtinger: *Allgemeine Annalen der Gewerbskunde*, oder *Allgemeines phyſikaliſch-botaniſch-mechaniſch-chemiſch-ökonomiſch-techniſches Magazin der neueſten in- und ausländiſchen Erfahrungen, Verbeſſerungen, Erfindungen und Berichtigungen, nebſt hinlänglichen Anzeigen aller erſcheinenden technologiſchen Schriften.* Zum Gebrauch für Staatsmänner, Fabricanten, Manufacturiſten, Mechaniker, Künſtler, Kaufleute, Okonomen, Handwerker, und allerley Liebhaber. Verfaſst von mehreren Gelehrten und herausgegeben von M. *Johann Chriſtian Hoffmann*, der ökonomiſchen Societät zu Leipzig Ehrenmitglied. *Erſter Band.* 1803. 702 S. u. 11 Kpf. *Zweyter Band.* Herausgegeben von *Hoffmann*, *Jäger*, *Buſchendorf* und *Klett.* 1803. 340 S. u. 8 Kpf. *Dritter Band.* Herausgegeben von *Hoffmann*, *Buſchendorf* und *Klett.* 1—6 H. 1804. 308. S. u. 9 Kpf. 4. (Alle 3 Bände 9 Rthlr.)

Man kennt die Abſichten, welche die Herausgeber ſolcher Sammlungen, wie die vor uns liegende iſt, bey der Ausarbeitung und Bekanntmachung derſelben haben, ſchon zu gut, als daſs es nöthig wäre, ſie hier aufs neue zu wiederholen; wir halten uns alſo nicht dabey auf, ſondern gehen gleich zur Anzeige dieſer Annalen ſelbſt über. Wir können uns indeſſen nicht verbindlich machen, alle Aufſätze und Abhandlungen, die Hr. H. in ſeine Annalen aufgenommen hat, zu nennen, oder wohl gar den weſentlichſten Inhalt derſelben anzugeben; ihre Anzahl iſt zu groſs, als daſs wir in unſerer Zeitung dazu genug Raum hätten; überdieſs ſind auch mehrere hier abgedruckte Nachrichten und Beobachtungen ſchon aus anderen in Deutſchland herausgekommenen Schriften, Magazinen u. ſ. w. hinlänglich bekannt, und ſie können, wie einige andere hier mitgetheilte Bemerkungen, die eben nicht von groſser Bedeutung ſind, ganz mit Stillſchweigen übergangen werden. Wir ſchränken uns daher nur auf einige der wichtigeren Aufſätze ein.

Beſchreibung und Abbildung einer erbauten Pendeluhr von fünf Rädern, welche Secunden, Minuten, Stunden und Datum zeigt, ſchlägt und 14 Tage lang in einem Aufzuge geht. Erfunden von Hoffmann. Der Vf. redet zuerſt von einer von *Franklin* angegebenen, nur mit 3 Rädern verſehenen, und doch Secunden, Minuten und Stunden anzeigenden Pendeluhr, und beſchreibt dann eine von ihm erfundene Uhr, die faſt eben ſo einfach als jene iſt, mehr als andere gleich einfache Uhren leiſtet, und deren Zifferblatt ſo beſchaffen iſt, daſs es weder das Auge beleidigt, noch zu Verwirrungen Anlaſs geben kann. Die Beſchreibung dieſes Kunſtſtücks iſt durch Zeichnungen erläutert, und die Erfindung verdient wohl geprüft zu werden. *Vom Hartriegelbeerenöle.* Die Beeren des wilden Cornelbaums oder des Hartriegels, wie man dieſes Gewächs auch an einigen Orten nennt, geben, wenn man ſie, ohne ſie erſt erwärmt zu haben, einem ſtarken Drucke ausſetzt, eine anſehnliche Menge fettes, hellgrün gefärbtes Öl, das geruchlos iſt, keinen unangenehmen Geſchmack hat, und ſowohl zur Bereitung des Sallats als zur Verfertigung einiger in der Wundarzneykunſt und in anderen Künſten anwendbarer Producte, z. B. des Schwefelbalſams, der Seife, des Firniſſes u. ſ. w. ſehr brauchbar iſt; es ſcheint alſo an Orten, wo man es leicht haben kann, die Stelle anderer ſchmieriger Öle recht gut vertreten zu können. *Vortheilhafter Gebrauch des Klebers für Maler, Lakirer und andere Künſtler*, von *Cadet.* Der Vf. empfiehlt den aus Waizenmehle geſchiedenen und dann in die ſaure Gährung übergegangenen Kleber zur Bereitung eines geiſtigen Firniſſes auf Glas, Papier, Holz u. ſ. w.; auch benachrichtigt er die Leſer, daſs er eine Auflöſung des Klebers in Weingeiſte zum Malen, beſonders mit vegetabiliſchen Farben, angewendet und gefunden habe, daſs dieſe Malerey feſt am Glaſe hänge, geſchwind trockne und keinen übeln Geruch verbreite. *Neues auf phyſikaliſchen Grundſätzen beruhendes Verfahren, den Bernſtein ohne groſsen Verluſt ſeiner hellen Farbe zu ſchmelzen.* Das hier empfohlene Verfahren iſt etwas langweilig, und wenn man es bey ſehr ins Groſse gehenden Verſuchen befolgen will, wird man, fürchten wir, Schwierigkeiten finden, welche den glücklichen Fortgang der Unternehmung zu hintertreiben im Stande ſind; indeſſen kann man, dünkt uns, den Vorſchlag des Vfs. dann mit Vortheil benutzen, wenn man den Agtſtein zur Verfertigung guter Firniſſe vorbereiten, und ihn beſonders zu hellen Firniſſen anwenden will. *Einige nützliche Erinnerungen wegen Pflanzung und häuslichen Gebrauchs des Tabaks, für Tabakspflanzer, Tabaksfabricanten und Ökonomen*, von *Laubender.* Die Rathſchläge, die Hr. L. hier den Tabakspflanzern ertheilt, und die ſich, wie es ſcheint, auf ei-

Digitized by Google

gene Beobachtungen ſtützen, verdienen allerdings berückſichtiget zu werden. Wenn aber der Vf., um den Landmann zur Pflanzung des Tabaks anzureizen, ſich auch auf die mediciniſchen Tugenden des Tabaks beruft, und behauptet, daſs dieſe Pflanze ein ſehr erſprieſsliches Heilmittel wider mehrere Krankheiten der Menſchen und der Thiere ſey, deſſen man ſich, ſo wie einer daraus bereiteten Tinctur u. ſ. w. oft innerlich und äuſserlich mit groſsem Nutzen bedienen könne: ſo hat er wohl nicht recht bedacht, was er ſagt; der Tabak iſt freylich ein Arzneykörper, aber ein ſolcher, der nicht ſo unbedingt, wie hier geſchehen iſt, empfohlen werden darf, und deſſen, zumal innerlicher, Gebrauch groſse Überlegung fodert, deren der Landmann nicht immer fähig iſt; Hr. *L.* hätte alſo wohl beſſer gethan, wenn er an dieſem Orte der Heilkräfte des Tabaks nicht gedacht, ſondern bloſs in ökonomiſcher Hinſicht von ſeinem Gegenſtande geſprochen hätte. *Leicht ausführbarer Vorſchlag, die beym Bleichen angewendeten Alkalien wieder zu gewinnen, und dadurch das Bleichgeſchäft wohlfeiler zu machen.* Ein Nachtrag zu Hn. *Weſtrumb's Bemerkungen und Vorſchlägen für Bleicher.* Hr. *Hoffmann*, der Vf. dieſes Aufſatzes, macht erſt einige nicht ungegründete Erinnerungen wider die Ausführbarkeit eines von Hn. *Weſtrumb* gethanen Vorſchlags, die Verwandlung einer ſchon gebrauchten Aſchen - oder Pottaſchen-Lauge in gute Bücklauge betreffend, und empfiehlt dann zur Verſtärkung einer ſolchen entkräfteten alkaliſchen Flüſſigkeit die Gradirung durch Dornenwände oder durch Sonne und Luft; er theilt zugleich ſeine Gedanken über die Einrichtung ſolcher Gradiranſtalten mit, und erläutert ſeine Vorſchläge, die uns nicht unausführbar zu ſeyn dünken, durch einige Zeichnungen. *Über das Ranzigwerden der Öle, und wie ſolche zu reinigen, nebſt einer bequemen Vorrichtung, das Öl vom Waſſer zu ſcheiden.* Hr. *Thenard* glaubt die Urſache des Ranzigwerdens der ſchmierigen Öle in der nahen Verwandtſchaft des Sauerſtoffs zum ſchleimigen Beſtandtheile dieſer Öle und in dem Übergange jenes Weſens in dieſelben gefunden zu haben; er nimmt deſshalb an, daſs man, um ein ſolches Öl wider das Verderben zu ſichern, weiter nichts thun dürfe, als es von ſeinem Schleime zu befreyen, und er meint, daſs man dieſe Abſicht durch Schütteln eines friſchen Öles mit mäſsig warmem Waſſer, oder mit einer Miſchung aus etwas Schwefelſäure und Waſſer, und durch nachherige Trennung des Oles von der dazu geſetzten Flüſſigkeit, recht gut erreichen könne. Hr. *Chaptal* und Hr. *Hoffmann* beſtätigen dieſe Angabe des Hn. *Th.*, und wir wünſchen, daſs ſie auch bey anderen, mehr ins Groſse gehenden Verſuchen die Probe beſtehen möge. *Anweiſung, wie ein Anfänger in der Bienenzucht die weiblichen Arbeitsbienen kann kennen, und ſie von den männlichen unterſcheiden lernen,* von *Mattuſchka*, *mit Anmerkungen* von *Lucas.* Der Vf. liefert hier einen Nachtrag zu ſeinen neuen Entdeckungen und Beobachtungen über die Bienen und ihre Zucht, und bemüht ſich vorzüglich, die äuſserlichen Kennzeichen, wodurch ſich die von ihm für Männchen erklärten Arbeitsbienen von den ſogenannten Näſchern unterſcheiden, gut zu beſtimmen und deutlich anzugeben. Hr. *Lucas* hat ebenfalls mehrere, dieſen Gegenſtand betreffende Beobachtungen gemacht, und er verſichert, daſs ſie mit denen, welche Hr. *M.* mitgetheilt hat, ſehr übereinſtimmen. *Cadet de Vaux, d'Arcet* und *Taillepied, von der Malerey mit Milche.* Der zuerſt genannte Gelehrte handelt ſowohl von der wäſſerigen, als von der harzigen Milchmalerey, und beſchreibt die Verfahrungsarten, die man befolgen muſs, wenn man die Milch mit Vortheile zum Malen benutzen will; Hr. *d'Arcet* beſtätiget das, was Hr. *Cad. de Vaux* von der Anwendbarkeit der Milch zur Malerey geſagt hat, durch eigene Verſuche, und Hr. *Taillepied* verſichert gleichfalls, daſs ihm ſeine Arbeiten, die er in der Hinſicht unternommen hat, um mit Milch eine graue und weiſse Farbe hervorzubringen, vollkommen geglückt ſind, und er glaubt daher, daſs man dieſe Erfindung, vorzüglich zu der Freſcomalerey, gut anwenden könne. *Über die Wartung, Verpflegung und Maſtung des Viehes.* Dieſer Aufſatz, der unter anderen auch die Reſultate einiger Erfahrungen und Beobachtungen der Herren *Sachſe* und *Mettler*, zweyer im Königreiche Sachſen rühmlichſt bekannter praktiſcher Ökonomen, in ſich begreift, enthält mehrere ſehr gute Regeln, die Wartung und Fütterung des Viehes, die Benutzung der Kartoffeln u. ſ. w. betreffend, und er verdient daher der Aufmerkſamkeit der Landwirthe empfohlen zu werden. *Laubender Beantwortung der Fragen: Warum findet das Torfbrennen noch nicht überall eine gute Aufnahme? Welches ſind die Mittel, dieſe Aufnahme zu befördern? und wie iſt die Torfaſche in der Feldwirthſchaft am beſten zu verwenden?* Der Vf. findet den Grund, warum der Torf noch nicht überall zum Brennen angewendet wird, in der Unwiſſenheit der Bürger und Landleute, und er hat, um beſonders die letzteren mit dieſem Brennmaterial genauer bekannt zu machen, dieſe Abhandlung ausgearbeitet. Wir geſtehen, daſs wir manche gute, obſchon nicht neue, Bemerkung in derſelben angetroffen haben, doch gilt das, was Hr. *L.* im Allgemeinen vom Torfe ſagt, nicht von allen Arten dieſes Brennſtoffes, und die Rückſtände, die dieſelben geben, ſind oft ſehr von einander verſchieden, und folglich auch nicht immer zu den Abſichten brauchbar, wozu ſie hier empfohlen werden. Überhaupt iſt der Gegenſtand, von dem Hr. *L.* redet, ſchon von anderen Schriftſtellern, deren Werke bekannt genug ſind, beſſer und gründlicher, als hier geſchehen iſt, behandelt worden, und wir zweifeln, daſs die an ſich gute Sache des Torfs durch den Vortrag unſeres Vfs. etwas gewonnen hat. *Von der Bereitung des Siegellacks.* Der Herausgeber theilt mehrere Vorſchriften zur Verfertigung des Siegellacks mit, die er theils bloſs aus anderen Schriften entlehnt, theils aber auch geprüft und gut befunden hat. Wir erinnern nur, daſs uns einige

Digitized by Google

Materialien, z. B. das *Aurum pigmentum*, das mineraliſche Turbith u. ſ. w., die als Zuſätze zu einigen Arten des Lackes vorgeſchrieben werden, nicht gut gewählt zu ſeyn dünken, daſs die Lacke, zu welchen dieſe Farbekörper geſetzt worden ſind, der Vorwurf, daſs ſie auf die Geſundheit derer, die ſich derſelben zum Siegeln bedienen, nachtheilige Wirkungen haben können, gewiſs mehr trifft, als andere Arten des Lackes, und daſs alſo jene Zuſätze nicht ſo unbedingt, wie hier geſchehen iſt, hätten empfohlen werden ſollen. *Mancherley Bemerkungen über die Branntweinblaſen, nebſt einem Vorſchlage, die Kühlgeräthſchaften in den Brennereyen auf eine ganz neue Weiſe vortheilhaft zu benutzen, und einer einfachen Einrichtung, das Anbrennen der Möſche zu verhüten.* Die Vorſchläge zur beſſeren Einrichtung der Blaſenhüte und der Kühlgeräthſchaften, zum Gebrauche des Thermometers und Barometers beym Branntweinbrennen, zur Benutzung der Wärme, welche der emporſteigende Dunſt bey ſeiner Verdichtung abſetzt, zur Verhütung des Anbrennens des Gutes in der Blaſe u. ſ. w., die hier gethan werden, ſind zwar zum Theile nur Einfälle, doch ſtützen ſie ſich allerdings auf richtige Grundſätze, und ſie verdienen daher von Branntweinbrennern geprüft zu werden. *Praktiſche Anweiſung zum Tabacksbaue.* Hr. *Whiſtling*, der Vf. dieſes Aufſatzes, zeigt ſeinen Leſern mit Aufrichtigkeit alle Vortheile an, die er beym Tabacksbaue im Groſsen gehabt hat, und beſchreibt zugleich mehrere wichtige Beobachtungen, die von ihm bey der Betreibung ſeines Geſchäftes, beſonders auch in Rückſicht der Benutzung des Tabacksſaamenöls zum Brennen, der an den Stengeln der Tabackspflanze wachſenden Blätter zur Aufbauung der Salpeterwände, zur Verfertigung einer braunen Brühe zum Färben des Leders u. ſ. w., gemacht worden ſind. Der ganze Aufſatz und ſeine Fortſetzung iſt praktiſch nützlich, und die Leſer, die von den Lehren des Vfs. Anwendung zu machen Gelegenheit haben, werden, hoffen wir, ſich künftig mit mehr Glücke, als vielleicht bisher der Fall geweſen iſt, mit dem Tabacksbaue, ſo wie mit der Zubereitung der Blätter zu Rauch- und Schnupf-Taback, und zur Verfertigung guter Tabacksarten mit und ohne Sauce, beſchäftigen. *Etwas über öltragende Pflanzen, und Anleitung zu einem vortheilhaften Anbaue des Saflors, als einer öltragenden Pflanze, von Wh.* Der Saflor hat, wie in dieſer Abhandlung dargethan wird, weder ſolche Feinde, wie der Rübſen und der Raps haben, noch verlangt er ein ſo gutes Erdreich, wie der Lein und der Dotter erfodern; er kommt vielmehr auch auf einem ſchlechten Boden recht gut fort, und verſpricht dem, der ihn anpflanzt, eine ſehr ergiebige Ausbeute. Der Vf. zieht daher dieſe ölgebende Pflanze anderen Vegetabilien, die, um Öl daraus zu ſchlagen, erbauet werden, vor, und wünſcht, daſs mehrere Ökonomen ſie häufiger, als bisher geſchehen iſt, anpflanzen, und des Gewinnſtes, der ſich mit Grunde von ihr erwarten läſst, theilhaftig werden mögen. *Über das Abhüten der Saat bey gefrornem Erdboden, und über das Abſchröpfen derſelben im Herbſte, von einem praktiſchen Ökonomen im Coburgiſchen.* Der ungenannte Vf. hat einige Verſuche angeſtellt, um zu entdecken, ob es beſſer ſey, die Saat im Herbſte abzuſchröpfen, oder ſie im Spätjahre bey gefrornem Erdreiche durch die auf den Acker getriebenen Schaafe abhüten zu laſſen, und er hat gefunden, daſs, wenn der Getreideſaame im Herbſte auch noch ſo groſs ſey, das Abſchröpfen dennoch nichts tauge, das Abhüten mit den Schafen hingegen beſſer ſey, der gröſste Vortheil dem Landmanne aber dann erwachſe, wenn er weder dieſes, noch jenes thut. Wir geſtehen, daſs wir uns in einigen Fällen gar keinen Schaden durch das Schröpfen oder Abhüten der jungen Saat zugezogen haben, und wir glauben alſo, daſs die Folgerung, die der Vf. aus ſeinen Erfahrungen herleitet, einige Einſchränkung zuläſst; indeſſen ſind die hier angegebenen Thatſachen nicht ganz unwichtig, und ſie verdienen mit denen, welche andere Landwirthe über den nämlichen Gegenſtand geſammlet und bekannt gemacht haben, zuſammengehalten zu werden. *Über hölzerne Siedegefäſse, und beſonders über eine dauerhafte hölzerne Kochgeräthſchaft, die in jeder Haushaltung mit Nutzen zum Erhitzen der Flüſſigkeiten angewendet werden kann.* Der Herausgeber beſchreibt erſt kürzlich die von *Neumann* und *Lampadius* angegebenen hölzernen Kochgeräthſchaften, dann theilt er ſeine Gedanken über die Einrichtung und den Gebrauch derſelben mit, und thut zugleich einige Vorſchläge, durch deren Befolgung, wie er glaubt, dieſe Geräthſchaften vervollkommnet und gemeinnütziger gemacht werden können. Die Erfahrung hat allerdings bewieſen, daſs man ſich, ſelbſt im Groſsen, ſolcher Geräthſchaften mit Vortheile bedienen kann, und es iſt wohl möglich, daſs ſie, wenn man ihnen die hier vorgeſchlagene Einrichtung gegeben hat, den Abſichten, die man dadurch erreichen will, noch beſſer als die, von welchen man bisher Gebrauch gemacht hat, entſprechen. *Buſchendorfs Abbildung und Beſchreibung eines neuen, wohlfeilen, einfachen, leicht tragbaren, in allen Fällen anzuwendenden geometriſchen Inſtruments.* Die Einleitung, die der Vf. der Beſchreibung ſeines Meſsinſtruments vorausſchickt, iſt etwas weitläuftiger gerathen, als eben nöthig geweſen wäre; das Werkzeug ſelbſt aber, von dem hauptſächlich geredet wird, iſt in der That ziemlich einfach, und ſcheint zu vielen geometriſchen und trigonometriſchen Übungen ſehr brauchbar zu ſeyn. *Neues geheimes Schloſs, deſſen geheimer Schluſs unzählige Mal abgeändert und dem Beſitzer immerfort geſichert werden kann, von Berard.* Dieſes Schloſs hat eine ſolche Einrichtung, daſs es nur von dem Beſitzer allein, und zwar geſchwind und ohne Mühe, geöffnet werden kann; es iſt überdieſs ſehr einfach und gleichwohl ſo beſchaffen, daſs das Öffnungsgeheimniſs nach Willkühr ſich verändern, oder wenigſtens ſo vervielfachen läſst, daſs ſelbſt der Verfertiger deſſelben es nicht aufzuſchlieſsen im Stande

iſt, weil er nicht weiſs, welche von den möglichen Öffnungsarten jetzt anwendbar iſt u. ſ. w. Die Erfindung iſt wirklich ſinnreich, und es läſst ſich wohl auch Nutzen davon erwarten. *Rohe und ungereinigte Wolle mit Indigo dauerhaft blau zu färben*, von *Favier*. Die Weiſe, mit Indigo zu färben, die Hr. F. hier bekannt macht, hat bey Hn. *D..r*, der dieſen Aufſatz eingeſendet hat, nicht Grade gefunden, er tadelt dieſelbe vielmehr, und ſchlägt dagegen folgendes Verfahren vor: Man nehme einen Theil geſtoſsenen Indig, reibe ihn mit Waſſer ab, ſetze zwey oder drey Theile Farinzucker oder Mohrrübenſaft und zwey Theile friſch gelöſchten Kalk dazu, erwärme dieſes Gemenge allmählich faſt bis zum Kochen, gieſse die klare Flüſſigkeit vom Bodenſatze ab, verdünne ſie mit 3 oder 4 Theilen blutwarmen Waſſers und lege dann die vorher von allem Schmutze gereinigte Wolle in dieſes Färbebad, und arbeite ſie damit unter einander; wenn ſie eine hinlänglich volle grüne Farbe zeigt, ſo wird ſie ausgedrückt, an der Luft ausgebreitet, und ſobald ſich die grüne Farbe in eine blaue verwandelt hat, in flieſsendem Waſſer oder in einem ſchwachen Seifenbade gereinigt und getrocknet. Dieſes Verfahren ſey, ſagt Hr. *D..r*, in Betreff der Anwendung des Indigs zu dauerhaften Farben, das zweckmäſsigſte, und beſonders denjenigen, die nicht eigentlich Profeſſion von der Färbekunſt machen, zu empfehlen. *Über das Salzen der Butter, und wie das dazu gebräuchliche Salz auf eine einfache Weiſe zu verbeſſern iſt.* Die Butter muſs, wenn ſie recht gut gerathen ſoll, nicht nur durch gehöriges anhaltendes Auswaſchen, ſondern auch durch Schmelzen und Abſchäumen bey gelindem Feuer, von allen käſigen Theilen ſorgfältig befreyet, und dann mit einem Salze, das nicht leicht Feuchtigkeit aus der Luft anzieht, vermiſcht werden; es ſey am beſten, ſagt der ungenannte Vf., das zum Salzen der Butter beſtimmte Küchenſalz mit einer gleich groſsen Menge filtrirten Regen- oder Fluſs-Waſſers zu übergieſsen, das Gefäſs, worin ſich dieſe beiden Dinge befinden, lebhaft zu ſchütteln, nach einigen Tagen die Auflöſung durch ein grobes Tuch zu gieſsen, ſie ſo von dem zurückgebliebenen Salze zu ſcheiden, dieſes zu trocknen, und es dann zu der erwähnten Abſicht zu verwenden; in England ſalze man, fügt er noch hinzu, auch Butter mit einem Gemiſche aus zwey Theilen guten Küchenſalzes, einem Theile Salpeters und einem Theile Zuckers, und man nehme gegen 12 Pfund Butter 1 Pfund von dieſer klar geſtoſsenen Zuſammenſetzung u. ſ. w. *Beſchreibung und Abbildung einer einfachen Vorrichtung, wodurch die Talglichter nicht nur weit heller brennen, ſondern auch gar nicht geputzt werden dürfen*, von *S.* Der Vf. giebt den Leſern, die gern recht hell brennende Lichter haben und der Mühe des Putzens überhoben ſeyn wollen, den Rath, das Licht auf dem Leuchter ſo zu ſtellen, daſs es einen Winkel von 45 Graden macht; er ſchlägt zugleich einen Leuchter vor, der das Licht in einer ſolchen Stellung erhält, und erläutert ſeine Angabe durch eine Zeichnung. *Eſſen zu fegen und brennende Eſſen zu löſchen.* Dieſer Aufſatz enthält eine kurze Anzeige der unlängſt unter dem Titel: Einziges untrügliches Mittel, eine jede brennende Eſſe augenblicklich zu löſchen, daſs daraus weder für die Hausbeſitzer und Nachbarn, noch für das Haus ſelbſt, der mindeſte Schaden entſtehen kann u. ſ. w. herausgekommenen Schrift, und die Empfehlung einer Miſchung aus 3 Unzen geſtoſsenen Schieſspulvers, 8 Unzen Schwefelblumen und 1 Pfunde zerriebenen Salpeters zum Löſchen brennender Eſſen. Dieſes Pulver, deſſen Gebrauch der ungenannte Vf. zugleich beſchreibt, ſey, verſichert er, zu dem angegebenen Zwecke weit beſſer, als bloſser Schwefel, und es verdiene daher allgemein bekannt zu ſeyn. *Über die farbige Materie des Flachſes*, von *Jäger*. Der Vf. beurtheilt erſt die Meinungen, die *Rozier*, *ô Reilly* und andere Gelehrte über die Natur des farbigen Weſens im Flachſe, und über die Urſache, warum daſſelbe beym ſogenannten Röſten zerſtört werden ſoll, gehegt haben, und theilt dann ſeine auf ſorgfältige Verſuche geſtützten Gedanken über dieſen Gegenſtand mit. Er verſichert bey ſeinen mit Flachſe unternommenen chemiſchen Arbeiten gefunden zu haben, daſs das genannte Weſen gröſstentheils aus Kleber beſtehe, daſs mit dieſem nur etwas Satzmehl und Schleim verbunden ſey, daſs aber der Flachs weder ein wahres Harz, noch harzigen Extractivſtoff in ſich habe, und er verſpricht zugleich, ſeine analytiſchen Verſuche fortzuſetzen, und ſie, ſo wie auch die Folgerungen, die ſich daraus herleiten laſſen, und die denen, die ſich mit dem Röſten des Flachſes, und mit dem Bleichen flächſener Producte beſchäftigen, vortheilhaft ſeyn werden, bey einer anderen Gelegenheit bekannt zu machen. *Über die Natur der Sepie und deren Anwendung in der Malerey, nebſt Angabe eines wohlfeilen Surrogats.* Die Sepie hat, den hier erzählten Erfahrungen zufolge, weder Eiſentheile, noch zuſammenziehenden Stoff in ſich, ſondern iſt bloſs aus Kohle und aus reinem und phosphorſaurem Kalk gemiſcht; ſie giebt, wenn man ſie in kauſtiſcher Kalilauge auflöſt, die ſo erhaltene Flüſſigkeit mit vielem Waſſer verdünnt und mit Schwefel- oder Salz-Säure verſetzt, einen Niederſchlag, der, getrocknet und dann mit Gummiwaſſer verbunden, ſich als eine ſchöne braune Farbe verhält, die zur feinſten Malerey gebraucht werden kann, und auch als unvertilgbare Dinte anwendbar iſt u. ſ. w. Indeſſen kann man, in Ermangelung der Sepie, die aus leicht brennbaren Subſtanzen des Thier- und Pflanzen-Reichs erhaltene Kohle, ſtatt des erwähnten Niederſchlags, zu gleichem Zwecke benutzen.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. kurf. ſächſ. Zeitungs-Expedition u. b. Richter, u. Wien, b. Geiſtinger: *Allgemeine Annalen der Gewerbkunde, oder Allgemeines phyſikaliſch-botaniſch mechaniſch-chemiſch-ökonomiſch technisches Magazin etc.* Herausgegeben von M. *Joh. Chr. Hoffmann, Jäger, Buſchendorf* und *Klett* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Ueber Lackfirniſſe im Allgemeinen, und über den Bernſtein- und Kopal Frniſs insbeſondere; nebſt Bemerkungen über ihre Verfertigung. Der Vf. empfiehlt zur Bereitung der Firniſſe aus fetten Ölen ſtatt der Bleykalke andere oxydirte Metalle, und beſonders einige Kalke des Zinnes, und er behauptet, daſs die mit den letzteren gekochten Öle manche üble Eigenſchaften, die einigen mit Bleykalken verfertigten Firniſſen beywohnen, nicht beſitzen. Die Verſuche, die er mit Agtſtein und Kopal angeſtellt hat, um ſchöne Firniſſe aus dieſen harzigen Körpern zu erhalten, haben ihm, wie er ſagt, ſehr gute Reſultate gegeben, und er zweifelt nicht, daſs die Künſtler, die dieſe Harze mit Vortheil auflöſen wollen, ſeine Bemerkungen bey ihren Unternehmungen nützlich finden werden. *Welches ſind die Mittel, dem völligen Miſsrathen der Winterſaaten vorzubeugen?* Die Urſache, welche nach der gemeinen Erfahrung das Miſsrathen der Winterſaat befördern, oder begründen, und die entweder gewöhnliche ſind, (wohin z. B. ungünſtige Sommer- und Herbſt-Witterung, verſpätete Beſtellung der Saat, naſsgründige Felder u. ſ. w. gehören), oder auſsergewöhnliche (zu welchen Überſchwemmungen beym Aufgehen des Winters, anhaltende naſſe Witterung zur Zeit des Einſäens, Mäuſefraſs u. ſ. w. gezählt werden können) laſſen ſich freylich nicht immer ſo vollkommen, wie man wohl wünſchen möchte, aus dem Wege räumen; indeſſen kann man doch manchmal den bedeutenden Schaden, der nur allzuoft eine Wirkung derſelben iſt, ſehr vermindern, oder ganz verhüten, wenn man von Mitteln Gebrauch macht, die zu Erreichung einer ſolchen Abſicht tauglich ſind. Hr. *Laubender*, den dieſer Aufſatz zum Vf. hat, hat ſich angelegen ſeyn laſſen, dergleichen Hülfsmittel ausfindig zu machen, und er theilt hier den Leſern die Frucht ſeiner Nachforſchungen mit. Er dringt beſonders darauf, daſs man den Saamen tiefer, als gewöhnlich zu geſchehen pflegt, in die wohlbeſtellte Ackererde bringe, daſs man das Saamenkorn von leichtem Boden auf ſtarken nehme, ferner daſs man auf Wechſel halte, und ſo reichlich, als man für erſprieſslich findet, ausſäe, auch den Saamen halb unterpflüge und halb unteregge u. ſ. w. Dieſe und andere Vorſchläge, die Hr. *L.* thut, ſind, glauben wir, der Aufmerkſamkeit ſehr werth, und wir zweifeln nicht, daſs durch die Befolgung derſelben manchmal der Nachtheil, der ſonſt eine Folge der angegebenen und anderer Umſtände oder Vorfälle iſt, ſehr vermindert werden könne. *Über die Schädlichkeit und Nutzbarkeit des Hopfenbaues.* Der ungenannte Vf. widerlegt die Einwendungen, die manche Landwirthe gegen die Nutzbarkeit des Hopfenbaues vorgebracht haben, und bemüht ſich dagegen zu beweiſen, daſs eine Hopfenanlage allerdings reellen Vortheil gewähren kann, wenn man ſie gehörig einzurichten und zu benutzen verſteht. *Kann die Hühnerzucht nicht ebenfalls von Nutzen ſeyn?* Die Zucht dieſes Geflügels wird von manchen Ökonomen faſt ganz vernachläſſiget, weil ſie dafür halten, daſs das Federvieh kaum ſein Futter bezahle, geſchweige denn, daſs es Vortheile gewähre. Der Vf. dieſes Aufſatzes iſt aber anderer Meinung; er glaubt, daſs die Hühner durch ihre Eyer, ſo wie durch ihr Fleiſch und ihren Miſt, nicht nur die Ausgaben, die ihre Anſchaffung und Unterhaltung verurſacht, wieder erſtatten, ſondern auch das Capital, das man auf ſie verwendet hat, gut verzinſen, und er rechtfertiget dieſe Behauptung mit Gründen, die nicht ganz unerheblich ſind, und deſshalb wohl Beherzigung verdienen.

Wir ſchlieſsen hier unſere Anzeige dieſer Annalen, da wir den Zweck, den wir bey Abfaſſung derſelben vorzüglich vor Augen hatten, und deſſen oben gedacht worden iſt, hinlänglich erreicht zu haben glauben, und erinnern nur noch, daſs ſich, auſser den erwähnten Abhandlungen, in den drey vor uns liegenden Bänden noch viele kürzere oder längere Aufſätze, z. B. über das Strohpapier, über die Scheidung des Natrons aus Küchenſalze und aus ſchwefelſaurer Sode, über die Schaafzucht der Engländer, über das Bier und die Porterbrauerey in London, über die Cultur des Obſtes, der Erdmandel, der unterirrdiſchen Erdnuſs u. ſ. w. befinden, die manche gute, für Ökonomen und Künſtler brauchbare Bemerkungen in ſich faſſen, und die daher nicht minder leſenswürdig ſind, als die, deren Inhalt wir angegeben haben. Übrigens ſind wir der Meinung, daſs Recenſionen neuer Schriften nicht in ein Werk dieſer Art gehören, zumal da es der Plan, den ſich

Digitized by Google

die Herausgeber zu demſelben entworfen haben, ſchon mit ſich bringt, daſs die wichtigeren Entdeckungen, die in dieſen Schriften bekannt gemacht ſind, daraus ausgehoben und den Annalen einverleibt werden.

X.

Bremen, b. Seyffert: *Ideen über den Menſchen, über Lebensphiloſophie, Lebensgenuſs und Lebenspflichten,* von *Georg Friedrich Niemeyer.* Erſter Theil. 1804. IV u. 313 S. 8. (20 Gr.)

Es giebt nach dem Vf. (S. 60) zwey Hauptclaſſen von Schriftſtellern. Der Stubengelehrte macht die eine, der Weltmann die andere. Zu welcher Claſſe der Vf. ſich zählt, läſst ſich aus der Charakteriſtik, die er von beiden giebt, leicht errathen. „Der Stubengelehrte hat bey ſeinen Beſchäftigungen *nur die Namen* (?) derer vor Augen, die ſich durch ſchöne Geiſtesproducte unſterblich gemacht haben. Sein Dichten und Trachten gehet dahin, *eben ſo unſterblich zu werden, und ſich Ruhm zu erwerben.* In ſeinen Ideen für Menſchenglück umfaſst er das ganze Vaterland oder *gar den Erdball*, und da er mit ſeinen Gedanken *immer auſser ſich iſt: ſo wird es ihm habituell, auf ſich ſelbſt keine Rückſicht zu nehmen.* Der Schriftſteller-Weltmann verliert bey ſeinen Beſchäftigungen *nie ſich ſelbſt* aus den Augen. Die Schriftſteller-Unſterblichkeit iſt bey ihm *Nebenſache.* Seine Lebensphiloſophie läſst ihn nur in ſo fern den Ruhm ſchätzen, als dieſer *den Lebensgenuſs befördern* kann: er betrachtet übrigens den Ruhm als etwas, *das ganz auſser ihm liegt,* und ſchreibt nur für Ruhm, wenn es ihm *Vergnügen* macht: er ſteuret ſein Schifflein vorſichtig, meidet ſorgfältig die Klippen, und *unter Hunderten dieſer Art Schriftſteller gelangen neun und neunzig zum Hafen der Ruhe, in welchem ſie früh oder ſpät ſich häuslich niederlaſſen, und ein mangelfreyes Leben führen* können. Dem armen Stubengelehrten, ſey er Dichter oder Philoſoph, wird es nicht ſo leicht. Auf der Fahrt durchs Leben *mit ſeinen Büchern allein* hat er durch keinen Freund eine Aſſecuranz beſorgt, die ihn nach erlittenem Schiffbruch *wieder auf die Beine bringen könnte. Die Bücher geben ſeiner Seele einen Schwung* (vor oder nach erlittenem Schiffbruch?), in welchem ſie bloſs das allgemeine Beſte umfaſst: Egoismus iſt ihm eine ſehr verhaſste *Bedeutung* (?). Er will, *ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt,* dem Vaterlande Gutes thun. — Zwar ein Feind des Egoismus, tritt er jedoch ſeine Reiſe durchs Leben mit der hohen Idee an, daſs man *zufolge* ſeiner Verdienſte ihn aufſuchen müſſe, damit er zum Beſten des Vaterlandes gebraucht werde: zu ſtolz, im gewöhnlichen *Stiele* (Style) darum zu ſuppliciren, erwartet er *mit jeder aufgehenden Sonne* die Einladung irgend eines Groſsen zu dem wichtigen Amte *vorzufinden,* wozu die Eigenliebe ihn berechtigt. Die Sonne geht jahrelang alle Morgen auf, und die Einladung kommt nicht. Voll Verdruſs über Zurückſetzung der Verdienſte, *entſchlieſst er ſich zur Weltbürgerſchaft und Independenz,* wenn der Geldbeutel *es* (?) vermag — und zur Cour bey den Groſsen der Reſidenz, wenn die Nachtlampe nicht *mehr* (?) von ſelbſt brennen, der Ofen nicht *mehr* (?) von ſelbſt warm werden will" u. ſ. f. So wirft der Vf. den armen Stubengelehrten, nachdem er ihn durch alle Miſshandlungen und Kränkungen, die er von S. 64 bis 70 durch Miniſter, Verleger, Nachdrucker, Recenſenten erfährt, noch mit ziemlich heiler Haut hindurchgebracht hat, zuletzt einem unglücklichen Alter in die Arme, „wenn er nicht in der beſten Kraft ſeines Lebens *umlenkt,* und den Grundſatz annimmt, *daſs, um dem Vaterlande nützlich und ſelbſt glücklich zu werden, alles Dichten und Trachten darauf gerichtet ſeyn müſſe, einen beſtimmten, unwandelbaren Standpunct für ein beſtimmtes Geſchäft zum praktiſchen Wirken ſich zu ſchaffen, ſich ſonſt um nichts zu kümmern, das Umfaſſen des ganzen Vaterlandes dem Fürſten und ſeinen Miniſtern zu überlaſſen, und auf Schriftſtellerey* zum *perſönlichen* Fortkommen in der Welt *durchaus kein Verdienſt zu ſetzen.*" — Die Schriftſteller, fügt er ſodann hinzu, die ich hier vor Augen gehabt habe, mögen als Stubengelehrte der *philoſophiſchen Claſſe* gelten. Es giebt eine andere Art, die *immer heiter und guter Dinge Lieder dichten und ſingen, und trockene Brodwiſſenſchaften fliehen.* Ihr Syſtem iſt, das Gegenwärtige zu genieſsen, die Vergangenheit nicht zu bereuen, und ſich um die Zukunft nicht zu kümmern. Ihre Unterhaltungen ſind geiſtreich; ihre Handlungen *luſtige Streiche;* ein Sparſamer iſt bey ihnen der gröſste Thor, und *nach Anakreons Manier zu leben, die gröſste Weisheit.* — „Es iſt unglaublich, (heiſst es unter andern) wie viele Beyſpiele dieſer Art die Geſchichte der Gelehrten unter allen Völkern zu allen Zeiten aufzuweiſen hat. Ich führe hier einige an, ſo wie ich ſie *beſchrieben gefunden habe. Homer, der unſterbliche Homer, war Dichter und Bettler: er war blind und ſang, ſein Leben zu friſten, ſeine Balladen vor den Thüren.* Plautus, *der bekannte Komiker, hatte zwey Gewerbe* (?), *er war Dichter zu ſeinem Vergnügen, und arbeitete in einer Mühle ſeinen Unterhalt zu verdienen. Terenz* (Terenz) *und Äſop waren Sklaven* und *Baethius* (Boëthius) *ſtarb im Gefängniſs.*" (!!) Dieſe alle waren alſo *Stubengelehrte?!* Wer ſtaunt hier nicht über die Alterthumskenntniſs des Vfs.! Doch in der neueren Gelehrtengeſchichte iſt er nicht minder gut bewandert. Hier kommen *Taſſo, Bentivoglio, Cervantes, Camoens, Buttler, Dryden* u. a. an die Reihe, und jeder Schriftſteller, der arm geſtorben iſt, und wenn er auch, wie der Vf. von Paulo Borgheſe ſagt, 14 Gewerbe gewuſst hätte, gehört zu den Stubengelehrten. Der Vf. iſt übrigens menſchenfreundlich genug, zu wünſchen, daſs „jeder fähige junge Mann den Weg zu jenen Schickſalen meiden möge." Da es, ſagt er, S. 78, mit dem Ruhm eine ganz eigene Sache iſt, da der Schriftſteller wenig von ſeinem Ruhm erfährt, wenn (während) er lebt, und nichts, wann er im Grabe modert: ſo ſcheint es nicht der Mühe werth zu ſeyn, den Schriftſteller-Ruhm durch ein hungerndes Leben zu erkaufen, und um ſeinetwillen *die Wege zur Verſorgung im Alter zu verfehlen.*" Wir wünſchen dem Vf. auf dieſem Wege alles mögliche

Digitized by Google

Glück, rathen ihm aber dabey freundſchaftlich, künftig lieber Obſtbäume zu pflanzen, als Bücher zu ſchreiben: welches ja nach ſeiner eigenen Philoſophie (S. 141) weniger verdienſtlich als jenes iſt.

L — r.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Praktiſche Anleitung zu vollſtändigen Armenpolicey-Einrichtungen.* Mit beſonderer Rückſicht auf das Armenweſen in Mannheim. Von Dr. *Gaum*, groſsherzogl. badiſchem Hofrath. 1807. VIII u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Armuth im Staate und Verarmung des Staats ſind zwey ſehr verſchiedene, und doch zuweilen verwechſelte Zuſtände. Der erſte verdient eine unabläſſige Sorgfalt der Regierung, um von dieſer Seite den Eintritt des zweyten zu verhüten. Führen aber den letzten gewaltſame Ereigniſſe herbey: ſo wird das Aufgebot der gewöhnlichen Hülfsmittel kaum auslangen; es wird vielmehr die höchſte Anſtrengung erfoderlich ſeyn, um die Gefahren der Zerrüttung abzuwenden. Aber gerade das ſo ſchwere Ziel einer Regeneration der geſunkenen Staatskräfte ſollte allen *Edelmännern des Landes* ein Anreiz dieſes patriotiſchen Beſtrebens werden. — Jede neue Schrift über das Armenweſen kann uns an die miſslichen Umſtände erinnern, unter denen man gegenwärtig wider dieſes Erbübel der Geſellſchaft zu kämpfen hat. Sie kann uns immer zu der Frage zurückführen: was aus der heute überhandnehmenden Armuth für die gänzliche Verarmung zu beſorgen, und was hiebey unſere dringende Pflicht ſey.

Die vorliegende Schrift entſpricht ihrem Titel, und die vollſtändige Zuſammenſtellung des Hauptſachlichſten, was über dieſen Gegenſtand vorhanden iſt, verbunden mit einer ziemlich vollſtändigen Literatur des Armenweſens und vielen praktiſch bewährten Vorſchlägen, empfiehlt das Buch jedem angehenden Geſchäftsmanne, auch auſserhalb Mannheim. Was dieſe Stadt ſelbſt betrifft, ſo erfährt man, nicht ohne Verwunderung, wie wenig bis jetzt ſowohl für das Armen- als das höhere Schul-Weſen daſelbſt geſchehen ſey. Mannheim hat nur noch Elementarſchulen, nach den Confeſſionen — *zerſpalten*, möchte man ſagen. Es hat nach den neueſten Aufnahmen 18,968 Seelen, worunter der funfzehnte Einwohner ein Armer iſt, und es herrſcht, (wie überhaupt in der Pfalz) das widernatürliche Princip: Nicht die Gemeine, nicht der Staat, ſondern jede Confeſſion muſs ihre Armen ernähren. Schon durch die Beleuchtung dieſer Grundübel kann der Vf. guten Nutzen ſtiften.

Nach einer kurzen hiſtoriſchen Einleitung, die ältere und neuere, beſonders pfälziſche Geſetzgebung über das Armenweſen betreffend, kömmt der Vf. im erſten Capit. (S. 37) auf die Armen-Verſorgung, und gehet in zwey Abſchnitten die Maſsregeln wegen fremder und einheimiſcher Armen nach verſchiedenen Claſſen umſtändlich durch. Richtig bemerkt der Vf. die ſchwierige Anwendung der Grundſätze bey der Unterſtützung, wo Verſtellung u. ſ. w. von Seiten der Armen, und Gunſt, Vorurtheil u. ſ. w., von Seiten der Vorſteher oft in den Weg treten. Gelegenheit zu ſtändigen Arbeiten möchte doch in vielen Orten mehr vorhanden ſeyn, als die arbeitſcheuen Armen einräumen wollen. Zweifelhaft iſt der unbedingte Vorzug, den der Vf. (S. 91) dem Gewerbshauſe vor der Vertheilung der Arbeit in die Privatwohnungen giebt. *Eine* Art von Fabrik-Arbeit kann Zwang der Faulen noch nicht hinlänglich begründen, weil doch nicht Alle und Jede gerade dazu tauglich ſeyn können; auch dürfte die Ausführung eines ſolchen Correctionshauſes, nach S. 107, ſehr ſchwer werden. Mit dem Vorzug der Unterbringung der betagten Armen gegen Koſtgeld, vor der Verſorgung in Spitälern, S. 146, ſo wie mit der Erinnerung gegen die Waiſenhäuſer, iſt Rec. ganz einverſtanden.

Mit bloſsen Armenverſorgungsanſtalten, auch den beſten, darf ſich der Staat nicht beruhigen, daher kömmt der Vf. im zweyten Cap. S. 186 *zur Armenverminderung*. Ein Gegenſtand, der eine eigene Schrift verdient, zumal da, wie der Vf. ſelbſt bemerkt, die Anſichten und Meinungen hier noch ſo verſchieden und getheilt ſind. Der Vf. iſt für eine bloſs negative Einſchreitung des Staats durch Wegräumung der Nahrungshinderniſſe, und findet die Quellen der Verarmung theils in individuellen phyſiſchen Hinderniſſen, theils in fehlerhaften Staatseinrichtungen, theils in ſchweren Unglücksfällen. Bey der zweyten Claſſe ſucht er den Grund in der ſchlechten Erziehung und in den mangelhaften Erziehungsanſtalten, und hebt dieſen Umſtand, der zu der Faulheit, dem Luxus und Leichtſinn hinführt, nach ſeiner Wichtigkeit heraus. Dieſes verdient von allen, denen das Wohl der Staaten aufs Gewiſſen gelegt iſt, geleſen und beherziget zu werden. Rec. behauptet kühn: *daſs die Erziehung, als ganze, zweckmäſsige Cultur des jungen Staatsbürgers betrachtet, noch ſehr mangelhaft bey uns ſey; und daſs von oben her viel zu wenig dafür geſorgt werde.* Die Menſchen waren zu ſehr Plantagen für das Camerahintereſſe; wie leicht macht man ſie nun zu Spielmarken einer ehrgeizigen Politik! — Häusliche Erziehung ſoll nach S. 199 einzig Sache der Ältern ſeyn, und die Staatsgewalt nur da einſchreiten, wenn die Erzieher ihre Pflichten nicht erfüllen können, oder ihre Vernachläſſigung erwieſen iſt. Das dürfte heutiges Tages der Fall leider oft genug ſeyn! — Eigen ſcheint dem Vf. die Idee einer Policeyaufſicht auf die Aufführung der Jugend zu ſeyn, die allerdings in dieſer Periode am meiſten Gefahr lauft, den Grund zu ihrem ganzen künftigen Elend zu legen. Nämlich bey Knaben von 14 — 16 Jahren, und bey Mädchen von 12 — 14 Jahren, wo ſie noch nicht zu allen Arbeiten und Dienſten taugen; und dann von 16 und 14 Jahren an, wo die Policey auf die Dienſtantretung, Erlernung eines Handwerks u. ſ. w. mit

ſehen ſoll. Die Motiven zur Armenverminderung, die übrigens in des Vfs. Vorſchlägen liegen, ſcheinen den heutigen Urſachen der Armenvermehrung doch nicht allein entgegen zu wirken. Aber richtig bemerkt derſelbe, daſs die Mittel zum Zwecke der Verminderung weitumfaſſender ſeyen, als der Wirkungskreis einer Localpolicey, und daſs daher die thätige Unterſtützung der höheren Landesſtellen nothwendig werde, daran aber gerade eines der gröſsten Hinderniſſe der Ausführung aller Plane liege.

Rec. fügt noch folgende Ideen bey. 1) Dürfte eine doppelte Abſonderung oder Unterſcheidung der Gegenſtände von praktiſchem Nutzen ſeyn. Einmal, das Armenweſen wie es jetzt iſt, und das Armenweſen, wie es dereinſt durch die Verbeſſerung der Anſtalten und des bürgerlichen Zuſtandes überhaupt ſeyn kann. Von letzterem mögen manche liberalere und den Menſchen ganz als ein freyes, ſelbſtthätiges Weſen betrachtende Grundſätze gelten, die man wohl ſchon zu früh in unſere jetzige Behandlung einmiſcht, und dadurch den nur von Conſequenz zu erwartenden Erfolg ſtört. Zum anderen, die Abſonderung der wirklich Hülfloſen und Leidenden von den Arbeitſcheuen und Arbeitdürftigen. Jene umfaſst das Gebot der Liebe; hier muſs alſo das Mitleid, die Quelle geſellſchaftlicher Tugenden, die auch verderbte Nationen noch erhalten hilft, geweckt und genährt werden; die Armen, die dieſe Hülfe verdienen, möchte Rec. der Geiſtlichkeit anvertrauen. Aber die Arbeitſcheuen gehören für eine ernſte Policey, die nur nicht aus Bequemlichkeit eine bloſse Fütterungsanſtalt halten darf. 2) Für dieſe Claſſe dürfte eine Charakteriſtik der Armen, ihres Eigenſinns, ihrer Ungelehrigkeit, ihrer Ränke u. ſ. w. die ein Sachkundiger ſchreiben müſste, den Policeybeamten groſse Dienſte leiſten. 3) Iſt unſer nordiſches Klima, mit ſeinen Winterbedürfniſſen und angeſtrengten Arbeiten und gröſserer Eſsluſt, eine wichtige Verarmungsurſache, die ſchon der beobachtende *Büſch* (ſ. deſſen Erfahrungen Bd. III.) heraushob, die aber ſeitdem doch noch nicht genug beachtet zu werden ſcheint. 4) Das moraliſche Verderbniſs, dem die Strafe der Armuth oft auf dem Fuſse folgt, geht von den gröſseren Städten und in dieſen — wer mag es leugnen? — von dem *müſsigen* Theil der höheren Stände — (den Höflingen) aus. Die gröſste Bemühung der Armenpolicey wird alſo den groſsen und Reſidenz-Städten nöthig ſeyn. 5) Ein Gebrechen aller bürgerlichen Anſtalten iſt die Einſeitigkeit, die der ſtolze Menſch heut zu Tage in den ausſchlieſslichen Gebrauch ſeines Verſtandes und ſomit in ſeine bis aufs Minimum ausgeklügelten Plane legt. Alles ſoll der kalte Calcul, das bloſse Räſonnement ſchaffen und ordnen. Licht ohne Wärme! Dieſe kömmt nur aus dem cultivirten Gemüth, und ohne dieſe, wo ſoll Muth und Ausdauer bey der ſo mühvollen und oft ſo undankbaren Verwaltung der Armenanſtalten herkommen? F. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Abécédaire français* à l'usage des enfans et des étrangers. Avec 80 Figures. 1807. 120 S. 8. (16 Gr.) Unter dieſem Titel iſt eine der brauchbarſten franzöſiſchen Fibeln erſchienen. Der Vf. fand, laut der Vorrede, die Hauptſchwierigkeit des Leſenlehrens in der *bizarrerie trop capricieuse* der franzöſiſchen Orthographie, und zwar theils in der Veränderlichkeit des Lauts vieler Buchſtaben, theils in der Verbeiſsung vieler Buchſtaben, die zwar da ſtehen, aber nicht ausgeſprochen werden dürfen. Vergeblich plagt man, nach ſeiner Meinung, der Rec. beypflichtet, das Kind mit Regeln über dieſe Anomalieen; nur die Praxis kann helfen, und dieſe erleichtert er auf folgende Art: 1) Er verwirft die alte Benennung der Buchſtaben *bé*, *dé*, *ef*, *el*, und läſst ſie bloſs durch ein *e muet* hörbar werden. — 2) Er theilt die ſämmtlichen Buchſtaben, die ſich im Franzöſiſchen, wegen der Sonderbarkeit der Orthographie, nach dem Vf. auf 80 belaufen, in *einfache* und *zuſammengeſetzte*. Zu den letzteren gehören denn z. B. *eu*, *oi*, *au*, *ay* u. ſ. w. — Unrichtig hat der Vf. das *au* unter die einfachen geſtellt; dieſs ſieht er jedoch ſelbſt ein. Wenn er aber unter den zuſammengeſetzen auch *ai*, *oi*, *an*, *on*, mit dem Naſenlaute; *ay*, *st*, *scr* (in *scribe*), *spl* (in *splendeur*) u. ſ. w. aufſtellt: ſo iſt dieſs völlig unrichtig, denn dieſe zwey, drey Buchſtaben bilden ja durch ihre Zuſammenſtellung keinen beſonderen Laut, ſondern der originelle Laut jedes einzelnen bleibt. Weiſs daher das Kind den einfachen Laut des o und *i*, des *a* und *i*, des *s* und *t*, des *s* und c und *r*, des *s* und *p* und *l*: ſo darf es ſich nur an dieſe halten, um richtig auszuſprechen *Moïse*, *Sinaï*, *statue*, *scribe*, *splendeur*. Er läſst ſodann das Leſen ſammt den Leſeübungen in zwey Abtheilungen zerfallen: a) mit einfachen, b) mit zuſammengeſetzten Buchſtaben; d. i. er theilt die Schwierigkeit und gewährt dem Kinde dadurch mehr Leichtigkeit. Zu jeder Abtheilung giebt er Leſeſtoff, den erſten mit einfachen, den zweyten mit mehrfachen Buchſtaben. Dieſs iſt offenbar ſehr zweckmäſsig. — 3) Um das Behalten der Buchſtaben und der Laute dem Kinde zu erleichtern: ſo vergeſellſchaftet er ſie mit Figuren von Gegenſtänden, in deren Benennung jedesmal der Laut des Buchſtaben vorkömmt. Dieſes Mittel iſt ſehr alt, und zumal in Deutſchland ſchon lange im Gebrauch. In Frankreich ſelbſt wandte es vor vielen Jahren *Berthaud* unter glücklichen Modificationen an, und machte damit einiges Aufſehen. Dieſen Mann ſcheint der Vf. überhaupt als Vorbild vor Augen gehabt zu haben, ohne ſeiner jedoch zu gedenken. — 4) Er geht von der Buchſtabenkenntniſs nicht zum Buchſtabiren, ſondern ſogleich zum Leſen über, und zwar in guter Stufenfolge. — 5) Er läſst alle Buchſtaben, welche in der Ausſprache der Wörter nicht hörbar werden, *kleiner* drucken, damit ſie ſich dem Kinde ſogleich auszeichnen. Hiedurch gewöhnt es ſich daran, dieſen Überfluſs zu ſehen, ohne ihn zur Ausſprache zu bringen. Dieſe Gewohnheit wird ſich befeſtigen, und in der Folge, wenn der Druck ihn auch nicht mehr angiebt, behaupten. — 6) Er bemerkt im Druck durch leichte Zeichen das Wandelbare der Ausſprache; das Kind gewöhnt ſich daran u. ſ. w. gerade wie bey No. 5. So z. B. hat das ziſchende *g* in *genou* einen Punct über ſich, das *gue* in *guenipe* nicht.

Rec. hat hiemit das Fundament der Methode des einſichtsvollen Vfs. angegeben, um beſonders Privatlehrer, welche Kinder, denen die franzöſiſche Sprache Mutterſprache iſt, zu unterrichten haben, aufmerkſam darauf zu machen. Er übergeht nach Angabe der Hauptſache die übrige Einrichtung des Buchs, das mit methodiſchen Winken überall durchwebt iſt, und geſtattet ſich nur noch ein paar Bemerkungen, nämlich: die Aufzählung der Sprachlaute läſst eine merkliche Vereinfachung zu, wie oben gezeigt iſt, und dieſe darf der Vf. bey einer neuen Auflage nicht vernachläſſigen; ferner: die Buchſtabenfiguren ſind theils übel gewählt, ſo z. B. ſieht man hier noch das *être suprême* in der Geſtalt des Alten mit der Weltkugel, eine Göttin *Uranie*, die das Kind nicht kennt. Von ähnlicher Art iſt hier und da auch der Leſeſtoff.

ya.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 DECEMBER, 1808.

GESCHICHTE.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Lehrbuch der Geſchichte*, für die oberen Claſſen gelehrter Schulen, von *Chriſtian Theodor Roth*, Rector der Schule in Friedberg im Groſsherzogthum Heſſen. I Theil. Alte Geſchichte. 1808. XVI u. 379 S. 8. (22 Gr.)

Jeder Mann, welchem der Unterricht unſerer Jünglinge wichtig und die Hiſtorie ehrwürdig iſt, leſe dieſes Buch, und benutze es für ſich und in ſeinem Wirkungskreiſe. Es iſt nicht aus anderen, neueren Lehr- oder Hand-Büchern zuſammengeſchrieben: der gelehrte Vf. hat, auf die Achtungswerthen unter den Neueren gehörig achtend, die Quellen ſelbſt ſtudirt, und muſs, wie durch die Zuverläſſigkeit und Reiſe und Gediegenheit deſſen, was er durch ſeine Studien gewonnen, klar wird, mehrere Jahre mit männlichem Fleiſse angewendet haben, ſich zur Verfaſſung ſeines Lehrbuchs vorzubereiten. Und der Geiſt der Hiſtorie iſt dem Fleiſs und der Gelehrſamkeit zur Seite gegangen. Der Vf. hat eine *Idee* von der Geſchichte, er iſt ſich klar bewuſst, daſs ſie die Eine, zuſammenhängende, in der Hieroglyphe des Menſchenlebens gegebene Offenbarung des allwaltenden Gottes ſey, und zu ihm hinführe; und in dieſem Sinne hat er ſeine Schrift ausgearbeitet, ſtrebend, auch die Jünglinge ſchon zu ſtimmen und fähig zu machen, daſs ſie Gottes Hand erkennen, wo ſie ſo ſichtbar iſt.

Die Ideen, auf welche den Vf. ſein Studium der alten Geſchichte hingewieſen, und die ihn hinwiederum in der Darſtellung der Begebenheiten in der alten Welt geleitet haben, ſind dieſe:

I) Von Anbeginn offenbart ſich in der alten Geſchichte ein, in der Folge ſtets wiederkehrendes Streben der ausgezeichneteſten Menſchen, alles unter die Gewalt ihres Geiſtes zu bringen, eine Weltherrſchaft zu conſtituiren. „Nebucadnezar, S. 42, unterwirft ſich nahe und entfernte Völker, ſchlägt die Ägypter total, erobert und zerſtört Tyrus und Jeruſalem, geht hierauf, wie alle Köpfe dieſer Art, von einer Eroberung zur anderen über, unterwirft ſich die aſiatiſchen Völker mit Inbegriff der Indier, ferner die afrikaniſchen, und dehnt endlich ſeine Eroberungen bis an die Säulen des Hercules und bis Iberien aus. Mit Recht wird er deſswegen, vom Zufall begünſtigt, in die Reihe der groſsen Welteroberer geſetzt." Cyrus, ſein Perſien von dem mediſchen Joche befreyend (S. 127 ff.), und Lydien, Babylon u. ſ. w. beſiegend und dem perſiſchen Scepter unterwerfend, handelt in demſelben Sinne, wie Nebucadnezar. „Die Juden, welche dieſer nach Babylon verſetzt, erhielten durch die menſchenfreundlichen Geſinnungen des Helden (Cyrus) die Erlaubniſs, in ihr Vaterland zurückzukehren, woraus Folgen entſtanden, die viel weiter reichen, als alles, was aus ſeinen übrigen Thaten hervorging." Alcibiades, S. 258 ff., will Sicilien, die italiäniſchen Inſeln und Karchedon ſich unterwerfen, dann mit Reichthümern und mit verſtärkter Land- und See-Macht nach Athen zurückkehren, mit unwiderſtehlicher Macht dem Peloponnes gebieten, Athen zu dem mächtigſten Staate auf Erden und ſich zum Erſten darin erheben. S. 300 ff. Perſien und Griechenland waren veraltert. Alexander trat auf. Er ging, nach ſeinen Siegen und Eroberungen, als Beherrſcher von Aſien, Macedonien und Griechenland zurück, um Babylon zur künftigen Hauptſtadt und zum Mittelpunct ſeines Reiches zu machen, Arabien zu erobern, Zuſammenhang in alle Theile zu bringen, eine Nation durch die andere zu bilden u. ſ. w. Antigonus, Seleukus Nikator und andere Nachfolger Alexanders handeln in ſeinem Geiſte S. 308. 319. 324. 352. Arſazes VI (Mithridates I), der Groſse, bringt das parthiſche Reich auf ſeine höchſte Höhe und herrſcht, durch die Eroberung Baktriens, über die Länder vom Oxus bis an den Euphrat (Atropatene abgerechnet) und vom caſpiſchen Meer bis zu dem indiſchen. Die parthiſchen Monarchen waren nun Könige der Könige S. 329. Auch Mithridates VI, Eupator „ein an Geiſt und Körper mächtiger, und durch Beſtimmtheit, Bildung und kühne Plane hervorragender, aber zugleich auch ein deſpotiſcher und grauſamer König," wollte nichts geringeres, als die Herrſchaft der Welt S. 343 ff., welche die Römer S. 360 ff. wirklich gewannen. Wenn dieſes Streben nach Univerſalherrſchaft in der alten Geſchichte mit der gröſsten Objectivität hervortritt: ſo zeigt ſie

II) auch auf die anſchaulichſte Weiſe die Realität einer ewigen Geſetzmäſsigkeit. Nur Gerechtigkeit gab den Reichen Dauer, den Völkern Heil und Kraft. Laſter untergruben und ſtürzten die Mächte der Erde. Alle Eroberungsſyſteme ſcheiterten. Perſien S. 146 ff. ging zu Grunde durch Üppigkeit und Laſter: „was (in Äthiopien S. 161 ff.) urſprünglich eine Verſammlung weiſer Männer war, verwandelte ſich nach und nach in eine Geſellſchaft ſelbſtſüchtiger Menſchen, die ſich hier mit dem Charak-

ter von Pfaffen im übelſten Sinne des Worts darſtellten. Dieſs zog Entzweyungen nach ſich. Ergamenes, von Grundſätzen geleitet, die aus Europa bis hieher wirkten, machte dieſer ausgearteten Prieſterherrſchaft zu der Zeit Ptolemäus des Zweyten ein Ende. Er drang mit gewaffneter Macht in den ſonſt unzugänglichen Ort, wo der goldene Tempel der Äthiopier war, brachte die Prieſter um, und hob den Deſpotismus auf." Die griechiſche Nation, S. 272, „wurde, wie alle Nationen, wenn ſie untergehen, von ihren Laſtern eben ſo ſehr beſiegt, als von dem Genie eines Helden, Philipps, den ohne dieſe Entgegenſetzung die Geſchichte kaum kennen würde." Vgl. S. 321 ff. 369 u. ſ. w.

III) Überall tritt das ergreifende, wundervolle Schickſal hervor. Das wird durch die Geſchichte Abrahams und Davids bewieſen: darauf wird im ganzen Buche bey jeder ſchicklichen Veranlaſſung die Aufmerkſamkeit hingelenkt. So heiſst es S. 270 ff. „Pelopidas wird den Theſſaliern gegen Alexander von Pherä, der ihre Freyheit unterdrücken wollte, wiederholt zu Hülfe geſchickt. Die wichtige politiſche Abſicht, welche mit dieſer verhängniſsvollen Expedition unſtreitig verbunden war, und die allen Angelegenheiten eine ganz andere Richtung hätte geben können, glückte zwar nicht; ſie muſste aber einen viel gröſseren Zweck befördern, jedermanns Augen verborgen, einen Jüngling aus der nördlichen Gegend herüber zu bringen, auf den der groſse Geiſt des Epaminondas übergehen, und der am Grabe Griechenlandes deſſen Geſinnungen, Anſichten und Kriegskunſt ſammeln, erben, und dem Schickſale damit dienen ſollte. Dieſer Jüngling war Philipp, Bruder des Königs von Macedonien, den Pelopidas, als Geiſel, gleichſam in ſeine Schule nach Athen mitnahm, worin ſeine unübertrefflichen Anlagen ſich entwickelten, und unter glänzenden Muſtern zu künftigen Thaten reiften." Man vergl. auch S. 260 f., 330—332, 378 u. a. m.

IV. Die Zeit wird aus der Zeit geboren: nach und nach bildet ſich die Geſtalt der Jahrhunderte. Perſien erbte von den ältern Völkern Aſiens, Anſichten, Kenntniſſe, Gewohnheiten u. ſ. w.; die Perſer brachten hinwiederum andere Völker in Verbindung, und theilten ihnen ihre Cultur mit. S. 132, 139, 140, 143, 144, 153. Alexander gab (wie S. 303 angedeutet wird) durch die Erbauung von Alexandrien der ganzen handelnden Welt eine andere Richtung, und die Römer brachten die Cultur Aſiens u. ſ. w. nach Europa.

Dieſs ſind die Ideen, vermittelſt deren der Vf., ohne den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und ohne ſie nach unhiſtoriſchen Hypotheſen zu verkünſteln, in das Einzelne organiſchen Zuſammenhang zu bringen geſtrebt hat, und hier iſt es, wo er vorzüglich wünſchen muſs, daſs der Geiſt des mündlichen Lehrers ſein Streben unterſtütze. Ehemals, als die bibliſche Geſchichte in unſeren Schulen mit religiöſer Wichtigkeit behandelt wurde, ward der Jüngling durch dieſe aufmerkſam gemacht, daſs über dem Endlichen ein Unendliches walte. Jetzt, da jene Geſchichte ſo gleichgültig betrieben wird, iſt es doppelt nothwendig, die Profanhiſtorie zu benutzen, um das jugendliche Gemüth für höhere, heilige, göttliche Anſichten, kurz für Ideen zu ſtimmen. Möge deſswegen doch die Meinung des Verfaſſers des Lehrbuchs der ſächſiſchen Geſchichte und der Regenten deutſcher Völker im Jahr 1808, daſs auf Schulen die Geſchichte nur ſo weit gelehrt werden müſſe, daſs der Schüler die Zeitung und jedes Geſchichtsbuch mit Verſtand leſen könne, möge dieſe Meinung in dem Sinne, welche ſie bey jenem Verfaſſer, der ſie der *Schiller*'ſchen Anſicht entgegenſetzt, hat, keinen Lehrer irre leiten! Beherzige vielmehr ein Jeder, was *A. W. Schlegel* in ſeiner dritten berliniſchen Vorleſung (*Europa* von *Fr. Schlegel* 2ter Bd. 1 St.) über das Weſen der Geſchichte ſagt, und wende dieſe der Wiſſenſchaft würdigen Ideen in ſeinem Wirkungskreiſe mit Weisheit an!

Auch viele einzelne Andeutungen und ausführlichere Bemerkungen könnte Rec. ausheben, um den Werth des Buches zu beweiſen; aber er beſchränkt ſich auf Folgendes, was ihm vornehmlich angezogen. Andere werden anderes bemerklich machen. Mit Religioſität und welthiſtoriſchem Geiſte iſt S. 336 ff. der geſchichtliche Charakter Jeſu Chriſti aufgefaſst und dargeſtellt. „Die Geſchichte war jetzt, ſo ſagt der Vf., nach ſo vielen abgelaufenen Jahrhunderten eine ſinnvolle Lehrerin geworden. Im Beyſpiele, war durch die blutigen, aber immer geſcheiterten Verſuche, eine Weltherrſchaft zu begründen, die Unmöglichkeit dieſes Beginnens bis zur Evidenz dargethan worden. Medien, Babylonien, Aſſyrien, Perſien und Macedonien ſtanden als Zeugen da. Mithridates und Tigranes, Sulla und Marius u. ſ. w., und die gewürgte Menſchheit, waren ſchauderhafte Urkunden geworden, wie weit man es bringt, wenn die Selbſtſucht *im Groſsen* ausgeübt wird. Die Gegenwart lag noch zerriſſen und in Trümmern da. Mit Mordthaten war in Judäa der Thron befeſtigt worden. In den Tempeln herrſchte roher Cultus und Argliſt, Heucheley und Bosheit. Die Zukunft, wenn es nicht anders würde, konnte nur Wiederholung der nämlichen Scenen verſprechen. — Jetzt war alſo der Zeitpunct gekommen, wo für höhere Anſichten empfängliche Gemüther gewonnen, und dieſe höheren Anſichten mit ſiegender Macht begreiflich gemacht werden konnten. Ein erhabener Geiſt, Jeſus Chriſtus, in dem vorletzten Jahr der Regierung des Herodes geboren, faſste, tief die Lage der Menſchheit erwägend, und mit Wehmuth auf ſein Volk, die Juden, hinblickend, dieſelben auf. Mit der felſenfeſten Wahrheit, dem Welt- und Zeit-Geiſte entgegengeſetzt: es giebt nur Ein Reich, das ewig dauert, das Reich Gottes, und nur Eine Richtung des menſchlichen Strebens und Wirkens, den Willen Gottes, daſs „*der Menſch den Menſchen liebt*," zu erfüllen, begann er eine groſse Reform, und ward auch von dieſer welthiſtoriſchen Seite *wahrer* Erlöſer der Menſchen."

Ganz aus der Seele iſt dem Rec. geſchrieben, was S. 378 f. von dem Verhältniſſe zwiſchen Cäſar

und Brutus ſteht. Daſs Brutus Cäſars natürlicher Sohn (von der Servilia) geweſen, erhellet aus Plutarchs Biographie deſſelben, und Caeſars ganzem Benehmen gegen ihn, mag er im Sterben die von Suetonius bezweifelnd angeführten Worte: *καὶ σὺ εἶ ἐκείνων, καὶ σὺ τέκνον*; geſprochen haben oder nicht. Mehr, als dieſe Worte, ſagen die zärtliche Behandlung des Brutus nach der Schlacht, die Überzeugung Cäſars von ſeiner Regierungsfähigkeit, die Erhebung zu den erſten Ehrenſtellen, zum innigſten Freunde, und Plutarch verdient um ſo mehr Glauben, da er ſelbſt geradezu die anderen Schriftſteller der Parteylichkeit beſchuldigt. Cäſars Teſtament (*Suetonii J. Caeſar c.* 83) iſt kein Gegengrund, wenn es auch ächt iſt: Brutus iſt nicht übergangen, er iſt in *ſecundis heredibus*, und das ganze Teſtament nur auf gewiſſe Fälle gemacht. Die Nachricht des Dio Caſſius *lib.* 45, *c.* 1 iſt für nichts als ein Geſchwätz zu halten. Denn wer könnte ſie wohl dieſem Manne mitgetheilt haben, da Cäſar ſelbſt ſeine Abſichten und Plane noch tief in ſeiner Bruſt verbarg? — Rec. unterſchreibt daher aus voller Überzeugung, was der Vf. S. 378 von Cäſar (mit welchem er die alte Geſchichte ſchlieſset) bemerkt: „Wahrſcheinlich war des ſeltenen Mannes Plan, die Früchte ſeiner Siege und ſeiner Thätigkeit — die vollendete Organiſation des gröſsten Staats der Erde — einem aufſtrebenden, jungen Manne von unergründlicher Tiefe des Geiſtes (Brutus), dem er unzweydeutige Proben von wahrer Vaterliebe gegeben hatte, zu hinterlaſſen" u. ſ. w.

Rec. findet es dem Grundſatze, daſs Form und Materie ſich einander durchdringen müſſen, völlig gemäſs, daſs die Darſtellung des Vfs. bey dem beginnenden Verfalle eines Staates kürzer iſt; aber davon ſieht er die Gründe nicht ein, warum der zweyte Theil „von Alexander dem Groſsen bis vor oder kurz nach Cäſar", nur 78 Seiten einnimmt; dagegen der erſte „von Chriſtus bis Alexander d. Gr." 300. Jedoch verſpart Rec., was über die Form dieſes Lehrbuchs zu bemerken iſt, bis auf die Anzeige des zweyten Theils, deſſen baldige Erſcheinung auch aus dem Grunde zu wünſchen iſt, daſs die Schulen, welche dieſes Lehrbuch benutzen wollen, hievon nicht durch das Unvollendetſeyn deſſelben zu lange abgehalten werden. Hoffentlich wird dem letzten Theil auch ein nachweiſendes Capitel-Verzeichniſs, welches dem erſten mangelt, angehängt werden.

Ein Compendium muſs kurz ſeyn, und Rec. wünſcht ſehr, damit die Einführung dieſes Buchs in die Schulen erleichtert werde, daſs der letzte Theil wenigſtens nicht ſtärker ſeyn möge, als der erſte. Aber der Vf. muſs, wie ſeine Schrift beweiſt, viele intereſſante Materialien geſammelt haben. Dieſes beſtimmt den Rec., den ſo gelehrten als geiſtvollen Vf. aufzufodern, nach Vollendung ſeines Lehrbuchs ein ausführliches Handbuch der Geſchichte, gleichſam als Commentar zu jenem, auszuarbeiten. Er würde dadurch nicht nur dem hiſtoriſchen Publicum überhaupt ein willkommenes Geſchenk machen, ſondern auch dem Lehrer, der nach ſeinem Lehrbuch unterrichtet, einen angenehmen Dienſt erweiſen, und mehr Gelegenheit, als ein Compendium darbietet, haben, zu zeigen, daſs er auch, in Abſicht auf hiſtoriſchen Styl, etwas Vorzügliches zu leiſten im Stande ſey.

'Αφρ.

1) Leipzig, b. Dyk: *Das Jahr 1807. Nebſt einer Abbildung und Beſchreibung des Napoleon - Geſtirns.* XIV u. 436 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

2) Ebendaſ.: *Die Regenten deutſcher Völker im Jahr 1808. Nebſt einem Blick auf Entſtehung und Untergang des deutſchen Reichs und einer Überſicht der Hauptereigniſſe des Kriegs zwiſchen Frankreich und Preuſſen.* 136 S. 8. (10 Gr.)

No. 1 ſoll als Fortſetzung des Werks: *Erſte Linien zu einer Geſchichte der aus der franzöſiſchen Revolution hervorgehenden Staatenumbildung Europens*, betrachtet werden. Es iſt, wie es auch auf einem beſonderen Titel genannt wird, eine eigentliche Chronik, in der die merkwürdigeren Ereigniſſe des Jahres 1807 von Monat zu Monat und von Tag zu Tag verzeichnet ſind. Hin und wieder finden ſich Rückblicke auf die frühere Geſchichte, nicht immer mit ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit, manchmal auch Urtheile des Vfs., zuweilen ziemlich genaue Details und ſelbſt Auszüge aus Tagblättern oder Flugſchriften, beſonders aber aus dem franzöſiſchen Moniteur. Es wäre wohl beſſer geweſen, bey der ſimpeln Anzeige der Thatſachen ſtehen zu bleiben. S. 23—26 findet man ſogar einen Auszug aus einer Predigt. Am Schluſs iſt ein Verzeichniſs von Schriften zur Geſchichte des preuſſiſch-franzöſiſchen Krieges und des Jahres 1807 angehängt. Es könnten leicht hiezu ſo wie zu der Chronik ſelbſt Supplemente geliefert werden. So vermiſst z. E. Rec. gleich im erſten Monat unterm 13 Jan. die Anzeige des merkwürdigen und folgenreichen k. ſpaniſchen Decrets, wodurch der *Principe de la Paz* auf die höchſte Stufe der Macht, die ein Unterthan erreichen kann, erhoben wurde, und unterm 26 Jan. das nicht unbedeutende Gefecht bey Mohrungen. Im Ganzen iſt jedoch das Buch zur Nachhülfe für das Gedächtniſs in Anſehung der wichtigſten Ereigniſſe brauchbar genug, und einem Leſer, der ſich für den Inhalt ſehr intereſſirt, wird es nicht ſchwer fallen, die wenigen Lücken, die ſich bey dem Gebrauche ſelbſt zeigen werden, auszufüllen.

Das als Titelkupfer angefügte Napoleons-Geſtirn iſt bekanntlich eine Ehrenbezeugung, die die Univerſität Leipzig dem Kaiſer Napoleon gewidmet hat.

No. 2 ſollte ein Anhang des eben angezeigten Werkes werden. Der Vf. glaubt, es könne auch als Leitfaden beym Unterricht der Jugend gebraucht werden, und hat es deſswegen beſonders abdrucken laſſen, auch eine ſummariſche Überſicht der Hauptereigniſſe des Jahres 1807 (Auszug aus No. 1) und „einen Blick auf Entſtehung und Untergang des deutſchen Reichs ſo wie des Kriegs zwiſchen Frankreich und Preuſſen" — ſo heiſst es wörtlich in der Vorerinnerung zu No. 1 — hinzugefügt. Er be-

Digitized by Google

ſchenkt jedoch die liebe Schuljugend noch überdieſs mit einem Aufſatz über den Tod des Prinzen Ludwig Ferdinand bey Saalfeld nebſt einigen Bemerkungen über die Gallerie preuſſiſcher Charaktere; zwey Anekdoten aus dem preuſſiſch-franzöſichen Kriege; einer Abhandlung von Ägyptens Wichtigkeit für Europa, aus den Miſcellen für die neueſte Weltkunde; einer Beſchreibung von Braſilien; endlich einer Beantwortung der Frage: wie ſoll man die Geſchichte in Schulen vortragen? welche jedoch zunächſt den Redactoren der halliſchen Literatur-Zeitung gewidmet iſt. Rec. weiſs nicht, was er aus dieſer *Olla potrida* eigentlich machen ſoll: zum Schulgebrauch taugt ſie kaum zur Hälfte, und was ſollen die Schulen mit der anderen? Für erwachſene Leſer iſt dieſe auch nicht von groſsem Werth. Wird das Ganze nach Wunſch verkauft: ſo iſt freylich kein Zweifel, auf welcher Seite eigentlich der Vortheil ſeyn wird. Übrigens iſt die Entſtehung und der Untergang des deutſchen Reichs ſehr kurz und oberflächlich geſchildert. Die deutſchen Völker ſind im weiteſten Sinne genommen: alles, was deutſch ſpricht. Für den rheiniſchen Bund wird der Titel des Germaniſchen anticipirt. Das Verzeichniſs der Regenten deutſcher Völker iſt indeſſen in mehrfacher Hinſicht intereſſant. Unter nicht weniger als 45 Souveräne ſind die deutſchen Völker getheilt. Der Vf. hat aber auch die unter franzöſiſchem und ruſſiſchem Scepter lebenden Deutſchen, ſo wie die deutſchen Schweizer, hinzugerechnet. Ms.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dietrich: *G. L. Lichtenbergs Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten Copieen derſelben*, von *E. Riepenhauſen.* 10te Lieferung. 6 Kupferſtiche in Fol. nebſt 116 S. erklärender Beſchreibung und einigen Zuſätzen nach den Schriften der engliſchen Erklärer. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Mit geübter Hand und reinlich ausgeführt erſcheinen in dieſer Lieferung folgende Nachbildungen Hogarthiſcher Blätter. Taf. 57. Der Jahrmarkt von Southwark. 58. Die Biergaſſe. 59. Das Branntweingäſschen. 60. Die ſchlafende Verſammlung. 61. Der Politiker und 62. der Geſchmack der groſsen Welt. So wie in allen Hogarthiſchen Erfindungen zeigt ſich auch in dieſen Blättern ungemein viel Geiſt und witzige Anſpielungen auf engliſche Sitten; jede Figur iſt mit dem wahreſten, ihr eigenthümlich zukommenden, wiewohl oft nach Erfoderniſs des Gegenſtandes gemeinem Ausdruck dargeſtellt. Daſs ſchon in England ſelbſt Erklärungen von Hogarths Blättern veranſtaltet werden muſsten, beweiſt zwar auf der einen Seite die reiche Fülle ihres Inhalts, von der anderen aber auch, daſs in ihnen gar Manches dunkel und ſchwer zu verſtehen iſt. Ohne *Lichtenbergs* treffliche Erklärungen würden ſie für uns Deutſche faſt ganz ungenieſsbar geblieben ſeyn: allein durch dieſe und die nunmehr noch beygefügten Zuſätze lernt man vielleicht nirgends engliſche Volksſitten, böſe und gute Gewohnheiten ſo genau ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach kennen, als es hier geſchehen kann. —y—H.

Paris, b. Paillet u. Delacroche: *Catalogue hiſtorique et raiſonné de Tableaux par les plus grands Peintres, principalement des Écoles d'Italie, qui compoſent la rare et célèbre Galerie du Prince Giuſtiniani.* Rédigé par *Alex. Paillet* et *Hyp. Delacroche.* XVI u. 146 S. in 8.

Die Gemälde-Sammlung im ehemaligen Pallaſt Giuſtiniani, ſonſt eine der anſehnlichſten in Rom, iſt von ihrem jetzigen Beſitzer, einige verkaufte Meiſterſtücke abgerechnet, nach Paris gebracht worden, wo ſie wieder aufgeſtellt, den Liebhabern zugänglich, und von denſelben als einer der merkwürdigſten Kunſtſchätze dieſer Hauptſtadt betrachtet wird. Nach dem vor uns liegenden Verzeichniſs beſteht ſie aus mehr als 160 gröſsten Theils vorzüglich guter Gemälde, und wird bald durch noch eine Anzahl anderer, welche von Rom auf dem Wege ſind, vermehrt werden.

Das Verzeichniſs der gedachten Sammlung, deſſen Anzeige wir hier machen wollen, behauptet vor anderen Schriften ſolcher Art einen entſchiedenen Vorzug, weil der berühmte *E. Q. Viſconti* daſſelbe durch viele Anmerkungen bereichert hat, welche mit kleinerer Schrift gedruckt und an gehörigen Orten eingeſchaltet, ihren Verfaſſer für einen nicht weniger geübten Kenner und Beurtheiler von neueren Kunſtwerken zu erkennen geben, als er ſich längſt ſchon der antiken Kunſt und Monumente kundig erwieſen hat. —y—H.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Frankfurt* am M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Liederſammlung für Schulen.* Herausgegeben von M. *Klitſcher.* 1804. 339 S. 8. (14 Gr.) Ungeachtet Rec. nicht recht einſieht, warum nicht eine der ſchon vorhandenen Liederſammlungen, namentlich die *Hoppenſtedt*'ſche, für die frankfurter Schulen, denen Hr. *K.* die ſeinige beſtimmt, hätte bequem ſeyn ſollen, da ſie nicht theuer und überdem mit den nöthigen Melodieen verſehen iſt: ſo verkennt er doch nicht den Fleiſs, den Hr. *K.* auf die Auswahl und die Zuſammenſtellung dieſer Liederſammlung verwandt hat. Weggelaſſen ſind hier alle Lieder, welche ſchon in D. *Moſche's* Geſangbuche für die luth. Gemeinden und in D. *Hufnagel's* katechet. Blättern ſtehen; aufgenommen nur ſolche, die der Jugend erklärbar und ihren Bedürfniſſen entſprechend waren. Dieſs ſind die Bedingungen, die Hn. *K.* leiteten. Die erſte war leicht zu erfüllen, die zweyte iſt im *Ganzen* gut beobachtet worden. Zu wünſchen wäre es bey dieſer, ſo wie überall bey allen dergleichen Liederſammlungen, daſs die Sammler mit ſich ſelbſt ſtrengere äſthetiſche Bedingungen eingingen. Gerade dieſe vermiſst Rec. Statt einer Auswahl des Beſten von Allem, was da iſt, nimmt mans ſo genau nicht. Man hat die Jugend im Auge, deren Geſchmack noch nicht gebildet iſt, und läſst daher manches durchwiſchen. Das Lied 245: „Ha kalter Winter biſt du da" hat gar keinen äſthetiſchen Werth. In der erſten Strophe hat der Winter eine kalte *dürre* Hand; in der zweyten fragt ihn der junge Sänger: „Meynſt du ich würd ein Weichling ſeyn und *heulend* dich empfahn." Ein widriges Bild von den Bewohnern der polniſchen Wälder; die dritte ſagt mit einem Hiatus: „es ſtarre um mich her die Welt in ihrem Panzer ſchwer." Der kleine Sänger wird ungewiſs ſeyn, ob dieſes *ſchwer* auf den Panzer oder das Starren gehe. — Dieſs mag hinreichen, künftige Sammler auf dieſe Bedingung aufmerkſamer zu machen. Der Inhalt dieſer Liederſammlung, die dem Rec. im Ganzen ſehr wohl gefällt, erſtreckt ſich über die moraliſchen, religiöſen u. geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Jugend. yn.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1808.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: *Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen und Brutus.* Überſetzt von G. G. *Bredow.* 1807. 186 S. gr. 8. (18 Gr.)

Es muſs den edeln *Voſs* am Abend ſeines Lebens ſehr erheitern, wenn er bemerkt, daſs er nicht fruchtlos gearbeitet hat, daſs talentvolle deutſche Männer ſich jetzt immer mehr beeifern, ihm auf der Bahn nachzufolgen, auf welcher er mit ſeltener Kühnheit, und lange ohne Nachfolger, vorangegangen war. Denn ihm verdanken wir es, daſs wir jetzt mehrere wahre Überſetzungen der Alten haben, deren es vor dem verdeutſchten Homer und Virgil unter uns keine gab. Er lehrte uns zuerſt mit der Materie zugleich auch die Form, den wahren Geiſt der Alten, übertragen, und zeigte uns die mannichfaltige Bildſamkeit unſerer Sprache. Die Stimmen, welche Anfangs ſo laut über Sprachneuerungen klagten, werden immer ſchwächer, und was man zuvor kaum dulden wollte, gilt jetzt ſchon für naturgemäſsen Ausdruck. Dieſe Betrachtungen drangen ſich uns unwillkührlich auf, als wir die von Hn. B. überſetzten Lebensbeſchreibungen des Plutarchs beurtheilen wollten. Hr. *Bredow*, einſt *Voſſens* Gehülfe an der eutiniſchen Schule, und ſein liebender und geliebter Hausfreund, zeigt durch dieſe Überſetzung nicht allein, daſs er zu den Männern gehört, für welche *Voſſens* Vorbild und Belehrungen nicht fruchtlos geweſen ſind. Aus dankbarer Erinnerung an die edeln Freuden, die er einſt in dem Hauſe des Guten durch Beyſpiel und lehrreiche Unterhaltungen genoſs, eignet er dieſe Schrift *Voſſens* liebenswürdiger Gattin zu, die er mit Recht die ernſte Freundin alles Schönen und Guten, die glückliche und beglückende Gattin und Mutter, die ſinnvolle Schöpferin der mannichfaltigſten Freuden im Kreiſe der Hausfreunde nennt, deren auch wir (ach aus weiter Ferne!) ſo oft und gerne mit liebevoller und dankbarer Rührung gedenken.

Wir haben mehrere, zum Theil nicht ohne Fleiſs gearbeitete, Überſetzungen des Plutarchs, aber keine, wenn wir die vorliegende ausnehmen, die den höhern Foderungen entſpricht, welche man jetzt an eine Überſetzung zu machen berechtigt iſt. Selbſt der neulich erſt vollendeten des Hn. *Kaltwaſſers* kann man nur nachrühmen, daſs ſie ihre Vorgängerinnen an Treue übertrifft, und in einem beſſern Style, als die frühern, geſchrieben iſt; aber das Eigenthümliche des plutarchiſchen Tones lernen wir in ihr ſo wenig kennen, als in einer der vorigen. Hr. B., der das Mangelhafte dieſer Arbeiten einſah, und den ſeine Talente zu einem ſolchen Verſuch beſonders Beruf gaben, theilt uns hier eine Probe mit, wie er den Plutarch überſetzt wünſcht. Er wählte hiezu die Lebensbeſchreibungen aus, die er ſchon früher für den Schulgebrauch herausgegeben. Je ſchwieriger das Unternehmen war, den Plutarch vor Deutſchen reden zu laſſen, wie er vor Griechen redet, um ſo mehr müſſen wir ihm für die glückliche Ausführung Dank wiſſen. Denn gewiſs war es keine leichte Aufgabe, die verſchlungenen, kühn gebauten, mit bildlichen Ausdrücken ſo reichlich angefüllten Perioden des Plutarch mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zurückzugeben, ohne den Genius der deutſchen Sprache zu beleidigen. Wir haben des Hn. *B's.* Überſetzung ſorgfältig mit dem Original verglichen, und ſie in einem ſeltenen Grade treu gefunden. Die Vorgänger machten ſich die Arbeit dadurch leicht, daſs ſie die Perioden, wenn ſie ihnen zu lang ſchienen, nach Willkühr zerſtückelten. Hr. B. läſst den Perioden des Plutarch ihr Recht, und hat ſelbſt die längeren mit ſo vieler Gewandtheit übertragen, daſs ſie auch im Deutſchen nichts Schwerfälliges und Steifes haben. Aber nicht bloſs die Perioden ſind ungekränkt geblieben, ſondern auch ihr Bau ſelbſt iſt plutarchiſch; denn Hr. B. hat immer die Wortfolge des Plutarch, ſo weit es der Charakter unſerer Sprache geſtattete, zu erhalten geſtrebt, welches frühere Überſetzer gar nicht beachtet haben. Selbſt die einzelnen Worte ſind viel treuer übertragen, als es von irgend einem der Vorgänger geſchehen iſt. Nicht leicht iſt ein Nebenbegriff unausgedrückt geblieben, nicht leicht ein Bild verwiſcht worden. Überall befliſs ſich der Überſetzer, die Kürze und die Kraft der Urſchrift zu erreichen. Die Sprache der Überſetzung iſt durchaus edel, und der kühnen, nicht ſelten beynahe dichteriſchen, Sprache des Plutarch völlig angemeſſen. Durch dieſes Beſtreben, den Plutarch, ſo viel möglich, in ſeinem eigenthümlichen Tone reden zu laſſen, iſt freylich ein eigener Styl entſtanden, der nicht ganz das Geſchmeidige der gewöhnlichen Geſchichtserzählung hat, aber er iſt der plutarchiſche, und wem dieſer in der Urſchrift gefällt, warum ſollte er ihn nicht auch in der Überſetzung lieben? Über Undeutſchheit wird nur der ſich beſchweren, dem jedes ſeltnere Wort, jede kühnere Wendung

Digitized by Google

anſtöſsig iſt, der überall den Genius unſerer Sprache gekränkt glaubt, wo er nicht die flache und breite Sprache des geſelligen Umganges findet. Denn daſs Hr. B. die Zeitwörter oft voranſetzt, wo ſie in der Sprache des gemeinen Lebens gewöhnlich nachſtehen, daſs er von Conſtructionen mit Participien nicht ſelten Gebrauch macht, ſind Freyheiten, die ſich gute Schriftſteller, auch wenn ſie nicht überſetzen, immer mehr, zum groſsen Gewinn unſerer Sprache, zu erlauben anfangen. Doch ſind uns einzelne, wiewohl nur ſehr wenige, Ausdrücke und Wendungen aufgefallen, die uns ſelbſt für den plutarchiſchen Styl zu kühn däuchten. Wir wollen einige Beyſpiele dieſer Art anführen, nicht um doch etwas nach üblicher Sitte zu tadeln, ſondern weil wir glauben, daſs, was uns auffiel, vielleicht auch Anderen anſtöſsig ſeyn möchte, denen ein Urtheil gebührt. *Tib. Gracch.* 15. „Und ſelbſt das Königthum — auſserdem daſs es alle Obergewalt in ſich umfaſst hielt, und durch die höchſten Feyerlichkeiten zum Göttlichen geheiliget war — dennoch trieb die Stadt den Tarquinius aus" u. ſ. w. Wir glauben nicht, daſs unſere Sprache den Gebrauch des abſoluten Nominativs geſtattet. Hier beſonders hätte der Nominativ an der Spitze erhalten werden können, ohne daſs man zu einem ſolchen Hülfsmittel ſeine Zuflucht zu nehmen brauchte, wenn man den Satz als Frage ſtellte. *Caj. Gracch.* 2. „Er allein unter den Dienenden habe den voll hingebrachten Gürtel leer zurückgebracht, die übrigen dagegen hätten auch geleert — des mitgebrachten Weines, aber angefüllt mit Silber und Gold die Fäſſer wieder mit heimgenommen." Die einfachen Ausdrücke des Plutarch machten, wie es ſcheint, weder den Gedankenſtrich, noch die ſeltnere Conſtruction des Wortes *leeren*, noch überhaupt das Wortſpiel nothwendig. *Timol.* 12. „Weil nun die Sikelier erwarteten, daſs der Korinther um nichts beſſer ſeyn werde, als jene, ſondern daſs dieſelben Kunſtgriffe und Lockungen wiederum über ſie kämen, unter heiteren Hoffnungen und freundlichen Verſprechungen, ſie zum Wechſel eines neuen Deſpoten zu zähmen;" u. ſ. w. Hier däuchte uns theils die ganze Wendung zu kühn, theils der Reim von *über ſie kämen* (ein Ausdruck, den Hr. B. öfter gebraucht, den wir aber nicht lieben) und *zähmen* ein Übelſtand. Auch wiſſen wir nicht, ob ſolche, an ſich freylich ſchöne Wortverbindungen, wie *Timol.* 4: „den Schild vor den liegenden Timophanes geſtellt, drängte er" u. ſ. w., deren ſich Hr. B. öfter bedient, Freyheiten ſind, die der proſaiſche Schriftſteller gebrauchen darf; denn daſs ſie bey Dichtern nichts Ungewöhnliches ſind, iſt bekannt. Eben ſo ſcheinen uns die Worte *einwohnen* in activer Bedeutung *Timol.* 20, und *niederhöhnen* *Tib. Gracch.* 15, ſogar für den plutarchiſchen Ton, ein wenig zu kühn. Doch geſtehen wir gerne, daſs vielleicht nur eine zu beſchränkte Anſicht der Dinge uns verhindert, ſelbſt die gerügten Stellen ſchön zu finden. Anſtatt nun noch andere Stellen mühſam aufzuſuchen, wo uns Einiges nicht ganz gefiel, geben wir lieber eine etwas längere Probe aus der Überſetzung des Hn. *B.* ſelbſt, und ſtellen ſie der *Kaltwaſſer*'ſchen gegenüber, damit ſich Jeder von der Wahrheit deſſen, was wir zum Lobe der erſteren geſagt haben, deſto leichter überzeugen könne. Wir wählen dazu eine Stelle aus der Lebensbeſchreibung des Cajus Gracchus Cap. 15, wiewohl jede andere ſich zu dieſem Zwecke eben ſo gut eignet:

Bredow.

Im Herausgehen trat ihm an der Thüre ſeine Frau entgegen, an der einen Hand haltend das Kind, mit der anderen ihn ſelbſt: Nicht zur Rednerbühne, ſprach ſie, o Kajus! entlaſſe ich dich heut als Volkstribun, wie vormals, und Geſetzgeber, noch in einen ruhmvollen Krieg, daſs wenn du menſchliches Schickſal erführeſt, du mir wenigſtens eine geehrte Trauer nachlieſſeſt: nein, den Mördern des Tiberius giebſt du dich hin, unbewaffnet in edler Abſicht, damit du lieber leideſt als thueſt; aber du wirſt umkommen, ohne allen Gewinn für das Gemeinwohl. Geſiegt hat ſchon die ſchlechtere Sache; mit Gewalt und Eiſen entſcheiden ſie ſchon das Recht. Wenn bey Numantia dein Bruder gefallen wäre; wäre nach einem Vergleich ſein Leichnam uns zurückgegeben worden: jetzt aber werde wahrſcheinlich auch ich irgend einen Fluſs oder ein Meer anflehen müſſen, mir zu zeigen, wo irgend dein Leib bewahrt werde. Denn wie kann man noch den Geſetzen vertrauen oder den Göttern, nach der Ermordung des Tiberius?

Kaltwaſſer.

Als er eben zur Thüre hinausgehen wollte, warf ſich ſeine Gemahlin vor ihm nieder, hielt mit der einen Hand ihn ſelbſt, mit der anderen ihr kleines Kind, und ſprach zu ihm: Jetzt entlaſſe ich dich, mein Cajus, nicht wie ſonſt, um als Volkstribun oder Geſetzgeber auf die Rednerbühne zu gehen, auch nicht einmal in einen ruhmvollen Krieg, damit ich dich wenigſtens, wenn dir auch ein Unfall begegnete, mit Ehren betrauern könnte: nein, du lieferſt dich ſelbſt den Mördern des Tiberius in die Hände. Daſs du unbewaffnet hingehſt, um lieber Unrecht zu leiden, als zu thun, iſt zwar ſchön und löblich, aber du wirſt dich ohne den geringſten Vortheil für den Staat aufopfern. Denn die ſchlechtere Sache triumphirt jetzt; Schwerdt und Gewalt entſcheiden in den Gerichten. Wäre dein Bruder vor Numantia gefallen, ſo hätten wir doch ſeinen Leichnam noch durch Vergleich wieder bekommen können; nun aber werde ich vielleicht einen Fluſs oder das Meer anflehen müſſen, um mir zu entdecken, wo dein Körper verborgen liegt. Denn wie kann man nach des Tiberius Ermordung noch auf die Geſetze oder auf die Götter ein Vertrauen ſetzen?

Man vergleiche beide Überſetzungen mit dem Original, und man wird finden, daſs Hr. *Bredow* beynahe nach derſelben Wortfolge überſetzte, wie wir ſie im Plutarch finden. Aber wie viel kräftiger und kürzer ſpricht die Licinnia bey Hn. *Bredow*, als bey Hn. *Kaltwaſſer?* Noch gröſser iſt die Verſchiedenheit beider Überſetzungen in anderen Stellen, und man glaubt beynahe zwey verſchiedene Schriftſteller zu leſen, wenn man den Plutarch in dieſen beiden Überſetzungen der Reihe nach lieſt. Faſt überall iſt bey Hn. *Bredow* der Sinn der Urſchrift richtiger ausgedrückt, kräftiger und kürzer dargeſtellt. Möchte es ihm doch gefallen, uns noch mehrere in eben dem Geiſte überſetzte Lebensbeſchreibungen des Plutarch zu geben!

Noch bemerken wir, daſs Hr. B. in ſeiner Überſ. manche Änderungen des griechiſchen Textes, die er ſich in der Schulausgabe erlaubt, und wozu ihn

Digitized by Google

Reiske verleitet hatte, jetzt mit vollem Rechte zurückgenommen, und dagegen manchen anderen Lesarten, die er früher nicht aufzunehmen wagte, jetzt in dem Texte eine Stelle geſtattet hat. So lieſt er jetzt Timol. 14 ὁ τότε καιρὸς für ὁ πώποτε καιρὸς; Timol. 16 ὁρῶντας für ὁρμῶντας. Timol. 26 hat er τὸν ἐπισφαλῶς νοσοῦντα nicht überſetzt, und die Worte, wie es ſcheint, als Gloſſe betrachtet, worin wir ihm beypflichten. Timol. 37 lieſt er ᾗς für οἷς und ἐπιδὼν ſtatt ἐπιδεῖν. Philop. 12 ward πολίτας erhalten, wofür Hr. *B.* ſonſt πελάτας zu leſen wünſchte. Philop. 13 iſt die andere Lesart τῷ — ῥηθέντι ſtatt τὸ — ῥηθὲν aufgenommen. Philop. 16 Φρονήσοντας für Φρονήσαντας. Caj. Gracch. 16 iſt die alte Lesart ἐπὶ τούτοις κατιέναι πάλιν, ἢ μὴ κατιέναι ſtatt Reiskens Conjectur, ἐπὶ τούτοις μὴ κατιέναι πάλιν mit Recht wiederhergeſtellt. Brut. 46 hat Hr. *B. Dufouls* Conjectur μηχανώμενοι ſtatt μαχόμενοι zur Lesart des Textes erhoben. Zum Schluſſe halten wir es noch für Pflicht, ein paar Sinn entſtellende Druckfehler anzuzeigen. Philop. 4 leſe man: *wie an Flüſſen, Gräben, in engen Wegen die getrennete und wieder vereinete Phalanx leiden und ſich ſtellen könnte* u. ſ. w. ſtatt: *und wie an Flüſſen, Gräben, engen Wegen in getrennete und wieder die vereinete Phalanx leiden und ſich ſtellen könnte.* Brut. 15 leſe man: *die Gröſse der Angſt* ſtatt: *Angſt der Gröſse.*

F. C.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. 1) *Oldenburg*, b. Stalling: *Ankündigung einiger Abſchiedsreden* durch *Chr. Wilh. Ahlwardt*, des oldenb. Gymn. erſten Prof. u. Rector. *Voran Bemerkungen über Ilias* 15, 18 — 21. 1805. 12 S. kl. 4.

2) Ebendaſelbſt: *Ankündigung einiger Abſchiedsreden* u. ſ. w. durch *Chr. Wilh. Ahlwardt.* Voran *Bemerkungen uber einige Stellen griech. Dichter, vorzüglich in Ruckſicht des Sylbenmaſses.* 1807. 10 S. kl. 4.

Bey der gewöhnlichen Gedankenleere und Geiſtesarmuth unſerer Schulſchriften, die alles geleiſtet zu haben meinen, wenn ſie in blumigem Latein und mühſam aus alten Dichtern zuſammengeſtoppelten Phraſen einher ſtolziren, kann es nicht anders als erfreulich ſeyn, wenn ein Mann von vielſeitiger Gelehrſamkeit und gewandtem Geiſte, den äuſserlichen Prunk verſchmähend, dieſem faſt verrufenen Geſchäft wieder zu Ehren hilft.

No. 1 hat die metriſche Berichtigung eines homeriſchen Verſes, *Ilias* 15, 18:

ἦ οὐ μέμνῃ, ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, ἐκ δὲ ποδοῖιν etc.

zum Hauptgegenſtand. Die 16 Hexametercäſuren der alten Grammatiker, ſo wie *Hermann's* Capitel über den heroiſchen Vers verwerfend, nimmt Hr. *A. einen einzigen* Hauptabſchnitt (τομὴ, *caeſura* bey den genaueren Grammatikern) an, der allemal in den dritten Fuſs fällt, und bald männlich, bald weiblich iſt, das erſtere bey den Römern, bey den ſpäteren Griechen das letztere überwiegend. Hievon wird die einzige Ausnahme geſtattet, daſs die Cäſur, ſtatt in den dritten, in den vierten Fuſs fällt, wo ſie allemal männlich ſeyn muſs, mit der Beſchrankung jedoch, daſs der dritte Fuſs dann kein *voller* Dactylus ſeyn, und alſo die männliche Cäſur im vierten Fuſs *nie nach einem einſylbigen Wort* fallen darf. Der Vers: *Ilias* 1, 106:

μάντι κακῶν, οὐ πώποτέ μοι || τὸ κρήγυον εἶπας

würde alſo kein ächter Hexameter ſeyn, wenn man nicht das οὐ πώποτε in οὔπω ποτε oder οὔ πω πότε ändern, oder auch, mit Elidirung der *ultima*, ἐμοὶ ſchreiben will. Den deutſchen Dichtern werden indeſs „*aus Barmherzigkeit*" Verſe wie der *Klopſtock*'ſche:

Wende dich weg, wehmuthiger Blick || von der Angſt des Erdulders,

erlaubt; auch finden ſich dergleichen ſowohl bey *Voſs*, als bey *Schlegel*. *Rom.* 9, 51, 75, 109, 113. — Dieſer Canon iſt, unſerer Meinung nach, dahin zu berichtigen, daſs die männliche Cäſur im vierten Fuſs auch zugleich im zweyten Statt haben muſs, wie in

οὐκ ἀγαθὸν || πολυκοιρανίη· || εἷς κοίρανος ἔστω

Ilias 2, 204. Aus griechiſchen und römiſchen Dichtern iſt uns nur eine einzige Stelle gegen dieſe Regel, *Ilias* 24, 339, bekannt: unter den Deutſchen nehmen es auch die trefflichſten Verskünſtler nicht ſo ſtreng. S. *Voſſens Horaz. Epiſt.* 1, 19, 49. 2, 1, 241.

Nach jener metriſchen Bemerkung iſt der Vers:

ἦ οὐ μέμνῃ, ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, ἐκ δὲ ποδοῖιν etc.

durchaus corrupt: auch ſcheint er im Alterthum ſchon für verdorben gegolten zu haben; mindeſtens finden ſich in den Handſchriften verſchiedene Lesarten, deren aber keine den kranken Fleck trifft. *Bentley* — von deſſen Papieren über den Homer Hr. *A.* bemerkt, es ſey zu bedauern, daſs ſie nicht in beſſere Hände, als in die des göttinger Herausg. der Ilias gekommen ſeyn — ſcheint zuerſt das Monſtröſe des Verſes gefühlt zu haben, dem er durch die von *Heyne* ganz und gar nicht verſtandene Conjectur: τε κρέμω (*ſcilicet ut Ionicum eſſet* ſetzt *Heyne* T. 7, p. 7 hinzu, als ob ein Verbum *mit* dem Augment nicht joniſch wäre) abhilft. Hr. *A.* aber urtheilt von dieſem Vorſchlag wie von dem des Recenſenten der Göttinger Ilias (*Jen. Allg. Lit. Ztg.* 1803. S. 331): ὅτε περ κρέμω (wo die Änderung des τε in περ unnöthig iſt. S. *Hermann ad Viger.* p. 796. *Damm. lex. Homer.* p. 414), daſs die ſchon verkürzte Form ἐκρέμω durch Wegwerfung des Augments und Zuſammenziehung in κρέμω den Hörern des alten Sängers, die nicht Zeit hatten, am einzelnen Wort zu verweilen, durchaus habe unverſtändlich werden müſſen. Hierin können wir Hn. *A.* indeſs nicht geradezu beyſtimmen. Da nach *Fiſcher* zu *Weller* T. 3. p. 120 die Form ἐκρέμω unbezweifelt, und nicht eben ungewöhnlich iſt, ſehen wir nicht, was ſich gründliches gegen die Wegwerfung des Augments einwenden läſst, auch kommen ja in unſeren Volksgeſangen Wortformen und namentlich Verkürzungen vor, die uns allerdings nicht gleich verſtändlich ſind, aber theils durch wiederholtes Hören, theils aus dem Zuſammenhange klar werden. Das läſst ſich auch von den homeriſchen Geſängen annehmen. Überdieſs kann hier der in der Arſis ſtark angeſchlagene Laut ε forttönend gedacht werden. Endlich würde es nicht ſchwer werden, aus dem ioniſchen Dichter noch gar manche Formen beyzubringen, die abweichender zu nennen ſind, als unſer κρέμω. Erinnert doch das *ge*, welches den deutſchen *Participiis perfecti* angehangt wird, aufs vollkommenſte an die griechiſche Reduplication, und wem, der nur das Wort *gebiſſen* kennt, kann es unverſtändlich ſeyn, wenn der Zigeunerbube im *Götz von Berlichingen* ſchreit: *Hamſter hat mich biſſen.* —? Da Hr. *Hermann* nun das τε mit nachfolgendem δὲ hinreichend vertheidiget hat: ſo ſind wir ſehr geneigt, *Bentley's* Vermuthung für die urſprüngliche Lesart zu halten. — Indeſs wollen wir auch Hn. *As.* Vorſchläge mittheilen. Da ihm auch die Verbindung der Sätze: ὅτε τε κρέμω — ἐκ δὲ ποδοῖιν ἧκα etwas ungelenk ſcheint, und er in der erſten Hälfte ein dem ἧκα entſprechendes tranſitives Verbum vermiſst: ſo conjicirt er: ὅτε σε κρέμασ' ὑψόθεν, wogegen aber die wichtige Bedenklichkeit eintritt, daſs der Schluſsvocal der *erſten* Perſon des Aoriſtus primus wegen Verwechslung mit der *dritten* ſchwerlich elidirt werden darf. Ferner, aus der

von alten Grammatikern erwähnten Form κρέμομαι ein Activum bildend, ὅτε σὺ κρέμω etc., oder endlich, nach Homers Weiſe, die nämlichen Worte wiederholend: ὅτε ὕψι σὺ κρέμω. — Einige beyläufige Bemerkungen, als S. 4 über die Zuſammenziehung des η ευ zu einer Sylbe, übergehen wir.

No. 2 beſchäftiget ſich mit der ebenfalls metriſchen Berichtigung eines Verſes des Aeſchylos Eumeniden. 289. Herm. (291. Ed. Schütz maj.)

θρασὺς ταγοῦχος ὡς ἀνὴρ ἐπισκοπεῖ.

Das Wort ταγος hat, wie ſeine Derivativa, das α in der Stammſylbe lang. Viele Beyſpiele davon finden ſich bey *Dawes. miſcell. crit.* p. 248 aus den griechiſchen Dichtern geſammelt. Hr. *A.* theilt dieſe, mit einigen vermehrt, mit, und führt nun auch drey Verſe an, in denen das α offenbar kurz gebraucht iſt. Ilias 23. 160. Ariſtophanes Ritter. 159. Br. Lyſiſtrata. 105, von denen aber die beiden erſten durch ſcharfſinnige Verbeſſerungen einſichtsvoller Herausgeber bereits mit der allgemeinen Regel ausgeglichen ſind. Über die Stelle der Lyſiſtrate freylich genügt Hn. *A's.* Ausweg, Ariſtophanes wolle den komiſchen Eindruck dadurch verſtärken, daſs er die Lakedämonierin Lampito „ihr breites Peloponneſiſch plappern laſſe", etwa wie in Theokritos Adoniazuſen 92, keineswegs. Denn gerade die Verkürzung einer gewöhnlich langen Sylbe wäre in doriſchem Munde ſchlecht charakteriſtiſch, und paſste gar nicht zu dem

ἐκκυναγετεῦντι πλατειάδδοισαι ἄνακτα.

Wir möchten viel lieber mit *Brunk* annehmen, das Wort ταγὴ habe in ſeiner Quantität eine Ausnahme von den übrigen dieſer Familie gemacht, und ſey vom zweyten Aoriſt ἔταγον zu deriviren; wogegen jedoch der anapäſtiſche Monometer: Aeſchyl. Agam. 110. Sch. ξύμφερον ταγάν, wieder bedeutende Zweifel erregt. Könnte indeſs die Möglichkeit einer kurzen Penultima in ταγὴ dargethan werden: ſo folgte daraus, daſs dieſe Sylbe auch in dem nicht weiter vorkommenden ταγοῦχος kurz ſeyn dürfe.

Da aber *Äſchylos* das Alpha in ταγὸς und ταγέω wiederholt lang gebraucht, und die Einwendung der Stelle aus der Lyſiſtrate noch wenig begründet iſt: ſo thut Hr. *A.* einen doppelten Vorſchlag, dem Vers in den Eumeniden durch eine bloſse Verſetzung der Worte zu Hülfe zu kommen:

ταγοῦχος ὡς ἀνὴρ ἐπισκοπεῖ θρασὺς

oder auch, was ihm beſſer gefällt:

ἐπισκοπεῖ ταγοῦχος ὡς ἀνὴρ θρασύς.

Hierauf bringt Hr. *A.* noch einige Bemerkungen über die Cäſur nach dem dritten Fuſse bey, die wir dankbar aufnehmen würden, da unſere Metriker hierüber noch keine Unterſuchungen angeſtellt haben, wenn nur Hn. *A's.* Reſultate etwas gediegener wären. Er ſagt aber nichts weiter, als daſs es ſowohl *reine* als *unreine Alexandriner* gebe, in deren letzteren der Einſchnitt des Verſes mit dem der Rede nicht zuſammentreffe, wogegen in den erſten die logiſche und metriſche Cäſur Eine ſey: und giebt uns dann das Reſultat, *daſs völlig der dritte Theil aller Senare im Äſchylos und Sophokles Alexandriner ſind.* Es fänden ſich nämlich in den 50 erſten Verſen des König Oidipus 22 Alexandriner, und 100 dergleichen in den 290 erſten Trimetern des gefeſſelten Prometheus.

Die Unrichtigkeit des Gebrauchs, den Hr. *Ahlwardt* hier vom *Alexandriner* macht, nur andeutend, wollen wir bey einer Inconſequenz verweilen, die bewirkt hat, daſs das Reſultat vom Verhältniſs des Trimeter *mit* der Cäſur nach der dritten Arſis zu denen *ohne* dieſen Einſchnitt ganz unrichtig ausgefallen iſt. — In dem erſten der hier angezeigten Programme wird *Hermann* hart dafür angelaſſen, daſs er in ſeinen beiden Metriken von 16 Cäſuren des Hexameters ſpricht, welches Verſehen richtig aus der Verwechslung von τομή, *caeſura, Abſchnitt*, mit κῶλα, κόμματα, *inciſiones, Einſchnitte*, hergeleitet wird. Aber wie kommt es, möchten wir fragen, daſs Hr. *A.* ihn etwas hart zurecht weiſen, und dennoch zwey volle Jahre darauf denſelben Irrthum begehen konnte? — Rec. hat bey Leſung des *Äſchylos* und *Sophokles* im Trimeter — wie im heroiſchen Hexameter — immer nur *Einen Hauptabſchnitt* gefunden, die bekannte *Penthemimeris*: Eumenid. 1.

πρῶτον μὲν εὐχῇ || τῇδε πρεσβεύω θεῶν.

Es bedarf keiner mühſeligen Zählung, um das Vorherrſchende derſelben darzuthun. — Von dieſer Cäſur findet nun — dem Hexameter ganz analog — ſoviel wir wiſſen, nur Eine Ausnahme Statt, daſs der Abſchnitt von der dritten nach der vierten Arſis verlegt wird, die *Hephthemimeris*: Prometh. vinct. 1.

χθονὸς μὲν εἰς τηλουρὸν || ἥκομεν πέδον.

Nun finden ſich freylich Verſe, wie der von *Herm. de metr.* S. 148 aus dem *Aeſchylos* angeführte *Prom. vinct.* 866.

Πελασγία | δεδέξεται | θηλυκτόνῳ; — falls *Brunk* richtig emendirt hat — die keine beider Cäſuren haben: aber dieſe ſind *ſo ſelten*, daſs ſich nicht viel ähnliche auffinden laſſen, und der Kritiker alſo durchaus kein Recht hat, ſolche neu zu bilden. Im Prometh. vinct. finden ſich nicht mehr als *drey* ohne dieſe Cäſur: 617. 645 und 866, von denen der letzte überdieſs durch neuere Kritiker erſt um den gewöhnlichen Tact gekommen iſt: etwas häufiger zwar ſind ſie in den übrigen äſchyliſchen Tragödieen, beſonders in den Perſern und der letzten Hälfte des Agamemnon. Doch werden bey einer gründlichen Bearbeitung des Tragikers noch gar manche von dieſen verſchwinden. Denn ein Theil krankt zugleich an anderen Gebrechen, als Prometh. 866. Sept. adv. Theb. 125. Perſ. 327. Agam. 1076. 1263. 1278. 1610. Choeph. 1. Eum. 478, und ein anderer beſteht aus wahren metriſchen Ungeheuern, als Agam. 952. Eum. 26. Suppl. 413 die entweder verdorben ſind, oder beweiſen, daſs Äſchylos nicht eben überall ſeine Verſe ſo fleiſsig arbeitete, wie im Prometheus durchgängig geſchehen iſt. Noch ſeltener natürlich ſind ſie beym *Sophokles*, in deſſen längſtem Trauerſpiel, dem Oidipus auf Kolonos, nur vier Beyſpiele vorkommen: 372. 575. 1317. 1542; in den Trach. fünf, denn 435 und 555. Erſ. ſind corrupt u. ſ. w.

Was nun die 22 ſophokleiſchen und die 100 äſchyliſchen Verſe anlangt, die Hr. *A.* ſo ſchnell zur Beſtätigung ſeiner Verbeſſerung gefunden haben will, und aus denen ſein wahrſcheinlich jedem gleich auffallendes Reſultat gefloſſen iſt: ſo bedauern wir, erklären zu müſſen, daſs unter allen *hundert zwey und zwanzigen* nur *Ein einziger* beweiſt, was er beweiſen ſoll: dieſer aus dem *König Oidipus*: 46

ἴθ᾽ ὦ βροτῶν ἄριστ᾽ | ἀνόρθωσον πόλιν.

denn in allen anderen liegt die Cäſur nach der Penthemimeris oder der Hephthemimeris, und wenn zugleich die dritte Arſis ein Wort endigt, ſo iſt das, nach Hn. *A.* eigener, richtiger Unterſcheidung, nur eine *Inciſio*. Wie war es möglich, daſs der ſcharfſinnige Mann Verſe, wie

ὑψηλοκρήμνοις || τὸν | λεωργὸν ὀχμάσαι. *Prom. vinct.* 5.

oder wie

ξύμφημ᾽. ἀνηκουστεῖν | δὲ || τῶν πατρὸς λόγων. daſ. 40.

für gleichtönend mit dem ſeinigen

ταγοῦχος ὡς | ἀνὴρ | ἐπισκοπεῖ θρασὺς

ausgeben konnte? — Uebrigens wollen wir unſere Anſichten von den Ab- und Einſchnitten des Trimeters weder für ſchon reif, noch vollſtändig erklären, und enthalten uns alſo auch der Ahlwardtiſchen Conjectur geradehin ein *nigrum theta* zuzutheilen. Zur Zeit geben wir alſo Hn. *Ahlwardts* zweytem Vorſchlag, der eine richtige Hephthemimeris hat, entſchiedenen Vorzug, und glauben die Stelle durch ihn glücklich geheilt.

Wir berichtigen zum Schluſs noch den faſt unbegreifliche Druckfehler, daſs S. 4 ſtatt des Verſes:

χάλκεον Ἠδωνῶν ταγὸν ἀνεπλάσατο

Epigr. adesp. 297, 2. *Anal. Brunkii* T. 3. S. 213 ein anderer gar nicht hieher gehöriger ſteht.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 DECEMBER, 1808.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Berlin, in Commiſſion b. Maurer: *Verſuch einer Erklärung der puniſchen Stellen im Pönulus des Plautus.* Drey Programme von *Johann Joachim Bellermann,* Doctor der Theol. u. Philoſ., Director des berlin. cöllniſchen Gymnaſiums, und der davon abhängigen Schulen u. ſ. w. I Stück. 1806. II Stück. 1807. III Stück. 1808. Zuſammen 206 S. 8. (16 Gr.)

Hr. D. *Bellermann* verdient für dieſe gelehrte Unterſuchung den wärmſten Dank aller Alterthumsforſcher, und ſelbſt diejenigen, welche noch in dem durch *Adelung's Mithridates* neulich wieder genährten kritiſchen Unglauben befangen ſind, werden wenigſtens ſo viel eingeſtehen müſſen, daſs Hr. *B.* einen hohen Grad von Gelehrſamkeit und Scharfſinn in der allgemeinen Begründung und partiellen Durchführung ſeiner Hypotheſe gezeigt habe. Rec. bekennt aufrichtig, daſs er das Puniſche im Plautus lange Zeit für weiter nichts als ein Spiel des Witzes und einen von Plautus ſelbſt erfundenen puniſchartigen Jargon gehalten habe. Er verglich mit dieſem: *Yth alonim valonoth* u. ſ. w. die meſopotamiſche Rede, welche *Holberg* in ſeinem Ulyſſes von Ithaka dem Ambaſſadeur Chilian in den Mund legt, und meinte, der Schatten des ſchalkhaften Komikers würde nicht wenig ergötzt werden, wenn ein Kritiker in ſeinem *Skiolski dolski podolski, ſpaelamdiſſimo renkalavet, ſpeckavet* u. ſ. w. einen ſchätzbaren Ueberreſt der ausgeſtorbenen meſopotamiſchen Sprache fände! Die Wahrnehmung, daſs Ariſtophanes in ſeinen Acharnenſern dem Pſeudartabas einige perſiſche Worte ſagen läſst, konnte Rec. in ſeinem Glauben nicht irre machen, indem dort der Fall offenbar ganz anders iſt. Allein dieſer kritiſche Skepticismus iſt durch die vorliegende Unterſuchung völlig niedergeſchlagen worden, und Rec. ſtimmt dem Vf. bey, wenn er ſich für überzeugt hält, „das Räthſel gelöſet zu haben", und wenn er behauptet: „Irre ich mich, daſs ich das Puniſche, welches zwey Punier und eine Punierin ſpricht, für erklärbar halte, und iſt im Gegentheil die Äuſserung Anderer, namentlich *Adelung's*, gegründet, daſs die Stellen im Poenulus nichts als Worte ohne Sinn, Laute ohne Verſtand ſind: ſo muſs man es für das gröſste Wunder halten, wenn aus ſolchen willkührlich zuſammengeworfenen Phraſen nicht allein ein verſtändiger Sinn, ſondern gerade derjenige Sinn herauskommt, der in dieſer Verbindung erwartet wird" (III. S. 3). Wären bloſs die 16 Verſe aus *Act. V. Scen. I* vorhanden: ſo könnte man „die Überſetzung wie den Quotienten eines Diviſions-Exempels betrachten, bey welchem die Probe durch die Multiplication, zur Überzeugung von der Richtigkeit des Verfahrens und der Rechnung ſelbſt, nicht geſtattet wird." Allein die einzelnen Verſe, Phraſen und Wörter, welche *Scen. II* u. *III* vorkommen, und in den lateiniſchen Dialog gliederweiſe vertheilt und mit demſelben aufs innigſte verkettet ſind, laſſen gar keinen Zweifel mehr übrig, ſobald, was hier überall mit gröſster Sorgfalt und Genauigkeit geſchieht, bey jedem Worte Wurzel, Bildung, Sprachgebrauch und Beweisſtelle nachgewieſen wird.

Hr. *B.* giebt I, 14—21 (vrgl. II, 3—4) ein vollſtändiges Verzeichniſs der Schriftſteller, welche die puniſchen Stellen im Plautus erläutert haben. Für den älteſten hierunter erklärt Hr. *B.* den *Anonymus*, welcher die erſten 10 puniſchen Verſe in der erſten Scene in 11 lateiniſche Zeilen zu überſetzen verſuchte. Dieſe Überſetzung, welche in unſeren Ausgaben gleich hinter dem puniſchen Texte ſtehet, wird gewöhnlich für eine von *Plautus* ſelbſt verfertigte gehalten. Der Vf. zeigt I, 19—20, und II, 42 ff., daſs dieſe Annahme die höchſte Unwahrſcheinlichkeit enthalte. Zu welcher Abſicht ſollte Plautus, der ja nicht für *Leſer*, ſondern für's Theater ſchrieb, das Puniſche überſetzen? Sollte es mit recitirt werden? Und warum überſetzte er nicht Alles, ſondern nur den Anfang? Das Schwerſte iſt die zweyte und dritte Scene; hier ſind wir ohne Hülfe. Auch iſt die Überſetzung in einzelnen Puncten nicht nur mangelhaft, ſondern auch unrichtig. Endlich iſt auch der lateiniſche Styl wahrhaft anti-plautiniſch (I. 20). Man muſs daher annehmen, daſs ein ſpäterer Autor, der Etwas für die Erklärung dieſes Puniſchen thun wollte, dieſs *Quid pro quo* beyfügte, in der Folge aber, da er ſich der Arbeit nicht gewachſen fühlte, lieber aufhörte. „Übrigens, heiſst es II, 43, iſt uns jene frühe anonyme Dollmetſchung der zehn erſten Verſe ſehr ſchätzbar, weil ſie uns eine alte Anſicht der Sache liefert, und die Wahrheit neuerer Verſuche beſtätiget. In ſofern entſtehet natürlich der Wunſch, daſs derſelbe unbekannte Verfaſſer auch alles Übrige auf ſeine Art überſetzt haben möchte." Unter den übrigen Erklärern wird dem berühmten *Sam. Bochart* mit Recht der Vorzug eingeräumt. „Er kam, meines Erachtens, der Wahrheit näher, als alle Vorgänger. Da er aber weder die ſechs letzten Verſe der erſten Scene, noch die ſiebenzehn ein-

zelnen Phraſen der zweyten und dritten Scene berührt: ſo ſieht man, daſs er nur einen Theil des Weges betrat."

Von einem anderen Erklärer ſagt Hr. B. I, 17: „*Georg Heinrich Saphunius*, nach Anderen *Sappuhnius*, hat dieſen Gegenſtand in einer *Commentatio philol.* Leipzig 1713. 8, aus dem Aramäiſchen erklärt. Aller angewandten Mühe ungeachtet, habe ich dieſe Schrift weder aus den Buchläden, noch aus Bibliotheken erhalten können, kann alſo auch nicht darüber urtheilen." Dieſelbe Klage wird II, 4 wiederholt. Rec. beſitzt dieſe ſelten gewordene kleine Schrift. Sie führt den Titel: *Commentatio philologica, qua nobilis linguae Carchedonicae reliquia ab Acc. Plauto Sarſin. Actu V. Sc. I et II fabulae, quae inſcribitur Poenulus, adſervata explicatur et ad dialectum Aramaeam refertur a Georgio Henrico Sappuhnio. Lipſiae apud J. Chriſt. Martini* 1713. 48 S. 8. Der Vf. ſchickt ſeiner Erklärung ſelbſt folgende acht Theſes voraus: 1) *Phoenicum et origo et appellatio ab Edomo gentis conditore deducenda.* [Von אדמים (*rubentes*) ſey Φοινικες die Überſetzung; die Ableitung von כנעני. κνα oder χνα, welche ſchon *Beroſus Hiſt. Lib. I* mache, ſey unrichtig. Hr. *B.* dagegen vertheidiget I, 7. III, 5 u. 6, jene ältere, beſonders von *Bochart* (*Geogr. ſacr. Lib. IV, c.* 34) gut unterſtützte Herleitung, wofür er III, 6 noch eine artige, vom Hn. Prof. *Buttmann* mitgetheilte Bemerkung beybringt: die Endigung ικες in Φοινικες ſey bloſs Bildungsſylbe des Pluralis, und κ gehöre nicht zum Stammworte, wie der identiſche Name *Poeni* anzeige; ſo heiſse alſo das Volk Φοινι oder *Phuni*, und Φνα entſtand aus χνα, weil die *Aſpiratae* in einander übergehen. Beide Vff. bauen viel auf ihre Etymologie: der eine, den Hebraismus; der andere, den Aramäismus.]. 2) *Hi Phoenices Tyrum condiderunt.* 3) *Horum* ἀπόῤῥοξ *et colonia eſt gens Poenorum in Africa.* 4) *Hi linguam Phoeniciam in Africa propagarunt.* 5) *Hujus tamen linguae nihil fere hodie ſupereſt literariorum momentorum, nec an vel in regno Suatta, vel inſula Maltha ejus uſus obtineat, certo ſcitur.* [Hr. B. giebt I, 13 ff. Nachweiſungen über die ſparſamen puniſchen Sprach-Überreſte. Beide Vff. haben der vielen puniſchen Wörter und Redensarten nicht erwähnt, welche man bey Joſephus (z. B. Antiqq. VIII. c. 5. §. 3), Hieronymus, Auguſtinus (welcher, als ein Eingeborner, dieſe Sprache verſtand), Terent. Varro, Feſtus u. a. angeführt und erklärt findet. Hr. *B.* würde ſich durch einen Nachtrag, worin dieſe Überreſte geſammelt und kritiſch beleuchtet würden, ſehr verdient machen]. 6) *Punica Plautina, licet turpiter librariorum inſcitia deformata, et a Sam. Bocharto et erud. Petito impari ſucceſſu explicata, origines ſuas Phoenicias quodammodo referunt, Aramaeae dialecto, quam Ebreae propriora.* [Der ganze dürftige Beweis beſchränkt ſich auf Jeſ. 21, 11 und *Sal. Jarchi* zu Obad. V. 6. Hr. *B.* führt ſeinen Beweis des *Hebraismus* ungleich beſſer. Sein Reſultat iſt III, 4: „Daſs das Puniſche zu Plautus Zeit von dem Hebräiſchen zu Esra's oder Nehemia's Zeiten (welche ungefähr 300 Jahre von einander lebten) in der Hauptſache nur wenig verſchieden geweſen ſey."] 7) *Verſu ea ſcripta ſunt, ſed eo, qui modulationi Orientalium congruus eſt.* [*S.* begnügt ſich damit, zu zeigen, daſs im A. T. ein Metrum ſey, und ſchlieſst S. 32: „*Tale quoque Plautini carminis noſtri* εἶδος *eſt, cujus poeſeos rationes, forſan alio loco explicari poterunt!!*" Wahrſcheinlich wuſste der gute *Sappuhn* nicht, daſs ſchon 1688 der berühmte *Clericus* die zehn erſten Verſe für *Reime* erklärt hatte, welche ſo klangen:

Chi nittham milchi
Oumithdabre iski
Bnoth ſcheningnhou li
Ouben achi u. ſ. w.

Auf eine ſolche Metropoeie hat Hr. B. Verzicht geleiſtet!] 8) *Charactere Somroneo ſeu Samaritanis proprio, deſcripta fuiſſe probabile eſt, vel etiam Syrorum Eſtrangelo* P ſ e ſ ſ i t o *dicto etc.* [Bey der Erklärung ſelbſt aber ſind, wie bey Hn. B., die puniſchen Wörter in unſerem jetzigen hebräiſch-chaldäiſchen Quadrat-Typus abgedruckt.]

In der auf dieſe Einleitung folgenden Erklärung zeigt *Sappuhn* zwar zuweilen viel Scharfſinn und Sachkenntniſs, aber wenig philologiſche Genauigkeit; ſie geht bis zur III Scene. Hier bricht *S.* mit den Worten (S. 45) ab: „*Quae autem Sc. III. Giddenemes et filii* (vielmehr *filiae*, denn es ſind puniſche Mädchen) *ſalutantium verba ſint, Aeſculapii opem exſpectant, nobis certe* ἀνόητα. *Niſi forte tempus nos plura edocebit.*" Dieſer Äſculapius iſt nun in Hn. B. erſchienen, welcher nicht nur zuerſt *alle* puniſchen Wörter und Redensarten des Poenulus überſetzt und erklärt, ſondern auch ſeine ſämmtlichen Vorgänger an philologiſcher Gelehrſamkeit, an geſundem Urtheil und Geſchmack weit übertroffen hat. Wir theilen den Leſern jetzt einige Stellen zur Probe mit, und begleiten ſie mit einigen Erinnerungen.

Wir haben ſchon angeführt, daſs Hr. B. das Puniſche durchaus aus und nach dem Hebräiſchen erklärt. Er betrachtet dieſe Stellen gerade ſo, als ob ſie rein-hebräiſche wären, und wendet mit gröſster Rigoroſität alle Regeln der hebr. Grammatik auf ſie an. Faſt ſcheint es, als ob er hiebey etwas zu weit gegangen und ſich zuweilen die Sache zu ſehr erſchwert, auch wohl die Erklärung etwas zu weit hergeholt habe. Verſchiedenheiten in Formation, Flexion, Conſtruction, Pronuntiation u. ſ. w. kann man immer annehmen, und dennoch eine gröſsere Harmonie mit der hebräiſchen Sprache als mit der aramäiſchen und arabiſchen annehmen. Daſs demungeachtet auf die verwandten Dialekte fleiſsige Rückſicht genommen werden muſs, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſs geſchieht ja ohnedieſs ſchon bey der Erklärung der hebräiſchen Schriftſteller ſelbſt, und es liegt in der Natur der Sache, daſs die Licenz hier noch gröſser ſeyn müſſe. Nach unſerem Dafürhalten hat Hr. *B.* bey ſeinem Hebraismus darin eine Inconſequenz gezeigt, daſs er nicht den *ſamaritani-*

Digitized by Google

ſchen Schrift-Typus wählte, welcher doch der althebräiſche iſt und mit den verſchiedenen phöniciſchen Alphabeten auf *Büttner's* Vergleichungs-Tafeln die gröſste Ähnlichkeit hat.

Die erſten 6 Verſe aus Act. V, Sc. I. lauten nach Hn. B. maſorethiſirender Punctation und Transſcription ſo: *Eth — eljonim veeljonoth ſiccarthi jismecun ſotk, chi mlachai jitthammu mazliach midabrehem iski; Labo kenoth et ben achi jedidi ubnothai, bruach rabſchel eljonim ubimſchurathehem. Bterem motho chanoth othi helech Antidamarchon, iſch ſchejada li; bram tüppal eth chajil ſchichnatham lejiphah.* Dieſe Worte werden ſo überſetzt: „Den Göttern und Göttinnen will ich opfern, die dieſe Stadt beſchützen, wenn ſie meine Geſchäfte begünſtigen, wenn mir mein Plan durch ihre Hülfe gelingt, meinen geliebten Neffen und meine Töchter wieder zu finden! Doch das kann nur durch der Götter groſse Macht und durch ihre Vorſehung geſchehen. Der gute Antidamarch, einſt mein Gaſtfreund, iſt leider todt! Er liebte mich — (nach einer Pauſe) Doch er iſt jetzt im Kreiſe der glücklichen Edeln." Unter dieſer etwas freyeren Überſetzung ſteht auch noch eine ganz wörtliche, und hierauf folgen die philologiſchen Anmerkungen, worin jedes Wort grammatiſch und exegetiſch erklärt wird. Bey dem Worte *ſiccarthi* konnte die Bedeutung *opfern* ohne weitere Deduction angenommen werden, da ſie die gewöhnliche iſt. *Iski* (עסקי) wird von *eſek* (*aſak*) abgeleitet, welches im Chald. Rabbin. und Talmud. *ſtudium*, *res*, *negotium* u. ſ. w. bedeute. Rec. vermiſst hier den reinen Hebraismus, worauf der Vf. doch ſonſt ſo viel hält; auch hat ſchon *melachah* die Bedeutung *negotium*. Sollte nicht *chiski* (חזקי) *meine Kraft*, in dem Sinne: die Götter werden, zur glücklichen Ausführung meines Geſchäftes, meine Kraft unterſtützen — vorzuziehen ſeyn? Oder will man lieber אַסִּיךְ *Fut. Hiph. r.* נָסַךְ *libabo*, (vgl. Pſ. 16, 4 u. a. St.) leſen? Dann hätte man zugleich ein Zeitwort, welches dem vorhergehenden הזכיר entſpräche. In Anſehung des *Brám* oder *Beram*, *in alto*, i. e. *in coelo*, ſtimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey. Warum ſollte eine Vorſtellung deſshalb unpuniſch ſeyn, weil ſie hebräiſch iſt? „Die Idee, heiſst es I. S. 37, daſs die Tugendhaften im Himmel glücklich leben, iſt im ganzen Oriente ſehr alt. Der Grieche und Römer drückte ſich hierüber anders aus, wenn er gleich auch vom Olymp und den elyſäiſchen Gefilden ſprach. Der Punier hat die orientaliſchen Vorſtellungsarten. Es iſt ein guter Zug von des Plautus Aufmerkſamkeit auf Nationalverſchiedenheit." Nach Rec. Meinung liegt ſchon in עֶלְיוֹנִים und עֶלְיוֹנוֹת eine Rechtfertigung dieſer Erklärung. *Sappuhn* theilt V. 6 ſo ab: *Is ſe debrim dyſel yth chyl ſchou tam liphol, i. e. Hunc virum dicunt, quod fecerit omne, ad quod aptus erat, ut faceret.*

Vorzüglich glücklich war Hr. B. in Erklärung des Dialogs in Act. V. Sc. II. (2 St. S. 6—39.) Die Worte: *Hanno muthumballe bechaedreanech* theilt er ſo ab: *Hanno muthim balle bechaedre anech, i. e. Sitis gratioſi, viri domini mei, in intimo meo eſt angor:* Verzeihen Sie, meine Herrn, ich bin gar ſehr verlegen." Alle Ausleger haben, ſonderbar genug, geglaubt, daſs die Antwort Milphio's: *Hannonem ſeſe ait Carthagine, Carthaginenſem Muthumballis filium,* die wahre Überſetzung jener Worte enthielte. Es wäre doch auffallend, daſs eben der Milphio, der als ein höchſt unwiſſender und unglücklicher Dollmetſcher vorgeſtellt werden ſoll, und deſſen ganze puniſche Sprachkenntniſs ſich auf die Gruſsformel: *Avo* (*ſalve*), auf das Wort *rufen* (*medici*) und auf den Fluch *lachannam* (*ad daemones*) beſchränkt (wovon er noch überdieſs einen völlig verkehrten Gebrauch macht), hier den rechten Sinn getroffen haben ſollte. Das Lächerliche ſeines *Quid pro quo* liegt darin, daſs er einen Herrn *Muthumballes*, den Vater Hanno's, erſchafft, und der Stadt Karthago den Namen *Chadreanech* beylegt. Da im ganzen Alterthume keine einzige Stelle vorkommt, woraus erhellet, daſs Karthago auch *Chadreanech* geheiſsen habe (denn Καρχηδών iſt doch davon ganz verſchieden): ſo verdient es eine ernſtliche Rüge, daſs *Bochart*, *Cellarius*, *d'Anville* u. a. aus unſerer Stelle dieſen Namen ohne Weiteres aufnehmen. Wenn Hr. B. die Wörter: *Avo*, *Rufen* und *Lachannam* auch im Texte durch das franzöſiſche: *Bon jour*, *Medecins*, *aux Diables* ausdrückt: ſo gewinnt zwar gewiſſermaſsen die Deutlichkeit; allein das Ganze erhält dadurch auch einen zu ſtarken Anſtrich des Modernen. V. 42 überſetzt Hr. B.: *Me bar bocca* d. i. *was für ein Wicht!* In den Anmerkungen wird dieſs ſo erläutert: was iſt das für ein Sohn des Jammers oder der Thräne" (מַה בַּר בִּכָּה) d. h. was für ein jämmerlicher Menſch! Bekanntlich giebt der ungeſchickte Interpret Milphio hievon die Deutung: *Miſeram eſſe praedicat buccam ſibi.* Dieſs führt auf die Vermuthung, daſs der puniſche Text *miſar* ſtatt *mibar* oder *mebar* gelautet haben möge, wodurch das Wortſpiel viel leichter erklärt werden kann. Daher ſchlägt Hr. B. auch noch vor: מִי זָר בִּכָּה: *quis peregrinus flebilis*, was für ein jämmerlicher Fremdling. Rec. iſt in Abſicht auf *miſar* ganz derſelben Meinung; aber gegen בִּכָּה hat er noch einige Bedenklichkeiten, theils wegen der Pronuntiation, theils, weil Milphio's Deutung alsdann doch noch einige Richtigkeit haben würde. Er glaubt, daſs an בּוּקָה oder בּוּקָה *inanitas*, *vacuitas* gedacht werden müſſe. Dieſes Wort iſt zugleich mit פוק verwandt, welches von unregelmäſsigen, verworrenen Reden gebraucht wird (vgl. Jeſ. 28, 7). *Sappuhn* hat: מי זר בקקא; *Me ſar bocca: quis eſt peregrinus ille ſciſcitas;* aber die Pronuntiation hat, bey der Ableitung von בקק, ihre Schwierigkeiten. Zur Beſtätigung der von Rec. vorgeſchlagenen Erklärung dient noch, daſs זר auch von der *lingua barbara* gebraucht wird. Der Sinn iſt: Wer iſt der Fremde (זר *peregrinus*, auch in Abſicht der puniſchen Sprache), der ſo verworren und albern (einen ſolchen Jargon) redet?

Die folgenden Worte: *Audi tu, rufen nuco iſtam*, giebt Hr. B.: *St. Höre! Rufen nuco iſtam* d. i. *Medecins* (mit Kopfſchütteln) *Abracadabra!* Er bemerkt

dabey: „Milphio giebt ſich ferner das Anſehen, puniſch zu ſprechen, und ſtammelt einige Laute, an deren Spitze er das Wort *Medici* ſetzt, und dann einen Jargon von nichtsbedeutenden Worten: *nuco iſtam*, etwa wie der Taſchenſpieler ſein: *Tuncus plemſit ſchimſchallerlam*, oder *abra cadabra* und dergleichen auf ſein *paſſez par ça* folgen läſst. Durch Kopfſchütteln drückt Milphio den Sinn aus, daſs ſein Herr kein Arzt ſey.“ *Sappuhn* hat auch dieſes *Abracadabra* zu erklären geſucht: *Rufen mi co is lam* (*legerentur haec hodie: Rofein mi ca jiſalem*): *Medicos, quis de illis interrogat?* Rec. würde kein Bedenken tragen, dieſer Erklärung den Vorzug zu geben, ſobald man nur annehmen dürfte, daſs es die Antwort des Puniers, auf Milphio's *Rufen*, wäre.

Im III Stück, worin *Act. V. Sc. III.* erklart wird, kommen ſchöne Bemerkungen über den Namen *Giddeneme*, über das aus dem Orient abſtammende Wort *tunica* (כתונא), *genius* u. a. vor. Die beiden puniſchen Verſe: *Handones illi hanon bene ſi illi in muſtine* (V. 22) nach Hn. *B.* Abtheilung: חן דוני שאלי תנן בנות האלה אין מות חנה und V. 23: *Me ipſi et enes tedum et alam naces timim* oder: מי אמסי עור המנוש חדום עד עולם נשיש חמים lauten in der Überſetzung: „Mein Herr frohlockt, daſs Gott die Töchter wieder ſchenkt (daſs er ſie nicht dem Tode überlieferte). Auch ich bin froh (wer iſt auſser mir glücklicher?); der Harm verſtummt. Laſst jubeln uns!“ Gegen die Erklärung des einen oder anderen Ausdrucks lieſse ſich wohl Manches erinnern; aber im Allgemeinen hat der Vf. den Sinn gewiſs ſehr glücklich getroffen. Er hat hiebey um ſo mehr Verdienſt, da ihm bey dieſer Scene noch kein anderer Schriftſteller vorgearbeitet hatte. Wir haben nun an dieſem Commentar die erſte vollſtändige mit Sach- und Sprach-kenntniſs verfaſste Erklärung eines alten Documents, welches als der einzige gröſsere literar. Überreſt einer höchſt merkwürdigen Nation des Alterthums, jedem Freunde und Forſcher der alten Literatur von gröſster Wichtigkeit ſeyn muſs. Daſs ſich Hr. *B.* auch bey Erklärung der lateiniſchen Stellen als einen eben ſo gelehrten und geſchmackvollen Ausleger gezeigt habe, wird Niemand, bey ſorgfältiger Vergleichung dieſer gelehrten Programme, in Zweifel ziehen. Vorzüglich verdient die Überſetzung, welche einen ſchönen Mittelweg zwiſchen zu groſser Freyheit und ängſtlicher Sylbenſtecherey einſchlägt, empfohlen zu werden. m.

K U R Z E A N Z E I G E N.

Kirchengeschichte. *Salzburg*, b. Mayr: *Über die Laien-Communion in der älteren Kirche, und die Reduction der Kleriker zu derſelben*; eine kanoniſtiſch-hiſtoriſche Skizze von *M. Rumpler.* Mit Genehmigung der k. k. öſterreichiſchen Cenſur. 1807. $2\frac{1}{2}$ Bog. 8. (3 Gr.) Rein hiſtoriſch, wie der Vf. ſeinen Gegenſtand behandelt, ſey auch unſere Anzeige davon. *Communio laica* war in der älteren Kirche die Herabſetzung der Kleriker aus der Gemeinſchaft des Klerus in die der Laien und eine Strafe für diejenigen Geiſtlichen, die ſich durch einen anſtöſsigen Lebenswandel der Prärogative ihres Standes unwürdig machten. Sie wurden damit noch keinesweges aus der kirchlichen Geſellſchaft excommunicirt, genoſſen vielmehr alle diejenigen Rechte, die den Laien-Chriſten auch zukamen; aber eine Gemeinſchaft, die dieſen zur Ehre gereichte, war jenen ſchon eine empfindliche Schande. Dieſe urſprüngliche Bedeutung des Wortes belegt der Vf. mit mehreren Stellen aus den älteſten Kirchenvätern. Aber ſchon in den erſten 3 Jahrhunderten war den weltlichen Perſonen der Genuſs des Abendmahls nur *extra cancellos chori*, und nachdem es die Geiſtlichen vor ihnen ſchon empfangen hatten, verſtattet. Einer ſolchen Theilnahme muſsten ſich daher auch die ausgeſtoſsenen Kleriker unterwerfen, und als im 15ten Jahrhundert auf dem Koſtnitzer Concilio den Laien auch die Kelchreichung verſagt wurde: ſo ſchlich ſich allmählich eine ganz neue Bedeutung des Ausdrucks ein; es wurde darunter der Genuſs des Abendmahls *ſub unica ſpecie et extra cancellos*, wie es nur die Laien empfingen, verſtanden, wobey die erſte und eigentliche Bedeutung ganz in Vergeſſenheit gerieth. — Die Reduction der Geiſtlichen zur Laien-Communion in dem älteren Sinn kam in dem Grade auſser Gebrauch, in dem der ganze Stand ausartete, weil ſonſt vom Pabſte bis auf den Diakon Niemand mit Ehren darin ſich hätte behaupten können. Nur im 16ten Jahrhundert, wo die Reformation die verdorbenen Sitten des Klerus dem allgemeinen Unwillen preis gab, erwachte hie und da der alte Gebrauch, ſchlief aber auch ſpäterhin dermaſsen wieder ein, daſs die Kirche den Klerikern ſogar auf ihr eigenes Bitten ſelten erlaubte, in den Laienſtand zurückzutreten.

In neueren Zeiten haben Einige gewünſcht, daſs dieſe Degradation in den Laienſtand wieder in Ausübung gebracht würde, und der Vf. wünſcht es mit ihnen. Die humanſte und galanteſte Art, es zu thun, wäre, nach unſerem Bedünken, die Befolgung des durch die Stimme der Natur noch immer ohne Erfolg aufgedrungenen Raths: Gebt ihnen, ſtatt Jungfrauen, Weiber, damit ſie nicht von Haus zu Haus herumſchleichen und — Weiber verführen!

A + X.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin*, b. Frölich: *The Vicar of Wakefield, mit Ausſprache, wörtlicher Überſetzung der erſten Capitel und grammatiſchen Anmerkungen begleitet.* Von *Friedrich Theodor Kuhne*, Prof. abendländiſcher Sprachen auf der Julius-Carls-Univerſität. 1806. XXXX u. 470 S. 8. Man muſs die Mühe und den ausdauernden Fleiſs bewundern, womit in dem vorliegenden Werke der Vf. geſucht hat, die Ausſprache des Engliſchen durch den Deutſchen geläufigere Lautzeichen auszudrücken. Ob aber bey aller Genauigkeit in der Ausführung der beabſichtigte Zweck erreicht ſey, möchte immer noch etwas zweifelhaft ſcheinen: Rec. wenigſtens befürchtet, daſs es Anfängern eben ſo ſchwer fallen werde, das Engliſche nach der hier gewählten Lautbezeichnung mit Leichtigkeit leſen zu lernen, als wenn er unter einer guten mündlichen Anweiſung ſich die engliſche Schreibungsweiſe gleich ſelbſt bekannt zu machen, und ſo die Fertigkeit, mit derſelben die gehörigen Töne zu verbinden, zu erwerben ſucht. Hier eine Probe von der gewählten Bezeichnungsart der engliſchen Laute mitzutheilen, verbieten die zum Theil ganz beſonders dazu gebildeten Buchſtaben.

Rw.

F o r t s e t z u n g e n.

Freyburg, b. Craz u. Gerlach: *Anleitung zur katechetiſchen Erklärung der Sonn- und Feſttags-Epiſteln.* Von *Aug. Theod. Leuchte*, Diak. zu Haynichen. 1808. 3ter H. 116 S. 4ter H. 202 S. 8. (1 Thlr.) S. Rec. d. beiden erſten Hefte. 1808. No. 12.

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* 1808. 53ter Bd. 1—4tes St. 480 S. 54ter Bd. 1—4tes St. 488 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) Auch unter dem beſonderen Titel: *Neues Journal für Prediger.* 33ter Bd. 1—4tes St. 34ter Bd. 1—4tes St.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 DECEMBER, 1808.

HOMILETIK.

1) Dresden, in der Waltherſchen Hofbuchhandl.: *Predigten* von M. *Chriſtian Karl Gottfried Zeis*, Prediger zu Somsdorf, und Mitglied der Societät chriſtlicher Liebe und Wiſſenſchaften. Erſte Sammlung. 1807. 146 S. 8. (16 Gr.)

2) Stendal, b. Franzen u. Groſse: *Religionsvorträge gröſstentheils an Feſttagen und bey beſondern Veranlaſſungen und Fällen gehalten.* 1804. 362 S. 8. (20 Gr.)

No. 1 zeichnet ſich weniger durch die Auswahl der Hauptſätze der Predigten, oder durch ihre kunſtgerechte Anlage, als vielmehr durch ihre natürliche, herzliche Beredſamkeit aus; und ſie würden in letzterer Hinſicht noch mehr gewonnen haben, wenn der Vf. in der Form und Bildung des Ganzen nicht bisweilen einem naheliegenden, aber ſchwer zu erreichenden Muſter zu ängſtlich nachgeſtrebt hätte. Auch hier beweiſet es ſich, wie gefährlich es ſey, ſeiner Eigenthümlichkeit zu entſagen, und ſich eine fremde Form für ſeine Denk- und Darſtellungs-Weiſe aneignen zu wollen. Worauf aber der Vf. bey ſeinen Vorträgen noch beſondere Rückſicht zu nehmen hat, und wo ihm das eben angedeutete Muſter glänzend vor Augen ſteht, das iſt das helle, leichte Auffaſſen der Theile, nebſt ihrer natürlichen Ableitung aus dem Texte und ihrer Zergliederung. Gleich die erſte Predigt, die (über Joh. IV, 47—54) *von dem Vertrauen auf die göttliche Hülfe in den Augenblicken der Angſt* handelt, giebt Veranlaſſung, dieſe Bemerkung zu machen. Dieſes Vertrauen wird zuerſt nach ſeiner Beſchaffenheit betrachtet, und geſagt, daſs es lebendig, thätig, anhaltend und beſcheiden ſeyn müſſe. Was man ſich aber unter einem lebendigen Vertrauen zu denken habe, iſt aus dem, was darüber vorgebracht wird, nicht zu erkennen. Im zweyten Theile derſelben Predigt wird von den Wirkungen dieſes Vertrauens geſprochen, und als die erſte Wirkung angeführt, daſs es ſüſs ſey. Es leuchtet ſogleich ein, wie unrichtig dieſer Satz ausgedrückt ſey; aber auch die Ausführung berichtiget den Ausdruck nicht, und der Sinn deſſelben bleibt ſchwankend. Eben ſo iſt in der dritten Predigt (über Matth. XXIV, 15—28) *vom Siege der Auserwählten über den Gräuel der Verwüſtung*, zwar Manches recht gut gedacht und geſagt, aber das Ganze hat keinen Zuſammenhang, keinen Alles auf ſich beziehenden Vereinigungspunct. — Bisweilen iſt es auch dem Vf. begegnet, daſs ihm ein Gedanke, ein Ausdruck entſchlüpfte, den er bey gröſserer Aufmerkſamkeit gewiſs zurückgehalten haben würde. So z. B. S. 28: „*der Staat* hat die gerechteſten Anſprüche auf dieſs alles, und wird jedes Opfer in ſeine Jahrbücher zeichnen, daſs er es zu ſeiner Zeit vergelte." Hier iſt offenbar etwas vom Staate geſagt, das ſich auf keine Weiſe von ihm ſagen läſst. S. 46: „Wenn es wahr iſt, was ſelbſt der niedrigſte Sklav der Sinnlichkeit nicht zu leugnen wagen dürfte, daſs der Menſch nach einem dauerhaften Genuſſe der Freude *wünſcht* u. ſ. w." Andere Kleinigkeiten laſſen wir unbemerkt.

Die Predigten No. 2 ſind ſämmtlich vor einer gebildeten, mit den neueren Fortſchritten der ſittlich-religiöſen Aufklärung bekannten Gemeinde gehalten, und der Vf. verlangt, daſs man bei Beurtheilung derſelben auf dieſen Umſtand Rückſicht nehmen ſolle. Sie haben bey denen, die ſie hörten, Beyfall erhalten; diejenigen, welche dieſelben leſen, werden ihnen den ihrigen auch nicht verſagen. Sie zeigen von einem wahrhaft gebildeten Verſtande, und einem frommen Gemüthe; und dadurch, daſs ſie gröſstentheils Gelegenheitsreden ſind, müſſen ſie noch beſonders in ihrem Kreiſe an Wirkſamkeit gewonnen haben. Die Hauptſätze ſind zwar nichts weniger, als neu, aber ſie ſind doch gröſstentheils gut durchgeführt; nur bey einigen ſcheint der Vf. ſeine Muſter zu wenig vergeſſen zu haben. Die ſechſte Predigt: *Was verdankt der preuſſiſche Staat ſeinen Königen, und zu welchen Pflichten ermuntert die Erinnerung daran jeden Unterthan?* am hundertjährigen Jubelfeſte der preuſſiſchen Königswürde; ſo wie die folgende am Geburtsfeſte des Königs: *Erfreuen wir uns des Glückes einer weiſen Regierung? und, wenn dieſs iſt, wie machen wir uns deſſelben werth?* ſind durch den Vorgang der Zeiten Beweiſe geworden, wie ſchwierig es ſey, bey ſolchen Gelegenheiten nicht zu viel zu thun. Zu der fünften Predigt, über *die Verwerflichkeit des Stolzes*, macht der Vf. die Anmerkung, ſie ſey bey einer localen Veranlaſſung gehalten. Wir finden, was wir ſehr billigen, dieſe locale Veranlaſſung in der Predigt ſelbſt ſehr wenig herausgehoben, wünſchen aber doch die Anmerkung lieber ganz weg. Was uns am wenigſten an dieſen Predigten gefallen hat, oder, lieber gerade herausgeſagt, miſsfallen hat, iſt die gar zu ſparſame Benutzung der Bibel, die faſt wie Bibelſcheue ausſieht. Wir können nicht glauben, daſs der Vf. die Entfernung der Bibel und ihrer Kern- und Kraft-Sprache

Digitized by Google

für einen Theil der ſittlich-religiöſen Aufklärung anſehe. Daſs er ſtatt der lutheriſchen Bibelüberſetzung beym N. T. gröſstentheils die *Stolz*iſche gewählt hat, iſt aus mehreren Gründen gar nicht zu billigen. Gh.

Mannheim, b. Löffler: *Wie nahen wir uns zu Gott?* In 6 Predigten von *Joh. Phil. Kirch*, Stadtkaplan zu Mannheim. 1805. 176 S. 8. (12 Gr.)

Wir nahen uns, nach der Anſicht des Vfs., zu Gott 1) durch wahren Religionseifer, 2) durch Bekämpfung jeder unſittlichen Neigung, 3) durch wahre unparteyiſche Selbſtkenntniſs, 4) durch ſtandhafte Wahrheits- und Gerechtigkeits Liebe, 5) durch Menſchenliebe, Barmherzigkeit und Wohlthun, und endlich 6) durch tägliche Veredlung unſerer ſelbſt. Jedesmal iſt auch auf das Gegentheil, wodurch wir uns von Gott entfernen, Rückſicht genommen. Man ſieht leicht, es iſt dem Vf. mehr um ein äuſseres als ein inneres Band ſeiner Faſtenpredigten zu thun geweſen: denn man kann eigentlich nur auf Einem Wege ſich zu Gott nahen. Auch weiſet der Inhalt dieſer Predigten ſelbſt hinlänglich darauf hin, indem der Hauptſatz der letzteren, ohne ihn zu zwingen, alle die übrigen in ſich vereiniget. — Die Vorträge ſelbſt ſind zwar wenig geeignet, den Foderungen, die das Regelgebäude der Homiletik an ſie machen könnte, Genüge zu leiſten; aber das Feuer, mit dem Hr. K. ſpricht, der edle Muth, mit dem er ungeſcheut die Wahrheit Hohen und Niedrigen ins Geſicht ſagt, und das Gefühl ſeiner Würde, als Lehrer der Religion, das er überall und unverkennbar darlegt, geben ihm durch ſeine Predigten einen Werth, den man nur gar zu gern wieder von ihm auf ſeine Predigten herübertragen mag. Wir führen zur Beſtätigung unſeres Urtheils eine Stelle an, die auch zugleich dazu dienen kann, die Vorträge ſelbſt näher zu charakteriſiren. So heiſst es S. 21, wo er von der Verſchiedenheit des Religionseifers nach der Verſchiedenheit der Umſtände ſpricht: „Er (der Religionseifer) zeigt ſich bey der Obrigkeit, wenn ſie thätig arbeitet, Reinheit der Sitten zu handhaben. O! die Obrigkeit kann es nicht verantworten vor dem Richterſtuhle der reinen Sittlichkeit, wenn ſie, die Beſchützerin des Eigenthums, zuläſst, daſs Bürger den ungeheuerſten Wucher treiben, und die Blutygel für ihre ärmeren Mitbürger werden dürfen. Die Obrigkeit hat nicht Eifer für Religion; Bürgerglück, Rechtſchaffenheit und Familien-Wohlſtand liegt ihr nicht am Herzen, wenn ſie der jungen und erwachſenen Menſchheit bis in die tiefe Nacht zu ſchwärmen, zu zechen nachſieht, wenn ſie nicht Wohnungen verſchlieſst, wo die Unſchuld verpeſtet wird, und der Menſch bis zum ſiechen Körper den Becher der ſchandlichſten Freuden ausleert, wenn ſie unſinnige Hazardſpiele vrſtattet, die nicht nur alle Moralität verderben, ſondern auch nur gar zu oft Kaſſendiebe, Bankerotirer und vornehme Bettler erzeugen." Vortrefflich iſt S. 102 ff. die Schilderung des Pilatus als Richters, in Hinſicht ſeiner Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit; eben ſo auch die Entwickelung der traurigen Schickſale Judas des Verräthers, in der zweyten Predigt S. 55 ff. Bey einer ſolchen feurigen, immer forttreibenden Art zu reden, wie ſie dem Vf. eigen iſt, kann es nicht fehlen, daſs die Sprache manchmal Gewalt erleidet, und Bilder vorkommen, die dem guten Geſchmacke anſtöſsig ſind. Z. B. S. 144: „Menſchenliebe iſt es, die dieſen Jammer hindert; zu ihren geheiligten Altären flüchtet der Elende, ihr Schild deckt und ſchützt den vom Schickſal Gemiſshandelten vor den letzten zerſchmetternden Schlägen des Unglücks, über ihren Tempeln flammt im Sonnenglanz die Inſchrift: Gott iſt die Liebe!" AVJ.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Chriſtliche Religionsvorträge* von *B. C. L. Natorp*, Prediger der evangel. luther. Gemeinde zu Eſſen. 1 Sammlung. Auch unter dem Titel: *Predigten und Reden an Feſttagen und bey beſonderen Gelegenheiten gehalten.* 2 Sammlung. Auch unter dem zweyten Titel: *Einige Predigten über das Buch Ruth.* 1803. I Abth. 314 S. II Abth. 322 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rec. bezeugt mit Vergnügen, daſs der Stoff zu dieſen Reden gut gewählt und trefflich bearbeitet ſey. Unter den abgehandelten Gegenſtänden zeichnen wir folgende als vorzüglich aus: Das Feſt der göttlichen Vorſehung am 1 Jenner; die Frühlingsfeyer im May; das Stiftungsfeſt des Chriſtenthums am Pfingſtfeſte; das Confirmationsfeſt am 17 May 1801; Rede zur Vorbereitung auf die Rathswahl; am Reformationsfeſte: die Abendmahlsfeyer am Palmſonntage. *Am Schul- und Erziehungs-Feſte an Michaelis.* Iſt der Ausgang oder Eingang der Jugend in die Schule, ſchon in *Eſſen* ein Volksfeſt, oder hat der Vf. erſt ein ſolches Volksfeſt eingeführt? Wer immer der Stifter davon ſeyn mag, wir wünſchen ihm Glück zu dem trefflichen Gedanken. Rec. wünſchte längſt, daſs die Einführung der Jugend in die Schule, wie ihre Entlaſſung, als ein Volksfeſt gefeyert würde. Im *Genius der Zeit* ward ehemals eine Feyerlichkeit erzählt, wie zu Würzburg der Jugend einer dortigen Pfarrſchule am Ende des Schuljahres die Preiſe ausgetheilt wurden. Würde ſie doch am Anfange jedes Schuljahres auch mit einer ähnlichen Feyerlichkeit wieder in die Schule eingeführt! Doch wir wollen ſehen, was der Vf. hier für einen Stoff zu ſeiner Rede gewählt: „Ein Feſttag, wie der heutige, kann beſonders Vätern und Müttern nicht anders, als wichtig ſeyn. Es iſt der Gedanke an unſere Kinder, der uns an dieſem Tage vor allen anderen beſchäftigt. Dieſe ſind es, die einſtens an unſere Stelle treten werden, wenn wir den Schauplatz der Erde verlaſſen: dieſe ſind es, von denen wir es erwarten, daſs ſie unſer Alter erheitern, den Schmerz unſeres einſtigen Abſchieds lindern, und nach unſerem Tode das von uns hinterlaſſene Werk Gottes auf Erden fortwirken werden. O der ſchönen Hoffnung! — Doch werden dann dieſe guten Pflanzen unſeres

Digitized by Google

ſchönen Gartens gewiſslich alle anwachſen? aufblühen? Früchte tragen? — Iſt es denn ſo ausgemacht, daſs einſt, beym Anblick der Unſrigen, Freude und Wonne unſer Theil ſeyn wird? — Nein, nein, eine ſolche Kühnheit im Hoffen geziemt ſich für uns nicht. Ich ſehe es euch an, ihr Väter und Mütter, ihr ſeyd hier auch nicht ohne manche Beſorgniſs erſchienen an dieſem Tage des Feſtes. Ich auch nicht. Es iſt ſo manches in der heutigen Welt, was uns unſerer Kinder wegen bange macht. — Wir wollen nachdenken über einige Fehler, auf die wir beſonders heut zu Tage bey der Erziehung unſerer Kinder vorzüglich Rückſicht zu nehmen haben u. ſ. w. — Rec. glaubt, daſs man mit der Wahl des Stoffs in dieſer und in anderen Predigten vollkommen zufrieden ſeyn könne. Die Art der Behandlung deſſelben iſt aber nicht immer ſo glücklich ausgefallen. Am beſten hat ihm die *Confirmations-Feyerlichkeit* gefallen, welche als ein Muſter allgemein empfohlen zu werden verdient. Mit der Rede am Feſte der Unſterblichkeit, mit der Rede bey der Nachtmahlsfeyer und der am Feſte Jeſu iſt Rec. weniger zufrieden. Der Grund davon iſt, weil der Vf. auch da von der Dogmatik gar keinen Gebrauch gemacht, wo er ihn gewiſs als Lehrer der chriſtlichen Religion hätte machen ſollen, und auf eine Art hätte machen können, welche auch für das Volk, oder für eine gemiſchte Gemeinde, verſtändlich und fruchtbar geweſen wäre. Rec. kann freylich nicht fodern, daſs ein Religionslehrer auf einmal alles ſage, was ſich von der Sache ſagen läſst. Was der Vf. hier ſagt, iſt alles trefflich; und er könnte wohl auch ein andermal das noch Abgehende nachtragen, oder denſelben Stoff unter einem anderen Geſichtspuncte faſſen; allein Rec. kritiſchem Gefühle nach, ſcheint dieſes die Abſicht nicht zu ſeyn. Die Geheimniſſe, welche bis jetzt der Glaube der Chriſten in der Unſterblichkeit, in der Perſon Chriſti, und im Abendmahle gefunden und angenommen, ſind auf eine ſolche Art hier übergangen, daſs der Vf. nicht wohl mehr dahin einlenken zu können ſcheint; und wollte ers thun, ſo wären die Zuhörer, welche nur den vorhergegangenen Vortrag vernommen, zu kurz gekommen. Jetzt, wo noch ſo etwas vom alten Glauben beym Volke übrig iſt, mag das hier Vorgetragene noch ein wenig Kraft mehr haben, als es in der Folge haben wird, wo die philoſophiſche Speculation nicht mehr von einem Factum, wie die Auferſtehung Chriſti iſt, unterſtützt, und die bloſs ſymboliſche Handlung des Abendmahls ohne die Rückſicht auf die Gegenwart Chriſti, und ohne den Glauben an ſeine höhere Natur, an ſeine Gottheit, ohne Kenntniſs von ſeinem Mittleramte, das Hinweiſen auf ſeine Lehre und Beyſpiel vieles, ſehr vieles vom Nachdrucke und Wirkſamkeit verlieren muſs, was ſich Rec. gar wohl zu deduciren getraute, wenn er nicht zu weitläuftig zu werden fürchtete. Er iſt nichts weniger als ein Anhänger der alten Schuldogmatik, und hat Beweiſe genug von einer lichten und reinen Einſicht in die Theologie ſelbſt ſowohl, als von der Art, ſie fürs praktiſche Chriſtenthum, als höhere Theorie deſſelben zu gebrauchen, gegeben. Er hat aber auch die Erfahrung gemacht, daſs, um dieſen zweckmäſsigen Gebrauch davon machen zu können, und ſich einer richtigen Einſicht in die Theologie rühmen zu dürfen, man die bibliſchen Dogmen in die tiefſte Tiefe und die höchſten Höhen verfolgt, und auf allen Seiten, und jedes im Zuſammenhange mit dem anderen, und mit den Bedürfniſſen der Menſchheit betrachtet, dieſe aber aufs genaueſte beobachtet haben und kennen müſſe; und daſs dieſes leider die Sache unſerer neueren philoſophirenden Theologen und Volkslehrer nicht mehr ſey. Dem ſonſt einſichtsvollen und geſchickten Vf. braucht Rec. nicht erſt näher und bey jeder dieſer Reden dieſe ſeine Bemerkungen anzuwenden, und zu zeigen, was und warum er das und jenes vermiſſe, und wie von jenen Bemerkungen hätte Gebrauch gemacht werden ſollen.

Der Stoff im zweyten Theile, der lauter Predigten über das Buch Ruth enthält, iſt wieder ſehr glücklich gewählt, als: 1) auch in dem verderbteſten und gefährlichſten Zeitalter giebt es gute Menſchen; 2) das häusliche Leben, eine Übungsſchule der Tugend; 3) über Einfalt des Lebens und des Charakters; 4) über Freudigkeit bey der Vollbringung ſeiner Berufsgeſchäfte; 5 und 6) über liebreiches Weſen; 7) Naemi ruhig und ſtark im Unglück; 8) Harmonie, die Grundlage des häuslichen Glücks; 9) der reiche Boas; 10. 11. 12) Heiterkeit des Geiſtes; 13) einige ſchöne Züge aus dem Charakter der Ruth. Rec. hat von jeher das Buch Ruth, dieſes ſchöne Denkmal der liebenswürdigſten Häuslichkeit, mit dem gröſsten Vergnügen und dem herzlichſten Antheile geleſen, und *Dalberg's* Gedanken glücklich geprieſen, das äſthetiſch Schöne davon herauszuheben und in äſthetiſche Grundſätze aufzulöſen. Der Vf. hat einen löblichen, und wie Rec. ſich deſſen Zuhörer denkt, gewiſs auch einen nützlichen Gebrauch davon gemacht, aber nur in homiletiſcher und aſcetiſcher Rückſicht; ſonſt ſcheint ihm dieſe Sammlung ein viel zu weitläuftiger Commentar, über ein kleines Buch, das bloſs aufmerkſam geleſen, ſchon durch ſich ſelbſt, durch die bloſse Darſtellung ſolcher Familienſcenen mehr rührt und unterrichtet, als durch einen noch ſo reichhaltigen Commentar, welcher noch überdieſs oft einen etwas gezwungenen Gebrauch von dem Buche ſelbſt macht.

F.

Berlin, b. Maurer: *Chriſtliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten*, zum Theil bey beſondern Veranlaſſungen gehalten von *Gottfr. Aug. Ludw. Hanſtein*, D., k. pr. Ober-Conſiſtorialrathe etc. in Berlin. 1807. 374 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Daſs der Vf. zu unſeren vorzüglichſten und beliebteſten Kanzelrednern gehöre, iſt bekannt genug, und man wird bey Durchleſung dieſer Vorträge auch ſehr leicht die Vorzüge bemerken, die dieſes Lob erworben haben. Sie liegen nicht bloſs in einer ſchönen Diction, ſondern vorzüglich darin, daſs er die Umſtände der Zeit und des Orts, die Stimmung ſeiner

Zuhörer trefflich benutzt, um zu ihren Herzen zu reden. Wenn dazu, wie wir vermuthen, ein vorzügliches Äuſsere und eine wahre körperliche Beredſamkeit kömmt: ſo kann es dem Vf. nicht an dem verdienten Beyfall, und ſeinen Predigten nicht an groſsen Wirkungen fehlen.

Daſs der Vf. nicht bloſs ſolche Vorträge zum Druck befördert hat, worin neue, ſelten auf der Kanzel vorkommende, Themen abgehandelt werden, daſs er vielmehr nichts ſo eifrig ſucht, als die allbekannten Wahrheiten der Religion zeitgemäſs vorzutragen, und ſie *ſeinen* Zuhörern wichtig und eindringend zu machen, rechnet ihm der Rec. eher zum Lobe, als zum Fehler an. Denn offenbar iſt das Letzte viel nöthiger als das Erſte; und wenn es gleich gut iſt, daſs einige gedruckte Predigten ſich durch Neuheit des Inhalts auszeichnen: ſo wäre es doch nicht gut, wenn Alle dieſs wollten. Da aber nicht ſo ſehr in der Neuheit der Themen, als in der Zeitgemäſsheit des Vortrags der Vorzug dieſer Kanzelreden liegt: ſo wird es nicht nöthig ſeyn, hier den Inhalt derſelben auszuziehen. Nur einige Themata will Rec. anführen, die ihm Gelegenheit zu einigen Erinnerungen geben. Die vierte Predigt iſt überſchrieben: *Über die Kraft, welche in den Ausſprüchen des göttlichen Wortes liegt.* Das iſt etwas undeutlich; ſind bibliſche, und welche bibliſche ſind gemeint? oder ſind überhaupt Kernſprüche verſtanden, die eine Religionswahrheit ausdrücken? Man lernt erſt aus der Predigt, daſs der Vf. von einigen bibliſchen Kernſprüchen, worin eine heiligende oder tröſtliche Religionswahrheit ſich ausſpricht, reden will. Die fünfte redet *von der ſchädlichen Verwechslung der Tugend mit der Geſetzlichkeit.* Sollte es nicht nützlicher ſeyn, das, was in dieſer Predigt geſagt werden muſste und geſagt worden iſt, anders als in dieſer Terminologie auszudrücken? Unſere Zuhörer haben gar nicht nöthig, Tugend von der Geſetzlichkeit unterſcheiden zu lernen, wenn ſie gleich immer *das* unterſcheiden lernen müſſen, was man ſich unter beiden Worten denkt. Von der 12 Pr. iſt das Thema ſo angegeben: *Wie unrecht und ſchlimm* (ſoll heiſsen: nachtheilig) *es ſey, ſein Gewiſſen auf eine ſo leichte* (wie leichte?) *Art zu beruhigen.* Die 13 ſpricht über *merkwürdige Stunden des Lebens*, iſt nach dem 26 Octbr. 1806 — in einer für Berlin und die preuſſiſchen Staaten nur allzumerkwürdigen Zeit — gehalten, und konnte wohl nicht füglich eine beſtimmtere Überſchrift haben, die eigentlich wohl nöthig geweſen wäre.

Was die Ausführung betrifft: ſo will Rec. dieſe Vorträge nicht mit dem Buchſtaben der homiletiſchen Geſetze vergleichen, nach welchem der Vf. ſelbſt manchen kleinen Flecken darin finden würde. Nur können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daſs der Vf. immer hauptſächlich durch Gründe und in dem Geiſte des Chriſtenthums, oder der eigentlichen Geiſtes- und Herzens-Religion, ſeine Zuhörer möchte zu tröſten, aufzurichten, über den Geiſt und die Drangſale der gegenwärtigen Zeit zu erheben geſucht haben. Daſs dieſs zuweilen geſchieht, wer wird das leugnen? Welcher chriſtliche Prediger kann das ganz unterlaſſen? Aber es geſchieht hier nicht oft genug, da es immer (nach Rec. Urtheil) geſchehen müſste. So wird z. B. die Hoffnung zu ſehr darauf hingeleitet, daſs es bald im Zeitlichen beſſer werden, daſs die jetzigen Bedrückungen bald aufhören, und die gegenwärtigen Beſorgniſſe bald eitel *ſeyn*, ja wohl gar, daſs der König bald nach Berlin zurückkommen werde; aber worauf gründet ſich doch dieſe Hoffnung? Gewöhnlich ſogenanntes Vertrauen auf Gott reicht doch nicht ſo weit, und das ächte chriſtliche Vertrauen auf Gott weiſet uns wohl nicht auf baldige beſſere Zeiten hin, indem es wahres Völkerglück nicht eher erwarten läſst, als bis Regenten, Stellvertreter der Regenten und Unterthanen weiſer, beſſer und religiöſer geworden ſind; es läſst uns beſtimmte äuſsere Güter nie mit Zuverſicht erwarten. Chriſten können nach Wahrheit mit nichts anderem getröſtet, d. h. über alles Sichtbare erhoben und zu ihren Pflichten in Leiden geſtärkt werden, als daſs denen, die Gott lieben, alles, auch die gröſsten Umwälzungen der Staaten, auch die fürchterlichſten Drangſale, zum Beſten dienen, und daſs alles zur Beförderung des Reichs der Wahrheit, der Tugend und Seligkeit der Menſchen gereichen müſſe, ohne beſtimmen zu können, wann, wie und wo es kommen wird. Dieſe höhere und doch einzig religiöſe Anſicht der Weltbegebenheiten zeigt ſich in dieſen Vorträgen nicht ſo oft und hell, als zu wünſchen wäre.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Breslau*, b. Korn: *Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit.* 1807. 256 S. 16. (8 Gr.) Formulare zum Beten und Betrachten ſind nach dem Vf. „Erweckungen zu einer innigen Andacht, zu einer ſeligen Vereinigung mit Gott, durch die frömmſten Geſinnungen und Empfindungen.“ Man findet alſo hier religiöſe Betrachtungen und Gebete für katholiſche Chriſten. Die Betrachtungen ſind dem Vf. beſſer gelungen, als die Gebete, in welchen die Simplicität der Gebetsſprache ganz verfehlt iſt. Das Morgengebet S. 16 fängt ſich z. B. alſo an: „Mild und freundlich färbt das Morgenroth den Geſichtskreis, und die Natur entfaltet im zunehmenden Tageslichte ihren ſanften Reiz.“ Und weiter unten heiſst es: „Dann flieſst der Strom meines Lebens mit befruchtenden friedlichen Wellen ſtill und gelaſſen zwiſchen ſeinen Ufern, wenn dieſe gleich nicht immer beblümt wären.“ — Leidet hier nicht das Anwendung, was der Vf. ſelbſt in ſeiner Vorrede S. IV ſagt: „Wer möchte wohl die Andacht zu einer romantiſchen Viſion, zu einem Ausbruche der Phantaſie herabwürdigen wollen?“ Ueberhaupt ſind Gebetsformulare, wenn ſie ſich nicht auf vorhergegangene Betrachtungen beziehen, eine zweckloſe Sache, verlieren den eigenthümlichen Charakter des Gebets und gehen in Betrachtungen über. Denn das Gebet ſoll die Empfindungen deutlich darſtellen, welche vorhergehende Gedanken in uns erweckt haben. Da aber nur ſelten ohne vorhergegangene Betrachtung die Gedanken vorausgeſetzt werden können, welche Empfindungen verurſachen ſollen: ſo werden dieſe Gedanken gewöhnlich im Gebete ſelbſt vorgetragen, und dadurch geht der eigentliche Charakter des Gebets, wodurch es ſich von der Betrachtung unterſcheidet, verloren.

O. m. t.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1808.

PHYSIK.

Grätz, b. Ferſtl: *Compendiaria Phyſicae inſtitutio, quam in uſum tironum conſcripſit hujusque ſcientiae ſtatui recentiſſimo accommodavit Jo. Phil. Neumann*, Phyſicae in C. R. Lyceo Graecenſi Prof. P. O. Tomus I Cum fig. aeri inciſis. 1808. VI u. 231 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Hr. *N.* gehört zu den fleiſsigen deutſchen Phyſikern, welche, mit der Zeit fortſchreitend, die groſse Menge neuer ſogenannter und wirklicher Beobachtungen prüfend in Empfang nehmen, und von einem reifen männlichen Urtheile begleitet, ſie zum Vortheile ihrer Zuhörer und Leſer gehörig zu benutzen wiſſen. Da kein neueres lateiniſches Compendium der Art exiſtirt, und der Vf., dem in allen k. k. Staaten geltenden Befehle zufolge, im Lyceum zu Grätz — wo er ſeit ein paar Jahren als Profeſſor angeſtellt iſt — die Phyſik lateiniſch vortragen muſs: ſo wurde er genöthiget, ſelbſt Hand ans Werk zu legen, und einen zweckmäſsigen Leitfaden zu entwerfen, wobey er ſowohl die älteren Schriften eines *Neuton*, *Graveſand*, *Muſchenbroek* u. ſ. w., als vorzüglich auch die neueren eines *Coulomb*, *Hauy*, *Sauſſure*, *Lavoiſier*, *Cavallo*, *de Luc*, *Ritter* u. ſ. w. und unter den Zeitſchriften beſonders *Voigt's Magaz.*, *Gilberts Annal.* und *Gehlens Journ.* gewiſſenhaft benutzte. Wo der Vf. anderer Meinung iſt, oder bey denen Phänomenen, von welchen er andere Folgerungen ableitet, als wie diejenigen der von ihm benutzten Schriftſteller ſind, hat er dieſes jedesmal bemerkbar gemacht; und wenn der unbefangene Leſer in dieſen eigenen Folgerungen des Vs. auch manche findet, die den Wunſch übrig läſst, daſs Hr. *N.* doch freyeren Blicks, nicht ſeine ihm vielleicht zur Gewohnheit gewordenen Vorſtellungen, ſondern vielhmehr die Phänomene ſelbſt aufgefaſst haben möchte: ſo glaubt Rec. doch mit jedem Parteyloſen eingeſtehen zu können, daſs jene eigenen Bemerkungen, Vergleichungen und Ableitungen des Vfs. von einem ernſten, in unſerer Zeit ſeltenen Studium zeugen. Das Buch zerfällt in 9 Capitel, welche durch eine verſchiedene Begriffserläuterungen enthaltende Einleitung vorbereitet werden. Die allgemeine Phyſik oder Naturkunde trennt Hr. *N.* in Naturbeſchreibung, Archäologie oder Geſchichte der Natur — von der bis jetzt nur einzelne Fragmente exiſtiren — und Naturlehre; eine Eintheilung, welcher Rec. huldigt, ſo fern dabey nicht vergeſſen wird, daſs ſie, wie alle ähnlichen, dem umſchauenden Verſtande und nicht der Natur zu Liebe entworfen wurde. Der Schule treu bleibend begreift der Vf. bloſs die Naturlehre anorg. Körper, nicht die Phyſiologie, unter dem, was er Phyſik nennt, führt dieſer jedoch die Chemie in ihren weſentlichſten Momenten zu, und verſucht es, den Unterſchied einer (ſogenannten) reinen, allgemeinen und angewandten Phyſik möglichſt ſtrenge durchzuführen, wogegen Rec. in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nichts einwenden, hingegen als Lehrer der Phyſik aus der Erfahrung die Unanwendbarkeit verſichern kann. Im *erſten* Cap. werden als allgemeine Körpererſcheinungen räumliche Ausdehnung, Geſtaltung, Trägheit, Anziehung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit und Poroſität, nach atomiſtiſcher und dynamiſcher Anſicht, von eigenem Urtheile begleitet, kurz und faſslich abgehandelt; ſo wie im *zweyten* Cap. die allgemeinen Bewegungsverhältniſſe, ohne dabey einzelne, Bewegung veranlaſſende Kräfte zu berückſichtigen, unterſucht. Das *dritte* Cap. iſt den chemiſchen Elementen gewidmet, wo die gewöhnlichen Begriffe der Chemie, der Grundſtoffe nebſt einer kurzen Geſchichte derſelben vorkommen. Der Satz, daſs die ſogenannten Grundſtoffe (denen Hr. *N.* einen Licht-, Wärme-, elektriſchen und magnetiſchen Stoff beyfügt) als unveränderlich ſpecifiſch-verſchiedene Materien angeſehen werden, möchte auch, trotz der lebhaften Vertheidigung des Vfs., nicht Stich halten, und ſteht mit dem Entwickelungsgange der Natur ſowohl, als überhaupt mit ihrer Ganzheit (man verzeihe das Wort), mit ihrem Geſammtleben in offenbarem Widerſpruch. Wohlthätig iſt für das Fortſchreiten der Theile der Naturkunde die genaue Forſchung und Kenntniſs des Einzelnen: aber frommen kann der *umfaſſenden* Naturkenntniſs des nach Wahrheit ſtrebenden menſchlichen Geiſtes eine Anſicht und ein Verfahren nicht, deſſen Ziel vollendete Zerſplitterung und Verzerrung des Naturganzen iſt; und namentlich läſst ſich in jenem Falle das von Bequemlichkeit gepflegte Verfahren keinesweges billigen, ſelbſt wenn ihm auch der gröſste Theil der lebenden Phyſiker huldigte, die chemiſchen Grundſtoffe als abſolut ſpecifiſch verſchiedene Materien zu betrachten, weil ſie weniger Wandelbarkeit als organiſche Gebilde zeigen. Läſst ſich denn nicht der Fall denken, daſs unſere Analyſten nach und nach die chemiſchen Elemente auf Licht, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, oder Licht und Waſſer zu reduciren genöthiget wären; und zeigen

Digitized by Google

denn z. B. die neueſten *Davy*'ſchen Verſuche nicht, daſs ſelbſt Metallität nur Zuſtand iſt, vielleicht einzig durch Hineinbildung des Waſſerſtoffs hervorgebracht? — Das *vierte* Cap. hat die Zuſtände der Körper, die Phänomene der Cohäſion, der Adhäſion, der chemiſchen Affinität und der Anziehung in merklichen Fernen zum Gegenſtande. Von guten Bemerkungen begleitet finden wir hier neben der älteren *Bergmann*'ſchen die neuere *Berthollet*'ſche Lehre entwickelt, und empfehlen Hn. *N's.* Urtheile über dieſen Gegenſtand allen Freunden ſolcher Unterſuchungen zur Nachleſe. Daſs der Vf. expanſive und contractive Elaſticität unterſcheidet, finden wir in der Ordnung; nur hätten wir gewünſcht, daſs Hr. *N.* mehrere anderweitige Phänomene zuſammengeſtellt, wenigſtens in einer Note aufgeführt hätte, die dazu dienen können, das Weſen der merkwürdigen contractiven Elaſticität näher zu beleuchten, wohin gewiſſermaſsen alle diejenigen Phänomene zu zählen ſind, welche alsdann von einer Anziehung nach dem Centro zeugen, wenn die äuſseren Umſtände nachlaſſen, welche zuvor Raumsvergröſserung des contractiv elaſtiſchen Körpers veranlaſsten. — Im *fünften* Cap. werden die Phänomene der Schwere im Allgemeinen; im *ſechſten* die Phänomene ſchwerer feſter Körper; im *ſiebenten* die Phänomene ſchwerer Flüſſigkeiten, und im *achten* die Erſcheinungsweiſen elaſtiſch flüſſiger Subſtanzen mit gehöriger Deutlichkeit abgehandelt. Das *neunte* Cap. endlich beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung der Schwingungsbewegungen ſchallender Körper, wo die beygefügte Literatur zeigt, mit welchem Fleiſse der Vf. die neueren hieher gehörenden Beobachtungen benutzt hat; öfters wird unter anderen auch die Muſikal. Zeitung citirt. Auf das, was bey den Schallphänomenen vielleicht zur Elektricität hinweiſet, wird der Vf. wahrſcheinlich in der Folge bey Unterſuchung der Elektricität zurückkommen. Wir ſehen der Fortſetzung dieſes belehrenden Grundriſſes mit Verlangen entgegen, und wünſchen, daſs der gründliche Vf. kein Feld neuerer Beobachtungen und kein fremdes Gewand deſſelben ſcheuen möge, um Alles prüfend und das Beſte benutzend, die Erwartung ſeiner Leſer zu befriedigen. Zum Schluſſe dieſer beurtheilenden Anzeige heben wir eine Stelle — des 23 §. — aus, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, auch über die Sprache und den Vortrag des Hn. *N.* einigermaſsen zu urtheilen. — — — „*Quid multa? ſtudium naturae docet nos diſcernere utilia a noxiis, docet nos illa, quibus indigemus, faciliori modo nobis comparare; perficit artes mechanicas, perficit mediate etiam artes liberales, atque ita commoditates et amoenitates vitae auget, media nobis praebet ad telluris noſtrae orbem reddendum pulchriorem, et hoc modo reciproce in guſtum agit, etc.* — — — *Ducit nos praeterea ſtudium naturae ad numinis ſupremi providentiam cognoſcendam, atque ejus attributa plurima, praecipue potentiam, ſapientiam atque benignitatem optime intelligenda.*"

L. r. k.

TECHNOLOGIE.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Theoretiſches und praktiſches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde, oder Anleitung zur Kenntniſs und Einrichtung ſo wie zur ordnungsmäſsigen Verwaltung der wichtigſten Künſte, Fabriken, Manufacturen und chemiſch-techniſchen Gewerbe.* Von *Sigism. Friedr. Hermbſtädt*, kön[ig]l. preuſſ. Geheimenrathe u. ſ. w. Erſten Bandes erſter Theil. 1807. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Da die Staatshaushaltung auf der Erzielung der Erzeugniſſe des Erdbodens und auf ihrer Veredelung zu allerhand dem Menſchen nöthigen Producten beruhet, oder auf Landwirthſchaft, Fabriken und Künſten: ſo können auch ſolche nicht genug cultivirt werden, und jede dahin abzweckende Bemühung iſt mit Dank zu erkennen. Dieſs iſt auch die Abſicht, die unſer Vf. durch die Herausgabe dieſes Handbuchs zu erreichen ſucht. Auſserdem aber glaubt er dadurch, wie er in der Vorrede ſagt, die Geheimniſskrämerey zu verdrängen, die immer mehr zunehme, indem Charlatans, Geheimniſskrämer und Betrüger manchen ehrlichen Mann durch Verkauf eines angeblichen Geheimniſſes ſein rechtlich erworbenes Eigenthum ablocken. — Dieſs könne in den meiſten Fällen nur allein durch chemiſche Kenntniſſe beurtheilt werden, und daher ſeyen ſolche für viele Fabricanten von der gröſsten Nothwendigkeit, und es ſey nach des Vfs. Meinung das Wohlthätigſte für ein Land, Schulen mit Lehrern für die theoretiſche und praktiſche Chemie zu beſetzen, und von Seiten des Staats dahin zu ſehen, daſs Pepinieren zur Bildung ſolcher Männer unterhalten würden, die nicht bloſs Theoretiker, ſondern auch Praktiker ſind, um aus ihnen jene Lehrſtellen beſetzen zu können. Der Vf. macht hier mit der *Eſſigbereitung* den Anfang, und er ſcheint geneigt zu ſeyn, jedes Geſchäft, welches er zu bearbeiten gedenkt, noch unter einem beſonderen Titel ins Publicum zu bringen. Die Eſſigfabrication erſcheint alſo noch unter dem Titel: *Anleitung zu einer gemeinnützigen Kenntniſs der Natur, Fabrication und Nutzanwendung des Eſſigs, ſo wie der verſchiedenen Arten deſſelben u. ſ. w.* In der Einleitung handelt der Vf. die einfachen Stoffe der unzerlegten Subſtanzen ab, die auf das Theoretiſche der Eſſigbereitung Bezug haben. Auſserdem iſt dieſe Abhandlung in achtzehn Abſchnitte abgetheilt, welche für die *Gährung überhaupt*, für die *Geſchichte* und *Theorie der Eſſigbildung*, für die *dazu nöthigen Bedingungsmittel*, für die *Subſtanzen, aus welchen Eſſig bereitet werden kann*, für *die Werkſtatt des Eſſigfabricanten* und *für die dazu erfoderlichen Geräthſchaften* beſtimmt ſind. Ferner handeln ſie von der *Fabrication des ächten Weineſſigs, des Cider- oder Obſt-Eſſigs, des Eſſigs aus verſchiedenen anderen Obſt und Beeren.* Hierauf folgt die Fabrication des Eſſigs aus *Zucker, Roſinen, Honig, Runkelrüben*, anderen ſüſsen *Wurzelgewächſen, Ahorn- und Birken-Saft.* Fabrication *des Eſſigs aus der Milch und aus verſchiedenen Getrei-*

Digitized by Google

dearten. Von den *Mitteln, die ſaure Fermentation zu beſchleunigen,* von der *Aufbewahrung des Eſſigs,* von den *Kennzeichen ſeiner Güte und Ächtheit*, und den *Mitteln, ihn in Anſehung der Verfälſchung* zu prüfen. Endlich die *Mittel*, *den Eſſig zu verſtärken, Zubereitung zuſammengeſetzter Eſſige,* und *die Nutzanwendung des Eſſigs in den Künſten und Manufacturen.* Wem alſo daran liegt, ſich über das Eſſiggeſchäft im Allgemeinen zu belehren, der wird dieſe Schrift nicht ohne Nutzen von der Hand legen, obgleich Rec. im Ganzen nichts Neues über das Eſſiggeſchäft, was nicht ſchon aus anderen Schriften bekannt wäre, darin gefunden hat. Bekanntlich beruhet das Eſſiggeſchäft im Allgemeinen darauf, einer in der geiſtigen Gährung begriffen geweſenen Flüſſigkeit, nachdem ſie eben beendiget iſt, ein Eſſigferment zuzuſetzen, wozu vorzüglich ſchon fertiger Eſſig dient, und dann dieſe Flüſſigkeit in eine dazu zweckmäſsige Temperatur zu bringen. Nach des Vfs. Meinung ſey der Zutritt des Oxygengaſes unumgänglich nothwendig. Wie paſst dieſs aber mit *Anſchel's* Erfahrung zuſammen, der am ſchnellſten unter der Glocke der Luftpumpe Eſſig darſtellte? Schwerlich kann der rohe Eſſig (der iſt doch hier gemeint?) als eine gemengte Flüſſigkeit aus Waſſer, Schleim, Zuckertheilen, mehreren verſchieden gearteten Pflanzenſäuren, unter welchen aber diejenige, welche die ſpecifiſche Natur des Eſſigs beſtimmt, den vorwaltenden Antheil ausmacht, betrachtet werden. Es iſt gewiſs eine völlig gemiſchte oder chemiſche Verbindung, und ſchwerlich werden darin noch Zuckertheile als vorhanden angenommen werden können. Nicht jeder Eſſig geht, wenn er in Gefäſsen ſteht, die nicht ganz damit angefüllt ſind, zu einer faulen, ſtinkenden Jauche über, ſondern nur ſolche, welche viel ſchleimähnliche Theile enthalten, und deſshalb Kahn abſetzen. Rec. hatte einen gut ausgeſäuerten Eſſig, aus bloſsem Weingeiſt und Waſſer bereitet, unter den Händen, der ſich mehrere Jahre in nicht völlig angefüllten Gläſern gut erhalten hatte, ohne eine Spur von Fäulniſs zu zeigen.

x + y.

KÖLLN, b. Kaufmann: *Bemerkungen über den Branntwein in politiſcher, technologiſcher und mediciniſcher Hinſicht, mit Beziehung auf die vier neuen Rhein-Departemente.* Von *Ferdinand Wurzer*, Dr. d. Med., ord. Prof. der Exper. Phyſ. u. Chemie auf der Centralſchule zu Bonn. Mit 2 Kpf. 1804. VIII u. 118 S. 8. (14 Gr.)

Die in der Gegend des Vfs. ſeit 50 Jahren entſtandenen häufigen Brantweinbrennereyen werden meiſt nach dem gemeinen Schlendrian betrieben, ohne von der groſsen Menge nützlicher Erfahrungen, womit die Scheidekunſt in den neueren Zeiten bereichert worden iſt, Gebrauch zu machen. — Dieſs und der Wunſch, den Wohlſtand ſeines Vaterlandes zu befördern, und zur Verbeſſerung dieſes Zweiges des Kunſtfleiſses beyzutragen, bewog den Vf. gegenwärtige Schrift zu entwerfen. Sie enthält keine eigentliche Anweiſung, das Brantweinbrennen in ſeinem ganzen Umfange theoretiſch und praktiſch zu erlernen, ſondern vielmehr nur Fragmente über mehrere Theile dieſes Gewerbes, von welchen Rec. einige kritiſch beleuchten muſs. In der Einleitung wirft der Vf. die längſt entſchiedene Frage auf: Ob das Brantweinbrennen für die 4 neuen Rhein-Departemente, ſo wie überhaupt viele Brennereyen, dem gemeinen Beſten förderlich oder nachtheilig ſeyen, und beantwortet dieſe Frage ganz richtig dahin, die groſse Anzahl beſtehender Brennereyen ſey nicht allein nicht nachtheilig, ſondern für das allgemeine Wohl ſehr erſprieſslich. — Seine Gründe dürften nicht leicht zu widerlegen ſeyn. Hierauf thut er Vorſchläge zur Verbeſſerung einiger weſentlicher Fehler in den Brennereyen (ſeiner Gegend). Daſs es ein irriger Wahn ſey, das ſchlechteſte Getreide ſey zum Brantweinbrennen gut genug; daſs man Waizen wählen, wenn dieſer gegen den Roggen nicht zu hoch im Preiſe ſtehe, und den Waizen malzen ſolle, iſt ſehr zweckmäſsig. Aber wenn er den von *Weſtrumb* erborgten Vorſchlag thut, aus dem Waizenmehle eine Bierwürze zu brauen, und dieſe ohne Träbern gähren zu laſſen, dann in zugeſtopften Fäſſern aufzubewahren: ſo hat er an folgende Inconvenienzen nicht gedacht: 1) Man erhält durch das alleinige Brennen der Würze weniger Brantwein, weil in den Träbern ein guter Theil zurück bleibt, die daher durchaus mitgähren, und alsdann mitgebrannt werden müſſen. 2) Durch das Abſondern der Träbern wird das Anbrennen der Würze in der Blaſe keinesweges vermieden; denn was brennt denn in der Blaſe an? die Träbern doch wohl nicht? ſondern der ſchleimichte Theil der Möſche, der ſich eben in der Würze befindet; daher brennen ſogar Weinhefen in der Blaſe an, die doch keine Träbern haben. 3) Wie viel Fäſſer müſste man nicht haben, und wie viel Raum würde nicht dazu gehören, eine ſo groſse Menge Würze bis zur Vollendung ihrer Gährung in einer fabrikmäſsigen Brennerey, wo täglich 10000 Pf. Möſche gebrannt werden, aufzubewahren! Man rechne auch $\frac{1}{4}$ auf die zurückbleibenden Träbern, ſo bleiben doch noch 7500 Pf. Würze für jeden Tag; das ſind bey 55 Ohmen, die ſich in 4 Tagen, als ſo lange die Würze doch wohl ruhen und gähren muſs, auf 220 Ohmen vermehren werden; woher alsdann ſo viel Fäſſer, ſo viel Raum? 4) Die Würze wird in der Gährung, ſagt der Vf., eine unglaubliche Menge Hefen geben, die man verkaufen oder zu Brantwein machen könne. Das iſt möglich, aber doch wohl nicht vortheilhaft für die Würze? je mehr Hefen ein Bier giebt, deſto ſchlechter iſt es an Güte; alſo je mehr Hefen hier die Würze giebt, deſto weniger Brantwein iſt von ihr zu erwarten. Wenn man doch alle dergleichen Vorſchläge und Ideen zuvor von allen Seiten wohl prüfte!! — Daſs der Vf. eigene, von der Brennkammer abgeſonderte Gährungskammern empfiehlt, iſt ſchön; leider findet man dieſe Einrichtung noch faſt nirgends. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, wenn er ſtatt der groſsen Gährungsgefäſse, die man doch in jeder

Digitized by Google

wohl eingerichteten Brennerey findet, kleinere verlangt, die mit der Blaſe in gleichem Verhältniſſe ſtehen. Die Gährung in groſsen Maſſen aber iſt allemal vollkommener als in kleinen, das lehrt Phyſik und Erfahrung, und wenn der Vf. die Klümper in der eingebraueten Moſche fürchtet, ſo können dieſe durch eine Maſchine gänzlich vermieden werden, wie ſie jetzt in der herzogl. Brauerey zu Oberweimar errichtet iſt. Daſs indeſs eine dem Anſchein nach ausgegohrne Moſche, wenn ſie nicht alſobald in die Blaſe gebracht wird, Geiſt verliere, wie der Vf. meint, haben bereits der Apotheker *Grave* u. d. verſtorb. *Neuenhahn* widerlegt. In einer ausgegohrnen Moſche iſt noch kein freyer Weingeiſt vorhanden, er iſt noch gebunden, nur erſt durch die Hitze in der Blaſe wird er getrennt und frey gemacht. — Dann kommt der Vf. auf die Gährungsmittel, und liefert zwey verſchiedene und künſtliche nach *Weſtrumb*, von welchen der Vf. den beſten Erfolg geſehen haben will. — Von den Mängeln des Deſtillirgeräthes. Hier glaubt der Vf. folgende 4 Arten vorzüglich empfehlen zu dürfen: 1) die hölzerne Geräthſchaft der Ruſſen. Dieſe Anſtalt aber bedarf noch groſser Verbeſſerungen; nur mehrere Verſuche müſſen entſcheiden. 2) Die von *Weſtrumb* angegebene Deſtillirauſtalt. Hätte doch aber ja der Vf. die erſte *Weſtrumb*'ſche Anſtalt weggelaſſen, wo die Blaſe mehr Höhe als Durchmeſſer hat! Beſſer iſt die zweyte und dritte. Nur möchte der Mohrenkopf, den der Vf. bey allen Anſtalten mit empfiehlt, ſchwerlich Beyfall finden; denn er iſt erwieſen eine ganz zweckwidrige und höchſt entbehrliche Anſtalt. 3) Das vom Vf. ſelbſt vorgeſchlagene Deſtillirgeräthe (ſ. *von Crell's chemiſche Annalen* 1794. B. 2. S. 27). Da dieſe Anſtalt, die ſich darauf gründen ſoll, daſs das Waſſer in den Gefaſsen, die man in's kochende Waſſer ſtellt, nicht zum Kochen kommt, hier nicht ausführlich beſchrieben iſt, Rec. aber die gedachten chemiſchen Annalen nicht bey der Hand hat: ſo kann er auch über dieſe Anſtalt nicht urtheilen; bemerken muſs er aber, daſs des Vfs. Drathgeflechte, das die Höhe ſeiner Blaſe haben, und ſo weit ſeyn ſoll, daſs zwiſchen den Wänden der Blaſe und dieſem Drathgeflechte ein Raum von 1 bis 1½ Zoll bleibt, wohl das Anbrennen grob zerſchnittener Kräuter verhindern kann, aber nimmermehr der ſchleimichten Theile einer ausgegohrnen Getreidemaſſe, weil dieſe ſchleimichten Theile mit der Flüſſigkeit durch das Drathgeflechte dringen. 4) Die ſchottländiſche Geſchwind-Deſtillirauſtalt, die nun mit aller ihrer unvollſtändigen Beſchreibung ſchon ſo viel Mal iſt gegeben und abgebildet worden, und die noch groſser Berichtigungen bedarf; um deſto mehr iſt zu verwundern, wie der Vf. ſelbige ſeinen Landsleuten empfehlen konnte! — Bey allen dieſen 4 Anſtalten verlangt der Vf. die *Weigel*'ſche Kühlanſtalt, die im Groſsen nur dann anwendbar iſt, wenn das kalte Waſſer unaufhörlich in den Cylinder, der die Kühlfaſsröhre umgiebt, laufen kann; und dann empfiehlt er den ſpitzen Helm mit Traufrinne und dem Mohrenkopfe, worüber Rec. nichts ſagen mag, da ſchon genug in Schriften darüber iſt geſagt worden, und ſelbſt neuere Chemiker, z. B. *Hildebrand*, ihn verwerfen. Wird aber das Publicum, das unmöglich alles *pro* und *contra* leſen kann, durch dergleichen Anpreiſungen zweckloſer Maſchinen, die man ſchon nach 4 Wochen, als unbrauchbar wieder bey Seite ſetzt, nicht zu groſsen und unnöthigen Koſten verleitet? Verantwortlich bleiben dergleichen Schriftſteller immer. — Die Fehler der gewöhnlichen Blaſenöfen rüget der Vf., nach *Weſtrumbs* Anleitung, ſehr gut. — In dem Ofen, den der Vf. ſelbſt vorſchlagt, liegt der Roſt auf einem Topfe von 10 bis 11 Zoll Höhe, unten ohne Boden, durch welchen die Aſche in das darunter befindliche Aſchenloch fällt. Rec. ſieht den Vortheil dieſes Topfes nicht ein, wenn das Aſchenloch ſeine gehörige Gröſse hat. — Was der Vf. über Brantweinprobe, über Aerometer ſagt, iſt aus *Neuenhahns* Schrift entlehnt; aus *Weſtrumbs* Schrift aber: wie die gewöhnlichen Fehler des Fruchtbrantweins zu verbeſſern ſeyen. Daſs derſelbe Kupfer enthalte, das gehört da, wo die Arbeit ununterbrochen fortgeht, unter die Geſpenſter, und ſo verleitet denn die Empfehlung zinnerner Kühlröhren und verzinnter Helme abermals zu unnöthigen Koſten, ja ſie kann ſogar gefährlich werden, wenn das Zinn nicht rein iſt. *Brugnatellis* Apparat, Brantwein und Alkohol zugleich zu deſtilliren, iſt bekannt. Eben ſo die Verhinderung der Ausdünſtung des Brantweins. Aber die Tränkung der Faſs-Dauben mit Hausblaſe dürfte doch da ſehr koſtbar werden, wo man oft 100 und mehr Ohmen Brantwein aufbewahrt. Das ſind alle die Verbeſſerungen in der Brennerey, die der Vf. ſeinen Landsleuten anpreiſet. *Weſtrumb* iſt ſein Idol, aus deſſen Schrift er zwey Drittheil entlehnt hat, wo denn freylich die Befolgung manches Guten ſeinen Landsleuten ſehr frommen wird. Aber warum benutzte er nicht eben ſo wohlthätig die von ihm ſelbſt empfohlne Schrift: *Weiſs Anweiſung zum Fruchtbrantweinbrennen*, die ſo ungemein viel Gutes enthält? — Zuletzt handelt der Vf.: Über den Einfluſs des Fruchtbrantweins auf die Geſundheit, und widerlegt ſehr kräftig die Hn. *Fauſt* und *Hufeland*, die dem Brantwein ſo viel Übles nachſagen. Die beiden Kupfer ſtellen eine hölzerne Brenngeräthſchaft, eine von *Weſtrumb* erborgte Blaſe mit eingebogenen Seitenwänden und Boden, die *Weigel*ſche Kühlanſtalt, und die neue ſchottländiſche Geſchwindbrennanſtalt vor.

Λλκ.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Frölich: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte.* Von *Joh. Chriſt. Aug. Bauer*, Prediger zu Güldengoſſa bey Leipzig. 4ter Band, 2te Auflage. 1808. 260 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem beſonderen Titel:

Eugen und Marlborough. Oder Sammlung der intereſſanteſten Züge aus dem Leben dieſer merkwürdigen Männer. S. Recenſ. des 4 Bds. der erſten Aufl. 1804. No. 153.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Über die Frage, ob die mediceiſche Venus ein Bild der knidiſchen vom Praxiteles ſey.* Eine archäologiſche Abhandlung von *Conrad Levezow*, Prof. etc. 1808. 95 S. gr. 4. Nebſt einer Kupfertafel. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede wird bemerkt, dieſe Abhandlung des Hn. *L.* ſey den 28 Nov. 1807 der königl. Societät der Wiſſenſchaften durch Hn. *Heyne*, welchem ſie auch zugeeignet iſt, vorgelegt worden, und eine in der Jen. A. L. Z. 1806. No. 240 abgedruckte Anzeige von *Beckers* 3tem Hefte des Auguſteums habe die nächſte Veranlaſſung dazu gegeben. In gedachter Anzeige nämlich war von einem der weimariſchen Kunſtfreunde geäuſsert worden, die ſo genannte mediceiſche Venus nebſt den anderen ihr ähnlichen Statuen, könnten wohl Nachbildungen der vor Alters ſo hoch berühmten knidiſchen Venus des Praxiteles ſeyn, und ferner noch der Wunſch gethan, es möchte ein gelehrter Alterthumsforſcher von der entgegengeſetzten, d. i. der beſonders von *Viſconti Muſ. Pio Clem. Tom. I. p.* 18 in Schutz genommenen Meinung, welche behauptet: ein auf Schaumünzen der Knidier vorkommendes Venusbild nebſt einigen demſelben ähnlichen Statuen, ſeyen wahrſcheinlicher die ächten Nachbildungen des berühmten Werkes des Praxiteles, alles ſammeln und darlegen, was dieſe Meinung begünſtigen könnte, weil jene für die mediceiſche und andere ihr ähnliche Venus-Statuen als Nachbildungen der praxiteliſchen ſtreitenden Gründe von ſolcher Stärke ſchienen, daſs ſie durch die dagegen aufgeſtellten noch nichts weniger als für widerlegt zu achten wären.

Hr. *L.* nun war in der vorliegenden Abhandlung aus allen Kräften bemüht, die angeführte Meinung von Viſconti und anderen Forſchern feſter zu begründen, und kündigt ſich überdieſs noch förmlich als Gegner unſerer obenerwähnten Anzeige von *Beckers* 3tem Heft des Auguſteums an, in ſo ferne daſelbſt von der knidiſchen Venus des Praxiteles und den Nachbildungen derſelben die Rede iſt. Erwarte man indeſſen von uns hier keine Vertheidigung gegen ihn, denn ſie würde nicht am ſchicklichen Orte angebracht ſeyn; wir übernehmen, dem Geiſte dieſer A. L. Z. gemäſs, bloſs die unparteyiſche Prüfung des Werths der Abhandlung des Hn. *L.*, und hoffen, unſere Leſer werden alsdann ſelbſt zu entſcheiden vermögen, oder wenigſtens über die obwaltende Streitfrage hinlänglich unterrichtet ſeyn.

Indem der Vf. erſtlich die Frage: „welche Nachrichten geben uns die alten Schriftſteller von der Beſchaffenheit der knidiſchen Venus?" unterſuchen will, hat er mit löblichem und gelehrtem Fleiſs alle auf die knidiſche Venus des Praxiteles ſich beziehenden Stellen geſammelt, worunter nebſt der bekannten, beym Plinius *Lib. XXXVI*, beſonders noch zwey aus dem Lucian bedeutend ſind; unterdeſſen ſprechen ſie keinesweges für die von Hn. *L.* vertheidigte Meinung, ſondern ſcheinen im Gegentheil mehr die von uns in jener Recenſion des *Becker*'ſchen Auguſteums geäuſserte zu begünſtigen. Die erſte dieſer Stellen, in Lucians Schilderung der Panthea, redet von den ſchönen Haaren, der Stirn, den ſchöngezeichneten Augenbraunen, und dem freundlichen, lieblichen Blinzeln der Augen an der Venus des Praxiteles; und eben der Haarſchmuck ſowohl als das freundliche Blinzeln der Augen ſind, wie durchaus nicht kann geleugnet werden, an allen der Figur auf den knidiſchen Münzen ähnlichen Venusbildern weder ſo zierlich noch von ſo ſprechendem Ausdruck, als beides eben an der mediceiſchen und vielen anderen mit ihr von gleichem Urbild veranlaſsten, oder demſelben nachgeahmten Venus-Statuen erſcheint.

Die zweyte Stelle beym Lucian meldet von der knidiſchen Venus des Praxiteles: ſie lächle mit etwas geöffnetem Munde, ſey durchaus nackt; nur mit der einen Hand bedecke ſie verſtohlen die Schaam. — Der Tempel, worin dieſes Bild ſtehe, habe zwey Thüren, damit denen, welche ſolches genau betrachten wollten, auch auf der Rückſeite kein Theil, um ihn zu bewundern, entzogen werde. Sodann werden die ſchönen Formen des Rückens gelobt, die Anmuth der Lenden und die ſchön proportionirte Linie, welche die Hüfte mit dem gerade ſtehenden Schienbein bis zu dem Fuſs hinabgezogen beſchreibt. — Alles dieſes ſind Merkmale, welche weit wahrſcheinlicher auf eine Figur in der Ähnlichkeit der mediceiſchen Venus ſchlieſsen laſſen, als auf eine, wie die, ſo auf knidiſchen Schaumünzen erſcheint, weil nämlich alle Figuren von der letzteren Art, vermöge ihrer Erfindung, weit weniger Bewegung haben, weniger anmuthig, und für den Zweck des Künſtlers vortheilhaft gewendet ſind, als die der — mediceiſchen Venus in Geberde und Stellung ähnlichen Bilder.

Hiernächſt unterſucht Hr. *L.*, als zweyte Frage: „Ob die mediceiſche Venus dieſen, von den Schrift-

Digitized by Google

ſtellern angegebenen Merkmalen entſpreche oder nicht, und in wiefern?" — Er geſteht nun bald, die mediceiſche Venus treffe mit den angeführten Nachrichten ziemlich überein, und das Original, dem ſie nachgebildet worden, in der berühmteſten Venus-Statue des Alterthums, der knidiſchen des Praxiteles zu ſuchen, könne unter allen den obwaltenden Umſtänden für ſehr vernünftig gehalten werden; doch wird die Clauſel beygefügt: „*ſo lange ſich nicht andere Gründe ergeben, welche die Aufmerkſamkeit auf eine neue Form hinlenken, ſie wenigſtens zwiſchen zwey Vorſtellungsarten theilen.*"

Sodann folgt die Prüfung der dritten Frage: Welche Beweiskraft haben die knidiſchen Münzen für die Behauptung, daſs die darauf enthaltene Vorſtellung einer Venus und die ihr ähnlichen vorhandenen Venus-Statuen Bilder der wahren praxiteliſchen Venus ſind? und Hr. *L.* iſt bemüht, weitläufig mit vielen Beyſpielen darzuthun, was Niemand bezweifelt, nämlich daſs auf den Münzen der Alten manche Abbildung berühmter Statuen vorkomme. Gegen die Richtigkeit einzelner Angaben lieſsen ſich indeſſen gegründete Einwendungen machen, wodurch wir uns aber von der Hauptſache zu entfernen fürchten müſsten. Im Ganzen genommen hat der Vf. eigentlich nichts vorgebracht, was unſere, zu Gunſten der mediceiſchen und anderer derſelben ähnlichen Venus-Statuen als Nachbildungen der knidiſchen Venus des Praxiteles, aufgeſtellten Gründe umwerfen, oder auch nur im geringſten ſchwächen könnte; ja S. 55 geſchieht ſogar vom Gegner das freye Geſtändniſs: „Es könne faſt mit völliger Gewiſsheit bewieſen werden, daſs auf vielen Münzen eines und deſſelben Orts, neben der ganzen oder getheilten Vorſtellung des Haupttempelbildes auch wohl noch andere Bildſäulen und Vorſtellungen derſelben Gottheit, die ſich eben daſelbſt befanden, auf den Münzen vorgeſtellt wurden." Ein Mehreres können und wollen wir gar nicht verlangen, wünſchten unſere Anzeige hier ſchlieſsen zu können, und bedauern es aufrichtig, daſs der Vf. S. 78 irrigerweiſe für die von ihm in Schutz genommene, aber ſchlecht vertheidigte Sache etwas zu gewinnen vermeint, mit der Anmerkung, daſs der gröſsere Maſsſtab der von ihm ſogenannten knidiſchen Venusbilder zum Zweck eines Tempelbildes beſſer paſſe, als die kleinere Naturgröſse der mediceiſchen Statue; die eher für ein Zimmer, für ein Lararium oder Cubiculum einer Privatperſon bearbeitet zu ſeyn ſcheine. Denn es erregt den Verdacht, als ob er die ganze Streitfrage abſichtlich zu verwirren und dunkel zu machen ſuche, weil nie jemand behauptet hat, die mediceiſche Venus ſey nach der knidiſchen des Praxiteles genau in gleicher Gröſse copirt; auch iſt überhaupt von uns nicht geſagt oder vermuthet worden, daſs oft erwähnte mediceiſche Venus, im ſtrengſten Sinne genommen, eine Copie ſey, ſondern dieſelbe ſowohl als alle gröſseren und kleineren ihr in Hinſicht auf Erfindung, Geberde, Ausdruck u. ſ. w. ähnelnden Bilder möchten Nachbildungen der ſo berühmten knidiſchen Venus des Praxiteles ſeyn.

Wenn Hr. *L.* ferner unſerer Behauptung: „Es befinden ſich unter den Reſten alter Kunſt wohl zwanzig Bilder von der Art (das will ſagen:) eben der Geberde, Anordnung u. ſ. w.) der mediceiſchen Venus, gegen eines von denen, welche mit der Figur auf der knidiſchen Schaumünze übereinſtimmen, widerſprechen will; wenn er gar S. 95 wagt zu verſichern, das Übergewicht der Mehrzahl ſey *auf Seiten der Statuen, deren gleiche Vorſtellung auch auf den knidiſchen Münzen enthalten iſt;* wenn er endlich die wichtige Bemerkung, daſs allen alten Nachrichten gemäſs die knidiſche Venus des Praxiteles frey aufgeſtellt geweſen, hingegen die auf der Medaille abgebildete Statue vom Künſtler vermöge der Anordnung ihrer Glieder nur für eine Niſche urſprünglich beſtimmt ſeyn konnte, entweder gar nicht zu faſſen im Stande war, oder aber abſichtlich ſchief darauf antwortet: ſo fühlt man ſich in der That verſucht, ſeine Fähigkeit zu bezweifeln, oder ihm Unredlichkeit in der Unterſuchung und Unkunde im Betreff der antiken Monumente bildender Kunſt Schuld zu geben. W. K. F.

Berlin, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Der neue Proteus.* Original-Luſtſpiel in vier Acten von *Guſtav Linden.* 1808. 127 S. 8. (16 Gr.)

Dieſer moderne Proteus, der dem Stücke den Namen giebt, hat in ſo fern die Verwandlungsgabe des alten, als er Klugheit und Geſchicklichkeit genug beſitzt, ſich in ſeinen Reden und Betragen nach den verſchiedenen Charakteren Anderer zu richten, und den Umſtänden gemäſs immer eine andere Geſtalt anzunehmen, ſo daſs er mit ſeinem ganzen Thun und Weſen dahin ſtrebt, von allen übrigen ihm ähnlichen Charakteren in der menſchlichen Geſellſchaft einen Gattungsbegriff in ſeiner Perſon darzuſtellen. Dabey leitet ihn nicht eine verſchmitzte Liſt, die ihn nur zu einem ſchlauen Betrüger machen würde, ſondern eine gutmüthige, alles leicht nehmende Heiterkeit, die ihn zum Muſter eines ſehr liebenswürdigen Menſchen erhebt, und ihm bey dem Zuſchauer herzliche Zuneigung erwirbt. Dieſs iſt wenigſtens das Ideal, das ſich der Vf. bey dieſem Stücke gedacht, wenn auch in der Ausführung nicht völlig erreicht hat. Zur Vollendung ſeines Bildes hat es ihm an den rechten Gebrauch der Mittel, an Erfindungsgabe, mit einem Wort, an Genie gefehlt. Was das Talent in einer geſchickten Anwendung gewöhnlicher in der bürgerlichen Welt oder auf dem Theater ſchon vorhandener Maſsregeln mit einer neuen Verknüpfung leiſten kann, das hat Hr. *L.* in dieſem Producte wirklich geleiſtet, und er darf ſich damit neben manchen anderen Theaterdichter hinſtellen, der eben ſo geiſtreich und zugleich eben ſo flüchtig, als er, das gut geſtimmte Publicum unterhält. Am meiſten ähnlich in Ton und Leichtigkeit iſt er der Madam *Weiſſenthurn*, der er auch an gutmüthiger

Digitized by Google

Geſchwätzigkeit und ſpieligem Weſen, wie es häufig die Frauenzimmer gern haben, nichts nachgiebt. Wollte man bey ihm an die eigentlich groſsen Komiker denken: ſo müſste man ſeinem Luſtſpiele mehr Gedrängtheit, Neuheit, Überraſchung und poetiſche Tiefe und Keckheit wünſchen, um eine Vergleichung zwiſchen ihm und jenen anſtellen zu können. Schon gleich Anfangs verliert der Gegenſtand dadurch an Reiz, daſs wir das Ende errathen, und ſchon im Geiſt alle Schwierigkeiten überwunden ſehen. Emma will keinen lieben, der ihr von Liebe vorſpricht, und will keinen zum Mann wählen, den ihre Vormünder dazu beſtimmen; aber ſie verräth gleich in den erſten Scenen Neigung zu dem Baron Lindenfeld, unſerm Proteus. Dieſer hat nun weiter nichts zu thun, als ſich ein wenig ſpröde und gleichgültig gegen ſie zu benehmen, und ſie muſs ihm von ſelbſt immer naher kommen, und ſich endlich gar bereitwillig finden laſſen, ihm ſelbſt ihre Hand anzutragen. Die Kunſt eines Proteus iſt nun weiter nicht anzuwenden, als in dem heimlichen Bemühen, die Einwilligung der Verwandten zur Verbindung mit ihr zu erhalten, ohne daſs ſie etwas davon erfährt. Dabey wird aber im ſchlimmen Falle nur die Hälfte ihres groſsen Vermögens gewagt, deſſen ſie ohne jene Einwilligung verluſtig ſeyn würde. Alſo mehr um das Geld, als um die Hand des Mädchens wird das Spiel in Bewegung geſetzt, und ganze Acte mit der Gunſtbewerbung bey den Verwandten ausgefüllt. Und wie leicht, wie geradezu geht hier alles von Statten! Dem Trinker wird Wein geſchenkt und ein Wort von alter Deutſchheit vorgeſprochen; dem Antikenkrämer wird ein altes Manuſcript aus Herculanum überreicht, und einer eitlen, verbildeten Frau in Jamben Liebe gelobt — dieſs iſt ſchon hinreichend, um ihre Beyſtimmung ſogar ſchriftlich zu erhalten. An feiner Zeichnung ſeltener Charaktere iſt hier gar nicht zu denken: das Meiſte wird, wie aus der Erinnerung, hingeworfen und aufs Wort angenommen, wie wir es ſchon von vielen anderen Erſcheinungen auf dem Theater gewohnt ſind. Nur Lindenfeld, die Hauptperſon, ragt unter den übrigen der Idee und Anlage nach merkwürdig hervor, und nimmt als ein Gedankenbild von einem wünſchenswerthen, liebenswürdigen Charakter, nicht die Phantaſie, aber das Herz des wohlwollenden Zuſchauers in Beſitz. Lebhaft und mit Laune dargeſtellt mag das Stück wohl einen Abend unterhalten.

T. Z.

Berlin, b. Sander: *Iphigénie en Aulide etc.* — *Iphigenia in Aulis.* Lyriſche Tragödie in drey Aufzügen, in Muſik geſetzt von dem Ritter *Gluck.* Frey überſetzt und in einem Auszug zum Singen bey dem Pianoforte gebracht, von *J. D. Sander.* Erſter Act. 19 Bogen Folio. (3 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem ſeither ſo merklichen Streben, jede Oper, die nur einigermaſsen auf den Beyfall des Publicums Anſpruch machen kann, in einem Klavierauszuge herauszugeben, war immer zu befürchten, daſs ſich endlich auch ein Mitglied aus der gewöhnlichen Arrangir-Zunft an *Glucks* Meiſterwerken vergreifen möchte. Dank demnach den Genius, der über *Glucks* Werke wacht, daſs dieſes nicht eher geſchehen iſt, bis ein dieſem Unternehmen völlig gewachſener Mann ſich dazu entſchloſſen hat!

Daſs Hr. *Sander* dieſer Mann ſey, wird Niemand leugnen, der im Stande iſt, dieſen ſeinen Auszug, in Vergleichung mit der vollſtändigen Partitur, gehörig zu würdigen. Er hat in dieſem Auszuge nicht allein die Folge der vollſtändigen Partitur beybehalten, ſo daſs in demſelben auch die Recitative der Oper, und die in dieſelbe verwebten Ballette, enthalten ſind, ſondern er hat auch zugleich dem franzöſiſchen Texte eine ſolche deutſche Überſetzung untergelegt, die den Nichtkenner der franzöſiſchen Sprache vollkommen entſchädigt.

Alles Weſentliche der vollſtändigen Partitur iſt, wenn es auch nur aus wenigen von dieſem oder jenem Blasinſtrumente vorzutragenden Tönen beſteht, (welches bekanntlich bey *Glucks* Werken ſehr oft der Fall iſt), nicht allein in den Auszug übergetragen, ſondern es iſt bey ſolchen Stellen auch zugleich das Inſtrument bemerkt, deſſen ſich *Gluck* dabey bedient hat, damit man ſich den Inhalt der vollſtändigen Partitur um ſo deutlicher vorſtellen könne.

Wer ſollte demnach nicht wünſchen, daſs die beiden übrigen Acte des Werkes dieſem erſten Acte bald nachfolgen mögen, und daſs ſich ſodann Hr. *Sander* auch entſchlieſsen möchte, die übrigen der vorzüglichſten Werke *Glucks* in ähnlichen Auszügen dem deutſchen Publicum bekannter zu machen?

Übrigens entſpricht das Äuſsere dieſes Auszuges vollkommen dem inneren Werthe der *Gluck*'ſchen Werke.

— o —

Görlitz, b. Anton: *Der Contraſt,* oder *die Früchte der Erziehung.* Eine Erzählung von *Maria Edgeworth.* Aus dem Engl. überſetzt von dem Vf. des Romans Heliodora. 1807. 12 B. 8. (18 Gr.)

„Kinder ſind ein Segen und ein Fluch, ſagt Pachter Frankland, je nachdem ſie gerathen, und ſie gerathen, je nachdem ſie erzogen werden. Erziehe ein Kind, wie es erzogen werden *ſoll*, das war immer mein Grundſatz." Wer für dieſe triviale Sentenz noch eines Beyſpielbuchs bedarf, der möge immerhin die vorliegende Erzählung leſen. Wenn nun aber ein neugieriger Leſer ſich's einfallen laſſen wollte, die ſonderbare Frage zu thun: wie *ſoll* nun erzogen werden, da man mit bloſser Moral denn doch nicht auslangt, dem würde der Titel antworten: daſs hier nur die *Früchte* der Erziehung *in concreto* durch Contraſt dargeſtellt werden ſollten. Zwar iſt der Satz, daſs Tugend glücklich macht, das Laſter beſtraft wird, die Regel, um welche ſich alle ſogenannten moraliſchen Romane drehen; aber hier iſt

Digitized by Google

er ex profeſſo in zwey ganz contraſtirenden Familien, von welchen die eine im unverſchuldeten Unglück lauter Früchte der Tugend und des Fleiſses bringt, die andere durch Glück noch mehr verdorben, durch Müſſiggang, Neid und alle Art von Schlechtigkeit zu Grunde gerichtet wird, *nach dem Leben* (welche Worte einigemal, bey grellen und zum Gemeinen ſinkenden Schilderungen, als Anmerkung beygefügt ſind) ausgeführt und gleichſam in 2 Hauptcapitel gebracht. Aber wozu das im Buche? lehrt dieſs nicht täglich Erfahrung tauſendfaltig? „Glaubet dem Leben, es lehrt beſſer als Lehrer und Buch!" — Aber nicht in ſolchem Contraſte! — Wozu auch ein Contraſt, der das der Poeſie ganz entkleidete Leben in todten Schattenriſſen pedantiſch gegenüberſtellt, wo man in jedem Augenblicke durch die Abſichtlichkeit der Schilderung und die geſuchte Zuſammenſtellung des Lehrmeiſters ſich gebunden fühlt, den Genuſs der freyen Anſchauung und des lebendigen Colorits entbehrend, den ſelbſt die Wirklichkeit dem Auge gewährt, — wenn gleich auch hie und da die Tiefe der Sittlichkeit, weil ſie dem Menſchen eigen, den Leſer — obwohl nur einſeitig anſpricht? „Es muſs dem Volke in die Augen ſpringen", ſagen die Populären. Helf Gott! ſagt Rec. — Der Name des Überſetzers ſollte wohl nur die *Überſetzung* empfehlen; ſie iſt lesbar.

A . . . . s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Juliane*, oder *Wahnſinn aus Koketterie*. Ein Spiegel für Mädchen. Nach einer wahren Geſchichte bearbeitet von *Auguſt Kuhn*. 1808. 83 S. 8. (10 Gr.) Die einzige Abſicht des Vfs. bey Bekanntmachung dieſer wahren Geſchichte iſt, nach ſeiner ausdrücklichen Erklarung, damit zu nutzen. Da demnach hier von keinem Kunſtwerke die Rede iſt: ſo kann man ſchon zufrieden ſeyn, wenn die Begebenheiten nicht ohne Intereſſe ſind, und mit der nöthigen Deutlichkeit vorgetragen werden. Beides iſt bey dem kleinen Buche gröſstentheils der Fall. Das Raiſonnement, welches die Thatſachen begleitet, hat, ſo wie die Schreibart, jene durchſchnittsmäſsige Allgemeinheit, die wir bey den geſellſchaftlich Gebildeten anzutreffen pflegen: an eigentlichen Styl iſt da nicht zu denken, wo die wahre Sprache ſo zu ſagen nicht zur Sprache kommen kann, ſo wenig wie an tiefes Eindringen in die Individualität eines Charakters. Dieſs letztere, ohne welches keine lebendige Anſchaulichkeit zu erreichen iſt, wird ſelbſt der gewöhnliche Leſer, wenn auch nur dunkel, an der Hauptſtelle vermiſſen, wo die Heldin der Geſchichte auf den Einfall geräth, durch kokettes Benehmen ihren Geliebten an ſich zu ziehen. Zwar hat der Vf. an Deutlichkeit in den Angaben der Verhältniſſe, worin ſich Juliane damals befand, und der klugen Überlegungen, zu denen ſie veranlaſst werden mochte, es keinesweges mangeln laſſen: aber bey dem allen wird es nicht ganz klar, wie ein Mädchen, das vorher als mit allen möglichen Tugenden ausgeſtattet geſchildert worden, nun mit ſo kalt berechnender Klugheit zu handeln im Stande iſt, daſs es von ihr heiſst: „Ja, ſie gab ſich ſogar alle erſinnliche Mühe, um in den verwerflichen, gänzlich unweiblichen Künſten der Kokatterie, durch die ſie Franzen wieder gewinnen wollte, und die ihr bisher fremd waren, bedeutende Fortſchritte zu machen." Dieſe Unklarheit in der Hauptſache hat ihren offenbaren Grund darin, daſs von Julianen's Charakter gleich zu Anfang keine beſtimmte Anſchauung gegeben, und ſtatt deſſen bloſs in allgemeinen Ausdrücken von ihr geredet wird. Der einzige Zug, daſs die Erfahrung ſie gegen die Männer miſstrauiſch gemacht hatte, iſt allein nicht hinreichend, um ihre Individualität hervorgehen zu laſſen. — Daſs der Geliebte gleiches Schickſal mit ihr hat, und auch dem Wahnſinne zum Raub wird, iſt wahrſcheinlich eine Erdichtung des Vfs., dem Parallelismus zu Liebe. — Etwas auffallend iſt es, daſs man in dieſer Schrift von wenigen Bogen auf drey arge Sprachfehler ſtöſst. So heiſst es S. 23: er kam *öfterer* und immer *öfterer* (öfter). — S. 49: mit Einbruch der Nacht verlor er ſich in *gänzlicher* (gänzliche) Bewuſstloſigkeit — und S. 61: Sie entwarf mancherley Pläne, um den Geliebten von ihrer Schuldloſigkeit zu überzeugen, ihn zu *ihr* (ſich) zurückzuführen, und ihn (das zweyte *ihn* iſt überflüſſig) von Neuem mit unauflöſslichen Ketten an *ſie* (ſich) zu feſſeln. Auch findet ſich S. 32 ein etwas harter Verſtoſs gegen den Wohllaut in den Worten: ſein von der *muſikaliſcheſten* Harmonie beſeeltes Herz, des untreffenden Ausdrucks nicht einmal zu gedenken. Indeſs wird gewiſs Hr. *Kuhn* von ſolchen Schlacken ſich gewiſs mit der Zeit rein'gen, da er, vermöge ſeines Berufs als Alltagsſchriftſtel'er, ſo vielfältige Gelegenheit hat, vor dem geneigten Publicum ſich vernehmen zu laſſen, und dieſe treffliche Gelegenheit ſo fleiſsig benutzt

Ha. Ha.

1) *Leipzig*, b. Hoffmeiſter und Kühnel: *Ergebung*. Gedicht von *Salis*, mit Begleitung der Guitarre, componirt von *A. Harder*. 1 Bogen. gr. 4. (4 Gr.)

2) *Berlin*, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Sehnſucht*. Von *Friedrich v. Schiller*, mit Begleitung des Pianoforte, in Muſik geſetzt und Ihro kaiſerl. Hoheit Marien PaulowWnen, Groſsfürſtin von Ruſsland und vermählter Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar in tiefſter Ehrfurcht gewidmet von *Auguſt Harder*. 2 Bogen. gr. 4. (18 Gr.)

3) Ebendaſelbſt: *Lieder mit Begleitung der Guitarre*, in Muſik geſetzt und der Madame *Betty Kunzen*, geborenen *Tiſchbein* gewidmet von *A. Harder*. Op. 16. 4 Bogen. gr. 4. (20 Gr.)

4) Ebendaſelbſt: *Geſänge mit Begleitung des Pianoforte*, in Muſik geſetzt und Ihro Hochwohlgebornen, der Frau *Caroline von Gansauge*, geb. *Brand von Lindau* gewidmet von *A. Harder*. Op. 17. $4\frac{1}{2}$ B. gr. 4. (20 Gr.)

Wenn Hr. *H.* in dieſen angezeigten Werken auch hin und wieder den eigentlichen Sinn des Gedichtes verfehlt, oder den Ausdruck deſſelben verwiſcht hat, wie z. B. in der unter No. 4 angezeigten Sammlung, in welcher er ſich S. 4 im fünften Tacte der erſten Zeile bey den Worten: da labe dich am Mondenſtrahl u. ſ. w. der chromatiſchen Fortſchreitung in Vereinigung mit dem übermäſsigen Sextenaccorde bedient, der ohne Zweifel hier ganz am unrechten Orte gebraucht iſt; — oder wenn man auch der Melodie ſeiner Lieder hin und wieder mehr Neuheit wünſcht, wie z. B. in eben derſelben Sammlung bey dem Liede: An den Mond, welches mit dem Anfangsſatze des bekannten Chorals: Mache dich mein Geiſt bereit, oder mit den melodiſchen Hauptnoten $\bar{h}\ \bar{\bar{c}}\ \bar{\bar{d}}\ \bar{\bar{d}}\ |\ \bar{g}\ \bar{a}\ \bar{h}$ — beginnt: ſo enthalten dennoch dieſe vier angezeigten Werke im Ganzen genommen ſo viel inneren Werth, daſs ſie ſich mit Recht an die vorzüglicheren Kunſtwerke dieſer Gattung anſchlieſsen, und den Liebhabern des Geſangs zu einer angenehmen Unterhaltung anempfohlen werden können.

— o —

Berlin, im Kunſt- und Induſtrie-Compt.: *Nouvelles Pièces progressives pour la Guitarre* composées par *A. Harder*. 11 S. Queerfolio. (12 Gr.) Hr. *Harder* liefert in dieſem Werkchen ſolchen angehenden Guitarre-Spielern, die ſchon mit der Applicatur des Inſtrumentes ziemlich vertraut ſind, eine Folge von 20 kleinen und dem Inſtrumente gröſstentheils ſehr angemeſſenen Tonſtücken, von welchen die mehreſten anziehend genug ſind, um den Anfänger zur öfteren Übung derſelben einzuladen.

— o —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 30 DECEMBER, 1808.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hof, b. Grau: *Kurze Anleitung zur deutſchen Dichtkunſt für Anfänger.* Von *J. Th. B. Helfrecht,* Rector am höfer Gymnaſium. Zweyte, durchaus verbeſſerte und mit einer poetiſchen Chreſtomathie vermehrte Auflage. 1804. VIII u. 232 S. 8. (12 Gr.)

Da zufolge der Vorrede die gegenwärtige Auflage darin einen Zuwachs erhalten hat, daſs ihr eine Sammlung von Gedichten einverleibt iſt, und die Theorie ſelbſt hier durchaus revidiret, an mehreren Stellen verbeſſert, und mit dem vermehrt erſcheint, was dem Vf. und anderen noch hinzuzuſetzen nützlich ſchien: ſo muſs dieſs Buch dadurch an Brauchbarkeit ſehr gewonnen haben, und der Verleger, welcher für einen reinen und correcten Druck und für ein gutes Papier geſorgt hat, darf auf einen noch ſchnelleren Abſatz, als bey der erſten im J. 1796 erſchienenen, Rechnung machen. In Hinſicht auf eine dritte Auflage, welche dieſs nützliche Buch gewiſs verdient, will Rec. den Vf. noch auf einiges, beſonders in dem theoretiſchen Theile deſſelben, aufmerkſam machen.

Der Zweck des Vfs. iſt, laut der Vorrede, „den erſten Anfängern in den höheren Schulen eine kurze Anweiſung zur Dichtkunſt zu geben,“ oder, wie er ſich gleich darauf noch deutlicher erklärt, er will in dieſem Buche „einen Unterricht in dieſer erhabenen und gefühlvollen Art des Ausdrucks unſerer Gedanken ertheilen, weil ſie dem deutſchen Style ſeine Härte nimmt, ihm Mannichfaltigkeit und Gewandtheit giebt, und ihn ungemein veredelt.“ Die Sammlung von Gedichten aber fügte er, wie er ſagt, vorzüglich hinzu, „um den Geiſt der Jugend durch das Leſen claſſiſcher Dichter zu nähren, ihr äſthetiſches Gefühl zu verfeinern, und in manchen guten Köpfen die ſchlafende natürliche Anlage zur Nachahmung zu wecken; den jungen Leuten, welche ſelbſt nicht zu wählen verſtehen, eine zweckmäſsige Auswahl zu treffen, und gute Stücke aus den beſten claſſiſchen Dichtern memoriren und declamiren zu laſſen.“ Zur Theorie benutzte er, wie er erklärt, die beſten neueren Lehrbücher. Eigentlich ſollte nun dieſe kleine Theorie nicht ein bloſser Ausbund alles deſſen ſeyn, was er für ganz unentbehrlich für die erſten Anfänger hält: ſeine Theorie ſollte ſich vielmehr zur Theorie für die Geübteren verhalten, wie der verkleinerte Schattenriſs zu dem, nach welchem er iſt verkleinert worden. Eine ſolche verkleinerte Theorie iſt freylich keine leichte Arbeit; denn es kommt hier nicht bloſs aufs Verkleinern, ſondern auch aufs Verdeutlichen an. Betrachtet man nun alles Theoretiſche, was in dieſem Buche vorkommt, als einen ſolchen Ausbund des Wiſſenswürdigen: ſo iſt die daraus entſtandene Ordnung, in welcher die Materien abgehandelt ſind, dem Zwecke des Vfs. bequem.

Bey der Theorie ſelbſt benutzte der Vf., wie ſchon geſagt iſt, die beſten neueren Lehrbücher. Unter dieſe wird er unſtreitig wenigſtens auch *Eſchenburgs* und *Engels* Lehrbücher gerechnet haben. Der Vf. will aber „ſeine Arbeit für keinen bloſsen Auszug aus gröſseren Schriften dieſer Art, ſondern für ein eigenes Lehrbuch“ angeſehen wiſſen. Das iſt ſie nun freylich auch: allein Rec. glaubt doch, daſs, wenn der Vf. z. B. *Eſchenburgs* Erklärung von der Dichtkunſt bey der ſeinigen, welche §. 1. S. 1 vorkommt, vor Augen hatte, er da, wo er von dieſem Theoretiker abging, ſich in der That verirrte. „Die Dichtkunſt, ſo lautet daſelbſt die Erklärung, iſt die Kunſt, ſeine Gedanken mit Begeiſterung in einer vollkommenen, ſinnlich ſchönen Rede vorzutragen.“ *Eſchenburgs* Erklärung hingegen: Poeſie iſt ſinnlich vollkommene, oder möglichſt lebhafte Darſtellung vermittelſt der Rede u. ſ. w. Beurtheilt man dieſe Erklärung nach der Theorie, welche der Vf. zu befolgen ſcheint: ſo finden ſich darin mehrere beträchtliche Fehler. Denn 1) ſetzt der Vf. in ſeine Erklärung noch einen Begriff hinein, der ſchon in derſelben liegt. Er ſagt: ſchöne Rede; und ſchön nennen ſeine Theoretiker ſinnlich vollkommen. S. in *Moſes Mendelſohns* Schriften die Abhandlung *über die Hauptgrundſätze der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.* Th. 2. S. 104; 2) trennt er den Begriff Sinnlich von dem Begriffe Vollkommen, da er doch nach der eben angeführten Erklärung von *Mendelſohn* dieſem Begriffe unumgänglich nothwendig iſt. Und was will 3) der Vf. mit dem Begriffe Sinnlich ſchön ſagen? Hoffentlich wird er in der Folge Rückſicht auf *Kant's Analytik des Schönen in der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft* nehmen. Rec. übergeht hier mehrere minder erhebliche Stellen, welche noch auf eben dieſer und der folgenden Seite vorkommen, z. B. in der Eintheilung der Künſte, wo der Vf. die Dichtkunſt lieber zu den gemiſchten Künſten zählen möchte, und was er über den Zweck der Mimik, Redekunſt und Dichtkunſt ſagt, und empfiehlt dem Vf. die genauere Prüfung und Berichtigung derſelben. Die Begeiſte-

Digitized by Google

rung erklärt der Vf. S. 2 ſo: „Sie iſt die lebhafte Gemüthsbewegung, da man durch die Einbildungskraft in eben die Gefühle und Empfindungen verſetzt wird, die man bey wirklichen Vorfällen hat" u. ſ. w. Sollte man wirklich in der Begeiſterung vermöge der Einbildungskraft in eine ſolche Gemüthsbewegung verſetzt werden, daſs man auch eben die Empfindungen wieder verſpürte, welche man bey den wirklichen Vorfällen hatte? Wirkt jede Begeiſterung ſo, oder nur eine oder die andere? Wirkt ſie ſo allein auf den Dichter? oder durch das Gedicht auch auf den Hörer und Leſer? Rec. beſorgt, daſs der Vf. hier und an mehreren Stellen ſeines Buches Empfindungen mit Gefühlen verwechſelt hat. So rechnet er z. B. S. 4 die Empfindungen unter die beſonderen Gegenſtände, welche in Oden und Liedern beſungen werden. *Kant* unterſcheidet Empfindung und Gefühle genau *Kritik der äſthetiſchen Urtheilskr.* S. 9. „In der theatraliſchen oder dramatiſchen (wie ſoll man dieſes Oder nehmen?) Poeſie, ſagt der Vf. S. 4, werden Begebenheiten, Charaktere und Leidenſchaften meiſtens geſprächsweiſe durch redende und handelnde Perſonen vorgeſtellt." Drückt ſich der Vf. ſo aus, um den Anfängern faſslich zu ſeyn: ſo giebt er von einer anderen Seite Veranlaſſung zu irrigen Vorſtellungen. Denn der Ausdruck Begebenheiten anſtatt Handlung iſt der Theorie ſehr zuwider (ſ. *Ariſtoteles, Leſſing* und *Engel*), und der Zuſatz „durch redende und handelnde Perſonen" bringt den jungen Leuten die Meinung bey, daſs, wer redet, nicht handelt, und wer handelt, nicht redet. Nun iſt es ihm aber gewiſs bekannt, daſs nicht nur in der Bewegung des Körpers, ſondern auch des Gemüthes, Handlung liegt, daſs folglich die Rede eben ſo viel, wenn nicht mehr Handlung enthält, als der übrige Theil des Gedichtes. Der gute Geſchmack ſoll, S. 7, das richtige äſthetiſche Gefühl in Beurtheilung des Wahren, Schönen und Guten ſeyn. *Kant* ſagt: der Geſchmack iſt das Vermögen der Beurtheilung des Schönen, *Kritik der äſth. Urtheilskr.* S. 3, und an einer anderen Stelle derſelben S. 10: „Um etwas gut zu finden, muſs ich jederzeit wiſſen, was der Gegenſtand für ein Ding ſeyn ſoll, d. i. einen Begriff von demſelben haben. Um Schönheit woran zu finden, habe ich das nicht nöthig;" und S. 15: „Schön heiſst Jemanden das, was ihm bloſs gefällt; gut, was geſchätzt, gebilliget wird;" und S. 16: „Geſchmack iſt das Beurtheilungsvermögen eines Gegenſtandes oder einer Vorſtellungsart durch ein Wohlgefallen oder Miſsfallen, ohne alles Intereſſe. Der Gegenſtand eines ſolchen Wohlgefallens heiſst Schön." Des Vfs. Begriff von dem, was äſthetiſch heiſst, iſt vielleicht auch noch durch die *Kritik der Urtheilskraft* zu berichtigen. — Virgilius, ſagt der Vf. S. 9, zeichnet ſich im Heldengedichte, Lucanus und Silius Italicus im heroiſchen Gedichte aus, und S. 84 nennt er dieſe letzten Gedichte heroiſche Lobgedichte, und S. 129 eine Art der Oden heroiſche Lobgeſänge. Dieſe Benennungen ſpielen ſo ſehr in einander, daſs man ſie nicht genugſam unterſcheiden kann. — „Die Franzoſen, erzählt der Vf. S. 10, hatten zuerſt Meiſterſänger. Dieſes iſt ein Irrthum. Die Galen hatten zuerſt Barden, und die Franzoſen Troubadoure oder Provenzalen: die Deutſchen dagegen, denen der Vf. Barden und Druiden giebt, hatten Meiſterſänger. Druiden waren keine Dichter, wohl aber die Barden; Barden hingegen konnten wohl Druiden, d. i. Prieſter ſeyn. S. *Gräter's Bragur* B. I. S. 141 ff. B. II. S. 43 ff. und Ebendeſſ. *Braga* und *Hermode* B. I. Abth. I. S. 51. — Unter den dramatiſchen Dichtern, S. 11, iſt *Schiller* ausgelaſſen. Da *Krauſeneck* unter den lyriſchen Dichtern mit aufgeführt iſt: ſo hätte *Zehelein* noch mehr verdient, unter den vaterländiſchen Dichtern des Vfs. genannt zu werden. Unter den Fabeldichtern ſind *Leſſing* und *Pfeffel* vergeſſen. *Wieland* hat der Vf. bloſs als Dichter der Erzählungen angeführt. Dieſer Dichter und *Goethe* und *Voſs* dürften doch auch wohl ihre beſtimmten Plätze unter den epiſchen Dichtern einnehmen, oder haben ihn vielmehr längſt eingenommen. Warum hat der Vf. die Erzählung ſo weit von dem epiſchen Gedichte getrennt? Die poetiſche Epiſtel, worin wir doch einen *Göcking* und *Tiedge* haben, iſt ganz ausgelaſſen. — „Es kann, heiſst es S. 14, zwar ein Gedicht ohne abgezählte Sylben, Füſse und Strophen beſtehen, welches man gewöhnlich poetiſche Proſe nennt." Proſe iſt nur eine Einkleidungs-, eine Ausdrucks-Art. Ein Gedicht iſt nie durch den Ausdruck, nie durch die Einkleidung ein Gedicht. Was wir poetiſche Proſe nennen, ſollten wir vielleicht unmetriſche Gedichte nennen. Sind dieſe Kunſtwerke gut, wie z. B. *Gerſtenberg's Tändeleyen* und *Geſsner's Idyllen*: ſo fehlt ihnen nichts als das Sylbenmaſs, um vollkommene Gedichte zu ſeyn; ſind ſie ſchlecht: ſo verdienen ſie gar keiner Erwähnung. Auch die Erklärung der Cäſur verdient noch näher beſtimmt zu werden. Zu dem, was der Vf. über den Reim ſagt, kann aus *Moriz Verſuch einer deutſchen Proſodie* S. 94—98 u. 108 ff. noch mehr Belehrendes hinzugefügt werden. S. 37 giebt der Vf. die vornehmſten proſodiſchen Regeln an. Die erſte heiſst: „Lang wird eine Sylbe gebraucht, in welcher zwey oder mehr Mitlauter zuſammenkommen." Die zweyte: „Lang iſt die Sylbe, welche einen doppelten oder langen Vocal hat." *Moriz* hingegen lehrt in dem eben angeführten Verſuche S. 122 ff.: „daſs die einzelnen Sylben in unſerem deutſchen Versbau nicht durch ſich ſelbſt, ſondern bloſs durch ihre Stellung gegen einander, in Anſehung ihrer Länge und Kürze, beſtimmt werden." Die Beyſpiele zum Versbau hätten in dieſer Hinſicht untadelhaft ſeyn ſollen. Folgende ſind es aber nicht. Z. B.

Die Kunſt verjüngt zu ſcherzen,
Lernt von unſchuld'gen Herzen. S. 43.

Der von der Bart
Starb im Concert. Ebendaſ.

Ehmals geſchmückte Götzen ihrer Welt. S. 44.

Nichts als die Bitterkeit u. ſ. w. S. 45.

Fiel ein ergrimmter Engel u. ſ. w. Ebendaſ.

Es iſt nicht einzuſehen, warum der Vf. S. 50 ſagt: „Die lateiniſchen Versarten hat man ebenfalls ins Deutſche übergetragen." Sind es nicht eigentlich die Versarten der Griechen? und hat nur *Ramler*, wie er gleich darauf fortfährt, erwieſen, daſs die deutſche Sprache hier eben ſo viel vermöge, als die kurze und nachdrückliche Sprache der alten Römer? Sind ihm *Klopſtock's*, ſind ihm *Voſſen's* Meiſterſtücke, welche die Verſuche *Ramler's* doch wohl um ein Merkliches übertreffen, unbekannt geblieben? Die Erklärung der Epopöe, S. 70, bedarf einer gänzlichen und genaueren Durchſicht. Das 7, 9 und 6 Hauptſtück von *Engel's Theorie der Dichtungsarten*, und *Herder's Adraſtea* wird der Vf. gewiſs bey dieſer Durchſicht zu Rathe ziehen. Bey der Erklärung der Fabel S. 84 kann der Vf. unmöglich *Leſſing's* vortreffliche *Abhandlungen über die äſopiſche Fabel*, oder, wenn ihm deſſen Definition nicht gefiel, *Herder's* Erklärung dieſer Dichtungsart in den *Zerſtr. Blättern Samml.* III. S. 173 erwogen haben, wie wäre es ſonſt noch möglich zu ſagen: die Fabel iſt die Erzählung einer allegoriſchen Handlung, in welcher u. ſ. w. Da der Vf. unter den Beyſpielen auch keine *Leſſing'ſche* Fabel anführt: ſo möchte man faſt auf den Gedanken gerathen, daſs er *Leſſing's* Fabeln für keine Gedichte halte. Nach allem dem, was *Leſſing* in ſeiner *Hamb. Dramaturgie* gelehrt hat, ſagt der Vf. doch noch in ſeiner Erklärung der Tragödie: „daſs ſie Schrecken und Mitleiden oder überhaupt ernſthafte Empfindungen erwecke." Die Erklärungen der noch übrigen Dichtungsarten bedürfen nicht weniger der verbeſſernden Hand des Vfs.

Dieſes wäre das Wichtigſte, was Rec. bey dem theoretiſchen Theile dieſer Anleitung zu erinnern hätte. Was die Beyſpiele betrifft, ſo iſt die Wahl derſelben im Allgemeinen ganz gut und zweckmäſsig, nur hätte die erſte Hymne füglich wegbleiben können. Merkwürdig ſind auch noch die zwey folgenden Strophen aus zwey Gedichten: *Schubart* an *Miller* S. 211, und Antwort an *Schubart* S. 212. Unter den Oden hätte wohl eine von *Utz* verdient als Muſter aufgeſtellt zu werden. Der Vf. erwähnt auch S. 221 der Rede in Verſen. Dieſer Reden giebt es in unſerer Sprache eine ziemliche Menge, beſonders ſolcher, welche auf Bühnen gehalten ſind. Des Vfs. Abſicht aber iſt wohl eigentlich, auf den angehängten Verſuch eines Talent zur Dichtkunſt verrathenden Jünglings zu kommen. Vielleicht wäre es aber zweckmäſsiger geweſen, wenn er erſt eine andere Rede in Verſen, etwa *Unzers* Rede am Geburtstage des Königs von Dänemark, welche im alten *Muſeum* ſteht, oder auch eine andere von einem Meiſter in der Kunſt, und dann den Verſuch des jungen Mannes hergeſetzt hätte. Die kleinen Eigenheiten in der Schreibart, wie *zween, zwo, zwey* für das *zwey* durch alle Geſchlechter; *einſylbichten*, f. *einſylbigen*, S. 23; *geiſtiſche* f. *geiſtige*, S. 71; und im Abtheilen, wie *hinzuzuſetzen* f. hinzu zu ſetzen, Vorrede S. VI, findet der Vf. in der Folge vielleicht auch unrichtig, wie es auch eigentlich noch folgende Stellen ſind: Über einen Vorfall oder Wahrheit f. eine Wahrheit, S. 207; und: Was vermochte *Tyrtäus, Gellert, Gleim* durch ſeine Kriegslieder, *und andere?* f. Was vermochten *T. G. G. und Andere* durch ihre Kriegslieder, S. 7. Der Ausdruck *Tritte* iſt Rec. in folgender Bedeutung noch nicht vorgekommen: „Von den gewöhnlichſten Tritten ſind die vornehmſten Versarten benennt (benannt), nemlich die jambiſche u. ſ. w."

Noch ſey es dem Rec. erlaubt, ein paar Bemerkungen über die S. 29 vorkommende Tabelle der reinen und unreinen Reime zu machen. Die beiden Wörter *gab* und *hab* ſind zwar nach der fränkiſchen Ausſprache reine Reime, aber nicht nach der hochdeutſchen Ausſprache. Dagegen ſind *Rath* und *Pfad* in der hochdeutſchen *reine*, und in der fränkiſchen *unreine* Reime; und ſo auch wohl *ſiech* und *ſchwieg*, und *tödten* und *nöthen*, *Trank* und *Klang*. Auf der S. 162 findet ſich noch in einer Elegie ein Reim, der dem Hochdeutſchen einen ſehr komiſchen Sinn zuſpielt, und zum Schluſſe noch verdient gehört zu werden:

Prahlt ihr Fichten, die ihr hoch veraltet,
Stürmen ſtehet und den Donner n e c k t?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen h e g t?

Pronuncirt dieſs ein Hochdeutſcher, ſo reimt ſich *hegt* nicht auf *neckt*; pronuncirt es ein Franke, ſo verſteht der Hochdeutſche unter *hegt* das Zeitwort *hecken*. Mt.

1) Hannover, b. Lohmann: *Die Nachbarn oder die Zudringlichen*. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des *Piccard*, von L. 1805. 96 S. 8. (6 Gr.)

2) Berlin, b. Braunes: *Die Nachbarſchaft*. Luſtſpiel in einem Acte. Aus dem Franzöſiſchen des *Piccard*, von *Auguſt Wilhelm Iffland*. 1807. 86 S. 8. (8 Gr.)

3) Ebendaſ.: *Rückwirkung*. Luſtſpiel in einem Acte. Aus dem Franzöſiſchen des *Piccard*, von *Aug. Wilh. Iffland*. 1807. 72 S. 8. (8 Gr.)

4) Ebendaſ.: *Die erwachſenen Töchter*. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des *Piccard* von *Aug. Wilh. Iffland*. 1807. 132 S. 8. (12 Gr.)

5) Ebendaſ.: *Der Taufſchein*. Luſtſpiel in einem Acte. Aus dem Franzöſiſchen von *Aug. Wilh. Iffland*. 1807. 84 S. 8. (8 Gr.)

Welche verſchiedene Gründe es auch ſeyn mögen, daſs wir ſeit Kurzem ſo viele Überſetzungen franzöſiſcher Theaterſtücke erhalten haben, — Rückſicht auf Publicum, Mangel deutſcher Originale, Überſetzungsluſt u. ſ. w. — die *Poeſie* iſt nicht daran Schuld:

denn ſie iſt dieſen Producten meiſtens fremd. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daſs die franzöſiſchen Luſtſpiele ſich ſonſt durch Gewandheit und Kürze des Styls, Einheit der Intrigue, und Naivetät der Pointe vor den deutſchen vortheilhaft empfehlen; allein dieſs iſt es gerade nicht, wodurch ſich dieſe *Piccard*'ſchen Stücke auszeichnen. Ganz gewöhnliche Erfindung, geſchwätziger Dialog, Alltagsſcenen, und öfters eine Plumpheit in der Ausführung, wie man ſie nur *ehmals* den Deutſchen vorwerfen durfte, ſind die Haupteigenſchaften derſelben.

Dagegen wäre es, wenn nicht aus anderen Verhältniſſen, doch in der That aus *Ifflands* mimiſchem Charakter leicht zu begreifen, warum dieſer ſo geehrte Künſtler dieſe Stücke auf unſere deutſche Bühne zu verpflanzen bemüht geweſen iſt. Es ſind ſogenannte *Charakterſtücke;* Rollen darin, welche vielleicht durch eine oder einige pikante Situationen ſich dem geübten Schauſpieler empfehlen, der gewohnt iſt, aus Nichts eine Welt zu ſchaffen, um ſo mehr, wenn dann die übrigen Perſonen wie matte Nebel zurücktreten. Dieſe Erfahrung hat Rec. an *Ifflands* Darſtellungen ſelbſt zu machen Gelegenheit gefunden. Die *Rückwirkung* hatte ihn im Leſen ſehr gelangweilt; er ſah nachher *Iffland* als *Dorſay:* der Schauſpieler, welcher die Rolle des *Lafleur* hatte, ſecondirte ihn ſehr gut: und über dieſe Geſtalten war das Übrige vergeſſen. So war ihm auch *der Aller-Welts-Freund* eine höchſt komiſche Erſcheinung, aber nur durch *Iffland*. An ſolchen Skizzen, wie ſie *Piccard* giebt, — oft auch *Iffland* ſelbſt durch ſeine Stücke gegeben hat, mag der Schauſpieler ſeine Kraft zeigen; ſie dienen ſeinem Talent; aber ohne dieſes ſind ſie *nichts*.

Iffland mochte während des Überſetzens dieſe Leere wohl fühlen, wie z. B. wenn in No. 2 *die Zudringlichen*, nur etwa durch die Situation gehoben, in ſich ſelbſt ſo gar nichts Unterſcheidendes haben, und deſshalb den Leſer um ſo mehr langweilen: er ſetzte daher den Charakteren einige ſeiner Manieren hinzu, welche von ihm in ſo mannichfaltigen Scalen angebracht, nicht ſelten die auffallendſte Wirkung hervorbringen, z. B. das am Ende oft wiederholte *Ich*, — Ausrufungen wie hühühü u. ſ. w. —; beym Leſen freylich eine ſehr dürftige Nachhülfe.

Die Überſetzung No. 1. ſcheint zwar nichts *der* Art hinzugethan, dagegen aber auch das franzöſiſche Colorit, mit welchem oft — beſonders auf der Bühne, dergleichen Stücke noch etwas mehr zu wirken im Stande ſind, zu ſehr verwiſcht zu haben; ſelbſt durch Umänderung der Namen. Auch einige Feinheiten der Converſation ſind verloren gegangen. *Iffland* geht noch weiter, und thut ſeinem Dichter zu viel, wenn er z. B. dem Charakter des *Malvill* einen Zug von Bosheit zuſetzt. Übrigens iſt *Ifflands* Dialog gewandter, obwohl an einigen Stellen unrichtig.

In No. 5 iſt die ſchon oft gebrauchte Situation, daſs Mutter und Tochter einen Gegenſtand ihrer Liebe haben, nicht übel gehalten; aber die Auflöſung dieſes Verhältniſſes iſt ungemein plump und unbeholfen. Am auffallendſten zeigt, wie weit das einſeitige Streben nach Situationen und Charakteren führen kann, No. 4. Nicht bloſs Langeweile; Eckel empfand Rec. bey Durchleſung dieſes Stücks. Eine Schaar von fünf mannsluſtigen Mädchen, ein Vater, deſſen einzige Tendenz iſt, ſeine Töchter unterzubringen, und zwey höchſt unintereſſante Männer, um welche ſie ſich drängen, dann aber ein verachteter gebrechlicher Freyer —, Niemand wird das Undelicate, ja Unſittliche einer ſolchen Situation, wenn ſie ſich durch drey Acte, in einem nackten und geſchwätzigen Dialoge hindehnt, erfreulich finden können. H . . . t . . . e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. 1) *Hannover*, b. Hahn: *Auserleſene Fabeln und Erzählungen für Kinder.* Mit 8 illum. Kupfertafeln. Ohne Jahrzahl. 94 S. 8. (16 Gr.)

2) *Glogau*, i. d. neuen Günterſchen Buchh.: *Fabelleſe* (,) ein *Weihnachts- und Neujahrs-Geſchenk für gute Kinder* (,) herausgegeben von *B. P. Funke*, Privaterz. 1806. 296 S. 8. (16 Gr.)

Das Verdienſt bey dergleichen Sammlungen, deren wir ſchon ſo viele haben, iſt gering. Es beſchränkt ſich vorzüglich nur auf eine gute Auswahl. In Rückſicht dieſer kann man mit obigen beiden Sammlungen zufrieden ſeyn, wiewohl hie und da noch ein Stück vorkömmt, das Rec. nicht aufgenommen haben würde. Von der Art iſt z. B. in No. 1 die Erzählung 14. weil der Stoff derſelben der Kinderwelt ganz fremd iſt, indem dieſe nie *Betſchweſtern* aufzuweiſen hat; und in No. 2 das Stück 97, überſchrieben *Lottchen*, denn die nöthigen Erläuterungen paſſen nicht für Kinder.

Uebrigens iſt die Sammlung No. 1 von 77 Fabeln und Erzählungen nicht neu, ſondern ſchon ehe. als als Anhang zu dem *Hoppenſtedtſchen Liedern für Volksſchulen* erſchienen, hier nur auf Anordnung der Verlagshandlung beſonders gedruckt, und zum Theil durch kleine illum. Kupfer zur Anſchauung gebracht. Warum mag man wohl in dieſer Ausleſe die Namen der Dichter nicht unter die Stücke geſetzt haben? Iſt es ſo gleichgültig, ob die Jugend die Dichter ihrer Nation kennen lerne oder nicht? —

No. 2 enthält 159 Fabeln, Erzählungen und Romanzen. Der Herausg. hat Anmerkungen hinzugefügt, durch welche einzelne Ausdrücke und hiſtoriſche Gegenſtände des Textes erläutert werden. Dieſs iſt recht gut und bequem für Lehrer und für die Jugend ſelbſt. Allein den ſehr gewöhnlichen Fehler ſolcher Worterklärungen, daſs ſie nämlich oft das Leichtverſtändliche erklaren, und das weniger Verſtändliche unerklärt laſſen, dieſen Fehler hat Hr. *F.* nicht vermieden. So iſt z. B. S. 190 der Ausdruck „und als er endlich der Gefahr *ledig* war“ nicht erklärt, und doch iſt er dem jungen Leſer wenigſtens eben ſo unverſtändlich als der ebendaſelbſt von einem fetten unbehülflichen Körper gebrauchte Ausdruck „ſchwere Maſſe.“ So iſt S. 221 von den Worten „und ſchwarzen, hurnen Buſstalar“ das *hürnen* erklärt, aber Buſstalar nicht. Eben ſo S. 240 *Taste*, was jedes Kind weiſs, aber *Wechſel* (im Sinne des Kaufmanns) nicht. yu.

Statistik. *Ulm*, i. d. Stettinſchen Buchh.: *Hiſtoriſche, geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Haupt- und Reſidenz-Stadt in Frankreich Paris.* 1805. 38 S. gr. 8. (5 Gr.) Ein Abdruck eines Artikels aus irgend einem geographiſchen Wörterbuch; nachläſſig gearbeitet, ohne Wahl, ſchlecht geſchrieben. R.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 DECEMBER, 1808.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes.* Meine Antwort auf Hn. *Werkmeiſters* Bemerkungen gegen meine Abhandlung von der Eheſcheidung. Von Dr. *Jäger.* 1805. XX u. 106 S. kl. 8. (6 Gr.)

Es war zu erwarten, daſs Hr. *Jäger* die Werkmeiſterſchen Bemerkungen über ſeine Abhandlung von der Eheſcheidung, deren Inhalt bereits in dem Jahrgange 1805 dieſer Zeitſchrift No. 85 ausführlich von uns dargelegt iſt, nicht unbeantwortet laſſen würde, da ſie auf die Widerlegung faſt aller ſeiner aufgeſtellten Behauptungen abzwecken; nur war zu wünſchen, daſs der Vf. in dieſer Beantwortung nicht den ruhigen Geiſt der Prüfung verleugnete, und wenn auch durch erhaltene Veranlaſſung gereizt, den beleidigenden Ton vermied, und nicht zu Perſönlichkeiten überging.

Der Vf. folgt in ſeiner Beantwortung nicht der von Hn. *Werkmeiſter* erwählten Ordnung, welcher zuerſt den exegetiſchen, ſodann den rationalen, und zuletzt den hiſtoriſchen Theil ſeiner Abhandlung prüfte. Vielmehr glaubt er von den feſtzuſtellenden Maximen der reinen Vernunft und des Sittengeſetzes in Abſicht der Eheſcheidung bey dieſer Unterſuchung ausgehen zu müſſen, da ſich annehmen laſſe, daſs Jeſus, als der Stifter eines ethiſchen Staates, nicht etwas lehren werde, was dem von ihm anerkannten Sittengeſetze entgegen ſey. Dieſes gewährt ihm dann die nöthige Stütze bey ſeinen exegetiſchen Vermuthungen, daſs diejenigen Stellen der Schrift, welche die Ausſprüche Jeſus über die Eheſcheidung enthalten, in ſofern ſie mit jenen Maximen des Sittengeſetzes in Widerſpruch ſtehen, verfälſcht, verändert, oder unrichtig ausgelegt ſind. Es offenbart ſich hieraus nur zu ſichtlich, daſs Hr. *Jäger* aus vorgefaſsten Meinungen hiebey ausgehe, da er, ſtatt unbefangen zu unterſuchen, wohin die Lehre Jeſus gehe, nur vorzüglich zu zeigen ſucht, wohin ſie gehen müſſe, und wie ſich die angeführten Stellen mit den angenommenen Foderungen des Sittengeſetzes in Übereinſtimmung ſetzen laſſen. Ohne dieſe Vorausſetzungen würde er wahrſcheinlich bey ſeinen exegetiſchen Unterſuchungen auf andere Reſultate gekommen ſeyn, die ihm vielleicht einen Zweifel gegen die Richtigkeit ſeiner angeſtellten Maximen eingeflöſst haben würden.

Hr. *Werkmeiſter* hat zwar dem Vf. die Rechtfertigung ſeines Beweiſes aus dem Sittengeſetze dadurch erleichtert, daſs er nicht beſtimmt genug den Hauptſatz verneint und widerlegt, daſs nämlich die Unauflöslichkeit der Ehe eine abſolute uneingeſchränkte Foderung des Sittengeſetzes, und daher die Eheſcheidung unbedingt dem Sittengeſetze entgegen ſey. Vielmehr beſchränkte er ſich vorzüglich auf indirecte Einwendungen, als: daſs man, wie er in der Einleitung ſagt, eben ſo ſehr einen übertriebenen Rigorismus in der Moral, als die Laxität zu vermeiden habe; daſs ferner das Sittengeſetz zuweilen auch wegen eines ſubjectiven Zwecks aufgehoben werden könne, ohne jedoch dieſen Grundſatz näher zu entwickeln, und auf gegenwärtigen Gegenſtand anzuwenden; daſs endlich auch Regenten und Geſetzgeber ſich bewogen finden könnten, die Eheſcheidung vom Bande in wichtigen Fällen einzuführen, um einem wahren Bedürfniſſe der Menſchheit und des Staates abzuhelfen, und ſelbſt um die Sittlichkeit zu befördern. Es läſst ſich dagegen einwenden, wie auch von Hn. *Jäger* zum Theil geſchieht, daſs es kein übertriebener Rigorismus ſey, auf den Foderungen der Sittlichkeit ſtrenge zu beſtehen, wenn ſie als unbedingt ſich darlegen; daſs es auch hiebey nicht darauf ankommen könne, wozu etwa Regenten und Geſetzgeber ſich bewogen finden, wobey die Frage in Betrachtung kömmt, in wie weit der Staat bey der Geſetzgebung auf die Foderungen des Sittengeſetzes zu beſchränken ſey.

Indeſſen hat doch Hr. *Werkmeiſter* den Hauptſatz nicht uneingeſchränkt zugeſtanden, da er S. 58 ſeiner Schrift mit Grund annimmt, daſs das Verhältniſs, ſo wie die Rechte und Pflichten des unſchuldigen Theils ſich ändern, wenn der andere Ehetheil ſeine eingegangenen Pflichten, wie er ſich ausdrückt, mit Füſsen trete, und das Paradies des Eheſtandes zur Hölle mache.

Hr. *Jäger* erwiedert zwar dagegen: daſs, wenn der ſündigende Theil den Charakter eines Vernunftweſens verletze, der andere dadurch nicht berechtiget werde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ohne gleichfalls den Charakter eines Vernunftweſens zu verleugnen. Wer wird dieſes nicht zugeſtehen? Iſt dieſes aber eine Beantwortung dieſes Einwandes; und folgt daraus, daſs der unſchuldige Theil ſich noch ferner durch den eingegangenen Verein gebunden erachten müſſe, wenn der andere Theil ihm deſſen Haltung moraliſch unmöglich macht? Läſst doch Hr. *Jäger* S. 18 ſelbſt eine Einſchränkung zu, wenn nämlich der eine Ehetheil an ſeiner Glückſeligkeit,

das iſt, an Erreichung ſeines Schöpfungszwecks, gehindert werde. Er hebt dadurch in der That die Unbeſchränktheit ſeines Satzes wieder auf, worüber nur allein geſtritten wird; als weſshalb Rec. ſich auf dasjenige beziehen darf, was er bey Beurtheilung der erſten *Jäger*'ſchen Schrift hierüber angeführt hat. — Will aber der Vf. nicht ſowohl die Abſonderung in der Ehe, als nur die Trennung vom Bande für unerlaubt halten: ſo ſcheint er zu groſsen Werth auf die Beybehaltung der Form einer Sache zu legen, wenn das Weſen derſelben nicht ferner beſteht, und der Geiſt daraus entwichen iſt. Er legt nur um deſswillen auf dieſen Unterſchied ein ſolches Gewicht, weil es den abgeſonderten Eheleuten immer frey ſtehe, wieder zuſammen zu treten. Wie aber, wenn ſich vorausſehen läſst, daſs dieſes unmöglich ſey? Soll eine ſolche Schattenehe ſodann doch ferner beſtehen und beſtehen müſſen, wenn gleich die moraliſche Verpflichtung dazu längſt aufgehoben iſt? Kann wohl eine gänzliche vollkommene gegenſeitige Ergebung ferner Statt haben, wenn der eine Theil mit Gewiſsheit wiſſen kann, daſs der andere Theil nicht geſonnen ſey, einen ſolchen Verein einzugehen oder zu halten? Darf man ſich überall wohl einem ſittlich verdorbenen Manne oder Weibe *ohne allen Vorbehalt* gänzlich hingeben? — Doch es iſt hier nicht der Ort, dieſe Gedanken noch weiter auszuführen.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergeht Rec. die Beantwortung der übrigen Einwürfe, die gröſstentheils nur in Wiederholungen, weiteren Ausführungen und Erläuterungen der zuvor aufgeſtellten Sätze beſteht, ohne daſs etwas Neues von Erheblichkeit vorgebracht wäre. Bey der Wichtigkeit des Gegenſtandes verdient indeſſen auch dieſe Schrift einer näheren Prüfung, damit man einer endlichen Entſcheidung dadurch näher komme.

K. S.

Weimar, b. Gädicke: *Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker.* Eine Lectüre für Freunde nützlicher Unterhaltung von *J. C. M. Reinecke.* I Theil. 1803. 366 S. II Theil. 1804. 336 S. 8. (2 Thlr. 17 Gr.)

Dasjenige, was Natur und Sitten in jedem Theile der Erde Wiſſenswürdiges darbieten, was dabey nicht bloſs Sache des Gedächtniſſes, ſondern zugleich Beſchäftigung des Verſtandes, alſo zur Unterhaltung geſchickt iſt, in einer zweckmäſsigen Ordnung zu erzählen, iſt die Abſicht dieſes Buchs. Es enthält mehr als abgeriſſene Schilderungen einzelner Gegenſtände: der Hauptgegenſtand iſt überall der Menſch, und zwar in ſeinen nächſten häuslichen Verhältniſſen und Beſchäftigungen, mehr das Volk im Ganzen, und die zahlreichſten Claſſen deſſelben, als die höheren gebildeten Stände, die ſich in den cultivirten Ländern überall mehr oder weniger gleich ſehen, mehr das Land, als die Städte. Nach dieſem Plan iſt es ein ſehr nützliches Leſebuch, und beſonders in Bürgerſchulen zu empfehlen. Wir lieſern von dem Inhalt einiges zur Probe. Der *Eisocean.* Bey dieſer Gelegenheit werden über die Bewegung der Erde, die Erdpole, über das phyſikaliſche und mercantiliſche Intereſſe, die Pole durch die Schiffahrt zu erreichen, über die Grenzen des Oceans, die Entſtehung des Eiſes, deſſen Formen, Farben und Alter, und den Einfluſs auf die Beſchaffenheit der Luft, die Winde und die Kälte, belehrende Bemerkungen gemacht. Die Schwierigkeit der Fahrt im Eismeer wird beſchrieben, die Gefahr zwiſchen den Eiſchollen, die Vortheile, die das Klima dem Schiffer gewährt, der Einfluſs auf die Geſundheit, und zugleich wird die Wahrſcheinlichkeit angegeben, den Pol zu erreichen, und wie man den nächſten Weg dazu einſchlagen müſſe. S. 23 vom Polar-Lande und von der wahrſcheinlichen Exiſtenz deſſelben. S. 36 von den unbewohnten Inſeln des Eismeers. Hierunter gehören beſonders die Inſelgruppen Spitzbergen, deren Lage, Anſicht, Eisberge, Ströme, kurzer Sommer, Pflanzen und Witterung durch das ganze Jahr mit vieler Sachkenntniſs beſchrieben wird. *Gallhomisk* oder Neu-Grönland, S. 42. *Nowaja Semlja*, S. 43. Seit 1596 iſt ſie erſt bekannt worden, als die Holländer an ihre Küſte geworfen wurden. Jagdgeſellſchaften aus Archangel kommen dahin, und ſchieſsen Wildpret an den Küſten, beſonders Eisfüchſe. Im Frühjahr ſchlagen ſie Wallroſſe auf den Eisſchollen und Robben in den Fluſsmündungen. Die *Lächoffſchen Inſeln* S. 49. Sie haben ihren Namen von einem ruſſiſchen Kaufmann, der ihre Producte zuerſt in Betrieb ſetzte. Es wird hier Elfenbein als Foſſil gefunden, viele Gerippe von einer Art Elephanten, Rhinoceros und Büffeln, die meiſtentheils coloſſaliſch ſind. Knochen von dem gröſsten Mammuth, dem Arni u. dgl. werden gefunden, von denen, wie ſie hieher gekommen, keine gewiſſe Beſtimmung anzugeben iſt. Der Kaufmann *Lächof* muſste Anfangs den zehnten Theil des Elfenbeins an die Krone abgeben, dieſer iſt ihm aber 1775 erlaſſen worden. Ungefähr 100 Werſte von der zweyten Inſel liegt nordwärts ein groſses Land, deſſen Ausdehnung man nicht kennt. Ein gewiſſer *Chwoinof* will 1775 von einem hohen Berge an der Küſte, in groſser Ferne andere Berge geſehen haben. Das Land muſs groſs ſeyn, weil ein groſser, beſonders an Lachſen reicher Strom aus demſelben kommt, und jährlich groſse Schaaren von Rennthieren aus demſelben nach Swätoi Noſs auswandern. Der Vf. glaubt, daſs es ein Theil des Polarlandes ſey, deſſen Exiſtenz er möglichſt wahrſcheinlich zu machen ſucht. Spuren von Einwohnern hat man gefunden, aber noch nie die Menſchen ſelbſt. *Norwegen* wird S. 56 ſehr gut nach ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit beſchrieben, nur immer das Beſondere ausgehoben. Die Gebirge ſind Wunder der Natur. Die Höhe und Breite der Alpen iſt ungleich, an einigen Orten hat man 14, an anderen 10 nordiſche Meilen zu reiſen. Für den höchſten Punct der ganzen Kette wird *Dofrefield* gehalten. Die Höhe eines anderen Gebirges, des *Filefield*, wird auf 9000 däniſche Ellen geſchätzt,

Digitized by Google

und hat eine Ausſicht von 30 däniſchen Meilen im Durchmeſſer. Der höchſte Rücken iſt immer mit Schnee bedeckt. Es geht ein Poſtweg über denſelben, der mit Stangen bezeichnet iſt. Für die Reiſenden ſind Bergſtuben oder Ruhehäuſer auf öffentliche Koſten angelegt. Auſser dieſen groſsen Bergen giebt es noch viele der zweyten Ordnung, beſonders aber auch in denſelben viele merkwürdige Höhlen, worunter beſonders die *Kold Hull* die berühmteſte iſt, worin man in den wärmſten Sommertagen nicht über 100 Schritte weit gehen kann, ohne alle Kräfte zu verlieren, wenn man ſich nicht ſchleunig entfernt. Die Berge verurſachen Mangel an Ackerland, und machen die ſchmalen und felſigen Wege äuſserſt gefährlich. Die Felſenbrüche ſind auch nicht ſelten, wodurch oft die beſten Äcker und Wieſen in einem Augenblick vernichtet werden. Man nennt das Einſtürzen *Bergrap*. In der Nordſee iſt der Seegrund eben ſo uneben, wie die Landfläche, daher die Schiffahrt oft ſehr unſicher iſt. Die vielen Einbuchten längs der Küſten ſind dem Lande die gröſste Wohlthat, manche Gegenden werden nur durch ſie bewohnbar. Der *Mahlſtrom* im Amte Nordland iſt äuſserſt gefährlich. Ergreift der Strom einen Wallfiſch: ſo iſt er nicht vermögend zu widerſtehen, man hört ihn dann entſetzlich brüllen und blöcken, bis er vom Strudel verſchlungen und an den Klippen zerriſſen iſt. Flüſſe ſind in Menge im Lande, und wegen der vielen Felſen groſse Waſſerfälle. Die Brücken ſind meiſtens hölzern. Das Klima iſt ſehr verſchieden; in den nördlichſten Gegenden geht im Winter die Sonne 7 Wochen lang gar nicht auf, und man hat gegen Mittag nur 1½ Stunden Dämmerung. So groſs auch oft die Kälte iſt, ſo friert der Hafen zu Bergen doch ſelten zu. Die Wärme iſt aber auch in dem Sommer oft überaus groſs, beſonders in den Thälern, wo oft die Gerſte nicht über 6 — 10 Wochen zur Reife nöthig hat. Die Sonne geht im Sommer 7 Wochen lang gar nicht unter. Auf den höheren Gebirgen ſchmilzt der Schnee nie, und die Schneeſtürze richten oft groſse Verwüſtungen an. Die verharſchten Schneefelder gewähren vielfachen Nutzen; beſonders entſtehen unter ihnen die beſten Bäche, die den Thälern mehr Fruchtbarkeit geben. Auf dem Schnee bequemer zu Fuſse fortzukommen, bedient man ſich einer Art aus Weiden geflochtener Schneeſchuhe, *Truvier* genannt. Die Norweger ſind (S. 93) gut gewachſene hurtige Leute, gegen jede Witterung abgehärtet. Sie beſitzen viel mechaniſche Geſchicklichkeit, denn weil ihre Wohnplätze zerſtreut ſind, müſſen ſie ihre meiſten Geräthe ſelbſt verfertigen. Obſchon Norwegen an glänzenden Producten des Geiſtes und der Induſtrie ſich nicht auszeichnet: ſo ſteht doch die Maſſe von Geiſteskraft und geſundem Verſtande, der über die ganze Nation verbreitet iſt, vielleicht hinter keiner anderen zurück, und übertrifft manche der ſogenanten gebildeteren. Lebhaftigkeit, Artigkeit, zuvorkommende Höflichkeit, Ehrgeiz und Streitſucht ſind Hauptcharakterzüge. Gemeiniglich erlangen ſie ein hohes Alter.

Im häuslichen Leben iſt der Normann nüchtern, er begnügt ſich mit Hafer- und Rinden-Brod. Die Kleidung iſt ſehr einfach, von grobem Tuch, nur in den Farben iſt in jeder Provinz ein Unterſchied. Halstücher trägt der Bauer nur zum Staat. Die Frauen tragen ſilberne Ketten mit einem Geldſtück. In den Städten ſind die ſteinernen Gebäude ſelten, und auf dem Lande giebt es gar keine. Der Handel beſtehet beſonders in Holz und Fiſchen. *Bergen* allein beſchäftiget an tauſend Schiffe mit innländiſchen Producten, beſonders Fiſchen, deren Werth jährlich beynahe eine Million Thaler ausmacht. Der Ackerbau ernähret nicht die Hälfte der Einwohner. Der beſte und einträglichſte Roggen iſt der *Brandroggen*. Gerſte wächſt überall, und beſonders die Art, *Davidsgerſte*, *Himmelskorn*, oder *Thoregerſte* genannt. Sie iſt dem Waizen ähnlich, und verliert, wenn ſie gedroſchen wird, die Spelzen. Der Hafer iſt die gewöhnlichſte Getreideart. An Graſung hat Norwegen einen Überfluſs. Die Waldnutzung iſt ſehr beträchtlich, es werden jährlich für 1½ Million Maſtbäume, Balken, Breter u. drgl. ausgeführt. Alle Arten Hölzer ſind in Menge vorhanden. Der Bergbau wird noch nicht hinlänglich betrieben, obſchon alle Mineralien, auſser dem Golde, reichlich vorhanden ſind. Auf Eiſen wird am meiſten gebauet. Im J. 1792 lieferten 14 Eiſenwerke 28,607 Schiffpfund Roheiſen, 20,591 Pf. Stangeneiſen, 8086 Pf. Guſseiſen, 214 Pf. Schmiedeeiſen, und 4,637,915 Stück Nägel. Die Viehzucht iſt vortrefflich. Ein nordiſches Pferd fürchtet ſich weder vor Wölfen noch Bären, und behält im Kampfe mit ihnen gewöhnlich die Oberhand. Die Ochſen und Kühe ſind faſt alle, ſo wie die Pferde, von gelber Farbe, und in Vergleichung mit anderen, klein. Auf den kleinen grasreichen Inſeln an der Küſte, wo die Heerden ſich nicht verirren und ausſchweifen können, läſst man ſie ganz wild gehen, ſo daſs ſie zur Schlachtzeit in Schlingen gefangen oder geſchoſſen werden müſſen. Schaafe ſind nicht auszeichnend, auſser den wilden Heerden. Die Ziegen liebt der Landmann ſehr. Es werden jährlich an 100,000 Stück Felle, roh oder als Corduan, Saffian und Rauchleder ausgeführet. Schweine hält der Normann wenig. Der Hund iſt hier der Schützer der Heerden, und der Jagdgenoſſe des Menſchen. Die Jagd und der Vogelfang ſind eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner. Das edelſte jagdbare Thier iſt das *Elenn*. Alle Arten Bären ſind hier einheimiſch, ſie ſind Keuſchheitswächter der Mädchen, und ſonſt ſehr klug, wovon S. 155 einige Anekdoten, ſo wie von der Bärenjagd, erzählt werden. Der Wolf iſt eine allgemeine Landplage. Der Hunger macht ihn endlich ſo dreiſt, Pferde, beſonders im Winter, auf dem Eiſe vor dem Schlitten wegzuholen. Der Luchs, der Vielfraſs, der Lemmig oder die norwegiſche Maus, ſind Landplagen. Die Fiſcherey iſt der zweyte Haupterwerb. Die meiſten Arten der Seefiſche kommen zu gewiſſen Perioden jährlich einmal unter das Land. Die vorzüglichſten ſind der Wallfiſch, der Hering, der Dorſch, der Ka-

Digitized by Google

beljau, Sey, Makrel, Lachs, die Auſtern, Perlenmuſcheln, Hummern, Seeungeheuer, der Krabbe, die Seeſchlange, die Meermänner und Meerfrauen. Die Fiſcherey aller dieſer Arten wird von S. 174 bis 201 ſehr lehrreich beſchrieben. Die Stände des Volks ſind der Adelſtand, der ſehr geringe, und dann die *Odelsbauern*, die Erbgerechtigkeiten haben, und ſich dem Adel gleich ſtellen. — Von den *Finnlappen*, S. 204. Sie haben eine leberbraune Farbe und einen beſonderen Körperbau. Sie ſind auſserordentlich geſchwind, und laufen auf ihren hölzernen Schienen über die ſteilſten Gebirge ſo geſchwind wie ein Vogel. Ihr Charakter iſt gut, und faſt fehlerfrey. Sie tragen ſpitzige Mützen, Pelze von Schaaffellen und keine Halstücher, ſondern bey ſtrenger Kälte einen Fuchsbalg um den Hals. Ihre Wohnungen ſind Hütten von Stangen, inwendig mit Bretern ausgeſchlagen, und ſehr niedrig. In denſelben haben ſie auch ihr Vieh. Sie können die gröſste Kälte aushalten. Geht der Lappe auf die Jagd: ſo nimmt er ein Reiſezelt von Segeltuch mit. Die, welche Ackerbau treiben, haben feſte Wohnungen, wie die norwegiſchen Bauern. Sein Bette iſt eine Rennthierhaut, und die Decke ein Schaaffell. Gegen die Mückenſchwärme (*culex pipiens*) ſichern ſie ſich im Sommer mit einer über ihr Lager ausgeſpannten Leinwanddecke. Die Nahrungsmittel ſind Rennthiermilch, Käſe, Butter, Rennthierfleiſch, Fiſche und Wildpret. Eine Leckerey iſt das Safthäutchen unter der Rinde der Tannen und Birken, und Engelwurz, die köſtlichſte aber Rollentaback, den ſie kauen. Hausgeräthe brauchen ſie wenig. Ihr gröſster Reichthum beſteht in der Rennthierzucht, mancher Lappe beſitzt deren 600 Stück und drüber. Sie fahren auch damit, beſonders die Reichern, die Ärmern nur mit Kühen. Die Fahrzeuge ſind Schlitten. Die Felle verſtehen ſie gar zu machen; ſtatt des Zwirns brauchen ſie Rennthierſehnen, und die Verzierung an ihrer Kleidung und Geſchirr beſtehet aus Zinndrathe. Sie färben und weben, aber auf die einfachſte Art. S. 299. Die *Färöen*, eine Gruppe von 27 gröſsern bewohnten, und 37 kleinern unbewohnten Felſeneylanden. Die meiſten Inſeln ſteigen als kühne Gebirgsſpitzen aus dem Ocean empor. Es ſind in der Nähe drey Wirbel oder Mahlſtröme. Die Stürme wüthen hier mit ſolcher Gewalt, daſs ſie Steine aus der Erde reiſsen, beſonders die Wirbelwinde, die von den Bergen in die Thaler und Meerbuſen kommen. Die Waſſerhoſen ſind ſehr gewöhnlich, und entſtehen von dieſen Winden. Die Einwohner ſind ſehr gutmüthig, und leben mäſsig und einfach. Ihr Reichthum beſteht in der Schaafzucht, und ihr vorzüglichſtes Geſchäft iſt der Vogelfang an den ſteilen Felſen, wo ganze Schaaren, beſonders Taucherarten, niſten. Man fängt jährlich von einigen Arten allein gegen 10000 Stück. Auch der Wallfiſchfang iſt ſehr anſehnlich.

Aus dieſem kurzen Auszug, bey welchem wir uns nur auf den Erſten Theil beſchränkt haben, iſt die Reichhaltigkeit dieſes Buches leicht zu beurtheilen. Da es nicht alltägliche, und längſt bekannte Dinge enthält: ſo verdient es als eine vorzüglich nützliche Lectüre empfohlen zu werden. W.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Reutlingen*, in der Mäckenſchen Buchhandl.: *Die glücklichen Biederleute auf dem Lande.* Ein Hiſtorienbüchlein zu Nutz und Fromm (en) für alle, die es werden wollen. 1807. 120 S. 8. (8. Gr.) Der Vf., ein wackerer wirtembergiſcher Landgeiſtlicher, ſcheint ſich bey dieſer Volksſchrift das Dörfchen Traubenheim und ähnliche populäre Erzählungen von praktiſcher Tendenz zum Muſter genommen zu haben. Die Abſicht, beſſere Begriffe unter dem Landvolke zu verbreiten, iſt lobenswerth, wenn ſchon die Erzählung, als Vehikel dazu, nach Erfindung und Ausführung nicht ganz gelungen iſt. Die Situationen gehen nicht ſowohl aus den Charakteren als meiſt aus dem beſonderen Zwecke, dieſe oder jene Lehre und Warnung zu geben, hervor. So hat die Tochter des *Aloyſius*, der hier ſeine Geſchichte erzählt, ihren unglücklichen Tod unter den Händen eines Schäfers während ihrer Entbindung offenbar dem Umſtande zu danken, daſs vor der Hülfe ſolcher rohen Menſchen, die in manchen Gegenden von Oberſchwaben beſonders — dort ſpielt die ganze Scene der Geſchichte — noch zu Geburtshelfern gebraucht werden, nun einmal gewarnt werden ſoll. Die Schilderung dieſes Todes ſelbſt iſt grell und abſtoſsend. Indeſſen fehlt es doch nicht an einigen glücklichen Charakterzeichnungen, und beſonders haben uns die eingeſchalteten Reden, bey einer Trauung S. 38, bey einer Taufe S. 116, bey einer Leiche S. 116, wohl gefallen; ſie ſind, bis auf einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks, der überhaupt im ganzen Werkchen nicht rein und correct genug iſt, ſchöne Belege von dem glücklichen populären Rednertalente des Vfs., ſo wie das ganze kleine Buch und ſeine Tendenz einen liebenswürdigen humanen Charakter verrathen. Man findet auch Lieder, meiſt geiſtliche, aus bekannten Liederdichtern, unter denen wir doch das *Huber*'ſche, ſo vielen Werth es ſonſt hat, wegen Abgangs des ächten populären Vortrags, nicht an ſeiner Stelle glauben. Vielleicht gilt dieſs auch ſelbſt vom wirtembergiſchen Geſangbuche, aus dem es der Vf. hier eingerückt hat. Wir zweifeln, ob Ausdrücke, wie z. B.: „*Du donnerſt unſer Wohlergehn*", volksmäſsig ſind. Auch möchte es eine Frage ſeyn, ob *die albernen Lieder* bey den Wiegen der kleinen Kinder, gegen die S. 61 geeifert wird, durch Wiegenlieder, wie S. 61 eines aus einer neuen ſchönen Sammlung von Volksliedern, nach des Vfs. Angabe, eingerückt iſt, möchten verdrängt werden. Ph.

Nürnberg, b. Schneider: *Auserleſene Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim gehalten über Gegenſtände aus der Naturlehre, Naturgeſchichte und Ökonomie, zur beſſeren Belehrung und Vertilgung des ſo mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung beſſerer Einſichten in die natürlichen Dinge.* Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann, auch für Bürger- und Land-Schulen. Von *Johann Matthäus Bechſtein.* Viertes Bändchen. Auch unter dem Titel: *Neue Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim gehalten über Gegenſtände aus der Natur und Ökonomie.* 1804. Mit Kupfern und Holzſchnitten. VIII u. 156 S. 8. (12 Gr.) Der Vf. fährt mit Zweckmäſsigkeit fort, den gemeinen Mann durch Belehrung und durch Ausrottung des ihm eigenen Naturaberglaubens auf beſſere Wege zu bringen. Dergleichen für das Herz und den Verſtand gleich unterhaltende Schriften, und zwar in Geſprächsform eingekleidet, haben vor dem ununterbrochen fortlaufenden Vortrage das Gute, daſs der ungeübte Leſer und Zuhörer ſeine Gedanken beſſer ſammeln und bey mehreren Ruhepuncten aufmerkſam verweilen kann. Die Auswahl der Materien in dieſem Buche ſind den täglichen Vorfällen unſerer Zeit angemeſſen. Z. Du.

Jena, gedruckt bey Johann Chriſtian Gottlob Etzdorf, 1808.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

December 1808.

I. Verzeichniſs der im Monat December in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abécédaire françois à l'usage des enfans et des étrangers 299. 559.
Ahlwardt Ankündigung einiger Abſchiedsreden. Voran Bemerkungen über Ilias 15, 18 — 21 301. 573.
— — — Ankündigung etc. Voran Bemerkungen über einige Stellen griechiſcher Dichter, vorzüglich in Rückſicht des Sylbenmaſses 301. 573.
Annalen, allgemeine, der Gewerbkunde, oder allgemeines phyſikaliſch-botaniſch-mechaniſch-chemiſch-ökonomiſch-techniſches Magazin etc. von *Hoffmann*, *Jäger*, *Buſchendorf* und *Klett*. 1—3 Band 298. 545.
Anweiſung das Pedal der Orgel zu treten 297. 543.
Archiv für die Phyſiologie, von *Reil*. 6r Band. 7r Band, von *Reil* und *Autenrieth* 285. 441.

B.

Bauer Eugen und Marlborough. 2te Aufl. 304. 600.
— — unterhaltende Anekdoten aus dem 18 Jahrhunderte. 4r Bd. 2te Aufl. 304. 599.
Bechſtein auserleſene Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim gehalten über Gegenſtände aus der Naturlehre, Naturgeſchichte und Oekonomie. 4s Bdchen. 307. 622.
— — — neue Geſpräche im Wirthshauſe zu Klugheim gehalten 307. 621.
Becker Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. 19r Jahrgang 1809 296. 531.
Bellermann Verſuch einer Erklärung der puniſchen Stellen im Poenulus des Plautus. 1—3 Stück 302. 577.
Beſchreibung, hiſtoriſche, geographiſch-ſtatiſtiſche, der Haupt- und Reſidenzſtadt in Frankreich Paris 306. 616.
Beyträge zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und der Thorheiten gelehrter Männer 297. 543.
Biederleute, die glücklichen, auf dem Lande 307. 624.
Bilderbuch, ökonomiſches, oder hiſtoriſch bildliche Darſtellung der Landwirthſchaft. 1—3 Bdchen. 297. 542.
Biſchofs kurzer Lehrbegriff kosmologiſcher und anthropologiſcher Wiſſenſchaften für die Jugend. 3te Aufl. 291. 495.
Blicke, einige, in die Natur nach *Sander* 287. 465.
Bredow Chronik des 19ten Jahrhunderts. 1 Bd. Neue Aufl. 2 Bd. 289. 475.
Briefe, die katholiſchen. Neu überſetzt und erklärt von *Augusti*. 2r Th. 281. 409.

C.

Catalogue historique et raisonné de Tableaux par les plus grands Peintres, qui composent la Galerie du Prince Giustiniani, par *Paillet* et *Delaroche* 300. 568.
Code Napoléon. Ueberſetzt von *Daniels*. 2te Aufl. 282. 417.
Codex Napoleon. Ueberſetzt von *Laſſaulx*. 2te Aufl. 282. 417.
Codex Napoleon. Ueberſetzt von *Spielmann* 282. 417.

D.

Dauver Heidelbergs noch geltende Policeygeſetze von 1800 bis 1806 290. 487.
Duſſek Concerto pour le Piano-Forte 296. 534.

E.

Edgeworth der Contraſt oder die Früchte der Erziehung. Aus dem Engl. überſetzt 305. 606.
Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit 303. 591.

F.

Fabeln u. Erzählungen, auserleſene, für Kinder 306. 615.
Felix und Leonora oder die unglücklichen Coloniſten auf St. Domingo. Aus dem Franz. des Hn. *Berthier* frey überſetzt von *Keſsler*. 1. 2 Th. Neue Aufl. 296. 535.
Friedrich, Herzog *von Holſtein-Beck*, Verhandlungen des am 20 Jun. 1808 zu Mögelin zuſammengetretenen landwirthſchaftlichen Vereins 293. 511.
Funke Fabelleſe, ein Weihnachts- und Neujahrs Geſchenk für gute Kinder 306. 616.

G.

Gaum praktiſche Anleitung zu vollſtändigen Armenpolicey-Einrichtungen 299. 557.
Geſchichtserzählung, merkwürdige und actenmäſsige, des dreyfachen Mörders Avenarius 290. 487.
Geſellſchafter, der, für die Jugend auf ländlichen Spaziergängen. 1—5 Bdchen 297. 542.
Gluck Iphigénie en Aulide. Iphigenia in Aulis. Ueberſetzt und in Clavierauszug gebracht von *Sander*. Erſter Act 305. 605.
Gmelin Flora Badenſis, alſatica et confinium regionum cis et transrhenana. T. I. II 292. 497.
Goez der deutſche Schulfreund in Beziehung auf Franken. 1—5 Stück 297. 538.
Groſse technologiſche Spaziergänge, oder Geſpräche eines Vaters mit ſeinen Kindern über einige der wichtigſten Erfindungen. 2s Bdchen. 297. 541.

H.

v. *Hagens* Begründung des ſtaatswirthſchaftlichen Studiums, als einer eigenen Wiſſenſchaft, und deſſen Behandlung 292. 503.
Hanſtein chriſtliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten 303. 590.
Harder Ergebung. Gedicht von *Salis*, mit Begleitung der Guitarre 305. 608.
— — Geſänge mit Begleitung des Pianoforte 305. 608.
— — Lieder mit Begleitung der Guitarre 305. 608.
— — Nouveaux Pieces progressives pour la Guitarre 305. 608.
— — Sehnſucht. Von *Schiller*, mit Begleitung des Pianoforte 305. 608.
Helfrecht kurze Anleitung zur deutſchen Dichtkunſt für Anfänger. 2te Aufl. 306. 609.
Hermbſtädt theoretiſches und praktiſches Handbuch der allgemeinen Fabrikenkunde. 1 Bd. 1 Th. 304. 596.
Hofmann praktiſche Roſsheilkunde. 1. 2 Bd. 292. 505.

I.

Jäger Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes 307. 617.
Jahr, das, 1807. Nebſt einer Abbildung und Beſchreibung des Napoleons-Geſtirns 300. 566.

Digitized by Google

Iffland Almanach fürs Theater 1808 296. 529.
Journal für Prediger. 53 Bd. 1—4 St. 54 Bd. 1—4 St. 501. 584.
— — neues, für Prediger. 33 Bd. 1—4 St. 34 Bd. 1—4 St. 502. 584.

K.

Kirch wie nahen wir uns zu Gott? 505. 587.
Klitſcher Liederſammlung für Schulen 500. 567.
Kuhn Juliane, oder Wahnſinn aus Koketterie 505. 607.
Kummer Concerto pour le Baſſon avec accomp. de l'orcheſtre 296. 534.
— — Variations pour un Baſſon principal avec accomp. de l'orcheſtre 296. 534.

L.

Lehmus über die Taufe 281. 413.
Leuchte Anleitung zur katechetiſchen Erklärung der Sonn- und Feſttags-Epiſteln. 3. 4 Heft 502. 588.
Levezow über die Frage, ob die mediceiſche Venus ein Bild der knidiſchen vom Praxiteles ſey? 505. 601.
Lichtenbergs Erklärung der hogarthiſchen Kupferſtiche von *Riepenhauſen*, 10te Lieferung 500. 567.
Linden der neue Proteus 505. 604.
Lotz über den Begriff der Policey und den Umfang der Staatspoliceygewalt 287. 457.

M.

Minder Briefe über die Erziehung für das häusliche Leben. 1 Bdchen. 297. 537.
Muller Concerto pour la Flûte avec accomp. de l'orcheſtre 296. 534.

N.

Napoleons I bürgerliches Geſetzbuch. Verdeutſcht von *Ehrhardt* 281. 417.
Napoleons I bürgerliches Geſetzbuch. Verdeutſcht von *Muller* 282. 417.
Natorp chriſtliche Religionsvorträge. 1. 2 Sammlung 305. 588.
— — einige Predigten über das Buch Ruth. 1. 2 Abth. 305. 588.
— — Predigten und Reden an Feſttagen und bey beſonderen Gelegenheiten gehalten 305. 588.
Neumann Compendiaria Phyſicae inſtitutio. T. I 304. 593.
Niemeyer Ideen über den Menſchen, Lebensphiloſophie, Lebensgenuſs und Lebenspflichten. 1 Th. 299. 555.

P.

Piccard der Taufſchein. Aus dem Franz. überſetzt von *Iffland* 306. 614.
— — die erwachſenen Töchter. Aus d. Franz. überſetzt von *Iffland* 306. 614.
— — die Nachbarn. Aus dem Franz. überſetzt von *L.* 306. 614.
— — die Nachbarſchaft. Aus dem Franz. überſetzt von *Iffland* 306. 614.
— — Rückwirkung. Aus dem Franz. überſetzt von *Iffland* 306. 614.
Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen u. Brutus. Ueberſetzt von *Bredow* 301. 569.

R.

Ramlers kurzgefaſste Mythologie. 2 Theile. 2te Aufl. 296. 536.
Regenten, die, deutſcher Völker im Jahr 1808 500. 566.
Reichardt Brenno, Opera ſeria 290. 488.
Reinecke die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker 307. 619.
Religionsvorträge, gröſstentheils an Feſttagen und bey beſonderen Veranlaſſungen und Fällen gehalten 303. 585.
Renard Verſuch, die Entſtehung, Ernährung, das Wachsthum und alle übrigen Veränderungen der Knochen im geſunden und kranken Zuſtande zu erklären 286. 453.
Roth Lehrbuch der Geſchichte. 1 Theil 500. 561.
Rumpler über die Laien-Communion in der älteren Kirche und die Reduction der Kleriker zu derſelben 502. 585.

S.

Sachregiſter, alphabetiſches, zu *Spielmanns* Ueberſetzung des Codex Napoleon 282. 417.
Schilling von Canſtatt, Geſchlechtsbeſchreibung derer Familien von Schilling 288. 471.
Schmiedtgen Jakob Hellwigs Reiſe nach Dresden, oder: So reiſt man mit Nutzen 295. 527.
Schweikhard Beyträge zur Literatur über die Kuhpocken und ihre Impfung vom J. 1795 bis 1807 286. 451.
Seidel ſynonymiſches Verzeichniſs aller im königl. Orangengarten zu Dresden befindlichen Gewächſe. 3te Aufl., von *Löber* 292. 503.

T.

Taſchenbuch für das Jahr 1809. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet 296. 531.
Taubert Concerto pour la Flûte-traverſière etc. Oeuvre I 296. 534.
— — Concerto pour la Flûte-traverſière etc. Oeuvre II 296. 534.
— — Variations pour la Flûte-traverſière, 2 Violons etc. Oeuvre II 296. 534.
— — Variations pour la Flûte-traverſière, 2 Violons etc. Oeuvre III 296. 534.

V.

Vicar, the, of Wakefield, mit Ausſprache, wörtlicher Ueberſetzung der erſten Capitel und grammatiſchen Anmerkungen begleitet von *Kühne* 502. 584.

W.

Wannowski de Immanuele Kantio, veritatis religionis chriſt. in foro rationis humanae non accuſatore ſed vindice 281. 415.
Weber der ökonomiſche Sammler. 1—12 St. 293. 505.
Wurzer Bemerkungen über den Brantwein in politiſcher, technologiſcher und mediciniſcher Hinſicht, mit Beziehung auf die 4 neuen Rheindepartemente 304. 597.

Z.

Zeh Predigten. 1 Sammlung 505. 585.
v. Zimmermann Taſchenbuch der Reiſen. 7r Jahrgang für das Jahr 1808 291. 489.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonymer Verleger 290.
Anton in Görlitz 305.
Braunes u. C in Berlin 295. 306 (4).
Breitkopf u. Härtel in Leipzig 296 (4).
Büreau für Literatur in Fürth 297.
Craz u. Gerlach in Freyberg 502.
Curtſche Buchh. in Halle 285.
Dieterich in Göttingen 300.
Dyk in Leipzig 300 (2).
Ferſtl in Grätz 304.
Fleiſcher d. J. in Leipzig 291. 295.
Franzen und Groſse in Stendal 303.
Frölich in Berlin 302. 304.
Gadicke in Weimar 307.
Geiſtinger in Wien 298.
Gerlach in Dresden 297.
Gleditſch in Leipzig 296.
Grau in Hof 306.
Günterſche Buchh., neue, in Glogau 306.
Hahn in Hannover 306.
Hammerich in Altona 289. 301.
Haniſch's Wittwe in Hildburghauſen 287.

Digitized by Google

Hempel in Leipzig 298.
Heyer in Gieſsen u. Darmſtadt 300.
Hinrichs in Leipzig 282. 299.
Hoffmeiſter und Kühnel in Leipzig 296 (4). 305.
Kaufmann in Kölln 304.
Keil in Kölln 282.
Keyſer in Erfurt 292.
Korn in Breslau 303.
Kümmel in Halle 302.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Berlin 305 (7).
Langbein und Klüger in Arnſtadt und Rudolſtadt 307.
Löffler in Mannheim 303.
Lohmann in Hannover 306.
Mäckenſche Buchh. in Reutlingen 307.
Macklot in Carlsruhe 296.
Maurer in Berlin 296. 302. 303.
Mayr in Salzburg 302.
Meyer in Lemgo 281.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 281. 290. 299.
Müller in Carlsruhe 286. 288. 292.
Nicolovius in Königsberg 281.
Paillet u. Delacroche in Paris 300.
Pauli u. Comp. in Coblenz 282.
Realſchulbuchh. in Berlin 293. 304.
Rengerſche Buchh. in Halle 297.
Richter in Leipzig 298.
Sander in Berlin 305.
Schäfer in Leipzig 286.
Schmidmer in Nürnberg 291.
Schmidt in Hamburg 297.
Schneider in Nürnberg 307.
Schödel in Leipzig 297.
Schreiner in Düſſeldorf 303.
Seyffert in Bremen 299.
Stalling in Oldenburg 301 (2).
Steinacker in Leipzig 297.
Stettinſche Buchh. in Ulm 306.
Thomann in Landshut 292.
Treuttel u. Würtz in Straſsburg u. Paris 282 (2).
Varrentrapp u. Wenner in Frankfurt am Mayn 300.
Voſs in Deſſau u. Leipzig 282.
Wagner in Merſeburg 290.
Waltherſche Hofbuchh. in Dresden 292. 303.
v. Widmanſtätten in Grätz 287.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 296.
Zeitungs-Expedition, kurf. ſächſ., in Leipzig 298.

III. Intelligenzblatt des December.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchh. in Jena Verl. 88. 727. 90. 743.
Andreäiſche Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 89. 733. 92. 755.
Anekdoten, intereſſante, Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen. 4r Bd. 92. 760.
Baudius in Leipzig Bücherverzeichniſs 90. 743.
Bran in Hamburg Verlag 92. 759.
Darnmann in Züllichau Verl. 91. 773.
Dieterich in Göttingen Verl. 92. 755.
Eurich in Leipzig Verl. 94. 772.
Flörke Lichenes Germanici exſiccati 91. 751.
Göſchen in Leipzig Verl. 92. 760.
Hartknoch in Leipzig Verl. 92. 757. 758.
Heyer in Gieſsen und Darmſtadt Verl. 93. 768. 94. 769. 770. 775.
Joachimſche Buchh. in Leipzig Verl. 89. 737.
Keyſer in Erfurt Verl. 92. 755.
Knick in Erfurt Verl. 91. 751.
Kühn in Poſen und Leipzig Verl. 94. 771. 774. 775.
Kummer in Leipzig Verl. 88. 725.
Martiny Beſchreibung eines Perpetuum mobile 87. 719.
Malinckrodt in Dortmund Verl. 91. 751.
Meyerſche Buchh. in Lemgo Verl. 92. 755.
Oehmigke der Aeltere in Berlin Verl. 91. 749.
Palm in Erlangen Verl. 92. 758.
Realſchulbuchh. in Berlin Verl. 87. 717.
Röwer in Leipzig Verl. 88. 727.
Schmidt in Berlin 87. 720. 88. 725. 726.
Treuttel und Würtz in Straſsburg u. Paris Verl. 92. 759.
Vogel in Leipzig Verl. 88. 723. 724.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 92. 759. 94. 774.
v. *Werneck* Ankündigung eines neuen forſtwiſſenſchaftlichen Werks 93. 767.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abel in Wetzlar 87. 715.
Athenſtädt in Halle 91. 755.
v. *Baczko* in Königsberg 93. 765.
Cartellier in Paris 88. 722.
Clement in Tilſit 93. 763.
David in Paris 88. 721.
Dick in Halle 92. 755.
Dohlhoff in Halle 92. 753.
Dugonics in Peſth 90. 742.
Elsner in Königsberg 93. 763.
Emmerling in Thalitter 92. 754.
Ewers in Moskau 90. 745.
Fiſcher in Breslau 91. 745.
Franz in Dresden 91. 747.
Gercken auf Merxleben 91. 746.
Girodet in Paris 88. 722.
v. *Goldacker* in Langenſalza 91. 746.
Göſchel in Langenſalza 91. 747.
Graf in Königsberg 93. 763.
Graſer in Bamberg 87. 715.
Gros in Paris 88. 722.
Gubitz in Berlin 91. 746.
Gunter in Helmſtädt 90. 743.
Hagen in Königsberg 93. 765.
Haynik in Preſsburg 91. 745.
Hanlein in Anſpach 92. 754.
Harl in Erlangen 91. 747.
Harles in Erlangen 91. 745.
Haſsler in Dresden 91. 747.
Helfrecht in Hof 92. 754.
Heller in Fulda 89. 731.
Henke in Helmſtädt 90. 743.
Hennicke in Gotha 91. 747.
Hennig in Königsberg 93. 763.
Herbart in Göttingen 93. 763.
Hermes in Breslau 91. 745.
Hofmann in München 87. 715.
Hullmann in Frankfurt an der Oder 93. 765.
Huſz in Eperies 90. 742.
Juſt in Tennſtädt 91. 747.
Kaſtner in Heidelberg 91. 745.
Keber in Gumbinnen 93. 763.
Köllner in Tüngeda 91. 746.
Kurbs in Cölleda 91. 747.
Lamprecht in Erfurt 90. 743.
Lenkoffen in Ungarn 90. 742.
v. *Löhr* in Wetzlar 87. 715.
Mackeldey in Helmſtädt 90. 743.
v. *Martens* in Caſſel 91. 745.
Merrem in Marburg 89. 731.
Meyer zu Haus Neiendorf 91. 747.
Muller in Gumbinnen 93. 765.
v. *Mulzer* in Wetzlar 87. 715.
Niethammer in München 87. 715.
Nonne in Hildburghauſen 93. 764.
Prudhon in Paris 88. 722.
Rambach in Breslau 91. 746.
Rath in Halle 92. 756.
Röhling in Maſſenheim 89. 731.
Rudolphi in Greifswald 93. 765.
Schäffer in Regensburg 92. 754.
Schmid in München 92. 754.
Schmieder in Halle 92. 753.
Schnee in Groſsörner 91. 747.
Schneider in Fulda 87. 731.
Schrader in Helmſtädt 90. 743.
Schreiber in Heidelberg 93. 764.

Digitized by Google

Seeger in Heidelberg 91. 747.
Sievogt in Jena 93. 764.
Stickel in Wetzlar 87. 716.
Strauſs in Aſchaffenburg 89. 731.
Sturm in Jena 91. 747.
Szvorényi in Keſzthely 90. 742.
Trautmann in Wien 90. 742.
Vahlkampf in Wetzlar 87. 716.
Vernet in Paris 88. 722.
Wagnitz in Halle 92. 753.
Walther in Gieſsen 89. 731.
Werner in Wetzlar 87. 715.
Witmayr in München 87. 715.
Wurzer in Marburg 89. 731.
v. Zentner in München 87. 715.
Ziehler in Eybach bey Ulm 93. 764.

Nekrolog.

Batinelli in Rom 92. 754.
v. Blumenthal, geb. *v. Platen* in Berlin 93. 764.
Bredenkamp in Bremen 87. 716.
Chantreau in Auch 93. 764.
Desmaiſons in Paris 92. 754.
Dmochowski bey Warſchau 93. 764.
Eiſenhart in Helmſtädt 89. 730.
v. Eſchen in Caſſel 92. 754.
Flajani in Rom 93. 764.
Gürtlgruber in Brünn 93. 764.
de Girardin in Paris 91. 745.
Gutfeld in Altona 89. 730.
Kuhn in Eiſenach 92. 754.
Langhans in Grüneiche bey Breslau 89. 730.
v. Leber in Wien 93. 764.
Meinshauſen in Ludwigsluſt 91. 746.
Nöldechen in Wrietzen an der Oder 93. 764.
Pfeifer in Bonn 91. 746.
Rothe in Dresden 89. 730.
v. Scheffauer in Stuttgardt 93. 765.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Berlin, Prix proposés par l'Academie Royale des Sciences et Belles-Lettres, pour l'année 1810 91. 748.
Erfurt, Verſammlung der Akademie der nützlichen Wiſſenſchaften am 11 Oct. 89. 730.
Gand, Preisvertheilung und Preisaufgaben der Akademie der Malerey, Bildhauerkunſt und Architektur 91. 748.
Göttingen, Verſammlung der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 17 Sept. 91. 747.
Hanau, Sitzung der wetterauiſchen Geſellſchaft für die Naturkunde am 28 Sept. 89. 731.
Königsberg, Verſammlung der königl. deutſchen Geſellſchaft zur Geburtstagsfeyer des Kronprinzen 93. 762.
Langenſalza, Verhandlungen und Perſonale der thüringiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft 91. 746.
Warſchau, die königl. Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften dankt dem König durch eine Inſchrift und Medaille 89. 731.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Erlangen, Promotionen u. Lectionsverzeichniſs 89. 729.
Halle, Preisfrage der theologiſchen Facultät 89. 730.
— — Vereinigung der gelehrten Schulen und Errichtung eines Schulrathes 92. 753.
Jena, Promotionen 93. 761.
Mayland, Errichtung eines Collège royale des Demoiſelles 87. 715.
München, Edict die Section des Miniſteriums des Inneren für die öffentlichen Unterrichts- und Erziehungs-Anſtalten betreffend 87. 713.
Nagy-Saros, Eröffnung der neuen katholiſchen Hauptſchule 90. 742.
Paris, Preisvertheilung an der Specialſchule der Pharmacie 92. 753.
— — Verzeichniſs der Vorleſungen am Athenäum für das Jahr 1809 87. 715.
— — Verzeichniſs der Vorleſungen an der Rechtsſchule 1808 87. 716.
Preſsburg, Anzahl der Zöglinge an der Akademie 90. 742.
Roſenau, das katholiſche Gymnaſium wird mit Prämonſtratenſern beſetzt 90. 742.
Roſtock, Promotion und Disputation 87. 713.
Stuttgardt, Examen und Geburtstagsfeyer am Gymnaſium 93. 762.
Ungarn, Errichtung einer militäriſchen Akademie, Beyträge dazu 90. 737.
Wetzlar, Errichtung einer Rechtsſchule 87. 716.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Annales du Musée, p. *Landon* 1 Th. iſt erſchienen 93. 766.
Bar-ſur-Ornain, Entdeckung einer Statue des Vertumnus 88. 723.
Baudius in Leipzig Bücher zum Verkauf 89. 734.
Brandes in Eckwarden Bemerkung zu *v. Lindenaus* Bericht über den gegenwärtigen Zuſtand der Sternwarte Seeberg 92. 755.
Bücherauction in Jena 94. 776.
Bücher- Landcharten- und Kupferſtich-Auction zu Würzburg 91. 751.
Cappelle hat ſur l'Adminiſtration geſchrieben 90. 744.
Dante, neue Ausgabe von *Poggiali* 90. 743.
Druckfehleranzeige in *Karſtens* mineralogiſchen Tabellen 88. 722.
Favart Mémoires littéraires etc. ſind angenehm 90. 744.
Gérard in Paris arbeitet an einem Werke über den Ourq-Canal 93. 766.
Joachimſche Buchh. in Leipzig bittet um Nachrichten für die Zeitſchrift: die europäiſchen Hauptſtädte 89. 736.
Kaſtner in Heidelberg Erklärung 91. 752.
Kutſchebey aus Ruſsland beſucht *Peſtalozzi's* Inſtitut 89. 732.
Laſſeulx Frage, eine Rec. des Code des Droits de la Taxe d'entretien de routes betreffend, nebſt Antwort des Rec. 90. 743.
Löffler in Mannheim wohlfeiler Bücherverkauf 87. 720.
v. Müller in Caſſel ſchreibt an *Peſtalozzi* 89. 732.
Musée françois, p. Robillard-Peronville et Laurent, 63 Lieferung iſt erſchienen 93. 765.
Ourq-Canal, vom, ſind 3 Theile vollendet 93. 766.
Paris, Ankunft neuer Kunſtwerke von *Canova* 88. 723.
— — Ausſtellung am 14 Oct. 88. 721.
— — der Miniſter des Innern läſst mehrere neue Arten zu färben durch eine Commiſſion unterſuchen 92. 754.
— — der perſiſche Geſandte ſchenkt der kaiſerl. Bibliothek ein perſiſches Manuſcript 89. 731.
— — die neue Fontäne auf der Straſse Grand-Chatelet iſt eröffnet worden 93. 765.
— — erſter Transport der Kunſtalterthümer der Villa Borgheſe 88. 723.
— — in der St. Denisſtraſse wird eine Medaille ausgegraben 91. 750.
— — in die kaiſerl. Bibliothek iſt ein Mſcpt. von *Delamardelle* niedergelegt worden 93. 766.
Potot zu Miſſery erfindet einen neuen Pflug 90. 741.
Renault in Alençon entdeckt 9 verſchiedene Arten von Agaten 89. 731.
Rivoli, Errichtung eines Pyramidenſtammes zur Bezeichnung der von *Beccaria* gemeſſenen Baſis 89. 732.
Schröter von Königsberg ſchreibt an *Peſtalozzi* 89. 732.
Wittich in Berlin Preisherabſetzung 88. 727.
Zuglio in Oberitalien, Entdeckung ſchöner Ueberreſte von römiſcher und lombardiſcher Baukunſt 91. 750.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google